

TYROLIS LATINA

GESCHICHTE DER LATEINISCHEN LITERATUR IN TIROL

Band 1: Von den Anfängen bis zur Gründung der Universität Innsbruck

MARTIN KORENJAK · FLORIAN SCHAFFENRATH
LAV ŠUBARIĆ · KARLHEINZ TÖCHTERLE (HG.)

böhlau

Martin Korenjak · Florian Schaffenrath · Lav Šubarić
Karlheinz Töchterle (Hg.)

TYROLIS LATINA

Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol

Band I
Von den Anfängen bis zur Gründung
der Universität Innsbruck

Böhlau Verlag Wien · Köln · Weimar



Gedruckt mir der Unterstützung durch den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-205-78868-3

http://www.boehlau-verlag.com

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier

Umschlaggestaltung: Michael Haderer

Umschlagabbildung: ULBT, Cod. 89, Bl. 3r (Foto: F. Schaffenrath)

Druck: Balto Print, Litauen

Inhaltsverzeichnis

BAND I: VON DEN ANFÄNGEN BIS ZUR GRÜNDUNG DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK

Von den Anfängen bis zu Meinhard II. und der Begründung der Tiroler Landeseinheit (um 1285)

Von der Tiroler Landeseinheit bis zum Tod Kaiser Maximilians I. (1519)

Das 16. Jh. bis zum Tod Erzherzog Ferdinands II. von Tirol (1595)

Von der Vertreibung der Jesuiten bis zur Revolution 1848

Von der Revolution 1848 bis heute

Vorwort

Für knapp zwei Jahrtausende, von der Entstehung des Römischen Reiches bis ins 17./18. Jh., war Lat. (sieht man von Russland und denjenigen Ländern ab, die früh unter osmanische Herrschaft kamen) die wichtigste *lingua franca* Europas. Von der Literatur jedoch, die in dieser Sprache verfasst wurde, der mengenmäßig bedeutendsten, internationalsten und einflussreichsten der europäischen Vormoderne, ist bisher nur der kleine, wenn auch prägende Teil gut bekannt, der bis zum Ende der Antike entstand. Für das Mittellateinische, also die Latinität des Mittelalters, sieht es schon wesentlich schlechter aus, und die umfangreiche nlat. Literatur, die seit den Anfängen der Frühen Neuzeit zu Papier gebracht wurde, ist überhaupt noch weithin *terra incognita*. Einige herausragende Autoren wie Francesco Petrarca, Erasmus von Rotterdam oder Jakob Balde mögen sich einer gewissen Bekanntheit erfreuen, der größte Teil der erhaltenen Texte schlummert aber ungelesen in Bibliotheken und Archiven. Zwar hat sich die Situation im digitalen Zeitalter insofern verbessert, als weltweit mit der Online-Präsentation von Hs. und frühen Drucken in großem Stil begonnen worden ist: Vieles, was noch vor kurzem aufwendige Recherchen und Reisen erfordert hätte, ist nun mit ein paar Mausklicks zugänglich. Doch erstens betrifft diese Erleichterung nach wie vor nur einen kleinen Teil des Erhaltenen und zweitens bedeutet Zugänglichkeit nicht automatisch Bekanntheit: Solange das Material, das nun zur Verfügung steht, nicht gelesen und erforscht wird, ist es nur aus einem Papiergrab in ein elektronisches umgebettet.

Eine zügige Erforschung stößt indes bei allen Fortschritten, die in den letzten Jahrzehnten erzielt wurden, auf ebenso triviale wie scheinbar unüberwindliche Hindernisse: Da Mittellatein als Fach mangelhaft, Nlat. so gut wie gar nicht institutionalisiert ist, sieht sich eine kleine Zahl meist ‚nebenberuflicher' Forscher einer unübersehbaren Textmasse gegenüber. In der Folge fehlen selbst elementare Hilfsmittel, die in anderen Philologien selbstverständlich sind. Neben Lexika, prosopographischen Nachschlagewerken und Sachwörterbüchern zählen hierzu nicht zuletzt auch Literaturgeschichten, die einen Überblick über das Schrifttum und seine historische Entwicklung ermöglichen würden. Während für die mittellateinische Literatur entsprechende Arbeiten abgeschlossen bzw. im Erscheinen sind (an erster Stelle ist hier Franz Brunhölzls monumentales Projekt einer *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters* zu nennen), ist man für die nlat. hiervon noch weit entfernt. Nicht

umsonst haben Jozef IJsewijn und Dirk Sacré ihrer Überblicksdarstellung, der bislang einzigen zur nlat. Literatur insgesamt, nicht den Titel einer Literaturgeschichte, sondern ‚nur' den eines Companion gegeben (*Companion to Neo-Latin Literature*, 2 Bde., Löwen 1990–1997).

Eine vielversprechende Möglichkeit, sich allmählich einer Geschichte der nachantiken, insbesondere der nlat. Literatur anzunähern, besteht darin, die Arbeit nach geographischen Gesichtspunkten aufzuteilen und stückweise zu bewältigen: Wenn die einzelnen Forscher jeweils ein Gebiet bearbeiten, dessen politische Geschichte, Kultur- und Geistesgeschichte ihnen vertraut sind, dessen Bibliotheksbestände sie kennen und einsehen können, dürfte sich die Fülle der Texte und zu berücksichtigenden Aspekte am ehesten bewältigen lassen. Was die geographischen Einheiten betrifft, die einem solchen Unterfangen zu Grunde zu legen wären, so bieten sich (neben diversen anderen Möglichkeiten wie z.B. den großen städtischen Zentren) insbesondere die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Territorien an, die, zumindest in Mitteleuropa, während eines Großteils des Untersuchungszeitraums die wichtigsten politisch-geographischen Einheiten waren.

Ein solcher regionaler Zugang wurde allerdings unseres Wissens noch nicht erprobt. Wenn historische Darstellungen der nlat. Literatur sich auf geographische Teilbereiche konzentrieren, so handelt es sich dabei stets um größere Gebiete, die häufig mit modernen Nationalstaaten identisch sind. Dies gilt etwa für die verdienstvollen Arbeiten von Georg Ellinger (*Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands*, 3 Bde., Berlin/Leipzig 1929–1933), James Binns (*Intellectual Culture in Elizabethan and Jacobean England. The Latin Writings of the Age*, Leeds 1990), Minna Skafte-Jensen (*A History of Nordic Neo-Latin Literature*, Odense 1995) und Hans Helander (*Neo-Latin Literature in Sweden in the Period 1620–1720*, Uppsala 2001). Die große geographische Spannweite erzwingt in diesen Fällen jeweils anderweitige Einschränkungen, z.B. auf eine bestimmte Epoche, einzelne Gattungen oder gedruckte Texte.

Die *Latinitas* des historischen Tirol, also des heutigen Nord-, Ost- und Südtirol sowie des Trentino, stellt für eine regionale Literaturgeschichte einen vielversprechenden Gegenstand dar: Das Land durchlief seit seiner Genese als politische Einheit im späten 13. Jh. eine verhältnismäßig kontinuierliche territoriale und politische Entwicklung. Dementsprechend besitzt auch sein kulturelles und literarisches Leben eine gewisse Kohärenz, so dass man seine lat. Literatur sinnvoll als geographisch-historische Einheit behandeln kann. Gleichzeitig ist Tirol als Durchgangsland zwischen den beiden kulturellen und literarischen Räumen Italiens und Deutschlands, durch das jahrhundertelang neue Entwicklungen und Ideen den Weg über die Alpen fanden, auf vielfältige Weise in das geistige Leben der Vormoderne insgesamt eingebunden. Vieles von dem, was auf die Tiroler Latinität zutrifft, dürfte sich deshalb,

zumindest im Sinne provisorischer Vorannahmen, auch auf andere Regionen Europas übertragen lassen.

Aus derartigen Überlegungen heraus entstand vor gut zehn Jahren in Innsbruck der Plan einer Geschichte der lat. Literatur in Tirol, die diese in ihrer ganzen zeitlichen Ausdehnung und generischen Breite darstellen und auf einer möglichst vollständigen Erfassung aller gedruckten und hs. Quellen basieren sollte. Ein entsprechender Projektantrag wurde vom Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung im Herbst 2001 gutgeheißen, die Arbeit konnte im März 2002 beginnen. 2005 hatte ein Folgeantrag Erfolg: Das Projekt wurde um weitere drei Jahre verlängert. Nach dem Auslaufen dieser zweiten Phase dauerte es dann nochmals vier Jahre, bis nunmehr das Resultat dieser Bemühungen im Druck vorliegt.

Während der eigentlichen Projektlaufzeit, insbesondere in den ersten Jahren, wurden zunächst die wichtigeren Bibliotheken und Archive im Raum Alttirol systematisch besucht, die dort lagernden Bestände erhoben und in Auswahl fotografiert. Obwohl dies aus verschiedenen praktischen Gründen nicht in jedem einzelnen Fall so gründlich gelang, wie es wünschenswert gewesen wäre (beispielsweise konnten die Schätze der Accademia degli Agiati in Rovereto nur punktuell erschlossen werden), entstand auf diese Weise schließlich ein umfangreiches fotografisches Textarchiv; zugleich flossen die Ergebnisse der Recherchen in eine für die Zwecke des Projektes konzipierte Datenbank ein. (Interessierten lassen wir auf Anfrage gerne Material aus diesen Sammlungen zukommen.) Auf dieser Basis wurde dann nach einigen Jahren die Literaturgeschichte selbst in Angriff genommen. Nebenher entstand und entsteht eine beträchtliche Zahl an Einzelpublikationen, nicht zuletzt Diplomarbeiten und Dissertationen.

Die wissenschaftliche Projektleitung lag in den Händen von Karlheinz Töchterle, für alle organisatorischen Belange war Lav Šubarić verantwortlich. Angestellte Projektmitarbeiter waren in den ersten Jahren Florian Schaffenrath und Stefan Tilg, später auch Eleonore De Felip, Patrik Kennel und Ingrid Schöpf. Schaffenrath, Tilg und Kennel waren auch am Verfassen der Literaturgeschichte selbst beteiligt. Darüber hinaus konnten wir als Autoren Christina Antenhofer, Wolfgang Kofler, Gabriela Kompatscher, Erika Kustatscher, Christine Lehne, Lukas Oberrauch und Josef Riedmann gewinnen.

Wenn das Buch, das schließlich herausgekommen ist, „Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol“ heißt, so müssen alle drei Bestandteile dieses Titels kurz erläutert werden:

Von einer herkömmlichen „Geschichte“ einer bestimmten Literatur unterscheidet sich unsere Darstellung in einem wesentlichen und nicht unproblematischen Punkt. Üblicherweise kann man bei einem solchen Unterfangen davon ausgehen, dass die Texte, über die man schreibt, dem Zielpublikum bekannt sind oder zumindest leicht

eingesehen werden können. Das ist hier nur in ganz geringem Maße der Fall; der größte Teil des Materials, über das wir schreiben – nicht nur die Hs., sondern auch die meisten Drucke –, ist nur schwer zugänglich. Unser Buch ist deshalb ebenso als Repertorium wie als Geschichte angelegt: Es verfolgt neben dem anspruchsvolleren Bemühen, die wesentlichen Entwicklungslinien nachzuzeichnen und verständlich zu machen, auch das elementare Ziel, das vorhandene Material bzw. einen repräsentativen Ausschnitt davon vorzustellen; Letzterem dienen insbesondere die häufigen Zusammenfassungen einzelner Werke und die Zitate, mit denen wir sie dem Leser in ihrer Eigenart vor Augen führen, sowie das Verzeichnis der Primärtexte am Schluss.

Der Literaturbegriff, von dem wir ausgegangen sind, entspricht nicht der modernen Vorstellung von Literatur als Belletristik. Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit stand an ihrer Stelle der umfassendere Begriff *litterae*, unter dem man alle schriftlichen Texte subsumieren konnte, die einen gewissen Gestaltungswillen erkennen ließen. Auf lat. Werke, die sich einer mühevoll erlernten Zweitsprache bedienten, traf dies von vornherein zu, und zwar auf Fachliteratur, Wissenschaftsprosa und Gebrauchstexte aller Art ebenso wie auf anspruchsvollere Genera wie Poesie oder Historiographie. Wir haben uns grundsätzlich an diesem Konzept der *litterae* orientiert. In der Praxis mussten wir allerdings bei den Gebrauchstexten gewisse Abstriche machen, indem wir insbesondere die (anderweitig schon gut erschlossenen) Urkunden und die Inschriften ausklammerten. Vor allem Letzteres ist bedauerlich, da sich unter der frühneuzeitlichen Epigraphik zahlreiche literarisch anspruchsvolle Beispiele, etwa viele Gedichte, finden. Die heuristische Aufgabe, einen einigermaßen repräsentativen Überblick über die lat. Inschriften des Landes zu gewinnen, hätte uns aber bei weitem überfordert.

„In Tirol" haben wir ernst und wörtlich genommen: Es ging darum, das literarische Leben in lat. Sprache nachzuzeichnen, das sich in der Region entwickelte bzw. in engem sachlichem Zusammenhang mit ihr stand, nicht darum, alles zu sammeln, was sich irgendwie mit dem Land in Verbindung bringen ließ. Behandelt wurden deshalb nur solche Werke, die in Tirol selbst entstanden sind oder auf andere Art – Tirol als Thema, Widmung an einen Landesfürsten oder (selten) Erstdruck in einer Tiroler Presse – einen deutlichen Bezug zu diesem erkennen lassen. Werke von Autoren, die zwar in Tirol geboren sind, aber anderswo gelebt und gewirkt haben, wurden dagegen nicht berücksichtigt, ebenso wenig das gesamte Œuvre von Schriftstellern, die nur einen Teil davon in Tirol verfasst haben. An diesem Prinzip haben wir auch dort festgehalten, wo das, wie etwa bei Nicolaus Cusanus, Nikolaus Avancini oder Jakob Balde, den vollständigen oder partiellen Verzicht auf große Namen bedeutete. Bei den recht zahlreichen Vertretern der Gattung der Reiseberichte, die vom Weg durch Tirol nur als Teilstück einer längeren Route berichten, schien uns eine exemplarische Vorstellung ausreichend.

Da nun schon mehrmals der Begriff „Werk“ gefallen ist, sollten wir an dieser Stelle auch klarlegen, was genau wir als Werk gezählt und behandelt haben. Grundsätzlich haben wir uns nach Möglichkeit an der physischen Einheit des Überlieferungsträgers orientiert: In der Regel entspricht ein Werk einer Hs. oder einem Druck. Ausnahmen hiervon bilden einerseits mehrbändige Werke, andererseits einzelne Bestandteile einer Sammelhandschrift oder eines Sammeldrucks, sofern sie einen gewissen Umfang aufweisen und als durchkonzipierte Einheiten zu erkennen sind. Auf die Einzelgedichte einer Gedichtsammlung trifft z.B. Letzteres, nicht aber Ersteres zu, weshalb sie nicht als eigene Werke aufscheinen. Wenn allerdings ein kurzer Text, etwa ein Gedicht oder ein Brief, in einem andersartigen Kontext als Zitat überliefert war, wurde er in der Regel als Werk verzeichnet. Schließlich haben wir im Anschluss an unseren weitgefassten Literaturbegriff nicht nur anspruchslosen Gebrauchstexten, sondern auch Rohfassungen, Vorarbeiten, wissenschaftlichen Notizen, Schulheften, Vorlesungsmitschriften und dergleichen Werkstatus verliehen.

Gegliedert ist die Literaturgeschichte nach Epochen und Gattungen. Keines dieser Kriterien ist unproblematisch, beide sind unumgänglich. Hinsichtlich des ersten befinden wir uns trotz der bekannten Aporien, in die der Epochenbegriff führen kann, in der glücklichen Lage, dass sich die Geschichte der Tiroler Latinität anhand einer Reihe einschneidender politischer, religions- und bildungsgeschichtlicher Ereignisse recht schlüssig in insgesamt sieben Abschnitte einteilen lässt: Die Genese Tirols als politische Einheit unter Meinhard II. von Tirol und Görz, die um 1285 zu einem vorläufigen Abschluss kam, trennt die Jahrhunderte davor von der Folgezeit und weist ihnen den Status einer Vorgeschichte zu. In den nächsten gut zwei Jahrhunderten bis zum Tod Maximilians I. im Jahr 1519 ist, meist unter den günstigen Auspizien landesherrlicher Präsenz, eine insgesamt kontinuierliche kulturelle Entwicklung zu verzeichnen, die gegen Ende des Zeitraums immer stärker vom Humanismus geprägt wird. Die dritte Epoche steht im Zeichen von Reformation und Gegenreformation und reicht bis zum Tod Ferdinands II., der drei Jahrzehnte lang prunkvoll in Innsbruck residierte, im Jahr 1595. Die Jahre 1665 und 1669, mit denen der vierte Abschnitt zu Ende geht, bringen dann sogar eine doppelte Zäsur: Im ersten stirbt die Tiroler Linie der Habsburger aus, sodass es seitdem in Innsbruck keinen landesfürstlichen Hof mehr gibt, im zweiten wird, sozusagen als Ausgleich, die Universität Innsbruck gegründet – beides Ereignisse von großer kultur- und literaturgeschichtlicher Tragweite. Die fünfte Epoche, die das letzte Drittel des 17. und die ersten beiden des 18. Jhs. umfasst, endet 1773 abrupt mit der Aufhebung des Jesuitenordens, der im Tiroler Bildungswesen seit mehr als zwei Jahrhunderten eine tragende Rolle gespielt hat. Die sechste wird vom Revolutionsjahr 1848 mit seinen wichtigen bildungspolitischen Weichenstellungen beschlossen. In der siebten und letzten, die bis in die Gegenwart reicht, wird Lat. als Kommunikationsmittel und

Literatursprache immer weiter zurückgedrängt, bis sich schließlich die Verhältnisse einstellen, die uns heute geläufig sind.

Innerhalb jeder dieser sieben Epochen beginnt die Darstellung mit einem Epochenporträt, das die im vorliegenden Zusammenhang wichtigsten Charakteristika des Zeitraums zusammenfasst, und gliedert sich dann wie erwähnt nach literarischen Gattungen; Ausnahmen sind das erste und das letzte Kapitel, in denen wir das mengenmäßig beschränkte bzw. vergleichsweise homogene Schrifttum zusammenfassend behandelt haben. Auch der Gattungsbegriff birgt bekanntlich seine Schwierigkeiten (von denen wir einige etwas später noch kurz ansprechen werden). Er erwies sich aber als durchaus geeignet, unser Feld abzudecken und die wesentlichen Zusammenhänge und Entwicklungen sichtbar zu machen, allerdings nur bei pragmatischer und flexibler Handhabung. Aus diesem Grund stehen Großgattungen wie „Poesie" neben kleineren wie „Biographie", formal definierte wie „Drama" neben inhaltlich bestimmten wie „Medizin" oder „Theologie" und funktional umrissenen wie „Brief". Auch ändert sich der Kanon der Gattungen von Epoche zu Epoche, wenn auch ein gewisser Grundbestand einen Großteil des behandelten Zeitraums hindurch erhalten bleibt.

Bei alldem haben wir uns zwar, wie erwähnt, bemüht, das relevante Material vollständig zu sammeln, Vollständigkeit der Darstellung konnte aber in den meisten Kapiteln kein ernsthaftes Ziel sein: Wir haben in der Regel nur einen – wie wir hoffen, repräsentativen – Bruchteil der erhobenen Texte besprochen und zitiert. In besonderem Maße trifft das auf die diversen Arten von Fach- und Gebrauchsschrifttum zu, wo die Menge des Erhaltenen noch größer ist als auf anderen Gebieten. Glücklicherweise hat man es hier in der Regel zugleich mit hochgradig standardisierten Textsorten zu tun, die sich gut zusammenfassend bzw. exemplarisch behandeln lassen.

Für wen ist die vorliegende Literaturgeschichte gedacht? Wir haben beim Schreiben einen weiten und heterogenen Kreis potenzieller Leser vor Augen gehabt und versucht, seinen vermutlichen Wünschen und Bedürfnissen Rechnung zu tragen, insbesondere, indem wir alle lat. Passagen und Zitate auch in deutscher Übersetzung bieten und unsere Ausführungen durch Abbildungen illustrieren. So wird das Resultat unserer Bemühungen hoffentlich für Vertreter verschiedener Fachrichtungen und Disziplinen zugänglich und von Interesse sein: Klassische Philologen können aus der Darstellung einen Eindruck vom Reichtum der mittel- und nlat. Literatur gewinnen. Für Germanisten und Romanisten werden Phänomene deutsch-italienisch-lat. Mehrsprachigkeit im Tiroler Raum, beispielsweise lat.-volkssprachliche Drucke und Übersetzungsliteratur, von Interesse sein. Historiker dürften eine Vielzahl neuer Quellen zu verschiedenen Aspekten der Landesgeschichte entdecken. Kunsthistoriker werden sich von Buchillustrationen und zeitgenössischen Beschreibungen von Kunstwerken angesprochen fühlen, Musikwissenschaftler von denjenigen Kapiteln,

die sich mit zur Vertonung bestimmten Texten befassen. Vertreter einer Reihe weiterer Fächer (Philosophie, Theologie, Geographie, Botanik, Medizin, Physik usw.) erfahren Wissenswertes über die Geschichte ihrer Disziplinen. Jeder landeskundlich Interessierte wird Tirol und das Trentino von einer Seite kennenlernen, die ihm bisher weitgehend unzugänglich gewesen sein dürfte. Besonders wichtig sind uns als Leser aber natürlich diejenigen, die sich wie wir der Erforschung der nachantiken Latinität verschrieben haben. Sollten Grundidee und Durchführung dieser Literaturgeschichte ihre Zustimmung finden und zu ähnlichen Unternehmen anregen, so wären wir für unsere Arbeit reich belohnt.

Schließlich verlangt an dieser Stelle noch ein technischer Aspekt ein Wort der Erklärung, nämlich unser Umgang mit Sekundärliteratur. Unsere Darstellung berührt zahlreiche, z.T. entlegene Wissensgebiete, von der Diätetik bis zur Christologie, von der Lokalgeschichte bis zur Astronomie, und jedem Experten auf einem davon wird es ein Leichtes sein, auf eine Fülle von Sekundärliteratur hinzuweisen, die wir zu zitieren unterlassen haben. Wenn wir diesbezüglich ausgesprochen zurückhaltend waren, so hat das (neben unserer Ignoranz) drei Gründe: Erstens mussten wir den Umfang – und damit auch den Preis – des Buches in erträglichen Grenzen halten. Zweitens wollten wir eine gut zugängliche, nicht übermäßig durch Fußnoten und gelehrte Exkurse beschwerte Darstellung bieten. Drittens machen es die elektronischen Ressourcen unserer Zeit verhältnismäßig leicht, zu einem beliebigen Thema Basisinformationen und weiterführende Literatur zu finden. In diesem Sinne vertrauen wir auf den mündigen Leser und hoffen, dass er unsere Entscheidung für ein erschwingliches und lesbares Buch gutheißen wird.

Ein Vorwort ist nicht der Ort, die Ergebnisse eines Projektes wie des vorliegenden im Detail zusammenzufassen. Es ist aber vielleicht sinnvoll, kurz einige Punkte zu benennen, die insofern von allgemeinerem Interesse sind, als sie Implikationen für unser Bild der nachantiken, v.a. der nlat. Literatur als Ganzes haben.

a) Dass nlat. Literatur in gewaltigen Mengen produziert wurde und sich erhalten hat, ist bekannt. Dennoch waren wir von der schieren Masse dessen überrascht, was wir gefunden haben. Tirol umfasst flächenmäßig gerade einmal 0,25% Europas (von den Kolonialgebieten in Übersee, in denen vielfach ebenfalls eine intensive Lateinkultur gepflegt wurde, ganz zu schweigen). Für dieses kleine Gebiet haben unsere Recherchen rund 7000 Texte (etwa 5600 von 2000 namentlich bekannten Autoren sowie 1400 anonyme Werke) vom Einzeldistichon bis zum vielbändigen Wälzer zutage gefördert – wie gesagt ohne Epigraphik und Urkundenmaterial. Zwar kann man auf einige Faktoren verweisen, welche die lat. Produktion in Tirol besonders begünstigt haben dürften – drei Höfe (Innsbruck, Brixen, Trient) auf kleinem Raum, zahlreiche Klöster, lange und wirkmächtige jesuitische Präsenz, teilweise

Zugehörigkeit zum deutschen Sprachraum, wo Lat. länger als anderswo eine vorherrschenden Stellung behielt –, aber ihnen stehen das Fehlen großer Städte und wirklich bedeutender Klöster sowie die Tatsache gegenüber, dass es sich alles in allem um ein dünn besiedeltes Gebirgsland handelt. Nimmt man versuchsweise an, dass seine ‚Lateindichte' europaweit im guten Durchschnitt liegt, so kann man es bei aller gebotenen Vorsicht wagen, die Zahl der seit dem Ende der Antike auf Lat. verfassten Texte, die auf uns gekommen sind (die Masse des Verlorenen war wohl nochmals um ein Vielfaches umfangreicher), zumindest der Größenordnung nach abzuschätzen: Sie dürfte etwa im siebenstelligen Bereich liegen.

b) Ein großer Teil der Texte ist späten Datums. Die Neolatinistik konzentriert ihre Aufmerksamkeit traditionell auf die Zeit vom 14. bis zum 16. Jh. Spätere Epochen werden, sei es aufgrund des einsetzenden Aufstiegs der Volkssprachen, sei es aufgrund eines auch in anderen Wissenschaften feststellbaren Interesses für ‚Ursprünge' samt Abwertung der Folgezeit als repetitiv und dekadent, weniger intensiv erforscht. Demgegenüber ist zumindest für Tirol festzuhalten, dass der überwiegende Teil unserer Texte aus dem 17. und 18. Jh. stammt. Aus dem 19. Jh. haben wir immer noch mehr als aus dem 16., und in manchen Disziplinen spielt Lat. bis ins 20. Jh. (Theologie, Neuscholastik, Philologie) oder gar bis heute (Botanik) eine wichtige Rolle. Mögen hierbei auch einige landesspezifische Faktoren wie die Tatsache, dass die Universitätsgründung 1669 der Lateinproduktion einen Schub verlieh, und der stark ausgeprägte Katholizismus eine gewisse Rolle spielen – ganz untypisch dürfte das Bild zumindest für Mitteleuropa nicht sein. Aber nicht nur *in puncto* Quantität, sondern auch, was die Qualität betrifft, verdient die Spätzeit mehr Interesse, als ihr bislang zuteilwurde: So schreiben etwa die Jesuiten bis Ende des 18. Jhs. ein überaus gekonntes, nuancenreiches Lat., und die lat. Fachsprachen der zuvor genannten Disziplinen werden weiterentwickelt und ausdifferenziert, solange sie in Gebrauch sind.

c) Das Kriterium der literarischen Gattung hat sich als Gliederungsprinzip insgesamt bewährt, doch eine Fülle problematischer Einzelfälle hat uns bewusst gemacht, dass die nachantike lat. Literatur diesbezüglich von verwirrender Vielfalt ist. Häufig blieb der Versuch, einen bestimmten Text einer geläufigen Gattung zuzuweisen, zum Scheitern verurteilt und die Einordnung in das betreffende Kapitel eine pragmatische Verlegenheitslösung: Wie verfährt man diesbezüglich etwa mit einem ciceronianischen Dialog über Steuerrecht (Franz Adam von Brandis, *Quomodo sine aerarii foenere mellificandum*, Bozen 1686), mit einer panegyrischen Satura Menippea (*Regulus ab aquila exaltatus*, Innsbruck 1703), mit einem nach der *Vulgata* und der antiken Historiographie stilisierten Bericht über einen berühmten Scharlatan (Clementino Vannetti, *Liber memorialis de Caleostro*, Mori 1789)? Zwar gibt es durchaus ein Gebiet, innerhalb dessen die Legislation der

Poetik und der Rhetorik sowie die Autorität antiker Vorbilder die gattungsmäßige Ordnung aufrechterhalten, doch jenseits seiner Grenzen erstreckt sich generisches Niemandsland: Die Autoren, so scheint es, stehen dem Konzept „Gattung" weithin indifferent gegenüber und orientieren sich in erster Linie an den Erfordernissen der konkreten Situation, in der sie ihren Text verfassen. Das ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil es eine andere Beziehung zur antiken Literatur impliziert als die von bewusster *imitatio* („Nachahmung") und *aemulatio* („Wetteifer") geprägte, die v.a. klassische Philologen gerne ins Zentrum ihrer Überlegungen stellen. Vielfach kommt den antiken Texten eher die Rolle einer literarischen Verfügungsmasse zu, deren man sich nach Belieben bedient.

d) Dass im Bereich der nachantiken Latinität noch viel editionsphilologische Arbeit zu leisten ist, ist allgemein bekannt. Auch wir sind erwartungsgemäß auf eine Menge Texte gestoßen, die eine Ausgabe mit Einleitung, Übersetzung und Kommentar lohnen würden. Überraschend war jedoch, dass sich uns darüber hinaus zahlreiche übergreifende Themen und Fragen literatur-, bildungs- und geistesgeschichtlicher Natur aufgedrängt haben, die unseres Wissens bisher erst zum kleineren Teil als solche wahrgenommen und bearbeitet worden sind. Um nur eine Handvoll Beispiele herauszugreifen: Anhand erhaltener Schülerhefte ließe sich in aller Deutlichkeit nachvollziehen, wie junge Lateiner an das Verfassen poetischer Texte herangeführt wurden. Die lat. geistliche Dichtung des Barock, von der Hymnen- über die Erbauungs- bis zur Meditationsdichtung, von streng klassizistisch bis mittelalterlich-akzentuierend, ist samt ihren religionsgeschichtlichen Implikationen noch fast zur Gänze unerforscht. Dasselbe gilt für die vielgestaltige nlat. Figurendichtung, die mitunter die seltsamsten Blüten treibt. Auch die ingeniösen Prosimetra der *Societas Jesu* zum Preise geistlicher und weltlicher Herrscher, die Versatzstücke aller Art in spielerischer Freiheit kombinieren und beispielsweise nicht davor zurückschrecken, gänzlich neuartige Metren zu erfinden, harren noch der Aufarbeitung. Ein weiteres, bildungsgeschichtlich wichtiges, panegyrisches Genre, das zu seiner Zeit überaus beliebt war, stellen Gratulationsschriften zu akademischen Promotionen dar. Aus der panegyrischen Leichenrede scheint im 18./19. Jh. in intellektuellen Kreisen, beispielsweise in den Akademien, der moderne Nachruf hervorgegangen zu sein; das Wie und Warum dieses literatur- wie mentalitätsgeschichtlich interessanten Vorgangs bleibt zu untersuchen. Die lat. Fachsprachen vieler Wissenschaften entwickelten sich, wie schon angedeutet, bis in jüngste Zeit eigenständig weiter – Sonderwege der lat. Sprachgeschichte, über die wir noch kaum etwas wissen. Die nlat. Literatur hält für denjenigen, der sich ihr widmen möchte, neben geduldiger, solider Grundlagenforschung eine Fülle spannender Fragen von großer Tragweite bereit – ein zusätzlicher Anreiz, sich ihr noch entschiedener zuzuwenden als bisher.

Zu guter Letzt bleibt uns die schöne Pflicht des Dankens. Während der langjährigen Arbeit haben wir Hilfe, Rat und Zuspruch von so vielen Seiten erfahren, dass eine vollständige Aufzählung ein neues Buch ergeben würde. Wir möchten aber zumindest eine Reihe von Institutionen und Personen hervorheben, die in verschiedenen Stadien des Projektes entscheidend zu seinem Gelingen beigetragen haben: Wertvolle Informationen und Tipps zur Antragsstellung kamen von Frau Sieglinde Sepp und Herrn Univ.-Prof. Werner M. Bauer sowie vom Projektservicebüro der Universität Innsbruck. Ohne die großzügige finanzielle Unterstützung des Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung hätte weder das Projekt in Angriff genommen noch das resultierende Buch gedruckt werden können. Ebenfalls unabdingbar war die bereitwillige Hilfe zahlreicher Bibliotheken und Archive (und ihrer Vertreter): der Biblioteca Civica Rovereto, der Biblioteca Comunale di Trento (dott. Silvano Groff), des Archivio di Stato di Trento, des Trientner Franziskanerklosters San Bernardino (P. Remo Stenico), des Benediktinerklosters Muri-Gries bei Bozen (P. Plazidus-Karl Hungerbühler, Prakash Ramachandran), der Propsteibibliothek Bozen (Traudl Streiter), des Franziskanerklosters Bozen, der Seminarbibliothek des bischöflichen Priesterseminars in Brixen, des Diözesanarchivs Brixen (Dir. Eduard Scheiber), der Bibliothek des Bischöflichen Seminars Vinzentinum in Brixen (Prof. Christoph Röck), des Augustiner-Chorherrenstifts Neustift (Prof. Martin Peintner), des Kapuzinerklosters Brixen (Guardian Kassian Ladstätter), des Stadtmuseums Meran, des Kollegiatsstifts Innichen (Dr. Egon Kühebacher), des Zisterzienserstifts Stams (HR DDr. Wilhelm Kundratitz, OStR Prof. Mag. Karl Palfrader), des Prämonstratenser Chorherrenstifts Wilten (HR Univ.-Prof. Dr. Fritz Steinegger †), der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (Sieglinde Sepp, Mag. Peter Zerlauth, Michael Springer), der Bibliothek der Tiroler Landesmuseen (Dr. Martin Bitschnau, Roland Sila), des Kapuzinerklosters Innsbruck (P. Gaudentius), des Servitenklosters Innsbruck (Fr. Fero Bachorik), des Innsbrucker Jesuitenkollegs (Univ.-Prof. Dr. Emerich Coreth †, Univ.-Prof. Dr. Bernhard Kriegbaum), des Tiroler Landesarchivs (HR Univ.-Prof. Dr. Richard Schober, Dr. Christoph Haidacher), des Franziskanerklosters Schwaz (P. Oliver Ruggenthaler), des Benediktinerstifts St. Georgenberg-Fiecht (P. Thomas Naupp), der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien (Univ.-Prof. Dr. Ernst Gamillscheg) und des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien (Dr. Leopold Auer). Die Autorinnen und Autoren haben sich gemeinsam mit uns auf ein wissenschaftliches Abenteuer eingelassen, dessen Verlauf und Ausgang anfangs wohl für keinen von uns absehbar waren, und uns bis zum Schluss durch dick und dünn begleitet. Die Mühen der Endredaktion haben Johanna Luggin und Simon Wirthensohn mit uns geteilt. Schließlich gebührt dem Böhlau Verlag Dank für seine Bereitschaft, das Buch zu publizieren, und für die kompetente Bewältigung des schwierigen Manuskripts.

Von den Anfängen bis zu Meinhard II. und der Begründung der Tiroler Landeseinheit (um 1285)

Josef Riedmann

Epochenbild

früheste Schriftzeugnisse

Die ältesten Zeugnisse für die Verwendung der Schriftzeichen im Bereich des historischen Kronlandes Tirol zwischen Kufstein und Ala, Arlberg und Lienzer Tor reichen in die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. zurück. Weihesprüche, Besitzangaben und Namen wurden auf Stein, Metall, Keramik, Holz und Blei festgehalten. Die benutzten Buchstaben stehen mit Alphabeten im Zusammenhang, die im benachbarten italischen Raum Verwendung gefunden haben. Mit der schrittweisen Einverleibung des späteren Tiroler Raumes in das Imperium Romanum im Laufe des 1. Jhs. v. Chr. nahm auch die Produktion von Schriftzeugnissen sprunghaft zu. Im Zuge der Gesamtentwicklung im Römischen Reich entstanden in großer Zahl lat. Inschriften auf Grabdenkmälern, Altären, Meilensteinen, Ziegeln und Gebrauchsgegenständen. Als eigene literarische Schöpfung wird man derartige Texte allerdings nur in einem sehr beschränkten Umfang ansprechen können. Allein eine kurze Beschwörung, die um 100 n. Chr. eine Secundina in Wilten auf Blei einritzen ließ, um ein gestohlenes Gut wieder zu erlangen, verrät eine einigermaßen selbstständige Diktion. Bemerkenswert ist trotz dieses vereinzelten Dokuments das weitgehende Fehlen schriftlicher Zeugnisse im Bereich des heutigen Nordtirol. In Süd- und Osttirol und v.a. im Trentino sind entsprechende Aufzeichnungen wesentlich häufiger erhalten. Das Fehlen eines städtischen Zentrums im Inntal im Gegensatz zu Aguntum in Osttirol und Tridentum bietet eine Erklärung für diese Diskrepanz.[1]

frühchristliche Schriftquellen

Auch das Vordringen des christlichen Bekenntnisses in die Alpentäler im Laufe der Spätantike änderte wenig an der Seltenheit der Überlieferung von schriftlichen Zeugnissen aus diesen Jahrhunderten, obwohl man für den Kult entsprechende Bücher benötigte und die Geistlichkeit in antiker Tradition über Fertigkeiten im Lesen und Schreiben verfügt haben muss. In den in das 4./5. Jh. zurückreichenden Bischofssitzen von Trient und Säben existierten zweifellos auch noch in der Folgezeit, wenn vielleicht auch in sehr reduzierter Form, Ausbildungsstätten von Klerikern. Aus der Zeit um 400 stammen die frühesten einheimischen Texte aus Trient in Gestalt von Briefen des Bischofs Vigilius. Frühe schriftliche Quellen liegen auch über das Martyrium der Missionsboten auf dem Nonsberg vor, und wenn Paulus Diaconus zur Zeit Karls des Großen in der Lage war, für seine *Historia Langobardorum* ein einschlägiges Werk des Abtes Secundus von Trient auszuschreiben,

1 Zur Geschichte der Epoche vgl. v.a. Riedmann 1990.

dann bezeugt dies auch die Existenz von literarischen Ambitionen im Umkreis des Bischofs oder eventuell auch des in Trient residierenden langobardischen Herzogs. Das Werk des Secundus, das um 600 verfasst wurde, ist insgesamt leider verloren gegangen. Beachtung verdient in diesem Zusammenhang aber auch die Tatsache, dass Secundus als Abt bezeichnet wird. Dies ist ein sehr isolierter Hinweis auf die Existenz eines spätantiken/frühmittelalterlichen Klosters im Raum von Trient, von dem ansonsten keinerlei Spuren existieren. Als älteste Zeugnisse einer äußerst bescheidenen Form der Historiographie sind ferner die im Rahmen der Liturgie entstandenen Bischofslisten von Trient und Säben anzusprechen, deren früheste Originalüberlieferung heute allerdings erst aus dem 11. Jh. (Trient) und aus dem späten MA (Brixen) stammt. Die älteste heute noch erhaltene lat. Originalhandschrift im alttirolischen Raum reicht in das 6. Jh. zurück. Es handelt sich dabei um ein lat. Evangeliar auf Purpurpergament, dessen Entstehung in Trient allerdings nicht gesichert ist. Es wird mit dem berühmten *Codex argenteus*, der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas, heute das Prunkstück der Universitätsbibliothek von Uppsala, in Zusammenhang gebracht, die wahrscheinlich am Hofe des Gotenkönigs Theoderich in Ravenna um 500 entstanden ist. Aus dem Bereich von Säben-Brixen ist offenbar keine Hs. aus der Zeit vor etwa 800 überliefert.

Einfluss der bayerischen Herzöge

Die schrittweise Einbeziehung des späteren Tiroler Raumes in das bayerische Herzogtum der Agilofinger, die im 7. Jh. begann, brachte auch für den Bereich der Bildung in den Alpentälern neue Impulse. Allerdings lassen sich diese erst im 8. Jh. deutlich fassen, etwa in der Person und im Wirken des aus der Gegend von Meran stammenden Bischofs Arbeo von Freising, der durch die von ihm verfassten Viten der sogenannten Bayernapostel Emmeram und Corbinian sogar zum ersten bayerischen Schriftsteller avancierte. In diesen Zusammenhang neuer geistlicher und kultureller Impulse, die nun aus dem Norden in die Gebirgstäler auf beiden Seiten des Brenners kamen, gehört auch die Gründung von Innichen, des ersten ‚Tiroler' Klosters im MA, durch den bayerischen Herzog Tassilo III. im Jahre 769. Man kennt aber keine literarischen Produkte aus der Frühzeit der Pustertaler Mönchsgemeinschaft. Der Wortlaut der Gründungsurkunde blieb nur in einem Freisinger Kopialbuch erhalten, denn Innichen unterstand als sogenanntes Eigenkloster direkt dem Freisinger Oberhirten. Das berühmte *Innicher Evangeliar,* heute in der ULBT aufbewahrt (vgl. Farbtafel 1), entstand erst kurz vor 900 und vermutlich nicht im Pustertaler Kloster selbst. Dass die Hs. dann sehr bald nach Innichen gelangte, bezeugen einige kurze Eintragungen über Schenkungen an das Kloster des Hl. Candidus. Mehr erhalten blieb aus der Schreibschule des ebenfalls noch vor 800 gegründeten Klosters Müstair/Münster im heutigen Graubünden, das lange Jahrhunderte mit dem nachmaligen Land Tirol engstens verbunden war. Aus Müstair/Münster sind Handschriftenfragmente aus karolingischer Zeit überliefert, die sich in der

Schrift in die Tradition der Churer Romanitas einordnen. Aus dieser Richtung kamen auch die wesentlichen religiösen und kulturellen Impulse im Vinschgau, der ja bis zum Beginn des 19. Jhs. zur Diözese Chur gehörte.

Ausgestaltung der kirchlichen Strukturen

Die für das geistige Leben ganz wesentliche kirchliche Organisation im späteren Tiroler Raum erfuhr knapp vor 800 ihre für lange Zeit maßgebliche Ausgestaltung. Das bis in die Spätantike zurückreichende Bistum Säben, das Eisacktal im Süden bis Klausen und zudem das Pustertal, das Wipptal und das Tiroler Inntal bis zum Ziller einschließlich der Seitentäler umfassend, wurde der im Jahre 798 neu errichteten bayerischen Kirchenprovinz mit dem Zentrum Salzburg zugeordnet. Die damit erfolgte Einbeziehung des zentralen Bereichs des späteren Tirol in die von zahlreichen Klöstern und Bischofssitzen geprägte bayerische geistliche und geistige Landschaft zeigte nachhaltige Folgen auch im Bereich der Literatur. Die Diözese Trient umfasste im Wesentlichen das heutige Trentino sowie in Südtirol das Etschtal bis vor Meran und das Eisacktal von Bozen bis vor Klausen mit den entsprechenden Nebentälern. Weitere gezählte neun Bistümer verfügten sodann bis um 1800 über Randbereiche der historischen Grafschaft Tirol (neben Chur auch Augsburg, Freising, Salzburg, Chiemsee, Aquileia, Padua, Feltre-Belluno, Verona, Brescia).

Schriftlichkeit in karolingischer Zeit

Obwohl etwa Bischof Alim, ein Zeitgenosse Karls des Großen, mit Alkuin, dem führenden Geist am Hofe des Kaisers, und mit Erzbischof Arn von Salzburg Kontakte unterhielt, sind uns aus dieser Zeit keine Zeugnisse einer literarischen Tätigkeit aus Säben erhalten geblieben. Immerhin stammt die älteste Originalurkunde des Brixner Hochstiftsarchives, ausgestellt vom karolingischen Herrscher, aus dem 9. Jh., und mehr oder weniger zufällig ist im Jahre 828 in einer Freisinger Überlieferung auch ein Notar des Säbener Bischofs namentlich genannt. Im Jahr 845 war in Trient ebenfalls ein Notar tätig – ein völlig isoliertes Zeugnis für das Weiterleben der Schriftlichkeit in einer diesbezüglich höchst dunklen Epoche. Dabei muss es an den Bischofssitzen wohl Skriptorien gegeben haben, um die für den Kult notwendigen und auch ansonsten bezeugten liturgischen Bücher herzustellen. Inwieweit damals auch eigene Domschulen existiert haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Kaiser Lothar I. hat im Jahre 825 als zentralen Schulort für den Bezirk von Trient die Stadt Verona bestimmt. Als einziges nennenswertes Zeugnis aus dieser Zeit hat sich ein Sakramentar mit einem Martyrologium aus Trient erhalten, für das fallweise auch eine Entstehung in Säben angenommen wurde.

‚Tirol' unter den Ottonen

Dieses fast vollständige Vakuum an literarischen Überlieferungen in der Karolingerzeit im Gebiet der Bischöfe von Säben und Trient setzte sich im 10. Jh. fort. Zwar änderte sich der politische Stellenwert der zentralen Alpentäler unter den Ottonen beträchtlich. Mit der Wiederaufnahme der Italienpolitik unter Otto I., die ihren Höhepunkt in der Erneuerung der Kaiserwürde im Jahre 962 erlebte, gewann der Bereich zwischen Augsburg und Verona als idealer Kommunikationsstrang zwischen der

Mitte Europas und der Apenninhalbinsel entscheidend an Bedeutung. Dementsprechend erwiesen sich die Herrscher als großzügig gegenüber den Bischöfen von Säben, die nun, in den Jahrzehnten vor der Jahrtausendwende, ihren Sitz von der geschützten Höhe über Klausen in die Talweitung von Brixen verlegten. Allmählich begann man jetzt auch mit der schriftlichen Aufzeichnung von Rechtsgeschäften, die etwa Zuwendungen von Gütern und Menschen an die Bischofskirche betrafen. Knapp nach 1000 wurden vorher einzeln festgehaltene Notizen über Schenkungen und Tauschgeschäfte in einem eigenen Traditionscodex zusammengeschrieben, der eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Hochmittelalters im Tiroler Raum geworden ist. In Trient ist keine annähernd gleichwertige Überlieferung entstanden.

Stellenwert der Bischöfe von Trient und Brixen

Wohl aber war es der Bischof von Trient, der im Jahre 1004 die Grafschaftsrechte in der Umgebung seiner Residenzstadt von König Heinrich II. übertragen erhielt. Die Betrauung eines hohen geistlichen Würdenträgers mit öffentlich-rechtlichen Aufgaben (Einhebung von Abgaben, Wahrnehmung der Gerichtsbarkeit, Oberbefehl über das Heeresaufgebot) entsprach dem Zug der Zeit und bot sich in besonderem Maße in den Alpentälern an, da auf diese Weise die nach dem Herrscher oberste Gewalt in der strategisch entscheidenden Kommunikationslinie zwischen Italien und Deutschland nicht mehr in den Händen von weltlich Großen lag, die mit Erfolg nach der Erblichkeit dieser Positionen strebten, sondern in den Händen von Kirchenfürsten, auf deren Bestellung Kaiser und Könige damals noch entscheidend Einfluss nehmen konnten. Die salischen Herrscher verliehen in der Folge weitere Grafschaftsrechte an die Bischöfe von Trient (Etschtal, Vinschgau) und Brixen (Eisacktal, Tiroler Inntal, Pustertal). Damit setzte ein Ablöseprozess dieser Gebiete von größeren politischen Einheiten im Norden (Herzogtum Bayern) und Süden (Markgrafschaft Verona) ein. Dass aber nicht die Bischöfe die entscheidenden Nutznießer dieses Prozesses werden würden, sondern neue weltliche Geschlechter, deren Angehörige zu Vögten, also zu Vertretern der Kirche in weltlichen Angelegenheiten bestellt wurden, sollte sich dann im Laufe des 13. Jhs. herausstellen.

Sakramentar Ulrichs II.

Die erhöhte politische Bedeutung, die der Trientner Oberhirte knapp nach der Jahrtausendwende erlangte, fand in einer bemerkenswerten Hs. ihren Niederschlag, die unter Bischof Ulrich II. (1022–1055) entstanden ist. Das Sakramentar enthält neben den üblichen liturgischen Texten eine Liste der Trientner Oberhirten seit dem Bestehen dieses Bischofsitzes, hunderte Eintragungen von weiteren Totengedächtnissen von Kaisern, Königen, Bischöfen und anderen Klerikern sowie von Laien, die sich als Wohltäter der Kirche des Hl. Vigilius erwiesen haben. Ein Teil davon waren Teilnehmer an Italienzügen Kaiser Heinrichs II., derer man in Trient im Gebet gedachte. Analoge Aufzeichnungen sind aus Brixen nicht erhalten. Wohl aber ist um 1030 erstmals ein *magister scholarum* in der Stadt am Eisack bezeugt, der an der dortigen Domschule tätig war, und dort erhielten nicht nur Geistliche,

sondern auch junge Adelige eine Ausbildung. Im Übrigen besitzen wir aus dem Bereich Brixen aus dem 11. Jh. weiterhin nur pragmatisches Schrifttum, v.a. Aufzeichnungen über Rechtsgeschäfte, und Bruchstücke von liturgischen Codices. Die von Streitschriften erfüllte Auseinandersetzung zwischen Kaisertum und Papsttum in der zweiten Hälfte des 11. Jhs., im sogenannten Investiturstreit, sah zwar Brixen im Jahre 1080 im Brennpunkt des Geschehens, als hier auf Geheiß Heinrichs IV. eine lange Reihe von Bischöfen aus Italien und Deutschland Gregor VII. die Rechtmäßigkeit als Papst absprach und in der Person Clemens III. ein neues Oberhaupt der Christenheit erwählte. Der Ort Brixen erlangte damit überregionale Bekanntheit. An Ort und Stelle hinterließen die dramatischen Ereignisse aber offenbar keinen schriftlichen Niederschlag. Die im Investiturstreit durchwegs auf kaiserlicher Seite stehenden Oberhirten von Brixen und Trient griffen ebenso wenig zur Feder, um ihren Standpunkt zu verteidigen, wie ihre Domherren oder die Insassen der damals in diesem Bereich noch spärlichen Klöster (Innichen, Benediktinerinnen in Sonnenburg im Pustertal seit ca. 1030).

kirchliche Erneuerungsbewegung – Klostergründungen

Etwa seit Beginn des 12. Jhs. zeichnete sich auch im Gebiet des nachmaligen Tirol der Sieg der kirchlichen Erneuerungsbewegung immer deutlicher ab. Die Bischöfe verdankten ihre Würde nun nicht mehr ausschließlich der Gunst der Herrscher, und insbesondere die Gründung neuer geistlicher Gemeinschaften kann als Ausdruck einer neuen religiösen Gesinnung gelten. Die Initiative für die Errichtung neuer Klöster ging von einheimischen weltlichen und geistlichen Großen aus. Eine offenbar bereits seit einiger Zeit bestehende Klerikergemeinschaft im abgelegenen St. Georgenberg bei Schwaz wurde 1138 in ein Benediktinerkloster umgewandelt. Im gleichen Jahr erfolgte die päpstliche Bestätigung der neuen Niederlassung von Prämonstratensern in Wilten. Nach einer Vorstufe im unteren Engadin übersiedelten um 1150 Benediktiner nach Marienberg im obersten Vinschgau. Dem Zug der Zeit folgend, errichtete um 1140 der Brixner Reformbischof Hartmann ein Augustiner-Chorherrenstift in unmittelbarer Nähe seiner Residenzstadt, das als Neustift bis zum heutigen Tag existiert. Hingegen ist der Konvent der Chorherren von San Michele an der Etsch (Welschmichel) zwischen Salurn und Trient, den Bischof Altmann von Trient und Graf Ulrich von Eppan vor 1145 ins Leben gerufen haben, der Säkularisierung zum Opfer gefallen. Das Chorherrenstift Au bei Bozen, nach 1160 eingerichtet, wurde im 15. Jh. nach Gries bei Bozen verlegt, bis es ebenfalls zur Zeit Josephs II. aufgehoben wurde. Wesentliche Neuerungen im Zuge der Reform betrafen Innichen, wo die Benediktiner durch Kanoniker abgelöst wurden, und Müstair/Münster. Dort besteht seit etwa 1130 eine Gemeinschaft von Benediktinerinnen. Auffällig wenig klösterliche Gemeinschaften entstanden vor 1200 im heutigen Trentino. Neben San Michele sind nur die Benediktiner von San Lorenzo vor den Mauern der damaligen Stadt Trient zu nennen.

Klöster als Bildungszentren

Alle genannten geistlichen Gemeinschaften können als potenzielle Zentren der Bildung gelten. Allein schon für die Feier der Liturgie benötigte man Messbücher und weitere Texte. Ein Grundbestand an biblischer und patristischer Überlieferung, aber auch Ordensregeln und weitere erbauliche religiöse Texte müssen überall vorhanden gewesen sein. Die ursprüngliche Ausstattung stammte wohl aus den jeweiligen Gründungskonventen, und dies waren mit Ausnahme von San Lorenzo in Trient durchwegs Gemeinschaften im heutigen bayerischen, schwäbischen und österreichischen Raum. Aus diesen Zusammenhängen resultierte auch in der Folge eine weitestgehende kulturelle und personelle Einbindung der Klöster in Tirol in die süddeutsch-österreichische Klosterlandschaft. Dieser Effekt wurde noch durch die Tatsache verstärkt, dass einige bayerische Bischofskirchen sowie an die zwei Dutzend Klöster in Bayern und Schwaben über große Besitzungen im heutigen Süd- und Nordtirol verfügten. Auch daraus entstanden enge Kontakte zwischen dem süddeutschen und Tiroler Raum, die über den Bereich der Wirtschaft auch in alle Aspekte der Kultur und Bildung hineinreichten.

Alte Hs.

Nur ganz vereinzelt lassen sich heute Hs. aus der Gründungszeit im Bestand der Bibliotheken der noch existierenden Konvente nachweisen, wie etwa eine großformatige vierbändige Bibel mit einem dazu gehörenden Evangeliar in Fiecht. Immerhin verwendete man eine leere Seite in einem dieser Codices, um dort etwa um 1200 die ersten 66 Verse des vermutlich im nahe gelegenen bayerischen Tegernsee entstandenen *Ludus de Antichristo* festzuhalten.

Durch eigene literarische Bemühungen haben sich ‚Tiroler' Klöster in dieser frühen Zeit offenbar nicht besonders ausgezeichnet. Am ehesten ist in diesem Zusammenhang noch Neustift bei Brixen zu nennen, wo Propst Konrad um 1180 Interesse an kirchenrechtlichen Texten an den Tag legte, die kurz zuvor in Frankreich entstanden waren, und um 1200 die Lebensbeschreibung des Bischofs Hartmann entstanden ist.

In Wilten besaß man nach einer gleichzeitigen Nachricht in der Gründungszeit ganze acht Bücher. Davon fanden sieben im Rahmen der Liturgie Verwendung, und beim achten handelte es sich um eine Sammlung von Rechtstexten, die aber auch für den Bereich der Seelsorge dienlich war. Nimmt man den heutigen Stand der Überlieferung als Maßstab, so konzentrierte man sich in den ‚Tiroler' Klöstern des hohen MA im Bereich der schriftlichen Tätigkeit v.a. auf die Niederschrift von Rechtsakten, also auf die Anfertigung von Urkunden und ähnlichen Aufzeichnungen, welche die materielle Basis der Institution sicherstellen sollten.

Schulen in Klöstern und Domstiften

In irgendeiner Weise müssen in den Klöstern aber auch Schulen zur Ausbildung des Nachwuchses existiert haben. Vor 1200 sind jedoch Nachrichten über derartige Initiativen kaum fassbar. Besser bestellt ist es diesbezüglich hinsichtlich der Domschulen in Brixen und Trient, in denen *magistri scholarum* bezeugt sind



Abb. 1: Meinhard II., Kupferstich aus den *Tirolensium principum comitum genuinae eicones* des Dominicus Custos, Augsburg 1599.

und damit wohl auch *scholares* vorhanden waren. Für den Schulbesuch ihrer Söhne wurden von den Eltern durchaus ansehnliche Einkünfte gestiftet, und üblicherweise waren die Schüler für eine geistliche Laufbahn bestimmt. Einen gewissen Aufschwung dürfte das Schulwesen bei den Domstiften und in den Klöstern dann während des 13. Jhs. genommen haben. Über die konkreten Bildungsinhalte erfahren wir aber nichts. Der zentrale Stellenwert der damals nahezu einzig möglichen Schriftsprache, des Lat., in dieser Ausbildung steht aber außer Zweifel. Zudem gibt es immerhin deutliche Hinweise darauf, dass bereits im 12. Jh. einige Bischöfe an Eisack und Etsch über eine höhere Bildung verfügten.

Machtausbau der Grafen von Tirol

Im Laufe des 13. Jhs. erfuhr die politische Landschaft im Tiroler Raum sodann eine wesentliche und für lange Zeit definitiv neue Gestaltung. Die weltliche Macht der Bischöfe wurde durch große einheimische Geschlechter immer mehr in Frage gestellt. In einem durch Jahrzehnte andauernden Machtkampf konnten sich unter den aufsteigenden Gewalten die ursprünglich aus Bayern stammenden und dann im Gebiet von Meran verankerten Grafen von Tirol als dominierende Macht an Etsch, Eisack und Inn durchsetzen. Ihre wichtigsten Konkurrenten, die Grafen von Morit-Greifenstein im Raum von Bozen und die bayerischen Andechs-Meranier im Tiroler Inntal sowie im Bereich von Brixen erloschen in männlicher Linie. Die Grafen von Eppan und Ulten im Zentralraum des heutigen Südtirol wurden von den Tirolern in blutigen Auseinandersetzungen ausgeschaltet. Formal gestützt auf den Rechtstitel der Vogtei, nutzte v.a. der langlebige Graf Albert III. von Tirol in der ersten Hälfte des 13. Jhs. die allgemeine Entwicklung, um seine Macht nach allen Seiten hin auszudehnen. Der massive Einsatz von Gewalt nicht nur gegenüber weltlichen Gegenspielern, sondern auch gegenüber den Bischöfen trug wesentlich zu diesem Erfolg Graf Alberts bei. Beim Tod dieses letzten männlichen Angehörigen des alten Tiroler Grafenhauses im Jahre 1253 zeichnete sich die Bildung einer neuen poli-

tischen Einheit bereits ab: ein den Alpenhauptkamm überspannendes Territorium am Oberlauf der Etsch, am Eisack und im heutigen Tiroler Inntal. Der Enkel Alberts, Graf Meinhard II. von Tirol-Görz (vgl. Abb. 1), wurde sodann zum Vollender der Bemühungen seines Großvaters. Er baute eine effiziente Verwaltung seines Gebietes und seiner Besitzungen auf, betrieb eine erfolgreiche Wirtschaftspolitik, pflegte gute Beziehungen zu maßgeblichen Persönlichkeiten, und unter geschickter Ausnützung der äußeren Verhältnisse zur Zeit des sogenannten Interregnums schuf er unter Anwendung brutaler Gewalt, mit massivem Einsatz von Geld, großem Geschick und viel Glück die neue Grafschaft Tirol, die bei seinem Tod im Jahre 1295 in etwa vom Außerfern und Ziller im Norden bis vor die Tore von Trient im Etschtal reichte. Der weltliche Machtbereich der Bischöfe von Brixen und Trient war damit geographisch entscheidend beschnitten; darüber hinaus war in den jeweiligen reduzierten Hochstiftsterritorien ein maßgeblicher Einfluss der Landesfürsten von Tirol gesichert.

Überlieferung zu Meinhard II.

Das literarische Leben im werdenden Land Tirol schien von den dramatischen Ereignissen dieser Zeit kaum berührt. Es entstand auch kein Geschichtswerk, das in ausführlicherer Form über Hintergründe, Ursachen und Folgen dieser Entwicklung informiert hätte. Ebenso wenig fand die so erfolgreiche Person Meinhards eine angemessene zeitgenössische Würdigung. Eine Vielzahl von einschlägigen Urkunden, einige Proklamationen und gelegentliche Hinweise in der Historiographie der Nachbarländer bilden die Basis unseres Wissens um eine maßgebliche Epoche in der Tiroler Geschichte. Weder am landesfürstlichen Hof noch in den Klöstern, aber auch nicht am Sitz der derart in Bedrängnis geratenen Bischöfe gedachte man in angemessener Weise des äußerst nachhaltigen historischen Geschehens. Sogar in dem von Meinhard II. und seiner Gemahlin selbst ins Leben gerufenen Zisterzienserstift Stams würdigte man im Rahmen der eigenen Gründungsgeschichte nur ganz am Rande und in sehr einseitiger Form das entscheidende Wirken des Fürsten, der seit dem Jahre 1286 durch die Gunst König Rudolfs von Habsburg sogar die Würde eines Herzogs von Kärnten erlangt hatte. Von der besonders im österreichischen und bayerischen Raum zu dieser Zeit blühenden Annalistik, also der streng nach Jahren gegliederten Sammlung geschichtlicher Notizen, hat sich nur in einem Codex aus St. Georgenberg ein spärliches Beispiel erhalten. Zudem steht nicht einmal fest, dass diese Notizen tatsächlich dort konzipiert worden sind.

Zuwachs an geistlichen Gemeinschaften

Dabei hatte die Zahl der potenziellen Bildungseinrichtungen, der geistlichen Gemeinschaften, in Tirol im Laufe des 13. Jhs. eine beträchtliche Vermehrung erfahren. Neben den Stützpunkten des Deutschen Ordens in Bozen, Lengmoos, Lana, Schlanders, Sterzing und Trient waren es v.a. die neuen Niederlassungen der nun modernen Bettelorden, welche auch an Etsch und Eisack die geistliche und geistige Landschaft belebten. Das Hauptinteresse der Franziskaner in den Städten

Bozen und Trient, der Klarissen in Trient, Brixen und Algund sowie der Dominikaner in Trient und Bozen und der Dominikanerinnen in Lienz galt aber zweifellos nicht der Literatur, sondern der Seelsorge bzw. dem Gebet und der Kontemplation. Immerhin verdanken wir dem Dominikaner Bartholomäus von Trient eine umfangreiche lat. Sammlung von Marienlegenden und ein Werk mit Legenden von weiteren Heiligen, in dem auch die regionalen Fürbitter im Himmel eingehend gewürdigt werden. Die literarischen Bemühungen des Fra Bartolomeo sind im Zusammenhang mit der Predigttätigkeit seiner Mitbrüder zu sehen. In den gleichen Kontext zur Belehrung eines breiten Publikums gehört wohl auch das volkssprachliche Werk *Der sele Rat*, als dessen Verfasser der Bozner Dominikanerprior Heinrich von Burgeis gilt. Von den Anfängen des Deutschen Ordens in Tirol berichten nahezu ausschließlich urkundliche Aufzeichnungen.

Carmina Burana

Als Höhepunkt des literarischen Bemühens in den älteren Tiroler Klöstern im 13. Jh. wäre wohl die Sammlung der sogenannten *Carmina Burana* anzusprechen, falls sie tatsächlich in Neustift bei Brixen entstanden sein sollte. Auch die jüngst vorgebrachte These von der Entstehung der berühmten Hs. in Trient würde noch ein Glanzlicht in der ansonsten eher düsteren literarischen Landschaft an Etsch, Eisack und Inn bedeuten. Die Diskussion über den Entstehungsort dieser Gedichte scheint aber noch nicht abgeschlossen. In geradezu auffälliger Weise konzentrierte man sich im Gebiet der jungen Grafschaft Tirol weiterhin auf die schriftliche Fixierung von Rechtstiteln und in zunehmendem Maß auch auf Aufzeichnungen im Rahmen einer geordneten Verwaltung der Rechte, Besitzungen und konkreten Einkünfte. Dabei fand bis in das ausgehenden 13. Jh. immer noch ganz überwiegend die lat. Sprache Verwendung.

Schriftlichkeit und Bildung in den Städten

Zweifellos hat aber das Interesse an Schriftlichkeit und literarischer Bildung im Laufe des 13. Jhs. auch im werdenden Tirol zugenommen und insbesondere die Schranken kirchlicher Kreise bereits deutlich überwunden. Damals trat immer deutlicher besonders in den städtischen Zentren eine neue Schicht der Bevölkerung in Erscheinung, die intensivst an der Schriftlichkeit interessiert war. Aus dem italienischen Bereich kommend, begannen Notare zunächst in den Städten Trient und Bozen ihre Tätigkeit. Noch im Laufe des 13. Jhs. begegnen Notare sodann auch in Meran und im Vinschgau. Die von ihnen durchwegs in lat. Sprache verfassten Schriftstücke über Rechtsakte lassen zwar kaum besondere stilistische oder literarische Ambitionen erkennen, sie verraten aber immerhin eine mehr oder weniger ausgeprägte juristische und sprachliche Bildung ihrer Urheber. Auch der in Bozen im Jahre 1237 isoliert bezeugte Schulmeister Konrad dürfte in seiner Person und in seinem Wirken in diesen neuen Aspekt der Laienbildung einzuordnen sein. Zu dieser neuen, dem literarischen Leben aufgeschlossenen Schicht zählten insbesondere auch die Kaufleute und allgemein das Bürgertum. Dieses Publikum kommt

auch am ehesten für die Rezeption und Pflege der deutschen Heldenepik in Frage, die nach Auffassung von germanistischen Fachgelehrten insbesondere im heutigen Südtirol blühte. Die berühmten Iweinfresken auf Schloss Rodenegg bilden einen unübersehbaren Beweis für eine derartige Hypothese.

Gabriela Kompatscher

Überblick

Was an Schrifttum in diesem Zeitraum entstand, ist nur lückenhaft überliefert. Zahlreiche schriftlich fixierte Werke sind verloren gegangen, von einigen haben wir nur durch andere Autoren Kenntnis (vgl. z.B. die Langobardengeschichte des 612 gestorbenen Secundus von Trient, die bei Paulus Diaconus, hist. Lang. 3,29, 4,27 und 40 Erwähnung findet). Aus dem erhaltenen lat. Material, das im Folgenden nach kulturellen Zentren – Trient, Säben/Brixen, St. Georgenberg, Stams[1] – und innerhalb der jeweiligen Abschnitte chronologisch geordnet wird, soll ein kurzer Überblick über die ‚Tiroler' Literatur dieser Epoche erstellt werden.[2]

Überlieferung

Zur frühesten Überlieferung aus dem Bistum Trient zählen zwei Briefe des Bischofs Vigilius von Trient († 400 oder 405), die sich zur Hagiographie rechnen lassen. Um Vigilius bei seinen Christianisierungsbemühungen zu unterstützen, kommen auf Veranlassung des Hl. Ambrosius – das Bistum Trient war damals noch dem Bischof von Mailand untergeordnet – die drei kappadokischen Asketen Sisinnius, Martyrius und Alexander aus Mailand nach Trient. Sie werden von Vigilius auf Mission in das noch nicht christianisierte Nonstal geschickt, wo sie am 29. Mai 397 den Märtyrertod erleiden (zu den drei Märtyrern s. Grégoire 1997). Vigilius begibt sich selbst an Ort und Stelle und kann noch ein paar Reliquien vom Scheiterhaufen retten, die er seinen Briefen an Simplicianus, den Nachfolger des Ambrosius als Bischof von Mailand, und an Johannes Chrysostomos, den Bischof von Konstantinopel, beilegt.[3]

Vigilius

Die 397 geschriebene *Epistola ad Sanctum Simplicianum episcopum Mediolanensem* und die ausführlichere, 397 oder 398 geschriebene *Epistola ad Sanctum Ioannem Chrysostomum Constantinopolitanum*, in denen Vigilius seinen Amtskollegen vom Martyrium der drei Missionare berichtet, geben Zeugnis vom Widerstand, der im Trentino am Ende des 4. Jhs. gegen die Christianisierung geleistet wurde. Neben einem Porträt der drei Märtyrer bietet Vigilius auch eine Beschreibung der geographischen Verhältnisse sowie eine Charakterisierung des Nonstales und seiner

Briefe

1 Daneben wurden mit Arbeo von Freising und den Darstellungen von Reisen durch Tirol auch Autoren und Werke aufgenommen, die keinem der genannten Kulturzentren zuzuordnen sind, aber dennoch einen inhaltlichen oder biographischen Tirolbezug haben.

2 Vgl. die Darstellungen bei Knapp 1994, 363–443.

3 Zu Vigilius als Hagiograph und zum Fortwirken von Vigilius' Briefen in der hagiographischen Literatur s. Grégoire 2000; zum Umgang des Vigilius mit seinen Quellen s. Pizzolato 2000.

Bevölkerung: *Anagnia* […] *blanda postremo inquilinorum criminum mater, quin potius noverca* (*Epistola ad Sanctum Ioannem Chrysostomum*, zitiert nach der Edition von Menestò 1985; „das Nonstal […], schließlich schmeichlerische Mutter, vielmehr Stiefmutter der Verbrechen seiner Einwohner"). Der Brief an Simplicianus ist in zwei Hs. des 9. bzw. 16. Jhs. überliefert,[4] jener an Johannes Chrysostomos in fünf Hs.[5] Die Briefe wurden u.a. von Menestò 1985 und Sironi 1989 ediert, die neueste Edition stammt von Pizzolato 2002.

Brief des Ambrosius

Von Ambrosius ist ein Brief an einen nicht näher bestimmten Vigilius erhalten (epist. 19; vgl. Zelzer 2000), vermutlich handelt es sich beim Empfänger um Vigilius von Trient. Der Brief enthält u.a. die Empfehlung, jede Heirat zwischen Getauften und Heiden zu unterbinden, und eine Paraphrase der biblischen Samsonerzählung. Ein diesem Schreiben vorausgegangener Brief von Vigilius an Ambrosius ist nicht überliefert.

Passio Sancti Vigilii

An den Briefen des Vigilius und den Daten, die sie zu seiner Person liefern, sowie an ihrem hagiographischen Schema orientiert sich auch ein anonymer Hagiograph, der zwischen dem 6. und dem 9. Jh. eine *Passio Sancti Vigilii* („Leiden des Hl. Vigilius") verfasst.[6] Das in dieser Schrift geschilderte Martyrium des Vigilius – als er auf einer Missionsreise eine von den Bewohnern des Rendenatales (Trentino) verehrte Saturnstatue zerstört, wird er von diesen gesteinigt – findet allerdings in keiner anderen Quelle Erwähnung (zum historischen Gehalt der *Passio* vgl. Rogger 1967 und Costa 1975). Die ältesten erhaltenen Hs. der *Passio* stammen aus dem 9. Jh.; auf der Basis des Pal. lat. 846 (Rom, BAV) erstellte Verrando 2000 eine neue Edition.

Sacramentarium Udalricianum

Eine wichtige Quelle für die Geschichte Trients geht auf Ulrich II., Bischof von Trient (1022–1055),[7] zurück, der eine liturgische Hs. anfertigen ließ, die nach ihm als *Sacramentarium Udalricianum* bezeichnet wird. Die Hs. (heute Trient, Castello del Buonconsiglio, M.N. 1587/A, vgl. Farbtafel 2) enthält eine vermutlich zwischen den Jahren 1038 und 1045 aufgezeichnete Liste der Bischöfe von Trient seit dem 4. Jh., wie auch Listen von weltlichen und geistlichen Würdenträgern aus der Zeit Kaiser Heinrichs II. († 1024), Personen, die sich wohl auf

4 Verona, Biblioteca Capitolare, XCV (90) bzw. CXIII (214).

5 Pistoia, Biblioteca Capitolare, C. 134 (12. Jh.); Verona, Biblioteca Capitolare, CXIII (214) (16. Jh.); Rom, BAV, Urb. lat. 504 (15. Jh.), Vat. lat. 1235 (15. Jh.) und 5834 (16. Jh.); das Verhältnis der Hs. zueinander untersucht Menestò 1985.

6 Zur Datierung vgl. Patrucco Forlin 1986, die die Schrift in die frühe Langobardenzeit datiert, und Picard 1988, 666–667, der eine Entstehung im 8. oder 9. Jh. annimmt; zur *Passio* vgl. u.a. Patrucco Forlin 1997 und Vareschi 2000.

7 Im Auftrag Ulrichs II. entstand vermutlich auch der sogenannte Vigiliusbrief, eine Sammlung von Dokumenten zum Pfarrsprengel Kaltern, in welcher der Hl. Vigilius als Begründer der Kirche von Kaltern genannt ist.

Veranlassung Heinrichs zum Zweck gegenseitiger Gebetshilfe zu Gebetsbünden zusammengeschlossen hatten.[8]

Bartholomäus

Das literarische Genre der Hagiographie erfuhr auch mit dem *Liber epilogorum in gesta Sanctorum* („Buch der Würdigungen der Taten der Heiligen“), einer Sammlung von Heiligenlegenden, und dem *Liber miraculorum B. Mariae Virginis* („Buch der Marienwunder“) des Dominikaners Bartholomäus von Trient eine lokale Ausprägung (vgl. Knapp 1994, 386–392). Die Informationen über Bartholomäus' Leben lassen sich hauptsächlich aus seinen Werken gewinnen: Um 1200 in Südtirol (in oder um Brixen) geboren, trat er nach mehrjährigem Aufenthalt in Bologna in das Kloster S. Lorenzo in Trient ein; als Diplomat wirkte er in den vierziger Jahren des 13. Jhs. am Hof Kaiser Friedrichs II., am päpstlichen Hof in Anagni, 1241 in Rom, 1243 in Benevent; 1248 wurde Bartholomäus von Innozenz IV. seiner diplomatischen Funktion enthoben (vgl. Paoli 1997); sein Todesdatum ist nach 1251 (gemäß Paoli 2001, XXVI–XXVII sogar nach 1273) anzusetzen.[9]

Liber epilogorum

Der *Liber epilogorum in gesta Sanctorum*[10] entstand nach dem Vorbild der *Abbreviatio in gestis et miraculis sanctorum* („Kurzdarstellung der Taten und Wunder der Heiligen“) des Dominikaners Jean de Mailly (ca. 1190–ca. 1260), einer Sammlung von Heiligenviten in Kurzfassung, und wie dieser nimmt Bartholomäus zahlreiche lokale, in diesem Fall Tiroler Heilige auf (Ingenuin, Albuin, Vigilius, Kassian, Romedius, Adelpret; vgl. Rogger 1977). Der Grund dafür ist im Zweck der Sammlung zu suchen: Als Kompendium für Prediger konzipiert, sollte sie auch hagiographische Informationen über regionale Heilige für die Prediger vor Ort liefern. Nach Paoli 2001, XXVIII–XXXII, entsteht die erste der insgesamt zwei Redaktionen des Werkes zwischen 1244 und 1246 in Trient, die zweite nach 1254.

Inhalt

Die Sammlung enthält 355 Kapitel, die nach dem Kirchenjahr geordnet sind; es handelt sich dabei größtenteils um Kurzfassungen von Heiligenlegenden unterschiedlichen Umfanges (z.T. ist der Inhalt auf wenige Zeilen komprimiert). Die Art dieser Legenden lässt sich am besten an einem Beispiel darstellen; ich greife das des Hl. Kassian heraus: Kapitel 268, das Bartholomäus auf der Grundlage der *Passio Cassiani* (BHL 1626) verfasst, schildert das Martyrium des Hl. Kassian, des Schutzpatrons der Lehrer: Während einer Christenverfolgung wird Kassian in Imola vor Gericht gestellt und bekennt sich zum Christentum; da er sich weigert, Götzenbil-

8 Zum *Sacramentarium Udalricianum* s. Oro/Rogger 1983–1988, Bd. 1, 3–31 (zu den Personenlisten), Bd. 2, 363–874 (Edition Bd. 2, 717–874; Edition der Personenlisten auch Bd. 1, 219–230), und Kirmeier u.a. 2002, 222–223; zu den Verbrüderungsbüchern s. Althoff 1992.

9 Ausführlichere biographische Angaben bei Paoli 2001, XIX–XXVII und BBKL 22, 56–61; zur Biographie vgl. auch Dondaine 1975 und Gobbi 1990b.

10 Eine Edition des *Liber epilogorum* mit einer eingehenden Untersuchung der hs. Überlieferung erstellte Paoli 2001.

dern zu opfern, wird er auf Anweisung des Richters seinen Schülern ausgeliefert, die ihn mit ihren Schreibgriffeln zerfleischen (Paoli 2001, 232).

> *Non contenti sola feritate tortores sic magistri vulneribus illudebant: „Tu armasti manus nostras; ferrum quod gerimus tu dedisti: duriores reddimus quam senserimus plagas et in te fortiorem ponimus districtionem.“*
>
> Die grausame Bestialität genügte den Folterknechten nicht, sondern sie machten sich über die Verletzungen des Lehrers auch noch lustig: „Du selbst hast uns Waffen in die Hände gegeben; die Waffe, die wir tragen, hast du uns gegeben: heftigere Schläge, als wir selbst sie erlitten haben, geben wir zurück, und eine härtere Lektion erteilen wir dir.“

Quellen

Von den Quellen, auf die Bartholomäus zurückgreift, nennt er Augustinus, Hieronymus, Gregor den Großen, Isidor von Sevilla, Paulus Diaconus und noch einige mehr, zahlreiche andere hingegen bleiben ungenannt: Eusebius, Ado Viennensis, Petrus Comestor u.a.; zum Gebrauch der Bibel als Quelle für sein Werk s. Pistone 1990.

Rezeption

Der *Liber epilogorum* diente Iacobus de Voragine als eine Vorlage für seine *Legenda aurea* (dazu Maggioni 1990); der Erfolg, der Iacobus zuteilwird, ist jedoch unvergleichbar größer. Im 18. Jh. erstellt Anton Roschmann einen Auszug aus dem *Liber epilogorum* unter dem Titel *Bartholomaei Tridentini Praefatio et Legendae de Sanctis Tirolensibus* („Des Bartholomäus Tridentinus Einleitung und Legenden über Tiroler Heilige“), der, wie aus dem Titel ersichtlich, einen Schwerpunkt auf den Tiroler Heiligen hat (TLMF, Dip. 1110/2).

Liber miraculorum

Das zweite Hauptwerk von Bartholomäus ist eine Sammlung von Marienmirakeln mit dem Titel *Liber miraculorum B. Mariae Virginis*, die von Paltrinieri/Sangalli 1950 einer ersten Untersuchung unterzogen wurde.[11] Als Quellen benützt er hier v.a. Werke von Autoren, die in derselben literarischen Tradition stehen – Johannes Monachus, Petrus Damianus, Konrad von Eberbach, Caesarius von Heisterbach u.a. –, sowie einen *Liber de miraculis sanctae Mariae* („Buch der Marienwunder“) aus dem 12. Jh. den Bernhard Pez 1731 in Wien herausgeben sollte; auch aus seinem *Liber epilogorum* übernimmt er zahlreiche Kapitel. Etwa 50 der ca. 200 Marienwunder sind autobiographisch: Wunder, die Bartholomäus selbst erlebt hat, und solche, die er sich von Personen, die ihm persönlich bekannt sind, erzählen lässt, um sie dann in eine schriftliche Fassung zu bringen. Um den Wahrheitsgehalt dieser Erzählungen zu bekräftigen, betont Bartholomäus gern, dass er diese aus erster Hand habe (*Hec omnia ab ipso sacerdote audivi* [*Liber miraculorum*[12] 80; „All

11 Eine kritische Edition wird von E. Paoli vorbereitet (vgl. Paoli 2001, XXVII).

12 Hier zitiert nach der bekanntesten Hs., Bologna, Biblioteca Universitaria, Cod. 1794; Ceccon

das habe ich von eben jenem Priester erfahren."]), und macht die Ereignisse an Personen und Orten fest, wie es der Tradition dieser Gattung entspricht: *In eadem civitate erat sacerdos nomine Jeronimus* [...] (*Liber miraculorum* 77; „In derselben Stadt lebte ein Priester namens Hieronymus [...]"). Diese für Predigtzwecke zusammengestellte, 1246–1247 zum Abschluss gebrachte Sammlung diente als Quelle u.a. für Vincentius Bellovacencis, Stephanus de Borbone und Iacobus de Voragine.

Brief

Cod. 187 der ULBT enthält auf den Bl. 6^{v}–7^{r} einen Brief von Bartholomäus an Bischof Egno von Brixen (hg. von Sette 1905, 36–37), welchen er anlässlich des Überfalles Friedrichs II. auf die genuesische Flotte am 3.5.1241 schrieb, mit welchem dieser das von Gregor IX. einberufene Konzil hatte verhindern können. Die Tataren, so schreibt er, bedrohten bereits Böhmen und Sachsen, doch er könne nicht beim Adressaten weilen, da er verpflichtet sei, in diplomatischer Funktion mit Friedrich nach Rom zu ziehen.

Chronica

Unter Bartholomäus' Namen ist ein weiteres Werk, allerdings nur unvollständig, überliefert: *Chronica epilogata per fratrem Bartholomeum Tridentinum* („Chronik, gekürzt von Bruder Bartholomäus von Trient"; Rom, BAV, Barb. lat. 768, 198^{r}–199^{v}). Daneben werden ihm eine verlorengegangene *Summa theologica adversus sui temporis haereses* („Theologische Summe gegen die Ketzereien seiner Zeit"), ferner eine Chronik von Trient, über die es keinen sicheren Nachweis gibt, sowie Papstviten zugeschrieben; bei letzteren handelt es sich vermutlich nicht um ein eigenständiges Werk, sondern um die Papstviten in seinem *Liber epilogorum* (zu Bartholomäus' *opera minora* s. Ceccon 1996).

Predigten

Auch Predigten wurden in Tirol verfasst; bei zahlreichen Beispielen aus der Frühzeit gilt die Tiroler Herkunft jedoch nicht als gesichert. So soll z.B. im Bistum Säben/Brixen ein *Sermo de Sancto Georgio Martyre* („Predigt über den heiligen Märtyrer Georg") entstanden sein, der Zacharias (* um 860, 890–907 Bischof von Säben, † 4. Juli 907 in der Schlacht gegen die Magyaren bei Pressburg; s. Sparber 1942, 104–107; Gelmi 1984, 36–38) zugeschrieben wird und den Tovazzi, Nr. 544 als „grave, dotto, elegante" beurteilt. Pez (*Thesaurus anecdotorum novissimus*, Bd. 4,2, 16–24) ediert den Text auf der Basis einer Hs. aus dem 12. Jh., die ehemals im Kloster St. Emmeram in Regensburg aufbewahrt wurde (jetzt München, BSB, Clm 14.473).

Vita beati Hartmanni

Als Verfasser der *Vita beati Hartmanni episcopi* („Leben des seligen Bischofs Hartmann", hg. von Sparber 1940; vgl. auch Knapp 1994, 383–386), die Gelmi 2001, 59 als „einzige bedeutende biographische Leistung dieser Art in Tirol bis zum 15. Jahrhundert" bezeichnet, gilt der Neustifter Chorherr Hermann, der regulierter

1996, 84 nennt noch zwei weitere Hs.: Napoli, Biblioteca Nazionale, Cod. VIII.D.10, Bl. 32^{r}–53^{v}, und VII.B.43; letztere enthält auf den Bl. 107^{r}–116^{v} eine Sammlung von Marienmirakeln, von denen nur eines mit Sicherheit Bartholomäus zugewiesen werden kann (Nr. 161 der Bologneser Hs.).

Chorherr in Salzburg, 1179–1199 Verwalter des Heilig-Kreuz-Spitals in Brixen und 1200–1210 Propst von Neustift war; 1210 starb er. Hermann hat Hartmann zwar nicht mehr persönlich gekannt, doch dienten ihm Äußerungen von Zeitgenossen und Vertrauten des Brixner Bischofs, wie etwa seines Kaplans Konrad (Kap. 14) und des Kellermeisters Heinrich (Kap. 17), als mündliche Quellen, die er zu einem literarischen Werk verarbeiten konnte (Proömium, zitiert nach Sparber 1940):

> *Nam que per viventem facta sunt, didici relatione probatissimorum virorum, quorum alii* [...] *per cottidiana obsequia, quia de eius curia fuerunt, ita familiares ei erant, ut eorum assertioni merito credi debeat.*

> Denn was er zu seinen Lebzeiten vollbracht hat, habe ich durch die Erzählung sehr zuverlässiger Männer erfahren, von denen die einen [...] durch den täglichen Dienst – sie gehörten nämlich zur bischöflichen Kurie – so vertraut mit ihm waren, dass man ihren Behauptungen zu Recht Glauben schenken muss.

Inhalt

Hartmann (* um 1090 bei Passau, 1140 Bischof von Brixen, 1142 Gründer des Augustinerchorherrenstiftes Neustift, † 1164) war eine bedeutende Persönlichkeit, die als Ratgeber und Vertrauter auch auf Friedrich I. einwirkte.[13] Doch die *Vita Hartmanni* stellt weniger die kirchenpolitischen Tätigkeiten des Bischofs dar als vielmehr seine fromme und asketische Lebensweise und die von ihm gewirkten Mirakel, ist mehr Erbauungsschrift als Biographie (s. dazu Sparber 1947, der die *Vita* auf ihre Bedeutung als historische Quelle untersucht; vgl. auch Sparber 1957). Geschildert werden in der einen Prolog und 28 Kapitel umfassenden Lebensbeschreibung Hartmanns jedoch nur Wirken und Wunder zu Lebzeiten, eine Darstellung der Wunder nach seinem Tod fehlt. Wenn auch dieses Beispiel hagiographischer Prosa nur unter Vorbehalt als Geschichtsquelle zu sehen ist und zudem zahlreiche Rückgriffe auf gattungstypische Topoi festzustellen sind, so sind aus dem Werk doch wertvolle kultur- und mentalitätsgeschichtliche Informationen zu gewinnen.

Einordnung

Die Vita lässt stilistische Anklänge an die *Vitae et miracula sanctorum Iuvavensium Virgilii*, *Hartwici*, *Eberhardi* („Leben und Wunder der Salzburger Heiligen Virgil, Hartwig, Eberhard"; s. dazu Knapp 1994, 381–383) wie auch sachliche und stilistische Anlehnungen an die Chroniken und die *Gesta Friderici I. imperatoris* („Die Taten Kaiser Friedrichs I.") Ottos von Freising erkennen.[14] Die älteste erhal-

13 Zur Person Hartmanns s. v.a. Sparber 1957, der eine Biographie Hartmanns verfasste, die u.a. die *Vita Hartmanni* als Quelle heranzieht; Sparber 1968, 56–66; Gelmi 2001, 59–63.

14 Otto und der Fortsetzer seines Werkes, Rahewin, schildern u.a. auch den Romzug Friedrichs I. 1154 durch das Eisacktal; bei dieser Gelegenheit traf sich der Kaiser auch mit Hartmann (*Gesta Friderici I.*, 2,11).

tene Hs. stammt aus dem frühen 13. Jh. (ULBT, Cod. 293, seit 1921 mit gleicher Signatur wieder in Neustift), weitere Hs. aus dem 15. und 17. Jh.; im 18. Jh. ließ Anton Roschmann mehrere Abschriften von Cod. 293 erstellen, von welchen sich eine auch an der ULBT findet (Cod. 812; vgl. Sparber 1940, 9–22).

Rezeption

Zwischen dem 15. und dem 18. Jh. entstehen mehrere Hartmann-Viten, von denen einige auf die ursprüngliche Vita (von Sparber als „Rezension I" bezeichnet) zurückgreifen (vgl. Sparber 1940, 3–9). Im 15. Jh. wurde eine Abbreviatio der *Vita Hartmanni* erstellt („Rezension II"), Sparber 1940, 4–5 schreibt sie, wenn auch unter Vorbehalten, dem Neustifter Chorherrn Johannes Librarius zu. Maximilian Heuffler setzte den Text im Jahre 1609 in Hexametern um (vgl. hier S. 415–417). 1749 stellte Benedikt Söll, Vizedekan in Neustift, auf der Basis verschiedener Quellen, u.a. der Hermann zugeschriebenen Rezension I, eine Hartmann-Vita zusammen, und zwar für Anton Roschmann, der eine Ausgabe der verschiedenen Rezensionen plante. Wissenschaftliches Interesse an Hartmann und der Rezension I seiner Vita zeigte auch der Neustifter Chorherr Philipp Nerius Puell (vgl. hier S. 968) der im Jahr 1768 ebenfalls eine Biographie verfasste; erhalten ist nur eine deutsche Fassung, welche einen Auszug aus seiner verloren gegangenen lat. Biographie darstellen soll.

Catalogus episcoporum

Eine weitere Quelle für die Brixner Bischofsgeschichte bildet der *Catalogus episcoporum Brixinensium* („Katalog der Brixner Bischöfe"). Das Original des mittelalterlichen Brixner Bischofskatalogs, ein Codex des Brixner Domkapitels, ist verloren; eine der Abschriften der Bischofsliste mit einer Fortsetzung bis 1450 ist im *Memoriale benefactorum Neocellensium* („Gedenkbuch der Wohltäter des Stiftes Neustift") des Johannes Librarius, Bibliothekar von Neustift (vgl. hier S. 115–117), aus dem Jahre 1463 enthalten. Nach Bd. 1, 91 der *Annales* (vgl. hier S. 759–760) des Joseph Resch, der die Originalhandschrift gekannt hat, bestand der Katalog aus drei Teilen: einem Überblick über das Leben und die Taten der Bischöfe Kassian, Ingenuin und Albuin aus dem 12./13. Jh. (in Reschs *Annales,* Bd. 1, 91–95, 431–439 veröffentlicht, vgl. Abb. 2 und 3), einem Nachtrag aus der zweiten Hälfte des 13. Jhs. zu Ingenuin und Albuin mit einem Anhang, der als Quelle Bartholomäus von Trient (vgl. hier S. 33) verwendet, und schließlich dem 1418 abgeschlossenen Bischofskatalog mit einer Romedius-[15] und einer Hartmannvita von mehreren Händen. Eine Edition des Brixner Bischofskatalogs auf der Basis des *Memoriale benefactorum Neocellensium* findet sich in MIÖG 58, 373–385.

Calendarium Wintheri

Von den zahlreich erhaltenen Kalendaren, Urbaren und Nekrologen (eine vorläufige Auflistung erstellt Santifaller 1923, 375–446) sei hier der sogenannte *Win-*

15 BHL 7143; ediert in Reschs *Annales,* Bd. 1, 241–243; laut Rosati 1905, 347 entstand die Vita an der Wende vom 13. zum 14. Jh. als Erbauungsschrift für Kleriker; er charakterisiert sie als „rifacimento, un' ampia parafrasi della vita di fra Bartolomeo".

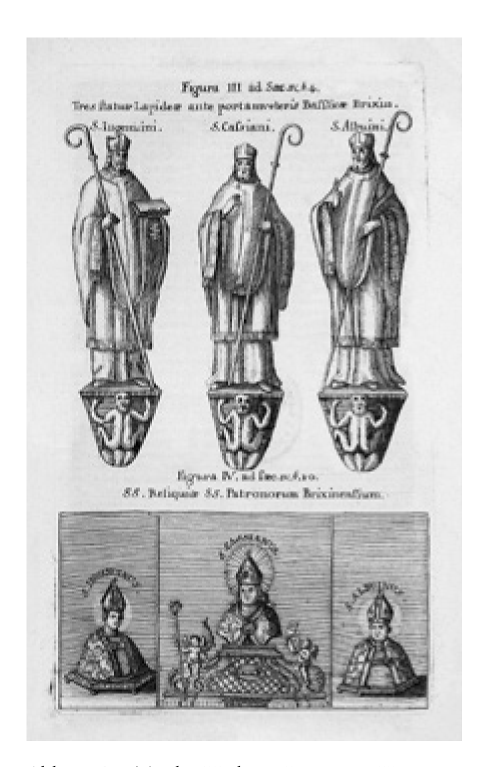


Abb. 2: Die Tiroler Heiligen Ingenuin, Kassian und Albuin aus dem ersten Band der *Annales Ecclesiae Sabionensis* des Joseph Resch, Augsburg 1755.

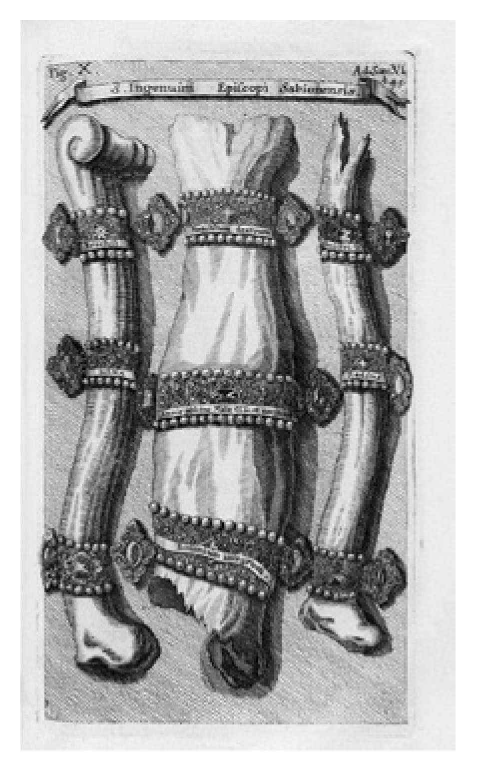


Abb. 3: Reliquien des Heiligen Ingenuin, Bischof von Säben, aus dem ersten Band von Joseph Reschs *Annales Ecclesiae Sabionensis*.

ther'sche Kalender genannt. Im 13. Jh. verfasste der Brixner Dompropst Winther von Neuenburg († 1234 oder 1235; vgl. Santifaller 1924, 384–385) den *Liber oblationum ecclesie Brixinensis* („Buch der Schenkungen an die Brixner Kirche"), später auch als *Calendarium Wintheri* („Winther'scher Kalender") betitelt, der neben dem eigentlichen Kalender auch einen Nekrolog und ein Urbar des Brixner Domkapitels enthält. Santifaller 1923, der als erster eine vollständige Edition dieser Schrift vorlegte,[16] die eine wichtige historische Quelle des Hochstiftes Brixen darstellt und wertvolle Einblicke in die mittelalterliche Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte

16 Bereits im 18. Jh. hatte sich der Historiker Joseph Resch an eine Ausgabe des Kalenders gemacht, nur ein Teil davon erschien im Druck (Resch, *Calendarium*). Es folgten weitere Editionsbemühungen, darunter Baumann 1905, der sich bei seiner Edition jedoch ausschließlich auf den Nekrolog konzentriert; vgl. Santifaller 1926.



Abb. 4: Abbildung der Landespatrone Ingeniun, Kassian und Albuin in der *Historia ecclesiastica Brixinensis* des Jeremias Käsbacher.

gibt, nimmt eine Entstehungszeit von 1218 bis 1234 (oder 1235) an. Der Kalender basiert auf dem römischen Kalender; vom mittelalterlichen Kalender enthält er die Tagesbuchstaben und den Heiligenkalender mit den Brixner Heiligen Kassian, Ingenuin und Albuin (vgl. Abb. 4). Der Nekrolog verzeichnet die Todestage von Brixner Bischöfen, Domherren und Klerikern, die Schenkungen an die Brixner Domkirche getätigt hatten, und zwar in der in mittelalterlichen Totenbüchern üblichen Form: *N.N. obiit*, *qui dedit* […] („Es starb N.N., der […] gestiftet hat"). Im Urbar, dessen Eintragungen teils einzelnen Tagen des Kalenders zugeordnet, teils gesammelt am Ende der Monate bzw. Jahreszeiten gemacht wurden, sind die Besitzungen (Kirchen, Höfe, Güter, Felder, Weinberge u.a.) und Einkünfte (Geld, Wein, Getreide, Tiere, Holz u.a.) des Domkapitels vermerkt.

Überlieferung

Das Werk ist in einer Hs. des 14. Jhs. erhalten (Bozen, Staatsarchiv, Hochstift Brixen, Bischöfliches Archiv, Hs. Nr. 147; bei Santifaller Hs. B), welche neben dem kalendarisch angeordneten Urbar des Originals auch ein geographisch gegliedertes Urbar enthält, dessen Vorlage in einer Hs. des 13. Jhs. überliefert ist (Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Hochstift Brixen Literale 2; bei Santifaller Hs. M). Als

Vorlage für den Hauptteil der Hs. B vermutet Santifaller 1923, 44 hingegen das Winther'sche Original. Eine weitere Hs. des 13. Jhs. (ULBT, Cod. 942) enthält Fragmente des kalendarischen Urbars.

Carmina Burana

Das wohl bekannteste Beispiel lat. Lyrik des Mittelalters findet sich in BSB, Clm 4660/4660a,[17] dem sogenannten *Codex Buranus*, benannt nach seiner Provenienz, dem Kloster Benediktbeuren, wo die Hs. im Jahr 1803 im Zuge der Säkularisierung der bayerischen Klöster entdeckt wurde. Wie die in diesem Codex enthaltene Liedersammlung mit dem Titel *Carmina Burana* („Benediktbeurer Lieder") dorthin gelangte, ist ungewiss.

Entstehungsort

Galt eine Entstehung der *Carmina Burana* im Kloster Seckau in der Steiermark lange als gesichert,[18] tendiert die moderne Forschung zur Annahme einer Entstehung in Tirol, im Augustiner-Chorherrenstift Neustift bei Brixen. Steer 1983 unternahm an Hand der im *Buranus* enthaltenen deutschen Texte sprachgeographische Ortungsversuche, deren Ergebnisse nach Südtirol weisen. Für Neustift als Entstehungsort spricht laut Knapp 1994, 407 u.a. die Tatsache, dass die Augustiner-Chorherren auch weltlichen Inhalten gegenüber offen waren (dagegen Sayce 1992, 202). Drumbl 2003 wagt einen neuen Lokalisierungsversuch, indem er sich die Frage nach dem Auftraggeber und dem Zweck der Sammlung stellt: Dass der *Buranus* von einem geistlichen Kunstliebhaber zu privatem Gebrauch in Auftrag gegeben worden sei oder dass er dem Eigengebrauch eines Augustiner-Chorherrenstiftes dienen sollte,[19] schließt er aus (336, 353); eher nimmt er eine Entstehung im Umkreis Kaiser Friedrichs II. während dessen Aufenthaltes im Jahr 1236 in Trient an – als Förderer der Künste zog Friedrich II. sicher auch zahlreiche fahrende Kleriker an, deren Aufzeichnungen als Quelle für den *Buranus* dienen konnten –, und zwar zum Gebrauch für eine kirchliche Öffentlichkeit.

Datierung

Zumindest über die Entstehungszeit des Liederbuches herrscht Konsens: Man nimmt an, dass die Aufzeichnung der Sammlung etwa um 1230 erfolgte, und zwar durch zwei verschiedene Schreiber (Hilka/Schumann/Bischoff 1961, 13*–27* unterscheiden drei Hände); aus paläographischen und kunsthistorischen Analysen lässt sich eine Entstehung vor 1250 ableiten, als *terminus post quem* gilt die Entstehungszeit des Neidhartliedes (CB 168a) 1217/19. Die Sammlung erfuhr in den Jahrzehnten nach ihrer Entstehung noch Erweiterungen, die letzten Nachträge (CB 1* und 7*) stammen aus dem frühen 14. Jh.

---

17 Die Hs. liegt heute in zwei Teilen vor: Clm 4660 (Bl. 1–112) und 4660a (Bl. I–VII, *Fragmenta Burana*).

18 Die Seckau-These geht auf Bernhard Bischoff zurück, doch sie orientiert sich nicht an der Hauptsammlung, sondern an den Nachträgen (s. Hilka/Schumann/Bischoff 1941–1970, Bd. 1,3, 12).

19 Knapp 1994, 421 hatte angenommen, dass der Redaktor „eine Art Hand- und Hausbuch für die Musik- und Poesieliebhaber einer geistlichen Gemeinschaft" schaffen wollte.

Der Anfang der 112 Blätter umfassenden Hs. und Teile von Binnenlagen sind verloren;[20] bei der Bindung, die noch im Mittelalter erfolgte, wurden zudem einige der Lagen falsch eingebunden, was u.a. zur Folge hatte, dass die Sammlung mit der Fortuna-Miniatur (vgl. Farbtafel 3) eröffnet wird. Die in einer frühgotischen Minuskel geschriebene Hs. ist mit Zierinitialen und acht Miniaturen ausgestattet, die z.T. die Gliederung unterstreichen (zu einer ausführlichen Analyse der Hs. vgl. Hilka/Schumann/Bischoff 1941–1970, Bd. 2,1, 3*–68*).

Beschreibung der Hs.

Im lat. Mittelalter dominiert die religiöse Dichtung gegenüber der weltlichen, sodass dem *Codex Buranus* eine besondere Bedeutung zukommt, da es sich bei ihm um die größte erhaltene Sammlung weltlicher mittellateinischer Lyrik handelt. Die Stücke gliedern sich wie folgt in vier Hauptabschnitte:

Inhalt

I. CB 1–56: moralisch-satirische Dichtungen zu verschiedenen Lastern (Habgier, Neid) und Tugenden, dazwischen Fortuna-Klagen (CB 14–18a).

II. CB 57–186: Liebeslieder: Liebesfreuden, „verkehrte Liebe" (homosexuelle Liebe CB 95, Inzest CB 97), Liebesklagen, Klagen verschiedenen Inhalts (z.B. über den Verfall der Liebeskunst CB 105, über unerwünschte Schwangerschaft CB 126). Die mittellateinische Liebesdichtung erfährt im 12. Jh. ein Hochblüte, die Dichter schulen sich an Ovid, mit dem man sich nun eingehend beschäftigt, wie auch aus CB 191, Str. 18 (Archipoeta, *Carmen* X), ersichtlich ist: *nichil valent penitus, que ieiunus scribo, / Nasonem post calicem carmine preibo* („was ich nüchtern schreibe, ist hinten und vorne nichts wert, / wenn ich aber getrunken habe, übertreffe ich mit meiner Dichtung Ovid", Text und Übersetzung: Vollmann 1987). Die Vorstellung von der „hohen Minne", wie sie uns in der volkssprachlichen Dichtung entgegentritt, ist der weltlichen Lyrik des lat. Mittelalters fremd, Sexualität hat ihren festen Platz in diesen Dichtungen (vgl. Wachinger 1985, 306).

III. CB 187–226: Spieler-, Trink-, Schlemmer- und Vagantenlieder in Form von Satiren, Epigrammen, Sprüchen und Parodien, wie etwa die Spielermesse (CB 215), eine Persiflage auf die Hl. Messe durch Verfremdung der Originaltexte, jedoch in Nachahmung des Originals bezüglich Aufbau (Introitus, Gebet, Lesung, Graduale, Sequenz, Evangelium, Offertorium und Kommunionlied) und der durch Neumen angezeigten Melodien; im Folgenden ein Auszug:

V. *Evangelium: Sequentia falsi ewangelii secundum marcam argenti.*
Fraus tibi Decie! Cum sero esset una gens lusorum, venit Decius in medio eorum et dixit: „Fraus vobis! Nolite cessare ludere. Pro dolore enim vestro missus sum ad vos." Primas autem, qui dicitur vilissimus, non erat cum eis, quando venit Decius. Dixerunt autem alii discipuli: „Vidimus Decium." Qui dixit eis: „Nisi mittam os meum in locum peccarii, ut bibam, non credam." Primas autem, qui dicitur vilissimus, iactabat decem, alius duodecim, tertius vero quinque. Et qui quinque proiecerat, exhausit bursam et nudus ab aliis se abscondit.

20 Dass das Ende des Hauptteiles keinen Verlust erlitten hat, kann Drumbl 2003, 329–336 nachweisen.

5. Evangelium: Worte des falschen Evangeliums nach Mark und Pfennig.
Trug sei mit dir, Decius! Als des Abends das Volk der Spieler versammelt war, trat Decius mitten unter sie und sprach: „Trug sei mit euch! Laßt nicht ab vom Spiel! Zu eurem Schmerze nämlich bin ich zu euch gesandt.“ Primas aber, der Durchtriebenster genannt wird, war nicht mit ihnen, als Decius kam. Die anderen Jünger aber sprachen: „Wir haben Decius gesehen.“ Er sagte zu ihnen: „Wenn ich nicht meinen Mund an den Becher lege, um zu trinken, glaube ich nicht.“ Primas aber, der Durchtriebenster genannt wird, würfelte eine Zehn, ein anderer eine Zwölf, ein Dritter aber eine Fünf. Und der die Fünf gewürfelt hatte, leerte seine Börse aus, und weil er nackt war, verbarg er sich vor den anderen. (Vollmann 1987).

Decius, der Schutzheilige des Würfelspiels, tritt hier an die Stelle Christi, dessen *Pax vobis* („Der Friede sei mit euch“) zu *Fraus vobis* pervertiert wird, statt Thomas wird Primas (Hugo Primas von Orléans, Verfasser des CB 194) als Ungläubiger angeführt, der seinen Mund an den Becher und nicht wie Thomas seinen Finger auf die Wundmale Christi legen muss, um zu glauben.

IV. CB 227–228: Neben Liedern und Gedichten weltlichen Inhalts wurden auch geistliche Spiele aufgenommen, so etwa das Benediktbeurer Weihnachtsspiel (dazu Knapp 1996, 435–442). Ob CB 228 (*Ludus de Rege Aegypti* [„Spiel vom Ägypterkönig“]), das u.a. den Tegernseer *Ludus de Antichristo* („Antichristspiel“) als Vorlage hat, ein eigenes Stück ist oder ob es zum Benediktbeurer Weihnachtsspiel gehört, ist ungewiss.

Nachträge (CB 1*–26*): Auch unter den Nachträgen finden sich geistliche Spiele (CB 13*, 15*, 16*, 26*) neben Marienklagen, Katharinenhymnen, Gedichten des Marner u.a.

Die Sammlung enthält sowohl Lieder im eigentlichen Sinn – sangbare lyrische Texte – wie auch Verse nach antiken Metren. Bei den liedhaften Stücken handelt es sich um rhythmische Gedichte: um Sequenzen (CB 36, die Liebesklage CB 103, die Totenklage CB 122 u.a.), Leiche und Strophenlieder (CB 191, die ‚Vagantenbeichte‘ des Archipoeta). Zwar sind nur insgesamt 39 Lieder des *Buranus* neumiert (vgl. Lammers 2000), doch handelt es sich auch bei den anderen Stücken um vertonte Texte; der Rekonstruktion der Melodien dienen mit Noten versehene Lieder aus Parallelhandschriften. Die in Hexametern und Distichen (mit CB 135 ist auch der katalektische daktylische Tetrameter vertreten) abgefassten *versus* sind unterschiedlich lang: Neben den umfangreicheren Stücken wie etwa den Trojadichtungen (CB 101 und 102) und dem Schachgedicht (CB 210) wurden auch Einzelverse oder Versgruppen moralisch-didaktischen Inhalts aufgenommen. Die *versus* erfüllen mitunter eine Trennfunktion: Sie betonen die Einteilung der Hauptabschnitte in Untergruppen;[21]

21 Bischoff 1967, 9 sieht die Einfügung von *versus* jedoch unabhängig von der Gliederung und spricht von einer „Liedersammlung mit moralischen und didaktischen Anmerkungen“.

zudem kommentieren sie in einigen Fällen die voran stehenden Texte. Daneben gibt es Mischformen, die aus rhythmischen und metrischen Teilen bestehen (CB 65, 71 u.a.)

Benützt der Redaktor des *Codex Buranus* vermutlich mittelalterliche Florilegien als Quellen für die *versus*, so gilt Ähnliches für die Quellen der liedhaften Dichtung: Der Redaktor erstellt seine Kompilation auf der Basis von bereits vorliegenden Zusammenstellungen. Diese Annahme wird durch das Vorkommen von Dubletten (CB 85 und 159) und durch eine ähnliche Reihung der Lieder in Parallelhandschriften bestätigt; hierbei handelt es sich um Musikhandschriften (z.B. weist der *Buranus* eine Nähe zum sogenannten Nôtre-Dame-Repertoire sowie zum Saint-Martial-Repertoire auf) und um Sammlungen einzelner (Petrus von Blois, Walther von Châtillon) oder verschiedener Dichter.

Quellen

Die einzelnen, vorwiegend im 12. und frühen 13. Jh. entstandenen Elemente des *Codex Buranus* sind unterschiedlicher Provenienz, sodass Knapp die Sammlung im Titel seines Aufsatzes von 1996 treffend als „Europäische Lyrik in Südtirol" charakterisieren kann. Zwar wurde zu lediglich zwei Liedern, CB 6* und 9*, von einem Korrektor, der sich um 1300 mit der Hs. beschäftigte, der Verfassername gesetzt – es handelt sich dabei um Gedichte des Marner –, dennoch lassen sich für zahlreiche *versus* und Lieder die Autoren eruieren:

Etliche *versus* gehen auf antike Autoren – Horaz, *Satiren* und *Episteln* (CB 13,2, CB 25,6–7), Ovid, *Tristien* (CB 18,2), *Heroides* (CB 104a), die *Disticha Catonis* (CB 13,5) u.a. –, andere auf mittellateinische Autoren zurück: Otloh von St. Emmeram (CB 28, 32, 38, 125), Marbod von Rennes (CB 122a, 214), Hugo Primas (CB 194). Ein Großteil der *carmina* ist westlicher, meist französischer Herkunft;[22] so begegnen als Verfasser z.B. Walther von Châtillon (CB 8, 19, 42 u.a.), Petrus von Blois (CB 29–31, 63, 108 u.a.) und Philipp der Kanzler (CB 21, 34, 131 u.a.). Die meisten Lieder bleiben jedoch anonym. Bei den mittelhochdeutschen Liedern bzw. Liedstrophen (vgl. Wachinger 1985) verhält es sich ähnlich. Manche der deutschen Vorlagen, auf welche die lat. Lieder der Sammlung zurückgehen, lassen sich bekannten Autoren zuweisen: Walther von der Vogelweide, Reinmar, Neidhart, Heinrich von Morungen, Dietmar von Aist u.a. Bei den mittelhochdeutschen Stücken handelt es sich teils um rein deutsche Texte (CB 2*, 7*, 17*), teils um deutsch-lat. Kombinationen; Letztere treten entweder syntaktisch gemischt wie CB 177 oder als lat. Lieder mit deutscher Zusatzstrophe entgegen (CB 112–115, 161–175 u.a.).[23] Einige dieser

22 Knapp 1994, 408 hält es auf Grund der engen Kontakte Neustifts zu Klosterneuburg für möglich, dass ein Teil des Liedgutes aus dem französischen Raum über dieses und andere Chorherrenstifte wie etwa Seckau und St. Florian nach Tirol kam.

23 Müller 1981 spricht beim ersten Typus von Sprachmischung, beim zweiten von Mehrsprachigkeit.

Texte sind deutsche Nachahmungen lat. Originale (z.B. CB 146, 170 u.a.), die meisten aber sind lat. Kontrafakturen deutscher Lieder – bei der Zusatzstrophe handelt es sich hier um eine Strophe des deutschen Originals, die wohl als Muster zur Tonangabe hinzugegeben wurde. Die Lieder mit deutschen Strophen konzentrieren sich in Gruppen und heben sich auch inhaltlich von den Liebesliedern westlicher Herkunft ab; so lag es für Wachinger 1985, 285–292 nahe, von einer sekundären Erweiterung auszugehen, von einem nachträglichen Einschub einer Liedersammlung deutschen Ursprungs. Daneben enthält der *Buranus* lat.-französische Mischtexte (CB 94, 95), mit CB 51 auch ein Lied mit griechischen Einlagen (zu den mehrsprachigen Texten im *Buranus* vgl. Müller 1981). Wie bei der Überlieferung von Texten üblich, erfahren viele *carmina* vor oder bei ihrer Aufnahme in den *Buranus* unbewusste oder willkürliche Modifikationen, wie sich an Hand der aus der Parallelüberlieferung bekannten Lieder nachweisen lässt. Bei rund drei Fünftel der Texte handelt es sich jedoch um Unica, sie sind nur im *Buranus* überliefert. Die Parallelüberlieferung der restlichen Texte in Hs. und Drucken ist von unterschiedlicher Dichte (CB 101 etwa ist in 67 Textzeugen überliefert).

Rezeption

Die Nachwirkung der *Carmina Burana* im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit ist gering. Erst im 19. Jh. stieß die Sammlung auf breiteres wissenschaftliches und literarisches Interesse. Carl Orff schließlich verhalf ihr 1937 zu einem vorher nie erreichten Bekanntheitsgrad, indem er einige der Lieder (v.a. Frühlings-, Trink- und Liebeslieder) vertonte, allerdings ohne die überlieferten Melodien zu berücksichtigen. Erstmals gedruckt wurde der *Buranus* 1847 von Johann Andreas Schmeller. Wilhelm Meyer veröffentlichte die Nachträge 1901 als *Fragmenta Burana*; auf der Basis seiner Vorarbeiten erstellten Alfons Hilka und Otto Schumann eine kritische Ausgabe, die von Bernhard Bischoff zu Ende geführt wurde (Hilka/Schumann/Bischoff 1941–1970).

Arbeo von Freising

Auch wenn Arbeo von Freising[24] als der erste bayerische Schriftsteller bezeichnet werden kann, so hat er doch auch seinen berechtigten Platz in einer Tiroler Literaturgeschichte. Arbeo – Nachricht über sein Leben und seine kirchliche Laufbahn geben diverse Freisinger Urkunden (ediert von Bitterauf 1905) und seine beiden hagiographischen Werke – stammte aus der bayerischen Adelsfamilie der Huosi (er bezeichnet sich in seiner *Vita Corbiniani* [„Leben des Corbinian“; Kap. 15] selbst als Bayer); er wurde um 723 geboren (die Gegend von Meran als Geburtsort ist umstritten, vgl. Vogel 2000, 127–131) und starb am 4. Mai 783 in Freising (vgl. Löwe 1973; Glaser 1983, 28–53; Vogel 2000, 125–179). Einen Hinweis auf seine Kindheit, die er in der Gegend von Meran verbrachte, gibt ebenfalls die *Vita Corbi-*

24 Einen ausführlichen Forschungsbericht legt Glaser 1983 vor; zur *Vita Corbiniani* vgl. Vogel 2000, 43–196.

niani: Als Kind habe ihm, so berichtet Arbeo, der Heilige bei einem Unfall an der Passer das Leben gerettet (Kap. 40):

> *Quadam vero die, dum puer parvulus in ipsius viri Dei sollemnia noctis secus muris ecclesię incaute decurreret, pede lapsus in precipitium devolvebatur castri. Erat ibi tante altitudinis spatia, ut intuentibus pavor insistit, ad montisque ipsius latere crepidinis Passires amnis suis intumescit fluctibus. Quis enim estimabatur aliud quam mortuum, repertus si fuisset, saxarum aciebus, divisus scopulis ingentis, sicut huius urbis forma declarit, et ad ima montis si pervenisset, nequaquam flumen evadere potuisset? Qui dum irent, cadaver querentes, amne super pontem amisso, contemplabantur puerum saxo cuidam coherenti et ipsius fluminis secus positi. Areptis funibus per saxorum se immiserunt cavernas usque ad iacentem, quem querebantur. Qui non tantum vivus, sed etiam inlesus repertus est et ad pristinam deportatus stationi; nostrisque temporibus, dum non propriis meritis, sed divine largitatis munere huius episcopatui preesse fecisset.*

> Eines Tages, es war am Vorabend des Festes des Gottesmannes, lief ein kleiner Bub unvorsichtig die Mauer neben der Kirche entlang; dabei glitt er aus und rollte den Steilhang bei der Ortschaft hinunter. Der Steilhang war dort so hoch, daß die Leute, die den Vorgang mitansahen, vor Schrecken erbleichten. Unten, unmittelbar am Fuß des Berges, rauschten schäumend die Wogen der Passer. Was hätte man sich anderes vorstellen können, als daß man den Knaben tot finden würde, zerfetzt von scharfkantigen Felsen und den gewaltigen Schroffen, wie sie das Bild jenes Ortes zeigt, und daß das Kind, wäre es den Abgrund vollends hinabgestürzt, mit Sicherheit ein Opfer des Flusses geworden wäre? Sie gingen hin, um den Leichnam zu suchen, überquerten auf der Brücke den Fluß – da sahen sie den Knaben am Felsvorsprung hängen, der sich unmittelbar am Fluß befand. Sie holten Seile, arbeiteten sich in die zerklüftete Felsenwand hinein bis dorthin, wo der Bub lag, den sie suchten. Der war, als er aufgefunden wurde, nicht nur am Leben, sondern unverletzt geblieben, und wurde an seinen alten Platz, wo er vorher gewesen war, zurückgebracht. In unseren Tagen ist er – nicht aufgrund seiner Verdienste, sondern durch das Geschenk der göttlichen Gnade – zum Oberhirten dieses unseres Bistums bestellt worden. (Brunhölzl 1983)

Aus der Verwendung langobardischer Formeln in seinen später in Freising verfassten Urkunden schlossen frühere Forscher[25] auf einen Aufenthalt Arbeos im langobardischen Oberitalien (dagegen Vogel 2000, 172–179). Den Freisinger Bischof Erembert – eine zweideutige Formulierung in der *Vita Corbiniani* führte zur Annahme, er sei der Bruder Corbinians (die jüngere Fassung B stellt ihn dann ein-

25 Vgl. Baesecke 1930, 114–135, 148–156; Löwe 1973, 78–83.

deutig als dessen Bruder dar) – bezeichnet Arbeo in Kap. 30 als seinen *nutritor* („Ernährer"). Unter Bischof Joseph von Freising wirkte Arbeo als Archipresbyter und Notar, 763 wurde er zum Abt des Klosters Scharnitz berufen, 764 oder 765 zu Josephs Nachfolger als Bischof von Freising. Von diesem Amt trat er 782/83 zurück, was wohl durch seine Parteinahme für die fränkischen Oberherren gegen den bayerischen Herzog Tassilo III. bedingt war (zu den politischen Konflikten und deren Niederschlag in Arbeos Viten s. Glaser 1983, 67–76). Unter Arbeos Episkopat wurden zahlreiche Klöster gegründet, wie etwa Innichen im Pustertal, Schäftlarn und Schliersee in Oberbayern, und der Besitz des Bistums erweitert, was die ca. 100 Schenkungsurkunden, die aus jener Zeit erhalten sind, belegen. Arbeo war es auch, der zu Beginn seines Episkopats die sterblichen Überreste des Hl. Corbinian von Mais bei Meran nach Freising überführen ließ. Arbeo, der seinen Namen mitunter in Heres („Erbe", vgl. *Vita Corbiniani*, Prolog) latinisierte bzw. in Cyrinus hebraisierte (vgl. *Vita Haimhrammi* 47), war auch ein Förderer von Wissenschaft und Kultur; er ließ Hs. – Bibeltexte, exegetische Schriften, Werke des Hieronymus, Gregors des Großen u.a. – kopieren und legte so den Grundstein für die Freisinger Dombibliothek. Nach Baesecke 1930 soll er auch die Verdeutschung des *Abrogans*, eines lat. Synonymenwörterbuches, veranlasst haben, was mittlerweile jedoch angezweifelt wird (vgl. Splett 1978). Der Ire Virgil, Abt des Benediktinerstiftes St. Peter und Bischof von Salzburg, dem die Kosmographie des Aethicus Ister zugeschrieben wurde und mit dem Arbeo eine persönliche Bekanntschaft pflegte, regte seinen Amtskollegen zu eigener schriftstellerischer Tätigkeit an: Arbeo verfasste die Lebensbeschreibungen zweier Lokalheiliger, des Hl. Emmeram, Abt und Bischof von Regensburg, und des Hl. Corbinian, der als erster Bischof von Freising gilt (auch wenn der Bischofssitz erst 739 durch Bonifatius eingerichtet wurde).

Vita Haimhrammi

Hauptthema der *Vita vel passio Sancti Haimhrammi martyris*[26] („Leben oder Leiden des Hl. Emmeram, des Märtyrers"), die Arbeo wohl in der Absicht verfasste, den in Regensburg bereits bestehenden Emmeramkult zu fördern und zu festigen, ist das Martyrium Emmerams, seine Vorgeschichte wie auch seine Nachwirkungen, während sich die Darstellung der eigentlichen *vita* auf die ersten sieben von insgesamt 47 Kapiteln beschränkt. Bei den Quellen, auf die Arbeo beim Verfassen seiner Biographie zurückgreifen konnte, handelt es sich wohl lediglich um mündlich tradierte Informationen.

Inhalt

Emmeram (vgl. Babl 1973), der Bischof von Poitiers gewesen war, gelangt auf seinem Missionszug auch nach Regensburg und wird vom dort residierenden Herzog Theodo dazu bewegt, als Bischof in Bayern zu bleiben. Als die Tochter des Her-

26 Hg. von Krusch 1920, 1–99; eine auf Krusch basierende, leicht modifizierte Ausgabe mit Übersetzung legte Bischoff 1953 vor.

zogs von ihrem Liebhaber Sigibald ungewollt schwanger wird, nimmt Emmeram aus Mitleid die Vaterschaft für das uneheliche Kind auf sich. Auf seiner Reise nach Rom wird Emmeram von Theodos Sohn Lantpert eingeholt, der ihn, um die Schande seiner Schwester zu rächen, grausam verstümmelt, was zum Märtyrertod Emmerams führt (Kap. 18):

> *Inter tot cruciatos sanctus Dei martyr quasi prospicuus fons manandi studium suum non cessari intermittit, ita ymnificans Deum psalmodiae non cessebatur. Factus namque est in agone ex superna virtute robustus, ut adstantibus nec gemitus aures commovisset, sed hilari vultu, sincera mente Deo, ut diximus, indesinenter fundens preces. Tunc nec poenis torquentium videbatur sufficere, pedes utrosque cum palmis, prius evacuatis articulis, abscidentes, tanti alti Deo throni martyris genitalia inpudenter abstrahere veriti no* [sic] *sunt, cuius quamvis modica vox in Dei perseverans laudibus, nihilominus anelabat Daviticum carmen. Cum tot poenis adflictus, membrorum compagine solutum prospexissent, solius linguae invidentes ministerium, cuius ori ferrum inponentes, ex palato beati Dei martyris trucidabant; relicto capside, evacuatis membris, abierunt. Remansit autem in certaminis campo cruore involutus victor triumphi exultans.*[27]

> Unter all diesen Martern ließ der heilige Märtyrer Gottes nicht ab, singend Gott zu preisen, so wie ein klarer Quell nicht aufhört rastlos zu sprudeln. Denn er wurde bei seinem Kampf durch Kraft von oben gestärkt, so daß die Ohren der Umstehenden auch nicht ein Seufzen traf, sondern er betete mit heiterem Antlitz und aufrichtigem Herzen unablässig zu Gott, wie wir gesagt haben. Da schien es den Folterknechten nicht genug der Qualen zu sein, sondern nachdem sie beide Füße und Hände, die schon vorher der Fingerspitzen beraubt waren, abgeschnitten hatten, scheuten sie sich nicht, schamlos die Geschlechtsteile dieses großen Märtyrers des hochthronenden Gottes wegzureißen. Dennoch hielt seine Stimme, wiewohl leise, im Lobe Gottes aus und hauchte trotz allem das Lied Davids. Als sie ihn mit so vielen Qualen geschlagen und das Gefüge der Glieder aufgelöst sahen, da mißgönnten sie auch noch der Zunge ihren Dienst; sie setzten das Eisen an seinen Mund und entrissen sie dem Gaumen des seligen Märtyrers Gottes. So ließen sie das Behältnis über, das der Glieder beraubt war, und gingen hinweg. Auf dem Kampfplatz aber blieb, vom Blut überströmt, der Sieger zurück, der über seinen Triumph jauchzte. (Bischoff 1953)

Die zweite Hälfte der Schrift (Kap. 25–47) ist der Darstellung der Wunder, die Emmeram *post mortem* bewirkt, gewidmet.

27 Die Vorlage für die Darstellung von Emmerams Martyrium liefert die *Passio S. Leodegarii* („Leidensgeschichte des Hl. Leodegar").

Überlieferung; Rezeption

Von der älteren Fassung A der *Vita Haimhrammi* existieren neun Hs., von denen jene aus St. Amand (heute Paris, Bibl. Nat., ms. lat. 2990A) Arbeos sprachliche und stilistische Eigenheiten wohl am ehesten beibehalten hat (dazu Bischoff 1953, 95). Um die Mitte des 9. Jhs. entstand in Regensburg die jüngere Fassung B, von der zwölf Hs. erhalten sind. Die Schrift erfuhr in den Jahrhunderten nach ihrer Entstehung eine weite Verbreitung; im 11. Jh. kam es zweimal zu einer Neubearbeitung der Vita, einmal durch Meginfried, Lehrer an der Magdeburger Domschule, und dann auch durch Hartwich, Mönch im Kloster St. Emmeram, der eine rhythmische Fassung erstellte. Auch zahlreiche ikonographische Darstellungen Emmerams und seines Martyriums wurden durch Arbeos hagiographische Schrift inspiriert, wie etwa die Illustration der Passion Emmerams im sogenannten *Stuttgarter Passionale*, einer Hs. des 12. Jhs. (Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. bibl. fol. 56, Bl. 107^{r}).

Vita Corbiniani

Die Virgil von Salzburg gewidmete Biographie des Freisinger Bischofs Corbinian, die *Vita Corbiniani*,[28] führt von seiner Herkunft aus der Gegend von Melun (in der Nähe von Paris), wo er als Mönch lebte, über seine Reisen und sein Wirken in Freising, wo er 725 starb, bis zu seiner Überführung nach Mais und der Rückholung des Leichnams durch Arbeo. Wie in der *Vita Haimhrammi* werden auch hier im letzten Teil des Werkes die Wunder nach Corbinians Tod dargestellt, doch im Gegensatz zur Biographie des Hl. Emmeram überwiegen in dieser Vita historisch fassbare Ereignisse und Gestalten die Legendenbildung, was wohl auf die zeitlich größere Nähe zur Lebenszeit des Verfassers zurückzuführen ist; vielleicht konnte Arbeo sogar Zeitgenossen Corbinians befragen. Neben der Einarbeitung von mündlich Tradiertem lässt sich auch ein Rückgriff auf literarische Vorlagen erkennen wie etwa die *Vita Hilarionis* des Hieronymus, die Dialoge Gregors des Großen und die *Vita Sancti Columbani* des Ionas von Bobbio, hagiographische Gestaltungsmuster, die Arbeo auch bisweilen durchbricht: Arbeos Corbinian entspricht nicht dem landläufigen Bild des Heiligen, der seine Emotionen unter Kontrolle und der irdischen Welt den Rücken gekehrt hat: Arbeos Heiliger gerät rasch in Zorn, lässt sich zu Gewalttätigkeiten hinreißen, kann sich mitunter das Lachen nicht verbeißen, hat eine Vorliebe für schöne Pferde und verfügt über weltlichen Besitz, womit er dem Typus eines ‚Adelsheiligen' entspricht (dazu Berschin 1991, 88).

Intention

Zielte Arbeo mit der Emmeramsvita auf eine Kultförderung und -konsolidierung ab, so ging es bei der Erstellung dieser Biographie um eine Kultbegründung: Mit

28 Hg. von Krusch 1920, 100–234; neu erstellte Ausgabe mit Übersetzung von Brunhölzl 1983. Zur *Vita Corbiniani* s. die umfassende Untersuchung von Vogel 2000 (die Thesen, die Vogel in diesem Buch vorlegt, stießen auf breites Interesse und wurden vielfach diskutiert, u.a. von Diepolder 2001 und Haarländer 2001).

seinen kultischen und literarischen Bestrebungen, der Translation und der Abfassung einer Vita, beabsichtigte Arbeo, den Heiligen und seinen Kult in Freising zu etablieren, was ihm auch ansatzweise gelang (vgl. Vogel 2000, 6–27).

Überlieferung

Die Fassung A der *Vita Corbiniani* ist lediglich in zwei Manuskripten des 9. Jhs. erhalten, einer Hs. aus Regensburg (heute London, British Museum, add. 11880) und einer Hs. aus Reichenau (heute Karlsruhe, Landesbibliothek, cod. Aug. XXXII). Fassung B, die am Übergang vom 9. zum 10. Jh. entstand, erfuhr hingegen eine ausgedehntere Verbreitung, was die 31 erhaltenen Hs. bezeugen.[29]

Datierung

Welche der beiden Viten, die zu den ältesten Quellen der Geschichte Bayerns zählen, zuerst geschrieben wurde, ist ungewiss. Gegen den Herausgeber Krusch 1920 und die heute wieder vorherrschende Annahme (dazu Vogel 2000, 180–182, 244–257) spricht sich u.a. Löwe 1951, 916, für eine Entstehung der *Vita Haimhrammi* vor jener des Corbinian aus. Berschin 1991, 77–78, der die beiden Viten als literarische Einheit charakterisiert, stellt diesen Überlegungen eine andere Frage voran, nämlich in welcher Reihenfolge Arbeo seine Biographien geordnet und gelesen haben wollte, und führt dazu u.a. das Argument der hagiographischen Hierarchie ins Feld, nach welchem die *Vita Haimhrammi* literaturgeschichtliche Priorität hätte. Die beiden Viten müssen jedenfalls zwischen 764 und 783 – die *Vita Corbiniani* wohl bald nach der Übertragung der Gebeine Corbinians nach Freising – verfasst worden sein,[30] da Arbeo in beiden Werken als Bischof aufscheint.

Sprache und Stil

Arbeos „postmerowingisches“ (Berschin 1991, 90) Lat.[31] bietet keine Überraschungen, es entspricht dem Standard seiner Epoche: Es handelt sich um die Jahrzehnte vor der karolingischen Renaissance, die eine Läuterung und Normierung der lat. Sprache anstreben wird; Arbeos Lat. zeigt vulgärlateinische bzw. romanische Züge, womit es wohl dem im Alpenraum gesprochenen romanisierten Vulgärlatein nahe steht. Darüber hinaus lassen sich verschiedene andere Einflüsse herausfiltern: Merkmale des oberitalienischen, langobardisch geprägten Lat., der spätantiken Rhetorik, Einflüsse durch die Bibel und das Lat. Gregors des Großen, vielleicht auch durch den Iren Virgil. Der Regellosigkeit seiner Sprache, die durchaus auch auf mangelhafte Lateinkenntnisse zurückzuführen ist (vgl. Löfstedt 2000, 241), steht ein Bemühen um einen gehobenen Stil, um eine sprachliche und rhetorische Aufwertung gegenüber, wie sich an der Verwendung zahlreicher Stilmittel erkennen lässt.

Metellus von Tegernsee

Enge Beziehungen zwischen den Klöstern St. Georgenberg und Tegernsee bezeugt Metellus (wohl ein Pseudonym) von Tegernsee. In seinem Werk *Quirinalia*

29 Eine von Roschmann besorgte Abschrift befindet sich im TLMF (Dip. 1110/1).

30 Laut Vogel 2000, 257 die Corbiniansvita nach 756/68, aber vor 772, die Emmeramsvita vor 772.

31 Zu Arbeos Latinität s. v.a. Löfstedt 2000; eine schematische sprachliche Untersuchung vor der Folie des klassischen Lat. liefert Skiles 1938.

(„Quirinalien"), einem hagiographischen Gedichtzyklus in sechs Büchern, schreibt er über Leben und Leiden des Tegernseer Patrons Quirinus, über die Translation seiner Reliquien von Rom nach Tegernsee und über die von ihm gewirkten Wunder (s. Jacobsen 1965); der letzte Teil des um 1160 in Tegernsee entstandenen Werkes ist der Geschichte des Tegernseer Klosters im 11./12. Jh. und seinen Vögten gewidmet.

Vorbilder

Bei der Adaption seiner Quellen – Hauptquelle ist die *Passio Sancti Quirini* („Leiden des Hl. Quirinus") aus dem 9. Jh. – stellt Metellus sich bewusst in die Tradition des Horaz, dessen Inhalte er aufgreift und dessen Versmaße er übernimmt, für die Eklogen (Buch 5) auch in jene Vergils;[32] die formale Vielfalt wird darüber hinaus durch metrische Entlehnungen aus Boethius und Prudentius vermehrt. Die älteste erhaltene Hs. des in zwei Autorenfassungen überlieferten Werkes ist Cod. 267 der Stiftsbibliothek Admont, der eine überarbeitete und erweiterte Version bietet.

Tirolbezug

Einige Partien der *Quirinalia* haben einen engen Tirolbezug (vgl. Riedmann 1973, 27–29). So stellt Metellus in seiner fünften Ekloge einen Dialog zwischen dem Abt von Tegernsee („Menalca") und jenem von St. Georgenberg („Mopsus") dar, in dessen Verlauf letzterer das Mirakel von dem Mann erzählt, der dem Hl. Quirinus eine Kuh geweiht hatte, diese dann aber – um den weiten Weg nach Tegernsee zu vermeiden – nach St. Georgenberg bringen wollte (*Egloga quinta Quirinalium. De vacca, que voto promissa beato Quirino ob vię longitudinem ad sanctum Georgium ducebatur. Hic Menalca abbas Tegriensis*, *Mopsus est abbas sancti Georgii*, *qui ipsum enarravit presentia sua gestum*, zitiert nach Jacobsen 1965); das Tier jedoch kennt seine wahre Bestimmung und lässt sich auch nicht mit Gewalt dazu bewegen, die Brücke vor dem Kloster zu passieren, sondern läuft, als man es losbindet, nach Tegernsee. Die genaue Schilderung der geographischen Verhältnisse von St. Georgenberg lässt wohl darauf schließen, dass Metellus die Gegend kannte. Ebenso wenig der Erfüllung eines Gelübdes kommt ein Inntaler (*quidam Intalensis*) nach, der in der neunten Ekloge auftritt. Im sechsten Teil des Werkes erzählt Metellus vom Besuch Heinrichs IV. im Kloster St. Georgenberg und über die Wallfahrten zum Heiligtum des Hl. Georg (Nr. 5).

Annales Montis Sancti Georgii

Als Beispiel historiographischer Prosa ließen sich in diesem Zusammenhang die *Annales Montis Sancti Georgii*[33] („Annalen von St. Georgenberg") nennen, wenn feststünde, dass sie überhaupt in St. Georgenberg entstanden sind; die Hs. (heute: London, British Museum, Add. 18344) jedenfalls befand sich im 19. Jh. noch im Besitz des Klosters. Die knappen Aufzeichnungen betreffen v.a. die Geschicke diverser Herrscherhäuser zwischen den Jahren 880 und 1260 (ein Nachtrag unter-

32 Zur Wirkung von Form und Inhalt der Werke Horazens und Vergils auf Metellus vgl. Jacobsen 1965, 53–111.

33 So der Titel bei Holder-Egger 1896, der nicht auf einen inhaltlichen Bezug zu St. Georgenberg, sondern lediglich auf den eventuellen Entstehungsort hinweisen soll.

richtet über eine Sonnenfinsternis im Jahr 1415): So wurde beispielsweise zum Jahr 1208 ein Eintrag zur Ermordung König Philipps von Schwaben in Bamberg durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach gemacht (*Anno Domini M°CC°VIII Philipus rex apud Babenberch occiditur a comite palatino de Witlespach*, hier und im Folgenden zitiert nach Holder-Egger 1896, 721–723), zum Jahr 1231 ein Eintrag zum Attentat auf Herzog Ludwig I. von Bayern in Kelheim, als dessen Drahtzieher Friedrich II. genannt wird (*Anno Domini M°CC°XXXI° Ludewicus dux Bavarie occiditur a quodam Sarraceno apud Chelheim Fr*[*iderico*] *cesare procurante*).

Rudolf von Stams

In einer Hs. aus dem Zisterzienserkloster Stams im Tiroler Oberinntal (Cod. 67) ist eine Sammlung von Heilungsmirakeln überliefert, die Rudolf von Stams zugeschrieben wird und die zu den ersten in Stams geschriebenen Texten gehört.[34] 1273 kam Rudolf (von Knapp 2000 mit Rudolf von Hürnheim identifiziert, der Kustode im Kloster Frauenzimmern war, wo er auch seine Verwandte Hildegard von Hürnheim unterrichtete) nach Stams, um dort ein Kloster zu gründen, wie er in seinem Prolog schreibt; 1289 wurde er zum dritten Abt von Stams gewählt, am 20. März 1294 starb er. Bei dieser Hs. handelt es sich um eine Sammlung, die als ersten Teil u.a. den *Liber miraculorum* („Buch der Wunder") Herberts von Clairvaux in einer Kurzfassung enthält, als zweiten Teil Rudolfs Mirakelsammlung, die vor dessen Wahl zum Abt[35] in Stams entstanden ist.

Inhalt

Rudolfs Sammlung enthält 98 lokale Mirakelepisoden, bei denen es sich vornehmlich um Berichte über Wunderheilungen (s. Wittmer-Butsch/Rendtel 2003) handelt: wie Menschen von chronischen Leiden wie Husten, Kopfschmerzen usw. oder von an und für sich unheilbaren bzw. als unheilbar geltenden Leiden wie Blindheit, Stummheit, Epilepsie geheilt wurden, nachdem sie eine Wallfahrt zum Johannesaltar in Stams gelobt hatten bzw. nach Stams gepilgert waren (zur Wallfahrtsstätte Stams s. Ernst 1973). Da Knapp 2000, 101 die Datierung 1288 fälschlich als 1328 (wenn auch mit Fragezeichen versehen) liest, nimmt er an, dass die Wunder ab Kap. 93 nicht mehr von Rudolf stammen, eine Annahme, die mit der korrekten Lesung der Datierung keine Begründung mehr hat. Der ausladende Prolog, der den Mirakeln vorangeht, bildet eine ungewöhnliche Einleitung: Rudolf prangert darin Heiden, Juden und Ketzer an und bezichtigt sie der *superbia* („Hochmut"), *avaritia* („Habsucht") bzw. *luxuria* („Ausschweifung"); was er etwa über die Juden ausführt, steht „gleichsam in der Mitte zwischen scholastischer Kontroverstheolo-

34 Erstmals eingehender untersucht von Knapp 2000 und von diesem in Anlehnung an den hs. Titel des Prologes mit dem Titel *Miracula, que in Stams a domino per Beatum Johannem perpetrantur* („Wunder, welche in Stams vom Herrn durch den Seligen Johannes vollbracht werden") versehen.

35 Laut Album Stamsense 6, das zu Rudolf in Anm. 1 vermerkt: „*Scripsit*: *Liber miraculorum S. Joannis Bapt.* (1288)".

gie und billiger Polemik gegen das zeitgenössische Judentum“ (Knapp 2000, 109). Knapp wagt 109–110 eine vorsichtige Deutung: Die Polemik gegen Heiden, Juden und Ketzer sei eine versteckte Kritik an Meinhard II., der sich in Kirchenkreisen als Kirchenräuber, Ketzer und Wucherer einen Namen gemacht hatte.

Stil

Die Berichte über die Wunder fallen sehr kurz aus, die Darstellung ist schematisch, der Stil farblos nüchtern; es handelt sich um Schrifttum, das zwischen literarischer und funktionaler Textsorte anzusiedeln ist und das in der hier vorliegenden Form der v.a. im Spätmittelalter weit verbreiteten und intensiv gepflegten Tradition der schriftlichen Aufzeichnung von Wunderheilungen – oft als Werbung für Wallfahrtsorte – entspricht:

> VI (*Loquela restituta* [Titel von späterer Hand]). *A Campidona supervenit adolescens quidam ad beatum Iohannem, qui per durissimam infirmitatem inter alia cruciamenta quinquies usum lingue perdiderat; sed per invocationem predicti sancti nominis fugata obmutatione cum aliis incomodis liberatur.*
>
> 6. Wiedererlangung der Stimme. Aus Kempten kam zum Hl. Johannes ein junger Mann, der durch eine sehr schwere Krankheit zusätzlich zu anderen Leiden fünfmal die Stimme verloren hatte; durch die Anrufung des eben genannten heiligen Namens aber wurde er von der Stummheit und anderen Beschwerden befreit.

Die meisten Kapitel nennen den jeweiligen Herkunftsort der Wallfahrer und Wallfahrerinnen, woraus sich interessante Erkenntnisse über den Wirkungsbereich der Wallfahrtsstätte gewinnen lassen: Kaisheim (Kap. 3), Kempten (Kap. 6), Thaur (Kap. 11), Ammergau (Kap. 37), Würzburg (Kap. 39), Regensburg (Kap. 65), Kitzbühel (Kap. 71), Ötztal (Kap. 72), Zürich (Kap. 92) usw. Im 17. Jh. übersetzte der Stamser Hofrichter Johann Georg Frickhinger einen Teil des Buches ins Deutsche; eine deutsche Übersetzung fertigte auch Abt Paul Gay (1631–1638) an, der die Mirakel in seine Stamser Chronik aufnahm (vgl. Ernst 1973, 148–149).

Reiseberichte

Auch Reisen durch Tirol schlugen sich literarisch nieder, etwa jene des Venantius Fortunatus im Jahre 565 (*Vita Sancti Martini* 4,644–650) oder der Romzug Friedrichs I. 1154 durch das Eisacktal (beschrieben von Otto von Freising und seinem Fortsetzer Rahewin). Nur aus Rechnungen fassen lässt sich die Reise Wolfgers von Erla (1191–1204 Bischof von Passau, 1204–1218 Patriarch von Aquileia; urkundlich belegt auch als Förderer Walthers von der Vogelweide), die ihn im Jahre 1204 auf der Rückfahrt von Rom durch Tirol führte; die erhaltenen Reiserechnungen (Museo Archeologico Nazionale/Cividale del Friuli) geben Auskunft über die Stationen seiner Reise, u.a. Trient, Bozen, Lengstein, Brixen, Gossensaß, Innsbruck und Zirl (vgl. Höfer 1893, Heger 1970 [mit Ausgabe], v.a. 173–187).

Von der Tiroler Landeseinheit bis zum Tod Kaiser Maximilians I. (1519)

Lav Šubarić

Epochenbild

Überblick

In dieser Epoche, die sich über Spätmittelalter und beginnende Frühe Neuzeit erstreckt, erhielt das von Meinhard II. geschaffene Land Tirol durch kontinuierliche territoriale Erweiterungen allmählich seine bis ins 20. Jh. gültigen Grenzen. Während am Anfang dieser Entwicklung ein zwar selbständiges, aber noch recht labiles und von äußeren Feinden gefährdetes Gebilde steht, sieht man an ihrem Ende ein starkes und stabiles Land, das eine bedeutende Rolle im weltumspannenden Habsburgerreich spielt, im Inneren zusammengehalten von den Landständen, die nicht zögern, bei der Ablöse eines Fürsten durch einen neuen im Interesse des Landes entscheidende Initiativen zu ergreifen.[1]

Meinhardiner

Nach Meinhards Tod im Jahr 1295 regierten zunächst seine drei Söhne gemeinsam, ab 1310 der einzige überlebende, Herzog Heinrich († 1335), alleine. Da Heinrich keine männlichen Nachkommen hatte, wurde seine erbberechtigte Tochter Margarethe (reg. 1335–1363, vgl. Abb. 5) zu einer begehrten Partie bei den großen Dynastien der Zeit, den Luxemburgern, Wittelsbachern und Habsburgern, die hofften, Tirol in ihren Machtbereich eingliedern zu können. Von ihrem Vater mit dem Luxemburger Johann-Heinrich verheiratet, musste sie nach dem Tod ihres Vaters 1335 zunächst die Ansprüche der Habsburger und Wittelsbacher abwehren, welche ihr Land untereinander aufteilen wollten. 1341 vertrieb sie ihren inzwischen beim Volk unbeliebten luxemburgischen Gemahl und ging eine Ehe mit dem Wittelsbacher Markgraf Ludwig von Brandenburg ein. Daraufhin musste sie sich der Angriffe der Luxemburger erwehren, die zunächst nicht auf Tirol verzichten wollten. Aus Margarethes zweiter Ehe ging ein Sohn hervor, Meinhard III., der Tirol und einen Teil Bayerns hätte erben sollen, aber schon 1363 starb.

Habsburger

Als sich nach dem Tod Meinhards III. abermals die Frage der Erbfolge in Tirol stellte, übertrug Margarethe mit Einverständnis der Landstände noch 1363 die Herrschaft über Tirol den Habsburgern. Dies löste wiederum einen kriegerischen Konflikt mit den Wittelsbachern aus, der bis 1369 andauerte. Tirol blieb nach der

---

1 Ausführliche Darstellung der Tiroler Geschichte dieser Epoche: Riedmann 1990, 426–631; Palme 1998, 3–38. Ein Überblick über die lat. und volkssprachliche literarische Produktion findet sich bei Riedmann 1990, 587–596, 598–603, eine ausführliche literaturgeschichtliche Darstellung bei Knapp 1999, 419–452 und Knapp 2004, 481–572, buch- und bibliotheksgeschichtliche Aspekte bei Neuhauser 2010.

Abdankung Margarethes fest in der Hand der Habsburger, zunächst als Teil eines ausgedehnten Herrschaftskomplexes unter Rudolf IV. (1363–1365), Albrecht III. (1363–1375) und Leopold III. (1365–1386), nach einer ersten Teilung der habsburgischen Territorien ab 1379 als Zentrum eines eigenständigen habsburgischen Machtbereiches mit einem eigenen Landesfürsten.



Abb. 5: Abbildung der Margarethe Maultasch in den *Encomia nunquam sat laudatae* […] *Domus Austriacae* des Simon Milldorffer, Innsbruck 1715.

Klösterlandschaft

Abgesehen von den Bischofssitzen Brixen und Trient waren die wichtigsten intellektuellen Zentren auf dem Gebiet der späteren gefürsteten Grafschaft Tirol die Klöster. Durch die Gründungswelle um die Mitte des 12. Jhs., als innerhalb von ca. 35 Jahren neun bedeutende Stifte und Klöster entstanden, und durch die Ausbreitung von Bettelorden und Deutschordensrittern im 13. Jh., als rund zwanzig weitere Ordensniederlassungen gegründet wurden, war ein dichtes Netz klösterlicher Gemeinschaften für Männer und Frauen entstanden. Im 14. Jh. kamen als Neugründungen die Kartause Allerengelberg in Schnals, die Karmeliterklöster in Lienz und Rovereto sowie die Niederlassung der Augustiner-Eremiten im damals noch bayerischen Rattenberg hinzu, im 15. Jh. die Klöster der Franziskaner-Observanten in Trient und Arco und der Waldschwestern, der späteren Augustinerinnen, im Halltal. Die bedeutendsten monastischen Zentren des Landes waren im Spätmittelalter das Prämonstratenserstift Wilten, die Benediktinerabteien St. Georgenberg bei Schwaz sowie Marienberg im obersten Vinschgau, das Augustinerchorherrenstift Neustift und die Zisterze Stams, eine Gründung Meinhards II. Aufschlussreiche Belege für das Bildungsniveau sowie religiöse und kulturelle Interessen im spätmittelalterlichen Tirol liefern die vielen erhaltenen Hs., die für die Klosterbibliotheken von auswärts beschafft oder an Ort und Stelle, in den Schreibstuben der Tiroler Klöster, geschrieben wurden.

Schulen

Grundvoraussetzung für die Produktion lat. Schriften war die Existenz von Bildungsinstitutionen, in denen man die Sprache erlernen konnte. In den Domkapiteln Trient und Brixen sowie in fast allen bedeutenderen Klöstern war eine Schule

vorhanden, die nicht nur für den kirchlichen Nachwuchs, sondern auch für Laien zugänglich war. Dazu kamen ab dem 14. Jh. Schulen in den Städten (s.u.).

Städte

Im Spätmittelalter kam es zu einer starken Zunahme städtischer Zentren, die sich neben ihrer ökonomischen Bedeutung zu einem wichtigen Faktor für die Bildung und das kulturelle Leben des Landes entwickelten. Zu den bereits bestehenden Tiroler Städten Innsbruck und Bozen verliehen Meinhard II. und seine Söhne auch Meran, Sterzing, Glurns und Hall das Stadtrecht. Im Hochstift Brixen wurde neben Bruneck und der bischöflichen Stadt Brixen selbst auch Klausen im Jahre 1308 zu einer Stadt erhoben. Im Machtbereich des Fürstbischofs von Trient entwickelte sich neben Trient und Riva auch Rovereto zur Stadt, die allerdings erst im 15. Jh. unter venezianischer Herrschaft zu wirklicher Bedeutung gelangte. In den erst Ende des Spätmittelalters an Tirol angegliederten Territorien war im Görzer Gebiet Lienz die einzige Stadt, während in den zunächst noch bayerischen Gerichten im Unterinntal neben dem schon 1271 gegründeten Kitzbühel im Laufe des 14. Jhs. Kufstein und Rattenberg in den Rang einer Stadt erhoben wurden.

Lateinschulen

Die Städte ergänzten das kirchliche Bildungsangebot im Land durch die Gründung von Lateinschulen (deutsche Schulen kamen erst ab der zweiten Hälfte des 15. Jhs. auf), die von einem von der jeweiligen Stadt approbierten, akademisch gebildeten Schulmeister geleitet wurden. Die ersten solchen Lehrer sind im Jahr 1237 in Bozen und Lienz bezeugt. Von 1295 bis zum Ende des 15. Jhs. finden sich zahlreiche Belege für Lehrer bzw. Schulen in allen Städten des Landes (mit Ausnahme von Brixen und Trient, wo ja eine Domschule vorhanden war).

Universitäten

Eine höhere Bildung, als sie die Domschulen boten, konnte man in Tirol nicht erwerben – Bildungswillige mussten sich zum Universitätsstudium ins Ausland begeben. Tiroler Studenten findet man im Spätmittelalter nicht nur an den näher gelegenen Universitäten wie Padua, Bologna oder Pavia inskribiert, sie reisten auch nach Paris, Prag oder Heidelberg und brachten bei ihrer Rückkehr wichtige kulturelle Impulse nach Tirol. Nach der Übertragung des Landes an die Habsburger wählten besonders viele Tiroler die von diesen gegründete Universität in Wien als Studienort.

Literaturproduktion

Trotz der insgesamt nicht ungünstigen Bildungsvoraussetzungen fällt die Bilanz der lat. Literaturproduktion unter den Meinhardinern und den frühen Habsburgern (vor Friedrich IV.) äußerst bescheiden aus. Dabei ist zu bedenken, dass etliche Werke verloren gingen, wie z.B. die ältesten Statute von Trient oder die Predigten des Stamser Mönchs Marcus von Lindau (der sich nach seinem Studium in Paris um die Mitte des 14. Jhs. einen Ruf als hervorragender Prediger erworben hatte); andererseits stammt ein guter Teil der vielen in Tirol als Unikate überlieferten anonymen Texte wahrscheinlich aus Tirol, auch wenn sich ein endgültiger Beweis dafür nicht erbringen lässt. Sieht man von einzelnen Texten ab, die eher zufällig in

Tirol entstanden und eigentlich nicht in einem Tiroler Kontext zu sehen sind, wie das zweite Sendschreiben des Sektenführers Fra' Dolcino an seine Anhänger, das er Ende 1303 im südlichen Grenzgebiet des Hochstifts Trient verfasste (und das nur in den Schriften seiner Gegner indirekt überliefert ist), lassen sich nur wenige Autoren und Werke aus dieser Zeit finden, die mit Bestimmtheit in Tirol verortet werden können. Zu nennen sind die Dichtung Alberts von Neustift, eine anonyme Vita des Hl. Romedius und die sogenannte Chronik Goswins von Marienberg. Aus Trient kommen eine astrologische Schrift des Augustinereremiten Augustinus, die Schrift über die Pest des Arztes Odoricus sowie die historischen Aufzeichnungen des Domherrn Giovanni da Parma hinzu. Um 1400 finden sich in Tirol auch schon vereinzelt erste Spuren des Humanismus, des neuen Bildungsideals. So schrieb etwa der junge Trientner Tomeo seinem Lehrer, dem Humanisten Antonio da Romagno (1360–1409), einen Brief, in dem er ihn aufforderte, die philosophischen Studien beiseite zu legen und sich wieder der Dichtkunst zu widmen (BAV, Vat. lat. 5223, Bl. 22^{v}–24^{r}).

Friedrich IV.

Im Jahr 1406 kam es zur zweiten Teilung der habsburgischen Länder. Die Herrschaft über Tirol und bald auch über die sogenannten Vorlande, die habsburgischen Territorien westlich des Arlbergs, übernahm der junge Herzog Friedrich IV. († 1439). In der Folge sollte Tirol unter Friedrich und seinem Sohn Erzherzog Sigmund (reg. 1446–1496) fast das ganze 15. Jh. hindurch wieder ein selbständiges Land mit einem eigenen, seit etwa 1420 bevorzugt in Innsbruck residierenden Landesfürsten sein. Die erste Phase der Regierung Friedrichs war von großen Schwierigkeiten sowohl in der Außenpolitik als auch im Lande selbst gekennzeichnet. Nach Konflikten mit den Appenzellern und Bayern geriet Friedrich auch in Streit mit dem römisch-deutschen König und späteren Kaiser Sigismund von Luxemburg (reg. 1410–1437). Als Friedrich vom König geächtet wurde, konnte er sich nur noch in Tirol behaupten. Verschiedene Nachbarn versuchten Teile seines Herrschaftsgebiets an sich zu reißen, sodass Friedrich zeitweise fast alle vorderösterreichischen Länder verlor, während Venedig die Situation nützte, um die Gegend um Rovereto dem Trientner Bischof abzunehmen. Nachdem sich der Herzog schließlich dem Kaiser hatte unterwerfen müssen und durch Vermittlung seiner habsburgischen Verwandten eine Aussöhnung mit dem Reichsoberhaupt zustande gekommen war, widmete er sich der Aufgabe, die verlorenen Gebiete wieder unter seine Kontrolle zu bringen, was ihm mit Ausnahme der habsburgischen Stammlande auch gelang. Neben der Hilfe anderer Habsburger war für das Gelingen dieses Vorhabens der neugefundene Reichtum aus den Silberbergwerken Tirols entscheidend. Gossensaß und v.a. Schwaz entwickelten sich rasch zu montanistischen Zentren, und mithilfe dieser Einkünfte vermochte Friedrich einen großen Teil der verlorenen Ländereien zurückzugewinnen. Im Inneren sah er sich einer starken Opposition durch Teile des

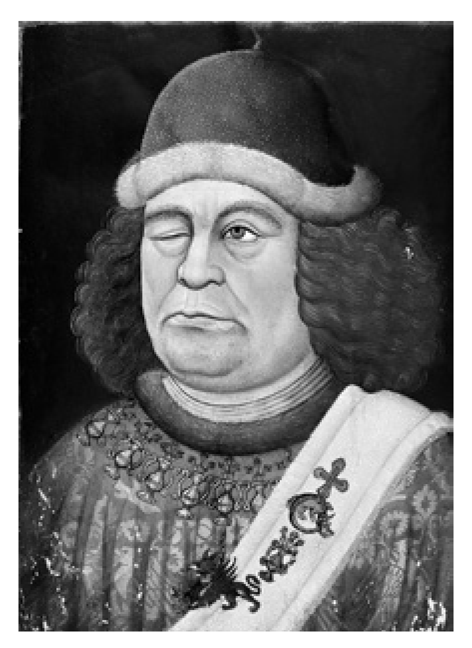




Abb. 6, 7: Oswald von Wolkenstein, Porträt und erste Seite der Innsbrucker Liederhandschrift von 1432.

Adels gegenüber, gegen die er sich aber, gestützt auf Bürger und Bauern, schließlich durchsetzen konnte. Der berühmteste adelige Kontrahent Friedrichs war der Dichter Oswald von Wolkenstein (ca. 1377–1445, vgl. Abb. 6, 7), der sich 1427 als einer der letzten dem Herzog unterwarf. Im Hochstift Trient, welches *de iure* reichsunmittelbar, aber durch eine Reihe von Verträgen und die Stellung des Tiroler Grafen als Vogt eng an Tirol gebunden war, nützte Friedrich die immer wieder aufflammenden inneren Konflikte zwischen Fürstbischöfen und Untertanen, um seine Position gegenüber den geistlichen Landesherrn weiter auszubauen. In den letzten Jahren seines Lebens herrschte er als mächtiger Landesfürst über ein konsolidiertes, reiches und befriedetes Land.

Vorderösterreich

Die vorderösterreichischen Länder, die aus Elsass, Breisgau, vielen verstreuten Herrschaften im schwäbischen Raum und der heutigen Schweiz sowie aus Teilen des späteren Vorarlberg bestanden, sollten ab der Zeit Friedrichs für mehrere Jahrhunderte (bis auf eine kurze Unterbrechung nach Friedrichs Tod) eng mit der Grafschaft Tirol verbunden bleiben und später zusammen mit dieser innerhalb des habsburgischen Herrschaftskomplexes die sogenannte oberösterreichische Ländergruppe bilden, mit einer eigenen Regierung, Kanzlei und Kammer in Innsbruck. Durch die gemeinsame Verwaltung kam es zu einem verstärkten Zuzug von Be-

amten, aber auch Intellektuellen und Künstlern aus den Vorlanden und somit zu wachsendem kulturellem Einfluss auf Tirol, der sich v.a. nach der Gründung der Universität in Freiburg i.B. durch Herzog Friedrichs Bruder Albrecht VI. im Jahr 1457 noch verstärken sollte.

Literaturproduktion

Auch aus Friedrichs Epoche ist recht wenig an lat. Literatur erhalten. Die Autoren entstammen (mit Ausnahme des Arztes Udalricus de Arco) alle dem kirchlichen Milieu. Unter den erhaltenen Werken finden sich eine Messerklärung und eine Sammlung von Gebeten des Brixner Bischofs (reg. 1427–1437) und vormaligen herzoglichen Kanzlers Ulrich Putsch, die Reden des Brixner Domherren (ab 1418) und späteren Bischofs (reg. 1444–1450) Johannes Röttel, die historischen Aufzeichnungen des Brixner Domdekans Andreas Brunner, des Rattenberger Augustinereremiten Johannes Spies und des herzoglichen Kaplans, des Wiltener Prämonstratensers Michael Aussee (ULBT, Cod. 120) sowie die Briefe des Johannes Geus von Gelnhausen, des späteren Gesandten des Konstanzer Konzils zu den Hussiten und Abtes der Zisterze Maulbronn, aus seiner Zeit als Mönch und Prior in Stams (ULBT, Serv. Cod. I.b.4).

Übersetzungen

Aus dieser Epoche haben sich auch die ältesten volkssprachlichen Tiroler Übersetzungen aus dem Lat. erhalten. Ulrich Putsch übertrug, noch bevor er Brixner Bischof wurde, das sehr verbreitete Werk *Lumen animae* als *Das liecht der sel* in die Volkssprache, während der Kaplan des Meraner Spitals, Heinricus de Scharffenstein, mehrere Werke der mittelalterlichen Medizin verdeutschte (ULBT, Cod. 422, vgl. Abb. 8). Die Übersetzung lat. Literatur sollte allerdings erst unter Friedrichs Nachfolger zu voller Blüte kommen, als der Schnalser Kartäuser Heinrich Haller seine vermutlich im Auftrag der adeligen Herren von Annenberg entstandenen Übersetzungen ins „gemeine Deutsch“ schuf.

Sigmund

Nach dem Tod Herzog Friedrichs im Jahre 1439 dauerte es bis 1446, ehe sein Sohn Sigmund von seinem Vormund, dem König und späteren Kaiser Friedrich III. (reg. 1440–1493), die eigenständige Regierung im Land übertragen erhielt. Sigmunds lange Regentschaft verlief im Wesentlichen friedlich. Den gleichsam geerbten Konflikt mit den Schweizer Eidgenossen, die ihren Machtbereich immer wieder auf Kosten der Habsburger erweiterten, beendete er 1474 durch einen Friedensvertrag, und ließ sich danach nur noch 1487 zu einem Krieg gegen Venedig hinreißen. Der Herzog – seit 1477 geschmückt mit dem Titel Erzherzog – bemühte sich v.a. um eine friedliche territoriale Konsolidierung der Vorlande und verwendete darauf einen guten Teil der reichen Einnahmen aus den Tiroler Bergwerken.

Cusanus-Streit

Europaweit bekannt bzw. berüchtigt wurde Sigmund durch seinen Konflikt mit Nicolaus Cusanus (reg. 1450–1464). Der berühmte Philosoph und Theologe wurde von Papst Nikolaus V. gegen den Willen des Domkapitels und des Landesfürsten zum Brixner Fürstbischof bestimmt. Durch seinen Reformeifer machte sich der

neue Oberhirte beim reformunwilligen Klerus und den auf ihre Sonderrechte pochenden Klöstern bald unbeliebt, und diese suchten und fanden in ihrem Widerstand Unterstützung beim Tiroler Landesfürsten. Der gelehrte Cusanus kam jedoch beim Studium alter Brixner Urkunden zur Erkenntnis, dass die Tiroler Grafen ursprünglich Vasallen des Brixner Oberhirten gewesen waren, und versuchte, die damit zusammenhängenden, längst verlorengegangenen Rechte des Bischofs wieder einzufordern. Der Streit eskalierte, wobei Sigmund den Bischof mehrmals mit Waffengewalt bedrängte und schließlich 1460 zur Flucht aus dem Land nötigte, während die Gegenseite mit kirchlichen Waffen antwortete, zunächst Cusanus mit wiederholten Interdikten, später auch Papst Pius II. mit der Exkommunikation Sigmunds. Der Herzog widersetzte sich mithilfe seiner wortgewaltigen Juristen Laurentius von Blumenau und Gregor von Heimburg diesen Sanktionen und appellierte an ein künftiges Konzil. Erst als 1464 sowohl Cusanus als auch der Papst starben, wurde der Streit vom neuen Papst Paul II. beendet.

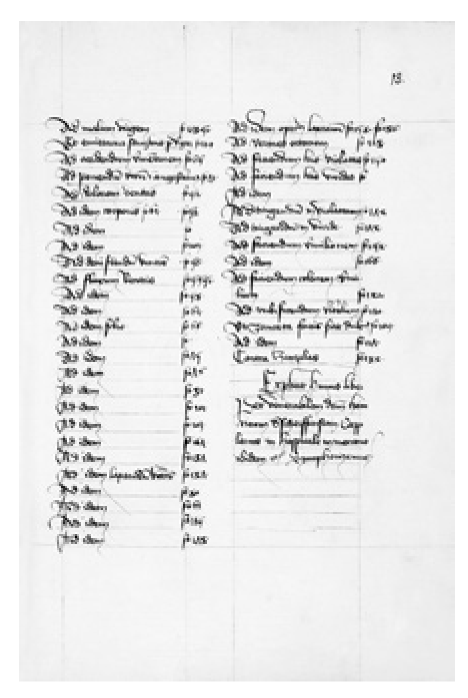


Abb. 8: Inhaltsverzeichnis eines medizinischen Sammelwerkes des Kaplans des Meraner Spitals, Heinricus de Scharffenstein.

Bibliotheken

Schriftwesen und Buchkultur entwickelten sich unter Sigmund reichhaltiger als unter seinem Vorgänger. In der Zeit des beginnenden Buchdrucks kamen zahlreiche Inkunabeln nach Tirol, v.a. aus den nahe gelegenen Zentren des Buchhandels, Augsburg und Venedig. Neben klösterlichen und bischöflichen Bibliotheken entstanden in dieser Zeit auch die ersten bedeutenden Privatbibliotheken. Als Einheit erhalten geblieben ist beispielsweise die kleine Bibliothek des Dekans von Brixen i.Th., des vormaligen kaiserlichen Sekretärs Wilhelm Taz († 1485), während die bedeutende Büchersammlung der Herren von Annenberg im 19. Jh. zerstreut wurde und heute nur teilweise rekonstruiert werden kann.

Universitäten und Schulen

Das Bildungsniveau im Land stieg kontinuierlich. In den Matrikeln umliegender Universitäten finden sich immer öfter Tiroler Studenten und mitunter auch Professoren wie der Stamser Mönch und spätere Abt (reg. 1484–1501) Bernhard Welsch, der in Heidelberg die Heilige Schrift unterrichtete, oder der aus dem Brixental

stammende Dominikaner Leonhard Huntpichler (1405–1478), der an der Wiener Universität wirkte. Auch das Niveau der heimischen Bildungsstätten dürfte gestiegen sein, wie das Beispiel Trients zeigt, wo Calapino de Calapini um 1454 Rechtswissenschaften unterrichtete, ein Fach, das üblicherweise nicht an den Domschulen gelehrt wurde und für Universitätsstudenten erst nach der Grundausbildung an der Artistenfakultät zugänglich war. In Brixen wiederum ließ der *scholasticus* (der mit der Leitung der Schule beauftragte Domherr) Konrad Wenger ein – nicht mehr erhaltenes – Schulbuch drucken. Einen Einblick in den vorhumanistischen Schulbetrieb dieser Zeit bietet eine Anleitung für Grammatiklehrer (ÖNB, Cod. 14509, Bl. 2^{r}–11^{v}) aus der Feder Huntpichlers. Er hatte vor seinem Eintritt in den Orden als vom *scholasticus* mit dem täglichen Unterricht betrauter *rector scholarium* („Schulleiter") an der Brixner Domschule gewirkt und diese Erfahrungen in einem Lehrerhandbuch verarbeitet.

lat. Schriften

Lat. Schriften wurden in dieser Zeit zahlreicher, während sich gleichzeitig die neue Geistesrichtung, der Humanismus, von Italien aus allmählich verbreitete und auch in Tirol immer mehr Anhänger fand.

Hof

Die Rolle des Hofes Sigmunds als weiterer Kulturfaktor neben Hochstiften und Klöstern ist komplex. Der Innsbrucker Hof wurde lange als wichtiges Zentrum der spätmittelalterlichen Literatur, ja gar als bedeutendes Zentrum des Humanismus gesehen. Die wichtigste Rolle schrieb man dabei Sigmunds erster Frau, Eleonore von Schottland (ca. 1433–1480) zu, die sich sogar selbst als Literatin betätigt und einen französischen Ritterroman, *Ponthus et la belle Sidoyne*, ins Deutsche übersetzt haben soll. Sigmund selbst galt als Promotor des Humanismus, da er schon als Jugendlicher Kontakt zum Erzhumanisten Enea Silvio Piccolomini, dem späteren Papst Pius II., hatte, der ihm während seiner Zeit als Mündel am Hofe Friedrichs III. einen Erziehungstraktat widmete und, auf Friedrichs Wunsch hin, auch eine Vorlage für einen lat. Liebesbrief anfertigte. Neuere Forschungen haben das Bild vom literarischen Leben am Innsbrucker Hof allerdings relativiert und gezeigt, dass dort kein besonderes Interesse an Literatur vorhanden war und sich demzufolge auch keine bedeutenden Werke auf eine aktive Förderung durch den Erzherzog oder auf seinen direkten Einfluss zurückführen lassen; selbst die erwähnte Romanübersetzung ist höchstwahrscheinlich kein Werk Eleonores (stellvertretend für die ältere Sichtweise vgl. Assion 1982, für die neuere Hahn 1990). Trotz dieser Erkenntnisse über das Fürstenpaar selbst steht fest, dass der Hof des freigiebigen Erzherzogs große Anziehungskraft auf Literaten und Intellektuelle ausübte: Sie suchten eine Anstellung im fürstlichen Dienst zu erlangen oder erhofften sich materiellen Gewinn. Bedeutende Intellektuelle wie die Juristen Laurentius von Blumenau, Gregor von Heimburg und Ulrich Molitoris, der Wanderhumanist Peter Luder oder der humanistisch gesinnte Abt von St. Georgenberg (reg. 1469–1491) und Bücher-



Abb. 9: Kupferstich Maximilians I. aus Dominicus Custos' *Atrium heroicum*, Augsburg 1600.

sammler Caspar Augsburger standen in Sigmunds Diensten. Einen Einblick in das literarische Leben im Umkreis des Fürsten gewähren die frühen Gedichte aus der als *Codex Fuchsmagen* bekannten Sammlung.

Simon von Trient

Im Unterschied zum Tiroler Landesherrn war der Trientner Fürstbischof Johannes Hinderbach (reg. 1465–1486) eindeutig ein Anhänger des Humanismus. Traurige Berühmtheit erreichte Hinderbach, als er 1475 den Tod des kleinen Simon – später als Simonino bekannt und lange Zeit der populärste Tiroler Heilige – zwecks eigener Profilierung ausnützte, indem er einen Prozess gegen die Trientner Juden als vermeintliche Ritualmörder anstrengte. Der Bischof, der zu Propagandazwecken im Zusammenhang mit dem Prozess von einem Wanderdrucker das erste in Tirol gedruckte Buch anfertigen ließ, veranlasste auch, dass die Ereignisse in mehreren lat. Schriften aufgegriffen und dargestellt wurden. Diese Rezeption aktueller Ereignisse in literarischen Werken, ein in der lat. Literatur Tirols neues Phänomen, lässt sich auch anlässlich des Krieges Sigmunds gegen Venedig aus dem Jahr 1487 beobachten, als auf beiden Seiten Rechtfertigungsschriften und je eigene Darstellungen veröffentlicht wurden.

Sigmunds Abdankung

Im Jahr 1490 dankte Erzherzog Sigmund zu Gunsten des Römischen Königs Maximilian I. (reg. 1486–1519, Kaiser seit 1508; vgl. Abb. 9) ab. Diesem Machtwechsel waren bewegte Jahre vorausgegangen: Trotz reicher Einkünfte aus dem Bergbau war Sigmund gezwungen gewesen, seine überbordenden Ausgaben zunehmend durch Anleihen bei den bayerischen Wittelsbachern zu finanzieren, die sich Hoffnungen machen durften, vom kinderlosen Erzherzog im Gegenzug Tirol zu erben. Diese Aussicht rief bei den Tiroler Landständen große Besorgnis hervor. Als Sigmund und seine Ratgeber im Jahr 1487 Tirol auch noch in den bereits erwähnten, weitgehend sinnlosen Krieg gegen Venedig verwickelten, der letztendlich zu keinen Grenzveränderungen führte, sahen sich die Stände im Interesse des Landes gezwungen, die erzherzoglichen Räte durch eine neue ständische Regierung zu er-

setzen, Macht und Finanzmittel Sigmunds einzuschränken und den Habsburgern Kaiser Friedrich III. und seinem Sohn Maximilian als künftigen Landesherren zu huldigen. Dadurch legten sie die Erbfolge fest und schoben den wittelsbachischen Ambitionen einen Riegel vor. Sigmund bemühte sich noch kurz und ohne Erfolg, seine Macht zurückzuerlangen, bevor er sich 1490 in sein Schicksal fügte und Tirol gegen eine beträchtliche jährliche Pension Maximilian überließ.

Maximilian I.

Der König, der bis zu diesem Zeitpunkt nur in den Niederlanden als Statthalter für seinen Sohn Philipp regierte, erwarb mit Tirol sein erstes Herrschaftsgebiet. Er machte das reiche und strategisch günstig gelegene Land zu einer wichtigen Basis seiner Politik. In erster Linie mit Schwazer Silber finanzierte er seine Feldzüge; Tiroler Aufgebote kämpften für ihn, v.a. im Krieg gegen Venedig. Das in Innsbruck errichtete Zeughaus wurde zu seinem Arsenal und Innsbruck zum europaweit bedeutenden Zentrum der Plattnerei und des Geschützgusses.

Grenzerweiterungen

Durch Maximilians politische und kriegerische Unternehmungen erhielt Tirol im Wesentlichen jene Grenzen, die bis 1918 gelten sollten. Nach dem Tod des Herrn der Vorderen Grafschaft Görz, Leonhard (reg. 1462–1500), übernahm Maximilian gemäß einer Erbeinigung dessen Herrschaftsgebiete im Pustertal und im heutigen Osttirol und gliederte sie Tirol an. Vier Jahre später erwarb er im Zuge seiner Parteinahme in einem wittelsbachischen Nachfolgestreit die Gerichte Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg, die ebenfalls an Tirol angeschlossen wurden. Die Grenze im Süden wurde im Friedensvertrag mit Venedig 1516 fixiert, als die Markusrepublik nach dem langen und für beide Seiten verlustreichen Krieg Riva, Rovereto, die vier Vikariate (Ala, Avio, Brentonico und Mori) sowie Ampezzo dem Kaiser überlassen musste.

Literaturbetrieb

Da sich Maximilian, dessen politische Visionen und Tätigkeiten ganz Europa umfassten, nur fallweise in seinem ‚Lieblingsterritorium' aufhielt, konnte sich der Innsbrucker Hof, seine Tiroler Residenz, auch unter ihm zu keinem bedeutenden Literaturzentrum entwickeln. Die Literaten folgten dem Kaiser auf seinen Reisen und Feldzügen und blieben, wenn der Fürst abwesend war, nur ausnahmsweise in Tirol. Nur gelegentlich boten sich in Innsbruck Anlässe für bedeutende literarische Produktionen. Solche waren z.B. Maximilians Hochzeit – seine zweite – mit Bianca Maria Sforza († 1510), die man 1494 feierte und bei welcher von Gesandten glänzende lat. Reden gehalten wurden, und die 1501 erfolgte Krönung des Dichters Heinrich Bebel (1472–1518) zum *poeta laureatus*.

Humanismus

Maximilians literarische Vorlieben galten eher den alten, ritterlichen Idealen, wie es die von ihm veranlasste Sammlung alter Epen, das sogenannte *Ambraser Heldenbuch*, sowie die unter seiner Leitung entstandenen romanhaft ausgestalteten Biographien des Kaisers, *Theuerdank*, *Weißkunig* und *Freydal,* dokumentieren. Trotz dieser persönlichen Präferenz war Maximilian ein großer Förderer des Humanismus, der

in dieser Zeit auch im Heiligen Römischen Reich zur vollen Entfaltung gekommen war. Hier sollen nur zwei seiner Räte aus Tirol genannt werden, die sich als humanistisch gesinnte Förderer literarischer Werke hervortaten und beide ihre Laufbahn schon unter Maximilians Vorgänger Sigmund begonnen hatten, Johannes Fuchsmagen und Blasius Hölzl. Der Jurist Fuchsmagen, der bei der Übertragung Tirols an Maximilian eine wichtige Rolle gespielt hatte, diente diesem als Diplomat und Rat. Später übersiedelte er nach Wien, wo er im Humanistenkreis um Konrad Celtis und Johannes Cuspinianus zu finden ist und als königlicher Regens die Durchsetzung des Humanismus an der Wiener Universität vorantrieb. Einen Einblick in das humanistische Netzwerk, welches sich um den Gönner Fuchsmagen spannte, gewährt die von ihm zusammengetragene Gedichtsammlung (der schon erwähnte *Codex Fuchsmagen*), in der sich fast 200 Gedichte aus diesem Kreis finden, viele von ihnen an Fuchsmagen selbst gerichtet. Auch die Bedeutung des kaiserlichen Rats und Sekretärs Blasius Hölzl als Mäzen ist in einer weiteren Sammlung von Gedichten evident, welche ihm die auf Protektion und Hilfe hoffenden Literaten gewidmet hatten. In kleinerem Ausmaß als es im Umkreis Maximilians möglich war, entfaltete sich der Humanismus auch in Trient, wo die Bischöfe Georg von Neideck (reg. 1505–1514) und Bernhard von Cles (reg. 1514–1539) der neuen Geistesrichtung anhingen. Gerade das Mäzenatentum des Fürstbischofs Bernhard, der als bedeutender Staatsmann im Dienste Maximilians und später Ferdinands I. stand, sollte Trient zu einem überregional bedeutenden kulturellen Zentrum machen.

Martin Korenjak

Dichtung

Überblick, Gliederung

Im ausgehenden MA entstand in Tirol zwar wertvolle volkssprachliche, jedoch nur wenig lat. Dichtung. Einige frühe Texte stammen aus der Brixner Gegend. In größerem Ausmaß setzt die Produktion lat. Poesie dann im 15. Jh. im Süden des Landes ein, wo allmählich der norditalienische Humanismus rezipiert wird. Der vorliegende Abriss folgt (nach einem Blick auf die Zeugnisse aus Brixen) dem Weg des Humanismus von Süden nach Norden: Zunächst wird die nlat. Dichtung im Gebiet des heutigen Trentino behandelt; eine herausragende Rolle spielt dort der Prozess um den angeblichen Ritualmord an Simon von Trient. Die anschließende Skizze der nlat. Poesie in Nordtirol wird zeigen, dass diese sich auf den Innsbrucker Hof unter Sigmund und Maximilian konzentriert.

Brixner Praeludium

In dem zuletzt in MIÖG 58, 373–385 edierten Brixner Bischofskatalog (vgl. hier S. 37) finden sich zwei Gedichte auf die Bischöfe Albert von Enn (reg. 1323–1336) und Friedrich von Erding (reg. 1374–1396), deren Entstehungszeit zwischen das Todesdatum dieser Oberhirten und den Abschluss des Katalogs 1418 fallen muss. Beide, 31 bzw. 11 Verse lang, stehen in metrisch oft fehlerhaften, ausschließlich bzw. teilweise leoninischen Hexametern und erweisen sich dadurch als noch ganz der mittelalterlichen Dichtung zugehörig. Sie geben sich als Grabinschriften und beschreiben in panegyrischem Ton das Wirken Alberts und Friedrichs. Das Gedicht auf Albert bemüht sich dabei erfolgreich um ein biographisch strukturiertes Gesamtbild: Herkunft, Charakter, Taten als Bischof, Tod, Bestattung und Chronologie werden systematisch nacheinander abgehandelt. Der folgende Ausschnitt (V. 5–10) mag einen Eindruck von der Art der Darstellung vermitteln:

In donis largus, verbis, factis fuit argus
Subditis et mitis, terribilis ac inimicis,
Pro quo multorum tulit insidias emulorum.
Sed non cessavit, constanter post laboravit.
Brixine per girum perfecit undique murum,
Portas firmavit, civitatem sic decoravit […].

Er war beim Schenken großzügig, in Worten und Taten wachsam, sanft zu seinen Untergebenen, schrecklich für seine Feinde. Dafür hatte er viele Anschläge seiner Rivalen zu erdulden. Doch er ließ nicht ab, sondern arbeitete hinfort ausdauernd: In Brixen vollendete er die Mauer, die es im Kreis umschließt, befestigte die Tore und schmückte so die Stadt […].

Tomeo an da Romagno

Um das Jahr 1404 sandte ein sonst unbekannter Trientner namens Tomeo seinem Lehrer Antonio da Romagno, dem in Feltre residierenden Kanzler des Bischofs von Ceneda (vgl. DIH 1, 216), der sich von der Poesie ab- und der Philosophie zugewandt hatte, eine Versepistel in 51 Hexametern, um ihn für die Dichtung zurückzugewinnen (Segarizzi 1922). Der stellenweise ungrammatische (verderbte?), aber metrisch korrekte Text beschreibt einen Traum, in dem der Dichter an der Musenquelle eine Muse Romagnos Schritt beklagen hört. Ihr Lamento, das den Zentralteil des Gedichts bildet (V. 9–41), wird durch den Kehrvers *Heu fons infelix*, *fatum miserabile fontis* („Weh, unselige Quelle, bejammernswertes Schicksal der Quelle") in einer Weise gegliedert, die an Catull (carm. 64) und Vergil (ecl. 8) erinnert. Die offenbar zunächst anonym übersandte Epistel ist zusammen mit einer ebenfalls hexametrischen abschlägigen Antwort da Romagnos und ein paar Zeilen in Prosa überliefert, in denen dieser um Lüftung des Inkognitos bittet. Diese kurze Korrespondenz zeigt uns erstmals einen autochthonen Tiroler Dichter in Kontakt mit dem norditalienischen Frühhumanismus – ein Phänomen, das wir in ähnlicher Form erst hundert Jahre später in den Gedichten Giovanni Lagarinos wieder beobachten können.

Hinderbach und Simon von Trient

In größerer Anzahl finden sich Zeugnisse für nlat. Dichtung in Trient erstmals unter dem Episkopat des humanistisch gebildeten Johannes Hinderbach. Die frühesten in seinem Umfeld bezeugten Gedichte, einige kürzere Werke z.T. panegyrischen, z.T. religiösen Charakters eines Priester Antonio da Revó, sind verloren.[1] Die Reihe der erhaltenen Texte setzt mit einem der druckgeschichtlich bedeutsamsten Ereignisse des 15. Jhs. überhaupt ein: mit dem fiktiven Martyrium des kleinen Simon, der zu Ostern 1475 von Trientner Juden ermordet worden sein soll. Der folgende, sich bis April 1476 hinziehende Prozess führte zu zahlreichen Todesurteilen sowie zur Entstehung eines Simonkultes von überregionaler Bedeutung, der erst 1965 unterbunden wurde. Zum literarischen Ereignis wurde er durch den Kampf Hinderbachs um die päpstliche Anerkennung seines Vorgehens gegen die Juden (die erst 1478 erfolgte) und seine anschließende (erfolglose) Betreibung der Heiligsprechung Simons: Um sich publizistischen Rückhalt zu verschaffen, setzte Hinderbach gezielt literarische Propaganda ein, wobei er sich in einem bis zu diesem Zeitpunkt ungekannten Ausmaß auch des Buchdrucks bediente. Um verschiedene soziale Schichten zu erreichen, kamen neben lat. auch italienische und deutsche

1 Es handelt sich um a) ein Gedicht zur Auffindung der Leichname der Hl. Sisinnius, Martyrius und Alexander, das 1472 zum Fest des Hl. Urban in Trient vorgetragen worden sein soll; b) 22 Hexameter auf die Teilnahme Hinderbachs an einer Versammlung in Regensburg, wohl dem Reichstag von 1471; c) eine Art Kurzpredigt in 20 Hexametern mit dem Anfangsvers *O Pater omnipotens*, *qui caelum et cuncta creasti* („O du allmächtiger Vater, der Himmel und alles erschaffen"). Vgl. Tovazzi, Nr. 15; Benedetto Bonelli, *Monumenta ecclesiae,* Trient 1760–1765, Bd. 4, 148, 155.

Texte zum Einsatz. Unter der lat. Simonliteratur ist neben der Dichtung in geringerem Ausmaß auch die Prosa vertreten (vgl. hier S. 118–119). Im Barock war Simon ein intensives literarisches Nachleben beschieden, das sich zwar v.a. in den Volkssprachen abspielte, aber auch noch eine ganze Reihe lat. Texte hervorbrachte und in einer Epode Jakob Baldes kulminierte (vgl. hier S. 397, 444, 568). Im weiteren Sinne lassen sich auch Texte über das nach dem Vorbild Simons erfundene Märtyrerkind Anderl von Rinn und die Anfänge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Simon im 18. Jh. als literarische Simonrezeption bezeichnen.[2]

Tiberinus' Brief nach Brescia

Inhaltlich hängt die gesamte literarische Tradition in hohem Maße von der ersten einschlägigen Publikation ab, einem schon im April 1475 verfassten und erstmals am 19. 6. dieses Jahres in Rom gedruckten Brief des bischöflichen Leibarztes Johannes Matthias Tiberinus an die Einwohner Brescias, der seinerseits weitgehend auf Autopsie, in Trient kursierenden Gerüchten und Gerichtsakten fußt. Die Geschichte, die dieses Dokument erzählt, sei hier vorweg zusammengefasst:

> In Trient leben die drei jüdischen Familien des Tobias, des Angelus und des Samuel sowie der alte Moses. In der Karwoche des Jahres 1475 versammeln sich alle Juden bei Samuel, in dessen Haus sich auch die Synagoge befindet, und beschließen, ein Christenkind zu fangen und zu opfern. Bei einer zweiten Zusammenkunft am folgenden Tag versucht Samuel vergeblich, seinen Diener Lazarus zum Fang eines Knaben zu überreden. Statt seiner wird bei einem dritten Treffen am Donnerstag Tobias, der als Arzt auch unter den Christen verkehrt, zur Tat verleitet. Er macht sich auf die Suche, findet den kleinen Simon, nimmt das Kind an der Hand, führt es mit sich fort und schleppt es schließlich ins Haus des Moses, wo es ins Schlafzimmer gesperrt wird. Die Eltern suchen derweil vergeblich nach dem Knaben; die hereinbrechende Nacht verhindert weitere Nachforschungen. Die Juden bringen Simon nun unter Führung des Moses in das Vorzimmer von Samuels Haus, das einen Durchgang zur Synagoge besitzt. Sie reißen ihm die Kleider vom Leib und würgen ihn so stark, dass er nicht mehr schreien kann. Mit einer Zange wird Fleisch aus seiner Wange sowie vom Unterschenkel weggerissen, er wird in Kreuzigungsposition aufgestellt und mit Nadeln gespickt. Währenddessen stoßen die Juden Schmähungen gegen das Christentum aus. Als das Kind stirbt, brechen sie in Jubel aus und begeben sich dann zum Pessachmahl, während sie ihre Diener die Leiche im Keller zwischen Weinkrügen verstecken lassen. Am Karfreitag wird – nun auch mithilfe städtischer Bediensteter – weiter nach Simon geforscht. Am Samstag legen die Juden Simons Leichnam in der Synagoge auf den Almemor,

2 Zum Simonprozess insgesamt grundlegend ist Treue 1996. Ein Überblick über die literarische Produktion in seinem Gefolge, ihre Autoren, Entstehung, Verbreitung und Funktion findet sich dort 285–348 (vgl. besonders 285–308 [Drucke], 340–348 [Hs.]), ein Abriss des literarischen Nachlebens 8–9 und 503–511. Speziell zur *Symonis* des Ubertinus Pusculus vgl. auch Korenjak 2010.

> das Pult für die Lesung der Tora. Am Sonntag beraten sie darüber, wie sie den Körper verschwinden lassen könnten, und kommen überein, ihn in einem unter Samuels Haus hindurchfließenden Kanal zu ‚finden' und dem Bischof Meldung zu erstatten. Dieser kommt samt Gefolgsleuten und sieht sich den im Wasser liegenden Simon an. Die Wunden des Kindes werden untersucht und der Leichnam wird in die Kirche San Pietro überführt, wo er eine rege Wundertätigkeit entfaltet. Gegenwärtig befinden alle Trientner Juden sich im Gefängnis und sehen ihrer Strafe entgegen.

Drucke und Hs.

Von der lat. Simondichtung sind v.a. die Druckwerke von Bedeutung. Sie werden im Folgenden in chronologischer Reihenfolge besprochen; anschließend wird ein kurzer Überblick über die hs. Tradition gegeben.

Epigramm auf Sayt

Im Anschluss an den Brief von Tiberinus figuriert ein offenbar ebenfalls von diesem stammendes Epigramm von vier Distichen über einen Conrad S(ch)ayt(h), der im April 1475 einigen Juden ein Geleit Herzog Sigmunds nach Trient verschafft hat (Treue 1996, 95): Er sei zur Strafe für dieses Vergehen ins Herdfeuer gestürzt und habe sich schwere Verbrennungen zugezogen. Das letzte Distichon, *Terra Rovereti miracula maxima lustrans / Hanc sedem merito dat tibi, Sancte Symon* („Die Gegend von Rovereto, die deine gewaltigen Wundertaten erblickt, gibt dir zurecht diesen Sitz, Heiliger Simon"), scheint sich auf die Weihung einer Simonkapelle in Rovereto zu beziehen, obwohl ein Kult des Knaben dort sonst nicht bezeugt ist.

zwei Elegien Pratos. *De immanitate*

Am 13. 9. 1475 erschien in Tarvis ein Druck mit zwei Elegien des dort ansässigen Humanisten Tommaso Prato. Die erste trägt einen mit *De immanitate Judeorum in Symonem Tridentinum infantem* („Über die Bestialität der Juden gegen das Kind Simon von Trient") beginnenden und einer Widmung an Hinderbach fortfahrenden Titel und erzählt in 396 Versen die Geschichte vom Martyrium Simons nach den Vorgaben des Tiberinus-Briefes. Sachliche Zutaten sind etwa die Behauptungen, der Diener Lazarus habe nach seiner Weigerung Trient fluchtartig verlassen (V. 79–80), während Simons Entführung habe sich eine Art Sonnenfinsternis ereignet (V. 159–160) und Simon sei auch in der Leistengegend und an den Händen verwundet worden (V. 227–229, 253–254). Generisch handelt es sich um eine narrative Langelegie, die in verschiedener Hinsicht Anleihen beim Epos macht.[3] Episch wirken schon das Proömium (*Iudeam rabiem* […] *canam*, „Die Raserei der Juden […] will ich besingen") und die sich anschließende Ekphrasis von Trient, die an die Karthago-Ekphrasis zu Beginn der *Aeneis* erinnert – ein Zug, der später in Pusculus' *Symonis* wiederkehren wird. Im Inneren des Werkes fällt eine Reihe von epischen Reden und Gleichnissen auf; so werden etwa die Juden immer wieder mit Hunden, Wölfen oder Tigern verglichen (z.B. V. 121–122).

3 Zur vielfältigen Verwendung des elegischen Metrums in der nlat. Dichtung vgl. CNLS 2, 80.

An ein anderes Genus, die Heiligenvita, mag das Bestreben anknüpfen, die im Kern schon von der Ritualmordlegende an sich vorgegebene Sicht von Simons Tod als *imitatio Christi* („Nachahmung Christi“) zu unterstreichen. Prato betont, dass Simon wie Christus von Juden getötet wird, und zwar fast zum selben Zeitpunkt, nämlich in der Nacht auf Karfreitag; die Zeit bis zu seiner Entdeckung am Sonntag entspricht den drei Tagen, die Christi Leichnam im Grab liegt. Die Kreuzigungsposition während seines Martyriums, die Wunden an den Händen und die Verdunkelung der Sonne haben ebenfalls offensichtliche Parallelen in der Passion. Darüber hinaus weisen die Juden selbst darauf hin, dass sie ihren Ritualmord als Wiederholung des Mordes an Christus verstehen (z.B. V. 273–274). Diese Tendenz zur typologischen Deutung der Simonslegende wird sich bei Pratos Nachfolgern fortsetzen. Hinsichtlich der narrativen Technik springt besonders das Bemühen ins Auge, die Geschehnisse chronologisch klar darzustellen und in den zeitlichen Ablauf der Karwoche zu integrieren. Der zum Zeitpunkt der Abfassung noch nicht abgeschlossene Prozess und die Bestrafung der Juden werden wie in Tiberinus’ Brief ganz summarisch berichtet.

Laus antistitis; Mythologie

Kompensiert wird diese Knappheit durch die zweite, kürzere Elegie, die *Laus antistitis* („Lob des Bischofs“), die ganz Hinderbach als Richter und Rächer gewidmet ist. Seine Bestrafung der Juden wird dabei mit den Taten des Herakles verglichen, der mythische Übeltäter wie Cacus, Diomedes und Busiris besiegt und getötet hat. Der große Aufwand an mythologischer Gelehrsamkeit, der hier zutage tritt, hebt Prato generell von den folgenden Simondichtern ab, die diesbezüglich eher sparsam sind. Auch in *De immanitate* wird etwa die Verdunkelung der Sonne mit den Vorgängen während des Thyestesmahls verglichen, fliehen zu Beginn von Simons Martyrium selbst die Erinyen und klagen die Eltern um ihren verschwundenen Sohn wie Isis um den ermordeten Osiris (V. 157–158, 217–224, 325–326).

Tiberinus, *Lamentationes*

An Tiberinus’ 1476 gedruckte *Hystoria completa* („Vollständige Geschichte“, s. hier S. 118–119) schließen sich neben dem schon erwähnten Sayt-Epigramm auch die bereits am 2. 7. 1475 verfassten *Lamentationes Beati Symonis* („Klagen über den Seligen Simon“) an, die Tiberinus unter dem Titel *In Beatum Symonem* [...] *epigramma* („Epigramm [...] auf den Seligen Simon“, vgl. Abb. 10) nochmals als Eröffnungsgedicht seines Sammeldrucks von 1482 (s.u.) verwendet und die unter Angabe der Entstehungsumstände auch in der Einleitung zu Pusculus’ *Symonis* auftauchen. Es handelt sich um eine Elegie von 62 Versen, in der Simon sein Martyrium erzählt, den Papst bittet, Hinderbach zu schützen, und zum Pogrom gegen alle Juden aufruft. Indem Tiberinus den Knaben selbst als Sprecher einführt, erreicht er einen höheren Grad an Unmittelbarkeit und scheinbarer Authentizität, als ihn eine einfache Erzählung zu bieten vermöchte. Aemilianus Cimbriacus wird die Technik später übernehmen.

Pusculus, *Symonis:* Entstehung und Drucklegung

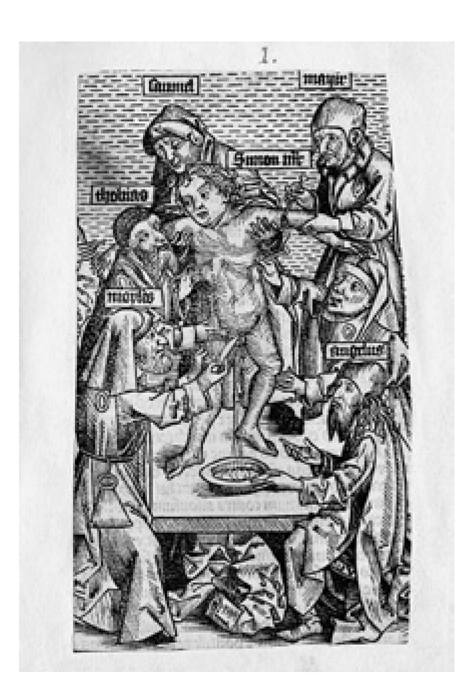


Abb. 10: Frontispiz von Johannes Matthias Tiberinus' *In Beatum Symonem* […] *epigramma*, Trient 1482.

Das literarisch ehrgeizigste Produkt, das im Gefolge des Simonprozesses entstand, ist das etwa 1478 abgeschlossene, doch erst 1511 in Augsburg gedruckte Epos […] *duo libri Symonidos, de Iudaeorum perfidia, quo modo Iesum Christum crucifixerunt, divos Ricardum Parisiensem Symonem Tridentinum afflixere martyrio supliciaque dedere* („[…] zwei Bücher der Simonis, über die Heimtücke der Juden, wie sie Jesus Christus gekreuzigt, die Heiligen Richard von Paris und Simon von Trient gemartert haben und wie sie bestraft wurden"). Sein Autor, der aus Brescia stammende Poet Ubertinus Pusculus, der in Konstantinopel Griechisch gelernt und später in Rom ein Epos über die Eroberung der Stadt durch die Türken publiziert hatte, verfasste das Werk im Auftrag Hinderbachs, der ihn 1479 entlohnte und das Resultat, wie die Hs. 69.202 des Archivio di Stato di Trento bezeugt, sogar selbst korrigierte. Diese Korrekturen legen auch nahe, dass die *Symonis* zur baldigen Veröffentlichung bestimmt war. Es dürfte mit dem verhältnismäßig großen Umfang des Gedichts (gut 1500 Verse) und den beschränkten Möglichkeiten der Druckerei in Trient zu tun haben, dass dieses Vorhaben scheiterte. Der Herausgeber, Johannes Curtius aus Ebersbach, gibt in einem dem Werk vorausgehenden Brief an den Leser an, er habe seine Hs. auf Umwegen von einem Christian Umhauser erhalten. Dieses Manuskript liegt heute in der ÖNB (Cod. ser. n. 12822).

Im Druck, der mit insgesamt vier Holzschnitten des gemarterten, aufgebahrten und verklärten Simon (vgl. Abb. 11) optisch ansprechend gestaltet ist, stehen dem Epos eine Reihe kürzerer Stücke voran: Auf die Titelseiten folgen zunächst Hendekasyllabi eines Othmar Progneus Trebos und Distichen von Giano Pirro Pincio (vgl. hier S. 311), die jeweils eine kurze Inhaltsangabe enthalten und die Publikation des schon fast vergessenen Werkes durch Curtius lobend hervorheben, dann die schon erwähnte Elegie des Tiberinus und eine weitere von Raffaele Zovenzoni (s.u.). Danach kommt der Brief des Herausgebers, der auch wegen der Angaben zur intendierten Wirkung des Werkes interessant ist: Curtius

hofft, die *Symonis* werde dem Leser *voluptati iucunditatique fore*, „Vergnügen und Ergötzung bringen". Es folgen noch drei Distichen eines Johannes Vögelin aus Heilbronn (Einordnung in die epische Tradition, Wahrheitsanspruch) und schließlich eine Vorrede des Autors an Hinderbach, welche in ein Gebet ausläuft.

Das erste Buch der *Symonis* selbst setzt nach dem Proömium (Klagen über den Fall Konstantinopels, Anrufung Gottes und Marias statt der Musen, Wahrheitsbeteuerungen, schließlich Hinwendung zur Simonthematik) mit einer Beschreibung Trients ein, an die sich Ausführungen über Geschichte und Sitten der Juden i.A. anschließen, welche v.a. ihre Christenfeindschaft betonen: u.a. pflegen sie zu Ostern jeweils ein Christenkind zu schlachten. Es folgt die Erzählung von der Fassung des Mordplanes bis zum Ende des Martyriums in der üblichen Form. Nach einer Invektive gegen die Juden kommt ein zweiter Exkurs über ihre finsteren Bräuche und ihre Geschichte, u.a. über ein – mysteriöses – Judenkonzil im 7. Jh. und den Fall des Richard von Paris im 12. Jh., der demjenigen Simons ähnelt (vgl. den Titel). Der tote Simon wird nun im Stall des Samuel versteckt. In der ganzen Stadt wird nach ihm gesucht, aber selbst zwei von Hinderbach angeordnete Hausdurchsuchungen bei Samuel bleiben ergebnislos. – Zu Beginn des zweiten Buches versammeln sich die Juden am Ostersonntag, trinken Simons Blut mit Wein gemischt und essen damit gebackene Opferkuchen. Da ein Versuch, die Leiche mithilfe eines Nachbarn zu beseitigen, scheitert, wirft einer der Juden, Bonaventura, sie auf Befehl Samuels in den unter dessen Haus hindurchführenden Kanal und meldet Hinderbach, er habe sie dort gefunden. Dieser ordnet eine Untersuchung an. Da die Wunden des Kindes beim Hinzutreten der Juden zu bluten beginnen, werden diese verhaftet. Ärztliche Gutachten werden angefordert, eine Autopsie durchgeführt. Simons Mutter hält vor der in der Kirche aufgebahrten Leiche eine Klagerede. Die Juden beschuldigen einen gewissen Johannes Schweizer des Mordes, doch Gott löst auf wunderbare Weise die Fesseln des unschuldig Verhafteten. Auch die Leiche Simons entfaltet eine rege Wundertätigkeit. Der Bischof stellt Nachforschungen über das jüdische Brauchtum an: Ein konvertierter Jude bestätigt den Brauch des österlichen Ritualmords, eine Frau berichtet, vor längerer Zeit sei ihr eigener Sohn verschwunden und noch lebend bei Samuel gefunden worden. Nun werden alle Juden verhaftet und gefoltert, was zu Geständnissen führt; insbesondere gesteht der Drahtzieher Samuel. Obwohl sich Juden aus ganz Italien bemühen, ihre Glaubensgenossen freizubekommen, werden die Todesurteile vollstreckt. Versuche, die wachsende Simonverehrung zu unterbinden, führen zur Entsendung eines päpstlichen Kommissars nach Trient. Dieser findet einen anderen Schuldigen und will ihn mit sich nach Rom führen, doch der Betreffende flieht in Verona, während der Kommissar sich vor rabiaten Simonverehrern in Sicherheit bringen muss. Rom bestätigt Hinderbachs Entscheidungen; weitere Untersuchungen und Verurteilungen folgen. Die einzige Frau unter den Mördern, Brunetta, widersteht zunächst allen Foltern, gesteht aber schließlich aufgrund einer göttlichen Eingebung, lässt sich vor der Hinrichtung taufen und wird in geweihter Erde bestattet.



Vbertini Puſculi Brixieñ duo libri Symonidos.
De iudęorum perfidia Quo modo iheſum xp̄m
Crucifixerunt
Diuos Ricardū pariſienſem Symonē tridentinū
Afflixere martyrio ſupliciaq; dedere

Vt ſerpens inimica homini mordere parata
In letum ſemper feruida colla tumet:
Sic gens iudęum nobis noſtręq; ſaluti
Inſidians odium non ſatiata gerit

Abb. 11: Titelblatt der *Symonis* des Ubertinus Pusculus, Augsburg 1511.

epische Tradition und Innovation

Das Gedicht steht in vieler Hinsicht in der Tradition der antiken Epik.[4] Dies gilt für Versatzstücke wie Reden, Träume, Ortsbeschreibungen, historische Exkurse (ohne Gegenstück in der sonstigen Simondichtung) und Gleichnisse sowie natürlich für Metrum und Sprache (die nicht immer souverän gehandhabt werden: Die Hexameter holpern mitunter, gelegentlich tauchen falsche Formen auf). Das wichtigste einzelne Vorbild ist dabei die *Aeneis*, aus der eine Reihe spezifischer Elemente übernommen und adaptiert werden. So rekurriert z.B. die auf das Proömium folgende Ekphrasis Trients (*Est urbs* […], „Es gibt eine Stadt […]“) auf das bei Vergil an entsprechender Stelle stehende *Urbs antiqua fuit* […] („Es gab eine alte Stadt […]“, Aen. 1,12; vgl. auch oben zu Pratos *De immanitate*). Die Feindschaft der Juden gegenüber den Christen nimmt die dort im Hintergrund stehende Feindschaft zwischen Karthago und Rom auf, wobei ihre satanische Wut zugleich als Ersatz für den Zorn der Juno und wie dieser als Motor der Handlung dient. Auch der Titel vom Typ „Personenname+-*is*“ rekurriert auf Vergils Epos. Allerdings ist der eigentliche Held der *Symonis* nicht der kleine Simon, sondern vielmehr Hinderbach, der durch seine Frömmigkeit dem *pius Aeneas* („frommer Aeneas“) entspricht. Das weist darauf hin, dass die *Symonis* auch zur panegyrischen Epik gehört, die gerade in der Renaissance eine große Konjunktur erlebte. Sie verherrlicht Hinderbach, wo sie nur kann, und dieser Umstand ist einer der Hauptgründe dafür, dass sie im Gegensatz zur restlichen Tradition so viel Gewicht auf die Aufklärung des Falls legt: In diesem Teil der Handlung fällt es leicht, dem Bischof die Hauptrolle zuzuweisen. Auf die christliche Epik verweisen neben Thematik und Motivik i.A. beispielsweise die emphatische Ersetzung der Muse als Inspirationsquelle durch Gott; die zusätzlich angerufene Maria dürfte als weibliche ‚Gottheit‘ eine Art Kompromiss zwischen heidnischem und christlichem Inspirationsmodell darstellen. Innerhalb dieses Traditionsstrangs scheint die *Symonis* als erstes zurzeit

4 Zum Epos und seinen Untergattungen in der nlat. Dichtung vgl. Hofmann 2001.

bekanntes Märtyrerepos sogar ein neues Subgenre zu begründen. Ein weiterer innovativer Zug ist die Tatsache, dass sie sich streckenweise als Kriminalroman *avant la lettre* lesen lässt. Hinderbach erscheint dabei als ‚Kommissar': Er gibt ärztliche Gutachten in Auftrag, lässt Nachforschungen über die jüdischen Sitten anstellen, führt Verhöre durch, zieht Indizienschlüsse und denkt angestrengt über den Fall nach, wobei uns seine Gedankengänge genau mitgeteilt werden. Bis zu einem gewissen Grad lässt er sich dabei mit den alttestamentarischen ‚Detektiven' Daniel (Dan 13) und Salomon (1 Kg 3,16–28) vergleichen; bei dem Fall, den Salomon mit seinem Urteil aufklärt, spielen ja sowohl ein verschwundenes totes Kind als auch der Versuch, ein noch lebendes zu entwenden, eine Rolle.

intendiertes Publikum, Wirkintention

Das Werk richtet sich an einen gebildeten Leserkreis, der für antijüdisches Gedankengut zugänglich ist und sich auch an kruden Schockeffekten zu delektieren vermag. Wenn der Herausgeber hofft, die *Symonis* möge „Vergnügen und Ergötzung bringen", so verzichtet er in bemerkenswerter Offenheit darauf, dies mit einer erbaulichen Wirkintention zu bemänteln. Konkret konnte das Vergnügen des zeitgenössischen Lesers zum einen aus einem Genuss am Horror der Mord-, Blasphemie- und Folterszenen, zum anderen aus einer sadistischen ‚gerechten' Freude über die Bestrafung der Gottesfeinde entspringen.

sachliches und literarisches Interesse

Heute verdient das Gedicht v.a. in zweierlei Hinsicht Interesse: Sachlich ist es als eine der breitesten Darstellungen des Geschehens und insbesondere durch die Ausführlichkeit, mit der es die Ereignisse nach dem Mord behandelt, eine wichtige historische Quelle, für einige Details wie z.B. das Schicksal der Brunetta sogar die einzige. In literarischer Hinsicht ist es als innovatives Epos und durch seine Zugehörigkeit zu verschiedenen anderen, scheinbar weit abliegenden Gattungen und Diskursen (Heiligenlegende, antijüdisches Schrifttum, ‚Krimi') interessant.

Sammeldruck 1480/1482

Die nächste Publikation erschien zuerst ohne Orts- und Jahresangabe um 1480, dann 1482 in Trient. Es handelt sich um ein schlampig gedrucktes zwölfseitiges Bändchen mit insgesamt fünf Gedichten, zunächst drei des in Brescia geborenen Griechischprofessors Giovanni Calfurnio, danach zwei des *poeta laureatus* Raffaele Zovenzoni *alias* Raphael Romaeus Hister aus Triest. Das erste und gewichtigste Stück ist das 255 Verse umfassende Hexametergedicht *Mors et apotheosis Simonis infantis* („Tod und Himmelfahrt des Kindes Simon"), das unter etwas anderem Titel auch im Anhang zu Calfurnios *Catulli*, *Tibulli*, *Propertii carmina* (Vicenza 1481) abgedruckt ist. Es beginnt mit einer Widmung an Hinderbach, die in eine Panegyrik auf den Bischof übergeht, welche den ganzen Anfangsteil einnimmt (V. 1–96), dann wird in der schon bekannten Form die Geschichte von Simons Martyrium erzählt (V. 97–245). Die Sphragis erwähnt neben Hinderbach auch noch den Podestà von Trient und Förderer des Dichters Franceso Tron (vgl. Treue 1996, 123): Er habe diesen im Anschluss an ein Lobgedicht auf ihn selbst zur Abfassung des

vorliegenden Werks angespornt (V. 246–255). Die Kombination zweier separater Teile, eines panegyrischen und eines erzählenden, ist bemerkenswert. Ein interessantes Detail im ersten ist die Schreibung des Namens *Inderbacchius*, die den u.a. als Humanisten, Mäzen und poetische Inspirationsquelle gepriesenen Bischof mit Bacchus assoziieren soll, der ja auch ein Dichtergott ist und aufgrund seines Indienzugs als Kulturbringer gilt (vgl. besonders V. 31–33). Den Mäzenen Calfurnios gewidmet, aber ohne Bezug zur Simonthematik sind die beiden folgenden Gedichte, ein 78 Verse umfassendes elegisches Propemptikon des in Venedig bleibenden Dichters für den nach Riva di Garda aufbrechenden Tron sowie zehn in der Tradition von Ov. trist. 1,1 stehende Distichen, die sich an das Buch selbst wenden und es von Venedig zuerst nach Riva zu Tron, dann nach Trient zu Hinderbach schicken. Wieder zum Simonthema zurück führen die beiden abschließenden, 22 bzw. 16 Verse umfassenden Kurzelegien von Zovenzoni. In der ersten wird summarisch das Martyrium des zu Beginn als *Christi morientis imago* („Abbild des sterbenden Christus") angesprochenen Simon erzählt und dieser gebeten, Hinderbach und den Autor zu beschützen. Die zweite ist eines der wenigen Gedichte, die nicht die Ermordung Simons, sondern seinen Kult behandeln (vgl. Treue 1996, 225–284 und s.u. zum *Pinacedion* des Cimbriacus): Zovenzoni berichtet in ihr vom Tod seiner kleinen Tochter Bartholomea und behauptet, dass sie überhaupt gezeugt werden konnte, sei einem Gelübde von ihm zu verdanken, er werde Simons Grab besuchen; jetzt löse er sein Versprechen ein. Die Gesamtkonzeption des Büchleins ist nicht klar. Die Distichen an das Buch, das dritte der fünf Stücke, ergeben eigentlich nur als Anfangs- oder Schlussgedicht Sinn. Möglicherweise wurde das ursprüngliche Konzept nachträglich um die beiden Gedichte von Zovenzoni erweitert, um den Band durch diese Werke eines *poeta laureatus* aufzuwerten.

Gedichtsammlung von Tiberinus

Das nächste poetische Produkt, das sich mit Simon befasst, eine am 5. 9. 1482 in Trient gedruckte Gedichtsammlung, stammt wieder von Tiberinus. Den Beginn macht nach einem Holzschnitt, der die Ermordung des Knaben zeigt, die Elegie vom Schluss der *Hystoria completa*. Es folgt ein Vergleich der Passion Simons mit derjenigen Christi: Dieser ist jeweils ein Hexameter, jener der folgende Pentameter gewidmet. Erst gegen Schluss löst sich dieses Schema auf. Tiberinus greift damit eine Idee des spätantiken Elegikers Sedulius auf, der in seiner *Collatio veteris et novi testamenti* nach demselben Prinzip AT und NT miteinander vergleicht. In diesem Gedicht findet die typologische Deutung von Simons Martyrium ihren klarsten Ausdruck. Von den zwei folgenden elegischen Gebeten ist das zweite insofern bemerkenswert, als der Dichter darin sich selbst eine wichtige Rolle bei der Aufklärung des Mordes zuschreibt: Er habe Hinderbach als erster gemeldet, eine Frau habe einen Juden im Gespräch mit dem verschwundenen Knaben gesehen (V. 1–6). Das folgende *Liricum carmen* („Lyrisches Gedicht"), das von der – in Wirklichkeit nie

erfolgten – Heiligsprechung Simons gegen den Widerstand jüdischer Kreise erzählt, steht in rhythmischen trochäischen Dimetern, wobei meist eine Staffel von einigen gereimten Versen durch einen reimlosen und katalektischen Vers abgeschlossen und das Versmaß sehr frei gehandhabt wird (z.B. V. 1–3 *Sacrosancta fides Christi / Sub imperio Pape Sixti / Tamquam sol resplenduit*; „Der hochheilige Christenglaube erstrahlte unter der Herrschaft des Papstes Sixtus hell wie die Sonne"). Angesichts der Abneigung der meisten Humanisten gegen solche mittelalterliche Versformen (CNLS 2, 99, 431) ist ihr Gebrauch durch Tiberinus bemerkenswert. *De Sabino lacu* berichtet in Form eines Hexameterbriefes an Hinderbach über den Lago d'Iseo, an den der Dichter samt Familie vor der in Brescia wütenden Pest geflohen ist. Es folgen noch ein hexametrisches Hetzgedicht mit Pogromaufrufen,[5] eine Elegie an Hinderbach mit der Bitte, weiterhin finanzielle Unterstützung zu gewähren, eine ebenfalls elegische Beschreibung von Mariä Himmelfahrt und schließlich zwei Distichen über den Drucker, den Priester Leonardo Longo, der aus Tarvis stamme und einer Marienkirche vorstehe.[6] Auffällig ist an diesem Druck die Mischung von Simongedichten mit solchen, die mit dem Fall nichts zu tun haben. Sein einigendes Band stellt der Bezug der in ihm versammelten Stücke zu Hinderbach dar.

Historia Beati Simonis, Wien [1493]

Während die bisher besprochenen Zeugnisse zeitlich wie geographisch im engeren Umfeld des Prozesses entstanden sind, kommentiert die wohl 1493 in Wien erschienene, zwölf Seiten starke *Historia Beati Simonis Tridentini* („Geschichte des Seligen Simon von Trient") das Geschehen schon aus einer gewissen Distanz. Von den beiden kurzen Stücken, die den Druck eröffnen, zeigen dies weniger die eine Inhaltsangabe bietenden und durch den Vergleich des Simonmordes mit mythologischen Untaten um Leserinteresse werbenden Hendekasyllabi des *poeta laureatus* C. Paulus Amaltheus als vielmehr das Epigramm des aus Trient stammenden Jacobus Pona an den Autor der beiden folgenden Hauptstücke, den ebenfalls lorbeergekrönten Johannes Stephanus Aemilianus aus Vicenza, ein Mitglied des Dichterkreises um Kaiser Maximilian (1449–1499; vgl. Füssel 1987, 24). Pona hebt hervor, er sei Augenzeuge des Geschehens gewesen, und erklärt Aemilianus, dessen Erzählung entspreche genau der Wahrheit. Offenbar wollte dieser, selbst mit dem Fall nur aus zweiter Hand vertraut, den Leser so der Authentizität seiner Darstellung versichern.

Aemilianus, *Historicon*

Den größten Teil des Büchleins nimmt dann Aemilianus' 270 Verse umfassende Elegie *Historicon* („Historische Darstellung") ein. Es handelt sich abgesehen von

5 Treue 1996, 292 nennt als Autor dieses Gedichts ohne Begründung Raffaele Zovenzoni. Der Titel des folgenden Stücks, *Eiusdem Iohannis Matthye carmen* („Gedicht desselben Johannes Matthias"), weist es wie alle anderen Gedichte des Drucks Tiberinus zu.

6 Treue 1996, 305 gibt dagegen an, Longo komme aus Vicenza. Um welche Marienkirche es sich handelt, ist unklar.

der Sphragis, in der Aemilianus sich als Autor zu erkennen gibt und Simon um Fürsprache bei Gott bittet, um eine Prosopopöie des Simonknaben, der, anknüpfend an den Titelholzschnitt des Drucks, sein Martyrium und, hierin über die vergleichbar langen Gedichte von Prato und Calfurnio hinausgehend, auch den Prozess sowie die Entwicklung seines Kultes erzählt. Damit greift Aemilianus eine bereits von Tiberinus in den *Lamentationes* realisierte Idee auf, wobei er die Möglichkeiten, die eine solche Erzählperspektive bietet, noch besser ausnützt als dieser: So erzählt Simon z.B. selbst einen Traum, den er bei den Juden hat, und berichtet von seiner Himmelfahrt. Auffällig sind an dieser Langelegie einige epische Gleichnisse (z.B. V. 77–80: Tobias entschließt sich zur Untat, wie eine regenschwangere Wolke birst), wie sie ja auch in Pratos *De immanitate* vorkommen. Der Titel soll wohl die Glaubwürdigkeit des Berichteten unterstreichen; besonders historiographische Züge trägt das Gedicht nicht. Ohne Parallele in der restlichen Simonliteratur ist die Simons Ähnlichkeit mit dem Christuskind unterstreichende Behauptung, dieser sei vor seinem Martyrium in eine Wiege gelegt worden (V. 115). Hinderbach wird nur mehr am Rande erwähnt.

Pinacedion

Den Schluss bildet ein 52 Verse langes elegisches *Pinacedion Beati Simonis pueri Tridentini*, in dem der Knabe direkt angesprochen wird: „Diese Votivtafel hat dir, Simon, Aemilianus geweiht, weil du ihn von einer Krankheit geheilt hast. Wer in Todesgefahr schwebt, den holst du ins Leben zurück. Du rettest Matrosen aus Seenot, heilst Taube, Lahme, Tote, Stumme, Sterbenskranke, treibst Dämonen aus, rettest Soldaten und Verwundete. Davon zeugen viele Votivtafeln. Jetzt kann ich deinem Wirken nicht gerecht werden, werde es aber ein andermal tun, wenn ich mehr Zeit habe." Diese Elegie gibt, wie das schon ihr Titel („Votivtäfelchen" oder „Votivtafelgedicht") andeutet, entweder den Text einer von Aemilianus tatsächlich gespendeten Votivtafel wieder oder fingiert eine solche bzw. ist selbst eine literarische ‚Votivtafel'. Sie konzentriert sich wie das zweite Gedicht Zovenzonis auf Simon als Wundertäter und zeigt, dass Aemilianus für seine Simonpanegyrik einen persönlichen Beweggrund hatte. Das Gedicht, und mit ihm das Büchlein als Ganzes, ist nicht mehr Teil von Hinderbachs Propaganda (der Bischof war bereits 1486 gestorben), sondern ein Reflex des Simonkultes gegen Ende von dessen erster, besonders intensiver Phase.

hs. erhaltene Gedichte

Bei den hs. erhaltenen Gedichten handelt es sich großteils um Abschriften von Drucken. Die rein hs. Überlieferung umfasst, soweit sie bekannt ist, sieben poetische Texte, welche die Verbreitung der Simonslegende in (Ober-)Italien (Brescia, Padua, Venedig, Rom) und Süddeutschland (Ottobeuren, Erlangen, Melk) dokumentieren (Treue 1996, 340–348). Inhaltlich bzw. formal bemerkenswert sind davon nur zwei. Der erste stammt von Samuel Karoch von Lichtenberg (ca. 1440–1500), einem deutschen Humanisten mit einer Vorliebe für mittelalterliche Vers-

formen (Entner 1968, v.a. 41–46). Er setzt die Simonsgeschichte von der Planung des Verbrechens über seine Durchführung und Aufklärung bis zur Wundertätigkeit des Knaben in rund 570 akzentuierende und großteils – meist nach dem Schema *abab* – gereimte (doppelt) katalektische trochäische Dimeter um. Das Versmaß erinnert an das *Liricum carmen* von Tiberinus; seine Verwendung in einem Gedicht dieser Länge ist besonders auffällig. Der zweite interessante Text, eine Elegie, wurde von einem vielleicht aus Tarvis stammenden Girolamo Bononi[7] verfasst, der Simon für die Rettung aus schwerer Krankheit dankt. Der Autor hat eine Wallfahrt zu seinem Retter unternommen und beschreibt am Schluss kurz den Trientner Wallfahrtsbetrieb. Wie Aemilianus' *Pinacedion* könnte auch dieses Gedicht in irgendeiner Form als Votivgabe gedacht gewesen sein.

Zusammenfassung: inhaltlich –

Die lat. Simondichtung bietet in inhaltlicher Hinsicht ein einheitliches Erscheinungsbild. Das erklärt sich daraus, dass alle Autoren aus einem gemeinsamen ‚Informationspool' schöpften. Die wichtigsten Quellen waren dabei neben dem eingangs erwähnten Brief des Tiberinus die Prozessakten selbst, andere briefliche Mitteilungen, Gerüchte und *last not least* die jeweils ältere Simonliteratur. Dementsprechend betreffen die Übereinstimmungen zwischen den einzelnen Texten nicht nur den Plot, sondern auch den Motivschatz: Die im Referat des Tiberinus-Briefes genannten, für den Ablauf der Handlung unwesentlichen Details kehren in den meisten Darstellungen wieder. Hierbei ist auch zu bedenken, dass die Simonliteratur als Ganzes an einem Schatz hagiographischer (z.B. *imitatio Christi*) und antijüdische Motive partizipiert. Noch zu den absurdesten Einzelheiten lassen sich Parallelen in der spätmittelalterlichen Exempelliteratur oder der publizistischen Ausschlachtung anderer angeblicher Ritualmorde finden.[8] Die meisten Autoren entschieden sich dabei dafür, das Verbrechen selbst in den Mittelpunkt zu stellen; der Prozess, die Rolle Hinderbachs und der Simonkult kommen erst in zweiter Linie zur Sprache. Offensichtlich ließ die antijüdische Botschaft sich dem gebildeten Leser besser in Form einer blutrünstigen Horrorgeschichte als durch die Darstellung von Hinderbachs Rechtspflege oder Simons wundertätigem Wirken vermitteln. Humanismus hat nicht notwendigerweise etwas mit Humanität zu tun.

– und generisch

Generisch lässt sich eine gewisse Vielfalt beobachten, wobei fast durchwegs kleine Formen bevorzugt werden. Das liegt sowohl daran, dass es sich um anlassgebundene Agitationsliteratur handelt, die schnell rezipiert werden sollte, als auch daran, dass für die kleinen Druckereien dieser frühen Zeit der Druck längerer Werke

7 Sein Name taucht in dem 1495 in Tarvis entstandenen Gedichtmanuskript Mellon MS 22 der Yale University auf; vgl. <http://webtext.library.yale.edu/beinflat/pre1600.MELL022.htm> (25.6.2012).

8 Vgl. Peuckert 1936; dazu, wie solche Details erfunden und tradiert werden, Treue 1996, 39–40.

meist zu kostspielig und riskant war. Die durch die äußeren Umstände erzwungene Kürze steht in einer gewissen Spannung zum christlichen und durch die beiden ‚Helden' Simon und Hinderbach gleichzeitig heroischen Thema, das durchaus epische Größe besessen hätte. Während Pusculus sich hierdurch tatsächlich zu einem Epos verleiten ließ, dieses aber zunächst nicht publizieren konnte, sind Calfurnios kürzeres Hexametergedicht sowie Pratos und Aemilianus' episierende Langelegien als praktikable Kompromisslösungen zu sehen.

Lagarino

Hinderbachs humanistische Neigungen und der von ihm geschickt inszenierte Simonprozess haben zahlreiche norditalienische Dichter bzw. ihre Erzeugnisse nach Trient gebracht und so eine Frühblüte lat. Poesie in Tirol hervorgerufen, die sich zunächst nicht fortsetzte. Lat. Panegyrik für Hinderbachs Nachfolger Ulrich von Frundsberg (reg. 1486–1493) und Ulrich von Lichtenstein (reg. 1493–1505) ist nicht bezeugt, für Georg von Neideck (reg. 1505–1514) nicht erhalten.[9] Erst zwei bis drei Jahrzehnte nach dem Simonprozess finden sich im Trentiner Raum überhaupt wieder Zeugnisse für lat. Dichtung, die vorerst eher privaten Charakter tragen. Die erste einschlägige Gestalt ist wiederum dem norditalienischen Humanismus verpflichtet und innerhalb Tirols randständig. Es handelt sich um Giovanni Lagarino, dessen Familie, die Donnini, wohl aus Parma stammte und sich erst in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. in Ala niederließ. Er selbst wurde, wie sein Beiname andeutet, wahrscheinlich in der Valle di Lagaro geboren. Von 1496 bis 1499 ist er in Tarvis nachweisbar, 1507 befindet er sich in Ala. Eine Elegie von ihm auf Georg von Neideck von 1507 (Tovazzi, Nr. 241) ist verloren, doch in einer im 15. und 16. Jh. von Angehörigen der Familie Betta aus Arco redigierten Mischhandschrift der Biblioteca Laurenziana in Florenz finden sich 43 Epigramme von zwei bis 16 Versen (insgesamt knapp 300 Verse) in Distichen an Freunde, Verwandte und Dichterkollegen; da elf Gedichte dieser Adressaten, die auf Verse Lagarinos antworten oder sonst mit ihnen in Zusammenhang stehen, mitüberliefert sind, ergibt sich das Bild einer lebhaften poetischen Korrespondenz. Lagarinos Epigramme sowie einige der Gedichte in ihrem Umfeld wurden 1886 von Giuseppe Papaleoni eingeleitet und ediert. Die folgende Darstellung muss diese Edition trotz ihrer Mängel (Umordnung der Gedichte, verwirrende Zählung, Verbannung mancher Gedichte in Anmerkungen, oft verderbter Text) zugrunde legen und auf sie auch für weiterführende Informationen verweisen.

Inhalte

Inhaltlich lassen sich einige größere Gruppen unterscheiden: Carm. 9, 13,1, 18 und 19 erzählen von der Liebe des Dichters zu einer gewissen Lactea bzw. Galata

9 Zwei mögliche Ausnahmen enthält das Konzeptbuch von Paolo de Fatis, s.u. Bezeugt sind ein „Gedicht an den Bischof Georg von Neideck" eines Hieronymus Avantius (vgl. den Katalog der BCT) und die gleich zu nennende Elegie Lagarinos.

(sic, nicht Galatea; offenbar ein Pseudonym), 29 geht auf die unglückliche homosexuelle Liebe eines Freunds ein. Von den Versuchen diverser Maler, die schöne Dichterin Laura Schioppa zu porträtieren, handeln carm. 21–28. Die verschiedensten Personen bittet Lagarino um Hilfe bei der Lösung eines Rätselgedichts seines Kollegen Panfilo Sassi (105 Anm. 46), in dem ein „griechisches Pferd" eine wichtige Rolle spielt (carm. 16, 20, 30–38,1). Einige Epigramme thematisieren seine Trennung von seinen Freunden, seine Zuneigung zu und seine Sehnsucht nach ihnen (carm. 10,2, 11,2, 14), in einigen weiteren erteilt er ihnen moralische Ratschläge (carm. 1, 4) oder bittet sie um Geld (carm. 3). Ein interessantes Einzelstück ist carm. 2,1, ein Grabepigramm für einen Räuber, der Lagarinos Heimattal unsicher gemacht hat; es dürfte an ein angebliches Distichon des jungen Vergil auf den gesteinigten Räuber Ballista anknüpfen (Suet. vita Verg. 17).

Adressaten

Unter den rund zwanzig Adressaten stehen einige zu Lagarino in verwandtschaftlicher Beziehung; so sind etwa carm. 6 und 7 an seinen Onkel, einen Priester in Ala, gerichtet. In erster Linie handelt es sich aber um befreundete Dichter, unter denen Giacomo Guariento aus Verona (carm. 12–15, 23, 34) und der schon genannte Panfilo Sassi aus Modena (carm. 29–32) hervorzuheben sind. Die meisten dieser Kollegen stammen aus Oberitalien. An Tiroler Kontakten sind v.a. die sonst unbekannten Trientner Alberto Alberti (carm. 10) und Petrus Antonius Ianonius (carm. 11) sowie einige Angehörige der Familie Betta (carm. 1, 3, 40–42) zu nennen, der wir ja die Überlieferung des Corpus verdanken. Mitunter begegnen ‚Briefpaare', d.h. ein Gedicht Lagarinos an einen Dichterfreund sowie dessen Antwort oder umgekehrt (carm. 10, 11, 17, 29, 38). Einmal lässt sich dabei ein scherzhafter Dichterwettstreit feststellen: Lagarino vertritt gegenüber Guariento die These, Ursache aller Kriege seien die Frauen, wogegen dieser der Habgier die Schuld gibt (carm. 15).

Verständnisschwierigkeiten

Ein beträchtlicher Teil der Gedichte ist schlecht bis gar nicht verständlich. Dies ist z.T. auf Papaleonis korrupten Text zurückzuführen, z.T. aber auch darauf, dass die ‚Korrespondenz' zwischen Lagarino und seinen Freunden sich in vielen Fällen auf ein gemeinsames Wissen bezieht, das heute kaum mehr rekonstruierbar ist. So richtet z.B. in carm. 16 Lagarino folgende Verse an den Veroneser Dichter Girolamo Verità, um ihm die Poesie des gemeinsamen Freundes Pier Leoni de Ceneda *alias* Cinzio Acedese zu empfehlen: *Orphea saxa ferae mirentur*, *Ariona delphin*, / *Musaeum Elysii spiritus omnis agri*. / *At tu scirpidici mirare*, *Hieronyme*, *Cynthi* / *Numina*, *Thebanas testificantis aves*. („Orpheus mögen Felsen und Tiere bewundern, Arion der Delphin, Musaios jeder Geist der Elysischen Felder. Aber du, Hieronymus, bewundere das Walten des rätselhaft redenden Apollo, der die thebanischen Vögel zu Zeugen anruft.") Dass de Ceneda in Anspielung auf sein Pseudonym, das zugleich ein Beiname des Apollo ist, als Inkarnation des Dichtergottes gepriesen

wird und dass er Rätselgedichte (*scirpi*) verfasst hat, wird nach einigem Nachdenken klar, doch seine thebanischen Vögel werden uns wohl für immer dunkel bleiben.

Tirol und der norditalienische Humanismus

Insgesamt ist die Dichtung Lagarinos in erster Linie als Zeugnis für den Prozess von Interesse, in dem, vermittelt durch private und halbprivate Kontakte zwischen verschiedenen Dichtern, in den Jahren um 1500 der südliche Teil Tirols allmählich wieder am poetischen Humanismus Norditaliens zu partizipieren beginnt.

BCT, ms. 4952: Befund

Fast zeitgleich mit der literarischen Tätigkeit Lagarinos muss eine Gedichtsammlung entstanden sein, die sich auf Bl. 1^{r}–41^{v} sowie auf drei vorhergehenden unpaginierten Seiten (im Folgenden: [oa]–[oc]) des Codex BCT, ms. 4952 findet. Der Text, der mit Ausnahme des ersten Gedichts ([oa]) von einer Hand stammt, ist flüchtig geschrieben, weist Streichungen, Korrekturen, Interlinearversionen, Randbemerkungen, möglicherweise auch Radierungen auf und hat zudem durch Feuchtigkeit sehr gelitten. Ein Großteil ist nicht mehr zu entziffern, oft lassen sich nicht einmal die Grenzen zwischen den einzelnen Gedichten mit Sicherheit ausmachen. Deren Zahl dürfte bei etwa 69, ihre Länge zwischen zwei Versen und vier Seiten liegen. Die allermeisten haben Titel, die mitunter den Namen des Autors und in sicher gut 40, vielleicht noch mehr Fällen auch einen Adressaten nennen. Das Metrum ist mit wenigen Ausnahmen (Hexameter, Hendekasyllabi) das Distichon. Hinweise zur Datierung geben die Bemerkungen *1504 circa* und *1506 circa* auf [oa] und Bl. 1^{r} oben, obwohl unklar ist, von wem sie stammen und wie verlässlich sie sind.

Paulo de Fatis Trilacos Konzeptbuch

Sieht man von dem Eröffnungsgedicht ([oa]) ab, das ja auch von anderer Hand notiert ist, so ist der einzige Autor, der genannt wird, Paolo de Fatis Trilaco, dessen Name sicher im Titel von carm. 2, 3 ([ob]– Bl. 2^{v}), 30, 31, 32, 34 (Bl. 14^{r}–16^{v}) und 63 (Bl. 35^{rv}) steht. Es fällt auf, dass diese Texte sich alle an bestimmte Adressaten richten, dass die meisten von ihnen vergleichsweise lang sind und auch ihr Titel recht ausführlich ausfällt. Dies legt zusammen mit dem beschriebenen Habitus der Sammlung den Schluss nahe, dass es sich um das Konzeptbuch des genannten Autors handelt, der bei einigen anspruchsvolleren unter den zum Versand gedachten Gedichten auch den Titel in seiner vollständigen, eine Nennung seines Namens umfassenden Form mitkonzipiert, in den restlichen Fällen nur einen Arbeitstitel gesetzt hat. Zu dieser Annahme passt der Umstand, dass das erste Gedicht, das nicht von de Fatis (sondern von Paride Dardanio) stammt, dafür *an* ihn gerichtet ist und seine poetischen Fähigkeiten preist:[10] ein Text, den man als Dichter nicht ungern seinem poetischen Notizbuch voranstellt.

10 Es hat ein recht genaues Gegenstück in dem hendekasyllabischen „Gedicht des Paride Dardanio an den überaus hervorragenden Rechtsgelehrten Paolo Trilaco“, das in BCT, ms. 4953, also im ‚Nachbarcodex‘ des hier diskutierten, erhalten und ebenfalls auf *1504 circa* datiert ist.

Prosopographie

Paolo de Fatis Trilaco war, wie aus den Titeln der Gedichte 1–3 und 34 hervorgeht, Doktor beider Rechte und gehörte einem Zweig des Welschtiroler Adelsgeschlechts der de Fatis an, dessen Mitglieder auch sonst immer wieder durch literarische Leistungen hervortraten. Er könnte mit einem Paolo de Fatis identisch sein, den Kaiser Maximilian 1511 zum Podestà von Modena machte (Spreti 1982, 517–519) und der im Jahr 1524 ermordet wurde (vgl. hier S. 237). Von seinen Adressaten werden die meisten nur mit ihren Vornamen genannt oder einfach als „Freunde“, „junge Männer“, „Geistliche“ oder „Juristen“ bezeichnet. Ausnahmen bilden der Mantuaner Dichter, Redner und Historiograph Giano Pirro Pincio (vgl. hier S. 311), der in Trient Karriere machte (carm. 2 [[ob]–[oc]], 28, 29 [Bl. 12^{r}–13^{v}]) und der Trientner Arzt Andrea Gallo (carm. 22 [Bl. 8^{v}]); Giorgio de Fatis (carm. 3 [Bl. 1^{r}–2^{v}], 63 [Bl. 35^{rv}]) ist offenbar ein Verwandter.

Inhalt

Der Inhalt der Sammlung kann nur ungefähr anhand der wenigen halbwegs leserlichen Gedichte und der meist etwas besser zu entziffernden Titel umrissen werden: Als distinkte Gruppe heben sich die Epigramme carm. 48–57 (Bl. 30^{r}–32^{r}) ab, die Titel wie „Auf einen perversen jungen Mann“ oder „Auf einen Hochmütigen“ tragen und dabei eher ernsthafte Tugendprotreptik als Skoptik enthalten. So lautet etwa das *In garulum*, „Gegen einen Geschwätzigen“, betitelte carm. 48: *Desine sermones offundere, garule, vanos, / In tanto noceat ne tibi lingua loquax. /* [?] *lingue multos piguisse loquacis. / Permultis damno garula lingua fuit.* („Hör auf, Geschwätziger, leeres Gerede auszugießen, damit dir unterdessen[11] deine geschwätzige Zunge keinen Schaden zufüge. Schon vielen soll es [?] wegen ihrer schwatzhaften Zunge leid getan haben, sehr vielen hat ihre geschwätzige Zunge geschadet.“) Für sich steht innerhalb der Sammlung carm. 15 (Bl. 7^{r}), das sich der Frage widmet, woher der Familienname der de Fatis stammt (Antwort: sie sind so zuverlässig wie das Schicksal selbst, das *fatum*). Es hat aber wie schon das Eröffnungsgedicht ein Pendant in einer ‚Nachbarhandschrift‘: BCT, ms. 4955 enthält eine aitiologische Kurzelegie eines anderen Angehörigen der Familie, des Tommaso Tabarelli de Fatis Trilaco, die erklärt, weshalb die de Fatis den Beinamen Tabarelli tragen: Ein Ahnherr der Familie habe sich einmal in einer Schlacht nicht mit einem Schild, sondern mit einem Mantel, italienisch *tabarro*, verteidigt.

Dichtung als ‚Gesellschaftsspiel‘

Hauptsächlich handelt es sich aber wie gesagt um Adressatendichtung. Eines der Gedichte an Giorgio de Fatis (carm. 3 [Bl. 1^{r}–2^{v}]) scheint diesen um Hilfe in einer Notlage zu bitten, und auch bei zwei an einen „Allermenschenfreundlichsten Herrn, meinen Fürsten[?]“, d.h. wohl an einen der Trientner Fürstbischöfe, gerichteten Stücken (carm. 66, 67 [Bl. 38^{v}–40^{v}]), könnte es sich durchaus um Panegyrik mit

11 Das so übersetzte *in tanto* lässt sich nur als Italianismus, d.h. eben im Sinne des italienischen *intanto*, „unterdessen“, verstehen.

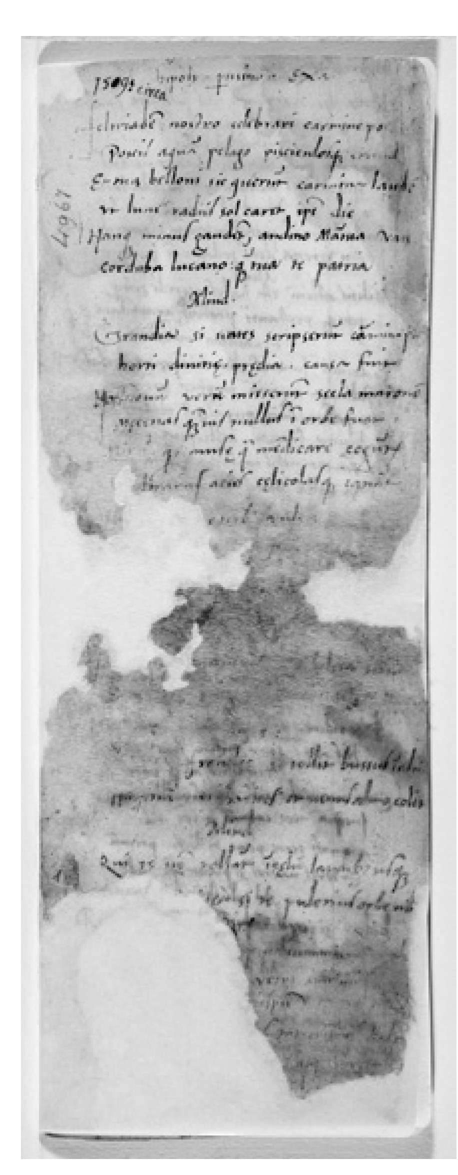


Abb. 12: Erste Seite der in der BCT erhaltenen Gedichte von Giovanni Francesco Bellono.

dem Ziel handeln, die eigene Lebenssituation zu verbessern. Doch ansonsten fehlt Panegyrik in auffälliger Weise. Stattdessen finden sich zahlreiche Gedichte an dichtende Freunde (vgl. etwa carm. 2 [[ob]–[oc]], 36 [Bl. 18^{rv}]), die dieser Beschäftigung wohl ebenso wie der Jurist de Fatis selbst in ihrer Freizeit nachgingen. Anders als bei Lagarino, dessen Korrespondenten zu einem guten Teil bekannte Poeten waren, scheint es sich hier um einen Kreis von Dichtern zu handeln, die ihre Poesie zwar bei Bedarf zu Karrierezwecken einsetzen konnten, insgesamt aber eher Dilettanten waren und durch den Austausch ihrer Produktion soziale Kontakte mit Gleichgesinnten pflegten: Dichtung als gehobenes Gesellschaftsspiel.

Gedichte Bellonos in BCT, ms. 4967

Große Ähnlichkeit mit dieser Sammlung weist der Codex BCT, ms. 4967 auf, ein 28 Blatt starkes Bändchen in auffälligem Hochformat, das Reinschriften im Umfang von rund 2300 Versen enthält. Die ersten und letzten Seiten sind durch Feuchtigkeit und Fäulnis in Mitleidenschaft gezogen (vgl. Abb. 12). Der Autor wird nicht explizit genannt, doch die Tatsache, dass eines der Gedichte, das auch separat erhalten ist (s.u.), dort als Werk eines Giovanni Francesco Bellono figuriert, legt es nahe, auch BCT, ms. 4967 diesem Mann zuzuschreiben. Zu Beginn der Hs. (Bl. 1^{r}) findet sich der Vermerk *1509: circa*, während auf Bl. 24^{v} der im September 1524 ermordete Paolo de Fatis noch als Lebender angeredet wird; die Gedichte, die wohl in chronologischer Ordnung eingetragen sind, werden also kaum viel, wenn überhaupt, über diesen Zeitpunkt hinausgehen. (Die recht zahlreichen Be-

zugnahmen auf die Italienischen Kriege sind leider so unspezifisch, dass sie für eine genauere Datierung nicht ausreichen.)

Charakterisierung

Die zwischen zwei und 134 Verse langen Gedichte stehen hauptsächlich im Distichon. Daneben finden sich einige Hexameter und Hendekasyllabi sowie eine Reihe horazischer Odenmaße (sapphische Strophe, erstes und zweites asklepiadeisches Maß). Bemerkenswert sind stichische Glykoneen (Bl. 6^{v}, 21^{v}, 25^{r}–26^{r}), wie sie nicht bei Horaz, wohl aber bei Boethius (cons. 1,6, 2,8, 3,12, 4,3, 5,4) vorkommen, sowie eine Variante des vierten asklepiadeischen Maßes, bei der Glykoneus und Asklepiadeus sich in der Strophe nicht abwechseln (GAGA), sondern nach dem Schema GGAA angeordnet sind (Bl. 13^{v}). Metrische Fehler sind keine Seltenheit; die Jugend und Unerfahrenheit des Autors, auf die dieser gelegentlich zu sprechen kommt (z.B. Bl. 13^{v}; vgl. auch *Ad praeceptorem,* „An seinen Lehrer“, Bl. 2^{r}), dürften also echt sein. Die meisten Gedichte richten sich an bestimmte Adressaten. Insgesamt wird ein Kreis von rund dreißig Personen angesprochen, von denen jedoch bei weitem nicht alle zu identifizieren sind. Dem Trientner Milieu gehören etwa Paolo de Fatis (s.o.) und sein Sohn Tommaso, die beide recht häufig apostrophiert werden, der Fürstbischof, d.h. entweder Georg von Neideck oder Bernhard von Cles, und der Präfekt von Trient (Bl. 14^{r}–15^{r}) an. Daneben hat Bellono auch gute Kontakte zu norditalienischen Humanisten wie Ippolito Fantocci, dem Autor einer *Feltrias* auf Guidobaldo I. da Montefeltre, Herzog von Urbino (Bl. 1^{r}). Thematisch finden sich neben allgegenwärtigen Freundschaftsbezeugungen und Lob für die literarischen Fähigkeiten von Bekannten sowie den schon erwähnten Italienischen Kriegen etwa noch Zeitkritik (z.B. Bl. 16^{r}), Todesfälle (Bl. 10^{r}, 11^{r}) und gelehrte Diskussionen, z.B. über die Etymologie des Namens von Trient (Bl. 10^{v}). Hervorzuhebende Einzelstücke sind eine längere Elegie, in der sich der personifizierte Tod vorstellt (Bl. 7^{r}–8^{r}), eine Ekloge, in der zwei Hirten über die Verderbtheit der Zeit klagen (Bl. 11^{v}–13^{v}), und schließlich eine 18 Verse kurze Elegie an Tommaso de Fatis (Bl. 8^{v}). Die letztgenannte ist unter Bellonos Namen auch auf dem Einzelblatt BCT, ms. 4966 erhalten und gratuliert Tommaso dazu, dass ein „göttlicher Herrscher“, entweder Maximilian I. oder Karl V., ihn zum *eques* („Ritter“) gemacht und ihm die *ornamenta aurea militiae* („goldenen Abzeichen des Kriegsdienstes“) verliehen hat (V. 9–11). Damit dürfte die Ernennung zum Ritter vom güldenen Sporn gemeint sein, eine in der ersten Hälfte des 16. Jhs. häufige Ehrung für verdienstvolle Bürger und Angehörige des niederen Adels (Schmitt 2000).

persönliches Gedichtbuch in Trient

Die Sammlungen von Paolo de Fatis und von Bellono repräsentieren im Wesentlichen ein und denselben Typ des persönlichen Gedichtbuchs, von dem man vermuten kann, dass er sich unter den Trientner Humanisten dieser Zeit allgemeiner Beliebtheit erfreute. Anzahl, Länge, thematische Ausrichtung, Metrik der Gedichte – all das ähnelt sich in hohem Maße, ja selbst Details wie die Art der Datierung zu

Beginn entsprechen sich. Zudem erscheint der Autor der ersten Sammlung in der zweiten als Adressat. Schließlich wurden die beiden Codices an ähnlicher Stelle in die BCT integriert und teilten dort, wie ihr Zustand zeigt, ein nicht allzu freundliches Schicksal. Der einzige wichtige Unterschied besteht darin, dass es sich im einen Fall um eine Sammlung von Entwürfen, im anderen um eine solche von Reinschriften handelt. Für eine Gesamtdarstellung des Trientner Humanismus zu Beginn des 16. Jhs. – ein echtes Desiderat – wären beide Hs. wichtige Quellen.

Nordtirol: Sigmund und Maximilian

In Nordtirol wurde seit den letzten Jahren der Herrschaft Sigmunds (reg. 1439–1490) kontinuierlich nlat. Poesie produziert. Dabei gelangten Dichter auf zwei Wegen nach Tirol bzw. dazu, sich mit Tirol zu beschäftigen: Unter Sigmund kamen sie direkt aus Italien an den Innsbrucker Hof. Danach war es eher der lose Kreis von Dichtern um Maximilian mit geographischem Schwerpunkt in Wien (vgl. Müller 1982; Füssel 1987), aus dem einzelne Mitglieder dem Kaiser für längere oder kürzere Zeit nach Innsbruck folgten. Eine wichtige Hs. und zwei gedruckte Gedichtsammlungen zeugen von diesen Entwicklungen.

Codex Fuchsmagen

Eine der bedeutendsten Sammlungen nlat. Gelegenheitsdichtung nördlich der Alpen ist der *Codex Fuchsmagen*,[12] den der aus Hall gebürtige kaiserliche Rat Johannes Fuchsmagen (ca. 1450–1510; NDB 5, 684) in den ersten Jahren des 16. Jhs. aus an ihn sowie andere Beamte und Dichter adressierten Gedichten zusammenstellen ließ. Obwohl die Hs. in Innsbruck liegt (ULBT, Cod. 664), handelt es sich bei der umfangreichen Sammlung als Ganzes nicht um eine Tirolensie: Die meisten der fast 200 Gedichte sind im Umfeld des Kaiserhofes in Wien und der dortigen *Sodalitas Danubiana* zu situieren, und ihre Vereinigung in einem Band fand ebenfalls in Wien statt.[13] Rund dreißig Gedichte, die wohl großteils aus Fuchsmagens früher Innsbrucker Zeit stammen, weisen jedoch wahrscheinlich oder sicher einen Bezug zu Tirol auf, sei es über Erzherzog Sigmund als Adressaten, sei es über die Person ihres Autors, sei es in anderer Hinsicht. Im Folgenden werden nur diese Texte besprochen, nicht aber die Sammlung als solche. Anschließend kommen noch einige Gedichte mit Tirolbezug aus einem von anderer Hand geschriebenen Anhang zur Sprache, den man *Appendix Fuchsmagen* nennen könnte. Auf die Gefahr hin, die Beiträge der einzelnen Autoren zu zerreißen und kleine Zyklen zu zerstören, werden die Gedichte thematisch zusammengefasst.

12 Vgl. die Teiledition bei Zingerle 1880 mit ausführlicher Einleitung. Meine Gedichtzählung folgt der Zingerles; bei von ihm nicht berücksichtigten Beispielen wird angegeben, nach welchem Zingerle-Gedicht sie stehen; die Texte der *Appendix Fuchsmagen* (s.u.) werden mit römischen Zahlen nummeriert. Vgl. Nocker 1996; Brazzano 2005, 383.

13 *Terminus post quem* für die Entstehung der Sammlung ist der Tod Papst Alexanders VI. im Jahr 1503 (vgl. carm. 49 [Bl. 125^{rv}]). Zu diesem Zeitpunkt war Fuchsmagen schon lange in Wien ansässig.

Panegyrik

Ein beträchtlicher Teil der Tiroler Gedichte ist panegyrischer Natur, wobei im Vergleich mit der restlichen Sammlung auffallend viele Stücke direkt dem Herrscher, in der Regel Sigmund, gewidmet sind. Eine andere hochgestellte Person fungiert nur einmal als Adressat: In einer auf den 31. 3. 1484 datierten Kurzelegie (carm. 73; Bl. 72^{rv}) versucht Johannes Jacobus a Cruce aus Modena (vgl. Zingerle 1880, LIII) einen Odoricus, Praepositus von Trient, zum Mäzen zu gewinnen. Sigmunds Hofstaat wird kaum je explizit gehuldigt. Der Sigmundspanegyrik zuzurechnen ist z.B. die kurze Elegie des unbekannten italienischen Humanisten Georgius Posthumus zur Hochzeit des Erzherzogs mit Katharina von Sachsen 1489; die Vermählung wird nach dem Vorbild antiker Epithalamien durch eine Götterhandlung, nämlich ein Gespräch zwischen Jupiter und Venus, vorbereitet (carm. 72 [Bl. 71^{v}–72^{r}]). In drei Epigrammen (carm. 64 und den zwei folgenden [Bl. 60^{v}–61^{v}]) variiert der Venezianer Philologe und Poet Franciscus Niger (Zingerle 1880, XLIX–L) das Thema einer – sonst unbekannten – Statue für Sigmund; da dieser als Straßenbauer durchs Gebirge gewürdigt wird, könnte das Standbild anlässlich des Ausbaus des Saumpfades durch die Eisackschlucht in den 1480er-Jahren (Stolz 1953, 118–119, 185–186) errichtet worden sein. Einen Hinweis darauf, dass Sigmund vielleicht sogar ganze Gedichtsammlungen zugeeignet wurden, liefern zwei catullisierende Gedichtlein in Hendekasyllabi des ostfränkischen Juristen und Poeten Engelhard Funck (carm. 74 und nach carm. 81 [Bl. 79^{r}, Bl. 88^{v}]; zur Person Zingerle 1880, LVIII–LIX). Im ersten sprechen die Verslein (*versiculi*) selbst, beklagen ihren miserablen Zustand, der dem ihres Autors entspreche, geben an, nur knapp dem Feuertod entkommen zu sein, und bitten Sigmund um gastliche Aufnahme, Korrektur und Rücksendung an den Autor; im zweiten dagegen erklärt dieser stolz, hier sei nun das Ende seiner scherzhaften Gedichte – die er indes höher einschätze als die Taten des Herkules. Zusammen könnten die beiden kurzen Texte durchaus den Rahmen einer Sammlung gebildet haben. Recht ungezwungen ist der Ton in einigen Stücken mit erotischer Thematik. So bittet der Triester Dichter, Hofbeamte und nachmalige Bischof seiner Heimatstadt Pietro Bonomo (1458–1546) im carm. 52 (Bl. 126^{v}) den in Innsbruck tätigen kaiserlichen Rat Blasius Hölzl (Füssel 1987, 230–232), ihm seine neue Flamme zu zeigen, damit er sie bedichten könne; es handle sich doch wohl nicht um eine Prostituierte, deren sich Hölzl schämen müsste?[14] An anderer Stelle (carm. 77 [Bl. 82^{r}–84^{r}]) schreibt ein gewisser H. einen in der Tradition der ovidischen *Heroides* stehenden elegischen Liebesbrief an seine in Rom weilende Freundin V. Im anschließenden Distichon carm. 78 (Bl. 84^{v}) wird Sigmund, offenbar einer der intendierten Leser der Elegie, gebeten, die Identität

14 Vgl. zu Bonomo Brazzano 2005, der eine Biographie und eine kommentierte Edition sämtlicher Texte bietet.

der Liebenden geheim zu halten – was die Neugier aller anderen Leser hinsichtlich der Realität oder Fiktionalität der geschilderten Situation sowie der involvierten Personen zusätzlich angestachelt haben dürfte. Man kann sich vorstellen, dass das klatschsüchtige Ambiente eines Fürstenhofes genau der richtige Ort für ein solches Spiel mit den verschwimmenden Grenzen zwischen Leben und Literatur war.

Tiberinus' Epos über den Krieg gegen Burgund

Dieser Kleindichtung steht ein panegyrisches Epos von zwei Büchern und nahezu 400 Versen gegenüber, das der uns schon als Simondichter bekannte Tiberinus über Sigmunds Teilnahme am Krieg gegen Karl den Kühnen von Burgund 1474–1477 verfasst hat (carm. 96 [Bl. 115^{v}–123^{v}]). Das erste Buch erzählt dabei nach einer Anrufung der Dichtergottheiten und Sigmunds selbst die Vorgeschichte des Krieges (Verpachtung von Sundgau und Elsass durch Sigmund an Karl, Unterdrückung der Bevölkerung, die zu Sigmund um Hilfe schickt, Verhandlungen und Rüstungen), das zweite, fast doppelt so lange, die Belagerung von Neuß durch Karl, seine Niederlagen bei Grandson und Murten und seinen Tod bei Nancy; ein Lob Deutschlands und Sigmunds, der auch als Schutzherr der Dichter gepriesen wird, bildet den Schluss. Das Epos imitiert so in gewissem Sinne die Gliederung der *Aeneis* in zwei Hälften, welche die Vorgeschichte der Kämpfe um Latium bzw. diese Kämpfe selbst behandeln. Im Übrigen ist es historisch irreführend (die Schweizer werden kaum erwähnt, man gewinnt vielmehr den Eindruck, Sigmund stehe an der Spitze einer deutschen Streitmacht) und literarisch Durchschnitt. Mit Tirol hat es nur durch die Person Sigmunds und einen erzähltechnisch unmotivierten Exkurs zu tun, in dem Tiberinus' Patron Johannes Hinderbach und das Trientner Domkapitel um Frieden beten und auch der Simonknabe erwähnt wird (2,148–163).

Hofleben

Ebenfalls noch z.T. als panegyrisch bezeichnen kann man eine Reihe von Gedichten, die Einblick in das Innsbrucker Hofleben gewähren. Gleich dreimal wird eine der wichtigsten höfischen Vergnügungen behandelt, nämlich die Jagd: In einer anonymen Kurzelegie nach carm. 71 (Bl. 71^{v}) wird Sigmunds für ihre Jagdlust bekannte (Riedmann 1990, 504) Gemahlin Eleonore von Schottland als neue Diana gepriesen. In einem *Epitaphium* („Grabschrift"; der Titel verweist auf die antike Tradition der Grabepigramme für [allerdings meist Haus-]Tiere) nach carm. 90 (Bl. 96^{v}–97^{r}) freut eine tote Hirschkuh sich über die Ehre, von Maximilian persönlich erlegt und Mailändischen Gesandten geschenkt worden zu sein. Nach carm. 56 (Bl. 132^{rv}) steht ein wohl von Pietro Bonomo stammendes autobiographisches Epigramm: Der Dichter hat Maximilian auf einer Jagdpartie begleitet und ist beim Durchreiten eines Baches zu Fall gekommen, weil Wassernymphen, die den Herrscher bewundern wollten, sein Pferd scheu gemacht haben. Anderswo (nach carm. 54 [Bl. 130^{v}–131^{r}]) beschreibt Bonomo dagegen in einer kurzen Elegie die Langeweile, die ihn am Innsbrucker Hof quält, wo Maximilians zweite Frau Bianca Maria Sforza in Abwesenheit ihres Gatten dahinvegetiert: *Non aliud regina facit quam*

ludere chartis / Aut sedet occlusa semisopita domo (V. 5–6; „Die Königin tut nichts anderes als Karten zu spielen oder sitzt in ihrem versperrten Gemach und dämmert dahin"). Eitle und lästige Höflinge, geschwätzige und weinerliche Hofdamen sowie vergebliche Versuche des Dichters, mit einer Affäre die Zeit totzuschlagen, vervollständigen ein tristes Bild, das weit von der Abfolge herrschaftlicher Lustbarkeiten entfernt ist, als die offiziösere Texte das Hofleben zu schildern pflegen.

Kerkergedicht

Ein Gegenbild ganz anderer Art bietet eine Elegie des bereits erwähnten Italieners Georgius Posthumus (carm. 70 [Bl. 67^{v}–69^{r}]). Der Dichter wurde – wir erfahren nicht, wann, von wem und weshalb – für zwei Monate auf Schloss Friedberg bei Volders eingekerkert und berichtet nun nach seiner Freilassung, für die er der Jungfrau Maria innig dankt, dem Beamten Georg Höllecher (Zingerle 1880, XXXVII) über diese Erfahrung: Schläge, Hunger, Kälte, Ungeziefer, Dreck, verrohte und fremdenfeindliche Wärter – man bekommt eine lebhafte Vorstellung davon, was Kerkerhaft zu dieser Zeit bedeuten konnte. Manche Details, z.B. Posthumus' Behauptung, er sei gezwungen gewesen, sich seinen Bart mit den eigenen Zähnen zu stutzen (V. 36), mögen übertrieben sein; andere, etwa die Notwendigkeit, das eigene Gewand zugleich als Decke, Hand- und Taschentuch zu verwenden (V. 31–32), wirken glaubwürdig und verstärken den Eindruck eines ungeschönten Realismus.

Appendix Fuchsmagen

Soweit die Gedichte der *Appendix Fuchsmagen* mit Tirol zu tun haben bzw. haben könnten, betreffen sie entweder Blasius Hölzl oder Fuchsmagen selbst. Von den Hölzl-Gedichten bezieht keines sich eindeutig auf Tirol, aber da Hölzl den Großteil seiner Karriere in Innsbruck durchlief, kann man vorläufig alle Texte, die keine gegenteiligen Hinweise enthalten, als Tirolensien betrachten: Eine Serie von auf das antike Tierepigramm rekurrierenden Di- und Tetrastichen des Pietro Bonomo spricht Hölzls Hund Turcus[15] an (carm. IV–VIII; Bl. 143^{rv}). Bonomo bietet im ersten, das sich als Extempore-Komposition zu erkennen gibt, eine Probe seiner Virtuosität als Stegreifdichter und demonstriert dann seine Kunst der *variatio*. Carm. XII (Bl. 144^{v}) ist eine unverblümte Bitte um Unterstützung. Interessanter sind die beiden Fuchsmagen-Gedichte. Das erste, das 25 Hexameter umfasst, stammt von einem sonst unbekannten Augustino Tiferno und ist ein Begleitbrief zu einem Manuskript, in dem von Fuchsmagen gesammelte lat. Inschriften aufgearbeitet sind (vgl. Ruf 1877, 108). Tiferno bittet – in Form einer Anrede und eines Auftrags an sein Gedicht selbst, vgl. Ov. trist. 1,1 – den gerade in Innsbruck weilenden Fuchsmagen, den Text im Hinblick auf eine geplante Publikation durchzusehen und zu korrigieren. Weitere Details werde ihm

15 Der Name ist für einen scharfen Hund in Zeiten der Türkenangst durchaus verständlich; vgl. Zingerle 1880, XXXV Anm. 1.

der Überbringer mitteilen. Die Edition scheint dann nicht zustande gekommen zu sein; man weiß von den diesbezüglichen Plänen nur durch das vorliegende Gedicht. Carm. III (Bl. 143r; abgedruckt bei Zingerle 1880, XXXIV), ein achtzeiliges Epigramm, ist das einzige erhaltene Gedicht von Fuchsmagen selbst. Es ist ebenfalls ein Begleitschreiben, und zwar zu einer Drachenzunge, die Fuchsmagen aus Ungarn einem Freund, dem kaiserlichen Protonotar Ritter Florian Waldauf von Waldenstein, als Geschenk nach Innsbruck schickt. Dazu erfindet er ein scherzhaftes Geschichtlein, das an ein Lokalkuriosum und eine sich um dieses rankende aitiologische Sage anknüpft: In Wilten wurde die Zunge eines Drachen gezeigt, den der Riese Haymon dort erschlagen haben soll. Fuchsmagen behauptet nun, der Vater dieses Drachen sei damals vor Schreck nach Ungarn geflohen, und von ihm stamme die nun übersandte Zunge. Sie gehört also einem älteren und, wie man annehmen kann, deshalb noch größeren und schrecklicheren Drachen und übertrumpft so das Wiltener Exponat.

mehr als Panegyrik

Die Tiroler Gedichte des *Codex* und der *Appendix Fuchsmagen* lassen sich, wie auch die Hs. als Ganzes, schwer auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Wenn man zusammenfassend einen Aspekt betonen kann, so ist es neben ihrer überdurchschnittlichen Qualität gerade ihre thematische Vielfalt. Man hat in letzter Zeit oft die panegyrische Funktion und die ihr zugrunde liegende Logik „Lob gegen Geld" hervorgehoben, welche die nlat. Hofdichtung und damit auch den *Codex Fuchsmagen* prägen (Nocker 1996) – gewiss zu Recht: Herrscher- und Beamtenlob sowie Bitten um Remuneration sind tatsächlich prominent vertreten. Doch neben ihnen stehen Klagen über die eigene Armut und den Geiz der Mächtigen, schonungslose Beschreibungen der Öde des Hoflebens, Erlebnisdichtung, Obszönitäten, Scherze unter Freunden und Kuriosa: All das nahm ein kaiserlicher Rat in eine Hs. auf, die nichtsdestoweniger repräsentativen Charakter haben sollte. Dies zeigt, dass die Dichter sich nicht ausschließlich als poetische Lobredner, Fuchsmagen und seine Kollegen sich nicht ausschließlich als Gegenstände der Panegyrik sahen. Trotz der offensichtlichen sozialen und wirtschaftlichen Zwänge, die diese Dichtung mitdiktierten, war beiderseits eine gewisse kritische Distanz und ein Bedürfnis nach Freiräumen vorhanden.

Locher, *Nenia Sigismundi*

Als Sigmund von Tirol am 4. 3. 1496 verstarb, verfasste der damals gerade 24-jährige Jakob Locher aus Ehingen, der später als Dichter, Philologe, Polemiker und Professor in Freiburg i.B. und Ingolstadt zu einem der bedeutendsten Humanisten seiner Zeit im süddeutschen Raum werden sollte (Heidloff 1975; Kühlmann/Niehl 2009), einen poetischen Nachruf auf ihn. Locher unterhielt schon früh Beziehungen zu den literarischen Kreisen um Maximilian, wie bereits die Tatsache zeigt, dass dieser ihm 1497 die Würde eines *poeta laureatus* verlieh. Offenbar hat es mit diesen Beziehungen zu tun, dass er seiner Trauer über Sigmunds Tod in einem literarischen

Werk Ausdruck verlieh, werden doch Maximilian und einer seiner höchsten Beamten dort, wie wir gleich sehen werden, direkt angesprochen.

Inhalt und Aufbau

Die *Nenia de obitu et laude* […] *Sigismundi* („Klagegesang vom Hinscheiden und Lob […] Sigmunds"; bibliographische Beschreibung bei Heidloff 1975, 30–31) erschien 1496 oder 1497 in Freiburg i.B. Es handelt sich um ein Bändchen von sechs unpaginierten Blättern, in dem der im Haupttitel angekündigten *pièce de résistance* einige kleinere Stücke vorangehen und folgen. Den Anfang macht ein zehnzeiliges Epigramm an den Leser (Bl. [1]^{r}), in dem als Inhalt rührende *lachrymae pro principe fusae* („für einen Fürsten vergossene Tränen") und als Metrum zum Thema passende elegische Distichen angekündigt werden (tatsächlich stehen alle Gedichte in diesem Versmaß). In der folgenden Elegie (Bl. [1]^{v}) wendet Locher sich an den ehemaligen Kanzler Sigmunds und jetzigen Hofkanzler Maximilians Konrad Stürtzel und bittet diesen, seiner schlechten Dichtung trotz (ironisch charakterisierter) übermächtiger Konkurrenz beim Kaiser Gehör zu verschaffen; er werde zum Dank auch Stürtzel selbst bedichten. Die beiden nächsten Stücke wenden sich direkt an Maximilian: zunächst ein „Klagebrief" in Prosa (Bl. [2]^{r}–[3]^{r}), der Lobpreisungen Sigmunds und Maximilians miteinander verquickt, dann ein Epigramm, das v.a. die Kriegstugenden des Kaisers hervorhebt (Bl. [3]^{rv}). In der eigentlichen *Nenia* (Bl. [3]^{r}–[6]^{r}) werden zunächst nochmals ausführlich elegische Klagegesänge angekündigt. Dann stellt Locher dem Leser den Begräbniszug vor Augen und zählt die von Sigmunds Tod betroffenen Völker und Stände auf. Auf diesen klagenden Teil folgt, eingeleitet von einem Binnenproömium, ein z.T. biographisch strukturiertes Sigmundslob: Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter des Erzherzogs werden kurz charakterisiert, worunter sich Bemerkungen zu seiner Schönheit, seinen Tugenden und seinem Glück mischen. Auch im Jenseits wird er unter den Seligen weilen. Mit der Aufforderung, nicht zu sehr zu trauern, da ja alles sterblich sei, beginnt der Schlussteil. Locher fordert, man möge Sigmund eine Statue errichten, und preist schließlich Maximilian als würdigen Nachfolger. Die *Nenia* hält sich mit dieser Dreiteilung an den Standardaufbau der Prosa-Leichenrede und stellt somit ein poetisches Gegenstück zur panegyrischen Funeralrhetorik der folgenden Epochen dar (vgl. hier v.a. S. 284–292). Den Schluss macht ein Epigramm an den Freiburger Humanisten und Drucker Friedrich Riedrer, bei dem das Werk erschienen ist (Bl. [6]^{r}).

Vorbild Ovid

Der junge Dichter handhabt das elegische Distichon routiniert, wenn seine Verse auch nicht immer besonders inspiriert wirken. Unter den antiken Autoren, die er als Vorbilder heranzieht, sticht Ovid hervor, der mit den *Heroides* und der Exildichtung der prominenteste antike Vertreter der Elegie in ihrer Eigenschaft als Klagedichtung ist. Lochers Ovid-*imitatio* lässt sich bis ins Detail verfolgen: Wenn er etwa behauptet, er müsse beim Schreiben weinen und sein Manuskript sei deshalb voller Flecken und verschmierter Stellen (Bl. [4]^{r}: *Flens scribo tristesque cadunt in verba li-*

ture), so reproduziert er präzise einen ovidischen Topos (z.B. trist. 1,1,13–14). Ovid war für Locher aber nicht nur als Klagedichter, sondern auch deshalb interessant, weil er in der Exildichtung die Klagen geschickt mit Panegyrik auf Kaiser Augustus verbindet. Dieselbe Kombination findet sich auch in der vorliegenden Publikation, wobei allerdings der Preis Sigmunds durch den Maximilians in den Hintergrund gedrängt wird: Lochers Hauptinteresse galt nicht dem verstorbenen Erzherzog, der schon sechs Jahre zuvor abgedankt hatte, sondern, wie bereits angedeutet, dem Kaiser und dessen Entourage aus hohen Beamten und Literaten, zu der er auch sich selbst gezählt wissen wollte. Tatsächlich wissen wir zwar nicht, was der Anlass für seine Dichterkrönung war, doch angesichts der Tatsache, dass kein anderes frühes Werk des Dichters sich so direkt mit dem Haus Habsburg und Maximilian beschäftigt wie die *Nenia*, könnte diese dabei durchaus eine Rolle gespielt haben.

Bonomos Sammlung für Hölzl

Eine Art gedrucktes Gegenstück zum *Codex Fuchsmagen* sind die *Complurium eruditorum vatum carmina ad* […] *Blasium Hölcelium* („Gedichte mehrerer gelehrter Poeten an […] Blasius Hölzl“), die Pietro Bonomo aus eigenen und fremden Erzeugnissen zusammenstellte und 1518 in Augsburg drucken ließ (vgl. Füssel 1987, 229–243). Der aus Sillian im Pustertal stammende Hölzl (ca. 1460–1526) machte unter Maximilian als Rat und Sekretär Karriere. Er war wie Fuchsmagen ein Vertrauensmann des Kaisers und Mittler zwischen diesem und den ihn umschwärmenden Humanisten, blieb aber im Gegensatz zu jenem den Großteil seines Lebens in Innsbruck. Über die Entstehungsgeschichte des Werks gibt der Initiator in einem der einleitenden Briefe an Hölzl (Innsbruck, 1. 5. 1518; Aii^{r}) Auskunft: Er sei kürzlich wieder einmal in Innsbruck gewesen und bei der Durchsicht einiger Kisten mit älteren Schriften auf Gedichte gemeinsamer Freunde auf Hölzl gestoßen; da habe er beschlossen, diese und ähnliche Texte in Erinnerung an ihre gemeinsame Zeit als Schreiber Maximilians, als Beleg für Hölzls Beliebtheit bei den Dichtern und zu dessen Ruhm zu sammeln und zu publizieren. Wie genau diese Erzählung zutrifft, lässt sich nicht eruieren, doch die Intention der Sammlung dürfte sie korrekt wiedergeben: Hölzl soll dadurch geehrt werden, dass gezeigt wird, wieviele berühmte Dichter zu ihm in naher Beziehung stehen. Demgemäß werden schon auf dem kunstvoll gestalteten Titelblatt Anzahl und Rang der Mitarbeiter hervorgehoben, und der Vorspann enthält eine Art Inhaltsverzeichnis (Aiii^{v}), in dem diese sämtlich aufgeführt werden. Unter den zwanzig Beteiligten, die alle in engerer oder weiterer Beziehung zum Hof Maximilians stehen, finden sich neben Bonomo und Hölzl selbst, der ebenfalls mit einigen Versen vorgestellt wird, so illustre Gestalten wie der schwäbische Humanist und *poeta laureatus* Heinrich Bebel, Riccardo Bartolini, der Dichter der *Austrias*, und Konrad Celtis.

Inhalt, Anordnung

Der 35 Blatt starke Druck gliedert sich in den erwähnten Vorspann und den eigentlichen Gedichtteil. Jener enthält nach zwei das Buch anpreisenden horazischen

Strophen von Richardus Sbrolius und dem Brief Bonomos zwei weitere Schreiben von Conrad Peutinger an Bonomo (Peutinger will selbst eine solche Sammlung geplant haben, gratuliert aber Bonomo trotzdem zu seinem Vorhaben) bzw. vom erzherzoglichen Arzt Paulus Riccius an den Leser, danach das Inhaltsverzeichnis. Es folgen 61 Gedichte mit einer Länge von zwei Versen bis zu einigen Seiten. Neben 50 Texten im elegischen Distichon finden sich sechs in horazischen Odenmaßen, vier in Hendekasyllabi und eine horazische Epode. Manchmal stehen mehrere Gedichte desselben Autors beisammen, doch ist das nicht die Regel. Sachlichen Kriterien folgt die Anordnung der Gedichte nur zu Beginn und am Schluss (Aiiii^{r}–Bii^{v}, Ii^{v}–Iii^{r}): Das erste Gedicht, von Girolamo Muzio, trägt den Titel *Isagogicon ad libellum* („Einführung ins Büchlein"), dann folgen Distichen des Initiators Bonomo und des Caspar Ursinus Velius, die Hölzl in umfassender Weise loben, und schließlich eine Ode von Bartolini, die in Versmaß und Thematik auf Hor. carm. 1,1 zurückgreift. Zum Schluss kommt mit Jakob Spiegel ein Dichter zu Wort, der durch anderweitige Aufgaben an der Mitarbeit verhindert war, sich aber lobend über das Unternehmen äußert.

Vergleich mit dem *Codex Fuchsmagen*

Im Vergleich zum *Codex Fuchsmagen*, mit dem die Sammlung sich sowohl hinsichtlich der beteiligten Dichter als auch bezüglich einzelner Gedichte überschneidet (so kehrt z.B. Bonomos Gedicht über Hölzls Freundin, carm. 52 Zingerle, hier auf Bl. C^{rv} mit einer Antwort Hölzls wieder), fallen zwei thematische Unterschiede ins Auge: Erstens konzentriert sich der Band im Einklang mit Bonomos Aussagen zu Beginn in weit stärkerem Maße auf Hölzl als der *Codex Fuchsmagen* auf seinen Namensgeber. Zweitens steht die Patron-Klient-Beziehung zwischen Hölzl und den einzelnen Dichtern unangefochten und unverhüllt im Zentrum. Zwar gibt es einige Ausnahmen: Ein Georgius Gaddius verfasst zur Hochzeit Hölzls mit Maria Rumel 1511 ein in antiker Gattungstradition stehendes Epithalamium (E^{r}–Eiii^{r}). Bonomo schreibt eine Liebeselegie auf seine Freundin Manlia (Eiiii^{r}–F^{r}; das Mädchen taucht ebenfalls im *Codex Fuchsmagen* [Bl. 126^{v}–128^{r}] auf). Ein Hieronymus Emser bittet Hölzl um Hilfe, weil er wegen einiger Spottverse auf die Schweizer in Basel fast verbrannt worden wäre und aus der Stadt verbannt wurde (Fiii^{v}–Fiiii^{v}). Maximilian Transsilvanus warnt anlässlich des Konstanzer Reichtags 1507 die Mädchen dieser Stadt unter Berufung auf antike Beispiele vor Affären mit den noblen Gästen (Gi^{v}–Giiii^{v}). Richardus Sbrolius schildert Hölzls Leben bis zu seiner Hochzeit, wobei er vorrangig die Dienste behandelt, die dieser Maximilian und dem Haus Habsburg erwiesen hat, und seine Vita mit Zeitgeschichte und Habsburgpanegyrik verflicht. Doch abgesehen von dieser Handvoll Gedichte besteht der Band aus einer endlosen Serie von Klagen über die eigene Armut und Bitten an Hölzl, diese zu lindern, sowie von Dank, Lob und Unsterblichkeitsverheißungen, sobald er das getan hat. Trotz des obligaten Preises von Hölzls Tugenden und Fähigkeiten sowie seiner Stel-

lung bei Hofe erscheint der Beamte, der bezeichnenderweise immer wieder mit Mäzenas, *dem* Vorbild aller humanistischen Dichterpatrone, verglichen wird, weitgehend auf seine Rolle als Förderer der Poeten reduziert. Deren Tätigkeit wiederum scheint sich auf die Bedichtung ihres Schirmherren zu beschränken. Für den modernen Leser ergibt sich so das Bild eines monotonen und ziemlich sinnentleerten Kreislaufs Panegyrik – Finanzhilfe – Panegyrik usw.

humanistisches und modernes Dichtungsverständnis

Der *Codex Fuchsmagen* zeigt, dass das nicht alles ist, wozu diese Poeten imstande waren. Dass Bonomo gerade in einer gedruckten Veröffentlichung, die weitere Verbreitung fand als eine Hs. und dazu dienen sollte, den Geehrten und alle anderen Beteiligten im besten Lichte zu zeigen, all die Aspekte fortließ, die jenen so spannend machen, demonstriert, wie groß die Unterschiede zwischen humanistischen und modernen Vorstellungen davon sind, was das Interesse und den Wert von Dichtung ausmacht.

Rhythmi veteres aus Stams

Der letzte hier zu besprechende Text ist zwar praktisch zeitgleich mit dieser höfisch-humanistischen Poesie entstanden, stammt aber im Gegensatz zu ihr aus klösterlichem Umfeld, wo nach wie vor mittelalterliche Formen gepflegt wurden, und führt so zu den eingangs besprochenen Beispielen aus Neustift zurück. Eingelegt in die *Historia Stambsensis* des Paul Gay (Stams, D 17, vgl. hier S. 493) finden sich auf der zweiten unpaginierten Seite nach S. 97 *Rhythmi veteres de antiquo et moderno Ordinis Cisterciensis statu* („Alte Rhythmen über den ehemaligen und gegenwärtigen Zustand des Zisterzienserordens“) aus dem Jahr 1513. Wie schon der wohl von Gay gesetzte Titel andeutet, bedient sich der anonyme Verfasser, gewiss ein Stamser Mönch, einer akzentuierenden Strophenform, nämlich der Vagantenstrophe aus vier gereimten Langzeilen, die sich ihrerseits aus einem katalektischen trochäischen Tetrameter und einem trochäischen Trimeter zusammensetzen. In 15 solchen Strophen beklagt er die u.a. durch den Aufschwung der Bettelorden verursachte Krise der Zisterzienser. Dabei bedient er sich einer bildkräftigen Sprache und geht mit der Konkurrenz im Stil der mittelalterlichen Mönchssatire ins Gericht:

Inhalt, Textbeispiele

„Einst wurden wir reich beschenkt und waren wohlhabend, jetzt zeigt sich jedermann knauserig. Man schmäht uns unseres Besitzes wegen und will nicht sehen, wie hart wir arbeiten und wie viele Arme und Gäste wir ernähren (Str. 7):

Nos sumus in pluribus similes iumento,
Cui dantur paleae excusso frumento.
Sustentamur etenim pane et pulmento
Servato hospitibus lauto nutrimento.

Wir ähneln in sehr vieler Hinsicht dem Vieh, dem man die Spreu gibt, nachdem man das Getreide ausgedroschen hat. Wir halten uns nämlich mit Brot und Brei bei Kräften, während wir die feinen Speisen unseren Gästen vorbehalten.

Die Bettelorden haben es viel besser (Str. 12):

Ipsi nihil possident nec sunt indigentes:
Colunt enim divites frequenter, potentes.
Apud eos comedunt, nihil respuentes,
Quae sibi conveniunt, dapibus utentes.

Sie selbst besitzen nichts und leiden doch nicht Mangel: Sie sind ja häufig zu Gast bei den Reichen und Mächtigen. Bei ihnen speisen sie, sagen zu nichts nein und tun sich an den Delikatessen gütlich, die ihnen behagen.

Doch wir wollen unser Leid auf Erden willig ertragen, um dereinst in den Himmel zu gelangen!“

Martin Korenjak

Rhetorik und Beredsamkeit

Überblick; Anfänge

Im hohen und späten Mittelalter ist Tirol noch weitgehend rhetorisches Niemandsland. Weder öffentlich gehaltene Reden noch eines der theoretischen Genera, welche das einschlägige antike Wissen im Mittelalter weitertradierten (Predigtlehren, Briefsteller, Poetiken), lassen sich nachweisen. Erhalten sind lediglich einige Predigtsammlungen, doch ist es bei den betreffenden Texten unklar, ob sie im Tiroler Raum entstanden sind; sie werden im Rahmen der theologischen Literatur kurz behandelt (vgl. hier S. 154–155). Erste Spuren rhetorischen Interesses lassen sich um die Mitte des 15. Jhs. in Form einer Hs. mit einschlägigen Traktaten in Trient nachweisen. Die folgende Darstellung behandelt zuerst diese frühesten rhetorischen Texte Tirols und wendet sich dann der angewandten Rhetorik zu. Die wenigen Reden sind sämtlich der epideiktischen Beredsamkeit, dem in der Frühen Neuzeit wichtigsten rhetorischen Genus, zuzuordnen. Einziger ‚Abnehmer' solcher panegyrischer Texte ist zunächst der Innsbrucker Hof; in den folgenden Epochen werden die Fürstbischöfe von Trient, die Universität Innsbruck und andere Zentren hinzukommen.

drei rhetorische Traktate und ihr vermutlicher Autor

Wie bei der Dichtung sind auch im Fall der Rhetorik die ältesten erhaltenen Werke, die auf Tiroler Boden entstanden ist, nämlich drei auf den Seiten 11–54, 55–60 und 67–102 der Hs. BCT, ms. 1809 (G.261) stehende Traktate, nicht ‚autochthon', sondern Produkte des oberitalienischen Humanismus. Der erste dieser Texte ist überschrieben *Augustinus Senensis composuit regulas has*[?] („Augustinus aus Siena hat diese Regeln verfasst"), am Schluss folgt der Vermerk *Expliciunt precepta Angeli Senensis* („Es schließen die Vorschriften des Angelus aus Siena"). Die beiden folgenden Traktate haben weder Titel noch Autorennamen, doch da sie, wie es scheint, von derselben Hand geschrieben sind wie der erste und zumindest der zweite diesem auch in seiner Anlage sehr ähnelt, kann man annehmen, dass alle drei von einem Augustinus oder Angelus von Siena stammen. Über das Leben dieses Mannes wissen wir nur, dass er, wie er selbst mitteilt (91), ein Schüler des berühmten Philologen und Rhetoriklehrers Gasparino Barzizza aus Bergamo (ca. 1360 oder 1370–1431: Sonkowsky 1958, ii–v) war und, wie im Katalog der BCT vermerkt wird, als Notar im nordwestlich des Gardasees gelegenen Ledertal wirkte. Das Schülerverhältnis des Verfassers zu Barzizza datiert die Texte ebenso wie die Schrift in die Zeit um die Mitte des 15. Jhs. Alle drei können als Zeugnisse der Rückbesinnung auf das Sprachideal der klassischen Latinität gelten, wie sie gerade den oberitalienischen Humanismus dieser Zeit kennzeichnet.

erster Traktat: Form und Inhalt

Der erste Traktat ist einem Freund des Autors zugedacht (12) – wie wir aus dem Aufbewahrungsort der Hs. schließen dürfen, vielleicht einem Angehörigen des fürstbischöflichen Hofes in Trient. Die Einleitung (11–12) erklärt ihm Anlage und Absicht der Schrift: Da man sich einen guten rhetorischen Stil am besten durch eifriges Lesen der Klassiker erwirbt, hat der Verfasser sich bei der Cicerolektüre Phänomene notiert, deren Kenntnis diesem Ziel zuträglich ist. Allerdings darf man sich nicht sklavisch an bestimmte Regeln halten; das oberste Prinzip bei ihrer Anwendung muss Abwechslung sein. Es folgt ein bunter Mix von Bemerkungen zu lexikalischen, syntaktischen und phraseologischen Phänomenen. Ein ‚Inhaltsverzeichnis' der ersten Seiten (12–19) mag einen Eindruck davon geben, wie unsystematisch der Redner sein Material präsentiert: Arten ungewöhnlicher Wortstellung – Gerundivkonstruktionen im Genetiv – *attractio* des Relativpronomens an das Subjekt des Relativsatzes – Kasuskongruenz – Verstärkung von Ausdrücken durch Präpositionen – *multo/longe* + Komparativ – Deklination griechischer Substantive – Konstruktionen vom Typ *mihi aliquid gaudio est* – Verwendungsweisen von *afficio* – Ausdruck der Tatsache, dass zwei Sachverhalte in gleichem bzw. in ungleichem Maße zutreffen … So geht es bis zum Schluss weiter, wo der Adressat zu fleißigem Studium angespornt und ihm für diesen Fall weitere Tipps versprochen werden. Auffällig ist der Verzicht auf rhetorische Fachterminologie aus der Figurenlehre, der vielleicht damit zusammenhängt, dass der Autor dieses Thema dem dritten Traktat vorbehält. Die einzelnen Phänomene werden häufig mit einem Hinweis auf ihre Nützlichkeit oder Schönheit eingeleitet und mit Beispielen illustriert, die meist ohne, manchmal auch mit Quellenangabe (über Cicero hinaus Caesar, Terenz, Vergil u.a.) eingeführt werden. Konkret sieht das z.B. so aus (25):

> *Id est etiam optimum cognitu, quod dicimus „decimus quisque" et est unus de numero denario.* […] *Hinc illud Cesaris in comentariis: „Cognoscit non decimum quemque esse reliquum militem sine vulnere." Quo exemplo uti perpulchrum est.*

> Auch das ist sehr gut zu wissen, dass wir „jeder zehnte" sagen und dass das „einer aus einer Zehnzahl" bedeutet. […] Daher rührt jener Satz Caesars in den *Aufzeichnungen* (sc. *vom Gallischen Krieg*: Gall. 5,52,2): „Er erfährt, dass nicht einmal jeder zehnte Soldat ohne Verwundung geblieben ist." Dieses Beispiel anzuwenden ist überaus schön.

Genese und Zweckbestimmung

Ob der Autor tatsächlich, wie er das im Vorwort sagt, seine Notizen zu Cicero transkribiert und mit weiterführenden Bemerkungen sowie Beispielen aus anderen Autoren ergänzt oder ob er sich vielleicht auf Mitschriften der Vorlesungen des oben erwähnten Barzizza gestützt hat, bleibt unklar. Auch was er als Autoritäten zitierten Schriftstellern wie Gellius, Priscian und Boethius verdankt, muss einer ge-

naueren Untersuchung vorbehalten bleiben. Gedacht war das Werk jedenfalls dazu, von einem bereits rhetorisch vorgebildeten Leser ganz durchgelesen zu werden; eine punktuelle Konsultation war ja aufgrund der mangelnden Systematik unmöglich. Es sollte dazu beitragen, diesem durch eine große Menge praktisch verwertbarer Tipps den letzten Schliff zu geben. Wenn der Autor zu Beginn (12) die Freiheiten der Wortstellung, die sich der Redner herausnehmen kann, von der *tritam vulgatamque gramaticorum consuetudinem*, der „platten und allgemein bekannten Gewohnheit der Grammatiker" abhebt, so betont er damit auch diesen Anspruch, eine gehobene Stilistik für Fortgeschrittene zu verfassen. Demselben Zweck dient der häufige Verweis auf „ausgezeichnete Redner", „herausragende Männer" u.ä., welche diese oder jene Wendung gebrauchten.

zweiter Traktat

Der zweite, nur gut fünf Seiten umfassende Text beginnt und endet ohne Einleitung bzw. Schlussbemerkungen und ist im übrigen nach denselben Prinzipien aufgebaut wie der erste; er stellt wahrscheinlich einfach einen Nachtrag zu diesem dar. Interessant, obgleich falsch, ist die Behauptung, *et* („und") komme im Sinne von *etiam* („auch") noch nicht bei Cicero, sondern erst bei späteren Autoren wie Gellius und Quintilian vor (57). Sie verrät ein waches Interesse an stilistischen Eigentümlichkeiten verschiedener Autoren und setzt eine Vorstellung davon voraus, dass das Lat. schon in der Antike eine Entwicklung durchgemacht hat.

generische Einordnung

Die beiden Traktate lassen sich mit einer Reihe von rhetorischen Genera in Verbindung bringen, die in der Renaissance zusätzlich zu den althergebrachten Figurenlehren mit dem Ziel auftraten, den Stil ihrer Leser zu verbessern: Elegantien, d.h. Zusammenstellungen gehobener Redewendungen und Konstruktionen, Lehrbücher *De compositione*, welche Wortordnung, Euphonie und Satzrhythmus behandelten und deren wohl erstes um 1420 gerade Barzizza, der Lehrer unseres Autors, verfasst hat, sowie Synonymiken, von denen ebenfalls eine aus Barzizzas Feder existierte (Sonkowsky 1958, v.a. viii, lxii–lxiii; Knape 1994, 1047–1048). Wirklich zugeordnet werden können sie indes keiner dieser Gattungen: Sie arbeiten Elemente aus allen zusammen und scheinen v.a. in ihrem radikalen Verzicht auf jede erkennbare Systematik durchaus *sui generis*.

dritter Traktat: Aufbau und Inhalt

Beim dritten Traktat handelt es sich um eine Figurenlehre. Sein Aufbau – der relativ leicht nachvollziehbar ist, weil die einzelnen Abschnitte jeweils mit einem stereotypen (und noch ganz mittelalterlichen) *nota quod* („beachte, dass") eingeleitet werden[1] – lässt sich wie folgt zusammenfassen: Zunächst wird die Ansicht zugrunde gelegt, eine rhetorische Figur sei ein *vicium, cum ratione excusatur*, d.h. eine durch eine bestimmte Absicht des Sprechers gerechtfertigte Abweichung vom normalen Sprachgebrauch. Es gebe drei Arten von Figuren: den *metaplasmus*, eine

1 Vgl. Sonkowsky 1958, lxi zu Ähnlichem bei Barzizza.

Änderung der Wortgestalt, den *tropus*, eine Änderung der Wortbedeutung, und das *schema*, eine Änderung der Bedeutungsweise *(modus significandi)* (67). Diese Einteilung wird dann jedoch vorläufig nicht beachtet; stattdessen werden erst einmal die zwei grundlegenden *vicia* des *barbarismus* und des *soloecismus*, d.h. des Verstoßes gegen die grammatische Sprachrichtigkeit auf der Ebene des Einzelwortes bzw. in der Wortverbindung, samt ihren zahlreichen Unterarten (67–74; 74–83) und danach zehn weitere *vicia* (83–94) behandelt. Diese insgesamt zwölf *vicia* werden abschließend als „unentschuldbare"[2] zusammengefasst (94). Erst die als entschuldbar klassifizierten, d.h. die eigentlichen Figuren, sollten offenbar nach der eingangs dargelegten Dreiteilung behandelt werden, doch schon bei den Erläuterungen zum *metaplasmus* bricht der Text ab; der Rest des *metaplasmus* sowie die ganze Behandlung von *schemata* und *tropi* sind verloren gegangen.

Quellen

Der Traktat fußt wohl im Wesentlichen auf zwei Quellen, die auch öfters genannt werden: Grundlegend ist das dritte Buch von Donats *Ars maior*, im Mittelalter neben der *Rhetorik an Herennius* der wichtigste antike Text über Figuren (Knape 1996, 306); der Verfasser folgt dieser Darstellung, obwohl er sie stark erweitert, strukturell bis ins Detail und übernimmt auch die meisten ihrer Beispiele. Auf Werke – allerdings nicht auf *De compositione* – oder Unterricht Barzizzas könnten die nichtdonatischen Elemente in der Einleitung und auf S. 94 zurückgehen: die Definition von *figura*,[3] die Behauptung, *metaplasmus*, *tropus* und *schema* seien die drei Grundfiguren, die schwer verständliche Erklärung von *schema*[4] sowie die Unterscheidung zwischen entschuldbaren und unentschuldbaren *vicia*; für den zweiten dieser Punkte wird Barzizza explizit als Gewährsmann genannt (67). Die Übernahme dieser Elemente erklärt sich letztlich aus dem (aus heutiger Sicht von vornherein zum Scheitern verurteilten) Bestreben, Donats drittes Buch in etwas zu verwandeln, das es nicht ist und nicht sein wollte, nämlich in eine durchsystematisierte Figurenlehre.[5]

Obödienzrede an Sixtus IV.

In Innsbruck fallen die Anfänge lat. Beredsamkeit in die Zeit Erzherzog Sigmunds (vgl. Abb. 13, 14). Allerdings hat sich nur ein einziges Beispiel für eine in

2 Gemeint ist: in der Prosa normalerweise unentschuldbar. Die zahlreichen klassischen Beispiele für diese *vicia*, die angeführt werden, stammen aus der Dichtung, in erster Linie aus Vergil.

3 Sie lässt sich in der Antike so nicht belegen, doch finden sich Vorformen: Quint. inst. 1,5,5, 9,1,11.

4 In der klassischen Tradition ist das *schema* eine kunstvolle Veränderung auf der Ebene der Wortverbindung und somit das positive Gegenstück zum *soloecismus* (wie der *metaplasmus* zum *barbarismus*). Gleichzeitig steht es als Mehrwortfigur in Opposition zum *tropus*, der ‚Einwortfigur', und gilt im Gegensatz zu diesem überhaupt erst als Figur im eigentlichen Sinne. Vgl. Lausberg 1960, §§ 471, 498, 601; Knape 1996, 311–312.

5 Eine befriedigende Taxonomie aller Figuren aufzustellen ist wahrscheinlich überhaupt unmöglich; vgl. Knape 1996, 310–320, v.a. 318.





SIGISMVNDVS
ARCHIDVX AVSTRIÆ

Abb. 13, 14: Sigmund der Münzreiche, Kupferstich und Texttafel aus dem Folio-Prachtband von Jakob Schrenck von Notzings *Augustissimorum imperatorum* […] *imagines*, Innsbruck 1601.

seinem Auftrag gehaltene Rede erhalten.[6] Diese früheste Tiroler Rede, die wir besitzen, steht auf den Bl. 363^{v}–365^{v} einer Hs. des Franziskanerklosters in Schwaz und trägt den Titel *Pro Sigismundo Austrie duce illustrissimo ad Sixtum quartum pontificem maximum* („Für den hochberühmten Herzog Sigmund von Österreich an Papst Sixtus IV.“). Es handelt sich um eine sogenannte Obödienzrede, wie sie Fürsten im Gefolge einer Papstwahl dem neuen Heiligen Vater vortragen ließen, um ihn ihres Gehorsams (*oboedientia*) zu versichern und gute Beziehungen zu ihm aufzubauen (CNLS 2, 170–171; vgl. hier Bl. 364^{v}, 365^{v}: *obediencia*). Das Gremium, vor dem solche Reden in Rom vorgetragen wurden, war das *consistorium publicum*, eine öffentliche Zusammenkunft des Papstes und der Kardinäle. Wie dem Titel und einer Entschuldigung auf Bl. 364^{v} zu entnehmen ist, kam Sigmunds Huldigung etwas spät: Sixtus IV. war bereits am 9. 8. 1471 gewählt worden, gehalten wurde die Rede aber erst am 6. 11. 1472. Von dem Gesandten, der den Vortrag übernahm (und den

6 Die generisch schwer zu bestimmenden Texte des Gregor von Heimburg sind sicher keine Reden; eher kann man sie als Pamphlete, offene Briefe oder Schmähschriften bezeichnen; vgl. hier S. 206–209

Text wohl auch selbst verfasst hat), wissen wir nicht mehr, als Titel und *subscriptio* verraten: Es handelt sich um einen Ludwig von Friburgk, Doktor beider Rechte.

Aufbau und Inhalt

Der viereinhalb Seiten kurze Text – bei einem öffentlichen Konsistorium wurde jeweils eine ganze Reihe von Obödienzreden vorgetragen, sodass die Zeit für den Einzelnen knapp bemessen war – ist folgendermaßen gegliedert: Auf ein Proömium, wo der Redner im Sinne einer *captatio benevolentiae* von der Schwierigkeit, Sixtus angemessen zu preisen, und seiner eigenen Unzulänglichkeit spricht, folgt zunächst ein Lob Sigmunds und des Hauses Österreich mit Vorstellung ausgewählter Vertreter (Bl. 364^{rv}). Danach wird Sigmunds Ergebenheit beteuert und von seinem Entschluss erzählt, eine Gesandtschaft an den Papst zu senden (Bl. 364^{v}), was zu einem Preis Sixtus' IV. überleitet (Bl. 365^{r}). Am Ende versichert Friburgk den Heiligen Vater noch einmal Sigmunds unbedingter Ergebenheit und seiner Freude über die Papstwahl.

Zweck und historische Bedeutung

Die Rede ist ein Zeugnis für die Tatsache, dass Sigmund sich nach den unerfreulichen Erfahrungen mit Cusanus und Pius II. ab der Mitte der 1460er-Jahre um ein gutes Verhältnis zum jeweiligen Papst bemühte. Allerdings ist er bzw. Friburgk dabei sorgfältig darauf bedacht, auch seine eigene Stellung gebührend herauszustreichen: Dem Lob des Papstes und der Betonung der eigenen *obediencia* halten die panegyrischen Passagen über das Haus Österreich und Sigmunds eigene Person die Waage.

Sprache

Mit diesem Bemühen Sigmunds, sich dem Heiligen Vater würdevoll zu präsentieren, dürfte auch der Umstand zusammenhängen, dass der Text für den frühen Abfassungszeitpunkt sprachlich sehr ‚sauber' wirkt: Abgesehen von wenigen lexikalischen Mediävalismen liest man im Wesentlichen ciceronianisches Lat. Zweifellos wollte Sigmund vor dem Renaissancepapst Sixtus IV. nicht den Eindruck eines Hinterwäldlerfürsten machen, sondern ihm zeigen, dass er sich kulturell auf der Höhe der Zeit befand, und sandte deshalb seinen besten Redner nach Rom.

zwei Hochzeitsreden für Maximilian: DalMaino –

Während *Pro Sigismundo Austrie duce* im Auftrag Sigmunds in Rom gehalten wurde, wurden die zwei erhaltenen Reden, die mit Maximilian in Verbindung stehen,[7] beide zum selben Anlass und am selben Tag von Gesandten fremder Fürsten in Innsbruck vorgetragen, nämlich zur Vermählung Maximilians mit Bianca Maria (vgl. Abb. 15), der Tochter des Mailänder Herzogs Lodovico Sforza, am 16. 3. 1494. Bei diesem politischen und diplomatischen Großereignis, das Herrscher und Höflinge aus aller Herren Länder anzog, fand nach Festgottesdienst und Hochzeitsmahl ein großer Empfang für die Gesandten statt. In seinem Rahmen hielt zunächst der berühmte Jurist Giasone DalMaino (1435–1519), der in seiner Funktion als Rat und Gesandter Lodovicos die Braut nach Innsbruck begleitet hatte, eine vielbewunderte Hochzeitsrede, deren Erfolg sich daran ermessen lässt,

7 Vgl. zu ihnen kurz Füssel 1987, 19–21.



Abb. 15: Statue der Bianca Maria Sforza, der zweiten Gemahlin Kaiser Maximilians I., in der Innsbrucker Hofkirche.



Abb. 16: Statue von Kaiser Maximilians erster Frau, Maria von Burgund, in der Innsbrucker Hofkirche.

dass sie innert kurzer Frist an mehreren Orten gedruckt[8] und ihr Autor von Maximilian zum Ritter geschlagen wurde (Reg. Imp. 14,1,2,59, Nr. 477–479).

8 In der Ausgabe [Basel 1494], nach der hier zitiert wird, erscheint die Rede zusammen mit einem poetischen Epithalamium des Sebastian Brant. (Dieses Epithalamium ist nur eines von vieren, welche auf die Verbindung Maximilians und Bianca Marias verfasst wurden, doch nimmt keiner dieser – von Kisser 1994 aufgearbeiteten – Texte auf die Innsbrucker Feierlichkeiten Bezug; vielmehr haben alle die prokuratorische Vermählung vor Augen, die am 7. 11. 1493 in Mailand erfolgte.) Der voranstehende Brief eines Cornelius Niger aus Augsburg an einen Hippolitus Celestinus (Bl. 1^{v}) ist auf den 17. 4. 1494 datiert und nimmt auf den Inhalt der Rede Bezug, sodass der 17. 4. wohl ein *terminus post quem* für das Vorliegen der Druckfassung ist. Zwischen dieser und der gehaltenen Rede liegt also höchstens ein Monat, und da eine tiefgreifende Umarbeitung in so kurzer Zeit wenig wahrscheinlich ist, deckt sich unser Text wohl weitgehend mit dem, was tatsächlich in Innsbruck vorgetragen wurde.

Inhalt und Aufbau

Auf ein Exordium (Bl. 2^{rv}) folgt der Hauptteil, der sich seinerseits in ein Lob Maximilians (Bl. 2^{v}–6^{v}) und einen der Hochzeit gewidmeten Abschnitt gliedert (Bl. 6^{v}–11^{v}), worauf der Schlussteil (Bl. 11^{v}–12^{r}) einige wichtige Themen rekapituliert. Der Maximilian-Abschnitt verbindet einen thematisch geordneten Preis des Herrschers (Abstammung, Tugenden usw.) mit einer biographisch disponierten Passage (Bl. 4^{v}–5^{r}) und berührt auch kurz Maximilians erste Ehe mit Maria von Burgund (Bl. 6^{r}, vgl. Abb. 16). Der Hochzeits-Abschnitt wird eingeleitet durch eine theologisch-anthropologische Begründung der Institution Ehe (Bl. 6^{r}–7^{v}) und enthält danach u.a. ein Lob der Braut (Bl. 7^{v}–8^{r}) und eine Erzählung des Verlaufs der Eheschließung (Bl. 8^{r}–10^{r}), wobei offen auch deren politische Vorteile erwähnt werden. Bescheidenheitstopik und der Verweis auf die treue Gesinnung Sforzas verleihen der Rede ringkompositorische Geschlossenheit (Bl. 2^{v}, 11^{v}–12^{r}), als roter Faden erscheint der Gedanke eines Türkenfeldzugs unter der Leitung Maximilians, zu dem mehrmals aufgerufen wird (Bl. 4^{r}, 9^{v}, 10^{rv}, 11^{rv}). Vermutlich vertritt DalMaino hier eine Idee des außenpolitisch auch sonst überaus risikofreudigen Lodovico Sforza. Wenn in den letzten Sätzen die noch nicht zwanzigjährige Braut dem Wohlwollen ihres Gatten empfohlen wird, so glaubt man rückblickend – tatsächlich wurde die Ehe ja alles andere als glücklich – beinahe etwas wie Mitgefühl und Besorgnis durchklingen zu hören.

eine gekonnte Rede

Indem DalMaino seine Rede im Exordium als Gegenstück zu derjenigen präsentiert, die er im Vorjahr anlässlich der Wahl Alexanders VI. zum Papst gehalten hat (Bl. 2^{r}), stellt er sich gleich zu Beginn als höchstrangigen Diplomaten und Redner vor. Tatsächlich ist dieses Selbstbewusstsein nicht unbegründet: In seiner „allerglänzendsten Rede“ (so der Titel des Drucks) erscheint die Topik der Hochzeitsrede souverän gehandhabt und gekonnt mit anlassbezogenen Motiven verbunden. Die Grobgliederung bleibt trotz der thematischen Vielfalt klar, und obwohl der Detailaufbau nicht immer stringent ist (was in diesem Genus auch nicht erwartet wurde), fließen die einzelnen Themen auf natürliche Art und Weise ineinander über, wobei sich eine allmähliche Zuspitzung auf den gegenwärtigen Anlass hin beobachten lässt. Immer wieder wird der Aufbau durch vorwiegend der antiken Geschichte entnommene Exempla aufgelockert: So wird etwa die bemerkenswert modern wirkende Forderung, ein Kaiser müsse neben Lat. auch die wichtigsten modernen Sprachen Italienisch, Französisch, Kroatisch (!) und Deutsch beherrschen, durch den Verweis auf den polyglotten Mithridates unterstrichen (Bl. 5^{v}). DalMaino selbst gebraucht ein flüssiges Humanistenlatein mit komplexen, aber durchsichtigen Perioden, das in Innsbruck, wo man Derartiges damals noch nicht alle Tage zu hören bekam, seinen Eindruck, wie wir gesehen haben, nicht verfehlt hat.

– und Pandolfo Collenuccio

Die zweite Rede (moderne Ausgabe mit Einleitung und Übersetzung: Haidacher 2010) stammt von dem aus Pesaro gebürtigen Juristen Pandolfo Collenuccio

(1444–1504), der an den Hochzeitsfeierlichkeiten als Gesandter des Herzogs von Ferrara teilnahm.

> Collenuccio entschuldigt zunächst die geschäfts- und altersbedingte Abwesenheit seines Herren Ercole I. d'Este und gibt danach vor, vom Glanz Maximilians geblendet und unfähig zu einer ordentlichen Disposition seiner Rede zu sein. Es ist ein Glück, dass die Herrschaft gerade auf Maximilian übergeht,[9] ist Herrschen doch eine schwierige und mühsame Angelegenheit, die viele gute Eigenschaften verlangt: edle Abstammung, das richtige Alter, Schönheit, militärische Tüchtigkeit, Erfahrung, Autorität, Glück und Tugend. Maximilian besitzt all dies: Er ist von beiden Seiten von edler Abstammung, schön, steht im idealen Alter von 35 Jahren, ist kriegstüchtig und -erfahren und bezwingt mit seiner Tugend das launische Glück. Nachdem kurz die Türkengefahr angesprochen worden ist, werden einzelne Tugenden Maximilians erläutert: Besonnenheit, Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Milde. Abschließend betont Collenuccio die Ergebenheit der Este gegenüber den Herrschern des Römischen Reiches und endet mit guten Wünschen.

Disposition, Thematik

Die Rede ist wie diejenige DalMainos in elegantem und flüssigem Lat. gehalten und trotz Collenuccios gegenteiliger Beteuerungen wohldisponiert. Einleitung und Schluss, wo das Verhältnis der Este zu Maximilian im Vordergrund steht, rahmen den Hauptteil, der diesen als Muster eines guten Herrschers preist. Historische Beispiele führen von der römischen Kaiserzeit bis in die Gegenwart (10–12) und unterstreichen so Maximilians Anspruch, legitimer Nachfolger der römischen Kaiser zu sein. Im Übrigen fällt thematisch zweierlei auf: Erstens legt Collenuccio großen Wert darauf, die Abwesenheit Ercole d'Estes zu entschuldigen und dessen Ergebenheit gegenüber Maximilian zu betonen; offensichtlich lag es dem zu diesem Zeitpunkt ohnehin von außenpolitischen Problemen gebeutelten Herzog sehr am Herzen, dass sein Fernbleiben vom Herrscher des Römischen Reiches nicht missverstanden wurde. Zweitens – und das fanden schon die zeitgenössischen Zuhörer seltsam, welche die Rede im Übrigen durchaus goutiert haben (Reg. Imp. 14,1,2,59, Nr. 479) – wird die Hochzeit selbst mit keinem Wort erwähnt. Möglicherweise war die Rivalität zwischen den Este und den Sforza, die noch zehn Jahre zuvor im sogenannten Ferrarakrieg (1482–1484) aneinander geraten waren, einfach zu groß, als dass ein Gesandter der einen Familie einen diplomatischen Triumph der anderen, wie ihn die Verheiratung einer Tochter mit Maximilian darstellte, hätte erwähnen und anerkennen können.

9 Nämlich die Herrschaft über alle habsburgischen Länder nach dem weiter unten (12) noch kurz erwähnten Tod seines Vaters Friedrich III. am 19. 8. 1493.

erste bezeugte Leichenrede

Leider (bis auf ein Zitat in Beneditto Bonellis *Dissertazione apologetica,* Trient 1747) verloren ist uns das erste im Tiroler Raum bezeugte Exemplar einer Gattung, von der wir in den folgenden Epochen noch viele Vertreter kennen lernen werden, nämlich der Leichenrede. Es handelt sich um eine anonyme Rede, die im Jahr 1500 anlässlich des siebten Todestages des aus Terlago stammenden Kanonikers Giorgio de Fatis im Trientner Dom vorgetragen wurde (Tovazzi, Nr. 540).

Tiroler Beredsamkeit im Ausland

Schließlich sei noch kurz erwähnt, dass manche Tiroler ihre Redekunst auch im Ausland einsetzten, um damit Karriere zu machen. So publizierte der aus Brixen stammende Jurist Matthias Alber 1519 in Ingolstadt eine vier Jahre zuvor gehaltene Hochzeitsrede für seinen Lehrer Jakob Locher (vgl. hier S. 89) nebst poetischem, brieflichem und juristischem Beiwerk, um sich damit dem Pfalzgrafen Philipp zu empfehlen.

Josef Riedmann/Florian Schaffenrath

Geschichtsschreibung

Überblick

Wie in früheren Jahrhunderten war auch im Zeitraum von ca. 1250 bis 1500 das Bedürfnis, Ereignisse und Entwicklungen der jeweiligen Gegenwart wie auch der Vergangenheit für die Nachwelt schriftlich festzuhalten, im Bereich der Grafschaft Tirol sowie der Hochstifte Trient und Brixen offensichtlich nur sehr spärlich entwickelt (vgl. Santifaller 1949/50; Uiblein 1982). Unser Wissen über das spätmittelalterliche Tirol, soweit es auf schriftlichen Quellen in lat. Sprache beruht, gründet in erster Linie wiederum auf dem sogenannten pragmatischen Schrifttum, also auf Urkunden, Akten der Verwaltung und ähnlichen Aufzeichnungen, die nun in zunehmend größerer Zahl sowohl im öffentlichen wie im privaten Bereich produziert wurden. Literarische Ambitionen sind bei derartigen Schriftzeugnissen nicht zu erwarten. Ergänzend zu diesen einheimischen Quellen treten fallweise geschichtliche Darstellungen, die außerhalb des Landes entstanden sind und v.a. auf spektakuläre Geschehnisse an Etsch, Eisack und Inn Bezug nehmen. Weiterhin fehlt es an eigenen Werken, die etwa die Geschichte des neu entstandenen Landes schildern oder auch die Geschichte der herrschenden Dynastien. Sogar in den von den Meinhardinern gestifteten Klöstern Stams und Allerengelberg in Schnals (vgl. Schönach 1909) beschränkte man sich in dieser Hinsicht im Wesentlichen auf einfache genealogische Notizen, die in einem engen Zusammenhang mit dem Totengedenken für die Gründer stehen.

Klösterliches

In die Entstehungszeit von Stams vor 1300 reicht das sogenannte *Chronicon Stamsense* zurück, in dem Gründung und Ausstattung des Zisterzienserstiftes im Oberinntal genauer geschildert werden. In Stams hielt man auch in der Folge in höchst bescheidenem Umfang und in annalistischer Form geschichtliche Ereignisse fest (vgl. Koller 1986). Immerhin lässt sich die heute in München aufbewahrte Originalhandschrift des *Liber certarum historiarum* („Buch bestimmter Ereignisse"), des Geschichtswerkes des Kärntner Abtes Johann von Viktring († 1345/47), im Jahre 1414 in diesem Kloster nachweisen (Lhotsky 1963, 296). Im 14. Jh. verfasste der zumeist als Chronist apostrophierte Prior Goswin von Marienberg sein *Registrum*, primär eine Übersicht über die Rechte und Besitzungen seines Klosters mit verbindenden allgemeinen Bemerkungen zum Geschehen seiner Zeit, aber keine umfassende historiographische Darstellung.

Chroniken

Goswins Zeitgenosse, der Trientner Domherr Giovanni da Parma, wurde offensichtlich durch das eigene Erleben von besonders spektakulären Katastrophen (Erdbeben, Seuchen) zur Abfassung eines bescheidenen historiographischen Wer-

kes animiert. Im letzten Jahrhundert des Mittelalters bildeten dann noch einmal eher lokale Themen den Inhalt geschichtlicher Aufzeichnungen: Andreas Brunner verfasste eine sehr bescheidene Geschichte des von ihm geleiteten Spitals von Klausen, und der Augustiner-Chorherr Johannes Librarius in Neustift bei Brixen sammelte mit großem Eifer Nachrichten über die Gründung und Dotierung seines Konventes. Einen etwas weiteren geographischen Horizont bei seiner Schilderung des Zeitgeschehens besaß hingegen der Augustiner-Eremit Johannes Spies in Rattenberg, der sich auch formal an dem im späten Mittelalter sehr beliebten Muster der *Flores temporum* („Blumen der Zeiten") orientierte.

Simon von Trient

Über die Verurteilung und Hinrichtung der Juden in Trient, die im Jahre 1475 des Ritualmordes am Christenknaben Simon beschuldigt wurden, informieren in erster Linie die erhaltenen Prozessakten (vgl. Treue 1996; Rando 2003, v.a. 457–491; hier S. 209–210). Die in der Folge einsetzende Publizistik in lat. und deutscher Sprache bediente sich auch der modernen Formen des Buchdruckes und der Bildergeschichte. So verfasste Johannes Matthias Tiberinus, einer der beiden Ärzte, die den Körper des ‚Märtyrerknaben' untersucht hatten, unmittelbar nach dem Geschehen einen detailreichen lat. Bericht an die Obrigkeit in Brescia sowie wenig später eine erweiterte, dem Bischof von Trient Johannes Hinderbach gewidmete *Hystoria completa* („Umfassende Geschichte") der Vorgänge, die auch eine lange Reihe von Wundern aufzählt, die auf Fürbitte des ‚Märtyrers' geschehen sind. Beide Werke wurden sofort durch den Druck verbreitet, und sie zeichnen sich durch eine völlig einseitige, massiv antisemitische Parteinahme aus.

Venezianerkriege

Der Brixner Domherr Konrad Wenger widmete sich schließlich ebenfalls einem weithin Aufsehen erregenden Ereignis, der kriegerischen Auseinandersetzung Erzherzog Sigmunds von Österreich-Tirol mit Venedig im Jahre 1487. Dem gleichen spektakulären Geschehen ist auch ein Werk des Burkhard von Andwil (Ayndwil) gewidmet. Burkhard lässt sich als Student in Bologna und Kanoniker in Bischofszell (Thurgau) nachweisen. Seine von humanistischer Bildung geprägte Darstellung steht jedoch ebenso wenig in der Tiroler Tradition wie weitere lat. Schilderungen dieses Konfliktes aus der Feder mehrerer italienischer Autoren.[1]

Chronicon Stamsense

Sehen wir uns die Werke im Detail an und beginnen im Nordtiroler Oberland: *Chronicon Stamsense* („Stamser Chronik") lautet der vom Editor Heinrich Ritter von Zeissberg gewählte Titel einer deutlich in zwei Teile geschiedenen Aufzeichnung über die Gründung und Ausstattung des von Graf Meinhard II. von Tirol-Görz und seiner Gemahlin Elisabeth von Wittelsbach in den 70er-Jahren des 13. Jhs. gestifteten Zisterzienserklosters Stams im oberen Tiroler Inntal.[2]

1 Eine Ausgabe mit kurzer biographischer Würdigung des Autors bietet Welber 1987.

2 Überlieferung: ULBT, Cod. 42 (13. Jh., aus Stams), Bl. 191–192 (unvollständig). Der Hinweis

Nach der Überschrift *Hic invenitur, qualiter egregium claustrum in Stams fuerit constructum, dedicatum* („Hier findet sich, wie das vortreffliche Kloster in Stams gegründet und gestiftet wurde") beginnt der Text mit einer Anrufung Gottes (Invocatio), gefolgt von einer feierlichen Einleitung (Arenga), der Hinwendung an alle Christgläubigen als Adressaten (Publicatio) und einer genauen Datierung. Das Vorbild der Urkunde bei der formalen Gestaltung der Aufzeichnung, bei der die *congregatio* in Stams gewissermaßen als Aussteller auftritt, ist unverkennbar. Diese Konzeption macht die Stamser Quelle geradezu zu einem Musterbeispiel für eine damals v.a. bei Berichten über die Anfänge von Klöstern sehr gebräuchliche Literaturgattung in der Kombination von Urkunde und Erzählung (vgl. Lhotsky 1963, 257). Der erste Teil der Niederschrift bietet sodann einen sehr genauen Bericht von der Besiedlung des Tiroler Klosters durch Mönche aus Kaisheim in Schwaben, der Großzügigkeit der Gründer Meinhard und Elisabeth hinsichtlich der Ausstattung sowie den Fortschritten im Bau des gemauerten Klosters. Im Zentrum stehen weiter die Schilderung der Feierlichkeiten bei der Weihe der Klosterkirche im November des Jahres 1284 durch eine Reihe namentlich genannter Bischöfe (Weihe der verschiedenen Altäre, Beisetzung der Gründerin und ihrer früh verstorbenen vier Kinder, Überführung der Gebeine der Vorfahren Meinhards von Schloss Tirol in das neue Familienbegräbnis der Tiroler Landesfürsten in Stams u.a.). Aus diesem Anlass waren zahlreiche prominente Gäste und viel Volk zusammengekommen, und entgegen von damals verbreiteten Gerüchten und Voraussagen gab es keine Probleme mit der Versorgung der Menschen oder andere dramatische Zwischenfälle. Hinter diesen dezidierten Feststellungen dürften sich nicht offen artikulierte Spannungen verbergen, die in der Tatsache begründet waren, dass sich Meinhard die meiste Zeit seines Lebens offiziell im Kirchenbann befand. Der zweite Teil des Berichtes präsentiert noch einmal die großzügige Ausstattung, die Graf Meinhard seiner Stiftung zukommen ließ. Dabei diente wieder der Wortlaut einer entsprechenden Urkunde als kaum modifizierte Grundlage. Mit einem langen Verzeichnis von Zahlungen und anderen Rechten, die Meinhard früheren Berechtigten als Entschädigungen für Einkünfte zuerkannt hatte, die nun an Stams zu leisten waren, und der Erzählung über die Lösung der Kirche von Stams von der Mutterkirche Silz bricht die Aufzeichnung mitten im Satz ab. Der gesamte zweite Teil stimmt mit der von Abt

auf eine Überlieferung im Stiftsarchiv Stams HS X/I in Wiesflecker/Rainer 1952, Nr. 36 (s), bezieht sich auf das Urbar von Stams von 1284. Ausgabe von Hormayr zu Hortenburg 1806–1808, 490–494 (nur Teil 1, aus unbekannter Vorlage); MIÖG 1, 84–91 (nach der Überlieferung in der ULBT, dem Druck von Hormayr und einer Stamser Überlieferung des 18. Jhs.); Köfler 1978, 1–4 (Teil 2 des *Chronicon* als Einleitung zum ältesten Urbar nach dem Original in Stams Hs. X/I).

Friedrich formulierten Einleitungspassage des ältesten Urbars von Stams (in der Edition von Köfler 1978, 1–4) überein.

Entstehung

Die historischen Notizen dürften in ihrer Gesamtheit bald nach der Kirchweihe 1284 niedergeschrieben worden sein (Meinhard trägt noch nicht die ihm nach seiner Rangerhöhung im Jahre 1286 zustehende Bezeichnung Herzog von Kärnten)[3] und sind zweifellos in der Neugründung selbst entstanden. Ob auch der erste Teil von Abt Friedrich (1279–1289) verfasst worden ist, kann nicht entschieden werden (vgl. Köfler 1995).

Stil

Der einfache Stil der Aufzeichnung ist stark durch die urkundlichen Vorlagen geprägt. Anklänge an Bibelzitate und liturgische Wendungen entsprechen der geistlich-mönchischen Bildungstradition.

Giovanni da Parma

Das nächste wichtige Werk stammt aus dem Süden Tirols von Giovanni da Parma: Der künftige Domherr von Trient wurde in Calestano südlich von Parma geboren. Wohl im Zusammenhang mit mehreren Landsleuten aus Parma, die sich seit der zweiten Hälfte des 13. Jhs. in Trient niedergelassen und dort wichtige Funktionen v.a. als Geistliche, Richter, Notare und Ärzte erlangt hatten, kam auch Giovanni in die Bischofsstadt an der Etsch. Er ist seit dem Jahre 1347 als Kanoniker im Kapitel von Trient bezeugt. In dieser Institution sowie in der Verwaltung der Diözese nahm er lange Zeit hindurch verschiedene wichtige Aufgaben wahr. Das letzte sichere Lebenszeugnis des Kanonikers stammt aus dem März 1381.

Mirabilia

Wohl um das Jahr 1371 herum entschloss sich Giovanni da Parma, die *Mirabilia*, die ganz besonderen Ereignisse, die er erlebt hatte, zum Gedächtnis für die Nachwelt festzuhalten. Zwei Nachträge dürften aus der Zeit von 1373–1375 und 1377 stammen.[4] Zunächst beschreibt der Autor die Folgen des großen Erdbebens vom 25. Januar 1348 in Trient und erwähnt kurz auch die großen Verwüstungen in Friaul und in Deutschland (Kärnten). Wesentlich ausführlicher ist sodann die Berichterstattung über die Pest, die Anfang Juni des gleichen Jahres in Trient zu wüten begann. Symptome und Verlauf der tödlichen Krankheit werden ebenso eindringlich und in vielen Einzelheiten geschildert wie die lokalen wirtschaftlichen Folgen der Seuche, die sich insbesondere im Mangel an Arbeitskräften und in extremen Preisschwankungen äußerten. Genau registriert Giovanni auch fünf verschiedene, zeitlich aufeinander folgende Pestepidemien (bis herauf in die Jahre 1373–1374), wobei

---

3 Die bei Wiesflecker/Rainer 1952, Nr. 36 (s) vorgeschlagene Datierung des *Chronicon* (nach 1335) ist nicht stichhaltig, denn die im Text erwähnte Beerdigung von vier Nachkommen Meinhards und der Elisabeth in Stams bezieht sich offensichtlich nicht auf die den Vater überlebenden Söhne, sondern auf früh verstorbene Kinder.

4 Überlieferung: BCT, ms. 4, 234–238; davon weitere Kopien: BCT, ms. 6, 224–230; BCT, ms. 8, Bl. 107^{r}–109^{v}; Editionen: Pezzana 1837, 50–53; überholt durch Curzel/Pamato/Varanini 2001, 236–239.

nicht immer der gleiche Personenkreis in gleicher Weise betroffen war. Schließlich wird auch noch kurz des verheerenden Einfalls von Heuschrecken im Etschtal Ende August 1377 mit der damit verbundenen Hungersnot und Teuerung gedacht.

Quellen

Giovanni da Parma beruft sich in erster Linie auf sein eigenes Erleben, manchmal auch auf Nachrichten, die ihm zugetragen worden sind. Seine Berichterstattung konzentriert sich demgemäß auf Trient und die nähere Umgebung. Nur ausnahmsweise erwähnt er Fakten, die darüber hinaus führen. Für die detailreiche Schilderung der Pest, ihrer Erscheinungsformen und Folgen besitzen die Ausführungen jedoch eine überregionale Bedeutung.

Sprache

Das Werk des Geistlichen enthält einige Anklänge an Bibelzitate und an liturgische Texte. Ansonsten schreibt der Autor ein sehr einfaches Lat., dessen Wortschatz fallweise von Ausdrücken aus dem Volgare durchsetzt ist.

Rezeption

Die historischen Aufzeichnungen des Giovanni da Parma sind in Abschriften des Trientner Adeligen Innozenz von Prato aus dem ausgehenden 16. Jh. (vgl. hier S. 314) erhalten und wurden in dessen ungedruckt gebliebener Geschichte von Trient ausgewertet. Im 19. Jh. waren sie im Trentino bekannt, doch ihre überregionale Bedeutung wurde erst in jüngster Zeit allmählich zur Kenntnis genommen (vgl. Curzel 2001, 561–563).

Goswin von Marienberg

Die nächste herausragende Persönlichkeit der lat. Historiographie in Tirol ist Goswin von Marienberg. Goswin und sein Bruder Albert wurden wahrscheinlich schon im Kindesalter von ihrer Mutter Irmgard dem Kloster Marienberg bei Burgeis im Vinschgau übergeben. Geburtsjahr und nähere Herkunft Goswins sind nicht bekannt. Albert fiel im Jahre 1348 der Pest zum Opfer, die sämtliche Mitglieder des Benediktinerkonventes dahinraffte mit Ausnahme des Abtes, eines Priestermönchs, des *scholaris* Goswin und eines Laienbruders. Im folgenden Jahr erhielt Goswin die Priesterweihe und war dann durch mehrere Jahrzehnte mit großer Hingabe zum Wohle der Mönchsgemeinschaft tätig. Spätestens im Jahre 1374 stieg Goswin zum Prior in Marienberg auf. Im April des gleichen Jahres ernannte ihn der Habsburger Herzog Leopold III., damals gemeinsam mit seinem älteren Bruder Albrecht III. Landesherr von Tirol, in Bozen zu seinem Hofkaplan. Diese Auszeichnung war offensichtlich mit keiner erkennbaren Änderung der Lebensweise und des Wirkens von Goswin verbunden, der sich in der Folge nicht in der Umgebung des Herzogs, sondern weiterhin in seinem Konvent aufhielt. Im Juli 1374 erkrankte der Prior an der Pest, genas aber wieder von der Krankheit. Die letzten gesicherten Zeugnisse von Goswins Wirken datieren aus den Jahren 1391–1393. Weder das Jahr noch der Tag seines Todes sind überliefert.[5]

5 Zu Goswins Biographie vgl. Riedmann 1981; Riedmann 1993; Riedmann 1996, XV–XXXVIII (mit Verweisen auf die ältere Literatur).

verlorene Werke Goswins

Noch als *scholaris* verfertigte Goswin 1348 ein Graduale, ein Antiphonar und andere Musikhandschriften, um einen gemeinsamen Chorgesang im Konvent zu ermöglichen, als unmittelbar nach dem Wüten der Pest neue Mitglieder aus verschiedenen Gegenden in Marienberg Aufnahme gefunden hatten. Diese Codices sind nicht erhalten.

Urbar

Im Jahre 1353 stellte Goswin sodann eine Übersicht über die zu dieser Zeit aktuellen Einnahmen und Besitzungen seines Klosters zusammen, die in der Literatur meist als „Urbar“ bezeichnet wird.[6] Die auf Papier geschriebene lat. Aufzeichnung besteht im Wesentlichen aus einem Kalendarium und einem geographisch gegliederten Verzeichnis der Marienberger Rechte im Vinschgau und im Burggrafenamt, im Engadin und im heutigen Tiroler Inntal sowie in den entsprechenden Seitentälern. Im Kalender finden sich aber nicht die üblichen kirchlichen Gedenktage und Sterbetage von Wohltätern festgehalten, sondern die genauen Termine für Wasserbezugsrechte, für die Ablieferung der an das Kloster zu entrichtenden verschiedenen Abgaben und weitere ähnliche Verpflichtungen zugunsten der Mönchsgemeinschaft. Goswin schuf also einen sehr brauchbaren Arbeitsbehelf für die effiziente Verwaltung der klösterlichen Güter, der offensichtlich auch längere Zeit in Verwendung stand, wie entsprechende Gebrauchsspuren und Nachträge im heute noch erhaltenen Original zeigen.

Überarbeitung

Es entsprach wohl dem ausgeprägten Ordnungssinn Goswins, dass er sich gegen Ende seines Lebens, im Jahre 1390, entschloss, noch einmal eine derartige Zusammenstellung zu verfassen. Die neue Ausfertigung orientiert sich in ihrer Gliederung an der älteren Vorlage von 1353, trägt aber den in den vergangenen vier Dezennien veränderten Verhältnissen Rechnung. Goswin schöpfte nach eigener Aussage *ex aliis antiquis registris, libris quaternis, litteris et rodulis huius claustri et monasterii*, also aus alten Registern, Büchern, Urkunden und Notariatsinstrumenten. Vor allem betont der Autor hier wie auch sonst in seinen Werken die absolute Glaubwürdigkeit seiner Aufzeichnungen. Der auf Pergament geschriebene, großformatige Codex stand ebenfalls längere Zeit in Verwendung, wie einschlägige Nachträge beweisen.

weitere Werke

Ferner stammen aus der Feder Goswins acht umfangreiche, kalligraphisch ausgefertigte Schriftstücke, die im Jänner 1374 auf Schloss Tirol vom zuständigen Diözesanbischof Friedrich II. von Chur, vom Marienberger Abt Nikolaus sowie vom Marienberger Konvent offiziell beglaubigt und besiegelt wurden. Der Inhalt dieser sogenannten „Reskripte“ besteht einerseits aus der Schilderung der Vorgeschichte und Gründung des Klosters, andererseits aus einer großen Zahl von Texten von Urkunden, die von verschiedenen Ausstellern, von Päpsten und Kaisern angefan-

6 Originale der Rechtsaufzeichnungen aus den Jahren 1353 und 1390 in MB, L. I und L. II. Edition: Schwitzer 1891.

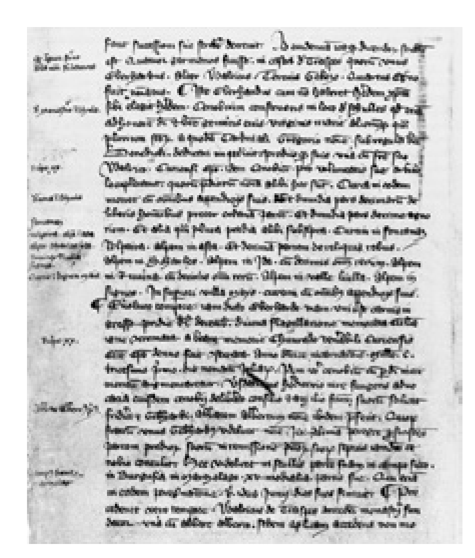


Abb. 17: Ausschnitt aus dem *Registrum* des Goswin von Marienberg.

gen bis hin zu einfachen Wohltätern, zugunsten der Mönchsgemeinschaft im Vinschgau ausgestellt worden sind. Im narrativen Teil eines dieser Reskripte wird bereits Bezug genommen auf ein *novum registrum*, das auch als Chronik bekannte Hauptwerk Goswins.

Registrum

Diesem Werk verdankt der Marienberger Mönch die Charakteristik als der „einzige mittelalterliche Chronist von größerer Bedeutung, den Tirol bis dahin hervorbrachte" (Lhotsky 1963, 358). Goswin selbst hat für seine Darstellung die Bezeichnung *Registrum* gewählt. Sie entspricht auch wesentlich besser dem Inhalt und der Form des Werkes, als der seit dem 19. Jh. öfters verwendete Titel „Chronik". Das *Registrum monasterii Montis sancte Marie ordinis sancti Benedicti, Curiensis dyocesis, Vallis Venuste, de omnibus suis libertatibus iuribus exempcionibus a Romanis pontificibus sive aliis principibus sibi collatis* („Register des Klosters Marienberg, vom Orden des Hl. Benedikt, der Diözese Chur im Vinschgau, über alle seine Freiheiten, Rechte, Exemtionen, die es von den römischen Oberhirten und anderen Fürsten übertragen erhalten hat", vgl. Abb. 17) muss spätestens um 1374 existiert haben.[7] Eine erste Fassung dürfte aber bereits um 1357 entstanden sein. Das Werk enthält jedoch Fortsetzungen und Nachträge von der Hand Goswins bis in das Jahr 1393. Auf eine allgemeine Einleitung, in welcher der Verfasser die grundsätzlichen Motive für sein Werk darlegt, folgt auf 50 Seiten ein Kalendar mit den Gedenktagen von Angehörigen des Klosters und zahlreichen Wohltätern, fallweise auch angereichert mit knappen weiterführenden Notizen. Der erste Abschnitt im Hauptteil beginnt noch einmal mit einer Darlegung der Beweggründe für die Erstellung des Werkes und bietet dann eine Schilderung der Gründung des Klosters in Schuls im Engadin um 1090 sowie seiner Verlegung nach Marienberg um die Mitte des 12. Jhs. Es folgt dann der genaue Wortlaut zahlreicher Verfügungen von Kaisern, Päpsten und Fürsten

7 Original des Registers in der direkten Verwahrung des jeweiligen Abtes in MB, ohne Signatur; Faksimileausgabe: Goswin 1996; weitere Abschriften von J. Jocher um 1600 in Marienberg und von J. Röggel, Anfang des 19. Jhs. (TLMF, Dip. 1319). Editionen: Schwitzer 1880, jetzt überholt durch Roilo/Senoner 1996.

zugunsten der klösterlichen Gemeinschaft. Vor allem für die Zeit nach etwa 1300 werden die Texte durch eingestreute Bemerkungen ergänzt. Der zweite Abschnitt soll das Wirken der 16 Äbte würdigen, die bis auf die Tage Goswins herauf Marienberg regiert haben. Wiederum begegnen zahlreiche Urkundentexte als eine Art Dokumentation der Rechte und Besitzungen des Klosters. In diesem Zusammenhang wird aber auch von den Taten und Untaten der im Vinschgau dominierenden Geschlechter (Herren von Tarasp, Vögte von Matsch, Herren von Reichenberg) eingehender berichtet. Das besondere Interesse Goswins gilt den Beziehungen seines Klosters zum zuständigen Diözesanbischof von Chur, v.a. den vom Oberhirten gestellten finanziellen Ansprüchen. Etwas ausführlicher wird auf die dramatischen Ereignisse in Tirol in den 40er-Jahren des 14. Jhs. eingegangen (Vertreibung des Luxemburgers Johann-Heinrich, Regierung der Margarethe Maultasch und Ludwig des Brandenburgers, Pest von 1348). Auch in diesem Abschnitt sind ohne systematische Ordnung weitere Notizen und Verzeichnisse von Äbten, Tiroler Landesfürsten, Wohltätern des Klosters sowie deren Verdienste und Todestage festgehalten. Noch weniger eine bewusste einheitliche Gestaltung im Sinne einer historischen Darstellung verrät der dritte Hauptteil des Registers, in dem wiederum im Wesentlichen nur Texte von Urkunden aneinandergereiht sind. Dabei hat Goswin seine Vorlagen nicht nur in ihrem Wortlaut genau wiedergegeben, sondern sie auch graphisch sehr penibel nachgezeichnet – bis hin etwa zur Gestaltung der besonderen Zeichen in den Papsturkunden (Rota, Benevalete) und den Unterschriften der Kardinäle. In bunter Folge reihen sich dann weitere, auch zeitlich nicht geordnete Urkundenkopien, Formulare und Einkünfteverzeichnisse und ähnliche Schriftstücke an. Insgesamt erweckt dieser Teil den Eindruck einer Materialsammlung ohne jede erkennbare einheitliche Durchgestaltung. Eine Ausnahme machen nur die Darlegungen über die 60er-Jahre, wo etwas ausführlicher auf den Übergang Tirols an die Habsburger (1363) und die darauf folgenden Ereignisse eingegangen wird.

Geschichtsbild

Goswin hat sich wohl kaum als Geschichtsschreiber im klassischen Sinne betrachtet (vgl. Kastner 1974). Seine Motivation formuliert er im ersten Buch seines *Registrums* selbst folgendermaßen (Roilo/Senoner 1996, 58–59):

> *Nam quid prodest scire nostrum monasterium fundatum esse a prefato domino Udalrico de Traspes bone recordacionis, nisi eciam sciatur,* [*qu*]*ibus bonis, libertatibus ac iuribus per eum et per alios Christi fideles sit preditum et confirmatum.*

> Was nützt es denn, von der Gründung unseres Klosters durch Herrn Ulrich von Tarasp gesegneten Andenkens zu wissen, ohne auch die Güter, Freiheiten und Rechte zu kennen, mit denen er und andere Christgläubige es ausgestattet und gefestigt haben?

Die Sicherung der Rechte seines Konventes bildete das zentrale Anliegen aller ‚literarischen' Bemühungen des Marienberger Mönchs. Dies geschah in erster Linie durch die Anfertigung von Kopien der entscheidenden Rechtsaufzeichnungen, wobei immer wieder auch die Genauigkeit der Abschrift der Vorlagen und damit ihre Zuverlässigkeit betont wurde. Was Goswin sonst an historischen Nachrichten in seine Werke einfließen ließ, betrachtete er wohl nur als verbindende Zutaten zu den entscheidenden Urkundentexten. Dementsprechend konzentriert sich das Interesse für derartige Fakten und Entwicklungen ganz zentral auf Marienberg und die unmittelbare Umgebung. Der Vinschgau ist für Goswin seine *patria*; nur sehr selten überschreitet er diesen Horizont. Politische Ereignisse in einem größeren Zusammenhang erwecken nur am Rande seine Aufmerksamkeit. Große Aussagekraft besitzen Goswins Ausführungen im Hinblick auf wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen (vgl. Albertoni 1986). Ganz nebenbei werden auf diese Weise aber auch Einblicke in den Alltag und die Mentalität des Verfassers und der handelnden Personen vermittelt. Wertvoll sind auch die Angaben über Inschriften und Hinweise auf Wappen und Ausstattungsgegenstände im kirchlichen und weltlichen Ambiente, die in den Bereich der Kulturgeschichte führen.

Quellen

Als Quellen für seine Ausführungen standen Goswin in erster Linie Urkunden und ähnliche Schriftstücke im Archiv von Marienberg zur Verfügung, die er mit besonderer Akribie ab- und ausgeschrieben hat (vgl. Uiblein 1982, 104). Von der Benutzung weiterer schriftlicher Vorlagen finden sich nur minimale Spuren (Gregor der Große, *Moralia*, *Liber de causis*). Wenn in seine Werke Zitate aus der Liturgie und aus der Heiligen Schrift eingeflossen sind, so beruht dies auf der geistlichen Bildung und Praxis des Verfassers. In der gelegentlichen Übernahme von Passagen aus der Urkundensprache spiegelt sich die ausgeprägte Hochachtung Goswins für dieses Genus der Schriftlichkeit wider. Mehrfach beruft sich der Autor auch auf Erzählungen alter glaubwürdiger Konventsmitglieder, und schließlich kann er auch nicht selten aus eigenem Erleben berichten. Einigemale sind auch in anekdotischer Form Geschichten festgehalten, deren sagenhafter Charakter eigens betont wird.

Sprache und Stil

Angesichts der äußerst bescheidenen literarischen Ansprüche, die Goswin wohl auch selbst an seine Werke gestellt hat, fällt eine Charakterisierung seiner Sprache und seines Stils sehr schwer. Schon formal besteht der größte Teil der sogenannten Chronik aus wörtlichen Übernahmen von Vorlagen. Das Lat. des Autors ist in erster Linie der geistlich-monastischen Tradition verpflichtet. Besondere stilistische Ambitionen sind nicht zu erkennen. Immerhin bemühte sich Goswin fallweise sehr bewusst um Varianten in der Wortwahl, und eine offenkundig etwas verderbte Abschrift einer Urkunde erregte den Unwillen des Mönchs wegen der darin enthaltenen Grammatikfehler, die er ausdrücklich dem wenig gebildeten Schreiber anlastete (s. Riedmann 1996, XXXV; Roilo/Senoner 1996, 186–187):

Scriptor autentici ydiota fuit et modice litterature („Der Schreiber des Originals war ein einfacher Mann und wenig gebildet"). Die Orthographie der eigenhändigen Aufzeichnungen Goswins entspricht der allgemeinen Entwicklung des Mittellateinischen (*ae* wird zu *oe* und *e*, häufige Verwendung des *y*, Inkonsequenz bei Verdoppelung von Konsonanten u.ä.). Formenlehre und Syntax weisen ebenfalls zahlreiche Eigenheiten im Sinne einer sprachlichen Weiterentwicklung auf (vgl. Roilo/Senoner 1996, 407). Die lat. Texte enthalten zudem Wörter, die bereits den Übergang zu dem auch im oberen Vinschgau bis in die ersten Jahrhunderte der Neuzeit gesprochenen Rätoromanischen andeuten. Sie stammen zum allergrößten Teil aus der Praxis des Alltags, etwa als *termini technici* von Abgaben, Maßen und Gewichten (z.B. bezeichnet *poaria* den Lohn eines Hirten, s. Riedmann 1996, XXXV; Roilo/Senoner 1996, 186–187). Fallweise übersetzte Goswin auch lat. Worte ins Deutsche.

Rezeption

Um 1600 verfertigte der Notar Johannes Jocher eine Abschrift von Goswins Hauptwerk und setzte es im gleichen Sinne fort. In Marienberg stets hochgeschätzt, wurde das Register auch bei den neueren Darstellungen der Tiroler und Churer Geschichte seit dem 19. Jh. immer wieder ausgewertet. Überregionale Beachtung fand v.a. die detaillierte Schilderung der Symptome und Auswirkungen der Pest durch den Marienberger Mönch.

Andreas Brunner

Wenden wir uns nun dem Werk des Andreas Brunner zu. Geboren als Sohn des Konrad Cobrill, genannt Brunner, Bauer auf dem Brunnerhof zu Verdings, einer Fraktion von Klausen im Eisacktal, wurde Brunner nach eigener Aussage bereits als kleines Kind zu seiner Tante nach Klausen gegeben und erhielt seine erste Bildung in seiner Heimatstadt.[8] Er durchreiste dann 25 Jahre lang Mitteleuropa, Skandinavien und Italien bis hinunter nach Sizilien. In Rom ist er im Jahr 1410 als *familiaris* des Kardinals Oddo Colonna, des späteren Papstes Martin V., bezeugt. Brunner war ferner im Jahr 1415 als Notar in Bruneck im Pustertal tätig und erlangte dank seiner guten Beziehungen zum Heiligen Stuhl zahlreiche Pfründen in den Diözesen Brixen, Trient, Salzburg, Passau, Utrecht und Meißen. Nach längeren Anwartschaften kam er auch in den Genuss von Domherrenpfründen in Brixen und Trient. Von 1426 bis 1431 bekleidete er in Brixen die Würde eines Dompropstes, von 1440 bis 1443 die eines Domdekans an dieser Kathedrale. Seine besondere Vorliebe galt offenbar der Funktion des Verwalters des Zwelfbotenhospitals in Klausen. Damit verbunden war die Pfarrpfründe von Klausen und Latzfons. Von 1420 bis 1439 stand Brunner an der Spitze der Einrichtung in seiner Heimatstadt. Er starb am 27. Januar 1443 und wurde im Dom von Brixen begraben.

---

8 Zu seiner Biographie vgl. Redlich 1903, 5; Santifaller 1924, 134; Riedmann 1978; Santifaller 2000, 63; Curzel 2001, 466–467.

Im Jahre 1426 stellte Andreas Brunner in lat. Sprache eine kurze Geschichte des von ihm geleiteten Spitals zusammen.[9] Er nennt sein Werk selbst ein *registrum*, in dem zunächst eingehend die Stiftung und Ausstattung des Spitals in der Eisackau außerhalb von Klausen durch Bischof Konrad von Brixen im ausgehenden 12. Jh. beschrieben wird. Weiters folgen die Schilderung der Weihe der dazugehörigen Kirche sowie die Aufzählung der in den Altären geborgenen Reliquien. Einiges erfährt man auch über die besitz- und kirchenrechtliche Situation des Spitals, das stets durch Überschwemmungen durch den Eisack gefährdet war, wogegen die jeweiligen Verwalter immer wieder Baumaßnahmen ergriffen. An Geschehnissen aus dem 14. und beginnenden 15. Jh. werden die Namen der Verwalter und – bisweilen auch etwas anekdotenhaft – ihr jeweiliges Engagement für die von ihnen geleitete Institution überliefert. Den Schluss bilden einige Angaben über das Leben des Autors. In einer Art Nachtrag folgen sodann noch Ausführungen über das Schisma an der Spitze der Kirche 1409 bis zum Konzil von Pisa mit erstaunlich detaillierten geographischen Angaben und sehr persönlichen Charakteristiken der einzelnen, um ihre allgemeine Anerkennung konkurrierenden Päpste. Dabei deklariert sich Brunner als überzeugter Anhänger des Pisaner Papstes Alexander V., dessen Bildung besonders betont wird.

Registrum

Als Quellen dienten Brunner nach eigener Aussage alte Aufzeichnungen und Urkunden, die offenbar im Spital selbst vorhanden waren. Außerdem beruft sich der Verfasser des Öfteren auf die eigene Erinnerung. Die Aufzeichnungen beginnen mit einer aus der Praxis der Urkundenausfertigung stammenden Anrufung der Dreifaltigkeit (Invocatio) und einer Datierung (Januar 1426), und auch sonst spiegelt sich in der eher schlicht gehaltenen Diktion des Werkes sehr deutlich die Tätigkeit Brunners als Notar wider. Für ein lokales Interesse an den historischen Ausführungen sprechen Kopien, die im 18. und 19. Jh. in Brixen entstanden sind.

Quellen

Als nächstes ist das *Memoriale benefactorum* („Stiftungsbuch") des Johannes Librarius aus dem Jahr 1463 zu betrachten. Über das Mitglied der Gemeinschaft der Augustiner-Chorherren in Neustift bei Brixen sind keine weiteren sicheren persönlichen Daten bekannt. Den wohl in der Bibliothek Beschäftigten zeichnete jedenfalls ein starkes historisches Interesse aus. Von seiner Hand stammt auch der zusammen mit dem *Memoriale* überlieferte Katalog der Bischöfe von Brixen, der auf sehr alten Grundlagen im Bereich der liturgischen Aufzeichnungen beruht und

Johannes Librarius

9 Eine Abschrift von Josef Resch (ca. 1750) liegt im Diözesanarchiv Brixen (Domkapitelarchiv, *Series hospitalariorum Clusensium*). Eine Edition des lat. Originals fehlt, eine unvollständige deutsche Übersetzung veröffentlichte Pernthaler 1930.

knapp nach 1200 eine erste Redaktion erfahren haben dürfte.[10] Ein etwaiger Anteil des Johannes an der weiteren Ausgestaltung dieser wichtigen Quelle, die sich für die ersten Jahrhunderte nur auf die Nennungen der Oberhirten beschränkt und auch dann nur sehr wenige Hinweise auf das Wirken einzelner Bischöfe bietet, lässt sich nicht präzisieren.

Memoriale benefactorum

Das *Memoriale* enthält eine kurze Gründungsgeschichte von Neustift. Dabei haben sich seit dem Jahre 1142 insbesondere Bischof Hartmann von Brixen sowie der Ministeriale Reinprecht von Säben mit seiner Gattin Christina als entscheidende Wohltäter hervorgetan. Der Wortlaut der Aufzeichnungen über die von ihnen getätigten Schenkungen bildet das mit nur sehr wenigen eigenen Worten angereicherte Grundgerüst der Darstellung des Johannes. Kurz werden auch weitere Taten Bischof Hartmanns (z.B. Weihe von Kirchen) außerhalb von Neustift geschildert. Es folgen in lockerer zeitlicher Abfolge aneinandergereiht weitere Schenkungen von geistlichen und weltlichen Wohltätern an die Klerikergemeinschaft, und in diesem Zusammenhang ist zumeist auch der Todestag der Tradenten festgehalten. Im nächsten Abschnitt finden sich die entsprechenden Gedenktage noch einmal zeitlich von Januar bis Dezember in Form eines Anniversars verzeichnet. Schließlich wird noch eine Auflistung der Form des Totengedenkens für ganz besondere Wohltäter von Neustift geboten, bezogen auf die einzelnen Altäre der Stiftskirche. Insgesamt enthält das Werk eine große Menge an Informationen über die Geschichte von Neustift. Angaben, die über diesen lokalen Rahmen hinausführen, sind kaum vorhanden.

Quellen

Die von Johannes für das *Memoriale* benutzten Vorlagen existieren als Urkunden und Traditionsaufzeichnungen zum allergrößten Teil heute noch als Originale im Archiv des Stiftes, was den primären Quellenwert dieses Werkes erheblich mindert (vgl. Kugler 1965; Peintner 1992, v.a. 122–123). Als Zeugnis für das geschichtliche Bewusstsein, aber auch für die durchaus auch nach Jahrhunderten noch ernst genommene Verpflichtung des liturgischen Gedenkens als Entgelt für einst empfangene Wohltaten besitzen die Aufzeichnungen aber einige Aussagekraft. Innerhalb der Neustifter Klostertradition fanden die Ausführungen von Johannes als eine übersichtliche Darstellung der Geschichte des eigenen Hauses immer wieder Beachtung.

Stil

Der Stil des Johannes ist durch die Tatsache geprägt, dass er „sich allerdings nicht als schöpferischer und kritischer Geschichtsdarsteller betätigt, sondern fast durchwegs die bereits vorhandenen einschlägigen Quellen benützt und exzerpiert“ (Frei 1960, XV). Die „fleischlose Beschaffenheit“ (ebenda) der Ausführungen bringt es mit sich, dass persönliche Ausdrucksformen des Autors in Sprache und Stil kaum zur Geltung kommen. Die gelegentliche Verwendung von Zitaten aus der Heiligen

10 Originale: Neustift, Cod. 40 (verschollen), 1–51 (*Memoriale*), 183–231 (Bischofskatalog), Cod. 21a (Abschrift von ca. 1870). Editionen: MIÖG 58 (1950), 373–385, Frei 1960.

Schrift sowie von Formeln aus der Liturgie entspricht ganz allgemein der Position und Bildung eines spätmittelalterlichen Klerikers.

Johannes Spies

Das nächste Werk führt uns wieder in den Norden Tirols: Johannes Spies entstammte einer vermögenden Bürgerfamilie im damals zum Herzogtum Niederbayern zählenden Rattenberg (vgl. Lhotsky 1963, 360; Riedmann 1970, 6–9; Studt 1995). Im Jahr 1423 trat er in das 1386 gegründete Augustinereremitenkloster seiner Heimatstadt ein und wurde bereits 1429 Prior dieser Gemeinschaft. Diese Funktion bekleidete er bis 1453. Seinen Todestag am 12. März 1455 bezeugen das Anniversar des Klosters und sein Grabstein auf der Nordseite des Presbyteriums der Klosterkirche. Spies bemühte sich mit Nachdruck und Erfolg um die Sicherung der materiellen Basis der von ihm geleiteten Gemeinschaft und betätigte sich in diesem Sinne auch als Vertreter der gesamten bayerischen Provinz seines Ordens gegenüber Ansprüchen von Abgesandten des Basler Konzils. Insbesondere auch auf die rechtliche Absicherung des von ihm gegründeten Spitals in Rattenberg verwandte der Prior viele Mühen, indem er die einschlägigen Urkunden abschreiben und beglaubigen ließ.

Fortsetzung der *Flores temporum*

Johannes Spies verfasste eine Fortsetzung der im späteren Mittelalter v.a. im Kreis der Minoriten weit verbreiteten Weltchronik, die als *Flores temporum* („Blumen der Zeiten“) bekannt ist und in erster Linie kontinuierliche Abfolgen von Päpsten und weltlichen Herrschern bietet (vgl. Mierau/Sander-Berke/Studt 1996, v.a. 57, 69). Eine derartige Überlieferung wurde vom Prior kopiert und für die Jahre 1415 bis 1441 mit eigenen Nachrichten ergänzt.[11] Beschrieben werden Ereignisse auf dem Konzil von Konstanz (Wahl Papst Martins V., Gefangennahme Johannes XXIII. und Herzog Friedrichs von Österreich-Tirol, Anteil König Sigismunds, Verbrennung des Jan Hus und des Hieronymus von Prag) sowie die folgenden langwierigen Kämpfe gegen die Hussiten. In diesem Zusammenhang findet sich auch ein Verzeichnis der ‚irrigen‘ Lehrsätze der böhmischen ‚Ketzer‘. Weitere Nachrichten betreffen die Wahl und den Tod von Päpsten und Königen sowie Ereignisse im Zusammenhang mit dem Konzil von Basel.

Charakteristik

Seine Informationen bezog Spies in erster Linie aus mündlichen Berichten, insbesondere seiner Ordensbrüder, sowie aus eigenen Erfahrungen auf verschiedenen Reisen. Eine schriftliche Vorlage ist nur für die Lehrsätze der Hussiten mit Sicherheit anzunehmen. Der Autor bezeichnet seine historiographischen Bemühungen eher als eine Materialsammlung, die jemand anderer für die Ausarbeitung einer Chronik benützen könne (vgl. Riedmann 1970, 16, 29). Das Werk ist stark chrono-

11 Erhalten ist das Autograph (ULBT, Cod. 68, Bl. 91–95) und eine annähernd zeitgenössische Abschrift aus der Bibliothek des Anton von Annenberg (ÖNB, Cod. 12.465, Bl. 129–132). Das Werk ist ediert und besprochen bei Riedmann 1970.

logisch gegliedert und im Hauptteil in einem Zuge niedergeschrieben. Nur wenige Ergänzungen wurden später hinzugefügt. Spies betont die Ernsthaftigkeit seiner Bemühungen um die Wahrheit seiner Aufzeichnungen und enthält sich in seinen Schilderungen weitestgehend jeder Parteinahme – auch in der heiklen Frage des Streites zwischen dem Konzil von Basel und Papst Eugen IV. Seine Aufzeichnungen sind nicht für ein breites Publikum, sondern in erster Linie für ihn selbst und für den Gebrauch im Kloster bestimmt (vgl. Johanek 1987, v.a. 315–316).

Sprache und Stil

Das einfache Lat. der Aufzeichnung entspricht dem Bildungsstand eines spätmittelalterlichen Geistlichen, der diese Sprache durchaus beherrscht, aber nicht über eine besondere humanistische Ausbildung verfügt.

Rezeption

Die historischen Notizen des Johannes Spies wurden im 16. Jh. vom bayerischen Chronisten Veit Arnpeck in seinem *Chronicon Austriacum* („Österreichische Chronik“) teilweise ausgeschrieben. Ob dies auf direktem Weg oder über ein verlorenes Zwischenglied geschah, ist derzeit noch ungeklärt.

Tiberinus, *Hystoria completa*

Von Johannes Matthias Tiberinus und seiner Rolle im Trientner Judenprozess war an anderer Stelle bereits die Rede (vgl. hier S. 68–70). Im Bereich der historiographischen Literatur ist er zusätzlich wegen seiner Schrift *Hystoria completa* […] *de passione et obitu beati pueri Simonis innocentis martiris Tridentini* („Umfassende historische Darstellung […] des Leidens und des Todes des seligen Knaben Simon, des unschuldigen Trientner Märtyrers“; Trient 1476) zu nennen (Treue 1996, 291; Saracino 2000).

Das Bischof Johannes Hinderbach gewidmete Werk zerfällt in drei Teile: Im ersten Teil (Bl. 1^{r}–6^{r}) erzählt Tiberinus die Ereignisse rund um das angebliche Martyrium des Simon detailliert nach (vgl. zur Darstellung des gesamten Herganges hier S. 67–69). Er beginnt mit einer Beschreibung der Trientner Juden, die in einer durch Dialoge anschaulich gestalteten Passage den schrecklichen Plan fassen, ein Christenkind gefangen zu nehmen und zu töten (Bl. 1^{r}–2^{r}). Der kleine Simon wird entführt und in das Haus des Samuel gebracht, wo er bis zu seinem Tod grausame Folterqualen erleiden muss (Bl. 2^{v}–3^{v}). Nach der Schändung der Leiche und ihrer Entsorgung wird sie schließlich von den Beamten Bischof Hinderbachs entdeckt und in die Kirche überführt (Bl. 3^{v}–5^{r}). Zum Schluss erscheint Hinderbach als Rächer, der die Juden ihrer gerechten Strafe zuführt (Bl. 5^{r}–6^{r}). Der zweite Teil des Werkes (Bl. 6^{r}–10^{v}) ist eine Sammlung von 28 Wundern, die sich nach Anrufung des Märtyrers Simon ereignet haben. Eine der Wundererzählungen (Bl. 8^{r}) ist mit starken dialogischen Elementen durchsetzt, zwei sind im elegischen Distichon erzählt (Bl. 10^{rv}) – eines davon bezieht sich auf Tiberinus’ Sohn Germanicus, der an einer heißen Kastanie erstickt wäre, hätte ihm die Fürsprache Simons im Himmel nicht das Leben gerettet. Der abschließende dritte Teil trägt den Titel *lamentationes* („Klagen“; Bl. 10^{v}–11^{v}) und bejammert in 31 elegischen Distichen das grausame Schicksal des Knaben.

Einordnung in die Simon-Literatur

Am Beginn der Schrift verweist Tiberinus auf sein früheres Werk, in dem er die Simon-Geschichte dargestellt hat, einen 1475 nach Brescia geschickten Brief (vgl. hier S. 68–69). In der nur ein Jahr später erschienenen *Hystoria completa* ist die Darstellung umfassender und v.a. um den Teil der Wundererzählungen erweitert, die für ein mögliches Selig- und Heiligsprechungsverfahren von großer Bedeutung waren. Am auffälligsten ist jedoch die starke Durchsetzung der ersten beiden Teile des Textes mit dichterischen Elementen und der vollständige Wechsel zur gebundenen Form im dritten Teil. Das Werk markiert somit einen Wendepunkt in der literarischen Produktion des Tiberinus, denn nach 1476 wird er sich des Simon-Stoffes ausschließlich in Gedichten annehmen.

Konrad Wenger

Abschließend ist eine historische Monographie über die Venezianerkriege Herzog Sigmunds zu besprechen: Konrad Wenger aus Immenstadt im Allgäu (Bayerisch Schwaben) gebürtig, besuchte mehrere Universitäten, darunter Leipzig und Bologna, und erlangte einen Studienabschluss in bürgerlichem und kanonischem Recht. Als Kleriker war er zunächst in der Umgebung des Bischofs von Konstanz tätig, 1465 ist er als Domherr von Chur und seit dem Jahr 1472 als Kaplan bzw. Rat des Tiroler Landesfürsten Sigmund bezeugt. In dessen Diensten bewährte er sich in der Folge auch in vielen diplomatischen Gesandtschaften. Seit dem Jahr 1477 gehörte Wenger auch dem Domkapitel von Brixen an und nahm in diesem Gremium zahlreiche wichtige Funktionen und Aufgaben wahr. In Brixen, in seiner Heimat Immenstadt sowie in Sonthofen betätigte er sich als Wohltäter, indem er Spitäler und Stiftungen begründete. Konrad Wenger ist am 10. Juni 1501 gestorben und im Kreuzgang von Brixen begraben.[12]

Belligraphia

Unter dem Titel *Belligraphia cum Apologetico inter Sigismundum Archiducem Austrie et Dominium Venetum* („Beschreibung des Krieges zwischen Erzherzog Sigmund von Österreich und der Herrschaft von Venedig mit einer Verteidigungsschrift") ist eine kurze Abhandlung Konrad Wengers überliefert, die den Verlauf des sogenannten Venezianerkrieges zwischen Erzherzog Sigmund und Venedig im Jahre 1487 beschreibt.[13] Die Autorschaft Wengers für ein Lehrbuch zum Unterricht an der Domschule ist eher zweifelhaft (Worstbrock 1999, 854–855).

Inhalt

Wenger widmet die *Belligraphia* seinem Herrn, dem Tiroler Landesfürsten Erzherzog Sigmund, und allen aus der *Germania,* die auf dem Feld bei Calliano gekämpft haben. Die Ausführungen verstehen sich als entschiedene Antwort auf die nach Wen-

12 Zu seiner Biographie vgl. Santifaller 1924, 510–511 (mit weiterführenden Hinweisen); Worstbrock 1999 (mit wesentlichen neuen Erkenntnissen zur frühen Biographie Wengers und Hinweisen auf Editionen); BBKL 22, 1510–1513.

13 Original: BSB, clm 388, Bl. 282 (290)^{r} – 285 (293)^{v}. Moderne Ausgabe (mit italienischer Übersetzung): Chiusole 1987.

ger sehr einseitige Darstellung des Jacopo Caviceo aus Parma, dessen Werk *De bello Roboretano* bereits im November 1487 im Druck erschienen war. Caviceo wird in Wengers Schrift auch mehrfach direkt angesprochen und zitiert.[14] Mit zahlreichen Belegstellen aus antiken Autoren beschwört der Brixner Domherr zunächst die traditionelle Tapferkeit der Deutschen, insbesondere seiner schwäbischen Landsleute. Die eigentliche Erzählung der kriegerischen Auseinandersetzungen beginnt mit der Schilderung der Belagerung und Einnahme der damals venezianischen Stadt Rovereto Ende April 1487 durch das Tiroler Aufgebot. Der weitere Verlauf der Kämpfe wird mit vielen Einzelheiten nacherzählt. In der dramatischen Schlacht in der Ebene von Calliano nördlich von Rovereto am 10. August erreichte der Krieg seinen Höhepunkt: Die erzherzoglichen Truppen errangen den Sieg; der venezianische Condottiere Roberto di San Severino (vgl. Abb. 18, 19) fand im Kampf den Tod. Die Schilderung von gezählten weiteren sechs vergeblichen kriegerischen Vorstößen der Venezianer an der Südgrenze Tirols, v.a. im Gebiet der Valsugana, im Cadore und bei Ampezzo, mit vielen Details und Namen bildet den Abschluss der Darstellung.

Tendenz

Wengers Ausführungen sind nach eigener Angabe zwischen dem 23. August 1488 – damals bekam der Autor die Schrift des Jacopo Caviceo in seine Hände – und dem 30. September dieses Jahres, der Datierung der Schlussdedikation an Erzherzog Sigmund, entstanden. Das Werk ist in hohem Maße und auch sehr einseitig auf die Verteidigung des tapferen und edlen Verhaltens der ‚deutschen' Truppen und ihrer Anführer ausgerichtet. Dabei betont Wenger sehr generalisierend immer wieder – die Terminologie von Caviceo aufgreifend – den im verschiedenen Charakter begründeten Gegensatz zwischen dem sehr positiv gezeichneten *Germanus* und dem *Venetus* oder *Italus*. Als Quellen für seine Darstellung beruft sich der Verfasser ausdrücklich nicht auf eigenes Erleben sondern auf den wahrheitsgemäßen Bericht von Augenzeugen. Bei aller bewussten Einseitigkeit verdient das Werk nicht zuletzt auf Grund der zeitlichen Nähe zu den Ereignissen in vielen Details Glauben. Die Erörterung von größeren Zusammenhängen und Hintergründen des historischen Geschehens bildeten für Wenger kaum ein Anliegen.

Rezeption

Die Schrift ging noch im Jahr ihrer Entstehung 1488 in Augsburg in Druck (Hain 16157). Veit Arnpeck hat in seinem *Chronicon Austriacum* („Österreichische Chronik") Wengers Werk kurz nach seiner Entstehung weitestgehend ausgeschrieben. Weitere Drucke besorgten Cepo, *De Petri Mocenici* […] *gestis*, 112–140 und Freher, Rerum Germanicarum scriptores, Bd. 2, 449–458.

Stil

Wenger glänzt – wiederum im bewussten Antagonismus zum Jacopo Caviceo – mit dem Einsatz des von ihm bestens beherrschten humanistischen Lat., das er

14 Das Werk des Jacopo Caviceo findet sich ediert bei Chiusole 1987, 19–25; die ebenda gebotenen Angaben zur Datierung der Schrift von Wenger sind unzutreffend.





ROBERTVS

Abb. 18, 19: Kupferstich und Texttafel zum venezianischen Condottiere Roberto di San Severino, aus Schrenck von Notzings *Augustissimorum imperatorum* […] *imagines*, Innsbruck 1601.

in Stil (z.B. komplexere Partizipial- und Gerundivkonstruktionen, Ablativus absolutus, lange wörtliche Zitate aus fingierten Reden) und Wortwahl mit großer Selbstverständlichkeit verwendet. Dazu kommen als überzeugende Zeugnisse für die Bildung des Brixner Domherrn Zitate klassischer Autoren und Verweise auf Ereignisse der Antike, die als Parallelen zu den Niederlagen der Venezianer herangezogen werden (z.B. Cannae, Kaudinisches Joch; vgl. Lhotsky 1963, 425).

Baumgartners Reise ins Heilige Land

Während lat. Reisebeschreibungen, in denen Tirol nicht selten eine Rolle spielt (vgl. z.B. Schaffenrath 2005a), aus der vorliegenden Literaturgeschichte generell ausgeklammert werden, soll doch ein Text exemplarisch dargestellt werden. Es handelt sich um die Reise, die der Kufsteiner Adelige Martin Baumgartner 1507–1508 ins Heilige Land unternommen hat (vgl. Mayer 1931, Riedmann 2007). Sein Begleiter war der Kufsteiner Lehrer Georg, der nach seiner Rückkehr ins Kloster Gaming eintrat und eine ausführliche lat. Reisebeschreibung ausarbeitete. Georgs Original, das inzwischen verloren ging,[15] wurde 1594 vom evangelischen Pfarrer Christoph

15 Auch eine von Hermann Niedermayr entdeckte Hs. (Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena, Ms. Prov. o. 310) ist nur eine Abschrift (vgl. Stickel 1852).

Donauer herausgegeben, der jedoch u.a. alle den katholischen Glauben betreffenden Passagen konsequent getilgt hat. 1721 nahm Bernhard Pez den Text unter dem Titel *Ephemeris sive diarium peregrinationis transmarinae, videlicet Aegypti, Montis Sinai, terrae sanctae ac Syriae anno Domini MDVII et sequenti* („Ephemeris oder Tagebuch einer Reise über das Meer nach Ägypten, auf den Sinai, ins Heilige Land und nach Syrien in den Jahren 1507 und 1508") in seinen *Thesaurus anecdotorum* (Bd, 2,3, 453–640) auf. Nach dieser Ausgabe wird im Folgenden zitiert.

Inhalt

Die *Ephemeris* gliedert sich nach einem Vorwort in drei Bücher, die Zählung der Kapitel variiert in Donauers und Pez' Darstellung. Im ersten Buch wird zunächst geschildert, wie Georg nach Rom reist, um die Erlaubnis zur Jerusalemreise einzuholen. In Venedig trifft er dann mit der restlichen Reisegesellschaft zusammen (Kap. 1). Nach der Überfahrt stehen Ägypten und der Sinai (Kap. 12–17) im Zentrum des ersten Buches. Das zweite Buch behandelt Jerusalem und seine Umgebung, während im dritten Buch die Rückreise über Damaskus, Beirut, Zypern (vgl. Rebitsch 2002), Rhodos und Kreta geschildert wird.

Darstellung

Ganz-Blättler 1990, 356–403 verzeichnet in den Jahren zwischen 1320 und 1507 mehr als 200 literarisch ausgearbeitete Reisebeschreibungen ins Heilige Land, von denen Georg einige gekannt haben könnte. Seine Darstellungsart steht ganz in der Tradition dieser Pilgerberichte: Er orientiert sich am Verlauf der Reise und an den einzelnen Stationen, zu denen er dann aus der (teilweise mit Autorennamen zitierten) antiken Literatur Beschreibungen ergänzt. Er verfährt auch so, wenn er auf der Reise selbst keine verlässlichen Informationen bekommen konnte, wie z.B. bei den Pyramiden, die er beschreibt, obwohl er zugeben muss, dass er sie nicht persönlich in Augenschein nehmen konnte (Buch 1, Kap. 19). Persönliche Erlebnisse, wie ein schmerzhafter Sturz vom Kamel, werden nur äußerst spärlich aufgenommen (Buch 1, Kap. 17; Buch 2, Kap. 1 und 13; Buch 3, Kap. 1). Mit besonderer Sorgfalt werden die Ablässe, die sich an den verschiedenen heiligen Stätten erwerben ließen, verzeichnet. Leitmotivartig kehren Klagen über die unersättliche Geldgier der Araber wieder. Von einiger historischer Bedeutung sind Georgs Ausführungen über die Machtübernahme der Safawiden unter Schah Ismail I. (1484–1524; Buch 3, Kap. 12)

Wolfgang Kofler

Biographie

Von einem Biographie-Begriff, wie wir ihn heute gebrauchen, kann weder im Mittelalter noch im Humanismus gesprochen werden (s. IJsewijn 1983). Dennoch lässt sich eine gewisse Zahl an formal und inhaltlich differenzierten Textsorten ausmachen, die wir als biographische Literatur bezeichnen können: Es gab *vitae* („Lebensbeschreibungen") von weltlichen und geistlichen Persönlichkeiten (im zweiten Fall v.a. von Heiligen), die sowohl in Prosa als auch in Versform verfasst sein konnten. Weiters konnten Briefe, Reden und Gedichte dazu genutzt werden, ausgedehnt über das Leben einer bestimmten Person zu berichten. Für das Tirol des 14. und 15. Jhs. lässt sich jedoch – auch bei einer flexiblen Handhabung des Gattungsbegriffes – nur wenig biographisches Schrifttum nachweisen. Die beiden einzigen Tirolensien, die biographischen Charakter haben, stammen aus dem kirchlichen Bereich.

Romedius-Vita

Beim ersten Werk handelt es sich um eine hagiographische Schrift, die das Leben des Hl. Romedius erzählt. Romedius kann mit Recht als gesamttiroler Heiliger bezeichnet werden. Er stammte aus Thaur in Nordtirol und entfaltete sein Wirken im Gebiet von Sanzeno im Nonstal. An beiden Orten wird er noch heute intensiv verehrt. Sein Leben weckte bereits früh das Interesse der Tiroler Hagiographen. Neben den bereits angesprochenen Ausführungen im *Liber epilogorum* (vgl. hier S. 33–35) des Bartholomäus von Trient und den im Anhang zum *Catalogus episcoporum Brixinensium* (vgl. hier S. 37) überlieferten Notizen kommt dabei einer wohl im 14. Jh. entstandenen *Romedius-Vita*[1] eine Sonderstellung zu. Diese knüpft zwar ganz klar an die zeitlich vor ihr liegenden Texte an, ist aber sehr viel ausführlicher und erzählfreudiger.

Autor

Über den Autor wissen wir nichts, obwohl er im Prolog (244) über sich selbst spricht und bekennt, dass er sich der Aufgabe, ein Werk über das Leben des Hl. Romedius zu verfassen, eigentlich gar nicht gewachsen fühle und sich erst durch wiederholtes Drängen seiner Glaubensbrüder zu dem Vorhaben habe überreden lassen: Er fühle sich nun wie ein Unerfahrener, der mit dem Kommando über ein

1 Ediert im ersten Band von Joseph Reschs *Annales Ecclesiae Sabionensis*, 244–251, der von zwei ihm bekannten Hs. berichtet: Eine befand sich in der Pfarre von Ton und die andere in der Bibliothek des Domkapitels von Trient. Eine Abschrift, die von Pfaundler 1961, 134 irrtümlicherweise für ein eigenständiges Werk gehalten wird, befindet sich heute im TLA, 92 und trägt den Titel *Vita et mors ac miracula Sancti Romedii* („Leben, Tod und Wunder des Hl. Romedius"). Zur Datierung der Vita s. Reschs *Annales Ecclesiae Sabionensis*, Bd. 1, 244 Anm. 337.

großes Schiff betraut wurde und mitten auf dem Meer in einen Sturm geraten sei. Der topische Charakter dieser Aussagen (Gestus der Bescheidenheit; Schifffahrt als Bild für die Literatur) ist jedoch evident, und es lassen sich deshalb keine brauchbaren Rückschlüsse auf die Person des Verfassers ziehen. Auch die von Tovazzi, Nr. 799 ausgesprochene Vermutung, dass es sich offensichtlich um einen bereits alten Mann gehandelt habe,[2] ist mehr als unsicher.

Nach einem Überblick über die fromme Jugend des Romedius schildert die gefällige Erzählung, wie der Heilige zusammen mit seinen Gefolgsleuten David und Abraham nach Trient aufbricht. Dort treffen die Reisenden auf Bischof Vigilius. Von diesem erbittet Romedius den Segen für eine bevorstehende Pilgerfahrt nach Rom. Nach seiner Rückkehr aus der Ewigen Stadt ziehen sich Romedius und seine Glaubensbrüder in das Nonstal zurück und begründen eine Einsiedelei. Gemäß dem ‚Strickmuster' hagiographischer Texte werden nun die mit dem Heiligen in Zusammenhang gebrachten Zeichen und Wunder ins Blickfeld genommen. So verlegt Romedius kurzfristig den Bau des zu seiner Eremitage gehörenden Kirchleins, weil Raben in der Nacht diverse Baumaterialen an einen anderen Ort schaffen. Besondere Aufmerksamkeit gilt natürlich der ikonographisch relevanten Geschichte vom Bären, der das Pferd des Romedius reißt und den Heiligen als Strafe hierfür nach Trient tragen muss. Auf dieser letzten Reise seines Lebens treibt Romedius noch einen Dämon aus (vgl. Abb. 20) und nimmt eine Krankenheilung vor. Vor seiner Rückkehr ins Nonstal kündigt Romedius dem Hl. Vigilius an, dass die Glocke im Gotteshaus zu Trient als Zeichen seines Ablebens von alleine läuten würde. Dies geschieht dann auch. Romedius wird feierlich beigesetzt. Die *Vita* schließt mit einer Passage, die wörtlich aus dem Anhang des *Catalogus episcoporum Brixinensium* entnommen ist: In ihr wird der wundersame und glückliche Ausgang eines Unfalles geschildert, der sich nach dem Tod des Heiligen beim Ausbau seiner Kirche ereignet hat.

Autobiographie: Ulrich Putsch

Das Gebiet der Autobiographie betreten wir mit dem *Diarium* von Ulrich II. Putsch. Aus Donauwörth in Schwaben stammend (seine Geburt fiel wohl in die 50er-Jahre des 14. Jhs.), absolvierte er wahrscheinlich in Italien das Studium beider Rechte und startete im ersten Jahrzehnt des 15. Jhs. eine eindrucksvolle Karriere in Tirol.[3] Zunächst in Tisens tätig, übernahm er ab 1412 die wichtige Pfarrei auf Schloss Tirol (Mutterpfarrei von Meran) und besetzte verschiedene kirchliche Würdenämter.

2 Tovazzi schließt dies wahrscheinlich aus seiner Bemerkung, dass eine Zeit der Inaktivität seine früheren literarischen Fähigkeiten einrosten habe lassen – […] *quia otium quasi quaedam ingenii rubigo parvulam licet facultatem pristini sicasset eloquii* (Resch, *Annales Ecclesiae Sabionensis*, Bd. 1, 244).

3 Zur Biographie Sinner 1828; Schaller 1892, 225–284 und 568–572; Nägele 1938; Gelmi 1984, 93–97; Obermair 1999, 224–225.

So finden wir ihn etwa als Collector der apostolischen Kammer in Trient, Chur, Brixen und Konstanz und als Domherrn von Trient und später von Brixen. Entscheidend für den Aufstieg Putschs war sein enges Verhältnis zu Herzog Friedrich von Tirol, als dessen Sekretär und Kanzler er sich in vielen heiklen Situationen zu bewähren hatte, etwa in den für seinen Landesherrn verheerenden Ereignissen um das Konzil von Konstanz, als er für den inhaftierten Friedrich – wenn auch erfolglos – bei Kaiser Sigismund intervenierte. In der Folge ernannte der Herzog Putsch zum Aufseher über die Erzbergwerke in Tirol und erteilte ihm die Befugnis, selbst nach Erz zu graben. Diese Beförderung steht wahrscheinlich in Zusammenhang mit der von Putsch auch sonst an den Tag gelegten Tüchtigkeit in ökonomischen Dingen und könnte seinen persönlichen Wohlstand begründet haben. So konnte er im Jahr 1421 z.B. die Brunnenburg in Meran erwerben. Friedrich war es auch, der Putsch 1427 das Amt des Bischofs von Brixen verschaffte, das er bis zu seinem Tod im Jahr 1437 innehatte. Ulrich Putsch hat sich mit der Übersetzung des lat. *Lumen animae* („Das liecht der sel") auch einen Platz in der deutschen Literatur- und Sprachgeschichte gesichert (vgl. hier S. 158).



Abb. 20: Der Hl. Romedius treibt einen Dämon aus (aus einer Romediusbiographie des Amandus Friedenfels, Prag 1699).

Diarium

Das *Diarium* („Tagebuch") ist uns als Autograph erhalten[4] und stellt die wichtigste biographische Quelle für den letzten Lebensabschnitt von Ulrich Putsch dar. Der heute gebräuchliche Titel des Werkes, *Diarium reverendissimi domini episcopi Udalrici de anno 1427 usque ad annum 1437* („Tagebuch des hochehrwürdigen Herrn Bischof Ulrich von 1427 bis 1437"), wurde erst im 17. Jh. auf den Einband geschrieben[5] und ist irreführend, weil das Werk viel weniger einem Tagebuch als einem Rechenschaftsbericht ähnelt, der in chronikhaftem Stil gehalten ist: Die Zahl der Einträge zu einzelnen Tagen ist – aufs Jahr gerechnet – ziemlich niedrig; dazu kommt, dass sich Datumsangaben in der Mehrzahl der Fälle auf die Jahreszahl be-

4 Staatsarchiv Bozen, Abteilung Hochstift Brixen, Lade 3, n. 1, lit. C; Ausgabe bei Schaller 1892, 285–322, fast vollständige Übersetzung bei Sinnacher 1821–1835, Bd. 6.

5 Nägele 1938, 320.

schränken, auf welche zu Beginn eines jeden neuen Ereignisses mit der stereotypen Formel *eodem anno* verwiesen wird. Passender erscheint der etwas neutralere Titel, den eine frühere Hand (aus dem 15. Jh., jedoch nicht jene des Bischofs) gewählt und dem Werk vorangestellt hat: *Acta per reverendissimum dominum Udalricum Brixinensem ac fundatorem capelle trium regum propria manu conscripta de anno ad annum ut sequitur* („Die Aufzeichnungen des hochehrwürdigen Herrn Ulrich, Bischof von Brixen und Stifter der Drei-Königs-Kapelle, von ihm mit eigener Hand, wie folgt, von Jahr zu Jahr niedergeschrieben").

Sprache und Inhalt

Sprache und Stil des Berichts wirken etwas dürftig und zeigen sich noch unberührt von den klassizistischen Tendenzen des anbrechenden Humanismus.[6] Bemerkenswert ist, dass der Bischof nicht davor zurückscheut, hin und wieder muttersprachliche Ausdrücke einzustreuen. Inhaltlich orientiert er sich weitgehend an seinen kirchlichen Tätigkeiten. So erwähnt er in formelhafter Knappheit von ihm durchgeführte Kirch- und Priesterweihen, Firmungen und Entsühnungen von Kirchen, die Schauplatz von Freveltaten gewesen waren. Breiten Raum erhalten auch Schilderungen der zahlreichen Rechtsstreitigkeiten, in die sich der Bischof verwickeln ließ, und Berichte über die rege Bautätigkeit, die er entfaltete.

Streit mit dem Bischof von Trient

An zwei Stellen jedoch verzichtet der Autor auf das Staccato des Chronisten und wird ausführlicher. Bei der ersten dieser Erzählungen handelt es sich um die Schilderung des bald nach der Bischofswahl beginnenden und fast drei Jahre währenden Streites mit Bischof Alexander von Trient (287–288). In dem unter der Schirmherrschaft des Bischofs von Trient stehenden und für die Brixner Bischöfe deshalb notorisch problematischen Benediktinerinnenstift Sonnenburg stand nämlich die Wahl der Äbtissin an, bei welcher Ulrich Putsch und Alexander ihre Ansprüche gleichermaßen geltend machen wollten. Putschs Beschreibung der turbulenten Ereignisse gipfelt in der Darstellung der zweimaligen Befreiung von Barbara Rässnerin, der von Alexander favorisierten Kandidatin, die von ihm selbst arrestiert worden war: Während der Streit in Bozen verhandelt wird, schleichen sich die Gefolgsleute des Bischofs von Trient nach Sonnenburg und befreien die Nonne, die verkleidet bis Lengmoos am Ritten gelangt. Dort wird sie aufgegriffen und von Herzog Friedrichs Hofmeister Konrad von Kreig in Gewahrsam genommen, der sie nach einem halben Jahr wieder nach Sonnenburg zurückschickt, von wo sie dann aber abermals und endgültig entführt wird.

Streit im Domkapitel

Noch ausführlicher wird Putsch bei der Schilderung der wohl dunkelsten Ereignisse während seines Episkopats. Im Jahr 1429 kam es nämlich zu einem Streit mit den Mitgliedern des Domkapitels. Diesen gelang es, den Bischof sogar bei seinem Freund und Gönner Herzog Friedrich anzuschwärzen. Mit seiner Einwilligung

6 Sinnacher 1821–1835, Bd. 6, 97; Nägele 1938, 322.

konnten sie es wagen, ihren Bischof sogar vorübergehend gefangen zu nehmen. Putsch schildert die Umstände seiner Festnahme in schillernden Farben und mit viel Pathos (293):

> *Et sic venerant omnes in unum congregati. et magister Hainricus Seldendorn tamquam Judas antecedebat eos nisi cum uno famulo et pulsavit ad portam que illico fuit sibi aperta prout moris et antea factum fuit.* […] *quod cum dictum fuisset michi, ego dedi eis obviam et benigne suscepi eos et ipsi mihi referebant grates et singuli manus suas porrexerunt. Statim ego misi pro malfasia et duxi eos mecum supra ad stubam meam et cum ego vellem intrare cameram meam et ipsis portare triseam et cum venissem prope ianuam camere, Oswaldus de Wolkenstain dedit mihi unum magnum ictum cum pugno trudens me retro dicens: „Stett still, es ist nimmer als vor!“ Ego vero respondi*: *„Wie tuest also, ich gelaub du seist nit wol bey dir selber.“ Et ipse*: *„Siczt pald nieder oder ir muesst leiden, das ihr ungern leidt.“*

> Und so waren sie alle gekommen, um gegen einen einzigen vorzugehen. Meister Heinrich Seldendorn schritt wie Judas mit einem einzigen Diener vor ihnen her. Er klopfte an die Tür, die ihm unverzüglich geöffnet wurde, wie es auch vorher immer Sitte gewesen war. […] Nachdem man mir dies gemeldet hatte, ging ich ihnen entgegen und hieß sie freundlich willkommen. Sie selbst dankten mir und streckten mir ihre Hände entgegen. Sofort schickte ich nach Malvasierwein und führte sie mit mir in meine Stube. Als ich eintreten und ihnen eine *trisea* [Bedeutung unklar] bringen wollte und schon ganz nahe bei der Zimmertür war, versetzte mir Oswald von Wolkenstein mit der Faust einen kräftigen Schlag und stieß mich mit folgenden Worten zurück: „Halt, es ist nun nicht mehr wie zuvor!“ Ich aber antwortete: „Was tust du denn? Ich glaube, du bist nicht mehr ganz bei Sinnen!“ Darauf er: „Setzt Euch sofort, oder ihr müsst erdulden, was ihr ungern erduldet!“

An der Tatsache, dass sich der Bischof bezüglich der von seinen Anklägern erhobenen Beschuldigungen nur in vagen Andeutungen verliert und am Umstand, dass seine Gegner sogar seinen Freund Herzog Friedrich auf ihre Seite ziehen konnten, lässt sich erahnen, dass die Vergehen Ulrichs wohl schwerwiegender waren als bloße Eingriffe in die Kompetenzbereiche des Domkapitels.[7]

Tendenz

Die tendenziösen Züge, die Putschs Darstellung dieses Konflikts, der erst nach Einschreiten von Kaiser Sigismund beigelegt werden konnte, charakterisieren, zeigen sich auch in den anderen Teilen des Werkes. Besonders auffällig sind die beinahe obsessiven Verweise auf den sparsamen und auf Vermehrung bedachten Umgang mit dem Diözesanvermögen. So mokiert sich Putsch gleich zu Beginn des Werkes darüber, dass sein Vorgänger Bertold von Bückelsburg ihm einen Schul-

7 Vgl. Sparber 1968, 131–132.

denberg hinterlassen habe (285),[8] und betont bei jeder Gelegenheit wehmütig, welch große Kosten ihm Dienstreisen, Gastgeberpflichten oder die Restaurierung baufälliger Gebäude verursacht haben: Ausdrücke wie *infinitas expensas* (302; „unermessliche Ausgaben"), *cum magnis expensis* (303 „mit großen Ausgaben"), *in magnis expensis* (308; „unter großem Aufwand"), *magno precio* (309; „um einen hohen Preis") gehören zu den häufigsten des Werkes. Die Parteilichkeit, mit der der Bischof von seinem Leben berichtet, bewegt sich jedoch durchaus in jenem Bereich, den man aus autobiographischem Schrifttum anderer zeitlicher und örtlicher Zuordnung kennt. Gerade deshalb sollte man sich aber auch davor hüten, aus der Schrift voreilige Schlüsse über den Charakter und die Lebensart des Bischofs zu ziehen.[9] Eines erlaubt uns die subjektive Prägung des Werkes aber allemal – einen Rückschluss auf die ursprüngliche Intention seines Autors: Diese dürfte nämlich darin bestanden haben, sich als tüchtigen und sparsamen Diener der Kirche darzustellen und der Nachwelt so ein möglichst gutes Andenken an sich selbst zu hinterlassen. Das Zielpublikum wird deshalb wohl auch im Kreis seiner kirchlichen Nachfolger zu suchen sein. Von ihnen konnte Putsch hoffen, dass sie Zugang zu jenen Orten hatten, wo das Manuskript oder Abschriften von ihm aufbewahrt wurden.

Piccolomini über das Sarntal

Zum Abschluss dieses Kapitels sei kurz auf ein Streiflicht eingegangen, das eine der bedeutendsten Autobiographien des gesamten 15. Jhs. auf Tirol wirft. Im Jahr 1443 wurde der große Humanist Enea Silvio Piccolomini, der später als Pius II. den Heiligen Stuhl besteigen sollte (1405–1464), Pfarrer von Sarnthein, eines gebirgigen Sprengels nördlich von Bozen. Rund 15 Jahre später lieferte er in seinen *Commentarii* („Bemerkungen") aus diesem Anlass eine kurze Beschreibung des Sarntales:[10] Dieses ist drei Viertel des Jahres von Schnee bedeckt. Die Bewohner bleiben während dieser Zeit daheim, betätigen sich als Kistenmacher und Wagner und spielen meisterhaft Schach.

> *Nullus hos belli metus occupat, neque honoris cupido cruciat neque auri magna fames atterit: horum opes pecora sunt, quae per hyemem foeno nutriunt, hisque vivunt; inter quos et homines invenire est, quos numquam bibisse constat, quibus pro potu est cybus lacteus. Qui procul ab ecclesia degunt, corpora hyemis tempore defuncta sub divo reponunt atque astricta gelu in aestatem servant; tum plebanus parrochiam circuiens longum funeris ordinem ducit dicensque novissima verba in cimiterium plura simul cadavera recipit; illi siccis genis exequias prosequun-*

8 Später durch Überstreichen getilgt, vgl. den Apparat von Schaller 1892, 285.

9 Dies tun z.B. Schaller 1892, 279–282 und Nägele 1938, 319–320.

10 *Commentarii* 1,12 in der Ausgabe von Bellus/Boronkai 1993–1994. Interpretation: Seeber 1997, 10–19.

tur. Felicissimi mortalium, sua si bona cognoscentes libidini frenum ponerent! Sed die noctuque commessati stupra et adulteria passim admittunt neque virgo apud eos nubit.

Keine Angst vor Krieg hält sie in Atem, weder quält sie Ehrgeiz noch reibt gewaltiger Hunger nach Gold sie auf. Ihr Reichtum ist Vieh, das sie im Winter mit Heu nähren; davon leben sie. Man kann unter ihnen Menschen finden, die mit Sicherheit noch niemals getrunken haben, denen Speise aus Milch die Stelle des Trankes vertritt. Die fern der Kirche wohnen, legen die Körper ihrer im Winter Verstorbenen unter freien Himmel und bewahren sie steifgefroren bis zum Sommer auf; dann durchzieht der Pfarrer seine Pfarrei, führt einen langen Begräbniszug an und nimmt, während er die letzten Worte spricht, mehrere Leichen zugleich in den Friedhof auf; die Angehörigen folgen dem Begräbnis mit trockenen Wangen. Die Glücklichsten der Sterblichen wären sie, würden sie nur ihre Güter erkennen und ihre Lust zügeln! Aber sie saufen Tag und Nacht, begehen überall Unzucht und Ehebruch und keine heiratet bei ihnen als Jungfrau.

Piccolomini, der das Sarntal wahrscheinlich nie mit eigenen Augen gesehen hat, erweist sich hier als brillanter Schüler der antiken Ethnographen, insbesondere des Tacitus, der in seiner *Germania* ein ähnlich vielschichtiges Bild der alten Germanen zeichnet. Edle-Wilde-Topik, alpine Exotik, kulturelle Leistungen und gravierende moralische Defizite fügen sich zu einem Porträt von Land und Leuten zusammen, das letzten Endes ebenso einprägsam wie realistisch wirkt (und durch eine Reihe vergilischer Echos wie *auri magna fames* oder *Felicissimi mortalium, sua si bona* zusätzlichen Glanz gewinnt).

Christina Antenhofer/Lukas Oberrauch

Brief

Briefwesen im Mittelalter

Ab dem 11. Jh. expandiert mit der Zunahme der Schriftlichkeit auch das Briefwesen in Europa.[1] Waren Briefe zuvor in der Zeit der überwiegenden Mündlichkeit eher ausgewählte und spärlich überlieferte Schriftzeugnisse, so steigt nun die Zahl der überlieferten Briefe stark an. Anders als der moderne Brief ist der mittelalterliche keine private, intime Kommunikation, sondern durchwegs in einem öffentlichen Kontext angesiedelt. In großer Nähe zur Urkunde stehend, von der er sich nicht immer exakt trennen lässt, ist er gekennzeichnet von starker Schematik und Formelhaftigkeit.[2] Seit dem 12. Jh. ist es die *ars dictaminis* („Kunst der Rede"), die den Aufbau der Briefe reglementiert und anhand von Musterbriefsammlungen veranschaulicht (vgl. Schaller 1980, 1034–1039). Damit gerät der Brief auch in ein Nahverhältnis zur Literatur: Die Humanisten entdecken den Brief als literarisches Medium wieder und konzipieren viele ihrer Schreiben von Anfang an für eine spätere Publikation.

offizielle Korrespondenz

Neben diesen Briefsammlungen als Kunstform dominiert bei Weitem der Brief als Zweckform, als Mittel der Kommunikation über die Distanz, das v.a. in Kaufmannskreisen, im Bereich der Kurie sowie in dem weit verzweigten Netz der europäischen Fürstenhöfe zur größten Blüte gelangt. In diesem Zusammenhang spielt auch der Tiroler Raum eine wichtige Rolle. Im ausgehenden Mittelalter sind es gleich mehrere Höfe, die ihn als Macht- und Kommunikationszentren prägen: der habsburgische Hof des römischen Königs bzw. Kaisers, der landesfürstliche Hof, die fürstlichen Höfe der Kurien von Brixen und Trient und schließlich bis zum Aussterben des Geschlechts 1500 der Hof der Grafen von Görz. Tirol stellte eines der wichtigsten Zentren des fürstlichen „Verwandtschafts- und Freundschaftsnetzes" dar (vgl. Antenhofer 2005 und 2007), dessen Ausläufer sich über weite Teile Europas erstreckten. In den Beständen des Tiroler Landesarchivs ist eine Fülle von Schreiben verschiedenster Provenienz überliefert.[3] In der Folge soll zunächst ex-

---

1 Vgl. Gruber u.a. 1983, 648–682. Nach wie vor das einzige Standardwerk zum Briefwesen im deutschen Sprachraum ist Steinhausen 1889. Einen germanistisch orientierten Überblick bietet Nickisch 1991, einen Überblick über die Briefe in der politischen Kommunikation bieten Antenhofer/Müller 2008. Daneben entstehen seit den 90er-Jahren des 20. Jhs. Detailstudien zum Briefwesen, vgl. etwa Wenzel 1997, Heimann u.a. 1998, Spieß 2003, Antenhofer 2007, Holzapfl 2008.

2 Vgl. zum Brief aus archivalischer Sicht Meisner 1969.

3 Einen kleinen Einblick vermittelt z.B. die Sammlung „Autographen". Hier wurden vermeintlich ei-

emplarisch einer dieser Korrespondenzstränge herausgegriffen werden, nämlich die Briefkommunikation der Grafen von Görz mit den Markgrafen Gonzaga von Mantua aus dem letzten Viertel des 15. Jhs.

Korrespondenz Görz – Gonzaga

Der Briefwechsel zwischen dem Haus Görz und den Markgrafen von Mantua umfasst den Zeitraum von etwa 1475 bis 1500. Die Schreiben sind in den Archiven von Innsbruck und Mantua überliefert. Thema und Anlass des Briefwechsels war die Verheiratung der Markgräfin Paula de Gonzaga[4] mit dem letzten Görzer Grafen Leonhard 1478 (vgl. Farbtafel 4). Da sowohl die Geschichte der Heiratsanbahnung und Verlobung als auch die Ehe selbst von zahlreichen Problemen gekennzeichnet waren, hatte sich ein intensiver Briefwechsel zwischen den Görzern und den Gonzaga entsponnen.[5] Die konfliktreiche Beziehung begann damit, dass der Graf nach erfolgtem Hochzeitsversprechen im Juli 1476 die Reise der Braut nach Lienz und damit die Hochzeitsfeier über ein Jahr hinauszögerte. Im Hochzeitsversprechen hatte man den Hochzeitstermin auf Oktober 1477 festgelegt. Leonhards Hauptausreden bezüglich der Verzögerungen beziehen sich auf drohende Pestgefahr oder mögliche Türkeneinfälle. Nach der Hochzeitsfeier in Bozen am 15. November 1478 nahmen die Probleme jedoch kein Ende: Die stets kränkliche Paula erlitt einen Schwächeanfall, von dem sie sich nur schwer erholte, hinzu kamen heftiges Heimweh der Braut und Dissonanzen mit ihrem Ehemann, die sich durch die Unstimmigkeiten zwischen dem Grafen und dem italienischen Hofpersonal seiner Gattin vertieften. Erschwerend kam hinzu, dass Paulas Vater Ludovico kurz vor der Hochzeit verstorben war und ihr Bruder Federico in der Folge kein Interesse daran zeigte, die Mitgift seiner Schwester vollständig auszuzahlen. Da die Ehe zudem kinderlos

genhändig verfasste Schreiben illustrer Persönlichkeiten vereint, die früher z. T. auch in Schaukästen dem Publikum zugänglich waren. Aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters findet sich ein beachtliches Corpus von Briefen im Bestand der Sigmundiana, so auch jene, die in der Folge betrachtet werden.

4 Bezüglich der Namenformen werden jene verwendet, die in den Originalbriefen aufscheinen. Paula wird hier stets in der Form „Paula de Gonzaga“ angeführt, nach ihrer Hochzeit dann auch als „Gräfin zu Görz“ oder schlicht „Paula von Görz“. Was ihren Vater und ihren Bruder Ludovico angeht, so wechseln die Namen zwischen den Formen „Ludovico“ und „Lodovico“. Hier wird die Form „Ludovico“ gewählt, da diese auch in der einschlägigen Literatur dominiert.

5 Genaue Zahlen lassen sich schwer anführen, da viele Briefe verloren gegangen, z.T. aber auch mehrfach überliefert sind (in Form von Originalbriefen, Konzepten und Registereinträgen). Insgesamt sind an die 500 Schreiben überliefert, die direkt mit der Eheschließung bzw. in der Folge mit den Beziehungen Gonzaga – Görz in Verbindung stehen. Die betrachteten Briefe sind überliefert im Tiroler Landesarchiv (TLA) in den Beständen Sigmundiana, Pestarchiv, Urkundenreihe und Autographen sowie im Archivio di Stato di Mantova (ASM), Archivio Gonzaga (AG): Buste 218, 219, 332, 393, 426–429, 439, 510, 514, 522, 536, 544, 845, 846, 2100–2109, 2186–2188, 2415–2420, 2424, 2427, 2429, 2434, 2441, 2450, 2891–2907, 2961, 2962.

blieb, was letztlich zum Aussterben der Grafen von Görz führte, geriet Paula in ein Machtvakuuum, ohne finanzielle Sicherheiten seitens ihrer väterlichen Familie und ohne die letzte Legitimation als Gräfin von Görz durch eigenen Nachwuchs. Diese vielschichtigen Dissonanzen wurden von der Überlieferung im Bild des „ungleichen Paares“[6] zementiert, in der Differenz zwischen der feinsinnigen italienischen Gräfin und dem grobschlächtigen, rauen Grafen von Görz.[7]

Charakteristik

Die Briefe geben uns Einblicke in das Alltagsleben an den Fürstenhöfen, aber auch in die großen politischen Themen der Zeit und nicht zuletzt in das Funktionieren des Verwandtschaftsnetzes innerhalb des europäischen Hochadels. Wenngleich es um augenscheinlich ‚private‘ Belange geht, waren diese Briefe keineswegs privat nach unserem heutigen Verständnis: Die Schreiben wurden von Kanzleischreibern verfasst, vom Fürsten z. T. diktiert und korrigiert, mit den Räten und Schreibern besprochen, von Boten vorgelesen, an Familienmitglieder zur Ansicht weitergegeben – kurzum: Der Brief war in einen weitläufigen Kommunikationskreis eingebunden und kein privater Austausch von Herzensbotschaften.

Vielsprachigkeit

Das Spannungsfeld Öffentlich–Privat spiegelt sich nicht zuletzt auch im Sprachgebrauch wider. Die Briefe sind in drei Sprachen abgefasst: lat., deutsch und italienisch. Damit dokumentieren sie zugleich den ‚multikulturellen‘ Alltag spätmittelalterlicher Kanzleien. War zunächst Lat. die Schriftsprache des Abendlandes gewesen, so setzten sich seit dem 12. Jh. zusehends die Volkssprachen durch (Lühr 1986, 758–766). Ihr Terrain waren dabei die Briefe, während das Lat. nach wie vor die Sprache des offiziellen, diplomatischen Austausches blieb. Wie das Verhältnis zwischen der Verwendung des Lat. und der Volkssprachen genau aussah, ist eine Frage, die die Forschung nach wie vor beschäftigt. Das hier betrachtete Briefcorpus liefert diesbezüglich insofern einige interessante Einblicke, als sich folgende Auffälligkeiten hinsichtlich des Sprachgebrauchs beobachten lassen: Tendenziell scheint das Lat. als Briefsprache ‚offiziellen‘ Belangen vorbehalten gewesen zu sein, während die Volkssprache größere Nähe und Intimität mit dem Korrespondenzpartner signalisierte. Zunächst lässt sich feststellen, dass die Görzer niemals italienisch schrieben, sondern in der Hauptsache deutsch, während sich die lat. Schreiben auf Mitteilungen formelhafter Art beschränkten, z.B. Beglaubigungsschreiben für Boten, sowie auf die Kommunikation mit den männlichen Familienoberhäuptern (Markgraf Federico, Markgraf Francesco, Kardinal Francesco). Die deutschen Briefe richteten

6 So das Thema der Tiroler Landesausstellung 2000, die diesem Paar gewidmet war. S. dazu den Ausstellungskatalog: Circa 1500, 2000. Das Zitat „ungleiches Paar“ bezog sich ursprünglich auf Leonhards Eltern Heinrich IV. und Katharina von Gara und entstammte einer Schmähschrift von Enea Silvio Piccolomini auf das ebenfalls sehr konfliktreiche Paar.

7 Vgl. Billo 1934; Weingartner 1952; Babinger 1956; MIÖG 56, 329–384 und Wiesflecker 1998.

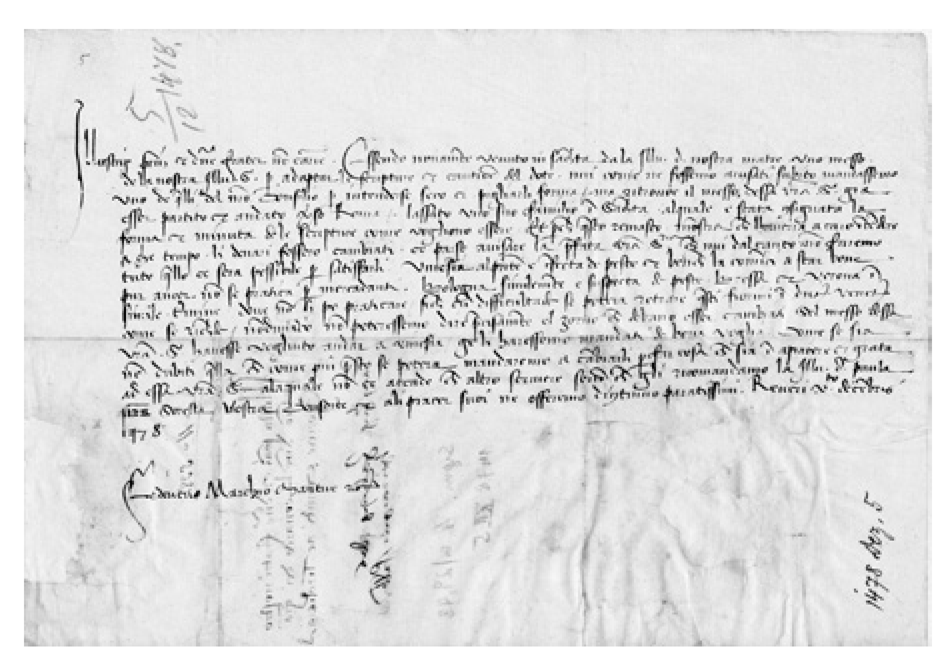


Abb. 21: Italienischer Brief des Federico Gonzaga an Leonhard von Görz.

sich hauptsächlich an Paulas Mutter Barbara von Brandenburg sowie an Paulas Bruder Gianfrancesco und seine Familie.[8] Der Gebrauch des Deutschen erklärt sich hier zum einen aus der deutschen Sozialisation dieser Briefpartner, zum zweiten aber auch aus der stärker freundschaftlichen Beziehung, die der Görzer zu diesen Verwandten unterhielt. Die Gonzaga ihrerseits schrieben untereinander und entsprechend in den späteren Jahren an Paula italienisch, in der Korrespondenz mit dem Görzer Grafen wechselten sie zwischen deutsch und lat. Dabei wechselte auch Barbara von Brandenburg zwischen deutschen und lat. Briefen. Italienische Briefe waren die Ausnahme (vgl. Abb. 21). Umgekehrt kam es durchaus vor, dass Federico deutsche Briefe erhielt, obwohl er kein Deutsch verstand. Seine deutsche Gattin Margarethe von Wittelsbach fungierte dann als Übersetzerin. Offensichtlich bemühten sich die noch ‚jungen' italienischen Adelsgeschlechter weit mehr, von den deutschen Reichsfürsten verstanden zu werden, als der alteingesessene deutsche Hochadel, der sehr selbstbewusst auf Deutsch kommunizierte. Die Gonzaga hatten eigene deutsche Kanzleimitglieder für den deutschen Schriftverkehr, die sie auch

8 Gianfrancesco hatte eine lange Sozialisation an deutschen Fürstenhöfen hinter sich und unterhielt sehr freundschaftliche Beziehungen zum Grafen von Görz, s. Herold 2002, 199–234.

als Gesandte und Boten einsetzten. Der berühmteste ist wohl Konrad von Hertenstein.[9] Die Sekretäre der Gonzaga beklagten sich ihrerseits über die nachlässige Art der Tiroler und Görzer Kanzlisten anlässlich der Ausstellung der Hochzeitsverträge und -urkunden in Bozen. Es standen also durchaus sehr verschieden ausgeprägte Kanzleisysteme und Schriftkulturen einander gegenüber.

Fallbeispiel

Dass die Funktion der Volkssprache als intimeres Korrespondenzmedium vom offizielleren Lat. deutlich unterschieden wurde, zeigt sich im Falle des einzigen überlieferten italienischen Briefes, den Barbara an Leonhard schrieb. Es war bekannt, dass Leonhard kein Italienisch verstand, entsprechend entschuldigte sich Barbara explizit in ihrem Brief (25. Mai 1478; TLA Sigm. 4a.029.086):

> *Havemo facta fare in vulgar italiano non havendo chi sapia scriver in todesco perche quella potera farsela tradure in vulgare todesco da Hertristano o altro de li suoi.*
>
> Wir haben ihn [diesen Brief] in der italienischen Volkssprache verfassen lassen, da wir niemanden haben, der ihn auf Deutsch schreiben könnte, auf dass Ihr ihn Euch von Hertenstein oder einem anderen Eurer Leute in die deutsche Volkssprache übersetzen lassen könnt.

Barbara konnte den Brief offensichtlich nicht auf Deutsch schreiben lassen, da ihr deutscher Schreiber Konrad von Hertenstein (Hertristano) gerade am Hof von Leonhard weilte. Dennoch zog sie es vor, den Brief in italienischer statt in lat. Sprache zu verfassen, obwohl Leonhard kein Italienisch verstand. Als Übersetzer stand ihm jedoch besagter Hertenstein zur Verfügung, auf den Barbara eindeutig verwies. Der einzig plausible Grund für dieses Verhalten ist, dass sie mit einem lat. Brief ein ungleich stärker offiziell ausgerichtetes Auftreten dem Grafen gegenüber signalisiert hätte, was sie in dieser Situation offensichtlich nicht wollte. Ebenso auffällig sind die Fälle deutsch-lat. Dubletten. In besonders wichtigen und brenzligen Situationen schickten die Gonzaga sowohl eine lat. als auch eine deutsche Version, wohl um beide Seiten des Verwandtschaftsverhältnisses zu betonen: die offiziell-politische ebenso wie die verwandtschaftlich-freundschaftliche.

Kommunikationsstrategien

Als Kommunikationsmittel über die Distanz unterlag der Brief starken diplomatischen Zwängen. Die räumliche Trennung der Korrespondenzpartner erschwerte die Kommunikation, da eventuelle Unstimmigkeiten und Missverständnisse nicht sofort von Angesicht zu Angesicht geklärt und bereinigt werden konnten. Nachdem Familienangelegenheiten in Fürstenkreisen jedoch von höchster politischer Brisanz waren, wurden ausgeklügelte Strategien in der Konzeption des Textes angewandt,

9 Vgl. Severidt 1998; generell zur Kanzlei und Verwaltung der Gonzaga Lazzarini 1996.

um den Korrespondenzpartner nicht – zumindest nicht offensichtlich – zu verärgern oder gar zu beleidigen. In dieser Fürstenkorrespondenz sind es vor allem emotionale Strategien (vgl. Walton 1992; Antenhofer 2005 und 2007), die verwendet wurden, wie Appelle an das Band der Freundschaft und Verwandtschaft, das zwischen den Fürstenhäusern gesponnen worden war. Als beispielsweise Federico, Paulas Bruder, ein Jahr nach der Eheschließung dem verärgerten Grafen erklären sollte, warum er die Mitgift für Paula noch immer nicht zur Gänze ausbezahlt hatte, appellierte er an das Mitleid und die Freundschaft des Grafen (15. November 1479; TLA Sigm. 4a.029.036):

> *Nam cum superiori estate in Etruria fuerimus cum armorum gentibus nostris tot nobis undique expense occuraverunt, ut non tantum pecunie stipendii nobis satisfecerint, sed et nostras et vestre illustris dominationis que apud nos erant expendere necesse fuerit. Idque confidenter fecimus existimantes, quod, si ille apud prefatam illustrem dominationem vestram fuissent eadem a nobis requisita, pro sua in nos benevolentia et mutuo amore pecunias ipsas leto animo nobis concessisset.*

> Denn als wir letzten Sommer mit unseren Söldnern in Etrurien waren, hatten wir auf allen Seiten so viele Ausgaben, dass uns das Geld für den Sold nicht genügte und wir sowohl unser Geld als auch jenes Eurer fürstlichen Herrlichkeit, das wir bei uns hatten, ausgeben mussten. Und das machten wir voller Vertrauen, da wir glaubten, wenn dieses Geld bei Euch gewesen wäre und wir darum gebeten hätten, so hättet Ihr es uns frohen Mutes übergeben aufgrund Eures Wohlwollens uns gegenüber und der gegenseitigen Liebe.

Durch diesen diplomatischen Schachzug machte es Federico Leonhard unmöglich, seine Entschuldigung zurückzuweisen, ohne dabei das diffizile Netz der Höflichkeit und Freundschaft zwischen den Höfen zu verletzen.

Wurde den Alltagsschreiben der Renaissance und des Mittelalters in der Forschung häufig kein großes Interesse zuteil aufgrund ihrer augenscheinlich großen Formelhaftigkeit und geringen „Individualität“ (vgl. Nickisch 1991, 1–4), so ergeben genauere historische Untersuchungen, dass die Verfasser dieser Briefe die Strategien der Rhetorik auf das Beste beherrschten und sich diese zunutze machten, um im Korsett der festgelegten Formeln und Floskeln ihre individuellen Botschaften durchaus an die Frau und den Mann zu bringen.

Humanistenbriefe

Zeitgleich zur eben beschriebenen, politisch-zweckmäßig ausgerichteten Form der Korrespondenz entwickelte sich auch in Tirol wie im restlichen Europa die sehr viel stärker literarisch-poetisch ausgerichtete Form des Humanistenbriefes. Dieser zeichnet sich neben der Verwendung des klassischen Lat. v.a. durch seine kunstvolle und durchkomponierte Gestaltung, welche sich ganz am Vorbild der römischen Tradition der *epistula* orientiert, aus. Die durchdringende Gelehrsamkeit,

welche diese Art der Briefe prägt, ist dabei keineswegs nur Selbstzweck; sie trägt zur Verdichtung des Textes und somit zu einer Annäherung dieser für den Alltagsgebrauch bestimmten Textsorte an die poetische Welt bei. Somit stellen diese Briefe ein Sammelsurium an kompositorischen, rhetorischen und stilistischen Kunstgriffen dar, welche sich, ohne dabei den oberflächlichen Lesefluss zu beeinträchtigen, dem gelehrten Rezipienten bei genauerem Hinsehen offenbaren und somit nicht zuletzt zu dessen Ergötzung beitragen. Aufgrund dieser recht anspruchsvollen Gestaltungskriterien überlappen sich oftmals folgerichtig immer wieder ‚privater' und ‚öffentlicher' Kontext dieser Kunstschriften, was eine Interpretation nicht immer einfach macht (vgl. Wallnig 2004, 813). Als exemplarische Belege hierfür sollen im Folgenden mehrere Briefe Tiroler Humanisten an Konrad Celtis und Johannes Reuchlin dienen. Weiters hat der Brief in dieser Zeit natürlich – auch dies ganz im Sinne des aufkommenden Humanismus – den Zweck der Bewahrung bzw. anschließenden Vermittlung von Wissen, weshalb er oftmals in die Nähe eines Berichtes rückt (Gruber u.a. 1983, 660, 662). Zuletzt soll in diesem Kapitel mit einem Brief des Priors der Karthause Schnals aus dem Jahr 1464 noch die ‚politische' Korrespondenz fernab der Kanzleien großer Fürstenhöfe zum Zuge kommen. An seinem Beispiel gewinnt man einen anderen Einblick in eines der zentralen Ereignisse politisch-religiöser Natur des 15. Jhs. in Tirol, nämlich das Interdikt zwischen 1460 und 1464.

Tritonius an Celtis

Nach seinem Studienaufenthalt in Ingolstadt, wo er Konrad Celtis kennen gelernt hatte, blieb der Bozner Humanist und Komponist Peter Treibenraiff, bekannter unter seinem Humanistennamen Petrus Tritonius Athesinus (vgl. hier S. 144), mit diesem über den Briefweg beständig in Kontakt. Exemplarisch geben über die Art und Weise des Briefverkehrs zwei Schreiben Auskunft, welche Tritonius in den Jahren 1500 und 1502 an seinen Freund richtet.

erster Brief

In seinem ersten Brief (Rupprich 1934, 404–406, Nr. 242) – dessen genaue Datierung umstritten ist – beklagt sich der Bozner bitterlich über die Zustände in Brixen, wo er als *magister ludi*, also Grundschullehrer, tätig war. Die Bewohner der Stadt bezeichnet er als ungebildete Barbaren, welche sich zwar für Weihrauch und Wein, nicht jedoch für schöne Künste und Kultur begeistern könnten; sein Leben, v.a. aber seine berufliche Tätigkeit seien eine einzige qualvolle Demütigung. Nach diesem Vorspann, der mit der Gelehrtenklage einen Topos der humanistischen Literatur allgemein aufnimmt, richtet er an den einflussreichen Freund die Bitte, ihm eine Stelle in Wien zu verschaffen. Außerdem entschuldigt sich Tritonius dafür, eine Beschreibung des Etschtales, welche er für die *Germania illustrata* hätte anfertigen sollen, noch nicht abgeliefert zu haben. Abschließend bittet er Celtis noch darum, ihm ein Exemplar seiner *Amores* sowie die *Astronomica* des Manilius zu senden.

zweiter Brief

Im zweiten Brief aus dem Jahr 1502 (Rupprich 1934, 511–514, Nr. 282) erzählt Tritonius ausführlich von seinen Erlebnissen in Italien; er hatte sich nämlich nach Padua begeben müssen, um dort die Insignien für sein abgeschlossenes Studium der Philosophie entgegenzunehmen. Der Text nimmt in mehreren Punkten Bezug auf den vorhergehenden Brief. So verweist Tritonius etwa darauf, dass er in Venedig eine Ausgabe von Celtis' *Amores* gefunden habe – offensichtlich hatte dieser ihm das vor zwei Jahren geforderte Exemplar noch immer nicht geschickt. Auch erwähnt der Südtiroler Humanist, dass ihm noch immer Fieberschübe zusetzten, welche er in den Thermen von Padua zu lindern bzw. kurieren gedenke. Dieser zweite Brief ist gegenüber dem etwas persönlicher gehaltenen ersten insofern eher dem Paradigma des Humanistenbriefes entsprechend, als er an mehreren Stellen eine Höflichkeit erkennen lässt, welche recht gespreizt und gekünstelt wirkt. Eher als auf eine tatsächliche Zuneigungsbekundung nämlich zielt diese bisweilen einzig darauf ab, Aussagen, welche einander im Text – *expressis verbis* oder im Zusammenhang gesehen – unversöhnlich gegenüberzustehen scheinen, durch geschickte rhetorische Winkelzüge unverhofft als miteinander vereinbar oder sogar einander ergänzend darzustellen. Schön verdeutlicht werden kann dies an dem oben genannten kleinen Streitfall bezüglich der *Amores*-Ausgabe. Tritonius benutzt die Tatsache, dass er diese nur auf langen Umwegen (er war zufällig in einem Buchladen fündig geworden) in seinen Besitz gebracht habe, geschickt für eine schattierte Aussage (Rupprich 1934, Nr. 282, S. 512):

> *Inciderant etenim mihi fortuitu in manus Libri Amorum tui nuper Norimbergae impressi. Stupefactus itaque gaudio subito intra me dixi: Nunc, Tritoni, te non paeniteat Italiam vidisse, ubi iucundissimi praeceptoris poema, quod tam diu avidissime desiderasti, nactus es! Ac non infoelici omini mihi fore duxi, ut, quod in Germania magna adibita cura invenire nequirem, id in Italia receperim. Solent enim plerumque cum difficultate acquisita esse chariora; quin etsi mihi facillime essent acquisita, observatione tamen tui mihi forent non minus charissima.*

> Ganz unverhofft fiel mir nämlich ein Exemplar der *Amores* in die Hand, welche du erst neulich in Nürnberg hast drucken lassen. Völlig verwundert und von Freude überwältigt sagte ich zu mir: „Nun, Tritonius, muss es dich wirklich nicht reuen, nach Italien gekommen zu sein, da du ein Buch deines lieben Freundes, nach welchem dir schon lange der Sinn stand, in deinen Besitz gebracht hast." Auch schien es mir ein gutes Zeichen zu sein, dass ich das, was ich in Deutschland so lange vergeblich gesucht habe, letztlich in Italien gefunden habe. Das, wofür man so manche Mühe in Kauf genommen hat, schätzt man dann bekanntlich umso mehr. Allerdings wären sie mir, auch wenn ich sie ganz leicht bekommen hätte, um deinetwillen ebenso, d.h. überaus teuer.

Nach der relativ lang ausgeformten polemischen Spitze am Beginn der Aussage schwenkt Tritonius geschickt in eine Relativierung seiner Aussage um, welche sich letztlich nicht nur nicht als Kritik entpuppt, sondern noch dazu Aufhänger für eine Zuneigungsbekundung ist. Somit steht am Ende eine völlig unerwartete Aussage: Egal, wie der Schreiber der Zeilen das Buch bekommen hätte, es hätte ihm in jedem Fall zum Vorteil gereicht. Dass nun gerade ein Buch Dreh- und Angelpunkt dieser unbedingten Glückseligkeit ist, mag mit Blick auf die Ideale eines Humanisten schwerlich ein Zufall sein: Es spiegelt sich darin das Credo wider, dass das Streben nach Bildung in jedem Fall gewinnbringend ist.

didaktische Funktion

Als weitere Eigenart des Humanistenbriefes findet sich überdies das Bestreben, den Empfänger über allerlei Wissenswertes in Kenntnis zu setzen, das sich der Schreiber während seines Aufenthaltes angeeignet hat – somit erfüllt der Brief also auch eine didaktische Funktion. Nach der Floskel, dass der Brief zu kurz sei, um alles neu erworbene Wissen zu Papier zu bringen, berichtet Tritonius kurz über die zweifelhaften Diskussionsmethoden der Italiener – mit folgender Begründung (Rupprich 1934, Nr. 282, S. 513):

> *Haec icciro ad te perscribere volui, ut tu pro tua sapientia nationis eius mores, quae cum tibi in ceteris cognotissimae sint, tum in his quoque pensiculare posses.*
>
> Ich habe dir dies deswegen geschrieben, damit das, was du über die Gepflogenheiten dieses Landes ohnehin schon weißt (du kennst dich in diesem Bereich ja sehr gut aus) auch anhand dieser Informationen noch schärfere Konturen annimmt.

Freundschaft

Die Anmerkung, Tritonius habe anlässlich einer solchen Diskussion auch einen polemischen Text von Celtis eingeworfen, welcher die Gemüter sehr erregt habe,[10] dient als Überleitung zu einer recht langen Freundschaftsbeteuerung (Rupprich 1934, Nr. 282, 513):

> *Sicque lis nostra crebro in eum demum exiit finem, ut (quemadmodum de Jesu Nazareno Judaei) dicerent alii, quia bonus est, alii non, sed seducit turbas. Ignosce verbis ac tibi id de me certo persuadeas, me pro tua fama ac gloria omne periculum subire paratum esse.*
>
> So lief unser Streit immer wieder auf den Punkt hinaus (wie damals bei den Juden in dem Streit über Jesus von Nazareth), dass die einen sagten: „Der Mann ist gut!“, die anderen dagegen der Meinung waren: „Nein, sondern ein Volksverhetzer!“ Stoß dich nicht an die-

10 Nach Rupprich 1934, 513 Anm. 1 handelt es sich dabei um das Epigramm 2,27 mit dem Titel *De cavillo Italorum* („Von der Sophisterei der Italiener“).

sen Worten und sei versichert, dass ich bereit bin, mich für deinen Ruf und deinen Ruhm jeder Gefahr auszusetzen.

Der Vergleich des Freundes mit Jesus von Nazareth hat hier nicht nur eine sehr tröstlich-enkomiastische Aussage (schließlich werden sowohl Celtis als auch dieser von einem ‚verblendeten' Teil der Bevölkerung völlig falsch eingeschätzt), sondern stellt, da sich der Brief dem Ende zuneigt, zuletzt wieder die gewohnte Hierarchie her, indem sich der Verfasser zumindest allusorisch in die Rolle des Jüngers und Märtyrers begibt, welcher seinem Herrn unbedingt beisteht, auch wenn dieser nicht da ist. Letztlich mag diese etwas übertriebene Form des Lobes wohl auch dazu gedacht gewesen sein, die unerfreulichen Mitteilungen am Ende des Briefes etwas abzufedern: Dort muss Tritonius nämlich eingestehen, die Beschreibung des Etschtales, welche schon vor zwei Jahren hätte fertig sein sollen, immer noch nicht angegangen zu haben.

Briefe an Johannes Reuchlin

Neben Konrad Celtis war ein weiterer Adressat vieler Briefe aus dem gesamten Raum Tirols der Pforzheimer Humanist Johannes Reuchlin, welcher sich in der Geschichte v.a. ob seiner entscheidenden Rolle im Zusammenhang mit den *Epistulae virorum obscurorum* („Dunkelmännerbriefe") einen Namen erworben hat.

Schenck an Reuchlin

In einem Brief mit einem in Gelehrtenkreisen typischen Anliegen, nämlich jenem, ein Werk durchzusehen und zu kommentieren, trat 1488 auch der Innsbrucker Andreas Schenck an Reuchlin heran. Die beiden hatten sich wohl anlässlich der Krönung Kaiser Maximilians in Aachen kennen gelernt (Dörner/Dall'Asta 1999, 66–67 Nr. 19) und hatten dann, wie aus dem Brief hervorgeht, den Kontakt zueinander verloren, worüber sich Schenck zu Beginn seines kurzen Schreibens bitterlich beklagt. Dann kommt er ohne Umschweife auf sein eigentliches Anliegen zu sprechen: Reuchlin solle seinem Landesherrn, Graf Eberhard im Bart, eine Friedensrede, welche Schenck wohl 1487 in Venedig gehalten hatte, vortragen, nicht ohne jedoch diese vorher noch einmal zu überprüfen und allfällige Verbesserungen anzubringen. Wie schon bei Tritonius bekommt vor diesem Hintergrund auch hier der anklagende Ton am Beginn eine taktische Funktion: Durch die Anspielung auf die vorangegangene Verletzung der Freundschaftspflicht kann es sich Reuchlin nun nicht mehr erlauben, den Freund ein weiteres Mal zu enttäuschen.

Fuchsmagen an Reuchlin

Auch der berühmte Tiroler Humanist Johannes Fuchsmagen (vgl. hier S. 65) aus Hall in Tirol unterhielt zu Reuchlin enge Beziehungen, wie zahlreiche Briefe bezeugen. Anhand eines im Februar 1493 aus Linz abgeschickten Briefes (Dörner/Dall'Asta 1999, 183–186, Nr. 59) lässt sich beispielsweise schön zeigen, wie humanistische Korrespondenz eine vollendete Symbiose zwischen thematischer Heterogenität und inhaltlicher Kohärenz anstrebte und meistens auch erreichte. Im konkreten Fall berichtet Fuchsmagen zum einen davon, dass er eine Darstellung

der Sephirot[11] gesehen habe, zum anderen übermittelt er in demselben Brief Celtis eine Anekdote aus dem Krieg gegen die Türken in Ungarn. Als verbindendes Glied zwischen diesen doch recht verschiedenen Themenbereichen wählt er den gemeinsamen Nenner der Unchristlichkeit, welche er dementsprechend betont:

> *Gratissimum fuit mihi videre figuram Sephiroth, quo lucidius intelligo et compertum habeo Hebraeos gentem supersticiosissimam et illorum autores. Pridie rex Hungariae literas ad Caesaream maiestatem secundis rebus gestis plenas dedit. Quia vero illae totum Christianitatis nomen hilaritate exultare nosque omneis victoriae congratulabundos facere debent, eas te latere nolui.*

> Es war mir eine große Freude, das Gebilde Sephiroth zu sehen; nun wird mir besser verständlich und ich erkenne gleichzeitig auch klarer, dass die Juden und mit ihnen ihre Schriftsteller ein mehr als abergläubisches Volk sind. Gestern hat Ihre Kaiserliche Majestät einen Brief des Königs von Ungarn erhalten, welcher wahrlich frohe Kunde brachte. Ihr Inhalt muss alles, was auf den Namen „Christ" hört, zum Jauchzen bringen, wir aber müssen gemeinsam in den Siegesjubel mit einstimmen; deshalb will ich dir seinen Inhalt auch nicht vorenthalten.

Es folgt die Schilderung des Einmarsches türkischer Truppen in Siebenbürgen, welche ein dort bestehendes Machtvakuum ausgenützt hatten. Nach dem Raubzug allerdings zogen die Eindringlinge über das Gebirge auf einem schmalen Weg, der ihnen keine Möglichkeit bot, sich zu formieren, ab und konnten so vom kaiserlichen Heer gestellt und geschlagen werden. Die Anekdote hat die offensichtliche Absicht, das Bild des gefährlichen, gewalttätigen, aber zum Glück auch wenig überlegenden türkischen Eindringlings zu evozieren. Auch hier schwingt – zumindest in der Art der Darstellung des Ereignisses – humanistische Gelehrsamkeit mit, da der belesene Empfänger des Schreibens dadurch offensichtlich an die Schlacht zwischen Athenern und Persern erinnert werden sollte, welche im Sund von Salamis, unter ähnlichen Voraussetzungen, eine erste Vorentscheidung zugunsten der verteidigenden Athener in diesem Krieg bringen sollte.

Brief des Priors der Kartause Schnals

Ein zweifelsohne einschneidendes und weitreichendes Ereignis in der Tiroler Geschichte des 15. Jhs. stellt der Streit zwischen Sigmund dem Münzreichen und dessen geistlichem Kontrahenten, dem Brixner Bischof Nicolaus Cusanus, dar (vgl. hier S. 170). Der Streit gipfelte bekanntlich im vom Papst über Tirol ausgesprochenen Interdikt, wodurch sich für viele Geistliche und Ordensleute in ganz Tirol zwischen 1460 und 1464 eine äußerst unangenehme Situation ergab: Gemäß der

11 Zehn göttliche Emanationen im kabbalistischen Lebensbaum, welche in Summe den himmlischen Menschen ergeben.

kirchlichen Weisung waren sie dazu angehalten, Exsequien und andere offizielle Handlungen zu unterlassen; der Herzog, und mit ihm das Volk, bestanden jedoch auf der Missachtung dieser, ihrer Meinung nach, ungerechtfertigten Weisung. In welchem Zwiespalt sich die Ordensleute damals befanden, kann exemplarisch ein Brief des Priors der Kartause Schnals aus dem Jahr 1460 zeigen.[12] Dieser richtet darin an einen höher gestellten Geistlichen eine schriftliche Anfrage mit der Bitte um definitive Klärung der Frage, wie sich der Orden zu verhalten habe. Den Adressaten setzt der Schreiber unmissverständlich darüber in Kenntnis, dass das Interdikt in Tirol nicht beachtet werde: *Cuncta divina officia publice absque observatione cuiuscumque interdicti exequuntur* (Bl. 2r; „Alle Gottesdienste werden, ohne Beachtung des Interdikts, öffentlich abgehalten"). Dem fügt er an (Bl. 2r):

> [*Sacerdotes*] *unanimi quadam concordia, crassam quandam seu potius affectatam ignorantiam ut videtur pretendentes, seu plus corporum forsitan quam animarum salutem spectantes.*
>
> Die Geistlichen sind sich in dieser Frage ganz und gar einig; dabei schützen sie völlige Unkenntnis vor – oder sollte es vielleicht doch so sein, dass sie in dieser Frage mehr auf das Heil ihres Körpers als auf jenes ihrer Seelen achten?

Anschließend weist der Prior darauf hin, dass seine Gemeinschaft, wiewohl abgeschieden und fernab vom politischen Leben, früher und eindringlicher als andere auf eine genaue Unterweisung in dieser Causa gedrängt habe. Damit meint der Prior eine *alia litera* („anderen Brief"), in dem offensichtlich schon einmal um Auskunft angefragt wurde. Aufgrund einer unbefriedigenden oder fehlenden Rückmeldung mussten sich die Ordensleute aufgrund der in ganz Tirol herrschenden Zensur nach wie vor mit den Informationen, welche man heimlich über einen Kanoniker aus Innichen[13] bekommen hatte, begnügen. Der Prior beteuert, dass er den Vorschriften des Adressaten unbedingt zu folgen gedenke, *omni timore cuiuscumque terrene potestatis postposito* (Bl. 4r; „ohne Furcht vor irgendeinem weltlichen Herrscher"). Stilistisch auffallend an diesem Schreiben ist die extreme Länge der Sätze, verknüpft mit einer umständlichen, bisweilen fast kryptischen Ausdrucks-

---

12 Das Dokument liegt in einer Abschrift des ÖNB-Cod. 5497 im TLMF (Dip. 747/7). Die Datierungen, welche bei Rief 1904, 137 mit 1461 und im ÖNB-Tabulaekatalog mit 1466 angegeben sind, sind beide falsch. Aufgrund der Tatsache, dass im Brief von einem gewaltsamen Angriff Sigmunds auf Cusanus *ipsa die paschae anni currentis* (Bl. 1r; „eben am Ostertag dieses Jahres") die Rede ist, welcher 1460 in Bruneck erfolgte (Jäger 1862, Bd. 2, 7–9), muss der Brief aus dem zuletzt genannten Jahr stammen.

13 Neben Toblach war Innichen die einzige Gemeinde in Südtirol, in welcher das Interdikt beachtet wurde (Brandstätter 2001, 159).

weise, welche immer wieder von Höflichkeitsfloskeln durchsetzt ist. Im Laufe des Schreibens wird allerdings klar, weshalb sich der Prior einer so umständlichen und redundanten Darstellung bedient: Die Kartäusermönche hatten nämlich selbst die Messfeier zelebriert; nun erfolgt die Bitte um Absolution. Wahrscheinlich waren dem Orden im Schnalstal die Risiken, welche eine Beachtung des Interdikts mit sich gebracht hätte, zu groß: Die Klarissen in Brixen etwa, welche sich geweigert hatten, die Glocken anlässlich eines Einzugs Sigmunds läuten zu lassen, waren von ebendiesem im Zorn aus Brixen ausgewiesen worden (Jäger 1861, 243–245).

Lukas Oberrauch

Musik

Überblick

Für die Verwendung von Lat. im Bereich Musik zeichnet im Tirol des ausgehenden Mittelalters bzw. der frühen Renaissance nach wie vor, wie auch in den Jahrhunderten zuvor, hauptsächlich die Kirche verantwortlich. In Kloster- und Domschulen wurde das Erlernen der Sprache mit dem Gesang insofern besonders verknüpft, als der Lateinschulmeister zugleich zumeist auch der Gesangslehrer und somit verantwortlich für die musikalische Gestaltung und Umrahmung der Messfeier war (vgl. Schubert 2010). Das älteste Beispiel für eine solche „Singschule" in Tirol stellt die 769 durch Herzog Tassilo gegründete Stiftsschule in Innichen dar. Diese Tradition wurde ab dem 15. Jh. auch in den Stadtschulen fortgeführt (Peintner 2001, 353–366). Weniger von Belang für diese Untersuchung ist die Musikproduktion im bürgerlichen und höfischen Kontext: Sowohl der Meistersang, welcher sich in Tirol seit dem beginnenden 14. Jh. großer Beliebtheit erfreute (Riedmann 1990, 596), als auch der Minnesang bedienten sich vornehmlich der deutschen Sprache. Über die *Carmina Burana* wurde bereits an anderer Stelle gehandelt (vgl. hier S. 40–44). Es bleibt jedoch festzuhalten, dass v.a. die zunehmende Bedeutung der bürgerlichen Schicht in den Städten sehr wohl Einfluss auf die sprachliche Gestaltung sakraler Praktiken nahm: Bedingt durch ihre dürftigen Lateinkenntnisse und ihr Engagement im kirchlichen Bereich erhielt die deutsche Sprache dort nach und nach mehr Daseinsberechtigung. Davon zeugen etwa die sogenannte *Innicher Marienklage* aus dem Jahr 1391, welche als ein Fragment eines Oster- oder Passionsspiels identifiziert wurde (Hennig 1972), oder erste Übersetzungen von lat. Hymnen (etwa des Hymnus „Christ ist erstanden", wiederum aus der Osterliturgie) aus dem frühen 15. Jh. (Gozzi 2001, 477). Somit zeigt sich das Bild der lat. Texte zu Musikwerken aus der betreffenden Zeit in Tirol recht homogen: Es handelt sich im Wesentlichen um die Vertonung von Psalmen und Hymnen, Sequenzen sowie Antiphonaren, Missalia, Evangeliaria und *officia sanctorum* („Heiligenoffizien"). Aufgrund der zahlreichen Exemplare ist es schwierig, eine repräsentative Auswahl zu treffen, v.a. aufgrund der Tatsache, dass diese zumeist nicht nach inhaltlichen, sondern allenfalls nach chronologischen bzw. ästhetischen Gesichtspunkten erfolgen kann. Ein repräsentativer Überblick über solche Vertonungen findet sich bei Neuhauser 2001. Daher sollen im Folgenden nur einige interessante musikalische Werke etwas eingehender behandelt werden.

Albert von Neustift

Im 14. Jh. gestaltete vermutlich Albert von Neustift (vgl. Schrott 1938) die in ULBT, Cod. 710 überlieferte Mariensequenz *Ave cella nova legis* („Sei gegrüßt, neues

Gefäß des Gesetzes“); in ihrem ersten Halbvers hat er offenbar den lat. Namen für Neustift *(Novacella)* eingearbeitet und somit den Titel der Sequenz *Ave cella nove legis* verändert (Dörrer 1941, 142). Albert war in den Jahren 1298–1314 Propst der örtlichen Augustiner-Chorherren und starb am 23. April 1319. Wenngleich über seine Herkunft nichts bekannt ist, verfügen wir dank der Aufzeichnungen des Neustifter Chronisten Johannes Librarius (vgl. hier S. 115) doch über gesicherte Informationen zu seinem Wirken als Vorstand des Stiftes. In dessen *Memoriale benefactorum* („Stiftungsbuch“) wird Albert u.a. als *metrista perfectus, musicus subtilis* („perfekter Dichter, feinsinniger Musiker“) bezeichnet, der sich u.a. durch die Gestaltung von Mess- und Gesangsbüchern hervorgetan habe (Dörrer 1955, 21).

Tritonius, *Melopoiae*

Mit seinen *Melopoiae sive harmoniae tetracenticae super xxii genera carminum heroicorum elegiacorum lyricorum et ecclesiasticorum hymnorum* („Kunst der Melodiebildung oder vierstimmige Faktur über 22 Arten epischer, elegischer und lyrischer Dichtwerke sowie sakrale Hymnen“, Augsburg 1507, vgl. Abb. 22) hat Peter Treibenraiff aus Bozen[1] ein Werk von größter Bedeutung für die Musikgeschichte Europas verfasst (Schubert 2010).

Biographie

Treibenraiff wurde um 1470 in Bozen geboren. Nach 1486 inskribierte er an der Artistenfakultät der Universität Wien, 1497 begab er sich zur weiteren Ausbildung nach Ingolstadt. Mit dem dort lehrenden Konrad Celtis verband ihn bald eine enge Freundschaft; in dieser Zeit legte er sich auch den Humanistennamen Petrus Tritonius zu.[2] Im Anschluss an seinen Aufenthalt in Ingolstadt kehrte er nach 1499 in seine Heimat zurück und wurde Lehrer an der Lateinschule in Brixen. Um 1503 begab er sich für einige Jahre nach Wien und wurde dort auch Mitglied der Humanistengesellschaft *Societas Danubiana.* Nach einer erfolglosen Bewerbung um eine Lehrerstelle in Augsburg kehrte Tritonius als Schulmeister nach Bozen zurück. Von 1513 bis 1519 hielt er sich in Hall, bis zu seinem Tode 1525 zeitweise auch in Schwaz auf. Vor allem durch sein Mitwirken (seine alleinige Autorschaft kann nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden, vgl. Bobeth 2006, 1053) am ältesten katholischen Gesangbuch mit dem Titel *Hymnarius* hat sich Tritonius in der Musikwelt selbst ein Denkmal gesetzt.

Entstehung

Bei den *Melopoiae* handelt es sich um einen der frühesten Drucke von Mensuralmusik in Deutschland; sie stellen überdies die Basis für die Gattung der Humanistenode dar. Tritonius verfasste sie im Jahr 1507 auf Betreiben seines Mentors

1 Anlässlich seiner Immatrikulation in Ingolstadt 1497 bezeichnete er sich selbst als *Petrus Traibenreif ex Posano* (Bobeth 2006, 1052).

2 Nach Waldner 1903, 192 geschah dies in Anlehnung an den damals gebräuchlichen musikalischen Fachbegriff für die übermäßige Quart, „Triton“; plausibler jedoch scheint die Annahme, dass der Name auf das Adjektiv „*Tritonius*“ („zu Athene gehörend“) zurückzuführen ist.



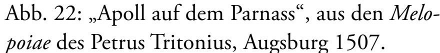


Abb. 22: „Apoll auf dem Parnass“, aus den *Melopoiae* des Petrus Tritonius, Augsburg 1507.
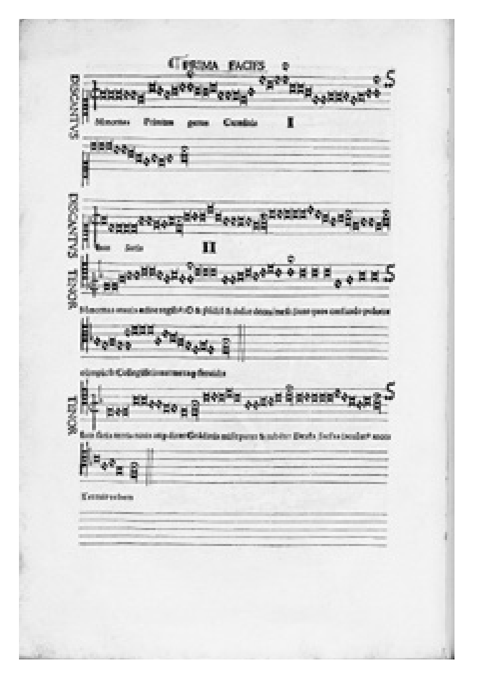


Abb. 23: Diskant und Tenor des Beginns der ersten Ode aus den *Melopoiae*.

und Vorbilds Celtis, welcher sich ein Lehrbuch hinsichtlich der Vertonung und rhythmisch-metrischen Umsetzung antiker Lyrik wünschte.

Inhalt, Aufbau

Das Werk umfasst zehn Folioblätter und beinhaltet neben einem einleitenden Hexastichon, einem Tetrastichon sowie einer sapphischen Ode des Abts Benedikt Chelidonius, welche Celtis gewidmet ist, die bereits im Titel erwähnten 22 Oden, welche vierstimmig vertont sind: Diskant und Tenor (vgl. Abb. 23) stehen dabei jeweils Alt und Bass gegenüber. In der Auflistung der Oden werden jene weltlichen Inhalts (v.a. horazische Oden, aber auch lyrische Werke von Celtis) von den Kirchenhymnen getrennt. Tritonius versucht in der Translation der antiken Metrik auf die moderne Rhythmik dem Original in allen Bereichen Rechnung zu tragen. So werden etwa nicht nur Längen und Kürzen durch dementsprechende Mensuralnotation (durch Breven und Semibreven) übertragen; auch die Einschnitte (wie etwa bei der vertonten horazischen Ode 1,11 vor bzw. hinter dem mittleren Choriambus) werden durch Atemzeichen umgesetzt. Elegant und geschickt ist auch die Lösung der Frage, wie man eine *syllaba anceps* am Versende darstellen soll: Tritonius setzt in diesem Fall den kürzeren Notenwert, versieht die entsprechende Notation allerdings mit einer Fermate.

Erfolg

Noch im selben Jahr ließ Tritonius eine leicht veränderte, schlankere Fassung seiner *Melopoiae* mit dem Titel *Harmoniae Petri Tritoni super odis Horatii Flacci* („Vertonungen der horazischen Oden durch Petrus Tritonius“, Augsburg 1507) drucken, was ein klarer Beleg dafür ist, wie gut das Werk angenommen wurde.

Lapicida, *Sacerdos et pontifex*

Aus dem Jahr 1515 stammt die Motette *Sacerdos et pontifex* („Pfarrer und Bischof“) des Komponisten Erasmus Lapicida, welche der Komponist anlässlich der Bischofsweihe von Bernhard von Cles am 7. und 8. September desselben Jahres geschrieben hat (Gozzi 1986).

Biographie

Die Biographie Lapicidas (* 1445) weist zahlreiche Lücken und Unklarheiten auf. So ist seine Herkunft umstritten, auch deshalb, weil er immer nur mit seinem latinisierten Humanistennamen angeführt ist; letzthin hat sich Forscher-Weiss 2001 allerdings für Trient als seinen Geburtsort ausgesprochen. Als sicher gilt seine Tätigkeit in der Heidelberger Hofkapelle Ludwigs V. im Jahre 1510. 1521 wurde er Benefiziat im Wiener Schottenkloster. Wahrscheinlich – dies lässt ein der Motette beigelegtes Epigramm von fünf Distichen erahnen – hatte Lapicida *Sacerdos et pontifex* komponiert, um dadurch eine Anstellung beim Bischof zu erlangen, der sich als bedeutender Kunstmäzen und -liebhaber einen Namen gemacht hatte. Allerdings scheint der Versuch nicht von Erfolg gekrönt gewesen zu sein: Ein späteres Wirken Lapicidas in Trient ist nämlich nicht feststellbar.

Inhalt

Die Motette ist in vier Stimmen (Cantus, Altus, Tenor und Bassus) und drei Teile aufgeteilt. In den ersten beiden singen jeweils drei Stimmen den liturgischen Text der Antiphon (*ad recipiendum processionaliter episcopum*; „um den Bischof bei der Prozession zu empfangen“), während eine Stimme (zuerst der Cantus, dann der Altus) in lang gezogener Phrasierung den Satz *Bernardus Clesius Episcopus Tridentinus dignus est* („Bernhard von Cles ist ein würdiger Bischof von Trient“) vorbringt. An diese beiden schließt sich zuletzt eine Fuge an, in der alle vier Stimmen die Lobpreisung wiederholen. Besonders interessant ist, dass der Komponist beim Hauptthema auf einen *cantus firmus* zurückgreift, dessen Melodie sich aus den Vokalen, welche die Silben des oben zitierten Satzes beinhalten, ergibt: Lapicida greift hierzu auf die Technik des *sogetto cavato dalle vocali* zurück. Tauscht man nämlich die jeweilige Silbe mit jenem Ton der Solmisation aus, welcher den entsprechenden Vokal in seiner Bezeichnung enthält, erhält man folgendes Thema: Re-fa-ut-re-mi-ut-re-mi-sol-ut-mi-re-mi-ut-mi-ut-re, wodurch sich gleichsam aus dem Text die vorzutragende Melodie ergibt (Lunelli 1949, 47–48).

Erika Kustatscher/Martin Korenjak

Kirchliches Schrifttum

Überblick

Anders als im Rechtsalltag und in der Verwaltung, wo sich seit etwa 1300 zunehmend die Volkssprachen durchsetzten, blieb im kirchlichen Bereich wie anderswo so auch in Tirol das Lat. dominant. Entsprechend umfangreich ist das lat. Schrifttum, und entsprechend vielfältig sind die Zeugnisse, in denen es sich artikuliert. Im Folgenden müssen aus Platzgründen wesentliche Teile dieses Textcorpus ausgespart werden. Dies betrifft insbesondere das kirchliche Urkundenwesen, die Korrespondenzen kirchlicher Würdenträger, von denen eine beispielhaft im Briefkapitel der folgenden Epoche vorgestellt wird (vgl. hier S. 335), sowie die Person des Nicolaus Cusanus, der in den Kapiteln zur Philosophie und zur Rechtswissenschaft gewürdigt wird (vgl. hier S. 167–182, 203–206). Dagegen scheint es sinnvoll, zunächst, sozusagen als Hintergrund, die Rezeption der zeitgenössischen Scholastik und Mystik zu beleuchten (produziert wird im eigentlichen Sinne theologisches Schrifttum in Tirol einstweilen nur in wenigen Einzelfällen). In der Folge wird ein Überblick über das kirchliche Gebrauchsschrifttum des Landes gegeben. Den Schluss machen zwei anlassbezogene Werke aus dem späten 15. Jh., die in theologisch fundierter Argumentation zu wichtigen religionspolitischen Ereignissen und Entwicklungen Stellung nehmen.[1]

scholastische Theologie im Spätmittelalter

Vor dem Hintergrund schwerer Krisen der Kirche, die auf den Reformkonzilien von Konstanz (1414–1418) und von Basel (1431–1449) zur Lösung anstanden, kam es im 15. Jh. zu einer Aktualisierung theologischer Richtungen, die sich seit dem frühen 14. Jh. entwickelt hatten. Damals begann an die Stelle der hochmittelalterlichen Summen, deren Hauptanliegen die rationale Begründung von Glaubensinhalten gewesen war und die ein Allgemeines vorausgesetzt hatten, an dem die Einzeldinge teilhätten (Realismus), die Untersuchung einzelner Probleme und konkreter Dinge zu treten (Nominalismus). Die für das Mittelalter typische Verbindung von Glaube und Vernunft wurde in Frage gestellt (Röd 2000, 366–371). Im 15. Jh. steigerte sich der Gegensatz zwischen Realismus und Nominalismus zum Streit zwischen der sogenannten *via antiqua* („alter Weg“) und der *via moderna* („Weg der Gegenwart“). Die Vertreter der Ersteren traten für die Theologie des Thomas von Aquin und des Albertus Magnus ein und wollten im universitären Lehrbetrieb nur diese Richtung dulden, Letztere setzten an die Stelle der Autorität

1 Zu einer ausführlichen Kirchengeschichte Tirols in diesem Zeitraum s. Gelmi 2001, v.a. 63–134.

die Vernunfteinsicht und zeigten einen starken Neuerungsdrang sowie eine Neigung zu skeptischer Kritik. Sie tendierten dazu, die Theologie zu einem Übungsfeld logisch-dialektischer Kunstfertigkeit zu machen, anstatt sie als Heilslehre zu betrachten (HdK 3,2, 431–433; Röd 2000, 375–378). Weiteres Konfliktpotenzial enthielt die auf Wilhelm von Ockham und Marsilius von Padua zurückgehende Forderung nach einem Staatskirchentum und die damit zusammenhängende Idee des Konziliarismus, die eine Oberhoheit des Konzils vor dem Papst annahm (Röd 2000, 378–380). In zwei Dekreten des Konzils von Konstanz fand diese Vorstellung ihre klassische Formulierung; unter denselben Auspizien standen auch die Arbeiten des Konzils von Basel (Bäumer 1976).

Scholastik in Tirol

Im 15. Jh. wurde die Scholastik auch in Tirol rezipiert. An den Handschriftenbeständen der bedeutendsten geistlichen Zentren lässt sich ablesen, wie das Gedankengut auswärtiger Theologen den Weg ins Land fand. Erste Schneisen in ein unübersichtliches Dickicht theologischer Werke, um die man sich in Tirol bemühte, schlagen mehrere Einzelstudien von Katherine Walsh (Walsh 1973; 1987; 1990; 1997; 2002), auf deren Ergebnissen der folgende Abriss basiert.

Narcissus Herz

Ein bedeutender Vertreter des konziliaren Gedankengutes, dessen Werke in Tirol Beachtung fanden, ist der um 1385 in Berching bei Eichstätt geborene und seit 1406 an der Wiener Universität ausgebildete Narcissus Herz. 1434 ging er im Auftrag Herzog Albrechts von Österreich als Gesandter ans Konzil von Basel. 1439 verfasste er ein von der Wiener Universität für verbindlich erklärtes Gutachten zum Verhalten der geistlichen Reichsfürsten gegenüber dem aus der Sicht von Papst Eugen IV. schismatisch gewordenen Reformkonzil, in dem er die von den Kurfürsten verkündete Neutralität in der Auseinandersetzung zwischen Papst und Konzil und den Gedanken der Union mit der griechischen Kirche entschieden ablehnte. Es fand unter den Zeitgenossen große Beachtung und ist auch in den Bibliotheken Tirols vertreten, beispielsweise in Gestalt eines 1455 in Erfurt angefertigten Manuskripts, das schließlich nach Neustift kam (ULBT, Cod. 59). Im dritten Teil einer theologischen Sammelhandschrift aus Schnals (ULBT, Cod. 147) ist ein weiteres Gutachten der Universität Wien vom 15. März 1442 über die Legitimität des Konzils von Basel enthalten, das von Narcissus stammen könnte, weil es ebenfalls eine kompromisslose Ablehnung jeder Form von Neutralität im Streit zwischen Papst und Konzil enthält (Walsh 1990).

Kommentar zu Petrus Lombardus

Herz war auch sehr an einer lebendigen Pastoral interessiert. Sein theologisches Hauptwerk, ein Kommentar zum dritten Buch der *Sentenzen* des Petrus Lombardus, der sich an Thomas von Aquin und Bonaventura anlehnt, verrät neben einer bedeutenden spekulativen Veranlagung auch Sinn und Verständnis für faktenbezogene Forschung. Die Schwerpunkte liegen auf der Menschwerdung Christi, christologischen Einzelfragen, der Heils- und Erlösungslehre, den theologischen und den

Kardinaltugenden sowie den Zehn Geboten. Auch dieser Kommentar ist in vielen Hs. überliefert. Eine davon entstand um 1440 in der Kartause Schnals, eine weitere kam durch Schenkung nach Stams (Walsh 2002, 80–90).

Summa de ecclesiastica potestate

Beim Kirchenvolk genossen Konziliaristen wie Herz wenig Ansehen; dieser Faktor gilt als einer der Gründe für den Autoritätsschwund, den gerade die obersten kirchlichen Instanzen im 14. und 15. Jh. erlebten, obwohl es sich um eine Zeit tiefer Volksfrömmigkeit handelte (Angenendt 2000, 231–232). Das Übergewicht, das die Vertreter der päpstlichen Machtfülle hatten, schlägt sich, wie es scheint, auch im Tiroler Handschriftenbestand nieder. Im Winter/Frühjahr 1432–1433 fertigte Peter Geräuter, ein ehemaliger Haller Stadtschreiber, der einen guten Einblick in kirchliche Fragen und unter den Theologen aktuelle Themen hatte, eine Abschrift der *Summa de ecclesiastica potestate* („Summe über die kirchliche Gewalt“) des Augustinereremiten Augustinus (Triumphus) von Ancona († 2. April 1328) an. Mit der darin im Auftrag von Johannes XXII. entwickelten Theorie des päpstlichen Zentralismus hatte der Autor eine der ausführlichsten mittelalterlichen Diskussionen zur päpstlichen Gewalt im geistlichen und weltlichen Bereich vorgelegt. Das Werk hatte zunächst wenig Beachtung gefunden, war jedoch im zeitlichen Umfeld der Reformsynoden gerade in den deutschsprachigen Territorien beliebt und weit verbreitet. Dass dies auch für Tirol gilt, unterstreicht der Umstand, dass es auch in den Bibliotheken von Stams und Schnals (ULBT, Cod. 22 und 548) vorhanden war.

Leonhard Huntpichler

Papalistische Positionen wie diejenige des Augustinus von Ancona erhielten durch das Scheitern des Konzils von Basel kräftigen Auftrieb, wie sich etwa am Beispiel des gebürtigen Tirolers Leonhard Huntpichler zeigen lässt. Vermutlich bald nach 1400 in Brixen i.Th. geboren, studierte er 1421–1426 an der Wiener Artistenfakultät. Nach einer kurzen Zeit in Ungarn wechselte er als Schulmeister an die Domschule in Brixen, wo er auch heiratete. Nach dem Tod seiner Frau trat er 1438/39 in Wien in den Dominikanerorden ein und begann ein Studium der Theologie, das er 1443/44 in Köln fortsetzte. Seit 1445 wieder in Wien, wo er 1449 den Grad eines Magisters der Theologie erhielt, lehrte er bis zu seinem Tod im Jahr 1478 an der dortigen Universität und an der Hauslehranstalt seines Ordens (Frank 1976, 33–34). Seit 1449 war er auch Vikar über dessen reformierte Niederlassungen in Österreich (Gritsch 1978, 277).

Tractatus

Huntpichler war kein origineller Denker, sondern von gängigen theologischen Meinungen seiner Zeit abhängig, die er überdies, in erster Linie Lehrer von Anfängern, verkürzte und vereinfachte. Zwar lassen sich kaum direkte Bezüge zu jüngeren Theologen aufzeigen, da er namentlich nur traditionelle Autoritäten zitiert, doch wird man zumindest die Kenntnis des Augustinus von Ancona voraussetzen dürfen, dessen Werk in der Wiener Ordensbibliothek zur Verfügung stand. Huntpichlers

papalistischer Standpunkt ist umso bemerkenswerter, als er ihn in einem insgesamt stark konziliaristischen Klima zu vertreten hatte und dennoch breite Resonanz fand. Seinem wohl 1447 aus konkretem zeitgeschichtlichem Anlass verfassten *Tractatus de auctoritate ecclesiastica* („Traktat über die kirchliche Autorität"; BAV, Ottobon. lat. 872, Bl. 5r–131v) kommt als erstem nachweisbaren Zeugnis dieser Richtung besondere Bedeutung zu. Es geht darin um die Rechtfertigung der am 11. September 1447 erfolgten Obödienzerklärung des Reichsoberhauptes und österreichischen Landesfürsten Friedrich IV., des späteren Kaisers Friedrich III., für Papst Nikolaus V. (Frank 1976, 182–188).

weitere Werke

Später verfasste Huntpichler Schriften zur Reform des religiösen und öffentlichen Lebens, die den im *Tractatus* eingeschlagenen Weg fortsetzten, sei es in Gestalt einer noch schärferen Formulierung des antikonziliaren Standpunktes, sei es im Ton katholischer Apologetik gegen die Hussiten unter Hervorhebung der kirchlichen Jurisdiktionsvollmacht. In anderen Werken rechtfertigte er kirchliche Gewohnheiten als etwas der Intention des Stifters der Kirche Entsprechendes, äußerte sich zu Unterrichtsmethoden, lobte die Urkirche, plädierte für einen frühen Eintritt in die Orden und sprach sich gegen die in seiner Zeit häufige Pfründenkumulierung aus (Frank 1976, 188–214). Eine papalistische Einstellung kommt auch in seinen Predigten zum Ausdruck, deren Breitenwirkung allerdings gering gewesen sein dürfte, weil sie sich weitgehend auf den Raum der Universität beschränkten (Frank 1976, 218–221).

papalistische Position

Insgesamt ist Huntpichlers Position als Ablehnung der Meinung zu umschreiben, es sei die Gesamtkirche, die dem Papst anlässlich der Wahl seine Gewaltenfülle verleihe. Für Huntpichler wird ihm diese vielmehr direkt von Christus übertragen und ist notwendig, um die Glaubenseinheit zu gewährleisten. Die beste Kirchenverfassung ist in seinen Augen die monarchische: Der Papst steht über dem Konzil und hat die Befugnis, die Schrift doktrinal zu erklären; das *concilium* („Konzil") darf nicht mehr sein als ein *consilium* („unverbindlicher Ratschlag"). Daher haben auch die Kardinäle kein autoritatives Mitregiment; als Papstwählern kommt ihnen nur das Designations-, nicht das Delegationsrecht zu. Allerdings sieht Huntpichler, ähnlich wie Augustinus von Ancona, in der Jurisdiktion des Papstes nicht die Quelle für diejenige der Bischöfe; auch die Apostel hätten ihre Gewalt nicht als Kollegium, sondern als Einzelpersonen erhalten (Frank 1976, 246–261). Die Laien müssen gemäß dem hierarchischen Prinzip als hörender Teil dem Klerus untergeordnet sein. Schließlich gehört zur Kirche auch die weltliche Obrigkeit, der auf jeden Fall Gehorsam zu leisten ist. Dieser Gedanke fand in der zeittypischen Vorstellung vom *princeps in ecclesia* („Fürst in der Kirche") breite Resonanz (Frank 1976, 385–386).

Stil

Auf die sprachlich-stilistische Seite seiner Werke verwendet Huntpichler wenig Sorgfalt: Sein Lat. entspricht weder dem Stil der Scholastik noch dem des allmäh-

lich sich ausbreitenden Humanismus. Auffällig sind ein erbaulicher Ton, der u.a. durch viele Zitate aus der Bibel und Erbauungstexten zustande kommt, und ein predigthafter Charakter (Frank 1976, 41–50).

Bernhard Welsch

Auf ungleich höherem Niveau arbeitete Bernhard Welsch aus Nördlingen an der Donau: Dieser Theologe gehört zu den profiliertesten Persönlichkeiten der Wissenschaft, die im Tirol des Spätmittelalters wirkten. In Kaisheim bei Donauwörth in den Zisterzienserorden eingetreten, kam er früh nach Stams, einer Tochtergründung dieses Stiftes. 1437 erhielt er die niederen Weihen. 1443 immatrikulierte er sich in Heidelberg, wo er fortan fast zwei Jahrzehnte blieb: Er absolvierte ein vollständiges Studium der Theologie und wirkte mit Erfolg als Administrator des St. Jakobs-Kollegs seines Ordens. Das Verzeichnis seiner Schriften geht weit über die Pflichtübungen eines Theologen hinaus: Neben dem obligaten Kommentar zu den *Sentenzen* des Petrus Lombardus umfasst es auch eine *Expositio canonis missae* („Aufriss des Messkanons"), einen *Tractatus de beatitudine* („Traktat über die Glückseligkeit") und verschiedene weitere Abhandlungen, außerdem eine Reihe von Kommentaren zu Büchern des AT, den Paulusbriefen und der Offenbarung des Johannes. Den Schwerpunkt seiner Arbeit legte er auf die Bibelexegese, darüber hinaus beschäftigte er sich aber auch mit systematischer Theologie.

Leben und Wirken in Stams

Auch in seiner Heidelberger Zeit ließ Welsch den Kontakt mit Stams nie abreißen; unter anderem verbrachte er dort jeweils die Sommerferien. Aus seinen Aufzeichnungen geht hervor, dass er hier auch die meisten seiner theologischen Werke verfasste. 1461 wurde er Prior in Stams, später in Kaisheim. 1484 kehrte er als Abt nach Stams zurück und brachte dabei die für seinen eigenen Studiengang und für seine Lehrtätigkeit angefertigten Heidelberger Vorlesungsunterlagen mit (Stams, 52 und 53; ULBT, Cod. 69); andere Fassungen als die Autographen sind allerdings nicht bekannt, was auf schwache Resonanz außerhalb des eigenen Schüler- bzw. Klosterkreises schließen lässt. Im Jahr 1501 resignierte er aus Altersgründen (Walsh 1990, 25; 1997, 83–86).

Entwicklung des Stiftes

In seiner Amtsperiode entwickelte das Stift sowohl nach innen als auch nach außen ein markantes Profil. Welschs besonderes Interesse galt dem Anliegen, sämtliche Stamser Professmönche, die für Studien an einer Hohen Schule in Frage kamen, nach Heidelberg zu schicken. Damit hängt der seelsorglich wichtige Gedanke zusammen, die Stiftspfarren mit Konventualen zu besetzen, worin sich ein vertieftes Verständnis des Inkorporationsrechtes spiegelt; für Mais bei Meran konnten die Früchte von Welschs Bemühungen um eine ordensadäquate Seelsorge in Teilbereichen nachgewiesen werden. Nach außen hin schlug sich sein Wirken in guten Beziehungen zu den habsburgischen Landesfürsten und zu den Bischöfen von Brixen und Trient nieder; Stams wurde unter seiner Leitung zu einem Treffpunkt einflussreicher Persönlichkeiten (Walsh 1990, 26–33).

gemäßigter Thomismus

Zu Welschs Zeit war die Heidelberger Hohe Schule ein Zentrum des Streites zwischen *via antiqua* und *via moderna*; dieser wurde dort in einer Härte ausgefochten wie sonst nur in Paris und Köln. Welsch vertrat einen gemäßigten Thomismus, den Positionen radikalerer Vertreter der *via antiqua* schloss er sich nicht an. Die Vorliebe für den Aquinaten bei der Bibelauslegung schien ihm mit dem Rückgriff auf biblische und patristische Belegstellen vereinbar zu sein. In der strittigen Frage der unbefleckten Empfängnis Mariens anerkannte er – gegen Thomas, aber mit seinem eigenen Orden – stillschweigend die Bestimmung des Basler Konzils. Auch in anderen Bereichen ging er ‚modern' anmutende Wege, so in der Auseinandersetzung mit dem Problem, ob nur der Priester oder auch der Laie die Verwandlung von Brot und Wein vornehmen könne bzw. dürfe. Bei der Schriftauslegung zeigte er die Fähigkeit, die besten unter den spätmittelalterlichen Autoritäten heranzuziehen; neben kompilierten Teilen enthält Welschs exegetisches Werk jedoch auch eigenständige Passagen. Insgesamt ist es allerdings lose strukturiert und stark von momentanen Interessen geprägt (Walsh 1997, 89–96).

Mystik

Parallel zur Scholastik hatten sich seit dem Ende des 13. Jhs. verstärkt mystische Tendenzen als Formen theologischer Erkenntnis durchgesetzt; diese Strömung, die ihren Höhepunkt mit Meister Eckhart, Johannes Tauler und Heinrich Seuse erreichte, setzte den Akzent nicht auf die Transzendenz, sondern richtete den Blick nach innen (HdK 3,2, 463–472).

Seuse, *Horologium*

Im Tirol des 15. Jhs. fand die Mystik insbesondere in Gestalt von Heinrich Seuses (ca. 1295/96–1366) *Horologium sapientiae* („Uhr der Weisheit") Verbreitung, einer Schrift, die nicht nur zur erfolgreichsten ihres Verfassers, sondern darüber hinaus zu einem der meistgelesenen Andachtsbücher des späten Mittelalters überhaupt wurde (Dinzelbacher 1994, 303). In dem vermutlich 1334 abgeschlossenen Werk (Künzle 1977, 19–27) griff der aus dem Konstanzer Raum stammende Eckhart-Schüler, der der philosophischen Wesensmystik und dem spekulativen Geist seines Lehrers lebenspraktische Aspekte und ein solides theologisches Wissen entgegensetzte (Künzle 1977, 97; Dinzelbacher 1994, 295), Gedanken auf, die er bereits Ende der 20er-Jahre in deutscher Sprache im *Büchlein der ewigen Weisheit* niedergelegt hatte, modifizierte diese jedoch entscheidend (Künzle 1977, 52).

Büchlein

Mit dem *Büchlein* hatte er in der Absicht, die seiner Ansicht nach erlöschende Gottesliebe wieder zu beleben, eine allgemein verständliche Lehre von der Betrachtung des Leidens Christi vorgelegt, insbesondere eine Anleitung, verinnerlicht zu leben und selig zu sterben. Im Dialog mit der Weisheit als Symbol Christi, als deren Diener er sich verstand, war die Summe seiner seelsorglichen Erfahrungen zum Ausdruck gekommen (Ruh 1996, 434–436).

Vergleich *Horologium – Büchlein*

Das *Horologium*, zu dem Seuse nach eigener Angabe durch eine Vision veranlasst worden war (Ruh 1996, 441), unterscheidet sich vom *Büchlein* formal wie inhaltlich

und präsentiert sich als „nahezu neues Werk“ (Karl Bihlmeyer bei Künzle 1977, 42). Es ist weniger geschlossen und vermag die Nahtstellen nachträglicher Erweiterung nicht bruchlos zu glätten (Künzle 1977, 49). Äußerlich sticht v.a. der Übergang zum Lat. ins Auge. Diese für einen Mystiker keineswegs selbstverständliche Sprachwahl hing nicht in erster Linie mit der Absicht zusammen, einen theologisch gebildeten Leserkreis, insbesondere Prediger (Ruh 1996, 444), zu erreichen, sondern ist v.a. dem Bestreben zuzuschreiben, über die Grenzen des eigenen Sprachraums hinaus zu wirken. Sehr wohl auf ein lesegewohntes Publikum abgestimmt ist hingegen die starke Einschränkung der dialogischen Partien zu Gunsten anspruchsvollerer, eher den Charakter von Abhandlungen tragender Passagen (Künzle 1977, 50–54).

Titel und Aufbau

Der charakteristische Bestandteil des neuen Titels, *Horologium*, war damals in dieser Funktion sehr beliebt und ließ den Leser in erster Linie an die weckende Schlagwerkuhr (*horologium excitatorium*) denken. Ziel war es, die Gläubigen zu jeder Stunde zu einem christlichen Leben zu ermahnen, die im Schlaf der Lauheit Befangenen zu wecken und gegen die als bedenklich befundene Lage des kirchlichen Lebens einzuschreiten. In Anlehnung an die Stunden des Tages und der Nacht, die außer als Symbol für das Tagwerk auch als Sinnbild des ganzen Lebens zu verstehen sind, ist das Werk in 24 (16+8) Abschnitte eingeteilt (Künzle 1977, 47, 57–64, 71–72). Durch diese Strukturierung unterwarf Seuse die Zeit der Andacht der Rationalisierung der kaufmännischen Welt (Dinzelbacher 1994, 304).

Inhalt

Inhaltlich bringt das *Horologium* gegenüber dem *Büchlein* dreierlei Neues: erstens autobiographische Aussagen, zweitens einen neuen Schwerpunkt auf der Idee der geistlichen Vermählung und drittens die eindringliche Anregung zu heilbringender Verkündigung sowie zur Reform des Ordenslebens, des Seelsorgeeifers und des Studiums (Künzle 1977, 53).

Autobiographisches

Autobiographisches kommt in Gestalt eines kritischen Rückblicks auf sämtliche Stufen des von Seuse durchlaufenen Schulbetriebes zum Ausdruck (Künzle 1977, 46; Ruh 1996, 418). Von den in diesem Zusammenhang angesprochenen Themen sei hier nur die Frage nach der theologischen Wahrheit genannt, die sich dreifach präsentiert: als die des *doctor egregius* („hervorragender Lehrer“) Thomas von Aquin, als die der *moderni* und als ein *modus spiritualis* („geistliche Art“) außerhalb der universitären Theologie, zu dem sich Seuse selbst bekennt, weil er die beglückende Erfahrung der Einigung und das Entflammen der Mitmenschen ermögliche (Ruh 1996, 442–443). Ganz im Geist seines Ordens stellt Seuse einer Theologie, welcher die geistliche Dimension fehlt, als erstrebenswertes Ideal eine gegenüber, die geistliches Leben zum eigenen Heil wie zu dem des Nächsten aufbaut.

geistliche Vermählung

Die Idee einer geistlichen Vermählung mit der Weisheit erinnert in manchem an den zeitgenössischen Minnesang, geht aber an Intensität der Aussage weit über diesen hinaus (Ruh 1996, 444). In der Frage, ob Seuse in Kategorien der höfischen

Literatur oder in solchen der dominikanischen Theologie zu beurteilen sei, herrscht nach wie vor keine Einigkeit (Künzle 1977, 94–95). Hinzuweisen ist auch auf die Nähe seiner Spiritualität zur gleichzeitigen Frauenmystik (Dinzelbacher 1994, 309).

Reformbestrebungen

Seuses Klage über das entartete Ordensleben artikuliert sich im Bild von Christus als Pilger, der seine Stadt zerstört vorfindet. Es folgt eine Handreichung für Prediger, in der die wichtigsten Themen für Volksansprachen aufgelistet werden (Künzle 1977, 49). Damit entsprach Seuse einem Grundanliegen des Dominikanerordens, für den die Predigt das wichtigste Mittel der Seelsorge war. Durch die Aufnahme derart aktueller Zeitfragen und praktischer Tätigkeiten wird der Anteil der Mystik im *Horologium* gegenüber dem *Büchlein* verringert (Ruh 1996, 444–445). In vielen Kapiteln steht nicht mehr das Streben des Einzelnen nach christlicher Vollkommenheit, sondern die Gemeinschaft des Ordens und der Kirche im Vordergrund (Künzle 1977, 54).

Tiroler Hs.

Das *Horologium* erreichte eine weite Verbreitung und war insbesondere bei den alten Mönchsorden, v.a. bei Benediktinern und Kartäusern, sowie bei den regulierten Chorherren beliebt (Künzle 1977, 216). Derzeit kennt die Forschung insgesamt 233 Hs., die zwischen dem 14. und dem 16. Jh. entstanden sind (Künzle 1977, 116–200). Drei davon stammen aus Tirol: SEM, K 4 aus dem Jahr 1410 (Künzle 1977, 123, Nr. 29), Neustift, Cod. 183 aus dem 15. Jh. (Künzle 1977, 162–163, Nr. 131) und ULBT, Cod. 522 mit Provenienz aus der Kartause Schnals, datiert auf 1463 (Künzle 1977, 140, Nr. 77). Laut einem Katalog von 1341 besaß auch die Zisterze Stams ein Exemplar, doch gilt dieses heute als verschollen (Künzle 1977, 209).

Johann Anhang von Bopfingen

Als Schreiber bzw. Auftraggeber der Brixner Hs. gibt sich Johann Anhang von Bopfingen bei Nördlingen zu erkennen. Dieser Geistliche bürgerlicher Herkunft erwarb in den 40er-Jahren des 14. Jhs. in Bologna den Magistergrad und begegnet seit 1352 in Tirol. 1362–1365 war er Pfarrer von Fügen, 1365–1390 von Villanders, außerdem ist er 1373 als Kaplan in Eppan und Domherr in Brixen, 1375 als Domherr in Trient und Kaplan in Tramin, 1376 als Pfarrer von Povo in der Diözese Trient bezeugt. Letztere Pfarre vertauschte er 1376 gegen die von Schenna bei Meran (Santifaller 1924, 284–285; Curzel 2001, 566). Zur Entstehungszeit der Brixner Hs., im Jahr 1410, hielt er sich laut deren Explicit in „Busanum“, also wahrscheinlich in Bozen auf (anders Künzle 1977, 123: Bissingen). Seine mystischen Interessen verband Johann Anhang mit hagiographischen (Rogger 1992, 326 Anm. 29). Zudem dilettierte er auf dem Gebiet des Minnesangs (Santifaller 1924, 284–285; Curzel 2001, 566).

Gebrauchsschrifttum: Predigtsammlungen

Auch auf dem Gebiet des kirchlichen Gebrauchsschrifttums rezipierte man in Tirol vielfach Texte aus dem Rest Europas. Dies gilt etwa für geistliche Reden und Predigten: So schloss z.B. der Haller Kleriker Johann Halbritter von Pfaffenhofen im Jahr 1451 eine Kompilation von Reden diverser (der theologischen Forschung

übrigens kaum bekannter) Autoren ab (Wilten, XXXII b 4, 32 02 02). Ebenfalls in Hall entstand eine Abschrift einer Predigtsammlung des Jordanus von Quedlinburg († 1370), des Ordensprovinzials der Augustiner-Eremiten in Sachsen, mit 460 Ansprachen gemäßigt aszetisch-mystischen Inhaltes für das gesamte Kirchenjahr (Walsh 1973, 40).

Gebrauchstexte aus Tirol

In anderen Teilbereichen war man in Tirol darüber hinaus auch selbst produktiv. Insbesondere entstanden eine Reihe von Synodalstatuten sowie ein umfangreiches liturgisches Schrifttum. Beide Arten von Texten weisen darauf hin, dass man sich bemühte, die z.T. unhaltbaren kirchlichen Zustände in zentralen Punkten zu bessern.

Synodalstatuten

Die Statuten mehrerer in der Diözese Brixen abgehaltener Synoden (ca. 1296, 1318, 1419, 1438, 1449, 1453, 1455, 1457, 1511; Baur 1950) zeichnen hiervon ein drastisches Bild. Die regelmäßige Wiederholung vieler Themen – Lebenswandel und Qualifikation der Kleriker, Beten der kirchlichen Tagzeiten, Seelsorge, Simonie, Wucher, Spendung und Empfang der Sakramente, liturgische Praxis, Konkubinat, Besetzung der Pfründen, Verwaltung des Kirchengutes usw. – legt zudem nahe, dass die Weisungen häufig nicht wunschgemäß befolgt wurden. Trotz dieser Konstanten lassen sich jedoch im Laufe der Zeit gewisse Akzentverschiebungen erkennen. Während die Synode von 1318 in erster Linie in liturgiegeschichtlicher Hinsicht ergiebig ist (Baur 1951), standen 1419 Situation und Rolle der Geistlichen sowie die wichtigsten Obliegenheiten der Laien im Mittelpunkt (Bickell 1880, 2–7). Ähnliche Themen kamen 1438 zur Sprache, jedoch in ausführlicherer, teilweise auch deutlicherer Formulierung, die den pastoralen Aspekt und die Autorität der Geistlichen gegenüber den Parochianen noch stärker hervorhob (Bickell 1880, 7–19). Den Text von 1449 kennzeichnen detaillierte Vorgaben zu spezifischen Themen. Hervorgehoben seien etwa die Bestimmungen zur Feiertagsarbeit, die sich bemühen, den Erfordernissen des Erwerbslebens so weit wie möglich Rechnung zu tragen; neu ist auch die an alle Pfarrer gerichtete Empfehlung, sich in ihrer pastoralen Arbeit an das *Directorium* („Richtlinie") von Johann Aurbach zu halten (Bickell 1880, 19–31), eines oberpfälzischen Kanonisten aus der ersten Hälfte des 15. Jhs. (LThK 5, 881). Die drei Synoden der 1450er-Jahre tragen die Handschrift des energischen Reformbischofs Nicolaus Cusanus. Zumal der Text von 1453 lässt ein geradezu rasendes Arbeitstempo erahnen: Auf knappem Raum wird eine Fülle an Themen in bisher ungekannter Detailliertheit und Rigorosität abgehandelt (Hallauer 2002, 107–110). Der Text ist kaum gegliedert, die Anweisungen sind knapp und bestimmt, formuliert teils im jussiven Konjunktiv, teils im Imperativ, nicht selten auch im besonders apodiktisch anmutenden Futurum in der 2. Person. Inhaltlich neu ist insbesondere die Tendenz zu einer zunehmenden Kontrolle der Geistlichen und zu einer Art Hierarchisierung nach Maßgabe individueller Quali-

fikationen und Fähigkeiten (Bickell 1880, 31–38). Dem Anliegen der Vereinheitlichung galt mit Blick auf die Messbücher v.a. 1455 spezifische Aufmerksamkeit; zudem sollten damals im Bereich der kirchlichen Feste klare Verhältnisse geschaffen werden, wobei die diesbezüglichen sozialpolitischen Konzessionen von 1449 weitgehend zurückgenommen wurden (Bickell 1880, 39–46). Im Zentrum der Beratungen von 1457 stand die Organisation künftiger Synoden, wobei ein Bestreben nach Institutionalisierung erkennbar ist. Die detaillierten Vorgaben, die Cusanus nach anfänglich echten Beratungen immer mehr im Alleingang entwarf, gingen so weit, dass betroffene Geistliche in der Folgezeit praktikablere Alternativvorschläge unterbreiteten (Bickell 1880, 46–57).

Sprache

In sprachlicher Hinsicht sei kurz auf den Synodaltext von 1318 eingegangen, der als paradigmatisch für eine Vergröberung des Lat. gelten kann, wie sie in Gebrauchstexten dieser Art damals weit verbreitet war (die späteren Niederschriften zeigen diesbezüglich weniger Auffälligkeiten). Während ein mitunter willkürlich anmutender Kasusgebrauch und Unstimmigkeiten in der Genus- und Numeruskongruenz wohl nur einer gewissen Flüchtigkeit zuzuschreiben sind, erweisen sich andere grammatikalische Optionen durch ihr wiederholtes Auftreten als Zeichen eines unklassischen Normverständnisses bzw. Stilgefühls: Genannt seien etwa die häufige Verneinung des Imperativs mit *non*, Auffälligkeiten bei der Konstruktion verneinter Finalsätze, die unorthodoxe Bedeutung mancher Konjunktionen, die Verwendung von Präpositionen in Fällen, in denen im klassischen Lat. ein reiner Ablativ vorgesehen ist, v.a. beim Ablativus temporis, aber auch beim Instrumentalis, und morphologische Abweichungen beim Indefinitpronomen. Teilweise eigenwillig ist die Syntax hinsichtlich der mit bestimmten Verben verbundenen Konstruktionen; einzelne Wendungen scheinen direkt dem Deutschen nachempfunden. Die Stellung der Satzglieder weicht vielfach vom uns geläufigen Muster der Positionierung des Prädikats gegen Ende der Periode ab. Durch diese Praxis wird der Satzrhythmus oft in einer Weise beeinträchtigt, die den Eindruck stilistischer Unbeholfenheit entstehen lässt; mitunter ist die Wortstellung auch der Verständlichkeit hinderlich, ja wirkt sich geradezu sinnstörend aus. Gelegentlich nehmen Anakoluthe überhand.

liturgische Schriften

Einen der Schwerpunkte auf den Diözesansynoden stellte, wie erwähnt, die Forderung nach einer korrekten und einheitlichen Liturgie dar. Wie berechtigt diese war, zeigt die frühe liturgische Überlieferung aus Tirol, zu deren knapper Charakterisierung schon die Herkunft der überlieferten Texte eine gewisse Aussagekraft hat. So scheinen sich tirolische Geistliche im 14. Jh. beim Breviergebet z.T. an die Gepflogenheiten des Patriarchats Aquileia angelehnt zu haben, wie eine in Brixen überlieferte Hs. (SEM, C 14) ahnen lässt. Dass man sich über die Liturgie in der kirchlichen Peripherie seine eigenen Gedanken machte, zeigen so entlegene Überlieferungsorte wie die Burgkapelle der Kehlburg bei Gais am Eingang des Tauferer

Tales, aus der ein Missale mit Kalender und ein Graduale aus dem 14. bzw. 15. Jh. stammen (TLMF, FB 814). Ähnlich ist auch ein Pustertaler Graduale zu deuten, das in Innichen erhalten geblieben ist (Innichen, VII a7). Dem Reformwillen einer einzelnen geistlichen Anstalt verdankt weiters ein Rituale aus Neustift vom Jahr 1419 (Neustift, Cod. 167) seine Entstehung. Bei einem Brevier, das, redigiert von dem in Gastein als Schulmeister wirkenden Schwazer Jakob Praun, schließlich v.a. in Bozen Verwendung gefunden haben dürfte (PBBZ, W 23), handelt es sich um eine private Initiative. Dasselbe gilt für ein aufwendig illustriertes Stundenbuch (Neustift, ohne Signatur) und eine von einem gewissen Georg Hölzl aus Mattighofen verfasste liturgische Schrift vermischten Inhaltes (Neustift, Cod. 654), die der aus Klausen stammende Kaspar von Neuhaus in Auftrag gegeben hatte (vgl. das Explicit, Bl. 202[rv]; Peintner 1984, 34).

Bestrebungen zur Vereinheitlichung

Ab Mitte des 15. Jhs. ist in der Diözese Brixen ein verstärktes Bemühen feststellbar, die Liturgie zu vereinheitlichen: Die überlieferten Texte häufen sich, immer öfter begegnen Hinweise auf den diözesanen Usus. Der Brixner Bischof Johann Röttel gab 1447 bei Kaspar Rautter ein *Missale Brixinense* in Auftrag (SEM, C 1). Kurz darauf entstanden weitere, teilweise sehr kunstvoll ausgestattete Missalia, Psalterien und Obsequialia (TLMF, FB 2433; ÖNB, Cod. 1782). In einigen von ihnen finden sich Besitzervermerke, die als Zeugnis der Akzeptanz diözesaner Vorschriften auch in peripheren Seelsorgen wie jener von Lavant (Brixen, ohne Signatur) und St. Sigmund im Pustertal (SEM, F 7) sowie in Ordensgemeinschaften, z.B. bei den Dominikanerinnen von Maria Steinach (ÖNB, Cod. 1898), zu lesen sind. Auch am landesfürstlichen Hof in Innsbruck bestand Interesse an liturgischen Büchern, wovon ein für Herzog Sigmund und seine Gemahlin Eleonore von Schottland angefertigter Psalter aus der Zeit um 1450 Zeugnis gibt (ÖNB, Cod. 1852). An seinem Beginn ist, gleichsam als Autorenbild, in die *B*(*eatus vir*)-Initiale die Darstellung des Lyra spielenden Königs David eingefügt. Das Buch enthält die 150 Psalmen, die biblischen Cantica und abschließend das Athanasianische Glaubensbekenntnis. Die im Verlauf einer Woche zu den Gebetsstunden gelesenen Psalmen wurden zu Gruppen geordnet und in acht Abschnitte gegliedert (Ps 1–25, 26–37, 38–51, 52–67, 68–79, 80–96, 97–108, 109–150); damit verbunden ist eine seit frühchristlicher Zeit gebräuchliche Dreiteilung (Ps 1–50, 51–100, 101–150).

Produktionsschub seit den 1480er-Jahren

Ein intensiver Schub der Produktion liturgischer Bücher ist dann seit den 80er-Jahren, speziell im letzten Jahrzehnt des 15. Jhs., zu verzeichnen, wobei auf den Usus des Bistums in der Regel ausdrücklich hingewiesen wird (TLMF, W 2164 und FB 2944; SEM, T 3; Brixen, ohne Signatur). Mehrere Missalia, Obsequialia, Gradualia und Breviere aus dieser Zeit, die sich auch durch größere Vollständigkeit und Ausführlichkeit von älteren unterscheiden, verdanken ihre Entstehung der Initiative des Bischofs Melchior von Meckau (reg. 1488–1509), der sie vornehmlich bei Augs-

burger Druckern in Auftrag gab (Longo 2000; Scheiber 2000). Ein 1492 gedrucktes Exemplar bezieht sich fast wörtlich auf die Textfassung, die auf den Diözesansynoden von 1453, 1455 und 1457 beschlossen worden war (Longo 2000). Dennoch entstanden nach wie vor auch Liturgica, die Partikularinteressen bedienten. So entsprachen etwa ein Diurnale der Franziskaner (PBBZ, W 45) und eine Neustifter Hs. für den dortigen Klerus (Neustift, Cod. 405) dem Usus bestimmter Orden. Ein ebenfalls in Neustift erhaltener Codex (Neustift, Cod. 31), erläutert detailliert bestimmte Gebete wie Credo, Ave Maria oder Vaterunser. Dass Messbücher auch im frühen 16. Jh. noch mit *Missale speciale* („Messbuch für besonderen Gebrauch"; TLMF, FB 28410) überschrieben werden konnten, mag für Bischof Christoph von Schrofenstein (reg. 1509–1521) Anlass gewesen sein, seinem Klerus mitzuteilen, die liturgischen Bücher bedürften, um den Synodalbeschlüssen gerecht zu werden, einer Erneuerung. Von seinen Bemühungen zeugen ein in Basel gedrucktes Missale aus dem Jahr 1511[2] und ein hs. Brevier von 1516 (TLMF, FB 233).

Ulrich Putsch

Auf einer grundsätzlicheren Ebene interessierte sich für liturgische und pastorale Themen der Brixner Fürstbischof Ulrich Putsch (reg. 1427–1437; vgl. hier S. 124–128). Noch vor seiner Wahl zum Oberhirten hatte er 1426 zur eigenen Weiterbildung in Scholastik und Mystik und zur geistig-sittlichen Hebung des Klerus ein damals viel gelesenes anonymes theologisches Werk mit dem Titel *Lumen animae* unter dem Titel *Das liecht der sel* ins Deutsche übersetzt und mit einem Prolog und einem Epilog in deutschen Versen versehen (Ausgabe: Harris 2007). Im 1434 vollendeten *Manuale simplicium sacerdotum libros non habencium* („Handbuch für einfache Priester, die keine Bücher haben"; BSB, Clm. 18505, Bl. 165–204, Clm. 5199, Bl. 197–224, Clm. 5667, Bl. 1–58) legte er dann eine Erklärung der Messe vor, in der er einen gewissen Allegorismus befürwortete. Die kompilatorisch angelegte Schrift steht unter dem Einfluss des weit verbreiteten, die gesamte Liturgie zusammenfassenden *Rationale divinorum officiorum* („Messbuch") des französischen Kanonisten und Liturgikers Wilhelm Durandus (1237–1296) sowie einer Arbeit des Raymundus de Pennaforte († 1275). Sie ist v.a. insofern von Interesse, als sie eines der wenigen liturgischen Zeugnisse dieser Art darstellt, die nicht von Universitäts- oder Klostertheologen, sondern von Weltklerikern stammen. Entsprechend authentisch wirkt ihre Einteilung der Priester in drei Gruppen: solche, die geistliche Handlungen ohne entsprechende Kenntnisse verrichten, solche, die sich gerne besser unterrichten würden, aber keine Möglichkeit dazu besitzen, und solche, die zwar Bücher haben, diese aber wegen anderer, zumal weltlicher Geschäfte nicht lesen. Des Weiteren legte Putsch mit dem *Perutilis modus orandi sub celebratione missarum*

2 In Tirol vorhandene Exemplare: SEM, F I 13; TLMF, Dip. 1116/1 und FB 3648. Sekundärliteratur: Cica 1500, 2000, 377, Kat.-Nr. 2-6-17.

cuique observandus („Höchst nützliche, für jedermann zu beachtende Art, bei den Messfeiern zu beten"; Clm. 14902, Bl. 104–121) ein Gebetbuch für Priester wie Laien vor. Es teilt die Gebete nach den Hauptabschnitten der Messe ein und weist auf die für jedes gewährten besonderen Ablässe hin. Verschollen ist das 1434 vollendete *Catholicon* (Nägele 1938, 327–330). Die Vermutung, es handle sich um ein Messbuch, wurde von Anton Nägele in Frage gestellt, der an eine Art Enzyklopädie theologischer und anderer Wissenschaften dachte. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich Ulrich Putsch zu Fragen der Seelsorge in höherem Maße aus kirchenrechtlicher denn aus pastoraler Sicht äußerte (Nägele 1938; Obermair 1997).

Johannes Röttel

Auch Putschs zweiter Nachfolger als Bischof von Brixen, Johannes Röttel (reg. 1444–1450), verdient im vorliegenden Zusammenhang noch Erwähnung: Er kompilierte noch vor seiner Wahl zum Bischof eine theologische Sammelhandschrift mit dem blumigen Titel *Stella clericorum* („Stern der Kleriker"; SEM, K 5), die inhaltlich von Johannes Gerson und Matthäus von Krakau geprägt ist. Zudem zeugt eine Reihe von Reden von Röttels seelsorgerischem Eifer (Gelmi 1984, 98–99).

Sylvester de Balneoregio zu Simon von Trient

Im Jahr 1475 entlud sich die Judenfeindschaft des späteren Mittelalters, die sich in Tirol bereits an den Diözesanstatuten des Jahres 1318 ablesen lässt (Baur 1950, Nr. 35, 42), in dem berüchtigten Prozess gegen die Trientner Juden, die der rituellen Ermordung des kleinen Simon Unverdorben angeklagt wurden (vgl. hier S. 67–69, 209–212). In diesem Zusammenhang entstand die erste der beiden Schriften aus aktuellem Anlass, mit denen dieser Überblick schließen soll: Fürstbischof Johannes Hinderbach wollte den ‚Märtyrerknaben' heiligsprechen lassen, was jedoch in Rom auf Widerstand stieß. Um diesen zu überwinden – ein Unterfangen, das letztlich erfolglos blieb –, gab er noch im selben Jahr bei Sylvester de Balneoregio, einem nachmaligen General der Augustinereremiten, ein Gutachten über Simons Kanonisierung in Auftrag, das erwartungsgemäß positiv ausfiel und 1476 in Trient gedruckt wurde (Hain 15203). Der Verfasser wurde für seine Bemühungen reich entlohnt (vgl. Eckert 1991, 92; Treue 1996, 138–139, 146–148).

Widmungs-schreiben

Dem Gutachten geht ein Schreiben an Hinderbach voraus (abgedruckt bei Esposito/Quaglioni 1990, 447–448), in dem Balneoregio als einen besonders erbitterten Gegner den Paduaner Rechtsgelehrten Antonio de Capodilista nennt, der sich zusammen mit anderen Juristen gegen den Trientner Prozess ausgesprochen hatte. Die Diktion strotzt von judenfeindlichen Topoi: Die Rede ist von der *impia gens hebrea* („gottloses Judenvolk"), von *insidiae iudeorum* („Hinterhalte der Juden") und *perfidi iudei* („heimtückische Juden"), die *in opprobrium Christiane religionis* („zum Schimpf der christlichen Religion") wirkten.

Gutachten: allgemeine Charakterisierung

Im eigentlichen Gutachten ist Sylvester sichtlich bestrebt, den Fall in einen breiten theologischen Kontext einzubetten, und holt in seiner Argumentation entsprechend weit aus; durch regelmäßiges Zitieren von Autoritäten, allen voran der Bibel

und des Augustinus, will er seiner Darstellung Gewicht verschaffen. Diese trägt insgesamt den Charakter einer Disputation, geführt von einem in der scholastischen Methode der dialektischen Gegenüberstellung von Argument und Gegenargument geschulten Verfasser. Dabei lässt sich bereits anhand des Aufbaus ein klares quantitatives Übergewicht der Argumente für eine Kanonisierung sowie eine hohe Redundanz bei ihrer Darlegung erkennen. Hingewiesen sei auch auf die begriffliche Schärfe, die subtile, für die Argumentation wichtige Differenzierungen zulässt. Angesichts der insgesamt bereits weit gediehenen Erforschung des Trientner Judenprozesses (Treue 1996) wäre es von geringem Erkenntniswert, den Inhalt von Balneoregios Abhandlung vollständig wiederzugeben. Aufmerksamkeit verdienen hingegen jene Aspekte, in denen weiter reichende, für die Zeit charakteristische Fragestellungen zum Ausdruck kommen.

Papst und Gesamtkirche

So stand offenbar auch noch Jahrzehnte nach den Konzilien von Konstanz und Basel weiterhin die Frage nach der Autorität des Papstes und nach seiner Rolle im Gesamtgefüge der Kirche im Raum. Dies zeigt sich an der Tatsache, dass Sylvester großen Wert auf die Anerkennung von Simons Heiligkeit bzw. Verehrungswürdigkeit durch die gesamte Kirche legt, die im Papst ihr einigendes Band habe, und in diesem Zusammenhang ausdrücklich vor Spaltungstendenzen warnt.

private Religiosität

Damit in Zusammenhang steht eine hohe Sensibilität für das im weiteren Vorfeld der Reformation ebenfalls im Raum stehende Problem privater Formen von Religiosität, gegen die Vorbehalte angemeldet werden: So verehrungswürdig Simon auch sei, es gehe nicht an, dass diese Überzeugung ohne den Konsens der Kirche nach außen getragen werde. Sylvester kennt die unter den Menschen seiner Zeit generell hohe Bereitschaft zur Verehrung von Märtyrern, wünscht jedoch, dass diese in geordneten Bahnen praktiziert werde. Bemerkenswert ist außerdem sein Anliegen, die Heiligenverehrung in der Glaubenspraxis insgesamt richtig zu verorten, d.h. sie nicht in Gegensatz zur Verehrung Christi treten zu lassen, sondern sie in deren Dienst zu stellen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass er die damals eingetretene Fanatisierung vieler Zeitgenossen, insbesondere der Vertreter unterer Schichten, mit Unbehagen wahrnahm.

Argumentation für Simons Heiligkeit

Subtiler theologischer Denkmuster bedient sich der Autor an jenen zahlreichen Stellen, wo es darum geht, den formalen Anforderungen der Kirche entsprechende Beweise für die Heiligkeit Simons zu erbringen. Am ehesten lassen sich seine in diesem Punkt meist unübersichtlichen und von Argumentationsschwierigkeiten zeugenden Ausführungen mit dem Hinweis auf den Unterschied zwischen Märtyrer und Bekenner systematisieren, der an einer Stelle auch explizit zur Sprache kommt. Erschwerend wirkt sich hierbei allerdings der Umstand aus, dass dieser Unterschied im 15. Jh. noch nicht verbindlich definiert war. Im gegenständlichen Fall kam als weitere, im Gutachten auch hervorgehobene Verschärfung des Problems hinzu, dass

es um ein Kind ging, um einen jener also, *qui nondum habent usum liberi arbitrii actualem* ([3]; „die noch keinen tatsächlichen Gebrauch von ihrem freien Willen machen können"): dies warf nämlich die Frage nach dem Gewicht bewusst getroffener Entscheidungen bzw. nach den Auswirkungen des Fehlens solcher Entscheidungen auf. In diesem Zusammenhang stehen weit ausholende Ausführungen über den Ursprung von Wundern, den einzigen wirklichen Beweismitteln im Fall Simons. Alles in allem gelangt Balneoregio zum Ergebnis, das Kind habe den Glauben *non loquendo, sed moriendo* ([2]; „nicht sprechend, sondern sterbend") bekannt; daher sei seine Kanonisierung eine gleichsam selbstverständliche Folge.

Kompetenzen des Papstes als Richter

Mit Blick auf Gegner, für die die eben dargelegte Argumentation nicht nachvollziehbar sein würde, greift Balneoregio im zentralen Abschnitt des Gutachtens, dessen Gegenstand das Verfahren der Kanonisierung ist, das bereits angesprochene Problem der Autorität des Papstes ein weiteres Mal auf, wobei der Akzent jetzt auf den Kompetenzen und Erkenntnismöglichkeiten des Pontifex liegt. Den Kern bilden Überlegungen zum Umgang eines Richters mit ihm vorgelegten Indizien oder Beweisen, die durch vielfältige Zitate untermauert werden. Die Argumentation kreist um tragende Begriffspaare, die modern anmuten: *praesens iustitia / aeterna iustitia* („gegenwärtige vs. ewige Gerechtigkeit") und *verbum legis / intentio legis* („Wortlaut vs. Absicht des Gesetzes"). In jedem Fall komme zudem der *conscientia* („Gewissen") maßgebliche Bedeutung zu, die für den Richter von Wichtigkeit sei, weil er als *lex animata* („beseeltes Gesetz") ein Korrektiv zur *lex inanimata* („seelenloses Gesetz") darzustellen habe, die im Buchstaben des Gesetzes vorliege. Die Ausführungen verdichten sich in der abschließend nahe gelegten Differenzierung, der Richter stehe einerseits als Legislator über dem Gesetz, sei diesem aber andererseits als Diener unterworfen, wobei jedoch auf den Papst keines der beiden Muster direkt übertragen wird. Insgesamt stellt dieser Zentralteil einen Versuch dar, nicht rigide vorzugehen, sondern mehrere Möglichkeiten offen zu lassen. Die Argumentation wirkt lebensnah, teilweise wie eine Vorwegnahme von Mustern, die später die Vorgangsweise der Jesuiten kennzeichnen sollten. Die Position des Verfassers steht zwischen dem Versuch, formell befriedigende Lösungen anzubieten, und der Überzeugung, dass es darauf letztlich nicht ankommen dürfe, gleichsam so, als setzte er, auch das jesuitisch anmutend, ein Konzept von Gnade voraus, das im gegenständlichen Fall Beweise im Grunde entbehrlich machen würde.

Schlusspartien

Diese Form menschlicher Großzügigkeit ist allerdings im Gutachten insgesamt nicht dominant: Vor allem in den abschließenden Teilen wirkt es doktrinär. Dies gilt weniger für den Versuch einer semantischen Präzisierung von Begriffen aus dem Bereich der Heiligenverehrung im weitesten Sinne (*adoratio, latreia*, *yperdulia, dulia, honor*, *reverentia*, *prima adoratio, secunda adoratio* usw.) mithilfe der schon genannten Autoritäten als für jenen Passus, wo mit einer klaren Spitze gegen die

Juden erklärt wird, die Patriarchen und Propheten des AT könnten, wiewohl im Besitz an sich entscheidender Voraussetzungen, deshalb nicht zur Ehre der Altäre erhoben werden, weil dadurch suggeriert würde, sie hätten das Erlösungswerk Christi bereits vorweggenommen. Geradezu fanatisch muten schließlich die letzten Seiten an, auf denen Sylvester gängige Vorurteile gegen die Juden wiederholt und bestehende kirchliche Gesetze über den Umgang mit ihnen in Erinnerung ruft. Das Gutachten endet mit der Erklärung *usque ad extreme vite spiritum viriliter decertabo* ([18]; „bis zum letzten Atemzug werde ich mannhaft kämpfen").

Stil

Sprachlich scheint der Verfasser kaum Ambitionen gehabt zu haben. Er schreibt ein nüchternes, nicht besonders sorgfältig gestaltetes Lat., bei dessen Stilisierung hauptsächlich funktionale Überlegungen ausschlaggebend gewesen sein dürften.

Ulrich Molitoris

Eines der interessantesten Werke der Epoche stammt schließlich aus der Feder des in den Diensten Erzherzog Sigmunds stehenden Juristen Ulrich Molitoris (vgl. Assion 1987; Mauz 1992). Molitoris wurde um 1442 in Konstanz geboren, wo er nach seinem Studium der Rechte als Anwalt beim Bischofstribunal tätig war. 1479 wurde er Notar am bischöflichen Vikariat. Ab 1482 diente er zusätzlich am Hof Erzherzog Sigmunds, wo er 1488 zum erzherzoglichen Rat und 1495/96 schließlich zum Kanzler Tirols aufstieg. 1494 vertrat Molitoris den Erzherzog auf dem Reichstag von Worms. Nach dem Tod Sigmunds 1496 wurde er durch Kaiser Maximilian ans Reichskammergericht empfohlen, wo er ab 1497 den Posten eines Prokurators bekleidete. Molitoris starb 1507.

Werke

Der in Deutsch und Lat. schreibende Molitoris verfasste v.a. juristische Werke, in denen er reichstreue Positionen vertritt und gegenüber der Kirche stadtbürgerliche Auffassungen verteidigt. In humanistischem Habitus schmückte er seine Argumentationen gern mit Zitaten aus der antiken und mittelalterlich-theologischen Literatur. Seine Überlegungen zur Erneuerung des Reichs und zur Stärkung der deutschen Nation entstanden unter Rückgriff auf die antike Staatsphilosophie. Daneben ist Molitoris auch der Autor einer lat. Gerichtskomödie, die zum Konstanzer Investiturstreit Stellung bezieht. Sein wirkungsmächtigstes Werk ist jedoch der 1489 im Auftrag Erzherzog Sigmunds verfasste und in Köln gedruckte Traktat *De lamiis* [auch: *laniis*] *et phitonicis mulieribus* („Über gespenstische und zauberische Frauen"; hg. von Mauz 1997, vgl. Abb. 24), gelegentlich auch als „Hexenbüchlein" bezeichnet.

De lamiis, Entstehung

Historischer Hintergrund des Werkes ist das in den vorangegangenen Jahren im deutschsprachigen Raum massiv angewachsene Problem der Behörden mit angeblicher Hexerei. 1484 veröffentlichte Papst Innozenz VIII. die Bulle *Summis desiderantes affectibus* – oft auch „Hexenbulle" genannt –, in der er die religiösen Zustände in Deutschland kritisierte und dazu aufforderte, die Inquisition nicht zu behindern. Ein Jahr später kam der päpstliche Inquisitor Heinrich Institoris nach Innsbruck,

wo er einen Prozess gegen einige der Hexerei verdächtige Frauen einleitete. Institoris konnte sich allerdings gegen den Widerstand des Bischofs von Brixen, Georg II. Golser, nicht durchsetzen, erlitt eine herbe Niederlage und musste das Bistum 1486 verlassen. Nicht zuletzt durch diese Ereignisse motiviert, veröffentlichte Institoris zusammen mit Jakob Sprenger 1487 den berühmt-berüchtigten *Malleus maleficarum* („Hexenhammer"). In die durch all dies in Gang gebrachte Diskussion schaltete sich Molitoris 1489 mit seinem Traktat ein. Für den unmittelbaren Anlass dazu gibt es zwei konkurrierende Erklärungen, zwischen denen hier nicht entschieden werden soll. Nach Assion 1987 entstand das Werk als eine Art Gutachten auf Anfrage von Erzherzog Sigmund bzw. seiner Räte. Nach Mauz 1992 und 1997 kam der Impuls von Molitoris selbst, der nach seiner Einstellung bei Hof dem Erzherzog damit ein Einstandsgeschenk machte. Der in Form eines Dialogs abgefasste Traktat wurde laut Molitoris' eigener Datierung am 10. Januar 1489 in Konstanz fertiggestellt. Das Gespräch bestreiten Erzherzog Sigmund, der Konstanzer Schultheiß Konrad Schatz und Molitoris selbst. Der Autor konnte bei der Niederschrift auch auf die Ergebnisse einiger Hexenprozesse zurückgreifen, die zwischen 1481 und 1485 in der Diözese Konstanz geführt worden waren.


De Lamijs et phitõicis mu-
lieribus ad illustrissimũ prĩci

Abb. 24: Titelseite von Ulrich Molitoris' *De lamiis et phitonicis mulieribus*, Köln 1489.

Überlieferung

Das Werk hatte gleich bei seinem Erscheinen so großen Erfolg, dass es heute nicht mehr möglich ist, unter den vielen fast zeitgleichen Drucken mit Sicherheit eine Erstausgabe festzustellen. Bereits 1489 wurde der Traktat in mehreren deutschen Orten gedruckt. In der Folge kamen noch zahlreiche Wiegendrucke und Ausgaben des 16. Jhs. hinzu. Mindestens einmal erschien das Werk auch als Anhang zum *Malleus maleficarum* (Frankfurt a.M. 1580). Der ursprünglich mit sieben Holzschnitten[3] ausgestattete Text erlebte bei diesen Neudrucken oft redaktionelle Bearbeitungen, gelegentlich wurde durch Zusätze und Auslassungen auch der Um-

3 Abgebildet unter <http://mdz.bib-bvb.de/digbib/inkunabeln/inkill/> (25.6.2012).

fang verändert (z.B. Köln 1595). Neben dem lat. Original erschien noch 1489 eine von Molitoris selbst stammende deutsche Übersetzung unter dem Titel *Von den unholden oder hexen*. Auch diese erlebte mehrere Auflagen, kam aber an den Erfolg der Urfassung nicht heran. Ab 1544 erschienen unter dem Titel *Hexenmeisterei* einige Bearbeitungen dieser Übersetzung, die sehr stark in den Text eingriffen. Vielleicht um eine Korrektur dieser Verwilderung bemüht, übersetzte Konrad Lautenbach, Pfarrer von Hunkweiler im Elsass, das Werk 1575 ein zweites Mal, nun eng dem Wortlaut des Originals folgend. Seine Version erlebte während des restlichen 16. Jhs. insgesamt drei Drucke. Der hier gegebenen Darstellung des Werks liegt die lat. Edition von Köln aus dem Jahr 1489 zugrunde.

In einer als Brief an Sigmund gestalteten Einleitung beschreibt der Autor u.a. die bisherige Entwicklung der Situation in Tirol, die zahlreichen Prozesse gegen eine große Anzahl von Frauen und die Widersprüchlichkeiten der erpressten Geständnisse. Er habe sich für die Dialogform entschieden, weil das, wie schon die alten Redner bemerkt hätten, die Darstellung auflockere. Das nun folgende Gespräch kreist um acht Themenkomplexe, die jedoch jeweils nicht geschlossen abgehandelt werden:

1. Wettermachen (vgl. Abb. 25): Es wird zunächst die These aufgestellt, dass Hexen Wetter machen können. Belegt werde das durch Gerüchte, die ja schließlich irgendwo herkommen müssten, und durch unter Folter abgegebene Geständnisse. Die Widerlegung argumentiert psychologisch, kriminalistisch und v.a. theologisch. Gerüchte beruhen selten auf Wahrheit und Foltergeständnisse kommen durch Zwang zustande. Frauen, die solches behaupten, werden auch vom Teufel zu falschen Geständnissen verführt. Vom Standpunkt der Theologie aus können der Teufel und seine Komplizen zwar Wetter machen, aber nur mit Erlaubnis Gottes. Wenn also Unwetter durch den Teufel oder Hexen zustande kommen, liegt das im Interesse Gottes, der damit strafen, erproben oder nützen will.

2. Krankheitszauber und Impotenz: Die Möglichkeit dämonisch verursachter Krankheiten wird, auf verschiedene theologische Autoritäten gestützt, akzeptiert. Hochmut kann dabei den dämonischen Einflüssen leichtes Spiel geben. Im Unterabschnitt über Impotenz wird auch der Erzherzog angesprochen, der zwar eine Menge unehelicher Kinder, aber noch keinen legitimen Erben hat. Die grundsätzliche Möglichkeit von Krankheitszauber liegt wiederum in der Zulassung Gottes.

3. Verwandlung in Tiere: Können sich Hexen in Tiere oder überhaupt in andere Gestalten verwandeln? Diese Frage wird mit dem Hinweis auf Sinnestäuschungen verneint, von denen es vier Arten gibt: Traum, Wachtraum, Sinnestäuschung im engeren Sinn, Vision. Ursache der beiden ersten kann der Teufel sein. Die dritte wird von Gauklern ausgenützt. Die vierte wird nicht weiter erklärt. Man darf aber annehmen, dass sie direkt von Gott kommt.

4. Hexenritt und Hexensabbat: Vertragungen von Hexen durch den Teufel sind grundsätzlich möglich, da dieser – obwohl selbst reiner Geist – einen fremden Körper annehmen kann. Im Widerspruch dazu wird allerdings auch behauptet, dass Vertragungen in der Regel nur eingebildet sind und wie im Traum stattfinden.

5. Teufelsbuhlschaft: Der Teufel kann menschliche Gestalt annehmen und auch mit Frauen schlafen. Nach der Feststellung dieser Tatsache leitet Molitoris gleich zum nächsten Punkt über, der die Konsequenz daraus behandelt.

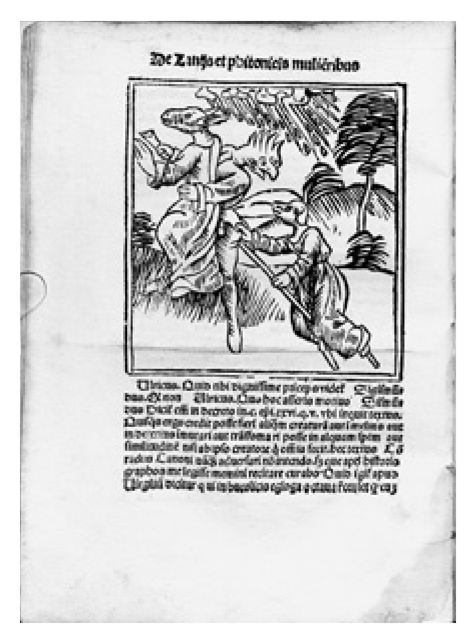


Abb. 25: Hexen beim Wettermachen, aus Molitoris' *De lamiis et phitonicis mulieribus.*

6. Satanskinder: Die Zeugung von Kindern durch den Teufel ist nicht möglich, weil dafür nach den gängigen medizinischen Autoritäten nicht nur das männliche Glied, sondern auch die Person notwendig ist. Fälle von magischen Geburten beruhen entweder auf Einbildung oder auf Unterschiebung.

7. Zukunftsdeutung: Beispiele eingetroffener Wahrsagerei werfen die Frage auf, wie der Teufel die Zukunft wissen kann, wenn doch Gott ihr alleiniger Urheber ist. Es wird zugestanden, dass die Dämonen aufgrund ihres Geistwesens und ihrer daher rührenden gesteigerten Erkenntnisfähigkeit die Zukunft besser vorhersagen können als die Menschen. Trotzdem bleiben ihre Prophezeiungen letztlich unsicher, was wiederum mit Beispielen belegt wird. Eindringlich wird vor Wahrsagerei gewarnt (was einer gewissen Delikatesse nicht entbehrt, da z.B. Astrologie auch am Hof Erzherzog Sigmunds getrieben wurde).

8. Strafbarkeit: Der von Hexen vollzogene Abfall vom christlichen Glauben fordert grundsätzlich die Todesstrafe. Mit einem Hinweis auf den *Codex Iustinianus* gibt Molitoris zu verstehen, dass er die weltliche Obrigkeit zur Urteilsfindung und -vollstreckung für berufen hält.

Abschließend werden die Ergebnisse in thesenartigen Sätzen zusammengefasst: Vieles am Hexenwesen ist unwahr oder eingebildet. Hexen sind Opfer des Teufels, dem sie wegen Verzweiflung, Armut oder Hass auf ihre Nachbarn nicht widerstehen können. Das Verbrechen der Hexen besteht in einem Abfall vom Glauben, der von weltlichen Gerichten mit dem Tod bestraft werden soll. In einer predigthaften Ermahnung werden die Frauen dazu aufgefordert, dem Teufel zu widerstehen und ein tugendhaftes Leben zu führen.

Molitoris' Position

Für heutige Verhältnisse irritierend ist der Spagat des Autors zwischen aufgeklärten Grundsätzen und dem davon unerschütterten prinzipiellen Glauben an die Macht des Teufels über Hexen – die Molitoris übrigens als einer der ersten Autoren auf das weibliche Geschlecht festlegt. Einerseits wird das Hexenwesen rationalistisch als Phantasterei entlarvt, andererseits wird die Existenz von Hexen und die im Gesamtplan Gottes liegende Möglichkeit ihres Wirkens bejaht. Obwohl der ganze Dialog die scheinbaren Hexen eigentlich entlastet und als Opfer von Sinnestäuschungen darstellt, wird am Ende für ihre Bestrafung durch den Tod plädiert – nicht weil sie als Hexen irgendwie gefährlich wären, sondern weil sie vom christlichen Glauben abgefallen sind und damit ein Verbrechen gegen die Obrigkeit begangen haben. Der Teufel ist für Molitoris so real wie Gott. Der Kampf zwischen Gott und Teufel um den Menschen ist in seinem Weltbild fest verankert. Deshalb sind irdische Ursachen für Hexerei, wie sie der Autor am Ende selbst nennt (Verzweiflung, Armut, Hass auf die Nachbarn), eigentlich Einflüsterungen des Teufels, denen es zu widerstehen gilt. Obwohl sich auch einzelne Gegner des Hexenwahns auf Molitoris beriefen, wird er mit dieser Position schwerlich ein Umdenken bewirkt haben. Der Text wurde demgemäß auch mehrheitlich von orthodoxer Seite rezipiert, was nicht zuletzt durch die Textgeschichte – man denke z.B. an den Druck mit dem *Hexenhammer* – belegt wird. Von diesem unterscheidet sich Molitoris' Traktat jedoch, abgesehen vom Umfang und von der Art der Darstellung, auch im juristischen Ergebnis. Während der *Hexenhammer* Gerichte, die über Hexerei befinden, mit Geistlichen und Laien besetzen will, gibt Molitoris der weltlichen Obrigkeit die alleinige Kompetenz.

Form

Wie das zuvor besprochene Gutachten von Sylvester de Balneoregio ist auch Molitoris' Dialog die unsystematische Weiterentwicklung einer scholastischen Disputation. Thesen werden aufgestellt, Argumente und Gegenargumente erwogen und weiterführende Schlüsse gezogen. Besonderes Gewicht erhält das autoritative Exempel, das einen Großteil der Argumentation ausmacht. Unter der Vielzahl von Autoritäten, die zur Untermauerung von Thesen herangezogen werden, ragen die Bibel, die Heiligenlegende, die Kirchenväter, das kanonische Recht und mittelalterliche Enzyklopädisten, besonders Vinzenz von Beauvais, hervor. In der Darstellung breitet Molitoris ein kirchenrechtlich solides und humanistisch breites Wissen aus, ohne jedoch den Stoff theologisch, juristisch, psychologisch oder medizinisch irgendwie zu durchdringen. Das wäre allerdings in dem Umfang des kurzen Büchleins ohnehin nicht möglich gewesen. Wahrscheinlich lag ein höheres theoretisches Niveau auch gar nicht im Interesse des Autors, der dem an dieser Frage persönlich interessierten Erzherzog Sigmund wohl eine ‚lesbare' Stellungnahme und keinen wissenschaftlichen Traktat überreichen wollte.

Stefan Tilg

Philosophie

Übersicht: Von der Spätantike zur Frühen Neuzeit

Die Sprache der spätantiken und mittelalterlichen Philosophie in Europa war fast ausschließlich das Lat. Römische Autoren wie Lukrez, Cicero und Seneca haben nach griechischen Vorbildern eine philosophische Begrifflichkeit geschaffen, die dann durch die Kirchenväter abgewandelt und weiterentwickelt wurde. Mit dem Aufstieg des Christentums wurde auch die Philosophie theologisch und galt als ein Hilfsmittel, sich Gott zu nähern. Während die Intellektuellen des frühen Mittelalters dies eher auf kontemplative Weise versuchten, bildete sich ab etwa dem 12. Jh. mit der Scholastik eine neue philosophisch-theologische Richtung, die dem rationalen Denken mehr Geltung einräumte. Ihre institutionelle Verankerung waren neben den Klöstern v.a. die neuen Universitäten. Einen entscheidenden Impuls gab die Wiederentdeckung vieler Schriften des Aristoteles, die in lat. Übersetzung gelesen wurden. Der prominenteste Vertreter der Hochscholastik des 13. Jhs., Thomas von Aquin, suchte einen Ausgleich zwischen dem Christentum und Aristoteles. An dieser Entwicklung nahmen auch die Tiroler Klöster teil, allerdings nicht durch eigenständige Beiträge, sondern lediglich durch Kopieren und Studieren von Hs. Im 14. Jh. verebbte die scholastische Bewegung in führenden Zentren, v.a. in Oberitalien, zugunsten der neuen Ideen des Humanismus mit seiner Betonung der menschlichen Individualität und Kreativität. Platon und der aus seiner Philosophie in der Spätantike entstandene Neuplatonismus verdrängten langsam die traditionelle, aristotelisch-thomistische Lehre. Daneben hoben sich auch unkonventionellere Aristoteles-Interpretationen von der scholastischen Schulphilosophie ab. Diese neuen Tendenzen sind im Tirol des 15. und frühen 16. Jhs. durch zwei große Einzelgestalten verkörpert: Nicolaus Cusanus und Paulus Ricius.

Nicolaus Cusanus

Nicolaus Cusanus (1401–1464, vgl. Farbtafel 5) ist wohl der international berühmteste lat. Schriftsteller, der je in Tirol gewirkt hat.[1] Er hat der europäischen Geistesgeschichte am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit maßgebliche Impulse gegeben. Vielen gilt er als der größte Philosoph des 15. Jhs. überhaupt. Dass Cusanus eher als Philosoph denn als Theologe bekannt ist, hat seinen Grund. Zwar kreist sein ganzes Werk um Gott, doch ist dieser Gott über weite Strecken ein Gott der Philosophen. Ethik spielt in seinem Werk eine nur marginale Rolle. Die Grundfragen des Cusanus sind epistemologischer und ontologischer Natur. Er fragt danach,

1 Aus der Fülle von Einführungen zu Cusanus sei besonders Flasch 1998 empfohlen.

ob und wie man Gott als das letzte Prinzip allen Seins erkennen kann; wie die Welt und der Mensch in ihrem Bezug auf dieses letzte Prinzip beschaffen sind. Damit ist Cusanus dem Begriff antiker Naturphilosophie näher als dem moderner Theologie, welche dieses Feld gern den Naturwissenschaften überlässt. Deshalb wird er in dieser Literaturgeschichte hauptsächlich der Philosophie zugeteilt. Zu einigen Werken im Zusammenhang mit Cusanus' Streit mit Herzog Sigmund vgl. hier S. 203–206.

Leben und Werk

Als Nicolaus Cusanus Fürstbischof von Brixen wurde, hatte er schon ein bewegtes Leben hinter sich. Beim Studium des Kirchenrechts in Padua lernte er den italienischen Frühhumanismus kennen und schloss mit führenden Köpfen dieser Bewegung Freundschaft. Auf seiner Jagd nach Hs. fand er zwölf bisher unbekannte Komödien des Plautus. Beim Konzil von Basel, wo die alleinige Entscheidungsgewalt des Papstes zur Debatte stand, engagierte er sich an vorderster Front und wandelte sich dabei vom Konziliaristen zum Papalisten. Als Vertreter des Papstes reiste er nach Konstantinopel, um den oströmischen Kaiser und den Patriarchen zur Kirchenunion zu bewegen. Danach unternahm er, stets in päpstlicher Mission, zahlreiche Legationsreisen im Reichsgebiet. Neben seinen kirchenpolitischen Geschäften sann Cusanus auf Großes in der Philosophie. 1440 beendete er sein bekanntestes Werk, *De docta ignorantia* („Über die belehrte Unwissenheit"). Darin forderte er eine grundlegende Reform des Wissens, das sich zuallererst über seine eigenen Grenzen klar sein müsse und somit zur „belehrten Unwissenheit" werde. Gott sei grundsätzlich nicht erkennbar, menschliche Erkenntnis immer nur approximativ. Auch das für die weitere Philosophie des Cusanus entscheidende Konzept der *coincidentia oppositorum* („Zusammenfall der Gegensätze"), nach dem sich einander widersprechende Sätze auf einer höheren Stufe aufheben, kam hier erstmals zum Tragen. Papst Nikolaus V., ein Humanist und Freund des Cusanus, erhob ihn 1450 zum Kardinal und zum Fürstbischof von Brixen.[2] Damit hatte Cusanus einen Höhepunkt seiner kirchenpolitischen Karriere erreicht. Ein Fürstbischof versah schließlich nicht nur ein geistliches Amt, sondern befand sich im erlauchten Kreis der Reichsfürsten und verwaltete als weltlicher Herr seine Besitzungen – die Realität in den Tiroler Bergen vergönnte Cusanus freilich die erhoffte Machtfülle nicht. Vorerst trat er sein Amt aber noch gar nicht an, sondern genoss zunächst noch ein Jahr der Erholung am päpstlichen Hof in Rom und in den Marken. Hier entstanden seine sogenannten *Idiota*-Schriften, *Idiota de sapientia*, *Idiota de mente*

2 Zu Cusanus' Zeit in Tirol vgl. Baum 1983; Hallauer 2002; zu den in Tirol entstandenen Werken außerdem Euler 1995 und Flasch 1998. Die maßgebliche Edition sind die Opera omnia 1932–2010. Dieser Gesamtausgabe folgen auch die hier gegebenen Zitate einzelner Werke, und zwar – wo möglich – in der Form: Kapitelnummer (in römischen Zahlen), Textabschnittsnummer, Zeilennummer. Cusanus' Predigten zitiere ich in der Form: Predigtnummer, Textabschnittsnummer, Zeilennummer.

und *Idiota de staticis experimentis* („Der Laie über die Weisheit“, „Der Laie über den Geist“, „Der Laie über Versuche mit der Waage“). Es handelt sich um drei Unterhaltungen, in denen bewusst ein „Ungebildeter“ – auch so kann man *idiota* übersetzen – das Programm eines neuen Wissens vorstellt, eines Wissens, das sich nicht auf Büchergelehrsamkeit, sondern auf unbefangenes Denken und empirische Forschung stützt. Die Erkenntniszuversicht von Cusanus ist seit *De docta ignorantia* deutlich gewachsen. Im Dezember 1450 schickte Nikolaus V. Cusanus auf eine große Legationsreise durch Deutschland, deren Ziel u.a. die Durchführung von Klosterreformen war. Seit mehreren Jahrzehnten waren schon diverse Reformbewegungen wie die berühmte Windesheimer Reform der Brüder vom gemeinsamen Leben auf den Plan getreten, um das herabgekommene Ordensleben des Spätmittelalters wieder auf ein gewisses Niveau zu bringen. Nun schrieb sich auch die wieder erstarkte Papstkirche das Unternehmen auf ihre Fahnen. Cusanus knüpfte während dieser Zeit besonders gute Beziehungen zu den reformfreudigen Klöstern Tegernsee und Melk. Sie wurden zu Zentren seiner Erneuerungsbemühungen und verbreiteten auch sein philosophisches Werk.

Fürstbischof von Brixen

Schließlich trat Cusanus sein Brixner Bischofsamt im April 1452 an. Bei seiner Ernennung war der Papst ausdrücklich auf einen tüchtigen Mann bedacht, der die theoretisch vorhandenen, praktisch aber längst verlorenen weltlichen Ansprüche der Brixner Kirche gegenüber dem Tiroler Landesherrn, Herzog Sigmund dem Münzreichen, behaupten konnte. Man hat diese Mission in der modernen Literatur auch als Himmelfahrtskommando bezeichnet – zu Recht, wenn man die folgende Entwicklung überschaut. Als Brixner Fürstbischof machte Cusanus nämlich die konfliktreichste Periode seines Lebens durch. Schon die Vorzeichen standen nicht gut. Der Papst bestimmte Cusanus 1450 zum Bischof, obwohl das Brixner Domkapitel wenige Tage zuvor bereits einen Kandidaten gewählt hatte, nämlich Leonhard Wiesmayer, den Kanzler Sigmunds. Cusanus konnte sich jedoch 1451 in Verhandlungen mit dem Kaiser, Herzog Sigmund und Wiesmayer einigen. Dieser wurde später Bischof von Chur. Vor den heftigen Konflikten, die noch folgen sollten, waren Cusanus noch einige schriftstellerisch ungemein produktive Monate vergönnt. Im Herbst 1453 verfasste er nicht weniger als vier Werke, davon zwei größere. Als Reaktion auf den Fall Konstantinopels entstand *De pace fidei* („Über den Frieden des Glaubens“), in dem Cusanus für eine – freilich christlich geprägte – Ökumene der Weltreligionen eintritt. Nach den mathematisch-theologischen Schriften *De mathematicis complementis* („Über mathematische Ergänzungen“) und *De complementis theologicis* („Über theologische Ergänzungen“) beendete er auch noch *De visione Dei* („Über das Sehen Gottes“), eine für die Mönche vom Kloster Tegernsee bestimmte Stellungnahme zur damals intensiven Diskussion um die ‚richtige‘ Art der Mystik.

Konflikte im Bistum

Die folgenden Jahre ließen nur wenig Zeit für Schriftstellerei. Cusanus begegnete bei seinen radikalen Reformen in der Diözese Brixen großem Widerstand. In der Absicht, ein Musterbistum zu schaffen, reduzierte er etwa die Feiertage mit dem Argument, dass die Leute durch Arbeit Müßiggang besser vermeiden könnten, schritt gegen verschiedene Formen des Aberglaubens ein und erlegte dem Klerus strengere Disziplin auf. Mit dem Domkapitel zerstritt er sich ebenso wie mit einer ganzen Reihe von Tiroler Klöstern, namentlich mit den Zisterziensern in Stams und den Benediktinerinnen in Sonnenburg bei St. Lorenzen. Es hängt wohl auch damit zusammen, dass man sich in den Tiroler Klöstern kaum mit den Werken des Cusanus beschäftigte. Einzig in der damals blühenden Kartause Schnals wurden einige seiner Werke abgeschrieben (heute ULBT, Cod. 136, 444 und 583). Diese um 1460 entstandenen Hs. überliefern von den in Tirol verfassten Schriften allerdings nur *De visione Dei* (Cod. 444). Cusanus hatte aber nicht nur mit der Widersetzlichkeit vieler Klöster, sondern v.a. mit dem Landesherrn Herzog Sigmund zu kämpfen, mit dem er in einem dauernden Streit um die weltliche Macht im Bistum Brixen lag. Nachdem ihm der Plan eines Anschlags auf sein Leben zu Ohren gekommen war, floh er im Juli 1457 aus Brixen, zuerst nach Säben und dann auf die Burg Andraz bei Buchenstein im südöstlichsten Winkel der Diözese (heute Livinallongo in der Provinz Belluno). Hier fand Cusanus erstmals wieder Zeit für die Schriftstellerei. Er verfasste u.a. das zentrale Werk *De beryllo* („Über den Beryll"), eine wieder an die Tegernseer Mönche gerichtete Einleitung in seine Philosophie. Die in Rom fertiggestellte Schrift *De mathematica perfectione* („Über die mathematische Vollendung") wurde wohl noch auf Andraz begonnen. Im September 1458 wurde Cusanus schließlich von seinem eben zum Papst gewählten Freund Enea Silvio Piccolomini (Pius II.) nach Rom gerufen. Die von hier aus unternommenen Verhandlungen mit Sigmund scheiterten und führten zum endgültigen Bruch. Ein 1460 gewagter Versuch, nach Brixen zurückzukehren, endete für Cusanus demütigend. Auf einer in der Karwoche einberufenen Versammlung des Klerus in Bruneck drohte er dem Herzog damit, alle Lehen der Brixner Kirche an Kaiser Friedrich III. zu übertragen. Daraufhin wurde er zu Ostern von Sigmunds Truppen in Bruneck belagert und gefangen genommen. Der Herzog zwang ihn zur Unterzeichnung eines Vertrags, den Cusanus in Freiheit sofort widerrief. Pius II. exkommunizierte Sigmund und verhängte das Interdikt über Tirol. Möglicherweise entstand während des kurzen Aufenthaltes in Tirol 1460 der ‚Trialog' *De possest* („Über das Können-Ist"), in der Gottes unbeschränkte Möglichkeiten und sein unbeschränktes Sein in eins gesetzt werden.[3] Während der restlichen Jahre bis zu seinem Tod lebte Cusanus in Rom

3 Die Annahme einer Entstehung in Andraz gründet sich freilich nur darauf, dass im Werk von großer Winterkälte die Rede ist. Ich verzichte im Folgenden auf Einzeldarstellungen von *De ma-*

und Orvieto. Er übte hohe Kirchenämter aus und entwickelte seine Spätphilosophie. Er starb im August 1464 in Todi während der Vorbereitungen zu einem von Pius II. geplanten Kreuzzug gegen die Türken. Zu einem verspäteten Ausgleich im Streit mit Herzog Sigmund kam es erst einige Tage nach seinem Ableben durch Vermittlung des Kaisers.

De pace fidei

Am 29. Mai 1453 war Byzanz gefallen. Die westliche Welt befand sich in tiefer Bestürzung. Nach dem Schock wurden Stimmen nach einem Kreuzzug gegen die Türken immer lauter. Cusanus erfuhr von dem Ereignis, als er am 28. Juni 1453 von Rom nach Brixen zurückkehrte. Ein militärischer Schlag schien ihm, zumindest als philosophisch-theologischem Theoretiker, keine Lösung zu sein. Er war der Auffassung, dass Religionskriege grundsätzlich vermeidbar sind, da alle Religionen einen gemeinsamen Kern haben. Der im September 1453 abgeschlossene Dialog *De pace fidei* ist das Ergebnis seiner Überlegungen. Cusanus hat diesmal ein breiteres Publikum vor Augen. Anspruchsvollere philosophische Konzepte wie die Koinzidenzlehre bleiben ausgeklammert. In Form und Inhalt konnte der Fürstbischof am ehesten anschließen an den *Dialogus inter philosophum*, *Iudaeum et Christianum* („Dialog zwischen einem Philosophen, einem Juden und einem Christen") von Petrus Abaelardus (1079–1142) und an den *Liber de gentili et tribus sapientibus* („Buch von einem Heiden und drei Weisen") des von ihm hoch geschätzten Ramon Llull (1235–1316).

Ein „frommer Mann" *(vir zelo Dei accensus)* – es ist leicht zu erschließen, dass es sich dabei um Cusanus selbst handelt – hört von dem Wüten des türkischen Sultans in Konstantinopel. Er sieht das Problem des Zusammenpralls verschiedener Religionen und meditiert darüber. Nach einigen Tagen hat er eine Vision, die er niederschreibt: In den Himmel entrückt, wohnt er einer Versammlung der Seligen und der Engel mit Gott bei. Boten bringen die Nachricht von verschiedenen Religionskämpfen, der Erzengel Michael und das menschgewordene Wort (*Verbum*) Gottes bitten Gottvater, sich den Menschen zu erkennen zu geben und damit den Kämpfen ein Ende zu machen. Es geht darum zu zeigen, dass es unter der Verschiedenheit der Riten nur eine einzige Religion gebe (I,6,10–11: *religio una in rituum varietate*). Auf Gottes Befehl werden die weisesten Männer aus allen Völkern in den Himmel entrückt. Auf himmlischer Seite stehen ihnen als Diskussionspartner das Wort sowie die Apostel Petrus und Paulus gegenüber. Insgesamt sind es 17 Vertreter der Weltreligionen, die nacheinander mit den christlich-himmlischen Diskussionspartnern ins Gespräch kommen. Unter den verschiedenen Religionen gewinnt der durch einen Türken und einen Araber repräsentierte Islam, dem Anlass der Schrift entsprechend, die schärfsten

thematica perfectione, das in Rom abgeschlossen wurde, und den *Trialogus de possest*, der nicht mit Sicherheit in Tirol entstand.

Konturen. Die Weisen lassen sich von der Richtigkeit der einen, dem Menschen von der Vernunft gegebenen, Religion überzeugen. Äußerliche Unterschiede rechtfertigen keine Gewalt. Am Ende werden die Weisen von Gott aufgefordert, diese Einsicht unter ihren Völkern zu verbreiten und in Jerusalem einen ewigen Religionsfrieden zu schließen.

Cusanus' Ökumene

Man hat *De pace fidei* mit gutem Recht die ökumenische Umsetzung des philosophisch-theologischen Programms von *De docta ignorantia* genannt. Dort wurde festgehalten, dass Gott in seinem Wesen unerkennbar ist und dass menschliche Erkenntnis immer nur relativ und approximativ bleibt. Dieselben Argumente werden hier in praktischer Anwendung zur Völkerverständigung eingesetzt. Mit den Ideen einer einheitlichen Vernunftreligion und des daraus entspringenden ewigen Friedens scheint Cusanus ein Vorläufer späterer ökumenisch-pazifistischer Bewegungen zu sein. Zum Teil trifft das zu, zum Teil allerdings auch nicht. Die natürliche Religion des Cusanus ist noch nicht jene der Aufklärung, sondern enthält wesentliche christliche Elemente, etwa einen monotheistisch-trinitarischen Gott, die Gestalt des gottmenschlichen Erlösers, die Auferstehung der Toten und anderes. Die prophetisch beschworene Einigung der Weisen und ihrer Völker entbehrt nicht eines missionarischen Zugs. Es muss auch hinzugefügt werden, dass zwischen Cusanus' Theorie und Praxis eine Kluft besteht. Der Kirchenmann konnte sich populären Klischees und der Realpolitik seiner Zeit nicht entziehen. In seinen Predigten bezeichnet er z.B. Mohammed als die „apokalyptische Bestie" (serm. 210,20) und ruft nach dem Sieg in der Schlacht bei Belgrad zum Kampf gegen die Türken auf (serm. 240). 1461 schrieb Cusanus zur Beratung des Papstes die *Cribratio Alkoran*, eine „Durchsiebung des Koran", in der er christliche Apologetik gegenüber dem Islam betrieb. 1464 sollte er in führender Position an den Vorbereitungen des von Pius II. geplanten Kreuzzuges gegen die Türken mitwirken. Dennoch, 1453, als ein guter Teil Europas nach Krieg schrie, war die Schrift *De pace fidei* zweifellos couragiert. Trotz der nötigen Einschränkungen ist sie ein – nicht zuletzt wegen ihrer geschichtlichen Situation – einzigartiges und noch heute viel gelesenes Dokument ökumenischer Theorie.

Rezeption

De pace fidei hatte ein reiches Nachleben. Das erklärt sich zum einen durch das immer wieder aktualisierbare Thema der Verständigung unter den Religionen; zum anderen durch den sozusagen exoterischen Charakter der Schrift, die von schwierigen philosophischen Voraussetzungen absieht. Im Kloster Tegernsee wurde sie kopiert und gelesen. Zeitgenossen des Cusanus wie Heymericus de Campo oder Johannes von Segovia äußerten schriftlich Beifall. Im 16. Jh. wurde das Werk von Johannes Kymeus zur Vorwegnahme von Ideen Luthers stilisiert. In seiner reformatorischen Flugschrift *Des Babsts Hercules wider die Deutschen* (Wittenberg 1538) übersetzte er jenen Teil von *De pace fidei*, in dem – vermeintlich im Sinne Luthers

– von der Rechtfertigung aus dem Glauben die Rede ist. Die erste vollständige deutsche Übersetzung des Werks erschien 1643, nicht zufällig während des Dreißigjährigen Krieges: Das Titelblatt (abgebildet in Opera omnia 1932–2010, Bd. 7, nach 102) nimmt ausdrücklich auf die Zeitumstände und auf eine erhoffte positive Wirkung durch die Schrift Bezug. Bezeichnend ist das Interesse Lessings für das Werk. Im selben Jahr 1779, in dem er *Nathan der Weise* fertig stellte, erbat er sich von einem Freund, dem Theologen und Philologen Arnold Schmid eine Übersetzung von *De pace fidei*. Lessing wollte die Schrift auch neu herausgeben, woran ihn schließlich aber Krankheit und Tod hinderten.

De mathematicis complementis, De complementis theologicis

Nach *De pace fidei* verfasste Cusanus zunächst zwei kleinere Schriften mathematischen und mathematisch-theologischen Inhalts. Es entstand der erste Teil von *De mathematicis complementis*, dem mathematischen Hauptwerk von Cusanus. Der zweite Teil wurde erst im folgenden Jahr 1454 hinzugefügt. Gleich auf den ersten Teil folgte *De complementis theologicis*. Die Werke sind Cusanus' Freund Tommaso Parentucelli gewidmet, einem Humanisten, der mittlerweile als Papst Nikolaus V. regierte. Dieser Papst hatte sich um eine Ausgabe des Archimedes verdient gemacht, und um ein archimedisches Problem ging es auch in *De mathematicis complementis*, nämlich um die Quadratur des Kreises, also die geometrische Konstruktion eines Quadrats mit dem Flächeninhalt eines gegebenen Kreises. Cusanus war von diesem Problem fasziniert, in seinen mathematischen Schriften nimmt es eine dominierende Stellung ein. Mathematikgeschichtlich waren seine Versuche zwar eine Sackgasse: 1882 bewies Ferdinand von Lindemann, dass die Aufgabe unlösbar ist. Vor dem Hintergrund der Koinzidenzlehre des Cusanus sind seine Bestrebungen jedoch verständlich. Der Zusammenfall von Kreis und Quadrat diente ihm als Gleichnis für den Zusammenfall der Gegensätze in ihrem gemeinsamen Prinzip. Selbstbewusst verkündete Cusanus gegenüber Nikolaus V., dass er das alte Problem und die damit zusammenhängenden Fragen nun gelöst habe. Damit sei ihm die noch fehlende Ergänzung zu Archimedes gelungen – daher auch der Titel *complementum* („Ergänzung"). Die folgenden *Theologischen Ergänzungen* bauen auf diesen Voraussetzungen auf. Cusanus versucht hier, seine soeben gewonnenen mathematischen Erkenntnisse für die philosophische Theologie fruchtbar zu machen. In einer Hs. der Königlichen Bibliothek Brüssel von *De complementis theologicis* (11.479–484, Bl. 68^{r}–78^{v}) ist nach dem 11. Kapitel der erste Entwurf zu Cusanus nächstem größeren Werk, zu *De visione Dei* eingefügt. Dieses hat sich also aus jenem entwickelt. Verbindendes gibt es einerseits in der Theorie der Winkel, die in *De visione Dei* zu einer Theorie der beschränkten individuellen Blickwinkel und des unendlichen Blickwinkels Gottes wird. Andererseits wird in beiden Werken die Frage nach der Bestimmbarkeit des Unendlichen aufgeworfen, nach der Benennbarkeit des unbenennbaren Gottes.

De visione Dei: Entstehung

Neben der Entwicklung des Werks aus *De complementis theologicis* gibt es auch einen äußeren Anlass der Entstehung von *De visione Dei*. Cusanus hatte mit seinen bisherigen Schriften eine Alternative zur scholastischen Universitätsphilosophie geboten. Damit stieß er vielerorts auf Unverständnis und Ablehnung; damit wurde er aber auch für jene interessant, die nach neuen geistigen Orientierungen suchten. Ein Beispiel hierfür sind die Mönche des reformwilligen Benediktinerklosters Tegernsee in Bayern. Cusanus stand besonders mit Abt Kaspar Aindorffer und Prior Bernhard von Waging seit einiger Zeit in freundschaftlichem Briefkontakt. In der Tegernseer Gemeinschaft wurde damals wie in vielen religiösen Zirkeln des 15. Jhs., ausgehend von Autoren wie Dionysios Areopagita, Hugo von Palma oder Johannes Gerson, über das richtige Verständnis von Mystik diskutiert. Die Frage kreiste v.a. um den strittigen Punkt, ob zur mystischen Erkenntnis Gottes nur das Gefühl oder doch auch der Verstand nötig sei. Bernhard von Waging, selbst Verfasser mystischer Werke, hatte in seinem 1451 geschriebenen *Laudatorium doctae ignorantiae* („Lob der belehrten Unwissenheit") Cusanus' Ansätze zu einer Mystik gepriesen, die auf dem Verstand aufbaut. In die folgende Kontroverse schalteten sich neben den Tegernseern u.a. der Melker Prior Johannes Schlitpacher für und der Aggsbacher Prior Vinzenz gegen Cusanus ein (vgl. Baum/Senoner 1998). Auf die Bitte der Tegernseer verfasste Cusanus schließlich *De visione Dei* und legte darin die Mystik mithilfe der Koinzidenzlehre aus. Das bedeutete auch eine Entscheidung für den Intellekt als notwendige (Vor-)Bedingung der Gotteserkenntnis. Das Werk sollte den Mönchen einen einfachen Zugang zu dieser Auslegung und zu Cusanus' eigener Philosophie gewähren. Es wurde am 8. November 1453 in Brixen vollendet. Cusanus schickte es Kaspar Aindorffer zusammen mit einem *eicona dei* (vgl. praef. 2,132) genannten Bild, auf dem der Blick Gottes dem Betrachter überallhin zu folgen schien. Er vergleicht dieses Bild mit einer Reihe berühmter Gemälde, die alle mit demselben optischen ‚Trick' arbeiten, darunter auch die Darstellung eines Engels in der Hofburg von Brixen, der das Wappen der Kirche hält (praef. 2,9–10: *Brixinae in castro angeli arma ecclesiae tenentis*).

Von dem mitgeschickten Porträt geht das Werk aus. Cusanus leitet die Mönche an, das Bild von verschiedenen Standpunkten aus zu betrachten und auf den immer mit ihnen mitgehenden Blick Gottes zu achten. Er versteht das Bild als Gleichnis dafür, dass Gott alles sieht. Sehen ist Gottes Wesen. So wird auch das griechische Wort für Gott (*theós*), von *theoreîn* („sehen") abgeleitet (I,5,6). Dieses Sehen Gottes ist allerdings viel mehr als der menschliche Sehsinn. Es steht metaphorisch für Gottes allumfassendes Sein und Wirken. Das Sehen Gottes liegt vor allen verschiedenen Standpunkten. Es liegt hinter den Gegensätzen. Deren Zusammenfall wird als eine Mauer gedacht, die man überwinden muss, um zur Schau Gottes zu gelangen. Jedes denkende Wesen kann Gott erkennen, weil es

von ihm immer schon angeblickt ist. In unserem Geist haben wir Anteil an Gottes Sehen. Wenn sich der Denkende seiner selbst bewusst wird, hat er auch Gott erkannt. So scheint dieser dem Menschen selbst zuzuflüstern: *Sis tu tuus et ego ero tuus* (VII,25,13–14: „Sei du dein, und auch ich werde dein sein"). Gott ist Sehen und Gesehenwerden zugleich. Diese Einheit von Subjekt und Objekt im Erkennen Gottes ist ein zentraler Gedanke des Werks. Ausgehend von der Sehmetapher werden schwierigere Probleme der Bestimmung Gottes erörtert, u.a. das Verhältnis des Teils zum Ganzen oder der Andersheit zur Gleichheit. Den Abschluss bilden Überlegungen zur Trinität und zur Inkarnation.

Stil

De visione Dei ist das anschaulichste von Cusanus' philosophisch-theologischen Werken. Es geht von einem konkreten Objekt aus und führt von diesem weiter zum Spekulativen. Auf die komplizierte mathematische Symbolik der philosophischen Frühwerke wird ganz verzichtet. Der Ausdruck ist im Vergleich zum übrigen Werk einfach und flüssig. Dazu trägt v.a. eine in Cusanus' Schriften einzigartige ‚Erzählsituation' bei. Zunächst spricht Cusanus die Klostergemeinschaft als Ganzes an. Danach wendet er sich an einen einzelnen *frater contemplator*, einen „betrachtenden Bruder" (IV,9,1–11):

Accede nunc tu, frater contemplator, ad dei eiconam, et primum te loces ad orientem, deinde ad meridiem ac ultimo ad occasum; et quia visus eiconae te aeque undique respicit et non deserit, quocumque pergas, in te excitabitur speculatio provocaberisque et dices: Domine, nunc in hac tua imagine providentiam tuam quadam sensibili experientia intueor. Nam si me non deseris, qui sum vilissimus omnium, nusquam cuiquam deeris. Sic quidem ades omnibus et singulis, sicut ipsis omnibus et singulis adest esse, sine quo non possunt esse.

Tritt nun du zum Bild Gottes heran, betrachtender Bruder, und wende dich zuerst nach Osten, dann nach Süden und schließlich nach Westen. Weil der Blick des Bildes dich von überall gleichermaßen ansieht und dich nicht verlässt, wohin du auch weitergehst, wird eine Betrachtung in dir aufkommen, du wirst aufgerufen werden und wirst sprechen: „Herr, in diesem deinem Bild schaue ich jetzt deine Voraussehung in einer gleichsam sinnlichen Erfahrung an. Denn wenn du mich nicht verlässt, der ich der Niedrigste von allen bin, dann wirst du niemals irgendjemandem fehlen. So nämlich bist du bei allen und bei den einzelnen, wie bei allen und den einzelnen das Sein ist, ohne das sie nicht sein können."

Die hier begonnene Anrede des Bruders an Gott wird bis zum Ende beibehalten. Dass sie dem Bruder von Cusanus in den Mund gelegt wird, ist bald vergessen. Der Leser beginnt sich schnell mit dem vor Gott sprechenden Ich des Bruders zu identifizieren. Dieser trägt eine philosophische Meditation vor, die häufig in ein Gebet oder eine hymnische Preisung Gottes übergeht. Die philosophische Suche

verbindet sich mit existentieller Betroffenheit. Dadurch wirkt der Text unmittelbarer als die meisten anderen Werke des Cusanus. Das an praktischer Spiritualität interessierte Zielpublikum im Kloster Tegernsee hat die Form von *De visione Dei* offensichtlich stark mitgeprägt.

ein lokalgeschichtlich interessantes Rezeptionsbeispiel

De visione Dei gehörte schon zu Cusanus' Lebzeiten zu seinen meistgelesenen Schriften. Heute ist es sein neben *De docta ignorantia* bekanntestes Werk. Ein frühes und in seiner Art einmaliges Rezeptionsbeispiel ist das Exzerpt aus *De visione Dei* in einer Sammelhandschrift aus dem Augustiner-Chorherrenstift Ulm-Wengen.[4] Die Hs. kam Ende des 16. Jhs. in den Besitz von Tiroler Geistlichen, u.a. des Fürstbischofs von Brixen Anton von Crosini (1581–1663; vgl. hier S. 586). Dieser hat den Codex wohl der bischöflichen Bibliothek hinterlassen. Heute befindet er sich in der Bibliothek des Brixner Priesterseminars (SEM, E 15; das Exzerpt Bl. 123^{v}–132^{r}). Die Besonderheit des vor 1464 entstandenen Textes ist v.a., dass er den durchwegs wörtlichen Auszügen jeweils Zusammenfassungen im Hexameter voranstellt. Es ist dies der einzige bekannte Fall einer metrischen Bearbeitung eines Werks von Cusanus. Allerdings braucht der Leser der Hexameter einige Phantasie. Der Autor, der sich selbst „Mauricius" nennt, setzt sich nämlich unbekümmert über die Regeln der klassischen Prosodie und Metrik hinweg. Korrekt gebaute Verse sind selten. Wer dieser Mauricius ist und wozu er sein Exzerpt angelegt hat, bleibt unklar. Sicher ist jedoch, dass die textliche Vorlage aus Tegernsee stammt, das überhaupt ein zentraler ‚Umschlagplatz' für *De visione Dei* war. Das Werk wurde dort dreimal abgeschrieben und weiter verbreitet nach Salzburg, St. Emmeram in Regensburg, Scheyern, Metten, Eichstätt, Maulbronn, Magdeburg, Trier und Subiaco.

Dialogus de circuli quadratura, De caesarea circuli quadratura

Auf *De mathematicis complementis* von 1453/54 folgte ein Disput zwischen Cusanus und der mathematischen Fachwelt. Unter anderen hatte sich auch Paolo del Pozzo Toscanelli, ein alter Freund des Kardinals, kritisch eingeschaltet. Als Reaktion darauf entstand in Brixen 1457 der kurze *Dialogus de circuli quadratura* („Dialog über die Quadratur des Kreises"), in dem Cusanus und Toscanelli als Gesprächspartner auftreten. In Andraz, wohin der Bischof im Juli geflohen war, schrieb er dann ein weiteres Mal über dasselbe Problem in *De caesarea circuli quadratura* („Über die kaiserliche Quadratur des Kreises"), datiert mit dem 6. August 1457. Dass die Quadratur des Kreises diesmal „kaiserlich" genannt wird, lässt sich mit der Widmung an Kaiser Friedrich III. erklären, bei dem sich der in Tirol schwer bedrängte Cusanus in Erinnerung rufen wollte. Angesichts des großen Interesses Friedrichs an Geheimlehren aller Art war diese Schrift nicht schlecht gewählt. Ein interessantes Detail zur Entstehungsgeschichte ist übrigens, dass Cusanus ausdrücklich sein nach all den politischen Turbulenzen gegebenes Bedürfnis nach Erholung als Motivation

4 Vgl. hierzu Hallauer 2002, 384–391, mit einer Teiledition.

seines Forschens und Schreibens angibt. Die erholsame Zeit auf Schloss Andraz nützte Cusanus im nächsten Jahr auch, um ein schon länger geplantes philosophisches Werk niederzuschreiben.

De beryllo: Entstehung

Cusanus hatte 1453 *De visione Dei* als Erläuterungsschrift für die mit ihm befreundeten Tegernseer Mönche verfasst. Damit waren ihre Schwierigkeiten mit seiner Philosophie aber noch nicht ausgeräumt. Sie baten um weitere Erläuterung, insbesondere über das Koinzidenzproblem. So wurde noch im Herbst 1453 *De beryllo* („Über den Beryll") konzipiert. Der Name der Schrift verdankt sich dem bekannten Halbedelstein, der in geschliffener Form seit etwa 1300 als Sehhilfe verwendet wurde und von dem auch unser Wort „Brille" stammt. Cusanus wollte mit *De beryllo* seine Leser auf eine geistige Brille hinweisen, durch die hindurch sie den einen Gott sehen könnten. Diese Brille war nichts anderes als der Zusammenfall der Gegensätze im menschlichen Intellekt, das Sehen der gemeinsamen Voraussetzung von sich widersprechenden Sätzen. Die Fertigstellung des Werks hat sich allerdings um Jahre verzögert, wozu sicher auch die ständigen kirchenpolitischen Konflikte beitrugen, in die Cusanus in jener Zeit verwickelt war. So fand er erst nach seiner Flucht aus Brixen Zeit, das fünf Jahre vorher begonnene Werk abzuschließen. Es wurde laut der am Ende gegebenen Datierung am 18. August 1458 in Andraz vollendet.

Inhalt, Aufbau

De beryllo ist als Einleitung in die Philosophie von Cusanus angelegt. Er versucht, in Kürze vier Hauptsätze seines – seit *De docta ignorantia* in vielen Punkten weiterentwickelten – Denkens anzusprechen und zu erläutern. Dies wird im Vorwort mit einem großen Versprechen angekündigt: Das kleine Büchlein lehre eine universale Erkenntnismethode, die auf alle möglichen Forschungsbereiche übertragbar sei (1,13–14: *ad quaeque indaganda*). Jeder könne diese Methode innerhalb von wenigen Tagen lernen (2,10–11: *paucissimis diebus experieris*). Der danach einsetzende Hauptteil stellt zunächst kurz vier Hauptsätze der cusanischen Philosophie auf (4–7): 1. Der Weltgrund ist Einheit und Geist. 2. Was ist, ist Wahrheit oder deren Ähnlichkeit. 3. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. 4. Der Mensch als zweiter Gott erschafft die Kultur- und Begriffswelt. Der ganze Rest der Schrift besteht in der Erläuterung dieser Sätze. Die didaktische Gliederung gerät allerdings im Lauf des Werks aus den Fugen. Cusanus selbst nennt es am Ende einen *minus bene digestus libellus* (72,10: „ein nicht so gut eingeteiltes Büchlein"). Man darf hier vielleicht Spuren der Unruhe auf der Fluchtburg Andraz vermuten. Auch der Inhalt hält sich nicht an das Konzept der Einführung. Cusanus lässt sich auf zahlreiche Exkurse ein und setzt sich immer wieder mit der philosophischen Tradition auseinander. Der Charakter einer Einleitungsschrift geht so vielfach verloren.

Cusanus' Prinzipien

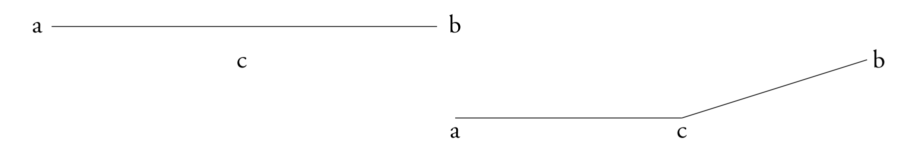
Alle vier Hauptsätze werden unter Rückgriff auf die Koinzidenzlehre erklärt, die sich somit als Mittel zur Welterklärung bewähren soll. Dies im Einzelnen

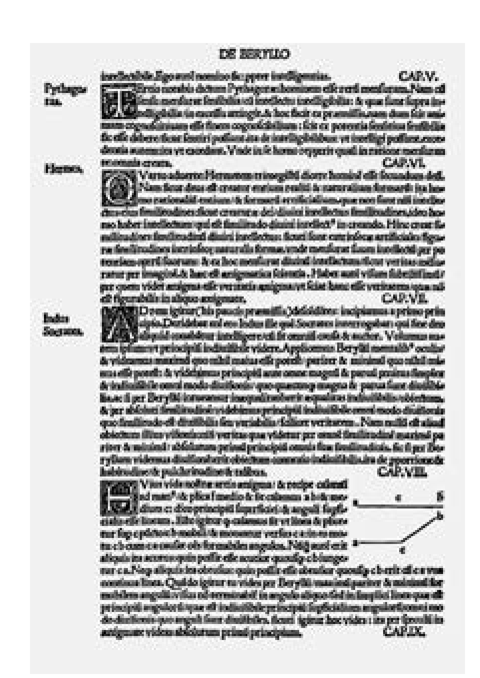
nachzuzeichnen, würde hier viel zu weit führen. Es soll nur umrissen werden, was mit den einzelnen Hauptsätzen gemeint ist. Im ersten stellt sich Cusanus in die lange Tradition der europäischen Einheits- und Geistesphilosophie. Wie Parmenides nimmt er das unendliche Eine als letztes Prinzip aller Vielheiten an. Wie bei Anaxagoras ist dieses letzte Prinzip Geist. Neuplatonisch ist der Gedanke der Ausfaltung (*explicatio*) des Einen zu der Vielheit des Seins. Christliche Offenbarungslehre scheint bei der Annahme einer Mitteilungslust des Einen durch. Seine Finalität ist es, sich in der ausgefalteten Schöpfung zu zeigen und von seinen Geschöpfen, insbesondere dem Menschen erkannt zu werden. Der zweite Hauptsatz stellt ein weiteres Erbe des Platonismus dar: Die Wahrheit eines Dings ist nach Cusanus sein ideelles, begriffliches Wesen. Dieses Wesen teilt den konkreten Dingen die Ähnlichkeit seiner selbst mit. Man darf an die platonische Ideenlehre mit ihrem Verhältnis von Urbild und Abbild denken (aber nicht an ihre Hypostasierung der Ideen außerhalb des Geistes). Seiendes kann nach dem zweiten Hauptsatz also wahr (im Begriff) oder wahrähnlich (in der Sinnlichkeit) sein. Der dritte Hauptsatz beruft sich ausdrücklich auf den in der Philosophiegeschichte seit Platon vielgeschmähten *homo-mensura*-Satz des Protagoras. Bei Cusanus hat die Ausdeutung dieses Satzes eine gewisse Ähnlichkeit zur Transzendentalphilosophie Kants. Der Mensch kann nur durch sein menschliches, sinnlich-geistiges Erkenntnisinstrumentarium hindurch erkennen. Insofern werden alle Gegenstände der Erkenntnis nach dem Maß des Menschen gemessen. Menschliche Erkenntnis ist nicht absolut. Allerdings sichern die auf Selbstoffenbarung und Erkanntwerden ausgelegte Finalität der Welt sowie die Ähnlichkeit des menschlichen Geistes mit dem göttlichen Geist objektive, wenngleich nur approximative Erkenntnis. Ähnlich betont der vierte Hauptsatz die aktive Seite des menschlichen Erkennens. Der Mensch verhält sich nicht bloß rezeptiv, sondern trägt als zweiter Gott zur Konstituierung seiner kognitiven Welt bei. Cusanus zeigt sich also, um wieder einen modernen Vergleich zu bemühen, als Konstruktivist. Er möchte sich über die Voraussetzungen, die Konstruiertheit der menschlichen Erkenntnis klar werden. Die durch Gott verbürgte objektive Wahrheit unterscheidet diesen Ansatz aber von einem Relativismus moderner Prägung.

Stil

In *De beryllo* bedient sich Cusanus einer weitgehend antikisierenden Diktion. Antike Philosophen von Anaxagoras bis zu Proklos bieten das Hauptmaterial der Auseinandersetzung, wovon auch die Terminologie des Cusanus geprägt wird. Im Vergleich zu seinen großen philosophischen Erstlingswerken *De docta ignorantia* und *De coniecturis* ist der Stil des Werks anschaulicher. Die direkte Anrede an den Leser verringert die Distanz. Nachdem sich philosophische und mathematische Schriftstellerei bei Cusanus in den 40er-Jahren getrennt haben, wagt er hier wieder eine Verbindung der beiden Fächer im selben Werk. Allerdings geschieht das in viel

eingeschränkterem Maß als in den erwähnten philosophischen Frühwerken. Die geometrischen Beispiele sind hier weniger zahlreich und leichter verständlich. Man vergleiche etwa die folgende Illustration (vgl. Abb. 26):




DE BERYLLO

CAP.V.

CAP.VI.

CAP.VII.

CAP.VIII.

CAP.IX.

Abb. 26: Ausschnitt aus Nicolaus Cusanus' Werk *De beryllo*.

Huius vide nostrae artis aenigma [...] (9,1: „Sieh ein Gleichnis dieser unserer Kunst [...]"), beginnt Cusanus seine Erläuterung des Diagramms. Die Linie dient ihm als Symbol für das Eine. Man nehme eine Linie acb und drehe den Abschnitt cb. Es werden unendlich viele spitze und stumpfe Winkel gebildet. Alle setzen aber die Linie als ihr Prinzip voraus. Ein maximal spitzer Winkel resultiert ebenso wie ein maximal stumpfer Winkel wieder in einer Linie. Maximaler und minimaler Winkel koinzidieren. Die Linie ist der Grund aller Winkel und steht über deren Gegensätzen.

Rezeption

Ob die Tegernseer Mönche aus *De beryllo* die erwünschte Belehrung schöpften, ist nicht bekannt (man darf es bezweifeln). Die weitere Nachwirkung der Schrift im 15. und 16. Jh. war aber bedeutend. Das ist vielleicht mit dem Konzept als Einleitungsschrift und der kompendiösen Zusammenfassung von Cusanus' Philosophie in der Mitte zwischen Früh- und Spätwerk zu begründen. *De beryllo* ist das einzige Werk von Cusanus, das hs. Verbreitung in der italienischen Frührenaissance fand. Wahrscheinlich gehen schon Anklänge an Cusanus bei Marsilio Ficino und bei Pico della Mirandola auf *De beryllo* zurück. Für Giordano Bruno, der Cusanus' Philosophie zum Pantheismus weiterentwickelte, war es eine wichtige Quelle. Über ihn gelangte die Idee der Koinzidenz u.a. zu Hamann, Herder, Schelling und Hegel.

Cusanus' Predigten als populäre Paraphrasen seiner Philosophie

Cusanus war gerade erst zwei Tage in Brixen, als er am Karfreitag des Jahres 1452 etwas für die damaligen Verhältnisse sehr Ungewöhnliches tat: Er predigte. Seine Vorgänger auf dem Brixner Bischofsstuhl hatten zwar eine hohe Meinung von Sinn und Wert der Predigt, überließen ihre Ausführung aber lieber dem untergeordneten Seelsorgeklerus. Cusanus dagegen demonstrierte mit seinem Predigteifer von Beginn an den Willen, in seiner Diözese gestalterisch zu wirken (Pauli 1995). Die Brixner Predigten bilden den größten Teil des Predigtcorpus von Cusanus. Während er vor seiner Zeit als Bischof nur unregelmäßig als Festprediger auftrat, konnte er sich nun erstmals über längere Zeit einem im Wesentlichen gleichbleibenden Publikum widmen. Aus den sechseinhalb Jahren seiner Brixner Zeit sind insgesamt 167, z.T. umfangreiche lat. Konzepte von Predigten erhalten. Dass diese Entwürfe lat. sind, bedeutet allerdings nicht, dass Cusanus tatsächlich lat. gepredigt hat. Im Predigtwesen des Mittelalters – zumindest im deutschsprachigen Raum – war es der Normalfall, lat. zu konzipieren und in der Volkssprache zu sprechen. Dabei darf man nicht an eine Übersetzung während der Predigt denken. Die lat. Konzepte hatten vielfach nur den Status einer Ideensammlung. Bei Cusanus war das i.A. nicht anders. Der Grad der Ausarbeitung seiner Entwürfe ist aber verschieden. Einige sind bis in die Anreden hinein ausformuliert, so z.B. die Predigt vom Vorabend des Allerheiligenfestes 1456 (serm. 249). Anlass und Ort variieren. Cusanus predigte zur Eröffnung von Diözesansynoden, zu Festen des Kirchenjahres oder zur Einweihung einer Kapelle; in seiner Bischofskirche in Brixen, in Bruneck oder auch in dem abgelegenen Bergdorf Prettau (zur erwähnten Einweihung der dortigen Kapelle). Die überwiegende Zahl, nämlich 141 der 167 Entwürfe, wurden aber in Brixen gehalten, in den meisten Fällen beim sonntäglichen Gottesdienst. Im Publikum saßen dabei das Domkapitel *(praelati),* der übrige Domklerus *(presbyteri)* und die Stadtbewohner *(incolae huius urbis).*

Inhalt

Inhaltlich gibt es viele Anklänge an das philosophische Werk. Wichtige Konzepte werden hier aber theologischer, christlicher gedacht. Cusanus' erste Referenz ist in den Predigten die Bibel, nicht die philosophische Tradition. Man kann den Inhalt der *sermones* in vier Grundfragen zusammenfassen: 1. Was ist Gott? 2. Warum hat Gott den Menschen geschaffen? 3. Warum ist Gott zum Menschen geworden? 4. Was ist bei all dem die Aufgabe des Menschen? Die Antworten, die Cusanus darauf gibt, sind im Grunde eine evangelische Paraphrase seines ontologisch-epistemologischen Systems. Gott ist als das unendliche Eine seinem Wesen nach verborgen. Der Mensch aber ist durch seinen Geist gottähnlich (z.B. serm. 174; vgl. serm. 168,8,4: *quasi alius deus*, „gleichsam ein zweiter Gott") und kann sich deshalb der Erkenntnis Gottes annähern. Zur Vollkommenheit Gottes gehört auch die Mitteilung seiner selbst. Gott hat den Menschen geschaffen, um sich ihm zu offenbaren (z.B. serm. 168 und 187). Die Menschwerdung Christi ist der Beweis

der Gottähnlichkeit des Menschen. Durch sie ist der Zugang zum Göttlichen eröffnet (z.B. serm. 154). All dies führt zum Schluss, dass die Aufgabe des Menschen im Glauben und der Erkenntnis Gottes besteht. Der Glaube als aktiver Willensentschluss ist dabei viel stärker betont als in den philosophischen Schriften, wo er praktisch keine Rolle spielt.

Stil

Die *sermones* des Bischofs stehen zwischen dem erzählfreudigen und erbaulichen ‚Normaltyp' der mittelalterlichen Predigt und seinen oft spekulativ-abstrakten philosophischen Werken. Im Unterschied zu jenem konzentrierte sich Cusanus auf die Auslegung der Bibel und bemühte sich um eine philosophische Anreicherung seiner Gedanken. Im Vergleich zu diesen strebte er nach größerer Direktheit, Vereinfachung und Anschaulichkeit. Der kolloquiale Stil der Predigten ist auch in den lat. Konzepten überall zu greifen: direkte Anreden, einschließendes „wir", rhetorische Fragen, Parataxe usw. Auf die voraussetzungsreiche Begrifflichkeit der philosophischen Werke wird verzichtet.

ein Tiroler Rezeptionsbeispiel

Der erste Druck der Predigten erfolgte 1514 in der weit verbreiteten Cusanus-Edition des Pariser Humanisten Jacobus Faber Stapulensis. In Tirol ging das Interesse an den Predigten allerdings noch weiter, wie das folgende Beispiel zeigen kann. Um 1530 zirkulierte hier offensichtlich ein heute verlorenes Autograph des Cusanus, das in einem kleinen humanistischen Kreis großes Interesse auf sich zog (vgl. Zani 1985 und Hallauer 2002, 401–441). Damals residierte auf dem Brixner Bischofsstuhl Georg von Österreich, ein unehelicher Sohn Kaiser Maximilians I. Bei einem Aufenthalt in Innsbruck erfuhr er von autographen Manuskripten des Cusanus im Besitz des humanistisch gebildeten Tiroler Kanzlers Hieronymus Baldung. Auf die Bitte Georgs übersandte Baldung dem Fürstbischof die wertvollen Hs., unter denen sich vielleicht auch weitere Werke des Cusanus befanden. Jedenfalls ist im Begleitbrief des Kanzlers (abgedruckt bei Zani 1985, 112–113) auch von „ettlich wenig tractatus und dialogos" die Rede. Die Begeisterung Georgs für die Autographen war so groß, dass er sie drucken lassen wollte. Dafür suchte er einen gelehrten Redaktor und fand ihn in Stephanus Rosinus (ca. 1470–1548), Domherr von Passau und Trient. Rosinus kollationierte die Predigten mit seinem Exemplar der Stapulensis-Edition, das sich heute in der Bibliothek des Franziskanerklosters in Trient (OFM TR, P 270) befindet – seine in zahlreichen Randnotizen festgehaltenen Ergebnisse sind in diesem Druck einzusehen. Inzwischen hatte Fürstbischof Georg aus unbekannten Gründen das Projekt einer Herausgabe der Predigten allerdings wieder fallen gelassen. Trotzdem erlosch sein Interesse an den Hs. nicht. Selbst auf seinen ausgedehnten Geschäftsreisen, die ihn u.a. in die Niederlande führten, erkundigte er sich mehrmals danach. Schließlich beauftragte er seinen Sekretär, die Manuskripte mit nach Brüssel zu nehmen, wo sich ihre Spur verliert. Sei es zur Hebung des eigenen Prestiges oder aus theologisch-literarischem Interesse:

Der Fall beweist, dass Cusanus im Tiroler Geistesleben des frühen 16. Jhs. gekannt und geschätzt wurde. Seine Autographen waren mittlerweile sehr wertvoll geworden. So wie Cusanus vormals in deutschen Bibliotheken auf die Jagd nach antiken Hs. gegangen war, wurden seine eigenen Hs. nun von humanistisch Interessierten gejagt.

Cusanus' Sprache

Cusanus ist noch deutlich von dem zu seiner Zeit aufkommenden klassizistischen Stil der italienischen Humanisten entfernt. Wie er in der Vorrede zur 1433 entstandenen *Concordantia catholica* selbst sagt, fühlte er sich in der *Latinitas* als Deutscher schon von seiner Nationalität her benachteiligt. Noch hatte der Humanismus nördlich der Alpen nicht Fuß gefasst. Unklassische Konstruktionen und Formen sind bei Cusanus keine Seltenheit.[5] Andererseits ist sein Stil in der Regel überhaupt trocken und dicht. Viele harte Fügungen gehen wohl nicht auf grundsätzliche sprachliche Inkompetenz zurück, sondern auf die Vernachlässigung der Form zugunsten des Inhalts. Das kolloquiale Setting vieler Werke, sei es als Dialog, sei es als Ansprache an den Leser oder Ähnliches, trägt hingegen zur Auflockerung bei. Ein großes Anliegen war Cusanus seine philosophische Terminologie, in der er sich um größtmögliche Schärfe bemühte und sich auch sprachschöpferisch betätigte. So bezeichnete er Gott u.a. als *possest* („Können-Ist") oder als *non aliud* („Nicht-Anderes"). Im Einklang mit seinen philosophischen Grundgedanken erweist sich Cusanus als Meister des Oxymorons und der paradoxen Formulierung: Man vergleiche nur die zentralen und vielen Neuprägungen zugrunde liegenden Begriffe von der „belehrten Unwissenheit" *(docta ignorantia)* und dem „Zusammenfall der Gegensätze" *(coincidentia oppositorum).*

Paulus Ricius

Während Cusanus heute ein geistesgeschichtlicher Fixstern ist, fiel der eingangs neben ihm erwähnte Paulus Ricius (ca. 1480–1542) bei einer breiteren Öffentlichkeit dem Vergessen anheim. Beide Männer griffen in platonisierender Art nach dem Einen und Ganzen hinter der Welt der Erscheinungen, Ricius tat dies aber wesentlich spekulativer und hermetischer als Cusanus – was auch einer der Gründe ist, warum ihm die Geltung des letzteren versagt blieb. Dabei zog Ricius' Synthese von jüdischer Esoterik, Christentum und aristotelisch-(neu)platonistischer Philosophie im Tirol des 16. Jhs. wesentlich mehr intellektuelle Aufmerksamkeit auf sich als die Werke des Cusanus, was freilich auch daran liegt, dass Ricius auf mächtige Mäzene und eine diskursbestimmende höfische Rezipientenschicht bauen konnte.

---

5 Zum Beispiel *quod* zusammen mit AcI (*De pace fidei* I,1, S. 3,9–4,3: *ex qua elicuit quod paucorum sapientum omnium talium diversitatum* […] *peritia pollentium unam posse facilem quandam concordantiam reperiri*), Ablative auf *-i* statt *-e* (*meliori*); vgl. die Bemerkungen in Opera omnia 1932–2010, Bd. 7, xxxiii–xxxiv und Bd. 12, xxi–xxii.

Leben

Das Leben von Paulus Ricius liegt insbesondere in seinen ersten Jahrzehnten im Dunkeln (vgl. Tilg 2006b). Manche lassen ihn aus Italien, manche aus Deutschland kommen. Laut Wurzbach wohnte seine Familie seit dem 14. Jh. „an den italienisch-tirolischen" Grenzen; andere sprechen von einem deutschstämmigen Vater aus Trient.[6] Wie dem auch sei, Ricius studierte Philosophie und Medizin an der Universität Pavia, wo er anschließend auch eine Zeit lang unterrichtete. In dieser Zeit konvertierte der geborene Jude – wohl unter dem Einfluss des in Pavia lehrenden portugiesischen Franziskaners Gomes de Lisboa – zum Christentum. Ein reizvolles Zeugnis für Ricius' Zeit in Pavia ist ein Gedicht von Niccolò d'Arco, der selbst um 1504 in Pavia studierte und sich bei Ricius nun in Hendekasyllaben nach gemeinsamen Bekannten von damals erkundigt (Welber 1996, Nr. 72). Vielleicht waren es die in Oberitalien geführten italienischen Kriege, die Ricius schließlich vertrieben und nach Tirol brachten. Spätestens 1514 stand er in den Diensten des Fürstbischofs von Brixen, Christoph von Schrofenstein (reg. 1509–1521). Um diese Zeit dürfte sein bis heute bekanntestes Werk, eine lat. Teilübersetzung des kabbalistischen Traktats *Scha'are Ora* („Pforten des Lichtes") des Spaniers Joseph Gikatilla (1248–1305), entstanden sein. Bald wurde auch Kaiser Maximilian auf den gelehrten Konvertiten aufmerksam, von dessen Kenntnis der jüdischen Mystik und Literatur er gerade im Kontext des „Pfefferkorn-Streits" (s.u.) profitieren konnte. Abgesehen davon hatte Maximilian auch eine Schwäche für Geheimwissenschaften und medizinische Themen (Wiesflecker 1971–1986, Bd. 3, 330–339), sodass Ricius für ihn vielseitig einsetzbar war. Noch im Jahr 1514 wurde Ricius als Leibarzt Maximilians an den Innsbrucker Hof berufen. Bis zu Maximilians Tod 1519 finden wir Ricius in der Gesellschaft prominenter Humanisten im Umkreis des kaiserlichen Hofs: Er war zumindest zeitweilig Mitglied der Wiener *Sodalitas Collimitiana*; für die 1518 von Pietro Bonomo herausgegebene Gedichtsammlung bedeutender Humanisten an den Tiroler Sekretär Kaiser Maximilians, Blasius Hölzl (vgl. hier S. 91–93), verfasste Ricius einen Geleitbrief an den Leser; im Umfeld des im selben Jahr abgehaltenen Augsburger Reichstags beriet er Ulrich von Hutten bei einer Therapie gegen die Syphilis. Um 1518 soll sogar der französische König Franz I. erfolglos versucht haben, Ricius an den Pariser Hof zu ziehen. Nach dem Tod Maximilians dürfte Ricius zunächst in die Dienste des Salzburger Kardinals Matthäus Lang getreten sein, in dessen Gefolge er schon vorher öfter auftaucht. In Willibald Pirckheimers 1520 erschienener Satire *Eckius dedolatus* („Der zurechtgehauene Eck") wird Ricius jedenfalls als Arzt Langs bezeichnet (vgl. Holzberg 1983, 13–16). 1521 kehrte er – offenbar nicht allzulang – nach Pavia zurück, um dort Griechisch und Hebräisch zu lehren. Spätestens seit 1524 war Ricius wieder in

6 Vgl. Wurzbach 35, 280 und 290; Killy 9, 444; NDB 21, 547.

den Diensten der Habsburger, und zwar als Protophysicus des späteren deutschen Königs und Kaisers Ferdinand I. 1529 wurde er als Berater gegen die Seuche des Englischen Schweißes in Tirol herangezogen. 1530 wurde er in den Freiherrenstand erhoben und mit Schloss Sprinzenstein in Oberösterreich belehnt. 1536 bestellte ihn Ferdinand I. zum Leibarzt der in Innsbruck heranwachsenden königlichen Kinder, wo Ricius seinen Lebensabend verbrachte und 1542 starb. Seine beiden Söhne Hieronymus und Franz standen ebenfalls in den Diensten Ferdinands I. und waren nacheinander Dompropst von Trient (Bietenholz 1985–1987, Bd. 3, 157–158; zu Hieronymus vgl. hier S. 193).

christliche Kabbala

Ricius selbst entwickelte am Innsbrucker Hof offenbar keinen großen medizinischen Ehrgeiz. Zwei hs. deutsche Rezepte, eines davon nur mutmaßlich zugeschrieben, sind die einzigen schriftlichen Hinterlassenschaften seines Brotberufs. Umso emsiger war Ricius auf dem Gebiet der philosophisch-theologischen Mystik. Er schuf eine außergewöhnliche Synthese von Kabbala, Christentum und einem eigenwillig verstandenen Aristotelismus mit neuplatonischen Elementen. Ricius wurde damit zu einem Hauptvertreter der sogenannten „christlichen Kabbala“. Gestützt auf das im 13. Jh. in Spanien entstandene Buch *Zohar*, erlebte zunächst die jüdische Mystik der Kabbala weite Verbreitung. Im 15. Jh. gaben jüdische Konvertiten in Spanien und Italien schließlich die Impulse für eine „christliche Kabbala“ (vgl. grundsätzlich Schmidt-Biggemann 1999). Der einschlägige Kanon mystischer Texte wurde dabei christlich ausgelegt und zum Beweis für die Wahrheit des Christentums erklärt. So entdeckten christliche Humanisten wie Pico della Mirandola die Kabbala. Ihm folgten z.B. Egidio da Viterbo, Johannes Reuchlin oder Guillaume Postel. Paulus Ricius gehört zu diesem illustren Kreis.

drei Beispiele

Eine detaillierte Besprechung von Ricius' umfangreichem Werk ist hier nicht beabsichtigt (vgl. dazu Roling 2007), nicht zuletzt auch deshalb, weil der Entstehungsort seiner knapp 20 Schriften fast immer unklar ist. Die Druckorte tragen zur Klärung dieser Frage wenig bei. Seit Ricius Italien verlassen hatte, erschienen die meisten seiner Publikationen in Augsburg, doch Augsburg war damals eben eines der wenigen hoch entwickelten deutschen Druckzentren, während der Buchdruck z.B. in Tirol noch randständig war. Drei ausgewählte Werke, die von der Chronologie her zumindest in Tirol entstanden sein könnten, sollen einen kleinen Einblick in Ricius' philosophische Welt vermitteln.

In apostolorum simbolum

Ricius' eigene Konversion ist der Hintergrund des Dialogs *In apostolorum simbolum iuxta peripateticorum dogma* („Über das apostolische Glaubensbekenntnis gemäß der Lehre der Peripatetiker“; Augsburg 1514, Pavia ²1517).

Als Gesprächsteilnehmer treten zunächst die drei jüdischen Brüder Philaletes, Philadelphus und Philosomatus auf. Es ist Abend, und die Brüder sehen gerade jungen Mädchen

beim Tanzen zu. Da macht Philaletes den Vorschlag, zum Theologen Gometius – Ricius' einstigem Lehrer – zu gehen und sich mit ihm über das Heil der Seele zu unterhalten. Um auch seinen epikureischen Bruder Philosomatus zu überzeugen, erzählt er ein Gleichnis: Eine Hirtin erblickt in einem Bach das Spiegelbild eines wunderschönen Mannes. Sie hebt die Augen und sieht die Erscheinung dieses Mannes nun klarer auf der Höhe eines Berges. Sie läuft hinauf, bis sie zu ihm kommt und er sie in seine Arme schließt. So sei es auch mit der Seele, die zu Gott strebe. Philadelphus und Philosomatus können dieser ‚mystischen Hochzeit' im Rahmen der peripatetischen Philosophie zunächst keinen Sinn abgewinnen und begeben sich deshalb zu Gometus. Dieser fordert nun aber regelrecht zum Gebrauch aristotelischer Begriffe auf und führt die Brüder so zur Erkenntnis, dass sich aristotelische Philosophie und Glaubenswahrheit nicht widersprechen. Im Mittelpunkt der Diskussion steht die Lehre von der christlichen Trinität, wie sie im apostolischen Glaubensbekenntnis von Nizäa festgehalten ist. Sie wird u.a. durch einen Rückgriff auf pseudoaristotelische, neuplatonisch gefärbte Schriften wie den *Liber de causis* („Buch der Ursachen") oder die *Theologia Aristotelis* („Die Theologie des Aristoteles") als Emanation des Einen erklärt. Daneben werden z.B. auch die aristotelische *Topik* oder die *Kategorien* für die Argumentation eingesetzt. In diese philosophische Diskussion mischt sich immer wieder kabbalistisches Gedankengut. So bringt Ricius die zehn Kategorien des Aristoteles in Entsprechung zu den zehn Sephiroth, den Emanationen der göttlichen Kraft in der Kabbala.[7]

Vorwort

Zur Verteidigung des Aristoteles in diesem Dialog passt auch das lobende Vorwort. Es stammt von dem zu seiner Zeit bedeutendsten Aristoteliker überhaupt, dem in Bologna lehrenden Pietro Pomponazzi (1462–1525). Ricius hatte ihn während seiner Studienzeit wahrscheinlich selbst gehört und mit ihm Bekanntschaft geschlossen. In seinen Kommentaren zu Averroes hat Pomponazzi übrigens auch auf eine Averroes-Übersetzung von Ricius zurückgegriffen (Secret 1976, 284).

Portae lucis

Ricius' bedeutendste Schrift ist die lat. Teilübersetzung eines der Hauptwerke der mittelalterlichen Kabbala, der *Scha'are Ora* („Pforten des Lichtes") des Spaniers Joseph Gikatilla (1248–1305), erschienen unter dem Titel *Portae lucis* in Augsburg 1516 (vgl. Abb. 27). Zum ersten Mal wurde damit ein längerer kabbalistischer Text der christlichen Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Die *Portae lucis* sind ein systematischer Traktat über die im Buch *Zohar* beschriebenen Stufen der göttlichen Emanation, die Sephiroth. Zu ihrer Interpretation werden v.a. die verschie-

7 Die Frage nach Einflüssen von Cusanus bei Ricius wäre einmal zu stellen. Berührungspunkte gibt es etwa im Konzept der Trinität und der Einheit von Subjekt und Prädikat in Gott. Bei Meier-Oeser 1989 sind eine Reihe von Cusanus-Rezipienten im geistigen Umfeld von Ricius erwähnt (Reuchlin, Eck, Postel u.a.), Ricius selbst aber nicht.

denen Namen Gottes herangezogen. Der wichtigste und allen anderen zugrunde liegende Name ist das Tetragramm (JHWH, für Jahweh). Dieses ist auch die Quelle der zehn Sephiroth. In den Namen Gottes offenbaren sich die göttlichen Kräfte.

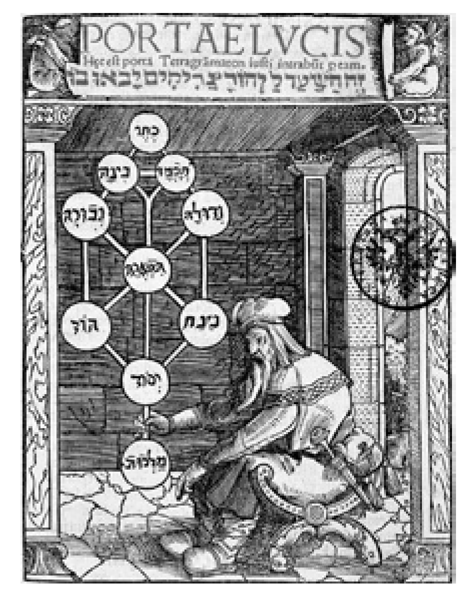


Abb. 27: Titelblatt der *Portae lucis* des Paulus Ricius, Augsburg 1516.

Interesse daran in Brixen

Ein Detail aus der frühesten Rezeptionsgeschichte dieses Werkes weist ins Jahr 1514 und nach Brixen zurück. Die *Portae lucis* fanden nämlich schon in hs. Form im Brixner Augustiner und Domherren Sebastian Stamler (Santifaller 1924, 474–475) einen Leser oder zumindest Vermittler. Zeugnis dafür ist das autobiographische *Chronicon* des Hebraisten und späteren Reformators Konrad Pellikanus, der im Zuge einer Visitationsreise 1514 in Brixen Station gemacht hatte. Laut dem einschlägigen Eintrag des *Chronicon* (Riggenbach 1877, 47) lernte Pellikanus hier Sebastian Stamler kennen und erhielt von ihm Ricius' Manuskript der *Portae lucis* für eine Abschrift. Stamler taucht übrigens noch öfter im Umkreis von Ricius auf. Im folgenden Jahr 1515 widmet Ricius ihm die dritte Auflage der *In cabalistarum seu allegorizantium eruditionem isagogae* („Einführung in die Bildung der Kabbalisten oder Allegoriker"; Augsburg 1515, zuerst Pavia 1509) sowie eine *Epistola defensoria contra obtrectatorem Cabalae* („Verteidigungsbrief gegen einen Schmäher der Kabbala"; Augsburg 1515). In der Vorrede des 1518 erschienenen *Tractatus singularis de epidimiae morbo* von Hieronymus Ricius wird Stamler als zweiter Widmungsträger neben dem Augsburger Humanisten Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden erwähnt. Kabbalistisches Schrifttum scheint damals in Brixen überhaupt beliebt gewesen zu sein. Gleich im Anschluss an den erwähnten Eintrag im *Chronicon* berichtet Pellikanus nämlich, dass er über Vermittlung eines anderen Brixner Kanonikers, Ambrosius (oder Hieronymus) Hippenhofer, ein offenbar seltenes Werk *De mysteriis cabalisticis* („Von den Geheimnissen der Kabbala") des spanischen Konvertiten Paulus de Heredia (1408–nach 1485) in die Hände bekommen habe. Es handelte sich dabei wohl um die *Haccanae epistola de secretis ad Haccanam filium* („Brief des Hakkana über die Geheimnisse an seinen Sohn Hakkana"; Rom, ca. 1485), in der im Stil der späteren christlichen Kabbalisten der christliche Gehalt jüdischer Traditionen propagiert wird.

Talmudica […] *commentariola*

Auf einen direkten Wunsch Kaiser Maximilians I. geht eine andere Übersetzung aus dem Hebräischen zurück. 1519 veröffentlichte Ricius seine *Talmudica novissime in Latinum versa periocunda commentariola* („Jüngst ins Lat. übersetzte, sehr erfreuliche kleine talmudische Schriften"). Maximilian wünschte sich eigentlich eine Übersetzung des gesamten Talmuds. Von den 63 Traktaten der Mischna – des Kerns des Talmuds – übersetzte Ricius schlussendlich aber nur die zwei hier vorgelegten, nämlich *Berakhot* (Vorschriften v.a. zu Segenssprüchen und Landwirtschaft) und *Sanhedrin* (Vorschriften zum Gerichtswesen). Das Projekt der Talmud-Übersetzung ist vor dem Hintergrund des Disputs von Johannes Reuchlin mit den Kölner Dominikanern um den Wert jüdischer Literatur zu sehen, des sogenannten „Pfefferkorn-Streits" (vgl. dazu z.B. Trusen 1987). Im Jahr 1509 war es dem – wie Ricius – zum Christentum konvertierten Juden Johannes Pfefferkorn gelungen, von Maximilian die Erlaubnis zur Einziehung von angeblich christenfeindlichen jüdischen Büchern zu erhalten. Als der mehr oder weniger als Strohmann der Kölner Dominikaner agierende Pfefferkorn bei der Umsetzung seines Plans auf erheblichen Widerstand stieß, beauftragte Maximilian 1510 vier deutsche Universitäten und weitere Gelehrte, darunter auch Reuchlin, mit einem Gutachten zur Duldung jüdischer Bücher. Reuchlin sprach sich deutlich für eine Duldung aus und insbesondere seine Verteidigung des Talmuds machte auf Maximilian Eindruck. Der scharfe Angriff auf Reuchlin in Pfefferkorns Schmähschrift *Handspiegel* und Reuchlins Replik im *Augenspiegel* (beide 1511) lösten einen mehrjährigen Streit aus, in dem sich auf der einen Seite Pfefferkorn und die Kölner Dominikaner, auf der anderen Seite Reuchlin und die Elite der deutschen Humanisten gegenüberstanden. Zumindest aus literarischer Sicht gipfelte dieser Disput in der Satire der *Epistolae obscurorum virorum* („Dunkelmännerbriefe"; 1515–1517), in denen die Kölner Dominikaner durch fingierte Briefe an den für sie eintretenden Theologen Ortwin Gratius vor aller Welt lächerlich gemacht wurden. Im 1517 erschienenen zweiten Teil der *Dunkelmännerbriefe* wird auch Ricius unter den Humanisten an Reuchlins Seite genannt (epist. 12 und 59). Eine Form der Unterstützung war offenbar auch Ricius' Übersetzung des Talmuds für Kaiser Maximilian, dessen Interesse für die jüdische Literatur durch den Streit gestiegen war. In dieser Situation lag es für Maximilian nahe, seinen einschlägig ausgewiesenen Innsbrucker Hofarzt für eine Vermittlung des Talmud sorgen zu lassen, für den Reuchlin so eindrucksvoll argumentiert hatte.

Wirkung

Paulus Ricius gelangte in den Diensten Maximilians I. und Ferdinands I. zu Reichtum und Ansehen. Für einen geborenen Juden war das damals eine außerordentliche Karriere. Ricius' Kompetenz als Hebraist, Kabbalist, Philosoph und Arzt zeichnete ihn bei den Intellektuellen Europas aus. Er stand mit zahlreichen Gelehrten seiner Zeit in brieflichem Kontakt. Erasmus von Rotterdam – dem er 1525 übrigens ein erfolgreiches Rezept gegen Steinleiden verschrieb – lobte ihn

überschwänglich: *Praeter Hebraeae linguae peritiam quantum ille tenet philosophiae, quantum theologiae!* (Brief vom 10. März 1517 an Riccardo Bartolini, hg. von Allen 1906–1958, Bd. 2, 501–502; „Einmal ganz abgesehen von seiner Kenntnis der hebräischen Sprache, wie viel Philosophie besitzt er! Wie viel Theologie!“). Ricius' Wirkung auf die weitere kabbalistisch-esoterische Literatur ist beträchtlich. Spuren davon gibt es schon in Reuchlins *De arte cabbalistica* („Über die Kunst der Kabbalistik“; 1517). Weitere Einflüsse zeigen sich bei Guillaume Postel (1510–1581) und einem seiner Schüler, dem Dichter Guy Lefèvre de la Boderie (1541–1598), der Ricius teilweise regelrecht versifizierte. Johannes Pistorius (1546–1608) nahm große Teile von Ricius' Schriften in sein populäres Sammelwerk *Artis Cabbalisticae* [...] *scriptores* („Kabbalistische [...] Schriftsteller“; Basel 1587) auf. Noch Athanasius Kircher (1602–1680) schrieb in seinem *Oedipus Aegyptiacus* (Rom 1652–1654) eine Passage aus Ricius' *Isagogae* („Einführung“) wörtlich ab (Secret 1960, 174–183). Später verebbte das Interesse an der christlichen Kabbala und Paulus Ricius. Erst in jüngster Zeit wird seiner historischen Bedeutung für die Geistesgeschichte des 16. Jhs. wieder mehr Aufmerksamkeit geschenkt.

Lav Šubarić

Medizin und Naturwissenschaft

Überblick

Zahlreiche spätmittelalterliche Hs. medizinischen oder naturkundlichen Inhalts lassen sich mit dem Tiroler Raum in Verbindung bringen. Sie beinhalten neben den wohlbekannten Standardtexten auch viele sonst unbekannte Werke, bei denen man z. T. vermuten kann, dass sie in Tirol verfasst wurden. Doch Hinweise, welche eine eindeutige Zuordnung erlauben würden, findet man nur in seltenen Fällen.

Augustinus de Tridento, Gutachten zu einer Seuche

Einer der ältesten heil- oder naturkundlichen Texte, die sich sicher mit Tirol in Verbindung bringen lassen, ist das iatromathematische (astrologisch-medizinische) Gutachten über das Jahr 1340, welches Augustinus de Tridento für den Trientner Fürstbischof Nikolaus von Brünn (reg. 1338–1347) verfasste (vgl. Abb. 28).[1] Über sein Leben ist nur das bekannt, was er in seinem Gutachten selbst mitteilt. Augustinus stammte aus Brixen, war ein Mitglied des Augustinereremitenordens, der in Trient ein Kloster hatte, bekleidete in Trient das Amt eines Kaplans bei Bischof Nikolaus und war, zumindest in den Jahren 1338 bis 1340, als Lektor in Perugia tätig. An der dortigen Universität dürfte er entweder Medizin oder die Fächer des Quadriviums, v.a. Astronomie, unterrichtet haben. Den Anlass für seine Schrift lieferte eine Seuche, die im Jahr 1340 in Italien ausgebrochen war (Clm 647, Bl. 1^{v}):

> *Determinavi infrascripta in universitate studii Perusii propter ignorantiam infirmitatis. Nam in ista pestilentia infirmitatum medici Florentie, Perusii, Rome atque in ceteris regionibus Ytalie tribuebant unam medicinam omnibus humoribus, ut scriptum fuit mihi, ignorantes radices infirmitatum. Et accidit error iste pestiferus multis medicis propter ignorantiam astrologie*

> Ich habe das Folgende an der Universität Perugia festgehalten, wegen der Unkenntnis, die bezüglich der Krankheit herrscht. Denn bei dieser Epidemie verwendeten die Ärzte in Florenz, Perugia, Rom und in anderen Teilen Italiens, wie man mir geschrieben hat, ein einziges Medikament für alle Säfte, weil sie die Wurzeln der Krankheiten verkennen. Und dieser unheilvolle Irrtum unterläuft vielen Ärzten aus Unkenntnis der Astrologie.

---

1 Überliefert in BSB, Clm 276, Bl. 87^{r}–91^{r}; Clm 647, Bl. 1^{r}–20^{v}; Krakau, Biblioteka Jagiellonska, Cod. 56, Bl. 129^{r}–135^{v}; Auszüge gedruckt bei Thorndike 1960, 699–707, eine Zusammenfassung ebendort, 225–232.

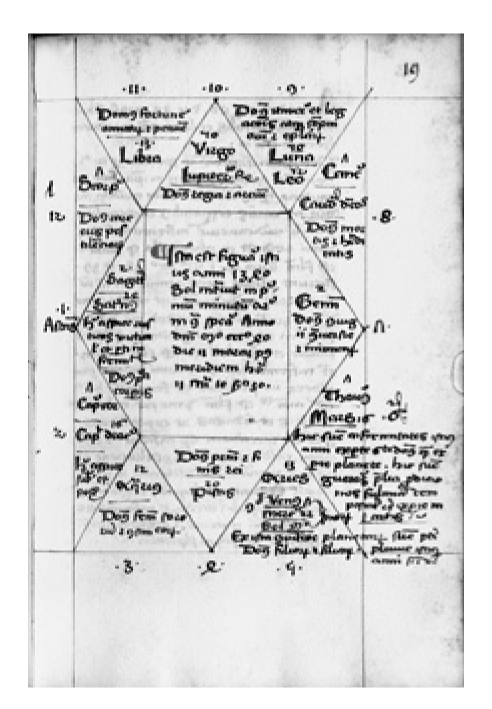


Abb. 28: Iatromathematisches Gutachten über das Jahr 1340 des Augustinus de Tridento für Fürstbischof Nikolaus von Brünn.

Die betreffenden Ärzte haben, wie Augustinus gegen Textende erklärt, die Ursache der Krankheit in der Witterung des Jahres gesucht (Bl. 19^{v}):

Unde quidem medici in variis regonibus et specialiter Perusii iudicaverunt infirmitates istius anni accidisse ex pluvia illa, quod manifeste est falsum. Tum quia in M°CCC°38 et 39 fuerunt pluvie quasi continue et tamen non fuit pestis egritudinum ut in isto anno […].

Deshalb urteilten freilich Ärzte in verschiedenen Teilen Italiens und ganz besonders in Perugia, dass die Krankheiten dieses Jahres von jenem Regen herrührten, was offensichtlich falsch ist, einerseits weil es 1338 und 1339 sozusagen ununterbrochen Regen gab und eine Epidemie wie in diesem Jahr dennoch nicht vorgekommen ist […].

Augustinus wollte diesen Fehler beheben und gleichzeitig nicht nur ein Gutachten über die Krankheiten dieses Jahres geben, sondern auch eine Einführung in das Thema schreiben, die in allen Jahren nützlich sein würde, in denen aus astrologischer Sicht ähnliche Bedingungen vorkommen würden.

Zu Beginn der Schrift erklärt Augustinus die Ursache der Krankheit: Sie liegt im sechsten Haus des Himmels. Die astrologische Theorie teilt den Himmel nicht nur in zwölf Sternzeichen ein, durch die die Planeten im Laufe des Jahres wandern, sondern auch in die sogenannten Häuser, zwölf von der Erde aus gesehen fixe Abschnitte des Himmels, denen ein entscheidender Einfluss auf verschiedene Aspekte des Lebens zugeschrieben wird, wie z.B. auf das materielle Wohl, auf Kinder, Ehe, Reisen oder Ehren. Das erwähnte sechste Haus hat Einfluss auf Gesundheit bzw. Krankheiten. Wenn sich in diesem Abschnitt des Himmels ein bösartiger Planet befindet (als solche galten Mars und Saturn), dann muss man mit Krankheiten rechnen. Wie nun in diesem Denksystem jeder Mensch ein individuelles Horoskop hat und das Zusammenspiel der Häuser, Sternzeichen und Planeten bei seiner Geburt seine Fähigkeiten und Neigungen, mitunter auch sein Schicksal bestimmt, so kann man auch aus der Konstellation zu Beginn eines Jahres ersehen, wie dieses Jahr sein wird.

Am Anfang des Jahres 1340 stand, wie Augustinus feststellt, der Planet Mars im sechsten Haus und verursachte somit die Seuche.

Als Nächstes bestimmt Augustinus aus der Konstellation die Art der grassierenden Krankheiten. Bestimmt würden diese außer von Mars auch noch von Saturn, dessen Einfluss in diesem Jahr aus anderen Gründen besonders stark gewesen sei. Nachdem er detailliert dargelegt hat, welche Krankheiten wen und an welchen Körperteilen befallen würden und wie ihnen generell zu begegnen sei, beschreibt er verschiedene astrologische und medizinische Prognosemethoden. Die medizinische Prognose hält er jedoch für unzuverlässig, da sie nicht einmal unzweifelhaft feststellen könne, ob jemand wirklich tot sei, was sich anhand vieler Fälle belegen lasse, bei denen man vermeintlich Tote begraben habe, die später, nach der Öffnung ihrer Gräber, in ganz anderen Positionen gefunden worden seien.

Da auch Städte und Regionen aus astrologischer Sicht den Sternen unterworfen sind, bestimmt Augustinus aufgrund des Horoskops der Stadt Trient, worauf dort besonders zu achten sei. Den Versuch, Ähnliches auch für Brixen zu bestimmen, könne er nicht durchführen, da nicht bekannt sei, wann genau Brixen gegründet wurde.

Der zweite Hauptteil der Schrift widmet sich v.a. diätetischen Präventivmaßnahmen, welche unter den gegebenen astrologischen Umständen die Gesunden vor den besagten Krankheiten bewahren sollen, sowie den Aufgaben des Arztes bei der Behandlung von Gesunden und Kranken, z.B. dem Aderlass. Am Ende der Schrift wendet der Autor sich wieder der Astrologie zu und erklärt die Rolle Saturns und der anderen Planeten in der Konstellation des Jahres. Das Werk schließt mit der Erklärung einiger beiliegender astrologischer Diagramme.

Autoritäten

Augustinus belegt seine Gelehrsamkeit u.a. durch ein breites Spektrum an Autoritäten, die er zur Untermauerung seiner Ansichten heranzieht. Diese reichen von antiken über arabische bis zu zeitgenössischen Schriften. Mehrmals überlässt er das Urteil in Detailfragen zwei in der Astrologie bewanderten Ärzten, den Magistern Odoricus und Iordanus, an die sich sein Adressat, der Bischof von Trient, bei Bedarf offensichtlich wenden konnte (ein Magister Iordanus ist 1339 in Trient als Arzt belegt, vgl. Tovazzi 1889, 10).

der Schwarze Tod

Um die Mitte des 14. Jhs. erschütterte eine große Pestepidemie die Alte Welt. Bis in das 18. Jh. hinein suchte die Pest Europa immer wieder heim und hinterließ deutliche Spuren im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und religiösen Leben. In der medizinischen Literatur kam es in der Folge zu einer Flut von Pesttraktaten, -regimina und -konsilien. Zwei davon, die sicher aus Tirol stammen, verdienen im vorliegenden Zusammenhang Beachtung.

Pestregimina

Im Juli 1399 sandte der Trientner Arzt Odoricus de Arco, Doktor der Freien Künste und der Medizin, ein kurzes Regimen an den Hofmeister und Landeshauptmann von Tirol, Heinrich von Rottenburg (ca. 1365–1410). Ende 1421 verfasste in

Innsbruck Udalricus de Tridento, auch er ein *artium et medicine doctor*, auf Anfrage eines Mönchs von St. Georgenberg ein etwas ausführlicheres Regimen und ließ es Caspar von Schläßbeck, dem Abt des Klosters, zukommen. Ob Odoricus, dessen Existenz als angesehener Bürger Trients gut dokumentiert ist, und Udalricus, von dem man sonst nichts weiß, zwei verschiedene Ärzte, ob sie verwandt oder gar miteinander identisch waren, wie schon vermutet wurde (Naupp 1988, 62–63; Naupp 1989, 421; Werthman-Haas/Keil 1991, 70–71), lässt sich nicht entscheiden.

Odoricus de Arco

Das Regimen von 1399 (Fiecht, Cod. 167, Bl. 139^{v}–140^{r}; Faksimile und Übersetzung bei Naupp 1988, 64–68) gibt dem Herrn von Rottenburg und seiner Familie knappe präventive Ratschläge, wie sie trotz des herrschenden Pesthauchs *(aeris pestiferi nunc ocurrentis)* ihre Gesundheit erhalten können. Seine Ratschläge gliedert Odoricus nach einer kurzen Einleitung gemäß den *sex res non naturales* („sechs nicht natürlichen Dingen", d.h. sechs Dingen, die außerhalb der eigenen Naturanlage liegen): *aer*, *cibus et potus*, *motus et quies*, *sompnus et vigilia*, *inanicio et replecio*, *accidentia animi* („Luft, Essen und Trinken, Bewegung und Ruhe, Schlaf und Wachen, Entleerung und Füllung, Gemütszustände"). So kategorisierte die medizinische Theorie die äußeren Einflüsse, durch welche im menschlichen Körper das Verhältnis der Säfte zueinander beeinflusst werde, im Gegensatz zur unbeeinflussbaren, angeborenen Konstitution, die man in *res naturales* („natürliche Dinge") gliederte. Am ausführlichsten fallen in Odoricus' Regimen die Ratschläge bezüglich der Rein- und Trockenhaltung der Luft aus, gemäß der damals gängigen Vorstellung, dass schädliche Dünste die Ursache der Pest seien. Mit einer Empfehlung der geeigneten Medikamente beschließt Odoricus die Reihe seiner Ratschläge. Neben einem Rezept für offensichtlich mit dem Brief mitgelieferte Pillen erwähnt er *theriaca magna* („den großen Theriak"), als universales Gegengift.

Udalricus de Tridento

Das Regimen von 1421 (Fiecht, Cod. 150, Bl. 181^{r}–185^{v}; Übersetzung bei Naupp 1989, 425–434; vgl. hier Farbtafel 6) ist ungefähr dreimal so lang wie das ältere Beispiel. Nach der Erläuterung der Umstände, die zur Entstehung des *regimen* geführt haben, werden wieder die *sex res non naturales* behandelt. Die Ratschläge zur richtigen Ernährung sind besonders ausführlich und gewähren einen Einblick in die Fülle der unterschiedlichen Lebensmittel, die den Mönchen zur Verfügung gestanden haben müssen. Auf die Ratschläge zur Lebensweise folgen zahlreiche Rezepte für die Medikamente, welche der Stärkung und Erhaltung der Gesundheit dienen sollen. Im zweiten Hauptteil der Schrift wendet sich Udalricus der Heilung der schon an der Pest Erkrankten zu: Erläutert werden die Stärkung der Kranken, die Überwindung des Fiebers und die Behandlung von Geschwüren.

Publikum

Obwohl das Regimen die besonderen Lebensumstände der Benediktinermönche berücksichtigt (z.B. ihre *stabilitas loci*, d.h. das Gelübde, für immer in dem Kloster zu bleiben, in das man einmal eingetreten ist, und damit die Unmöglichkeit, sich

durch die Flucht in gesündere Gegenden dem Pesthauch zu entziehen), rechnet Udalricus durchaus mit einem breiteren Leserkreis (Bl. 182ᵛ):

> *Et quamvis vobis non expediat iniungere a coytu cavere, tamen, quia aliis etiam potest hoc regimen suffragari, ideo ponatur quod a coytu permaxime est cavendum, quia est causa agitationis magne in humoribus et permiscere facit malos humores cum bonis.*

> Und obwohl die Anweisung, euch vor dem Beischlaf zu hüten, für euch überflüssig ist, soll dennoch, da dieses Regimen auch anderen helfen kann, festgestellt werden, dass man sich vor dem Beischlaf außerordentlich hüten muss, da er die Ursache großen Aufruhrs unter den Körpersäften ist und bewirkt, dass sich die schlechten Säfte mit den guten vermischen.

Zitate

Als gelehrter Arzt streut er in seinen Text Zitate aus Schriften verschiedener Autoritäten (Galen, Aristoteles, Rhazes, Avicenna und Iohannitius) ein. Inhaltlich spiegeln seine Ratschläge das Allgemeingut der akademischen Medizin seiner Zeit wider (insbesondere scheint ihn eine deutsche Fassung des *Prager Sendbriefs*, eines der verbreitetesten Pesttraktate, beeinflusst zu haben; vgl. dazu Werthman-Haas/Keil 1991).

Alchemie

Auch die Alchemie wurde in Tirol eifrig betrieben, wie z.B. eine hauptsächlich zwischen 1457 und 1470 in Trient von einem gewissen Enricus geschriebene alchemistische Sammelhandschrift bezeugt (ÖNB, Cod. 5230), die neben Schriften des Ramon Llull auch viele eigene Rezepturen von Enricus sowie alchemistische Rezepte seines Lehrers Isaak Kochperger und anderer Tiroler Praktiker enthält, wie z.B. des Trientner Bischofs Alexander von Masowien (1423–1444).

Zeitalter Sigmunds und Maximilians

Seit der Mitte des 15. Jhs. steigt die Zahl der schriftlichen Zeugnisse über Ärzte, Astrologen und Alchemisten in Tirol rasch. Die Höfe in Innsbruck und Trient ziehen Gebildete an. So sind mehrere unter den Leibärzten Sigmunds, Maximilians und Hinderbachs auch als Autoren bekannt, z.B. Ulricus Ellenbog, Burkhardus de Horneck, Johannes Matthias Tiberinus (vgl. hier S. 68), Adolphus Occo, Paulus Ricius (vgl. hier S. 182), Hieronymus Baldung, Conradus Trust, Hieronymus Stellimaurus (vgl. hier S. 308) oder Georg Tannstetter. Aus der Zeit ihrer Tätigkeit in Tirol sind jedoch in der Regel keine medizinischen oder naturkundlichen Werke auf Lat. erhalten. Ausnahmen bilden einige meist in Sammelhandschriften verstreute Rezepte oder Briefe, so z.B. der in eindringlichem Ton gehaltene Bericht über den schlechten Gesundheitszustand der todkranken Bianca Maria Sforza, den Baptista Baldironus Ende 1510 an ihren Gatten Maximilian schickte (TLA, Kunstsachen III, 37, abgedruckt bei Schadelbauer 1948, 424–425). Auf dem Gebiet der Übersetzungsliteratur tat sich der Trientner Domherr Hieronymus Ricius, der Sohn des berühmten Philosophen Paulus Ricius hervor, der Marsilio Ficinos medizinischen

Traktat *Il consiglio contro la pestilenzia* („Rat gegen die Pest") unter dem Titel *Tractatus singularis de epidimiae morbo* („Der vorzügliche Traktat über die epidemische Krankheit") ins Lat. übersetzte und 1518 in Augsburg drucken ließ.

Nicolaus Pol

Der erzherzogliche und später kaiserliche Leibarzt Nicolaus Pol († 1532) war ein Schützling Sigmunds (vgl. Fisch 1947; Bachmann 1946/49). Der Erzherzog nahm den aus armen Verhältnissen stammenden Jungen bei sich auf und ermöglichte ihm, wie Pol selbst bezeugt, Zugang zur Bildung. Im Jahr 1487 ist die erste Anstellung Pols am Innsbrucker Hof seines Gönners belegt. In dieser Zeit bekleidete er den Posten eines Destillierers, bereitete also alchemistische und medizinische Präparate für den Landesfürsten zu. Er dürfte sich immer wieder aus Innsbruck entfernt haben, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. 1494 scheint er das Doktorat erworben zu haben, wie aus Eintragungen hervorgeht, die sich in allen Büchern aus seiner Bibliothek finden: *Nicolaus Pol doctor 1494*. Ende 1495, nach der Abdikation Sigmunds, wurde er von König Maximilian als Innsbrucker Hofarzt angestellt und blieb in seinem und danach bis an sein Lebensende in Ferdinands Dienst. Pols weitgefächerte geistige Interessen spiegeln sich in seiner reichen Bibliothek, deren ursprünglicher Bestand auf 1300 Bände geschätzt wird (von denen heute noch ca. 450 Drucke und 35 Hs. bekannt sind). Sie beinhaltete auch eine wichtige Sammlung von Hs. mit den Werken des Philosophen und Mystikers Ramon Llull (heute hauptsächlich in der Bibliothek des Stiftes Innichen).

Syphilis

Zum großen medizinischen Thema dieser Zeit wurde eine neue Seuche, die damals mit verschiedenen Namen bezeichnet und später als Syphilis bekannt wurde. In Frankreich nannte man sie „die italienische Krankheit", im deutschen Sprachraum „die französische", in Polen „die deutsche", in Russland „die polnische" usw. Damals trat diese Geschlechtskrankheit, die vermutlich aus dem gerade bekannt gewordenen Amerika in die Alte Welt eingeschleppt worden war, in einer viel virulenteren und ansteckenderen Form als heute auf. Zu ihrem ersten großen Ausbruch soll es bei der Belagerung von Neapel durch französische Truppen 1495 gekommen sein. Als sich die an der Belagerung beteiligten Söldner anschließend in ihre Heimatländer zerstreuten, verbreitete sich die Syphilis rasant über ganz Europa. Die Medizin begegnete der Krankheit zunächst mit Präparaten auf Quecksilberbasis, die insgesamt vermutlich mehr schadeten als nützten. Im Jahre 1517 schickte der Gurker Bischof und Diplomat in Maximilians Diensten Kardinal Matthäus Lang (1468–1540) eine medizinische Kommission nach Spanien, um dort den Nutzen einer neuen Behandlungsmethode zu untersuchen, die auf der Verwendung des in Mittelamerika vorkommenden und bei den Indianern als Heilmittel für die Syphilis bekannten Guaiakholzes basierte. Kurz darauf wurden die Kuren mit dem kostbaren Holz, für welches sich die Fugger ein Handelsmonopol gesichert hatten, in ganz Europa sehr verbreitet.

Traktat über das Guaiakholz

Ein Mitglied der erwähnten Kommission war neben Paulus Ricius vermutlich auch Nicolaus Pol. Jedenfalls widmete er Kardinal Lang Ende 1517 sein Werk *Tractatus de modo curandi corpora Alemanorum a morbo Gallico infecta cum ligno indico Guaicanun appellato* („Abhandlung über die Methode, die Körper der Deutschen, die von der französischen Krankheit befallen sind, mit dem Guaicanun genannten indischen Holz zu heilen", Ausgabe und englische Übersetzung bei Fisch 1947, 49–83). Es ist die älteste lat. Abhandlung über das Guaiakholz. Das Werk wurde zuerst hs. verbreitet und erst drei Jahre nach Pols Tod 1535 in Venedig gedruckt.

Nachdem Pol den Aufwand hervorgehoben hat, den der Kardinal betrieben hat, um in Spanien verschiedene Rezepte für die Guaiakholzkur zu sammeln, berichtet er, dass schon 3000 Spanier mit dieser Methode geheilt worden seien. Anschließend erklärt er die Grundlagen, auf denen die Methode basiert: Die schlechten Säfte müssen aus dem Körper entfernt werden, die konkreten Schritte aber sollen von der Konstitution und dem Zustand des Patienten abhängig gemacht werden. Da sich die Deutschen anders als die Indianer oder Spanier ernährten, eine robustere Konstitution hätten und in einem kälteren Klima lebten, fasst Pol die in diversen spanischen Rezepten überlieferten Heilmethoden in eine zusammen und passt sie den Bedürfnissen der Deutschen an. Die Kur besteht darin, dass der Patient genaue Ernährungsvorschriften beachtet, die Guaiakholzbrühe in vorgeschriebenen Dosen trinkt, sich einem raffinierten Wechsel von Hitze und Wärme aussetzt und dadurch schwitzt. Die Dauer der Behandlung lässt Pol offen: Während die kranken Indianer schon innerhalb von zehn Tagen und die Spanier in einer Zeit von bis zu sechzig Tagen geheilt werden könnten, dürfte es bei Deutschen, je nach der Stärke der Krankheit, auch länger dauern.

Der Text zeigt, abgesehen von einer gewissen Verspieltheit im Umgang mit den geographischen Bezeichungen im Titel, keinerlei Bemühung um eine stilistische Durchformung.

Erfolg der Kur

Die Guaiakholzkur, die von Pol empfohlen und bald überall angewandt wurde, war zumindest kurzfristig wirksam, viele Patienten jedoch, die sich für geheilt gehalten hatten, unter ihnen z.B. Ulrich von Hutten, starben während einer späteren Phase der Krankheit. Die Erfolge, welche die Patienten der Behandlung zuschrieben, hatten indessen kaum etwas mit der Verwendung von Guaiakholz zu tun, sondern verdankten sich v.a. der während der Behandlung angewandten Hitze.

Briefe

Pol war nicht nur in der Medizin und Alchemie, sondern auch in der Astrologie und Astronomie sehr bewandert, wie man u.a. den Resten seiner Korrespondenz entnehmen kann. Erhalten sind nur einige Briefe, die er in den Jahren 1513–1520 mit dem Benediktiner Vitus Bild Acropolitanus (1481–1529), einem Humanisten

aus Augsburg, gewechselt hat (Augsburg, Bistumsarchiv, Hs. 81/III). Da Augsburg ein wichtiges Zentrum des Buchhandels war, ließ sich Pol für seine Bibliothek durch Vitus Bild Bücher von dort besorgen. In Gegenzug wandte sich Bild, der selbst als guter Astrologe und Horoskopersteller bekannt und gefragt war, mit schwierigen astronomischen und astrologischen Fragen an Pol.

Practica

Wie jeder Arzt seiner Zeit legte auch Pol eine für den Eigengebrauch bestimmte Notizensammlung an, in der sich wichtige Auszüge aus medizinischen Standardwerken, Rezepte aus verschiedenen Quellen und Krankengeschichten aus der eigenen Praxis nebeneinander finden. Die Sprache ist meist Lat., z.T. auch Deutsch oder eine Mischung aus beiden. Als sein Sohn Johannes, der diese Sammlung geerbt hatte, 1536 in Znaim (Znojmo in Mähren) starb, wurde Pols Hs. im dortigen Rathaus verwahrt. Wolfgang Kappler (1493–1567), der in Brünn und Krems als Stadtarzt bzw. Apotheker und seit 1558 als Kaiser Ferdinands Leibarzt wirkte, entlehnte diese – heute verschollene – Hs. und ließ sie gut lesbar abschreiben (ÖNB, Cod. 11410), wobei er etliche eigene Notizen vom Schreiber einfügen ließ bzw. die Sammlung auch nachträglich eigenhändig durch zahlreiche Notizen und Nachträge erweiterte. Das damals durchaus übliche Ordnungsprinzip der Sammlung wird auch in ihrem Titel festgehalten: *Practica pro menbris corporis humani a capite usque ad pedes* („Behandlungsmethoden für die Glieder des menschlichen Körpers vom Kopf bis zum Fuß"). Der hauptsächlich aus Pol exzerpierte Teil umfasst 335 Blätter. Viel Raum wird darin der Syphilis gewidmet, wobei neben dem Guaiakholz auch verschiedene andere Heilmethoden zur Sprache kommen.

Rezepte und Krankengeschichten

Bei vielen Rezepten finden sich Zuschreibungen an verschiedene, hauptsächlich Augsburger und Tiroler Ärzte und Apotheker, doch für die Prosopographie und Kulturgeschichte des 15. und 16. Jhs. dürften die Rezepte aus dem Mund von berühmten medizinischen Laien, Herrschern, Höflingen und Adeligen, bzw. ihre Krankengeschichten am interessantesten sein. Auch zwei berühmte Literaten finden sich darunter (Bl. 54^{v}; 184^{r}):

Nicolaus de Weyla 80 annorum acutissimum habuit visum quem dixit se conservasse singulis alternatis noctibus lavando pedes cum decoctione camomille.

Der achtzigjährige Nikolaus von Wyle hatte eine äußerst scharfe Sehkraft, die er sich, wie er sagte, dadurch bewahrt hatte, dass er sich die Füße jede zweite Nacht mit Kamillensud wusch.[2]

2 Die Absurdität dieser Kur ist dem zerstreuten Abschreiber anzulasten, der berühmte Übersetzer hat sicher seine Augen mit Kamille gewaschen.

> *Osbaldt von Wolckenstain: Ex melle, cervisia et bolo armeno fiat emplastrum quod ponatur super dolorem podagrico per 4 vel 5 dies et pro certo tolletur omnis dolor, sed emplastrum non debet mutari.*
>
> Oswald von Wolkenstein: Man mache ein Pflaster aus Honig, Bier und armenischer Siegelerde und lege es dem Gichtkranken vier oder fünf Tage lang über die schmerzende Stelle und alle Schmerzen werden garantiert verschwinden, aber das Pflaster darf nicht gewechselt werden.

Manche von diesen Rezepten werden zu Anekdoten oder regelrechten Schwänken ausgebaut, so z.B. die Heilungsgeschichte des von Syphilis befallenen Kardinals Matthäus Lang, dem wegen seiner Krankheit gemäß der medizinischen Theorie Weingenuss verboten war (Bl. 291^{r}):

> *Nota: Cardinal Lang mihi retulit se vidisse quod dum post unctiones diversas passus sit maximos dolores tibiarum ita quod multis diebus omnino non potuit dormire tum ex desperatione dixit: Ego volo me inebriari vino et videre an possum saltem dormire semel, ut sequatur quid velit. Quod fecit ita quod in tantum biberit quod inebriabatur fortiter et deinde dormivit. Postea sequenti die nullum dolorem sensit et sic omnino curatus fuit ab hoc dolore et durabat sanitas usque huc, scilicet in septindecimum annum. Nam in decimo inebriavit se et nunc scribitur 1517.*
>
> Merke: Der Kardinal Lang erzählte mir, dass er, als er nach der Anwendung verschiedener Salben an den Schienbeinen größte Schmerzen litt, sah, dass er viele Tage lang nicht schlafen konnte, und aus Verzweiflung sagte: „Ich will mich mit Wein betrinken und schauen, ob ich wenigstens einmal einschlafen kann, komme, was da wolle." Das tat er, indem er so viel trank, dass er stark betrunken wurde und dann einschlief. Danach, am nächsten Tag, spürte er keine Schmerzen und wurde auf diese Weise gänzlich geheilt von diesem Schmerz und seine Gesundheit dauert bis jetzt, d.h. bis zum Jahr '17. Denn er hat sich '10 betrunken und jetzt schreibt man das Jahr 1517.

Doch nicht nur berühmte Personen und gelehrte Ärzte, sondern auch Gewährsleute aus dem Volk werden zitiert, z.B. *quedam vetula deridens alios medicos doctores qui non potuerunt frangere lapidem* (Bl. 111^{r}; „eine Vettel, die andere Doktoren der Medizin auslachte, welche den Blasenstein nicht zertrümmern konnten"). Interessant ist auch folgende Notiz: *Rusticus quidam ex Zillers Tall habuit experientiam curandi omnem rupturam intestinalem in 9 diebus* (Bl. 170^{r}; „Ein Bauer aus dem Zillertal hatte das Erfahrungswissen um das Heilen jedes inneren Bruchs innerhalb von neun Tagen"). Durch derartige Bemerkungen ist die Sammlung auch für die Kenntnis der Volksmedizin im spätmittelalterlichen Tirol von großer Bedeutung.

Christine Lehne

Rechtswissenschaft

rechtshistorischer Hintergrund

Eine Schilderung der Geschichte der lat. juristischen Literatur Tirols am Ausgang des Mittelalters erfordert einige einführende Bemerkungen zu den rechtlichen Grundlagen dieser Zeit. Der Übergang von der Personal- zur Territorialgerichtsbarkeit[1] war damals noch nicht sehr lange vollzogen und die Rechtsnormen unterschieden sich von einem Gebiet zum anderen beträchtlich. Für die Einwohner der Städte und der größeren Gebiete galten die jeweiligen Statuten bzw. *regulae*, d.h. Stadt- und Landrechte, deren Normen jedoch unsystematisch und unvollständig waren. Darüber hinaus waren das *ius commune* („gemeines Recht"),[2] lokales Gewohnheitsrecht, bäuerliches Recht in Form sogenannter Weistümer sowie Sonderrechte für einzelne Berufsgruppen in Geltung (Baltl/Kocher 2004, 68–75, 114–129).

lat. juristische Literatur

Da wie in vielen anderen Bereichen so auch im Rechtswesen die Sprache der wissenschaftlichen Fachliteratur im Wesentlichen das Lat. war, würde man angesichts dieser Rechtsvielfalt erwarten, dass zu juristischen Themen ein ungemein umfangreiches und differenziertes lat. Schrifttum produziert wurde. Tatsächlich waren jedoch auch einige Faktoren im Spiel, welche die Entwicklung der lat. juristischen Literatur verzögerten. So verlief deren Ausbreitung etwa parallel zur Neugründung von Universitäten und zur Rezeption des römischen Rechts, die beide nur allmählich voranschritten. Auch der Ausbau der weltlichen und kirchlichen Administration, in dessen Zuge politische und rechtliche Ämter, die zuvor von wechselnden Beratern bzw. von Personen ohne juristische Kenntnisse ausgeübt worden waren, professionalisiert wurden, ging nur langsam vonstatten.[3] Außerhalb dieser gelehr-

1 Bei der Personalgerichtsbarkeit bestimmen sich die rechtlichen Normen, denen eine Person unterworfen ist, nach ihrem Geburtsort, ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort ist unerheblich. Bei der Territorialgerichtsbarkeit sind alle Personen innerhalb eines großräumigen Geltungsbereiches demselben Recht unterworfen (Floßmann 2001, 4).

2 So bezeichnete man die auf dem römischen Recht basierende Rechtsordnung, die hauptsächlich durch die Schriften der sogenannten Glossatoren und Postglossatoren weiter entwickelt wurde und im deutschen Sprachraum sowie in etwas geringerem Maße in allen Ländern Europas galt (Wesel 2000, 313–315, 342–343).

3 In Tirol werden 1506 vier *doctores* als Mitglieder der landesfürstlichen Regierung genannt, die gleichzeitig als Hofgericht fungierte. Initiiert wurde die Besetzung dieser Ämter von Maximilian. Im Landtagsabschied von 1554 beschwerten sich die Stände, dass die Regierung vorwiegend mit Gelehrten besetzt würde, die bei Fehlen einer Bestimmung in der Satzung sofort auf das gemeine Recht zurückgriffen. S. Sartori-Montecroce 1895, 9, 39.

ten Traditionen, d.h. für die Aufzeichnung des einheimischen Rechts sowie für Traktate, die sich mit diesem beschäftigten, wurde meist die Volkssprache benutzt (vgl. Polenz 1991–1997, Bd. 1, 214–216).

stylus curiae

Stilistisch ist ein Großteil der lat. Rechtsliteratur bis zu einem gewissen Grad vom sogenannten *stylus curiae* („Kanzleistil") geprägt. Hierunter versteht man das förmliche, syntaktisch komplexe und vielfach gekünstelt wirkende Lat. der kaiserlichen Ämter, das auch darüber hinaus von vielen Juristen benutzt wurde (vgl. Schröder 1979, 32–33). Die Verbreitung dieses Amtslatein gründet in der Tatsache, dass mittelalterliche Urkunden gewisse formale Erfordernisse zu berücksichtigen hatten, deren Nichtbeachtung mit Nichtigkeit sanktioniert wurde. Die Anleitungen hierfür fanden sich in *Artes dictandi* („Handbücher des Schreibens"), die später auch in Prozessordnungen rezipiert wurden.

Überblick

Im Folgenden soll zunächst ein knapper Überblick über einige juristische Gattungen gegeben werden, die im Tirol des späten Mittelalters als Abschriften kursierten. Anschließend werden mit Traditionsbüchern, Texten zum Notariatswesen, Statuten und Konsilien vier Genera juristischen Schrifttums vorgestellt, zu denen sich im Land eigenständige Produktion nachweisen lässt. Danach kommen Werke zur Sprache, die anlässlich zweier aufsehenerregender Ereignisse der Landesgeschichte im 15. Jh. entstanden sind, nämlich des Streites zwischen Erzherzog Sigmund und Nicolaus Cusanus sowie der Affäre um Simon von Trient.

als Abschriften kursierende Gattungen

Bei den Genera juristischer Texte, die im Tirol dieser Epoche im Umlauf waren, ohne dass es zu eigener Produktion gekommen wäre, handelt es sich großteils um Prozessualschriften mit Titeln wie *Ordo iudiciarius* („Prozessverlauf") oder *Processus iudiciarius* („Gerichtsprozess"), um Stoffübersichten bzw. -auszüge *(Summae)* und um Formelbücher. Dabei kopierte man in erster Linie Werke berühmter Vorgänger wie z.B. den *Ordo iudiciarius* des in Bologna lehrenden Kanonisten Tancredus (1185–ca. 1235), die *Summa de poenitentia* („Zusammenfassung über die Buße") des Raymundus de Pennaforte aus Katalonien (nach 1180–1275) oder die *Lectura super arboribus consanguinitatis* („Vorlesung über Stammbäume") des wiederum in Bologna wirkenden Johannes Andreae (ca. 1270–1348) (vgl. Sprung 1904).

Traditionsbücher

Zu den ältesten juristischen Gattungen, von denen wir aus Tirol selbst stammende Beispiele besitzen, gehören sogenannte Traditionsbücher, d.h. Sammlungen von Urkundenabschriften, die zumeist Klöster betrafen. Solche Kompilationen haben sich insbesondere aus der Diözese Brixen erhalten, wo die in ihnen zusammengetragenen Dokumente bis ins 10. Jh. zurückreichen (Redlich 1886; Wagner 1954).

Imbreviaturen, *Artes notariatus*

Urkundensammlungen sind auch die für Tirol seit dem 13. Jh. erhaltenen Imbreviaturen (Voltelini/Huter 1899–1951), in denen Notare rechtsgeschäftliche Do-

kumente von besonderem Interesse zusammenstellten. Die Notariatsimbreviaturen des in Trient tätigen Bongiovanni di Bonandrea († 1320) und des Jakob von Laas (Ende 14. Jh.) sind mittlerweile in modernen Ausgaben zugänglich (Rando/Motter 1997; Raffeiner 2007). Ebenfalls schon früh bezeugt sind katalogartige Traktate zum Notariatswesen, die, meist unter dem Titel *Ars notaria* oder *Ars notariatus* („Handbuch des Notariatswesens"), förmliche und materielle Anweisungen zur Tätigkeit der Notare gaben. Man orientierte sich dabei an Vorbildern aus dem norditalienischen Raum wie z.B. der *Summa artis notariae* („Summe der Notariatskunst") des Rolandino de' Passaggeri (ca. 1215–1300) oder der *Ars notariatus* des eben genannten Johannes Andreae, bearbeitete diese jedoch bei Bedarf durchaus eigenständig. Dies gilt beispielsweise für eine Vinschgauer Adaption von Passaggeris Werk in 19 Paragraphen, die besonderes Gewicht auf Testamentswesen und Erbrecht legt (Ausgabe: Schadelbauer 1932).

Statuten

Des Weiteren gehörten zu den frühesten juristischen Schriften in Tirol Statuten, d.h. Stadt- und Landrechte, sowie *regulae* („Gemeinderegeln"). Solche zumeist anonymen Texte, die zuerst in italienischen Städten auftauchten, enthielten eine Mischung aus Gewohnheitsrecht und eigens geschaffenen Regelungen, wobei ihre Entstehung und Weiterbildung für die Zeit der Frührezeption des römischen Rechts typisch war. Die Statuten größerer Städte regelten Zivil- und Strafrecht, solche kleinerer Orte sowie *regulae* befassten sich mit Angelegenheiten der Gemeinde und der Bauernschaft (Voltelini 1902, 85–86). Die Zahl der Vorschriften reicht von einem Dutzend bis zu einigen hundert. Was ihre Sprache betrifft, konnten Statuten und *regulae* sowohl auf Lat. als auch in den Volkssprachen verfasst werden, wobei auch im zweiten Fall meist eine kurze lat. Einleitung vorangeht (Giacomoni 1991, Bd. 1, XVII). Die Sprache der Statuten ist formelhaft und von dem Wunsch geleitet, die Sachverhalte, um die es geht, knapp und präzise zu umreißen. Wortwiederholungen sind häufig, besonders im Falle juristischer Fachtermini, ebenso Asyndeta und Polysyndeta. Des Weiteren finden sich viele Ablativi absoluti, Gerundiva und Ellipsen. Die Sätze sind oft syntaktisch tief gestaffelt, was das Verständnis für den heutigen (und gewiss schon für den zeitgenössischen) Leser erschwert.

Statuten in Tirol

Aus dem Tiroler Raum sind uns mindestens 40 Beispiele für diese Textsorte überliefert, von denen die meisten aus Trient, Riva, den vier Vikariaten (d.h. Ala, Avio, Brentonico, Mori) und Rovereto stammen; in Nordtirol war stattdessen das Tiroler Landrecht in Geltung. Da später die Rechtslage weitgehend konsolidiert war und sehr viele Orte das Trientner Statut wegen seiner hohen Qualität übernommen hatten (Voltelini 1902, 83), besaßen zu Beginn des 18. Jhs. neben dem Tiroler Landrecht und dem Trientner Statut nur noch Grenzgebiete (z.B. Riva) eigene Statuten. Wegen der überregionalen Bedeutung und der lat. Urredaktion des Trientner Statuts (Voltelini 1902, 101; Ranieri 1987, 277) seien die Beiträge,



Abb. 29: Ausschnitt aus dem *Codex Wangianus*.

welche die wichtigsten Gesetzgeber der Stadt zu ihm geleistet haben, kurz gewürdigt.

Vorgeschichte der Trientner Statuten

Die erste umfassende Sammlung rechtserheblicher Dokumente aus Trient ließ Bischof Friedrich von Wangen (reg. 1207–1218; Costa 1977, 78–80) erstellen. Der im Kern auf ihn zurückgehende, aber von Bischof Nikolaus von Brünn um 1345 erweiterte *Codex Wangianus*, ursprünglich *Liber Sancti Vigilii* („Buch des Hl. Vigilius") genannt, beinhaltet Urkunden, Entscheidungen und Dekrete zu den Rechten des Bistums (vgl. Abb. 29); nicht zuletzt enthält er die älteste Bergwerksordnung Deutschlands (Ausgaben: Kink 1852; Curzel 2007). Durch seine Sammlung des Gewohnheitsrechts leistete Friedrich von Wangen wertvolle Vorarbeiten für die Erstellung der Trientner Statuten.

Trientner Statuten

Die ältesten Statuten Trients sind für 1237 bezeugt, doch sind erst diejenigen Bischof Alexanders von Masowien (reg. 1423–1444; vgl. Costa 1977, 116–118) erhalten (AST, Codici, Nr. 1). Alexander goss die Statuten 1425 nicht nur in drei Bücher *De civilibus*, *De officiis sindicorum*, *De criminalibus* („Bürgerliches Recht, Aufgaben der Rechtsberater, Strafrecht"), sondern führte auch neue Rechtsinstitute wie das *ius de non evocando* ein, das es den Untertanen verbot, sich in erster Instanz an den Kaiser zu wenden, und fixierte das Erbrecht für Frauen. Weitere Änderungen, die v.a. durch Konflikte innerhalb der Bürgerschaft bedingt waren, wurden unter Ulrich von Lichtenstein (reg. 1493–1505; vgl. Costa 1977, 128–130) vorgenommen. Die wichtigste Redaktion erfolgte schließlich im Jahr 1528 unter Bernhard von Cles (BBKL 16 [1999], 122–123; 20 [2002], 313–346; vgl. hier Farbtafel 7). Die von ihm reformierten Statuten, die unter der Überschrift *Bernardus Dei gratia episcopus Tridentinus etc.* („Bernhard, durch Gottes Gnade Bischof von Trient usw.") 1528 in Trient erschienen, blieben in veränderter Form bis 1807 in Kraft. Ihr Redakteur war der gelehrte und einflussreiche Jurist Antonio Quetta (vgl. hier S. 378–379).[4]

4 Einen guten Überblick über die Geschichte der Trientner Statuten mit Schwerpunkt auf der Redaktion unter Cles bietet Ranieri 1987. Zu den hs. und gedruckten Quellen vgl. dort 303–304.

Textbeispiel

Als Beispiel für den sprachlichen Duktus dieser Textgattung, der noch ganz mittelalterlichen Usancen verhaftet ist und ein gutes Beispiel für den eingangs besprochenen *stylus curiae* darstellt, sei hier der Beginn des 97. Kapitels aus dem dritten, strafrechtlichen Buch der Redaktion von Cles und Quetta zitiert. Der Passus behandelt den Totschlag *(homicidium):*

> *Item statuimus et ordinamus, quod si qua persona gladio vel quocumque alio modo interfecerit aliquam personam excepto bannito, si occisor infra mensem unum a die comissi homicidii, vel intra duos menses, si interfectus fuerit forensis, habuerit pacem a duobus proximioribus defuncti ad minus de maioribus viginti annis, ad quos haereditas defuncti de iure spectet, condemnetur et puniatur in libris ducentis denariorum Veronensium. Et si proximior vel proximiores fuerint pupilli vel minores viginti annis, quod tutor pupilli sive pupillorum et curator adultorum maiorum vigintiquattuor annis de dicta morte possint legitime pacem facere de voluntate et consensu aliorum duorum de proximioribus occisi aetatis viginti annorum et ultra infra unum mensem* […]
>
> Desgleichen beschließen wir und setzen fest, dass, wenn eine Person mit einem Schwert oder auf irgendeine andere Weise irgendeine Person mit Ausnahme eines Vogelfreien getötet hat, wenn der Totschläger innerhalb eines Monats ab dem Tag des begangenen Totschlags oder innerhalb zweier Monate, wenn der Getötete ein Fremder war, von zwei näheren Angehörigen, die nicht jünger als 20 Jahre sind und denen die Erbschaft des Verstorbenen von Rechts wegen zufällt, Frieden erlangt hat, er verurteilt werden und mit 200 Veroneser Pfund bestraft werden soll. Und wenn der oder die näheren Angehörigen Mündel oder jünger als 20 Jahre sind, dass der Vormund des Mündels oder der Mündel bzw. der Kurator derjenigen, die erwachsen und über 24 Jahre alt sind, hinsichtlich des erwähnten Todesfalls innerhalb eines Monats rechtmäßig Frieden schließen können aufgrund des Willens und der Zustimmung von zwei anderen unter den näheren Angehörigen des Getöteten, die 20 Jahre alt oder älter sind […]

Consilia

Consilia, gerichtliche Gutachten (vgl. generell Falk 2006), gingen wie die Statuten aus der römisch-rechtlichen Tradition hervor und waren besonders im schriftlichen Verfahren von großer Bedeutung. Normalerweise wurden sie entweder für den Richter oder für eine Partei verfasst: Da Laienrichter sich nicht immer sicher waren, wie sie einen Fall entscheiden sollten, verschickten sie die Akten an einzelne Rechtsgelehrte oder universitäre Kollegien. Den Parteien boten Gutachten u.a. die Möglichkeit, das Prozessrisiko im Vorhinein einzuschätzen. Der Aufbau dieser Schriftstücke folgt meist einem festen Schema: Nach einer kurzen Sachverhaltsdarstellung werden zunächst die zu erwartenden Einwände der Gegenpartei (*rationes dubitandi*), sodann die Gründe für die Entscheidung (*rationes decidendi*) dargelegt.

Die Beurteilung richtete sich nach dem Statutarrecht und dem *ius commune*, wobei man versuchte, das jeweilige Statut möglichst gemäß den Grundsätzen des römischen Rechts zu interpretieren. Da jedoch die anzuwendenden Gesetze stets lückenhaft waren – weite Teile des Rechts waren überhaupt nicht kodifiziert – und eine herrschende Meinung nur in den seltensten Fällen existierte, bestand die eigentliche Schwierigkeit beim Verfassen eines *consilium* darin, die einschlägigen Lehrmeinungen aus der Tradition herauszufiltern und denjenigen Argumenten, welche der eigenen Ansicht entsprachen, rhetorisch möglichst viel Stärke zu verleihen. *Consilia* wurden unabhängig von den mit ihnen zusammenhängenden Akten aufbewahrt, abgeschrieben und z.T. in Entscheidungssammlungen abgedruckt.

Calapini

Im Jahr 1475 wurde es durch eine Neuerung des Statuts auch den Richtern im Bistum Trient ermöglicht, Rechtsgutachten zur Entscheidungsfindung heranzuziehen. Als bekannter Trientner Verfasser von Konsilien sei beispielhaft Calapino de Calapini genannt, der mehrmals Konsul und 1475 *massarius* („Meier", auch: „Berater") des Bischofs war. Darüber hinaus ging er als dessen Gesandter nach Venedig und bekleidete die erste Professur an der Schule für Rechtswissenschaft, die sich in Trient aus einer Anstalt für die Ausbildung von Notaren entwickelt hatte (Santarelli 1996; Riccadonna 1999, 12). Calapini verfasste eine große Zal von *consilia*. Zwei davon druckte später Giambattista Ziletti in seinem *Criminalium consiliorum atque responsorum secundum volumen* („Zweiter Band strafrechtlicher Gutachten und Bescheide", Venedig 1562) ab. Im ersten dieser beiden Fälle (95–97), bei dem es um den angeblichen Diebstahl einer Stute und einiger Esel ging, verfasste Calapini sein Gutachten für den Kläger. Er argumentiert, die beklagten Brüder seien unmittelbar nach der Tat mit der Beute *(res furtiva)* angetroffen worden und ihre Entschuldigung – sie hätten die Tiere für den Transport von Wein gemietet – sei angesichts der gewählten Route unglaubwürdig. Dennoch endete der Prozess schon in erster Instanz mit einem Freispruch. Im zweiten Fall (98–102; vgl. Gesaro 1988, 901–905), einer Anklage wegen Zauberei gegen einen gewissen Antonio Zunt, wurde Calapini im Auftrag des Richters tätig. Das didaktisch gut aufgebaute Gutachten schickt den eigentlichen Argumentationsschritten jeweils kurze Einführungen in die Materie voran. Es zweifelt zuerst die formelle Richtigkeit der Anklageschrift *(libellus)* an und erschüttert anschließend nachhaltig die Glaubwürdigkeit der einzelnen Zeugen. Da nach der Lehre des *ius commune* für eine Verurteilung in Strafsachen keine Indizienbeweise zulässig waren, wird der Anklage somit die Grundlage entzogen.

Cusanus gegen Sigmund: *Nos Nicolaus*

Eine Reihe interessanter juristischer Schriften verdanken wir dem Streit zwischen Nicolaus Cusanus und Erzherzog Sigmund (s. hier S. 170). Drei davon stammen vom Brixner Bischof persönlich. Die erste (Incipit: *Nos Nicolaus miseracione diuina,* „Wir Nicolaus, durch Gottes Barmherzigkeit"; Ausgabe: Hallauer 2002, 114–121)

datiert auf das Jahr 1456 und entstand anlässlich des Verkaufs des Amtes Taufers durch Sigmund an Nicolaus um 15000 Gulden und 1200 Dukaten. Der Bischof geht auf die Umstände seiner Berufung nach Brixen ein und betont, dass das Bistum schon vor dem Kauf Ansprüche auf die Ämter Taufers und Uttenheim gehabt habe. Sein Ziel ist es, klarzustellen, *quod nos magnis pecuniis pocius recuperavimus castrum quam emimus* („dass wir die Festung eher um viel Geld zurückerlangt als gekauft haben"; Hallauer 2002, 115).

„Es ist eyn alt Goczhus"

Nachdem Nicolaus 1457 im Zuge der Streitigkeiten fast einem aufgebrachten Mob zum Opfer gefallen wäre, verfasste er zu Beginn des Folgejahres zwei Flugschriften. Die erste (Ausgabe: Hallauer 2002, 75–83) beginnt zwar mit den Worten „Es ist eyn alt Goczhus und biisthumb", ist aber dennoch großteils auf Latein abgefasst. Sie war vermutlich an die Priester des Bistums Brixen gerichtet. Das Dokument stellt eine Geschichte des Bistums seit der Gründung des Klosters Säben dar und zählt Urkunde für Urkunde die Verleihung von Privilegien und Rechten an das Bistum auf, darunter auch das wichtige Salz- und Silberregal. Das Resümee der Schrift ist zugleich ihre zentrale Botschaft an die Priester: Die Grafen von Tirol waren immer Vasallen der Bischöfe von Brixen; für diese bestand dabei nie ein Lehenszwang.

Apographa

Schließlich haben sich unter dem Titel *Apographa* („Abschriften") der Entwurf einer Bittschrift an Kaiser Friedrich III., in der Cusanus um die Erlaubnis ersucht, die kirchlichen Lehen neu vergeben zu dürfen, sowie eine (frei erfundene) positive Antwort des Kaisers erhalten (Hallauer 2002, 96–102). In der Supplik verweist Nicolaus darauf, dass aufgrund der Weigerung Sigmunds, den Lehnseid abzulegen, dessen Lehen, die einzeln aufgezählt werden, an den Bischof als rechtmäßigen Lehnsherren zurückgefallen seien, und bittet den Kaiser, die Vogtei des Bistums Brixen zu übernehmen. Im Gegenzug würde er dem Kaiser die Schürfrechte für Erz und Salz (die sich im Besitz Sigmunds befanden) gegen einen symbolischen Zins übertragen. Im Antwortschreiben lässt Cusanus den Kaiser sämtliche Privilegien und die Annahme der Vogtei bestätigen. Überdies werden die Vasallen des Bischofs zum Gehorsamseid ermahnt und aufgefordert, innerhalb eines Jahres um eine erneute Investitur anzusuchen. Da es Cusanus klar gewesen sein dürfte, dass die tatsächlichen Chancen auf Entziehung der Lehen Sigmunds gleich Null waren, war der Entwurf wohl weder für den Kaiser noch für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern nur als geistige Fingerübung gedacht (Grass 1970, 130–139; Hallauer 2002, 68–69). Als er aus Versehen dennoch publik wurde, sorgte er für große Aufregung bei den Tiroler Landständen.

Stil: Beispiele

Um die unterschiedlichen Stile zu illustrieren, die Cusanus je nach Adressat benutzt, sollen hier zwei Auszüge aus den beiden letztgenannten Schriften abgedruckt werden. Das erste Zitat stammt aus der Goczhus-Flugschrift (Hallauer 2002, 79):

> *Es sint auch etzlich graven vnd herren gewest, qui habuerunt bona in illis comitatibus Eni et Pustrisse; que tamen pro maiori parte pervenerunt eciam successive ad ecclesiam, uti fuit comes de Ultimis qui habuit multa bona patrimonialia in plebanatu Silcz et in aliis locis vallis Eni a Vinstermuncz incipiendo, que certo modo donavit ecclesie, et hoc 1241°.*
>
> Es gab auch einige Grafen und Herren, die Güter in jenen Grafschaften Inn- und Pustertal hatten. Diese kamen jedoch zum größeren Teil der Reihe nach an die Kirche; so gab es etwa einen Grafen von Ulten, der viele Erbgüter in der Gemeinde Silz und an anderen Orten des Inntals, beginnend bei Finstermünz, innehatte und diese in nicht anzweifelbarer Form der Kirche schenkte, und zwar 1241.

In der Bittschrift an Kaiser Friedrich III. drückt Cusanus sich dagegen folgendermaßen aus (Hallauer 2002, 99–100):

> *Quapropter confisus, quod clemencia vestra, que tanta est, quod meruit habere Romanum imperium, eciam ut comes Tyrolis advocaciam ecclesie Brixinensis non refutaret, hinc ob proteccionem ecclesie et suarum libertatum et privilegiorum augmentum per has meas literas vobis domino meo Friderico ut comiti Tyrolis de iurisdicione seu comitatu superioris vallis Eni et de iurisdicione seu comitatu inferioris vallis Eni et iurisdicione Wippental et castris Vellenberg et Strasperg, quemadmodum Hainricus episcopus Ottonem ducem Meranie et ex post Egno episcopus Albertum comitem Tyrolensem his investivit, et ultra illam eciam de opido Inspruckg et castro Ambras cum adherentibus super Atasim et in Carinthia, investituram mitto et per harum literarum tradicionem investio sine tamen preiudicio iurium ecclesie, et presertim in castro Sancti Petri cum adherentibus et curia villicaria in Anxams ac foro Matray, cum iurisdicione et attinenciis atque aliis iuribus, que ecclesia habet in ecclesiis parochialibus et earum collacionibus et in monasteriis et decimis atque aliis iuribus spiritualibus et temporalibus quibuscumque, quibus per hanc investituram nequaquam intendimus derogare.*
>
> Deshalb vertraue ich darauf, dass Eure Milde, die so groß ist, dass sie es verdient hat, das Römische Reich innezuhaben, auch als Graf von Tirol die Schutzherrschaft über die Kirche von Brixen nicht zurückweist, und schicke daher Euch, meinem Herrn Friedrich, als Grafen von Tirol um des Schutzes der Kirche und der Vermehrung ihrer Freiheiten und Privilegien willen durch diesen meinen Brief die Belehnung mit dem Gericht oder der Grafschaft des oberen Inntals und dem Gericht oder der Grafschaft des unteren Inntals und dem Gericht Wipptal und den Festungen Vellenberg und Straßberg, wie Bischof Heinrich Otto, den Herzog von Meranien, und danach Bischof Egno Albert, den Grafen von Tirol, mit diesen Besitzungen belehnt hat, und über jene hinaus mit der Stadt Innsbruck und Schloss Amras, samt den dazugehörigen Grundstücken ober der Etsch und in Kärnten, und belehne Euch hiermit durch die Übergabe dieses Briefes, jedoch unter

> dem Vorbehalt, dass die Rechte der Kirche unangetastet bleiben, besonders die auf Schloss Petersberg mit den dazugehörigen Grundstücken und dem Meierhof in Axams und dem Markt Matrei, samt der Gerichtsbarkeit, den dazugehörigen Grundstücken und anderen Rechten, welche die Kirche auf die Pfarrkirchen und ihre Beiträge und auf die Klöster und die Zehnten hat, und den anderen geistigen und weltlichen Rechten welcher Art auch immer, die wir durch diese Investitur keinesfalls aberkennen wollen.

Auch wenn man von der Sprachenmischung im ersten Beispiel absieht, fällt auf, dass Cusanus dort einen deutlich einfacheren Stil verwendet. Die Lexik ist verhältnismäßig untechnisch, die Sätze sind vergleichsweise kurz und syntaktisch einfach. Die Supplik an den Kaiser ist dagegen im *stylus curiae* gehalten. Fachtermini wie *iurisdicio*, *investitura* und *preiudicium* treten gehäuft auf und die Sätze nehmen kein Ende, ehe der jeweilige rechtliche Sachverhalt inklusive aller Erweiterungen und Einschränkungen erschöpfend dargelegt ist.

Gregor von Heimburg

Zu Cusanus' erbittertsten Kontrahenten zählte Sigmunds Kanzler Gregor von Heimburg (nach 1400–1472; ADB 11, 327–330; NDB 8, 274–275). Heimburg studierte u.a. in Wien und Padua und nahm als Generalvikar für kirchliche Fragen am Konzil von Basel teil. Ab 1435 war er Rechtsberater für die Stadt Nürnberg, ein Amt, das er bis 1461 innehatte. Im Jahr 1458 trat er zudem in die Dienste Albrechts VI. von Österreich und Erzherzog Sigmunds. Als Sigmund nach seiner zweiten Exkommunikation 1461 wieder eine Annäherung an den Papst suchte, ließ Heimburgs Einfluss auf ihn nach. Später war er Berater König Georgs von Podiebrad. Nach dessen Tod kehrte er nach Sachsen zurück, wo er schließlich auch starb. Neben den hier behandelten Schriften sind von Heimburg noch zahlreiche Briefe, Akten, Reden usw. erhalten, die in verschiedenen deutschen Bibliotheken verstreut liegen (Kemper 1984, 159–190).

Verteidigungsschriften

Heimburgs vermutlich bekannteste Werke sind die gegen Papst Pius II. gerichteten Verteidigungsschriften, die er sämtlich während seines von 1458 bis 1461 dauernden Aufenthalts in Tirol verfasst hat: die *Sigismundi ducis Austriae appellatio a censura Pii papae II.* („Appellation Sigmunds, des Herzogs von Österreich, gegen den Bann Papst Pius II.") sowie die *Appellatio Gregorii Heimburg* […] *ad concilium futurum* („Appellation des Gregor von Heimburg […] an ein künftiges Konzil").

Appellatio a censura

In der *Appellatio a censura* (Ausgabe: Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 203–206) wird die Einmischung des Herzogs in geistliche Angelegenheiten mit seinem *ius advocatiae*, d.h. seinem Recht zum Schutz der Kirche, begründet und die alleinige Schuld an der Eskalation der Lage Nicolaus Cusanus zugeschoben: dieser wolle das Lehen Landsfremden übertragen und die Bergrechte an sich reißen. Von Schuldzuweisungen an den Papst hält sich Gregor von Heimburg noch

(relativ) fern. Stattdessen konzentriert er sich darauf, Sigmunds Unschuld zu beweisen, wobei seine Argumentation allerdings mitunter polemisch ausfällt.

Appellatio ad concilium futurum

Die *Appellatio ad concilium futurum* (Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 211–214) wurde 1461 veröffentlicht, nachdem Pius II. nach Sigmund auch Heimburg selbst exkommuniziert hatte. Hatte dieser in der Verteidigungsschrift für den Erzherzog noch an den Papst als obersten und allwissenden Richter appelliert, so missachtete er nun durch seinen Appell an ein zukünftiges Konzil dessen Bulle *Execrabilis*. Konkret rügt Heimburg, er sei vor seiner Exkommunikation nicht formell angehört worden, was selbst Gott vor der Bestrafung der Sünder zu tun pflege, und bestreitet die Unfehlbarkeit des Papstes, da Petrus nicht vorrangig vor allen Jüngern ausgezeichnet worden sei. Deshalb beruft er sich auf die Konzile als Nachfolger der Apostel, um einen Streit zu entscheiden, in welchem der Papst als Richter nur befangen sein könne. Im gleichen Atemzug verdächtigt er Pius II. selbst der Häresie, da dieser sich über die durch das Kirchenrecht über ihm stehenden Konzile erhebe. Der Bulle selbst, die erst nach dem Konzil von Mantua und ohne vorherige Beratung veröffentlicht worden sei, fehle es an rechtlicher Gültigkeit. Zusätzlich unterstellt er dem Papst Macht- und Geldgier; dieser wolle die beim Konzil kassierten Gelder für seine eigenen Zwecke missbrauchen (Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 211):

> *Dicitur autem Papa Pius cum Cardinalibus suis ita decrevisse. Cur hoc? Nisi quia voluit Papa ipse abuti potestate sua talliam imponendo et sub velamento militaris expeditionis in Turcam instaurandae facultates Germaniae* […] *medullitus exhaurire*.

> Aber es heißt: „Papst Pius hat es mit seinen Kardinälen so beschlossen." Warum dies – wenn nicht deshalb, weil der Papst selbst, indem er eine Beitragszahlung einhob, seine Macht mißbrauchen und unter dem Deckmantel eines Feldzugs gegen die Türken die Geldmittel Deutschlands […] bis aufs Mark erschöpfen wollte?

Die *Appellatio ad concilium* ist sehr unterhaltsam geschrieben, voller Wortspielereien, Ironie und bissiger Polemik. Sie behandelt nur am Rande den Streit zwischen Sigmund und Nicolaus Cusanus, obwohl es auch hier Kritik an Letzterem hagelt, sondern dient eher dazu, eine gemeinsame deutsche Front für den Konziliarismus zu bilden.

weitere Schriften

Die *Apologia* […] *contra detractiones et blasphemias Theodori Laelii Feltrensis Episcopi* („Verteidigung […] gegen die Anschuldigungen und Gotteslästerungen des Theodorus Laelius, Bischof von Feltre"; Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 228–255) entstand als Entgegnung auf eine Streitschrift des im Titel Genannten, in welcher dieser Heimburg theologisch und juristisch zu widerlegen

versucht hatte. In ihr tauchen sehr viele der bereits erwähnten Argumente in veränderter Form wieder auf. Neu sind eine Schilderung von Heimburgs Vertreibung aus Nürnberg sowie eine ausführliche Sachverhaltsdarstellung des Streits zwischen Sigmund und Cusanus; der Bischof wird dabei u.a. mit dem Argument attackiert, er habe in Rom, wohin er vor Sigmund geflohen war, dessen Gesandten Laurentius von Blumenau gefangen nehmen lassen und dadurch das Gesandtschaftsrecht verletzt.[5] In der *Invectiva* […] *in reverendissimum Patrem Dominum Nicolaum de Cusa* („Streitschrift gegen den hochehrwürdigen Vater Herrn Nicolaus von Kues"; Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 255–265) fordert Heimburg den Bischof auf, Rechenschaft über die gegen ihn erhobenen Vorwürfe abzulegen, und widerlegt dessen papsttreue Linie polemisch mit Zitaten aus seinem eigenen Werk.

Stil: Beispiele

Die hier behandelten Schriften des Gregor von Heimburg stehen in der Tradition der Invektive: Sie sparen nicht mit bissiger Polemik und wenden dabei eine Fülle von Stilmitteln an, mit Vorliebe z.B. rhetorische Frage, Ironie, Apostrophe, Hyperbel und Wortspiel. Seine Gelehrsamkeit zeigt Heimburg insbesondere durch mythologische Anspielungen und Referenzen auf die Antike. Die Sätze sind kurz und rhythmisch, der Angriff erfolgt gleichsam Schlag auf Schlag. Exemplarisch kann diesen Stil der Anfang der *Invectiva* verdeutlichen (Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 255):

> *Cancer Cusae Nicolae, qui te Cardinalem Brixinensem vocas, cur non prodis in palestram? Qui te Graecum et Latinum gloriaris, cur non palam pergis ad certamen literarum? Cur ficta persona et sermone composito loqueris, quem finxisti veluti figulus, nomen vero tuum supprimis?*

> Krebsgeschwür Cusas, Nicolaus, der du dich Kardinal von Brixen nennst, warum zeigst du dich nicht im Ring? Warum stellst du, der du dich als Griechen und Lateiner rühmst, dich nicht öffentlich dem Kampf der Schriften? Warum sprichst du unter dem Deckmantel einer erfundenen Gestalt in künstlich zurechtgemachter Rede, die du wie ein Töpfer geformt hast, unterdrückst aber deinen [wahren] Namen?

Dass Heimburg aber bei Bedarf auch ganz anders schreiben kann, zeigt sich etwa in der Verteidigungsschrift gegen Theodor Laelius, wo er u.a. die Vertreibung von seinem Gut in Nürnberg beklagt und dabei eindringlich dessen bukolische Atmosphäre evoziert (Freher, *Rerum Germanicarum scriptores,* Bd. 2, 230):

5 Die Unverletzlichkeit der Gesandten *(ius legationis)* war schon im römischen Recht fixiert und galt als universell akzeptierter Bestandteil des Völkerrechts.

O rus dulce, an numquam te aspiciam salictis, corylis vitibusque redimitum? O quando licebit sub alto pinu aut inter densos corylos somno vacare et inertibus horis iucunda oblivia fovere sollicitae vitae? […] *Curas abieci, convivia laetus instauravi, ceu nautae, qui per saxa et per scopulos aestuosae Syrtes varie diuque iactati optatum tandem portum salvis attigere carinis.*

Oh süßes Land, umkränzt von Weiden, Haselsträuchern und Weinreben, werde ich dich niemals wiedersehen? Oh, wann werde ich mich unter hoher Kiefer oder zwischen dichten Haselsträuchern dem Schlaf hingeben und in untätigen Stunden frohes Vergessen des aufgeregten Lebens genießen dürfen? […] Dort habe ich meine Sorgen von mir geworfen und fröhlich Gastmähler veranstaltet – wie Seeleute, die, zwischen Felsen und Klippen der stürmischen Syrte wechselvoll und lange hin- und hergeworfen, schließlich den erhofften Hafen mit heilen Schiffen erreicht haben.

Laurentius von Blumenau

Schließlich sei im Zusammenhang mit dem Streit zwischen Bischof und Erzherzog noch ein in der Hs. BSB, Cod. 215, 327^{v} erhaltener Bericht des bereits genannten Laurentius von Blumenau (ca. 1415–1484; vgl. Boockmann 1965) erwähnt, in welchem dieser seine Behandlung vor dem Gericht in Rom beschreibt.

Simon von Trient: Prozessliteratur

Eine weitere spektakuläre Begebenheit, die auch juristisch hohe Wellen schlug, war die Affäre um den angeblichen jüdischen Ritualmord an Simon von Trient im Jahr 1475 (s. hier S. 67–69). Im Umfeld des diesbezüglichen Prozesses, den der Trientner Fürstbischof Johannes Hinderbach zu einem medialen Großereignis hochspielte, entstanden auch zahlreiche juristische Schriften, die für die Unschuld oder (mehrheitlich) die Schuld der Juden plädierten (vgl. u.a. Hamster 1991; Kristeller 1993; Quaglioni 1995). Die meisten dieser Schriften sind verschiedenen Gattungen der Prozessliteratur zuzuweisen, die deshalb vorab kurz aufgezählt und erläutert seien: *Allegationes* („rechtliche Vorbringungen"), *responsiones* („Entgegnungen") und *informationes* bzw. *species facti et iuris* („Darstellungen des Sachverhalts und der Rechtslage") waren Schriften, die während eines Prozesses für eine der Parteien veröffentlicht wurden. Bei einem *votum* („Stimmabgabe") handelte es sich um ein urteilsvorbereitendes Gutachten eines Mitglieds des entscheidenden Kollegiums. *Consilia* („Gutachten") wurden, wie schon erwähnt, in der Regel durch am Prozess nicht beteiligte Rechtsgelehrte erstellt. Als *conclusiones* („Schlussfolgerungen") bezeichnete man abschließende, zusammenfassende Vorbringungen.

Prozessmitschriften

Das prozessnächste Dokument im Rahmen der Simonaffäre sind jedoch die Prozessmitschriften, die später unter dem Titel *Collectanea in Iudaeos beati Simonis interemptores* („Sammlung der Akten gegen die Juden, die den Seligen Simon ermordet haben") ediert wurden.[6] Sie halten in Form von Tagebucheinträgen den

6 Ausgaben: Bonelli, *Monumenta ecclesiae Tridentinae,* Bd. 3,2, 419–462 (der sich im Umgang mit dem hs. Material einige redaktionelle Freiheiten erlaubt); Esposito/Quaglioni 1990.

Prozessverlauf, den sich zuspitzenden Streit mit dem päpstlichen Gesandten und die Anfänge des Simonkultes fest, wobei die Verärgerung des anonymen Verfassers angesichts diverser Interventionen zugunsten der Juden, die er zur Gänze deren Bestechungsversuchen zuschreibt, deutlich spürbar ist. Nicht zuletzt offenbaren die Mitschriften die Machtlosigkeit von Papst Sixtus IV.: Seine Anweisungen wurden offen missachtet, die Parallelermittlungen seines Kommissars Giovanni Battista de Giudici, den er zur Untersuchung des Verfahrens nach Trient entsandt hatte, waren von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die letzten Seiten der *Collectanea* sind der Rechtfertigung des Trientner Prozesses gewidmet, den Giudici für mangelhaft erklärt hatte.

Giudici

Der in den *Collectanea* angegriffene päpstliche Legat Giudici (Hsia 1992, 69–80) wurde in Finale in Ligurien geboren und trat bereits in jungen Jahren in den Dominikanerorden ein. 1471 wurde er zum Bischof von Ventimiglia und noch im selben Jahr zum Mitglied der Kurie ernannt. Ironischerweise entsandte Sixtus IV. Giudici u.a. deshalb nach Trient, weil dieser häufig gegen die Juden gepredigt und nie näher mit ihnen zu tun gehabt hatte. Wegen Anfeindungen von Seiten Hinderbachs musste Giudici seinen Sitz bald nach Rovereto verlegen, wo er durch Vernehmung von Zeugen und eigenständige Ermittlungen die Wahrheit über den angeblichen Ritualmord herausfinden wollte. Aufgrund seiner kritischen Berichte wurde Ende 1475 eine Kardinalskommission ernannt, die das Verfahren überprüfen sollte, sich jedoch im Endeffekt für die Rechtmäßigkeit von Hinderbachs Vorgehen aussprach. Unterstützung erhielt Giudici bei seinen Bemühungen von drei Paduaner Juristen, Antonio Capodilista, Pietro Soncino und Michele de Mera, die auch die Verfasser der Gutachten für die Verteidigung waren.

Apologia Iudaeorum

In seiner *Apologia Iudaeorum* („Verteidigung der Juden"; Ausgabe: Quaglioni 1987a) aus dem Jahr 1478, die an die römische Kommission gerichtet war, berichtet Giudici über seinen Aufenthalt in Trient: Seine Bemühungen, Zeugen zu laden und die Angeklagten zu vernehmen, seien immer wieder sabotiert worden. Auch persönlich habe man ihn nach Kräften schikaniert, wie beispielsweise folgendes Detail zeigt (Quaglioni 1987a, 54):

> *Sed idem Tridentinus episcopus fecit illi parare pessimum et inhonestum hospicium vicinum suo castro, in quo cum magna incomoditate et propria expensa stetit diebus xxii, semper infirmus propter malam cameram, que erat humidissima et in quam desuper pluebat, quia e superiori loco tota erat aperta.*

> Aber der Bischof von Trient ließ jenem [Giudici] ein äußerst übles und unehrenhaftes Quartier in der Nähe seines Kastells herrichten, in welchem er unter großen Entbehrungen und auf eigene Kosten 22 Tage lang blieb, ständig krank wegen des schlechten Zimmers,

das sehr feucht war und in das es von oben hineinregnete, weil das Dach zur Gänze offen war.

An der Schuld der Juden äußert Giudici erhebliche Zweifel, da das Verfahren seiner Meinung nach mit großen Mängeln behaftet war. Er setzt sich auch mit den Trientner Bemühungen um eine Seligsprechung Simons (vgl. zu diesen hier S. 159–162) auseinander und lehnt die Seligsprechung von Kindern unter sieben Jahren ausdrücklich ab.

Schriften Hinderbachs

Giudicis Kritik veranlasste ihrerseits die Befürworter des Trientner Prozesses zu einer Reihe von Stellungnahmen, in denen sie dessen Rechtmäßigkeit nachzuweisen suchten. Hinderbach selbst, der ja als Doktor der Dekretalistik juristisch gebildet war (Costa 1977, 121), verfasste für das Verfahren vor der römischen Kurie zwei entsprechende Dokumente, nämlich die *Informatio facti* („Sachverhaltsdarstellung") und die *Responsiones ad obiecta domini comissarii Vigintimiliensis* („Antworten auf die Einwände des Herrn Kommissars aus Ventimiglia"), und ließ sie 1478 in Trient drucken (moderne Ausgabe: Quaglioni 1987a, 140–155 und 155–161). Die *Informatio facti*, eine in neun Punkte gegliederte Anklageschrift gegen Giudici, versucht diesen beim Papst wegen seines angeblich widerrechtlichen Vorgehens anzuschwärzen. Die *Responsiones* stellen eine Erwiderung auf dessen *Apologia Iudaeorum* dar. Hinderbach antwortet darin auf die Vorwürfe, er habe den Anwälten der Juden zu Unrecht freies Geleit verwehrt, den Kommissar an einer privaten Einvernahme der Angeklagten gehindert und die von diesem einvernommenen Zeugen ins Gefängnis geworfen.

Vaschetta, *Allegaciones*

Eine prominente Rolle spielte beim Prozess auch Giovanni Antonio Vaschetta, der in den Jahren 1467, 1473 und 1477 Bürgermeister von Trient war. Er wurde, da im Statut eine Pflichtverteidigung vorgesehen war, mit derjenigen des Hauptangeklagten Samuel beauftragt, unterließ jedoch jegliche Äußerung zu dessen Gunsten. Stattdessen verfasste er zwei Schriften, in welchen er das Verhalten der Trientner Richter gegen Vorwürfe Giudicis verteidigte. Die *Allegaciones factae contra citationem domini episcopi Vintimiliensis* („Einwände gegen die Ladung durch den Herrn Bischof von Ventimiglia"; AST, APV cp. 69, n. 197) datieren vom 14. Oktober 1475 und sind eine Reaktion auf die Ladung des Podestà Giovanni de Salis vor den päpstlichen Legaten. Seine Argumentation für die Rechtmäßigkeit des Judenprozesses erweiterte Vaschetta in den *Allegaciones in iure et in facto super competentia domini potestatis* [...] („Rechtliche und sachliche Einwände bezüglich der Zuständigkeit des Herrn Podestà [...]"; AST, APV cp. 69, n. 196) vom 15. November 1477. Er verweist in diesem Zusammenhang auf juristische und theologische Quellen wie das Dekret *Etsi Iudaeos*, die die verbrecherische Veranlagung der Juden generell beweisen sollen, und beruft sich auf das Statut von Trient, das es dem Podestà im Fall

eines Verbrechens erlaube, die Angeklagten bei öffentlichem Verdacht der Folter zu unterwerfen (während unter normalen Umständen zumindest die ersten Verhöre ohne Folter zu erfolgen hatten). Da durch Folter erzielte Geständnisse fast immer als gültig angesehen wurden, ist aus Vaschettas Sicht die Schuld der Juden zweifelsfrei bewiesen. Obwohl die Kompetenz des Trientner Gerichts für die Verurteilung der Juden in Wahrheit höchst zweifelhaft war (diese unterstanden eigentlich direkt dem Schutz des Kaisers), ist für Vaschetta die Anwendbarkeit der Trientner Statuten zweifelsfrei gegeben. Auch eine höhere Strafe als die im Statut vorgesehene zu verhängen, hält er aufgrund der Grausamkeit der Tat selbstverständlich für erlaubt.

consilia Pavinis

Schließlich seien noch zwei weitere Stellungnahmen zugunsten von Hinderbach besprochen, die zugleich weitere interessante Beispiele für die bereits diskutierte Konsilienliteratur darstellen. Im Jahr 1478 ließ Giovanni Franceso Pavini, ein Richter der *Rota Romana*, der zuvor Lektor für Kirchenrecht in Pavia gewesen war und in engem Kontakt mit Hinderbach gestanden hatte, in Rom ein *Votum contra Iudaeos Tridentinos* („Gutachten gegen die Trientner Juden“) drucken. Gemeinsam mit einem weiteren Konsil, der *Inquisitio et condemnatoria sententia contra Iudaeos Tridentinos* („Anklage und verurteilender Spruch gegen die Trientner Juden“), war es für den Ausgang des Verfahrens an der Kurie von großer Bedeutung (Ausgabe beider Texte: Quaglioni 1987b). Das Vorgehen des Fürstbischofs wird von Pavini mit dem schon von Vaschetta angeführten Argument gerechtfertigt, die *fama publica* sei ein hinreichender Grund für die peinliche Befragung gewesen. Zudem mache das Bewusstsein des Bischofs, in der Sache korrekt gehandelt zu haben (*conscientia principis*), etwaige rechtliche Fehler wett.

Das 16. Jh. bis zum Tod Erzherzog Ferdinands II. von Tirol (1595)

Karlheinz Töchterle

Epochenbild

Maximilian I., der mit Tirol so vielfach und so eng verbundene Kaiser, starb am 12. Januar 1519 in Wels.[1] Schon sterbenskrank, hatte er nach dem Augsburger Reichstag noch einmal Erholung in den Tiroler Bergen gesucht. Die Innsbrucker Wirte gaben dem kaiserlichen Gefolge aber wegen noch offener Rechnungen keine Unterkunft, sodass Maximilian die Stadt enttäuscht per Schiff innabwärts verließ. Am Sterbelager in Wels setzte er seine Enkel Karl und Ferdinand als Erben ein. Karl wurde – auch mithilfe von den Fuggern aufgebrachter Bestechungsgelder – in Frankfurt zum Römischen König und damit, nachdem sich Maximilian 1508 in Trient ohne päpstliche Krönung zum „erwählten römischen Kaiser" hatte ausrufen lassen, faktisch auch zum Kaiser gewählt. Im Wormser Vertrag von 1521 wurden die nieder- und innerösterreichischen Länder Ferdinand I. übertragen, 1522 dann auch Tirol, Württemberg (kurzfristig habsburgisch bis 1534) und die Vorlande. Tirol hatte damit erneut einen Fürsten, der wie sein Vorgänger Maximilian über ein weit größeres Territorium gebot und 1531 mit Billigung Karls zudem zum Römischen König gewählt wurde. Tirol lag aber nicht mehr derart im Zentrum der Interessen Ferdinands I., wie es bei seinem Großvater der Fall gewesen war, zumal ihm die 1521 geschlossene Ehe mit der Jagellonin Anna auch noch die Anwartschaft auf die Krone Böhmens und Ungarns sicherte. Zur Bewältigung der gewaltigen Schuldenlast, die Maximilians Politik und Hofhaltung, aber auch die Wahl Karls V. nicht zuletzt dem Land Tirol aufgeladen hatte, holte sich Erzherzog Ferdinand den Spanier Gabriel Salamanca als Generalschatzmeister ins Land, der in dieser Funktion zu einer Art Statthalter des Landesfürsten avancierte. Er machte sich durch rigorose und rücksichtslose Praktiken beim Eintreiben von Geldern so verhasst, dass er das Land schon 1525 in Richtung Augsburg zu seinen wichtigsten Geschäftspartnern, den Fuggern, verlassen musste.

Maximilians Erbe

Dieses Ereignis ist vor dem Hintergrund weit grundsätzlicherer und weiter reichender Entwicklungen zu sehen, die am Beginn des 16. Jhs. das Reich erschütterten, wobei Tirol hier teilweise eine bedeutende Rolle spielte. Generell kann man von einer revolutionären Grundstimmung sprechen, die sich im religiösen und – damit zusammenhängend – im sozialpolitischen Feld ausbreitete. In diesem Zusammen-

Bauernkriege

1 Der folgende Überblick basiert v.a. auf Hirn 1885–1888; Engelbrecht 1982–1988, Bd. 2; Palme 1998.

hang sind die Bauernkriege zu sehen, die innerhalb Österreichs ihren Ausgang von Tirol nahmen, wobei allerdings Anstöße aus dem südwestdeutschen Raum kamen. Auslöser war ein Konflikt zwischen dem aus Antholz stammenden Peter Paßler und dem Brixner Bischof Sebastian II. Sprenz. Paßler wurde gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Am Tag der geplanten Hinrichtung, dem 9. Mai 1525, wurde er von Brixner Bauern mit Gewalt befreit, was dann zu allgemeinem Aufruhr und zu Plünderungen adeliger und geistlicher Güter in und um Brixen führte. Wenige Tage danach wurde Michael Gaismair, Sekretär des Brixner Bischofs, gebildet und aus wohlhabendem, gleichwohl bäuerlichem Haus, von den Bauern zum „Obersten Feldhauptmann" gewählt. Gaismair war vor seiner Anstellung in Brixen in den Diensten des Landeshauptmanns Leonhard von Völs gestanden und so auf Grund seiner Herkunft und seiner Karriere mit allen Facetten der Problemlage praktisch und wohl auch über einschlägiges Schrifttum vertraut: Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ihm die frühhumanistischen Gedanken des Nicolaus Cusanus, aber auch revolutionär-utopische Schriften von der *Reformatio Sigismundi* („Reform des Sigmund") bis hin zu Müntzer und Morus, dessen *Utopia* 1516 erstmals gedruckt wurde, bekannt waren.

Ursachen

Der Grundkonflikt, der nahezu zu allen Zeiten und Orten zwischen einem Monarchen und den von ihm Regierten, v.a. denjenigen aus den oberen Schichten, herrscht, hatte sich in Teilen des Reiches in der Weise kanalisiert, dass jener sich mit diesen in Form einer Ständevertretung auseinandersetzte. Während dies andernorts bisweilen radikale Formen annehmen konnte – krassestes Beispiel in nahem zeitlichen Zusammenhang ist vielleicht der Aufstand der niederösterreichischen Stände und der Stadt Wien, der mit dem Blutgericht von Wiener Neustadt im Jahre 1522 endete –, gelang es in Tirol zumeist, die Konflikte in Verhandlungen, v.a. in Form von Landtagen, auszuhandeln. Allerdings war im Vorfeld der Bauernkriege die Unzufriedenheit nicht nur unter den Bauern, sondern auch in den anderen Ständen hoch. Im Bauernstand richtete sie sich nicht nur gegen den Monarchen, sondern auch gegen die oberen Stände des Adels und der Kirche, und das, obwohl der Bauernstand in Tirol größere Freiheiten genoss als andernorts. Gleichwohl empfand man den von oben weitergegebenen Druck an Steuern und Abgaben, die Ausbeutung der Bergwerke zugunsten auswärtiger Handelshäuser (die zu Knappenaufständen in den Bergbaugebieten führte), die Privilegien in Jagd und Fischerei, die Einschränkungen in Wald- und Weidenutzung, die zunehmende Anwendung des ungewohnten römischen Rechts durch bürgerliche Berufsjuristen u.a. als immer unerträglicher, wobei die oben erwähnte revolutionäre Grundstimmung förderlich hinzutrat. Diese wurde speziell in Brixen auch von Teilen des Bürgertums mitgetragen.

Gaismair

Gaismair schlug eine Reform vor, die Bürgern und Bauern in politischer und rechtlicher Hinsicht eine Art von Gleichstellung mit den oberen Ständen des Adels

und der Kirche bringen sollte. Die Aussicht auf einen Landtag mit dem Landesfürsten hielt die Bauern v.a. südlich des Brenners nicht von weiteren Plünderungen ab. Im Juni 1525 kam es zuerst in Meran zu einem Teillandtag der Bürger und Bauern, der einen Katalog von Beschwerden und Forderungen, die *Meraner Artikel*, dann zu einem Generallandtag in Innsbruck, der eine neue Landesordnung verabschiedete: *Der fürstlichen Graffschaft Tirol Landsordnung*, auch *Bauernlandesordnung* genannt, weil sie auf den Beschlüssen des oben erwähnten Teillandtags vom Vorjahr beruhte. Obwohl dieser Verhandlungserfolg der Tiroler Bauern angesichts der andernorts blutig niedergeschlagenen Aufstände über die Grenzen hinaus erhebliche Beachtung fand, brachte er eher scheinbare denn wirklich nachhaltige Zugeständnisse. 1526 erschien die *Bauernlandesordnung*. Im Übrigen begann man schon 1529 auf Betreiben des Landesfürsten mit deren Revision, die dann 1532 in expliziter Absetzung von der *Bauernlandesordnung* von 1526 erschien und die ohnehin schwachen Versuche einer Besserstellung der unteren Stände völlig zurücknahm. Gaismair behauptete in Brixen seine ‚revolutionäre' Position. Daraufhin wurde er zu Verhandlungen nach Innsbruck gelockt und inhaftiert, während die letzten Widerstandsnester in Brixen und Trient durch das Militär ausgehoben und vernichtet wurden. Gaismair konnte nach einigen Wochen fliehen und in der Schweiz neue Kräfte sammeln. Dort verfasste er auch seine *Landsordnung*, die sich mit ihren utopischen und sozialrevolutionären Zügen nun stark von Zwingli und der Reformation beeinflusst zeigte. Gaismair sammelte Truppen, mit denen er sogar den Salzburger Aufständischen zu Hilfe eilte, dann aber vor den Söldnern Jörgs von Frundsberg nach Süden weichen musste und in den Dienst Venedigs trat. Von dort zog er sich auf ein Landgut bei Padua zurück, wo ihn 1532 gedungene Meuchelmörder erstachen.

Reformation

Zur selben Zeit wie die Bauernunruhen und aus verwandten und z.T. denselben Ursachen drang auch die Reformation nach Tirol. Einfallstore boten insbesondere die Nordtiroler Städte mit ihrer Offenheit nach Süddeutschland, allen voran Hall und Schwaz. Dort traten lutherische Prediger auf, als machtvollster unter ihnen Jakob Strauß, der mit seinen lat. Bibelauslegungen großen Zulauf von Klerikern und Intellektuellen fand. Er und auch sein ‚Nachfolger' Urbanus Rhegius, ein Zwinglianer, mussten trotz ihrer Akzeptanz im Bürgertum und bei den städtischen Behörden Tirol auf Betreiben des Brixner Bischofs bald wieder verlassen. Auch in anderen Städten und Märkten traten Verkünder der Lehren Luthers auf, zudem boten diesen Ansichten die vermehrt eingerichteten deutschen Schulen ein Forum. Aber auch in Klöstern und Stiften fanden sich Aufnahmebereite. Die Regierung reagierte mit Zensurmaßnahmen gegen entsprechendes Schrifttum sowie Ermahnungen an die Bürgermeister und kommunalen Behörden. Der Hauptgrund der letztlich mangelnden Stoßkraft der Reformation lag wohl im fehlenden Rückhalt

durch den andernorts reformfreudigeren Adel. Auch die militärischen Vorstöße des Schmalkaldenbundes 1546 und von Moritz von Sachsen 1552 durch die Ehrenberger Klause bei Reutte bewirkten hierin keinen Umschwung, weil sie zu keiner nachhaltigen Besetzung Tirols führten.

Jakob Huter

Von Süddeutschland und von der Ostschweiz drang auch das Gedankengut der Wiedertäufer nach Tirol. Auch in ihm verbanden sich religiöse mit sozialen Reformanliegen, deren Radikalität die Obrigkeit zu härtester Verfolgung mit einer großen Zahl von Hinrichtungen veranlasste. Unter der Führung des Pustertalers Jakob Huter fanden Tiroler Täufer in Mähren eine neue Heimat, wo sie weitgehend nach ihren Prinzipien leben konnten. Huter selbst wurde bei einem späteren Aufenthalt in Tirol festgenommen und 1536 in Innsbruck verbrannt. Sein Name lebt in den „Hutterern", die als religiöse Gemeinde in den USA noch immer an ihren alten Gebräuchen festhalten, bis heute fort.

einseitige literarische Resonanz

Es ist bezeichnend, wie einseitig die Resonanz auf diese tiefgreifenden Ereignisse in der zeitgenössischen Tiroler Literatur ausfällt, sieht man von historiographischen Texten ab, die sie sozusagen *ex officio* zu behandeln haben. Es gilt wohl auch hier der Satz von der Geschichte der Sieger. Zu ihnen zählten die oberen Stände, das unmittelbare Angriffsziel der religiösen und sozialen Umstürzler, aber auch der Landesfürst, von dem sich diese nicht selten (so z.B. auch Gaismair) eine Art überparteiliche Schiedsrichterrolle erhofft hatten.

Konzil von Trient

Ferdinand I. entfaltete nicht nur auf den Feldern von Politik und Verfassung, sondern auch auf dem der kirchlichen Reformen große Eigeninitiative. Die Missstände in Kirche und Klerus lagen klar vor Augen, doch bedurfte es hier eines grundsätzlichen Neubeginns, um nachhaltige Änderungen anzustoßen. Deshalb drangen Ferdinand I. und sein kaiserlicher Bruder auch darauf, am Konzil von Trient zuerst eine organisatorische Reform der Kirche anzugehen und sich erst dann mit dogmatischen Fragen zu beschäftigen. Da Papst Paul III. gegenteiliger Meinung war, begann man letztlich doch mit Fragen der Lehre.

Trient im 16. Jh.

Dass ein Tiroler Ort für diesen Wendepunkt in der Geschichte des Katholizismus ausgesucht wurde, hat wohl mit der alten Brückenfunktion des Landes zwischen Nord und Süd zu tun. Ursprünglich war das Konzil zuerst nach Mantua, dann nach Vicenza einberufen worden. Vom neuen Tagungsort versprach man sich stärkere Teilnahme aus dem deutschen Norden, diese Hoffnung erfüllte sich allerdings kaum. Das Konzil tagte von 1545 bis 1563 in drei Sitzungsperioden. Trient rückte damit in den Mittelpunkt europäischer Politik. Die Stadt war durch die glanzvolle Regierungszeit zweier bedeutender Fürstbischöfe baulich und kulturell gerüstet: Bernhard von Cles übernahm das Bistum 1514, stieg dann auch zum Kanzler Ferdinands I. und unter Papst Clemens VII. im Jahr 1530 zum Kardinal auf. Er bemühte sich um kirchliche Reformen, setzte politische um, v.a.

aber öffnete er Trient dem neuen humanistischen Geist der Renaissance und gab diesem durch seine Bau- und Sammlertätigkeit auch Sichtbarkeit nach außen. Als bedeutendste Leistungen haben hier seine neue Residenz, der Magno Palazzo im Renaissancestil neben dem alten Castello del Buonconsiglio und die Kirche S. Maria Maggiore mit der prachtvollen Orgelempore in weißem Marmor zu gelten. Ein halbes Jahr vor seinem Tod im Sommer 1539 übernahm er auch noch das durch den Abgang Georgs von Österreich verwaiste Brixner Bistum. Auch sein Nachfolger Cristoforo Madruzzo wurde drei Jahre nach seinem Amtsantritt in Trient zusätzlich mit der Brixner Diözese betraut. Im selben Jahr 1542 erhielt er auch den Kardinalshut. Die Resonanz seiner Herrschaft in Trient in der Literatur entspricht der eines typischen Renaissancefürsten, ihr entsprechen aber – trotz der Blüte der Künste und der Festkultur – weniger bleibende Leistungen als bei seinem Vorgänger.

Innsbruck im 16. Jh.

Innsbruck verblieb insbesondere durch den Aufenthalt von Ferdinands Gattin Anna ein gewisser herrschaftlicher Glanz. Sie hatte schon seit 1516 am Innsbrucker Hof geweilt und war 1528 wegen der Kriegsgefahr in Wien erneut nach Innsbruck gezogen, nun bereits in Begleitung dreier Kinder. Sie erfüllte für ihren Gatten in Tirol eine Art Statthalterrolle, präsidierte sogar Landtage, sorgte sich aber v.a. um das kulturelle Leben und hier insbesondere um die Musik. Zur Ausbildung ihrer Kinder zog sie bedeutende Musiker an den Hof. Eines von ihnen, die Tochter Magdalena, sollte später, im Jahre 1569, das Haller Damenstift beziehen, eine Heimstätte hochadliger Frauen, die v.a. in der geistlichen Kirchenmusik bis ins 18. Jh. ein wichtiges Zentrum blieb. Ferdinand I. selbst sorgte für die Fertigstellung des Maximiliangrabes, dem er mit der Hofkirche eine neue Unterkunft erbaute (vgl. Farbtafel 8). Baumeister und Künstler holte er sich aus dem Süden und aus Flandern. Sie brachten die neue Renaissancekunst nach Innsbruck, die sich in der Hofkirche noch mit der Spätgotik mischt.

Tirol unter Ferdinand II.

Mit der Resignation Karls V. 1558 ging die Kaiserkrone auf Ferdinand über, der sie bis zu seinem Tod im Jahre 1564 trug. Bereits 1554 hatte er in einem Testament Tirol seinem zweiten Sohn Ferdinand vermacht, der als Ferdinand II. wieder zu einem ‚echten' Landesfürsten werden und Tirol zu neuer Blüte führen sollte (vgl. Abb. 30). Ferdinand II. trat – nach zwanzigjähriger Statthalterschaft in Böhmen und Kriegsdienst in Ungarn – erst 1567 seine Regierung in Innsbruck an. Er fand die bekannten Probleme vor: Geldmangel und eine reformbedürftige Kirche. Jener resultierte aus angehäuften Schulden und neuem Aufwand, dem die im Abnehmen begriffene Wirtschaftskraft des Landes nicht gewachsen war. Allmähliche Erschöpfung und internationale, auch überseeische Konkurrenz machten dem Bergbau zu schaffen und führten zu Krisen, gegen die sich lediglich die Haller Saline resistent zeigte. Salz stellte daher auch das wichtigste Exportgut dar. Der Süden steuerte

Wein und Seide bei. Hall war auch der Sitz einer sehr produktiven Glashütte und beherbergte nach wie vor die landesfürstliche Münzstätte. Während die Bedeutung des Geschützgusses und der Plattnerei den Zeitläuften entsprechend abnahm, kamen aus demselben Grund neue Gewerbe auf: eine Papiermühle in Wattens, Buchdruckereien und Verlage in Innsbruck, Vomp, Brixen, Trient und Riva. Vor allem die religiösen Auseinandersetzungen wurden nun mehr und mehr mithilfe des Buchdrucks geführt.



Abb. 30: Erzherzog Ferdinand II., Kupferstich aus Jakob Schrenck von Notzings *Augustissimorum imperatorum* […] *imagines*, Innsbruck 1601.

Kirchenreform: Jesuiten

Die Reform der Kirche blieb ein Anliegen des Landesfürsten, der mit den Ergebnissen des Tridentinums und der Hilfe der Jesuiten dafür auch taugliche Mittel zur Hand hatte. Die Jesuiten hatte noch sein Vater 1560 ins Land geholt. Vom Provinzial ihrer Oberdeutschen Provinz, Petrus Canisius, der mit seinen drei Katechismen für Geistliche und Gebildete, für Lateinschulen und für das gemeine Volk auch die nötige Basis für die neue religiöse Unterweisung geschaffen hatte, wurde 1562 das Jesuitenkolleg in Innsbruck eröffnet, dem weitere 1573 in Hall und 1624 in Trient folgten. Das Haller Kolleg stand in engem Zusammenhang mit der bereits erwähnten Gründung des dortigen Damenstifts, das zu seiner geistlichen Betreuung Jesuiten erbeten hatte. Beide Nordtiroler Kollegien hatten in ihren Anfangszeiten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, in Hall waren sie v.a. finanzieller Natur, in Innsbruck gab es Zerwürfnisse mit dem Landesfürsten, der zeitweilig die Franziskaner bevorzugte. Diese hatten insbesondere im Hofprediger Johannes Nas einen wortgewaltigen Vertreter, der 1580 sogar zum Weihbischof von Brixen aufstieg.

Einfluss auf Kirche und Kultur

Der Einfluss der Jesuiten auf das kirchliche und kulturelle Leben in den von ihnen erfassten Regionen war beträchtlich. In jenem wirkten sie durch ihre konsequente, würde- und auch machtvolle Ausübung der Seelsorge, die sich um Welten von jener des niederen Klerus unterschied, in diesem v.a. über ihr allmählich weit in die höheren Stände insbesondere des Bürgertums ausgreifendes Schulwesen. Dieses erhielt zwar erst 1599 durch die in Neapel gedruckte *Ratio studiorum* („Studienord-

nung") einen generell gültigen Lehrplan, wies aber schon vorher sehr einheitliche Züge auf. Völlig im Zentrum stand der Unterricht des Lat., was schon die Bezeichnungen der Klassen belegen, die von den *Rudimenta* über *Grammatica* und *Syntax* bis zu *Humanitas* (oder *Poesis*) und *Rhetorica* aufstiegen, wobei die beiden obersten Klassen in Innsbruck erst 1582 bzw. 1615 hinzukamen. Die Lernziele verlagerten sich vom Erlernen der Sprache und der Lektüre klassischer Autoren (christliche finden sich, wenn überhaupt, eher in der wesentlich spärlicheren Griechischlektüre – ein klares Indiz für die Erbschaft des Renaissance-Humanismus) in den unteren zu einer vermehrt auf Stilsicherheit und Eleganz ausgerichteten aktiven Sprachbeherrschung in den oberen. Mit starker Außenwirkung wurden die Ergebnisse dieses Unterrichts in Form der Semester oder Schuljahre abschließenden oder zu festlichen Anlässen der Hofgesellschaft aufgeführten dramatischen Darstellungen der Öffentlichkeit präsentiert. Es liegt auf der Hand, dass ein derartiger Schul- und Kulturbetrieb sich massiv auf die Produktions- und Rezeptionsbedingungen der lat. Literatur auswirken musste.

Gegenreformation

Angriffspunkte der Gegenreformation waren einerseits protestantische Zentren v.a. in den Bergwerksgebieten, also im Unterinntal, um Sterzing und um Bruneck, andererseits der herabgekommene Klerus insgesamt. Während in dessen höheren Stufen Pfründenjagd und bis zu völliger Absenz reichendes Desinteresse am zugefallenen Amt an der Tagesordnung waren, bedrückten den niederen Klerus krasse Unbildung und materielle Not. Diese zwang zu allerlei Nebengeschäften, die zusammen mit dem weit verbreiteten Konkubinat der Würde des geistlichen Standes abträglich waren. Maßnahmen zur Verbesserung dieser Zustände gingen oft mit solchen gegen den Protestantismus einher, gegen den man zudem mit Verboten und Zensurmaßnahmen vorging. Zu diesen gehörte das regelmäßige Ausforschen und Einziehen reformatorischer Literatur, zu jenen Visitationen von Kirchen und Klöstern. Dazu traten laufend Religionsmandate des Landesfürsten, die zu rechter katholischer Lebensführung ermahnten und Abtrünnigen Strafen bis zur Landesverweisung androhten.

Allmählich kam neben dem erstaunlich starken Engagement von Landesfürsten und Regierung auch die vom Konzil angestoßene innerkirchliche Gegenreformation in Schwung, obwohl auch hier anfänglich der Druck eher von den weltlichen Behörden als von den Bischöfen in Brixen und Trient ausging. Visitationen waren wiederum das wichtigste Mittel. Sie brachten z. T. erschreckende Zustände zu Tage. Besonders desolat dürften diese im Stift Wilten gewesen sein, wo kirchliche und landesfürstliche Behörden sich mehrere Jahrzehnte lang mit wenig Erfolg um eine Sanierung bemühten. Zäh lief auch die vom Konzil empfohlene Gründung von Seminaren an, die den Bildungsstand der Geistlichen erhöhen sollten. In Brixen gelang eine derartige Gründung erst 1608.

staatlicher Einfluss auf das Schulwesen

Rascher und erfolgreicher ging die Einrichtung von allgemein zugänglichen Schulen voran. Innsbruck konnte in dieser Epoche neben dem Jesuitenkolleg bereits drei deutsche Schulen vorweisen, und solche sind nicht nur in Städten, sondern auch in Märkten und sogar in einigen Dörfern bezeugt. Allerdings stellten auch sie, wie bereits erwähnt, ein Einfallstor für protestantische Lehren dar, weshalb auch hier landesfürstliche Kontrolle angebracht schien. So zeichnete sich auch in dieser alten Domäne der Kirche allmählich staatlicher Einfluss ab. Man sprach sich stärker zu Gunsten lat. Schulen aus, um die verdächtigen deutschen zurückzudrängen, und bevorzugte jene auch bei Aufwendungen. Neben den Jesuitenkollegien in Innsbruck und Hall sind dazu auch einige Klosterschulen und die Domschule in Brixen zu zählen. Für das Elementarschulwesen wurde 1586 auf landesfürstliches Betreiben eine allgemeine Schulordnung, die sogenannte *Instruction,* erlassen, die Organisation und Lehrplan regelte, erzieherische und didaktische Anweisungen gab und so erstmals zu einer gewissen Vereinheitlichung unter staatlicher Aufsicht führte. Diese oblag dem Ortspfarrer und zwei von den staatlichen Behörden bestellten „Scholarchen", als Fächer waren Religion, mit zusätzlichen Regelungen zum Katechismusunterricht, Lesen, Schreiben und Singen vorgeschrieben. Der Schulbesuch war gleichermaßen für Buben und Mädchen gedacht, im höheren Schulwesen allerdings dünnte sich das Angebot für Mädchen rasch aus, in Frage kamen neben einigen Stadtschulen nur ein paar Frauenklosterschulen, etwa das der Klarissen in Meran oder St. Martin bei Schwaz. Negativ auf die Frauenbildung wirkte sich zweifellos der Ende des Jahrhunderts auch in Tirol fühlbare, v.a. Frauen unterdrückende Hexenwahn aus. Noch in Ferdinands Zeit fällt etwa die Folterung und Verbrennung der Barbara Juffinger in Kufstein im Jahre 1580.

Frühabsolutismus

Die angedeuteten späthumanistischen Tendenzen einer Latinisierung bzw. Romanisierung des öffentlichen und kulturellen Lebens verbanden sich in der Regierungszeit Ferdinands II. mit einer ebenfalls bereits in der Renaissancekultur vorzufindenden Betonung des Hofes und seines Fürsten zu einer Lebens- und Regierungsform, die man als Frühabsolutismus bezeichnet hat. Wesentlich dazu beigetragen hat zweifellos die bereits geschilderte Vorreiterrolle der weltlichen Stellen in der kirchlichen Reform, die zu einer steten Machtzunahme des Landesfürsten zuungunsten der jeweiligen Bischöfe führte. Ein wesentliches Moment stellte auch die schon angesprochene Zunahme des römischen Rechts in Kodifikation und Ausübung dar. Die vermehrt eingesetzten professionellen Juristen waren darin ausgebildet, die Landesordnung von 1573, die nach langem Vorlauf jene von 1532 ablöste, orientierte sich zwar (wie einleitend explizit betont wird) am Hergebrachten, in ihrer Handhabung drang aber v.a. über die höheren Instanzen das römische Recht ein und setzte so alte Gewohnheitsrechte zunehmend außer Kraft.

Wie das politische, so zentrierte sich auch das gesellschaftliche und kulturelle Leben zunehmend um Fürsten und Hof, deren glanzvolle Selbstdarstellung nicht nur die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, sondern auch die der historischen Forschung (und damit auch dieser Skizze) auf sich zog. Teilweise in Fortsetzung älterer Traditionen insbesondere seit Maximilian I. wurde die Geschichtsschreibung in den Dienst einer genealogischen Gedächtniskultur genommen. Die Hauptleistung kommt hier dem Niederländer Gerhard de Roo zu, den Ferdinand II. schon in Böhmen als Musiker engagiert hatte und der in Innsbruck nicht nur die Kapellknaben leitete und die Ambraser Sammlungen verwaltete, sondern (nach früheren poetischen Versuchen) auch eine Geschichte der Habsburger von Rudolf I. bis Karl V. verfasste. Sie wurde nach seinem frühen Tod von dem mit ihm befreundeten Sekretär Ferdinands, Konrad Dietz, redigiert und bei Johann Baur in Innsbruck gedruckt. Grundlage der Arbeit war die umfangreiche Bibliothek, die Ferdinand II. im Rahmen seiner Ambraser Sammlungen angelegt hatte.

Selbstdarstellung der Fürsten

Schloss Ambras, noch von Kaiser Ferdinand I. 1563 aus Privatbesitz abgelöst und von dessen Sohn an seine nicht standesgemäße Gattin Philippine Welser abgetreten, nahm allmählich die Sammlungen auf, die Ferdinand II. schon in Böhmen begonnen hatte, v.a. Harnische und Gemälde. Ferdinand II. hatte auch seinen wichtigsten Helfer von dort mitgebracht, Jakob Schrenck von Notzing, der den weiteren Aufbau der Sammlung, bestehend aus Bibliothek, Rüst- und Kunstkammer, mit Energie und Geschick vorantrieb und auch eine mit Kupferstichen versehene Vitensammlung von Machthabern, die sich v.a. kriegerisch hervorgetan hatten, verfasste. Große Teile der Sammlung wurden später sukzessive nach Wien transferiert, nur ein kleiner Teil davon kam zurück und befindet sich noch vor Ort.

Ambraser Sammlungen

Ambras war neben der Hofburg in Innsbruck auch Hauptschauplatz von Ferdinands weiteren kulturellen Ambitionen. Während das literarische Leben am Hof über provinzielles Niveau kaum hinauskam – der Erzherzog trug dazu selbst eine deutschsprachige moralisierende „Comödie“ mit dem Titel *Speculum vitae humanae* („Spiegel des menschlichen Lebens“) bei, in der er eine erstaunlich kritische Haltung zu Krieg, Hofleben und Geld verkünden ließ –, holte man sich für die Hofkapelle und die Hofmusik Sänger und Instrumentalisten aus damals führenden Regionen, d.h. aus Flandern und Norditalien; einige dieser Musiker zeichneten sich auch als Komponisten aus. Auch in Malerei und bildender Kunst bediente man sich, wie schon unter Kaiser Ferdinand I., der beiden erwähnten, für die Habsburger naheliegenden Herkunftsländer, wobei sich Ferdinand II. seinen wichtigsten Architekten, Giovanni Lucchese, aus dem der Renaissancekunst bereits aufgeschlossenen Prag mitgenommen hatte. Zu Luccheses Hauptwerken in Innsbruck zählen die Silberne Kapelle in der Hofkirche, die Ferdinand II. als Grabkapelle für sich und seine Familie errichten ließ, und der Um- bzw. Neubau von Schloss

kulturelles Leben am Hof

Ambras. Sein Sohn Alberto, mit dem er z.T. zusammenarbeitete, gestaltete den Brixner Bischofssitz im Renaissancestil um. Unter den Bildhauern ragt Alexander Colin aus Mecheln heraus. Er schuf den großartigen Reliefzyklus am Kenotaph des Maximiliangrabes sowie die Grabmäler Philippine Welsers und ihres Gatten in der Silbernen Kapelle. In der Hofburg von Brixen, das unter Bischof Andreas von Österreich, einem Sohn Ferdinands, einen gewissen Aufschwung nahm, entstand um die Jahrhundertwende der gedruckten Genealogien nachempfundene plastische Habsburgerzyklus des Schwaben Hans Reichle.

Bronzeguss und Plattnerei

Die zerfließenden Grenzen zwischen der ‚hohen' Kunst und dem unter Ferdinand II. ebenfalls blühenden Kunstgewerbe zeigen sich vielleicht am eindrücklichsten in der hochangesehenen Bronzegießerei der Familie Löffler in Hötting, deren Erzeugnisse von anspruchsvollsten Kunstwerken wie den Bronzefiguren am Maximiliangrab über Kirchenglocken bis hin zu Geschützen reichten, die weit über die Grenzen Tirols hinaus gefragt waren. Nicht minder berühmt waren die vom Landesfürsten ebenfalls viel beschäftigten Innsbrucker Harnischschläger, unter denen Jörg Seusenhofer als Chef der Hofplattnerei und Träger eines in der Branche klingenden Namens herausragte.

Bilanz

Mit dem Tod Ferdinands II. im Jahre 1595 ging eine Epoche zu Ende, die für Tirol nach den Wirren bis in die Mitte des 16. Jhs. zumindest aus der Perspektive der Regierenden eine Phase äußeren und inneren Friedens und damit auch eine gewisse kulturelle Blüte bereithielt, wobei sich der Schwerpunkt nun eindeutig von Trient nach Innsbruck verlagert hatte. Gleichwohl bedrückten weite Teile der Bevölkerung neben den strengen religiösen Kontrollen auch Hungersnöte, Seuchenjahre und Wirtschaftskrisen. Aber es deuteten sich unter der Regierung Ferdinands II. auch gewisse soziale Maßnahmen an, insbesondere in der mit der Landesordnung von 1573 erlassenen Polizeiordnung. Zudem besaß der unterste Stand der Bauern gerade in Tirol stets ein größeres Maß an Freiheit als anderswo, auch wenn nur die Besitzenden unter ihnen sie genießen konnten. So fällt eine Bilanz auch hier zwiespältig, aber im Vergleich mit anderen Zeiten doch positiver aus.

Wolfgang Kofler/Martin Korenjak

Dichtung

Überblick, Gliederung

Aus dieser Epoche, in der sich der Humanismus in Tirol auf breiter Front durchsetzt, ist naturgemäß wesentlich mehr lat. Dichtung, darunter auch ein größerer Teil in gedruckter Form, überliefert als aus der vorhergehenden. Der folgende Überblick beginnt mit Texten, die dem Unterricht entstammen bzw. für diesen gedacht sind. Einige Beispiele religiöser Poesie schließen sich an. Als nächstes wird die Panegyrik behandelt, die den Löwenanteil des Erhaltenen stellt, wobei sich zwei große Gruppen von Adressaten unterscheiden lassen: zum einen die Fürstbischöfe von Trient, zum anderen Herrscher aus dem Haus Habsburg. Den Abschluss bilden ein Lehrgedicht, das im Tirol dieser Zeit für sich steht, und ein Beispiel für die damals populäre Reisedichtung, die das Land aus der Perspektive des Fremden schildert, der es durchzieht.

Schuldichtung

Die Schuldichtung ist durch zwei Beispiele vertreten, von denen das eine vom Beginn der Epoche stammt und dem Elementarunterricht zuzuordnen ist, während das andere gegen ihr Ende entstanden ist und höhere Schulstufen repräsentiert – ein Kontrast, der uns auf dem Gebiet der Beredsamkeit in ähnlicher Form wieder begegnen wird (vgl. hier S. 292–303).

Tritonius, *Enchiridium*

Petrus Tritonius (eigentlich Peter Treibenraiff, vgl. hier S. 144–146) wurde um 1470 in Bozen geboren und studierte an der Artistenfakultät in Wien sowie in Ingolstadt, wo er Konrad Celtis kennen lernte. Nach 1499 kehrte er nach Tirol zurück und wurde Lehrer an der Brixner Domschule. Um 1503 begab er sich auf Anregung von Celtis wieder nach Wien, von wo er nach dessen Tod 1508 zunächst nach Bozen ging und bis 1512 die dortige Lateinschule leitete. Von 1513 bis 1519 und von 1524 bis 1525 unterrichtete er in Hall, dazwischen in Schwaz. Er starb 1525 in Hall (Bobeth 2006). Die Horaz-Vertonungen, für die Tritonius berühmt ist, sind eine Frucht seiner Freundschaft mit Celtis und entstanden in seiner Wiener Zeit. In der Stöckl-Offizin auf Schloss Sigmundslust bei Vomp ließ er (neben dem deutschsprachigen *Hymnarius* von 1524, dem ältesten gedruckten katholischen Gesangsbuch überhaupt) wohl 1521 ein *Enchiridium* („Handbuch") drucken, das, wie der vollständige Titel präzisiert, „Verse enthält, an denen sich das zarte Gedächtnis von Knaben am besten üben soll".

Zusammenfassung, Charakterisierung

Das ein gutes Dutzend Seiten dünne Büchlein besteht aus drei Teilen, von denen nur der erste, bereits 1513 entstandene und brieflich dem älteren Sohn Amandus gewidmete, von Tritonius selbst verfasst ist. Er enthält hexametrische Paraphrasen

eines Gebets an den Heiligen Geist, des Dekalogs, des Vaterunsers, des Ave Maria und des Salve Regina. Als Beispiel sei Tritonius' Version des Ave Maria zitiert, bei der er im Schlussvers das *Ora pro nobis peccatoribus nunc et in hora mortis nostrae* („Bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes") des Originals den eigenen didaktischen Absichten anpasst:

Semper ave, Maria alma, dei solamine plena:
Nam dominus tecum, benedicta inter mulieres,
Estque tui fructus benedictus ventris Iesus.
Hunc ores animos nostros sapientia adumbret.

Sei immer gegrüßt, nährende Maria, voll von Gottes Trost: Denn der Herr ist mit dir, gesegnet bist du unter den Frauen und gesegnet ist die Frucht deines Leibes, Jesus. Ihn mögest du bitten, unseren Geist mit Weisheit zu überschatten.

Der zweite Teil der kleinen Schrift ist ein Abdruck des 1520 in London erschienenen *Christiani hominis institutum* („Vorschrift für den Christenmenschen") des Erasmus, das Hexameterfassungen u.a. des Credo und der sieben Sakramente enthält. Der dritte bietet eine Auswahl aus den *Disticha Catonis*, einer angeblich vom älteren Cato stammenden, in Wahrheit spätantiken Sammlung hexametrischer Zweizeiler mit ethischen Maximen, die seit dem Mittelalter ein beliebter Unterrichtstext war (und 1517 ebenfalls von Erasmus ediert und kommentiert wurde). Diese beiden Teile widmet ein zweiter, 1520 verfasster Brief Vitus Laetus, dem jüngeren Bruder des zwischenzeitlich im Alter von nur acht Jahren verstorbenen Amandus.

Interpretation

Das *Enchiridium* stellt ein Hilfsmittel für den lat. Elementarunterricht dar. Wie schon der Titel sagt (und der Brief an Vitus Laetus wiederholt), sollen die kleinen Lateiner die Texte auswendig lernen. Das unterstützt einerseits ihre sprachliche Grundausbildung und gewöhnt sie von Beginn weg an klassisches Lat.: Die Umsetzung der biblischen und mittelalterlichen Texte ins klassische Metrum des Hexameters dient ebenso diesem wie mnemotechnischen Zwecken. Andererseits werden den Kindern so Grundwahrheiten des christlichen Glaubens und allgemeine ethische Grundsätze vermittelt. Als Vorbild wählt sich der Autor dabei keinen Geringeren als Erasmus, von dem er, wie er im Brief an Vitus Laetus sagt, immer nur als „dem Großen" zu sprechen pflegt. So zeigt uns das Büchlein neben dem berühmten Komponisten einen zweiten, weniger bekannten Tritonius: den engagierten christlich-humanistischen Schulmann und Pädagogen (vgl. Cohrs 1898).

Scholastica Oenipontana

Die *Scholastica Oenipontana* („Schultexte aus Innsbruck"; SEM, B 18) sind ein umfangreicher Band mit Reden, Theaterstücken und Gedichten aus dem Innsbrucker Jesuitengymnasium, die dort während der Schuljahre 1581/82–1585/86 zu

festlichen Anlässen verfasst und vorgetragen wurden. Dabei handelt es sich einerseits um den Beginn des Schuljahres und die damit verbundene *distributio praemiorum,* die Preisverleihung an die besten Schüler des Vorjahres (vgl. hier S. 295–299),[1] andererseits um die kirchlichen Hochfeste, die von den Jesuiten und ihren Schülern gemeinsam begangen wurden. Gelegentlich finden sich eine Rede und ein Gedicht zum selben Anlass (so etwa zum Beginn des Schuljahres 1584/85, Bl. 87^{v}–95^{r} und 95^{r}–97^{r}, oder zu Weihnachten 1584, Bl. 98^{r}–104^{r} und 104^{r}–106^{r}), häufiger hat man sich für nur eine dieser Möglichkeiten entschieden. Bei den anonymen Autoren handelt es sich wohl großteils oder ausschließlich um Lehrer, unter den Vortragenden befanden sich aber auch Schüler.

Schuljahres-eröffnung

An den Eröffnungsveranstaltungen, die in Innsbruck in der Aula des Jesuitengymnasiums stattfanden, nahmen, wie allgemein üblich (Duhr 1896, 71–72), neben Patres, Lehrern und Schülern auch Adelige und angesehene Bürger teil, nicht zuletzt deshalb, weil sie ihre eigenen Söhne zu den Jesuiten schickten. So stellten diese Anlässe nicht nur ein Mittel, die Motivation der Schüler zu stärken, sondern auch eine Gelegenheit dar, das gute Verhältnis zwischen Stadt und Gymnasium zu betonen und zu fördern. Diese beiden Aspekte lassen sich auch an den Gedichten ablesen, die einerseits die Schüler zu fleißiger Arbeit anspornen, andererseits immer wieder auf den politischen Nutzen der Bildung hinweisen und das Nahverhältnis zwischen Bildung und Macht hervorheben.

Eröffnungs-gedichte

Unter den Gedichten zum Schuljahresbeginn lassen sich drei Arten unterscheiden: eigentliche Eröffnungsgedichte, die den Beginn der Studien selbst ins Zentrum stellen, Epigramme an die jeweiligen Preisträger und poetische Danksagungen nach der Zeremonie. Von den drei Gedichten aus der ersten Kategorie stehen das erste (1581, Bl. 5^{v}–7^{v}) und dritte (1584, Bl. 95^{r}–97^{r}) im elegischen Distichon, das zweite (1582, Bl. 16^{rv}) im jambischen Trimeter. Alle sind protreptisch gehalten und verbinden Aufforderungen zu fleißigem Lernen mit Warnungen vor Faulheit. Das erste, das den Titel *De Christiana philosophia carmen elegiacum* („Elegie von der christlichen Philosophie"; s. auch S. 349–350) trägt, stellt dabei den Begriff einer umfassenden *sapientia* („Weisheit") ins Zentrum. Das gibt dem Sprecher die Gelegenheit, im selben Atemzug die große Hilfe hervorzuheben, die das Jesuitenkolleg seinen Schülern bei ihrem Erwerb bietet, sich beim Fürsten für dessen finanzielle Unterstützung zu bedanken und zu betonen, welchen Dienst die Jesuiten Kirche und Staat erweisen (Bl. 7^{r}):

1 Die Preisverleihung zu Beginn des Schuljahres war typisch für die Frühzeit der Jesuitengymnasien; später bildete sie dessen Abschluss (Duhr 1896, 57–58).

Aere quod immenso peregrinis[2] *alter in oris*
Quaeritat et terra et nave profectus iter,
Hoc tibi privati datur intra maenia tecti
Et gratis magni principis aere datur.
Iamque procellosis Ecclesia pressa periclis
Forte tuam magno faenore clamat opem.
Iam tibi fessa suas tradet Respublica partes
Auxilioque volet tutior esse tuo.

Was ein anderer um ungeheure Kosten in fremden Gegenden sucht, wohin er sich zu Lande und zu Wasser auf den Weg macht, das bekommst du [der Schüler] in den Mauern eines Privathauses und umsonst, auf Kosten des großen Fürsten. Schon schreit vielleicht die Kirche, bedrängt von Sturm und Gefahren, zu dir um Hilfe und fordert, was sie dir gegeben hat, mit großem Zins zurück. Schon wird dir der erschöpfte Staat eine Aufgabe übertragen und durch deine Hilfe sicherer werden wollen.

Preisverleihung

Verse, welche die Übergabe der Preise an die siegreichen Eleven begleiten, finden sich wiederum für die Jahre 1581, 1582 und 1584 auf Bl. 7^v–8^v, 28^v–29^v und 97^r–98^r. Es werden die besten drei Schüler jedes Jahrgangs aufgerufen und durch ein oder zwei elegische Distichen geehrt, die typischerweise Lob mit einer Ermahnung verbinden, nicht im Fleiß nachzulassen, sich künftig noch zu steigern oder nicht hochmütig zu werden. Auch auf das Geschenk selbst wird gelegentlich Bezug genommen. Bei den Kleinsten können die Ermahnungen milder ausfallen, gelegentlich kommt dort sogar leiser Humor zum Vorschein, wie die folgenden Verse für den besten Schüler der untersten Klasse aus dem Jahr 1582 zeigen (Bl. 29^r):

Quem tibi do librum, cave perdas aut tibi quisquam
Surripiat; propera laetus abire domum.
Pauperior fueras Iro, sed enim modo Creso
Divite vel claro es ditior ipse Mida.

Hüte dich, das Buch, das ich dir gebe, zu verlieren oder es dir von jemandem stehlen zu lassen; eile dich, froh nach Hause zu laufen. Ärmer als Iros warst du, aber jetzt gerade bist du reicher als der reiche Kroisos oder der berühmte Midas.

gratiarum actiones

Zum Abschluss der Eröffnungsfeier kann eine *gratiarum actio* vorgetragen werden, in der sich das Kolleg für die Teilnahme der illustren Gäste bedankt. Genügen

2 Die Hs. hat *peregrinus et*.
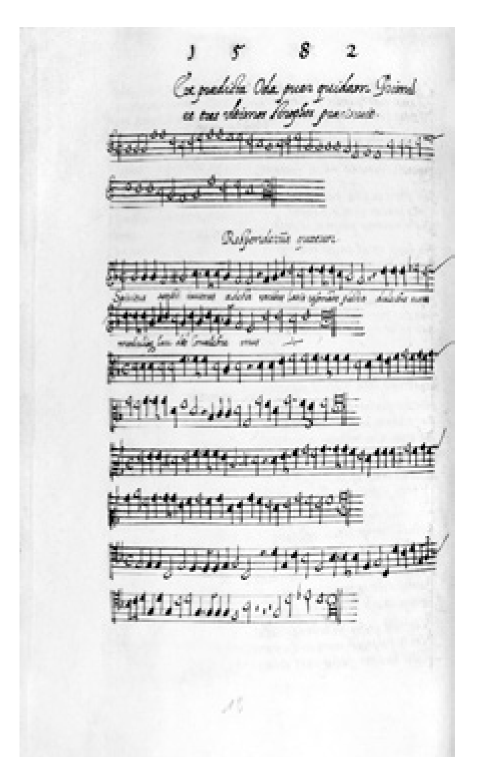


Abb. 31: Noten zum Pfingsthymnus des Jahres 1582 aus den *Scholastica Oenipontana*.

dafür im Jahr 1584 drei Distichen (Bl. 98^{r}), so beschließt die Feier des Jahres 1582 eine recht elaborierte neunstrophige Komposition im zweiten asklepiadeischen Maß (Bl. 29^{v}–30^{r}). Wie die Anfangsverse verraten, ist der Dichter einer der Lehrer, der Vortragende aber ein Schüler:

Magnos magna decent parvaque parvulos.
Me parvum aspicitis: verba age paucula
Ad vos fatidici cultor Apollinis
    Mandavit mihi proloqui.

Große ziemt Großes, Kleines ganz Kleine. Ich, ihr seht es, bin klein: Wohlan, nur ganz wenige Worte zu euch zu sprechen trug mir der Verehrer des Schicksalsverkünders Apollo auf.

Hochfeste

Umfangreicher und anspruchsvoller als diese meist recht stark standardisierten Texte sind die Gedichte zu den Hochfesten des Kirchenjahres: Weihnachten (1583, Bl. 85^{r}–87^{v}; 1584, Bl. 104^{r}–106^{r}),[3] Ostern (1584, Bl. 112^{r}–114^{v}), Pfingsten (1582, Bl. 8^{v}–10^{v} und 10^{v}–11^{v}) und Mariä Himmelfahrt (1582, Bl. 12^{r}–13^{v}, 13^{v}–14^{v} und 15^{rv}); auch der Hl. Katharina von Alexandria, der Schutzpatronin der Wissenschaften, wird ein Gedicht gewidmet, vermutlich zu ihrem Gedenktag am 25. November (Bl. 30^{rv}).[4] Bei den Gedichten zu Pfingsten und Himmelfahrt folgen auf eine Darstellung im epischen Hexameter ein oder zwei Hymnen in horazischen Maßen, die zumindest in manchen Fällen nicht einfach vorgetragen, sondern von den Schülern gesungen wurden: Das zeigen die Noten und die musikalischen Zusatzbemerkungen zum Pfingsthymnus (Bl. 11^{v}), die einen Wechselgesang zwischen einem Vorsänger und vier Respondenten bezeugen (vgl. Abb. 31). Die übrigen Ge-

3 Die Weihnachtsdichtung des Jahres 1582 ging größtenteils verloren, als zwischen Bl. 30^{v} und 31^{r} einige Seiten herausgeschnitten wurden.

4 Ob sich auch die darauf folgenden Verse über die Jungfräulichkeit (Bl. 30^{v}) auf Katharina beziehen, ist unklar.

dichte stehen in Hexametern und elegischen Distichen. Die längeren, nichtlyrischen Beiträge bieten meist eine skizzenhafte Nacherzählung des biblischen oder legendenhaften Geschehens, heben dessen Tragweite hervor und betonen die Ergriffenheit der Anwesenden bzw. fordern sie zu einer solchen Haltung auf. Ein wichtiges Darstellungsmittel, das ganz der heilsgeschichtlichen Bedeutung der betreffenden Feste, dem Weiterwirken der damaligen Ereignisse bis zum heutigen Tag, entspricht, ist dabei das der Vergegenwärtigung: Der Sprecher wird von Gott erfüllt und von der Wucht der Ereignisse umgerissen, er berichtet im Präsens, als Augenzeuge, vom Geschehen, wendet sich unterschiedslos an sein Publikum und die biblischen Personen und nimmt gemeinsam mit den Zuhörern sozusagen als Statist an der Handlung teil.

auf die Geburt Christi

Besonders gut lässt sich diese Haltung an einer *De eodem carmen heroicum* (Bl. 104r–106r; „Gedicht im heroischen Versmaß [d.h. im Hexameter] vom selben [Jesus Christus]") betitelten Meditation über die Geburt Christi zeigen, die gleichzeitig klassizistischen Sprachgestus und christliches Gedankengut beispielhaft miteinander vereint. Der Sprecher beginnt mit einer ihm selbst unerklärlichen Freude, die ihn plötzlich überwältigt, und wendet sich hilfesuchend in episch-vergilischem Stil an die Muse: *Ac mihi*, *Musa*, *refer causas*, *quo numine fervens*, / *Quove Deo accensus mea corda agitante calescam* (Bl. 104r; „Und, Muse, erklär mir die Gründe, von welcher Gottheit brennend, von welchem Gott entzündet, der mein Herz bewegt, ich in Hitze gerate"; vgl. Aen. 1,8–9). In der Folge berichtet er, wie Gott in Gestalt des Jesusknäbleins vom Himmel herabsteigt und sich nicht zuletzt auch in den Herzen der Zuhörer einnistet, was ein Ovid (fast. 6,5) entnommener Kehrvers unterstreicht: *Est deus in vobis*, *agitante calescitis illo* (Bl. 104v; „Gott ist in euch, wenn er euch bewegt, geratet ihr in Hitze"). Christus bringt der Erde Frieden und ein neues Goldenes Zeitalter, das durch Anklänge an Vergils in der Frühen Neuzeit stets christlich interpretierte vierte Ekloge untermalt wird: *Secula iam demum redeunt Saturnia* (Bl. 105r; „Endlich kehrt nun das Zeitalter Saturns zurück"; vgl. ecl. 4,6). Die Erde soll sich freuen, Maria den Knaben rasch gebären und nähren: *Pande cito*, *Maria*, *gremium*, *cito lacte redundent* / *Dulcifluo distenta tibi nunc ubera, virgo* (Bl. 105r; „Öffne rasch, Maria, deinen Schoß, rasch mögen von süßfließender Milch geschwellt deine Brüste überfließen, Jungfrau!"). Hirten und Engel stellen sich ein (Bl. 105v) – nun soll Christus endlich zur Welt kommen, fordert ein wieder vergilisch inspirierter Kehr-Halbvers: *nascere*, *parve puer* (Bl. 106r; „komm zur Welt, kleiner Knabe"; vgl. ecl. 4,60, 62)! Schließlich finden sich Dichter und Zuhörer gemeinsam an der Krippe ein (Bl. 106r):

En quoque nos inopis terimus pia limina Bethlem,
Quaque viam ostentat, *sequimur*, *pastoria turba*,

Cernui et ante tuum flexo praesepe iacemus
Cum bove cumque asino venerantes poplite numen.

Sieh, auch wir treten über die fromme Schwelle des armen Bethlehem, folgen der Schar der Hirten, wo sie uns den Weg weist, neigen uns tief und liegen auf dem Boden vor deiner Krippe und verehren mit gebeugtem Knie gemeinsam mit Ochs und Esel deine Göttlichkeit.

religiöse Poesie

Im Anschluss an diese geistlich geprägte Schuldichtung sei nun die außerschulische religiöse Poesie behandelt. Sie ist vorwiegend narrativer Natur und besteht aus Paraphrasen und Übersetzungen biblischer, hagiographischer und legendenhafter Stoffe. Dabei wird sie ganz von zwei Autoren dominiert, die für den größten Teil der Texte verantwortlich zeichnen und dabei in einem Fall sogar zusammenarbeiten: Christoph Wilhelm Putsch und Paul Ottenthaler.[5]

Putsch, *Historia Iacobi*

Der bedeutende Historiker Christoph Wilhelm Putsch (vgl. hier S. 321) ist auch als Dichter hervorgetreten. Sein ehrgeizigstes poetisches Werk ist die gut 1400 Verse lange, im elegischen Distichon gehaltene *Historia divi Iacobi maioris apostoli* („Geschichte des Hl. Jakob des Älteren, des Apostels"), die er 1565 in Innsbruck herausbrachte. Sie behandelt wohl nicht zufällig einen Heiligen, der als Patron der Stadtpfarrkirche am Druckort große Verehrung genoss. Gewidmet ist das Gedicht Johann Jakob von Kuen-Belasy, dem aus Tirol stammenden Fürstbischof von Salzburg, wobei, wie im Widmungsbrief (Bl. Aii^{r}–Aiv^{v}) angegeben, die Namensgleichheit, aber auch der geistliche Stand des Adressaten eine Rolle spielten (Bl. Aiii^{r}). In diesem Widmungsbrief (dem noch eine kurze Lobeselegie eines Wolfgang Jenpacher an den Autor vorangeht: Bl. A^{v}) gibt Putsch sich auch sonst auskunftsfreudig. Wir erfahren dort u.a., dass er Kuen-Belasy noch nicht kennt (Bl. Aii^{r}), dass die *Historia* sein erstes poetisches Werk ist (Bl. Aii^{v}, Aiv^{r} – das stimmt aber nicht),[6] dass er sich um einen schlichten Stil *(stili simplicitatem)* bemüht und seine wichtigsten Vorbilder in spätantiken Bibeldichtern wie Prudentius, Iuvencus und Sedulius sieht (Bl. Aiii^{v}). Vor allem aber betont er – auch hier ganz Historiker – die geschichtliche Zuverlässigkeit seines Berichtes und zählt gewissenhaft sämtliche Autoren auf, aus denen er seine Informationen bezieht (Bl. Aiii^{v}–Aiv^{r}). Seine wichtigste Quelle neben den nicht eigens genannten Evangelien und der Apostelgeschichte ist Abdias von Babylon, der fiktive Autor einer tatsächlich wohl erst um 900 entstandenen *Historia certaminis apostolici* („Geschichte des Kampfs der Apostel") in zehn Büchern mit einer Neigung zum Phantastischen und Spektakulären (CE 1, 30–31): Er

5 Die *Sapientia Salomonis* des Gerhard de Roo wird unten im Abschnitt über Panegyrik behandelt.
6 Bereits 1563 hat er eine Hochzeit in Ingolstadt bedichtet.

soll als Zeitgenosse Jesu historische Akuratesse verbürgen. Das tut er zwar in Wirklichkeit natürlich nicht, doch die Beschränkung auf ihn und das NT ermöglicht es Putsch, aus der Masse der Legenden, die sich um den ersten Märtyrer unter den Aposteln ranken, einen einfachen, durchgehenden Handlungsstrang herauszugreifen und zu verfolgen.

Nach Themenangabe und (statt Musen-) Gottesanruf (Bl. B^{r}–Bii^{r}) werden zunächst die Berufung Jakobs und seines Bruders Johannes sowie die Bitte ihrer Mutter erzählt, Jesus möge sie im Himmel zu seiner Rechten und Linken sitzen lassen, wie Putsch ausdrücklich anmerkt, nach Matthäus (Bl. Bii^{r}–Cii^{r}). Mit Jakobs Anwesenheit bei der Verklärung Jesu und in Gethsemane folgen zwei Belege dafür, dass er einer von Jesu Lieblingsaposteln war (Bl. Cii^{r}–Cii^{v}). Ein rascher Überblick über das Geschehen von der Passion bis Pfingsten leitet zur Aussendung über. Jakob beginnt Judäa und Samaria zu missionieren (Bl. Ciii^{r}–Ciii^{v})[7] und zieht sich dort die Feindschaft des Magiers Hermogenes zu. Dieser schickt seinen Schüler Philetus los, der den Apostel in einer langen Rede zu widerlegen sucht, dabei aber selbst von ihm bekehrt wird (Bl. D^{r}–Diii^{r}). Der Schüler möchte nun seinerseits seinen Meister zur Umkehr bewegen – die lange Rede, die er dazu hält, gibt Gelegenheit zu einer Aufzählung aller Wunder, die Jakob mittlerweile vollbracht hat –, doch dieser reagiert cholerisch und bannt ihn magisch fest. Als Jakob ihn mithilfe eines wunderkräftigen Tüchleins befreit (Bl. Diii^{r}–Eiii^{v}), hetzt ihm der vor Wut schäumende Hermogenes Dämonen aus der Hölle auf den Hals, die ihm aber nichts anhaben können, sondern vielmehr den Magier fesseln und in Jakobs Haus führen (Bl. Eiii^{v}–Fii^{r}). Nach langem Zögern lässt sich schließlich auch dieser selbst samt seinen Schülern bekehren, wirft seine Zauberbücher ins Meer und zertrümmert sein Götzenbild (Bl. Fii^{v}–G^{v}). Doch die Juden, insbesondere ihr Priester Abiathar, verleumden Jakob bei Herodes Agrippa I. Im Jahr 36 wird er verurteilt, eingekerkert und geköpft, tut aber zuvor noch auf dem Weg zur Hinrichtung Wunder und bekehrt so seinen Henker Josias, den er auf dem Richtplatz tauft und der mit ihm das Martyrium erleidet (Bl. G^{v}–Giv^{r}). Eine empörte Apostrophe an Herodes, ein Dank an Gott für die Vollendung des Werkes und eine Bitte um Frömmigkeit, wie sie Jakob besaß, bilden den Abschluss.

formale Charakteristika

Putsch schreibt einen leicht lesbaren, unaufdringlichen Stil, der es dem Leser gestattet, sich ganz auf die ebenso spektakulären wie erbaulichen Ereignisse selbst zu konzentrieren. Vielleicht sind auch einige mittelalterlich anmutende Züge wie z.B. die ständige Verwendung von *suus* für klassisches *eius* sowie eine gewisse metrische Nachlässigkeit Teil dieses betont schlichten sprachlichen Habitus. Dasselbe könnte

7 Die wichtige Tradition über Jakob als Missionar Spaniens, die u.a. zur Etablierung von Santiago de Compostela als Pilgerstätte geführt hat, wird dabei nur kurz gestreift (Bl. Civ^{v}).

auch auf die Entscheidung für Distichen statt, wie das die antike Bibeldichtung nahelegt, für Hexameter zutreffen, mit der Putsch allerdings, wie die im Anschluss zu besprechenden Texte zeigen werden, auch ganz im Trend seiner Zeit liegt. Sprachliche Höhepunkte bilden die zahlreichen direkten und indirekten Überzeugungs- und Bekehrungsreden, die einen Großteil v.a. des legendenhaften Abschnitts einnehmen, sowie eine Reihe von Gleichnissen. So wird etwa der aufgeblasene Philetus, als er zu seiner ersten Invektive gegen Jakob ansetzt, passenderweise mit dem Pfau, der Verkörperung der Eitelkeit, verglichen: *Haud secus intumuit quam si Iunonius ales / Erigitur pennas conspiciendo suas* (Bl. D^{v}; „Nicht anders blähte er sich, als wenn der Vogel der Juno sich beim Betrachten seiner Federn spreizt").

Ottenthaler

Paul Ottenthaler (der uns weiter unten nochmals als Panegyriker begegnen wird) wurde wohl in den 1530er-Jahren geboren, besuchte die Lateinschule in Innsbruck und studierte in Ingolstadt. 1556 kehrte er als Magister der Künste nach Innsbruck zurück, wo er ab 1558 am kaiserlichen Hof – dieser befand sich unter Ferdinand I. ja *de facto* in Innsbruck – als Präzeptor der Edelknaben wirkte. Nach dem Tod von Gerhard de Roo wurde er dessen Nachfolger als Bibliothekar von Ambras, wo er auch gestorben zu sein scheint. Ottenthaler trat literarisch durch lat., deutsche und zweisprachige Veröffentlichungen in Erscheinung (Waldner 1893, 385–387).

Historia Pentecostes

Hier sei zunächst das zweite Gedicht eines Bändchens besprochen, das er unter dem Titel *Palaemon, aegloga heroico carmine conscripta. Historia pentecostes elegiacis versibus reddita* („Palaemon, ein Hirtengedicht im heroischen Versmaß. Die Pfingstgeschichte in elegische Verse übertragen") 1557 in Innsbruck publizierte und dem Stamser Abt Georg Perghofer widmete. Die 84 Verse umfassende „Pfingstgeschichte" – sie wurde, wie aus dem Widmungsgedicht hervorgeht, bereits einige Zeit vor ihrer Publikation verfasst – bedient sich wie Putschs Jakobsvita des elegischen Distichons. Sie verfährt mit ihrer Vorlage aus der Apostelgeschichte recht frei und bietet auch einen kurzen Überblick über die Vorgeschichte. Nur an wenigen Stellen ist die Bindung an den Ausgangstext so stark, wie wir das aus anderen in dieser Zeit entstandenen Bibelversifizierungen kennen (vgl. z.B. V. 53–76 mit Apg 2,4–12). Am originellsten ist die Schilderung des Höhepunktes des Pfingstwunders: Drei Gleichnisse illustrieren den Moment, in dem der Heilige Geist in Feuergestalt auf die Apostel niedersteigt, und verleihen ihm episches Kolorit.

Tetrasticha

Die ebenfalls 1557 erschienenen *Cyri Theodori Prodromi tetrasticha iambica et heroica in vitas Sanctorum Gregorii Nazianzeni, Basilii Magni, Ioannis Chrysostomi* („Jambische und hexametrische Vierzeiler des Cyrus Theodorus Prodromus auf die Lebensgeschichten der Hl. Gregor von Nazianz, Basilius des Großen und Johannes Chrysostomos") sind ein Übersetzungswerk. Weshalb Ottenthaler sich gerade das anspielungsreiche und etwas sperrige Opus des im Titel genannten byzantinischen Autors aus der ersten Hälfte des 12. Jhs. als Vorlage ausgesucht hat, das er

wahrscheinlich in einer 1536 erschienenen Basler Ausgabe von Johannes Bebelius kannte, erläutert er im Vorwort (Bl. Aii[r]–Aiii[r]): Theodorus Prodromus habe erkannt, dass Verdienste um den Glauben höher einzustufen seien als profane Leistungen. Seine Darstellung der Heiligen sei knapp, enthalte aber vieles, was andere, ausführlichere Quellen nicht böten. Eine lat. Übersetzung, die das Werk denen erschließe, die des Griechischen nicht mächtig seien, fehle bislang.

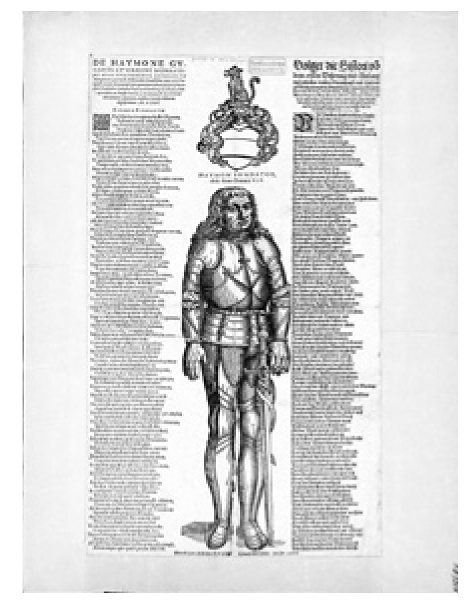


Abb. 32: Christoph Wilhelm Putschs und Paul Ottenthalers *De Haymone gygante*.

Einblattdrucke über Wilten und Stams

Schließlich steuerte Ottenthaler auch den Großteil der Texte zu zwei offensichtlich als ‚Diptychon' konzipierten lat.-deutschen Einblattdrucken bei, die 1601 bei Johannes Schultes in Augsburg erschienen. Sie sind das Resultat eines interessanten *joint venture*: Der lat. Text eines Blattes stammt von Christoph Wilhelm Putsch, die treibende unternehmerische, vielleicht auch konzeptionelle Kraft war der in Augsburg ansässige, zeitweise in Innsbruck tätige Kupferstecher Dominicus Custos (vgl. Sporer-Heis/Sporer 2006, 64 Anm. 7), der den Druck finanzierte und die Bilder beisteuerte. Die beiden Blätter behandeln die Gründung der zwei wichtigsten Nordtiroler Klöster, nämlich der Stifte Stams und Wilten, und sind deren Äbten gewidmet. Sie ähneln sich schon in ihrem Druckbild, und ein genauerer Blick auf die Texte ergibt eine Reihe weiterer Übereinstimmungen: In beiden Fällen besteht der lat. Text aus genau 50 Distichen, während die deutsche Version 100 vierhebige, paarweise gereimte Jamben umfasst, die sogar dasselbe Incipit aufweisen: „Viel zaichen seind […]". Als Zielpublikum sollte man sich vermutlich einen größeren, z.T. weniger gebildeten Leser- und vielleicht auch Hörerkreis vorstellen: Einblattdrucke wurden vermutlich häufig laut vorgelesen.

Das Wiltener Gedicht (Edition von Sporer-Heis/Sporer 2006; vgl. Abb. 32) – sein lat. Text wurde laut Titel, wie schon angedeutet, bereits 1571 von Putsch verfasst – erzählt die bekannte Sage vom Riesen Haymon nach: Haymon kam aus der Fremde nach Tirol und tötete dort den bei Seefeld ansässigen Riesen Thyrsis, der ihn angegriffen hatte. Wenig später trat er zum Christentum über und begann zur Sühne für seinen Totschlag das Kloster

Wilten zu errichten. Der Bau wurde aber immer wieder von einem Drachen aus der Sillschlucht zerstört. Haymon erschlug das Untier, schnitt ihm die Zunge als Trophäe heraus und vollendete das Kloster. Im Jahr 878 starb er und wurde in der Klosterkirche begraben.

Die Elegie über Stams bietet eine Etymologie des Namens (< Stainpis, „steiniger Ort"), einen Bericht über die Gründung des Klosters und seine Erwählung zur Grablege der Tiroler Landesfürsten durch Meinhard II. nebst einer zweiten Etymologie (< Stamm, weil Meinhard alle Angehörigen seines Stammes dort bestattet wissen wollte) und schließt mit einem Gebet um Glück und Segen für Abt und Kloster.

Textvergleich

In beiden Gedichten entsprechen sich lat. und deutscher Text Vers für Vers. Allerdings ziehen die längeren lat. Verse alle Register der lat. Dichtersprache, während die deutsche Fassung wesentlich schlichter bleibt. So schildern etwa in der folgenden Passage aus dem Wiltener Gedicht (V. 59–70) die Distichen den Überfall des Drachens auf das Kloster mithilfe eines ausgedehnten epischen Gleichnisses (V. 65–70), prunken mit mythologischem Wissen *(Aeolia* […] *aula)* und häufen Epitheton auf Epitheton: *vilia tecta*, *squamiger draco*, *rupe propinqua*, *bile tumente* usw. Die Jamben übernehmen zwar das Gleichnis, verzichten aber auf Mythologie und schmückende Beiwörter:

Dumque operi intentus templi fundamina ponit	Auffs werck weil er gedencken thet /
Construit atque suae vilia tecta domus,	Beim Baw ein anfang gmachet het:
Squamiger ecce draco ruit huc e rupe propinqua	Sich zu / ein Drach dort auß eim stein
Et subvertit opus bile tumente novum	Kompt / verhindert die arbeit sein /
Contorta ac cauda rabidum vomit ore venenum	Speyt auß das Gifft und wind den schwantz
Nec cessat muros ungue notare novos:	Zerkratzt ihm auch die Mawer gantz.
Non secus Aeolia prorumpens nimbus ut aula	Gleich wie der wind braußt auff dem Meer /
Implacido aequoreas vortice perflat aquas	Und wirfft die Wellen hin und her /
Aut cum diruptis rapidus profluxerit amnis	Auch wie das Wasser reissen thut /
Aggeribus molem et vicerit oppositam,	Wanns auffbricht offt ein Archen gut /
Fertur in arva furens cumulo camposque per amplos	Und tringt dann durch die Felder auß /
Ipsis cum stabulis distrahit omne pecus.	Das sicher ist kein Hoff noch Hauß.

Casletano, *Carmen salutatorium*

Zum Abschluss dieses Abschnitts und zugleich als Überleitung zur Panegyrik sei noch ein Gedicht in 145 Hexametern genannt, das ein Andrea Casletano zum Allerheiligentag 1570 verfasst und in einem einleitenden Epigramm Lodovico Madruzzo zueignet, eine Widmung, die damit zusammenhängen dürfte, dass dieser damals zusätzlich zu Trient auch das Bistum Brixen mitbetreute, wo das Werk gedruckt wurde. Das Gedicht gliedert sich in zwölf durch *Salve/Salveto/Salvete* eingeleitete

und durch Marginalien hervorgehobene Grußadressen an den Festtag, die Seligen, Maria, Engel, Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer, Mönche und Einsiedler, Kirchenlehrer, Jungfrauen sowie zu guter Letzt alle Heiligen. Der Festtag und diejenigen, denen er geweiht ist, haben also rahmende Funktion. Gleichzeitig schließt das Stück mit einer Klimax: Die letzte Anrufung ist zugleich die längste und enthält eine flehentliche Bitte um Rettung vor den Übeln der Gegenwart, d.h. vor der Reformation und den Türken.

panegyrische Dichtung

Die Panegyrik konzentriert sich, wie das auch in den folgenden Epochen der Fall sein wird, auf Trient und Innsbruck und richtet sich vorwiegend an Trientner Fürstbischöfe und Habsburger Herrscher. Dabei setzt die Produktion im Süden, wo der Herrschaftsantritt des Bernhard von Cles 1514 eine vorgezogene Epochengrenze darstellt, ein halbes Jahrhundert früher ein als im Norden, wo erst seit den 1550er-Jahren und dann verstärkt seit dem Regierungsantritt Ferdinands II. größere Mengen an Texten entstehen. Der folgende Überblick beginnt demgemäß mit Trient und geht dann zu den Habsburgern über. Innerhalb der beiden Blöcke gliedert er nach Adressaten und hält nach Möglichkeit eine chronologische Ordnung ein.

Panegyrik für Cles

Als typischer Renaissancefürst war Bernhard von Cles der erste Bischof von Trient, der in größerem Umfang Gegenstand und Adressat lat. (und volkssprachlicher)[8] Panegyrik wurde. Schon einer seiner Panegyriker selbst bedauert ihn (Camillo Zanetti bei Steinmayr 1935, 140): *Certatim in te omnes conculcant laudis acervos*, / *et respirandi vix datur hora tibi* („Um die Wette bewerfen[9] dich alle haufenweise mit Lob, und kaum eine Stunde bleibt dir, um Atem zu schöpfen"). Die einschlägigen Texte wurden bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. von Ippolito da Pergine gesammelt, doch ist diese Sammlung ebenso verloren wie eine Reihe weiterer, in ihr nicht enthaltener Texte (Steinmayr 1935, 107–108, 142–143); besonders schade ist dies im Falle der epischen *Clesias* des Giano Pirro Pincio (vgl. hier S. 311). Den größten Teil des noch Erhaltenen hat Steinmayr 1935 zusammengetragen und besprochen.

Überblick

Die 24 kurzen (zwei bis 104, im Schnitt gut 20 Verse umfassenden) Gedichte von elf verschiedenen Autoren, von denen die meisten sonst kaum als Dichter in Erscheinung getreten sind, stehen mit drei Ausnahmen im elegischen Distichon. Die wichtigsten Themen sind neben dem allgegenwärtigen Preis von Cles' Tugenden, Bitten um Unterstützung und Ruhmesverheißungen die Rückkehr des Fürstbischofs von verschiedenen diplomatischen Missionen, seine Erhebung zum Kar-

8 Ein bekanntes italienisches Beispiel ist etwa Pietro Andrea Mattiolis 1539 in Venedig erschienenes Gedicht *Il Magno palazzo del cardinale di Trento, descritto in ottavarima*.

9 *Conculco* („mit Füßen treten") scheint falsch verwendet, vielleicht aufgrund einer Verwechslung mit *cumulo* („anhäufen"); die Übersetzung richtet sich nach dem vermutlich intendierten Sinn.

dinal im Jahr 1530, daran anknüpfende Spekulationen über eine künftige Wahl zum Papst sowie der von ihm erbaute prächtige Magno Palazzo. Der Grad der Abhängigkeit der Autoren von Cles und damit auch der ihrer pekuniären Motivation ist unterschiedlich. Während beispielsweise der berühmte Humanist Graf Niccolò d'Arco dem Fürstbischof recht unabhängig gegenübersteht, befindet sich Richardus Sbrolius offenbar in einer akuten Notlage und muss verzweifelt deutlich werden (Steinmayr 1935, 137, Diskussion 113):[10]

Quos promisisti, praesul bone, porrige nummos:
Promissis standum quis neget esse piis?
Aureolos nobis numerari praecipe ternos.

Händige mir das Geld aus, guter Bischof, das du mir versprochen hast! Wer würde bestreiten, dass fromme Menschen ihre Versprechen halten müssen? Lass mir die drei Goldstücke auszahlen.

zwei interessante Stücke

Zwei Stücke, die sich aus der Masse des Durchschnittlichen herausheben, stammen von Niccolò d'Arco und Tommaso de Fatis (vgl. hier S. 290). D'Arcos Gedicht (Steinmayr 1935, 136, Diskussion 123–124), verfasst zu Cles' Heimkehr von einer Reise, ist in erster Linie aufgrund seines seltenen, von Horaz (carm. 1,7 und 28, epod. 12) übernommenen Versmaßes interessant, bei dem jeweils ein katalektischer daktylischer Tetrameter auf einen Hexameter folgt; im dritten Fuß des Tetrameters erlaubt es sich d'Arco aus unklaren Gründen, den Daktylus bzw. Spondeus durch einen Trochäus zu ersetzen. Beim in Hendekasyllabi gehaltenen Beitrag von Tommaso de Fatis (Steinmayr 1935, 138, Diskussion 113–115) handelt es sich um eine kurios verrätselte Aufforderung, endlich die Schuldigen am Tod seines 1524 ermordeten Vaters Paolo de Fatis zur Rechenschaft zu ziehen. Der Autor übersendet dem Fürstbischof einen Korb Pilze und beantwortet die Frage nach dem Grund hierfür, indem er eine Reihe weit hergeholter Analogien zwischen der Natur dieser Gewächse und dem Vorgehen zieht, das er von Cles erwartet: z.B. wachsen die Pilze, wenn es donnert und regnet – so soll auch Cles strafend donnern und den Regen seiner Gerechtigkeit herniederströmen lassen (V. 8–9, 17–19).

In Iacobi a Gless exequias carmen extemporaneum

Nicht bei Steinmayr 1935 findet sich eine auf Bl. 22^r–23^v der Hs. BCT, ms. 1679 überlieferte Klageelegie des bei Steinmayr mit drei anderen Gedichten vertretenen Bartholomäus Amantius auf Jakob von Cles, den 1525 von aufständischen Bauern getöteten Bruder des Bischofs (vgl. Gritsch 1988). Amantius unterrichtete in Tirol an verschiedenen Schulen, u.a. auch in Trient, bevor er seit den 1530er-Jahren

10 Wenn Steinmayr den Autor Riccardo Skruzio nennt, dürfte das auf einen Lesefehler zurückgehen.

Lehrstühle an den Universitäten Ingolstadt, Tübingen und Greifswald erhielt. 1556 starb er in Lauingen an der Donau (Jordan 1917, 290–296; Dörrer 1943). Hatte er in den bei Steinmayr abgedruckten Gedichten noch um eine Anstellung als Hofpoet gebeten (Steinmayr 1935, 127–131, Diskussion 109–111), so waren seine Bemühungen mittlerweile von Erfolg gekrönt worden: In der Widmungsepistel erwähnt er, er habe bereits ein ganzes Jahr auf Kosten des Bischofs gelebt.

Die Elegie selbst beginnt mit einer Anrufung der Pietas, die gemeinsam mit Bernhard um den Verstorbenen trauern soll (V. 1–12). Hierauf werden der älteste Bruder Balthasar und die Ehefrau des Toten genannt, die mehr Tränen vergießt, als Hektor in Troja zuteil wurden (V. 13–30). Sie verzweifelt nicht nur angesichts des Verlustes ihres Gatten, sondern sorgt sich auch um das Schicksal ihres Sohnes Aliprando, auf dem nun die Zukunft des Geschlechts ruht (V. 31–44). Ihm erteilt der Dichter einige gute Ratschläge (V. 45–56), bevor er verschiedene Gottheiten, z.B. die Musen und die Grazien dazu auffordert, dem Verstorbenen das letzte Geleit zu geben (V. 57–66).

Entwurf einer Grabinschrift

Auf das Gedicht folgt in der Hs. noch ein fünf Distichen langes Grabepigramm, das in konventioneller Manier den tadellosen Lebenswandel Jakobs preist und ihm einen Platz im Paradies verspricht. Vielleicht wollte der Autor dem Bischof hiermit nicht nur eine Hommage auf seinen Bruder, sondern auch einen konkreten Vorschlag für die am Grab Jakobs anzubringende Inschrift vorlegen (Gritsch 1988, 75).

‚kritische Panegyrik'

Ein sonderbares Stück Panegyrik – wenn man es überhaupt noch so nennen möchte – ist eine 102 Verse lange anonyme Elegie in der Hs. BCT, ms. 299. Ob der Adressat Bernhard von Cles oder Cristoforo Madruzzo ist, wird nicht klar, doch spricht mehr für jenen. Die Aussage, der Betreffende amte *gemino pedo* (V. 14; „mit doppeltem Bischofsstab"), trifft zwar auf beide zu – Cles betreute in seinem Todesjahr 1539, Cristoforo seit 1542 auch das Bistum Brixen –, große Betriebsamkeit (s.u.) und häufige Teilnahme an Reichstagen (V. 9–10) wird man jedoch eher Cles als Cristoforo attestieren, der nur 1541 in Regensburg dabei war (Costa 1977, 144, 151). Akzeptiert man dieses Argument, wäre der Text damit zugleich genau auf 1539 datiert. Der Autor tadelt zuerst (V. 1–38) den Fürstbischof wegen dessen übermäßiger Umtriebigkeit, die er auf „irre Lust an Lob" (V. 17; *laudis vaesana libido*) und „brennenden Durst nach Ehren" (V. 19; *sitis aspera honorum*) zurückführt. In einem zweiten Teil (V. 39–102) lobt er und wählt für sich selbst das bescheidene Leben des Weisen, das er den Irrwegen seiner Zeit gegenüberstellt. Dieser Befund wirft zwei Fragen auf. Erstens: Gehören die beiden Teile überhaupt zusammen? Falls ja, muss man annehmen, dass der Autor die eigene Lebenswahl als Gegenbild zur Rastlosigkeit des Fürstbischofs konzipiert hat. Eine solche Beziehung zwischen den beiden Teilen bleibt jedoch gänzlich implizit, und die Möglichkeit,

dass es sich in Wirklichkeit um zwei Elegien handelt, lässt sich nicht ausschließen. Zweitens: Wie erklärt sich die zwar wohlwollende, dabei aber recht herbe Kritik im ersten Teil? Die plausibelste Antwort ist, dass der Verfasser nicht auf die Hilfe seines Adressaten angewiesen war; es dürfte sich bei ihm eher um einen Standesgenossen als um einen Untergebenen handeln.

Tommaso de Fatis: Dankeselegie

An diese Gedichte auf Cles selbst seien noch einige Stücke angeschlossen, die zu seiner Zeit in Trient auf andere Amtsträger und Privatpersonen verfasst wurden. Eine kurze, aber recht interessante Dankeselegie richtet Tommaso de Fatis nach Ausweis der Hs. BCT, ms. 4972 um 1533 für eine nicht näher erläuterte Gunstbezeugung an den Rat von Trient. Er erklärt zunächst in einer elaborierten, 19 Verse umfassenden irrealen Periode, dem Rat niemals angemessen danken zu können, selbst wenn er überragende poetische Fähigkeiten und unerschöpflichen Reichtum besäße. Stattdessen bringt er seinen Wohltätern sein dankbares Herz dar, wie der pointierte Schlussvers erklärt: *accipe, quae superis munera corda damus* („Empfange die Gabe, die ich auch den Himmlischen darbringe: mein Herz"). Ob solche Dankesbezeugungen während der Sitzungen des Rates verlesen wurden?

Malpaga an de Fatis

Tommaso wird seinerseits zum Adressaten panegyrischer Poesie, wie er das auch schon in der vorhergehenden Epoche war (vgl. hier S. 84): Ebenfalls um 1533 preist ihn ein Martino Malpaga in zwei Gedichten (BCT, ms. 4968). Vor einem italienischen Sonnett steht ein lat. Epigramm, das die dichterische Unfähigkeit seines Verfassers den großartigen poetischen Fähigkeiten Tommasos gegenüberstellt. Der Titel setzt dessen Erhebung zum Ritter vom güldenen Sporn (vgl. hier S. 84) voraus.

Epitaphe auf Simone Butalosso

Zu den Anlässen, zu denen die Mitglieder der humanistischen *res publica litteraria* sich gegenseitig Gedichte widmeten, gehörten auch Todesfälle. Die auf *1520 circa* datierte Hs. BCT, ms. 4956 enthält neben zwei italienischen Gedichten sechs lat. Grabepigramme auf einen Juristen Simone Butalosso; ob sie von einem oder mehreren Autoren stammen, ist unklar. Das zweite dieser Epitaphe greift, wie das häufig geschieht, die antike Gewohnheit auf, einen Dialog zwischen einem Passanten und dem Grabstein bzw. dem Toten selbst zu inszenieren:

V(iator): Quis tegitur saxo hoc? G(enius): Simon Butalossus amicus
Legibus et doctor, proh dolor, egregius.
V(iator): Num iacet hic totus? G(enius): Pars caelo maxima claro
Perfruitur: tantum[11] *hic tenet ossa lapis.*

11 Der Hiat so im Original.

> Wanderer: Wen deckt dieser Stein hier? – Genius des Toten: Simone Butalosso, einen Freund der Gesetze und, o Schmerz, einen hervorragenden Lehrer. – Wanderer: Liegt er denn hier zur Gänze? – Genius: Sein größter Teil freut sich des lichten Himmels; nur seine Knochen hält dieser Stein fest.

Quodlibetum für Cristoforo Madruzzo

Gehen wir nun weiter in die Zeit von Cristoforo Madruzzo, so stoßen wir auf eines der bemerkenswertesten Werke – sofern der Werkbegriff hier überhaupt zutrifft – dieser Epoche. Wir verdanken es dem aus Arco stammenden Pfarrer Jacopo Vargnano (ca. 1510–1596/97), der mit Niccolò d'Arco, Bernhard von Cles und Cristoforo Madruzzo bekannt oder befreundet war und mithilfe dieser Verbindungen nach mehreren Pfarrstellen 1561 Kanonikus in Arco wurde (Panizza 1884, 157–171). Lange davor, 1542 oder 1543, während er noch Pfarrer im kleinen Lomaso war, widmete er Cristoforo eine 143 Seiten starke Gedichtsammlung mit dem Titel *Quodlibetum*[12] (etwa „Buch beliebigen Inhalts"). Der von Vargnano eigenhändig mit Sorgfalt geschriebene und gestaltete Band, gedacht als Vorlage für einen durch Cristoforo zu vermittelnden Druck (15), der dann nicht zustande kam, hat sich als ms. 1973 der BCT erhalten. Die folgende knappe Skizze lässt sich aus Panizza 1884 ergänzen, der das *Quodlibetum* beschreibt (171–175) und ausgewählte Gedichte von Vargnano sowie die sonst unpublizierten Stücke von Niccolò d'Arco und Cristoforo Madruzzo ediert (175–190).

Charakteristik

Vargnano erklärt zu Beginn, der Titel der Sammlung spiele auf ihren vielfältigen Charakter an: *Quodlibetum ideo Vargnanum apellari decrevi, quod cuiuslibet generis carmina diversasque Musas fere in se contineat* (14; „Deshalb beschloss ich, sie sollte ‚Vargnanisches Buch beliebigen Inhalts' heißen, weil sie Gedichte jeder beliebigen Art und sozusagen verschiedene Musen enthält"). Außerdem zeigt er sich dort stolz darauf, neben seinen eigenen Gedichten auch solche „gewisser höchst erfahrener Männer" zu bieten. Die Sammlung selbst wird Titel und Programmatik vollauf gerecht. Als kleinster gemeinsamer Nenner lässt sich eigentlich nur angeben, dass es sich um lat. Gedichte handelt, und selbst damit ist der Inhalt noch nicht zur Gänze erfasst: Als Eröffnung finden sich drei italienische Gedichte (9–12), ein Widmungsbrief an Cristoforo (13–16) und eine abschließende kurze Leichenrede auf Cristoforos Schwägerin Elena Madruzzo (137–143) sind in Prosa gehalten. Die lat. Poesie stammt neben Jacopo Vargnano selbst von Niccolò d'Arco, Giulio Alessandrini (vgl. hier S. 362), Marco Vargnano, offenbar einem Verwandten Jacopos, Massimo Grandi und Marco Ruffo; ein Gedicht steuert sogar der Widmungsnehmer Cris-

12 Der Titel der Hs. bietet die Lesart *Quotlibetum*, doch das vorhergehende *reverentissimum* für *reverendissimum* zeigt, dass es sich dabei um eine rein orthographische Variante handelt. Der Widmungsbrief hat die korrekte Form (14).

toforo Madruzzo bei. Nimmt man die Adressaten der einzelnen Stücke hinzu, so ist hier wohl ein guter Teil der zeitgenössischen Dichterszene zwischen Trient und Verona vertreten. Inhaltlich herrscht ebenfalls große Vielfalt: Die Gedichte bieten Panegyrik, u.a. an Bernhard von Cles, Cristoforo und Karl V., Freundschaftspoesie (wobei v.a. die poetischen Leistungen des jeweiligen Adressaten – meist Vargnano selbst: z.B. 5, 21–24, 29–31, 49, 54–55 – gepriesen werden), Geistliches, Bukolik, Lehrdichtung, Invektive, Erotisches und Obszönes. Metrisch beschränken sie sich allerdings auf das Geläufige: Hexameter, Distichen, Hendekasyllabi, sapphische sowie je einmal alkäische Strophen und Jamben. Erstaunlich ist eine Fülle metrischer Fehler, durch die im Extremfall sogar fraglich werden kann, um welches Metrum es sich überhaupt handelt (119–120). Was das in einem humanistischen Milieu, dem immerhin Niccolò d'Arco angehört, zu bedeuten hat, ist unklar.

konzeptionelles Unikum

Doch wie bescheiden das literarische Niveau der Sammlung auch sein mag – konzeptionell stellt sie ein interessantes Unikum dar. Auf den ersten Blick vergleichbare Blütenlesen wie den *Codex Fuchsmagen* und die Gedichte für Blasius Hölzl (vgl. hier S. 85–89 und 91–93) eint der gemeinsame Bezug aller oder doch der meisten Gedichte auf einen Adressaten, der im ersten Fall sogar für die Zusammenstellung verantwortlich ist. Die Disparatheit ist dort allenfalls Begleiterscheinung, nicht wie hier konsequent durchgeführtes Programm. Woher Vargnano die Idee zu einem solchen Konglomerat bezogen hat, lässt sich nicht mit Sicherheit angeben. Eine vage Inspiration könnte Catull geboten haben. Als Veroneser lag er Vargnano schon geographisch nahe, und wie bei seinem buntscheckigen Corpus besteht auch beim *Quodlibetum* der Schlussteil (ab 91) großteils aus Epigrammen.

drei Einzelstücke

Drei längere Gedichte seien kurz hervorgehoben. Das erste ist eine am Gardasee angesiedelte, Niccolò d'Arco gewidmete Ekloge Jacopo Vargnanos, die nach einer Einleitung durch den Erzähler einen Dialog zwischen den zwei jungen Hirten Thyrsis und Alcon wiedergibt. Die beiden besingen abwechselnd in Vierzeilern ihre recht zahlreichen Geliebten (32–35). Beim zweiten, das ebenfalls von Jacopo stammt, handelt es sich um ein Epyllion über den Bethlehemitischen Kindermord, das er schon in früher Jugend um 1525 verfasst hat (41–48, vgl. Panizza 1884, 161); durch Blattverlust fehlen zwei Seiten (43–44). Der ungenannte Autor des dritten Stücks (66–78) richtet in etwa 270 Hexametern eine Fülle von Ratschlägen an seine Tochter, die gerade verheiratet wird, um sie zu einer guten, sittsamen Ehefrau zu erziehen. Da er auch einige persönliche Informationen über sich selbst gibt (68; er ist ein Selfmademan, der eine militärische Karriere gemacht hat), können wir annehmen, dass Situation und Adressatin real sind. Literarisch ist das Gedicht allenfalls Durchschnitt. Der Autor könnte sich mit seinem Thema eigentlich in die Tradition der antiken und nlat. Lehrepik stellen, scheint sich dieser Möglichkeit aber nicht bewusst. Gelegentlich blitzt unfreiwilliger Humor auf, so etwa beim fol-

genden Vergleich der Ehe mit einer Raubtierdressur: Zürnt der Mann, so soll ihn die Frau durch Nachgiebigkeit besänftigen (68),

Nam neque vi placida potius quam voce magistri
Et manibus solet infrendens leo dentibus iras
Ponere et hic demum plaudentis lambere dextram.

denn der zähneknirschende Löwe pflegt nicht sosehr durch Gewalt als vielmehr durch sanfte Stimme und Hände des Dompteurs seinen Zorn abzulegen und schließlich die Rechte dessen zu lecken, der ihm Beifall spendet.

weitere Cristoforo-Panegyrik

Weniger interessant sind zwei weitere panegyrische Erzeugnisse für Cristoforo. Der Trientner Jurist Melchior Partini (1531–1569) widmet ihm um 1560 eine kurze Elegie, in der er ihm für erste Zeichen seiner Gunst dankt, ihn seiner Ergebenheit versichert und ihm für die Zukunft Besseres verspricht (vgl. Tartarotti 121 und 128–129 zu Autor und Text). Das einzig Bemerkenswerte an dem mediokren Stück ist V. 9, wo Partini vor lauter Bemühung, den berühmten Beginn der horazischen *Carmina* in einen Hexameter zu integrieren, einen Siebenfüßler produziert: *Mecoenas atavis proavisque potens, non ulla vetustas* / […] („O Mäzen, durch Urahnen und Vorfahren mächtig, kein Alter [wird deinen Namen vergessen lassen]"). Ein seltsames Stücklein Panegyrik sind die fünf Distichen in der Hs. BCT, ms. 2204, in denen ein Anonymus die poetischen Fähigkeiten des Fürstbischofs preist: Der Autor erleidet einen Fieberanfall, da erscheint Apollo und verheißt ihm, die Gedichte Cristoforos würden ihn heilen. Möge dieser ihm wirklich welche übersenden!

Madruzzo-Panegyrik in Ingolstadt

Ihren literarischen Höhepunkt erreicht die Verherrlichung nicht nur Cristoforos, sondern seiner Familie insgesamt schließlich paradoxerweise nicht in Trient, sondern in Ingolstadt. An der dortigen Universität finden wir Carlo Gaudenzio (1562–1629), den Neffen Lodovico Madruzzos und künftigen Fürstbischof, im Sommersemester des Jahres 1583 als Rektor. Im selben Jahr erscheint in Ingolstadt ein Büchlein mit zwei epischen Gedichten, in denen die herausragenden Mitglieder seiner Familie gepriesen werden.

Johann Engerd, *Madrucias*

Der Verfasser des ersten Werkes, einer *Madrucias* („Madruzzo-Epos") in drei Büchern, ist der 1547 im thüringischen Neustadt geborene Johann Engerd, der auch unter seinem Humanisten-Namen Stenechthon bekannt ist (ADB 6, 144–145). Er war bis zu seiner Entlassung im Jahr 1587 an der Universität als Professor für Poesie tätig und war bereits vor dem Rektorat von Carlo Gaudenzio als Verfasser panegyrischer Gedichte (auf die Ursprünge der Herrscherhäuser von Österreich und Bayern und auf die Grafen von Montfort) in Erscheinung getreten. Ob er aufgrund dieses Lebenslaufes (und trotz seines umstrittenen Lebenswandels) von Persönlichkeiten

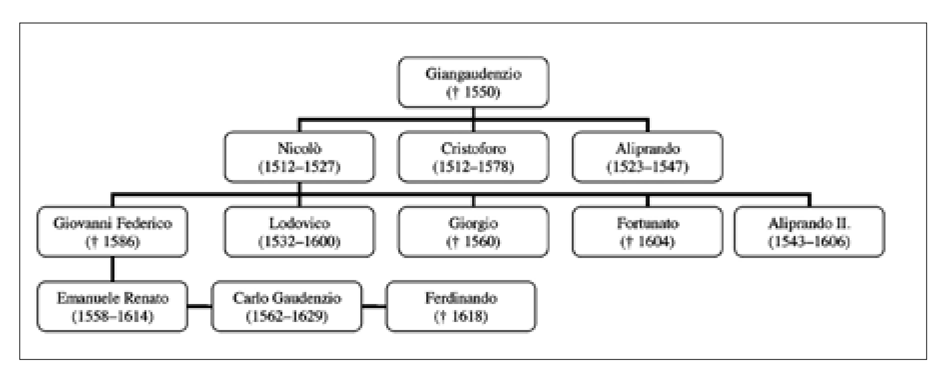


Abb. 33: Stammbaum der wichtigsten von Johann Engerd und Jakob Fischer genannten Mitglieder der Familie Madruzzo.

aus dem Umfeld der Universität bzw. der Madruzzo-Familie mit der Abfassung des Gedichts beauftragt wurde oder aus Eigeninitiative handelte, ist unklar.

Charakterisierung

Die *Madrucias* weist alle Merkmale eines historisch-enkomiastischen Epos auf. Dabei konzentriert sie sich auf die Geschichte des 16. Jhs., in dem die Familie ihre Blüte erlebte, und schildert vorwiegend jene Ereignisse und Entwicklungen, an denen deren einzelne Mitglieder (vgl. Abb. 33) teilhatten. Der historische Anstrich des gut lesbaren und in flüssigem Stil verfassten Werkes wird schon durch eine ungewöhnlich hohe Zahl von Marginalien deutlich, die den Leser an eine Fülle von Spezialliteratur weiterverweisen. Die Verbindung zwischen geschichtlicher Erzählung und Lobpreis der Familienmitglieder gelingt jedoch nicht immer. Die in Epen dieser Zielsetzung oft auftretende Schwierigkeit, dass weltgeschichtlich bedeutende Geschehnisse unter dem Blickwinkel des manchmal doch recht bescheidenen Beitrags der in den jeweiligen Gedichten zu lobenden Einzelpersonen geschildert werden müssen, führt zu Übertreibungen und Verzerrungen, die zumindest den modernen Leser irritieren. Ein Beispiel hierfür ist die durch unzählige intertextuelle Verweise zum Ausdruck kommende Allgegenwart der *Aeneis*. Diese Präferenz ist ohne Zweifel programmatisch, kann aber letzten Endes nicht überzeugen. Denn während Vergil als Lobredner des Augustus zum Fortleben einer Dynastie beitrug, die sich einen einzigartigen Platz in der Weltgeschichte sicherte, preist Engerd eine Familie, deren Einfluss zwar bedeutend war, die insgesamt aber nie den Stellenwert des julisch-claudischen Herrscherhauses zu erreichen vermochte.

Das Gedicht beginnt mit allgemeinen Informationen zur Geschichte und Geographie Trients (1–7). Nach ersten Huldigungen an die wichtigsten Familienmitglieder wendet sich der Autor für den Rest des ersten Buches (8–26) dem Konflikt zwischen Karl V. und

Franz I. von Frankreich zu. Im Zentrum steht dabei die Schlacht von Pavia (1525), in der Giangaudenzio Madruzzo, der Ururgroßvater des Rektors, sich große Verdienste erwarb. Das zweite Buch steht im Zeichen der zahlreichen Krisenherde, welche das politische, gesellschaftliche und religiöse Leben in den 30er- und 40er-Jahren des 16. Jhs. prägten: der wieder aufflackernde Krieg gegen Frankreich, die Türkengefahr und der immer mehr eskalierende Konflikt mit den protestantischen Reichsfürsten. Der Dichter schildert, wie drei Söhne Giangaudenzios an diesen Geschehnissen teilhaben. Eher kurz ist der Abschnitt über Cristoforo, mit dem die Familie zum ersten Mal den Erzbischof von Trient stellt (30). Der Hauptteil des Buches (31–47) zeigt uns Aliprando Madruzzo zunächst als tapferen Gefolgsmann des spanischen Heerführers Alfonso del Vasto und erzählt dann von seinem Aufstieg zu einem der wichtigsten Offiziere Karls V. Am Ende steht der Tod Aliprandos, der im Jahr 1547 im frühen Alter von 25 Jahren in Ulm einer Krankheit erliegt und dessen Platz im Heer Karls von seinem Bruder und Waffengefährten Nicolò eingenommen wird (48). Um Nicolò und Cristoforo, die vom Reich und vom Heiligen Stuhl mit verschiedenen militärischen und politischen Missionen betraut werden, geht es auch in den ersten zwei Dritteln des dritten Buches (Bl. 49^{v}–52^{v}).[13] Nach und nach finden aber auch andere Mitglieder der Familie Erwähnung: Auf Bl. 51^{v} werden die zwei ältesten Söhne Nicolòs ins Geschehen eingeführt; der jüngere Lodovico, späterer Nachfolger Cristoforos auf dem Bischofsstuhl in Trient, hält in Augsburg vor dem versammelten Reichstag eine Gedenkrede auf den verstorbenen Karl V., der ältere, Giovanni Federico, zeichnet sich bei der Eroberung der Insel Djerba aus. Giovanni Federico ist auch das Bindeglied zu Carlo Gaudenzio, dem Adressaten des Gedichts. Dieser ist nämlich sein Sohn und wird kurz vor Ende des Werkes nebst einigen anderen noch lebenden Familienmitgliedern apostrophiert (53–55). Das Gedicht schließt mit einer Beschreibung des Wappens der Madruzzo und einer Sphragis des Dichters (55–56).

Jakob Fischer: *Poema paraeneticum*

Das zweite Madruzzo-Gedicht des Bandes, das *Poema paraeneticum ad inclytum* […] *Carolum Gaudentium* […] („Erbauungsgedicht für den berühmten Carlo Gaudenzio […]") stammt von Jakob Fischer. Von ihm wissen wir nur, dass er aus Hirschberg in Schlesien gebürtig ist und sich im Jahr 1581 an der Universität Ingolstadt immatrikuliert hat (Pölnitz 1937–1939, Bd. 1, 1096). Es ist anzunehmen, dass er im Jahr 1583 ein Schüler Engerds war und dass sein Gedicht als willkommener Anhang zu dessen *Madrucias* abgedruckt wurde.

Das in gefälligen Hexametern verfasste, ungefähr 30 Druckseiten lange Werk schildert zunächst, wie sich der Dichter, der sich bereits mit dem Gedanken trägt, ein Gedicht für den neuen Rektor Carlo Gaudenzio Madruzzo zu verfassen, von einem schönen Frühlingstag

13 Der Druck ist größtenteils seitenweise paginiert, zählt aber mitunter auch nach Blättern.

dazu verleiten lässt, einen Spaziergang vor die Tore Ingolstadts zu machen. Dort legt er sich an einem schattigen Plätzchen hin und schläft ein (57–58). Im Traum erscheinen ihm daraufhin vier Männer, die der Reihe nach je eine Rede an einen ebenfalls anwesenden jungen Mann richten. Es stellt sich bald heraus, dass es sich dabei um Giangaudenzio, Nicolò, Cristoforo und Aliprando Madruzzo handelt, die ihren Nachkommen Carlo Gaudenzio mit einem kurzen Überblick über ihr eigenes Leben auf seine neue Aufgabe vorbereiten wollen (58–73). Unmittelbar nach dem Traum erwacht der Autor. Weil es schon zu dämmern beginnt, eilt er nach Hause, wo ihn das, was er gesehen und gehört hat, nicht mehr los lässt. Beim Versuch, sein Erlebnis in einem Gedicht festzuhalten, übermannt ihn der Schlaf aber wieder, und er beginnt erneut zu träumen (73–74). Die Situation ähnelt jener aus dem ersten Traum. Carlo Gaudenzio lauscht dieses Mal jedoch nicht seinen Vorfahren, sondern drei Jungfrauen, die sich als Prudentia (75–79; „Klugheit"), Religio (79–81; „Religion") und Iustitia (81–84; „Gerechtigkeit") ausweisen und dem jungen Rektor eine Menge erbaulicher Ratschläge mit auf den Weg geben. Dabei betonen sie immer wieder, die von ihnen propagierten Tugenden seien in der Familie Madruzzo ohnehin verbreitet, und belegen dies anhand einer ansehnlichen Zahl verstorbener und noch lebender Familienmitglieder. So ist z.B. die Rede von Carlo Gaudenzios Vater Giovanni Federico, seinem Onkel Fortunato und seinen Brüdern Emanuele Renato und Ferdinando. Auch prominente und einflussreiche Persönlichkeiten, die durch Ehebündnisse in ihrer Familie zu den Verwandten der Madruzzo gezählt werden können (z.B. Marcus Sitticus oder der später heiliggesprochene Karl Borromäus von Mailand), werden erwähnt. Nach ihrer Rede entschwinden die Jungfrauen, und der Dichter erwacht aus seinem Schlaf (84–85) – oder vielleicht doch nicht? Wir lesen nämlich:

[…] *surgo et pulcher mihi Cynthius aurem*
Vellit et admonuit: Clarii tu nequa potentis
Iussa time, neu mandatis parere recusa,
Cum tibi sufficiam largas in carmina vires;
Tu modo carminibus tibi visa audita diemque
Et noctem enumera finemque impone labori.

Ich stehe auf. Da zieht mich der schöne Cynthius [d.h. Apollo] am Ohr und mahnt: „Fürchte nicht die Befehle des mächtigen Gottes von Klaros [wieder Apollo] und weigere dich nicht, seinen Anweisungen Folge zu leisten, da ich dir für deine Dichtung ausreichend Kraft einflößen werde. Los! Führe in deinem Gedicht an, was du am Tag und in der Nacht geträumt hast, und schließe deine Arbeit ab!"

Poetologie

Diese zentrale poetologische Stelle, die sich kurz vor den das Gedicht abschließenden Worten an den Rektor findet, greift auf das Proömium der sechsten Ekloge

Vergils und über dieses auf den Aitienprolog des Kallimachos zurück. Während der Apoll seiner Vorgänger jedoch darauf drängt, von großen Werken über „Könige und Kriege“ (Verg. ecl. 6,3; *reges et proelia*) zugunsten von Kleindichtung Abstand zu nehmen, stellt sich für den Dichtergott Fischers diese Alternative gar nicht mehr: Die Lobpreisung der Madruzzo und ihrer grandiosen Taten ist für ihn die einzig praktikable Möglichkeit von Poesie.

Vorbilder

Fischers Kompetenz im Verarbeiten literarischer Vorbilder zeigt sich auch, wenn man das Werk in seiner Gesamtstruktur betrachtet. Es kombiniert nämlich geschickt Motive aus Hesiods *Erga* (dichterische Inspiration an einem *locus amoenus*), Ciceros *Somnium Scipionis* (der Traum als Ort der Unterweisung und Motivation durch verstorbene Vorfahren) und der Heldenschau des sechsten *Aeneis*-Buches (Familien- und Nationalgeschichte als Medium enkomiastischer Kommunikation). Einzig die Doppelung der beiden Träume wirkt etwas manieriert.

Huldigungsgedicht auf den Erzbischof von Salzburg

Anhangsweise sei hier noch auf eine 1560 in Innsbruck gedruckte Huldigung an einen Salzburger Erzbischof hingewiesen, die wir dem bereits erwähnten Paul Ottenthaler (vgl. hier S. 233) verdanken. Die elfseitige Elegie ist (wie schon Christoph Wilhelm Putschs Gedicht über den Hl. Jakob, vgl. hier S. 231–233) an Johann Jakob von Kuen-Belasy gerichtet, der soeben zum Oberhirten von Salzburg ernannt worden ist.

Inhalt, Aufbau

Das Gedicht hat die Bischofswahl selbst zum Thema. Es schildert die Zusammenkunft des Domkapitels, in der ein besonders würdiger Vertreter Partei für Kuen-Belasy ergreift (Bl. Aiii^{r}–Bii^{r}). In dessen Rede verpackt Ottenthaler eine breite Palette enkomiastischer Topoi. Diese fehlen dem Werk auch sonst nicht. So folgt auf die Schilderung des erfolgreichen Ablaufs der Wahl ein Bericht über die enthusiastischen Reaktionen in der Öffentlichkeit, bei dem besonders die Freude der Künstler hervorgehoben wird: Der neue Erzbischof soll nämlich ein noch größerer Mäzen als sein Vorgänger sein (Bl. Bii^{v}–Biii^{v}). Die Ereignisse in Salzburg sind in einen reizvollen Rahmen eingebettet: Zu Beginn schildert der Dichter, wie er in der Nacht vor seinen Büchern sitzt. Plötzlich erscheint ihm seine Muse und beklagt sich, dass er seine poetischen Talente überhaupt nicht nutze. Der Dichter entschuldigt sich damit, dass ihm ein adäquater Stoff fehle (Bl. Aiii^{rv}). An diesem Punkt hakt die Muse ein und erzählt ihm von der Bischofswahl. Am Ende des Gedichts schildert der Dichter, wie er den Bericht der Muse ins elegische Distichon gießt (Bl. Biii^{v}).

Einzug Maximilians II. in Trient

Mit den frühesten Beispielen für Panegyrik an Adressaten aus dem Hause Habsburg kehren wir gleichzeitig nochmals nach Trient zurück. 1551–1552 reiste der junge König von Böhmen und spätere Kaiser Maximilian II. nach einer vierjährigen Statthalterschaft in Spanien mit seiner Frau Maria und seinen zwei Kindern Anna und Ferdinand von Madrid nach Wien und zog dabei im Dezember 1551 mit großem Gepränge in Trient ein, wo gerade das Konzil tagte. Obwohl es zu

diplomatischen Verstimmungen kam, welche die allgemeine Festfreude ein wenig trübten (Holtzmann 1903, 146–150), entstanden zu diesem Anlass gleich zwei enkomiastische Gedichte.

Logus, *Athesis fluminis vaticinium*

Ein Albericus Logus, über den weiter nichts bekannt ist,[14] verfasste ein *Athesis fluminis vaticinium ad serenissimam Boemiae reginam Tridentum ingredientem* („Weissagung der Etsch an die durchlauchtigste Königin von Böhmen bei ihrem Einzug in Trient") in 58 Hexametern. Es ist gut vorstellbar, dass er in Beziehung zum bischöflichen Hof stand und von offizieller Seite mit der Verfassung des Huldigungsgedichts betraut wurde, das im Rahmen der Feierlichkeiten bei Maximilians und Marias Empfang vorgetragen worden sein könnte. Darüber hinaus ist denkbar, dass die schriftliche Fassung dem königlichen Paar als Geschenk überreicht wurde und so ihren Weg nach Wien fand. Dort (ÖNB, Cod. 9919/2) finden wir nämlich das einzig erhaltene Exemplar des Gedichtes. Ob es sich dabei um das Original oder nur um eine Abschrift handelt, ist allerdings nicht klar.

Das Gedicht berichtet zu Beginn, wie die Königin bei ihrer Ankunft vor den Toren Trients vom Flussgott Athesis angesprochen wird. Nach der Begrüßung folgt eine Prophezeiung, die den Hauptteil des Textes ausmacht: Marias Gatte Maximilian – der heimliche Adressat des Textes – wird das weiterführen, was sein Onkel, Kaiser Karl V., und sein Vater, Ferdinand I., begonnen haben, und v.a. im Osten des Reiches große militärische Triumphe feiern. So wird er dem Römischen Reich eine neue Friedenszeit schenken:

En rursus rem Romanam populumque Latinum
Pacatum Eridanusque pater Tibrisque videbu<n>t
Atque iterum belli postes claudentur et isto
Rege renascentur Saturni tempora prisci.

Da schau: Die Donau und Vater Tiber werden den römischen Staat und das Volk der Latiner von neuem befriedet sehen. Die Tore des Krieges werden wieder geschlossen werden: Unter diesem Kaiser werden die alten Zeiten des Saturn [d.h. das Goldene Zeitalter] wieder erstehen.

Am Ende seiner Prophezeiung angelangt, wünscht der Etsch-Gott Maria ein glückliches Leben an der Seite ihres Gatten und springt in die Fluten zurück. Das Paar zieht unter Jubel in die Stadt ein und wird von Cristoforo Madruzzo feierlich empfangen.

14 Der Titel des Manuskripts weist ihn als Salentinus aus. Ob er aus Salento in Apulien stammt (vgl. den Eintrag bei Graesse 1972, 307), ist unklar.

Dichtung und Vision

Das anmutige Gedicht verbindet die von seiner Zielsetzung herrührenden enkomiastischen Elemente gekonnt mit Motiven und Techniken, die für die Textsorte „Weissagung" typisch sind. Zu nennen ist hier an erster Stelle die Visionalität, die besonders im zweiten Teil der Prophezeiung zum Ausdruck kommt. Der Flussgott liefert nämlich nicht nur einen trockenen Vorbericht über die Taten Maximilians, sondern führt sich dessen Zukunft im Stile eines Sehers vor Augen. Die dadurch erreichte Plastizität der Darstellung erinnert an Weissagungen, wie wir sie z.B. von der Sibylle Vergils (Aen. 6,83–97) kennen.

vergilischer Tiber als Vorbild

Vergils *Aeneis* ist aber noch in anderer Hinsicht ein wichtiges Vorbild. Zu Beginn des achten Buches (Aen. 8,26–67) erscheint dem Titelhelden im Traum der Flussgott Tiber und berichtet von der Zukunft der Trojaner in Latium. Diese Situation ähnelt in vieler Hinsicht der hier vorliegenden: In beiden Fällen richtet sich die Prophezeiung eines Flussgottes an eine Person, die in Zukunft vielleicht über Rom herrschen wird und in ihrer Laufbahn gerade an einem kritischen Punkt angelangt ist: Aeneas ist soeben in Italien gelandet und muss nun mitansehen, wie sich eine Koalition italischer Stämme gegen ihn formiert, Maximilian befindet sich auf dem Weg zu seinem Vater Ferdinand I., dessen Verhandlungen über die Reichsnachfolge mit seinem Bruder Karl V. in eine entscheidende Phase getreten sind. Die oben zitierten Verse, in denen Maximilian als zukünftiger Herrscher über das Heilige Römische Reich gesehen wird, sind somit von hoher tagespolitischer Brisanz. Die Rolle, die Vergil in diesem Spiel um Macht und Legitimation zukommt, wird noch gewichtiger durch den Umstand, dass die Habsburger ihren Anspruch auf die Führung des Römischen Reiches u.a. dadurch begründeten, dass sie ihr Geschlecht über das julisch-claudische Herrscherhaus und den ersten römischen Kaiser Augustus bis auf dessen Stammvater Aeneas zurückführten (Tanner 1993).

Blacque, *Gratulatio*

Das zweite Gedicht zum genannten Anlass ist eine in Hexametern verfasste *Gratulatio* eines Jean Blacque, die dieser zusammen mit einer Paraphrase von Ps 2 in sapphischen Strophen 1552 in Venedig drucken ließ. Das Gratulationsgedicht selbst begrüßt zunächst Maximilian und verleiht der allgemeinen Freude über seine Ankunft Ausdruck (V. 1–31), rühmt dann die Habsburger als Garanten der Ordnung und Bollwerk gegen die Mächte des Chaos (wohl Türken und Reformatoren, V. 32–49) und schließt mit guten Wünschen für die Zukunft (V. 50–53). Die klassizistische Umarbeitung von Psalmen war zwar eine allgemein beliebte Übung (CNLS 2, 108), doch wenn Blacque sich hier gerade für Ps 2 als Vorlage entscheidet, so trifft er keine zufällige Wahl: Ps 2 spricht von der Überlegenheit des gottesfürchtigen Herrschers über die heidnischen Könige und führt so das Thema des zweiten Teils des Gratulationsgedichtes weiter (das seinerseits manchmal, z.B. mit der Anrede Maximilians als *Rex regum* [V. 1; „König der Könige"], schon alttestamentarische Töne anschlägt). Das besondere Gewicht, das damit auf Rechtgläubig-

keit und Kampf gegen Ungläubige gelegt wird, dürfte ebensosehr paränetisch wie panegyrisch gemeint sein: Maximilians Einstellung zu den Türken erschien zwar unbedenklich (so hatte er z.B. einen Elefanten, den er mit sich führte, „Soliman" getauft, um Süleyman den Prächtigen zu demütigen), doch für die Sache der Reformation ließ er schon seit längerem besorgniserregende Sympathien erkennen.

Roner, *Austria carmine illustrata*

Wohl im Jahr 1553 verfasste Georg Roner (vgl. hier S. 288–290) eine 132 Verse lange Elegie mit dem Titel *Austria carmine illustrata* („Österreich im Gedicht dargestellt"; Ausgabe: Sporer 1995) für einen prunkvollen Einblattdruck zu Ehren Ferdinands I., den ein Wasserfarbengemälde im Kreis der Kurfürsten und wohl auch des lorbeerbekränzten Dichters selbst zeigt (vgl. Farbtafel 9). Die Distichen preisen zunächst das Haus Österreich i.A. (V. 1–32), wobei aus unklaren Gründen besonderes Gewicht auf seine Ansprüche auf Ungarn gelegt wird. Dann führen sie übergangslos Ferdinand selbst als Sprecher ein, der alle Länder aufzählt, über die er herrscht (V. 33–100),[15] und sich seiner Macht und Herrlichkeit rühmt (V. 101–116). Nachdem seine Rede so abrupt geendet wie begonnen hat, grüßt ihn der Autor ehrfürchtig und wünscht ihm alles Gute (V. 117–132). Dass Roner sich im vollständigen Titel des Werks als Tiroler bezeichnet und das Blatt im Innsbrucker Ferdinandeum liegt (Dip. 1375/8 [699]), lässt darauf schließen, dass es für einen festlichen Anlass in Innsbruck in Auftrag gegeben wurde, wo Ferdinand ja zeitweise residierte.

Ottenthalers *Palaemon*

Der schon mehrfach erwähnte Paul Ottenthaler hat in dem Innsbrucker Druck von 1557, der als zweiten Teil die *Pfingstgeschichte* enthält, als ersten ein 71 Hexameter umfassendes bukolisches Gedicht veröffentlicht, den *Palaemon*.

> Es gibt den Dialog zweier Hirten, Damoetas und Tityrus, wieder. Gegenstand der Unterhaltung ist ein dritter Hirte, Palaemon, dessen Verschwinden Tityrus v.a. deshalb beklagt, weil er durch seine beruflichen und menschlichen Qualitäten eine Sonderstellung unter seinen Kollegen eingenommen hat. Damoetas erklärt Tityrus, Palaemon leide seit einiger Zeit an einer schweren Erkrankung und sei zur Genesung an einen Ort mit einem anderen Klima verreist. Im Mittelpunkt der zweiten Hälfte des Gedichts stehen Genesungswünsche und die Hoffnung, jene, die von Gott besonders geprüft werden, möchten auch einen entsprechenden Lohn erhalten. Das Ende des Gesprächs fällt mit dem Einbruch der Nacht zusammen: Tityrus lädt Damoetas ein, mit ihm zu Abend zu essen und bei ihm zu übernachten.

Vergilnachfolge

Wie bei einem bukolischen Gedicht nicht weiter erstaunlich, steht der *Palaemon* offenkundig in der Nachfolge Vergils. Der auffälligste Unterschied liegt darin, dass aus den zehn Eklogen des römischen Dichters eine einzige geworden ist. Vielleicht

15 Die Angabe, er sei 50 Jahre alt (V. 36), ermöglicht die oben gegebene Datierung des Stücks.

wollte Ottenthaler sein Vorbild poetisch überbieten und seinen Lesern dessen gesamte bukolische Welt in einem einzigen Gedicht präsentieren. Hierfür spricht, dass der Dichter Elemente aus fast allen vergilischen Eklogen einbaut: Die Szenerie entspricht jener der ersten Ekloge, den Namen Tityrus bringen wir ebenfalls v.a. mit dieser in Verbindung, Damoetas und Palaemon kennen wir aus der dritten Ekloge, das Motiv der Krankheit verweist auf die Trauer um Daphnis (ecl. 5) und die Klagen des Gallus (ecl. 10). Dazu kommen zahlreiche Zitate aus allen Einzelgedichten der *Bucolica*.

Allegorie: Karl V. als Palaemon

Hirtendichtung war spätestens seit der Renaissance ein beliebtes Genre, um in verschlüsselter Form auf mehr oder weniger bekannte Persönlichkeiten zu verweisen.[16] Auch bei der Lektüre von Ottenthalers Gedicht drängt sich die Frage auf, wer sich hinter der Figur des Palaemon verbirgt und ob die diesem bekundeten Sympathien vielleicht einem panegyrischen Zweck dienen. Der Umstand, dass das Büchlein im Jahr 1557 erschienen ist, legt die Vermutung nahe, dass hinter dem Hirten Karl V. steht. Es waren ja nicht zuletzt gesundheitliche Gründe gewesen, die den Kaiser 1556 dazu bewogen hatten, seinen mitteleuropäischen Machtbereich zu verlassen und sich nach Yuste bei Toledo zurückzuziehen. Diese Deutung erscheint umso plausibler, als Karl V. schon früher in ähnlich konzipierten Eklogen besungen wurde. So publizierte der bekannte nlat. Dichter Johannes Stigelius 1543 ein Stück, in dem zwei Hirten seine Abwesenheit in Algerien und Gerüchte über seinen Tod diskutieren (Kühlmann u.a. 1997, 584–597, 1299–1304).

Johannes Putsch

Da Karl V. und Ferdinand I. auch für das leider zum größten Teil verlorene poetische Œuvre von Johannes Putsch von großer Bedeutung waren, seien die wenigen Fragmente, die wir von diesem noch haben, hier besprochen. Johannes, der wesentlich ältere Bruder des Historiographen Christoph Wilhelm (vgl. hier S. 321), wurde 1516 als Sohn des Schatzarchivars Wilhelm Putsch in Innsbruck geboren. Ungewöhnlich begabt, trat er schon in jungen Jahren in die Dienste Ferdinands I. Bereits 1537 publizierte er in Paris die erste Karte Europas in Frauengestalt, die sogenannte *Europa Regina*, für die er noch heute bekannt ist (vgl. Abb. 34). Schon 1542 starb er auf dem Feldzug seines Herrn gegen Johannes Zápolya, den Fürsten von Siebenbürgen, in Esztergom (Jax 1938, 334–337).

poetische Hinterlassenschaft

Von den drei größeren poetischen Werken, die für ihn bezeugt sind, hat keines sich vollständig erhalten: Ein Karl V. und Ferdinand I. gewidmetes Epos *Danubius* („Donau“) in mindestens fünf Büchern ist bis auf wenige Verse verloren. Aus einem elegischen Hodoeporicon *Histria* („Istrien“) über eine Reise von Piran in Slowenien nach Innsbruck sind nur zwei kurze Fragmente auf uns gekommen, die immerhin die erste neuzeitliche Beschreibung der römischen Ruinen von Aguntum

16 CNLS 2, 62; zur nlat. Bukolik insgesamt vgl. Grant 1965.

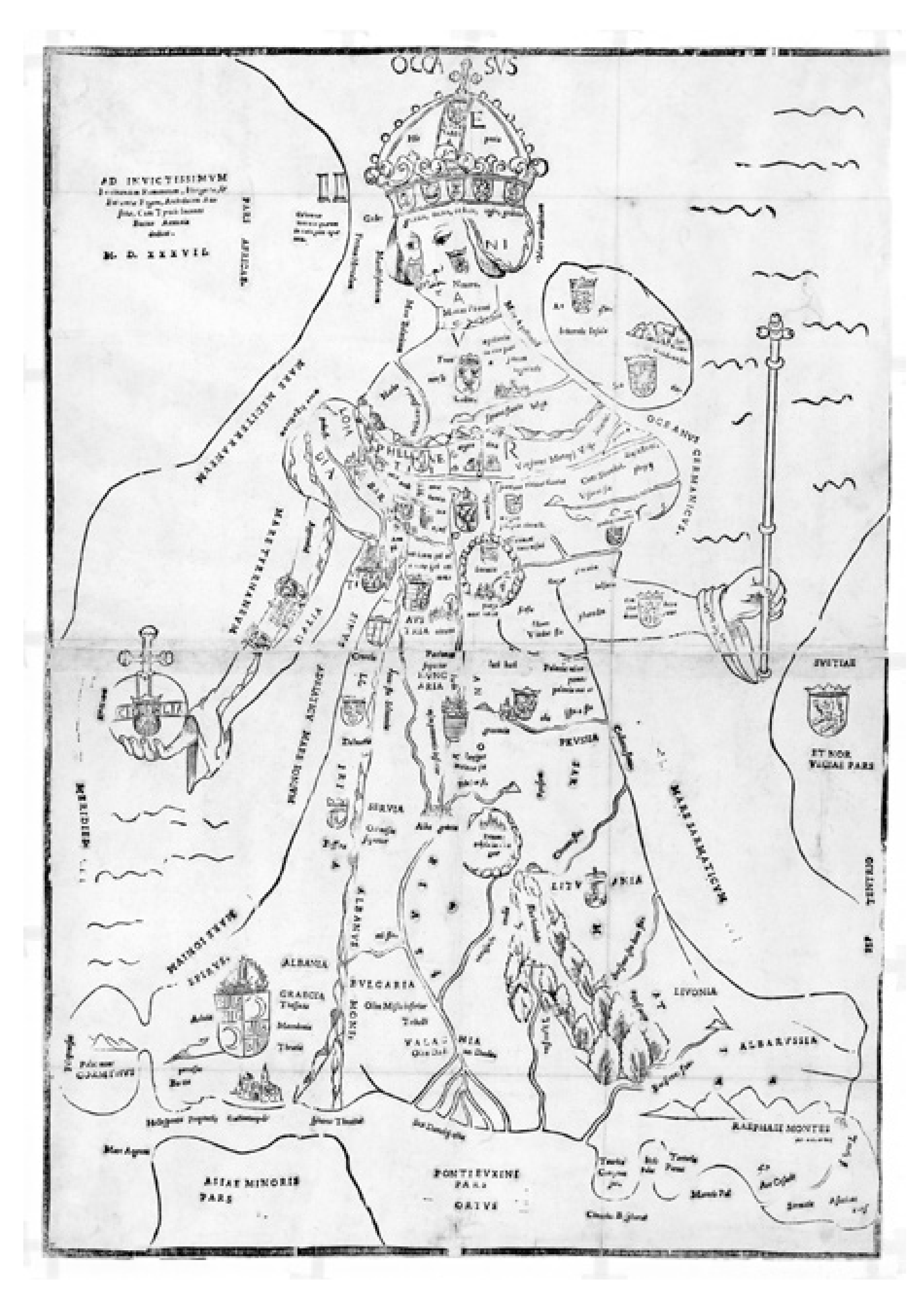


Abb. 34: Europa in Gestalt einer Königin, Holzschnitt in zwei Teilen von Johannes Putsch, 1537.

bei Lienz in Osttirol enthalten (Müller/Schaffenrath 2007, 20–21). Schließlich hat Putsch eine Gedichtsammlung mit dem angeblichen Titel *Interim* oder *Interea* („Inzwischen") verfasst, bei dem es sich aber eher um ein falsch verstandenes Incipit handeln dürfte (vgl. zu *interea* als formelhaftem Beginn bzw. Neueinsatz Verg. Aen. 5,1, 10,1, 11,1, georg. 3,40, Prop. 3,2,1). Aus ihr stammen möglicherweise die zwei von drei anscheinend vollständig erhaltenen Gedichten, die sich in einer 1544 gedruckten Basler Anthologie finden, sicher das dritte, das bei Christoph Wilhelm Putsch überliefert ist. Jax 1938 hat diese Stücke, die sich alle durch gesuchte Sprache und oft schwer nachvollziehbaren Gedankengang auszeichnen, herausgegeben und kommentiert. Im ersten und längsten (41 Hexameter), das auch dem *Danubius* entnommen sein könnte, klagt die personifizierte Europa über die Kriege, die sie seit jeher zerfleischen, und bittet Karl V. und Ferdinand I. um Hilfe. Im zweiten, einem Epigramm von vier Distichen, lamentiert die Personifikation Siebenbürgens darüber, dass Zápolya sie 1528 den Türken übergeben hat. Diese beiden politischen Stücke stehen nicht nur in deutlichem Zusammenhang mit der Biographie des Dichters, sondern zeigen auch die gleiche Neigung zur Personifikation von Ländern als Frauen, wie sie sich in der *Europa Regina* ausdrückt. Insbesondere bei der Klage Europas, wo u.a. Spanien als ihr Haupt, Italien als ihre Rechte erscheint (V. 21–22), ist die Analogie recht spezifisch. Vielleicht hat man die zwei Gedichte deshalb als für Putsch charakteristisch empfunden und in die Basler Anthologie aufgenommen. Das dritte und letzte Stück, ein sieben Distichen umfassendes Epigramm, nennt einen Waldbrand in Hötting im Jahr 1540 als Grund dafür, dass es im kleinen Innsbruck so viele Poeten gebe: Die durch den Brand vertriebenen Musen hätten sich nun alle in der Stadt angesiedelt, während die echten Bürger emigrieren müssten. Nicht nur ist diese Erklärung weder einleuchtend noch besonders witzig, es ist auch nicht klar, weshalb Putsch findet, es gebe in Innsbruck zu viele Dichter; unseren sonstigen Quellen zufolge ist die erste Hälfte des 16. Jhs. dort keine Zeit überbordender poetischer Produktivität.

de Roos *Sapientia Salomonis*

Es überrascht nicht, dass unter den Adressaten der Tiroler Habsburgpanegyrik der langjährige Landesherr Ferdinand II. eine Sonderstellung einnimmt. Das früheste und zugleich eindrucksvollste Beispiel für Hofpoesie zu seinen Ehren stellt die *Sapientia Salomonis* („Weisheit Salomos") des Gerhard de Roo dar, auch wenn sich ihre panegyrische Intention erst auf den zweiten Blick erschließt.[17] Das 1572 in Innsbruck bei Rupert Höller gedruckte Werk hat seinen Namen vom ersten seiner insgesamt drei Bücher. Dieses bietet eine ins elegische Distichon übertragene Ver-

17 Zu de Roos historischen Werken und seiner Biographie vgl. hier S. 324–328. Ein weiteres Gedicht de Roos für Ferdinand II., eine 1583 in Innsbruck gedruckte *Gratulatio* zur Geburt seiner Tochter Anna Eleonore, war leider nicht greifbar.

sion des alttestamentlichen Buchs der Weisheit, das auf Lat. üblicherweise *Sapientia Salomonis* genannt wird, und lässt sich am besten vor dem Hintergrund der weit verbreiteten Praxis des Versifizierens von Teilen der Bibel verstehen. Hierzu wurden nämlich nicht nur Schüler und Studenten angeleitet: Auch Erwachsene sahen darin eine willkommene Übung, durch die sie sowohl ihren intellektuellen als auch ihren religiösen Bedürfnissen nachkommen konnten. Die Übertragung, die keine Scheu vor Abweichungen von der lat. Vorlage aus der *Vulgata* zeigt, beeindruckt durch flüssigen Stil und große Souveränität im Umgang mit Sprache und Metrik. Man vergleiche etwa folgenden Passus aus dem achten Kapitel (Weish 8,18–21) mit seiner Umsetzung durch de Roo (Bl. Ciii[rv]):

> *Circuibam quaerens ut mihi illam* [sc. *sapientiam*] *adsumerem. Puer autem eram ingeniosus et sortitus sum animam bonam; quin potius, cum essem bonus, veni in corpus incoinquinatum. Et ut scivi quoniam aliter non possem esse continens, nisi Deus det – et hoc ipsum erat sapientiae, scire, cuius esset hoc donum –, adii Dominum et deprecatus sum illum et dixi ex totis praecordiis meis:* [...]

> Da ging ich auf die Suche nach ihr [sc. der Weisheit], um sie heimzuführen. Ich war ein begabtes Kind und hatte eine gute Seele erhalten, oder vielmehr: gut wie ich war, kam ich in einen unverdorbenen Leib. Ich erkannte aber, dass ich die Weisheit nur als Geschenk Gottes erhalten könnte – und schon hier war es die Weisheit, die mich erkennen ließ, wessen Gnadengeschenk sie ist. Daher wandte ich mich an den Herrn und sprach zu ihm aus ganzem Herzen: [...]

> *Hanc* [sc. *sapientiam*] *igitur quaerens loca sedulus omnia obibam,*
> *Praeditus ingenio dexteriore puer.*
> *Indole namque mea dignum natura malaeque*
> *Ignarum labis corpus habere dedit.*
> *Sed tantum non posse dari sine numine donum,*
> *Cernens* (*iudicii quod melioris erat*)
> *His dominum verbis syncera mente rogavi,*
> *Ingeminans tales supplice voce preces:* [...]

eigene Gedichte

Stilsicherheit ist auch ein Charakteristikum von de Roos eigenen Dichtungen, welche in den zwei verbleibenden Büchern enthalten sind. Die *Variorum carminum atque epigrammatum libri duo* („Zwei Bücher mit verschiedenen Gedichten und Epigrammen") zeugen von der großen literarischen Bildung des Autors. Die insgesamt 81 Gedichte (45 im ersten, 36 im zweiten Buch), von denen die meisten im Zeitraum 1564–1572 entstanden sein dürften und die im Wesentlichen wohl chronologisch

angeordnet sind, bedienen eine Vielfalt von lyrischen Gattungen. Neben Epigrammen, die zahlenmäßig am stärksten vertreten sind, trifft man auf Hochzeitslieder, Oden, Hymnen, Enkomien und Spottgedichte. Ebenso abwechslungsreich sind die verwendeten Versmaße: Sie reichen vom elegischen Distichon über Hendekasyllabi und Hinkjamben bis hin zu verschiedenen horazischen Strophensystemen.

Vorbilder

Dieses reiche Repertoire, welches de Roo zu einem bedeutenden Vertreter der nlat. Lyrik des 16. Jhs. macht, legt auch schon nahe, wer seine zentralen antiken Vorbilder sind: Catull, Horaz und Martial. Catull kommt dabei die vielleicht wichtigste Stellung zu, weil die in seinem *liber* erkennbaren metrischen und gattungsspezifischen Schwerpunkte (äolische Maße, Spott- und Hochzeitsgedichte, Epigramme) dem Profil von de Roos Sammlung sehr nahe stehen. Der Umgang mit dieser literarischen Tradition ist überaus kreativ. Der Autor erweist sich v.a. als Meister in der Kreuzung verschiedener Gattungen und Vorbilder. Die Invektive gegen einen Labienus (*In Labienum*, Bl. Ii^{rv}) kombiniert etwa die Angriffslust der Spottgedichte Catulls mit moralischen Reflexionen und Lebensweisheiten, wie wir sie häufig in den *Oden* des Horaz finden. Moralische Bedenken und religiös motivierte Vorbehalte dürften übrigens ausschlaggebend dafür sein, dass de Roo von allen Sujets und Motiven, die er bei den drei als Vorbildern genannten Dichtern vorfindet, ausgerechnet jene ausspart, die in den Bereich der Erotik führen. Auch die in den Hochzeitsliedern wiederholt propagierten Grundsätze christlicher Sexualmoral gehen in ihrer Vehemenz über das hinaus, was die Topik des Epithalamiums üblicherweise bietet.

Adressaten

Die Adressaten der Gedichte sind neben Ferdinand II. (Bl. Fiiii^{rv}, Hiii^{v}–Ii^{r}) und einigen wenigen anderen einflussreichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens (etwa den Statthaltern Grafen Georg und Schweikart Helfenstein auf Bl. Liii^{r} und Liiii^{rv} oder dem Hofkammerrat Erasmus Heidenreich auf Bl. Mi^{rv}) vorwiegend Kollegen des Autors, die mit ihm gemeinsam als Sänger in der Hofkapelle des Erzherzogs angestellt oder in deren Umfeld tätig waren (Senn 1954, 100–135). Manchmal werden Personen aus dem kulturellen Leben nicht direkt angesprochen, bleiben aber trotzdem präsent, so z.B. der Geist des verstorbenen Dichters Johannes Putsch in einem Gedicht, das de Roos Ankunft in Innsbruck zum Thema hat und „an den Höttinger Berg und die Orte in der Nähe der Stadt Innsbruck“ *(Ad Haetinium montem et loca circum vicina civitati Aenipontanae)* gerichtet ist (Bl. Kii^{v}):

Haetinii colles et mons sublimior illis
Quique pater dulci Ticio fonte cadis,
Quos Aganippaeis sacravit rite Deabus
Buciades huius buccina prima loci,
Accipite ex veteri Boiorum sede locisque
Egressum, quibus est inclyta Praga caput.

> Hügel von Hötting und Berg, der du höher bist als diese, und du, Vater Ticio,[18] der du aus lieblicher Quelle herabplätscherst, ihr alle, die der Sprössling aus dem Geschlecht der Putschs, der erste weithin tönende Sänger dieses Ortes, wie es sich gehört den Göttinnen von der Quelle Aganippe [d.h. den Musen] geweiht hat, nehmt mich auf, der ich aus dem vormaligen Gebiet der Boier und jenem Land zu euch komme, dessen Hauptstadt das berühmte Prag ist!

Stellenwert der Künste

Zwar sind einige Gedichte, wie im Epigramm durchaus üblich, an fiktive Personen gerichtet bzw. handeln von solchen. So hören wir etwa von einer eitlen Greisin mit dem sprechenden Namen Prisca (Bl. Gii^v; „die Alte") oder von einem notorischen Lügner namens Fixulius (Bl. Giiii^v). Auffällig ist jedoch, dass die Zahl solcher Leute im zweiten Buch drastisch abnimmt (nur mehr Bl. Li^r *De tinctore*, „Von einem Färber"; Bl. Liii^r *De Sarcinio,* „Über Sarcinius"; Bl. Ni^v *Ad Labienum*, „An Labienus"). Die zunehmende Konzentration auf einen Kreis von Künstlern und Intellektuellen einerseits und die von Beginn der *Carmina et epigrammata* an betonte Präsenz des Erzherzogs andererseits passen gut zu deren Gesamtausrichtung. Eines der wichtigsten Ziele des Autors ist es nämlich offensichtlich, die seiner Meinung nach zu geringe gesellschaftliche Akzeptanz kultureller Leistungen und Berufe zu steigern. Schon im Vorwort (Bl. Aii^v) klagt er über verkehrt denkende Menschen, welche aufs Geratewohl verkündeten, die Freien Künste seien, sofern sie nicht Profit abwürfen, völlig unnütz *(praeposterum quorundam hominum* […], *qui artes* […] *liberales* […], *nisi avaritiae deserviant*, *prorsus inutiles esse* […] *libere pronunciant).* Vor dem Hintergrund seines Anliegens beschwört die Gesamtheit der in dem Werk angesprochenen Personen gleichsam das Bild einer idealen Gesellschaft, in der Wissenschaft und Künste unter der Führung des Erzherzogs zu ihrem vollen Recht kommen.

Einheit

Auch der Zusammenhang zwischen der *Sapientia Salomonis* und den zwei anderen Büchern, der dem Leser auf den ersten Blick recht lose erscheint, zeigt sich nun deutlicher. Im Vorwort (Bl. Aiii^r) gibt sich der Verfasser bescheiden und motiviert seine Entscheidung, sein Werk mit dem Buch der Weisheit zu beginnen, lediglich damit, dass er seinen Dichtungen einen „recht bedeutenden Anfang" *(maius quoddam operi initium)* voranstellen wolle und dass „für Christenmenschen alles bei Gott beginnen solle" *(omnia Christianis hominibus a deo auspicanda esse).* In Wirklichkeit aber erfolgte die Wahl aus weiter reichenden Gründen. Das zu den jüngsten Schriften des AT zählende und wahrscheinlich im 1. Jh. v.Chr. in Alexand-

18 Welcher Bach oder Fluss damit gemeint ist, bleibt unklar. Geographisch böten sich am ehesten der Höttinger Bach und der Sulzenbach an, die an den Hängen der Nordkette entspringen, Hötting bzw. das westlich davon gelegene Kranebitten durchfließen und in den Inn münden.

ria entstandene (TRE 19, 730) *Buch der Weisheit* präsentiert nämlich ein Konzept von Weisheit, das sich von alttestamentarischen Vorstellungen emanzipiert hat und durch Ideen aus der hellenistischen Philosophie angereichert ist (Kepper 1999). Einen Herrscher wie Ferdinand II., der Macht, Religion, Wissenschaft und Künste zu vereinen suchte, musste dies ansprechen. Dies gilt auch für den Umstand, dass das Buch dem sprichwörtlich weisen König Salomo zugeschrieben wurde. Nach dem Bild, das die Bibel von ihm vermittelt, vereinigte er wie kein anderer Herrscher geistige und weltliche Vorzüge, förderte in seiner Regierungszeit, die im Großen und Ganzen von Frieden geprägt war, neben seinen Verdiensten um den Glauben auch die Kultur und trat nicht zuletzt als Dichter in Erscheinung (1 Kg 5,12). Dies alles – einschließlich der eigenen poetischen Ambitionen – trifft auch auf Ferdinand II. zu. De Roos Gedichte und das in ihnen zum Ausdruck gebrachte programmatische Werben um mehr Anerkennung für geistige Verdienste stehen also nicht nur im Zeichen Salomos, sondern gleichzeitig auch in dem seines Landesfürsten.

Nenning über den Adel

Weniger bedeutsam als dieses *opus magnum* ist die im Cod. 10105 der ÖNB überlieferte, ebenfalls an Ferdinand II. adressierte *De duplici nobilitate diasaphesis* („Erklärung der zwei Arten von Adel“) eines Christoph Nenning. Die Abfassungszeit lässt sich aufgrund der Erwähnung einer *coniux* (Bl. 8^{r}; „Ehefrau“) auf 1576–1580 oder 1582–1595 eingrenzen.[19] Voran geht (Bl. 1^{v}) eine kurze Widmungselegie, in welcher der als *peregrinus* („Fremder“) unterzeichnende Verfasser darum bittet, der als mächtiger Baum dargestellte Ferdinand möge ihn in seinem Schatten ruhen lassen. Die knapp 300 Hexameter lange *Diasaphesis* selbst lässt sich am besten als protreptisches Lehrgedicht charakterisieren, schöpft die Möglichkeiten, die sich aus dieser Gattungszugehörigkeit ergeben, aber so wenig aus wie das oben erwähnte Gedicht über die Ehe im *Quodlibetum*: Sie schließt sich an keinen der antiken Klassiker des Genus (Lukrez, Vergil, Horaz usw.) an, und ihr loser Aufbau rekurriert kaum auf dessen typische Bauformen. Unter den „zwei Arten von Adel“ des Titels sind Geburts- und Tugendadel zu verstehen. Dieser ist ohne jenen nichts wert, wer von hoher Geburt ist, muss nach Kräften versuchen, seinem Stand gerecht zu werden, andernfalls gereicht ihm dieser nur zur Schande – altbekannte, in zahllosen Fürstenspiegeln und verwandtem Schrifttum vertretene Ansichten, für die hier in immer neuen Anläufen argumentiert wird. Aufgelockert wird diese Tugendprotreptik v.a. durch kulturgeschichtliche Abschnitte, die zeigen, wie Gott nach dem Sündenfall die sozialen Unterschiede geschaffen hat, um den Menschen einen Anreiz zur Tugend zu bieten, und wie in vielen frühen Staaten Herrscher ausschließlich aufgrund ihrer Tugend ernannt wurden (Bl. 2^{v}–4^{v}). Auch eine die

19 1576 legte Ferdinand seine Geheimehe mit Philippine Welser offen (Hirn 1885–1888, Bd. 2, 321–323), die 1580 verstarb. 1582 heiratete der Witwer Anna Caterina Gonzaga, 1595 starb er.

Bedeutung guter Erziehung illustrierende Fabel von zwei Welpen, von denen der eine ein tüchtiger Jagdhund, der andere ein verfressener Küchenhund wird, bietet willkommene Abwechslung (Bl. 4v–5r). In einem Katalog antiker Dichter und Denker von niederer Geburt, die es aufgrund ihrer intellektuellen Anstrengungen weit gebracht haben (Bl. 6rv), verschiebt sich die Bedeutung von *nobilitas*, dem Zentralbegriff des Gedichts, von „Adel" hin zu „Berühmtheit" und der Verfasser, dessen Ausführungen bisher ganz auf seinen Adressaten zugeschnitten waren, scheint über seine eigene Lage und seine Aussichten nachzudenken. Beides kommt im Schlussteil (Bl. 7v–8r) zusammen, wo er Ferdinand als Ausbund aller Tugenden preist und ihn zugleich nochmals um Unterstützung bittet.

Gedichte auf Philippine Welser

Der in diesem Kapitel bereits als Panegyriker Ferdinands I. erwähnte Georg Roner lässt auf seine Rede auf den Tod der Philippine Welser (vgl. hier S. 288–290) noch eine Reihe von Gedichten in elegischen Distichen und Hexametern folgen (Bl. Iiir–Kivv): ein Gespräch der Verstorbenen mit ihren beiden Söhnen Andreas und Karl, einige Epitaphien und Chronogramme, ein Prosaepitaph, ein Epikedion und – seltsamerweise – zwei Weihnachtsgedichte mit Akro- und Telesticha, welche die Namen der Söhne ergeben. Konzeptionell bemerkenswert ist das erste Stück (Bl. Iiirv): Philippine wird von Andreas' und Karls Klagen an ihrem Grab aus der Totenruhe geweckt und führt diese in einem dramatischen Dialog, bei dem sie sich Distichon für Distichon mit ihnen abwechselt, von der Verzweiflung über ihren Verlust zur Freude über ihr glückliches Schicksal im Jenseits. Das 120 Verse lange, ebenfalls in Distichen gehaltene Epikedion (Bl. Kiv–Kivr) geht (wie schon die Leichenrede selbst) zumindest punktuell auf Philippines außergewöhnliche Persönlichkeit ein. So wird sie eine *foemina consiliis dandis subtilis et acris* (V. 39; „im Erteilen von Ratschlägen präzis denkende, scharfsinnige Frau") genannt und ihre Fürsorge für Arme und Kranke hervorgehoben: *Quin aluit propriis impensis pharmacopolam, / Qui miseris aegris semper adesset ope* (V. 46–47; „Sie stellte sogar auf eigene Kosten einen Apotheker an, der den elenden Kranken stets hilfreich beistehen sollte").

Hochzeitsgedicht für Ferdinand

Als Ferdinand dann 1582, zwei Jahre nach Philippines Tod, in zweiter Ehe Anna Caterina Gonzaga heiratete, besang ein Johannes Leucht, Pfarrer im vorderösterreichischen Delmissingen bei Ehingen, dieses festliche Ereignis im Auftrag des Hofkanzleisekretärs Paul von Zechendgrueb Zehendtner in einem *Epithalamium heroicum* […] („Hochzeitsgedicht im heroischen Versmaß […]", ÖNB, Cod. ser. nov. 2666; Korenjak 2002). Das eigentliche Thema erscheint dabei, wie das bei Epithalamien und anderen panegyrischen Gedichten der Zeit nicht selten der Fall ist (vgl. hier S. 244–246), in eine Rahmenhandlung eingebettet, in welcher der Dichter mit einer Schreibblockade kämpft:

Der Sprecher beklagt sich bei den Musen über akuten Inspirationsmangel, da erscheinen ihm die Angerufenen unter Führung des Apollo. Gleichzeitig erstrahlt die ganze Natur in göttlichem Glanz (V. 1–98). Die Muse Thalia erklärt ihm, der Grund hierfür sei die bevorstehende Hochzeit zwischen Ferdinand und Anna Caterina, preist beide und verabschiedet sich mit der Aufforderung, er solle jetzt selbst den freudigen Anlass besingen (V. 99–240). Dies tut der nunmehr inspirierte Poet im Schlussteil: Er gratuliert den Brautleuten, erteilt ihnen Ratschläge für ein gedeihliches Eheleben und fleht den Segen Gottes auf ihre Ehe herab (V. 241–313).

Charakteristik

Leucht war ein routinierter, klassikerfester Verseschreiber. Er traf aus dem Fundus an Bauformen und Motiven, den ihm die antike und die neuzeitliche Tradition des Hochzeitsgedichts boten, eine auf den aktuellen Anlass zugeschnittene Auswahl und fügte die einzelnen Versatzstücke zu einem Ganzen zusammen, das klar und einleuchtend strukturiert ist: Die zentrale Rede der Thalia wird symmetrisch von zwei Rahmenpartien flankiert. Zu etwas Besonderem machte er sein Gedicht aber v.a. durch zweierlei. Zum einen platzierte er genau in seiner Mitte (V. 120–193) ein Akrostichon in Form eines elegischen Distichons – bei aller resultierenden sprachlichen Härte und inhaltlichen Plattheit eine virtuose *tour de force*: *FERNANDUS PRINCEPS HODIE CUM VIRGINE SPONSUS / FIT CATHARINA ANNA AC SPONSA SERENA DUCIS* („Heute verlobt sich der Fürst Ferdinand mit einer Jungfrau und Caterina Anna wird die frohe Verlobte des Herzogs“). Zum anderen ließ er das *Epithalamium* kalligraphisch auf ein einziges, 84x65 cm großes Blatt Pergament schreiben, das Zehendtner dem Paar vermutlich als Hochzeitsgeschenk überreichte.

Prudeker: Rückkehr Ferdinands aus Prag

Im Jahr 1585 kehrte Ferdinand II. von Prag, wo er den Kaiser und einige andere Nobilitäten in den Orden vom Goldenen Vlies aufgenommen hatte, nach Innsbruck zurück (Hirn 1885–1888, Bd. 2, 105–106). Wohl auf einer der Stationen der Rückreise oder bei der Ankunft in Innsbruck selbst widmete ihm einer seiner Untertanen, ein nicht weiter bekannter Michael Prudeker, ein elegisches *Oraculum seu augurium poeticum* („Poetische Weissagung oder Vogelschau“) in 64 Versen, eingeleitet von einer sechs Distichen umfassenden Zueignung (ÖNB, Cod. 9886). Das *Oraculum* hat eigentlich nichts Orakelhaftes an sich, sondern mischt einfach in recht beliebiger Weise und in oft hartem Lat. Freudenbekundungen über Ferdinands Rückkehr mit Lob für seine Tugenden und Vergleichen zwischen ihm und antiken Helden. Vor dem abschließenden Wunsch, der Erzherzog möge lange leben und danach in den Himmel kommen, bittet Prudeker noch um geneigte Aufnahme des Gedichts und um Hilfe in einer Notlage. Diese war für den mäßig begabten Autor offenbar das Motiv, zur Feder zu greifen.

Handsch: poetische Tirolensien

Im Sinne eines Anhangs zur Dichtung auf Ferdinand II. sei noch auf einige poetische Tirolensien seines Hofarztes Georg Handsch (vgl. hier S. 364) hingewiesen.

Die 640 Seiten Gedichte, die dieser schon bei Lebzeiten laufend gesammelt und in der Hs. ÖNB, Cod. 9821 vereinigt hat, stammen zum überwiegenden Teil aus seiner Prager Zeit, enthalten aber auch einige Stücke, die mit Tirol zu tun haben: Auf dem Rückweg von Padua im Jahr 1553 sind in Trient einige Epigramme entstanden, großteils Variationen über vorgegebene Themen in einzelnen Hexametern und Distichen (Bl. 244^{r}–246^{r}). Am Schluss der Hs. (Bl. 320^{r}–321^{v}) stehen einige weitere Epigramme, z.T. vielleicht für Schloss Ambras gedachte Inschriften, z.T. Grabepigramme, darunter eines für den Autor selbst. Einiges Interesse kann v.a. aufgrund ihrer seltenen metrischen Form, des fünften horazischen Epodenmaßes (Hexameter, gefolgt von jambischem Dimeter), die Serie kurzer Gedichte auf Städte beanspruchen, in der Handsch eine Reise von Prag nach Venedig im Jahr 1558 beschreibt (Bl. 288^{v}–297^{v}). Der Tiroler Teil dieser Reise (Bl. 293^{r}–295^{r}) führt ihn durch Rattenberg, Schwaz, Hall, Innsbruck, Matrei am Brenner, Brixen, Bozen und Trient. Innsbruck findet er klein, aber glanzvoll; das Goldene Dachl war schon damals eine Attraktion:

Si spectes urbis spacium numerosve domorum,
Haud magna quantitas erit.
Si vero lustres, quis splendor honorque sit harum,
Vocabis Augustissimam.
Publica quo super investitur curia tecto,
Ex aureis est laminis.

Wenn du die Fläche der Stadt betrachtest oder die Zahl ihrer Häuser, wirst du nicht auf eine große Menge kommen. Wenn du dir aber ansiehst, welchen Glanz, welche Ehre sie besitzen, wirst du sie höchst erhaben nennen. Das Dach, mit dem das öffentliche Rathaus gedeckt ist, besteht aus goldenen Schindeln.

Begleitgedicht zu de Roos *Annales*

Gegen Ende dieser Epoche findet sich ein interessantes Einleitungspoem zu den S. 324–328 besprochenen *Annales* des Gerhard de Roo (b2^{r}–[b6]^{r}) – eines der zahlreichen Begleitgedichte zu größeren Werken, die diese kommentieren oder empfehlen –, das die Habsburger insgesamt zum Thema hat. Es handelt sich um das *In Austriacae arborem genealogiae poemation epicum paraphrasticum* („Episches Gedichtlein, das den Österreichischen Stammbaum paraphrasiert") eines Oswald Portner. Was die Grundidee betrifft, ist dem gut 300 Hexameter langen Gedicht eine gewisse Originalität nicht abzusprechen: Wie schon der Titel erahnen lässt, verfolgt es in freier Anlehnung an den Stammbaum auf der vorhergehenden Seite der *Annales* (vgl. Abb. 35) chronologisch die Hauptlinie des Hauses Habsburg von Rudolf I. bis zu Maximilian I. (in dem für Portner das Geschlecht gipfelt) und Philipp dem Schönen und nennt daneben auch andere wichtige Familienmitglieder. Leider er-

weist Portner sich in der Durchführung als weniger einfallsreich. So gerät sein *Poemation* zu einem langweiligen Katalog, der stereotyp die Tugenden der einzelnen Habsburger und ihre Leistungen in Krieg und Frieden preist. Die durchaus vorhandenen Möglichkeiten, diese Aufzählung zu beleben, z.B. durch Variation der Übergänge von einer Person zur nächsten, Entfaltung der dem Thema „Stammbaum" inhärenten botanischen Metaphorik oder Orientierung an der vergilischen Heldenschau (die Habsburger führten sich ja auf Aeneas zurück: Tanner 1993), bleiben weitgehend ungenutzt.

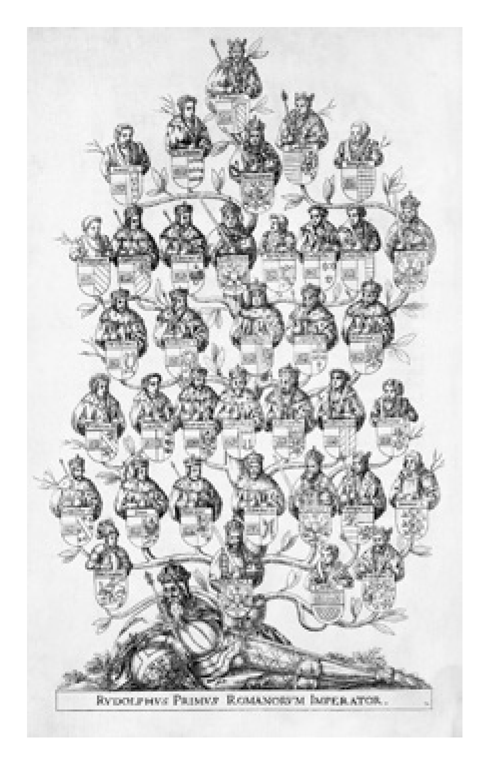


Abb. 35: Stammbaum der Habsburger aus den *Annales* des Gerhard de Roo, Innsbruck 1592.

Geizkofler über seine Familie

Eine weit bescheidenere Familie, nämlich seine eigene, beschreibt und lobt der einundzwanzigjährige Lucas Geizkofler (vgl. hier S. 303 und 514; Schaffenrath 2007) in einem eigenartigen Werklein, das er im September 1571 verfasst: In der *Ioannis Geizkofleri et Barbarae Kuglerin eius uxoris progenies* („Nachkommenschaft des Johannes Geizkofler und seiner Frau Barbara Kuglerin"), die sich auf Bl. 369^r–374^v der Hs. TLMF, 1117 findet, lässt er in chronologischer Reihenfolge alle Mitglieder seiner aus Sterzing stammenden Familie zu Wort kommen. Vater und Mutter sowie die von 1523 bis 1550 geborenen 16 Kinder – zwölf Söhne und vier Töchter –, deren letztes Lucas selbst ist, stellen sich jeweils in einigen (einem bis 21) Distichen vor. Bereits Verstorbene melden sich dabei ebenso zu Wort wie noch Lebende; im Anschluss an die Söhne präsentieren sich jeweils auch deren Ehefrauen. Typische Themen sind Geburtsdatum, Angaben zu Beruf, Eheleben und Kindern sowie Bitten um Gottes Segen. Beim vierten Kind, Johannes, liest sich das etwa folgendermaßen (Bl. 371^r):

Nascor Joannes, ut post ter saecula quinque
A Christo decies tertius annus erat.
Qui Salzburgensem regit Archiepiscopus urbem
Me famulum princeps largus et aequus habet.

Huius ego nummos concurans munere fungor,
Quod poscit vacuam suspicione fidem.

Ich, Johannes, kam zur Welt, als nach dreimal fünf Jahrhunderten seit Christus das zehnmal dritte Jahr da war [1530]. Der Erzbischof, der die Stadt Salzburg regiert, ein großzügiger, gerechter Fürst, hat mich als Diener. Ich kümmere mich um seine Finanzen und bekleide damit ein Amt, das Treue erfordert, die über jeden Verdacht erhaben ist.

Mentalitäts- und Sozialgeschichte

Wie dieser Auszug andeutet, ist die *Progenies* nicht nur konzeptionell, sondern auch inhaltlich interessant. In mentalitätsgeschichtlicher Beziehung zeigt sie den Stolz einer Bürgerfamilie des 16. Jhs. und die Werte, die diese für sich in Anspruch nimmt. Neben ehelichen Tugenden wie Friedfertigkeit und Eintracht und beruflichen wie Verlässlichkeit und Ehrlichkeit kommt dabei der Gottesfurcht überragende Bedeutung zu; nicht zufällig zitiert Lucas zum Abschluss aus Ps 128, der Frömmigkeit und Familienglück eng miteinander verknüpft. In sozialgeschichtlicher Hinsicht gewährt das Werk Einblick in die Heiratspolitik der Familie (die Frauen der Söhne betonen gerne ihre gutbürgerliche Herkunft), v.a. aber in ihren recht eindrucksvollen gesellschaftlichen Aufstieg: Immerhin neun von zwölf Söhnen machen im eigentlichen Sinne Karriere, hauptsächlich in der Finanzverwaltung: drei dienen den Fuggern, zwei Kaiser Maximilian II., je einer Erzherzog Karl II., Ferdinand II., Cristoforo Madruzzo und seinem Salzburger Kollegen Johann Jakob von Kuen-Belasy.

Alessandrini, *Paedotrophia*

Den Abschluss des vorliegenden Kapitels soll ein bemerkenswertes Werk bilden, das im Tirol dieser Zeit für sich steht, nämlich das rund 800 Hexameter lange Lehrepos *Paedotrophia sive de puerorum educatione* („Kinderaufzucht oder über die Erziehung von Knaben") des berühmten Trientner Arztes Giulio Alessandrini (vgl. hier S. 362–364). Alessandrini verfasste das Gedicht in den 1540er-Jahren in Trient, widmete es dem spanischen Diplomaten und Dichter Diego Hurtado de Mendoza, der dort von 1545 bis 1547 am Konzil teilnahm, und ließ es 1547 in Venedig drucken. Offensichtlich fand es Anklang: 1559 wurde es in Zürich nachgedruckt, 1586 erschien eine um einige Gelegenheitsgedichte erweiterte Neuauflage in Trient. Ihr Text liegt den folgenden Bemerkungen zugrunde.

Die *Paedotrophia* ist insgesamt chronologisch strukturiert und folgt dem Heranwachsen des Kindes von der Geburt bis zum Beginn des Schulalters, doch werden in dieses Grundgerüst immer wieder Exkurse aller Art eingebaut. Nach Musenanruf, Themenangabe und Widmung (Bl. 2^{rv}) kommt Alessandrini zunächst auf die Behandlung des Neugeborenen zu sprechen (Bl. 2^{v}–3^{r}). Die Frage, ob die Mutter oder eine Amme das Kind stillen soll, wird, wie das praktisch immer der Fall ist, grundsätzlich zugunsten der Mutter entschieden

(Bl. 3^{r}). Dennoch spricht Alessandrini dann ausführlich über die Amme und gibt genaue Vorschriften zu ihrer Auswahl, Ernährung – hier ist ein Mythos über die Entstehung der Pinie und der Pignoli eingelegt – und gegebenenfalls medikamentösen Behandlung, all das mit dem Ziel, eine befriedigende Milchmenge und -qualität zu erzielen (Bl. 3^{v}–6^{v}). Es folgen Vorschriften für die ersten Schritte (Bl. 6^{v}–7^{r}) und für die moralische Erziehung des Knaben (Bl. 7^{r}–8^{r}). Ungeziefer ist durch strenge Hygiene zu bekämpfen (Bl. 8^{v}). Beim Zahnen ist es wichtig, dass der Knabe immer einen Gegenstand zum Beißen zur Verfügung hat; so werden auch rationalisierend Amulette wie z.B. Wolfszähne erklärt, was zu einem Exkurs über den Nutzen selbst schädlicher Tiere führt (Bl. 8^{v}–9^{r}). Eine weitere Einlage über die Dekadenz als Prinzip der Weltgeschichte schließt sich gleich an (Bl. 9^{r}–10^{v}). Nach einem kurzen zweiten Musenanruf behandelt Alessandrini Kinderkrankheiten, u.a. die Epilepsie, sowie Heilmittel dagegen (Bl. 10^{v}–13^{r}). Die Umstellung auf feste Nahrung erfolgt über Mund-zu-Mund-Fütterung (Bl. 13^{r}). Ein Abschnitt über Bäder (Bl. 13^{r}–14^{r}) wird anlässlich der Erwähnung von Eisbädern durch einen Skythenexkurs bereichert. Kommt der Knabe ins Schulalter, so ist leichter Sport angezeigt; statt Wein soll er gutes Wasser (z.B. das der Etsch bei Trient) trinken (Bl. 14^{rv}). Seine Affekte muss er nun durch die Vernunft zügeln lernen (Bl. 14^{v}–15^{r}). Andernfalls sind Zwietracht und Kriege die Folge, wie sie gerade Europa verheeren. Der Dichter schließt mit dem Wunsch, diese Selbstzerfleischung möge ein Ende nehmen und man möge die Kräfte auf den Kampf gegen den gemeinsamen Feind, die Türken, konzentrieren (Bl. 15^{r}–16^{r}).

Pädiatrie und Pädagogik

Über Pädiatrie und über Kinder-, d.h. in der Praxis meist Knabenerziehung, ist seit den *Frauenkrankheiten* des Soranos von Ephesos und Plutarchs *Über die Erziehung der Kinder* (beide 1./2. Jh.) viel geschrieben worden. Gerade in der nlat. Literatur entstanden insbesondere zu Erziehungsfragen zahlreiche Traktate (CNLS 2, 301). Gut möglich, dass einige davon Alessandrini als Quellen gedient haben. Jedenfalls stellt die *Paedotrophia* selbst eine interessante, noch unausgeschöpfte Quelle für die pädiatrischen und pädagogischen Vorstellungen der Zeit dar. Wer hätte beispielsweise gedacht, dass verfrühte Gehversuche zu O- und X-Beinen führen können (Bl. 6^{v}–7^{r})?

Tu pedibus tamen ante diem puerilia niti
Corpora ne sinito: saepe imprudentibus unum
Obfuit invalidique et adhuc prope cerea nacti
Ossa pedes nimiumque gravi sub pondere pressi
Exiliere loco atque oneri cessere gravati,
Crura unde in varias abeunt sinuata figuras.
Saepe etiam introrsum spectantia mutuo sese
Genua terunt atque implicitos dant turpia gressus.

> Du lass jedoch nicht zu, dass die Knaben ihren Körper vor der Zeit auf die Beine stützen. Häufig hat dies ganz allein den Unvorsichtigen geschadet: Die schwachen Beine mit ihren fast noch wächsernen Knochen sprangen unter dem Druck des schweren Gewichts aus ihrer Stellung und gaben der Schwere der Last nach. Daher krümmen sich die Schienbeine und verformen sich in verschiedener Weise. Häufig sehen dann auch die Knie nach innen, reiben sich aneinander und bringen – ein hässlicher Anblick – stolpernde Schritte hervor.

Originalität

Originell ist Alessandrinis Gedicht im Rahmen der genannten Diskurse insofern, als es zum einen das erste der wenigen Lehrepen zu einem derartigen Thema sein dürfte[20] und zum anderen (wenn auch unter Beschränkung auf die ersten Lebensjahre und mit einem klaren Schwerpunkt auf dem medizinischen Aspekt) Pädiatrie und Pädagogik zwanglos miteinander vereint.

Tradition des Lehrgedichts

Als Gedicht orientiert die *Paedotrophia* sich inhaltlich wie formal an der Tradition des antiken Lehrepos, die seit dem 15. Jh. immer intensiver rezipiert und imitiert wird,[21] besonders an ihrem bedeutendsten Vertreter Vergil mit seinen *Georgica*. Aus ihm und seinen Nachfolgern übernimmt Alessandrini neben einer Fülle sprachlicher Wendungen lehrepische Bauformen aller Art, von der Widmung an einen hochgestellten Adressaten über Exkurse und Mythenerzählungen bis hin zu im eigentlichen Sinne didaktischen Argumentations- und Darstellungsmustern wie der Beglaubigung durch Autopsie oder dem Katalog. Besonders spezifische Anleihen bei Vergil sind die weltgeschichtliche Einlage und der Skythenexkurs der *Paedotrophia*, bei denen man gleich an die entsprechenden Passagen der *Georgica* (georg. 1,125–159, 3,349–383) denkt, sowie die abschließende Beschreibung des verwüsteten Europa, die sich an Vergils Klage über das vom Bürgerkrieg verheerte Italien zu Ende seines ersten Buches (georg. 1,461–514) anlehnt. In der ersten und dritten dieser Passagen drückt sich dabei auch eine Weltsicht aus, die derjenigen der *Georgica* in vielem ähnelt: Die Welt wird von einer natürlichen Tendenz zur Verschlechterung beherrscht, ihre Ordnung droht ständig ins Chaos zu kippen; nur wenn der Mensch sich dem mit aller Kraft entgegenstemmt, kann er auf Erfolg hoffen. Darüber hinaus lässt der Europa-Exkurs, der die weitreichenden Folgen einer falschen Erziehung drastisch vor Augen führt, auch ein dem vergilischen verwandtes Gattungsverständnis erahnen: Beide Autoren behandeln ein Thema von scheinbar geringer Dignität, lassen aber durchblicken, dass dieses in Wirklichkeit höchst bedeutsame Implikationen hat. Vergil auf diese Art zu lesen und zu imitieren könnte Alessandrini von seinem Freund und Kollegen Girolamo Fracastoro

20 Die recht bekannten, erstmals 1584 in Paris gedruckten *Paedotrophiae libri tres* des Scévole de Sainte-Marthe könnten, wie die Titelgleichheit nahelegt, von Alessandrinis Werk angeregt sein.

21 Grundlegend zum nlat. Lehrgedicht ist Ludwig 1982; vgl. auch CNLS 2, 38–45.

gelernt haben: Dieser hatte 1530 in Verona sein berühmtes Lehrgedicht über die Syphilis publiziert, dessen erstes Buch ebenfalls mit einer Klage über die Kriegsverwüstungen in Italien schließt und zu dessen Beginn er ausdrücklich erklärt, er werde anhand eines geringen Themas Zusammenhänge von großer Bedeutung aufzeigen (Syph. 1,22–23).

Gelegenheitsgedichte

Die sieben Gelegenheitsgedichte, die den Band abschließen (Bl. 16v–24v), sind chronologisch breit gestreut: Die ersten beiden, Geburtstagsgedichte für Maximilian II. und seinen Sohn Erzherzog Ernst, sind wohl am Wiener Hof entstanden. Die Gedichte fünf bis sieben, in denen u.a. der norditalienische Humanist Benedetto Lampridio und der Jurist Massimo Grando aus Arco angesprochen werden (und in denen von einer mysteriösen Verbannung des Autors aus Trient die Rede ist), gehören in die Zeit davor. Das dritte, das sich an einen Trientner Kanonikus wendet, stammt aus den letzten Lebensjahren des Dichters. Unklar sind Entstehungsort und -zeit des vierten Gedichts, in dem ein nicht näher bekannter Spanier namens Ramiro Gusmano apostrophiert wird. Vermutlich wollte der greise Alessandrini aus den zahlreichen Gelegenheitsgedichten, die er im Laufe seines langen Lebens verfasst haben dürfte, hier so etwas wie eine knappe, aber dennoch repräsentative Anthologie zusammenstellen. Zu dieser Annahme passt auch die wohlgeordnete metrische Vielfalt der kleinen Sammlung, die vom prestigeträchtigsten zum leichtesten, spielerischsten Maß absteigt: Auf drei Hexametergedichte folgen eine Elegie, zwei Stücke in horazischen Maßen und eines in Hendekasyllabi. Das inhaltlich reizvollste Gedicht ist die Elegie an Gusmano, ein Begleitgedicht zu einer Art Sichel, mit welcher der Empfänger, wie das der Autor selbst häufig getan hat, sich künftig auf der Vogeljagd Äste abschneiden kann, um sich damit zu tarnen: Möge er bei dieser Beschäftigung Erholung von seinen Studien finden und stets mit reicher Beute nach Hause zurückkehren!

hodoeporica: Sabinus

Schließlich darf in diesem Überblick ein Genre nicht unerwähnt bleiben, in dem sich zwar keine Tiroler versucht haben, das sich aber bisweilen dennoch ausführlich mit Tirol beschäftigt, das Land im Gebirge in anderen Regionen bekannt gemacht und sein Bild in Europa mitgeprägt hat: Das 16. Jh. war im deutschen Sprachraum die Hochzeit des sogenannten *hodoeporicon*, des nlat. Reisegedichtes – und da viele der beschriebenen Reisen nach Italien führten, führten auch nicht wenige durch Tirol: Hermann Wiegands klassische Monographie listet immerhin neun Beispiele auf.[22] Neben anderen literarischen Größen wie Riccardo Bartolini, Nathan Chytraeus oder Georg Fabricius schildert auch Georg Sabinus (1508–1560; Kühlmann u.a. 1997, 1240–1243) in seinem *Itineris Italici hodoeporicon* („Gedicht über eine Reise nach Italien"; o.O. 1535), wie er das Land durchzogen hat (Wiegand 1984,

22 Wiegand 1984, 441, 446–448, 464–468, 472–476, 483–486, 502–504, 508, 521–522, 523–524.

75–76; Töchterle 2001). Der Tirol gewidmete Teil (V. 505–624) bietet neben einer Trientner Ehebruchsgeschichte (V. 549–588) und einer Beschreibung des fruchtbaren Welschtirol (V. 601–624) – Unmoral wie Fruchtbarkeit weisen diesen Teil des Landes für Sabinus als bereits zu Italien gehörend aus – v.a. eine Beschreibung des schrecklichen, lebensgefährlichen Gebirges, die das zeittypische Alpenbild eindrucksvoll verdichtet (V. 511–518; vgl. dagegen hier S. 655):

Grando cacuminibus nixque indurata recumbit.
Semper in his acri frigore saevit hiems
Atque resolvuntur nimbi Caurique furentes
Importuna nigro turbine bella gerunt
Avulsasque ferunt ornos et fragmina montis,
Fragmina, quae tanto lapsa fragore cadunt,
Ac si vasta ruat sublimis machina coeli:
Attulit incautis saepe ruina necem.

Hagel liegt auf den Gipfeln und hartgefrorener Schnee. Immer wütet auf ihnen mit bitterer Kälte der Winter, Wolken bersten, rasende Nordwinde wirbeln schwarz heran, führen wilde Kriege, entwurzeln und stürzen Eschen und Bergtrümmer, Trümmer, die mit solchem Getöse zu Tal fallen, als bräche der gewaltige Bau des hohen Himmels hernieder: Oft brachte solcher Sturz Unvorsichtigen den Tod.

Stefan Tilg

Theater

Übersicht

Während des ganzen Mittelalters und noch in der ersten Hälfte des 16. Jhs. entstanden in Tirol keine lat. Dramen bzw. ist eine solche Produktion nicht fassbar. Die aus der lat. Liturgie herausgewachsenen volkstümlichen Spielformen wie z.B. das Osterspiel sind nur in späteren deutschen Fassungen überliefert. Einzelne lat. Einsprengsel (vgl. Wimmer 1974), wie sie etwa das sogenannte *Innsbrucker Osterspiel* bewahrt hat, können nicht für eine Geschichte der lat. Literatur beansprucht werden. Später war die Voraussetzung für die Verwendung des Lat. als Dramensprache die Wiederentdeckung klassisch-antiker Spielformen, doch auch als diese Voraussetzung erfüllt war, gab es in Tirol zunächst keine Produktion lat. Dramen. Von der Aufführung von Dramen unter der Regie von Tiroler Lateinschulmeistern des 15. und 16. Jhs. haben wir nur spärliche Nachrichten (vgl. z.B. Dörrer 1943). Davon sind weder Texte überliefert noch ist immer klar, ob es sich um lat. oder volkssprachliche Stücke handelte. Die 1419 geschriebene *Catinia* – die titelgebende Figur ist ein Kesselmacher namens Catinius – des aus Levico im Trentino stammenden Sicco Polentone (1375/76–1447) ist zum einen kein echtes Drama, sondern ein Dialog ohne Handlung, zum andern nicht im Gebiet des historischen Tirol, sondern in Bologna verfasst worden (vgl. Padoan 1969). So blieb eine nachweisbare lat. Dramenproduktion den ab der zweiten Hälfte des 16. Jhs. in Tirol tätigen Jesuiten vorbehalten. Neben den Jesuitendramen ist noch ein Stück des späteren Bischofs von Brixen, Hieronymus Otto Agricola, zu berücksichtigen, das er in seiner Studienzeit verfasste. Da es Ähnlichkeiten mit einem Strang humanistischer Jesuitendramen aufweist, wird es in diesem Zusammenhang besprochen.

jesuitischer Schul- und Theaterbetrieb

Eines der Hauptanliegen der Jesuiten war bekanntlich die mittlere und höhere Schulbildung, auf die sie durch ihre Gymnasien an vielen Orten beinahe ein Monopol erhielten. In Tirol eröffneten sie insgesamt drei Gymnasien, das erste 1562 in Innsbruck (vgl. Abb. 36, 37), das zweite bald darauf 1573 in Hall, das dritte schließlich 1625 in Trient. Wie andernorts auch, wurde gleich darauf der mit der jesuitischen Schulbildung eng verknüpfte Theaterbetrieb begonnen. Das Theaterspielen erfüllte mehrere Zwecke: Zunächst war es eine gute Übung im lat. Ausdruck, dem zentralen Bildungsziel des Unterrichts; darüber hinaus vermittelte es Selbstvertrauen und Sicherheit im öffentlichen Auftreten; schließlich konnten so auf angenehme Weise den Schülern und dem Publikum Grundsätze jesuitischer Weltsicht vermittelt werden. Neben kleineren Spielszenen während des Schuljahres



Abb. 36: Kaiser-Leopold-Saal an der Theologischen Fakultät Innsbruck in den Räumlichkeiten des ehemaligen Jesuitenkollegs.



Abb. 37: Gründungsstein des Jesuitenkollegs Innsbruck mit der Jahreszahl 1562 am Gebäude der heutigen Theologischen Fakultät.

fand mindestens einmal pro Jahr eine große öffentliche Aufführung statt, auf die viel Zeit, Energie und Aufwand verwendet wurde. Die an das jeweils aufgeführte Stück anschließende *distributio praemiorum*, die „Preisverteilung“ für die besten Schüler des vergangenen Jahres, übernahm auch die Funktion von Zeugnissen und Noten, die es in der heutigen Form noch nicht gab. In der Frühzeit des Jesuitendramas, die sich in etwa mit der hier behandelten Epoche deckt, fanden die öffentlichen Aufführungen im Rahmen eines Schulfests zu Beginn des neuen Unterrichtsjahres Mitte Oktober statt. Später, nachweislich seit 1645, verlegte man den Termin auf das Ende des Schuljahres Anfang September. Hinzu kamen je nach

Anlass diverse Festaufführungen, die besonders prunkvoll inszeniert waren und oft eine Möglichkeit zur Huldigung an bedeutende Persönlichkeiten gaben. Im Regelfall wurde jedes Jahr ein neues Stück gespielt, dessen Produktion entweder dem Lehrer der *Rhetorica*, der höchsten Klasse, oder seinem Kollegen aus der *Humanitas*, der zweithöchsten Klasse, oblag. Normalerweise war es dann auch derselbe Lehrer, der das von ihm geschriebene Stück mit Schülern aus allen Klassen einstudierte. Die Namen dieser Dichter-Regisseure blieben in der Regel ungenannt. Bei einem Großteil der Stücke ist der Verfasser auch nicht mehr zu eruieren. Da möglichst viele Schüler – wenn auch nur als Statisten – eingebunden wurden, waren mehrere Dutzend Schauspieler ein Minimum. Es konnten aber auch einmal, wie das zweite der unten besprochenen Katharinendramen zeigt, über 200 werden. Durch innovative und experimentierfreudige Inszenierungen hatte das Jesuitentheater großen Erfolg beim Publikum. Weil sicher nicht alle Zuschauer der lateinischen Rezitation im Detail folgen konnten, wurden seit dem 17. Jh. Programmhefte, sogenannte Periochen, mit meist volkssprachlichen Inhaltsangaben verteilt, die auch als Quellen wichtig sind. Das Jesuitentheater entwickelte sich rasch zu einer Institution, die das kulturelle Leben der Frühen Neuzeit bis zur Aufhebung des Ordens im Jahr 1773 entscheidend mitprägte. In Tirol war es während dieser Zeit die bedeutendste Theaterinstitution überhaupt (Valentin 1978; Wimmer 1982).

Überlieferung und Darstellung

Jesuitendramen wurden i.A. weniger als Kunstwerke denn als Schulübungen verstanden. Deshalb ist nur ein sehr geringer Prozentsatz an Stücken hs. überliefert, Drucke sind eine große Ausnahme. Allein in Innsbruck gibt es von 1563 bis 1773 – einschließlich aller kleineren, zu verschiedenen Anlässen aufgeführten Dramen – über 400 Spielbelege, aber nur 45 Texte (darunter einige deutsche) sind erhalten. Auf den relativ kurzen in diesem Kapitel behandelten Zeitraum von 1563 bis 1595 fällt dabei die verhältnismäßig große Zahl von zehn erhaltenen lat. Texten, was u.a. durch das besondere Interesse Erzherzog Ferdinands II. am Jesuitentheater zu erklären ist. Ein vollständiger und perfekt ausbalancierter Überblick über das vorhandene, thematisch wie formal vielfältige Material ist hier wie auch in den folgenden Theaterkapiteln aber nicht beabsichtigt. Vieles ist noch nicht aufgearbeitet, eine detaillierte Studie aller verfügbaren Texte und Dokumente zum Jesuitendrama in Tirol könnte nur im Rahmen eines eigenen Forschungsprojekts geleistet werden.[1] Ich werde mich deshalb auf große Linien und ausgewählte Beispiele beschränken.

1 Außer den Stücken, die in diesem Kapitel eigens besprochen werden, sind aus dieser Epoche noch die folgenden vollständig überliefert: 1585: *Dialogus de literarum studiis* (nicht bei Valentin), SEM, B 18, Bl. 115ᵛ–131ᵛ; 1587 (1588?): *Comoedia de Tribus Regibus* (Valentin, Nr. 271), BSB, Cod. 24657, Bl. 963ʳ–997ʳ; 1590(?): *Dialogus brevis pro instauratione studiorum* (nicht bei Valentin), SEM, B 19, 159ᵛ–179ᵛ; 1591: *Tragicomoedia de Sancto Vito Martyre* (Valentin, Nr. 309), ÖNB, Cod. 13192.

In der hier behandelten Epoche spielt als Aufführungsort nur Innsbruck eine Rolle. Über den Haller Spielplan im 16. Jh. ist fast nichts bekannt. Das Gymnasium von Trient wurde, wie erwähnt, erst im 17. Jh. gegründet.[2]

Zu Beginn soll eine zwar nicht allein vorherrschende, aber für die Frühzeit des Innsbrucker Jesuitendramas charakteristische Gruppe von kleinen Dramen behandelt werden, die den Schulbetrieb oder die Bildung allgemein thematisieren. Solche Dramen führen eine Tradition des eher weltlichen humanistischen Schuldramas weiter, die mit Jakob Wimphelings *Stypho* beginnt, und waren bei den Jesuiten generell sehr beliebt. Berühmtestes Beispiel ist Jakob Gretsers *Regnum Humanitatis* (1585–1590). Im Gegensatz zu den später dominierenden geistlichen Tragödien bzw. „Tragikomödien" (Tragödien mit optimistischem Ende) sind diese Stücke tendenziell komödienhaft angelegt. Das erste bekannte Beispiel aus Innsbruck ist ein Drama von Jakob Pontanus zur Eröffnung des Schuljahrs 1580, das hier auch näher vorgestellt werden soll (vgl. die Edition von Tilg 2006a).

‚Bildungsdramen'

Das betreffende Stück trägt den wenig sagenden Titel *Ludus de instauratione studiorum* („Schauspiel über die Eröffnung der Studien") und weist damit nicht auf seinen Inhalt, sondern auf den Anlass hin, zu dem es aufgeführt wurde. Der Autor, Jakob Pontanus (1542–1626), ist einer der bedeutendsten deutschen Jesuiten in der Frühzeit des Ordens.[3] Die Orte seiner hauptsächlichen Wirksamkeit waren Dillingen und ab 1581 v.a. Augsburg. 1580 wurde er aber eigens für die Inszenierung des Schuleröffnungs-Dramas in Innsbruck engagiert. Eine seit kurzem bekannte zweite (Dillinger) Fassung des Stücks scheint erst danach zur Aufführung gekommen zu sein (vgl. Leinsle 2006a, 263–269).

Jakob Pontanus

Die Namen „Komödie" oder „Tragödie" lehnt der Dichter im Prolog ab, weil diese für das vorliegende Geschichtlein (*fabellula*; das Stück umfasst nur 590 Verse) zu hoch gegriffen seien. Dementsprechend weist das bloß als *ludus* („Scherz, Spiel") klassifizierte Stück auch keine Einteilung in Akte und Szenen auf. Einschließlich des Prologsprechers und einer nur im Personenverzeichnis genannten – vielleicht in der anschließenden Preisverteilung zum Einsatz kommenden – Allegorie der Gloria treten nur dreizehn Personen auf. Die eigentliche Handlung wird gar nur von fünf Protagonisten getragen: zwei schlechten, faulen Schülern, zwei guten, fleißigen Schülern und dem Lehrer Sophronius.

Aufbau

> Die zwei faulen Schüler Typtomenus („Geschlagener") und Flagrio („Prügelknabe") schwänzen die Schule und schmieden auf dem Markplatz einen Plan, um aus dem ver-

2 Für einen umfassenden theaterwissenschaftlichen Überblick über das Jesuitendrama in Innsbruck (und Hall) vgl. Zwanowetz 1981. Eine stoffgeschichtliche Untersuchung bietet Tilg 2008.

3 Zu Leben und Werk vgl. z.B. Valentin 2, 1097–1098; Bauer 1984; Killy 9, 204–206; Blum 1993.

hassten Unterricht zu fliehen. Ihre Väter werden demnächst auf Reisen gehen und ihnen das Hauswesen überantworten. Diese Gelegenheit wollen sie wahrnehmen, sich mit dem Familienvermögen absetzen und als Händler zu großem Reichtum kommen. Während dieses Gesprächs überrascht sie der Lehrer Sophronius („Verständiger"), tadelt sie wegen ihres Fernbleibens und beginnt sie zu züchtigen. Das lassen sich die beiden aber nicht gefallen und verprügeln ihrerseits den Lehrer. Nach einiger Zeit eilen diesem die zwei fleißigen Schüler Romaeus und Hellenius (etwa „Römer-" und „Griechenfreund") zu Hilfe und vertreiben seine Peiniger. In einer Passage, in welcher der Autor sichtlich ins Träumen gerät, heben sie zu einer Lobeshymne auf die Lehrer an und verdammen den Undank, der ihnen widerfährt. Sie schwören sich ewige Freundschaft im Namen der Wissenschaft und zeigen die beiden Missetäter beim Richter an. Dieser verfolgt sie mit seinen Zuchtmeistern und führt sie der gerechten Bestrafung im Kerker zu.

Stil

Noch mehr als in vielen anderen Bildungsdramen ist im *Ludus* das Vorbild der römischen Komödie greifbar. Das zeigt sich einerseits in Vokabular und Sprache – man vergleiche z.B. V. 51 *plagis compleor praegnantibus* („ich werde mit tüchtigen Hieben eingedeckt") mit Plaut. Asin. 276 *plagas praegnatis dabo* („ich werde tüchtige Hiebe austeilen") –, andererseits in der Verwendung bestimmter Motive. Besonders auffällig sind hier der Vater-Sohn-Konflikt und der von den Söhnen begehrte Geldschatz. Die breit dargestellten Prügelszenen und groben Beschimpfungen orientieren sich an den zahlreichen entsprechend rohen Szenen bei Plautus.

weitere Bildungsdramen

Ein weiteres Sujet bildet z.B. der Kontrast zwischen Studenten- und Soldatenleben in einem 1586 aufgeführten *Dialogus brevis ad distribuenda praemia accommodatus* („Kurzer Dialog, zur Verleihung der Preise eingerichtet"; 1586, Valentin, Nr. 240). Die Verbreitung der Thematik zeigt u.a. Jakob Pontanus' 1588 aufgeführter *Stratocles*, das Innsbrucker Drama zeigt aber eine andere Entwicklung. Der letzte Beleg für ein Bildungsdrama auf der frühen Innsbrucker Jesuitenbühne ist ein 1595 gespieltes Stück *Drama de scientiarum usu et abusu* („Über den Ge- und Missbrauch der Wissenschaften"; Valentin, Nr. 363). Vielleicht ist es kein Zufall, dass das Ende dieser – freilich nur heuristisch definierten – Periode der Bildungsdramen mit dem Todesjahr des theaterbegeisterten und offenbar bei sämtlichen Aufführungen der Jesuiten anwesenden Erzherzogs Ferdinand II. zusammenfällt. Auf lokaler Ebene diente das Thema Schule und Bildung nämlich wohl auch zum Ausdruck eines spezifischen Anliegens der Innsbrucker Jesuiten an Ferdinand II., die Errichtung eines eigenen Schulgebäudes für den Unterricht (s.u.). Als Ferdinand 1595 starb und für längere Zeit kein neuer Landesherr in Innsbruck residierte, hatten die Bildungsdramen ihren wichtigsten Adressaten verloren.

Agricolas Mariendrama

Das einleitend erwähnte lat. Lesedrama des späteren Brixner Bischofs (reg. 1625–1627) Hieronymus Otto Agricola weist einige Ähnlichkeiten mit den besprochenen

Bildungsdramen auf und ist überdies Erzherzog Ferdinand II. gewidmet. Deshalb sei es an dieser Stelle in die Geschichte des Innsbrucker Jesuitendramas eingeschaltet, ohne damit Agricola für die Jesuiten vereinnahmen oder auch nur eine direkte Abhängigkeit von jesuitischen Vorbildern suggerieren zu wollen. Eine Inspiration durch einschlägige Jesuitendramen ist allerdings gut vorstellbar. Der 1571 geborene Agricola wuchs in Innsbruck als Sohn des Buchdruckers Johannes Paur (latinisiert „Agricola") auf, der später auch das hier vorgestellte Drama publizierte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Hieronymus Otto das Innsbrucker Jesuitengymnasium besucht, und zwar gerade zu jener Zeit, als die Reihe der hiesigen Bildungsdramen nachweislich begann. Auch in seiner Zeit als Student in Dillingen (später führte er seine Studien noch in Perugia und Pisa fort) könnte er leicht mit einschlägigen jesuitischen Bildungsdramen in Kontakt gekommen sein. Das Schulmilieu bildet bei Agricola freilich nur den Hintergrund, vor dem sich ein geistliches Drama über den wahren Glauben und die Jungfrau Maria entwickelt.

Titel und Widmung

Das 1592 in Innsbruck gedruckte Stück trägt den Titel *Deiparae virginis tutela*, ΔΙΑΛΟΓΙΚΩΣ *concinnata super verbis Refove flebiles – quicunque celebrant tuam sanctam commemorationem* („Der Schutz der jungfräulichen Gottesgebärerin, dialogisch gesetzt über die Worte: Erquicke die Klagenden – wer immer dein heiliges Gedächtnis feiert"). In der Widmung an Erzherzog Ferdinand II. erklärt Agricola diesen Titel bzw. die Grundidee zu seinem Drama näher. Als er lange überlegt habe, wie er sich in seiner Freizeit um seinen Landesherrn verdient machen könne, sei ihm plötzlich die Hl. Jungfrau und die auf sie bezogene Antiphon *Sancta Maria* eingefallen, aus der die im Titel zitierten Worte stammen.[4] Aus diesem Gebet an die Jungfrau Maria habe er nun eine dramatische Paraphrase gemacht. Ein besonderes Ziel der dabei entstandenen *levis*, *brevis* [...] *scenula* („unerhebliches, kurzes Szenlein") könne er nicht angeben, bei Ferdinand sei es aber bestimmt gut aufgehoben, da er ja zugleich ein Dramenliebhaber und ein Marienverehrer sei. An dieser Stelle kann der Leser nur durch den etwas kecken Ton ahnen, dass zu dem angekündigten ernsten Mariendrama noch ein lustiges Element dazukommt. Tatsächlich überwiegt in den ersten zwei von fünf Akten der Charakter eines um geistliche Themen wenig bekümmerten Bildungsdramas:

4 Die Antiphon findet sich im Römischen Brevier unter dem Commune der Feste Marias: *Sancta Maria, succurre miseris, iuva pusillanimes, refove flebiles, ora pro populo, interveni pro clero, intercede pro devoto femineo sexu; sentiant omnes tuum iuvamen quicunque celebrant tuam sanctam commemorationem* („Heilige Maria, steh den Bedrängten bei, hilf den Kleinmütigen, erquicke die Klagenden, bete für das Volk, tritt für den Klerus ein, vermittle für das dir ergebene weibliche Geschlecht; alle mögen deine Unterstützung spüren, wer immer dein heiliges Gedächtnis feiert"). Dieses Gebet wurde auch oft vertont, so z.B. in Monteverdis *Vespro della Beata Vergine* von 1610.

Der Schulmeister Dicastes („Richter") jagt den aufmüpfigen Schüler Symmachus („Mitkämpfer") fort und klagt über das Lehrerdasein. Symmachus verführt einen über das Schülerleben jammernden Mitschüler dazu, es ihm gleichzutun und auf die Schule zu pfeifen. Als Dicastes die beiden in die Kneipe ziehen sieht und sie stellt, nimmt Symmachus Reißaus. Der Mitschüler liefert sich jedoch ein Wortgefecht mit dem Lehrer und verjagt diesen schließlich mit gezogenem Degen. Inzwischen kommt eine Familie von Heiden aus Seleukia an und dankt den Göttern für ihren Schutz. Der Vater Caesio (der „Hauer") schärft seinem Sohn Candidus (der „Reine") ein, die Götter immer und überall zu ehren. Als Dicastes an ihrem Haus vorbeikommt und Caesio herausfindet, dass er hier Schulmeister ist, vertraut er ihm seinen Sohn zum Unterricht an. Nach seinen ersten Unterrichtsstunden ist Candidus begeistert von der christlichen Katechese, die er erhalten hat. Er verwirft seine alten Götter zugunsten des einen Gottes und Marias. Eine Gruppe von Juden beobachtet Candidus' gestenreiche Verzückung und versucht, ihn durch eine Reihe von Argumenten von seinem neuen Glauben abzubringen (u.a. durch eine lange Aufzählung der widersprüchlichen christlichen Gruppierungen). Sie lassen Candidus verwirrt zurück, doch eine Schar von christlichen Allegorien – Evangelium, Genius sacer (entspricht hier in etwa einem Schutzengel) und Constantia („Beständigkeit") – belehrt ihn mit Gegenargumenten und zerstreut seine Zweifel. Caesio, der geschäftlich nach Seleukia gereist ist, kommt mit einer bösen Vorahnung bezüglich seines Sohnes zurück. Als er ihn zu Hause zur Rede stellt, eröffnet ihm Candidus seine Bekehrung und seine Liebe zur Jungfrau Maria. Caesio ist so erzürnt darüber, dass er seinen Sohn kurzerhand in den brennenden Ofen wirft. Dann rennt er zum Schulmeister, den er als Urheber des Übels der gleichen Strafe zuführen will. Candidus bittet im Ofen um den Beistand Marias. Diese erscheint in Begleitung von vier Engeln, die ihr ein Preislied in sapphischen Strophen singen. Sie erhört Candidus und rettet ihn unversehrt aus dem Ofen. Dieser will ihr dafür sein Leben weihen. Inzwischen schleppt Caesio den Schulmeister aus seinem Haus, doch dessen Sklave rettet ihn und wirft Caesio seinerseits in den Ofen. Candidus' Mutter, die über den Verlust von Mann und Sohn zugleich klagt, erfährt von der wundersamen Rettung ihres Sohnes. In der letzten Szene bringt der Häretiker Antidicus („Gegenredner") die Nachricht als unglaubwürdiges Gerücht in die Hölle und verspottet Maria als *virago Papistica* („Papstheldenjungfrau") sowie als Frau überhaupt. Belial, der um die Wahrheit weiß, stört diese Erzählung und als es ihm gar zu bunt wird, lässt er Antidicus von seinen Hilfsteufeln festnehmen und abführen. Ein Epilog weist auf Marias Macht hin und ruft zu ihrer Verehrung auf.

Vorbilder und Motive

Dieser Inhalt ist natürlich keine Paraphrase der Antiphon *Sancta Maria* in einem engen Sinn. Die Gemeinsamkeit beschränkt sich letztlich auf die Verehrung Marias, besonders als Helferin in der Not. Für die Szene ihres konkreten Eingreifens hat die aus Dan 3 bekannte Erzählung von der Rettung der drei Freunde Daniels aus dem Feuerofen König Nebukadnezars II. Pate gestanden. Die Betonung der Marienver-

ehrung allein ist schon ein pro-katholisches konfessionelles Signal, die Blamage des marienverachtenden Häretikers am Ende unterstützt dieses noch durch eine anti-protestantische Spitze. Die Idee, dass der Häretiker sogar dem Teufel zu lästig wird, ist dabei nicht unwitzig und die etwas groteske Durchführung im Detail – einmal tanzt Belial sogar wie verrückt zu Antidicus' Verleumdungen – ist repräsentativ für den geistreichen und zuweilen launigen Stil Agricolas. Ein anderes Beispiel ist die erste Szene des zweiten Akts, in der Symmachus seinen „Anticraodotes" genannten Mitschüler zum Schulschwänzen überredet. Der Name des Mitschülers, „Gegenschreigeber", bildet die exzentrische Art und Weise ab, in der Symmachus zunächst sein Anliegen vorbringt:

> SYM: *Euohe, Euax, Io, Io!*
> *Hem quid taces? imitator esto!* ANT: *Io, Io.*
> SYM: *Pacificus es, bacchare liberius parum, Io Io*!
> ANT: *Horreo.* SYM: *Quid abnutas*? ANT: *Libri fastidium*
> *Pariunt, ita his oportet impallescere.*
> SYM: *Apage libros, medela morbo huic proxima est,*
> *Tu clamita* […]
>
> SYM: Juchei, Jucho, Io, Io!
> Ei, was bist du so still? Mach es mir nach! ANT: Io, Io.
> SYM: Du bist so friedlich, juble ein wenig freier, Io, Io!
> ANT: Ich schaudere. SYM: Was winkst du ab? ANT: Die Bücher
> Ekeln mich, so sehr muss man über ihnen bleich werden.
> SYM: Fort mit den Büchern, die Medizin für deine Krankheit ist ganz nah:
> Du, schrei nur […]

Vorbild römische Komödie

Am Ende der Szene ist Anticraodotes dann tatsächlich so weit, dass er Symmachus' „Io, Io!" mit einem vollhalsigen „Io, Io!" erwidern kann. Gerade in den lustigen Szenen greift wie bei den Bildungsdramen das Vorbild der römischen Komödie. Dieses ist z.B. spürbar im Setting des klassischen Mittelmeerraumes (der Ursprung der Heidenfamilie in Seleukia ist der einzige Orientierungspunkt) oder in Vokabular und Morphologie (vgl. z.B. den archaischen Konjunktiv Präsens *creduat* auf S. 58 mit Plaut. Poen. 747 *creduam*, Bacch. 476 *creduas*, 504 *creduat*). Grundsätzlich findet sich auch der für die römische Komödie charakteristische Vater-Sohn-Konflikt wieder, der hier freilich ganz anders ausgespielt wird. Schließlich könnte auch die metrische Vielfalt des Stücks zumindest entfernt von der Polymetrie der römischen Komödie angeregt worden sein: Zwischen den vorherrschenden jambischen Trimetern sind nämlich immer wieder einzelne Verse in abweichenden

jambischen Maßen eingeschaltet (Dimeter, katalektischer bzw. hyperkatalektischer Trimeter, Hinkjambus, Tetrameter). Das Versmaß ist in diesen Fällen stets durch eine Marginalie kenntlich gemacht, was auf eine bewusste metrische Gestaltung schließen lässt.

Wie immer das Verhältnis dieses Stücks zu den jesuitischen Bildungsdramen beschaffen sein mag, es ist jedenfalls ein bemerkenswertes, wenn auch bisher weitgehend unbeachtetes Dokument für die Bedeutung des (lat.) Theaters unter Erzherzog Ferdinand II. von Tirol.

sakralgeschichtliche Stoffe; niederländische Vorbilder

Bildungsdramen wie die oben besprochenen waren nur bis zum Ende des 16. Jhs. eine bedeutende Erscheinung auf der Jesuitenbühne. Eine für ihre weitere Geschichte folgenreichere Entwicklung ist die Dramatisierung sakralgeschichtlicher Sujets. Der erste Beleg dafür ist eine nur dem Titel nach bekannte, 1574 aufgeführte *Comoedia de resurrectione Domini* („Komödie über die Auferstehung des Herrn", wobei „Komödie" hier im Einklang mit einem damals weit verbreiteten Sprachgebrauch nichts anderes als „Drama" heißt). Das Leben eines Heiligen wurde erstmals 1587 in einer ebenfalls nicht näher bekannten *Comoedia de Divo Francisco* („Komödie über den Hl. Franziskus") auf die Bühne gebracht. Das Märtyrerdrama wird 1576 mit einer *Catharina* eingeführt, das Bibeldrama 1583 mit einem *Tobaeus*. Die letztgenannten Dramen sind gleichzeitig Beispiele für die in der Frühzeit der Innsbrucker Jesuitenbühne starke Vorbildwirkung niederländischer Dramatiker. Wie auf vielen anderen Jesuitenbühnen wurde in Innsbruck als allererstes Stück der *Euripus* (Valentin, Nr. 26; Ausgabe: Rädle 1979) des Löwener Franziskaners Lewin Brecht (1502/03–1560) gespielt. Dieses Drama inszeniert das bei Mt 7,13–14 gegebene Gleichnis von den zwei Wegen, zwischen denen der Mensch zu wählen hat, dem breiten Weg ins Verderben und dem schmalen Weg zum Heil (Ausgabe bei Rädle 1979, 1–293; vgl. Valentin 1972b). Im Jahr darauf folgte das Jedermann-Drama *Hecastus* (Valentin, Nr. 32; Ausgabe: Dammer/Jeßing 2007) von Georg Macropedius (1487–1558), einem der führenden niederländischen Dramatiker seiner Zeit.[5] Später wurden fremde Vorbilder mehr oder weniger stark adaptiert, einerseits, um sie lokalen Bedürfnissen anzupassen, andererseits, um einen gewissen literarischen Ehrgeiz zu befriedigen und daraus ein ‚neues' Stück zu machen. Der erwähnte *Tobaeus* des in Innsbruck lehrenden Matthias Friccius (um 1550–1616; vgl. zu ihm Valentin 2,1050–1051) orientiert sich z.B. am Vorbild des gleichnamigen, 1570 in Antwerpen erschienenen Stücks des „christlichen Terenz"

5 Vgl. Dammer/Jeßing 2007. Die Herausgeber stellen u.a. die Kontroverse dar, die dieses viele Katholiken ‚protestantisch' anmutende Stück auslöste (25–29). Die jesuitischen Aufführungen – vgl. neben Innsbruck noch Wien (Valentin, Nr. 3) und Ingolstadt (Valentin, Nr. 8) – zeigen aber auch, dass solche konfessionellen Probleme nicht immer so eng gesehen wurden.

Cornelius Schonaeus. Friccius' *Tobaeus* (Valentin, Nr. 175 [= Nr. 190]; SEM, B 18, Bl. 31^{v}–85^{v}; ÖNB, Cod. 13249) ist aber keine Imitation des metrisch komplexen Ausgangstexts, sondern eine tiefgreifende Umarbeitung in jambischen Senaren. Die *Catharina* von 1576 stellt zusammen mit ihrer ‚Nachfolgerin' von 1577 ein Beispiel zugleich für die lokale Adaption eines niederländischen Vorbilds wie für eine radikale Neufassung dar.

Katharinendramen

Die Innsbrucker Dramen über die Hl. Katharina von Alexandria sollen hier ausführlicher behandelt werden: Sie gehören zu den bedeutendsten Dramen nicht nur der Innsbrucker Jesuitenbühne, sondern des Jesuitendramas im deutschen Sprachraum überhaupt, nicht zuletzt, weil sie die frühesten erhaltenen Zeugnisse für das später auf der Jesuitenbühne so erfolgreiche Märtyrerdrama darstellen. Ein späteres Innsbrucker Katharinendrama von 1606 stellt sich in die direkte Nachfolge der 1576 und 1577 gespielten Stücke und wird deshalb in der hier gegebenen Gesamtdarstellung dieser Dramen gegen die sonstige Epocheneinteilung mit behandelt (Edition: Tilg 2005b). Eine kurze Einzelanalyse der *Catharina* von 1606 findet sich dann im Theaterkapitel der folgenden Epoche. Die einzelnen Stücke verbindet nicht nur der gemeinsame Stoff, sie hängen auch textlich voneinander ab. Das erste Stück eines anonymen Bearbeiters von 1576 gibt mit relativ geringfügigen Zusätzen das Vorbild des Lütticher Humanisten Gregorius Holonius wieder (ca. 1531–1594; *Catharina*, 1556). Ein in Tirol wirkender Niederländer, Johannes Sonhovius, hat die erste Innsbrucker Katharina dann 1577 stark umgeschrieben und zu einem aufwendigen Festspiel gemacht. Der Bearbeiter der dritten Katharina, mutmaßlich Wolfgang Starck, hat schließlich beide Vorgänger für seine eigene, wieder mehr aufs Dramaturgische konzentrierte Version benutzt. Zu den einzelnen Bearbeitungen und Bearbeitern s.u. Trotz der Verschiedenheit der Textgestalt verfolgen alle drei Stücke ein gemeinsames pragmatisches Ziel. Dieses rührt von den historischen Bedingungen her, unter denen das erste Stück 1576 entstanden ist und die bis zum letzten Stück 1606 aktuell blieben. Im Folgenden sei deshalb die Entstehungsgeschichte der ersten Aufführung skizziert.

historischer Kontext

Das Drama von 1576 war sozusagen als Versöhnungsgabe der Jesuiten an ihren Landesherrn, Erzherzog Ferdinand II., gedacht. Seit Beginn der Siebzigerjahre des 16. Jhs. war es zusehends zu einer Verschlechterung des Verhältnisses der Jesuiten zu Ferdinand gekommen. Dessen Förderung der Innsbrucker Franziskaner hatte einen langlebigen und in vielem kleinlichen Streit zwischen den beiden Orden um die Gunst des Landesherrn zur Folge. 1572 wurde als Nachfolger des bisherigen Hofpredigers Petrus Canisius der Franziskaner Johannes Nas bestellt, der überhaupt ein streitlustiger Mann war und sich bevorzugt mit den Jesuiten anlegte. Zu einer echten Krise kam es dann 1575 durch das undiplomatische Verhalten des damaligen Rektors des Innsbrucker Jesuitenkollegs, Wendelin Völck (ca. 1536–

1608), der dem Wunsch des Erzherzogs nach einem jesuitischen Erzieher für seine Söhne nicht entsprach. Dies zusammen mit der folgenden üblen Nachrede hatte ein regelrechtes Mobbing gegen die Jesuiten beim Innsbrucker Hof zur Folge: Völck wurde seiner bisherigen Stellung als Beichtvater der Söhne Ferdinands enthoben und durch einen Franziskaner ersetzt. Überhaupt wurde der Kontakt des Hofes zu den Jesuiten tunlichst vermieden. Selbst der damalige Statthalter von Tirol, Graf Schweikart von Helfenstein (1539–1591), musste wegen seiner Anhänglichkeit an die Jesuiten resignieren und trat als Pfleger von Landsberg in bayerische Dienste. Entscheidend für unser Theaterstück ist schließlich, dass Ferdinand, wohl nicht zuletzt infolge der angedeuteten Verstimmungen, den Jesuiten auch ihr bisheriges Schullokal entzog. Bis dahin waren ihre Klassenzimmer in einem Trakt des 1553–1561 erbauten „Neuen Stifts", des späteren Franziskanerklosters, eingerichtet. Das Stift wurde nun ganz den Franziskanern überlassen, die Jesuiten mussten ihre Schulräume wohl oder übel in das eigene Kolleg im ehemaligen „Kaiserspital" verlegen. Die nun folgenden Jahre und Jahrzehnte sind von beständigen Klagen über die Raumnot im Kolleg und über das Fehlen eines eigenen Schulgebäudes erfüllt.

Stoff und Absicht

Die Wahl des Stoffes für die vor dem Erzherzog gespielte Aufführung von 1576 war nun insofern geschickt, als mit der Figur Katharinas von Alexandria verhüllt auf die Wichtigkeit der in jesuitischer Hand befindlichen höheren Bildung hingewiesen und der Wunsch nach einem eigenen Schulgebäude artikuliert werden konnte, ist doch die Katharinenlegende geradezu ein Exempel für die Wirkungsmacht christlich-rhetorischer Bildung:

Katharinenlegende

> Katharina ist die schöne und hoch gebildete Tochter des Costus, des verstorbenen Königs von Zypern. Sie wohnt, von einem Hofstaat umgeben, in Alexandria. Eines Tages hält der Sohn des römischen Kaisers um ihre Hand an. Katharina lehnt aber mit der Begründung ab, sie würde nur einen Bewerber akzeptieren, der ihr an Adel, Schönheit und Reichtum gleichkäme. Ein Einsiedler weist sie im Folgenden auf Christus als den idealen Bräutigam hin. In einer Traumvision sieht sie Maria mit dem Jesuskind und ist entzückt von diesem. Das Jesuskind weist sie jedoch so lange zurück, bis sie sich taufen lässt. Darauf steckt es ihr einen Verlobungsring an den Finger (dies ist die sogenannte „mystische Hochzeit" mit Christus). Einige Zeit später befiehlt Kaiser Maxentius, dass die gesamte Bevölkerung Alexandrias an einem Opferfest für die Götter teilnehmen müsse. Katharina tritt ihm entgegen und wirft ihm seine Vielgötterei vor. Maxentius kämpft mit seinen Leidenschaften: Einerseits begehrt er Katharina wegen ihrer Schönheit, andererseits erkennt er in ihr seine religionspolitische Feindin. Verwirrt von ihrer klugen Argumentation, lässt er fünfzig Philosophen herbeirufen, die Katharina im Disput besiegen sollen. Doch wider Erwarten unterliegen sie ihr. Katharina bekehrt sie zum Christentum. Der erzürnte Maxentius lässt

> die Philosophen sämtlich auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Er versucht es bei Katharina nun mit Schmeichelei, mit Versprechungen von Macht und Ehre, doch sie bleibt standhaft. Darauf lässt er sie auspeitschen und in den Kerker werfen, wo sie Hunger leiden muss. Eine Taube bringt ihr jedoch Nahrung, Engel trösten sie. Der Kaiserin geht das Schicksal Katharinas nahe. Zusammen mit dem Heerführer Porphyrius schleicht sie sich ins Gefängnis, um mit Katharina zu sprechen. Die beiden sehen, wie die Engel Katharina umsorgen, und werden ihrerseits zusammen mit den Soldaten des Porphyrius zum Christentum bekehrt. Als Maxentius davon erfährt, lässt er sie enthaupten. Seiner Frau werden vorher sogar noch die Brüste abgeschnitten. Mit Hilfe des Präfekten Chursasadem lässt Maxentius ein messerbestücktes Rad bauen, durch das Katharina sterben soll. Das Rad wird jedoch auf ein Gebet Katharinas hin von einem Blitz zerschmettert, die Splitter töten viele umstehende Untergebene des Maxentius. Schließlich wird Katharina enthauptet. Aus ihrer Wunde strömt Milch statt Blut. Engel überführen ihren Leichnam auf den Sinai und legen ihn in ein Marmorgrab. Genau an dieser Stelle soll später das berühmte Katharinenkloster am Sinai entstanden sein. Als Katharinas Todes- und zugleich Festtag gilt der 25. November 306.

In der Folge dieser in ihrem Kern vielleicht im 6./7. Jh. entstandenen Legende wurde Katharina von Alexandria zur Patronin u.a. der Redner, Philosophen und Universitäten, aber eben auch – worauf es hier ankommt – der Lehrer, der Schüler und der Schule als Institution. Im alltäglichen Schulbetrieb der Jesuiten kam Katharina ganz besondere Verehrung zu. An ihrem Festtag wurden Deklamationen zu ihren Ehren gehalten. Noch erhaltene Bände literarischer Übungsstücke von Innsbrucker Jesuitenschülern zeigen einen auffallend hohen Anteil von Gedichten auf Katharina.[6] Erzherzogin Magdalena nannte ihr 1587–1590 in unmittelbarer Nähe des alten Gymnasiums gestiftetes Konvikt für arme Jesuitenschüler in Hall „Katharinahaus". Der Stoff war also für das Anliegen der Jesuiten bestens geeignet und wurde sicher bewusst gewählt. Das Thema „Schulgebäude" war noch in gleichem Maß wie bei der ersten Aufführung 1576 bei den Inszenierungen des Folgejahres und schließlich von 1606 aktuell, als unter Erzherzog Maximilian III. endlich das neue Gymnasium eröffnet und zu diesem Anlass bezeichnenderweise wieder auf die alten Texte von 1576 und 1577 zurückgegriffen wurde. In dem Bericht der *historia domus* (vgl. hier S. 332) zur Eröffnung des neuen Gymnasiums wird Katharina auch ausdrücklich als Patronin erwähnt (Bd. 1,145; *Sancta Katharina Gymnasii patrona*). 1606 ging es freilich nicht mehr um den Wunsch nach einem Schulgebäude, sondern um den Maximilian gegenüber bezeugten Dank für die Erfüllung ebendieses

6 Vgl. besonders die *Epigramma composita ab auditoribus rhetorices* 1610–1613 (s. hier S. 398). Dort finden sich Katharinen-Epigramme auf den Seiten 1–11, 67–79, 177–196 und 241.

Wunsches. Neben dieser unmittelbaren Wirkungsabsicht der drei Stücke ist noch zu berücksichtigen, dass die Disputation zwischen Katharina und den heidnischen Philosophen in der jesuitischen Rhetorik auch als Modell für die zeitgenössischen kontroverstheologischen Disputationen zwischen Katholiken und Protestanten diente und als Apologie des jesuitischen Bildungsprogramms überhaupt interpretiert werden konnte.

Tragoedia de fortissimo Sanctae Catharinae certamine

Der ‚Archetyp' der Innsbrucker Katharinendramen, die schon erwähnte *Catharina* des Gregorius Holonius, war in mehrerer Hinsicht für die Innsbrucker Zwecke geeignet. Das Sujet richtete die Aufmerksamkeit auf das Thema Bildung und Schule. Außerdem war das Stück von dem selbst als Lehrer tätigen Holonius bereits als Schuldrama konzipiert. Der Innsbrucker Bearbeiter von 1576 brauchte deshalb in seiner *Tragoedia de fortissimo Sanctae Catharinae certamine* („Über den überaus tapferen Kampf der Hl. Katharina") nur wenige Änderungen vorzunehmen. Diese betreffen v.a. den Adressaten, den mehr oder weniger subtilen Hinweis auf einen jesuitischen Führungsanspruch und die Lenkung der Zuschauer. Während Holonius dezidiert für ein schulinternes Publikum schrieb, richten sich der Prolog und der Epilog, die für die Innsbrucker Aufführung neu hinzugefügt wurden, direkt an den Landesfürsten Ferdinand II. Die neue Figur des Einsiedlers Makarius, der u.a. Katharina selbst mit geistlichem Rat zur Seite steht, dürfte auf jene Vertreter der Gesellschaft Jesu verweisen, die bei Hof Einfluss hatten oder gewinnen wollten. Eine Reihe weiterer neuer Nebenfiguren übernimmt schließlich die im Jesuitendrama gern besetzte Rolle von ‚Spieler-Zuschauern' (vgl. dazu Sprengel 1987). Dabei handelt es sich um Schauspieler, die die Aktion auf der Bühne mehr beobachten als an ihr teilhaben und durch ihre Reaktionen und Kommentare die Rezeption des Stücks bei den realen Zuschauern beeinflussen. So findet eine Gruppe von Christen z.B. in der fünften Szene des dritten Akts die vom Feuer unversehrten Leiber der Philosophen. Die Verehrung, die sie diesen ausdrücklich als Reliquien angesprochenen Leibern dann auf der Bühne zukommen lassen, vermittelt den Zuschauern den heilsgeschichtlichen Sinn des Geschehenen und erinnert sie an die Bedeutung der katholischen Reliquienverehrung. Schließlich bringt auch der Epilog noch eine Deutung des Geschehens und einen Aufruf an die Zuschauer, die Tugenden Katharinas nachzuahmen. Im Vergleich mit anderen zeitgenössischen Jesuitendramen ist u.a. die gänzliche Abwesenheit von allegorischen Figuren auffällig, die auf das Vorbild von Holonius zurückgeht

Catharinias

Der Autor der *Catharinias* („Katharinenepos") von 1577 ist der Flame Johannes Sonhovius (Zonhoven), der sich zur Zeit der Abfassung des Dramas gerade als Gehilfe von P. Hieronymus Nadal (1507–1580) in Hall aufhielt. Nadal, ein Weggefährte des Ignatius von Loyola und Pionier im Aufbau der jesuitischen Strukturen in Deutschland, setzte sich in Hall zur Ruhe, um dort seine später berühmten Me-

ditationsbücher[7] zu vollenden. Sonhovius wurde von der Ordensleitung die Aufgabe anvertraut, Nadal bei der Abfassung dieser Bücher zu unterstützen. Nebenbei zeichnete er mit seinem Katharinenstück für die aufwendigste und spektakulärste der drei hier besprochenen Inszenierungen verantwortlich. Die Spieldauer betrug nach den Auskünften der *historia domus* (Bd. 1, 21) und der Provinzgeschichte Agricolas (Agricola/Flottus/Kropf, *Historia provinciae*, Bd. 1,178) acht Stunden (wobei zu bedenken ist, dass die im Vorjahr gespielte Version auch schon sechs Stunden dauerte). Über 200 Schauspieler sollen mitgewirkt haben, also fast die gesamte damalige Schülerschaft des Gymnasiums. Aller Wahrscheinlichkeit befanden sich darunter übrigens auch Jacob Gretser (1562–1625; vgl. hier S. 269) und Matthäus Rader (1561–1634; vgl. hier S. 503), die damals das Innsbrucker Jesuitengymnasium besuchten und später zu literarischen – und auch selbst dramatisch tätigen – Glanzlichtern ihres Ordens wurden. Für ein Drama dieses Maßstabs ist eine Freilichtaufführung anzunehmen, wie überhaupt wahrscheinlich alle größeren Innsbrucker Stücke dieser Zeit im Freien stattfanden, entweder im Hof der Burg oder des Kollegs (Zwanowetz 1981, 24). Auch der Text der *Catharinias* fällt aus dem Rahmen, da er über weite Strecken neben dem Trimeter (bzw. gelegentlichen Senaren) den Hexameter als Sprechvers verwendet – daher auch der auf *-ias* ausgehende epische Titel, nach dem Muster etwa von *Il-ias*. Der Hexameter als Sprechvers, entweder durchgängig oder streckenweise, ist im frühen Jesuitendrama nicht ganz ungewöhnlich (Dürrwächter 1896, 11–13). Der italienische Jesuit Stefano Tucci hat ihn z.B. in seinem seit der Erstaufführung 1569 auf vielen Bühnen gespielten *Christus iudex* („Christus, der Richter") verwendet. Der Hauptgrund für Sonhovius' Hexameter sind aber seine Anleihen bei der damals weit verbreiteten epischen Nacherzählung der Katharinenlegende durch Baptista Mantuanus (1448–1516). Bei dieser 1489 erstmals gedruckten Erzählung handelt es sich um die zweite von sieben Dichtungen des Mantuanus auf christliche Jungfrauen, daher der Titel *Parthenice secunda sive Catharinaria* („Zweite Jungfrauendichtung oder Katharinengedicht"; vgl. die Edition in Orbán 1992, Bd. 2, 363–435). Sonhovius ‚kreuzte' dieses Vorbild gewissermaßen mit dem Innsbrucker Katharinendrama des Vorjahrs. Darüber hinaus dichtete er aber noch viel Eigenes hinzu, sodass im Grunde ein neues Drama entstand. Neben Baptista Mantuanus ist Vergil das Hauptvorbild in der Formung der Hexameter. Ein besonders auffälliger Anschluss an Vergil sind die *spectacula* (V. 1066) am Ende der siebten Szene des dritten Akts, die nach dem Mus-

7 Die zwei betreffenden, aufeinander bezogenen Werke erschienen erst knapp 20 Jahre später im Druck: *Evangelicae historiae imagines* („Bilder der Geschichte des Evangeliums"; Antwerpen 1593); *Adnotationes et meditationes in Evangelia* („Bemerkungen und Meditationen zu den Evangelien"; Antwerpen 1594); vgl. hier S. 342.

ter der aus dem fünften Buch der *Aeneis* bekannten Leichenspiele für Anchises auf Sizilien gestaltet sind. Mit solchen Referenzen sorgte Sonhovius dafür, dass sich die fürstliche Elite um Ferdinand II. in der Elite der römischen Sage widerspiegeln und feiern konnte. Auch die Tatsache, dass sich die Habsburger genealogisch gern von Aeneas herleiteten, wird hier von Bedeutung sein. Nicht zuletzt durch die epische Formelsprache macht die *Catharinias* im Gegensatz zur Aufführung des Vorjahres den Eindruck einer sehr artifiziellen Inszenierung mit viel Theatralik. Wiederholungen und Parallelismen im Großen und Kleinen sind ein bevorzugtes Stilmittel. Ausschmückung von Einzelszenen geht zu Lasten eines auch nur ansatzweise geschlossenen dramatischen Gefüges. Der Großteil der eigentlichen Handlung wird auf den fünften Akt verschoben, wo er dann unter häufigem Rückgriff auf den Text des Vorjahres in geraffter Form nachgeholt wird.

Anlass und Kommunikationsstrategien

Ein wesentlicher Grund für den Aufwand war der besondere Anlass der Aufführung, der Besuch von Ferdinands fürstlichen Verwandten aus der Steiermark und aus München: Ferdinands Bruder Erzherzog Karl von Innerösterreich mit seiner Gattin Maria von Bayern, Herzog Wilhelm V. von Bayern mit seiner Frau Renata von Lothringen sowie dessen Bruder Herzog Ferdinand von Bayern. Die Strategien, Ferdinands Wohlwollen vor diesem erlauchten Publikum zu erlangen, wurden im Vergleich zur Aufführung des Vorjahres ausgebaut und verfeinert. Neben der Einführung von epischer Wucht und Feierlichkeit durch den Hexameter geschah das u.a. durch die erweiterte Rolle des Einsiedlers – hier hat er die Namensform Macharius. Im vorliegenden Stück wird er ausdrücklich als *pater spiritualis* („geistlicher Vater") Katharinas bezeichnet und wirbt so noch deutlicher für geistliche Führung durch die Jesuiten. Implizit, aber klar genug, ist auch ein Verweis Katharinas auf die bei der Aufführung anwesende Schwester Ferdinands, Erzherzogin Magdalena. Wie Katharina sagte Magdalena dem weltlichen Leben ab (sie zog sich in das von ihr gegründete Damenstift in Hall zurück), wie jene engagierte sie sich für Bildung und Erziehung. Magdalena war als Gründerin des Jesuitenkollegs und des Jesuitengymnasiums in Hall eine große Förderin des Ordens und verfügte bekanntermaßen über beträchtlichen Einfluss auf ihren Bruder. Es konnte also einer Aussöhnung mit Ferdinand nur dienlich sein, sie über die Figur Katharinas zu apostrophieren. Im Kontext dieser konkreten außerliterarischen Zielsetzung stehen auch weitere Elemente des Dramas: Am Anfang und Ende werden die hohen Gäste der Reihe nach sehr ausführlich begrüßt und verabschiedet. In 4,7 kommt eine Jagdepisode den Gepflogenheiten fürstlicher Freizeitgestaltung entgegen. In 5,10 wird aus dem Mund des *pater spiritualis* Macharius die Vergangenheit mit der Gegenwart durch eine Prophezeiung verknüpft. Er sieht Katharina (und damit vielleicht auch den Jesuiten) in der Zukunft Gerechtigkeit widerfahren (V. 2053–2057):

> *Tempus erit (fore praedico) labentibus annis,*
> *Auriferi tibi cum riguis in vallibus Oeni*
> *Caesareum genus eximios renovabit honores.*
> *Belligeri proceres tua tam miranda stupebunt*
> *Facta.*
>
> Einmal kommt noch die Zeit – prophezei' ich – im Laufe der Jahre,
> Da dir ein Spross aus der Kaiser Geschlecht im bewässerten Tale
> Goldführ'nden Innes die außergewöhnlichen Ehren erneuert.
> Kriegesgewaltiger Adel wird über dein Wirken von Wundern
> Staunen.

Repräsentativität

In den Katharinendramen kommt eine ganze Reihe von Themen und Merkmalen des frühen Innsbrucker Jesuitentheaters zusammen: die Sorge um Bildung und um das geistliche Heil, das Aufkommen von Märtyrerstoffen, der Einfluss niederländischer Dramatiker und die Begeisterung Ferdinands II. für das Theater. Zusammen mit den Bildungsdramen im engeren Sinne können die Katharinendramen deshalb repräsentativ für das Innsbrucker Jesuitendrama des 16. Jhs. stehen. Das soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Vielfalt an Stücken, Themen und Formen, wie schon betont, auch in dieser Anfangsphase wesentlich größer war. Ein wichtiger Schritt zu einer detaillierteren Kenntnis dieser Vielfalt wäre die Edition aller vollständig erhaltenen Spieltexte.

Martin Korenjak

Beredsamkeit

Überblick

Aus der hier behandelten Epoche sind zwar keine theoretischen Werke zur Rhetorik, dafür aber wesentlich mehr Reden erhalten als aus der vorhergehenden: Die rhetorisch geprägte Renaissancekultur hat Tirol nun voll erfasst. Gleich geblieben ist die geographisch-politische Konzentration auf Trient und Innsbruck (Brixen ist marginal), gleich geblieben auch die Konzentration auf panegyrische Texte, wobei auffällt, dass nun das für die frühere Zeit lediglich bezeugte Genus der Leichenrede die herausragende Rolle spielt. Der erste Teil der Darstellung beginnt mit den Reden aus Trient, geht dann zu solchen auf Angehörige des Hauses Habsburg über und schließt an diese offiziöse Panegyrik noch eine ‚private' *laudatio funebris* an. In einem zweiten Teil werden die nunmehr neu auftauchenden Beispiele für schulische Übungsreden behandelt, zuerst ein frühes, vereinzeltes Stück aus Schwaz, dann jesuitische Texte aus Innsbruck. Den Abschluss bildet mit Lucas Geizkoflers *De miseriis studiosorum declamatio* ein Werk, das zwar gattungsmäßig an solche Übungsreden anknüpft, aber den Rahmen, in dem diese sich bewegen, bei weitem sprengt und inhaltlich wie qualitativ innerhalb der Tiroler Beredsamkeit einzigartig dasteht.

Trient: Pincio, Rede für Cles

Was die panegyrische Rhetorik betrifft, ist das wichtigste Tiroler Zentrum Trient. Obwohl bereits Fürstbischof Georg von Neideck (reg. 1505–1514) sich in lat. Reden hatte feiern lassen,[1] ist der erste Trientner Oberhirte, auf den eine solche Rede tatsächlich erhalten ist, wohl nicht zufällig der humanistisch gesinnte und auch als Mäzen hervortretende Bernhard von Cles (reg. 1514–1539; vgl. Costa 1977, 143–150): Für ihn verfasst sein Protegé, der Mantuaner Historiker und *poeta laureatus* Giano Pirro Pincio († 1546; vgl. hier S. 311) eine *Oratio in sacris primitiis* [...] *Bernardi Clesii* [...] *in templo habita 1514* („Rede zur heiligen Primiz des [...] Bernhard von Cles [...], gehalten in der Kirche 1514").[2] Das

1 Paride Dardanio: *In* [...] *Georgii episcopi Tridentini commendationem oratio ex tempore edita* [...] *in eiusdem* [...] *principis adventu XVI calendas iunii M.D.VI.* („Stegreifrede zum [...] Lobe Georgs, des Bischofs von Trient, [...] gehalten bei der Ankunft ebendieses [...] Fürsten am 17. Mai 1506"). Vgl. auch die ebenfalls verlorene *Oratio de laudibus Bernardi Clesii episcopi Tridentini* („Rede über das Lob des Bernhard von Cles, des Bischofs von Trient"). S. Tovazzi, Nr. 243.

2 Unter diesem Titel abgedruckt bei Benedetto Bonellis *Monumenta ecclesiae Tridentinae,* Trient 1760–1765, Bd. 3,2, 366–370, nach denen im Folgenden zitiert wird. Unter der „Kirche" ist wohl der Trientner Dom zu verstehen, in dem Cles tatsächlich seine erste Messe als Bischof hielt – allerdings erst am 8.9.1515. Wahrscheinlich hat Bonelli oder seine Quelle sich im Datum geirrt.

Publikum war offenbar illuster; es wird zu Beginn als „Stadtväter, Helden und Fürsten“ apostrophiert.

> Der Redner beginnt mit der Ankündigung, einerseits über Cles, andererseits über die Bischofswürde zu sprechen, und bittet um das Wohlwollen seiner Hörer (366–367). Zuerst wird von der Abstammung des zu Feiernden, dann von seinen Studien in Verona und in Bologna berichtet, wo er es bis zum Syndikus des dortigen Gymnasiums brachte (367–368). In Trient bekleidete er eine Reihe kirchlicher Ämter. Danach holte ihn Maximilian nach Innsbruck, bevor er mit nur 29 Jahren zum Bischof von Trient gewählt wurde (368). Was die Bischofswürde betrifft, so bespricht der Redner kurz die Entstehung des Amtes in der Urkirche und betont die ihm geschuldete Verehrung (368–369). Im Schlussteil werden beide Themen zusammen geführt: Cles ist seines Amtes würdig, hat er doch – eine rätselhafte Behauptung – Trient schon im Krieg aus großer Gefahr gerettet. Er möge sich wie auch alle anderen Anwesenden über die Ehre freuen, die ihm zuteil geworden ist (369–370).

Kürze

Die Rede ist in schönem Renaissancelatein gehalten, besitzt eine klare, stringente Gliederung und ist dabei ziemlich knapp. Der letzte Punkt (für den Pincio sich wiederholt entschuldigt) mag mit dem Anlass zusammenhängen: Einem Bischof zu dessen Primiz rhetorisch zu huldigen, wirkt vielleicht nicht nur für modernes Empfinden seltsam, sondern könnte auch im zeitgenössischen Trient eine Neuerung gewesen sein, die mancher mit gemischten Gefühlen aufnahm; in diesem Falle waren Cles und Pincio möglicherweise darauf bedacht, den Bogen nicht zu überspannen.

Panegyrik um Cristoforo Madruzzo

Eine ganze Reihe panegyrischer Reden betreffen direkt oder indirekt Cles' Nachfolger Cristoforo Madruzzo (reg. 1539–1567). Allerdings sind einige davon verloren, so z.B. zwei Reden des aus Parma stammenden Arztes Cesare Delfino zum Amtsantritt Cristoforos 1539 bzw. zu seiner Aufnahme ins Kardinalskollegium 1543 (Tovazzi, Nr. 561).

Guidelli zum Konzil von Trient

Bei der ersten hier zu besprechenden Rede, mit der Cristoforo zu tun hat, ist er nicht Thema, sondern ‚nur' Auftraggeber. Es handelt sich um eine derjenigen Ansprachen, die sozusagen zum kulturellen Rahmenprogramm des Konzils von Trient gehörten. (Solche Reden sind streng von den während der Sitzungen selbst gehaltenen zu unterscheiden und tragen einen viel allgemeineren Charakter als diese.) Ein Tiroler Intellektueller, der auf Madruzzos Anregung die sich hier bietende Gelegenheit, sich vor einem erlauchten und internationalen Gremium zu präsentieren, ergriff und gleich zweimal als Redner auftrat, war der Trientner Arzt und Philosoph Paolo Guidelli.[3] Die eine seiner Ansprachen, gehalten am Auffahrtstag 1562 und

3 Einige Informationen zu seinem Leben, zur Druckgeschichte seiner Werke und zu seinem Adressaten Juan Suárez finden sich bei Tovazzi, Nr. 306.

mit einer Widmung an den Tarviser Bischof Giorgio Cornaro 1563 in Brescia veröffentlicht, scheint verschollen, doch die andere, am gleichen Ort ein Jahr früher bei Ludovicus Sabiensis publiziert, ist erhalten. Sie trägt den Titel [...] *oratio protreptica in novatores ad patres concilii Tridentini* [...] („Anspornende Rede [...] an die Väter des Tridentinum gegen die Reformatoren [...]") und wurde, wie aus dem ihr vorangehenden Widmungsbrief ([3]) hervorgeht, im Auftrag von Cristoforo bzw. der gesamten Familie der Madruzzo zum Fest der Unschuldigen Kinder am 28. 12. 1561 vorgetragen. Gewidmet ist sie dem Augustinermönch, Bischof von Coimbra, Beichtvater des Königs von Portugal und Grafen von Aragon Juan Suárez. Da der Widmungsbrief schon vom 5. 1. 1562 datiert, muss die Drucklegung von vornherein geplant gewesen sein.

> Die zwölf – klein und eng bedruckte – Seiten starke Rede stellt nach einem einleitenden Dank an Gott, der zur Bekämpfung der Reformationspest das Konzil ermöglicht habe ([4]), zunächst klar, auf welcher Seite im Streit zwischen Katholiken und Protestanten das Recht steht. Grober Polemik gegen die Reformation (sie sei schlimmer als Häretiker, römische Kaiser und Türken; ihr Versuch, die Kirche zu erneuern, heiße das Rad neu erfinden, und sie vertrete so absurde Thesen wie die antiken Philosophen) entspricht hierbei der Versuch, mithilfe der Kirchengeschichte und unter Berufung auf die Kaiserkrönung durch den Papst den Absolutheitsanspruch der römisch-katholischen Kirche zu rechtfertigen ([5]–[9]). Im zweiten Hauptteil wendet der Redner sich dann protreptisch an sein Publikum: Es solle die Kirche nach außen verteidigen und nach innen reformieren, wobei v.a. von Kaiser Ferdinand, Philipp von Spanien, Venedig und den Madruzzo Hilfe zu erwarten sei. Ein Goldenes Zeitalter werde der Lohn sein ([10]–[15]).

Entstehungs- und Druckgeschichte

Die Rede ist klar disponiert und in stilsicherem Lat. gehalten, aber im Rahmen der polemischen Rhetorik des Konfessionsstreits weder inhaltlich noch formal besonders auffällig. Ihre Entstehungs- und Druckgeschichte zeigt einerseits, dass Cristoforo als Gastgeber des Konzils versuchte, den illustren Gästen das kulturelle Niveau und den Glaubenseifer seiner Untertanen zu demonstrieren, andererseits, dass sich ein Trientner Arzt dabei Vorteile von Seiten eines mächtigen portugiesischen Geistlichen versprechen konnte. Was er sich darunter genau vorstellte und ob seine Rechnung aufgegangen ist, wissen wir leider nicht. Ein Beleg dafür, dass das europäische Großereignis des Konzils mitunter auch die einheimische Bevölkerung involvierte, ist sein Text aber allemal.

Leichenrede

Eine Gattung, die in Tirol sowohl in dieser als auch in der folgenden Epoche zu den produktivsten überhaupt gehört, ist die Leichenrede (*oratio funebris*). Sie differenzierte sich ab dem späten 14. Jh. unter Rückgriff auf ihre antiken Wurzeln wieder von der Leichenpredigt, in der sie zwischenzeitlich aufgegangen war, und

erlebte zuerst in Italien, dann auch im restlichen Europa eine große Blüte (McManamon 1989; Eybl 2001, v.a. 147–150). Dabei wurden solche Reden nicht immer im Rahmen der Begräbnisfeierlichkeiten selbst, sondern oft auch bei Gedenkgottesdiensten gehalten, die häufig eine Woche oder einen Monat nach dem Tod des Betreffenden stattfanden. Derartige Feierlichkeiten konnten sich bei wichtigen Persönlichkeiten über mehrere Tage erstrecken und eine ganze Reihe von Leichenreden zeitigen (vgl. etwa Inama, *Ludovici* […] *laudatio funebris* [hier S. 465–467], Bl. 1[v]). Vortragsort dürfte in der Regel eine Kirche gewesen sein. Das Publikum umfasste oft weite Teile der Stadtbevölkerung. In inhaltlich-formaler Hinsicht ist in Anlehnung an antike Theoretiker häufig eine Gliederung in drei Teile festzustellen: ein (gerne zeitlich und nach biographischen Schemata geordnetes) Lob des Verstorbenen, eine Klage und einen tröstenden Abschnitt. Allerdings werden v.a. der erste und der zweite Teil häufig ineinandergearbeitet.

Aliprandi, Leichenrede für Eufemia Madruzzo

Einen ersten Einblick in dieses Genus gewährt Biagio Aliprandis (vgl. hier S. 432–435) nur hs. erhaltene *In trigesimo illustris ac piissimae matronae Euphemiae baronissae a Madrutio oratio* […] („Rede zum dreißigsten Tag nach dem Tod der berühmten, überaus frommen Frau Eufemia, Baronin von Madruzzo […]“; BCT, ms. 299/3 [M. 859]), auch wenn es sich hierbei, wie wir gleich sehen werden, um ein einigermaßen untypisches Produkt handelt. Eufemia verstarb im Jahr 1557 (Dal Prà 1993, 102). Gehalten wurde die Rede wohl (wie schon bei Giorgio de Fatis, vgl. hier S. 104) im Trientner Dom.

Der Redner will, um sich nicht zu übernehmen, nur wenig aus der überreichen Materie behandeln; v.a. will er sich die Anführung historischer Exempla versagen (Bl. [1][r]). Welch hervorragende Frau Eufemia Madruzzo, geborene Sporemberg, deren dreißigster Todestag gefeiert wird, gewesen ist, wird daraus ersichtlich, dass Giangaudenzio Madruzzo sie geheiratet hat. Die zwei führten eine gute Ehe und hatten Kinder beiderlei Geschlechts, die sie vorbildlich erzogen (Bl. [1][v]–[2][r]). Giangaudenzio machte Karriere unter Bernhard von Cles und Erzherzog Ferdinand, dessen Söhne er erzog (Bl. [2][r]–[3][r]). Sein einziger Kummer war der frühe Tod seines Sohnes Aliprando, eines großen Feldherrn, den selbst Karl V. mit militärischen Aufgaben betraut hatte (Bl. [3][r]–[4][r]). Sein Bruder Nicolò Madruzzo ist ebenfalls militärisch kompetent und ein guter Herrscher (Bl. [4][r]–[5][r]). Der größte Madruzzo ist aber Cristoforo. Schon früh hat er sich eine umfassende Bildung und dadurch Ansehen und Ruhm erworben. Deshalb wurde ihm zunächst das Bischofsamt von Trient, dann zusätzlich das von Brixen angetragen. Auch Kardinal wurde er. Zudem war er Rat Karls V., ist jetzt Rat seines Sohnes Philipp und hat auf dessen Bitte das schwierige Amt der Regentschaft in Mailand übernommen, es allerdings nach zwei Jahren freiwillig niedergelegt (Bl. [5][r]–[8][v]). Trotz alldem wurde die Verstorbene nie hochmütig. Jetzt ist sie im Himmel (Bl. [8][v]).

eine zweckentfremdete Leichenrede

Diese Zusammenfassung dürfte klar gemacht haben, dass die Rede das Genus der *oratio funebris* geradezu pervertiert. Dies betrifft nicht etwa die Tatsache, dass sie eine Frau preist – das war nicht unüblich (McManamon 1989, 113–114, Beispiele 249–292) –, sondern die Art, in der sie mit dieser Frau umgeht. Sie beschäftigt sich keineswegs, wie man erwarten würde, lobend, klagend und tröstend mit ihr; vielmehr wird Eufemia ausschließlich über ihre Beziehung zur Familie Madruzzo definiert und hat in struktureller Hinsicht nur rahmende Funktion. In Wirklichkeit dient die Rede dazu, die Macht und Herrlichkeit der Madruzzo zu preisen und insbesondere Cristoforo zu huldigen (der sich übrigens, da er in dem ihm gewidmeten Abschnitt immer wieder direkt angesprochen wird, wahrscheinlich unter den Zuhörern befand).

Sprache

Sprachlich fallen einige mittelalterliche Wendungen auf, die Mitte des 16. Jhs. doch einigermaßen überraschen; so verwendet der Redner etwa, um nur ein Beispiel anzuführen, Bl. 5^r^ unten *quod* im Sinne von konsekutivem *ut*.

Flosse für Cristoforo: eine Leichenrede *in absentia*

Als Cristoforo Madruzzo selbst am 5. 7. 1578 das Zeitliche segnete, hielt der flämische Jurist Valerien Flosse[4] für ihn auf Betreiben seines Neffen, des Brixner Bischofs Johannes VI. Thomas von Spor, im Brixner Dom eine *Oratio funebris in exequiis* („Leichenrede bei den Begräbnisfeierlichkeiten"; vgl. Abb. 38) – und dies, obwohl der Kardinal gar nicht in Brixen, sondern in Rom starb und bestattet wurde! Solche Leichenreden *in absentia* sind eine Besonderheit der frühneuzeitlichen Trauerrhetorik (Palme 1998, 176), die uns im Folgenden noch mehrfach begegnen wird. Gedruckt wurde der Text mit einer Widmung an Cristoforos anderen Neffen und Nachfolger in Trient, Lodovico, noch im selben Jahr bei Donat Fätz in Brixen.

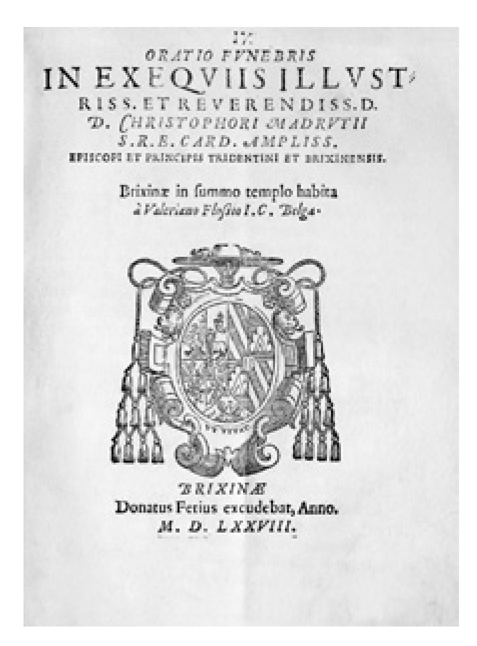
Gattungskonventionen befolgt

Der Widmungsbrief (Bl. A2^r^) enthält nicht nur die eben genannten Informationen zur Entstehung der Rede, sondern stellt diese auch ausdrücklich in die Tradition der römischen *laudatio funebris* („Totenlob"). Demgemäß lässt sie (Bl. A3^r^–A6^v^)[5] einen weit respektvolleren Umgang mit den Gattungsgesetzen erkennen als das zuvor besprochene Beispiel: Nach dem Proömium (Beteuerung der eigenen rhetorischen Unfähigkeit, Größe des Gegenstands, Trauer über den Tod des persönlichen Schirmherren, *captatio benevolentiae*) gliedert sich die Rede sauber in drei Teile. Der erste, das Lob Cristoforos, ist ungefähr wie eine Suetonvita strukturiert: Auf die Nennung von Cristoforos Familie, des glänzenden Hauses Madruzzo, folgt ein biographischer Abriss, der bis in seine letzte Zeit in Rom führt. Danach wer-

4 Näheres zu seiner Person weiß man nicht (Tovazzi, Nr. 839). Im selben Jahr wie die vorliegende Rede erschien in Brixen eine weitere, die er in Rom auf den Tod Maximilians II. gehalten zu haben scheint.

5 Zwischen Widmungsbrief und Rede ist noch ein Epigramm eingefügt (Bl. A2^v^), in dem die bemerkenswerte Ansicht vertreten wird, Cristoforo wäre, hätte er länger gelebt, Papst geworden.

den seine Tugenden gewürdigt, unter denen seine Großzügigkeit herausstach, die sich in einer glänzenden Hofhaltung manifestierte. Eine Bemerkung zu seiner an sich robusten körperlichen Konstitution leitet zu seinem Tod über, der v.a. darauf zurückzuführen war, dass er sich bis zuletzt in rastloser Tätigkeit aufrieb. Nach diesem umfangreichsten Teil folgen eine kurze Klage, während derer der Redner vor Tränen kaum weitersprechen kann, und ein ebenfalls kurzer Trostteil: Der Tote hat sich schon lange in den Himmel gesehnt, seine Familie blüht und gedeiht, sein Neffe sorgt für die trauernde Gemeinde. Mit einer Aufforderung, die Exequien fortzusetzen, schließt die Rede, deren solider Disposition sprachlich ein glattes, leicht verständliches Lat. entspricht und die insgesamt den Eindruck einer routinierten Auftragsarbeit macht.



ORATIO FVNEBRIS
IN EXEQVIIS ILLVST-
RISS. ET REVERENDISS. D.
D. CHRISTOPHORI MADRVTII
S.R.E. CARD. AMPLISS.
EPISCOPI ET PRINCIPIS TRIDENTINI ET BRIXINENSIS.

Brixinæ in summo templo habita
à Valeriano Flosseo I.C. Belga.

BRIXINÆ
Donatus Fetius excudebat, Anno.
M. D. LXXVIII.

Abb. 38: Titelblatt der Leichenrede des Valerien Flosse auf Cristoforo Madruzzo, Brixen 1578.

Leichenreden für Habsburger

Zwei weitere *orationes funebres* sind gleichzeitig die einzigen aus dieser Epoche erhaltenen Tiroler Reden auf Angehörige des Hauses Habsburg:

für Ferdinand I. in Trient

Am 25. 7. 1564 starb in Wien Kaiser Ferdinand I. Am 30. 8., also in diesem Fall nicht genau dreißig Tage später, fand in Trient, wohl im Dom, ein Gedenkgottesdienst statt, in dessen Rahmen eine nur hs. (BCT, ms. 2223, Bl. 31^{r}–33^{r}) überlieferte Rede gehalten wurde. Ihr Titel vermerkt neben den erwähnten Umständen als Vortragenden (und wohl auch Verfasser) einen Pater Giovanni Battista, Prior von San Marco. Es handelt sich hierbei wohl um den 1580 verstorbenen Giovanni Battista de Cavalieri, Kanoniker und Propst in Trient, der ein Vertrauter des Kaisers war und einen Brief eines anderen Verfassers über dessen Tod zum Druck befördert hat (vgl. Tovazzi, Nr. 250 mit weiteren Details).

Gliederung, Inhalt

Inhaltlich auffällig ist an dieser Rede zunächst, dass trotz einer klaren Dreiteilung das Thema „Klage“ nur marginal ist. Vielmehr rahmen tröstende Anfangs- und Schlusspartien (Bl. 31^{rv}; 32^{r}–33^{r}) einen panegyrischen Mittelteil (Bl. 31^{v}–32^{r}). Nur in den Einleitungssätzen kommt der Redner auf seinen Schmerz über den Verlust zu sprechen, um sich dann gleich einer Reihe populärphilosophischer Trosttopoi zuzuwenden. Der lobende Teil ähnelt insofern demjenigen der Rede auf Cristo-

foro Madruzzo, als er sich ebenfalls zuerst mit den Taten, dann mit den Tugenden des Verstorbenen beschäftigt. Unter jenen wird allerdings nur sein Verdienst als Vorkämpfer der Gegenreformation gewürdigt, in welcher Funktion er mit Scipio Africanus minor, dem Zerstörer Karthagos, verglichen wird. Vielleicht reagiert der Redner so mit unterschwelliger Polemik auf die bekannten protestantischen Neigungen von Ferdinands Nachfolger Maximilian II. Im zweiten Trostteil schließlich kommen (was in Ansätzen ebenfalls schon bei Cristoforo Madruzzo vorhanden war und sich hier besonders anbietet) dynastische Gedanken zum Tragen: Der Fortbestand des Hauses Habsburg scheint gesichert, da Ferdinand drei Söhne, unter ihnen seinen eben genannten Nachfolger, sowie neun (den Musen zu vergleichende) Töchter hinterlässt. Auffällig, aber im Rahmen eines Gottesdienstes durchaus angemessen ist es, dass die Rede mit einem Gebet für die Seele Ferdinands ausklingt. Der Autor handhabt das überkommene Schema der *oratio funebris* souverän und passt es geschickt dem konkreten Anlass an.

Tradition der Habsburger-Gedenkrede

Lat. Gedenkreden für verstorbene Habsburger, wie die vorliegende eine darstellt, wurden während mehrerer hundert Jahre in ganz Europa gehalten.[6] In Tirol finden sich etwa fünfzig Jahre später mit den beiden Reden Caspar Pansas auf Maximilian III. den Deutschmeister und Matthias zwei weitere Beispiele (vgl. hier S. 473–476).

Roners Leserede auf den Tod Philippine Welsers

Ganz anderen Charakter als die bisher besprochenen *orationes funebres* hat eine Rede Georg Roners, des Hofadvokaten Ferdinands II. (vgl. hier S. 249), auf den Tod Philippine Welsers, der allseits beliebten ersten Frau seines Fürsten. Der Text erschien 1582, eingeleitet von einem „Innsbruck, 1. 12. 1580" datierten Widmungsbrief an Philippines junge Söhne Andreas und Karl und gefolgt von einer Reihe von Gedichten (vgl. hier S. 257), bei Valentin Schönigk in Augsburg. Schon sein Umfang von sechzig Seiten macht es unwahrscheinlich, dass er jemals bei einem öffentlichen Anlass vorgetragen worden wäre. Dass der Autor im Widmungsbrief berichtet, er habe es für seine Pflicht gehalten, „auf das Hinscheiden Eurer Herrin Mutter eine Grabrede zu schreiben (*conscribere*)" (Bl. Aii^{v}), und dass jeglicher Hinweis auf einen mündlichen Vortrag fehlt, bestätigt, dass es sich um eine Leserede handelt. Auch die zeitliche Distanz zum traurigen Ereignis – Philippine starb bereits am 24.4.1580[7] – passt zu der Annahme, dass der Text über seinen Anlass hinaus wirken wollte und für ein weiteres Lesepublikum verfasst wurde. Dementsprechend unterscheidet die Rede sich strukturell und inhaltlich stark von den bisher besprochenen Leichenreden:

6 Bei Palme 1993, 176 wird etwa ein Löwener Beispiel aus dem Jahr 1765 besprochen.

7 Über die Umstände ihres Todes ist Roner nur aus zweiter Hand informiert (Bl. Hiiii^{v}).

Im Proömium (Bl. Aiiii^{v}–Bii^{v}) geht Roner, indem er Ferdinand und seine Söhne anspricht, von der Zwiespältigkeit des Augenblicks aus: Einerseits sind die Erfolge von Andreas und Karl (Kardinalswürde bzw. Herrschaftsantritt)[8] erfreulich, andererseits herrscht Trauer über Philippines Tod. Nach Anführung einiger Trostgründe kündigt Roner an, er werde seine Rede in drei Teile gliedern: a) eine Diatribe gegen Reichtum und Habsucht, b) Ausführungen über Kürze und Unsicherheit des Menschenlebens und c) Bemerkungen zum christlichen Begräbnis, insbesondere zu demjenigen Philippines. Nach Bescheidenheitstopik und einem kurzen Gebet beginnt a) (Bl. Bii^{v}–Eiii^{r}): Der Reichtum wird als mit der Hingabe an Gott unvereinbar gebrandmarkt und es werden systematisch sechs seiner Nachteile aufgelistet (er zwingt zu einem Leben in ständiger Sorge, die Frevel, die man zu seinem Erwerb begehen muss, führen zu ewiger Verdammnis usw.), worauf eine kurze Binnenperoratio folgt. Danach rücken die Sünde der Habgier und ihre Folgelaster ins Zentrum. Eines davon ist die Genusssucht, die zum Gegenstand einer eigenen Diatribe wird. Der Redner kehrt zur Habgier zurück und behandelt ihre verderblichen politischen und sozialen Folgen, wobei viel Zeitkritik einfließt. In Entgegnung auf einen fiktiven Einwand wird präzisiert, nicht der Reichtum an sich, nur sein falscher Gebrauch werde getadelt, was zu weiteren Ausfällen gegen Habgierige und Wucherer führt, wogegen die Verächter des Reichtums glücklich gepriesen werden. In Teil b) (Bl. Eiii^{r}–Giii^{v}) wird nach einigen Überlegungen zur Vergänglichkeit des Lebens seine Unsicherheit anhand der völligen Unkenntnis bezüglich des eigenen Todes gezeigt: Man weiß weder wann, noch wo, noch durch welche Ursache, noch wie gut oder schlecht man sterben wird. Weitere Bemerkungen über Flüchtigkeit und Elend des Lebens führen zur Aufforderung, nicht am Diesseitigen zu hängen und den Tod nicht für ein Übel zu halten. Das Schicksal im Jenseits ist zwar unterschiedlich, aber sterben müssen alle. Gerade Philippine hätte der Tod zwar eigentlich verschonen können, aber dennoch ist ihr Ende mit Fassung zu ertragen. c) (Bl. Giii^{v}–I^{r}) beginnt mit der Feststellung, dass Trauer um einen Verstorbenen und Sorge für sein Begräbnis menschlich und sinnvoll sind. Es folgen einige Lebensdaten und eine Liste der Tugenden Philippines sowie eine Beschreibung ihres Todes und Begräbnisses. Die Rede schließt mit einer Aufforderung, nicht allzusehr zu klagen, einer Anrede an die beiden Söhne und einem kurzen Gebet[9] um ein gutes Leben und einen guten Tod (Bl. Ir^{v}).

unklare Intention

Man sieht auf den ersten Blick, dass diejenigen Passagen, die direkt mit Philippine Welser zu tun haben und sich im Rahmen der üblichen Leichenredentopik bewe-

8 Eine unklare Stelle. In Wirklichkeit erhielt Andreas die Kardinalswürde schon 1576; Karl besaß bis 1609, als er mit Burgau belehnt wurde, nichts als leere Titel (Palme 1998, 114).

9 Vgl. die zuvor besprochene Rede für Ferdinand I.

gen, lediglich einen kleinen Teil der Rede ausmachen und sich fast nur an ihrem Anfang und Schluss finden. Ein Eingehen auf Philippines Persönlichkeit ist nur einmal festzustellen, nämlich auf Bl. Aiiii^{v}, wo vorausgesetzt wird, sie habe sich mit „Klugheit, Milde und Pflichtbewusstsein“ an der Regierung Tirols beteiligt. Wie schon bei Eufemia Madruzzo liefert auch im vorliegenden Fall der Tod einer hochgestellten Frau dem Redner v.a einen Vorwand dafür, ganz andersartigen Themen nachzugehen, in diesem Falle popularphilosophischen, gelegentlich pro- oder apotreptisch formulierten Gedanken. Im Gegensatz zu Aliprandi bleibt bei Roner jedoch unklar, welche Absicht hinter seiner Umfunktionierung der Leichenrede steht. Seine Bitte an Andreas und Karl, ihn in den Kreis ihrer *clientes* (Bl. Aiii^{v}; „Protegés“) aufzunehmen, erklärt, zu welchem Zweck er die Rede überhaupt verfasst hat, aber nicht, weshalb in dieser Form.

Zitate und Exempla

Roners Text ist zwar sprachlich und stilistisch nicht besonders glänzend, trägt jedoch ein beachtliches Maß an Gelehrsamkeit in Form von Zitaten und Exempla zur Schau: Die oft mit Stellenangabe angeführten Zitate reichen von der Literatur der paganen Antike über AT und NT, Kirchenväter und mittelalterliche Theologen bis hin zum Kirchenrecht und zu päpstlichen Enzykliken und treten mitunter so zahlreich auf, dass der Text sich in Zitatketten auflöst. Zu den Bibelstellen tritt häufig eine kurze Auslegung. Besonders gerne zitiert wird der Brief des Jakobus; Jak 4,13–15, wo jedes menschliche Planen unter den Vorbehalt des göttlichen Willens gestellt wird, dient geradezu als Leitmotiv für den Abschnitt b). Von den Exempla, mit denen Roner seine Ausführungen illustriert, weisen manche eine habsburgpanegyrische Tendenz auf, so beispielsweise die Geschichte von Maximilian I. und seinem Sarkophag, den er in seinen letzten fünf Lebensjahren im Sinne eines *Memento mori* überall mit sich geführt haben soll (Bl. Eiiii^{v}–F^{r}). Andere sind antiken oder sogar islamischen Ursprungs; gleich auf die eben genannte Geschichte folgt z.B. eine über Sultan Saladin, der seinen Soldaten mithilfe des eigenen Leichenhemdes die Vergänglichkeit alles Irdischen vor Augen führte (Bl. F^{rv}). Die Tendenz dieser Beispiele, sich zu kleinen Novellen auszuwachsen, illustriert vielleicht am schönsten die auf Bl. Ciii^{v} erzählte Geschichte vom Wucherer als Wiedergänger. In solchen Details erweist sich die Rede, die als Ganzes genommen Befremden auslösen kann, als durchaus reizvoll.

‚private‘ *oratio funebris*

Während an offiziösen Leichenreden für hochgestellte Persönlichkeiten kein Mangel herrscht, hat sich nur eine ‚private‘ Rede, bei der die Verstorbene keine herausragende Stellung einnimmt, aber dafür eine Angehörige des Redners ist, hs. erhalten: die *Oratio parentalis Thome T. Fati Trilaci Tridentini iuris utriusque studiosi etc. in funus Magdalene matris optime*[10] („Totenrede des Tommaso T. Fatis

10 Dies der vermutlich authentische Titel direkt über der Rede. Der äußere Einband titelt etwas ab-

Trilaco aus Trient, Student beider Rechte usw., zur Bestattung seiner besten Mutter Magdalena"; BCT, ms. 1037 [M. 3487]), die, wie die ausführliche *subscriptio* angibt, am 21. 10. 1522 bei den Beisetzungsfeierlichkeiten im Dom von Trient vorgetragen wurde. Es ist wohl kein Zufall, dass die Verstorbene und der Redner derselben Intellektuellenfamilie angehören wie der bereits erwähnte Giorgio de Fatis (vgl. hier S. 82 und 104): Offenbar existierte hier schon zu einem frühen Zeitpunkt eine Familientradition solcher Leichenreden. Der Mehrzahl der Hörer indes dürfte dergleichen noch wenig vertraut gewesen sein: Der Redner geht gleich zu Beginn auf das Staunen ein, das sein Auftritt im Publikum auszulösen scheint (Bl. A1^rv^), und führt zu seiner Rechtfertigung römische *laudationes funebres* für Frauen, aber auch andere Klagetexte für weibliche und männliche Angehörige (Antimachos' *Lyde*, Ciceros Selbsttröstung beim Tod seiner Tochter usw.) als Präzedenzfälle an (Bl. A2^v^–3^v^).

Emotionalität und Sprunghaftigkeit

Vergleicht man den Text mit den bisher behandelten *orationes funebres*, so fällt v.a. seine ungewöhnliche Emotionalität auf: Der Redner betont nicht nur traditionellerweise zu Beginn, sondern auch während der ganzen Rede immer wieder seine eigene Trauer und Ergriffenheit (manchmal, z.B. Bl. B2^r^, in Form von Selbstanreden). Dementsprechend erhalten die drei traditionellen thematischen Elemente Lob, Klage und Trost nicht jeweils einen eigenen Redeteil zugewiesen; vielmehr wechselt die Rede dauernd zwischen ihnen hin und her, wobei erst gegen Ende der Trost zu überwiegen beginnt. An die Stelle einer übergreifenden Gliederung, die allenfalls in Ansätzen vorhanden ist, treten assoziative Gedankensprünge und Stimmungsumschwünge, welche große emotionale Intensität und Dynamik suggerieren: Es ist, als würde der Redner immer wieder von seiner Trauer überwältigt und ringe mühsam um Fassung. Mit diesem Zusammenspiel von Emotionalität und Strukturlosigkeit nähert sich die Rede – unklar, ob absichtlich oder zufällig – der antiken Gattung der Monodie, wie sie der kaiserzeitliche Rhetoriklehrer Menander beschreibt (Men. Rh. 2,434–437).[11] Gesteigert wird die emotionale Wirkung noch dadurch, dass de Fatis seine Trostworte öfters an seinen frisch verwitweten Vater richtet. Durch diese Individualisierung der Hörerschaft wirkt die Rede noch direkter und unmittelbarer, und der Redner, der seinen eigenen Schmerz zu überwinden

weichend *Oratio parentalis elegantis comitis et consilliarii Caesarei Thomae de Fatis Trilaco Tabarelli in morte dulcissimae eius genetricis de anno 1522 12 9*[d.h. *novem*]*bris* (Missverständnis des in der *subscriptio* gegebenen Datums *XII cal. Novembres*, d.h. 21. 10.). Dass der Autor, wohl zu einem späteren Zeitpunkt, Graf und kaiserlicher Rat (*comitis et consilliarii Caesarei*) wurde, legt es nahe, dass er mit dem Militär und kaiserlichen Rat Tommaso de Fatis (Spreti 1982, 618) identisch ist. Auch Identität mit dem Autor von BCT, ms. 4955 (vgl. hier S. 82) ist möglich.

11 Zur Verbindung zwischen wirrem Aufbau der Rede und Emotionalität des Sprechers allgemein vgl. auch Quint. inst. 4,2,104–105.

versucht, um seinem, wie es scheint, noch härter getroffenen Vater im Unglück beizustehen, gewinnt geradezu heroische Statur.

blasses Bild der Mutter

Dass die Frau, deren Tod diese Gefühlsausbrüche hervorruft, als Person blass bleibt und nur mit den üblichen Tugenden ausstaffiert wird, während wir über ihre Herkunft und ihr Leben gar nichts erfahren (sogar ihr Name fällt erst gegen Ende der Rede, Bl. F1v), erstaunt nach unseren bisherigen Erfahrungen mit Leichenreden auf Frauen nicht mehr. Zumindest wird Magdalena de Fatis nicht so weit ins Abseits gedrängt wie Eufemia Madruzzo und Philippine Welser.

Gelehrsamkeit

Trotz seiner Ergriffenheit – oder vielmehr gerade um ihr angemessen Ausdruck zu verleihen – gestaltet der Redner seinen Text nicht nur sprachlich sorgfältig, sondern stellt auch ein ungewöhnliches Maß an biblischer und v.a. klassischer Gelehrsamkeit zur Schau. Insbesondere beruft er sich im Laufe seiner Ausführungen auf eine Fülle von literarischen Klassikern, und zwar nicht nur auf lat. Autoren wie Cicero, die Augusteer, Valerius Maximus und Ulpian, sondern auch auf griechische wie Euripides, Theokrit und Plutarch und sogar auf ‚moderne' wie Baptista Mantuanus und Petrarca, der gar mit einem Zitat in Volgare (Bl. F3r: *Triumphus Mortis* 2,34–36) angeführt wird. (Ganz ohne Schnitzer geht es dabei allerdings nicht ab; so wird etwa aus Antimachos' Geliebter Lyde eine Livia.) Ebenfalls zur Nobilitierung der Rede gedacht sind vermutlich die mitunter einfließenden Verse, Vergilzitate (Bl. B1v: Aen. 9,435–437) ebenso wie möglicherweise selbstgeschmiedete Hexameter und Pentameter unbekannter Provenienz, etwa *o amor o pietas*, *paucos mihi visa per annos* (Bl. A4v; „Lieb', ach, und Güte, die ich nur wenige Jahre gesehen") oder *et sine fraude fides et sine labe pudor* (Bl. B2v; „Treue ohne Betrug, Keuschheit, die Flecken nicht kennt").

Wertschätzung und Überlieferung

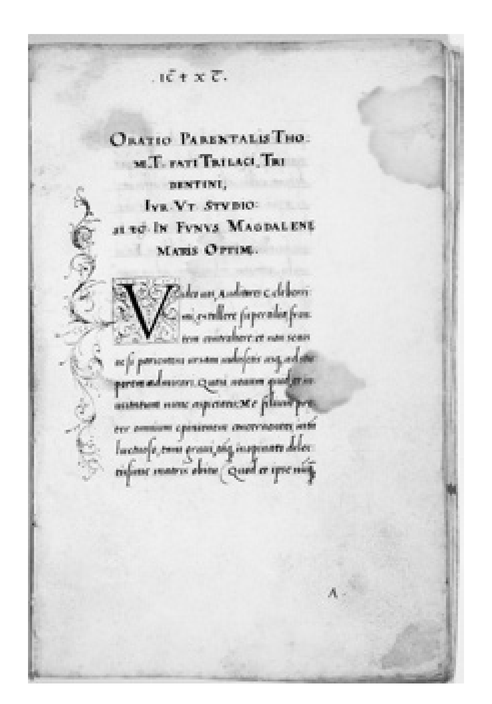
Insgesamt handelt es sich bei Tommaso de Fatis' *oratio funebris* um einen nicht alltäglichen, überdurchschnittlich aufwendig und wirkungsvoll gestalteten Text. Dass von vielen vergleichbaren Reden des 16. Jhs., die es sicher gegeben hat, gerade diese in einer ungewöhnlich sorgfältigen Abschrift (vgl. Abb. 39) auf uns gekommen ist, zeigt, dass man sie zumindest im Familienkreis der de Fatis auch als etwas Besonderes zu schätzen und zu würdigen wusste.

Schulreden

Eine im 16. Jh. in Tirol neu auftretende Art von Reden sind wie schon eingangs erwähnt Schulreden. Wir haben ein einzelnes Beispiel vom Beginn und eine Reihe ganz andersartiger Texte vom Ende dieser Epoche erhalten.

Küfners *Oratiuncula parenetica*

An der Poetenschule, die sich im frühen 16. Jh. in Schwaz etablierte, war ein begabter *locatus* tätig, d.h. ein fortgeschrittener Schüler, der bereits mithalf, jüngere Mitschüler zu unterrichten: der 1503 oder 1504 in Hall als Sohn begüterter Eltern geborene, aber früh verwaiste Johannes Küfner, der schon im Jahr 1520 in Augsburg eine – recht wirre – Rede zur Kaiserwahl Karls V. veröffentlicht hatte (vgl. Abb. 40) und sich später als Arzt im süddeutschen und oberitalienischen



ORATIO PARENTALIS THO: M. T. FATI TRILACI. TRI DENTINI, IVR. VT. STVDIO: SI &c. IN FVNVS MAGDALENE MATRIS OPTIM.

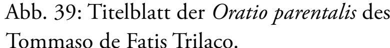


Abb. 39: Titelblatt der *Oratio parentalis* des Tommaso de Fatis Trilaco.



CONGRATVLATIO CESSANTIS INTERREGNI, ELECTO Rhomanorũ, Hispaniecq; regi Carolo sacra, authore Ioanne Küeffner Ratembergensi.

Ioannes Pinicianus.

Omnia ratione constant.

Abb. 40: Titelblatt von Johannes Küfners *Congratulatio cessantis interregni*, Augsburg 1520.

Raum einen Namen machte.[12] Bei einer der gemeinsamen Mahlzeiten, die in Schwaz offenbar Teil des Schullebens waren, hielt Küfner vor seinen Mitschülern eine *Oratiuncula parenetica ad pueros in symposio et coepulatione* („Kleine Mahnrede an die Knaben beim gemeinsamen Trinken und Essen“). Vielleicht auf Initiative und sicher unter Vermittlung (Kap. 18) seines Rektors, des Humanisten Simon Minervius Budissinus, ließ er die Rede 1521 in der kurzlebigen Stöckl-Offizin auf Schloss Sigmundslust bei Vomp drucken – bei Texten dieser Art eine seltene Ausnahme (Neuber 1996, 1255).

Voraus gehen der eigentlichen Rede im Druck ein hendekasyllabisches Empfehlungsgedichtlein des Rektors (Kap. 1) sowie ein Brief (Kap. 2) und ein drei Distichen umfassendes Epigramm (Kap. 3) des Autors an den Leser, im Anschluss an sie folgen zwei Briefe des sonst nicht bekannten Benediktiners Kilian Brae an den Leser (Kap. 18) bzw. des Rektors an den Autor (Kap. 19), in denen jeweils ein einnehmendes Bild des jungen Mannes und

12 Die Behandlung Küfners und seiner *Oratiuncula* basiert auf Mairhofer 2002/03, nach deren Kapiteleinteilung auch zitiert wird.

seiner Gelehrsamkeit gezeichnet wird. Die eigentliche *Oratiuncula* (Kap. 5–17) ermahnt die Hörer nach einer *captatio benevolentiae*, in welcher der Redner sie unter Berufung auf seine Jugend um Nachsicht bittet, zu Gottesverehrung, Tugend, richtigem Verhalten den Mitmenschen gegenüber, Kampf gegen das Laster und Mäßigkeit in allen Dingen und schließt mit einer Bezugnahme auf die Vortragssituation beim gemeinsamen Mahl und einer erneuten Bitte um Nachsicht. Der Gedankengang ist dabei mitunter so sprunghaft, dass er sich nur schwer nachvollziehen lässt. Zusätzlich aufgelockert wird der Text durch einen gelehrten Exkurs zu den verschiedenen Lebensaltern (Kap. 12) sowie durch eine Reihe poetischer Zitate z.T. unklarer Herkunft (so wird z.B. in Kap. 7 ein sonst unbekannter Ps.-Vergil zitiert).

Gattung und Tendenz

Küfner selbst charakterisiert seine Rede im Titel als „ermahnend" und ordnet sie so der beratenden Beredsamkeit zu; die Bezeichnung als *progymnasmatica oratiuncula* (Kap. 17; „kleine Übungsrede"), stellt sie zugleich in die Tradition der *progymnasmata*, des antiken Kanons rhetorischer Schulübungen, der auch in der Renaissance im Unterricht eingesetzt wurde (Czapla 2005), auch wenn so ausgedehnte Reden dort eigentlich noch keinen Platz finden. Die inhaltliche Ausrichtung des Textes, der sich insgesamt als Mahnung zu einem gottgefälligen Leben charakterisieren lässt, entspricht den Bildungszielen der Schwazer Poetenschule, die in erster Linie der Ausbildung des geistlichen Nachwuchses diente. Der Rektor der Schule könnte sich von ihrer Publikation deshalb auch einen gewissen Werbeeffekt erhofft haben.

frühhumanistische Sprache

Die Sprache des Textes trägt in Syntax und Lexik noch deutlich frühhumanistische Züge. Es finden sich zahlreiche unklassische Syntagmen wie *dum otio indulgerent* (statt *indulgent*; Kap. 8; „während sie sich dem Müßiggang hingeben") und Vokabeln wie *orbitacio* (Kap. 7; „Pfad [?]"), eine sonst nicht belegte Weiterbildung von *orbita* („Spur"). Paart sich dies mit einem des Öfteren spürbaren Streben nach Stilhöhe, so entstehen Verbindungen wie *Samia rariloquentia* (Kap. 9; „Samische Seltensprechung" – gemeint ist eine Schweigsamkeit, wie sie der aus Samos stammende Pythagoras von seinen Jüngern verlangte). Manchmal wird auf diese Weise die Verständlichkeit des Textes ernsthaft beeinträchtigt: Wenn Küfner von den Jugendlichen verlangt: *Neve ad pomerianam (ut dicam) domum seu ad Venusinas*[?][13] *edes prostantia verba umquam vomant* (Kap. 9; „Sie sollen auch nie bei einem sozusagen stadtgrenzennahen Haus oder bei venerischen[?] Gebäuden sich feilbietende Wörter ausspeien"), so lässt einen nur mehr die Marginalie *Abhorrendum a turpibus dictu* („Man soll vor obszönen Ausdrücken zurückschrecken") erraten, was gemeint ist. Insgesamt zeigt der Text, dass das Niveau des ‚autochthonen' Tiroler Humanis-

13 Der Druck hat *venusmas*.

mus zu Beginn des 16. Jhs. noch deutlich unter dem internationalen, zumindest dem italienischen Standard lag. Eine wichtige Quelle für die Tiroler Bildungs- und Druckgeschichte ist die kleine Rede jedoch allemal.

jesuitische Schulreden

Die restlichen Schulreden sind sämtlich gut ein halbes Jahrhundert später entstanden und entspringen dem Unterrichtsbetrieb der Jesuiten in Innsbruck.[14] Vergleicht man ihr flüssiges, abgesehen von wenigen Ausrutschern durchaus ciceronianisches Lat. mit Küfners gezwungenen Phrasen, so wird klar, welche Fortschritte der Humanismus in den dazwischen liegenden Jahrzehnten, nicht zuletzt durch den Einsatz der Jesuiten selbst, in Tirol gemacht hat. Routinierte Beherrschung des rhetorischen Handwerkszeugs verrät auch die meist klare Gliederung in ein Proömium, wo auf den Anlass Bezug genommen und das Thema vorgestellt wird, einen durch viele Exempla geprägten, manchmal seinerseits zweiteiligen Hauptteil und eine abschließende Hinwendung zum Publikum. Überliefert sind die betreffenden Texte nur in hs. Form und zum größten Teil anonym in den *Scholastica Oenipontana* (vgl. hier S. 226–231). Die meisten dieser Arbeiten wurden bei der feierlichen Eröffnung des neuen Schuljahres vor der bei dieser Gelegenheit stattfindenden *distributio praemiorum*, der Preisverteilung an die besten Schüler, aufgeführt bzw. vorgetragen, doch finden sich auch solche für die großen Feste des Kirchenjahres, die von den Jesuiten und ihren Schülern gemeinsam begangen wurden (Duhr 1896, 71). Bei den Verfassern handelt es sich in der Regel um Professoren, vorgetragen könnten die Reden aber auch Schüler haben (Duhr 1896, 71; Neuber 1996, 1250). Ich behandle die einzelnen Texte im Folgenden nach Anlass und Thematik geordnet.

Eröffnung des neuen Schuljahres

An den Eröffnungsveranstaltungen, die in Innsbruck in der Aula des Jesuitengymnasiums stattfanden, nahmen, wie das allgemein üblich war (Duhr 1896, 71–72), neben Patres, Lehrern und Schülern auch Innsbrucker Notabeln (vgl. etwa Bl. 17^r *viri magnifici*) in großer Zahl teil, nicht zuletzt deshalb, weil sie ihre eigenen Söhne zu den Jesuiten schickten (Bl. 88^r *his vestris filiis*; „diesen euren Söhnen hier"). So stellten diese Anlässe nicht nur ein Mittel, die Motivation der Schüler zu stärken, sondern auch eine Gelegenheit dar, das enge, gute Verhältnis zwischen Stadt und Gymnasium zu betonen. Diese beiden Aspekte lassen sich auch an den Reden selbst ablesen, die einerseits die Schüler durch in Aussicht gestellte Belohnungen zu fleißiger Arbeit anspornen, andererseits immer wieder auf den politischen Nutzen der Bildung verweisen und das Nahverhältnis zwischen Bildung und Macht hervorheben.

14 Reden wie die im Folgenden beschriebenen waren zweifellos auch an den Jesuitengymnasien in Hall und Trient an der Tagesordnung, doch hat sich dort, soweit ersichtlich, unglücklicherweise nichts davon erhalten.

erste Eröffnungsrede

Die auf Bl. 2^{r}–5^{r} stehende erste Rede zum Schuljahresanfang mit dem Titel *De utilitate et praemiis bonarum artium oratio* […] („Rede von Nutzen und Lohn der Bildung […]“) figuriert, was außergewöhnlich ist, unter dem Namen ihres Autors und trägt ein genaues Datum: Sie stammt von einem nicht näher bekannten Jakob Freinger (o.ä.) und wurde am 6. 10. 1581 gehalten. Anders als der Titel vermuten lässt, wird die *utilitas* kaum behandelt, die *praemia* dafür umso ausführlicher:

> Isokrates hat sich beklagt, dass geistige Leistungen zu wenig belohnt würden – dabei ziehen sie doch von selbst höchsten Lohn, z.B. Ruhm, nach sich. Eigentlich sollte man sich als Schüler deshalb viel mehr anstrengen, als das der Fall ist. Thema der Rede sind die Ehrungen, die der Bildung überall zuteil werden; ihre Dignität und das Vergnügen, das sie gewährt, sollen übergangen werden (Bl. 2^{rv}). Dass der Bildung Ehre erwiesen wird, ist eine anthropologische Konstante (Bl. 2^{v}–3^{r}). Aristoteles meint zu Recht, die Gebildeten unterschieden sich von den Ungebildeten wie die Lebenden von den Toten (Bl. 3^{r}). Immer, besonders in der Antike, sind niedrig Geborene durch ihre Bildung steil aufgestiegen und von den Mächtigen geehrt worden (Bl. 3^{r}–4^{v}). Dass ein solcher sozialer Aufstieg zu Recht erfolgt, belegen verschiedene Aussprüche sowie das Beispiel des Sokrates (Bl. 4^{v}–5^{r}). Man bemühe sich deshalb entschlossen um seine Studien (Bl. 5^{r})!

Vorbilder für arme Schüler

Auffällig ist an dieser Rede v.a. der Umstand, dass die niedere Herkunft vieler Intellektueller so stark betont wird. Er entspricht der Tatsache, dass die Jesuiten wie anderswo so auch in Innsbruck zahlreiche arme Schüler unterrichteten, die sich zudem als überdurchschnittlich tüchtig erwiesen (Duhr 1896, 46–47; Lechner 1907–1914, Teil 4, 115–116, 124–136). Dieser Teil der Hörer konnte sich in intellektuellen Selfmademen wie den genannten wiedererkennen und in ihnen Vorbilder für den erhofften eigenen Aufstieg sehen.

zweite Eröffnungsrede

Unter dem Jahr 1584 steht auf Bl. 87^{v}–95^{r} die *Oratio in studiorum renovatione de amore et labore singulari ad eruditionem adhibendo* (*adhibenda* Hs.; „Rede bei der Wiederaufnahme der Studien über die außerordentliche Liebe und Mühe, die man der Bildung entgegenbringen muss“):

> Warum ist halb Innsbruck im Jesuitengymnasium versammelt? Weil die alljährliche Preisverleihung stattfindet. Der Redner wird über zwei Themen sprechen: die Liebe zu den Studien und die Arbeit, die man in sie investieren muss (Bl. 87^{v}–88^{v}). Gott hat der Seele des Menschen ihre Fähigkeiten deshalb verliehen, damit dieser sich den Studien widmen kann (Bl. 88^{v}–89^{r}). Schon die heidnischen Philosophen haben hierin ein leuchtendes Beispiel gegeben (Bl. 89^{rv}). Die Liebe zur Bildung ist wie ein Feuer, das, richtig genährt, hell emporlodert (Bl. 89^{v}–90^{r}). Alle Völker haben sie hochgehalten, was sich durch antike Beispiele belegen lässt (Bl. 90^{r}–91^{v}). Auch die Innsbrucker Notabeln sind heute hier ver-

sammelt, um sie zu ehren und die Schüler anzuspornen (Bl. 91^{v}–92^{r}). Um sich zu bilden, muss man große Mühen auf sich nehmen und darf sich nicht durch die herrschende Bildungsfeindlichkeit abschrecken lassen (Bl. 92^{r}–93^{r}). Auch die Anfänge der Bildung, wie sie am Jesuitengymnasium vermittelt werden, sind nicht zu verachten (Bl. 93^{rv}). Die Schüler mögen sich ein Beispiel an bildungsbeflissenen Männern der Vergangenheit nehmen und sich anstrengen (Bl. 93^{v}–95^{r}).

Exempla und Metaphern

Die Rede ist eine der abwechslungsreichsten und eindringlichsten in diesem Codex. Unter den antiken Exempla ist v.a. die von Lukian in seinem *Hercules* beschriebene Statue eines Gallischen Herakles (Bl. 90^{v}–91^{r}) bemerkenswert, welche die Macht der Beredsamkeit durch von der Zunge des Standbilds zu den Ohren einer Hörerschaft verlaufende Fäden symbolisiert; ihre Anführung ohne Nennung des Autors entspricht dem Umstand, dass Lukian in der frühen Neuzeit populär war und auch am Innsbrucker Jesuitengymnasium gelesen wurde (Lechner 1907–1914, Teil 2, 64). Außergewöhnlich ist auch die lebhafte Metaphorik, die sich zu detailreichen Bildern ausweiten kann: So wird etwa die Bildung als am Wege stehender Obstbaum dargestellt, der von böswilligen Ignoranten mit Steinen beworfen, von den Intellektuellen aber um seiner Früchte willen geschätzt und erklettert wird (Bl. 92^{v}–93^{r}), was Motive aus der pseudoovidischen *Nux* („Nussbaum") mit der Isokrates zugeschriebenen Vorstellung von der Bildung als einem Gewächs kombiniert, dessen Wurzeln bitter, dessen Früchte aber süß seien. Geradezu ein Leitmotiv stellt die immer wieder auftauchende Metapher von der Liebe zur Bildung als einem verzehrenden Feuer dar. Welch glühende Begeisterung der Redner damit in seinen Hörern entzünden möchte, mag folgender kurzer Abschnitt (Bl. 90^{r}) andeuten:

> *Quae* [sc. *absolutissima eruditionis forma*] *si oculis usurpari ac cerni posset, quas quaeso non ignitissimas faces in animos ac iecur nostrum efibraret* [d.h. *evibraret*] *? Quae non ciere<t> incendia, si cum animo tantum concepta comprehensaque est ac quasi per umbram conspecta, tam ingentes flammas ubique gentium concitavit, ut universum orbem longe lateque occupaverit?*

> Wenn sie [d.h. die allervollkommenste Schönheit der Bildung] mit Augen erfasst und gesehen werden könnte, welch feurigste Brände würde sie nicht in unseren Geist und unser Innerstes schleudern? Welche Feuersbrünste würde sie nicht erregen, wo sie doch schon jetzt, nur im Geist erfasst und ergriffen und gleichsam schattenhaft gesehen, so ungeheure Flammen bei allen Völkern hat auflodern lassen, dass sie den gesamten Erdkreis weit und breit unter ihre Herrschaft gebracht hat?

dritte Eröffnungsrede

Weit weniger kunstvoll präsentiert sich die letzte der Eröffnungsreden, die 1586 gehaltene *De litterarum studiis oratio* („Rede über das Studium der Wissenschaften"; Bl. 131^{r}–134^{v}). Der Redner kündigt in der Einleitung an, über Ehre und Nutzen der Bildung reden zu wollen (Bl. 131^{rv}), und hält sich im Hauptteil geradezu ängstlich an diese Zweiteilung (Ehre: Bl. 131^{v}–133^{r}, Nutzen: Bl. 133^{r}–134^{v}; sachlich unterscheidet sich beides nur wenig voneinander). Eine kurze *peroratio* mit Ermahnungen an die jugendlichen Hörer (Bl. 134^{v}) bildet den Abschluss. Zwar verbreiten die obligaten Exempla (unter denen mit Alfons V. von Aragonien und Kaiser Karl IV. als Beispielen bildungsbeflissener Herrscher auch zwei ‚moderne' auftauchen) wie in den anderen Eröffnungsreden eine Aura der Gelehrsamkeit. Sie vermögen jedoch nicht über krasse sachliche Fehler – Bl. 133^{r} erscheinen etwa die Äthiopier als Intellektuellenkaste der Gymnosophisten! –, eine exzentrische lat. Orthographie (*verocitate* für *ferocitate*, [Bl. 133^{v}; „Wildheit"]) und entstellte griechische Zitate (Bl. 132^{v}) hinwegzutäuschen. Auch der Stil ist teilweise plump. So wird etwa der Übergang zum Nutzen der Bildung in der Mitte der Rede einfach mit einem *Venio nunc ad utilitatem* („Ich komme jetzt zum Nutzen") angekündigt. Zu alldem passt eine wenig flüssige Handschrift. Sollte hier statt eines Lehrers einmal ein Schüler zur Feder gegriffen haben?

Redeagon

Vom konventionellen Typ der Eröffnungsrede, wie ihn die drei eben besprochenen Texte repräsentieren, heben sich vier von verschiedenen Sprechern vorgetragene,[15] aber zusammengehörige Reden aus dem Jahr 1582 ab, die offenbar direkt vor der Preisverleihung gehalten wurden. Es handelt sich um einen Redewettkampf zur Frage der Existenzberechtigung der Dichtung. Ein solcher Agon ist im vorliegenden Codex ohne Gegenstück und stellte in Innsbruck bei einer Schuljahreseröffnung wohl eine Neuerung dar: Der erste Redner kündigt dem Publikum jedenfalls eine Überraschung an und setzt dabei voraus, dass dieses sich nun am ehesten ein Theaterstück oder einen Dialog erwartet (Bl. 17^{rv}). Den Anlass zu dieser Darbietung bot die kürzliche Eröffnung oder Wiedereröffnung der *Humanitas*, der Klasse, in der man sich v.a. mit Dichtung beschäftigte (Bl. 17^{v}).[16]

15 Zumindest die Reden der beiden Kontrahenten dürften dabei von Schülern, nicht von Professoren gehalten worden sein: Bl. 17^{v} ist, wohl mit Bezug auf den zweiten Redner, von *adulescentum* [sic] („Jugendlichen") die Rede.

16 Von einer Wiedereröffnung spricht unser Text ([…] *poeticam facultatem, quae annis aliquot* […] *exularat* […] *restitutam* […] *fuisse*, „[…] dass die *Humanitas*, die einige Jahre […] verbannt gewesen war, […] wiederhergestellt […] worden ist"), von einer erstmaligen Eröffnung, wie es scheint, die *historia domus* (vgl. hier S. 332–334): *Hactenus consuetis scholarum exercitationibus classis humanitatis adiuncta est* (Bd. 1, 34; „Den bisher üblichen Übungen für die Schüler wurde eine Humanistenklasse hinzugefügt") sowie, vielleicht hierauf gestützt, Lechner 1907–1914, Teil 1, 61.

Zusammenfassung, Charakterisierung

Die erste Rede (Bl. 17^{r}–18^{r}) dient als Einleitung, die zweite (Bl. 18^{r}–21^{v}) wird gegen, die dritte (Bl. 21^{v}–26^{r}) für die Dichtung gehalten – wobei passenderweise auch mithilfe von Dichterzitaten argumentiert wird –, in der vierten (Bl. 26^{r}–28^{r}) verkündet ein Schiedsrichter das Urteil, das zugunsten der Angeklagten ausfällt (allerdings betont der Richter stärker als der dritte Redner den religiösen Aspekt der Frage und unterscheidet schärfer zwischen guten und schlechten Dichtern, sodass sein Urteil auch als eine Art Kompromiss zwischen den entgegengesetzten Standpunkten verstanden werden kann). Die zwei längeren Hauptreden – die siegreiche dritte ist nochmals länger als die zweite – werden also von den kürzeren, Einleitung und Urteil, gerahmt. Die einzelnen Reden sind thematisch weitgehend konventionell und beziehen ihren Stoff aus dem Toposvorrat der seit Platon geführten einschlägigen Debatten, die auch im 16. Jh. durchaus aktuell waren (Hess 1994, 646–647; Murray 1996, v.a. 24–32): Gegen die Dichtung wird angeführt, sie verbreite Lügengeschichten, enthalte Obszönitäten und sei mit dem Christentum unvereinbar, zu ihren Gunsten, sie sei die Mutter aller Künste und verkünde durch den Mund göttlich inspirierter Poeten allegorisch verbrämte Weisheit, während ihr heidnischer Inhalt der betreffenden Zeit anzulasten sei (hier wird *en passant* klar, dass es in erster Linie um antike Dichtung geht). Nur die auf Bl. 20^{r} vorgebrachte Idee, das Überhandnehmen der Poesie sei für den Untergang des Römischen Reiches verantwortlich, wirkt originell. Der überkommene Inhalt wird jedoch gelehrt und rhetorisch effektvoll präsentiert.

Ansprache vor der Preisverleihung

Unmittelbar nach der vierten Rede folgt die wohl vom selben Redner gehaltene kurze Ansprache *Iudex ante praemiorum distributionem* („Der Schiedsrichter vor der Preisverleihung“; Bl. 28^{rv}), die im Codex ebenfalls ein Unikum ist. Sie schließt mit der Aufforderung an einen Jüngling, wohl wieder einen Schüler, diejenigen vorzulesen, die sich bei den Prüfungen ausgezeichnet haben, und sie nach vorne zu bitten.

Reden zu kirchlichen Festen

Die drei in der Hs. enthaltenen Reden zu kirchlichen Festen – zwei Weihnachts-, eine Osterrede[17] – unterscheiden sich nicht nur inhaltlich durch ihre Thematik und zahlreiche biblische Exempla, die den antiken zur Seite treten, sondern auch formal deutlich von den Eröffnungsreden: Sie sind weniger klar gegliedert, argumentieren nicht so stringent wie jene und beschränken sich in stilistischer Hinsicht nicht darauf, ciceronianische Perioden zu bauen: Viele Passagen stehen in einem hymnischen Stil, der sich durch Rhythmisierung, Ketten von Epitheta und kurzen Relativsätzen, Antithesen, Oxymora und Apostrophen an die Hörer

17 Sowohl auf die erste Weihnachts- als auch auf die Osterrede folgen Hexametergedichte zum selben Thema (vgl. hier S. 229), die wohl im Anschluss an jene vorgetragen wurden: eine Gegenüberstellung von und, wenn man so will, ein Wettstreit zwischen Prosa und Dichtung, Redner und Dichter.

sowie an Gott bzw. Christus auszeichnet (z.B. Bl. 99^{v}, 103^{v}, 111^{v}–112^{r}).[18] Diese Unterschiede entsprechen einer anders gearteten Wirkintention: Spielt in den Eröffnungsreden die verstandesmäßige Überzeugung der Hörer eine wichtige Rolle, so geht es bei den *per definitionem* nicht rational fassbaren Mysterien der Menschwerdung Gottes bzw. der Auferstehung vielmehr darum, das Publikum zu rühren, es emotional zu überwältigen und dadurch zu christlicher Demut hinzuführen. Dementsprechend tritt die argumentative Logik in den Hinter-, pathoserzeugende Elemente in den Vordergrund. Die rhetorische Praxis der Jesuiten ist hier der Theorie, in der das emotionale Element in der geistlichen Rhetorik erst im Laufe des 17. Jhs. stärker betont wird (Bauer 1986, 222–232; Eybl 1998, 722), einen Schritt voraus.

erste Weihnachtsrede

Ein gutes Beispiel für diese Art von Rhetorik ist die zu Weihnachten 1584 gehaltene *Oratio in diem natalem servatoris nostri* („Rede zum Geburtstag unseres Heilands“; Bl. 98^{r}–104^{r}). Nach dem Proömium, in dem der Redner behauptet, von der ungeheuren Bedeutung des Anlasses überfordert zu sein, sich aber aufgrund des Wohlwollens der Hörer, seiner Dankbarkeit Christus gegenüber und des Umstands, dass das Feiern von Geburtstagen eine alte Sitte ist, dennoch zum Weiterreden entschließt (Bl. 98^{r}–99^{r}), wird bis zum Schluss die Tatsache, dass Gott Mensch geworden ist, und das Unfassbare einer solchen Selbsterniedrigung variiert. Nur eine Widerlegung zahlreicher Sekten, welche die katholische Zweinaturenlehre nicht akzeptieren (Bl. 102^{r}–103^{r}), und eine schwach ausgeprägte *peroratio* mit der Aufforderung an die Hörer, Gott in ihren Herzen zu empfangen (Bl. 103^{v}–104^{r}), heben sich innerhalb dieser wenig strukturierten Textmasse noch als eigenständige Teile ab. Die Rede zielt stilistisch wie inhaltlich ganz auf die Rührung und Erschütterung der Hörer. Besonders klar zeigt sich diese Absicht bei dem immer wieder beschworenen Bild des hilflosen, weinenden Christusknäbleins, welches den Redner einmal vor Tränen kaum weitersprechen lässt (Bl. 100^{r}):

> *In praesepio, stramine, stipulis dulciculus ille pusio aliorum parvulorum instar tenere vagit, eiulat, lachrimatur* […]. *Venit tanta caelestium bonorum possessione, tanta beatitate relicta ad hanc – vix lachrimae profari me patiuntur – omnium miseriarum plenissimam vallem. Pro, quis sat tantam divinitatis*[?] *submissionem, quis satis tantam Dei benignitatem admiretur et obstupescat?*

> In der Krippe, im Heu, im Stroh jammert, heult, weint dieses süße Baby mit zarter Stimme, genau wie andere Kleinkinder […]. Es hat die unermesslichen himmlischen Güter, die es besitzt, hat seine unermessliche Glückseligkeit verlassen und ist in dieses – kaum

18 Vgl. hierzu etwa das Material bei Norden 1913, v.a. 143–176.

> lassen meine Tränen mich es aussprechen – allen Jammers übervolle Tal gekommen. Oh, wer kann diese unermessliche Selbsterniedrigung der Göttlichkeit[?], wer kann die unermessliche Güte Gottes genug bewundern und bestaunen?

theologische Gelehrsamkeit

Die in solchen Passagen zutage tretende Emotionalität hindert den Redner allerdings nicht daran, mithilfe zahlreicher Exempla, griechischer Fachterminologie und v.a. mit dem schon genannten Exkurs zur Zweinaturenlehre auch sein theologisches Fachwissen unter Beweis zu stellen.

zweite Weihnachtsrede

Etwas klarer gegliedert als diese Rede ist ihr zwei Jahre später gehaltenes Gegenstück, die *Oratio in natalem Christi servatoris nostri* („Rede zum Geburtstag unseres Heilands Christus"; Bl. 188^{r}–195^{v}):

> Alle Menschen interessieren sich für neue und spannende Geschichten; die folgende Rede, die von der Geburt Jesu berichtet, wird jedem etwas Interessantes bieten (Bl. 188^{r}–189^{r}). Vor der Erlösung durch Christus war das Menschengeschlecht aufgrund des Sündenfalls fest in der Gewalt des Teufels; niemand konnte es retten (Bl. 189^{r}–190^{v}). Deshalb musste Christus diese Aufgabe übernehmen (Bl. 190^{v}–191^{r}). Er kam unter Augustus zur Welt, als dieser eine große Volkszählung angeordnet hatte (Bl. 191^{r}–192^{r}), und zwar in erschütternder Armut und Niedrigkeit (Bl. 192^{r}–193^{r}). Jeder Hochmütige lasse sich das eine Lehre sein (Bl. 193^{rv})! Welch ein Gegensatz zwischen der Hilflosigkeit des Knäbleins und seinen Wohltaten für die Menschheit (Bl. 193^{v}–194^{v})! An seinem Geburtstag sollen Freude und Dankbarkeit herrschen (Bl. 194^{v}–195^{v})!

souveräner Umgang mit dem Thema

Auch dieser Redner setzt die erwähnten ‚geistlichen' Stilmittel gekonnt ein, wobei er eine Vorliebe für die Figur der Apostrophe hat: Immer wieder wendet er sich direkt an Christus sowie an sein Publikum, wobei er einmal sogar so weit geht, einen besonders hochmütigen Hörer zu fingieren, als negatives Beispiel herauszugreifen und scharf zurechtzuweisen (Bl. 193^{rv}). Dem souveränen Umgang mit den zur Verfügung stehenden rhetorischen Möglichkeiten entspricht die ungewöhnliche Zuversicht, die im Proömium zur Schau getragen wird: Im Gegensatz zur üblichen Praxis wird nicht versucht, das Wohlwollen des Publikums dadurch zu gewinnen, dass die eigene rhetorische Inkompetenz und Verzweiflung angesichts der Größe des Gegenstandes betont wird, sondern aus der Not eine Tugend gemacht: Das Thema ist so groß und vielfältig, dass es schon für sich genommen hinreichen wird, die Hörer zu begeistern (Bl. 188^{v}).

Osterrede

Die *Oratio in Christi ex mortuis excitati triumphum* („Rede auf den Triumph des von den Toten auferstandenen Christus"; Bl. 106^{v}–112^{r}) dürfte nach Ausweis ihres Titels am Ostersonntag des Jahres 1584 gehalten worden sein.

> Ausgehend vom erfreulichen Anlass der Rede (Bl. 106^v^) spricht der Redner zunächst über die Mission des Heilands auf Erden und seine Passion (Bl. 106^v^–108^r^). Sein Tod hat den Tod überwunden (Bl. 108^rv^). Wenn dem Redner auch die Kräfte fehlen, so will er sich doch anstrengen, den grandiosen Triumph Christi zu beschreiben (Bl. 108^v^–110^r^). Dass Christus wahrhaftig auferstanden ist, bezeugen die Evangelien. Juden und Heiden, die dergleichen für unmöglich halten, lassen sich leicht widerlegen (Bl. 110^r^–111^v^). Christus triumphiert und öffnet allen das Tor zum ewigen Leben (Bl. 111^v^–112^r^).

kunstvolle Gestaltung

Die Rede ist insofern noch kunstvoller gestaltet als die beiden Weihnachtsreden, als sie ein regelrechtes Binnenproömium enthält (Bl. 108^v^–109^r^) und der Hauptteil dadurch in zwei komplementäre Teile geteilt wird, von denen der erste die Passion, der zweite in konsequenter Fortsetzung und Steigerung die Auferstehung behandelt. Mit der zweiten Weihnachtsrede berührt sie sich sowohl im ausdrücklichen Verzicht auf die übliche *captatio benevolentiae* (eine solche ist angesichts des von Anfang an vorhandenen Wohlwollens der Hörer überflüssig, Bl. 106^v^) als auch in den pathetischen Anreden an Christus und das Publikum. Pathossteigernd wirken aber auch z.B. die zahlreichen *heri/hodie*(„gestern/heute“)-Antithesen, mit denen zum Schluss (Bl. 111^v^–112^r^) der Lage der Menschheit vor dem Opfer Christi das jetzige Leben in der Gnade entgegengesetzt wird. Auf der motivischen Ebene fallen die zum Triumphthema passenden agonalen und militärischen Bilder auf, mit denen die Passion beschrieben wird, eine Metaphorik, die sich schon in den Paulusbriefen findet. Die Beschreibung des Triumphzugs Christi selbst (Bl. 109^v^–110^r^) könnte durch die zeitgenössische Praxis der *trionfi*, prächtiger Umzüge zu festlichen Gelegenheiten, mit angeregt sein; erst 1582 hatte Innsbruck anlässlich der Hochzeit Ferdinands II. mit Anna Caterina Gonzaga einen solchen *trionfo* zu sehen bekommen (Auer u.a. 1998, 44). Wie in der ersten Weihnachtsrede findet sich auch hier ein argumentativ-polemischer Teil, der sich diesmal mit Juden und Heiden auseinandersetzt. Zwei bemerkenswerte Analoga aus Natur und Kunst, mit deren Hilfe die leibliche Auferstehung Christi plausibel gemacht werden soll, sind dabei die beschädigte Bronzestatue, die ihr Schöpfer einschmelzen und in ihrer ursprünglichen, vollendeten Gestalt neu gießen kann, sowie das Samenkorn, das im Dunkel der Erde keimt und dann zu einem mächtigen Baum heranwächst (Bl. 111^r^).

zwei griechische Reden

Abschließend sei noch kurz erwähnt, dass die lat. Jesuitenreden sogar zwei griechische Entsprechungen haben, die zum Schuljahresanfang 1585 und zu Weihnachten 1586 vorgetragen wurden (Bl. 135^r^–137^v^, 180^r^–181^r^). Diese Stücke, welche die frühesten konkreten Belege für Griechischunterricht in Tirol überhaupt darstellen dürften,[19] sind allerdings nicht nur viel kürzer, sondern auch rhetorisch weni-

19 Griechisch muss aber bereits seit der Gründung des Gymnasiums unterrichtet worden sein, da es

ger ausgefeilt als die lat. Reden, bedienen sich in hohem Maße biblischer Phrasen und weisen überdies eine Reihe sprachlicher Fehler auf. Sie zeigen, dass Griechisch, obschon bei den Jesuiten dem Lat. theoretisch beinahe gleichgestellt (Duhr 1896, 84–86), in Tirol zu Ende des 16. Jhs. doch auf wesentlich bescheidenerem Niveau unterrichtet wurde.

De miseriis studiosorum

Weit über die restlichen rhetorischen Produkte der Epoche ragt in literarischer wie in geistes- und sozialgeschichtlicher Hinsicht die *De miseriis studiosorum declamatio auctore Luca Geitzkoflero Tyrolensi* („Essay über das Elend der Studenten, verfasst von Lucas Geizkofler aus Tirol") hinaus (vgl. Tersch 1998, 404–422; Rädle 1999 und 2004).

Geizkofler

Lucas Geizkofler (vgl. Farbtafel 10) wurde am 18. 3. 1550 in Sterzing geboren, verbrachte aber als überzeugter Protestant den größten Teil seines Lebens außerhalb Tirols. In den 70er-Jahren des 16. Jhs. durchzog er Süddeutschland, Frankreich und Oberitalien und studierte dabei in Augsburg, Straßburg, Paris, Padua und Dôle, wo er 1578 zum Doktor beider Rechte promovierte. Danach ließ er sich als Anwalt in Augsburg nieder, wo er 1590 heiratete und 1620 starb (Schweizer 1976). Geizkofler hinterließ eine Fülle teils gedruckter, teils nur hs. erhaltener Gelegenheitsreden und -dichtungen, Briefe, ein Tagebuch sowie eine deutsche Autobiographie; allerdings hat nur ein Teil dieser Texte etwas mit Tirol zu tun (vgl. hier S. 260, 514).

Tirolbezug, Entstehungsumstände

Bei *De miseriis* ist ein Tirolbezug trotz der europäischen Dimension des Werkes durchaus gegeben, einerseits durch Geizkoflers Selbstbezeichnung als *Tyrolensis* im Titel, andererseits durch die im einzigen Manuskript, dem vermutlichen Autograph TLMF, 1117, Bl. 337^r–368^v, verzeichneten Entstehungsumstände: Die *subscriptio* gibt an: *Sterzingae in aedibus fraternis / 17 Decembris anno Domini 76* („In Sterzing, im Haus des Bruders, 17. Dezember im Jahr des Herren '76"), und eine Vorbemerkung auf Bl. 336^r ergänzt:

> […] welchen er zu Primalon in venedigischem gepiet gemacht, als er daselbs *tempore pestis* ein Zeit lang verharren und *quarantena* machen müssen, derweil man inn aus Padoa kommend durch oder in die graffschafft Tyrol nit wollen passieren lassen. Solchen *tractatum* hat er hernach als er in sein Vatterland gen Sterzunngen kommen […] absolviert […].

Diese Angaben zeigen zugleich, dass es sich um ein während Geizkoflers studentischen Wanderjahren verfasstes Jugendwerk handelt. Das ist insofern wichtig, als in *De miseriis* zahlreiche Erfahrungen aus dieser Zeit eingeflossen sein dürften, wie die folgende Inhaltsübersicht zeigt:

---

bei den Jesuiten schon in der in Innsbruck von Anfang an vorhandenen unteren Grammatikklasse auf dem Lehrplan stand (Duhr 1896, 262; Lechner 1907–1914, Teil 2, 60).

Die meisten Menschen wählen ihren Beruf zu unüberlegt: so auch beim Gelehrtenleben, für das viele sich nur aufgrund seiner scheinbaren Annehmlichkeiten entscheiden. Geizkofler will mit seiner ungeschönten Darstellung Ungeeignete von der Wissenschaft abschrecken und damit zugleich den Gelehrten beim Volk zu einer besseren Reputation verhelfen (Bl. 337^{r}–340^{r}). Die eigentliche Darstellung der *miseriae* gliedert sich in drei Hauptpunkte: a) äußere, insbesondere finanzielle Schwierigkeiten (Bl. 340^{r}–346^{r}): Ein Studium ist ein sicherer Weg zur Armut. Studenten müssen ihre elend bezahlten Professoren unterstützen, teure Bücher kaufen und hohe Reisekosten aufbringen; an ihrem Studienort werden sie von Kaufleuten, die ihnen Geld aus der Heimat bringen sollten, sowie von ihren Wirten betrogen. Nach Beendigung ihrer Studien sehen sie sich, arm und bereits in fortgeschrittenem Alter, vergeblich nach einer Frau um. Finden sie doch eine, so ist es ihnen meist nicht mehr vergönnt, ihre Söhne heranwachsen zu sehen. b) körperliche Strapazen (Bl. 346^{r}–356^{r}): Hierunter fallen Züchtigungen durch Lehrer in der Kindheit, grausame Initiationsriten beim Antritt des Universitätsstudiums, Wachen und Fasten, um den umfangreichen Lernstoff bewältigen zu können, Krankheiten und tätliche Angriffe, welche durch die schlechte Rechtsstellung der Studenten begünstigt werden. Sogar meist durch Habgier motivierte Studentenmorde sind keine Seltenheit, wie Beispiele aus Frankreich, Italien und Deutschland belegen. In Deutschland ist die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit studentenfeindlich. c) seelische Qualen (Bl. 356^{r}–366^{v}): Unter dieser Kategorie, die weniger scharf umrissen ist als die beiden vorhergehenden, wird zunächst das Heimweh im ‚Exil' des Studienortes genannt, danach die Tatsache, dass viele Studenten aufgrund ihrer Armut teure Kredite aufnehmen müssen und sich gezwungen sehen, ihr Studium abzubrechen. Meist können solche bedauernswerte Existenzen ihr Scheitern mit Recht auch schlechten Professoren, der allgemeinen Disziplinlosigkeit im Unterricht oder einer Krankheit zuschreiben. Dennoch urteilen das gemeine Volk wie die Adeligen oft abfällig über Gelehrte bzw. Studenten, wobei man besonders ihren angeblichen Mangel an Moral kritisiert. Illustriert wird diese schlechte Reputation durch Geschichten von drei Frauen, die sich weigern, sich oder ihre Töchter mit Gelehrten zu verheiraten. Wie ungerechtfertigt sie ist, wird durch einen Vergleich mit Sitten und Ruf der Kleriker verdeutlicht. Die Privilegien, welche der Wissenschaft zustünden, werden allerorts mit Füßen getreten. Der Text schließt ringkompositorisch mit einem Aufruf, die *vita studiosa* nur mit Bedacht zu wählen, dann aber mit aller Kraft zu studieren; eingelegt ist in diesen Schlussteil ein Lob der Wissenschaft und eine Gegenüberstellung von guten und schlechten Studenten (Bl. 366^{v}–368^{v}).

Gattung, Intention

Der Text, der, wenn man von der antiken Dreiteilung der Rhetorik ausgeht, der beratenden Beredsamkeit zuzurechnen ist, war, wie schon die einleitende Charakterisierung als *tractatum* („Traktat") nahelegt, wohl nicht für den mündlichen Vortrag gedacht. Der Terminus *declamatio* konnte in der Renaissance über seine alte Bedeutung „virtuose Unterhaltungsrede", „Schulrede" hinaus auch Lesetexte im weites-

ten Sinne essayistischer Art bezeichnen, die in inhaltlicher Hinsicht irgendwie an die genannten Genera anknüpften. In diesem Sinne kann etwa Erasmus sein *Lob der Torheit* im einleitenden Brief an Thomas Morus eine *declamatiunculam* nennen (vgl. Sandstede 1994, v.a. 489–492; Rädle 2004, 835 Anm. 3). Geizkofler greift mit seiner Darstellung des Gelehrtenlebens ein in zeitgenössischen Schulreden wie den eben besprochenen *Scholastica Oenipontana* häufig behandeltes Thema auf, nämlich das Lob der Wissenschaft und die Aufforderung zu fleißigem Studium, modifiziert es aber entscheidend: An die Stelle der Ehrungen, die den Jugendlichen in solchen Schulreden in Aussicht gestellt werden, treten Mühsal und Gefahren, und die protreptische Intention wird geradezu in ihr Gegenteil verkehrt: Erst nach langer und gründlicher Überlegung, so Geizkofler, soll man sich für oder gegen ein Studium entscheiden – und nach der Lektüre von *De miseriis* dürfte diese Entscheidung wohl öfter negativ als positiv ausfallen. Gleichzeitig hat der Text, wieder in Parallele zu Reden wie denen der Innsbrucker Jesuiten, nicht nur der lernbegierigen Jugend, sondern auch der Gesellschaft als Ganzes etwas zu sagen: Geizkofler möchte ihre Einstellung zu den Gelehrten, die ja für einen großen Teil von deren *miseriae* verantwortlich ist, korrigieren.

literarische Qualitäten

Dass Geizkoflers eigene Studienjahre nicht verschwendet waren, davon legt *De miseriis* eindrucksvoll Zeugnis ab. Der jugendliche Autor schreibt ein schönes, elegant periodisierendes und angenehm zu lesendes Lat., wobei er lexikalische Modernismen nicht scheut und sich manche Freiheiten im Modusgebrauch leistet. Auch mit der essayistischen Form geht er souverän um: Obwohl der dritte Hauptteil ein Sammelsurium darstellt und manches aus früheren Teilen wiederholt, ist der Text im Ganzen klar strukturiert und bietet dem Leser seinen vielfältigen Inhalt in übersichtlicher Form dar, ohne je in Pedanterie oder Langeweile abzugleiten. Gleichzeitig belegt er (trotz tendenziöser Überzeichnungen und einiger innerer Widersprüche – der behaupteten allgemeinen Armut der Studenten widersprechen z.B. die Raubmorde an reichen Studenten) seine schon im Titel angekündigte These in überzeugender Weise.

zeitgenössische Beispiele

Dazu, dass *De miseriis* sowohl fesselt als auch überzeugt, trägt nicht zuletzt die Wahl des Beweismaterials bei, das der Autor präsentiert: Geizkofler verzichtet weitgehend auf den üblichen gelehrten historisch-mythologischen Apparat und illustriert seine Ansichten stattdessen mit zahlreichen zeitgenössischen Beispielen, die einen beträchtlichen Teil der Darstellung einnehmen und plastisch, kunstvoll und detailfreudig geschildert werden. So soll sich in Paris etwa Folgendes zugetragen haben (Bl. 351^{v}):

> *Ac eadem* […] *etiam artocopum quendam Parisiensem inflammavit, ut suae uxoris auxilio adiutus convictorem suum Polonum scholarem sumptuosum eiusque puerum iugularet. Quod*

> *scelus ipse deinceps hoc modo patefecit: Erat iuvenis occisi corpus bene carnosum et satis pingue, adeo ut artocopus truculentus ex illo in frusta dissecto artocreas conficere minime dubitaret. Quarum aliquot suaviter piperatas cum pro bonis aliquandiu vendidisset, tandem cuiusdam medici (qui forte fortuna partem artocreae istiusmodi comederat) iudicio et sermone diffamatus id crimen ipsum confessus fuit. Simul hoc etiam addidit se ante Polonum trucidatum multas ex felium carne artocreas confecisse; quas cum antehac tuto et magno precio pluribus vendidisset, se hac re audaciorem factum etiam carnes humanas artocreis addere voluisse, praesertim cum existimaret totum ipsius Poloni cadaver a se nullo in loco ita supprimi posse, ut non brevi reperiretur.*

> Und ebendiese [sc. die Meinung, ausländische Studenten seien in der Regel reich] riss auch einen Pariser Bäcker dazu hin, mithilfe seiner Frau seinen Kostgänger, einen reichen polnischen Studenten, und dessen Diener zu ermorden. Dieses Verbrechen brachte er nachher selbst folgendermaßen ans Tageslicht: Der ermordete junge Mann war von ordentlich fleischigem und recht fettem Körperbau, sodass der verrohte Bäcker keineswegs zögerte, ihn zu faschieren und zu Pasteten zu verarbeiten. Nach einiger Zeit, als er bereits einige davon fein gewürzt verkauft hatte, als ob sie aus gutem Fleisch wären, wurde er endlich durch das sachkundige Urteil und die Darlegungen eines Arztes, der zufällig einen Teil einer solchen Pastete gegessen hatte, angeprangert und gestand auch das Verbrechen selbst ein. Dabei erzählte er außerdem, er habe vor dem Mord an dem Polen viele Pasteten aus Katzenfleisch gemacht; dadurch, dass er diese früher stets ohne Schwierigkeiten teuer verkauft habe, sei er kühner geworden und habe nun auch Menschenfleisch zu den Pasteten dazugeben wollen, zumal er der Ansicht gewesen sei, die Leiche des Polen als Ganzes nirgends so gut verstecken zu können, dass sie nicht bald gefunden würde.

studentische Lebenswelt

Während bei solch spektakulären Fällen die Frage nach ihrer Realität wohl offen bleiben muss, entstammen viele andere Beispiele und Illustrationen dem realistisch geschilderten Alltagsleben. Das Bild, das sich aus ihnen ergibt, ist alles andere als erbaulich: Betrügerische Wechselkurse (Bl. 343^{rv}), überteuerte Bücher (Bl. 342^{r}), erniedrigende studentische Initiationsriten (Bl. 346^{v}–347^{r}), schlecht bezahlte (Bl. 341^{r}–342^{v}) und verantwortungslose (Bl. 358^{v}–359^{r}) Professoren, sadistische Nachtwächter (Bl. 355^{r}–356^{v}), bornierte Bürgersfrauen (Bl. 362^{v}–365^{r}) – Geizkofler entwirft ein düsteres Panorama der studentischen und gelehrten Lebenswelt im ausgehenden 16. Jh. Sein Werk wird auf diese Weise auch zu einer bildungs- und sozialgeschichtlichen Quelle ersten Ranges.

Florian Schaffenrath

Geschichtsschreibung

Einleitung

Die historiographische Produktion des 16. Jhs.[1] in Tirol setzt sich in ihrer Art deutlich von den Texten der vorherigen Epoche ab und lässt sich am ehesten überblicken, wenn man das vorhandene Material[2] zunächst zwei Zentren zuordnet: dem Hof des Landesfürsten in Innsbruck und dem des Trientner Fürstbischofs. Vor allem bei Werken, die das Hochstift Trient betreffen, ist dabei die Grenze zwischen der allgemeinen und der Kirchengeschichte, die hier im Anschluss an jene betrachtet werden soll, oft nur schwer zu ziehen. Die religiösen Umwälzungen des 16. Jhs. brachten auch zahlreiche Klosterneugründungen in Tirol mit sich. Die Mönche und Ordensleute waren sehr daran interessiert, das fruchtbringende Wirken ihrer Gemeinschaft im Land zu dokumentieren, sodass auch aus diesem Gebiet eine größere Zahl an Geschichtswerken überliefert ist, die als dritter Bereich am Ende des Kapitels besprochen werden sollen.

allgemeine Tendenzen

Ein Zug, der den meisten der hier zu behandelnden Texte aus der Hochzeit des Humanismus gemeinsam ist, ist die starke Orientierung an den klassischen Historikern der römischen Antike. Der Zweck dieser Neuausrichtung war es, das Terrain der mittelalterlichen Geschichtsschreibung zu verlassen und neue Wege zu suchen: Nicht nur der Stil eines Livius, eines Velleius Paterculus oder eines Tacitus wurde imitiert, auch ihre Art, Ereignisse darzustellen, historischen Figuren Reden in den Mund zu legen oder moralische Schlüsse aus den Ereignissen zu ziehen, wirkte vorbildlich.

Produzenten

Hinsichtlich der Autoren gilt einerseits das, was etwa für die lat. Historiographie Frankreichs im 16. Jh. bereits festgestellt wurde (Demerson 1987, 362), zum Großteil auch für Tirol: Die Produzenten dieser Werke waren oft keine Stubengelehrten, sondern aktive Politiker oder Anwälte, die sich in ihrer Mußezeit mit der Geschichte ihrer Stadt oder ihres Landes beschäftigten: Hieronymus Stellimaurus und Innozenz von Prato etwa waren Bürgermeister von Trient, Christoph Wilhelm Putsch Beamter Erzherzog Ferdinands II. Andererseits traten in Tirol auch Schriftsteller

1 Allgemein zur österreichischen Historiographie des 16. Jhs. Lhotsky 1962, speziell zu Tirol Palme 1998, 135–145.

2 Vieles ist verloren und nur mehr aus sekundären Quellen bekannt, z.B. das *Chronicon Bulsanense* („Bozner Chronik“) aus dem Jahr 1548, von dem Bonelli in seinen *Monumenta ecclesiae Tridentinae,* Bd. 3,2,99 berichtet.

hervor, die von der Gunst ihrer jeweiligen Mäzene abhängig waren, so etwa Giano Pirro Pincio, der Hofdichter des Trientner Bischofs, oder Schrenck von Notzing, der die Sammlungen Erzherzog Ferdinands II. auf Schloss Ambras betreute.

Trient

Das Mäzenatentum der Bischöfe Bernhard von Cles (1485–1539) und Cristoforo Madruzzo (1512–1578) brachte es mit sich, dass Trient in der ersten Hälfte des 16. Jhs. als Ort historiographischer Produktion heraussticht. Neben dem bekanntesten Autor, Giano Pirro Pincio, dessen Werke gedruckt wurden, sollen im Folgenden auch die nur hs. überlieferten Werke von Stellimaurus, Franco und Innozenz von Prato in chronologischer Reihenfolge beleuchtet werden.

Stellimaurus

Über das Leben von Hieronymus Stellimaurus ist relativ wenig bekannt (Gasser 4, 16, Morizzo 1889, 180–181, Ambrosi 1894, 25). Wie aus seinem Beinamen Brezio hervorgeht, stammt er aus Brez im Nonstal. Sein Vater Antonio war 1481 Mitglied des Stadtrates in Trient und war von Kaiser Friedrich geadelt worden. Hieronymus selbst war Arzt, 1500 Mitglied des Stadtrates und in den Jahren 1516 und 1522 Bürgermeister. Am 27. September 1522 bestätigte Kardinal Bernhard von Cles auch das Adelsprivileg für ihn (abgedruckt bei Sardagna 1889, 78). Aufgrund seiner großen Verdienste um die Stadt Trient erhielt er zahlreiche Auszeichnungen und Privilegien. 1525 begab sich Stellimaurus nach Padua, um die Nachfolge der Signoria von Nomi zu regeln. Aus dem Einleitungsbrief seines 1526 entstandenen Werkes *De bello rustico* („Über den Bauernkrieg“)[3] erfährt der Leser, dass er in diesem Jahr die Tätigkeit als Arzt aufgegeben hat. Wie aus einem Dokument des Jahres 1530, in dem Stellimaurus bereits tot war, hervorgeht, war er verheiratet und hatte zwei Söhne.

Das Werk *De bello rustico* gliedert sich in zwei ungleich lange Bücher mit neun und 22 Kapiteln und schließt mit einer Epistel. Am Beginn des ersten Buches will Stellimaurus als Augenzeuge Unglaubliches berichten, das in den meisten großen Geschichtswerken übergangen wurde (Kap. 1). Wunder und Vorzeichen ließen großes Unheil erwarten (Kap. 2): Bei einem Bergsturz ging ein ganzes Dorf zugrunde, nur zwei Knaben überlebten auf wundersame Weise; ein Wucherer meinte am Vortag der Katastrophe, eher würde der Berg über ihm einstürzen, als dass er einen Preisnachlass gewährte (Kap. 3). Weitere Vorzeichen ereigneten sich (Kap. 4). Die in Deutschland ausgebrochenen Bauernunruhen griffen auch auf Trient über. Weil sich Bischof Bernhard von Cles nach Riva zurückgezogen hatte, richtete sich der Zorn der Bauern, die nur Kaiser und Gott als Herrn akzeptieren woll-

3 Das Original der Schrift soll im Franziskanerkloster Trient liegen (Morizzo 1889); es existieren zudem einige Abschriften, etwa TLMF, Dip. 834 und FB 3624 sowie BCT, ms. 214 und 1158. Die Einteilung in Bücher und Kapitel, nach der im Folgenden auf der Grundlage von TLMF, Dip. 834 zitiert wird, stimmt in diesen Hs. überein.

ten, gegen Kleriker, Adelige, Juristen und Beamte. Viele Adelige mussten sich überrascht ergeben (Kap. 5). Bevor der Aufstand Trient erreichte, hatten die Trientner Kundschafter ausgeschickt, die die Verwüstungen in Brixen und im Kloster Neustift beobachten sollten. Trient erhielt drei Tage Bedenkzeit und beriet sich mit Erzherzog Ferdinand II., während die Adeligen von Trient voreilig einen Vertrag mit den Bauern abschlossen. In einem Brief lobte Ferdinand den Vertrag und setzte Jörg von Frundsberg als Hauptmann von Trient ein. Dagegen machte Bischof Cles Franciscus de Castroalto zu seinem Statthalter. Den Adeligen, die sich durch ein Bündnis mit den Bauern möglichst schadlos halten wollten, stattete Castroalto einen Besuch ab und hielt folgende Rede (Kap. 6): Er sei vom Erzherzog und vom Bischof eingesetzt worden und wolle sich ganz und gar für Trient aufopfern. Bei innerer Zerrissenheit jedoch könnte sich keiner mehr gegen die Bauernhorden verteidigen. Die Adeligen sollten sich vielmehr gemeinsam zur Verteidigung aufmachen (Kap. 7). In der ganzen Stadt wurden daraufhin Verteidigungsmaßnahmen ergriffen (Kap. 8). Ein Täuschungsmanöver der Bauern konnte vereitelt werden, an die Spitze der Stadt trat nun ein Rat aus 16 Personen, aus jedem Quartier je ein Adeliger, ein Gelehrter, ein Bürger und einer aus der Unterschicht (Kap. 9).

Ausführlicher ist das zweite Buch gestaltet: Obwohl die Adeligen die Rückkehr ihres Bischofs nach Trient wünschten, ließ sich Cles erst lange bitten, bis er wieder in die Stadt einzog (Kap. 1). Die Sache wurde vergeblich vor Erzherzog Ferdinand gebracht (Kap. 2). In ganz Deutschland, das ohnehin schon von äußeren Feinden bedroht war, brachen Unruhen aus. Trient entsandte Bonaventura Tanzino als Friedensstifter ins Etschtal (Kap. 3). Die Bauern schickten Unterhändler zu Erzherzog Ferdinand und verlangten Erleichterungen, doch dieser forderte sie auf, zu ihrem alten Gehorsam dem Bischof gegenüber zurückzukehren. Daraufhin wollten sich die Bauern in einer Verschwörung auch gegen Ferdinand stellen. Die Sache wurde jedoch ruchbar und in Trient öffentlich gemacht (Kap. 4). Gegen die gemeinsamen Beschlüsse von Cles und Ferdinand kam es vielerorts zu Übergriffen (Kap. 5). Die Bauern belagerten das Castello del Buonconsiglio, doch Trientner Bürger – unter ihnen Stellimaurus' Söhne – griffen das Lager der Bauern an und konnten sie vertreiben (Kap. 6). Schließlich gaben die Bauern in Trient auf (Kap. 7) und ergaben sich auch im Etschtal und im Nonstal (Kap. 8). Die Verantwortlichen wurden in Trient zur Rechenschaft gezogen (Kap. 9–10). Bei der Gefangennahme der Schuldigen kam es immer wieder, etwa in der Valsugana, zu blutigen Auseinandersetzungen (Kap. 11). Die Urteile lauteten meist auf Freiheitsentzug, Geldstrafe oder Privilegienentzug (Kap. 12). Länger zogen sich die Unruhen noch im Nonstal hin (Kap. 13–16). In Trient wurden sogar grausame Todesstrafen vollzogen (Kap. 17), während der Bischof seine Forderungen an die jüngst unterworfenen Gebiete stellte (Kap. 18). Die Waffen der Bauern wurden eingezogen (Kap. 19), sodann letzte Strafen exekutiert und die zusätzlichen Truppen von Bischof Cles entlassen (Kap. 20–22).

Selbstbild

Während Stellimaurus im Widmungsbrief am Anfang noch Bescheidenheitstopik gebraucht – *aliquid memorare*, *opusculum compilare* („irgendetwas erwähnen, ein kleines Werk zusammenstellen") –, heißt es in der Schlussepistel, das Werk solle als *perpetuum monumentum* („ewiges Denkmal") der Nachwelt dienen. Es wird somit ein klarer Bezug zu einer mit Thukydides beginnenden Tradition von Geschichtswerken hergestellt.

politischer Standpunkt

Der zentrale Gedanke des Werkes ist die unangemessene Raserei der Bauern, die für das gesamte Leid dieses Krieges die Verantwortung trügen und denen zuletzt auch die gerechte Strafe widerfahren sei: Wiederholt werden die Bauern als *immanes* („Ungeheuer") bezeichnet (z.B. 2,4; 2,10), auch als *diri agrestes* (2,16; „grauenvolle Landleute"), die nur verstünden, *bona diripere*, *civitatem perdere*, *castella et urbem demoliri* (Widmungsepistel; „Güter zu rauben, Städte zu plündern, Burgen und Orte zu zerstören"). In ihnen herrsche *rabies* (1,5; „Raserei") und *saevitia* (Schlussbrief; „Wut"). Ihre Redeweise sei laut und rau (*elevata voce, ut rusticorum mos est*; 2,4), ihr Verstand gleiche dem von Sklaven (*ut servili et rustico ingenio convenit*; 2,7). Diese Unzivilisiertheit spiegle sich auch in der barbarischen Art ihrer Kriegsführung (1,5). Die einzige Stelle, in der die wahren Beweggründe des Bauernaufstandes zur Sprache kommen, nämlich die verweltlichte Herrschaft des Klerus und der Dünkel des Adels, ist in indirekter Darstellung gehalten (1,6). Zusammen mit den Fürsten und Adeligen werden immer auch die Gelehrten (*doctores*) als Feinde der Bauern genannt. Es mag für Stellimaurus durchaus von Vorteil gewesen sein, zeigen zu können, dass Erzherzog Ferdinand, Bischof Cles und er selbst einen gemeinsamen Feind hatten. Entsprechend umfangreich fällt auch das Herrscherlob aus: Ferdinand handle *mature* (1,8, 2,2; „nach reiflicher Überlegung"), zeichne sich durch *prudentia, modestia* und *sublimitas* (2,4; „Klugheit", „Bescheidenheit" und „Erhabenheit") aus. Auch Bischof Cles handle *mature* (1,5) und gebe sich als *pius pater* (1,8; „frommer Vater").

Gattung

Stellimaurus' Schrift über den Bauernkrieg stellt eine Mischform zwischen historischer Monographie und Chronik dar: Der erste Teil des Werkes, der sich nicht mit den neun Kapiteln des ersten Buches deckt, sondern die Kapitel 1,1 bis 2,4 umfasst, ist der monographische: Das Thema ist mit der Geschichte Trients in der Zeit der Bauernunruhen eng abgegrenzt. Es wird Ursachenforschung betrieben, das Geschehen wird dramatisch geschildert, Reden und Anekdoten tragen zum literarischen Reiz bei. Ab Kapitel 2,5 wird die Geschichte nochmals in chronologischer Weise dargestellt: Jedes Kapitel beginnt mit einer Datumsangabe. Es geht hier weniger um die begründende Darstellung eines geschichtlichen Ereignisses als vielmehr um das Festhalten von Fakten, Namen und Daten. Die Einteilung des Werkes in zwei Bücher dient dazu, die eigentliche Trennlinie zwischen den beiden Werkteile zu verschleiern.

Durch zahlreiche Anspielungen und Vergleiche mit antiken Gegebenheiten möchte der Autor seine klassische Bildung beweisen: Vom platonischen Gemeinbesitz (1,6) ist ebenso die Rede wie von der Brutalität Spartas (2,9), von den Rednern Demosthenes und Aischines (2,17) oder vom schwierigen Weg zwischen Skylla und Charybdis (1,8), auf den sich der Trientner Hauptmann Franciscus de Castroalto zwischen Bauern und Adeligen machen muss.

Antikerezeption

Die Sprache des Werkes zeichnet sich durch intensiven Gebrauch von Partizipien aus. Die Sätze werden lang und blockhaft, es gibt kaum kunstvolle Perioden. Oft werden mehrere Ablativus absolutus-Konstruktionen aneinandergereiht. Bewusste Stilisierung findet sich etwa zu Beginn der Rede des Castroalto (1,8), die mit einem Zitat aus Lucan. 1,8 *(quis furor, o cives, quae tanta licentia ferri?)* beginnt. Neben stilistischen Merkmalen gibt es auch im Lexikon eindeutige Neolatinismen: Die Zeit wird *ad oroscopum italicum* (1,4) gemessen, *araldus* (1,7; „Bote") steht für *nuntius*, *campanea* (2,6) ist das Dorf. Nicht klassisch belegt sind z.B. auch *currus calcarius* (2,3), *superequitare* (2,13), *spletum* (2,14) und *subtaceo* (2,18).

Sprache

Der bedeutendste Trientner Geschichtsschreiber des 16. Jhs., Giano Pirro Pincio († 1546), wurde in Mantua geboren und ging zu Studienzwecken nach Venedig, von wo er 1509 als Grammatiklehrer nach Trient kam. Im September 1515 hielt er dort die feierliche Rede im Rahmen der Primiz Bernhards von Cles (vgl. hier S. 282–283) als Bischof und tat sich auch als epischer Dichter hervor (vgl. hier S. 236). Am umfangreichsten ist jedoch sein historisches Hauptwerk *De vitis Pontificum Tridentinorum libri XII* („Leben der Bischöfe von Trient in zwölf Büchern"; gedruckt 1546 in Mantua bei Rufinelli), das ihn bis zu seinem Tod 1546 in Trient beschäftigte (vgl. Gasser 3, 80–81; Benvenuti 1994–1998, Bd. 4, 94; Šubarić 2001, 110–111).

Giano Pirro Pincio

Um seinen Plan zu verwirklichen, die ganze Geschichte Trients entlang der Lebensbeschreibungen seiner Bischöfe zu entwickeln, musste Pincio dem Hauptwerk im Druck zwei kleinere Werke voranstellen: In *De gestis ducum Tridentinorum* („Über die Taten der Herzöge von Trient") geht es um die Ereignisse in Trient unter der Langobardenherrschaft, wobei Paulus Diaconus als Hauptquelle auszumachen ist. Die Darstellung ist recht gedrängt, allein die Geschichte der 680 ausbrechenden Revolte gegen König Perctarit unter Herzog Alachis von Trient (vgl. Paulus Diaconus, hist. Lang. 5,36–41) fällt detaillierter aus. Die zweite Schrift, *De origine urbis Tridentinae* („Über den Ursprung der Stadt Trient"), beginnt mit den verschiedenen Theorien zur Gründung Trients, bespricht die römische Vergangenheit und schließt mit einer allgemeinen geographischen Beschreibung der Stadt.

kleinere Werke

Die zwölf Bücher *De vitis Pontificum Tridentinorum* folgen streng chronologisch der Reihenfolge der einzelnen Bischöfe von den Anfängen bis herauf zu Bischof Bernhard von

Cles.[4] Nachdem sich Pincio darüber beklagt hat, dass von vielen der frühen Bischöfe oft nur mehr die Namen bekannt sind, steht der Hl. Vigilius und sein für Trient folgenreiches Wirken im Zentrum des ersten Buches. Das zweite Buch erstreckt sich von Rugippus bis zu Albert II., wobei den Auseinandersetzungen zwischen Meinhard II. und Trient etwas breiterer Raum gewidmet wird. Das dritte Buch handelt von Georg von Lichtenstein und dem Aufstand unter Rodolfo Belenzani. Im Schlussteil liest man von der Vertreibung und Rückberufung von Georg Hack. Das vierte Buch ist dem angeblichen Martyrium des Simon von Trient, das unter Johannes Hinderbach stattfand, gewidmet, im Mittelpunkt des fünften Buches steht der Krieg Erzherzog Sigmunds gegen Venedig. Diese Bücher können als erster Teil des Werkes zusammengenommen werden, da die Bücher sechs bis zwölf ausschließlich von Bernhard von Cles dominiert werden.[5] Im sechsten Buch werden das Nonstal, Bernhards Heimat, Familie und Jugend des Bischofs, seine Studien und früheren Taten bis zu seiner Bischofswahl umfassend beschrieben. Das siebte Buch behandelt seinen pompösen Einzug in Trient, die Festmesse und das üppige Festmahl zu seiner Begrüßung. Den größten Teil des achten Buches bildet eine Rede des Bischofs, die dieser auf dem Reichstag von Augsburg 1518 gehalten hat und in der er sich für den Habsburger Karl V. und gegen den Franzosen Franz als Kaiser einsetzte. Das neunte Buch, in dem die Bauernaufstände des Jahres 1525 erzählt werden, gilt als das gelungenste von allen (so Egger 1867, 11). In seiner Funktion als Kanzler König Ferdinands ist Bischof Cles stark in die europäische Politik involviert, die in den Büchern zehn und elf zur Sprache kommt. Trient steht wieder im Mittelpunkt des zwölften und letzten Buches, v.a. die Festlichkeiten beim Einzug König Ferdinands faszinieren. Abgerundet wird das Werk durch allgemeine Bemerkungen über Trient.

Entstehungsgeschichte

Die Schrift *De vitis Pontificum*[6] ist Aliprand von Cles gewidmet, einem Neffen Bischof Bernhards, der von Kaiser Ferdinand zum Kammerherrn von Tirol ernannt wurde. Wie schon bei seiner Rede zu Bernhards Primiz, in der u.a. dessen Vater gelobt wurde (vgl. hier S. 282–283), verfolgt Pincio auch hier durch die Anrede an Aliprand eine Strategie der indirekten Huldigung. Die beiden kleineren Schriften hingegen sind Bischof Cristoforo Madruzzo, der Bernhard 1539 nachfolgte, ge-

4 Eine etwas detailliertere Inhaltsangabe bietet Egger 1867, 9–12.

5 Die Aufteilung des Werkes in zwölf Bücher, die eindeutig in zwei Teile zerfallen, erinnert auffällig an die Einteilung von Vergils *Aeneis* in zwölf Bücher, die sich in eine odysseische und eine iliadische Hälfte gliedern. Wie Vergil versucht auch Pincio die Urgeschichte seines Volkes zu schreiben, wenngleich er eine andere Gattung dafür wählt. Später wird Innozenz von Prato sein Geschichtswerk ebenfalls in zwölf Bücher einteilen.

6 Es gibt sichere Anzeichen dafür, dass *De vitis Pontificum* noch unter Bischof Bernhard von Cles geschrieben wurde; so heißt es z.B. auf Bl. 9^r *Clesius* […] *nostris temporibus pontifex* („Cles […], der zu unserer Zeit Bischof ist“).

widmet und dürften demnach erst nach *De vitis Pontificum* entstanden sein. Das Gesamtwerk mit allen drei Schriften wurde abschließend ebenfalls Cristoforo Madruzzo empfohlen.

Quellen

In der Benutzung und v.a. Zitierweise seiner Quellen zeigt sich Pincio von zwei Seiten: antike Autoren (die Historiker Polybios, Livius, Sueton, Tacitus, Florus, Paulus Diaconus, die Geographen Ptolemaios, Strabon u.a.) werden stets namentlich genannt, wohingegen jüngere Quellen nur sehr ungenau zitiert werden. Häufig sind Formulierungen wie *sunt, qui tradunt* („manche überliefern") oder *ut accepimus* („wie ich vernommen habe"). Manchmal ist von *monumenta* („Zeugnisse") oder von nicht weiter bestimmten „Annalen" die Rede.

Sprache

In seinem Dialog *Ciceronianus* („Der Ciceronianer") lässt Erasmus von Rotterdam einen gewissen Bulephorus gegen die v.a. in Italien wirkenden Neulateiner polemisieren, die sich weigern, ein lat. Wort zu verwenden, wenn es sich nicht schon bei Cicero finde. Pincio wäre ein Musterbeispiel für einen solchen Ciceronianer: Seine Diktion ist an den Klassikern geschult, und wenn er doch einmal ein unklassisches Wort verwenden muss, entschuldigt er sich dafür, z.B.: *ecclesia, quo vocabulo multis in locis ex usu horum temporum necesse est uti* (Bl. 13r; „‚Kirche', ein Wort, das man an vielen Stellen aufgrund der heutigen Gepflogenheiten verwenden muss"). Sogar für die gängigsten Worte scheint er sich zu schämen: *comes* (Bl. 7v; „Graf"), *cancellarius* (Bl. 12r; „Kanzler"), *marescalchus* (Bl. 20v; „Marschall").

literarische Technik

Nicht nur Pincios Sprache ist an den Klassikern geschult, sondern auch seine Darstellungsart: In die Erzählung sind immer wieder Exkurse verschiedenster Art eingebaut, Reden gewähren Einsicht in das Innenleben der Helden. Gewisse Gestalten werden ganz nach antiken Vorbildern stilisiert; so erscheint etwa Belenzani im dritten Buch als wahrhaft catilinarischer Revolutionär. Allgemein wechseln nüchtern berichtende und dramatisch gestaltete Passagen einander ab; ein Musterbeispiel für diesen Wechsel ist etwa die Erzählung vom Martyrium des kleinen Simon im vierten Buch.

Selbstbild

In der Widmungsepistel an Aliprand Cles brüstet sich Pincio damit, mit seinem Geschichtswerk einen Weg eingeschlagen zu haben, den keiner zuvor betreten habe *(viam nemini antea protritam).* Neben dieser Pionier-Metapher gebraucht er für sich und sein Tun noch das Bild des demütigen Vorarbeiters, wenn es am Ende von *De origine* auf Bl. 16r heißt: […] *breviter perstrinximus, ut eorum, qui veritatis et historiae Tridentinae studiosi sunt, minueretur labor* („[…] habe ich kurz skizziert, damit diejenigen, die sich um die Wahrheit und um die Geschichte Trients bemühen, weniger Mühe haben"). Bei ungeklärten Fragen schildert er meist mehrere Versionen, ohne zu polemisieren, denn viel wichtiger ist es ihm, dass seine Geschichte *plena* („detailliert") und *iucunda* („ergötzlich") ist, wie es auf dem Deckblatt von *De vitis Pontificum* heißt.

Fortwirken

Nach der Veröffentlichung seines Geschichtswerkes konnte kein Regionalhistoriker mehr an Pincio vorbei, weder seine Nachahmer noch seine Kritiker. Zu Pincios Gegnern zählt etwa der im Dienst des Tiroler Landesfürsten schreibende Christoph Wilhelm Putsch, der v.a. in seiner *Assertio* (vgl. hier S. 323–324) eindeutig, jedoch ohne den Namen zu nennen, gegen Pincio Position bezieht. Pincios eigenes Werk wurde in Trient 1648 ins Italienische übersetzt: *Annali overo croniche di Trento*. In einem neuen Vorwort wendet sich der Übersetzer (vielleicht Carlo Zanetti, vgl. Dell'Antonio 1929) an Bischof Carlo Emanuele Madruzzo, dem er das nunmehr in 14 Bücher eingeteilte Werk, das über Pincio hinausgehend noch die Taten Kaiser Karls V. behandelt, widmet.[7]

Innozenz von Prato

Eindeutig zu Pincios *imitatores* ist Innozenz von Prato zu zählen, der ebenfalls ein Werk über die Geschichte Trients in zwölf Büchern verfasste. 1554 in Trient geboren, ging er zusammen mit seinem Bruder Germano in Padua dem Rechtsstudium nach. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er 1581 zum Bürgermeister gewählt und machte sich besonders durch die Berufung eines Buchdruckers nach Trient verdient. Eine wichtige Rolle scheint Innozenz bei der Ernennung Carlo Emanuele Madruzzos zum Koadjutor 1595 gespielt zu haben, zumindest nach seinem eigenen Zeugnis (BCT, ms. 4, 252). Innozenz von Prato starb 1615.[8]

Überlieferung

Sein im Autograph erhaltenes Werk *Tridentinae civitatis commendabilia totiusque episcopatus historia* („Berichtenswertes über die Stadt Trient und Geschichte der gesamten Bischofsherrschaft")[9] aus dem Jahr 1593[10] besteht nicht aus mehreren Hs. (so Ambrosi 1894, 25), sondern aus einer einzigen (BCT, ms. 4; im Folgenden wird, wenn nicht anders vermerkt, nach der Paginierung dieser Hs. zitiert), wobei die Hälfte des ersten Buches verloren ist. Für diesen Teil kann man auf zwei Abschriften des 18. Jhs. (BCT, ms. 5–7 und 8) zurückgreifen.

Innozenz teilt die Geschichte Trients in verschiedene *status* (etwa „Verwaltungszustände") ein und ordnet so auch den Stoff seiner ersten beiden Bücher an: Im ersten Buch wird beschrieben, wie Trient von den Galliern (*status* 1), dann von den römischen Konsuln (*status* 2) und schließlich von den römischen Kaisern (*status* 3) regiert wurde. Die Herrschaft der Goten (*status* 4) und der Langobarden (*status* 5) in Oberitalien ist Inhalt des zweiten Buches (35–69). Das dritte Buch (70–155) ist dem Wachstum der Macht der Trientner

7 Von dieser italienischen Übersetzung erschien 1967 in Bologna ein fotomechanischer Nachdruck als Bd. 27 der Reihe *Historiae urbium et regionum Italiae rariores*.

8 Vgl. Hirn 1885–1888, Bd. 1, 359; Ambrosi 1894, 24–25; Gasser 3, 100; Allegri 2004, 558, 572.

9 Der Titel des Werkes ist nicht dem Autograph (BCT, ms. 4) entnommen, da dort der Beginn fehlt, sondern folgt der Abschrift BCT, ms. 5.

10 Zur Datierung vgl. BCT, ms. 5, 15. Im Werk finden sich ergänzte Einträge bis ins Jahr 1595 (z.B. 288–289).

Bischöfe gewidmet, das von den Anfängen unter dem Hl. Vigilius bis herauf ins 15. Jh. oft anhand von wörtlich zitierten Urkunden beschrieben wird. Ein Lob der Stadt Trient stellt das vierte Buch (156–200) dar, in dem beispielsweise die Prachtbauten, die gute Verwaltung und die günstige Lage herausgestrichen werden. Das fünfte Buch (201–253) trägt den Untertitel *Annales Tridentinorum* („Trientner Chronik") und liefert in kurzen Stichworten nach annalistischem Schema Notizen zur gesamten Weltgeschichte bis ins Jahr 1595. Von Buch sechs bis zwölf wird die Geschichte der Trientner Bischöfe chronologisch aufgerollt: von Hermagoras bis Ulrich I. (6. Buch, 254–281), von Ulrich II. bis Aldrigetus (7. Buch, 282–301), von Egno bis Meinhard von Neuhaus (8. Buch, 302–329), von Albert II. bis zur Sedisvakanz 1423 (9. Buch, 330–365), von Alexander von Masowien bis Johannes Hinderbach (10. Buch, 366–405), von Ulrich von Frundsberg bis Georg von Neideck (11. Buch, 406–445), schließlich Bernhard von Cles (12. Buch, 446–562).

Quellen

Ganz anders als Giano Pirro Pincio handhabt Innozenz den Umgang mit seinen Quellen: Weniger antike Gewährsmänner werden zitiert, vielmehr sind es die modernen Historiker, mit denen sich Innozenz (oft kritisch) auseinandersetzt. Immer wieder werden die *Dekaden* Flavio Biondos, Marcus Antonius Sabellicus und Francesco Sansovino[11] – die im Gegensatz zu Pincio namentlich genannt werden – angeführt; Pincio selbst wird weitaus am häufigsten zitiert, wenn auch nicht immer wohlmeinend (z.B. BCT, ms. 5, 15 *Pincius longe erronee* [„Pincio hierzu ganz falsch"]). Vor allem bei der Beschreibung von Bauten in Trient wird Literatur aus dem Umkreis des Konzils herangezogen (z.B. 162 über das Castello del Buonconsiglio). Auch das Einarbeiten von wörtlich abgeschriebenen Urkunden und Inschriften zeigt Innozenz' Bemühen, seine Quellen möglichst getreu anzuführen.

Stil

Wie im Umgang mit den Quellen ist Innozenz auch stilistisch weit von Pincio entfernt: Sein Lat. orientiert sich nicht an klassischen Vorbildern, sondern gibt sich als Gebrauchsprosa, die nicht vor zahlreichen Neolatinismen zurückschreckt; italienische Wendungen werden ungezwungen eingebaut, an vielen Wortformen und Schreibweisen merkt man den Einfluss des Italienischen: Das Kapitol heißt etwa *Campidolio* (211) statt *Capitolinus mons*, der Plural von *pagus* („Dorf") lautet bei ihm *paghi* (210, statt *pagi*), Feuer heißt *ingnis* (217). Manchmal führt er Doppelformen an, etwa *Britannia sive Ingilterra* (214), manchmal wechselt die Sprache überhaupt abrupt ins Italienische.[12] Konsekutivsätze werden durchwegs mit *quod*

11 Von Francesco Sansovino zitiert Innozenz in der Hauptsache aus der 1580 in Venedig erschienenen und 1582 wieder aufgelegten *Cronologia del mondo*. Innozenz lobt dieses Werk immer wieder für seine Zuverlässigkeit, z.B. 212: *e fideli Chronica Sansovini* („aus der zuverlässigen Chronik des Sansovino").

12 Während etwa der Eintrag zum Jahr 1590 im fünften Buch (249) noch lat. ist, ist die Notiz zu 1591 schon italienisch; 1592 wird dann wieder lat. fortgesetzt.

statt mit *ut* eingeleitet. Innozenz' Sätze sind sehr lang, jedoch ohne sich in einen kunstvollen Periodenbau zu fügen. Hier scheint weniger Livius als vielmehr Ammianus Marcellinus Pate gestanden zu haben.

viertes Buch

Wie sehr Innozenz noch zwischen mittelalterlicher Chronik und humanistischem Geschichtswerk zu verorten ist, zeigt ein Vergleich der beiden jeweils recht eigenständigen Bücher vier und fünf: Im vierten Buch wird eine wohl durchdachte, kunstvoll gegliederte Kulturgeschichte Trients entworfen. Nach der Beschreibung der wichtigsten Bauten (158–164) werden das Umland und die Wirtschaftsgrundlage der Menschen behandelt. Ein Verzeichnis der Kirchen und Klöster sowie der nach Trient tributpflichtigen Pfarren aus der Umgebung zeigt den Reichtum der Kirche (167–183). An erster Stelle der Beschreibung der Menschen stehen Adelige, es folgen Politiker, Ärzte und Rechtsgelehrte (184–195). Abgesehen von den Katalogen ist das ganze Buch durchgehend ausformuliert und rhetorisch ausgefeilt.

fünftes Buch

Ein ganz anderes Bild bietet das fünfte Buch, das zwar mit *Annales Tridentinorum* („Trientner Chronik") überschrieben ist, in Wirklichkeit jedoch eine nach Jahren geordnete Weltgeschichte in kurzen Stichworten darstellt. Die Einträge beginnen mit dem Galliereinfall in Italien im 3. Jh. v.Chr. und reichen mit zunehmender Genauigkeit bis ins Jahr 1595 (BCT, ms. 4, 252). Das Hauptinteresse in der jüngeren Vergangenheit gilt Wetterkatastrophen und Missernten. In Tabellenform stehen sich Jahreszahl und kurze Notiz über das jeweilige Geschehen gegenüber, die Diktion ist die einer knappen und bündigen Materialsammlung.

Tendenz

Ein wichtiger Gesichtspunkt, unter dem ein Trientner Geschichtswerk des 16. Jhs. betrachtet werden muss, ist seine Einstellung in der Frage nach der Zugehörigkeit des Bistums zu Tirol. Innozenz ist hier eher – wenn auch zumeist implizit – dem italienischen Raum zugeneigt: Wenn die Stadt mit anderen verglichen wird, so werden stets oberitalienische, nie österreichische oder deutsche Beispiele herangezogen. Neben dem Lat. ist nur das Italienische, nicht aber das Deutsche präsent. Mit überraschender Ausführlichkeit werden am Ende der *Annales* auch der Tod Erzherzog Ferdinands II. und das Ausbleiben von Totenfeiern in Trient geschildert (249).

Selbstbild

Am Ende der Einleitungspartie des ersten Buches (BCT, ms. 5, 9–10) findet sich eine der ansonsten seltenen Aussagen von Innozenz über sein eigenes Schaffen:

> *Magna integritate singularique praestantia Tridentinum episcopatum administrarunt ac adeo summa cum laude rexere, quod rerum gestarum gloria Tridenti pontifices ipsi pluresque ex subiectis virtute militiae, doctrina ac praelatura praeclaris exemplis fulsere, prout in sequentibus libris singulorum praelatorum vitas et gesta clarissima clarorumque Tridentinorum insignium memorabilia perpetuae memoriae in patriae historia praesenti animus texendi est mihi ope divina.*

> Mit großer Verlässlichkeit und einzigartiger Vorzüglichkeit haben die Bischöfe die Diözese Trient verwaltet und mit so großem Lob gelenkt, dass sie selbst durch den Ruhm ihrer Taten und viele ihrer Untertanen durch militärische Tapferkeit, Gelehrsamkeit und Vortrefflichkeit in vielen Beispielen glänzten; daher will ich in den folgenden Büchern das Leben und die vortrefflichen Taten der einzelnen Bischöfe und anderer berühmter Trientner, die des ewigen Angedenkens würdig sind, in der vorliegenden Geschichte unserer Heimat mit Gottes Hilfe zusammenschreiben.

Nachwirken

Im TLMF liegt eine Hs. (Dip. 932) aus dem späten 17. oder frühen 18. Jh., in der verschiedene Exzerpte aus Tiroler Historiographen gesammelt sind. Das erste Exzerpt trägt den Titel *Synopsis historiae Tridentinae conscripta ab Innocentio a Prato* („Zusammenfassung der Geschichte von Trient des Innozenz von Prato") und fasst ohne Rücksicht auf die Struktur des Originals oder auf dessen Bucheinteilung die Fakten auf neun Blättern (1^r–9^v) zusammen, wobei am Rand die entsprechende Blattangabe des Originals vermerkt wird und gelegentlich auch Ergänzungen eingearbeitet werden.[13] Der letzte Eintrag bezieht sich auf ein „fol. 241". Unklar ist, welche Hs. als Vorlage gedient hat, denn sowohl BCT, ms. 4 als auch die Abschrift BCT, ms. 5–7 sind nach Seiten, nicht nach Blättern gezählt, und mit der Zählung der foliierten Abschrift BCT, ms. 8 stimmen die Angaben in der *Synopsis* inhaltlich nicht überein. Dass man Innozenz' Werk gerne exzerpiert und dann bis in die eigene Zeit fortgesetzt hat, belegt auch eine weitere Hs. aus der BCT (ms. 19) aus dem 18. Jh., die auf 136 Seiten in ergänzten Exzerpten aus Innozenz einen Katalog der Konsuln der Stadt Trient von 1415 bis 1763, einen Auszug aus den Stadtmatrikeln bis 1769 sowie Angaben zur Zeit der Trientner Sedisvakanz von 1677 zusammenstellt.

Ambrogio Franco

Von großer regionaler Bedeutung ist auch der 1559 in Arco geborene Historiker Ambrogio Franco. Nach dem Studium der Medizin und der Juristerei in Padua wurde er Notar in seiner Heimatstadt, wo er sich bis zu seinem Tod 1611 auch intensiv der Literatur widmete: Durch seine Kenntnisse in den drei klassischen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Lat. sowie als Gelegenheitsdichter hat er sich einen Namen in der literarischen Welt gemacht (vgl. Allegri 2002, 572). Die meisten seiner Werke sind jedoch nie gedruckt worden, sondern haben sich hs. in verschiedenen Abschriften erhalten. Bei seinen historischen Studien wurde Franco von seiner Familie tatkräftig unterstützt, wovon die Mitarbeit seines Bruders Giovanni Battista und seines Sohnes Giovanni Domenico bei verschiedenen Werken zeugt.[14]

13 Tartarotti 102 verweist z.B. auf die Erwähnung des Todes von Kardinal Lodovico Madruzzo im Jahr 1600.

14 Vgl. Tartarotti 93–105; Hirn 1885–1888, Bd. 1, 359; Ambrosi 1894, 24; Gasser 1, 241–242.

Urkundensammlungen

Zusammen mit seinem Bruder sammelte Franco etwa Urkunden und Dokumente, die ihm Grundlage seiner Beschäftigung mit der Geschichte der Grafen von Arco werden sollten. Aus dieser Sammeltätigkeit entstanden zunächst zwei Werke: In der 1584 in Arco gedruckten, fünfzigseitigen Sammlung *Privilegia et diplomata et quas investituras vocant olim a divis Romanorum imperatoribus, regibus, ducibus ac aliis principibus illustrissimis comitibus de Arco irrogata et concessa* („Privilegien, Urkunden und sogenannte Investituren, die den berühmtesten Grafen von Arco einst von den göttlichen römischen Kaisern, von Königen, Grafen und anderen Fürsten verliehen wurden") sind 23 Urkunden von 13 hochstehenden Persönlichkeiten[15] zusammengetragen, die allesamt die Grafen von Arco betreffen. Eine beträchtlich erweiterte Urkundensammlung ist nur hs. in einer Abschrift durch Giuseppe Hippoliti OFM aus Pergine[16] (vgl. hier S. 771) aus dem Jahr 1760 erhalten: *Antiquissima illustrissimorum comitum Arci prosapia atque ipsius origo* („Das uralte Geschlecht der berühmtesten Grafen von Arco und seine Herkunft", TLMF, Dip. 849). Die hier verzeichneten Dokumente wurden zunächst von Giovanni Battista Franco gesammelt und dann von Ambrogio Franco mit kommentierenden Noten versehen.

De fundatione

Eine erste historiographische Monographie Francos trägt den Titel *De Arcensis castri fundatione et qua ex gente coaluerint Tridentini historia* („Über die Gründung der Burg von Arco und historische Abhandlung, von welchem Stamm die Trientner abstammen")[17] und beschäftigt sich mit der Frage, welche Völkerschaften seit der Antike auf dem Trientner Gebiet gesiedelt haben.

Ausgehend von der Frage, von wem die heutigen Einwohner von Arco abstammen (Bl. 2ʳ), beginnt Franco mit einer Beschreibung der Räter, die dieses Gebiet ursprünglich bewohnten. Sie wurden später von den Kimbern und Teutonen vertrieben, die sich nach ihren Auseinandersetzungen mit den Römern hier niederließen (Bl. 2ᵛ–5ᵛ). Als die Römer die Alpen besetzten, zogen sich deren Nachkommen in entlegene Täler und auf geschützte Höhen zurück, womit sich die heute noch unterschiedlichen Sprachen im Land erklären lassen (Bl. 6ʳ–8ᵛ). Ausgehend vom Tropaeum Alpium, einem bekannten römischen Siegesdenkmal in den französischen Alpen, werden in einem Katalog die Stämme beschrieben,

15 Neben berühmten Habsburgern (Leopold I., Maximilian I., Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II.) finden sich auch Philipp Maria von Mailand und Francesco Sforza II. unter den Ausstellern.

16 Zu Beginn der Hs. (7–11) werden alle Dokumente in Form einer Inhaltsübersicht tabellarisch aufgelistet. Zuvor findet sich (6) eine kurze „Notiz an den geneigten Leser", in der Hippoliti versichert, seine Vorlage getreulich kopiert zu haben.

17 Das Werk ist in mehreren Abschriften überliefert: BCT, ms. 28 und 421; TLMF, Dip. 1154; TLA, landsch. Archiv, Hs. 82. Im Folgenden wird nach der Hs. des TLMF zitiert.

die mit dem Gebiet von Trient in Verbindung standen (Bl. 9r–10r). Die Römer errichteten zur Sicherung des Landes Heerlager, während später Burgen entstanden, die eine wichtige Rolle in den oft nur lokalen Auseinandersetzungen des Mittelalters spielten (Bl. 10r–12v).

Quellen

Der Text dieser Schrift besteht auf weiten Strecken aus Zitaten aus antiken und neuzeitlichen Historikern, die jeweils ausgewiesen werden. Dem Johannes Baptista Varenaneus, einem Juristen aus Arco, der sich mit der Geschichte seiner Heimat befasste, setzt Franco durch namentliche Nennung ein lobendes Denkmal (Bl. 11r). Die Zitate stehen nicht kommentarlos nebeneinander, sondern werden interpretiert, oft sogar textkritisch hinterfragt. Als Zweck seines Werkes gibt Franco selbst an (Bl. 8v), dass es wenn nicht allen Menschen, so doch zumindest seinen Landsleuten Vergnügen bereiten werde, wenn sie wüssten, wer ihr Land in früheren Zeiten bewohnt habe.

Beispiel

Auf Bl. 4v findet sich im Zusammenhang der Abstammung der Trientner von den Kimbern und Teutonen eine Anekdote, die zeigt, in welch sonderbarer Form man früher dem Landesherrn seine Ehrerbietung bezeugte:

Saepissime audiisse memini quendam ex Fulgarida suorum popularium nuncium, quem syndicum et procuratorem vocant, Ferdinandum Caesarem convenisse eiusque manum praehensam nunquam dimisisse, donec more gentis suorum causam perorasset, Caesaremque ad proceres conversum ac subridentem dixisse: Haec gens vere priscae germanitatis verba, morem et indolem retinet.

Ich erinnere mich, sehr oft davon gehört zu haben, dass ein Gesandter aus Folgarida, den seine Leute *sindico* oder Prokurator nennen, mit Kaiser Ferdinand zusammengetroffen sei, seine Hand ergriffen und so lange nicht mehr losgelassen habe, bis er, wie zuhause üblich, sein Anliegen vorgebracht hatte; der Kaiser habe sich daraufhin an seinen Hofstaat gewandt und lachend gemeint: „Dieses Volk bewahrt wirklich noch die Sprechweise, die Sitte und den Charakter des alten Deutschtums!"

Arcensis comitatus descriptio

An diese landeskundliche Schrift fügt sich eine weitere an, die den Titel *Arcensis comitatus descriptio* („Beschreibung der Grafschaft Arco"; TLMF, Dip. 1154) trägt und die später von Francos Sohn Giovanni Domenico überarbeitete wurde (Allegri 2002, 572).

Die *Descriptio* lässt sich in vier Teile gliedern: In den Absätzen 1–6[18] wird das Gebiet definiert, die Grenzen der Grafschaft werden abgesteckt. Arco erscheint als eine bukolische

18 Zitiert wird hier nach der im Haupttext genannten Abschrift, in der der Text in Absätze gegliedert ist; das Original konnte nicht gefunden werden.

Landschaft, die mit Reichtümern aller Art gesegnet ist. Dann (Abs. 7–10) folgt die Darstellung dem Lauf des Flusses Sarca, von seiner Quelle bis zur Mündung in den Gardasee. Der dritte Teil (Abs. 11–21) zeigt in großen thematischen Blöcken die Besonderheiten des Landes: Weinbau, Viehzucht, Früchte, Jagd, Kräuter, Menschenschlag, Landwirtschaft, Frömmigkeit. Im umfangreichen vierten Teil (Abs. 22–34) wird die Geographie der Grafschaft im Detail Ort für Ort mit architektonischen Besonderheiten erklärt.

Verfasser

Welcher Teil der Schrift von Ambrogio und welcher von Giovanni Battista stammt, lässt sich nur an einer Stelle mit Sicherheit sagen: In Abs. 19 geht es um die wundersame Erscheinung einer unvergänglichen Rinde; wenn es dann weiter heißt, *ego quidem anno 1621* […] *deveni* („ich bin 1621 […] dorthin gekommen"), so kann mit *ego* nur Giovanni Battista Franco gemeint sein, da Ambrogio zu diesem Zeitpunkt bereits seit zehn Jahren tot war. Ansonsten ist es schwierig, die Autoren zu trennen. Zu kurzsichtig wäre es, alle Kapitel, die mit Wendungen wie *sed redeamus ad* („aber kommen wir zurück zu") enden, mit der üblicherweise Exkurse abgeschlossen werden, als spätere Einschübe Giovanni Battistas zu benennen: Solche Exkurse könnten bereits von Ambrogio Franco als bewusstes Stilmittel eingesetzt worden sein.

Quellen

An antiken Schriftstellern werden in diesem Werk hauptsächlich Dichter (Tibull, Vergil), aber auch Cicero zitiert. Wie bei Historikern des 16. Jhs. üblich, werden moderne Gewährsmänner oft im *name dropping*-Verfahren aufgezählt, wobei Biondo, Sabellini, Corius und Lazius auftauchen. Aus einem Brief des Scipio a Castro wird im Original zitiert, ebenso werden manche Inschriften im Wortlaut angeführt. Für die Behauptung, Sarca sei die Mutter des Benacus (Abs. 9), dürfte Berganus' Gedicht *Benacus* Pate gestanden haben, nicht die mythologische Dichtung *Sarca,* in der die Sarca als männlicher Flussgott erscheint.

Fortwirken

Das Geschichtswerk des Franco wurde später erweitert, so z.B. in der Hs. TLMF, Dip. 1154, ab Bl. 34. Zu den dort eingearbeiteten Erweiterungen gehört u.a. ein fünf Blätter umfassendes *Extractum de rebus gestis nobilissimorum duorum fratrum Roboretorum circa annum 1162 ex historia manuscripta Arcensi Ambrosii Franci* („Exzerpt über die Geschichte zweier hochadeliger Brüder aus Rovereto aus dem Jahr 1162, aus der hs. Geschichte von Arco des Ambrogio Franco"), das im Jahr 1668 abgeschrieben wurde. Francos Werke waren generell für die Regionalgeschichte von großer Bedeutung und wurden vielfältig benutzt: Tovazzi, Nr. 205 weiß etwa zu berichten, dass Baron Federigo di Castelbarco bis zu seinem Tod 1584 gerne in einem *commentariolum manuscriptum* („kleine hs. Monographie") las, das auf der Grundlage von Francos Geschichtswerk die Auseinandersetzungen zwischen den Herren von Castelbarco und Bischof Adelpret darstellte; das *commentariolum* ist heute verloren.

Innsbruck

In Nordtirol erhielt die historiographische Produktion v.a. durch das Eintreffen von Erzherzog Ferdinand II. 1567 in Innsbruck neue Impulse. Einerseits waren es

Männer, die bereits in seinen Diensten standen, wie Schrenck von Notzing oder Gerhard de Roo, die lat. Werke verfassten, andererseits versuchten sich auch Neueinsteiger der Gunst ihres Landesherren zu versichern.

Christoph Wilhelm Putsch

Einer von Letzteren war Christoph Wilhelm Putsch, der 1542 in Innsbruck als Sohn des Schatzarchivars Wilhelm Putsch und jüngerer Bruder des Dichters Johannes Putsch (vgl. hier S. 250–252) geboren wurde.[19] Seine Mutter Dorothea Müllerin starb früh. Vom Besuch der Lateinschule in Innsbruck zeugt das Lob, das er seinem Lehrer Peter Collatinus Posthumus zuteilwerden lässt. 1557 scheint Putsch in den Matrikeln der Universität Ingolstadt auf. Beruflich stand er später in den Diensten Erzherzog Ferdinands II. Seit den 60er-Jahren des 16. Jhs. war er mit umfangreichen Sammlungen für eine Topographie Deutschlands und speziell Tirols beschäftigt. Zu diesem Zweck hielt er sich 1564 in den Klöstern Marienberg[20] und St. Michael an der Etsch auf. Später besuchte er das Kloster Steinach an der Etsch, wo er nur mehr eine einzige Nonne antraf. Freundlich wurde er in der Stamser Zisterze aufgenommen, war doch der damalige Abt, Georg II. Berghofer (vgl. Album Stamsense 27–28), sein Verwandter. Intensiv waren seine Studien auch bei den Prämonstratensern in Wilten.[21] Neben seinen Reisen konnte sich Putsch bei seiner Arbeit auf eine für seine Zeit beachtliche Privatbibliothek von 325 Werken stützen (vgl. Neuhauser 2002). Putsch starb 1572 im jungen Alter von 30 Jahren.

Collectanea

Während Putsch auch als Dichter hervorgetreten ist (vgl. hier S. 231), dürfen die *Collectanea rerum memorabilium Tirolensium* („Sammlung denkwürdiger Ereignisse aus Tirol") als sein unvollendetes historisches Hauptwerk gelten.[22] Der Inhalt der *Collectanea* ist bei Egger 1867, 14–15 dargestellt, jedoch sollte dessen Kritik an dem Werk (14; „Vor allem fehlt ihm Ordnung und Plan") zurechtgerückt werden:

Konzeption

Im Proömium (Cod. 825, 3–6) der *Collectanea* erweist sich Putsch als an den Klassikern geschulter Humanist: Sein *operaeque pretium me facturum existimavi* („und ich war der Meinung, ich könnte etwas Sinnvolles machen") erinnert an den Beginn des Geschichtswerkes des Livius, den Putsch als „Fürsten der Geschichtsschreibung" (3) preist; die Bezeichnung der Geschichte als *lux veritatis*, *magistra*

19 Vgl. Hirn 1885–1888, Bd. 1, 353–358; Waldner 1893; Neuhauser 2002; zur Familie Putsch vgl. Egger 1867, 13; Huter 1937.

20 Putsch beklagt sich (ULBT, Cod. 825, S. 131, 148, 157) über die unfreundliche Aufnahme in Marienberg durch Abt Philipp God (reg. 1561–1571).

21 Hirn 1885–1888, Bd. 1, 355 Anm. 2 erwähnt ein inzwischen verlorenes *Chronicon Wiltinense* („Wiltener Chronik"), das Putsch geschrieben haben soll. Waldner 1893, 382 Anm. 1 identifiziert dieses *Chronicon* mit dem Werk *De Haymone gigante* („Über den Riesen Haymon"; vgl. hier S. 234–235).

22 Das Manuskript liegt heute in der ULBT (Cod. 825 und 826). Einen Auszug davon besitzt die Bibliothek des TLMF (Dip. 617), vgl. Nägele 1938, 285 Anm. 12.

duxque vitae („Licht der Wahrheit, Lehrmeisterin und Führerin des Lebens") lässt an Ciceros Hymnus auf die Philosophie (Tusc. 5,5) denken. Als Hauptteil seines Werkes kündigt Putsch *Comitatus Tirolensis perpetuos Annales* („fortlaufende Jahresaufzeichnungen aus der Grafschaft Tirol") an, denen *descriptiones* („geographische und allgemeine Beschreibungen") von Deutschland und Tirol im Speziellen vorausgehen sollen. Die strukturelle Grundidee des Werkes besteht also in der Aufteilung in einen geographischen Teil mit der Beschreibung von Klöstern, Kirchen, Städten, Flüssen, Bergen, Familien und berühmten Menschen sowie einen annalistischen Hauptteil. Somit hatte sich Putsch ein Raster zurechtgelegt, das er im Zuge seiner Recherchen in Archiven und Klöstern bzw. bei der Lektüre seiner Quellen langsam füllen wollte. Sein früher Tod erklärt die vielen Stellen, die leer geblieben sind.

descriptiones: Der geographisch-thematische Teil, den Putsch als *Liber primus* („erstes Buch") bezeichnet, beginnt mit einer Beschreibung Deutschlands (Cod. 825, 6), die jedoch nach einer halben Seite unvermittelt abbricht. Nach einigen leeren Seiten folgen Urkundenkopien, dann (71) eine Beschreibung der Alemannen und Schwaben. Daran schließt sich ein Block mit Tiroler Ortsbeschreibungen an (Thaur, Schwaz, Lienz, Bruneck, Brenner). Wiederum eine Einheit bilden die Lebensbeschreibungen der Brixner Bischöfe (93–131). Am Schluss des ersten Teiles werden die Klöster Marienberg, Stams, St. Michael an der Etsch und Steinach an der Etsch beschrieben. Dabei schildert Putsch zunächst jeweils die geographische Lage des Klosters sowie seine bauliche Anlage und lässt dann die Geschichte des Ortes folgen. Manche dieser Texte sind am Schluss datiert; so konnte etwa Putsch seine Arbeit über Stams im Juni 1567 abschließen, die über St. Michael an der Etsch bereits im September 1564. Die Anordnung der Texte im Codex entspricht also nicht der Chronologie ihrer Entstehung.

annales: Der annalistische Hauptteil (Cod. 825, 196 – Cod. 826, 188) entstand laut Überschrift ab 1564. Beginnend mit dem Jahr 961 wird in der Folge je eine Seite für ein Jahr reserviert und mit Jahreszahl, aktuellem Papst und regierendem Kaiser überschrieben. Die Einträge sind zunächst spärlich, werden aber umfangreicher, je näher sie an Putschs eigene Zeit herankommen. Neben Fakten der Kirchengeschichte und der politischen Geschichte werden v.a. Ereignisse wie Erdbeben, außerordentliche Schneefälle u.a. aufgenommen. Cod. 825 endet mit dem Jahr 1378 und wird durch ein (spärliches) Register abgeschlossen. Während das Titelblatt des Cod. 826 die Fortsetzung des Werkes bis 1556 ankündigt, findet sich in Wirklichkeit auf S. 188 der letzte Eintrag zum Jahr 1570.

Nachträge: Der letzte Teil der *Collectanea* ist Nachträgen und Ergänzungen vorbehalten, die das annalistische Schema gesprengt hätten. In Cod. 826, 189–214 findet sich Platz für Einzelbiographien, wobei meist nur Name und Titel am Anfang einer ansonsten leeren Seite stehen. Es folgen *mixtim conscripta* (215; „vermischt Zusammengeschriebenes"), worunter sich Epitaphien, Todesnachrichten, ein deutscher Bericht über die Übergabe Ti-

rols an Österreich 1363 und ein Gedicht des Eobanus Hessus finden. Wieder schließt ein knappes Register den Band ab.

Am Beginn seines Werkes (Cod. 825, 2–3) legt Putsch in Form einer Liste von 51 Autoren über seine Quellen Rechenschaft ab: Neben einigen mittelalterlichen Autoren stehen sich in dieser Aufzählung 23 antike und 15 zeitgenössische Autoren des 16. Jhs. gegenüber. Weitere Autoren, die Putsch sicherlich benutzt hat, wie etwa Pincio, scheinen in dieser Liste jedoch nicht auf. Erfreulich für die Sammlung der poetischen Fragmente des Johannes Putsch, Christoph Wilhelms Bruder, ist es, dass in den *Collectanea* immer wieder aus ihm zitiert wird (vgl. hier S. 250–252).

Quellen

Putsch formuliert im Proömium als Ziel seines Unterfangens, einem breiten Forscherpublikum eine profunde Beschreibung der Geschichte Tirols an die Hand zu geben. Es sei die besondere Gabe der Geschichtsschreibung, Totem wieder Leben einzuhauchen (Cod. 825, 6; *mortuis vitam dare*); die Kenntnis der Geschichte sei notwendig für die Führung des Staates; wer sie nicht studiere, bleibe ewig ein Knabe. Putschs Argumentation mündet in das *exemplum*-Argument: Man müsse sich an den Taten der Vorfahren ein Beispiel nehmen. Es ist wohl dem unfertigen Zustand der *Collectanea* zuzuschreiben, dass wir keine direkte Anrede an den Leser finden und dass eine Verbindung zum herrschenden Erzherzog Ferdinand II. fehlt, obwohl man sich aufgrund der Ausführungen im Proömium hin und wieder die Züge eines Fürstenspiegels erwarten würde.

Geschichtsbild

Neben den *Collectanea* hat uns Putsch noch weitere historische Werke hinterlassen: Bei den Anmerkungen zu einem deutschsprachigen Kalender, der 1565 in Innsbruck gedruckt wurde *(Annotationes ad calendarium Germanicum 1565 impressum Oeniponti)*, die heute in der ÖNB (Cod. 8306) liegen, handelt es sich hauptsächlich um Geburts- und Todesdaten verdienter Männer. Mit dem Werk *Brevis et indubitata assertio de iis principibus, qui a Christi nativitate ad haec nostra usque tempora dominio integre potiti sunt civitatis Tridentinae* („Kurzer und unzweifelhafter Bericht über die Fürsten, die von Christi Geburt an bis in unsere Zeit herauf rechtmäßig über das Gebiet von Trient geherrscht haben")[23] ergreift Putsch in der Auseinandersetzung zwischen Erzherzog Ferdinand II. und den Madruzzo-Bischöfen in Trient (vgl. Hirn 1885–1888, Bd. 1, 291–311; Palme 1998, 97–102) beredt für jenen Partei: Das Werk gibt sich zwar vordergründig als Durchgang durch die Geschichte Trients von der Römerzeit bis in Putschs Gegenwart, doch ist es das oberste Ziel der Schrift zu zeigen, dass der Tiroler Landesfürst in jeder einzelnen Epoche der Geschichte Trients über die kirchlichen Herren in Trient gestellt war. Die Kritik

andere Werke

23 Die Edition von Schaffenrath 2005b fußt auf einer 16 Blatt umfassenden Abschrift des Werkes im TLMF (Dip. 1197). Das Original muss einstweilen als verloren gelten.

am Klerus, der sich viel zu wenig um die ihm anvertraute Herde kümmere, um lieber der großen Politik nachzugehen, war schon in den *Collectanea* zu spüren (vgl. Egger 1867, 17), kommt aber in dieser Schrift noch deutlicher zum Ausdruck. Die Biographien (z.B. Hirn 1885–1888, Bd. 1, 356) berichten weiters, dass Putsch bis zu seinem Tod 1572 noch mit der Arbeit an einem österreichischen Stammbaum beschäftigt war, der als verschollen gelten muss.

Wirkung

Direkten Einfluss hat Putsch auf das Schaffen Gerhard de Roos genommen, der ihn in seinen *Annales* (97) im Zusammenhang eines Treffens zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen 1327 in Innsbruck zitiert. Auch in der *Sapientia Salomonis* (vgl. hier S. 252–256) widmete de Roo seinem Freund ein aus 33 Choliamben bestehendes Gedicht (Bl. Kiii^{v}–Kiiii^{r}). Christoph Wilhelm Putsch hatte ihn aus Anlass des Todes seines Bruders Johannes aufgefordert, einen poetischen Nachruf zu verfassen. In dem Gedicht würdigt de Roo auch Christoph Wilhelms Tätigkeit als Historiker (Hirn 1885–1888, Bd. 1, 356–357). Mit Gerhard de Roo kann nun auf einen Tiroler Historiker übergegangen werden, der sich vornehmlich mit Österreichischer Geschichte beschäftigte:

Gerhard de Roo

Wann genau Gerhard de Roo in Oudewater (Holland, Provinz Utrecht) geboren wurde, ist nicht bekannt; fest steht, dass es ein 9. Dezember war. Als Bassist verdingte er sich in der kaiserlichen Kapelle in Böhmen, wo er 1564 in die Dienste Erzherzog Ferdinands II. trat und diesen nach Tirol begleitete; dort wurde er 1571 Präzeptor der Kapellknaben. Große Geldnot, ein ständiges Ärgernis in de Roos Leben, brachte ihn dazu, eine Privatschule einzurichten, um sich so einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen. In den Jahren 1576 und 1577 waren es immerhin 24 Schüler, die er so unterrichtete. Nach dem Tod seines Vaters und seiner Brüder unternahm de Roo 1578 eine Reise in die Heimat, um sich um seine zwei noch lebenden Schwestern zu kümmern. Eine entscheidende Änderung in de Roos Leben stellte seine Bestellung zum Verwalter der Kunstkammer und Bibliothekar auf Schloss Ambras dar, wo er dem am 1. Oktober 1580 verstorbenen Jakob Wacker nachfolgte. So wird er in der Widmungsepistel der *Annales* (Bl. a2^{r}–[a4]^{r}) an Erzherzog Ferdinand II. auch als *celsitudinis tuae bibliothecarius* („Bibliothekar deiner Erhabenheit") angesprochen. Sein Gehalt wurde erhöht, er bezog freie Wohnung im Schloss und war weiterhin Mitglied der Kapelle des Erzherzogs. Dennoch besserte sich de Roos finanzielle Lage nicht: Die letzte Nachricht, in der er am 21. Juni 1588 erwähnt wird, ist die Anweisung einer Gnadenbeihilfe von 150 Gulden durch den Erzherzog zur Drucklegung seiner *Annales*. 1589 starb de Roo und hinterließ so wenig Vermögen, dass sich Ferdinand der Hinterbliebenen annehmen musste.

Annales: Fertigstellung durch Dietz

Im Gegensatz zu seinen poetischen Werken (vgl. hier S. 252–256) konnte de Roo die Veröffentlichung seines Geschichtswerkes *Annales rerum belli domique ab Austriacis Habsburgicae gentis principibus gestarum* („Chronik der Taten der öster-

reichischen Fürsten aus dem Hause Habsburg in Krieg und Frieden“) nicht mehr miterleben; sie waren bei seinem Tod 1589 noch nicht fertiggestellt, sondern wurden erst 1592 von Konrad Dietz von Weidenberg, dem lat. Schulmeister aus Feldkirch und späteren Sekretär Ferdinands,[24] zu Ende gebracht. Ausschließlich von Dietz stammen die fünfseitige Widmungsepistel (Bl. a2^{r}–[a4]^{r}) an Erzherzog Ferdinand II. und der umfangreiche Index am Schluss des Werks, in der Schrift selbst hingegen ist es schwer zu entscheiden, bis zu welchem Grad sie überarbeitet werden musste. Dietz selbst gebraucht für seine Arbeit in der Widmungsepistel den Ausdruck *adimplere*, hier vielleicht soviel wie „anreichern“ bedeutet. Auf jeden Fall erhielt auch Dietz Zugang zur erzherzoglichen Bibliothek und allerlei Unterstützung durch Anton Klösel und Justinian Moser, Ferdinands Sekretäre.

Die *Annales* bestehen aus zwölf Büchern und behandeln die Geschichte der Habsburger von Rudolf I. bis zum Tod Kaiser Maximilians I. 1519: Das erste Buch (1–50) behandelt die Urgeschichte des Hauses Habsburg und den Beginn seiner Herrschaft in Österreich bis zum Tod Rudolfs I. 1291. Im Zentrum des zweiten Buches (51–92) steht Albrecht I., Buch drei (93–126) reicht bis zur Erwerbung von Triest 1382. Höhepunkte von Buch vier (127–166) sind der Tod Leopolds III. im Krieg gegen die Schweizer bei Sempach, der Streit um die Vormundschaft über Albrecht V. nach dem Tod seines Vaters, die Einberufung des Konzils von Konstanz und die Unternehmungen gegen die Hussiten. Das fünfte Buch (167–207) beginnt mit der Kaiserkrönung Sigismunds in Rom. Sein Nachfolger Albrecht musste sich zunächst im Streit um Böhmen durchsetzen und konnte dann Erfolge gegen die Türken erringen. Buch sechs (208–243) beginnt mit der Erhebung der österreichischen Adeligen unter Ulrich Eytzinger gegen Kaiser Friedrich. Ladislaus V. ließ sich zum König von Ungarn krönen. Sultan Mehmed II. wurde bei Belgrad zurückgeschlagen. Nach Ladislaus’ Tod wählten die Böhmen Georg von Podiebrad zu ihrem König, die Ungarn Mathias Corvinus. Das Buch endet mit den Streitigkeiten zwischen Herzog Sigmund und Bischof Nicolaus Cusanus. Buch sieben (244–288) beginnt mit dem Krieg der Schweizer gegen Sigmund. Die Wiener verbannten den Kaiser aus ihrer Stadt, schließlich kam es jedoch zur Versöhnung zwischen den Brüdern Albrecht und Friedrich. Herzog Sigmund beschließt wiederum das Buch: Er versöhnte sich mit dem Papst. Im achten Buch (289–317) tritt Friedrich als Friedensstifter auf. Der Papst setzte Georg Podiebrad als König von Böhmen ab, dem Mathias Corvinus nachfolgen wollte, doch die Böhmen entschieden sich für Ladislaus. Maximilians Heirat mit Maria von Burgund wurde angebahnt. Mathias griff das österreichische Kerngebiet an, Friedrich setzte auf Verhandlungen statt auf Krieg. Am Be-

24 Vgl. Egger 1867, 13; Hirn 1885–1888, Bd. 1, 346–348; Lhotsky 1941/45, 200. Dietz bezeichnet de Roo in der Widmungsepistel (Bl. a2^{r}) als seinen „einzigartigen Freund“ (*singularis amicus*), später als „alten Freund“ (*veterem amicum*).

ginn von Buch neun (318–353) steht die Entrüstung der Franzosen über die Heirat Marias mit Maximilian, die in Belgien stattfand. Die Franzosen wurden im Kampf besiegt. Besondere Probleme bereitete Maximilian die Stadt Gent. Mathias Corvinus brach mit seinen Truppen wiederum in Österreich ein. Am Beginn des zehnten Buches (354–390) belagerte er Wien und zwang die Stadt zur Kapitulation. Maximilian kämpfte derweil in Flandern und wurde zum König des Heiligen Römischen Reiches gekrönt. In Brügge geriet er kurzfristig in Gefangenschaft. In Tirol brach der Krieg zwischen Herzog Sigmund und Venedig aus. Nach dem Tod des Mathias Corvinus marschierte Friedrich in Ungarn ein. Nach dem Friedensschluss mit Frankreich vereinbarte Maximilian seine zweite Ehe mit Bianca Maria Sforza und wurde nach dem Tod seines Vaters sein Nachfolger. Am Beginn des sehr sprunghaften elften Buches (391–426) stehen die Hochzeitsfeierlichkeiten in Innsbruck. König Karl von Frankreich eroberte indessen Neapel, verlor es aber bald wieder. Nach dem Tod Herzog Sigmunds wurde Tirol direkt dem Kaiser unterstellt. Maximilian begab sich auf Italienzug. Danach kam es zum Krieg gegen die Schweizer. In Frankreich folgte König Ludwig dem verstorbenen Karl nach und eroberte Mailand und Neapel. Philipp wollte durch Frankreich nach Spanien reisen. Die Kriege Maximilians in Geldern beschließen das Buch. Das letzte Buch (427–477) beginnt mit der Machtübernahme Philipps in Spanien. Venedig und Frankreich wandten sich wieder gegen Maximilian. Nach einigen Kriegsberichten in Italien endet das Werk mit dem Tod Kaiser Maximilians.

Quellen

Zu de Roos Quellen gibt es bereits eine ausführliche Untersuchung (Straganz 1907). Viele Quellen werden vage und anonym zitiert, etwa mit *sunt, qui dicant* (88; „es gibt welche, die sagen“) oder *invenio in manuscriptis* (30; „ich lese in einer Hs.“). Manche Schriften werden nach ihrem Entstehungs- bzw. Aufbewahrungsort zitiert, so eine Straßburger Chronik (14), eine Kärntner Chronik (57) oder eine Basler Chronik (76). Als Autoritäten werden häufig Lazius und Aventinus genannt, aber auch Thomas Ebendorfer von Haselbach oder Cuspinianus. Innsbrucker Ereignisse des Jahres 1336 berichtet de Roo nach der Vorlage der *Annales* Putschs (97); für die Belagerung von Petra 1508 ist Pincio der Gewährsmann. Eine durchaus kritische Tendenz im Umgang mit den Quellen erkennt man daran, dass ein Ereignis häufig aus mehreren Perspektiven geschildert wird, oft heißt es *alii habent* (z.B. 67; „andere aber meinen“). Gegen manche Autoren wird regelrecht polemisiert: *Nauclerus* […] *quem ego cum aliis sequi nolim, quod certiora invenisse mihi videar: nihil interim lectori praescribo.* […] *Si quis certius quid invenerit, id sequatur.* (22; „Nauclerus […], dem ich mit anderen nicht folgen möchte, weil ich meiner Meinung nach verlässlichere Informationen gefunden habe; dem Leser aber will ich hier keine Vorschriften machen. […] Wenn jemand etwas Verlässlicheres findet, möge er sich daran halten!“) Wie frei de Roo dabei mit seinen Quellen umgeht, zeigt die Rede Antonio Giustinianis vor Kaiser Maximilian, die

mit vielen Änderungen (443–445) aus dem Geschichtswerk des Francesco Guicciardini übernommen wurde.

Struktur

Die zwölf Bücher der *Annales* sind recht unterschiedlich strukturiert, lassen sich aber in zwei Hauptblöcke unterteilen: Während das erste Buch die Vorgeschichte und den Ursprung der Habsburger bis zum Jahr 1291 berichtet, umfassen die Bücher 2–5 jeweils mehrere Jahrzehnte. In Buch 6 wird die Geburt Maximilians geschildert, der dann als Leitfigur der Bücher 7–12 auftritt, die jeweils nur mehr wenige Jahre behandeln. Programmatisch endet das Werk auch mit dem Tod Maximilians.

Reden

Als würdiger Vertreter der dramatischen Geschichtsschreibung erweist sich de Roo auch in den immer wieder eingebauten Reden. Wenn seine Diktion ansonsten auch ruhig und kühl ist, kann er hier doch zeigen, zu welchen rhetorischen Höhenflügen er fähig ist: Die erste direkte Rede des Werkes etwa ist Rudolf I. in den Mund gelegt, kurz vor der Belagerung von St. Gallen 1272 (12–13). Nicht zuletzt zahlreiche Zitate aus Ciceros *Catilinarien* sollen Rudolf als klugen und bedachten Mann erscheinen lassen. Auch Maximilian tritt als begnadeter Redner auf, der alle Register ziehen kann, etwa wenn er sich (433) an die Reichsfürsten wendet, um Unterstützung im Krieg gegen Frankreich zu erhalten.

Kriegslisten

Mit besonderer Erzählfreude schildert de Roo die Kriegslisten, wie sie in allen nur erdenklichen Varianten im Laufe der Geschichte angewandt wurden, sei es, dass die Venezianer Padua durch Tricks ohne Blutvergießen einnehmen konnten (446–447), sei es, dass allein der laute Ruf „Die Feinde fliehen!“ diese erst in die Flucht getrieben hat (31), sei es, dass ein Feldherrnzelt präpariert wurde und sich als tödliche Falle herausstellte (27). Eine gewisse Freude zeigt de Roo auch an kuriosen Grausamkeiten, wenn etwa besonders harte Strafen vollstreckt werden (85).

Selbstbild

Während die Aussagen von de Roos (bzw. Dietz) über sein eigenes Schaffen in der Widmungsepistel recht ausführlich (und stark topisch gefärbt) sind, finden sich im Werk selbst nur wenige aussagekräftige Stellen: Bemerkenswert ist die deutliche Abgrenzung von der Panegyrik und die Beteuerung, stattdessen wahre *historia* zu betreiben (50). In der Widmungsepistel liest man die Verpflichtung zur Wahrheit *(fides et veritas),* de Roo beklagt jedoch seinen Mangel an Gelehrsamkeit *(doctrina)* – ein klarer Bescheidenheitstopos. Am Beispiel von Maximilians Schweizerkriegen wird demonstriert, was man an Unparteilichkeit zu erwarten hat: Die Geschichte soll so geschrieben werden, als hätte sie ein Schweizer geschrieben.

habsburgische Frömmigkeit

Ein wichtiges Anliegen des Werkes ist es, die Habsburger, allen voran Maximilian, als gute, christliche Herrscher erscheinen zu lassen. Albrecht I. vertraut etwa in der Entscheidungsschlacht gegen Adolf von Nassau auf Gott und siegt (66), Rudolf I. singt noch in der Schlacht ein Marienlied (30); als die beiden größten Tu-

genden Maximilians werden die Selbstüberwindung und die Gottesfurcht genannt (Widmungsepistel, Bl. a3^{v}).

Jakob Schrenck von Notzing

Wie Gerhard de Roo ist auch Jakob Schrenck von Notzing im Gefolge des Erzherzogs Ferdinand II. 1567 nach Tirol gekommen, nachdem er ihn zuvor auf den Türkenzügen begleitet hatte. Als sein Rat und Sekretär[25] bekam er den Auftrag, ein Werk über die Rüstkammer auf Schloss Ambras zu verfassen, wie sich de Roo der Bibliothek annehmen sollte.[26] Schrenk von Notzings Vorarbeiten[27] gingen jedoch langsam voran, das Werk war noch nicht fertig, als Ferdinand 1595 starb. Erst 1601 erschien in Innsbruck der Folio-Prachtband *Augustissimorum imperatorum, serenissimorum regum atque archiducum*, *illustrissimorum principum necnon comitum, baronum*, *nobilium aliorumque clarissimorum virorum* [...] *verissimae imagines et rerum ab ipsis* [...] *gestarum succinctae descriptiones* („Höchst getreue Abbildungen der höchsten Kaiser, erlauchtesten Könige und Erzherzöge, berühmtesten Fürsten, Grafen, Barone und Adeligen und anderer bekanntester Männer, [...] dazu knappe Beschreibungen ihrer Taten“).[28]

Übersetzungen, Ausgaben

Aus der Feder des Johann Engelbert Noyse stammt die erste deutsche Übersetzung, die 1602 (anders Schlosser 1908, 44) in Innsbruck gedruckt wurde. Johann David Köhler gab diese Übersetzung 1735 in Nürnberg neu heraus und vermehrte sie durch Quellenangaben, genaue Bildbeschriftungen, ergänzte Jahreszahlen usw. Im Biblio-Verlag (Osnabrück) erschien 1981 ein Nachdruck der Innsbrucker Ausgabe von 1601, in dem der lat. auch die deutsche Fassung gegenübergestellt wurde.

Proömium

Nach einigen kleineren vorangestellten Gedichten (vgl. Abb. 41; s. hier S. 434) reflektiert Schrenck von Notzing im Proömium *ad benevolum lectorem* („an den geneigten Leser“) über seine Arbeit: Viele Helden strebten nach ewigem Ruhm bei der Nachwelt und förderten daher gelehrte Männer, die ihre Taten darstellten. Für diese fruchtbare Verbindung von heldenhaften Kriegstaten und literarischer Bildung gebe es zahlreiche Beispiele – genannt werden Alexander der Große, Julius Caesar und Alfons von Neapel. Nach einem Lob der Kriegskunst, die es dem Herrscher

25 Zu seiner offiziellen Tätigkeit als Rat und Sekretär der erzherzoglichen Kunstkammer vgl. Schmid 1971, 56.

26 Die verstreuten biographischen Informationen über den stets von Schulden geplagten Trinker Schrenck sind zusammengetragen bei Hirn 1885–1888, Bd. 1, 349–353; Überbacher 1972, 60–61.

27 1593 erschien ein *Verzaichnus der Römischen Kayser, König, Fürsten, Graffen,* [...], *welcher Leybharnisch und Rüstungen zum thail ganz und zum thail stuckweyß* [...] *in dem Schloß Ambraß* [...] *gesehen werden* in Innsbruck (vgl. Waldner 1890, 247), ein Verzeichnis in 119 Rubriken, noch ohne die entsprechenden Biographien.

28 Der wichtigste museumstheoretische Traktat dieser Zeit, Samuel Quicchebergs *Inscriptiones vel Tituli Theatri Amplissimi* („Inschriften oder Titel des weitesten Theaters“; München 1565) erwähnt Erzherzog Ferdinand II. als bedeutenden Sammler, dessen Sammlungen würdig wären, dereinst ausführlich beschrieben zu werden (Ausgabe von Roth 2000, 166–169). Diese Forderung löst Schrenck von Notzing ein.

erst erlaube, sein Volk zu beschützen, schließt sich der argumentative Kreis mit dem Hinweis, dass die Erinnerung an große strategische Talente bewahrt werden müsse. Ferdinand habe lange Dokumente solch bedeutender Kriegskunst gesammelt. Es sei außerdem sein Wunsch gewesen, seine Sammlung einem größeren Publikum zugänglich zu machen, weswegen er Schrenck von Notzing mit der Abfassung des vorliegenden Werkes beauftragt habe. Schrenck charakterisiert seine Texte selbst folgendermaßen: *vitas singulorum et res gestas per elogia brevi compendio* („Lebensbeschreibungen der einzelnen Helden und ihre Taten, in Lobeshymnen kurz zusammengefasst"). Weiters gibt er Auskunft über die Struktur seiner Schrift: Er wolle der Reihe nach Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, Barone, dann die übrigen Männer behandeln, wobei sich auch ein chronologisches Muster in diese Ordnung drängt. Abschließend gibt der Autor zu, dass seine Bewertungen noch lebender Persönlichkeiten nach deren Ableben sicherlich überdacht werden müssen. Das Horazische *docere et delectare* als Ziel des Werkes beschließt das Proömium.


IN
ARMAMENTARIVM

Abb. 41: Gedicht eines Henricus Ranzovius am Beginn von Jakob Schrenck von Notzings *Augustissimorum imperatorum* […] *imagines*, Innsbruck 1601.

Widmung

Der Widmungsbrief an Kaiser Rudolf II. und König Philipp III. von Spanien wiederholt bereits bekannte Motive aus dem Proömium: Helden streben Nachruhm an und brauchen dazu die Hilfe von Schriftstellern. Auch Ferdinand sammelte, um der Nachwelt *exempla* präsentieren zu können. Neu und reizvoll ist die Passage, in der Schrenck den Zweck des eigenen Werkes beschreibt: […] *hoc heroicum Theatrum oculis perlustrandi et propterea itineris capessendi cupiditate accenderentur* („[Menschen] sollen angespornt werden, dieses Heldentheater mit eigenen Augen anzusehen und dafür auch eine Reise auf sich zu nehmen").

Descriptiones

Der Hauptteil des unpaginierten Werkes besteht aus der Gegenüberstellung von 125 Kupferstichen (Waldner 1890, 230–232) mit der Biographie des jeweils Dargestellten (vgl. Abb. 42, 43). Durch die Kombination von Bild und Text greift Schrenck von Notzing eine Idee auf, die bereits in den *Parallelbiographien* Plutarchs

grundgelegt ist: Er wolle nicht Geschichte schreiben, sondern die Person wie auf einem Porträt darstellen, heißt es z.B. im *Leben des Kimon* (2,3; vgl. IJsewijn 1983, 2). Die Auswahl,[29] die Schrenck traf, ergibt ein buntes Bild von verschiedenen Habsburgern, bayerischen Herzögen, französischen Königen, zwei Osmanen, polnischen und dänischen Herrschern. Weiters findet man deutsche Fürsten (Brandenburg, Württemberg, Sachsen, Hessen, Jülich-Kleve) und italienische Potentaten (von Urbino, Mantua, Florenz, Ferrara, Parma, Venedig, Mailand, Bergamo). Während in der ersten Hälfte v.a. Machthaber dargestellt werden, dominieren große Feldherren bzw. Helden die zweite Hälfte.

Ferdinand

Die Biographien folgen nicht dem antiken Vorbild Suetons, der seine Viten in verschiedene Rubriken eingeteilt hat, sondern erzählen das Leben des Dargestellten chronologisch von seiner Geburt bis zu seinem Tod nach. Greift man die Biographie Erzherzog Ferdinands heraus, wird schnell klar, was diese Texte wollen: Nach einer kurzen Einleitung über seine Eltern und seine Jugend kommt ebenso kurz seine Zeit in Böhmen zur Sprache, an die sich eine ausführliche Beschreibung seiner Leistungen in den Türkenkriegen – hier war Schrenck Augenzeuge – anschließt. Über seine Herrschaft in Tirol verliert Schrenck von Notzing kein einziges Wort. Es geht in diesen sogenannten *vitae* nämlich ausschließlich um die militärische Karriere und um die Schlachtfelder, auf denen sich der Held bewährt hat.

Karl von Burgau

Eine weitere interessante Biographie ist die des aktuellen Förderers des Schrenck von Notzing: Karl Markgraf von Burgau. Schrenck nutzt die Gelegenheit, um in einem einzigen Text seine beiden Mäzene, Vater und Sohn, zu loben: „Tapfere Männer bringen tapfere Männer hervor, Ferdinands Tapferkeit hat sich auf seinen Sohn übertragen!“ Karl habe in seiner Jugend bereits deutliche Neigungen zum Kriegshandwerk gezeigt und seine Talente in Belgien (für Philipp II.) und gegen die Türken (für Rudolf II.) einsetzen können. Mit einem schlichten Gebet an Gott, er möge Karl noch ein langes Leben schenken, schließt diese Vita. Kein Wort wird über die Waffensammlung verloren, die sich ja nun in Karls Besitz befindet, keines über das Schloss Ambras, keines über Tirol.

Francesco Terzio

Lhotsky 1962, 95 bringt Schrencks Werk mit Francesco Terzios *Austriacae gentis imagines* („Bildnisse des Hauses Österreich“), die zunächst 1558 und dann in einer erweiterten Auflage zwischen 1569 und 1573 in Innsbruck gedruckt wurden, in Verbindung (Menta 1993). Der 1523 in Bergamo geborene Maler und Kupferstecher Terzio arbeitete lange Zeit für Erzherzog Ferdinand, ehe er nach Italien weiterzog, wo er schließlich in Rom 1591 starb (Scheicher 1983). Mit Schrencks Werk verbindet

29 Dass es sich um eine Auswahl und um keine komplette Beschreibung der Rüstkammer handelt, zeigt ein Vergleich mit Sacken 1885, der in seinem vollständigen Verzeichnis der Ambraser Sammlungen stets anführt, wenn ein Stück nicht bei Schrenck vermerkt wurde.





ALBERTVS
PRIMVS
ROMANORVM IMPERATOR

Abb. 42, 43: Albrecht I., Kupferstich und Texttafel aus dem Folio-Prachtband von Jakob Schrenck von Notzings *Augustissimorum imperatorum* […] *imagines*, Innsbruck 1601.

seine *Imagines* einerseits die Gegenüberstellung von kunstvollem Kupferstich einer Persönlichkeit und biographischen Informationen, andererseits die relativ geringe Bedeutung als historisch-biographische Quelle. Für das zugrunde liegende genealogische Programm war Georg Resch von Geroldshausen (1501–1564), Hofrichter im Stubai und Rat des Erzherzogs, zuständig. Von ihm stammen wahrscheinlich auch die Daten für die Texte, die den einzelnen Figuren beigefügt wurden (Scheicher 1983, 49).

Werk

Das Werk, ein Groß-Folio-Prachtdruck auf 58 Blättern, beginnt mit einem mit 102 Hexametern umfangreich ausgefallenen Gedicht des Giovanni Mario Verdizotti[30] zum Lob der Malerei: Ihre Bedeutung bestehe darin, berühmte Personen dem Vergessen zu entreißen; somit erhält sie einen der Geschichtsschreibung vergleichbaren Stellenwert; Letztere wird zu Beginn des zweiten Teils in einem Gedicht des Claudio Cornelio Frangipani[31] gelobt.

30 Der um 1530 in Venedig geborene Maler und Dichter wirkte eine Zeit lang als Sekretär Tizians, vgl. Scheicher 1983, 46 Anm. 27.

31 Cornelio Frangipani di Castello war als Jurist und Literat tätig und verfasste v.a. Epigramme und Sonnette, vgl. Scheicher 1983, 47 Anm. 30.

Aufbau

Das Werk selbst gliedert sich in fünf Teile: Im ersten Teil (Bl. 3–16, Kaiser Maximilian II. gewidmet; vgl. Abb. 44) werden Kaiser, Könige und Fürsten des Hauses Habsburg behandelt, im zweiten Teil (Bl. 17–28; Erzherzog Ferdinand II. gewidmet) Grafen des Hauses Habsburg, im dritten Teil (Bl. 29–35; Erzherzog Karl von Österreich gewidmet) mit dem Haus Habsburg verwandte Herrscher, im vierten Teil (Bl. 36–42; Philipp dem Katholischen gewidmet) weiter entfernt verwandte Persönlichkeiten. Der fünfte Teil (Bl. 43–57; Maria, der Gattin Kaiser Maximilians II., gewidmet) ist berühmten Frauen der Habsburger vorbehalten. Während Terzio im Vorwort an den Leser die Struktur der ersten vier Bücher erklärt, erfährt das fünfte Buch dort keine Erwähnung.

Quellen

Die meisten der bisherigen Untersuchungen[32] zu den *Imagines* beschäftigen sich mit dem Verhältnis zwischen den Stichen und deren unmittelbaren Quellen: den Bronzestatuen in der Innsbrucker Hofkirche, die zwischen 1502 und 1584 gestaltet wurde. Bei Philipp I. von Spanien, Kaiser Friedrich IV. und Kaiser Albrecht II., bei Bianca Maria Sforza und Maria von Burgund ist die Vorbildwirkung der Statuen unumstritten (Menta 1993).

Ferdinand II.

Auf Bl. 18 wird Erzherzog Ferdinand II. behandelt (vgl. Abb. 45). Er geht den Darstellungen der alten habsburgischen Grafen voraus. Unter seinem Bildnis findet sich ein Widmungsbrief Terzios an seinen Gönner, dessen Verdienste um die schönen Künste und alle Wissenschaften ausdrücklich gelobt werden.

Klostergeschichtsschreibung

Im 16. Jh. kam es zur Gründung zahlreicher wichtiger Ordensniederlassungen in Tirol, beispielsweise der Jesuiten in Hall und Innsbruck oder der Serviten an mehreren Orten. Der Dokumentation des eigenen Wirkens, der Mehrung der Besitzungen und des Einflusses auf die örtliche Bevölkerung widmete man besonderes Augenmerk in Form von Chroniken oder Hausgeschichten.

Innsbrucker Jesuiten

Im Archiv des Innsbrucker Jesuitenkollegs, dessen Bücherbestände im Laufe der Zeit öfters dezimiert wurden, liegt eine Schrift, die die Gründung und die frühen Jahre des Kollegs in Innsbruck dokumentiert: *De initio et progressu collegii Oenipontani Societatis Iesu* („Über die Gründung und den Fortschritt des Innsbrucker Jesuitenkollegs"; ohne Signatur). Es handelt sich dabei um die *historia domus*, die Geschichte des Hauses, in der die Anzahl der Ordensmitglieder, Nachrufe für die Toten, die Tätigkeit der Prediger und Seelsorger, die Fortschritte der Schule, Wohltaten, Schenkungen, Erwerbungen und Bautätigkeiten beschrieben werden.[33] 1813

32 Grundlegend ist die Edition der Stiche durch Scheicher 1983, die jedoch explizit (44) von der Edition der beigegebenen Texte absieht.

33 Eine allgemeine Charakterisierung der *historiae* der Jesuiten liefert Heiss, G. 2004, der auch auf die mitunter schwierige Unterscheidung zwischen *historia domus* und *litterae annuae* (d.h. Jahresberichten in Briefform) eingeht.



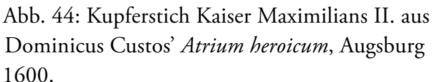


Abb. 44: Kupferstich Kaiser Maximilians II. aus Dominicus Custos' *Atrium heroicum*, Augsburg 1600.



Abb. 45: Erzherzog Ferdinand II., Kupferstich aus Francesco Terzios *Austriacae gentis imagines*, Innsbruck 1558.

verfasste ein Unbekannter einen Auszug mit kulturkundlich relevanten Themen in drei Bänden (TLMF, Dip. 596).

Die Innsbrucker *historia* umfasst die Ereignisse von der Gründung im Jahr 1561 bis 1685, wobei die Schreiber Jahr für Jahr wechselten: Es handelte sich bei diesen nämlich um die jeweiligen Rektoren, die ihre Texte vor der eigentlichen Eintragung dem Provinzial zur Überprüfung vorlegten. Eine Grundtendenz durchzieht das gesamte Werk: Das heilsame Wirken der Jesuiten in der Welt zur höheren Ehre Gottes soll gezeigt werden.

Beispiel 1626

Um einen Einblick in die Art der jährlichen Einträge zu gewinnen, sei (obwohl wir damit schon jenseits der Epochengrenze liegen) das für die Innsbrucker Jesuiten interessante Jahr 1626 herausgegriffen. In diesem Jahr stürzte die im Bau befindliche Dreifaltigkeitskirche ein, deren Reste heute unter dem Karl-Rahner-Platz liegen. Wer nun glaubt, dieses Ereignis hätte großen Niederschlag in der *historia domus* gefunden, irrt. Dort wird (251–253) zunächst ausführlich über den Personalstand des Kollegs (Neuzugänge, Versetzungen, Todesfälle) berichtet. Ein Treffen mit Erzherzog Leopold und dem Pressburger Bischof und die Erfolge der Bürger-

kongregation rahmen die kurze Erwähnung des Kircheneinsturzes. Am Ende findet sich die Beschreibung einer Marienerscheinung in Maria Waldrast und die Erfolge der Mission in Brixen und Meran.

Franziskaner in Innsbruck

Kaiser Ferdinand I. berief 1564 die Franziskaner nach Innsbruck und übertrug ihnen die Hofkirche und das sogenannte „Neue Stift“, das ab 1580 Sitz der neu errichteten Tiroler Franziskanerprovinz wurde (Nothegger 1936, 80–86). Eine wichtige Rolle bei den Verhandlungen zur Provinzgründung spielte der aus Kleve gebürtige Franziskaner Heinrich Sedulius (1549–1621), dessen *Relationes* („Berichte“) folgerichtig am Beginn der Tiroler Provinzchronik (*Protocollum provinciae Tyrolensis OFM*; OFM PA, Cod. 4a) stehen. Nach dieser Gründungserzählung[34] werden ab 1580 die Geschicke der Provinz Jahr für Jahr bis in unsere Tage herauf dokumentiert. Mit OFM PA, Cod. 2 hat sich auch noch das Original der Jahreseinträge des Sedulius erhalten, der Innsbruck bereits 1584 wieder verlassen hat. Ebenfalls mit dem Jahr 1580 beginnt das *Necrologium provinciae* („Sterbebuch der Provinz“; OFM PA, Cod. 46), das nach dem Ableben eines Bruders seine Grunddaten zusammenträgt und sein Leben meist recht kurz würdigt.

34 Dieser Bericht wurde auch außerhalb des Provinzprotokolles in OFM SW, PA Cod. 132 auf Pergament überliefert und trägt dort den Titel *Initium et origo cenobii sanctae Crucis Oeniponti provinciae Tyrolis* („Beginn und Ursprung des Innsbrucker Heilig-Kreuz-Klosters der Tiroler Provinz“).

Martin Korenjak

Brief

Kanzleikorrespondenz und Humanistenbrief

Im Tirol des 16. Jhs. kreuzen sich mit der Korrespondenz der fürstlichen Kanzleien auf der einen, dem nichtamtlichen Humanistenbrief auf der anderen Seite sozusagen eine ab- und eine aufsteigende Entwicklungslinie des nlat. Briefes. Die Kanzleikorrespondenz steht in einer mittelalterlichen Tradition: Sie folgt den Regeln der sogenannten *Artes dictaminis*, die mithilfe von Musterstücken und Formularen zum Verfassen verschiedenartiger Urkunden und Briefe anleiten, und orientiert sich darüber hinaus an den jahrhundertealten Usancen wichtiger Kanzleien wie derjenigen der päpstlichen Kurie. In formaler Hinsicht ist sie v.a. durch folgende Merkmale gekennzeichnet: unantike Anfangs- und Schlussformeln: zu Beginn direkte Anrede an den Empfänger, am Schluss Datum und Name des Schreibers, jeweils mit streng nach Rang und Verhältnis der beiden Parteien geregelter, oft hyperbolisch-exuberanter Titulatur; Gebrauch des *pluralis maiestatis* für die höhergestellte Partei, sowohl in der ersten als auch in der zweiten Person, oft in Formeln vom Typ *Vestra Celsitudo* („Eure Erhabenheit"); Hang zum ausufernden Periodenstil, dabei aber keine Scheu vor mittelalterlichen Wörtern und Wendungen sowie unklassischen Fachausdrücken; Briefgattungen, die in der antiken Brieftheorie und -praxis nicht vorkommen; fließende Übergänge zu anderen Arten von Kanzleischrifttum wie Dekret, Urkunde, Vertrag, Gesandtenbericht usw. Das Lat. wird hier in einem mehrere Jahrhunderte dauernden Prozess von den Volkssprachen zurückgedrängt (auch wenn es mancherorts, z.B. in den Klöstern, noch länger die ausschließliche Sprache des offiziellen Briefverkehrs bleiben wird, vgl. hier S. 995). Dagegen erlebt der Humanistenbrief (vgl. Palme 1993, 218–228) in der vorliegenden Epoche einen Aufschwung. Er orientiert sich v.a. an antiken Theoretikern und an Briefsammlungen wie denen Ciceros und des jüngeren Plinius. Dementsprechend bemüht er sich um antikes Briefformular (Beginn mit *A B salutem dicit* [„A grüßt B"], Schluss mit *Vale* [„Leb wohl"] o.ä.) und reine Latinität und strebt tendenziell einen urbanen Gesprächsstil an. Während beim Kanzleibrief zwischen Absender und Adressat meist große Standesunterschiede bestehen, will der Humanistenbrief in erster Linie ein Austausch unter Freunden sein. Nicht mehr das Wohlwollen des Höhergestellten und die Ergebenheit des Untertanen bestimmen den Ton, sondern die Herzlichkeit, die unter gleichgesinnten *amici* herrscht. In der Praxis kommen die beiden skizzierten Idealtypen allerdings nur selten ganz rein vor; Mischformen sind eher die Regel als die Ausnahme (vgl. Schaller 1980; Gruber u.a. 1983, 652–662; Smo-

lak 2006, IX–LXXV, v.a. XXII–XXXIII). Im Folgenden sei jeder von ihnen anhand eines repräsentativen Beispiels vorgestellt.

Kanzleikorrespondenz des Cristoforo Madruzzo

Kanzleien unterhielten im Tirol dieser Epoche die Höfe in Innsbruck, Brixen und Trient. Die wohl interessantesten Korrespondenzen sind uns aus Trient erhalten. Besonders die Briefwechsel des Bernhard von Cles und des Cristoforo Madruzzo (vgl. Farbtafel 11), zweier Figuren von europäischem Format, sind von beträchtlichem historischem und geistesgeschichtlichem Wert. Die Korrespondenz des erstgenannten, der u.a. sogar mit Erasmus von Rotterdam in Kontakt stand, wurde schon relativ intensiv erforscht.[1] Hier sollen kurz die lat. Briefe aus der Korrespondenz des Cristoforo Madruzzo vorgestellt werden, die nicht zuletzt aufgrund seiner Rolle als Gastgeber des Tridentinum von großer Bedeutung, aber trotzdem weniger bekannt ist. Immerhin ist ihr größter Teil, 1742 Briefe und andere Schriftstücke auf rund 3700 Blatt, die sich bis 1918 in Innsbruck befanden, heute wieder im Archivio di Stato in Trient liegen, bereits seit längerem katalogisiert und zusammenfassend beschrieben (Galante 1911). Das Material deckt Cristoforos gesamte Amtszeit von 1539 bis 1567 ab, reicht geographisch von Spanien bis Polen und von Italien bis England und zeigt Cristoforo in seinem Verhältnis zu Königen, Kaisern und Kardinälen ebenso wie zu einfachen Untertanen. Die Hauptmasse machen Schreiben an den Fürstbischof aus; Konzepte und Abschriften in seinem Namen verfasster Briefe haben wir nur wenige. Der größte Teil der Korrespondenz ist bereits in den Volkssprachen abgefasst, in erster Linie auf Italienisch, in zweiter auf Spanisch, daneben auch auf Deutsch und Französisch. Die Zahl der lat. Briefe beträgt genau 100, was knapp 6% des gesamten Materials entspricht.

lat. Briefe

Auf Lat. schreiben an Cristoforo verschiedene Personengruppen in diversen Briefgattungen und zu unterschiedlichen Themen. Humanistisch gebildete Privatleute wie etwa Johannes Küfner (vgl. hier S. 292–295) verwenden es für ihre Bittschriften und Bewerbungsschreiben (z.B. Galante 1911, Nr. 29). Cristoforos Untergebene ersuchen ihn auf Lat. um Instruktionen und senden Rapporte an ihn (Nr. 57). Solche Schreiben langen einerseits aus seinem eigenen Herrschaftsbereich ein, andererseits aber auch aus dem Ausland und von fremden Höfen – Gesandten- und Agentenberichte, die einen besonders interessanten Teil der Korrespondenz ausmachen (Nr. 152). Vertreter Trients informieren und befragen den Fürstbischof zu Angelegenheiten, die das Verhältnis zwischen der Stadt und ihm selbst betref-

1 Zur einschlägigen Sekundärliteratur vgl. BBKL 20, 313–346. Zu den Briefen des Antonio Quetta an Cles s. auch hier S. 379. Die Korrespondenz des Innsbrucker Hofs lagert im TLA, die der Brixner Fürstbischöfe zur Hauptsache in Brixen. – Für Informationen über die Tiroler Kanzleien und ihre Briefbestände danke ich herzlich Daniela Rando (Università degli Studi di Padova) und Heinz Noflatscher (Universität Innsbruck).

fen (Nr. 127). Lat. Empfehlungsschreiben und Bittschriften kommen von anderen Geistlichen, z.B. Bischofskollegen (Nr. 564) und Äbten (Nr. 1731). Besonders gerne verwenden gekrönte Häupter Europas, etwa die Kaiser Ferdinand I. (Nr. 1626) und Maximilian II. (Nr. 1738) sowie König Sigismund II. von Polen (Nr. 654), das Lat. für Beglaubigungs-, Empfehlungs- und Dankesschreiben. Schließlich sind auch verhältnismäßig viele von Cristoforos eigenen Briefen (Nr. 91), Dekreten (Nr. 71) und Vorladungen (Nr. 1358) lat. abgefasst. Tendenziell kommt das Lat. als Briefsprache also noch am ehesten unter gebildeten und hochrangigen Briefpartnern, unter Klerikern sowie in Auslandsbriefen zum Einsatz.

Briefe zwischen Hoch und Niedrig

Sprachlich und stilistisch weist dieses Corpus, wie nicht anders zu erwarten, eine große Spannweite auf. Zwischen einer ganz technisch gehaltenen Schlachtbeschreibung wie Nr. 152 und der Glätte eines königlichen Dankesschreibens wie Nr. 154 liegen in dieser Hinsicht Welten. Wenn es einen Aspekt gibt, der in den meisten Briefen ins Auge fällt, so ist es der gekonnte, situationsgemäße Umgang der Schreiber mit dem Standesunterschied und Machtgefälle zwischen ihnen selbst und ihren Adressaten. Der einschlägige Formelschatz, der sich über die Jahrhunderte hinweg entwickelt hat, engt den Geübten diesbezüglich nicht ein, sondern ermöglicht es ihm im Gegenteil, nahezu beliebig fein zu differenzieren. Das folgende, bei Galante nicht aufgeführte Schreiben an Cristoforo illustriert neben den meisten übrigen der eingangs genannten Merkmale des Kanzleibriefs (unantiker Anfang und Schluss, Periodenstil, mittelalterliches Lat., *pluralis maiestatis* usw.) auch diesen Aspekt. Es stammt anscheinend von einem höherrangigen Trientner Beamten, der während des Konzils für das Wohl eines Mitglieds der Familie Farnese, vielleicht Alessandro Farnese d.J., zu sorgen hatte. In wenigen Zeilen gelingt es dem Mann, den Fürstbischof seiner Dienstfertigkeit und Ergebenheit zu versichern, seine Abwesenheit zu entschuldigen, sich als tatkräftigen, selbständigen Untergebenen darzustellen, der gleichwohl nie den Beschlüssen seines Herren vorgreifen würde, und sein Engagement mit seinem Wohlwollen für die Farnese, seinem pflichtbewussten Bürgersinn und *last not least* seiner Sorge um Cristoforos Ruhm zu begründen.

Beatissime praesul, Domine mi colendissime,
Post beatorum pedum oscula humillimam et devotam commendationem. Quicquid praesentis temporis status exigat, pro mea in rempublicam et Farnesiorum Illustrissimam familiam perpetua voluntate et observantia, quum per meipsum non licet, per secretarium meum, qui has reddet, Beatitudini Vestrae significatum volui. Quare et eum audire et ex eius relatu statuere dignabitur, quod cum reipublicae utilitate gloriosaque Beatitudinis Vestrae commendatione sit coniunctum. Cuius ego interea pedibus me humillime submittens devotissime commendo. Tridenti Nonis Augusti MDXXXXVI.

Seligster Bischof, mein allerehrwürdigster Herr,
Nach Küssen für Eure seligen Füße meine demütigste und ergebene Ehrerbietung. Alles, was der gegenwärtige Stand der Dinge erfordert, wollte ich entsprechend meinem immerwährenden Wohlwollen und meiner Dienstfertigkeit gegen den Staat und die hochberühmte Familie Farnese, da es mir persönlich nicht möglich ist, durch meinen Sekretär, der dieses Schreiben überbringen wird, Eurer Seligkeit kundgetan haben. Daher wird sie geruhen, ihn anzuhören und aufgrund seines Berichts das zu beschließen, was mit dem Nutzen des Staates und der ruhmreichen Empfehlung Eurer Seligkeit verbunden ist. Bis dahin kauere ich mich überaus demütig zu ihren Füßen nieder und empfehle mich aufs Ergebenste. Trient, 5. August 1546.

Briefe von Tiroler Humanisten an Vadian

Trug die amtliche Korrespondenz der Höfe u.a. dazu bei, dass man innerhalb Europas politisch auf dem Laufenden und miteinander in Kontakt blieb, so kam dem stetig anschwellenden privaten Briefverkehr unter den humanistisch Gebildeten eine ähnliche Funktion in geistesgeschichtlicher Hinsicht zu. Er verbreitete, oft etablierten Handelsrouten folgend, neue Ideen landauf, landab und trug sie auch in Gebiete, die wie Tirol nicht unbedingt Brennpunkte des geistigen Lebens waren. Dieser Umstand verleiht Korrespondenzen zwischen bedeutenden Gestalten der europäischen Geistesgeschichte und Tirolern ein besonderes Interesse. Leider sind viele der betreffenden Briefwechsel noch unzureichend oder gar nicht erschlossen. Eine erfreuliche Ausnahme stellt in der vorliegenden Epoche die Korrespondenz des St. Galler Humanisten und Reformators Joachim von Watt (1484–1551) dar, der besser unter seinem latinisierten Namen Vadian(us) bekannt ist (vgl. etwa BBKL 12, 1003–1013). Die weit über tausend Briefe von und v.a. an ihn, die größtenteils in der Stiftsbibliothek St. Gallen erhalten sind, wurden schon um die vorletzte Jahrhundertwende ediert (Arbenz/Wartmann 1890–1913). Unter ihnen finden sich 14 lat. Briefe aus dem Tiroler Raum an Vadian, wenn auch leider keine seiner Antworten. Diese Schreiben illustrieren nicht nur die Kontakte, die zwischen Tiroler Intellektuellen und einem herausragenden Humanisten bestanden, sondern sind auch religionspolitisch brisant: Vadian bekannte sich seit 1523 offen zur Reformation und hatte an ihrer Durchsetzung in St. Gallen entscheidenden Anteil, während die reformatorischen Bestrebungen in Tirol bekanntlich mit Gewalt unterdrückt wurden.

Verfasser, Inhalte

Die 14 lat. Briefe[2] verteilen sich chronologisch auf die Zeiträume 1515–1518 (fünf Briefe), 1526–1527 (drei) und 1540–1544 (sechs), geographisch auf Hall

2 Nachfolgend eine chronologisch geordnete Übersicht (in Klammern jeweils die Nummer bei Arbenz/Wartmann 1890–1913): Johannes Dantiscus, Hall, 2. 10. 1515 (Nr. 55); Sebastian Reinald, Hall, 26. 10. 1515 (Nr. 56); Riccardo Bartolini, Innsbruck, 31. 3. 1516 (Nr. 62); Erasmus Strenberger, Trient,

(acht), Innsbruck (fünf) und Trient (einer). Unter den Briefschreibern sind zunächst Riccardo Bartolini, der bekannte Autor des panegyrischen Habsburgepos *Austrias*, und der bereits im Zusammenhang mit der Korrespondenz Cristoforo Madruzzos genannte Johannes Küfner hervorzuheben. Jener bittet Vadian, er möge dafür sorgen, dass Korrekturen Jakob Spiegels zur *Austrias* zusammen mit dem Werk selbst oder bald danach gedruckt und verkauft würden (Arbenz/Wartmann 1890–1913, Nr. 62),[3] dieser bewirbt sich im Anschluss an die Heilung eines St. Galler Tuchhändlers um die Freundschaft des großen Mannes. (Dass dieser Tuchhändler offenbar seinen Brief überbringt, illustriert ebenso wie ein Verweis auf Schweizer Salzhändler als Bücherkuriere in Nr. 1128 den oben angedeuteten Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen und geistigen Kontakten.) Der Versuch, mit Vadian in Verbindung zu treten bzw. zu bleiben, ist generell eines der wichtigsten Themen der Briefe: Bitten um Vadians Freundschaft, Empfehlungen Dritter (meist der Überbringer), Preis Vadians (einmal sogar in Gedichtform), Ergebenheitsbeteuerungen und Klagen über Vadians Schweigen kehren immer wieder. Auch um Bücher geht es häufig, wobei allerdings, wie wir gleich sehen werden, meist welche von Vadian erbeten werden.

Briefe des Sebastian Reinald

Während von allen anderen Verfassern nur je ein Brief überliefert ist, haben sich von Sebastian Reinald gleich sechs erhalten, einer von 1515, fünf aus den 1540er-Jahren; die letztgenannten bilden zumindest eine Hälfte eines kohärenten Briefwechsels. Da sie bereits beschrieben und ausgewertet wurden (Duft 1965/66), folgt hier nur eine kurze Zusammenfassung: Reinald (vor 1500–1558), Kaplan an der Haller Salvatorkirche, hatte Vadian zwischen 1510 und 1512 oder 1513 in Wien gehört und dabei auch dessen Poetikvorlesung mitgeschrieben. Sein erster Brief (26. 10. 1515, Nr. 56) bittet den ehemaligen Lehrer, er möge den Druck seiner *Poetik* beschleunigen; er, Reinald, habe ihm ja vor drei Jahren zu diesem Zweck seine eigene Mitschrift zur Verfügung gestellt. Als die Korrespondenz, zumindest für uns, 25 Jahre später wieder einsetzt (13. 8. 1540, Nr. 1128), hat Reinald immer noch kein Exemplar des 1518 in Wien erschienenen Werks erhalten, obwohl diesem auf

26. 6. 1516 (Nr. 70); Hieronymus Viromandus, Innsbruck, 31. 10.[?] 1518 (Nachträge 1509–1525, Nr. 41); Michael Scopegius, Innsbruck, [?]1526 (Nachträge 1516–1530, Nr. 10); G.E. Brixinensis, Innsbruck, 31. 10. 1527 (Nr. 496); Kaspar von Usenwang, Innsbruck, 31. 10. 1527 (Nr. 497); Johannes Küfner, Hall, 11. 8. 1540 (Nr. 1127); Sebastian Reinald, Hall, 13. 8. 1540 (Nr. 1128); Sebastian Reinald, Hall, 22. 5. 1541 (Nr. 1172); Sebastian Reinald, Hall, 21. 5. 1542 (Nr. 1240); Sebastian Reinald, (Hall), 19. 8. 1542 (Nr. 1254); Sebastian Reinald, Hall, 13. 8. 1544 (Nr. 1355).

3 Sie wurden tatsächlich sofort gedruckt und, soweit noch möglich, als Nachtrag zusammen mit dem Rest des Werks ausgeliefert. Eingeleitet werden sie u.a. durch einen bei Arbenz/Wartmann 1890–1913 nicht aufgeführten Brief, den Spiegel selbst einen Tag nach Bartholinus, also am 1. 4. 1516, aus Innsbruck an Vadian schickte; vgl. Füssel 1987, 194–196.

dem Titelblatt vier Distichen aus seiner eigenen Feder vorangehen. Dafür erfahren wir aus den nächsten vier Briefen (22. 5. 1541, Nr. 1172; 21. 5. 1542, Nr. 1240; 19. 8. 1542, Nr. 1254; 13. 8. 1544, Nr. 1355), dass Vadian ihm stattdessen einige seiner theologischen Schriften, insbesondere zwei Traktate über den Leib Christi, die auch für das Verständnis des Abendmahls relevant sind, verspricht und schickt. Die Dankbarkeit, ja Begeisterung, mit der Reinald sie aufnimmt, erweist ihn als heimlichen Anhänger der Reformation. Als solcher zeigt er sich auch in seinen sonstigen Äußerungen über Bücher: In Nr. 1172 bittet er Vadian um die Interpretation einer schwierigen Stelle aus Thomas Naogeorgus' Reformationsdrama *Pammachius* (Wittenberg 1538 u.ö.), das er offenbar besitzt. In Nr. 1240 lobt er die Schriften des lutherischen Theologen Johannes Brenz. In Nr. 1254 möchte er Vadian eine Hs. mit Briefen von Petrus de Vinea, dem antipäpstlichen Pamphletisten Friedrichs II., übersenden, die er in Hall gefunden hat (allerdings nicht, ohne als guter Humanist den *stilus barbarus et inconcinnus*, den „barbarischen und unharmonischen Stil", jener Zeit zu beklagen). Reinald spricht mit dem Reformator auch offen über Missstände in der katholischen Kirche, so etwa, wenn er in Nr. 1172 über das freizügige Liebesleben der Haller Augustinerinnen scherzt, denen er als Spiritual zugeteilt ist. In Nr. 1240 stellt er Vadian eine brisante Frage, die zugleich klar macht, welch hohe Autorität in kirchlichen Dingen dieser für ihn darstellt: Können Geheimehen „papistischer", d.h. katholischer Priester *(sacerdotum papisticorum),* die aber schriftgläubig sind, d.h. insgeheim mit der Reformation sympathisieren *(qui tamen scripturis fiderent),* als gültig erachtet werden? Für die zahlreichen reformatorisch gesinnten Haller Kleriker war dies offenbar ein Problem von praktischer Relevanz; Reinald legt es Vadian, wie er schreibt, deshalb vor, weil Kollegen ihn in dieser Angelegenheit um Rat gebeten haben. Wie bedrückend er seine eigene Situation als Kryptoreformierter in katholischem Gebiet empfindet, zeigt schließlich am deutlichsten ein Ausschnitt aus seinem letzten Brief, Nr. 1355:

> *Gratia deo, qui iussit etiam in his rigidis montibus nostris e tenebris lucem illucescere, quae luxit in cordibus multorum. Sumus quidem adhuc corpore in captivitate Babylonica. Videmus abominationem adhuc a multis coli; manifestatur tamen interim tum impietas, tum iniustitia hominum illorum, qui veritatem adhuc in iniustitia detinuerunt, quos tu etiam in tuis libellis sole clarius detegisti. Itaque ubique impii in circuitu ambulant, ut David ait. Sic et nos Nicodemos agere adhuc oportet et noctu Christum convenire, ne Pharisaeorum furor alienos nos a synagogis faciat.*

> Dank sei Gott, der auch in diesen unseren schroffen Bergen das Licht leuchten lässt, das schon in vieler Herzen aufgeleuchtet ist. Freilich sind wir mit dem Körper noch in der Babylonischen Gefangenschaft. Wir sehen, dass noch von vielen Götzendienst getrieben

> wird. Dennoch wird mittlerweile zum einen die Gottlosigkeit, zum anderen die Ungerechtigkeit jener Menschen handgreiflich, welche die Wahrheit bisher in ihrer Ungerechtigkeit gefangen gehalten haben und welche auch du in deinen Schriften klarer als Sonnenlicht bloßgestellt hast. Deshalb gehen die Gottlosen überall im Kreis, wie David sagt [Ps 11,9]. So müssen auch wir noch Nikodemoi spielen und nachts mit Christus zusammenkommen, damit nicht die Raserei der Pharisäer uns den Synagogen entfremde.

Die katholische Kirche als Babylon, ihre Vertreter als Götzendiener und Pharisäer, die Reformation als Licht, das die Finsternis erhellt – eindrücklicher lässt sich die religiöse Zerrissenheit Tirols in jenen Jahrzehnten kaum illustrieren.

Erika Kustatscher/Martin Korenjak

Theologie

Überblick, Abgrenzung

Wie in der vorhergehenden wurden auch in dieser Epoche in Tirol zahlreiche theologische Schriften aus der näheren und ferneren Umgebung rezipiert. Dies gilt umso mehr, als das Land von den religiösen Umwälzungen der Reformation und ihren Folgeerscheinungen massiv betroffen war und mit dem Konzil von Trient sogar ein religionspolitisches Großereignis ersten Ranges beherbergte. Im Umfeld des Konzils entstand ein umfangreiches theologisches Schrifttum, das jedoch sachlich nichts spezifisch Tirolisches an sich hat und deshalb an dieser Stelle nicht behandelt werden kann. Ähnliches gilt auch für ein großes, innovatives Doppelwerk der jesuitischen Erbauungsliteratur, die Kupferstiche der *Evangelicae historiae imagines* („Bilder zur Geschichte der Evangelien"; Antwerpen 1593) und ihre Kommentierung und meditative Weiterführung in den *Adnotationes et meditationes ad Evangelia* („Anmerkungen und Meditationen zu den Evangelien"; Antwerpen 1594; vgl. Rheinbay 1995). Zwar hat ihr Hauptautor Hieronymus Nadal SJ (1507–1580) einen Teil der Texte in den 1570er-Jahren in Hall verfasst, doch insgesamt ist die Rolle Tirols in der ungemein komplexen Entstehungsgeschichte zu unbedeutend, um eine ausführliche Behandlung zu rechtfertigen. Schließlich werden auch die im Land weiterhin produzierten kirchlichen Gebrauchstexte, die sich in ihrer Art nicht wesentlich von denjenigen aus der vorhergehenden Epoche (s. hier S. 154–159) unterscheiden, im Folgenden ausgeklammert. Sieht man von den genannten Ausnahmen ab, so sind im eigentlichen Sinne theologische Texte aus Tirol nach wie vor Mangelware. Die beiden Werke, die in diesem Kapitel diskutiert werden, sind insofern symptomatisch für ihre Zeit, als sie auf die zwei größten Gefahren reagierten, die das Land damals aus Sicht der katholisch gesinnten Machthaber und der Geistlichkeit bedrohten: die Wiedertäufer und das Luthertum.

Dick gegen die Wiedertäufer

Die Wiedertäufer, die in Tirol seit den 1520er-Jahren auftraten, wurden von Seiten der Obrigkeit aufgrund der sozialpolitischen Brisanz ihrer Lehren im Wesentlichen mit roher Gewalt unterdrückt (s. hier S. 218). Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihren religiösen Vorstellungen fand kaum statt. Umso größere Bedeutung kommt einer dem Trientner Bischof Bernhard von Cles (reg. 1514–1539) gewidmeten Abhandlung des Juristen Leopold Dick zu. Sein Gutachten *Adversus impios anabapthistarum errores longe omnium pestilentissimos* […] *iudicium* („Urteilsspruch […] gegen die gottlosen, von allen weitaus verderblichsten Irrtümer der Wiedertäufer") unterzieht die Problematik einer subtilen theologischen Erörterung. Erst

im Anschluss hieran entwickelt der Autor Gedanken zu einer angemessenen Verfahrensweise gegen die Täufer. Das in Trient als Autograph erhaltene Schriftstück (BCT, ms. 1748 [G. 200]) erschien 1530 in Hagenau im Druck.[1]

Vita

Über Dicks Person ist nicht allzu viel bekannt. Dem Widmungsschreiben zum Täufer-Gutachten (Bl. 2^r–6^r) ist zu entnehmen, dass er als Anwalt am Reichskammergericht in Speyer tätig war. In jüngerer Vergangenheit habe er militärische Dienste geleistet und sich parallel dazu schriftstellerischen Arbeiten gewidmet. Außerdem sei er – was Zeit und Kräfte raube – verheiratet (Bl. 2^r–3^r). Den Titeln einiger weiterer von ihm verfasster Werke juridischen, didaktischen und religiösen Inhalts (vgl. VD 16 s.v.) lässt sich zudem entnehmen, dass er aus dem schwäbischen Babenhausen stammte und im Laufe seines Lebens mit verschiedenen diplomatischen Missionen betraut wurde.

Iudicium: allgemeine Charakterisierung

Das *Iudicium* ist nicht besonders stringent aufgebaut. Eine inhaltliche Disposition wird zwar angekündigt (s.u.), aber nicht streng durchgeführt. Die vielfache Wiederholung von Kerngedanken ist der Lesbarkeit nicht förderlich. Zumal im ersten Teil werden die kompositorischen Mängel des Textes jedoch durch ein hohes inhaltliches Niveau kompensiert.

Einleitung

Auf das Widmungsschreiben folgt zunächst eine allgemein gehaltene, z.T. emotionale Beschreibung der Lehre der Täufer, die deren Ablehnung der Kindertaufe wegen nicht gegebener Entscheidungsreife (vgl. LThK 5, 1448) ins Zentrum stellt, aber auch das sozialrevolutionäre Potential der Bewegung und ihren angeblichen Hang zur Sittenlosigkeit sowie ihren moralischen Laxismus unterstreicht. Damit verbunden ist die Ankündigung zweier Hauptteile, nämlich einer Erörterung der Thematik einerseits aus theologischer, andererseits aus juridischer Sicht (Bl. 7^r–8^r). Wiewohl zum Juristen ausgebildet, legt Dick den Schwerpunkt im Folgenden auf den erstgenannten Aspekt: Dies wird an der quantitativen Verteilung des Stoffes und an häufigen Hinweisen auf Bibelstellen sichtbar, während Rechtsquellen erst gegen Ende zitiert und kommentiert werden.

erster Hauptteil: Taufe

Im ersten Hauptteil (Bl. 8^r–35^v) wird die Lehre der Wiedertäufer vornehmlich auf indirektem Wege widerlegt, nämlich in Gestalt einer Erläuterung des Sakraments der Taufe in positiver Argumentation. Die Zurückweisung des als ketzerisch betrachteten Standpunkts kann dadurch über weite Strecken in maßvollem Ton erfolgen, was den Ausführungen – anders als es der polemische Titel und die Einleitung vermuten lassen – Sachlichkeit und Glaubwürdigkeit verleiht und sie auch heute in der Theologie gültigen Maßstäben gerecht werden lässt.[2] Im Zentrum steht der Hinweis auf den Charakter der Taufe als Befreiung von der Erbsünde,

---

1 Da der Druck nicht greifbar war, wird im Folgenden nach der Hs. zitiert.

2 Das Gutachten enthält mehrere der in LThK 9, 1283–1285 erläuterten Interpretamente.

die in mehreren synonymen Varianten umschrieben wird: *vitium genitale* (Bl. 13^{r}), *morbus genitalis* (Bl. 9^{r}), *morbus hereditarius* (Bl. 13^{r}), *peccatum originale* (Bl. 13^{v}, 17^{v}), *peccatum omnium* (Bl. 35^{r}). Weiters wird die Parallele betont, die zwischen der christlichen Taufe und der bei den Juden üblichen Praxis der Beschneidung als Zeichen des Eintritts in den Bund mit Gott bestehe. Von tief gehendem Verständnis des Sakraments zeugt die Einsicht, dass es auf einem Irrtum beruhe, wenn die Erbsünde, wie das oft geschehe, als Schuld bezeichnet werde: Mit der Befreiung von ihr werde nur die einer jeden individuellen Schuld vorausgehende Schuldverfallenheit beseitigt (vgl. LThK 3, 744–747). Der Mensch könne so ins Leben als Christ eintreten, erhalte die Voraussetzungen, als solcher zu wirken, und damit die Möglichkeit des Heils und die Aussicht auf das ewige Leben. Einprägsam sind das Bild einer Wiedergeburt im Geist nach der fleischlichen Geburt sowie die Vorstellung eines durch die Taufe bewirkten Übergangs vom Irdischen zum Himmlischen. Im Folgenden ist der Hinweis hervorzuheben, die Taufe bewirke nicht prinzipielle Freiheit von Sünde und künftiger Verantwortung, sondern ermögliche nur das Verstehen des Gesetzes, dessen Befolgung die erwünschten Heilswirkungen habe. Des Weiteren setzt sich Dick mit der Bedeutung des Wassers auseinander, dessen Kraft er durch Hinweise auf Stellen aus der Schrift unterstreicht, in denen von Gewässern bzw. Brunnen die Rede ist. Das Wasser allein genüge als Zeichen jedoch nicht, es bedürfe der Verbindung mit der bekannten Formel: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes."

Kindertaufe

Sein Plädoyer für die Kindertaufe bereitet Dick vor, indem er betont, die bisher diskutierten Aspekte seien letztlich Glaubensgeheimnisse, denen man mit dem Verstand nicht näher komme. Er grenzt sich von Menschen ab, die sich nur auf den Intellekt stützten – ihre Haltung wird mit den Begriffen *supercilium*/*superciliosus* (Bl. 11^{r}, 17^{r}, 21^{v}, 25^{r}, 28^{r}, 41^{r}; „Hochmut"/„hochmütig") und *frivolus* (Bl. 11^{r}, 25^{v}; „anmaßend") beschrieben –, und erklärt die *simplicitas columbina* (Bl. 14^{v}, 24^{v}; „Einfalt einer Taube") zur ersten Voraussetzung, um das Geheimnis Christi zu erfassen. Einfalt und Lauterkeit seien aber wie die Unschuld Eigenschaften, die bei Kindern deutlicher hervorträten als bei Erwachsenen; in jenen wirke die göttliche Gnade daher umso stärker. Das sei so evident, dass der Mensch – auch mit Blick auf Bibelworte wie „Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen" (Mk 18,3) oder „Lasst die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht daran" (Mk 10,15; Lk 18,16–17) – überhaupt einen Prozess der *repuerascentia* (Bl. 23^{r}; „Wieder-zum-Kind-Werden") anstreben solle. Auch der in der Schrift vielfach belegten Liebe Christi zu Kindern widmet Dick breiten Raum. Die Kindertaufe entspreche dem Wesen des Taufsakraments schließlich auch insofern, als es dessen Zweck sei, den Glauben allmählich wachsen zu lassen (vgl. Sattler 1996, 1449), ein Prozess, der möglichst früh einsetzen müsse.

Hinweise darauf, dass ja auch die Beschneidung an Kindern durchgeführt werde und dass sich ein Kind den Namen, den es bei der Geburt bekomme, auch nicht aussuchen könne, spiegeln v.a. das Denken des Juristen wider.

gegen Erwachsenentaufe und Anabaptisten

Den Standpunkt der Anabaptisten, wonach aktiver Glaube eine essentielle Voraussetzung der Taufe sei, die Kindern noch fehle, weshalb die Kindertaufe wirkungslos bleibe, referiert Dick zunächst recht neutral. Allerdings streut er in sein Referat immer wieder bissige Bemerkungen gegen die Täufer i.A. ein: Sie seien rohe Menschen, denen es an Sensibilität und echter Frömmigkeit fehle, und gefährdeten die Einheit der Kirche. Gegen Ende hin konzediert er, es gebe in der Bibel keine Stelle, die eindeutig für die Kindertaufe spreche, allerdings lasse sich diese durch die Schrift auch nicht widerlegen. Als indirekte Belege für sie hätten deshalb die einschlägigen Äußerungen so qualifizierter Befürworter wie Origenes, Augustinus, Cyprian und Chrysostomos zu gelten.

zweiter Hauptteil

Der zweite, kürzere Hauptteil (Bl. 35^{v}–47^{r}) wirkt inkonsistent. Zunächst scheint Dick die Ansicht zu vertreten, die Obrigkeiten sollten von einer undifferenzierten Bestrafung der Täufer absehen und stattdessen durch Überzeugungsarbeit eine Umkehr bewirken. Viel Raum wird dabei einem Bekenntnis zu Frieden und Ruhe gewidmet, bei dem neben dem religiösen Anliegen der politische Aspekt im Mittelpunkt steht. Dann jedoch werden in unsystematischer und emotionaler Weise bereits im ersten Teil vorgebrachte Aussagen zum Wesen der Taufe wiederholt und an ihnen der Irrtum der Wiedertäufer veranschaulicht. Diese werden dabei nicht mehr nur als Verfechter eines abweichenden theologischen Standpunktes behandelt, sondern in jeder Hinsicht negativ dargestellt. Besonders hervorgehoben wird ihre Unbeugsamkeit, aufgrund derer *indutiae* (Bl. 37^{v}; „Waffenstillstand“) ausgeschlossen erscheinen. Danach entsinnt sich Dick wieder des humanen Standpunktes, zu dem er sich davor bekannt hat, und gibt den Obrigkeiten zu bedenken: Nicht alle Täufer hätten sich der Bewegung aus freien Stücken angeschlossen, bei manchen habe Unwissenheit oder charakterliche Labilität den Ausschlag gegeben, sie hätten das Gedankengut nicht wirklich verinnerlicht. Mit diesen gelte es nachsichtig zu sein, zumal wenn sie auf Versuche der Unterweisung, die im Geiste Christi unternommen werden sollten, ansprächen. Jene aber, die unbeugsam blieben und geistliche wie weltliche Obrigkeit in Frage stellten, müssten mit dem Tod bestraft werden. Besonders skandalös sei es, wenn Geistliche selbst sich der Bewegung anschlössen. Als Jurist warnt Dick die Richter unter reichlichen Verweisen auf einschlägige Literatur vor übereiltem und unkritischem Vorgehen, wobei er auch die im Einzelfall jeweils unterschiedlichen Zuständigkeiten geistlicher und weltlicher Dikasterien betont. Gegen Ende tritt jedoch wieder die Schwere des Vergehens, dessen sich die Wiedertäufer schuldig machen, in den Vordergrund (Bl. 47^{r}):

Minus enim laedunt Christi populum, qui prorsus a Christo sunt alieni, quam hi, qui semel in illius castris versati mox transfugae facti sunt et Christi praesidiis et armis (quales anabaptistae) Christum oppugnant.

Weniger nämlich schaden jene dem Volk Christi, die überhaupt von ihm fern sind, als jene, die sich einmal in seinem Lager aufgehalten haben und dann zu Überläufern geworden sind und wie die Wiedertäufer Christus mit seinen eigenen Hilfsmitteln und Waffen angreifen.

Dick und Cles

Auf diese zwiespältige Entwicklung von Dicks Gedanken hinzuweisen, ist insofern von Belang, als sie eine gewisse Parallele in der Politik seines Adressaten Bernhard von Cles besitzen. Dieser vertrat im Umgang mit den Aufständischen anfänglich eine mildere Linie als der Tiroler Landesfürst, nahm dann aber unter dem Eindruck der Entwicklungen im Laufe der 1530er-Jahre einen härteren Standpunkt ein (Costa 1977, 146–147; Tisot 1985).

Druckerei des Donat Fätz

In der zweiten Hälfte des 16. Jhs. bestand in Brixen eine von Donat Fätz betriebene Druckerei, in deren Produktion sich wichtige Äußerungen der Geistes-, v.a. der Kirchengeschichte der Zeit spiegeln. Der Betrieb dieses vom Sulzberg stammenden Geistlichen, der zunächst in der Pfarrseelsorge tätig gewesen war und von 1556 bis zu seinem Tod 1597 in Brixen mehrere Benefizien besaß (Trenkwalder 2003, Nr. 2266), ist als erste ständige Typographie der Bischofsstadt anzusprechen. Das dort gedruckte kirchliche Gebrauchsschrifttum bleibt hier aus den schon zu Beginn genannten Gründen außer Betracht.

Flasch, *Professio catholica*

Ein kurzes Verweilen rechtfertigt dagegen die 1578 gedruckte, dem Brixner Bischof Johann VI. Thomas von Spaur (reg. 1578–1591) gewidmete *Professio catholica* („Bekenntnis zum katholischen Glauben“) eines Sebastian Flasch. Von diesem Autor wissen wir nur, was er uns in seinem Werk selbst mitteilt: Er stammt, wie schon das Titelblatt angibt, aus der Grafschaft Mansfeld, der Heimatregion Luthers, und ist vom Luthertum zum Katholizismus übergetreten. Die *Professio* ist sein Versuch, diese Konversion argumentativ zu begründen. Spaur hatte an dem Werk gewiss großes Interesse, galt dem Kampf gegen den Protestantismus doch sein besonderes Augenmerk (Gelmi 1984, 137).

Überblick

Am Beginn stehen ein Epigramm an Spaur, in dem die Reformation als Lernäische Hydra bezeichnet wird, und ein weiteres an den Leser, das die Hilfe des Druckers bei der Verbreitung von Flaschs Argumenten würdigt. Im 14 Seiten umfassenden und in 22 *causae* („Gründe“) gegliederten Hauptteil erklärt Flasch dann im Detail, weshalb er, der im Geiste Luthers erzogen worden sei, sich in fortgeschrittenem Alter von dessen Lehre abgewandt habe. Seine Argumentation ist dabei vielfach ausgesprochen emotional und hat die Form heftiger Kritik am Protestan-

tismus bzw. an dessen Vertretern. Im Folgenden seien einige Schwerpunkte seiner Darlegungen etwas näher betrachtet.

theologische Inhalte

Zunächst lassen sich theologische Inhalte im engeren Sinn ausmachen: Luthers Konzept vom Primat des Glaubens ablehnend, plädiert Flasch für die traditionelle Werkgerechtigkeit, außerdem für so genuin katholische Elemente wie die Verehrung der Gottesmutter, der Heiligen und Reliquien, den Opfercharakter der Messe und die besondere Bedeutung des geistlichen Standes (z.B. *causae* 11, 22). Zumal beim erstgenannten Thema führt die auf Polarisierung angelegte Darstellung dazu, dass Möglichkeiten der Verständigung zwischen Luthers Rechtfertigungslehre und der katholischen Gnadenlehre, über die heute breiter Konsens herrscht (Kantzenbach 1972, 83–84; Schwarz 1998, 107–112), übersehen werden.

Luthers Bibelverständnis

Was den Umgang mit der Heiligen Schrift betrifft, so wirft Flasch Luther und seinen Anhängern vor, sie nähmen das *sola scriptura*-Prinzip zum Vorwand für eine unseriöse, vereinfachende Arbeitsweise: Einzig von eigenen Axiomen ausgehend, setzten sie sich nur mit den in ihr Konzept passenden Stellen auseinander und unterschlügen andere, was in vielen Fragen ein Abweichen von der Intention der Bibel zur Folge habe. Dasselbe gelte für ihr Verhältnis zu den Kirchenvätern (*causae* 4–7, 12). Diese Deutung beruht auf einer aus heutiger Sicht verfehlten Einschätzung der Arbeitsweise Martin Luthers, der nicht nur einen ausgeprägten Hang zur Selbstkritik hatte (Lohse 1981, 108), sondern zumal bei der Übersetzung der Bibel auch äußerste Sorgfalt an den Tag legte und laufend Korrekturen vornahm bzw. von qualifizierten Mitarbeitern vornehmen ließ. Studien zu seiner Übersetzungstechnik heben zwar Selbständigkeit und schöpferischen Geist hervor, erkennen jedoch keine Umdeutungen seinen eigenen Intentionen zuliebe; es wird ihm bescheinigt, er habe philologisches und theologisches Textverständnis vereint und einen breiten Fundus an Quellen herangezogen (Lohse 1981, 117, 123–125; Schwarz 1998, 137–138).

Luthers Charakter

Die den Lutheranern unterstellte Haltung der Anmaßung und Intoleranz hängt laut Flasch wesentlich mit dem Charakter Luthers zusammen, der nur das eigene Maß gekannt habe und deshalb gegen seine Gegner mit unangemessener Schärfe vorgegangen sei. Selbst mit Glaubensschwierigkeiten kämpfend, sei er eher durch Neid als durch echte Anliegen zum Schreiben veranlasst worden (*causae* 2, 10). Mit diesen Bemerkungen greift der Konvertit, wenn auch in unsachlicher Weise, ein Thema auf, das in der jüngeren Forschung durchaus ernst genommen wird: Aus theologisch-kirchengeschichtlicher Perspektive werden die Glaubenskrisen des Reformators – aus denen dieser nie ein Hehl gemacht hat –, v.a. seine Frage nach der Würdigkeit des Menschen vor Gott, als Anfechtungen gedeutet, mit denen er im ausgehenden Mittelalter keineswegs allein stand. Versuche, das Phänomen Luther aus psychiatrischer Sicht zu erfassen, haben zur Diagnose einer depressiven Veranlagung oder sogar einer Angstneurose geführt. Solche Probleme mögen Luthers

psychische Konstitution in dem von Flasch beschriebenen Sinn geprägt haben, freilich ohne seine intellektuelle Leistung zu schmälern (Lohse 1981, 35–39). Der von Flasch angeprangerte und in der Tat rüde Ton Luthers war im 16. Jh. Standard (Kantzenbach 1972, 9, 75; Lohse 1981, 91–96) – Flasch selbst ist diesbezüglich ja auch nicht zimperlich.

Auswirkungen des Luthertums

Relativ breiter Raum wird schließlich den moralischen, gesellschaftlichen und politischen Auswirkungen der Lehre Luthers gewidmet: Während die Lutheraner die Katholiken nach übertrieben strengen moralischen Maßstäben beurteilten, seien unter ihnen selbst Rivalitäten, Feindseligkeiten und Unsittlichkeit weit verbreitet (*causae* 14, 18, 19). Die Forderung nach dem allgemeinen Priestertum habe zu einem Mangel an Bildung unter den Geistlichen geführt, der seinerseits den Verlust einer gediegenen Diskussionskultur und ein Chaos häretischer Ansichten zur Folge gehabt habe (*causa* 20). Viele Menschen seien aus diesem Grund in schwere persönliche Krisen geraten (*causa* 21). Auf politischer Ebene bedrohe das Luthertum zudem die weltliche Ordnung (*causa* 16). Die letztgenannte Anschuldigung ignoriert diejenigen Aussagen Luthers, die man heute unter dem Begriff der Zwei-Reiche-Lehre zusammenfasst (Lohse 1981, 190–196; Zahrnt 1986, 154–160; Schwarz 1998, 156–160): Luther forderte Freiheit nur vor Gott und erkannte Staat und Gesellschaft als unanfechtbare Autoritäten an (Kantzenbach 1972, 10, 55–59; Korsch 1997, 128–142). Seit 1521 distanzierte er sich wiederholt von jeglichen sozialrevolutionären Versuchen und sah im Landesstaat den einzig denkbaren Rahmen zur Umsetzung der Reformation (Brecht 1986, 71–72; Press 1986, 28–34; Schwarz 1998, 169–173, 216–221).

Fazit

Flaschs Fazit lautet hingegen: Wäre er Lutheraner geblieben, hätte er keine Ruhe finden können. Nun gewähre ihm das Bekenntnis zur katholischen Kirche Frieden, lasse ihn auf einen Hafen des Heils zusteuern und die Einheit des Geistes bewahren.

Stefan Tilg

Philosophie

In der Zeit von 1519 bis zum Ende des 16. Jhs. gibt es in Tirol weder qualitativ noch quantitativ bedeutendes philosophisches Schrifttum. Einerseits traten keine großen Einzelpersönlichkeiten – wie in der vorangegangenen Epoche Cusanus oder Ricius – hervor. Andererseits hatte sich die scholastische Schulphilosophie des Späthumanismus und des Frühbarocks in Klöstern und Schulen noch nicht so weit ausgebildet, dass sie literarischen Niederschlag gefunden hätte. Paulus Ricius lebte zwar noch bis 1542 (und zumindest seit 1536 permanent in Innsbruck), doch er veröffentlichte nur noch wenig. Die Philosophie betrifft davon unmittelbar nur das in Augsburg 1541 erschienene Werk *De coelesti agricultura* („Über den himmlischen Ackerbau"), in dem v.a. frühere Traktate gesammelt wurden – einen Einblick in ausgewählte Beispiele hat schon das vorhergehende Kapitel vermittelt. Der Trientner Jacopo Aconcio (1492–1566), der u.a. mit seiner 1558 in Basel erschienenen Methodenlehre (*De methodo*) einen bedeutsamen Beitrag zur Philosophie verfasste, war bereits 1557 als Anhänger der Reformation aus Tirol geflohen. Er verbrachte den Rest seines Lebens, und damit zugleich seine literarisch produktiven Jahre, in Basel, Zürich, Straßburg und schließlich in England, wo er königlicher Festungsingenieur wurde. Schulmäßige Philosophie wurde im 16. Jh. zu einem gewissen Grad sicher in der internen Ausbildung der Tiroler Klöster betrieben, doch ist keine selbständige Produktion nachweisbar. Auch die Jesuiten, die im 17. Jh. zur maßgeblichen philosophischen Instanz werden sollten, waren noch nicht so weit. Der Anfang ihrer philosophischen Studien im engeren Sinn datiert mit der Einrichtung einer Logik-Klasse im Innsbrucker Gymnasium 1606. So muss man sich, was die Produktion auf Tiroler Boden angeht, auf bescheidene Philosopheme auf anderen literarischen Gebieten beschränken. Verwiesen sei hier z.B. auf die im Theaterkapitel behandelten Dramen zur Hl. Katharina von Alexandria, in denen sich die von christlicher Weisheit inspirierte Protagonistin gegen eine Schar heidnischer Philosophen durchsetzt.

Übersicht

In ähnlicher Weise propagiert das Konzept einer überlegenen christlichen Weisheit die in der Sammlung *Scholastica Oenipontana* (s. hier S. 226–231) enthaltene Elegie *De Christiana philosophia carmen elegiacum* („Über die christliche Philosophie"; Bl. 5^v–7^v; s. auch S. 227–228). Das Gedicht steht unter dem Jahr 1581 unmittelbar vor der Preisverleihung an die Schüler, und schon die ersten Verse deuten an, dass es auch inhaltlich diese Preisverleihung vorbereitet: *Diva suas iterum*

De Christiana philosophia

nobis sapientia merces / Attulit, et cornu divite prompsit opes (V. 1–2; „Die göttliche Weisheit brachte uns wiederum ihre Waren und holte aus ihrem reichen Füllhorn Schätze hervor"). Das Folgende ist eine Mahnung an die Schüler, Laster zu vermeiden und nach Weisheit zu streben:

> Die ungezügelte Jugend ist wild und anfällig für alle Laster. Diese aber führen den Menschen in Ruin, Elend und Krieg. Gegenmittel sind *ratio*, *virtus*, *pietas* („Verstand", „Tüchtigkeit", „Frömmigkeit") und besonders die christlich verstandene *sapientia*. Sie führt zu Gott und zu den Sternen, zu Frieden, Recht und Gesetz, zu Selbstbeherrschung und Mäßigung. Wer der *sapientia* folgt, darf auf ein seliges Leben nach dem Tod hoffen. Die heidnischen Philosophen – namentlich genannt werden Aristoteles und Cicero – kannten diese *sapientia Christiana* noch nicht, im Gegensatz etwa zu Augustinus, Ambrosius, Thomas von Aquin oder Thomas Morus. All diese christlichen Philosophen sowie auch heutige tugendsame Menschen fahren zu den Sternen. Darauf folgt die Ermunterung an ein Du: Nimm auch du die Gaben der *sapientia* an! Bald werden dich Kirche und Staat brauchen. Werde den Hoffnungen gerecht, die deine Familie und deine Lehrer in dich setzen! Wenn du die Zeit zum Studium nutzt, wirst du allen Lastern ausweichen können.

Philosophie als Sittenlehre

Es ist offensichtlich, dass Philosophie hier auf eine verwertbare Sittenlehre reduziert wird. Der Grundgedanke erinnert v.a. an Cicero, dessen Lob der Bildung und der *virtus* (z.B. in den *Tusculanen*) durch das Lob der bildenden *sapientia Christiana* ersetzt wird. Auch der Zusatz, dass die *sapientia* tüchtige Staatsbürger hervorbringt, gemahnt an Ciceros eigentliches Ziel, die Verwirklichung der *virtus* im öffentlichen Leben. Dieser Ciceronianismus erklärt sich leicht daraus, dass die jesuitische ‚Philosophie' im Tirol des 16. Jhs. eben immer noch ausschließlich auf der philologisch geprägten Gymnasialstufe betrieben wird. Der Paradigmenwechsel hin zu dem in unserem Gedicht auch genannten Aristoteles wird sich erst in der späteren Logik-Klasse vollziehen.

Universitätsphilosophie

Wer Philosophie auf höherem Niveau betreiben wollte, musste damals an Universitäten im Ausland gehen, sei es im oberitalienischen, sei es im süddeutschen Raum. Dort war die aristotelisch geprägte Schulphilosophie[1] als direkte Fortsetzung der mittelalterlichen Scholastik etabliert. An den katholischen Universitäten, die für Tiroler im Regelfall allein in Frage kamen, hatte sich dabei ein fester, meist in drei Jahren zu absolvierender *cursus philosophicus* herausgebildet, der aus den Gegenständen Logik, Physik und Metaphysik bestand. Direkt aus dem Unterricht

1 Zum Phänomen der neuzeitlichen Schulphilosophie überhaupt vgl. Blum 1998; s. auch das Kapitel „Schulphilosophie" in Überweg 4,1, 291–606, besonders 302–391 zur Schulphilosophie in den katholischen Territorien. Vieles des dort für das 17. Jh. Gesagten gilt auch für das späte 16. Jh.

gingen auch literarische Werke hervor, von denen v.a. Lehrbücher und gedruckte Disputationen zu nennen sind. Von den Tirolern, die einen philosophischen Lehrstuhl an einer ausländischen Universität erwerben konnten und auch schriftstellerisch hervortraten, sei hier der in Straßburg und Tübingen wirkende Andreas Planer (1546 Bozen–1607 Tübingen) herausgegriffen, der einige Lehrbücher zu Aristoteles verfasste und sich im süddeutschen Raum einen Namen machte.

Disputationen

Während Planers Werke keinen unmittelbaren Tirol-Bezug aufweisen, gibt es einige gedruckte Disputationen von Tirolern, die durch ihre Widmung bewusst mit der Heimat verbunden bleiben. Ihre Grundlage im akademischen Unterricht haben diese Werke in den regelmäßigen mündlichen Disputationen, zu denen die Studenten antreten mussten, um vor dem Kollegium die Beherrschung des Stoffs durch das Diskutieren von Lehrsätzen zu beweisen. Feierliche Disputationen waren auch Voraussetzung für den Erwerb akademischer Grade. Zum Druck befördert wurden solche Disputationen allerdings nur selten, nämlich dann, wenn der Kandidat ein bestimmtes Interesse damit verfolgte und auch das nötige Kapital aufbrachte. Was ihm ein solcher Druck bringen konnte, wird aus den Widmungen an hohe Herren klar. Die gedruckten Disputationen hatten eine klare soziale Funktion als Empfehlungsschrift junger Akademiker, die nach ihrem Studium eine Anstellung im staatlichen oder kirchlichen Dienst suchten. Der ziemlich gleichförmige Aufbau der Widmungen läuft immer auf dieses Ziel hinaus: Die Wohltaten des Gönners gegenüber dem Kandidaten bzw. dessen Familie werden in Erinnerung gerufen und mit der Bitte um weitere Huld verbunden. Was den Schreiber für einen zukünftigen Dienst beim Patron qualifiziert, wird auch mehr oder weniger deutlich ausgesprochen. Entweder in der Widmung selbst oder in den dem Druck gewöhnlich beigegebenen Gedichten auf den Kandidaten wird auf die besondere Schwierigkeit der Materie hingewiesen, wobei auffällig oft Metaphern aus Kampf und Krieg gebraucht sind. Explizit oder implizit wird der Hinweis auf die besondere geistige Leistung desjenigen gegeben, der sich im Ringen mit vertrackten philosophischen Problemen durchgesetzt hat. Die in der eigentlichen Disputation verhandelten Lehrsätze, oft auch Thesen genannt, werden im Druck ohne den Dialog des Prüfungsgesprächs präsentiert. Es treten keine Sprecher auf, die ihre Positionen vertreten oder Einwürfe tätigen. Stattdessen werden den Thesen später Abhandlungen über ein bestimmtes Stoffgebiet vorgeschaltet, die mit ihnen inhaltlich zusammenhängen können, aber nicht müssen. Diese Abhandlungen sind in der Regel die Werke des vorsitzenden Prüfers *(praeses),* der die Gelegenheit für eine Publikation nutzt. Der Antwort gebende Prüfling *(respondens)* verfasst gewöhnlich nur die Widmungsreden. Von den wenigen erhaltenen Beispielen aus dieser Epoche wird im Folgenden je eines aus Oberitalien und Süddeutschland gegeben. Sie werden exemplarisch als Einführung in das Genre behandelt, nicht weil sie an sich bedeu-

tend wären. Um ihre soziale Funktion herauszustreichen, fällt in dieser Darstellung auf die Widmungsreden im Vergleich zum eigentlichen Inhalt überproportional viel Gewicht. Beide Beispiele stammen aus dem späten 16. Jh., was kein Zufall ist: Frühere Disputationen sind uns zumindest für Tirol nicht überliefert. Beide weichen auch in dem einen oder anderen Punkt von dem eben skizzierten Idealschema ab, das sich im späten 16. Jh. erst herauszubilden begann; insbesondere fehlt jeweils noch eine Abhandlung des *praeses*.

Savoianus/ Abundius: *Theoremata*

Ein ansonsten nicht bekannter, aus Trient stammender Claudius Abundius veröffentlichte 1587 in Venedig seine an der Universität Padua disputierten *Theoremata ex logica, philosophia nec non ex ipsa medicina desumpta* („Lehrsätze, die aus der Logik, der Philosophie sowie aus der Medizin selbst genommen sind"). Die Schrift ist insofern untypisch für gedruckte philosophische Disputationen, als sie den Namen des Vorsitzenden (Iacobus Savoianus, Dekan der philosophischen und der medizinischen Fakultät) erst am Ende nennt und den Stoff mit dem Einbezug der Medizin um ein außerhalb der philosophischen Fakultät liegendes Gebiet erweitert. Im Gegensatz zum Titel, der die Medizin besonders hervorhebt, spielen die wenigen medizinischen Thesen am Ende der Schrift aber keine wesentliche Rolle und erscheinen als ein etwas unmotivierter Zusatz. Der Grund für ihr Eindringen ist wohl in der Person des Vorsitzenden zu suchen, der eben auch Dekan der medizinischen Fakultät war.

Widmung

Abundius widmet seine Thesen dem geistlichen Herrn Eriprando II. Madruzzo, Dekan von Trient, den er in der Vorrede ohne jeden Realitätsbezug als den größten aller Madruzzo bezeichnet. Er vergleicht sich selbst mit den antiken Gladiatoren in der Arena. Wie jene unter dem Schutz des Hercules standen (vgl. z.B. Hor. epist. 1,4–6), sieht er sich im Schutz Madruzzos und weiht ihm seine Thesen zum Beweis, dass alles gedeiht, was unter dessen Obhut steht. Er und seine Familie stünden bei Madruzzo in großer Schuld. Abundius schließt mit einer Bitte um weitere Gunst und eine Anstellung beim Adressaten.

Thesenform

Im philosophischen Hauptteil ist die Schrift ein Beispiel für die ursprüngliche reine Thesenform gedruckter Disputationen, d.h. die behandelten Lehrsätze reihen sich ohne weiteren Kommentar aneinander. Die gedruckte Dissertation lehnt sich damit an die Form der sogenannten Thesenblätter an, auf denen die bei einer öffentlichen Prüfung zu disputierenden Sätze wie auf einem Plakat angekündigt wurden (vgl. hierzu exemplarisch Eiden 1992). Während die Thesenblätter aber großformatige Einblattdrucke ohne Widmung waren, haben wir es hier mit einem kleinen Heft von 16 Blättern im Oktavformat zu tun. Die Änderung der äußeren Form ist funktionsbedingt. Das Thesenblatt dient der Ankündigung einer Veranstaltung in akademischen Kreisen. Der nachträgliche Druck der Disputationsthesen richtet sich an Potentaten außerhalb der Universität. Es gilt also etwas zu re-

präsentieren. Ein Büchlein ist repräsentativer als ein Blatt und bietet überdies noch die Gelegenheit zur Einschaltung einer Widmungsrede sowie von – hier allerdings fehlenden – Gratulationsgedichten an den Respondenten.

Die 202 präsentierten Thesen der Schrift stammen, wie schon am Titelblatt abzulesen, *ex logica*, *ex libris de physico auditu*, *ex libris de caelo*, *ex libris de generatione et corruptione*, *ex libris de anima*, *ex philosophia divina* („aus der Logik, aus den Büchern *Über den natürlichen Gehörsinn*, aus den Büchern *Über den Himmel*, aus den Büchern *Über das Werden und Vergehen*, aus den Büchern *Über die Seele*, aus der göttlichen Philosophie"). Daran schließen sich noch *Theoremata nonnulla ambigua* („einige zweifelhafte Lehrsätze") und wenige Thesen *ex medicina* an. Die Stoffgebiete entsprechen weitgehend Titeln aus dem aristotelischen Corpus – mit der „göttlichen Philosophie" ist wohl die *Metaphysik* gemeint.

Reindel/ Burgklechner: *Assertiones Aristotelicae*

Neben den großen oberitalienischen Universitäten von Bologna und Padua war im Norden besonders die Universität Ingolstadt ein bevorzugtes Ziel der Tiroler Philosophiestudenten. Sie wurde seit der Mitte des 16. Jhs. von Jesuiten geleitet und entwickelte sich unter deren Führung zu einem der wichtigsten gegenreformatorischen Zentren des deutschen Sprachraums. Der spätere Tiroler Vizekanzler und Historiker Matthias Burgklechner (1573–1642) studierte Philosophie in Ingolstadt und veröffentlichte dort 1593 seine unter dem Vorsitz des Philosophieprofessors Rupert Reindel disputierten *Assertiones Aristotelicae de rebus naturalibus*, *quibus Aristotelis sententia de gravioribus physicis quaestionibus aperitur* („Aristotelische Sätze über die Dinge der Natur, durch welche die Ansicht des Aristoteles über die wichtigeren Fragen der Naturforschung eröffnet wird"). Der Aristotelismus ist hier schon im Titel festgeschrieben. Aus dem Stoff des *cursus philosophicus* wird äußerlich nur die Physik berücksichtigt, was aber nicht ohne die Terminologie des Organon und der Metaphysik abgeht.

Gratulationsgedicht

Auf das Titelblatt folgt ein Gedicht in elegischen Distichen an Burgklechner, das der Trientner Bartholomäus Benamatus, wahrscheinlich ein Studienkollege, verfasst hat: Burgklechner habe alle Tücken der Weisheit gemeistert und könne sich deshalb glücklich schätzen: *Te docti obstupuere viri solvisse sophisma*, / *Et Sophiae laqueos dissoluisse graves* (V. 11–12; „Gelehrte Männer haben über dich gestaunt, weil du die Trugschlüsse der Weisheit gelöst und ihre widrigen Fallstricke aufgebunden hast"). Er möge so fortfahren und positiv für seine Heimat wirken: *Perge bonis avibus faelix vestigia caeptis* / *Ponens*, *sic Patriae turgida vela dare* (V. 19–20; „Fahr glücklich unter guten Vorzeichen fort, wie du begonnen hast, volle Segel für die Heimat zu setzen!").

Widmung

Die Widmung der Disputation gilt Zyriak Haidenreich von Pidenegg und Matrai, dem Hofkammerpräsidenten von Erzherzog Ferdinand II. In ihr rollt Burgklechner

kurz die christliche Position zu Aristoteles im Lauf der Geschichte auf. Er zeigt, wie dieser von den frühen Christen noch wenig geschätzt wurde, wie sich mit der Zeit aber immer mehr die Einsicht durchsetzte, dass Aristoteles und das Christentum letztlich dasselbe sagen. Burgklechner scheint mit diesen apologetisch klingenden Ausführungen sein Zielpublikum am Innsbrucker Hof seiner Orthodoxie versichern zu wollen. Die Widmung endet mit der üblichen Dank- und Bittformel.

Form

In der Form der Darstellung des Stoffs fällt auf, dass sich Reindel nicht nur auf Aristoteles stützt, sondern sich auch ausschließlich mit ihm auseinandersetzt. Es wird kein einziger anderer Autor zitiert. Das ist (zumindest vor dem Hintergrund der zahlreichen späteren Disputationen) ungewöhnlich, da sonst verschiedene Positionen der Auslegung berücksichtigt und dialektisch verhandelt werden. Diese Dialektik fällt hier großteils weg. Die Schrift ist eine Erklärung des Aristoteles aus Aristoteles, in der es um die simple Definition von Begriffen und Gegenständen geht. Das Definiendum geht aus dem Einleitungssatz jedes Paragraphen hervor (z.B. 5, Nr. 14: *Tempus numerus motus est*, „Zeit ist die Zahl der Bewegung"), als Definiens dienen (kursiv gedruckte) Zitate aus dem Aristoteles Latinus, die durch eigenen Text verbunden sind.

Inhalt, Aufbau

Der Stoff wird in drei Abschnitte gegliedert: 1. *De principiis et affectionibus communibus corporis naturalis* (1–6; „Über die Prinzipien und allgemeinen Verfassungen eines natürlichen Körpers"). Hier werden Grundbegriffe der aristotelischen Physik wie Körperlichkeit, Bewegung, Zeit oder Kausalität besprochen. 2. *De coelo et elementis* (6–14; „Über den Himmel und die Elemente"). Dieser Abschnitt basiert neben der *Physik* v.a. auf *De coelo* („Vom Himmel") und *De meteoris* („Von den Dingen am Himmel"). 3. *De anima* (14–19; „Über die Seele"). Mit der Aufsparung der Seelenlehre für den Schluss folgt die Schrift dem üblichen Aufbau des Physiklehrgangs im *cursus philosophicus*. Die Darstellung der Seele als höchster Wesenheit im Reich der Natur galt nämlich als Krönung des Lehrgangs und als Übergang zur Metaphysik.

Lav Šubarić

Naturwissenschaft

Die naturwissenschaftlichen Fächer, die im Tirol des 16. Jhs. am intensivsten gepflegt wurden, waren Astrologie und medizinische Botanik. Das einschlägige Schrifttum sei im Folgenden anhand dreier Texte bzw. Textgruppen vorgestellt.

Überblick

Auch im 16. Jh. erfreute sich die Astrologie wie schon in den Jahrhunderten davor in allen Gesellschaftsschichten ungebrochener Beliebtheit. Sie bot den Menschen eine Orientierungsmöglichkeit, und zwar sowohl in den Fragen des täglichen Lebens als auch mit Blick auf das Schicksal der ganzen Welt. Letzteres schien beispielsweise im Jahr 1524 auf dem Spiel zu stehen: Die Planetenkonjunktionen – das scheinbare Zusammentreffen der Planeten auf einem bestimmten Grad des Himmelsglobus – zu diesem Jahr hatten schon lange vorher große Furcht ausgelöst und zu vielen düsteren Vorhersagen geführt. Die Konjunktionenlehre, welche v.a. in nachantiken, arabischen Schriften beschrieben war, erfreute sich schon bei mittelalterlichen Astrologen großer Beliebtheit. Den Planeten sowie den Sternzeichen, in denen diese zusammentreffen, wurden unterschiedliche Eigenschaften zugeschrieben. Dadurch konnten die Auswirkungen einer bestimmten Konjunktion prognostiziert werden. Auch bedeutende Ereignisse aus Religion und Politik, z.B. die biblische Sintflut, die Geburt Jesu oder das Auftreten Mohammeds, der Tod von Kaisern u.ä. wurden von den Astrologen im Nachhinein gerne mit den Planetenkonjunktionen des jeweiligen Jahres in Verbindung gebracht.

Astrologie

Der Februar des Jahres 1524 bot eine seltene Häufung von zwanzig solchen Konjunktionen, darunter auch eine nur etwa alle zwanzig Jahre stattfindende „große Konjunktion“ zwischen Jupiter und Saturn. Eine solche Häufung an Zeichen konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Schon 1499 wurde in den sogenannten *Ephemeriden* – astronomischen Tafeln, in welchen die Lage der Planeten Tag für Tag verzeichnet wurde – unter den Angaben für Februar 1524 vermerkt, dass der ganzen Welt bisher ungekannte Umwälzungen bevorstünden (Stoefflerinus Pflaum, *Almanach nova plurimis annis venturis inservientia*, Bl. [387]^r). Bald wurden allerorts Prognosen verkündet, die ihren schriftlichen Niederschlag, besonders ab 1519, sowohl in für das Volk bestimmten Flugblättern als auch in gelehrten Traktaten fanden. Über Bedeutung und Auswirkungen der Konjunktionen war man sich jedoch nicht einig. Einzelne Astrologen gingen von der sicheren Ankunft des Antichristen aus, die meisten aber schlossen aus der Tatsache, dass sechzehn von zwanzig Konjunktionen in einem mit Wasser assoziierten Zeichen, den Fischen, stattfinden

Sintflutdebatte

würden, dass die Welt v.a. durch Wasser bedroht werde. Über das Ausmaß einer befürchteten Überschwemmungskatastrophe war man ebenfalls uneins. Die am weitesten verbreitete Furcht war wohl die vor einer unmittelbar bevorstehenden neuen Sintflut. Einige gelehrte Astrologen wandten sich in ihren Schriften gegen eine solche Interpretation und vertraten die Meinung, es sei nur mit partiellen Überschwemmungen zu rechnen: Nicht die ganze Erde, sondern nur Italien, Deutschland oder irgendein anderes Land würde in den Fluten verschwinden. Auch den Zeitpunkt der Überschwemmungen legten viele nicht zwingend auf 1524 fest; die Auswirkungen der Konjunktionen müssten nicht unmittelbar auf diese folgen, sie könnten auch erst einige Jahre später stattfinden. Berichte von Leuten, die ihr Hab und Gut verkauften, um sich auf die Berge zurückzuziehen, oder sich weigerten, irgendwelchen Geschäften nachzugehen, beweisen jedoch, dass die Vorhersagen eines Weltuntergangs zumindest auf manche Zeitgenossen durchaus großen Eindruck machten (vgl. Thorndike 1959, 178–233; Talkenberg 1990).

Rozonus

An der Sintflutdebatte beteiligte sich auch Marcus Antonius Rozonus, Doktor der Freien Künste, der Medizin und der Theologie. Sein Lebensweg lässt sich – rudimentär – hauptsächlich aus in seinem Werk verstreuten Angaben rekonstruieren. Aus Treviglio in der Lombardei stammend, studierte er gegen Ende des 15. Jhs. in Pavia, wo er u.a. gründliche Kenntnisse der Astrologie erwarb. In seinen verlorenen *Commentarii de providentia, fato et ceteris* („Kommentare über die Vorsehung, das Schicksal usw.“) verteidigte er die Astrologie gegen Angriffe durch ihren berühmten Gegner Pico della Mirandola. Seit 1501 betätigte sich Rozonus als Arzt, spätestens 1516 praktizierte er in Trient (Morizzo 1889, 21), wo er bei Bedarf auch an den Hof Bischof Bernhards von Cles gerufen wurde. Als er einmal nach Cles geholt wurde, um Bernhards Bruder Balthasar, den Hauptmann des Nonstals und des Sulzbergs, zu behandeln, entwickelte sich beim Abendessen zwischen Rozonus, der mittlerweile zu einem Gegner der Astrologie geworden war, und dem Bischof ein Gespräch über die Macht des Schicksals. Da sich der Bischof interessiert zeigte, widmete ihm Rozonus seine Schrift über die Sintflutvorhersagen.

Compendium

Das in Nürnberg Anfang Januar 1524 gedruckte *Compendium de levitate vaticinantium futuros rerum eventus et vanitate pronosticantium diluvium* („Kurze Abhandlung über den Leichtsinn derer, welche künftige Ereignisse prophezeien, und das leere Geschwätz derer, welche eine Sintflut vorhersagen“) ist eine rationalistische Abrechnung mit der Astrologie. Obwohl Rozonus von den aktuellen Sintflutprognosen ausgeht, betrifft seine methodologische Kritik an der grundsätzlichen Möglichkeit eines Erkenntnisgewinns mit den Mitteln der Astrologie die Fundamente der gesamten Disziplin. Dabei greift er die Astrologie nicht, wie sonst üblich, mithilfe theologischer und philosophischer Argumente an, sondern zeigt v.a. ihre inneren Widersprüche und technischen Schwächen auf.

Das Werk beginnt mit einem Widmungsbrief an Bernhard von Cles und einem Vorwort, in denen Rozonus seine Motive und seine Eignung, die Schrift zu verfassen, darlegt. Den ersten Teil bildet eine Gegenüberstellung der Sintflutvorhersagen mit der Lehre des Ptolemaios, dem Fundament der abendländischen Astrologie. Rozonus weist Widersprüche zwischen den beiden nach; die Prophezeiungen entbehrten jeglicher Grundlage. Im zweiten Teil stellt er die verschiedenen Meinungen der Astrologen zur bedrohlichen Konstellation des Jahres 1524 dar und unterzieht sie einer strengen Prüfung. Rozonus sieht als Auslöser der gesamten Diskussion richtigerweise die schon erwähnte Anmerkung in den 1499 gedruckten *Ephemeriden*. Diese schreibt er nicht dem gelehrten Ephemeridenautor zu, dem ein solcher Fehler, wie er meint, unmöglich unterlaufen wäre, sondern sieht sie als Interpolation des in Astrologie dilettierenden Buchdruckers. Neben anderen Autoren kritisiert Rozonus Augustinus Niphus und Georg Tannstetter, die in den Titeln ihrer Schriften zwar vorgäben, mit dem falschen Sintflutglauben aufräumen zu wollen, letztendlich aber doch durch die Konjunktionen ausgelöste Überflutungen ankündigten. Dieser zweite Teil der Schrift mündet in eine kurze Auseinandersetzung mit der Lehre Pico della Mirandolas, des erwähnten Astrologiegegners. Diese wird auf ihre Übereinstimmung mit verschiedenen philosophischen und theologischen Lehrmeinungen hin untersucht. Der dritte Teil der Schrift beginnt mit einer systematischen Kritik. Zu Beginn werden Unzulänglichkeiten und Fehler der Astrologie dargestellt: Da sie auf fehleranfälligen astronomischen Messungen basiere, hätten ihre Erkenntnisse keine solide Grundlage und seien somit wertlos – *ac si caecus caecum duceret* (Bl. 26^{r}; „als ob ein Blinder einen anderen Blinden führte“). Als nächstes werden gravierende Fehler des astrologischen Systems an sich erläutert und kritisiert, anschließend aus den Widersprüchen zwischen den verschiedenen Gelehrtenmeinungen zur Sintflut die Fruchtlosigkeit der Prognose insgesamt abgeleitet. Rozonus widerlegt so in scholastischer Manier alle astrologischen Meinungen zum Jahr 1524 und formuliert abschließend seine eigene: Es werde vermutlich durchaus viel Regen geben, möglicherweise auch Überschwemmungen, aber nicht, weil die Sterne das so bestimmten, sondern weil auf eine lange Trockenperiode, wie man sie damals gerade erlebte, in der Regel reichliche Niederschläge folgen würden (tatsächlich war das Jahr 1524 zumindest in Italien sehr regenreich, vgl. Thorndike 1959, 231–232). Am Ende des *Compendium* wendet sich Rozonus in einem kurzen Epilog wieder an den Bischof und kündigt an, ihm demnächst einen *tractatum de fato et bona fortuna* („Abhandlung über Schicksal und Glück“) zu widmen.

Sprache

Da das Thema sprachliche Präzision verlangt, verzichtet Rozonus um der Klarheit willen auf jeden stilistischen Mehrwert (Bl. 4^{rv}):

Aggrediar, inquam, stilo simpliciori, non fucis eloquentiae pleno, quoniam ornari res ipsa negat, contenta doceri, atque haec ipsa Astrologica facultas habet proprios terminos, quos trans-

gredi est perinde ac si apud Italicos Teutonice loquamur. Invertuntur enim et confunduntur termini scientiarum, quum sua nomina mutantur.

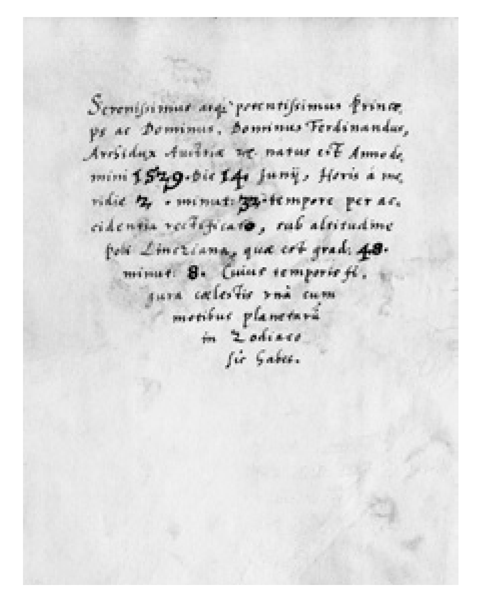
Ich werde, sagte ich, das Thema in einfacherem Stil angehen, der nicht voll von der falschen Schminke der Beredsamkeit ist, weil sich die Sache selbst einer Ausschmückung verweigert und zufrieden damit ist, gelehrt zu werden, und weil diese astrologische Disziplin ihre eigenen Begriffe hat, die zu überschreiten so wäre, als ob wir bei den Italienern Deutsch redeten. Denn die Begriffe der Wissenschaften werden durcheinander geworfen und in Unordnung gebracht, wenn ihre Ausdrücke verändert werden.

Horoskope

Die Polemik ihrer Gegner tat der Beliebtheit der Astrologie jedoch keinen Abbruch. Horoskope etwa wurden massenweise produziert. Um diesen Glaubwürdigkeit beim Publikum zu verschaffen, mussten die Astrologen dabei ihre Vorhersagen bekannten Tatsachen anpassen. Schön sieht man das etwa am Beispiel Erzherzog Ferdinands II., für den seit seiner Geburt mehrere Horoskope erstellt wurden. Während das 1556 vom königlichen Astrologen Paulus Fabricius (1529–1588) erstellte Horoskop dem Erzherzog eine gute Ehe in Aussicht gestellt hatte (TLMF, FB 32089, Bl. [1]^{r}–[14]^{v}), attestierte ihm das 1567 von Cyprianus Leovitius (1529–1574) angefertigte zwar grundsätzlich Ehefähigkeit und Fruchtbarkeit, unterstrich aber, dass die Konstellation zum Zeitpunkt seiner Geburt Ferdinand daran hindern würde, jemals eine legitime Ehe einzugehen (TLMF, FB 32089, Bl. 16^{v}–[51]^{r}; vgl. Abb. 46, Farbtafel 12). Leovitius weigerte sich, über illegitime Verbindungen und eventuelle Kinder aus ihnen zu schreiben, mit der Begründung, dass diese nicht Gegenstand astrologischer Forschung sein könnten. Dies spiegelt offensichtlich Ferdinands persönliche Situation zum fraglichen Zeitpunkt wider: Nachdem er 1557 eine nicht standesgemäße Ehe mit Philippine Welser eingegangen war, wurde die Ehe geheim gehalten, zuerst auf Wunsch Ferdinands selbst, seit 1561 auf Befehl des Kaisers; Philippine war als „Beywohnerin" bzw. Konkubine bekannt, während Ferdinand öffentlich vorgab, an einer Ehe kein Interesse zu haben. Erst im Jahr 1575 entband Papst Gregor XIII. das erzherzogliche Paar von der Geheimhaltungspflicht, wodurch die Ehe mit Philippine und die gemeinsamen Söhne legitimiert wurden.

Botanik

Zu den Bereichen der Naturkunde, auf denen im 16. Jh. intensive Forschungen betrieben wurden, zählt auch die Botanik. Die *materia medica* (der Vorrat an Substanzen, derer sich die gelehrte humoralpathologische Medizin zur Herstellung von Heilmitteln bediente) setzte sich hauptsächlich aus pflanzlichen, zu einem kleineren Teil auch aus tierischen und mineralischen Substanzen zusammen. Die intensive Auseinandersetzung der Ärzte und Philologen mit den medizinischen Schriften der Antike führte dabei zu dem Wunsch, alle darin beschriebenen Medikamente wieder für die Medizin nutzbar zu machen. Dazu mussten ihre Bestandteile, die *simplicia*,



Serenissimus atq; potentissimus Prince
ps ac Dominus, Dominus Ferdinandus,
Archidux Austriae etc. natus est Anno do
mini 1529. die 14. Junij, Horis a me
ridie 7. minut: 32. tempore per ac
cidentia rectificato, sub altitudine
poli Linciana, quae est grad: 48.
minut: 8. Cuius temporis fi
gura caelestis una cum
motibus planetarū
in Zodiaco
sic habet.

Abb. 46: Horoskop des Cyprianus Leovitius für Erzherzog Ferdinand II.



Abb. 47: Porträt des Pietro Andrea Mattioli.

welche seit der Antike z.T. in Vergessenheit geraten waren, eindeutig identifiziert werden.

Mattioli

Eine Schlüsselrolle bei diesen Bemühungen fiel Pietro Andrea Mattioli zu (1501–1578; s. Ferri 1997; vgl. Abb. 47). Er wurde in Siena geboren, studierte Philosophie und anschließend Medizin in Padua sowie Chirurgie in Perugia. Nach einem Aufenthalt in Rom kam er 1527 als Leibarzt an den Hof von Kardinal Bernhard von Cles, wo er seine ersten medizinischen und panegyrischen Werke veröffentlichte. 1542, wenige Jahre nach dem Tod seines Gönners, verließ Mattioli Tirol und übernahm die Stelle eines Stadtarztes von Görz. 1555 folgte er einer Einladung König Ferdinands an den Prager Hof, wo er Arzt von Erzherzog Ferdinand II., später auch von Maximilian II. wurde. 1567 kehrte er mit Ferdinand nach Tirol zurück, das er zu einem Zentrum der botanischen Forschung machte.

Dioskurideskommentare

1544 ließ Mattioli in Venedig die erste, italienische Version seiner Kommentare zum pharmakologischen Werk des griechischen Arztes Dioskurides (1. Jh.) drucken, die ihn bald berühmt machen sollten. Nach einigen beträchtlich erweiterten Neuauflagen des italienischen Originals erschien 1554 die erste lat. Version unter dem Titel *Pedacii Dioscoridis de materia medica libri VI interprete Petro Andrea Mattheolo cum eiusdem commentariis* („Sechs Bücher des Pedakios Dioskurides über die *materia medica*, übersetzt von Pietro Andrea Mattioli, mit den Kommentaren

desselben“), erstmals erweitert durch Abbildungen aller besprochenen Pflanzen und Tiere. In der Folgezeit ließ Mattioli neben einigen weniger bedeutenden Werken weitere, jeweils verbesserte und erweiterte italienische und lat. Ausgaben der Kommentare drucken; bald kamen auch eine französische und eine tschechische sowie eine erweiterte deutsche Übersetzung seines Assistenten Georg Handsch (vgl. Abb. 48, s. hier S. 364) heraus, deren Entstehung Mattioli persönlich überwacht hatte.

Charakteristik, Bedeutung

Mattiolis Kommentare hoben sich von sonstigen Kommentaren zu Dioskurides und von anderen ähnlichen Schriften einerseits inhaltlich ab, indem sie sich auf den praktischen Nutzen und die Identifizierung der Pflanzen konzentrierten und auf philologische und antiquarische Untersuchungen weitgehend verzichteten, andererseits sprachlich durch ihren eleganten Stil, sowohl in der italienischen als auch in der lat. Version. Sie waren ein Werk von europaweiter Bedeutung, nicht nur hinsichtlich ihrer Verbreitung, sondern auch insofern, als sich in ihnen das Wissen zahlreicher Gelehrter aus ganz Europa niederschlug. Seit der ersten Veröffentlichung der Kommentare waren Mattioli von überall her Informationen über die besprochenen Pflanzen zugeschickt worden, sei es durch von ihm initiierte Nachforschungen, z.B. im ostmediterranen Raum, wohin er selbst nicht reisen konnte, sei es weil Gelehrte spontan ihr Wissen weitergeben wollten. Die Kommentare wurden so zum Sammelbecken naturkundlicher Erkenntnisse ihrer Zeit, zu einem lebendigen, kontinuierlich wachsenden, kollektiven Unternehmen eines Korrespondentennetzes, dessen Zentrum und ordnende Instanz Mattioli war.

Opusculum

Als Folge der skizzierten Entstehungsumstände wurden Mattiolis Kommentare in den späteren Editionen durch die Fülle an Ergänzungen und Exkursen recht unübersichtlich. In seiner zweiten Tiroler Periode veröffentlichte Mattioli deshalb zwei Werke, in denen das wuchernde Material der Kommentare auf das Wesentliche reduziert wurde. Sie sollten einer ersten Orientierung dienen, während Details und Hintergrundinformationen weiterhin den Kommentaren zu entnehmen waren. 1569 publizierte er in Venedig das *Opusculum de simplicium medicamentorum facultatibus* („Werklein über die Wirkungen der unvermischten Medikamente“). Im Unterschied zum Folioband der Kommentare handelt es sich hier um ein kleines Taschenbuch im Duodezformat, welches dem Leser helfen soll, für die gewünschte Wirkung bzw. für eine bestimmte Krankheit das geeignete *simplex* zu finden und dessen Zubereitung für eine Therapie zu erfahren.

Compendium

Das *Compendium de plantis omnibus* („Kurze Abhandlung über alle Pflanzen“) wurde 1571 ebenfalls in Venedig gedruckt und Erzherzog Ferdinand II. gewidmet. Das Werk im Quartformat sollte v.a. zur visuellen Bestimmung der Pflanzen dienen: Die einzelnen Pflanzen waren auf je einer Seite abgebildet und wurden, nach den Rubriken *forma*, *locus*, *qualitates* und *vires* („Gestalt, Vorkommen, Qua-

litäten i.A. und spezielle Wirkungen", vgl. Farbtafel 13) gegliedert, vorgestellt. Durch diese Schematisierung und Reduktion büßte Mattiolis Darstellung allerdings an stilistischer Vielfalt und Lebendigkeit ein, Eigenschaften, die seine Kommentare auszeichneten und nicht wenig zu ihrer Popularität beitrugen.



Deß Hochgelehrten vnnd

Ioachimum Camerarium,

Abb. 48: Titelblatt der deutschen Übertragung von Mattiolis *Compendium* durch Georg Handsch in einer Neubearbeitung von Joachim Camerarius d. J., Frankfurt a. M. 1600.

Lukas Oberrauch

Medizin

Einleitung Die Medizin entwickelte sich im 16. Jh. gegenüber den vorhergehenden Jahrhunderten nur unwesentlich weiter, was v.a. mit den schleppenden Fortschritten der Anatomie zusammenhing (Jütte 2001). Ihre Basis bildete immer noch die antike Humoral- und Temperamentenlehre des Hippokrates und des Galen, deren Lehrmeinungen nach wie vor maßgeblich die Bereiche Diagnostik und Therapie beeinflussten. Der durch die revolutionären Ansichten und Schriften großer Gelehrter wie Andreas Vesalius oder Theophrastus Paracelsus (der sich auch einige Jahre in Tirol aufhielt)[1] eingeleitete Umschwung hin zu einer moderneren, ‚wissenschaftlicheren' Verfahrensweise vollzog sich nur langsam und stieß im Tiroler Raum nur bei wenigen Ärzten und Gelehrten auf Interesse, etwa bei Michael Schütz, der ein Glossar zu den von Paracelsus verwendeten lat. Fachbegriffen verfasste.

Struktur Im Wesentlichen prägen drei Schwerpunkte die medizinische Literatur Tirols dieser Zeit: 1. der Gesundheitszustand Ferdinands II. und seiner Familie; 2. die zunehmende Bedeutung der Wild- bzw. Naturbäder; 3. die großen Seuchen des Jahrhunderts. Im Folgenden sollen einige repräsentative literarische Beispiele für die genannten thematischen Bereiche vorgestellt werden, ehe abschließend die Galenkommentare des Giovanni Pietro Merenda besprochen werden.

Giulio Alessandrini Über den Gesundheitszustand von Erzherzog Ferdinand II. sind wir bereits aus der Zeit vor seinem Einzug in Tirol 1567 gut informiert. Medizinische Ratschläge, sogenannte *consilia*, haben sich z.B. von Franciscus Emericus aus dem Jahr 1549 (ÖNB, Cod. 11207, Bl. 38^{rv}) oder von Renato Brassavola aus dem Jahr 1554 (ÖNB, Cod. 11155, Bl. 1^{v}–24^{v}) erhalten. Geraume Zeit später, etwa 1567/68, verfasste der aus Civezzano nahe Trient stammende Arzt Giulio Alessandrini (vgl. Abb. 49) in Zusammenarbeit mit Pietro Andrea Mattioli, dem bekannten Leibarzt Ferdinands (vgl. hier S. 359–361), einen weiteren medizinischen Ratgeber für den Tiroler Landesfürsten (*Consilium medicum*; ÖNB, Cod. 11155, Bl. 27^{r}–35^{r}).

Biographie Bereits in jungen Jahren besuchte der 1506 in Trient geborene Alessandrini die Universität in Padua, wo er neben Medizin auch Mathematik, Literatur und Grie-

1 Eine ausführlichere Behandlung des Paracelsus wird an dieser Stelle nicht erfolgen, da sein *Büchlein von der Pest an die Stadt Sterzingen* aus dem Jahr 1534, in dem er sich in Innsbruck, Sterzing und Meran aufhielt, wie alle seine Werke in deutscher Sprache verfasst wurde. Vgl. z.B. Pisa 1991, v.a. 79–109.



Abb. 49: Porträt des Giulio Alessandrini.

chisch studierte. Seine hervorragenden Kenntnisse der griechischen Sprache ermöglichten es ihm, sich eingehend mit den Schriften Galens auseinanderzusetzen, als deren Übersetzer und Verteidiger er sich in der Fachwelt Anerkennung holte. Sein Ruf als Gelehrter und Arzt drang sehr schnell bis an den Kaiserhof, sodass sich während des Konzils von Trient neben Ferdinand I. auch Maximilian II. und Rudolf II. seiner Dienste versicherten. Zusammen mit den berühmten Humanisten Girolamo Fracastoro und Jan Paez del Castro widmete Alessandrini sich zudem noch der Philosophie; darüber hinaus zeigte er sich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften sehr interessiert (Fellin 2000, 8). Als Adeliger – 1573 hatte Kaiser Rudolf II. ihm für seine Verdienste das Prädikat „von Neuenstein" zugesprochen – kehrte er nach jahrelangen Reisen schließlich 1577 nach Civezzano zurück; er starb dort am 25. August 1590.

Consilium

Gemäß der klassischen, auf Galen zurückgehenden Diätetik versuchen die beiden Ärzte die Beschwerden Ferdinands vor verschiedenen Hintergründen zu analysieren. So ist die Schrift in acht Kapitel eingeteilt: *De aere* („Vom Klima"), *De cibo et potu* („Vom Essen und Trinken"), *De repletione et inanitione* („Von der Aufnahme und Ausscheidung [der Speisen]"), *De somno et vigilia* („Von den Ruhe- und Wachzeiten"), *De exercitio et quiete* („Von der körperlichen Ertüchtigung und Erholung"), *De balneo* („Vom Baden"), *De animi accidentibus* („Vom Gemütszustand"), *De medicamentis* („Von den Medikamenten").

Stil

Die Verfasser achten beim Erarbeiten ihrer Ratschläge sichtlich darauf, keine direkte Fehleranalyse zu betreiben. Niemals wird beispielsweise ein konkretes Fehlverhalten des Fürsten erwähnt und kritisiert, sondern höchstens diplomatisch angedeutet und durch Modaladverbien oder die Verwendung des Konjunktivs relativiert:

> *Si forte fortuna accidat, ut vestra serenitas, dum cum magnis principibus convivatur, plus potaverit, quam deceat, curabit deinde a mensa discedens illico per vomitum ventriculum deonerare.*

> Sollte es durch eine Fügung des Geschicks zufällig dazu kommen, dass Euer Durchlaucht beim Speisen mit anderen großen Fürsten mehr getrunken hat als Ihr bekommt, wird Sie

> dafür Sorge tragen, dass Sie unmittelbar, nachdem Sie die Tafel verlassen hat, durch Erbrechen den Magen entlaste.

Als sprachlich besonders geschickt gewählt erweist sich hier – wie auch an anderen Stellen – die Verwendung des iussiven Futurs, welches neben der eigentlichen Aufforderung auch die Zuversicht ausdrückt, dass diese erfüllt werden wird. Somit wird bereits sprachlich signalisiert, dass es sich eigentlich um einen obsoleten Ratschlag handle, da der Erzherzog ohnehin wisse, was er zu tun habe.

inhaltliche Schwerpunkte

Trotz aller stilistischer Finessen zeigt die inhaltliche Gewichtung der Schrift deutlich, dass sich Alessandrini und Mattioli in ihrem Befund den Aussagen ihrer Vorgänger Emricus und Brassavola anschließen. Die beiden Kapitel *De cibo et potu* sowie *De repletione et inanitione* umfassen beinahe die Hälfte der Schrift. Der (subtile) Tenor in besagten Abschnitten ist erwartungsgemäß, dass sich Ferdinand beim Essen und Trinken einschränken bzw. seine Mahlzeiten besser gestalten müsse. Zu diesem Zweck wird eine detaillierte Liste mit Speisen und Getränken angeführt, die empfehlenswert bzw. unbedingt zu vermeiden seien. Die Ratschläge in den anderen Kapiteln regen zu vermehrten Aufenthalten in wärmeren Klimazonen, geregelten Ruhezeiten, Leibesübungen (allerdings nicht nach den Mahlzeiten) und mäßigem Besuch von Bädern an. Außerdem solle der Fürst darauf achten, Kummer, Ärger und Stress von sich fernzuhalten. Schließlich wird eine Reihe von Medikamenten angeführt, welche dem Erzherzog bei seinen verschiedenen Beschwerden Linderung verschaffen sollen.

Diarium medicum

Den umfangreichsten und detailliertesten Einblick in die Krankengeschichte Ferdinands und der gesamten erzherzoglichen Familie gewährt das *Diarium medicum de archiduce Ferdinando Tirolensi eiusdem coniuge Philippina Welser et Andrea et Carolo filiis* („Medizinisches Tagebuch über Erzherzog Ferdinand von Tirol, seine Frau Philippine und seine Söhne Andreas und Karl"; ÖNB, Cod. 11204) aus der Feder des Georg Handsch von Limusa (1529–nach 1578; ADB 49, 749–751).

Handsch

Der 1529 geborene Handsch besuchte die Lateinschule in Goldberg und Prag, wo er sich bereits als vielseitig begabter junger Mann zu erkennen gab. Ab 1550 studierte er in Padua, Venedig und Pisa Medizin. Drei Jahre später kehrte er als Lehrer an die erzherzogliche Pagenschule nach Prag zurück. Finanzielle Probleme ließen ihn an Pietro Andrea Mattioli schreiben. Mattioli, der um die schriftstellerische Fertigkeit Handschs wusste, übertrug ihm daraufhin die Fertigstellung einer deutschen Version seines Dioskurideskommentars (vgl. hier S. 360). 1568 beerbte Handsch Mattioli, der sich in den Ruhestand zurückzog, übersiedelte nach Tirol und rückte in den Rang eines Leibarztes vor. In dieser Zeit beginnen auch seine Aufzeichnungen zum Gesundheitszustand der erzherzoglichen Familie.

Aufbau

Das *Diarium* ist im Wesentlichen ein Krankentagebuch mit Notizen und Aufzeichnungen über die gesundheitliche Verfassung der Familie, über angewandte

Therapien und deren Verlauf. Daneben enthält es noch Ratschläge von anderen Ärzten, verschiedene Rezepte und Medikamente und mehrere wissenschaftliche Exkurse. Ein strukturelles Konzept ist allenfalls mit Mühe zu erkennen. Die Einträge weisen nämlich, anders als es der Titel vermuten ließe, keine linear chronologische Abfolge auf. Stattdessen handelt der Verfasser die einzelnen Familienmitglieder nacheinander ab. Auch dieses Ordnungsprinzip wird aber nicht konsequent durchgehalten.

Die Ausführungen beschäftigen sich zu Beginn mit dem Kuraufenthalt der Philippine Welser in Karlsbad zwischen dem 29. August und dem 8. Oktober 1571 zur Bekämpfung ihres vermutlich chronischen Gallen- bzw. Nierenleidens (Boeheim 1894, 22; Martin 1906, 252) sowie Ratschlägen (auch seitens anderer Ärzte) zu den Behandlungsmöglichkeiten und -methoden bei Kurpatienten. Dieser Teil des *Diarium*[2] enthält auch eine Liste von prominenten Persönlichkeiten, die sich zur gleichen Zeit dort aufhielten, und berichtet über einige aus medizinhistorischer Sicht interessante Ereignisse, etwa über eine Hernie bei einem Sechsjährigen, welche ohne Betäubung operiert wurde, oder über einen Adeligen aus Bamberg, der mittels Bädern seine Impotenz zu kurieren versuchte. Über weite Strecken beschränkt sich Handsch allerdings darauf, in lapidarer Manier die von Philippine Welser im Wasser verbrachte Zeit, die Menge des aufgenommenen Wassers, Beschaffenheit und Häufigkeit der Ausscheidungen sowie die von der Patientin beschriebenen Schmerzen zu notieren. Trotz der Erwähnung einiger Kuriositäten erfährt man relativ wenig über den Lebensstil und Tagesablauf im Kurort. Auch eine Beschreibung der Landschaft sowie der Vorzüge des Bades fehlen. Nach einigen Einträgen zum Gesundheitszustand seiner Patientin im Jahr 1573 geht der Verfasser auf Ferdinand II. und dessen Kuraufenthalte über. Hierbei wird auch der gemeinsame Aufenthalt des Paares in Karlsbad im Jahr 1574 erwähnt. Weiters findet sich eine kurze Beschreibung der Thermen von Lucca. Die Beschreibung der Lebensverhältnisse Ferdinands in Innsbruck stellt die Überleitung zu einer allgemeinen Besprechung seines Gesundheitszustandes dar, welche bis ins Jahr 1575 reicht. Hier finden sich auch einige kurze Anmerkungen zu Andreas und Karl. Abschließend wendet sich der Verfasser wieder Philippine Welser und ihrer Krankengeschichte zwischen 1568 und 1575 zu.

Stil

Das Werk präsentiert sich sprachlich wenig anspruchsvoll. Der Stil ist schlicht und bisweilen auch elliptisch, auf Hypotaxe wird zugunsten einfacher Parataxe fast gänzlich verzichtet; es finden sich sogar Grammatikfehler. Dies entspricht den gattungs-

2 Der Arzt Joseph Eyerel transkribierte diesen Abschnitt (zusammen mit einigen kürzeren) und brachte ihn nach Innsbruck (TLMF, Dip. 791/1), als im 19. Jh. das Interesse an Philippine Welser wieder zunahm.

spezifischen Charakteristika der Krankengeschichte in der Renaissancezeit (Burg 1990, 49; Müller 1999, 94). Der karge und trockene sprachliche Duktus legt die Vermutung nahe, dass das Werk kaum für ein breiteres Publikum gedacht war, sondern eher als Informationssammlung für einen restringierten Kreis von Fachleuten, wenn nicht gar ausschließlich für den Eigengebrauch. Dafür spricht nicht zuletzt die Tatsache, dass das *Diarium* nie gedruckt wurde. Auffallend ist auch der uneinheitliche Gebrauch der Sprache. Immer wieder wechselt der Verfasser ins Deutsche, oftmals auch mitten im Satz. Diese bisweilen befremdliche Praxis ist bei Handsch nichts Ungewöhnliches (Rudel 1925, 74) und scheint einem gewissen Prinzip zu folgen. So fällt auf, dass Patienten bei der Beschreibung ihres Gesundheitszustandes häufig in ihrer (deutschen) Muttersprache zitiert werden, vermutlich deshalb, weil der Verfasser größtmögliche Genauigkeit bei der Wiedergabe der für Diagnose und Therapie wichtigen Aussagen erzielen und Ungenauigkeiten bzw. Missverständnissen, die durch eine Übersetzung ins Lat. hätten entstehen können, vorbeugen wollte.

Anekdoten

Besonders erwähnenswert sind zahlreiche Anekdoten, die Handsch immer wieder in seine Aufzeichnungen einfließen lässt und die meist vollkommen losgelöst vom wissenschaftlichen Zusammenhang sind. Zusätzlich wurden sie durch horizontale Linien optisch vom Rest des Textes getrennt. Auf die Besonderheit, dass im *Diarium* wie auch in anderen Werken Handschs das Hauptaugenmerk häufig weniger auf den eigentlichen Krankengeschichten als vielmehr auf Kuriositäten liegt, hat bereits Wolkan 1925, 124–133 hingewiesen. Viele der Anekdoten sind Beschreibungen einfacher physikalischer Experimente, die damals durchaus Erstaunen hervorrufen konnten. So findet sich etwa die Beschreibung eines Versuchs, dem die Oberflächenspannung von Wasser zugrunde liegt: *Si in poculum aqua plenum iniiciatur catena aurea, non effluet aqua, sed in margine attoletur quasi in cumulum.* (Bl. 57r; „Wenn man in einen Becher, der randvoll mit Wasser gefüllt ist, eine goldene Kette gibt, wird das Wasser nicht ausfließen, sondern sich an den Rändern aufstauen und eine Art Hügel bilden"). Andernorts trifft man auch auf Witziges (Bl. 30v):

> *Cuidam in ludo magnae balae, proiectus* [sic] *fuit ea pila in oculum, qui excussus cecidit in terram; ille subito reposuit eum, et vidit tam bene ut antea. Fuit vitreus oculus.*
>
> Beim Spiel mit dem großen Ball bekam jemand den Ball ins Auge, das heraussprang und zu Boden fiel. Er setzte es sofort wieder an seinen Platz und sah damit so gut wie vorher – das Auge war nämlich aus Glas.

Handsch beschränkt sich aber nicht nur darauf, seine eigenen Kenntnisse und Erzählungen wiederzugeben; auch hier führt er die oben angesprochene Gewohnheit,

seine Patienten selbst zu Wort kommen zu lassen, weiter. Dabei zeigen v.a. die angeführten ‚Ratschläge' Ferdinands, dass der Fürst dem Schalk nicht abgeneigt war (Bl. 47^{v}): „Wenn man einen wil schrecken und ein buberey thuen, so lade man das rohr mit weychem käs, und thue ein wenig pulver zuvor ein, und scheus es einem ins gesicht, das macht einen sehr scheuzlich, weiß und schwarz." Wenig später schreibt Handsch (Bl. 51^{r}):

> *Dixit de particula candelae sebaceae super lingua dormientis ponenda, et postea concutere, tunc ille perterritus devorat, et postea vomit.*

> Er [sc. Ferdinand] sagte, man solle einmal versuchen, einem Schlafenden ein Stück Talgkerze auf die Zunge zu legen. Wenn man ihn danach rüttle, werde dieser hochschrecken, das Stück verschlucken und danach erbrechen.

biographische Komponente

Neben für Medizin und Medizingeschichte interessanten und relevanten Gesichtspunkten bietet das *Diarium* auch biographisch wertvolles Material. Durch die Aufzeichnungen und Kommentare Handschs gelingt ein interessanter Einblick in einige Bereiche des privaten Alltags am Fürstenhof, der u.a. zeigt, dass die gesundheitlichen Beschwerden die Lebensqualität des Paares (zumal jene der Philippine Welser) nachhaltig beeinträchtigten und die beschränkten Mittel bzw. Kenntnisse der behandelnden Ärzte eine längerfristige Linderung bzw. ein Kurieren der Leiden unmöglich machten – was allerdings auch mit der mangelnden Kooperation Philippines zusammenhing. Aufgrund der ausgeprägten Genusssucht des Ehepaars v.a. beim Essen und Trinken wurden die erteilten medizinischen Ratschläge und häufigen Aufrufe zur Mäßigung oft missachtet. Sowohl Ferdinand als auch Philippine nutzten den beschränkten Erkenntnishorizont ihrer Ärzte sowie deren oft widersprüchliches Vorgehen bei der Therapie listig aus. So wusste beispielsweise Philippine Welser ganz genau, wie sie die übliche strenge Diät während ihres Kuraufenthaltes in Karlsbad 1571 (Kiby 1995, 34) umgehen konnte: *Et dicit sibi dulcia conferre ad pectus, sed hoc miror, quia cum edit cessat illa pressura pectoris* (Bl. 2^{v}; „Sie [sc. Philippine] sagt, dass Süßigkeiten ihr gegen den Druck auf der Brust helfen; aber es wundert mich, dass besagter Druck immer dann nachlässt, wenn sie isst"). Auch kam es öfters vor, dass beide zu irgendwelchen Hausmitteln griffen oder sich von Bekannten beraten ließen, anstatt den Ratschlägen ihrer Ärzte zu folgen, was für diese Zeit typisch war (Wear 1995, 239). Gerade bei Philippine Welser, die ein ausgeprägtes Wissen über Heilkräuter hatte (Auer/Irblich 1995, 23), stellte dies Handsch ein ums andere Mal vor Probleme. Ferdinand pflegte lästigen Einwänden und Bedenken seitens seiner Ärzte, v.a. hinsichtlich seiner Jagdleidenschaft, der er auch bei schlechtem Wetter frönte, oder der großen körperlichen Strapazen, wel-

chen er sich beim Spiel aussetzte, ähnlich zu begegnen wie seine Frau, wie Handsch an einer anderen Stelle klar macht: *Ante coenam lusit magna pila, ut incalesceret et sudaret, nam in calore dicebat sibi melius esse, nobis tamen non placebat* (Bl. 64v; „Vor dem Abendessen vergnügte er sich noch beim Spiel mit dem großen Ball; dabei schwitzte er und erhitzte sich. Er behauptete, es gehe ihm besser, wenn ihm warm sei; uns jedoch gefiel das nicht“). Trotz dieser z.T. despektierlichen Behandlung findet sich im *Diarium* nur leise Kritik am Verhalten des Paares, etwa aus Anlass eines Austernessens, bei dem der Fürst über die Stränge geschlagen und somit den Ärzten wieder einige Umstände bereitet hatte: […] *ut per 4 noctes coacti fuerimus apud eum vigilare* (Bl. 62r; „[…] sodass wir gezwungen waren, vier Nächte lang an seinem Bett zu wachen“).

De praeservatione

Schließlich ist unter den Schriften für oder über Ferdinand II. noch ein anonymes und nicht genau zu datierendes Konsil mit dem sekundären Titel *De praeservatione a calculo et arenulis consilium medicum principi cuidam, ut videtur Austriae archiduci Tirolensi, datum* („Medizinischer Ratgeber für einen Fürsten, wahrscheinlich den Tiroler Erzherzog von Österreich, über den Schutz vor großen und kleinen Nierensteinen“; ÖNB, Cod. 11083) zu nennen. Ferdinand II. geht zwar an keiner Stelle dieser Schrift aus dem 16. Jh. zweifelsfrei als Adressat hervor, mehrere Hinweise machen diese Vermutung jedoch plausibel. Das Leiden des Patienten ist ähnlich wie bei Handsch dargestellt, die Beschreibung seiner Person kommt der Darstellung Ferdinands bei Alessandrini sehr nahe. Der Autor, der namentlich ebenfalls nicht aufscheint, dürfte aus dem Süden Tirols stammen; dies legt zum einen der Wechsel zwischen der italienischen und deutschen Sprache bei der Verwendung von Begriffen aus der Volkssprache nahe; andererseits zeigt sich der Verfasser besonders gut informiert hinsichtlich der Gepflogenheiten und Pathologien der Bozner den Weinkonsum betreffend (s.u.). Der unbekannte Arzt scheint nicht dauerhaft in direktem Kontakt mit seinem Patienten gestanden zu haben, sondern durch Berichte über dessen Gesundheitszustand informiert worden zu sein. Diese Annahme erscheint durch Formulierungen wie *sicuti audio* („wie ich höre“) oder *pulsum non tetigi* („ich habe den Puls selbst nicht gemessen“) wahrscheinlich.

Nach einem Gebet für das Wohl des Fürsten beschäftigt sich der Text zunächst mit der Entstehung von Nierensteinen: Die Voraussetzungen hierfür seien eine unmäßige Körperwärme sowie das Vorhandensein von Stoffen, die entweder fett *(crassa),* zähflüssig *(viscosa)* oder klebrig *(glutinosa)* seien. Durch die Hitze würden sich diese Stoffe, ähnlich wie beim Brennen von Ziegeln, verdichten und erhärten. Je nach Größe und Beschaffenheit der Steine könne man zudem genau bestimmen, wo bzw. aus welchen Stoffen sich diese gebildet hätten. Bei seinem Patienten kommt der Arzt zum Ergebnis, dass die Steine aus fetter Galle entstünden. Man müsse also verhindern, dass fette Stoffe in die Nieren gelangten.

Als Gegenmaßnahme wird empfohlen, beim Essen Maß zu halten sowie den Körper nicht zu sehr zu beanspruchen und zu erhitzen, v.a. nicht in der Lendengegend. Den Schluss macht eine detaillierte Liste verbotener sowie erlaubter Speisen und Getränke, welche derjenigen von Alessandrini und Mattioli ähnelt, dabei aber nicht nur nach kanonischen Vorgaben, sondern auch unter der Berücksichtigung eigener Erkenntnisse und Vermutungen erstellt worden ist, wie das Verbot zeigt, *vinum album torculatum*, d.h. naturtrüben Weißwein, zu trinken (Bl. 38ʳ):

[…] *quod Bolzani et circumvicinis illis locis infiniti laborant podagra, colica, epilepsia, paralisi* […] *ut infinities expertus sum* […] *ex nimio potu vini Tremeni et torculati; et ex omnibus qui passi sunt talia accidentia nullum repperi, qui non biberet torculatum vinum, defecatum vero neminem.*

[…] weil in Bozen und Umgebung Unzählige an Gicht, Koliken, Epilepsie und Lähmungserscheinungen leiden […] wie ich unzählige Male selbst feststellen konnte […], und das, weil die Leute zuviel Gewürztraminer und naturtrüben Wein trinken; unter all jenen, die unter den oben beschriebenen Krankheiten litten, konnte ich nicht einen ausfindig machen, der nicht naturtrüben Wein, und niemanden, der geklärten getrunken hätte.

Hier, wie auch bei den eingestreuten Ratschlägen zu den Essens- und Ruhezeiten, der körperlichen Betätigung und der Einnahme von Medikamenten oder bei der Empfehlung eines Badeaufenthaltes zeigt sich der Verfasser immer wieder als selbstsicherer Meister seines Fachbereichs, der auch die Behandlungsmethoden von Kollegen, welche oft unbedacht und überhastet seien, kritisiert. Die Schrift endet schließlich, wie sie begonnen hat: Gott wird gebeten, er möge alle Übel vom Fürsten fernhalten.

Antonio Maria Venusti

Wie aus den Schriften von Alessandrini, Mattioli und Handsch ersichtlich, spielte das Heilbad in den therapeutischen Überlegungen der Ärzte dieser Epoche eine wichtige Rolle. Parallel dazu erfuhr auch die balneologische Literatur seit dem 15. Jh. in Mitteleuropa einen immer größeren Aufschwung. Eines der bekanntesten Heilbäder der Zeit im südlichen Alpenraum war jenes in Bormio. Diesem widmete sich Antonio Maria Venusti in seinem 14 Seiten umfassenden Werklein *Balneorum Burmiensium descriptio, natura et virtus* („Beschreibung, Natur und Nutzen der Bäder Bormios"; Innsbruck 1584).

Biographie

Über das Leben des Verfassers lassen sich nur spärliche Informationen eruieren. Venusti wurde, wie dem Beginn des Werkes zu entnehmen ist, 1529 in der Valtellina (Veltlin) im italienisch-schweizerischen Grenzgebiet geboren. Anton Roschmann (vgl. hier S. 743) weiß in seinen *Collectanea pro historia litteraria Tyrolensi* („Gesammeltes zur Tiroler Literaturgeschichte"; TLMF, Dip. 1106/2) nicht mehr

von ihm zu berichten, als dass er „Erzher. Leibmedicus und ser glükl. Practicus" gewesen und am 17. Januar 1585 in Meran im Alter von 56 Jahren gestorben sei. An Werken Venustis sind v.a. sein im Jahr 1562 in Venedig gedruckter *Discorso generale* […] *intorno alla generatione, al nascimento, de gli huomini* […], der 1618 in Frankfurt auch in deutscher Sprache unter dem Titel *Allgemeiner Discurß Von Deß Menschen Geburt* erschien, sowie sein *Consilium de peste* („Pestratgeber"), das 1582 in Mailand veröffentlicht wurde, zu nennen.

Widmungsschreiben

Voran geht den eigentlichen Ausführungen über die Heilbäder ein Widmungsschreiben, das sie Adamus Gallus Popellius, dem Kämmerer Ferdinands II., zueignet. Zu Beginn gibt Venusti als Beweggrund für das Verfassen der Schrift an, dass sich noch kein Gelehrter ausführlich mit den genannten Bädern befasst habe. In Wahrheit hatte jedoch etwa der berühmte Arzt Pietro da Tossignano aus Bologna 1336 im Anschluss an seinen eigenen Kuraufenthalt seinen *De balneis Burmii apud Vulturrenos liber* („Buch von den Bädern Bormios im Veltlin") verfasst, und es fällt schwer zu glauben, dass Venusti keine Kenntnis hiervon gehabt haben soll. Noch unwahrscheinlicher scheint es, dass der Verfasser nichts von der Schrift *Delle virtù mirabili de' Bagni di Bormio e del modo di usarli* („Von den wundersamen Heilfähigkeiten der Bäder Bormios und ihrer Nutzung") aus dem Jahr 1540 gewusst haben sollte, war der Verfasser doch Andrea Mattioli, mit welchem Venusti durch seine Tätigkeit als Arzt Ferdinands II. bekannt gewesen sein müsste. Vermutlich wollte Venusti sein Werk als Pionierleistung darstellen und verschwieg seine Vorgänger deshalb bewusst. Die fehlende Rezeption seiner Schrift in der balneologischen Literatur[3] zeigt jedoch, dass er mit diesem Schachzug keinen Erfolg hatte.

Stil

Die *Descriptio* präsentiert sich stilistisch vielseitig und gehaltvoll, geschrieben in ansprechendem, großteils klassischem Lat. Der Verfasser verzichtet in der Regel auf überlange Sätze und verschachtelte grammatische Konstruktionen und zeigt auch in der Verwendung rhetorischer Stilmittel die gebotene Sparsamkeit, sodass die Klarheit der Aussagen nicht unter ihr leidet. Die Lektüre gestaltet sich außerdem durch die Verwendung von Marginalien übersichtlich und angenehm.

Inhalt

Inhaltlich orientiert sich der Verfasser an den gängigen Vorgaben der balneologischen Literatur, wie man sie etwa der Vorrede zu Johannes Hartliebs *Bäderbuch* aus dem 15. Jh. entnehmen kann (vgl. Fischer 1962, 298–300): Beschaffenheit der Bäder, Ursprung ihrer Heilsamkeit, Nutzen bei einzelnen Krankheiten, Baderegeln.

Der Schwerpunkt der Einleitung liegt, nachdem die geographische Lage der Valtellina und Bormios beschrieben ist, v.a. auf dem Lob der Heimat des Autors sowie der Bäder

3 Selbst bei Sosio 1985, dessen historische Zusammenschau recht umfassend ist, findet sich kein Verweis auf Autor oder Werk.

selbst. Der immer wieder durchbrechende Lokalpatriotismus bewirkt dabei bisweilen eine idealistisch übersteigerte Beschreibung der Schönheit der Gegend und der Annehmlichkeiten, welche die Bäder zu bieten hätten. So beeilt sich Venusti beispielsweise zu betonen, dass der etwa 60 Meilen lange Weg vom Comersee nach Bormio wenigstens alle drei Kilometer eine Raststätte aufweise, die den Reisenden Erholung biete. Ein Reisender müsse zudem auf seinem Weg durch das Tal keine Angst haben, da es so gut wie keine Räuber gebe; jene, die sich dennoch in Untaten versuchten, würden in der Regel alsbald ausfindig gemacht und hart bestraft. Weiters werden die Bewohner Bormios allesamt als äußerst gastfreundlich und zivilisiert im Umgang mit Fremden, v.a. aber als kerngesund[4] dargestellt. Außerdem schenke die außergewöhnlich gute Luft den Bewohnern Bormios ein langes Leben: Es fänden sich häufig Leute, die älter als 100 Jahre seien. Auch bei der Beschreibung der Heilquellen auf dem Monte Braulio sowie der Badequartiere oberhalb des Ortes ergreift Venusti sofort die Gelegenheit, die gut angelegten Fahrwege dorthin sowie den Komfort der Unterkünfte lobend zu erwähnen – vielleicht eingedenk des schlechten Zeugnisses, das manche Patienten der verkehrstechnischen Infrastruktur und der Hotellerei Wildbäder allgemein ausstellen.

Mit Verweis auf seine ärztliche Erfahrung mit den Wirkungen der Bäder (in den Ausführungen findet sich allerdings kein einziger konkreter Verweis auf eine Krankengeschichte) listet Venusti nun jene Krankheiten auf, die in Bormio kuriert werden könnten. Unter diesen (es sind insgesamt 48) findet sich fast alles, was ein Mediziner damals kannte, von der einfachen Hautreizung über Gallenprobleme bis hin zum Tinnitus. Der Verfasser erklärt allerdings auch, dass die Bäder bei gewissen pathologischen Phänomenen schädlich sein könnten, so z.B. bei Syphilis. Auch weist er darauf hin, dass ein Kuraufenthalt eine Form der medizinischen Behandlung sei, die nur Kranken zustehe: *Nam bene valentibus non opus est medico neque balneo* (7; „Denn ein Gesunder benötigt weder einen Arzt noch einen Kuraufenthalt“). Damit wendet er sich dezidiert gegen den Badebetrieb zum bloßen Zeitvertreib, wie ihn bereits der italienische Humanist Poggio Bracciolini und der Nürnberger Wundarzt Hans Folz angeprangert hatten (Kiby 1995, 35–36; Studt 2001, 40).

Bei den unterschiedlichen Behandlungsratschlägen, welche durch einen kurzen Katalog konkreter Fallbeispiele erläutert werden, zeigt sich der Verfasser der galenischen Temperamentenlehre noch stark verhaftet: Er fordert, dass man bei der Kur auf die unterschiedliche thermische Beschaffenheit bestimmter Zonen des Körpers achten müsse. Weiters gibt er konkrete Anweisungen zum Verhalten beim Baden, Duschen oder Trinken und regt dazu an, dass die Zeit des Badens bzw. die Menge des aufgenommenen Wassers streng nach Alter und Körpergröße sowie Gewicht festgelegt werde. Für die Zeit des Aufenthaltes

4 Venusti mutmaßt, dass dies von dem hervorragenden Rotwein der Gegend komme, den er als besten Italiens preist und der der Qualität des Wassers in nichts nachstehe, wie auch schon der Schweizer Chronist Johannes Stumpf 1548 festgestellt hatte (vgl. Martin 1906, 352).

empfiehlt er sexuelle Enthaltsamkeit, Mäßigkeit im Essen und Trinken und rät von Aufregung und großen körperlichen Anstrengungen ab.

Kurz darauf schlägt Venusti wieder den bereits erwähnten, Badegäste werbenden Tonfall an: Er berichtet von einem *lavacrum equorum*, einem Pferdebecken, als einer der vielen Besonderheiten der Bäder Bormios. Angesichts einer ganzen Reihe von Vorzügen überschlägt sich Venusti beinahe vor Begeisterung (9):

Tam commoda balnea, ita aedificiis ornata ego certe nusquam alibi vidi neque in Germania neque in Italia, quae tamen hoc etiam anno a Burmiensibus redduntur commodiora et ornatiora.

Ich freilich habe so bequeme Bäder, mit so schönen Gebäuden ausgestattet, nirgendwo sonst, weder in Deutschland noch in Italien, gesehen; noch dazu werden sie eben in diesem Jahr von den Bewohnern Bormios noch bequemer und luxuriöser ausgestattet.

Im Anschluss an diesen medizinisch-touristischen Teil erläutert der Verfasser in einem naturwissenschaftlichen Exkurs die Entstehung und den Ursprung der warmen Quellen in Bormio. Das Wasser des Bades, so der Verfasser, sei nicht von seinem Ursprung an warm, sondern nehme die Wärme erst in unterirdischen Kanälen auf, durch welche es fließe. Der Schwefel, welcher als unterirdische Wärmequelle diene, verleihe dem Wasser auch seine heilende Kraft. Mit seinen abschließenden Bemerkungen unterstreicht Venusti noch einmal die Ausnahmestellung des Kurortes mit der Erwähnung, der heilsame und selten vorkommende *Capillus Veneris* („Venushaar") wachse dort im Überfluss.

Werbung

Wiewohl es den heutigen Leser befremdlich anmuten mag, medizinisch-wissenschaftlichen Inhalt so eng mit wirtschaftlichen, ja ‚fremdenverkehrswerbenden' Inhalten verquickt zu finden, bleibt doch festzuhalten, dass dies innerhalb der balneologischen Literatur der Zeit kein Kuriosum, sondern eher ein gattungsspezifisches Merkmal darstellte. Besonders dann, wenn ein Kurort an Renommee zu verlieren drohte oder sich erst einen Namen verschaffen musste, ergab es sich oft, dass Ärzte – die solche Veränderungen selbst zu spüren bekamen – das Erklärende mit dem Werbenden verbanden.[5] Im Fall von Bormio scheint in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. trotz seines ausgezeichneten Rufs („Wormserbad heylt allen Schad";

5 Ein bekanntes Beispiel dafür stellt die 1470 entstandene Schrift über die warmen Bäder in Calw des Tübinger Arztes Johannes May dar. Besagter Kurort war zu seiner Zeit noch relativ unbekannt, sodass sich May dazu entschloss, unter seinen Fachkollegen etwas die Werbetrommel zu rühren, wohl auch deshalb, weil die Quelle, welche das Bad speiste, im Besitz der Grafen von Württemberg war, deren Leibarzt er war.

vgl. Martin 1906, 236) ein deutlicher Besucherrückgang eingetreten zu sein, wahrscheinlich als direkte Auswirkung der Pest, die in den 60er-Jahren im Veltlin gewütet hatte (Sosio 1985, 68). Es mag sein, dass dieser auch Venusti letztlich dazu bewogen hat, sein Werk zu verfassen.

Ottaviano Rovereti

Sieben Jahre nach dem Erscheinen der *Descriptio* 1591 wurde die Stadt Trient vom Fleckfieber heimgesucht. Auf Bitten der Stadtkonsuln versuchte der aus Civezzano stammende Arzt Ottaviano Rovereti zusammen mit einigen Kollegen, der Seuche entgegenzuwirken. Seine Schrift *De peticulari febre* („Vom Fleckfieber"; Trient 1592) ist eine Zusammenfassung der Erkenntnisse, die sich aus den verschiedenen Beratungen und Gesprächen der Gelehrten ergaben.

Biographie

In dieser Zeit befand sich der 1555 geborene Rovereti bereits am Zenit seines erfolgreichen Wirkens, das ihn viel in der Welt herumgebracht hatte. Nachdem er das Studium der Medizin in Padua 1580 abgeschlossen hatte, praktizierte er beinahe vier Jahre lang in Venedig. 1588 kam er nach Konstantinopel, wo er selbst vom Fleckfieber befallen wurde, wie er in seiner Schrift berichtet. Danach wurde er venezianischer Konsul in Ägypten. Im Jahre 1590 kehrte er in seine Heimat zurück, wurde jedoch bald darauf zum Hofarzt Kaiser Maximilians II. bestellt; dieses Amt versah er auch unter Rudolf und Matthias. Erst kurz vor seinem Tod kam er wieder in seine Heimat, der er stets innigst verbunden geblieben war. Dort starb er im Jahr 1626. Trotz seiner glänzenden Karriere erlangte Rovereti in Fachkreisen nicht dasselbe Ansehen wie etwa sein Kollege Giulio Alessandrini (Minoncio 2000, 71).

Stil

Wiewohl Rovereti im Vorwort versichert, er habe den Traktat *rudi admodum Minerva ac sine ullo verborum fuco, rem magis quam verba observans* („auf ganz einfache Art und Weise, nicht wortgewaltig, stets mehr mit Blick auf den Inhalt als auf die Form") geschrieben, folgt der Stil ciceronianischen Vorgaben. Rovereti zeigt sich als Liebhaber der Hypotaxe, bei dem auch Nebensätze dritten und vierten Grades keine Seltenheit sind. Ebenso finden sich häufig Stilmittel wie Prolepsis, Hysteronproteron oder Hyperbaton. Diese Tatsache, seine häufigen und weitläufigen Exkurse sowie recht häufige Redundanzen und inhaltliche Wiederholungen (die angesichts der 365 Seiten Umfang beinahe zwangsläufig auftreten) strafen sein oben wiedergegebenes Zitat Lügen und haben zur Folge, dass weite Teile der Darstellung unnötig kompliziert und umständlich wirken.

Die Schrift gliedert sich in 18 Kapitel, welchen eine Reihe von kurzen Gedichten vorangestellt ist. Nach einem kurzen Überblick über die Situation in und um Trient im Jahr 1591 sowie einer kurzen empirischen Beschreibung von Verlauf und Symptomatik der Krankheit widmet Rovereti sich der Klassifizierung der Seuche (Kap. 1–2). Nach einem methodischen Kapitel, das der Frage nachgeht, auf welche Art und Weise man beim Fin-

den einer Definition vorgehen sollte (Kap. 3), folgen lange Erklärungen über das Fieber allgemein und seine Unterscheidungsmöglichkeiten (Kap. 4–8). Es schließen sich Ausführungen über die Ansteckungsmöglichkeiten (Kap. 9), über die Ursachen für das Auftreten der verschiedenen Symptome, besonders der charakteristischen Hautflecken, der *peticuli* (Kap. 10–11), die Prognose (Kap. 12) und Prophylaxe (Kap. 13) an. Am Ende spricht Rovereti über die Möglichkeiten, die Patienten zu behandeln bzw. zu heilen (Kap. 14–16).

Ätiologie

Obwohl Rovereti um den eigentlichen Grund für das Auftreten und die rasche Verbreitung der Krankheit nicht wissen kann (die Kleiderlaus wurde als Überträger erst im Zuge von Untersuchungen während des Ersten Weltkrieges entdeckt) und gemäß der Theorie Galens die Luft als Trägerin des Ansteckungsstoffes ausmacht, werden in *De peticulari febre* erstaunlich viele korrekte sekundäre Gründe für die Genese der Seuche angeführt. Der Verfasser verweist z.B. darauf, dass im Jahr 1590 der Sommer sehr heiß und trocken, der Winter sehr kalt und schneereich gewesen sei; die Folge sei ein Getreidemangel im darauf folgenden Jahr gewesen. Dies ist deshalb nicht unerheblich, weil das Fleckfieber auch heute noch unter der Bezeichnung „Hungertyphus" bekannt ist, da es sich immer dort auszubreiten pflegt, wo der Lebensstandard sehr tief ist. Auch verweist der Arzt darauf, dass im Verhältnis mehr vermögende als arme Leute daran sterben würden. Zwar ist seine Erklärung dafür (nämlich dass sich die reicheren Bewohner durch den Verzehr importierten Weizens aus Deutschland infiziert hätten, während die einfache Bevölkerung das heimische Korn gegessen habe) aus heutiger Sicht verfehlt, seine Beobachtung erweist sich allerdings für eine retrospektive Diagnostik als wichtig: Die stoffreiche Mode höherer Schichten hatte Kleiderläusen einen perfekten Nährboden geboten (Schimitschek/Werner 1985, 76).

Vorbeugung

In puncto Vorbeugung orientiert sich Rovereti augenscheinlich an den damals gebräuchlichen Methoden der Pestprophylaxe (Schimitschek/Werner 1985, 111–129). So rät er, sich sofort aus dem Gebiet, in welchem die Seuche grassiere, zu entfernen. Wenn dies nicht möglich sei, müsse man im Umgang mit den Kranken äußerste Vorsicht walten lassen. Körperteile, welche nicht durch Kleidung bedeckt seien, müsse man mit Öl einreiben, um die Poren der Haut zu verschließen und somit eine Ansteckung durch die Luft zu vermeiden; wichtig sei es auch, die Luft im Zimmer des Kranken immer wieder zu wechseln und selbiges nicht zu betreten, wenn man außer Atem sei. Außerdem sei es ratsam, der verdorbenen Luft im Krankenzimmer durch das Verdunsten von Essenzen oder durch Zitronenschalen im Mund entgegenzuwirken. Patienten, die an der Krankheit gestorben seien, solle man nicht berühren, wenn sie nicht vorher mit Essig desinfiziert worden seien; auch könne ihr Bettzeug erst wieder verwendet werden, wenn man es einige Tage lang gut durchgelüftet oder gewaschen habe.

An typischen Symptomen für die Seuche werden Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Krämpfe, Halsschmerzen, entzündeter Rachen, Schluckschwierigkeiten, Atemnot, trüber Urin sowie besonders die charakteristischen Hautflecken genannt. Aufgrund von Roveretis guten Kenntnissen der Seuche, welche er sich im Laufe der Zeit angeeignet hatte, fallen auch die Aussagen zur Prognose erstaunlich deutlich aus. So gab es beispielsweise für Patienten mit rötlichen Hautflecken oder mit Flecken im Gesicht kaum Heilungschancen.

Symptomatik, Prognostik

Bei der Therapie dieser Krankheit wird der Schwerpunkt im Bereich der Diätetik gesetzt. Fleckfieberpatienten sollten weniger, dafür mehrmals am Tag essen, um den angeschlagenen Verdauungsapparat zu entlasten. Rovereti ärgert sich hier über die Eigeninitiative mancher Frauen, die aus Mitleid den Kranken gegen den Rat der Ärzte üppige Speisen und Wein brächten. Wenn der Patient dann sterbe, wolle niemand dafür die Verantwortung übernehmen. Auch würden die Leute immer wieder in die Behandlung mit ihren Hausmitteln hineinpfuschen, oftmals mit demselben Resultat. Ganz unerträglich aber sei es mitanzusehen, wie ebendiese Laien sich ihrer Taten rühmten und die Mediziner diskreditierten, wenn der Kranke aus irgendeinem unerfindlichen Grund dennoch gesund werde. Hinsichtlich der chirurgischen und medikamentösen Maßnahmen gegen die Krankheit empfiehlt der Arzt Aderlass, Schröpfen, das Auftragen von Cremen und die Verwendung von Schlangengift. Schließlich werden noch Ratschläge zur Heilung bzw. Linderung der einzelnen Symptome des Fleckfiebers gegeben.

Therapie

Nicht unerwähnt bleiben sollen abschließend die Werke Giovanni Pietro Merendas. Merenda († 1567), der ursprünglich aus Brescia stammte, wurde nach seinem Medizinstudium in Neapel von seinem Schwiegervater, Giovanni Cazan, nach Schwaz gerufen. Nach Jahren der Tätigkeit als Wanderarzt zusammen mit Cazan übernahm Merenda nach dessen Tod 1542 das Amt eines Physicus der oberösterreichischen Regierung (Bachmann 1953).

Giovanni Pietro Merenda

Die medizinischen Werke Merendas sind ausnahmslos Kommentare und Erläuterungen zu Schriften Galens und finden sich in einer Sammelhandschrift der ULBT, Cod. 543.[6] Dazu gehören der *Commentarius de alimentorum differentiis* („Kommentar zu den Unterschieden bei Speisen“), welcher im Wesentlichen auf die Traktate *De alimentorum facultatibus* („Über die Qualitäten der Speisen“) und *De bonis malisque succis* („Über gute und schlechte Säfte“) Galens zurückgeht, der Kommentar *De ratione victus in morbis* („Zur Lebensführung bei Krankheit“) zur gleichlautenden Schrift Galens, der *Commentarius de differentiis signorum* („Kommentar zu den Unterschieden bei Krankheitsbildern“) sowie *De evacuandi ratione*

Werk

6 Der Band ist weder mit einer Blatt- noch mit einer Seitenzählung versehen, weshalb auf ein exaktes Zitat der im Folgenden zu diskutierenden Passagen verzichtet werden muss.

(„Über die Art und Weise der Ausscheidung“), welche ebenfalls auf entsprechende Werke des Arztes aus Pergamon zurückgehen. Das Gesamtkonvolut weist den beachtlichen Umfang von über 400 Seiten auf und gehört damit zu den größten genuin tirolischen medizinischen Werken vor 1600.

practica

Die Erläuterungen erweisen sich als sehr genau und gewissenhaft recherchiert, wobei der Verfasser bestrebt ist, durch Marginalien dem Text Struktur zu verleihen und ein Auffinden bestimmter Themenkreise zu vereinfachen. Durch diese Praxisorientiertheit stellt Merenda sein Schaffen ganz in die Tradition der sogenannten *practica*, einer Art medizinischer Anleitung für Studenten und praktizierende Ärzte, welche sich in dieser Zeit in Fachkreisen großer Beliebtheit erfreute (Wear 1995, 255). Diesen Bezug drückt der Verfasser explizit in einem Widmungsbrief aus dem Jahr 1544 aus, welchen er an Ferdinand I. adressiert mit der Bitte, ihm *De evacuandi ratione* zueignen zu dürfen. Der Regent hat diesen Brief aller Wahrscheinlichkeit nach jedoch nie zu Gesicht bekommen; im Basler Druck des Werkes aus dem Jahr 1547 findet sich der Brief nicht, in der Hs. ist er durchgestrichen. Dies mag vielleicht damit zu tun haben, dass Merenda 1548 nobilitiert wurde und somit das Erscheinen des Widmungsschreibens nicht mehr notwendig war. In besagtem Brief heißt es:

> *Veritatem dumtaxat ex antiquis et praestantioribus Medicine auctoribus, Hippocrate praesertim et Galeno, sine alteratione aliqua sic monstrare proposui, ut quae sparsim in multis voluminibus pro rei exigentia ab illis recte sunt conscripta, ea in compendium tali ordine a me redigerentur, quo facilius intellegi, celerius memoriae mandari firmiusque ac tenacius ab ea teneri possent.*

> Ich habe mir nur vorgenommen, die Wahrheit, die in den alten, herausragenden medizinischen Autoren, insbesondere Hippokrates und Galen, enthalten ist, ohne irgendeine Änderung so darzulegen, dass das, was sie je nach den sachlichen Erfordernissen auf viele Bände verteilt richtig niedergeschrieben haben, von mir in einer solchen Ordnung in eine Kurzfassung gebracht wird, dass es leichter verstanden, schneller auswendig gelernt, sicherer und fester im Gedächtnis behalten werden kann.

Stringenz

Diesem Anspruch kann Merenda voll und ganz entsprechen. Sprachlich einfach und doch klar erarbeitet er die fachlichen Inhalte in verkürzter Form, wobei er stets um Stringenz und logische Kohäsion bemüht ist. Seine Vorgangsweise bei der Abhandlung der Inhalte zeigt ein wiederkehrendes, einfaches Muster: Zuerst wird die Problematik i.A. erläutert, dann werden einzelne Nahrungsgruppen aufgelistet. Auf der Höhe der Zeit (Wear 1995, 256–257) sind seine *tabulae* im Anschluss an den Kommentar zu *De ratione victus in morbis*, graphische Zusammenstellungen von

Informationen nach Art von Merkblättern bzw. Diagrammtafeln, auf denen ausgedehnte Inhalte so kurz und übersichtlich wie möglich präsentiert werden, um so besser aufgenommen werden zu können, wie er in einem eigenen kurzen Vorwort zu diesen Skizzen betont. Durch diese Methode gelingt es Merenda, seinen 39 Seiten umfassenden Kommentar auf zehn Seiten darzustellen – bei deutlich besserem Überblick und keinerlei inhaltlicher Einbuße. Für den Inhalt von *De alimentorum differentiis* reicht sogar eine einzige Tafel. Ebenfalls beachtlich ist die Akribie, mit welcher Merenda bei den anschließenden Verzeichnissen der Nahrungsgruppen die Originalstellen auflistet. Dadurch gewinnt das Werk neben seiner Stringenz auch noch an Qualität als zuverlässiges und ausführliches Nachschlagewerk für weiterführende Studien.

Christine Lehne

Rechtswissenschaft

Überblick

In der vorliegenden Epoche ist zwar, wie etwa die zwei neuen Tiroler Landesordnungen von 1532 und 1573 bezeugen, eine recht intensive gesetzgeberische Aktivität und allgemein ein Ausbau des Rechtssystems zu verzeichnen, doch was sich an einschlägigem Schrifttum auf Lat. erhalten hat, ist eher mager. Größtenteils handelt es sich um Gerichtsakten sowie um Neufassungen der im vorhergehenden Kapitel (vgl. hier S. 200–202) besprochenen Statuten. Zusätzlich existieren diverse Urkundensammlungen, so z.B. der um 1520 in Neustift von einem Georg Kirchmair angelegte *Liber testamentorum* („Buch der Testamente"; Neustift, Cod. 1), die *Collectio diplomatum dominiae Rodenegg et Wolkenstein* („Sammlung von Urkunden zur Herrschaft Rodenegg und Wolkenstein"; TLMF, FB 1215)[1] des Pflegers von Wolkenstein, Simon von Permatin, und das Sammelwerk von Ambrogio Franco (vgl. hier S. 318). Juristische Fachliteratur im engeren Sinn scheint dagegen nur in geringem Umfang und nur aus Trient überliefert. Neben dem gleich näher zu betrachtenden Werk des Antonio Quetta kann man eigentlich nur auf zwei anonyme Sammlungen von Anmerkungen zu Rechtscorpora verweisen, die beide auf das Jahr 1567 zu datieren sind: *Aliquae adnotationes in iure civili* („Einige Anmerkungen zum Zivilrecht"; BCT, ms. 1607) und *Adnotationes regularum utriusque iuris in compendium collectae* („In einem Band gesammelte Anmerkungen zu Bestimmungen beider Rechte"; BCT, ms. 1758). Die Frage, weshalb die Überlieferung so dürftig ist, lässt sich vorderhand nicht zufriedenstellend beantworten.

Antonio Quetta

Der einzige Vertreter der Tiroler Jurisprudenz im 16. Jh., der als Schriftsteller wirklich hervorgetreten ist, ist Antonio Quetta (ca. 1480–nach 1545). Quetta wurde im Nonstal geboren, studierte Rechtswissenschaften in Padua und trat danach in Trient in die Dienste der Bischöfe Georg von Neideck, Bernhard von Cles und Cristoforo Madruzzo, die er juristisch beriet, auf diplomatischen Missionen vertrat[2] und maßgeblich in der Verwaltung des Bistums unterstützte. 1537 erhob

1 Der Verbleib des Originals aus dem Jahr 1528 ist unklar, das zitierte Exemplar ist eine 1888 von Anton Noggler angefertigte Abschrift.

2 Von einer Reise nach Rom im Jahr 1514 mit dem Ziel, vom Papst die Bestätigung der Wahl Bernhards von Cles zum Bischof zu erlangen, zeugt noch ein in nachlässigem Gebrauchslatein abgefasstes Tagebuch, in dem Quetta einerseits seine Ausgaben auflistet, andererseits über die einzelnen von ihm unternommenen Schritte Rechenschaft ablegt (Ausgabe: Quaresima 1914). Es stellt eine


BERNARDVS

Abb. 50: Titelblatt der *Trientner Statuten* des Antonio Quetta.

ihn Kaiser Ferdinand I. in den Adelsstand, 1545 wurde er zum kaiserlichen Rat ernannt (Ranieri 1987, 281–284). Quetta redigierte nicht nur, wie bereits erwähnt, im Auftrag von Cles 1528 ein neues Trientner Statut (s. Abb. 50; vgl. hier S. 201), sondern hinterließ auch eine Fülle juristischer Gelegenheitsschriften, von denen nur der kleinere Teil gedruckt wurde, während sich der größere hs. in der BCT befindet, sowie eine große Zahl von Briefen an Cles, die in der BCT und im AST liegen (Ranieri 1987, 308–310).

Centum consilia

Quettas bedeutendstes juristisches Werk ist das Resultat seiner ausgedehnten Tätigkeit als Verfasser juristischer Konsilien (s. zu dieser Gattung hier S. 202–203): Seine *Centum consilia* („Hundert Gutachten") behandeln verschiedenste Fälle aus dem Bistum Trient, deren Parteien zum größten Teil weltliche und geistliche Würdenträger waren. Sie wurden von Quettas Neffen Francesco gesammelt und erschienen unter leicht abweichenden Titeln 1601 in Frankfurt und 1609 in Hamburg (Ranieri 1987, 308–309).[3] Inhaltlich geht es meist um Fragen, die man heute zum öffentlichen Recht zählen würde, etwa um Regalien, Lehensrecht, Immunität und Kriegsrecht. Interessant sind diese Gutachten v.a. deshalb, weil sie auf dem Trientner Statut von 1528 fußen, das ja Quetta selbst redigiert hat, und dieses für den Einzelfall auslegen. Wir erfahren hier also aus erster Hand, wie der Schöpfer des Statuts dieses konkret verstanden wissen wollte (vgl. Ranieri 1987, 284, 288–291).

erster Fall

Der erste Fall behandelt die Frage, ob der Vertreter des französischen Königs beim Betreten einer Kirche vor oder nach dem des deutschen Kaisers gehen solle. Nach Aufzählung und Widerlegung der *rationes dubitandi*, d.h. derjenigen Argumente, die für den Franzosen ins Feld geführt werden könnten, entscheidet Quetta zugunsten des deutschen Kaisers. Was aus heutiger Sicht wie eine protokollarische

wertvolle Quelle zum Ablauf einer solchen Bestätigung und zu den Zuständen an der Römischen Kurie am Vorabend der Reformation dar.

3 Im Folgenden wird nach dem Hamburger Druck zitiert.

Quisquilie anmutet, hatte am Konsil von Trient zu ernsthaften Schwierigkeiten geführt. Aus diesem Grund erlangte Quettas Gutachten, das zur Lösung des Problems beitrug, eine gewisse Berühmtheit (Ranieri 1987, 284, 309).

fünfter Fall

Im fünften Fall wird ein lehensrechtliches Problem analysiert: Die Barone von Walsperg stritten sich mit dem *vicarius minerarum* („Bergwerksverweser") des Bischofs von Trient um das Eigentum an Bodenschätzen, die sich auf ihrem Grund befanden. Quetta nennt zunächst die Argumente, die für die Nutzung durch den *vicarius minerarum* als Stellvertreter des Lehensherrn sprechen: Zum Beispiel scheinen auch die Wälder, in denen besagte Bodenschätze gefördert wurden, in der Lehensurkunde nicht eigens auf, und Bodenschätze zählen zu denjenigen Regalien, die, wenn sie nicht ausdrücklich genannt werden, nicht mit dem Lehen zusammen vergeben werden. Schlussendlich befürwortet er aber dennoch die Fruchtziehung durch die Barone von Walsperg, da diese die Förderung schon seit längerem ausübten und bereits ein Urteil aus dem Jahr 1454 die Nutzung von Bodenschätzen durch den Vasallen gestatte (24–25):

> *Est ergo pro mea opinione honestissimum, quod iuxta qualitatem minerarum nunc exsistentium fiat aliqua designatio nemorum, quae pro praesenti indigentia minerarum necessaria sit, cum reservatione augendi, si auctae fuerint minerae, et auferendi omnem designationem, quae fieret, si minerae cessaverint, caeteris nemoribus remanentibus in libera regulatione et dispositione praefatorum magnificorum dominorum nobilium de Walsperg, ut illis pro suo arbitrio et voluntate uti et frui possent, tamquam ex investitura praedicta sint sua*[4] *et ad eos iure utilis dominii spectent ratione feudi.*

> Es ist daher meiner Meinung nach das Anständigste, dass gemäß der Beschaffenheit der jetzt vorhandenen Erzvorkommen eine Zuweisung der Wälder geschieht, wie sie bei dem gegenwärtigen geringen Umfang der Erzvorkommen notwendig ist, unter dem Vorbehalt der Vergrößerung, wenn die Erzvorkommen sich als größer herausstellen, und der Aufhebung jeglicher Zuweisung, die geschehen würde, wenn die Erzvorkommen erschöpft sein sollten, während die übrigen Wälder in der freien Regelungsgewalt und Verfügung der obgenannten hochmächtigen edlen Herren von Walsperg verbleiben, sodass diese an jenen nach ihrem Ermessen und Willen den Fruchtgenuss haben können, als ob sie ihnen im Gefolge der obgenannten Investitur zukämen und ihnen aufgrund der Belehnung gemäß dem Recht auf nützliche Herrschaftsausübung gehörten.

Stil

Wie dieses Beispiel in aller Deutlichkeit zeigt, schreibt Quetta für den juristischen Fachkollegen, dem er den jeweiligen Sachverhalt möglichst vollständig darstellen,

4 Der Druck hat *sui*.

alle denkbaren Argumente präsentieren und die getroffene Entscheidung bis ins Detail klarlegen möchte. Sich dem Laien verständlich zu machen gehört nicht zu seinen Zielen. Sein Stil ist geprägt durch Fachterminologie (z.B. *designatio*, *regulatio*, *ius utilis dominii*), unklassische Konstruktionen (*quod*-Satz mit Konjunktiv statt AcI, schwankender Gebrauch des Reflexivpronomens) und lange, sich schwerfällig hinschleppende Perioden. Er steht beispielhaft für ein Juristenlatein, das keinen Grund sieht, seine Genese in der Spätantike und im Mittelalter zu verleugnen, und an dem die klassizistischen Bestrebungen des Humanismus nahezu spurlos vorübergegangen sind.

Das 17. Jh. bis zum Aussterben der Tiroler Linie der Habsburger (1665) und zur Gründung der Universität (1669)

Stefan Tilg

Epochenbild

Den Beginn dieser Epoche[1] markiert der Tod Erzherzog Ferdinands II. von Tirol, weil damit die mit seinem Namen verbundene Blüte höfischer Kultur und höfischen Mäzenatentums zu Ende geht. Ihr Ausgang wird durch das Aussterben zweier bedeutender Fürstengeschlechter gekennzeichnet, der Madruzzo in Trient (1658) und der Tiroler Habsburger in Innsbruck (1665). Noch wichtiger für den Literaturbetrieb ist aber die Zäsur, welche die Gründung der Universität in Innsbruck 1669 darstellt. Diese wird die Gelehrsamkeit und die Produktion von Literatur in Tirol auf eine völlig neue Grundlage stellen. Zu den wichtigsten Faktoren, die das geistige Leben Tirols zwischen diesen Eckdaten prägten, gehören der zunehmende Absolutismus und die Herausbildung einer neuen höfischen Hochkultur; die tridentinische Reform, die katholische Restauration in all ihren Facetten, ein gesteigertes Selbstbewusstsein der Kirche und die sich daraus ergebenden Konflikte zwischen Staat und Kirche. Der Dreißigjährige Krieg, der in vielen Teilen Europas ein zentrales und erschütterndes Ereignis darstellte, machte sich in Tirol nur am Rand bemerkbar. Insgesamt ist eine starke quantitative Zunahme des lat. Schrifttums zu beobachten. In der vorliegenden Epoche wurde ungefähr doppelt so viel lat. Literatur geschrieben wie in der etwa gleich langen, die ihr voranging. Neben der allgemeinen Ausbreitung der Schriftkultur in ganz Europa sind dafür in Tirol auch besondere Gründe zu finden, v.a. die verbesserten Möglichkeiten des Buchdrucks, die von den Jesuiten getragene breitere und bessere Schulbildung und die Propagierung der katholischen Reform. Besonders auffallend ist der Aufschwung der Geschichtsschreibung, der zumindest teilweise mit einem gesteigerten Nationalbewusstsein der frühabsolutistischen Herrschaften erklärt werden kann.

Übersicht

Wie auch in den vorhergehenden Epochen prägten die Tiroler Herrscherpersönlichkeiten bzw. ihr Hof nicht nur die Politik, sondern als Auftraggeber, Adressaten und Mäzene auch einen guten Teil der lat. Literatur. Die führende Rolle nahmen dabei die Tiroler Landesherren ein, gefolgt von den Fürstbischöfen von Trient. Die Brixner Fürstbischöfe, die sich mehr der religiösen Reform als der weltlichen Repräsentation widmeten, stehen hier etwas zurück.

Höfe als Literaturzentren

Nach dem Tod Erzherzog Ferdinands II. gab es in Tirol bis 1602 ein Interregnum, in dem verschiedene Parteien am Hof der Habsburger um eine Nachfolgeregelung

Maximilian III.

1 Vgl. zu ihrer Geschichte Palme 1998, 153–246; für Trient auch Chemelli 1983.

kämpften. Kaiser Rudolf II. hatte 1596 die Huldigung der Tiroler Stände entgegengenommen und lenkte zwischenzeitlich die Verwaltung. 1602 kam es dann zu einem Vertrag, dem sogenannten „Prager Rezess", durch den Tirol für sieben Jahre einem Bruder Rudolfs, Maximilian III. (1558–1618), zur Administration überlassen wurde. Maximilian trat schon in jungen Jahren in den Deutschen Orden ein, dem er seit 1585 als „Hoch- und Deutschmeister" vorstand. Sein Name wurde und wird deshalb oft mit dem Attribut „der Deutschmeister" versehen. Da von einem Geistlichen keine neue Nebenlinie drohte, verzichtete die habsburgische Konkurrenz nach Ablauf der siebenjährigen Frist 1609 auf ihre Ansprüche. 1612 wurde Maximilian schließlich zum Statthalter mit allen Regierungsbefugnissen erhoben. Mit dem Titel eines Landesfürsten durfte er sich allerdings nie schmücken. Maximilians Persönlichkeit war unter den meist lebenslustigen und verschwenderischen Tiroler Erzherzögen eine Ausnahmeerscheinung. Er war tief religiös, bescheiden und sparsam, pflegte eine spartanische Lebensweise und fand sein größtes Vergnügen darin, sich häufig in eine Eremitage zurückzuziehen. Während seiner Regierungszeit fand kein einziges größeres Hoffest statt. Maximilian hatte auch wenig Sinn für teure Kunst. Den Wissenschaften dagegen, besonders der Geschichtsschreibung und der Astronomie, war er sehr zugetan. Als loyaler Vertreter des habsburgischen Gesamthauses unterstützte er das ehrgeizige, von Franciscus Guillimannus am Innsbrucker Hof angebahnte Projekt, die globale Ausbreitung der österreichischen Weltmacht historisch und geographisch darzustellen (*Habspurgica sive de antiqua et vera origine domus Austriacae*, „Habsburgische Geschichte, oder über den alten und wahren Ursprung des Hauses Österreich"). Der heute noch für seine *Aquila Tyrolensis* (vgl. Abb. 51) bekannte Matthias Burgklechner widmete Maximilian den zweiten Teil seiner Universalgeschichte *Thesaurus historiarum* („Schatz historischer Ereignisse"; Innsbruck 1602 bzw. 1604). Ab 1614 holte der Erzherzog mehrmals Christoph Scheiner zu astronomischen Unterweisungen nach Innsbruck, wo dieser auch unter Maximilians Nachfolger, Leopold V., noch in großer Gunst stand. Zwei astronomische Werke Scheiners, der *Sol ellipticus* („Elliptische Sonne"; Augsburg 1615) und die *Refractiones caelestes* („Himmlische Brechungserscheinungen"; Augsburg 1617), sind dem Deutschmeister gewidmet.

kirchliche Reform

Nachdem unter Ferdinand II. die Gegenreformation in Tirol mit aller Härte erfolgreich durchgeführt worden war, ging es unter Maximilian um eine Konsolidierung des Katholizismus. Der Landesherr förderte aufstrebende Orden wie die Kapuziner oder die Serviten, die nach der Aufhebung ihrer deutschen Klöster während der Reformationszeit in Innsbruck erstmals wieder im deutschen Sprachraum Fuß fassten. Die Jesuiten, deren Verhältnis zu Ferdinand nicht unbelastet gewesen war, fanden in Maximilian einen großen Freund und konnten ihre Stellung als führender Orden der katholischen Reform ausbauen. Sie waren u.a. auch als Volks-



Abb. 51: *Aquila Tirolensis*: Matthias Burgklechners Tirolkarte in Form eines Adlers.

missionare und ‚Nachhilfelehrer' des Weltklerus tätig und schufen so den Boden für die in weiten Teilen der Bevölkerung aufblühende barocke Frömmigkeit.

Brixen und Trient

Im Gefolge des Tridentinum war auch den Bischöfen von Brixen und Trient die kirchliche Reform ein Anliegen. Häufiger als zuvor wurden Diözesansynoden einberufen. Besonders wichtig waren die Synode von Trient 1593 und jene von Brixen 1603, in denen sich die Diözesen neue, mit geringfügigen Modifikationen für zwei Jahrhunderte gültige lat. Statuten gaben. Beide erschienen im Druck und wurden in der Folgezeit mehrfach aufgelegt. Auch die Visitation der Klöster wurde vorangetrieben, wobei langsam, aber kontinuierlich eine Besserung der oft desolaten Verhältnisse festgestellt werden konnte. Ende des 16. Jhs. – das genaue Datum steht nicht fest – wurde in Trient ein Priesterseminar gegründet, 1607 eines in Brixen. Hier wurden Knaben ab dem zwölften Lebensjahr auf eine geistliche Laufbahn vorbereitet. Auch diese Gründungen waren im Geist des Konzils von Trient, das die Institution der Priesterseminare definiert und gewünscht hatte. Von einem tief gehenden Reformbewusstsein kann man allerdings im Fall des Trientner Fürstbischofs Carlo Gaudenzio Madruzzo (reg. 1600–1629) nicht sprechen. Wie bei seinen Vorgängern aus dem Haus der Madruzzo war seine Politik eher von Familieninteressen, weltlicher Prachtentfaltung und humanistischem Mäzenatentum bestimmt (vgl. die ihm schon 1583 gewidmete *Madrucias* des Johann Engerd). Der 1604 in den Kardinalsstand erhobene Carlo Gaudenzio war häufig von Trient abwesend und überließ die Leitung der Diözese in der Praxis weitgehend seinem Weihbischof Pietro Belli. 1622 installierte er seinen Neffen Carlo Emanuele als Koadjutor und setzte sich selbst für den Rest seiner Amtszeit nach Rom ab.

Ein anderes Bild bot sich in Brixen. Der hier von 1601 bis 1613 regierende Christoph IV. Andreas von Spaur gilt als erster konsequenter Reformbischof Tirols im Sinn des Tridentinum. Mit Ausnahme seines unmittelbaren Nachfolgers Karl von Österreich (reg. 1613–1624) wurde sein kirchliches Engagement auch von den folgenden Brixner Fürstbischöfen bewahrt. Sowohl für Trient als auch für Brixen gilt, dass die Reorganisation der Diözesen nicht nur religiösen, sondern auch politischen Zielen galt. Die Fürstbischöfe entwickelten ein zunehmendes Selbstbewusstsein gegenüber den Tiroler Landesherren. Daraus entspann sich ein langwieriger und gelegentlich heftiger Streit, in dem die Fürstbistümer mehr Autonomie und weniger Steuerverpflichtungen forderten. Zu einem besonderen Stein des Anstoßes wurden die schon erwähnten Brixner Synodalstatuten von 1603, die der Einmischung des Landesfürsten in kirchliche Angelegenheiten offen den Kampf ansagten (vgl. Bücking 1972).

Leopold V.

Ein Jahr nach dem Tod Maximilians 1618 folgte ihm Leopold V. (1586–1632), ein Bruder Kaiser Ferdinands II., in der Regierung Tirols nach. Leopold war zuvor bereits Bischof von Passau und Straßburg geworden, trat aber 1625 in den

Laienstand zurück und wurde 1626 zum Landesfürsten von Tirol erhoben (zuvor war er nur Statthalter). Politisch war seine Regierung u.a. gekennzeichnet durch den Ausbau des Absolutismus und durch einen langwierigen Krieg mit dem nach Unabhängigkeit strebenden Graubünden, dessen heutige Grenze zu Tirol 1652 staatsrechtlich festgelegt wurde. Diese auch konfessionell geprägte Auseinandersetzung betraf Tirol wesentlich direkter als der im Norden tobende Dreißigjährige Krieg, von dem das Land bis auf einen Einfall der Truppen Bernhards von Weimar ins Außerfern 1632 weitgehend verschont blieb. Die Schauplätze vermischten sich allerdings, nachdem sich 1631 Franzosen und Schweden in Graubünden festsetzten. Den 1641 erreichten Friedensschluss erlebte der 1632 verstorbene Leopold nicht mehr.



Abb. 52: Erzherzog Leopold V. mit Ehefrau Claudia de' Medici.

kulturelles Leben

Für das Mäzenatentum dieses Landesfürsten wurde seine 1626 eingegangene Ehe mit Claudia de' Medici (1604–1648), einer Tochter des toskanischen Großherzogs Ferdinand I., bedeutsam (vgl. Abb. 52). Sowohl Leopold als auch Claudia hatten eine ausgeprägte Vorliebe für Kunst und Hochkultur. Damit waren die Zeiten der Sparsamkeit am Innsbrucker Hof fürs Erste vorbei. Die toskanische Fürstin sorgte dafür, dass das italienische Hofleben mit seinen prächtigen Festen auch in Innsbruck wieder Einzug hielt. Einen besonders hohen Stellenwert hatten dabei Musik und Theater. Der seit 1607 in Innsbruck als Hofkapellmeister tätige Johann Stadlmayr (ca. 1575–1648), einer der bedeutendsten Komponisten in Tirol überhaupt, vollzog unter Leopold den Übergang von der Polyphonie zum neuen, aus Italien kommenden Stil der Monodie. Bis zu seinem Tod blieb Stadlmayr eine der markantesten Gestalten in der süddeutsch-österreichischen Musikszene, seine Sakralwerke, z.B. der in Innsbruck 1645 erschienene *Apparatus musicus sacrarum cantionum concertantium* („Musikalische Zurichtung von konzertierenden heiligen Gesängen"), erlangten internationale Bedeutung. Während Stadlmayr die sakrale Musik perfektionierte, kam es gleichzeitig auch zu einer Verweltlichung der Musikkultur und – zweifellos in Anlehnung an die noch junge Kunstform der Oper – zu einer Verbindung mit dem Theater. Von 1628 bis 1630 ließ Leopold einen

Teil des Hofballhauses (des heutigen „Congress") zu einem „Comedihaus" nach italienischem Vorbild ausbauen. Da uns keine Titel von Aufführungen überliefert sind, muss offen bleiben, was hier gespielt wurde. Wahrscheinlich waren Ballette darunter, von denen bei der Beschreibung von Hoffesten immer wieder die Rede ist, vielleicht auch schon die eine oder andere italienische Oper. Das Jesuitendrama, das nun stärker als je zuvor als heimliches Hoftheater agierte, passte sich den neuen Entwicklungen schnell an. Schon 1626 wurde zur Hochzeit von Leopold und Claudia – offensichtlich mit Musikbegleitung – ein *Rudolphus Habspurgicus* gespielt, in dem Leopold als Nachfahre des ersten habsburgischen Königs Rudolf gefeiert wird. Auch in der bildenden Kunst und Architektur gab es bedeutende Leistungen. Seit Leopolds Heirat mit Claudia de' Medici waren immer wieder florentinische Maler wie etwa Lorenzo Lippi am Innsbrucker Hof beschäftigt. Der Bildhauer Caspar Gras schuf 1622–1630 den Leopoldsbrunnen, der den Erzherzog hoch zu Ross auf einem Pferd in der Levade zeigt – ein Typ, der in dieser Größe nördlich der Alpen bisher noch nicht verwirklicht worden war. Christoph Scheiner, der 1619 in Innsbruck sein ophthalmologisches Hauptwerk *Oculus, hoc est fundamentum opticum* („Das Auge als Fundament der Optik") veröffentlichte und bis zum Tod Leopolds in einem Briefwechsel mit ihm stand, wurde auch mit der Leitung des Baues der neuen Jesuitenkirche beauftragt. Dass diese dann 1626 wegen Baumängeln einstürzte, ist freilich ein weniger rühmliches Kapitel in Scheiners Biographie. Unbeirrt von diesem Missgeschick, ging man bereits im nächsten Jahr nach Plänen des Salzburger Dombaumeisters Santino Solari an einen noch eindrucksvolleren Neubau (1627–1640), der unter maßgeblicher Beteiligung des Innsbrucker Baumeisters Christoph Gumpp durchgeführt wurde.

Brixen: Durchsetzung der Reform

In den Tiroler Fürstbistümern setzte sich indessen die unter Maximilian eingeschlagene Richtung fort. Brixen setzte konsequent auf die tridentinische Reform, die auch von den Landesfürsten und den Jesuiten betrieben wurde und in der ganzen Diözese weite Kreise zog. Erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang auch der Arzt und Polyhistor Hippolytus Guarinonius, der durch seine zahlreichen, z.T. auch lat. verfassten hagiographischen Schriften an der Neubelebung von Kult und Frömmigkeit maßgeblichen Anteil hatte und als eine der bedeutendsten Gestalten der katholischen Restauration in Tirol gilt. Dass er sich bei seinem gegenreformatorischen Tun im Einklang mit den kirchlichen Autoritäten sah, beweisen u.a. seine lat. Lobreden auf den Trientner Fürstbischof Carlo Gaudenzio Madruzzo und dessen Brixner Amtskollegen Daniel Zenn. Abgesehen von Karl von Österreich (reg. 1613–1624) stellten sich alle Brixner Bischöfe dieser Epoche in den Dienst der Reform, was z.T. an eigenen literarischen Werken ablesbar ist. Es handelt sich um Hieronymus Otto Agricola (reg. 1625–1627), der in seiner Jugend das Drama *Deiparae virginis tutela* („Schirmherrschaft der jungfräulichen Gottesgebärerin";

1592) verfasste; Daniel Zenn (reg. 1627–1628), der zwar nicht selbst als Autor hervortrat, aber zum Empfänger der erwähnten, als Fragment erhaltenen Lobrede von Guarinonius wurde; Wilhelm von Welsberg (reg. 1628–1641), der die intensivsten Konflikte mit Leopold und Claudia in der Frage der Autonomie Brixens ausfechten musste; Johann VII. Platzgummer (reg. 1641–1647), Verfasser eines Gesangbuches mit Liedern zu Ehren Marias (*Mariale*; 1609); Anton von Crosini (reg. 1647–1663), einen vielseitigen Trientner Gelehrten, dessen Leitfaden für die Beichte postum gedruckt wurde (*Euthynon*; 1679); schließlich Sigmund Alfons von Thun (reg. 1663–1667).

Trient

In Trient folgte dem 1629 verstorbenen Carlo Gaudenzio sein schon 1622 zum Koadjutor bestellter Neffe Carlo Emanuele Madruzzo (reg. 1629–1658) nach und führte dessen weltlich orientierte Familienpolitik fort. Dementsprechend waren auch die unter Carlo Emanuele beschäftigten Literaten bemüht, das Ansehen des Hauses Madruzzo in Gedichten, Reden und Theaterstücken zu heben. Besonders hervorgehoben sei der im Trientner Priesterseminar ausgebildete Vigilio Vescovi (1610–1679), der lange Zeit Haushistoriker des Bischofs war und sowohl Arbeiten zur Familiengeschichte der Madruzzo als auch solche zur Geschichte Trients verfasste. Die in Trient ohnehin weniger energisch angegangene religiöse Reform kam 1630, als Suffragan Pietro Belli verschied, fast ganz zum Erliegen. Mit Carlo Emanuele starb das Geschlecht der Madruzzo 1658 aus. In die Zeit der folgenden siebenjährigen Vakanz des Bischofsstuhls fallen neuerliche Verhandlungen mit Tirol um die jeweiligen Hoheitsrechte, die schließlich 1662 in einem bis zur Säkularisierung des Hochstifts Trient gültigen Vertrag geregelt wurden. Nachfolger des letzten Madruzzo wurde der greise Prager Erzbischof Graf Ernst Albrecht von Harrach (reg. 1665–1667), der mit den Einkünften aus der Diözese Trient hauptsächlich seine eigenen Finanzen aufbesserte und nur selten persönlich anwesend war.

Claudia de' Medici

Beim Tod Erzherzog Leopolds 1632 war sein ältester Sohn, Ferdinand Karl, noch ein Kind. Deshalb übernahm seine Frau Claudia de' Medici bis zur Volljährigkeit Ferdinand Karls 1646 stellvertretend für den Kaiser die Regierungsgeschäfte Tirols. Claudia erwies sich als energische und umsichtige Landesherrin, die ökonomisch mit den Mitteln umging und das Land u.a. für ein mögliches Übergreifen des Dreißigjährigen Krieges wappnete (man denke etwa an die nach ihr benannte Festung *Porta Claudia* in Scharnitz).

Ferdinand Karl

Die Politik des ihr 1646 als Landesfürst nachfolgenden Ferdinand Karl (1628–1662; vgl. Abb. 53) war dagegen unglücklich. Er führte den seit Leopold kontinuierlich zunehmenden landesherrlichen Absolutismus in Tirol auf seinen Höhepunkt, ohne selbst als kluger Herrscher aufzutreten. Mit einer aufwendigen Hofhaltung zerrüttete er die Finanzen, musste im Westfälischen Frieden 1648 den Verlust aller linksrheinischen Besitzungen des Hauses Habsburg (u.a. des Elsass)



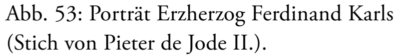


Abb. 53: Porträt Erzherzog Ferdinand Karls (Stich von Pieter de Jode II.).



Abb. 54: Porträt der Erzherzogin Anna de' Medici (Tiroler Maler, um 1670).

hinnehmen und spielte eine dubiose Rolle im Justizskandal um seinen zum Tod verurteilten Kanzler Wilhelm Biener.

höfische Kultur

Die Schwächen in der Regierung Ferdinand Karls rührten nicht zuletzt daher, dass er selbst sich für die Politik nur wenig interessierte. Seine Leidenschaft galt vielmehr Festen und Spielen aller Art, besonders der Oper (die damals immer eine höfische Festveranstaltung war). Ferdinand Karl setzte großen Ehrgeiz in ihre Einbürgerung in Innsbruck. Als Schüler des Jesuitengymnasiums machte er schon früh Erfahrungen mit dem Theater und spielte selbst in einigen Stücken die Hauptrolle. Generell war er als Sohn der Florentinerin Claudia de' Medici mit der italienischen Festkultur bestens vertraut. Der Innsbrucker Hof glich mittlerweile schon ziemlich einem italienischen: viele Hofleute waren Italiener, und Italienisch war die übliche Sprache bei Hof. 1646 feierte Ferdinand Karl Hochzeit mit seiner Florentiner Nichte Anna de' Medici (vgl. Abb. 54). Aus diesem Anlass ehrten ihn die Jesuiten mit dem Musikdrama *Tyrolis pacifica*, das ihn als Friedensfürst nach der Zeit des Dreißigjährigen Krieges bejubelte und formal weitgehend dem Stil der Oper angepasst war. Das war für Ferdinand Karl aber nur der Auftakt für Größeres. Er ließ 1652–1654 an der Stelle des heutigen Tiroler Landestheaters ein eigenes Opernhaus bauen, das erste frei stehende Theatergebäude nördlich der Alpen überhaupt. Hier und – in kleinerem Stil – in einem Theatersaal der Hofburg wurden bis zu

seinem Tod mindestens sechs Opern bedeutender italienischer Komponisten und Librettisten aufgeführt, u.a. *L'Argia* von Marc'Antonio Cesti und Giovanni Filippo Apolloni. *L'Argia* war Teil der Feierlichkeiten, die 1655 für Königin Christine von Schweden in Innsbruck abgehalten wurden. Die Tochter Gustav II. Adolfs, des protestantischen Führers im Dreißigjährigen Krieg, trat auf ihrer Reise nach Rom zum Katholizismus über und legte in Innsbruck öffentlich das Glaubensbekenntnis ab, ein Ereignis, das die Aufmerksamkeit ganz Europas für kurze Zeit auf Tirol und seinen Landesfürsten lenkte. Dementsprechend geizte Ferdinand Karl nicht mit repräsentativem Aufwand. Im Zusammenhang mit dem Besuch und der Konversion Christines ist auch eine ganze Reihe lat. Schriften entstanden (vgl. Schaffenrath 2004), u.a. aus der Feder des 1651–1659 am Innsbrucker Hof als Geschichtsschreiber tätigen Franziskaners Diego Lequile. Dieser ist eine der bedeutendsten literarischen Gestalten, die von Ferdinand Karl gefördert wurden. Von ihm erhoffte sich der Landesfürst ähnlich wie einst Maximilian von Franciscus Guillimannus eine repräsentative, dezidiert habsburgische Geschichtsschreibung. Im Unterschied zu Guillimannus konnte Lequile aber tatsächlich auch einige Werke vollenden. Als besonders wirkmächtig für die weitere Selbstdarstellung des Hauses Habsburg sollte sich sein mehrbändiges, in Innsbruck erschienenes Werk *Pietas Austriaca* erweisen, in dem zum ersten Mal der spätere Topos von der katholisch-rechtgläubigen „österreichischen Frömmigkeit“ als Grundlage der panegyrischen Darstellung des Hauses verwendet wurde.

Ende der Tiroler Habsburger

Als Ferdinand Karl 1662 nach einer plötzlichen Erkrankung starb, hinterließ er keinen Erben. Sein Bruder Sigmund Franz (1630–1665), der ihm als Landesherr von Tirol nachfolgte, teilte bald sein Schicksal und starb verfrüht. Das bedeutete das Ende der Tiroler Habsburger. Das Land fiel an den Kaiser und römisch-deutschen König Leopold I. zurück. Der Innsbrucker Hof verlor damit auch seine herausragende Stellung als Zentrum von Kunst und Literatur.

Jesuitengymnasien

Neben den Höfen haben die Schulen der Jesuiten den größten Beitrag zur lat. Literatur in der behandelten Epoche geleistet. Da die Jesuiten in der Regel die Nähe des Hofs suchten und meist auch seine Gunst fanden, kam es zu zahlreichen Überschneidungen zwischen den beiden Zentren Hof und Gymnasium. Das oft auf höfische Anlässe zugeschnittene Jesuitendrama wurde schon erwähnt. Hinzu kommt eine ganze Reihe von panegyrischen Dichtungen und Reden. Allerdings ist die politische Dimension der jesuitischen Literaturproduktion nur ein Teilaspekt, über dem das erzieherische und religiöse Moment nicht vergessen werden darf. Das öffentliche Bildungswesen ist in dieser Epoche fast gänzlich in die Hand der Jesuiten übergegangen. Die schon vor der Niederlassung der Jesuiten bestehenden ‚Mittelschulen‘ (v.a. Klosterschulen, städtische Lateinschulen) wurden zusehends von den neuen Gymnasien verdrängt (vgl. Engelbrecht 1982–1988, Bd. 2, 173–184). Bezeichnend

für diese Umstrukturierung des Bildungssystems ist das Beispiel von Hall, wo der Lateinschulmeister sich nach der Ankunft der Jesuiten auf die Ausbildung der Singknaben und die Leitung des Pfarrchors verlegte (vgl. Senn 1938, 223). In Trient bekamen die Jesuiten im Schulwesen seit Beginn des 17. Jhs. eine gewisse Konkurrenz durch die Somasker (vgl. De Finis 2002, 639), doch traten diese kaum mit lat. Literatur hervor. Das zunächst noch lückenhafte Schulsystem der Jesuiten wurde laufend verbessert und komplettiert. Unter Maximilian erhielt der Orden 1606 erstmals ein eigenes Schulgebäude, das dem in den vorausgehenden Jahrzehnten chronischen Platzmangel abhalf. Gleichzeitig wagte man einen Schritt in Richtung universitäre Bildung. Zu den bisherigen gymnasialen Klassen der *studia inferiora* kam mit Kursen in Logik und Kasuistik auch ein Teil der *studia superiora* hinzu, die auf die Hochschule vorbereiteten und neue Schüler anzogen. Doch nicht nur nach oben, auch nach unten hin wurde ausgebaut: 1615 richtete man am Innsbrucker Gymnasium eine *principia* („Anfänge") genannte vorgymnasiale Grundschule ein. Mit der – von den Habsburgern geförderten, von den Madruzzo lange verhinderten – Niederlassung der Jesuiten in Trient 1625 ergriff die jesuitische Bildung auch den Süden des Landes. Dort verfügte das Gymnasium zunächst über fünf Klassen, 1627 kam die Rhetorik hinzu, 1635 eine Klasse für Logik und 1639 eine für Kasuistik. Schließlich wurden auch in Hall 1630 die bisher bestehenden fünf Klassen durch die wichtige Rhetorikklasse ergänzt. Die intensive Übung in der lat. Sprache führte an all diesen Orten zu einer reichen, meist mittelmäßigen, manchmal aber auch raffinierten literarischen Produktion sowohl von Seiten der Schüler als auch der Lehrer (vgl. Zwanowetz 1981; De Finis 1983–1984).

Klöster

Während die Jesuiten das öffentliche Bildungswesen in großem Stil ausbreiteten und modernisierten, blieben die Klöster der anderen Orden mit ihren hauseigenen Schulen, den persönlichen Studien ihrer Bewohner und ihren (wie bei den Jesuiten auch) weit gespannten Briefnetzen nach wie vor ein wichtiges literarisches Zentrum. Abseits der Universitäten konnte man in den Klöstern Philosophie und Theologie studieren. Daneben verfassten Ordensmitglieder eine Vielzahl mehr oder weniger bemerkenswerter Arbeiten, die sich meist der lat. Sprache bedienten und deren Spannweite schon anhand weniger Beispiele klar wird: So publizierte der Augustiner Felice Milensio einen Traktat *De quantitate hostiae* („Über die Größe der Hostie"; 1604) über das Seefelder Hostienwunder, der Stamser Zisterzienser Wolfgang Lebersorg schrieb eine Chronik seines Klosters (1. Hälfte des 17. Jhs.) und Bonaventura O'Connor, Lektor der Theologie bei den Bozner Franziskanern, schuf ein außergewöhnliches theologisches Lehrgedicht in Hexametern (*Helicon Theologicus*; 1658). Das Briefcorpus des Stamser Priors Benedikt Stephani OCist (1613–1672) gibt ein hervorragendes Beispiel für das breite Spektrum von Herausforderungen, denen sich ein bedeutendes Kloster im Alltag dieser Zeit gegenübersah.

Aufschwung des Buchdrucks

Der Tiroler Buchdruck des 16. Jhs. war noch recht exklusiv. Bis zu Beginn unserer Epoche wurden in ganz Tirol nur etwa 100 Werke gedruckt. Das sollte sich nun rasch ändern, einerseits weil sich die Produktionsbedingungen durch bessere Ausrüstung und Technik verbesserten, andererseits, weil neue Druckereien hinzukamen. In Innsbruck hatte Johannes Paur (latinisiert „Agricola") 1577 die von Rupert Höller eingerichtete Regierungsbuchdruckerei übernommen und brachte sie auf ein ansehnliches Niveau (vgl. etwa den kunstvollen Druck von Gerhard de Roos *Annales* 1592). Bei seinem Tod 1602 gab er den Betrieb an seinen Sohn Daniel weiter, der sich schon bald mit dem Titel „Hofbuchdrucker" schmücken konnte. 1626 gründete Johann Gäch, ein früherer Lehrling Daniel Paurs, eine zweite Druckerei in Innsbruck. Die damit herbeigeführte Konkurrenzsituation zwischen zwei Betrieben blieb bis zum Ende der Epoche bestehen. Paur und Gäch starben beide im selben Jahr, 1639. Die Paur'sche Druckerei blieb durch die Weitergabe an Daniels Sohn Hieronymus in Familienbesitz. Das Konkurrenzunternehmen fiel zunächst an die Witwe von Johann Gäch, die aber schon bald den schwäbischen Buchdruckergesellen Michael Wagner heiratete und diesem die Gäch'sche Offizin übertrug. Die von Michael begründete ‚Dynastie' Wagner spielte fortan über Jahrhunderte eine zentrale Rolle im Innsbrucker Buchdruck, von der heute noch der Universitätsverlag Wagner Zeugnis gibt. Der geschäftstüchtige Schwabe kaufte 1668 nach dem Tod des kinderlosen Hieronymus Paur dessen Betrieb und führte ihn mit seinem eigenen zusammen, sodass für kurze Zeit wieder nur eine Druckerei in Innsbruck bestand. Die Innsbrucker Drucker des 17. Jhs. arbeiteten insgesamt sehr qualitätvoll, was u.a. aus ihren schönen, auch aus dem Ausland in Auftrag gegebenen Notendrucken hervorgeht.

Brixen, Trient

In Brixen kam der Buchdruck nach dem Tod von Donat Fätz 1597 für längere Zeit zum Erliegen. Die Diözese gab ihre Druckaufträge währenddessen an die in Innsbruck ansässigen Daniel und Hieronymus Paur. Letzerer errichtete 1638 in Brixen eine Zweigstelle seines Betriebs. Relativ spät, nämlich erst ab 1584, lässt sich eine ständige Druckerei in Trient nachweisen. Ab diesem Zeitpunkt waren dort die Brüder Giovanni Battista und Giacomo Gelmini tätig. Nach dem Tod von Giacomo führte Giovanni Battista die Druckerei allein und gab sie 1615 an seinen Sohn Giovanni Maria weiter, der aber nur bis 1619 wirkte. Danach übernahm offenbar der frühere Lehrling Santo Zanetti den Betrieb. Schon 1599 hatte Gelmini Konkurrenz durch Simone Alberti bekommen, der das Unternehmen 1612 seinem Sohn Giovanni vermachte. Nach dessen Tod 1630 war Zanetti ohne Konkurrenz. Seit 1635 durfte er sich bischöflicher Buchdrucker nennen. Sein Sohn Carlo Zanetti, der die Druckerei seit 1645 führte, übernahm dieses Privileg und behielt die Monopolstellung bis zum Ende unserer Epoche. Schließlich sei noch erwähnt, dass sich mit dem aus Venedig stammenden Carlo Simone Girardi 1659 auch in Bozen ein Buchdrucker niederließ (vgl. Waldner 1888; Chemelli 1983, 484–509).

Braindrain und ein gewisser Ausgleich

Noch stärker als in den vorausgehenden Epochen kam es in der hier behandelten zu einer Abwanderung literarischer Talente ins Ausland. Zumindest z.T. ist das darauf zurückzuführen, dass Tirol noch über keine Universität verfügte, andererseits aber bereits von bedeutenden Hochschulen umgeben war. Auch die erst relativ spät einsetzende Kultur des Buchdrucks und ihre anfänglich noch mangelnde Etablierung wirkte sich bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jhs. aus. Als ‚Landesuniversität' diente weiterhin die Hochschule in dem von den Tiroler Fürsten regierten Freiburg. Daneben waren im Norden besonders die Universitäten Ingolstadt und Dillingen, im Osten Salzburg und im Süden Padua ein beliebtes Ziel der Tiroler Studenten. Ein gutes Beispiel für eine Karriere, die mit einer Hochschule in Tirol vielleicht anders verlaufen wäre, ist die des Bauernbuben Johann Thuille (1590–1631), der mit einem landesfürstlichen Stipendium in Freiburg i.B. studieren konnte, dort anschließend zwei Jahre lang Philosophie unterrichtete und schließlich 1625–1631 als Professor der schönen Künste in Padua wirkte. Bereits 1621 hatte er dort einen bemerkenswerten Kommentar zu Andrea Alciatis Emblemsammlung drucken lassen. Besonders auffallend ist die Reihe von Tiroler Jesuiten, die im Ausland berühmt wurden: die Theologen Adam Tanner (1572–1632) und Paul Laymann (1575–1635) fanden ihre Wirkungsstätte ebenso in Bayern wie der vielseitige Humanist Matthäus Rader (1561–1634) oder der Historiker und Hagiograph Andreas Brunner (1589–1650). Der Dramatiker und Lyriker Nikolaus Avancini (1611–1686) lebte v.a. in Wien; der Sinologe Martino Martini (1614–1661) studierte, bis er zu seinen China-Reisen aufbrach, in Rom. Jede dieser Biographien ist natürlich für sich zu betrachten, trotzdem bestätigt sich an ihnen das Faktum, dass Tirol mit den großen Bildungszentren des Auslands insgesamt nicht konkurrieren konnte. Dennoch war es auch aus internationaler Sicht für Literaten verschiedenster Prägung nicht ganz unattraktiv. Einige der bedeutendsten Teilnehmer am Tiroler Literaturbetrieb unserer Epoche kamen aus dem Ausland. Christoph Scheiner wurde schon im Zusammenhang mit Erzherzog Maximilian dem Deutschmeister und Erzherzog Leopold V. erwähnt. Sein Ordenskollege Jakob Balde, einer der bedeutendsten nlat. Dichter überhaupt, unterrichtete von 1628 bis 1630 in Innsbruck, führte vor Leopold sein Theaterstück *Iocus serius theatralis* („Ein ernster Scherz auf der Bühne") auf, schrieb während dieser Zeit mehrere seiner Oden und vielleicht auch schon den Grundstock seiner prosimetrischen Dichtung *Maximilianus Primus Austriacus*. Der Eidgenosse Franciscus Guillimannus arbeitete in Innsbruck ebenso an der habsburgischen Hausgeschichte wie der Neapolitaner Diego Lequile, während der Ire Bonaventura O'Connor im Bozner Franziskanerkloster von der Muse geküsst wurde.

Martin Korenjak

Dichtung

Überblick, Gliederung

Überblickt man die Dichtung dieser Epoche, so fällt im Vergleich mit anderen Zeiten v.a. die außergewöhnlich gute Dokumentation der jesuitischen Schulpoesie ins Auge. Als ihre Fortführung erweist sich in Machart und Thematik insbesondere die geistliche Dichtung, die sich in ihren erbaulichen, didaktisch-theologischen und narrativen Spielarten breit entfaltet. Daneben findet sich wieder eine reiche panegyrische Produktion, die sich wie in der vorhergehenden Epoche auf den Innsbrucker und den Trientner Hof konzentriert. Die übrigen Adressaten, unter denen sich erstmals auch der Brixner Fürstbischof befindet, spielen demgegenüber eine eher untergeordnete Rolle. Im Folgenden werden die einschlägigen Texte in der eben angegebenen Reihenfolge besprochen.

Praeteritio: Baldes Tirolensien

Beginnen muss dieses Kapitel jedoch mit einer Praeteritio, welche die Tirolensien Jakob Baldes (1604–1668) betrifft. Balde, einer der größten nlat. Dichter überhaupt, hat sich zweimal, 1628–1630 und 1640, in Tirol aufgehalten, und sein Œuvre enthält eine Reihe von Stücken, die in dieser Zeit entstanden sind und Tiroler Themen behandeln: Ein an Ovids *Heroides* anknüpfender elegischer Brief der Diana an Venus über den Tod des Adonis (*Opera poetica omnia*, Bd. 5, 318–322) ist ein vermutlich während des ersten Tirolaufenthalts verfasstes Jugendwerk. Dasselbe dürfte im Wesentlichen vom *Maximilianus Primus Austriacus* („Maximilian I. von Österreich"; *Opera poetica omnia*, Bd. 8, 333–436) gelten, der formal ein umfangreiches Prosimetrum, inhaltlich weniger eine Biographie Maximilians denn ein allegorischer Fürstenspiegel ist. Im Jahr 1640 hat Balde dann eine ganze Reihe von horazischen Tirolensien verfasst. Unter ihnen ist an erster Stelle die Ode auf Maria Waldrast (lyr. 2,11) zu nennen, in der seine Marienfrömmigkeit vor dem Hintergrund der Tiroler Gebirgslandschaft Ausdruck findet. In lyr. 3,1 bricht der Erzähler von Hall aus zu einer Bergtour auf, die bald in eine geistige Himmelsreise übergeht. Lyr. 3,8 vergleicht den Redeschwall einer Predigt von Baldes Ordensbruder Andreas Brunner *(nomen est omen)* in Innsbruck wohl nicht ganz ohne Ironie mit einer gleichzeitigen Überschwemmung des Inn. Recht konventionell feiert dagegen lyr. 4,25 den damals zwölfjährigen Tiroler Thronfolger Ferdinand Karl. Epode 14 übersteigert, z.T. im Anschluss an Hor. epod. 8, den angeblichen Ritualmord an Simon von Trient[1] (vgl. hier S. 67–69) in grotesker Weise und markiert damit zweifellos

1 Das Gedicht dürfte eher an diesen als an die Anderl von Rinn-Legende anknüpfen, da die Orts-

den traurigen Höhepunkt der Simondichtung. Das düster-grandiose Stück sylv. 7,3 schließlich beschreibt in alkäischen Strophen einen Besuch des Bergwerks von Schwaz als regelrechte Unterwelts- und Höllenfahrt und stellt so ein Gegenstück zur Haller Himmelsreise dar. So verlockend es wäre, auf all dies näher einzugehen und damit zugleich einen großen Namen wenigstens teilweise für Tirol zu reklamieren, so gewichtig sind die Gründe, die gegen ein solches Vorgehen sprechen. Baldes Werk ragt nicht nur qualitativ weit über das hinaus, was sonst in Tirol auf dem Gebiet der Dichtung geleistet wurde, es ragt auch sozusagen als Fremdkörper in die Tiroler Poesie hinein: weder knüpft Balde spezifisch an diese an, noch wurden seine poetischen Texte ihrerseits in Tirol intensiv rezipiert. Ihre angemessene Analyse und Würdigung würde den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen und ist zudem, anders als bei der restlichen Tiroler Dichtung der Zeit, in einigen Aufsätzen von Karlheinz Töchterle zumindest teilweise bereits geleistet. Auf diese sei deshalb hier pauschal verwiesen.[2]

Schuldichtung der Jesuiten

Die lat. Dichtung wurde in den Poesie- und Rhetorikklassen der Jesuitengymnasien intensiv geübt (Duhr 1896, 243–254). Aus dem Innsbrucker Kolleg, wo diese beiden Klassen fast während des ganzen hier behandelten Zeitraums bestanden,[3] haben sich eine Hs. mit einem Querschnitt durch das Übungspensum einiger Rhetorikklassen sowie zwei Hefte einzelner Schüler erhalten.

Epigrammata

Bei der erstgenannten handelt es sich um die 270 Seiten starke Hs. TLMF, Dip. 473/2 mit den *Epigrammata composita ab auditoribus rhetorices Oeniponti annis 1610, 1611, 1612 et 1613* („Epigramme, welche die Schüler der Rhetorikklasse in Innsbruck in den Jahren 1610, 1611, 1612 und 1613 verfasst haben"), die eine wohl nach qualitativen Gesichtspunkten getroffene Auswahl aus der poetischen Produktion dieser Jahre darstellen. Wie der Titel angibt, handelt es sich dabei zum größten Teil um Epigramme in Distichen oder allenfalls um kürzere Elegien – ein Schwerpunkt, welcher mit der Dominanz des elegischen Distichons in der lat. Dichtung der Zeit generell in Einklang steht. Seltener begegnen Hendekasyllabi, noch seltener (katalektische) jambische Dimeter (82, 86, 89–90, 132) und Trimeter (256), Hexameter (133–134, 255–260) sowie Prosa im Inschriftenstil (98). In der Regel findet sich zu ein und demselben Thema gleich eine ganze Serie von Gedich-

angabe *qua se Tirolis ultimo pandit iugo* (V. 11; „wo sich Tirol mit seinem letzten Gebirgskamm erstreckt") v.a. aus Nordtiroler Perspektive besser auf Trient als auf Rinn zutrifft, doch nennt Balde, wohl um die antijüdische Aussage zu verallgemeinern, keine Namen.

2 Töchterle 1997 (alle Tirolensien); 2002 (lyr. 3,8); 2006 (*Maximilianus Primus Austriacus*), jeweils mit ausführlicher Bibliographie.

3 Duhr 1907–1913, Bd. 1, 189–190, Bd. 2,1, 214. In Hall gab es eine Rhetorikklasse seit 1630 (Bd. 1, 193, Bd. 2,1, 218), in Trient wurde seit 1625 unterrichtet, seit 1627 existierte auch eine Rhetorikklasse (Bd. 2,1, 220–221).

ten verschiedener – stets namentlich genannter – Schüler, was den Gepflogenheiten des Unterrichts entspricht: alle hatten jeweils dasselbe vom Lehrer gestellte Thema zu behandeln (Duhr 1896, 244–245, 247, 252). Darüber hinaus ist es eher die Regel als die Ausnahme, dass ein bestimmtes Generalthema in mehrere Aspekte aufgegliedert wird (z.B. ein Martyrium in seine verschiedenen Stadien), wodurch dann umfangreiche Zyklen entstehen können. Nicht ganz klar ist, zu welchem Zweck die Sammlung angelegt wurde, aber es wird wohl das Bestreben der Jesuiten dahinter stehen, das hohe Niveau ihres Unterrichts zu dokumentieren. Die im Titel und dann wieder zu Beginn der einzelnen Abschnitte (1–65, 67–135, 136–196, 197[4]–270) genannten Jahreszahlen dürften nicht kalendarisch zu verstehen sein, sondern für die Schuljahre 1610/11 bis 1613/14 stehen. Hierfür spricht neben der sachlichen Logik i.A. auch der Umstand, dass die Abfolge der Gedichte teilweise dem Verlauf des Schuljahrs entspricht, das damals Anfang November begann und bis gegen Ende September ging (Duhr 1896, 66). Ein kurzer Überblick über den Aufbau der einzelnen Jahresabschnitte mag dies veranschaulichen.

Verlauf des Schuljahrs

Die unter der Jahreszahl 1610 verzeichneten Gedichte beginnen mit einer Serie, die das Martyrium der Hl. Katharina von Alexandria zum Thema hat (1–10) und das Schuljahr sozusagen dem Schutz dieser bei den Jesuiten überaus populären Patronin der Studien (Tilg 2005b, v.a. 8–12; vgl. hier S. 277) unterstellt. Nach einer längeren Meditation über die Unausweichlichkeit des Todes (11–12) folgen Epigramme über die vier menschlichen Lebensalter (12–15), Polemik gegen das wahnsinnige Treiben der Bacchantinnen (15–17) und ein kurzes Einzelgedicht gegen das Würfelspiel (17). Den Kern des Pensums stellt eine lange Sequenz dar (17–58), welche, von einem kurzen Einsprengsel gegen Ende abgesehen, Ereignisse und Personen vom Beginn der Passion bis zum Pfingstwunder behandelt und dementsprechend gut über die Winter- und Frühlingsmonate hinweg entstanden sein könnte: Christus am Ölberg, wo er Blut schwitzt (17–23), Geißelung (23–25), Dornenkrönung (25–29), Tragen des Kreuzes (29–32), Kreuzigung (32–35), Sonnenfinsternis (35), Grab Christi (35–38), Auferstehung (38–41), Wunden des Auferstandenen (42–44), Engel am Grab (44–46), Erscheinung vor Maria (46), Grabwächter (47–48), Erscheinung in Gestalt eines Gärtners vor Maria Magdalena (49–50), Hl. Katharina von Siena (50–51), Pfingstwunder (52–58). Den Abschluss bilden kürzere Zyklen und Einzelgedichte zu Johannes dem Täufer (58–59), Ignatius von Loyola (60), einem Gespräch mit einem Schutzengel (61), dem Geburtstag Marias (61–62), einer Anekdote zu Mariä Himmelfahrt (62), gegen einen Juden, der das Begräbnis Marias zu stören versucht (63–64), sowie auf Simon

4 Die Angabe *Anno MDCXIII* zu Beginn dieser Seite ist aus unklaren Gründen durchgestrichen; sie steht noch einmal auf S. 241. Der annähernd gleiche Umfang der sich ergebenden Abschnitte und thematische Erwägungen (s.u.) sprechen aber dafür, die Streichung zu ignorieren.

von Trient (64–65) – Themen, die z.T. kalendarisch, z.T. weil man zu ihnen bei den Jesuiten und in Tirol einen besonderen Bezug hatte, gut zum Ausklang des Schuljahrs passen. Auch viele der Gedichte der übrigen Jahre lassen sich auf ähnliche Weise in dessen Ablauf einbetten: Die des Jahres 1611/12 beginnen wieder mit Katharina von Alexandria (67–79), es folgt die im Vorjahr fehlende Weihnachtsgeschichte (80–95), später wird noch das Pfingstwunder behandelt (113–117). Für 1612/13 ist immerhin die Abfolge Ostern (136–153) – Pfingsten (166–175) zu notieren; Katharina bildet in diesem Fall den Abschluss (177–196). Im letzten Jahr folgen einander Weihnachtsgeschichte (197–213), Heilige des Januar und Februar (216–225), Lichtmess (225–228) und Ostergeschichte (229–236).

Thematik

Damit sind auch schon die zentralen Themen benannt, welche die Schüler zu bedichten hatten: die Erzählungen des NT zu den drei höchsten kirchlichen Festen Weihnachten, Ostern und Pfingsten sowie die Hl. Katharina. Ergänzend treten weitere Episoden aus der Bibel (z.B. 196: die klugen und die törichten Jungfrauen) und aus dem Leben anderer Heiliger (117–121: ein frommes Schaf des Hl. Franziskus), Fragen der christlichen Lebensführung (124–135: sieben Fragen über den Tod), erbauliche Anekdoten (123: ein Betrunkener wird vom Teufel heimgesucht), Beschreibungen religiöser Bildwerke (157–166), Themen mit Lokalbezug (213–215: Lob Tirols) und antijüdische Polemik (162, 175) hinzu. Demgegenüber sind einige auffällige Leerstellen zu verzeichnen: Antireformatorische Polemik fehlt gänzlich. Profane Panegyrik (vgl. etwa 96–99 auf das Grab eines hohen Tiroler Beamten) ist erstaunlich selten. Antike Geschichte, Mythologie und Literatur werden ebenfalls an den Rand gedrängt. Wo sie doch auftauchen, liefern sie entweder abschreckende Beispiele (z.B. 100–108: Catilinas Bluteid, Caligulas Pferd) oder unverfängliche erbauliche Maximen (250–261 werden etwa zwei Sentenzen aus Senecas *Hercules Furens* variiert.) So klassisch-heidnisch der poetische Lektürekanon der Jesuiten, so gut christlich ist insgesamt das Übungspensum ihrer Schüler selbst. Noch konsequenter als im Rhetorik- (vgl. hier S. 476–479) hat die Gesellschaft Jesu im Poesieunterricht ihr Programm, der klassischen Literatur nur die Form zu entlehnen und sie zu einer Waffe zur Verteidigung des wahren Glaubens zu machen, in die Praxis umgesetzt.

Schulgedichte von Andreas Castner

Eine willkommene Ergänzung zu den *Epigrammata* bildet ein unter der Signatur T42 in der Bozner Propsteibibliothek erhaltener, 105 Seiten starker Band mit Reinschriften von Gedichten und Reden (vgl. hier S. 477) eines nicht weiter bekannten Andreas Castner. Wie aus dieser Mischung hervorgeht, legte auch Andreas sein Heft an, während er die Rhetorikklasse eines Jesuitengymnasiums besuchte, bei dem es sich ebenfalls um das von Innsbruck handeln muss, und zwar, wie einige Datierungen ([25], [57], [79]) zeigen, im Schuljahr 1607/08.[5]

5 In den *Epigrammata* erscheinen in den Jahren 1611/12 und 1612/13 mehrfach ein Johann Konrad

Überblick, Vergleich mit den *Epigrammata*

Die Sammlung ist wie die *Epigrammata* großteils in Form von Gedichtzyklen organisiert. Inhaltlich überschneidet sie sich mit diesen v.a. in der Behandlung der Weihnachtsgeschichte, sonstiger biblischer Stoffe sowie diverser Heiligenlegenden und moralischer Maximen; auf letzteren liegt bei Andreas ein besonderes Schwergewicht. Formal und metrisch trifft sie sich mit ihnen in der Konzentration auf das elegische Distichon, neben dem sich wieder einige Hexameter und Hendekasyllabi, zusätzlich auch sapphische Strophen (z.B. [4]–[5]) und einmal ([10]) ein Epodenmaß finden. Nicht vertreten sind die Themen Ostern und Pfingsten, nur am Rande kommt Katharina zur Sprache ([6]). Dafür enthält die Sammlung einige Fabeln ([10], [50]–[52]) und Gedichte, die den Schulbetrieb selbst zum Thema haben: ein Geburtstagsgedicht für einen Lehrer ([7]), Panegyrik auf den *imperator scholae*, wohl den Klassenprimus, samt dessen Antwort ([11]–[12], [20]) sowie eine Elegie auf den Aderlass eines Lehrers ([54]–[56]). Noch häufiger finden sich Texte mit Bezug zu inhaltlichen Anliegen des Unterrichts wie z.B. eine längere Elegie auf die Beredsamkeit ([30]–[33]). Neu sind gegenüber den *Epigrammata* auch einige Paraphrasen und Übersetzungen: Andreas überträgt das *Salve Regina* ins elegische Versmaß ([49]–[50]), schreibt einen lat.-deutschen Zyklus von Distichen über die Trauerfeierlichkeiten für das Begräbnis einer Kaiserin Anna in Innsbruck ([91]–[95]),[6] übersetzt Thomas von Aquins eucharistische Sequenz *Pange lingua* in griechische Prosa ([76]–[77]) und verfasst sogar ein griechisches Epyllion auf das Pfingstwunder ([66]–[68]), ein erstaunliches Gemisch aus christlicher Dogmatik, homerischer Metrik und Formelsprache und z.T. elementaren orthographischen und Grammatikfehlern. Schließlich findet sich eine Reihe poetischer Spielereien wie Rätselgedichte *(Aenigmata)* mit und ohne Lösung ([33], [56], [78], [101]–[102]), ein *Carmen serpentinum*, bei dem jedes Distichon mit derselben Phrase beginnt und endet ([99]), oder auch das folgende Geschichtlein, das an Christian Morgensterns ästhetisches Wiesel erinnert: *Quem nive nocte peto, nucis hic me stipite cedit. / Sic mihi nex nix nox nux fuit ante diem.* ([19]; „Einer, den ich nachts mit einem Schneeball beschoss, verprügelte mich mit einem Knüppel aus Nussholz: so

Castner bzw. ein nicht näher spezifizierter Castner als Autoren, vermutlich Brüder oder anderweitige Verwandte von Andreas (und Thobias, s.u.). – Vor Rätsel stellt, wenn sie korrekt ist, die sehr schlecht leserliche Datierung einer Rede auf den 17. 1. 1609 ([84]): Hat Andreas Castner selbst oder jemand anderer die ursprüngliche Sammlung nachträglich erweitert?

6 Die Geschichte kennt keine Kaiserin Anna, die vor 1607/08 in Innsbruck begraben worden wäre. Die aus Tirol stammende Kaiserin Anna starb 1618 in Wien, könnte aber in Innsbruck zumindest betrauert worden sein. Wurde also dieser Zyklus – und vielleicht noch mehr – nachträglich hinzugefügt? Die Schrift ähnelt aber stark der im Rest des Bandes. Noch rätselhafter wird die Sache dadurch, dass der ganze Zyklus (ohne Übersetzung) in nahezu identischer Form bei Thobias Castner wiederkehrt (s.u.).

hatte ich vor Tag Gemetzel, Schnee, Nacht, Nuß“ [*nex nix nox nux*]). So wirkt es programmatisch, dass schon das Titelblatt von einem elegischen Distichon aus zwei perfekt palindromen Versen geziert wird, welches der Legende nach der Teufel in Gestalt eines Esels von sich gab, als der Hl. Martin auf ihm nach Rom ritt: *Signa te, signa; temere me tangis et angis. / Roma tibi subito motibus ibit amor* („Bekreuzige, bekreuzige dich; mutwillig berührst und quälst du mich. Rom, der Gegenstand deiner Liebe, wird durch meine Bewegungen rasch zu dir kommen“).[7] Offenbar hatte in der jesuitischen Didaktik neben katholischer Indoktrination und sprachlichem Drill auch das humorvolle Spiel mit der Sprache seinen Platz.

Schulgedichte von Thobias Castner

Das Analogon zu Andreas Castners Gedichten für die vorangehende Schulstufe stellt ein ebenfalls in der Propsteibibliothek Bozen (T44) erhaltener Band dar, der auf rund 250 Seiten die poetischen Werke eines Thobias Castner enthält. Abgesehen davon, dass Thobias Besitzer, vielleicht auch Mitautor einer hs. Einführung in die aristotelische Logik war (*Introductio in logica Aristotelis*; PBBZ, X 40, v.a. Bl. 1^r), fehlen auch zu ihm weitergehende biographische Hinweise. Offenbar hat er wie Andreas das Innsbrucker Jesuitengymnasium besucht; dass er mit diesem verwandt war, ist eine nahe liegende Annahme. Dass seine Gedichte in der Poesieklasse entstanden sind, bezeugt der Titel auf der Einbandinnenseite: *THOBIAS CASTNER POETAE ANNO A PARTU VIRGINEO 1625* („[Buch] des Thobias Castner, Schüler der Poesieklasse, 1625 n.Chr.“).[8] Ob der Umfang des Bandes zeigt, dass Thobias in dieser Zeit Dichter nicht nur aus Pflicht, sondern auch aus Leidenschaft war, ob sein Unterrichtspensum einfach so umfangreich war oder ob er in größerem Umfang auch fremde Gedichte aufgenommen hat – zumindest einen Zyklus auf eine Kaiserin Anna (201–204) scheint er von Andreas übernommen zu haben, s.o. –, muss offen bleiben.

metrische Form, Inhalt

Bei den hunderten meist kurzen Gedichten handelt es sich auch hier zum größten Teil um Epigramme. Metrisch dominiert wieder das Distichon, in weitem Abstand gefolgt vom Hexameter; viel seltener begegnen äolische Versmaße (z.B. 127–128, 157–158, 237–238) und ambrosianische Hymnenstrophen aus vier jambischen Dimetern (vgl. etwa den Marienhymnus 152–153). Der Inhalt ist wieder fast ausnahmslos geistlicher oder zumindest erbaulicher Natur. Den am häufigsten behandelten Themenkomplex, dem etwa die Hälfte aller Verse gewidmet ist, stellen in diesem Fall Heilige, v.a. Frauen dar, ein Großteil des Rests entfällt auf Stoffe aus dem NT, insbesondere aus dem Leben Jesu. Des Weiteren finden sich Eschatologie,

7 Der Ursprung des vielzitierten Distichons liegt im Dunkeln; vgl. (für den Pentameter) Sidon. epist. 9,14,4; Henke 2007, v.a. 220–224.

8 Vgl. auch [ii], [250]. Den Vermerk *Thobias Castner rhetor* („Thobias Castner, Schüler der Rhetorikklasse“) auf der Innenseite des rückwärtigen Einbands fügte der Verfasser wohl nachträglich hinzu.

erbauliche Reflexionen, selten Themen aus der antiken Dichtung (z.B. 223: bei einer Venatio wird eine trächtige Sau durch einen Lanzenwurf verletzt und gebiert aus der Wunde [nach Mart. 1,12–14]; 225–227: Beschreibung der vier Unterweltsflüsse) sowie etwas Panegyrik, v.a. Grabgedichte auf kürzlich verstorbene Habsburger (145: Erzherzogin Eleonore [† 1620], 236: Kaiser Matthias [† 1619]). Viele der kurzen Gedichte sind wieder zu Zyklen zusammengefasst, daneben begegnen auch einige längere Einzelstücke. So hat das *Somnium natale* („Weihnachtstraum"; 1–13), das in 37 Epigrammen schildert, wie der Dichter im Traum die Weihnachtsgeschichte nacherlebt, ein Gegenstück in dem hexametrischen *Poema de natali Christi* („Gedicht über die Geburt Christi"; 98–103), dem sich seinerseits ein weiteres geistliches Epyllion über das Pfingstwunder zur Seite stellen lässt (228–235). Zwei weitere Epigrammzyklen behandeln die Kreuzigung (128–143) bzw. – wieder in 37 Einzelgedichten – Episoden aus dem Leben Jesu und der Apostelgeschichte (180–199). Das Jüngste Gericht ist Gegenstand einer Elegie (105–109). In der *De morte* („Über den Tod"; 110–122) betitelten Serie von Kurzelegien und Epigrammen folgt auf eine Charakterisierung des Todes *ex persona poetae* eine Art Totentanz, in der Vertreter verschiedener Altersgruppen, Charaktere und Stände (der Knabe, der Unvorbereitete, der Höfling usw.) auftreten und ihr Sterben kommentieren; ihre Bemerkungen beginnen und enden jeweils mit der seit dem 13. Jh. in den sogenannten *Vado Mori*-Sprüchen auftretenden Formel *vado mori* („ich gehe sterben"; vgl. Briesemeister 1999, 900). Als einziger Heiliger wird schließlich auch Katharina ein längerer Epigrammzyklus gewidmet (204–214).

Charakterisierung

Von einigen Ausnahmen abgesehen hält sich das Vergnügen, mit dem man diese Sammlungen liest, in Grenzen. Die jungen Autoren bemühen sich, in korrekten Versen moralisch und religiös korrekte Gedanken auszudrücken, doch gerade das macht die Lektüre etwa so spannend und abwechslungsreich wie die heutiger Gymnasialaufsätze. Anders als bei solchen ist hier jedoch das sprachliche Niveau, das die fünfzehn- bis sechzehnjährigen Schüler erreichen, beeindruckend hoch. Zwar finden sich immer wieder Härten und gezwungene Formulierungen, sprachliche oder metrische Fehler im eigentlichen Sinne begegnen indes kaum. Die Lexik erscheint im Vergleich zur klassischen lat. Dichtersprache einerseits etwas reduziert, andererseits um Material aus der christlichen Tradition erweitert. Die Syntax ist insgesamt nicht auffällig simpel oder monoton. In literarischer Hinsicht fällt v.a. bei den Epigrammen ins Auge, dass sich bestimmte stereotype Aufbauschemata wie z.B. „(Feststellung eines Sachverhalts) – erstaunte Frage – Antwort" durchsetzen, aber das ist auch nicht anders zu erwarten, wenn man Schüler jahrelang in einem Genus üben lässt, das aufgrund seiner Kürze nur beschränkte Variationsmöglichkeiten zulässt. Im Übrigen werden im Epigramm hauptsächlich diejenigen Vorzüge angestrebt, die es traditionell auszeichnen, nämlich Prägnanz, Kontrastwirkung,

Pointe. Hinzu kommt ein ausgeprägtes Streben nach dem Paradoxen, wie es die immer wieder behandelten Grundparadoxien des christlichen Glaubens (Gott als Mensch, Kreuzigung als Sieg, Tod als Leben usw.) nahe legen. Vor allem bei den etwas längeren Gedichten und in den Zyklen sieht man aber, dass die Schüler auch komplexere literarische Techniken und Bauformen beherrschen, beispielsweise die Dialogisierung (Andreas, [6]), die Einkleidung einer Erzählung in einen Traum oder die Orientierung an einem außerliterarischen Strukturschema wie dem des Totentanzes (Thobias, 1–13 und 110–122, s.o.). Bildsprache und Metaphorik sind mitunter eindrücklich, v.a. in den häufig behandelten Bereichen Tod und Martyrium, kippen aber gerade dort auch schnell ins Gesuchte und Groteske: So werden etwa in einer Elegie auf das Martyrium der Hl. Ursula (Thobias, 238–240) die Pfeile, mit denen das Mädchen beschossen wird, als *calami* bezeichnet, was auch „Schreibgriffel" bedeuten kann, und notieren auf den von ihnen getroffenen Körperteilen erbauliche Epigramme. Dabei lassen sich zwischen den drei Corpora deutliche qualitative Unterschiede feststellen: Thobias merkt man es an, dass ihm noch ein Jahr Unterricht fehlt. Unter den Rhetoren wiederum wirkt Andreas souveräner und auch spielerischer als die anderen Schüler.

Beispiel

Interessanter als das Verteilen von Noten ist es aber, im Detail zu beobachten, wie die Schüler versuchen, den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Am besten geht das bei den Epigrammen, deren Vorzüge sich ja wie gesagt recht klar angeben lassen. Ein beliebig herausgegriffenes Epigramm von Thobias auf die Haare, mit denen Maria Magdalena die Füße Jesu getrocknet hat (198), lautet etwa folgendermaßen:

De illius capillis, quibus Christi pedes tergebat [...]
O quam diversos crinis formatur in usus!
Arma sua invictus ponere nescit Amor.
Magdala crine potest, solitae memor artis, eodem
Illa querare homines, illa querare Deum.

Über ihre Haare, mit denen sie Christi Füße abwischte [...].
O zu wie verschiedenartigem Gebrauch wächst das Haar! Seine Waffen strecken – das kann der unbesiegbare Liebesgott nicht. Magdalena erinnert sich ihrer gewohnten Kunst und vermag mit demselben Haar Menschen zu umgarnen – und Gott!

Interpretation

Das Epigramm ‚springt' mit einem Ausruf in die Situation (V. 1) und formuliert anschließend eine Sentenz (V. 2), wobei beides vorerst noch erklärungsbedürftig bleibt. Die Erklärung wird dann in der zweiten Gedichthälfte durch den Verweis auf die bekannte Episode aus Lk 7,38 gegeben. Der gedanklich zugrunde liegende

Gegensatz zwischen körperlicher und himmlischer Liebe bleibt bis zum Ende implizit, erst der streng antithetisch gebaute V. 4 bringt ihn im Sinn einer Schlusspointe zum Ausdruck und löst die entstandene Spannung. Das dort verwendete „Umgarnen" stellt dabei gerade im vorliegenden Zusammenhang eine treffende Metapher dar. Soweit erscheint das Epigramm durchaus als geglückt. Gleichzeitig weist es jedoch eine Reihe unübersehbarer Schwächen auf: Das Staunen über die verschiedenen Zwecke, zu denen sich Frauenhaar gebrauchen lässt, dürfte Thobias von seinem Lehrer einen Vermerk wie *puerile* („kindisch") oder *frigidum* („frostig, platt") eingetragen haben. Die Wiederholung von *crinis* ist kunstlos (*coma*, *capilli* u.a. hätten sich als Synonyme angeboten). Im Schlussvers lässt den jungen Poeten dann sogar sein Vokabelgedächtnis im Stich und er bildet ein neues Verb *illaquerare* statt des richtigen *illaqueare*.[9]

Wie lernt man nlat. dichten?

Die drei Sammlungen zeigen aus erster Hand und im Gegensatz zu Studienordnungen oder Lehrbüchern aus der Perspektive der Schüler selbst, wie ein Zögling der Jesuiten das poetische Handwerk erlernte. Damit bieten sie wertvolle Einblicke in eine fundamentale, aber noch wenig erforschte Voraussetzung der nlat. Literatur.

Schul- und geistliche Dichtung

Dass und wie die jesuitische Schuldichtung in ihrer geistlichen Ausrichtung tatsächlich das spätere poetische Schaffen vieler ehemaliger Zöglinge prägte, lässt sich an zahlreichen Beispielen belegen. Unter der im Folgenden vorzustellenden geistlichen Dichtung kann man v.a. die Epigrammzyklen von Giovanni Savioli und Giulio Perotti als ihre direkte Weiterführung verstehen.

Savioli

Der aus einer adeligen Roveretaner Familie stammende, ebenso literarisch interessierte wie religiöse Giovanni Savioli (1594–1640) besuchte zunächst das Jesuitengymnasium Innsbruck, wo er als Johannes Saviol unter den Verfassern der *Epigrammata* der Rhetorikklasse von 1610/11 figuriert (vgl. dort etwa 1, 3, 7 usw.). Nach einem Jurastudium in Padua wurde er unter dem Ordensnamen Bonaventura Kapuzinermönch in seiner Heimatstadt, wo er den Rest seines Lebens verbrachte und ein umfangreiches poetisches Œuvre verfasste, das aus größtenteils religiöserbaulichen Epigrammen und Elegien bestand (Perini 1907, 11).

Zanettis geplante Gesamtausgabe; *Flammulae*

Gegen Ende von Saviolis Leben machte sich der Trientner Drucker Carlo Zanetti daran, dieses Œuvre dem Vergessen zu entreißen. Er brachte zunächst 1638 mit den *Flammulae divini amoris carmine adumbratae* („Im Gedicht umrissene Flämmchen göttlicher Liebe") eine knappe Auswahl heraus und plante dann eine Gesamtedition in zwei Bänden, von denen jedoch, wohl weil der Autor unterdessen verstarb, nur der erste erschien. Bei den *Flammulae* handelt es sich um ein schlampig gedrucktes

9 Unklar ist, was es mit der Getrenntschreibung *illa querare* auf sich hat. Es könnte sich um einen Flüchtigkeitsfehler handeln, provoziert durch *illius* im Titel des vorliegenden oder *illa* in dem des folgenden Gedichts.

Bändchen von 24 Seiten, das in erster Linie Appetit auf mehr machen und so den Markt für die Gesamtausgabe vorbereiten sollte. Inhaltsübersicht und Widmungsbrief des Druckers an den Präfekten der Jugendsektion der Marianischen Kongregation Trients, einen Christoph Ernst von Schulthaus (II–III), weisen ausdrücklich auf jene hin und nennen das Büchlein *praegustanda libamina*, etwa „Kostproben im Voraus". Tatsächlich stammt die eine Hälfte der Epigramme aus im ersten Band der Gesamtausgabe vollständig abgedruckten Gedichtzyklen (s.u.), die andere z.T. aus solchen, deren Edition in dessen Inhaltsverzeichnis für den zweiten Band angekündigt wird: *Lacrymae Christi nascentis* („Tränen Christi bei seiner Geburt"; *Flammulae* X–XI), *Eiusdem gaudia morientis* („Desselben Freuden bei seinem Tod"; XI–XIII), *Encomiastica* („Panegyrik"; XIV–XVIII) und *Funebria* („Grabepigramme"; XX) auf Päpste, Kaiser und Kardinäle sowie auf Carlo Emanuele Madruzzo. Der interessanteste unter diesen Zyklen dürfte derjenige mit dem Titel *Nihil* („Nichts") gewesen sein; wie die aus ihm mitgeteilten Proben (XVIII–XIX) zeigen, bestand er aus Epigrammen und Rätselgedichten, die den Standpunkt vertraten, alles Irdische sei eitel und damit strenggenommen nichts.

Epigrammatum sacrorum liber primus

In Saviolis Todesjahr erschien dann der aufwendiger und v.a. sauberer gedruckte, rund 120 Seiten starke *Epigrammatum sacrorum liber primus* („Erstes Buch geistlicher Epigramme"). Der den Band einleitende Brief an die beiden jungen Erzherzöge Ferdinand Karl und Sigmund Franz von Tirol (3–6) stammt von Giovannis Bruder Paolo (vgl. Perini 1907, 11–12), das Titelblatt spricht aber vom Autor als *hodie viri religiosi* („gegenwärtig Geistlicher") und impliziert damit, dass er noch lebt. Aus einer Bemerkung auf S. 44 geht hervor, dass Giovanni noch während des Drucks zusätzliche Gedichte verfasst und eingefügt hat. Vermutlich wurde dieser also noch von ihm selbst vorbereitet, nach seinem Tod aber von Paolo zu Ende geführt.

Die Sammlung gliedert sich in mehrere Gedichtzyklen, wobei die aus einer großen Zahl kurzer Einheiten bestehenden tendenziell am Beginn, die aus einer kleineren Zahl längerer Gedichte aufgebauten am Schluss platziert sind. Die genaue Anzahl der Gedichte innerhalb der einzelnen Zyklen orientiert sich an heiligen Zahlen wie 3, 7, 10, 33 und 100. Den Anfang machen die schon für den Auswahlband titelgebenden *Flammulae divini amoris*, 70 in sieben Dekaden eingeteilte Epigramme, in denen die menschliche Seele über das schwierige Unterfangen berichtet, sich in Liebe Gott anzunähern (11–28). Es folgen drei je hundert *Monosticha* (d.h. Einzeldistichen) umfassende Sammlungen, die dem Leben Jesu, dem Fronleichnamsfest – das in der Gegenreformationszeit stark an Bedeutung gewann – und dem Kreuz gewidmet sind (29–47, 49–61, 62–74). In dreimal zehn längeren Epigrammen drücken sich die *Affectus pii animae Christianae erga Christum cruci affixum* („Fromme Gemütsregungen einer christlichen Seele angesichts des gekreuzigten Christus";

75–87) aus. Die *Miscellanea sacra* („Vermischte Gedichte zu heiligen Themen"; 88–101) behandeln in 33 – nicht bis zum Schluss durchgezählten – Epigrammen Themen aus AT, NT, Hagiographie und Ordensgeschichte; bei dieser geht es v.a. um Saviolis eigenen Orden, die Kapuziner, und ihren Patron Franz von Assisi. Drei Briefpaare beschließen den Band (102–119): Die christliche Seele schreibt an ihren Gemahl im Himmel und beklagt sich über die Anfechtungen, denen sie von Seiten der Welt, des Fleisches und der Dämonen ausgesetzt ist. Er antwortet ihr mit guten Tipps, wie sie diesen Anfechtungen entgehen kann.

Paratexte

Der Band enthält auffällig viele Paratexte. Der Sammlung als Ganzer sowie ihren einzelnen Bestandteilen sind insgesamt rund drei Dutzend prosaische und poetische Widmungsbriefe, Vorworte an den Leser und sogenannte *Programmata* – Gedichte mit Widmungen an Instanzen wie die Jungfrau Maria (9) oder den Heiligen Geist (11) oder poetologischer Programmatik – voran- und nachgestellt. Sie gewähren einerseits Einblick in Saviolis weitgespanntes Beziehungsnetz, das von den erwähnten Erzherzögen über Angehörige des niederen Adels (z.B. 79), Kanoniker (17, 51, 88), Ordensbrüder (64) und Mitglieder Marianischer Kongregationen (8, 10) bis zu sonstigen Bekannten (84) und Verwandten (28) reicht. Andererseits äußert sich der Autor in ihnen immer wieder zur Machart seiner Dichtung und erklärt, wie und wozu er gelesen werden will. Er betont die formale Nachlässigkeit seiner Poesie (z.B. 12–13), die immer wieder denselben engen Kreis von Themen variiere (45, 64), setzt sich von der witzigen, unterhaltsamen Tradition des antiken Epigramms – gemeint ist v.a. Martial – ab (12) und beteuert im Anschluss hieran, nicht Unterhaltung, sondern geistliche Erbauung anzustreben; ob der Leser aus seinen Gedichten Gewinn ziehe, hänge dabei freilich von dessen eigener Anstrengung ab (63, 75). Auch wenn diese Aussagen z.T. topisch sind, charakterisieren sie Saviolis Dichtung in ihrer Gesamtheit recht gut.

Thematik und Wirkintention

Tatsächlich kreist diese Dichtung thematisch in erster Linie um einen einzigen Gegenstand, die Beziehung des Menschen zu Gott: Sie ist es, die der Leser ständig überdenken und immer weiter vertiefen soll. Auch wo Savioli über biblische und heilsgeschichtliche Themen spricht, steht im Zentrum mit der Kreuzigung derjenige Akt, der diese Beziehung auf eine neue Grundlage gestellt hat. Die Fronleichnamsgedichte weiten sich ebenfalls zu Betrachtungen über die rechte Einstellung zu Gott generell aus (49–50). Dabei insistiert Savioli auf seinem Anliegen geradezu obsessiv und entfaltet in immer neuen Anläufen all seine Seiten. Oft ordnen sich die einzelnen Epigramme dabei zu Serien, die demselben Aspekt gewidmet sind oder von denen eines das andere fortsetzt; so stehen etwa die meisten der Dekaden der *Flammulae* unter einem Leitmotiv, die dritte z.B. unter der Idee von Gott als Lehrer der Liebe. Mitunter wird die thematische Einförmigkeit noch durch Kehr-

verse unterstrichen: beispielsweise kehrt in den Fronleichnamsepigrammen die Aufforderung *Currite (non ludo), vah, currite, currite cuncti* („Lauft – ich scherze nicht –, auf, lauft, lauft alle!") immer wieder. Auf diese Art versucht Savioli, die Konzentration des Lesers auf einen einzigen Gegenstand zu fokussieren und ihn zu immer tieferem Eindringen in diesen anzuleiten. Der hiermit gegebenen Gefahr der Ermüdung und des Erlahmens der Aufmerksamkeit begegnet er mit einer Reihe von Mitteln: Er vergegenwärtigt dem Leser die beschriebene Situation und führt sie ihm bildlich vor Augen; ein gutes Beispiel hierfür sind die Distichen auf das Kreuz, die größtenteils mit den Worten *En* oder *Ecce* („Sieh da!") beginnen. Er belebt die meisten Gedichte, indem er sich, oft in Form eines Ausrufs oder einer Frage, an ein Du wendet, entweder an die heilsgeschichtlich bedeutsame Gestalt, von der die Rede ist, oder wiederum an den Leser. (Gelegentlich spricht er sogar sich selbst an, etwa um sich dafür zu schelten, dass er seinen eigenen Aufforderungen nicht Folge leiste; vgl. z.B. das 95. Fronleichnamsepigramm [60].) Schließlich kultiviert er in offensichtlichem Anschluss an das bei den Jesuiten Gelernte eine regelrechte Poetik des Paradoxen, die neben den fundamentalen Paradoxa des Christentums insbesondere die Komplikationen verwertet, welche ein Durchdenken der Beziehung zwischen Gott und Mensch zu Tage fördert. Man vergleiche etwa *Flammula* 5,1 (20):

O Amor, haud amo te, quamvis adamare peroptem;
Num quia non vere, quod puto velle, volo?
An quia non possum, quod vellem? Oh, te fac amari,
Seu nolim et possim sive velim et nequeam.

O Liebe, ich liebe dich nicht, obwohl ich so sehr wünsche, dich lieb zu gewinnen: etwa deshalb, weil ich nicht wirklich will, was ich zu wollen glaube – oder weil ich nicht kann, was ich wollte? Oh, mach, dass du geliebt wirst, sei's, dass ich nicht will und kann, sei's dass ich will und nicht kann!

Ausblendung der heidnischen Tradition

Die heidnische Tradition des Epigramms wird bei alldem, wiederum in gut jesuitischer Schultradition, weitgehend ausgeblendet. Das betrifft nicht nur inhaltliche Aspekte wie Witz und Sexualität, sondern auch Metrik und Sprache. Jene entspricht mit ihren Lizenzen (z.B. Kurzmessung des auslautenen Ablativ-*o*) nicht immer antiken Standards, diese greift stärker auf die Bibel als auf die Klassiker zurück (und wirkt dabei oft gezwungen und schwer verständlich). Ein scheinbares Gegenbeispiel zu dieser Absenz der antiken Tradition stellt nur der Briefwechsel am Schluss des Bandes dar, der das Modell von Ovids *Heroides* aufgreift: Diese schließen ja ebenfalls mit drei Briefpaaren. Hier werden auch einzelne ovidische Topoi übernommen, so etwa, wenn die Seele beteuert, ihr Brief sei von ihren eigenen

Tränen durchweicht (116). Tatsächlich wurden aber die *Heroides* in Renaissance und Barock generell intensiv rezipiert, imitiert und dabei auch christianisiert:[10] Diese Sekundärtradition, vielleicht verbunden mit der ebenfalls christlichen des Himmelsbriefs (Schmolinsky 1999), ist es, die hier fortgeführt wird.

Savioli und der katholische Diskurs

Savioli ist ein Dichter, der seine Ziele plakativ ankündigt und sie z.T. mit recht mechanischen Mitteln zu erreichen versucht. Gerade deshalb kann man an ihm gut erkennen, wie sich der katholische Diskurs seiner Zeit im Medium der geistlichen Dichtung niederschlägt. Die künstlerischen und literarischen Exponenten des Katholizismus bemühten sich zur Zeit von Gegenreformation und Barock stärker als früher, ihre Rezipienten emotional zu überwältigen und sie so *nolentes volentes* ihrem Heil zuzuführen. Während diese Absicht und die Art ihrer Realisierung für Bereiche wie die sakrale Architektur, die Predigt oder das Jesuitendrama schon gut dokumentiert sind, fehlen entsprechende Arbeiten zur geistlichen Poesie bislang weitgehend. Das Beispiel Saviolis zeigt, dass auch hier mit einer ähnlichen Grundintention zu rechnen ist, die aber in spezifischer, gattungstypischer Weise umgesetzt wird.

O'Connor, *Helicon theologicus*

Im Jahr 1658 veröffentlichte in Trient der als theologischer Schriftsteller auch sonst fruchtbare irische Mönch Bonaventura O'Connor (s. hier S. 503 und 525; vgl. Giblin 1984) im Namen des Bozner Franziskanerklosters, dem er angehörte, den *Helicon theologicus sacra concinens vena de Deo Uno* („Theologischer Helikon, der, heilig inspiriert, von dem einen Gott singt"). Die Vorrede ([V]–[VIII]) empfiehlt das Werk dem Schutz des Antonio Girardi, eines aus einem Rittener Adelsgeschlecht stammenden Höflings und Verwaltungsbeamten unter Ferdinand Karl. Ob O'Connor seinen Inhalt wirklich, wie im ausführlichen Titel angekündigt, auch im Rahmen einer öffentlichen Disputation bekannt machte ([III]; *publica* […] *disputatione ventilandus*), wissen wir nicht.

Inhalt, Aufbau

Nach der Widmung an Girardi und einer Vorrede an den Leser ([IX]–[X]) enthält das Werk auf 47 Seiten 23 hexametrische *demonstrationes* („Beweise"), von denen jede eine bestimmte theologische These verteidigt. Dabei lassen sich drei aufeinander aufbauende Abschnitte unterscheiden: Ein erster (dem. I–VIII) wendet sich gegen Nichtchristen, z.B. Atheisten, Anhänger des antiken Polytheismus, Pythagoräer und Manichäer, und widerlegt deren Gottesvorstellungen; seine Stoßrichtung wird schon aus den Titeln der einzelnen *demonstrationes* klar, die größtenteils die Form *Demonstratur non* […] („Es wird gezeigt, dass nicht […]") aufweisen. Im Anschluss hieran widmet sich der zweite Abschnitt (dem. IX–XVIII) dem Wesen des katholischen Gottes an sich. Die ersten beiden *demonstrationes* klären die Exis-

10 Dörrie 1968, v.a. 381–427. Allerdings kennt Dörrie Savioli nicht, und unter seinen Beispielen für die Seele als Briefschreiberin (509) findet sich keine Konstellation, die der vorliegenden entspräche.

tenzfrage und das Problem der Trinität, danach wird Gottes Wesen definiert, meist *ex negativo* und in Kontrast zu dem seiner Geschöpfe (Unendlichkeit, Unermesslichkeit, Ewigkeit usw.); den passenden Abschluss bildet Gottes *ineffabilitas* („Unaussprechlichkeit"). Der dritte und letzte Abschnitt (dem. XIX–XXIII) zeigt Gott in seinem Verhältnis zur Welt und zu den Menschen, wobei insbesondere nachgewiesen wird, dass er uns gerecht und liebevoll behandelt und dass sein Vorwissen *(praescientia)* sich mit dem freien Willen verträgt (vgl. hiermit das fünfte und letzte Buch von Boethius' *Consolatio*). Inhaltlich richtet O'Connor sich in alldem nach seinem Ordensbruder Duns Scotus, den er auch sonst verehrt und dessen Denken die Barockscholastik des 17. Jhs. auch und gerade in Tirol entscheidend geprägt hat (vgl. hier S. 501, 503 und 531).

Disputation und Lehrgedicht

Der interessanteste Aspekt des *Helicon* besteht wohl darin, dass er zwei wissenschaftliche bzw. didaktische Formen in sich vereint, die sonst streng voneinander getrennt sind: die akademische Disputation über eine Reihe von Thesen und das hexametrische Lehrgedicht. In dem Schreiben an Girardi ([VI]) erklärt O'Connor diese Gattungsmischung mit dem aus Lukrez, dem gegebenen Vorbild im Bereich der Lehrdichtung, stammenden Gedanken, er wolle dem Publikum den theologischen Lehrinhalt durch die poetische Form schmackhafter machen und besser einprägen (vgl. Lucr. 1,935–950). Dass er in dieser aber mehr sieht als ein bloßes Mittel zum Zweck, zeigt die Vorrede an den Leser: In ihr beruft er sich auf das Beispiel christlicher Dichter von Arator bis Balde, bittet um Entschuldigung dafür, dass er manchmal im Anschluss an sie das Versmaß lässig handhabe, und ersucht um Würdigung seiner Imitation der Klassiker, ja selbst der Übernahme längerer Partien aus ihnen (vgl. v.a. dem. II, IV). Tatsächlich sind Dichter wie Vergil und Ovid sprachlich durchaus präsent, ebenso Lukrez selbst. An diesen erinnern neben einzelnen Ausdrücken v.a. das Nebeneinander von poetischen, terminologisch unspezifisch gehaltenen, und technischen Passagen (wobei allerdings erstere bei weitem überwiegen), die hinter den Ausführungen stehende existenzielle Dringlichkeit und die hieraus entspringende Schärfe der Polemik gegen abweichende Positionen. Noch über Lukrez hinaus geht etwa folgende Attacke gegen Calvins Prädestinationslehre, die diese auf syphilitische Demenz ihres Erfinders zurückführt: *Calvitium vitium, cuius sit morbus origo / Gallicus aut animi vitium, quod faedius illo est; / Calvinus, Gallus, calvus,* […] (dem. XXIII, 45; „Glatzköpfiges Laster, dessen Ursprung die Französische Krankheit sein dürfte oder eine Geisteskrankheit, die noch grausiger ist; Calvin, Franzose/geiler Gockel, Glatzkopf, […]").[11] Sie ist allerdings insofern atypisch, als gegenreformato-

11 Das lat. *calvus*, „kahl", und die Tatsache, dass Calvin Franzose war, dienen als assoziative Verbindungsglieder zwischen ihm und der Haarausfall verursachenden „Französischen Krankheit".

rische Polemik sonst in auffälliger Weise fehlt. Die Verbindung von christlichen Anliegen und lukrezischem Ton kommt besser in den Anfangsversen der ersten *demonstratio* zum Ausdruck:

Infandum vitium dominatur mentibus aegris,
Neglectu nescire DEUM vel temnere scire.
Quem tamen (esto procul) quae fecerat indice produnt
Inque videt ratio cupiens effectibus ipsum;
Quae non gnara Dei est, temnit vel negligit, inquit
Beda pius, Cleri lux et Venerabilis author,
Nam natura DEI tot signis obvia nostrae
Obicitur menti […]

Ein unsagbares Laster herrscht in kranken Geistern: Aus Nachlässigkeit kennen sie GOTT nicht oder verschmähen es, ihn zu kennen. Das sei fern von uns! Verraten ihn doch zeichenhaft die Dinge, die er gemacht hat, und die Vernunft, die will, sieht ihn selbst in den Folgen seines Wirkens – die, welche ihn nicht kennt, verschmäht oder vernachlässigt ihn! Dies sagt der fromme Beda, Licht der Geistlichkeit und ehrwürdiger Gewährsmann. Denn die Natur GOTTES tritt unserem Geist durch so viele Zeichen entgegen […]

Wirkintention und Zielpublikum

Über die Absichten, die ihn beim Verfassen seines Werks geleitet haben, und über die Leserschaft, für die es gedacht ist, schweigt O'Connor sich aus. Die i.A. leichtfassliche Darstellung komplexer theologischer Fragen, die Tatsache, dass der Autor über sein Werk in Bozen eine öffentliche Disputation abhalten wollte, und der Umstand, dass er in der besseren Gesellschaft Bozens hohes Ansehen genoss (Straganz 1926–1927, 152), lassen aber immerhin vermuten, dass er sich in erster Linie an die gebildeten Schichten Bozens und Tirols i.A. wandte.

Arcionus, *De ascensione*

Die erzählenden Formen der geistlichen Poesie reichen thematisch von der Christus- über die Heiligendichtung bis zur Kloster- und Ordensgeschichte. Als erstes ist ein in der Hs. BCR, 14.9 erhaltenes, etwa 130 Hexameter umfassendes *Heroicum poema de sublimi ascensione Domini nostri Iesu Christi* („Epos auf den Aufstieg unseres Herrn Jesus Christus in die Höhe") zu nennen. Seine Niederschrift datiert der vollständige Titel auf den 23.5.1634: Offenbar wurde es zum Feiertag Christi Himmelfahrt verfasst, der 1634 auf den 25.5. fiel. Über den Autor, einen Curtius Arcionus, wissen wir nichts.[12]

12 „Cuzzio Arcione" (so der Katalog der BCR) dürfte auf eine falsche Lesung des Namens im Titel zurückgehen.

Der Erzähler durchstreift die Wälder, um einen Schwan zu schießen und sich durch dessen Federn – die er als Schreibfedern verwenden möchte? – dichterische Inspiration zu verschaffen, doch seine Mühen sind vergeblich ([2]–[3]). Als nächstes bittet er die Musen, ihn zu inspirieren, damit er den Allmächtigen besingen kann ([3]–[4]). Darüber wird es Nacht, und er ist gezwungen, im Wald zu kampieren ([4]–[5]). Auf einmal ertönt vom Himmel Gesang, ein Licht erglänzt ([5]–[6]): Christus erscheint in Begleitung aller Heiligen, bittet in einer Rede an Gottvater um Aufnahme in den Himmel, fährt zum Himmel auf und setzt sich zur Rechten des Vaters. Die Vision verschwindet, und der Erzähler beendet sein Gedicht ([6]–[8]).

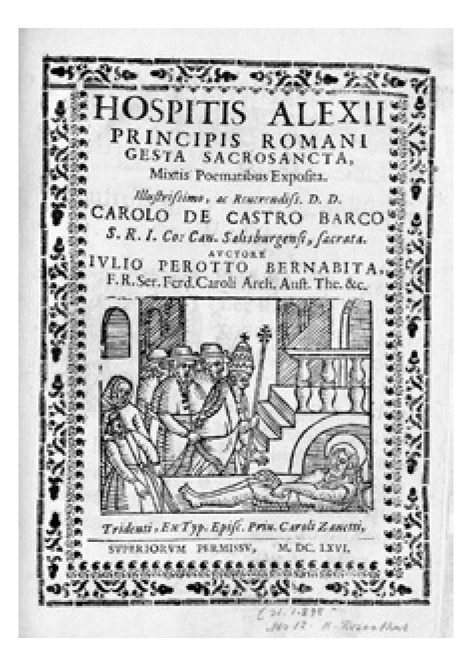
Charakteristik

Mit der Himmelfahrt Christi (vgl. Apg 1,9–11) greift das Kurzepos einen Stoff auf, der in der Antike kaum selbständig in längeren Gedichten behandelt, sondern nur *en passant* in epischen Bearbeitungen der Evangelien und der Apostelgeschichte angesprochen wird (z.B. Sedul. 5,422–428; Arator act. 1,21–68). Auch Arcionus stellt der Himmelfahrt zumindest eine Einleitung voran, die sogar ein wenig mehr Raum beansprucht als jene selbst. Das Gedicht erhält dadurch eine Gesamtstruktur, die gerade in der nlat. Poesie nicht selten anzutreffen ist (vgl. etwa Jakob Fischers *Poema paraeneticum*, hier S. 244–246): Der Dichter erzählt, wie er vergeblich nach einem Stoff bzw. nach Inspiration sucht und auf dieser Suche etwas erlebt – meist einen Traum oder wie hier eine Vision –, durch dessen Bericht er seine Schreibblockade überwindet. Das Motiv der Schwanenjagd hat dabei insofern seine Berechtigung, als der Schwan als besonders sangesfroh und als Vogel Apollos gilt, wirkt aber dennoch gesucht und idiosynkratisch. Es soll wohl dazu dienen, dem skizzierten Erzählschema eine persönliche Note zu verleihen. Sprachlich ist das Gedicht wenig originell: Es weist einen hohen Anteil an vergilischen und ovidischen Junkturen und Halbversen auf und wiederholt einzelne Wörter und Phrasen ohne Scheu.

Perotti über den Hl. Alexius

Im Jahr 1666 publizierte ein nicht weiter bekannter Giulio Perotti CRSP, vielleicht ehemals Hoftheologe unter Ferdinand Karl,[13] in Trient eine Sammlung „vermischter Gedichte“ über das Leben des Hl. Alexius, die er einem aus dem Trentiner Adelsgeschlecht der Castelbarco stammenden Carlo, Graf des Heiligen Römischen Reichs und Kanonikus in Salzburg, widmete (vgl. Abb. 55). Alexius, Ende des 4. Jhs. als Sohn senatorischer Eltern in Rom geboren, soll sich seiner Hochzeit aufgrund einer göttlichen Eingebung durch Flucht entzogen und in der Folge zunächst 17 (oder 7, 10 oder wie hier 14) Jahre als Bettler in Edessa gelebt haben. Vor seiner dort einsetzenden Verehrung als Heiliger floh er nach Rom zurück, wo er weitere 17 (hier [vgl. 25–26] wiederum 14) Jahre als unerkannter Almosenempfänger im Haus seiner Eltern zubrachte. Als er sein Ende nahen fühlte, gab er sich durch ein Schrei-

13 Das Titelblatt nennt ihn *Fer(dinandi) Caroli Arch(iducis) Aust(riae) The(ologus?) etc.*



HOSPITIS ALEXII
PRINCIPIS ROMANI
GESTA SACROSANCTA,
Mixtis Poematibus Exposita.
Illustrissimo, ac Reverendiss. D. D.
CAROLO DE CASTRO BARCO
S. R. I. Co: Can. Salisburgensi, sacrata.
AVCTORE
IVLIO PEROTTO BERNABITA,
F. R. Ser. Ferd. Caroli Arch. Aust. The. &c.
Tridenti, Ex Typ. Episc. Prin. Caroli Zanetti,
SVPERIORVM PERMISSV, M. DC. LXVI.

Abb. 55: Titelblatt des Gedichtbandes über das Leben des Hl. Alexius von Giulio Perotti, Trient 1666.

ben zu erkennen, das der herbeigerufene Papst entzifferte. Sein Leichnam vollbrachte mehrere Heilungswunder. Alexius' Biographie wurde im Lat. wie in den Volkssprachen breit überliefert und liegt in unzähligen Bearbeitungen vor (Decuble 2002). Im Barock und besonders im Tirol der Zeit genoss Alexius außergewöhnliche Verehrung; so wurde z.B. sein Gedenktag, der 17. 7., in Innsbruck seit 1670 feierlich begangen (Gelmi 1986, 111).

Aufbau, Inhalt

Perotti behandelt Alexius' Vita auf insgesamt 26 Seiten in 39 kurzen (2 Verse bis 3 Seiten) Gedichten. Die meisten sind Epigramme und kurze Elegien in Distichen, daneben steht eine Reihe von Stücken in horazischen Oden- und Epodenmaßen. Der Autor bietet keine gleichmäßig voranschreitende Nacherzählung der Legende, die er als bekannt voraussetzt. Er übergeht viele wichtige Aspekte, z.B. die Anwesenheit der Kaiser Honorius und Arcadius bei Alexius' Tod, oder trägt sie später *en passant* nach, so etwa das Exil in Edessa (24) oder die Rolle des Papstes (30). Stattdessen konzentriert er sich auf drei markante Momente bzw. Abschnitte aus Alexius' Vita, denen er je einen Teil der Sammlung widmet: seine Flucht aus dem Elternhaus (5–15), seine Rückkehr und seinen unerkannten Aufenthalt ebendort (17–21) und seinen Tod (23–30). Zwischen diese thematischen Blöcke sind eine Ode und eine Epode eingeschoben (15–17, 21–22), die Alexius' Leben i.A. preisen.

Vielfalt

Die drei genannten Abschnitte werden nun aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet, wobei nicht nur Alexius' Taten selbst, sondern auch den Reaktionen seiner Umwelt Raum gegeben wird. Neben dem Erzähler und dem Heiligen kommen auch sein Schutzengel, seine Braut und sein Vater zu Wort. Die beiden Letztgenannten bringen neben dem religiös motivierten Preis des Alexius auch das menschliche Leid, das sein Handeln verursacht, zur Sprache (ein Motiv, das schon in früheren Fassungen der Legende breiten Raum einnimmt: Decuble 2002, 145–147). Manchmal entspinnen sich zwischen diesen Stimmen kurze Dialoge: Alexius kann seine klagende Verlobte trösten (11), sein Vater einen Tröstungsversuch des Erzählers zurückweisen (29–30). Der Vielzahl der Blickwinkel entspricht die der Sprechakte

und poetischen Genera: Es wird geklagt, getröstet, gepriesen, reflektiert, überredet usw., und zu den schon erwähnten metrisch definierten Gattungen treten z.B. noch die Ekphrasis eines fingierten Gemäldes bzw. die Anleitung zu seiner Herstellung (17–18), das ‚Emblem ohne Bild' (20–21, vgl. hier S. 428), der (von Ov. trist. 4,10 inspirierte) autobiographische Brief (23–25) und das Grabepigramm (27–28).

gesuchter Stil: Beispiel

Sprachlich und gedanklich sind die Gedichte oft schwierig und in ihrer Suche nach ungewöhnlichen Assoziationen und originellen Allegorien mitunter verstiegen. Als Beispiel sei eines der ‚Embleme ohne Bild' angeführt, in dem die Tatsache, dass Alexius' im Irdischen befangene Braut diesen nicht erkennt, durch das Bild einer Mondfinsternis ausgedrückt wird (20):

Patria hospitalitas Alexii parentibus obscura symbolo lunae deficientis ob interpositas terras inter ipsam et solem expressa cum lemmate

TERRA VETAT
Deficit in solis subtracto lumine luna,
Quod media obscuro pondere TERRA VETAT.
Talia Roma videt patrios repetente penates
Hospite Alexi: virum noscere sponsa nequit.
Terra vetat terris defixaque lumina sponsae,
Ne dium videat, quem tenet ante, virum.

Alexius' Aufenthalt im Vaterhaus bleibt seinen Angehörigen verborgen, was im Bild des Mondes, der sich verfinstert, weil sich die Erdmassen zwischen ihn selbst und die Sonne schieben, mit einem Sinnspruch ausgedrückt wird

DIE ERDE VERBIETET'S
Es verfinstert sich der Mond, dem das Sonnenlicht entzogen worden ist, weil DIE ERDE, die sich mit ihrem dunklen Gewicht dazwischen schiebt, ES IHM VERBIETET. Solches sieht auch Rom, als Alexius als Gast den väterlichen Herd wieder aufsucht: Seine Braut kann ihren Mann nicht erkennen. Die Erde verbietet's der Braut und ihre zur Erde gehefteten Augen, so dass sie ihren heiligen Mann, den sie vor sich hat, nicht sieht.

Würdigung

Hier verfinstert die Erde nicht nur Mond und Braut, sondern beinahe auch den Sinn des Gedichts. Sieht man von solchen Übertreibungen ab, ist Perotti jedoch ein bemerkenswertes Heiligenleben gelungen, das in seiner Konzeption originell, durch die Vielfalt seiner Perspektiven und Ausdrucksformen anregend und vergleichsweise unterhaltsam zu lesen ist.

Heufflers Hartmannvita

Ein ganz andersartiges Heiligenleben, das teilweise in den Bereich der Klostergeschichte hinüberführt, verfasste im Jahr 1609 der junge Neustifter Chorherr Ma-

ximilian Heuffler, der seinem Nachnamen auch die latinisierte Form Aggestor gab (ca. 1583–1623; vgl. Giner 1942, 17): Er schrieb die ursprünglich um 1200 verfasste Vita des Seligen Hartmann (vgl. hier S. 35–37) in 1408 Hexameter um. Die als Cod. 38 des Neustifter Archivs erhaltene Reinschrift besitzt eine durchlaufende Verszählung und enthält neben dem eigentlichen Text noch drei Begleitgedichte: Am Schluss zwei Epigramme oder Kurzelegien auf Reimbert von Säben und seine Frau Christina, die Stifter des Klosters Neustift, sowie auf den Hl. Augustinus, zu Beginn ein Epigramm auf Wappen und Tugenden des Neustifter Propstes Jakob Fischer (reg. 1589–1611). Das Letztgenannte legt es nahe, dass das Werk auf die Initiative Fischers hin verfasst wurde, der sich vermutlich eine zeitgemäße Version der Biographie des Gründungsvaters seines Klosters wünschte.

Inhalt, Aufbau, Quellenfrage

Die Darstellung gliedert sich in zwei durch Seitenumbruch getrennte, aber nicht als eigene Bücher ausgewiesene Teile. Der erste (V. 1–739) erzählt nach dem Proömium Hartmanns Geburt in Passau, seine Erziehung am dortigen Nikolausstift, seine Berufung nach Salzburg durch Bischof Konrad, seine Bestellung zum Propst des Stiftes Chiemsee, seine Übersiedlung nach Klosterneuburg auf Betreiben Leopolds III. und schließlich seine Einsetzung zum Bischof von Brixen sowie den Beginn seines dortigen Wirkens. Der zweite (V. 740–1408) beginnt mit Hartmanns Initiative zur Gründung des Klosters Neustift und führt bis zu seinem Tod. Die Zweiteilung hat in der Urfassung kein Vorbild, doch inhaltlich und hinsichtlich des Gangs der Erzählung bleibt Heuffler ganz in deren Rahmen (vgl. Sparber 1940, 3); oft entspricht ihr sein Bericht bis ins Detail. Da er sich jedoch v.a. im zweiten Teil kürzer fasst als die Originalversion und einen Großteil ihrer dort ausufernden Wundergeschichten weglässt, muss einstweilen offen bleiben, ob er sie selbst oder ihre bislang unedierte Kurzfassung aus dem 15. Jh. (Sparber 1940, 4–5) zur Vorlage genommen hat.

Heiligenvita und Epos

Wie schon angedeutet, versucht Heuffler, eine Heiligenvita, die sprachlich deutlich mittelalterliche Züge trägt, in die moderne Form des Heiligenepos umzugießen. Damit bietet er nach der *Symonis* des Ubertinus Pusculus (vgl. hier S. 71–74) das zweite Tiroler Beispiel für diese seit dem 15. Jh. gepflegte epische Untergattung (Hoffmann 2001, 171–173). Allerdings weist schon die Übernahme von Inhalt und Aufbau der alten Vita darauf hin, dass er nicht den Ehrgeiz hat, aus dem Stoff ein Epos im klassisch-antiken Sinn zu machen, d.h. eine einheitliche Handlung zu gestalten, die auf ein bestimmtes Telos zuläuft und in diesem zur Ruhe kommt (vgl. Aristot. poet. 23).[14] Stattdessen zerfällt die Erzählung wie

14 Hartmanns Aufnahme in den Himmel, auf die im Schlussvers hingewiesen wird, wäre zwar an sich ein solches Telos, doch sie ist so selbstverständlich, dass von ihr zuvor nie die Rede ist, und stiftet somit auch keine Einheit.

in der Vorlage in eine Reihe relativ unverbundener Episoden und bleibt dabei, da Hartmann in diesen – im Gegensatz zur historischen Realität – kaum auf ernstzunehmende äußere oder innere Widerstände trifft, im Einzelnen so spannungsarm wie im Ganzen. Im Zentrum steht stattdessen unangefochten die Gestalt des Seligen selbst, der sich in seinem Handeln immer wieder als exemplarische, vorbildliche Persönlichkeit bewährt. Der Erzähler unterstreicht diesen Schwerpunkt nicht nur durch zahlreiche verallgemeinernd-moralisierende Kommentare, sondern kündigt ihn auch schon im Proömium (V. 1–35) an: Statt an die antiken Archegeten der Gattung anzuknüpfen oder sich Gedanken über die Umsetzung einer Heiligenlegende ins Epos zu machen, betont er dort, er wolle den Geist selbst *(mens ipsa)* und die Tugend *(virtus)* seines Helden porträtieren, wie sie sich in dessen berühmten Taten *(clara facta)* zeigten (V. 21–24). Die epische Überformung des Stoffes manifestiert sich unter diesen Umständen hauptsächlich in der Übernahme des Hexameters samt der an diesen gebundenen Diktion, in zweiter Linie auch in einer ausgeprägten Vorliebe für Gleichnisse und einigen episch kolorierten Szenen. Jene fallen weniger durch ihre Zahl als durch ihren Umfang auf: Sie können sich über mehrere Seiten erstrecken (vgl. z.B. V. 263–298, wo ein strenger Abt als geistlicher Feldherr dargestellt wird). Im zweiten Teil geht ihr Gebrauch stark zurück, vielleicht, weil Heuffler, um ein Gleichgewicht zwischen beiden Teilen herzustellen, seine Vorlage hier wie erwähnt kräftig kürzt. Zwei Beispiele für episierende Szenen bieten die originelle Beschreibung der Havarie eines Donauschiffs, das Hartmann dann durch sein Gebet errettet, im Stil einer Seesturmerzählung (V. 454–506) und die überhöhende Schilderung der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Grafen von Eppan und von Tirol (V. 1325–1367). Viele Möglichkeiten der epischen Erzähl- und Darstellungstechnik, die sich angeboten hätten, werden jedoch beiseite gelassen oder nur sehr beschränkt genutzt: Jenes gilt z.B. für die Götterhandlung und die Rückblende, dieses für die direkte Rede (was u.a. auch zur Folge hat, dass die Charaktere der handelnden Personen meist blass bleiben).

Heuffler als Erzähler

Trotzdem erweist Heuffler sich stellenweise durchaus als begabter Erzähler, der es versteht, dem Leser inneres wie äußeres Geschehen anschaulich, mitunter sogar packend vor Augen zu führen. Gute Beispiele für solche Passagen bieten etwa die erwähnte Schiffbruchschilderung sowie eine lange Wundererzählung gegen Schluss (V. 1073–1243), die auch deshalb bemerkenswert ist, weil Hartmann in ihr zum ersten und einzigen Mal menschliche Schwäche zeigt. Er lässt sich durch das Geschenk eines kostbaren Kelchs dazu bestechen, in das kirchliche Begräbnis eines im Zustand der Exkommunikation Verstorbenen einzuwilligen, und wird deshalb von Höllenflammen gepeinigt (V. 1189–1199):

Extemplo recipit se lecto mollia linquens
Strata thori, gradibus semet currentibus infert,
Qua per reclusas placide meat aura fenestras.
Nil iuvat aura, nihil ventus, captare levamen
Vis vetat […]
Quid faceret, quanam re forte incendia et ignes
Sedaret, quaenam capienda medela doloris?
Mens suspensa iacet, partes variatur in omnes […]

Sofort springt er aus dem Bett und verlässt das weiche Lager der Matratze, eilt im Laufschritt dorthin, wo durch die offenen Fenster sanft frische Luft hereinströmt. Nichts hilft die Luft, nichts der Wind – Erleichterung zu erhaschen verbietet ihm höhere Gewalt […]. Was sollte er tun, wodurch vielleicht Brände und Feuer besänftigen, welches Heilmittel für seinen Schmerz ergreifen? Sein Geist ist im Ungewissen, wendet sich überall hin […]

Erst als Hartmann sein Vergehen bereut und wieder gut macht, lassen seine Qualen nach.

Einleitungsgedicht

Schließlich sei noch auf ein Einleitungsgedicht zu einem längeren Werk hingewiesen, das insofern aus dem üblichen Rahmen solcher Stücke fällt, als es nicht in erster Linie dem Lob des Autors oder seines Gegenstandes dient, sondern über *raison d'être*, Entstehungsgeschichte und Inhalt des Werks informiert. Jakob Schrenck von Notzing stellt seiner Geschichte des Deutschen Ordens (vgl. hier S. 491) 50 Hexameter *Ad lectorem* („An den Leser"; Bl. III^{r}–IIII^{v}) voran. Er geht in ihnen kurz auf die Anfänge des Ordens während des Dritten Kreuzzugs ein, spricht von seiner Vertreibung aus dem Heiligen Land, der Verlagerung seines Schwergewichts nach Deutschland und seinem Niedergang in der Reformationszeit und gibt zum Schluss an, sein Werk auf Befehl Maximilian des Deutschmeisters verfasst zu haben. Eingelagert sind Bemerkungen zur schwierigen Quellenlage und eine Rechtfertigung der Themenwahl mit dem Hinweis, die beiden anderen Ritterorden, Templer und Johanniter, seien schon hinreichend erforscht. Auffällig ist, dass die Ostkolonisation und der Ordensstaat nicht erwähnt werden. Der Text ist, anders als man es sich von einer solchen Einleitung wünschen würde, streckenweise sehr voraussetzungsreich und wird nur dem voll verständlich, der die folgende Darstellung bereits kennt.

Leopold und Claudia: Beitrag Roveretos

Die aus panegyrischer Sicht wichtigsten Ereignisse der Epoche waren zweifellos die Ende April 1626 in Innsbruck gefeierte Hochzeit zwischen Erzherzog Leopold und Claudia de' Medici und die Geburt ihres Sohnes Ferdinand Karl zwei Jahre später (vgl. Weiss 2004, 73–81, 88–90). Zur Hochzeit steuerte zunächst ein anonymer Autor im Namen der Stadt Rovereto einen Band mit dem Titel *Parallela serenissimorum principum lumina* („Einander entsprechende Lichter durch-

lauchtigster Fürsten“ ; Rovereto 1626) bei. Das bemerkenswerte, schon im Wortlaut des Titels und in der Einleitungsepistel (Bl. 2^{r}–3^{r}) angedeutete Konzept des Bandes ist von Plutarchs *Parallelviten* inspiriert, die jeweils einer bedeutenden Gestalt aus der griechischen eine ihr entsprechende aus der römischen Geschichte gegenüberstellen. Allerdings bemühen sich die *Parallela lumina* im Gegensatz zu Plutarch nicht ernsthaft darum, ihre Persönlichkeiten zueinander in Beziehung zu setzen, und verzichten auch auf deren abschließenden Vergleich. Sie präsentieren einfach in chronologischer Reihenfolge zunächst drei berühmte Mitglieder des Hauses Habsburg, nämlich Maximilian I. (Bl. 4^{r}–7^{r}), Karl V. (Bl. 7^{r}–9^{v}) und Ferdinand II. (Bl. 10^{r}–13^{r}), danach mit Leo X. (Bl. 13^{r}–16^{r}), Clemens VII. (Bl. 16^{v}–17^{r}) und Pius IV. (Bl. 17^{r}–20^{r}) drei wichtige Medici. Die Bedeutung der Familien von Bräutigam und Braut und die Tragweite der Hochzeit selbst werden so durch drei Kaiser bzw. Päpste unterstrichen. Das Metrum ist in der Regel der Hexameter, nur das Gedicht auf Clemens VII. steht in einem horazischen Maß, dem Alcaicum, wohl weil es dieser Papst war, der erstmals das Hymnar der katholischen Kirche in klassische, v.a. horazische Maße umschreiben ließ (Moss 1986, 374). Das Lat. ist dicht und nicht immer leicht verständlich. In allen Fällen gibt sich der Dichter Mühe, das Lob des jeweiligen Ahnen mit der Situation der Hochzeit zu verknüpfen: Karl V. erscheint vor dem geistigen Auge des mit der Organisation der Feierlichkeiten beschäftigten Amor. Der Rahmen des Gedichts über Ferdinand II., dessen Mittelteil seine Kriegstaten ausfüllen, ist seiner Beziehung zu seinem Bruder Leopold, dem Bräutigam, gewidmet. Clemens VII. und Pius IV. werden vom Dichter in eigener Person zur Hochzeit herbeigerufen. Maximilian entsteigt gar, als er den Hochzeitslärm vernimmt, seinem – in Wirklichkeit leeren – Grab in der Innsbrucker Hofkirche, zieht dem Paar umgeben von seinen Gefolgsleuten auf einem Prunkwagen entgegen und wünscht diesem, das sich vor ihm niederwirft, alles Gute*: Ut propius nomen LEOPOLDI contigit aures / INDUPERATORIS, disclusa protinus urna / Progreditur passuque gravi vultuque sereno* […] (Bl. 4^{v}; „Als der Name LEOPOLDS aus größerer Nähe an die Ohren des KAISERS drang, öffnete er sogleich sein Grab und trat mit würdigem Schritt und heiterem Antlitz hervor […]“). Ein Gegenstück hierzu – gleichzeitig die einzige auffällige Parallele zwischen zwei einander entsprechenden Gedichten der beiden Hälften – bildet der Auszug Leos X. mit einem Gefolge von Eroten aus seinem Grab in Rom. In allen sechs Gedichten impliziert die Verbindung eines Herrschers mit der Hochzeitsthematik generisch eine zwischen Epithalamium und Herrscherlob angesiedelte Mischform. Am nächsten kommt einem Epithalamium im eigentlichen Sinne dabei das Schlussgedicht mit seiner ausführlichen Beschreibung der Festfreude samt mythologischem Personal (Hymenaeus, Eroten) und den abschließenden guten Wünschen an das Brautpaar.

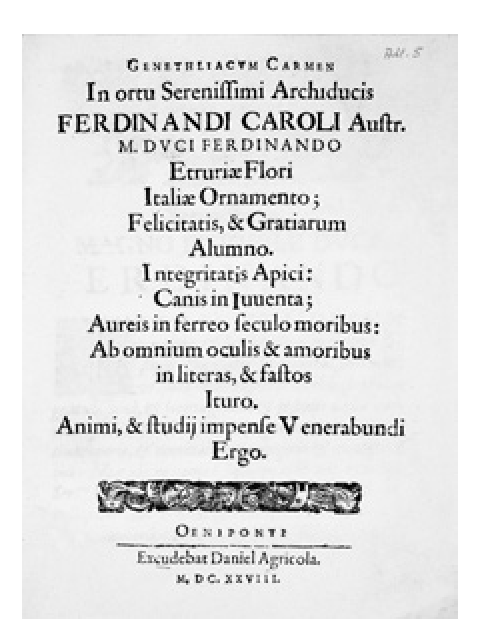
Zum selben Anlass veröffentlichten auch der Doktor beider Rechte Claudius Mauretus und der Magister der Künste und der Philosophie Guilielmus Verpffe de Vandia in Innsbruck eine kleine Sammlung panegyrischer Gelegenheitskompositionen unter dem Titel *In nuptiis celeberrimis serenissimae Claudiae* („Anlässlich der hochberühmten Hochzeit der durchlauchtigsten Claudia"; vgl. Tilg 2005a, 18–20 mit Textbeispielen). Da sie nur Claudia im Titel trägt und ihre Aufmerksamkeit zum größten Teil dieser zuwendet, ist anzunehmen, dass die sonst unbekannten Autoren zu ihrem Gefolge gehörten. Das Büchlein gliedert sich in drei Teile. Der erste ([3]–[5]) umfasst drei Ellogia von Mauretus, die sich durch den häufigen Einsatz des Homoioteleuton auszeichnen und sich stellenweise wie regelrechte Reimprosa lesen. Es folgen ([6]–[8]) vier kürzere Stücke in Distichen und Hexametern; das letzte, das einzige, das von Verpffe stammt, basiert ganz auf dem Spiel mit Claudias Namen, der anzeige, dass sie alle möglichen Vorzüge in sich „schließe" (*claudere*). Eine Vorliebe für Klangfiguren und Wortspiele kennzeichnet übrigens generell das barocke Lat. der Sammlung. Den Schlussteil bilden zwei Epithalamien. Das erste, von Verpffe, steht in Hexametern und stellt sich mit seiner (allerdings nicht besonders detailliert ausgeführten) Götterhandlung in die auf Stat. silv. 1,2 zurückgehende Traditionslinie dieser Gattung. Das zweite, von Mauretus, gibt sich durch seine Gliederung in Strophen aus vier Glykoneen und einem abschließenden Pherekrateus als Imitation von Catulls Hochzeitslied carm. 61 zu erkennen.

Sammlung von Mauretus und Verpffe

Als am 17. 5. 1628 Leopolds und Claudias Sohn Ferdinand Karl geboren wurde, erschien in Innsbruck ein anonymes *Genethliacum carmen in ortu* […] *Ferdinandi Caroli* („Geburtstagsgedicht zur Geburt […] Ferdinand Karls"). Vollständiger Titel und Widmungsadresse ([1]–[4]) eignen den Band Ferdinando II. de' Medici zu, der als Ferdinand Karls Taufpate fungierte (vgl. Abb. 56, 57). Der Inhalt des rund 540 Hexameter umfassenden Gedichts lässt sich etwa folgendermaßen paraphrasieren:

anonymes Genethliacon

Die Gebete des Dichters um einen Thronfolger sind erhört worden, und er will sich dafür bei den himmlischen Mächten mit einem Gedicht bedanken. Allenthalben herrscht nun Feststimmung, am meisten aber in Tirol ([5]–[7]). Die Landesgöttin hatte sich zuvor bitter darüber beklagt, dass sie unter Fremdherrschaft dahinsiechen musste ([7]–[9]). Da erschien ihr Schutzengel und tröstete sie: Er habe bereits die Geburt eines künftigen Landesherren in die Wege geleitet ([9]–[11]). Da ist das Kind auch schon geboren und ganz Tirol, selbst die Natur, bricht in Jubel aus ([11]–[12]). Auch der Hof freut sich natürlich, und zwei Hofdamen, Jula und Violantis, lassen sich zu einem Stickwettkampf inspirieren, dessen Resultate ausführlich geschildert werden: Jula bestickt einen Gürtel mit Szenen, die Leopold und Claudia auf der Jagd zeigen ([12]–[15]); Violantis schmückt ein Tuch mit den Festlichkeiten in Florenz, dem Zug der Braut nach Tirol und ihrem Empfang in Innsbruck ([15]–[19]). Anschließend wird noch die Wiege des kleinen Prinzen beschrieben



GENETHLIACUM CARMEN
In ortu Serenissimi Archiducis
FERDINANDI CAROLI Austr.
M. DVCI FERDINANDO
Etruriæ Flori
Italiæ Ornamento;
Felicitatis, & Gratiarum
Alumno.
Integritatis Apici:
Canis in Iuuenta;
Aureis in ferreo seculo moribus:
Ab omnium oculis & amoribus
in literas, & fastos
Ituro.
Animi, & studij impense Venerabundi
Ergo.

OENIPONTI
Excudebat Daniel Agricola.
M. DC. XXVIII.



Serenissimo
MAGNO ETRVRIÆ DVCI
FERDINANDO

ISTHÆC TVA, DVCVM maxime, & florentissime, in summo fastigio singularis humanitas hortatur; vt quod meus in publica orbis christiani gratulatione, & lætitia gratus & gestiens ardor carmen effudit, ipsi tibi offeram magno paruum, æstimatione operis, & tenuitatis meæ, ingenii & excelsitatis tuæ: Non abs re tamen, quippe cui, non vna cum Ser.^mo Infante, nec parua est, amoris, & sanguinis necessitudo. An frustra sperem opitularem excelsam istam manum infantiæ meæ, quam sibi in regia, lustrali

Abb. 56, 57: Titelblatt und Widmungsschreiben eines anonymen Gratulationsgedichts zur Geburt Ferdindand Karls 1628.

([19]–[21]), danach wendet sich der Erzähler seiner künftigen Erziehung und seinen Taten als Herrscher zu ([21]–[24]). Den Abschluss bildet eine Anrede an den eben einschlafenden Knaben ([24]).

Charakterisierung und Würdigung

Das Genethliacon ist als durchaus geglückt zu bezeichnen. Seine Themen und Motive sind alle überkommen, werden aber sinnvoll dem Anlass angepasst. So adaptiert z.B. der Stickwettkampf den Webewettstreit zwischen Athene und Arachne bei Ovid (met. 6,1–145), doch passend zum freudigen Ereignis der Hochzeit gibt es keine Verliererin und keine bestrafte Hybris: Beide Bilder werden vom Erzähler gleichermaßen gelobt. Sie ergänzen sich insofern, als das eine das Innsbrucker Hofleben, das andere die Feiern in Florenz schildert; das zweite Bild rollt zudem die Vorgeschichte der Geburt auf. Durch ihre zentrale Position erinnert diese umfangreiche Doppelekphrasis darüber hinaus an die berühmte Bettdecke mit dem Ariadnemythos aus Cat. 64 und verleiht dem Gedicht eine Art Axialsymmetrie: Zu ihren beiden Seiten kontrastieren die vergangenen Klagen der Tyrolis über ihr Elend mit der künftigen Herrlichkeit Ferdinand Karls (deren Beschreibung ungefähr dem biographischen Schema des rhetorischen Personenenkomions folgt), während Anfang und Schluss der glücklichen Gegenwart selbst gewidmet sind. Insgesamt entsteht

so ein buntes, aber durchaus strukturiertes Panorama der Ereignisse um die Geburt des Thronfolgers, das alle drei Zeitstufen durchläuft und (trotz seiner Widmung an einen de' Medici) beide involvierten Familien und ihre Herkunftsorte ausgewogen berücksichtigt. Nicht zuletzt steht das Gedicht auch sprachlich auf hohem Niveau. Sein Autor schreibt dichte, prunkvolle Hexameter und zieht dabei je nach Thematik ganz verschiedene Register. So charakterisiert er beispielsweise die Arbeit der Stickerinnen mit geschliffener Präzision: *Celeri cursu micat atque recursu / Punctim acus ac figit pretioso vulnere telam* ([13]; „In schnellem Lauf hin und zurück blitzt Stich für Stich die Nadel auf und durchbohrt mit kostbarer Wunde den Stoff"). Die Anrede an den einschlafenden Prinzen erweckt dagegen den Eindruck echter Zärtlichkeit: *Gemmeus in somnum sed iam connivet ocellus, / In somnum aspirant aurae: bellissime dormi / Pupule* […] ([24]; „Doch schon schließt sich das Juwel seines Auges, zum Schlaf fächeln die Lüfte ihm zu: Schlaf, schönstes Knäblein […]").

Appendix: Genethliacon für Maria Eleonora

Als Appendix enthält der Band noch ein zweites, nur knapp ein Drittel so langes Genethliacon, das die Geburt Maria Eleonoras (1627–1629; vgl. Weiss 2004, 82–84) im Vorjahr besingt. Bemerkenswert ist die Offenheit, mit der es zu Beginn auf die Enttäuschung eingeht, welche die Geburt einer Tochter statt des ersehnten Thronfolgers offenbar hervorgerufen hat. Diese wird zunächst mit Hilfe des Topos „Alles Große entwickelt sich aus kleinen Anfängen" bekämpft ([25]–[27]) – wobei die Konklusion, die Geburt eines Sohnes sei so gut wie sicher, den Dichter im Nachhinein als echten, prophetischen *vates* erweist –, dann unter Verweis auf die Nützlichkeit von Frauen unter dynastischen Gesichtspunkten. Erst im abschließenden Teil ([27]–[31]) wendet sich der Sprecher wie im ersten Gedicht dem Kind selbst zu, das wieder einerseits als süßes Baby geschildert, andererseits unter dem Gesichtspunkt seiner künftigen Entwicklung (Schönheit, Tugend, Möglichkeiten der Verheiratung, Vorbilder unter den Vorfahren) betrachtet wird.

Jesuiten zum selben Anlass

Geburt und Taufe Ferdinand Karls riefen auch die Innsbrucker Jesuiten auf den Plan, die mit dem gut 120 Hexameter umfassenden Genethliacon *Ferdinando Carolo* […] *nato et renato* („Für Ferdinand Karl […] zu seiner Geburt und Taufe") gratulierten. Die Gratulation ist in die geläufige Form einer Traumerzählung gekleidet: Der anonyme Dichter schläft am Vorabend der Geburt ein und sieht sich auf den Parnass versetzt, wo eine Reihe berühmter Habsburger versammelt ist. Karl V. erklärt Rudolf I. und den anderen Majestäten, bald werde in Innsbruck ein neuer großer Habsburger geboren werden, der seinen, Karls, Namen tragen und ihm auch in seinen Taten und Tugenden nacheifern werde. Die Formulierungen sind in diesem Teil öfters Vergils vierter Ekloge entlehnt, die ja ebenfalls von der Geburt eines wunderbaren Kindes handelt, inhaltlich finden sich, v.a. in der Betonung der fürstlichen *clementia* („Milde"), Elemente eines Fürstenspiegels. Karls Rede wird mit begeistertem Applaus aufgenommen. Der Dichter erwacht von dem Lärm und

merkt, dass tatsächlich bereits laute Festlichkeiten zur Geburt Ferdinand Karls im Gang sind. Mit einer Anrede an Vater und Sohn schließt das Genethliacon. Bemerkenswerter als das Gedicht selbst ist indes seine äußere Gestalt: Der Innsbrucker Drucker Daniel Agricola hat das einzige erhaltene Exemplar (TLMF, Dip. 1370/5) auf ein großes Stück Seide gedruckt. Möglicherweise wurden es und allfällige weitere Exemplare dem Landesfürsten und anderen hochrangigen Persönlichkeiten bei den Tauffeierlichkeiten als Geschenk überreicht.

Martin, *Ehrengedicht* für Sigmund Franz

Last not least ist unter der Panegyrik für Tiroler Habsburger ein 1659 in Innsbruck gedrucktes *Ehrengedicht* zu nennen, das Johann Martin, bekannter unter seinem späteren Ordensnamen Laurentius von Schnüffis,[15] 1659 anlässlich der Rückkehr von Erzherzog Sigmund Franz aus Wien verfasste, wo Leopold I. diesem vergeblich die Statthalterschaft der Niederlande angetragen hatte. Es ist eines der ganz wenigen als Lieder konzipierten Gedichte, zu denen sich auch die Noten erhalten haben.

Biographie

Martin wurde 1633 in Schnifis (Vorarlberg) geboren, besuchte wahrscheinlich die Lateinschule in Hohenems und schrieb sich danach an der Universität Salzburg ein. Dort dürfte er sich 1656 der Wanderbühne des Joris Joliphous angeschlossen haben, mit der er in der Folge Österreich bereiste. Nach einem Gastspiel in Innsbruck trennten sich die deutschen Mitglieder dieser Truppe von ihren englischen Kollegen und gründeten eine eigene Bühne, mit der sie zwei Jahre lang Gastspiele im deutschen Sprachraum gaben, ehe sie 1659 wieder in Innsbruck von Erzherzog Ferdinand Karl ein Dauerengagement als Hofschauspieler erhielten. Martin bezog jedoch trotz der Sonderstellung, die er als Dichter genossen zu haben scheint, nur ein dürftiges Gehalt. Diese und andere Misslichkeiten bewogen ihn 1662, Innsbruck zu verlassen, um in das Kapuzinerkloster Zug einzutreten. Im Jahr 1668 übersiedelte er dann nach Konstanz, wo er 1702 verstarb.

Entstehungsumstände

Das *Ehrengedicht*, das einzige erhaltene Werk aus Martins weltlicher Zeit, gilt gemeinhin als Auftragswerk für den Innsbrucker Hof. Das Vertrauen, das sich in diesem Auftrag ausspreche, wird gerne als Hinweis auf das hohe Ansehen gewertet, das Martin genossen habe (Thurnher 1960, XVII–XVIII; Gstach 2003, 266). Dem widerspricht allerdings dessen schon angedeutete Frustration über seine schlechte Behandlung in Innsbruck. Wahrscheinlicher ist es deshalb, dass er von sich aus tätig wurde, um die Gunst des Erzherzogs zu erwerben oder den Hofstaat auf seine Fähigkeiten aufmerksam zu machen (Senn 1954, 279).

Inhalt, Form

Inhaltlich ist das *Ehrengedicht* eine Allegorie, die Tirol als glückliche Sommerlandschaft mit Vögeln, Bächlein, Blumen und fleißigen Arbeitsbienen (dem Volk) darstellt, über der nun die Sonne in Gestalt des Erzherzogs aufgeht, um nie mehr un-

15 Vgl. zu Person und Werk Thurnher 1949 und 1960 sowie Gstach 1983 und 2003.
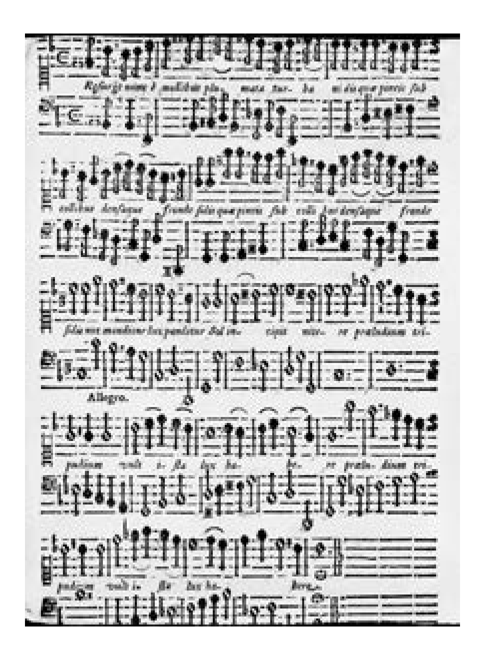


Abb. 58: Notensatz zur ersten Strophe des *Ehrengedichts* von Johann Martin, Innsbruck 1659.

terzugehen.[16] In sprachlicher Hinsicht handelt es sich um ein lat.-deutsches Mischgedicht: Auf jede der sieben lat. Strophen folgt eine metrisch genau entsprechende, inhaltlich freie Übersetzung (vgl. später etwa den *Helicon Oenipontanus*, hier S. 620–621). Die Strophen selbst bestehen jeweils aus acht Versen: quantitierende akatalektische und katalektische jambische Dimeter wechseln sich ab, das Reimschema ist *ababcddcee* (wobei *dd* und *ee* Binnenreime in den Versen 6 und 8 bezeichnen).

Vertonung

Die Vertonung wird im Druck anhand der ersten Strophe exemplifiziert (Abb. 58). Sie steht in F-Dur und weist eine Sopran- und eine Bassstimme auf. In rhythmischer Hinsicht gliedert sich der Satz in zwei gleich lange Teile: Der erste steht im 4/4-Takt, der zweite, ein Allegro, wechselt in einen schnellen Dreier-Rhythmus, wobei das Mensurzeichen „3“ auf ein diminuiertes Tempo im Sinne eines *alla breve* verweist. Trotzdem ist die Phrasierung so angelegt, dass sich das jambische Versmaß leicht heraushören lässt.

Aufführung

Unklar bleibt leider, wie das Lied zur Aufführung gelangt ist. Der Wechsel zwischen lat. und deutschen Strophen lässt auf alle Fälle einen Wechselgesang plausibel erscheinen, doch ob dieser zwischen zwei Chören (Thurnher 1949, 114) oder zwischen einem Chor und dem Dichter-Komponisten selbst stattfand (Gstach 2003, 269), ist nicht mehr zu eruieren.

weitere Habsburgpanegyrik

Während mit den *Carmina serenissimo principi Maximiliano archiduci Austriae dicata* („Dem durchlauchtigsten Fürsten Maximilian [dem Deutschmeister], Erzherzog von Österreich, gewidmete Gedichte“; Innsbruck 1606) eine panegyrische Sammlung für einen früheren Tiroler Landesherrn als verschollen gelten muss, haben sich zwei einschlägige Texte auf andere Habsburger erhalten. Der eine, die *Ecloga* des Biagio Aliprandi, wird aus darstellungstechnischen Gründen weiter unten besprochen werden. Der andere entstand anlässlich der Reise Maria Annas (1634–1696) und ihres Bruders Ferdinand IV. (1633–1654) von Wien nach Mad-

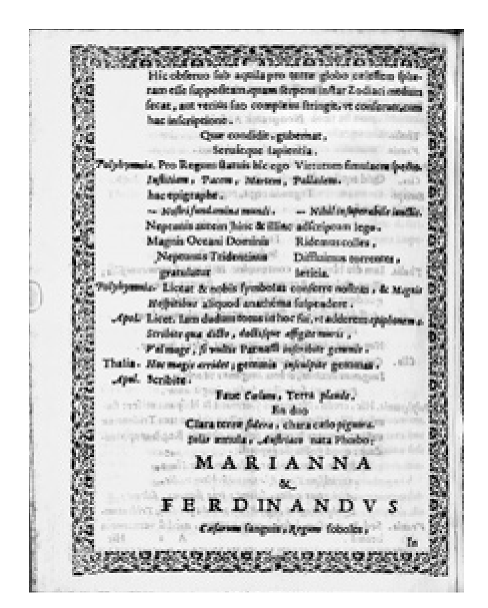
16 Ähnlichen Inhalts ist auch das noch folgende Gedicht in deutschen Alexandrinern mit dem Akrostichon SIGISMUND FRANCISC ERZHERZOG ZU ÖSTERREICH, mit dem der Druck schließt.

rid, wo Maria Anna mit ihrem verwitweten Onkel Philipp IV. verheiratet werden sollte. Als die kaiserlichen Geschwister im Dezember 1648 Trient durchzogen, verfasste das dortige Jesuitenkolleg ihnen zu Ehren einen prosimetrischen *Plausus Apollineus* („Apollinischen Beifall"), der noch im selben Jahr in Trient erschien.

Nach einem kurzen Widmungsbrief ([3]) besingt zunächst Apollo alleine den frohen Anlass, holt aber bald zu seiner Unterstützung die Musen herbei, die alle neun erscheinen ([4]–[6]). Er erklärt ihnen, wozu er sie herzitiert hat, und schickt einige von ihnen zur – wohl wegen des Fortgangs Maria Annas – trauernden Austria, um diese zu trösten ([6]–[7]). Mit den restlichen will er nach Kräften versuchen, dem freudigen Ereignis gerecht zu werden. Man unterhält sich über die Festvorbereitungen, zu denen u.a. Trients Stadtgott Neptun angereist kommt ([7]–[10]), und bestaunt dann insbesondere die Triumphpforte, die dem Geschwisterpaar errichtet worden ist ([10]–[12]). Als Ergänzung zu deren Inschriften diktiert der Dichtergott den Musen drei Ellogia auf Maria Anna und Ferdinand sowie zwei Anagramme aus ihren Namen ([12]–[17]). Schließlich kehren die zu Austria gesandten Musen zurück und bringen von ihr (die selbst offenbar nicht besonders trostbedürftig war) ein Trostschreiben an Philipp mit, das insbesondere Maria Annas Vorzüge rühmt. Apollo und die Musen kehren heim, um weitere Dichter zu Werken auf die Geschwister zu inspirieren ([17]–[18]).

historische Quelle und formales Experiment

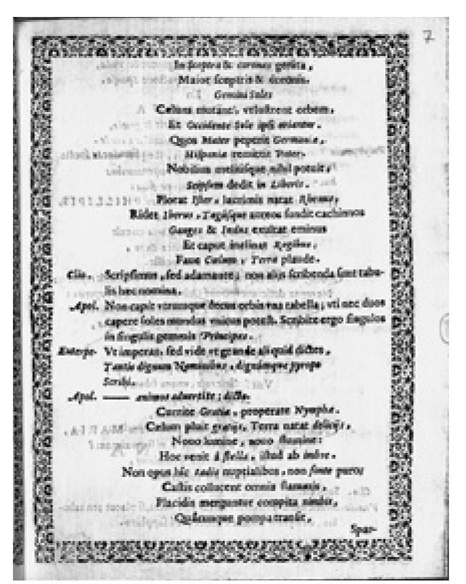
Panegyrische Aussage und Motivik des Werks sind weitgehend topisch, wenn auch (etwa in dem Übergewicht, das Maria Anna über ihren Bruder eingeräumt wird) dem Anlass gut angepasst, und bieten vom einleitenden Vergleich der Geschwister mit Sonne und Mond über die Götterhandlung (Neptun) bis zum abschließenden Preis Maria Annas kaum Überraschungen. Bemerkenswert ist das Opus dagegen einerseits inhaltlich durch seine Beschreibung der Triumphpforte, nach der man diese fast rekonstruieren könnte und die es zu einer interessanten Quelle für den sonst kaum dokumentierten Empfang der Geschwister in Trient macht, andererseits v.a. durch seine Form. Was diese angeht, nimmt es in manchem spätere panegyrische Werke aus der Zeit um 1700 vorweg: Das Personal, Apollo und die Musen, sowie das Prosimetron begegnen im ebenfalls anlässlich des Durchzugs einer Prinzessin auf dem Weg zu ihrer Hochzeit verfassten *Helicon Oenipontanus* (vgl. hier S. 620) wieder, das Prosimetron allein auch in zwei menippeischen Satiren der Innsbrucker und – wie hier – der Trientner Jesuiten (vgl. hier S. 629). Dem *Plausus Apollineus* eigen ist gegenüber diesen Werken neben der rein dramatischen Darstellungsform insbesondere die Behandlung der nichtprosaischen Partien. Was die Vielfalt der klassischen Metren betrifft, ist er seinen Nachfolgern allerdings unterlegen: Es begegnen nur Hexameter, Distichen und ([16]–[17]) jambische Dimeter. Dafür finden sich akzentrhythmische und z.T. gereimte Verse, die Inschriften der Triumphpforte sowie die Ellogia, sonst



Que condidit, gubernat,
Seruatque sapientia.

Fave Cœlum, Terra plaude.

MARIANNA
&
FERDINANDVS



Fave Cœlum, Terra plaude.

Abb. 59, 60: Ausschnitt aus dem *Plausus Apollineus* des Jesuitenkollegs Trient.

meist nur nach rhetorischen Kola abgeteilte Prosa, enthalten viele rhythmisierte Zeilen vom Typ *Fave coelum*, *terra plaude* ([12]; „Gunst gib, Himmel, Erde klatsche!“) und selbst in den eigentlichen Prosapartien klingen immer wieder Hexameter an. Wie sehr diese Formen auf kleinstem Raum miteinander verzahnt sein können, zeigt etwa folgende Aussage der Kalliope über die zu Feiernden, die aus einem Hexameter, einer hexametrisch beginnenden Zeile und zwei daktylischen Trimetern besteht ([6]):

Cernimus attonitae geminum iubar ire per auras,
  Non secus ac quondam Latonae liberos,
    aurea caeli *sidera*,
    inclyta terrae *Numina*.

Doppelter Glanz, so sehen wir bestürzt, durchschreitet die Lüfte,
  ganz genauso wie einst Latonas Kinder,
    himmlische goldene *Sterne*,
    ruhmreiche *Götter* auf Erden!

Auch das Druckbild gibt diese Durchmischung der Formen wieder, ja überhöht sie noch durch seine eigenwillige bis irreführende Verteilung von Normal- und Kursivdruck (vgl. das eben vorgeführte Beispiel und Abb. 59, 60). Prosa, quantitierender

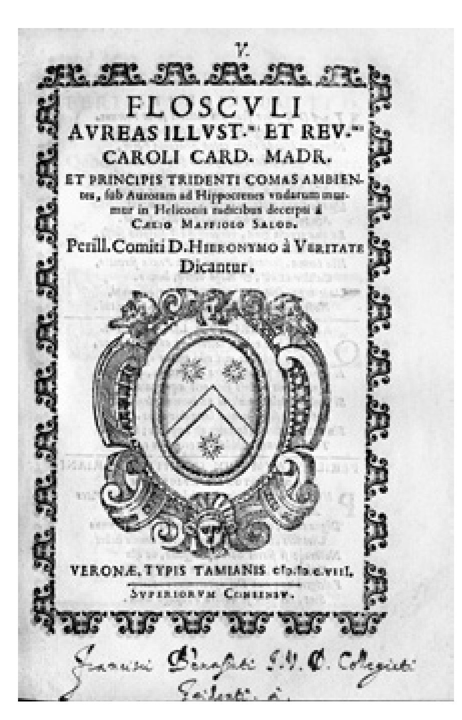
und akzentuierender Vers durchdringen sich hier in einer Weise, zu der zumindest die Tiroler Latinität kein Gegenstück kennt.

Madruzzo-panegyrik: Maffiolus, *Flosculi*

Wie in der vorhergehenden Epoche profilieren sich auch in der vorliegenden die Trientner Fürstbischöfe aus dem Geschlecht der Madruzzo als nach den Habsburgern zweitwichtigste Abnehmer panegyrischer Dichtung. Im Jahr 1608 publizierte ein sonst nicht weiter bekannter Caelius Maffiolus aus Salò am Gardasee in Verona *Flosculi* […] *Caroli cardinalis Madrutii* […] *comas ambientes* („Blüten, die […] das Haar des Kardinals Carlo [Gaudenzio] Madruzzo […] umschlingen") und widmete sie dem adeligen Veroneser Literaten Girolamo Verità (vgl. Carlini 1905), der ihn bei dem Gefeierten eingeführt hatte. Es handelt sich um eine 33 Seiten starke Sammlung von insgesamt 55 panegyrischen Gedichten und Gedichtlein, großteils in elegischen Distichen, aber auch in Hexametern, Hendekasyllabi, horazischen Maßen und Hinkjamben. Einige Stücke sind absichtsvoll an ihrer Stelle platziert und verleihen dem Buch dadurch eine gewisse Struktur. Den Anfang macht eine Reihe einleitender Gedichte: drei Epigramme an das Buch, den kritischen Leser und (von einem Grafen Raymundus Turrianus) an den Autor selbst (2), drei längere Stücke an Verità (3–5), darunter eine Beschreibung und platonisierende Deutung seines auf dem Titelblatt abgebildeten Wappens (vgl. Abb. 61), und eine Einführung des *libellus* bei Carlo Gaudenzio (6–7). Das Herzstück der Sammlung bilden aufgrund ihrer Länge, gattungsmäßigen Dignität und symmetrischen Anordnung vor, in und nach der Buchmitte drei Oden. Die erste (12–13) steht, an Hor. carm. 1,1 anknüpfend, im ersten asklepiadeischen Maß und preist Carlos Qualitäten als Herrscher von Trient. Die mittlere und längste (17–20), im klassischen Epodenmaß aus jambischem Tri- und Dimeter (aber, wie in dieser Zeit nicht unüblich, trotzdem mit *Ode* betitelt),[17] vergleicht seine Hilfe gegen Ungerechtigkeit mit Sonnenschein nach Regen. Die dritte (24–26) lobt in alkäischen Strophen seine konservative Gesetzgebung.[18] Bei den restlichen Gedichten handelt es sich v.a. um Epigramme, welche diverse Tugenden des Kardinals preisen und die Dankbarkeit des Dichters ventilieren. Unter ihnen ist etwa noch ein dunkles Rätselgedicht auf Carlos Vornamen (28) hervorzuheben, weiters eine Reihe ana-

17 Poetische Theorie und Praxis der Zeit scheiden oft nicht zwischen Oden und Epoden, da man den Titel von Horaz' Epodenbuch fälschlich als „Gedichte nach den Oden" verstand und es deshalb als eine Art Appendix zu diesen auffasste. In dieser Haltung sah man sich bestärkt einerseits durch die Reihenfolge der Handschriften und Ausgaben, andererseits durch Servius' der Frühen Neuzeit durch die populären metrischen Handbücher Niccolò Perottis vermittelte Schrift *De metris Horatianis* („Über die Metren des Horaz"), welche die Oden- und Epodenmaße bespricht, ohne zwischen ihnen zu differenzieren; vgl. Schäfer 1976, 21, 117, 261; Leonhardt 1989, 160–164.

18 Costa 1977, 165 zitiert verschiedene Gesetze Carlo Gaudenzios, allerdings nur solche aus den Jahren 1609–1625.


V.

FLOSCVLI
AVREAS ILLVST.mi ET REV.mi
CAROLI CARD. MADR.
ET PRINCIPIS TRIDENTI COMAS AMBIENTES, sub Auroram ad Hippocrenes undarum murmur in Heliconis radicibus decerpti à
CAELIO MAFFIOLO SALOD.
Perill. Comiti D. HIERONYMO à VERITATE
Dicantur.

VERONAE, TYPIS TAMIANIS clↄ.Iↄ.c.viii.

SVPERIORVM CONSENSV.

Abb. 61: Titelblatt der *Flosculi* […] *Caroli cardinalis Madrutii* […] *comas ambientes* des Caelius Maffiolus, Verona 1608.

grammatischer Stücke (7, 15, 20, 23, 32), die aus CAROLUS oder MADRUTIUS durch Umstellung Phrasen wie *SOL CURA* („Sonne, trag Sorge") oder *ITUR AD ORACULUM* („man geht zum Orakel") gewinnen und diese auf mehr oder weniger überzeugende Weise in Epigramme einbauen.

jesuitische Panegyrik für Carlo Emanuele

Ende Oktober und Anfang November 1626 empfing Carlo Emanuele Madruzzo, der schon seit einigen Jahren als Nachfolger seines Onkels Carlo Gaudenzio feststand, in Trient die Priesterweihe, feierte seine Primiz und wurde zum Titularbischof von Aureliopolis in Lydien ernannt (Costa 1977, 166). Anlässlich dieser Ereignisse, die faktisch seinen Amtsantritt als Fürstbischof markiert zu haben scheinen, brachten ihm die Trientner Jesuiten einen Band Panegyrik dar, dessen Konzeption etwas vom sonst Üblichen abweicht: Weder handelt es sich um eine reine Gedichtsammlung, noch sind die enthaltenen Gedichte nur schmückendes Beiwerk zu einer Preisrede; vielmehr stehen sich nach Titel und Widmungsschreiben ([1]–[4]) eine Rede ([5]–[21]; vgl. hier S. 470) und ein poetisches Florilegium ([22]–[55]) als gleichwertige Bestandteile gegenüber. Vermutlich wollte der erst im Vorjahr mit der Leitung des Trientner Gymnasiums betraute Orden (Costa 1977, 165) Carlo Emanuele seine Kompetenzen und die bereits erzielten didaktischen Erfolge möglichst umfassend vor Augen führen. Zu dieser Annahme passt der Umstand, dass bei der Gedichtsammlung im Schlussgedicht ([55]) betont wird, sie sei von den Schülern verfasst, und dass diese als Autoren der einzelnen Gedichte meist namentlich genannt werden. In dieser Hinsicht lässt sich die Sammlung eng an die zu Beginn dieses Kapitels besprochene jesuitische Schuldichtung anschließen, allerdings mit dem einen Vorbehalt, dass hier die Schüler wohl tatkräftig von ihren Lehrern unterstützt wurden.

Gedichtsammlung: erster Teil

Die Sammlung gliedert sich ihrerseits in zwei Teile. Der erste besteht nach einem schwierigen Rätselepigramm, dessen weggelassene Buchstaben vom Leser zu ergänzen wären (das erste Distichon lautet z.B. *Perv n iuv nis S lym Aem th re / E*

iens e o as a ius a es), aus einer längeren hexametrischen *Sylva* (wörtlich „Wald"; der Titel verweist auf die panegyrischen *Silvae* des Statius als Inspirationsquelle) eines Johannes Bonomus ([23]–[37]):

> Athesis, der Gott der Etsch, opfert mit seinen Nymphen Neptun, um die drohenden Schrecken des Dreißigjährigen Krieges von Trient abzuwenden. Als der Meeresgott erscheint, staunt er über das ungepflegte Äußere der Flussnymphen ([23]–[25]). Auf die Erklärung hin, man trauere über die Abwesenheit des in Rom weilenden Carlo Gaudenzio, schickt er Triton zum Flussgott Tiber, um den Bischof zurückzuverlangen ([25]–[28]). Der Tiber winkt ab: Carlo Gaudenzio sei unabkömmlich. Als Ersatz schlägt er Carlo Emanuele vor. Sein Vorschlag löst bei Athesis und den Nymphen Begeisterung aus ([28]–[29]). Sie machen sich sofort an die Vorbereitungen zu einem großen Fest und verfertigen für Carlo Emanuele ein goldenes Diadem mit zwölf Edelsteinen, die seinen verschiedenen Tugenden und geistigen Leistungen entsprechen ([29]–[35]) – und samt ihrer jeweiligen Bedeutung ebenso ein Produkt des Augenblicks scheinen wie die sieben Juwelen in einer älteren Rede Nicolao Inamas für Lodovico Madruzzo (vgl. hier S. 465–467). Mit einer Beschreibung der allgemeinen Festfreude schließt das Gedicht ([36]–[37]).

Epithalamium

Die elaborierte Götter-Rahmenhandlung steht in der Tradition von Statius' und Claudians Epithalamien (Stat. silv. 1,2; Claud. 10). Auf das Epithalamium verweist auch ein zweizeiliger Kehrvers, der die Herstellung des Diadems und die Festbeschreibung ([29]–[37]) gliedert: Er dürfte von Catulls Hochzeitsgedicht carm. 62 inspiriert sein. Der Anschluss an diese Gattung ergibt bei einem Gedicht auf die Amtseinführung eines Bischofs durchaus Sinn, da diese auch sonst gern allegorisch als Heirat mit seiner Kirche dargestellt wird.

zweiter Teil

Der zweite Teil der Gedichtsammlung besteht aus oft zu Serien zusammengefassten Epigrammen und anderen kürzeren Gedichten. Ein erster Zyklus umfasst zwölf Epigramme ([38]–[43]), welche die Arbeiten des Herakles als Allegorien für Tugenden und Leistungen des Bischofs deuten oder diese vorteilhaft mit jenen vergleichen. Sie werden im gemeinsamen Titel als *Emblemata* bezeichnet und sind tatsächlich wie Embleme ohne Bild (vgl. auch hier S. 414) aufgebaut: Dem Emblemtitel entspricht der Epigrammtitel (etwa *Leo Nemeaeus*, „Der Nemeische Löwe"); das Bild wird durch eine Beschreibung der jeweiligen Arbeit vertreten; die Schlussverse deuten diese allegorisch und entsprechen so der Bildunterschrift. Drei nach demselben Schema gebaute Einzelepigramme folgen ([44]–[45]). Ein zweiter Zwölferzyklus ([45]–[50]) behandelt verschiedene Themen wie Carlo Emanueles Aussicht auf den Kardinalsrang (Nr. 1–4; diese Hoffnung, auf die auch die *Sylva* auf den S. [35]–[36] anspielt, sollte sich nicht erfüllen) oder Kritik an den ungläubigen – d.h. muslimischen – Einwohnern seines Titularsitzes Aureliopolis (Nr. 7–9,

11–12). Wiederum folgen drei Epigramme, die diesmal Anagramme des Namens des Gefeierten enthalten ([51]–[52]). Abgerundet wird die Sammlung durch zwei Oden (die zweite in einem Epodenmaß, s.o.), die Carlo Emanuele als guten Hirten und wiederum als Titularbischof der unfrommen Aureliopolitaner preisen ([52]–[54]), und durch das schon erwähnte Schlussgedicht.

gelungene Leistungsschau

Insgesamt ist den Jesuiten der poetische Teil ihrer Leistungsschau durchaus gelungen. Die Sammlung ist einleuchtend strukturiert, die Gedichte sind abwechslungs- und ideenreich und stehen insbesondere sprachlich fast durchwegs auf hohem Niveau. Die folgende sorgfältig ausgearbeitete Überleitung aus der *Sylva* – Triton schwimmt von Trient zur Tibermündung ([27]) – mag den letztgenannten Punkt verdeutlichen:

At celer incumbit pelago ludensque per undas
Et cauda et manibus diverberat aequora Triton.
Iamque propinquabat Latiali Thybridos Urbi
Semifer; inspirat conchae: cum murmure fluctus
Undique et ingenti resonant cava littora bombo.

Doch Triton stürzt sich rasch ins Meer, durchschwimmt spielerisch die Wellen und teilt mit Schwanz und Händen die Meeresfläche. Und schon näherte er sich der Stadt am Tiber in Latium, das Halbtier; er bläst in die Muschel: Überall werfen mit Gemurmel die Fluten, die buchtigen Ufer mit ungeheurem Getöse den Schall zurück.

Scientia, *Panegyrica ode*

Eine weitere, ebenfalls recht interessante Publikation zu Carlo Emanueles Amtsantritt ist ein nur 8 Seiten umfassendes Bändchen, das ein nicht näher bekannter J.B. Scientia unter dem Titel *Panegyrica ode* („Panegyrische Ode“) 1626 in Trient herausbrachte. Von den vier Einzelstücken, die es enthält, bieten die letzten drei, ein Epigramm auf die Überreichung der Bischofsinsignien, ein anagrammatisches Epigramm und ein ‚kabbalistisches‘ Chronogramm (vgl. hier S. 626), wenig Bemerkenswertes. Anders sieht es mit dem ersten und längsten Gedicht aus, das dem ganzen Band den Namen gegeben hat und selbst noch einmal den Titel *Tricolos pentastrophos* („Ode in dreierlei Versmaßen und fünfzeiligen Strophen“)[19] trägt. Inhaltlich variiert zwar auch dieses Gedicht nur geläufige Topoi (Carlo Emanueles Tugend, sein Eintreten für Recht und Ordnung, seine Förderung der Künste, Trients Glück

19 Die Charakterisierung von Odenstrophen durch die Anzahl verschiedener Versmaße und die Anzahl von Versen pro Strophe war in der Frühen Neuzeit geläufig. Vgl. etwa die Bezeichnung einer Ode im zweiten asklepiadeischen Maß – Strophen aus drei Asklepiadeen und einem Glykoneus – in Perottis Alexiusgedichten (14–15; s.o.): *Dicolos tetrastrophos*.

unter einem solchen Herrscher usw.), formal ist es dagegen sehr speziell. Es gliedert sich in 17 Strophen aus drei Asklepiadeen, einem Vers aus fünf langen Silben und einem jambischen Dimeter. Die erste Strophe lautet beispielsweise:

Felix o superum munere civitas,
O felix iterum, cui Deus altior
Fortuna dominus praeficit et suo
Decretum fato
Vult imperare CAROLUM.

Selig durch das Geschenk der Himmlischen die Stadt, o selig zum zweiten Mal, welcher Gott, ein höherer Herr als das Glück, CARLO als Herrn gibt und will, dass dieser, durch sein Geschick dazu bestimmt, über sie herrsche!

metrisches Experiment

Scientia scheint dieses metrische Gebilde selbst erfunden zu haben, wobei er wohl (ähnlich wie Seneca in seinen freien Cantica) von horazischen Bestandteilen ausgegangen ist: Drei Asklepiadeen sind ein geläufiger Beginn horazischer Odenstrophen, ein jambischer Dimeter schließt viele Epodenstrophen. Den Übergang zwischen beidem vermittelt ein ambivalenter Vers, den man ebenso als äolisch (unter Ersetzung der Doppelkürze durch eine Länge) wie als (hink)jambisch interpretieren kann. Eine Anregung zu diesem metrischen Experiment könnte Scientia von Maffeo Barberini (1568–1644, seit 1623 Urban VIII.) empfangen haben, von dem 1621 in Paris drei pindarische Oden erschienen waren, deren Strophen aus frei zusammengesetzten horazischen Versen – allerdings ausschließlich aus solchen – bestanden (Schäfer 1976, 115).

Inama auf Spaur

Das einzige panegyrische Gedicht dieser Epoche auf einen Brixner Fürstbischof veröffentlichte Nicolao Inama, der sonst v.a. durch seine Reden auf Trientner Fürstbischöfe hervortrat (vgl. hier S. 465–468), 1603 in Trient. Ob sein 14 Seiten und rund 350 Verse langes elegisches *Carmen panegyricon* auf Christoph Andreas von Spaur (reg. 1601–1613) einen bestimmten Anlass hatte und wenn ja, welchen, ist unklar, da ihm außergewöhnlicherweise keine Vorreden, Widmungsbriefe oder Begleitgedichte beigegeben sind; man könnte allenfalls an die Diözesansynode von 1603 (Gelmi 1986, 94–95) denken. Der Trientner Inama gibt auch ausdrücklich an, Spaur nie persönlich gesehen zu haben (13).

Inama beginnt mit einer (von Ov. trist. 1,1 inspirierten) Aufforderung an das Gedicht selbst, sich zu Spaur zu begeben (3). Dieser wird samt seinem Geschlecht mit Lob bedacht (3–4). Er erscheint als leuchtende Ausnahme in finsterer Zeit, was eine längere Invektive gegen die Zeitverhältnisse nach sich zieht (4–7). Nur Brixen, wo Spaur mithilfe Gottes

ein gutes Regiment führt, ist eine Insel der Seligen (7–10). Ein neuerliches Lob derer von Spaur wird mit einem der Habsburger verzahnt, denen jene treu ergeben sind; gemeinsam kämpft man gegen die Türken (10–12). Spaurs Herrschaft und Hofhaltung werden noch einmal gepriesen (12–13). Schließlich sehen wir den Dichter selbst bei der Arbeit: Er sammelt poetische Blüten und windet daraus einen Kranz für den Gefeierten. Am Ende gibt er nochmals seiner Elegie das Geleit (13–14).

Dichter in Eile

Die Ringkomposition, die das Gedicht zusammenhält, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Themen in seinem Inneren eher wahllos aufeinander folgen. Auch Leitmotive, die dem Text eine gewisse Einheitlichkeit verleihen könnten, sucht man vergeblich, obwohl manche von Inamas Bildern, so etwa die allegorische Darstellung Spaurs als leuchtende Fackel (3–4) oder als guter Weinbauer (7–8; passend aufgrund der biblischen Assoziationen wie des um Brixen betriebenen Weinbaus), durchaus das Potenzial zu solchen hätten. Der Kehrvers *BRIXINA ter felix, numina nosce tua* (7–9; „Dreimal glückliches BRIXEN, erkenne deine Gottheit!") wird ebenfalls nicht durchgehalten. Die Metrik ist schlampig: Unter anderem begegnen viele irrationale Längen und Kürzen, fehlerhaft gebaute Pentameter und sogar ein um einen Fuß zu kurz geratener Hexameter (7; *Terra luem alma parens non ferre recusas?*, „Nährende Mutter Erde, weigerst du dich nicht, diese Verderbnis zu ertragen?"). Auch plumpes und unidiomatisches Lat. kommt vor. Was bedeutet es z.B. genau, wenn von Spaur gesagt wird: *Omnibus affatu, interdum trans pondera, dulcis* (13; „Er hat für jeden ein freundliches Wort übrig, mitunter jenseits seiner Lasten")? Anscheinend drängte die Zeit, und Inama hat den Text hastig heruntergeschrieben. Seine Reden zeigen, dass er zu Besserem imstande war.

Geburtstag eines Abtes

Ein recht reizvolles, aber auch rätselhaftes Einzelstück ist dagegen eine 20 Verse kurze Elegie, die hs. in der Klosterbibliothek von St. Georgenberg-Fiecht überliefert ist (Fiecht, L 49, 17). Der sonst unbekannte Benediktinermönch Placidus[20] hat sie zum Geburtstag seines Abtes Benedikt – wohl Benedikt Herschl, reg. 1639–1660 (Pockstaller 1874, 187–200) – verfasst. Er lobt in ihr einen Maurus, der zum offenbar in die Wintermonate fallenden Geburtstag des Abtes über gefrorene Wogen nach St. Georgenberg gekommen sei, was einen großartigen Beweis der Liebe und Ergebenheit darstelle, und will selbst diesem Vorbild nacheifern*: Dic, iube: nunc tua iussa sequor, Benedicte, per undas / ibo, per ardentes atque redibo focos* (V. 11–12; „Sprich, befiehl! Jetzt befolge ich deine Befehle, Benedikt: Ich werde Wogen durchqueren, ja durch glühendes Feuer zurückkehren"). Wer aber ist Maurus? Sicher

20 Der Zusatz *Mons.* oder eher *Nons.*, den sein Name in der Hs. trägt, hilft nicht weiter: Die Lesung ist unsicher und man weiß nicht, ob es sich um einen Familiennamen oder eine Herkunftsbezeichnung, eine Vollform oder eine Abkürzung handelt.

lässt sich die Frage nicht mehr beantworten, doch ein plausibler Kandidat wäre der durch sein Tagebuch aus dem Dreißigjährigen Krieg bekannte Maurus Friesenegger (Killy 4, 32), der 1640–1655 Abt des Benediktinerklosters Andechs war. Ein Freundschaftsbesuch eines so profilierten Ordensbruders und Abtkollegen wäre wohl wichtig genug gewesen, um in einem Geburtstagsgedicht hervorgehoben zu werden. Bei den gefrorenen Wogen könnte man in diesem Fall neben diversen bayerischen Seen v.a. an den Achensee denken.

Biagio Aliprandi

Vor Rätsel stellt auch die Identität des Priesters und Doktors des Kirchenrechts Biagio Aliprandi, der aus Livo im Nonstal stammt. Ist er mit dem gleichnamigen Autor, der eine Leichenrede auf Eufemia Madruzzo verfasst hat (vgl. hier S. 285), identisch oder dessen Verwandter und Namensvetter?[21] Auch das offenbar traurige Schicksal des Mannes lässt sich, wie wir gleich sehen werden, nicht wirklich aufklären. Klar ist nur, dass er 1600 in Pavia *Carmina* […] *ad varios sibique arctissimo necessitudinis vinculo coniunctissimos viros conscripta* („Gedichte […] an verschiedene, ihm durch engste Verwandtschafts- und Freundschaftsbande verbundene Männer") und 1603 in Trient eine (in Bozen verfasste) *Ecloga* („Hirtengedicht") herausgab.

Carmina

Die 36 Seiten umfassenden *Carmina* – sie stehen abgesehen von einigen Hexametern und horazischen Strophen (s.u.) im elegischen Distichon – beginnen mit einem Vorspann ([1]–8), bestehend aus dem Titelblatt, einem Widmungsbrief an den Trientner Kanoniker Beltramo Pezzano, ein paar italienischen Versen und zwei emblemartigen Kompositionen von Freunden des Autors, die auf dessen rosengeschmücktem Wappen basieren. Im Hauptteil folgt auf einige geistliche Gedichte (9–14) eine längere Partie, die v.a. aus Panegyrik auf diverse Freunde besteht (14–27); hervorzuheben sind ein mehrmaliger Austausch von Komplimenten mit einem Augustinus Comascus (15–19) und drei horazische Oden (19–24). In einem dritten Teil (28–31) klagt Aliprandi dann – einmal (28–29) im zweiten archilochischen Maß (Hexameter gefolgt von Hemiepes) – ausschließlich über die schon zuvor (25–26) kurz berührte Tatsache, dass er aus seiner Heimat und von seinen dortigen Landgütern vertrieben wurde und sich momentan in Pavia aufhalten muss; auch bittet er (31) einen Landsmann um Hilfe. Den Abschluss bilden zwei Distichen auf den im Erscheinungsjahr des Bandes verstorbenen Lodovico Madruzzo und die Geschichte eines von Gott bestraften Verbrechers (32–36).

21 Name, Herkunftsort und geistlicher Stand stimmen überein, doch der Verfasser der Grabrede ist angeblich selbst schon 1571 verstorben (Vareschi 1996a). Sollte diese Angabe falsch sein, könnte man die beiden Autoren ohne weiteres miteinander identifizieren. Der zeitliche Abstand wäre deshalb kein Problem, weil der Verfasser der gleich zu besprechenden *Ecloga* sich implizit als Greis bezeichnet.

Aliprandis Exil

Interessant ist an dem literarisch mittelmäßigen Büchlein in erster Linie seine inhaltliche Heterogenität und die durch diese aufgeworfene Frage, welche Gründe Aliprandi bewogen haben könnten, so Disparates in einem Band zu versammeln. Das Motiv, das er im Widmungsbrief hierfür angibt, *ne iucundissimum utilissimumque contexendi carmina studium penitus oblivioni traderem* (6; „um nicht das überaus angenehme und nützliche Bemühen um das Verfassen von Gedichten gänzlich dem Vergessen anheimfallen zu lassen"), erklärt in Wirklichkeit nur die Abfassung, nicht die gemeinsame Herausgabe. Einen Grund für diese könnte dagegen die Verbannung des Autors darstellen, unter der er anscheinend sehr leidet (25):

Quid tuus hic faciat Blasius, si quaeris, amice,
Orbus amat tenebras, odit splendentia solis
Lumina, fatales ducentes fila sorores
Nunc opus accelerent supplex humilisque precatur,
Tempora constipent[22] *celeres labentia soles.*

Falls du fragst, Freund, was dein Biagio hier macht, muss ich dir sagen: Er fühlt sich verwaist, liebt die Finsternis, hasst das glänzende Sonnenlicht, fleht kniefällig und unterwürfig, die Schwestern, welche die Schicksalsfäden spinnen, möchten nun ihr Werk beschleunigen und die Sonnenläufe möchten rasch die gleitende Zeit zusammendrängen.

unklare Umstände

Die Tatsache, dass viele der panegyrischen Gedichte sich an Persönlichkeiten aus Pavia richten, könnte so gesehen dazu dienen, im Exil neue, einflussreiche Freunde zu gewinnen. Leider bleibt Aliprandi hinsichtlich der Umstände seiner Verbannung ganz vage und erklärt weder, ob er aus Livo oder aus Trient, noch von wem er eigentlich vertrieben wurde; seine anachronistisch wirkenden Anschuldigungen gegen *populares* (28; „Angehörige der Volkspartei") verbreiten hinsichtlich des zweiten Punktes mehr Dunkel als Licht. Hatte seine Vertreibung vielleicht etwas mit dem Tod Lodovico Madruzzos zu tun? Hatte er sich so offenkundige Vergehen zuschulden kommen lassen, dass er nicht deutlicher werden konnte (vgl. 30, wo er sich als *sontes*, „schuldig", bezeichnet)? Man kommt über Spekulationen nicht hinaus.

Ecloga

Ebenso dunkel bleiben die historischen und biographischen Hintergründe in der *Ecloga*, die noch dazu nur in einem verstümmelten Exemplar erhalten ist (TLMF, W 11373). Aliprandi widmet sie in einem einleitenden Schreiben (3–4) den sonst unbekannten kaiserlichen Räten Ferdinand und Ottoman von Chiepoch, Herren

22 Das *constipant* der Ausgabe ist ein offensichtlicher Druckfehler.

zu Riert (?), Chimerlehem und Hocelburg und erklärt, er wolle in der Nachfolge der (von ihm als Panegyrik verstandenen) Bukolik Vergils Deutschland, das von den Habsburgern und anderen guten Fürsten beherrscht werde, als Land des Friedens und des Überflusses preisen. Das dramatische Hexametergedicht selbst (5–8) beginnt damit, dass ein bejahrter italienischer Hirt Amyntas – anscheinend das *alter ego* des Dichters –, der gerade nach Deutschland gekommen ist, seiner Verwunderung über die dort herrschenden paradiesischen Zustände Ausdruck verleiht. Ein deutscher Kollege, Alphesibaeus, der ihn belauscht hat, bietet ihm Obdach, Essen und Wein an, fragt ihn nach dem Grund seines Hierseins und bekommt zur Antwort, er sei vor einem Krieg und Plünderungen aus Brescia geflohen. Wie und weshalb Amyntas-Aliprandi überhaupt nach Brescia gekommen ist, erfährt der Leser so wenig wie die Ursachen für die dortigen Wirren, die im Übrigen historisch nicht belegt scheinen. Anschließend beginnt Alphesibaeus damit, Deutschlands Glück auf seine großen Herrscher zurückzuführen, wobei er Gestalten wie Rudolf I. oder Maximilian I. wie Zeitgenossen aufzählt. Hier bricht der Text ab. Verloren ist wohl v.a. weiteres Herrscherlob, vermutlich auch eine Bezugnahme auf Aliprandis Adressaten und allegorisch verkleidete Bitten um Unterstützung. Wichtigstes Vorbild für die geschilderte Situation ist Vergils erste Ekloge, bei der sich Aliprandi auch sprachlich ausgiebig bedient (v.a. 6–7). Das Deutschlandlob zu Beginn (5–6) greift daneben auch auf die *Georgica* zurück. Punktuell tauchen noch weitere antike Modelle auf und belegen wenn schon nicht Aliprandis poetisches Ingenium, so doch seine Bildung; so adaptiert beispielsweise Alphesibaeus' reimende Anrede an Amyntas, *obsitus* […] *hospes pannis miserandus et annis* (6; „Gast […] mit Lumpen bedeckt und durch dein Alter erbärmlich"), einen Terenzvers (Eun. 236).

Begleitgedichte

Schließlich seien noch die als Gattung schon im letzten Poesie-Kapitel (vgl. hier S. 259–260) besprochenen, auch in dieser Epoche wieder zahlreich anzutreffenden Begleitgedichte zu größeren Publikationen erwähnt, die meist den Autor loben oder (bei panegyrischen Werken) den Preis des von diesem Gefeierten unterstreichen. Einige Beispiele wurden bereits weiter oben in anderen Zusammenhängen genannt. Unter den restlichen[23] erscheinen am ehesten einige der einleitenden Gedichte zu Jakob Schrenck von Notzings 1601 in Innsbruck erschienenem *opus magnum* über die Rüstkammer Ferdinands II. auf Schloss Ambras (vgl. hier S. 328–330) bemerkenswert. Das zweite und dritte, eine Elegie und ein Epigramm eines Anselm Stoeckel, unterstreichen ihre Aussage, die Rüstkammer mache die

23 Gedichte in größerer Zahl begleiten z.B. noch die Reden Nicolao Inamas auf Lodovico und Carlo Gaudenzio Madruzzo (Trient 1600 und 1604; vgl hier S. 465–468) und Bonaventura O'Connors Sammlung lobender Urteile über Duns Scotus (Bozen 1660; vgl. hier S. 503). Caspar Pansa (vgl. hier S. 473–476) preist Christoph Scheiners *Oculus* (vgl. hier S. 557).

ursprünglichen Besitzer der dort ausgestellten Waffen unsterblich, durch ein Wortspiel, das die *arx Ambrosiana* („Ambraser/Ambrosisches Schloss") mit dem Unsterblichkeit verleihenden Göttergetränk aus der antiken Mythologie assoziiert. Die beiden letzten stammen von einem der größten nlat. Dichter seiner Zeit, Paulus Melissus (1539–1602; vgl. Killy 10, 167–169). Das eine wendet sich in jambischen Trimetern an den Besucher der Sammlung bzw. den Leser und warnt ihn unter Verweis auf Schencks solide Quellenbasis vor Kritikastern, welche die Echtheit einzelner Stücke anzweifeln könnten – im Zeitalter der gelehrten Antiquare keine ganz unbegründete Befürchtung. Das andere, ein Epigramm, spricht die Helden an, die zu der Sammlung beigetragen haben.

Stefan Tilg

Theater

Überblick

Im Vergleich zum Jesuitendrama unter Erzherzog Ferdinand II. sind aus der vorliegenden Epoche relativ wenig Spieltexte erhalten.[1] Besonders dürftig ist die Überlieferung für Hall und Trient. Die 1626 aufgeführten Haller Stücke von Simon Scharl sind ein erst vor kurzem gemachter Glücksfund. Für Trient ist nur ein einziges Stück erhalten. Die u.a. von De Finis (1983–1984, 31 Anm. 347; 33) erwähnten – epischen, nicht dramatischen – *Selecta heroum spectacula* von Guiglielmo Dondini („Ausgewählte Heldenschauspiele"; Dillingen 1622; zahlreiche Neuauflagen, u.a. in München und Trient [1700]) haben keinen nachweislichen Bezug zum Trientner Jesuitentheater. BS 8, 207 geben zwar eine Hs. für einen 1657 in Trient gespielten *Conradus Secundus* an, doch fehlt diesem Hinweis eine Standortangabe.

Periochen

Eine gewisse Entschädigung für den Mangel an Spieltexten sind die gedruckten Periochen (vgl. hier S. 268). In Tirol kennt man diese Institution seit dem Katharinendrama von 1606 (s.u.). Die Überlieferungsbedingungen waren für die in Auflagen von mehreren hundert Stück gedruckten Periochen natürlich viel günstiger als für die ungedruckten und selten abgeschriebenen Spieltexte. Die Rekonstruktion von Spielplänen und eine – wenn auch vergleichsweise oberflächliche – Einsicht in die Natur der Stücke ist deshalb seit Beginn des 17. Jhs. vielfach von den erhaltenen Periochen abhängig.

neue Spielformen

Neben den im Herbst gegebenen Schauspielen zu Beginn des neuen bzw. Ende des alten Schuljahres tauchen im 17. Jh. neue Spielformen auf: zum einen seit der Jahrhundertwende Faschingsspiele, von denen sich allerdings nur sehr wenige erhalten haben, zum andern gegen Ende unserer Epoche Meditationsspiele, worüber im

1 Vollständig erhaltene lat. Spieltexte von Tiroler Gymnasialdramen 1595–1669 sind: aus Innsbruck 1606: *Catharina tragoedia* (Valentin, Nr. 568), Ausgabe: Tilg 2005b (mit Perioche); 1622: *Ovinius Gallicanus* (Valentin, Nr. 887), Hs. und Perioche: ÖNB, Cod. 13348 – Perioche ediert bei Szarota 1979–1987, Bd. 1,1, 135–141; 1625: *Guilielmus conversus* (Valentin, Nr. 949), Hs. und Perioche: ÖNB, Cod. 13245; 1629: Jakob Balde, *Iocus serius theatralis* (Valentin, Nr. 1035), Ausgabe: Valentin 1972a (mit Perioche); 1646: *Spes aurei saeculi/Tyrolis pacifica* (Valentin, Nr. 1437), Ausgabe: Tilg 2002 (mit Perioche); aus Hall 1626: *Sancta Caecilia* (Valentin, Nr. 965), Hs: St. Blasien, Da o184 – Perioche ediert bei Szarota 1979–1987, Bd. 1,1, 1141–1148; 1626: *Misologus resipiscens* (nicht bei Valentin), Ausgabe: Leutenstorfer 1998; 1644: *Ephrem Syrus adolescens* (Valentin, Nr. 1371), Hs: BSB, Clm. 24674, Bl. 149–183 – Perioche ediert bei Szarota 1979–1987, Bd. 3,1, 209–216; aus Trient 1660: *Invidia triumphata sive Iosephus patriarcha a fratribus olim recognitus* (nicht bei Valentin), Hs.: TLMF, Dip. 647/1 – Perioche: TLMF, W 3519/7.

nächsten Theaterkapitel ausführlicher gehandelt wird (vgl. hier S. 663–668). Die ‚klassischen' Herbstspiele, die hier im Zentrum stehen, lassen sich stoffgeschichtlich grob einteilen in solche mit geistlichen (Märtyrer, Heilige, biblische Figuren) und solche mit weltlich-höfischen Protagonisten (Fürsten, Feldherrn, Höflinge). Erstere führen das seit dem Beginn des Jesuitendramas bedeutsame Paradigma des Seelenheils fort, Letztere entwickeln im Lauf unserer Epoche unter dem Einfluss des Frühabsolutismus ein neues, zusätzliches, Paradigma weltlicher (Haus-)Macht, wobei die inszenierten Führergestalten freilich gute Christen sind und das Christentum – teilweise auch kämpferisch – vertreten. Gerade in Innsbruck scheint dieses neue Paradigma nicht zuletzt auch durch eine Häufung von Festspielen zu fürstlichen Hochzeiten angeregt worden zu sein.

Faschingsspiele

Zunächst kurz zu den Faschingsspielen. Ein Beispiel gibt uns die – ausnahmsweise hs. überlieferte – Perioche eines 1646 in Innsbruck aufgeführten kleinen Stücks namens *Vitia vini et virtutes in Baccho* („Laster des Weins und Tugenden in Bacchus"; TLMF, FB 572/3). Das Stück basiert auf der Idee, dass der Wein wegen Fehlverhaltens vor Gericht kommt und zuerst eine Reihe von Zeugen gegen, dann eine zweite Reihe für ihn spricht. Den Schluss bildete der Richterspruch, dessen Inhalt uns die Perioche leider nicht mitteilt. Zweifellos handelt es sich hier um ein lustiges Stück, wie man es für eine so fröhliche Gelegenheit wie den Fasching erwarten darf. Faschingsspiele konnten aber auch als ein Gegenmittel für die Heiterkeit dieser Jahreszeit konzipiert sein. Ein Beispiel dafür ist der erste Innsbrucker Beleg, ein 1600 aufgeführter *Doctor Parisiensis*. Der Titel lässt an Jakob Bidermanns 1602 uraufgeführten *Cenodoxus* denken, dessen gleichnamiger Protagonist auch als Doktor von Paris bekannt ist. Das Innsbrucker Stück könnte ein bisher nicht gewürdigter Vorläufer Bidermanns sein. Darüber lässt sich aber nur spekulieren, weil wir einzig durch den Bericht der *historia domus* (vgl. hier S. 332–334) davon wissen, und dieser Bericht sagt wiederum mehr zum Aufführungszweck als zur Aufführung selbst: *Bacchanaliorum tempore, ut populus ab intempestivis gaudiis abstraheretur, in theatrum productus Doctor Parisiensis* („Zur Zeit der Bacchusfeiern wurde auf dem Theater ein Doktor von Paris aufgeführt, um das Volk von unmäßigen Freuden abzuhalten").

Maximilian III. und das neue Gymnasium

Ansonsten beschäftigte sich das Tiroler Jesuitendrama des frühen 17. Jhs. fast ausschließlich mit Stoffen aus der Heiligen- und Märtyrerlegende. Der neue Landesherr Maximilian III. war an dieser Entwicklung sicher nicht unbeteiligt, wenn auch nur dadurch, dass er gerade *keinen* besonderen Einfluss auf das Jesuitendrama nahm. Maximilian galt als überaus fromm und frönte in seiner Freizeit asketischen Tendenzen. Sakralgeschichtliche Helden und Stoffe auf der Jesuitenbühne waren ihm von daher sicher recht, andererseits hatte er für das Theater insgesamt nicht jene Leidenschaft, wie sie Erzherzog Ferdinand II. und teilweise Maximilians Nach-



Summarischer
Innhalt der Tragedi
von S. Catharina der heiligen Junck-
frawen vnnd sighafften Mar-
terin.

Gehalten für einen glückseligen anfang
des Newerbawten Gymnasii Societatis IESV
zu Ynsprugg / im Monat Octo-
bris, Anno

M. DC. VI.

Getruckt zu Ynßprugg / bey
Daniel Paur.

Abb. 62: Perioche des Stücks *Catharina tragoedia* von 1606.

folger an den Tag legten. Die Periode von 1602 bis 1618 ist somit ein schönes Beispiel dafür, was passiert, wenn das Jesuitendrama des frühen 17. Jhs. aus der Pflicht fürstlicher Repräsentation entlassen wird: Es wendet sich spirituellen Helden zu. Maximilian erwarb sich freilich dadurch große Verdienste um die jesuitische Bildung – und indirekt um das Jesuitendrama –, dass er den seit ca. 30 Jahren ersehnten Bau eines eigenen Schulhauses (vgl. hier S. 276–277) energisch vorantrieb. Das neue Gymnasium konnte 1606 eröffnet werden. Die darin befindliche Aula wurde bis ins 18. Jh. als Theatersaal genutzt. Die fest montierte Bühne entsprach allen modernen Anforderungen und war u.a. mit technischen Raffinessen wie etwa Flugmaschinen ausgestattet. Das Jahr 1606 ist damit eine wichtige Zäsur in der Aufführungspraxis des Innsbrucker Jesuitentheaters. Das ist nicht zuletzt auch daran abzulesen, dass für das am Eröffnungsfest des Gymnasiums gespielte Drama erstmals in der Geschichte des Tiroler Jesuitentheaters eine Perioche gedruckt wurde. Bei dem Drama handelte es sich – auch das programmatisch – um eine weitere Bearbeitung jener Katharinendramen, mit denen dem Wunsch nach einem eigenen Schulgebäude 1576 und 1577 erstmals Ausdruck verliehen worden war.

Catharina Tragoedia

Eine allgemeine Einleitung zu den Innsbrucker Katharinendramen wurde schon an früherer Stelle gegeben (vgl. hier S. 275). Was noch aussteht, ist eine Einzelanalyse des – leider am Schluss verstümmelten[2] – Stücks von 1606 (s. Abb. 62; vgl. die Edition von Tilg 2005b). Der Verfasser der *Catharina tragoedia* („Katharina. Eine Tragödie“) ist mit hoher Wahrscheinlichkeit der in Innsbruck geborene Wolfgang Starck (1554/55–1605), der an verschiedenen Jesuitenkollegien in Süddeutschland wirkte und dessen Bearbeitung in seiner Heimatstadt postum aufgeführt wurde. Starck gelang es, dem schon in zweifacher Adaption vorliegenden Text neue Fa-

2 Die zwei letzten Blätter der Hs. sind herausgeschnitten, sodass, wie der Vergleich mit der Perioche zeigt, der Schluss der letzten Szene und der Epilog fehlen.

cetten abzugewinnen und insbesondere die ausufernde ‚Festversion' des Johannes Sonhovius wieder zu einem dramaturgisch geschlossenen Drama zu machen. Die *Catharina tragoedia* hat keine ihren Vorgängerinnen vergleichbare außerliterarische Wirkungsabsicht, da der Wunsch nach einem eigenen Schulgebäude ja gerade erfüllt wurde. Sie konzentriert sich daher stärker auf literarische Qualitäten und auf die jesuitischen Grundthemen von Bildung und Religion. Literarisch reizvoll sind u.a. die Auflockerungen des jambischen Sprechverses durch lyrische Einlagen. Die Chöre sind nicht wie oft im Jesuitendrama stereotyp ans Aktende verschoben, sondern stehen spannungsreich im dramatischen Dialog. Starcks Orientierung an Seneca – mit der er in den Spuren des Autors des ersten Innsbrucker Katharinendramas, Gregorius Holonius, wandelt (vgl. hier S. 275–276) – ist allein schon an den vielen Zitaten ablesbar. Dazu kommt der Einsatz von Anapästen in den Chorpartien, ein Reichtum an Sentenzen und keine Scheu vor der Darstellung von Grausamkeit. Drastisch illustriert den letztgenannten Punkt etwa III,3 wo zumindest in einem Fall (V. 825–830) nicht nur beschrieben, sondern auch gezeigt wird, wie die Soldaten des Maxentius (hier ein gewisser Schurius) den Müttern von Alexandria ihre Kinder entreißen und sie töten, damit der Kaiser deren Herzen den heidnischen Göttern opfern kann.

> SCH: *Sic, sic agendum.* MATER: *Heu, heu ferina immanitas!*
> *Heu beluina ferocitas! Mea viscera,*
> *Meumque sanguinem abripi crudeliter.*
> *Meme perime, en iugulum paratum! Ah, gnate mi!*
> *Ah, gnate mi, collisus es!* SCH: *Corpusculum*
> *Tibi dono, corculo imperator utitur.*

> SCH: So muss es sein. MUTTER: Ach, ach, die wilde Grausamkeit!
> Ach bestienhafte Wildheit! Mir mein Innerstes,
> Mein eignes Blut gefühllos fortzureißen. Töt
> Auch mich, da halt ich meine Kehle hin! Ach Sohn!
> Ach Sohn, du bist zerquetscht! SCH: Das Körperchen, das schenk
> Ich dir, das Herzchen aber braucht der Kaiser noch.

Allegorien

Unter den drei Innsbrucker Katharinentexten nähert sich die *Catharina tragoedia* am weitesten dem klassisch-römischen, d.h. dem senecanischen Drama an. Durch den Einsatz des typischen allegorischen Apparats schließt sie sich im Unterschied zu den bisherigen Innsbrucker Adaptionen des Katharinendramas gleichzeitig eng an die ‚Normalform' des zeitgenössischen Jesuitentheaters an. Ein Textbeispiel kann Starcks Neuerung schön illustrieren: Während im Drama von 1576 Maxen-

tius seine aufkommende Leidenschaft für Katharina in einem Monolog entwickelt, mischt sich im späteren die Liebe erst mit dem Eingreifen Cupidos zu dem anfänglichen Gefühl des Hasses:

De fortissimo Sanctae Catharinae certamine (1576), V. 332–346

Max: *Commovit illa turbidum virgo caput*, […]
Rapuitque mentem dispari affectu meam.
Saevire bilis suadet et deum ultio
Palamque nostra despicata dignitas:
Impune divisne procax illuserit?
Amor sed intus me mihi aversum trahit.
Irrepsit istuc ex diserto gutture,
Forma venusta, iunceove pectore.
Fatebor, ipso est digna virgo Caesare.
Ut illa roseis verba manabant genis!
Ut lumen acre frontis ornabat decus!
Ipsa est venustas, quam dii ornant caelites –
Hinc maior illam fastus in deos tenet.

Catharina tragoedia (1606), V. 661–673

Max: *Commovit illa turbidum virgo caput*
Rapuitque mentem dispari affectu meam.
Saevire bilis suadet et divum ultio,
Palamque nostra despicata dignitas.
Impune divisne procax illuserit?
Cup: *Ipsane venustas occidat? Telum cape!*
Max: *Amor sed intus me mihi aversum trahit.*
Cup: *Haec una digna Caesare est.* Max*: Heus, milites,*
Cito sistite virginem domi nostrae abditam!
Cup: *Ut illa roseis verba manabant genis!*
Max: *Ut lumen acre frontis ornabat decus!*
Cup: *Ut eminebat e gravitate suavitas!*
Max: *Hinc maior illam fastus in divos tenet.*

Max: Die Jungfrau dort hat mir doch glatt den Kopf verdreht: […]
Und raubte mir mit ungleich' Leidenschaft den Sinn.
Die Galle, meine Rache für die Götter und
Die offne Ehrenrührigkeit sind Grund zum Zorn:
Hat sie die Götter keck verspottet ungestraft?
Die Liebe reißt mich innerlich jedoch entzwei.
Sie schlich sich durch die redefert'ge Kehle ein,
Durch ihre Schönheit und die binsenschlanke Brust.
Ich muss gestehn, sie ist selbst eines Kaisers wert.
Wie ihre Rede von den Rosenwangen floss!
Welch heller Blick hat ihr die Zier der Stirn geschmückt!
Sie ist die Anmut selbst, von Göttern ausgeschmückt –
Deshalb begegnet sie den Göttern auch zu stolz.

Max: Die Jungfrau dort hat mir doch glatt den Kopf verdreht
Und raubte mir mit ungleich' Leidenschaft den Sinn.
Die Galle, meine Rache für die Götter und
Die offne Ehrenrührigkeit sind Grund zum Zorn:
Hat sie die Götter keck verspottet ungestraft?
Cup: Soll Anmut selbst zugrunde gehn? Nimm dein Geschoß!
Max: Die Liebe reißt mich innerlich jedoch entzwei.
Cup: Nur sie ist eines Kaisers wert. Max: Soldaten, rasch,
Bringt die in meinem Haus versteckte Jungfrau her!
Cup: Wie ihre Rede von den Rosenwangen floss!
Max: Welch heller Blick hat ihr die Zier der Stirn geschmückt!
Cup: Wie sich von ihrer Würde Lieblichkeit abhob!
Max: Deshalb begegnet sie den Göttern auch zu stolz.

Aus Sicht der inneren Logik ist die Einführung allegorischer Figuren freilich nicht immer vorteilhaft. Holonius – und mit ihm der Innsbrucker Bearbeiter der Katharina von 1576 – setzte noch ganz auf Psychologie. Wenn Maxentius im früheren Text anfangs seinen *dispar affectus*, seine „ungleiche Leidenschaft" betont, so deshalb, weil ihm seine Befindlichkeit zwischen Hass und Liebe schon bewusst ist und weil er dies im Folgenden auszuführen gedenkt. In Starcks Adaption der Stelle wird die Rede von einem *dispar affectus* sinnlos, weil die Gefühlslage des Kaisers erst durch das *telum* Cupidos umschlägt.

weitere sakralgeschichtliche Stoffe

Das sakralgeschichtliche Paradigma war natürlich nicht nur zur Zeit von Maximilian III. und in Innsbruck maßgeblich. Es blieb neben neuen Tendenzen während des ganzen 17. Jhs. bedeutsam. Von den erhaltenen Tiroler Spieltexten sind hier z.B. das Haller Ephräm-Drama von 1644 – *Ephrem Syrus adolescens* („Der junge Ephräm der Syrer") – und das Trientner Joseph-Drama von 1660 – *Invidia triumphata sive Josephus Patriarcha a fratribus olim recognitus* („Triumph über den Neid, oder der Patriarch Joseph, wie er einst von den Brüdern erkannt wurde") – zu nennen. Das Haller Stück von Michael Pexenfelder (1613–1685) dramatisiert eine vom syrischen Kirchenlehrer Ephräm (ca. 306–373) selbst berichtete und für seine Hinwendung zum asketischen Leben entscheidende Episode. Das Trientner Drama ist eine Adaption der in der Weltliteratur i.A. und im frühneuzeitlichen Theater im Besonderen überaus beliebten biblischen Erzählung vom ägyptischen Joseph (vgl. besonders Wimmer 1982). Diese Stücke folgen in ihrer Stoffwahl freilich populären Mustern und weisen vergleichsweise wenige lokalspezifische Eigenheiten auf. Anders verhält sich das mit einem in vieler Hinsicht außergewöhnlichen Beispiel aus dem Beginn der Regierungszeit Erzherzog Leopolds V., dem 1621 in Hall inszenierten Drama über den Knaben Anderl von Rinn (vgl. dazu Tilg 2004).

Anderl von Rinn

Die Legende vom Anderl von Rinn ist ein trauriges und folgenreiches Kapitel der Tiroler Kulturgeschichte, zu dem die Jesuiten mit ihrer Aufführung maßgeblich beitrugen. Die hier erzählten Ereignisse reihen sich in die lange Tradition mittelalterlicher antisemitischer Ritualmordlegenden ein. Einen wichtigen Vertreter dieser Gattung haben wir mit der Legende des Simon von Trient schon kennen gelernt (vgl. hier S. 67–69). Die Figur Simons ist auch das Hauptvorbild für die Gestaltung des Anderl, das 1462 als dreijähriger Knabe in dem nahe bei Hall gelegenen Dorf Rinn einem jüdischen Ritualmord zum Opfer gefallen sein soll. Das Thema blieb bis in die jüngste Zeit brisant: Der 1753 unter Papst Benedikt XIV. genehmigte Kult und die damit verbundenen alljährlichen Wallfahrten wurden erst 1994 – unter heftigen Protesten einer kleinen Gruppe eingefleischter Anderl-Anhänger – durch den damaligen Bischof Reinhold Stecher endgültig verboten.

Hippolytus Guarinonius

Im Gegensatz etwa zum Fall des Simon von Trient gibt es für die Ereignisse rund um Anderl von Rinn überhaupt keine zeitgenössischen Quellen. Heute gilt



Abb. 63: Titelblatt des von Hippolytus Guarinonius verfassten Anderl-Liedes, Innsbruck 1642.

als erwiesen, dass seine Legende die Erfindung eines einzelnen fanatischen Kämpfers für die Gegenreformation in Tirol war, nämlich des Haller Stadtarztes und Schriftstellers Hippolytus Guarinonius (vgl. Schroubek 1985 und 1986; hier S. 564–576). In den Jahren 1620–1623 schrieb dieser die erste Version seiner *Histori der Marter deß Haillig-Vnschuldigen Khindtß Andreae von Rinn* nieder. Nach fast 30 Jahren überarbeitete er 1651 diesen Entwurf und schuf so die heute hs. überlieferte Fassung.[3] Eine breitere Öffentlichkeit konnte von diesen Aufzeichnungen des Guarinonius allerdings nichts wissen. Die Propaganda wurde, zumindest bis zum Erscheinen seines Anderl-Liedes im Jahr 1642 (vgl. Abb. 63, 64) über andere Medien geführt, und hier liegt die Bedeutung unserer Theateraufführung. Das Anderl-Drama der Haller Jesuiten 1621 ist das erste rezeptions- und wirkungsgeschichtliche Zeugnis der Legende.

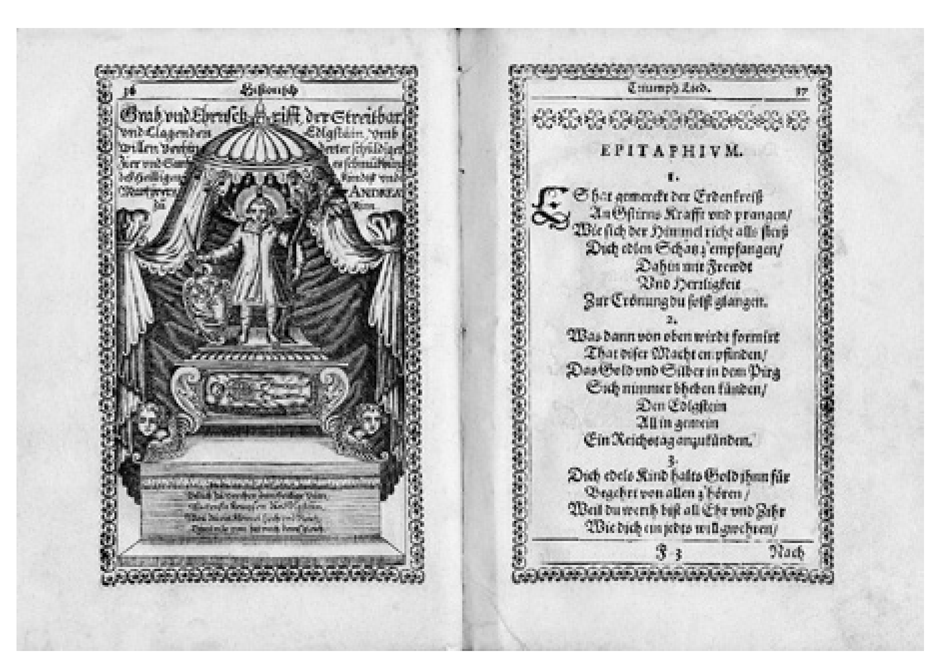
Form und Inhalt

Der Spieltext des Dramas ist leider verloren. Erhalten hat sich aber die dazugehörige Perioche,[4] welche die Grundlinien der Dramaturgie und die Tendenz des Stückes zu erkennen gibt. Obwohl die Perioche in diesem Fall rein deutsch ist, muss man für die Aufführung einen lat. Text annehmen. Eine volkssprachliche Aufführung hätte jedenfalls den Gepflogenheiten widersprochen.

1. Akt: Maria, die Mutter des Knaben Andreas, beklagt ihren Witwenstand und ihre Armut. Auf Rat des Schutzengels von Andreas gibt sie diesen in die Obhut seines wohlhabenden Taufpaten Radulphus, bei dem sie auch selbst wohnen darf. Eine Gruppe von Juden zieht auf der Reise zum Bozner Markt durch Rinn. Sie sehen das kleine Anderl vor der Tür

3 Im Folgenden als *Histori* zitiert; Hs. Wilten, Lade 38 A 1–3. Das Manuskript wurde bislang noch nie publiziert.

4 *Summarischer Innhalt der Action. / Von dem H. dreyjärigen Kindlein Andrea / welches zu Rinn nit weit von Hall im Ynthal gelegen / von den Juden gantz listig entführt / und Anno Christi 1462 im Monat Julio grausam gemartert worden* (abgedruckt bei Tilg 2004).



Triumph Lied. 37

EPITAPHIVM.

1.

ES hat gemerckt der Erdenkreiß
An Gstirns Krafft und prangen/
Wie sich der Himmel richt alls fleiß
Dich edlen Schatz z'empfangen/
Dahin mit Frewdt
Und Herrligkeit
Zur Crönung du selbst glangen.

2.

Was dann von oben wirdt formirt
That diser Macht empfinden/
Das Geld und Silber in dem Perg
Sich nimmer bheben künden/
Den Edlgstein
All in gemein
Ein Reichstag anzukünden.

3.

Dich edels Kind halts Geld jhm für
Begehrt von allen z'hören/
Weil du werth bist all Ehr und Zihr
Wie dich ein jedts will gehren/

F 3 Nach

Abb. 64: Grabstätte mit den Gebeinen Anderls von Rinn aus Guarinonius' Anderl-Lied.

und beratschlagen, wie sie es am besten in ihre Gewalt bringen können. Da sie glauben, gegen die Mutter nichts ausrichten zu können, wenden sie sich an Radulphus. Obwohl dieser anfänglich zögert und auch von seinem Schutzengel gewarnt wird, lässt er sich von einer großen Summe Geld überzeugen. Die Juden einigen sich mit Radulphus auf einen Termin für die Übergabe des Knaben und ziehen erfreut zum Markt nach Bozen weiter. Dort treiben sie beim Verkauf ihrer Waren Lug und Trug. Einmal aber werden sie von den christlichen Käufern enttarnt und zur Rechenschaft gezogen.

2. Akt: Mit reichem Gewinn aus ihren Machenschaften kehren die Juden von Bozen nach Rinn zurück. Als am nächsten Tag Anderls Mutter Maria, die schon Böses ahnt, zur Arbeit aufs Feld gerufen wird, findet bei Radulphus heimlich die Übergabe statt. Die Juden führen Anderl weg, martern ihn grausam auf dem – später so genannten – Judenstein zu Tode, entnehmen ihm sein Blut und hängen ihn danach an einer Birke auf. Crudelitas, die personifizierte Grausamkeit, triumphiert mit einem Becher von Anderls Blut, der ihr aber von Engeln entrissen wird. Anderl wird im Himmel von den Märtyrern begrüßt.

3. Akt: Der auf dem Feld arbeitenden Mutter Maria fallen während des Mordes drei Blutstropfen auf die Hand. Darüber erschrocken, läuft sie nach Hause und sucht ihren Sohn. Radulphus gibt seine Tat schließlich zu. Das Geld, das er Maria zu seiner Rechtfertigung zeigt, verwandelt sich in Laub. Während Maria weiter nach Anderl sucht, entdecken einige Christen seinen an der Birke hängenden Leichnam. Maria kommt hinzu und bricht

in furchtbares Klagen aus. Radulphus wird von einem Engel der göttlichen Gerechtigkeit mit Wahnsinn geschlagen. Nach Anderls Begräbnis erzählen Engel von seiner künftigen Wundertätigkeit.

Alles deutet darauf hin, dass das Stück in enger Kooperation mit Guarinonius entstanden ist. Wie aus seinen eigenen Aussagen hervorgeht, wurde er bei seinen ‚Recherchen' zur Geschichte des Anderl u.a. vom Rektor des Haller Jesuitenkollegs unterstützt und besprach sich laufend mit Mitgliedern des Ordens. Auch die Perioche selbst scheint einen Hinweis auf Guarinonius zu geben. Im letzten Satz des *argumentum*, der Erzählung des Stoffes, heißt es nämlich unvermittelt: „Wie dessen weiteren Bericht der günstige Leser künfftiger Zeit zuerwarten hat." Hier wird wohl auf Guarinonius' geplante Veröffentlichung seiner *Histori* angespielt. Die Formulierung ist überdies bemerkenswert, weil sie ganz gegen die sonstige Gewohnheit das Publikum nicht auf das folgende (mündliche) Schauspiel, sondern auf ein schriftliches Werk hinweist. Das Schauspiel selbst zeigt aber typische Merkmale jesuitischer Dramatik, z.B. im Einsatz von allegorischen Figuren, die in das Geschehen eingreifen oder es auf einer höheren Ebene spiegeln: Neben Engeln und Heiligen tritt v.a. die *Crudelitas*, *Iudaeicae immanitatis auctor* („Grausamkeit, Urheberin der jüdischen Bestialität") in Erscheinung.

Zweck

Mit dem Jesuitendrama hatte Guarinonius das ideale Propagandainstrument zur Verbreitung seiner Legende gefunden.[5] Den Jesuiten war ihrerseits auch ein drastisches Mittel zur Hebung der Volksfrömmigkeit und Heiligenverehrung recht. Ein neuer Märtyrer aus der Region als patriotische Identifikationsfigur kam ihren gegenreformatorisch-missionarischen Absichten entgegen. Bei der Umsetzung des Stoffes konnten sie überdies bereits auf eine Tradition von Simon-von-Trient-Spielen zurückblicken. Der Trientner Ritualmord wurde erstmals 1605 in Augsburg, entweder von Jeremias Drexel oder von Kaspar Rhey, auf die Bühne der Jesuiten gebracht. Weitere Dramatisierungen gab es in Innsbruck 1610 und Fribourg 1619.[6]

5 In der Forschungsgeschichte wurde das Jesuitentheater wiederholt mit modernen Massenmedien verglichen, so z.B. von Szarota 1975.

6 Vgl. Valentin, Nr. 539, 643, 819, zu Drexel und Rhey 1043–1044 und 1103. – Jüdische Ritualmorde blieben auch nach der Haller Anderl-Aufführung von 1621 ein Thema des Jesuitentheaters. In Ingolstadt spielte man 1630 einen *Wernerus martyr* (über den angeblich 1287 von Juden ermordeten 14-jährigen Werner von Oberwesel), in München 1654 einen *Iuvenis musicus a Iudaeis occisus et redivivus* („Ein junger Musiker, der von den Juden ermordet wurde und wieder ins Leben kam"). In der Schlussphase des Jesuitendramas begegnet in Feldkirch 1753 nochmals ein Simonsdrama mit dem Titel *Divi Simonis fortior morte pro fide constantia* („Die Standhaftigkeit des Hl. Simon für den Glauben, die stärker als der Tod ist"; vgl. Valentin, Nr. 1060, 1720, 6402).

Wirkung

Der Anderl-Stoff musste durch die Haller Aufführung schlagartig bekannt werden. Durch die Freiluftaufführung konnte man ein großes Publikum erreichen. Guarinonius selbst berichtet in seiner *Histori*, dass mehrere umliegende Dorfgemeinschaften, darunter namentlich die von Rinn und Tulfes, eingeladen waren. Neben dem gemeinen Volk ließ es sich aber auch Erzherzog Leopold V. mit einem hohen Gast, einem Prinzen aus dem polnischen Fürstengeschlecht der Radziwill, nicht nehmen, bei der theatralischen Inauguration des neuen Märtyrers dabei zu sein. Die beiden wurden von zahlreichen Mitgliedern des Innsbrucker Hofes begleitet. Zwei Formulierungen der Perioche, die eine am Anfang, die andere am Ende des Schauspiels, zeigen deutlich das Bestreben, die noch nicht bekannte Anderl-Legende populär zu machen. Im Prolog treten Simon von Trient und Anderl von Rinn zusammen auf, zwei Schutzengel wünschen sich für jeden von ihnen eine Tragödie: „Wirdt aber Andreas / als welcher noch unbekandter / vorgezogen / und darumb erzehlen sie kürtzlich mit einandern den Verlauff seiner heiligen Marter.“ Am Ende des Dramas mahnen wiederum Engel ausdrücklich die Verehrung des seligen Knabens Andreas ein: „Zaigen beynebens seine mit Bluet besprengte Klaidlein / und ermahnen menigklich / daß dises klaine Knäblein / hinfüran in grosser Ehr und Reverentz solle gehalten werden.“ Der hier von der Bühne herab aufgetragene Kult des Anderl setzte in den folgenden Jahren auch tatsächlich ein. In der *Histori* von 1651 konnte Guarinonius bereits auf die jährlichen Wallfahrten zum Judenstein, dem Ort des angeblichen Martyriums, hinweisen. Seine gegenreformatorische Allianz mit den Jesuiten hatte nicht zuletzt dank des rasch produzierten Dramas von 1621 ihren Zweck erreicht. Die Anderl-Aufführung ist damit ein eindrucksvolles, wenn auch schauerliches Beispiel für die Flexibilität und rhetorische Effizienz des Jesuitentheaters.[7]

Frühabsolutismus: Einfluss des Hofs

Im Fall des Anderl-von-Rinn-Dramas waren zwar hohe fürstliche Zuschauer anwesend, doch wirkte sich das offensichtlich noch nicht auf die Dramaturgie aus. In der weiteren Geschichte des Tiroler Jesuitendramas können wir eine wiedererstarkte Orientierung des Theaters am Hof beobachten. Das wirkt sich zum einen auf die Aufführungspraxis der bisher dominierenden – und weiterhin stark vertretenen – sakralgeschichtlichen Stoffe von Märtyrern, Heiligen und biblischen Figuren aus, so z.B. wenn Huldigungsadressen die Handlung überlagern; zum andern tritt nun aber auch ein verstärktes Interesse an profangeschichtlichen Helden, besonders an

7 Die Tradition des Anderl-Stoffes auf der Bühne wurde, sicher durch das Haller Stück von 1621 angeregt, vom Volksschauspiel fortgeführt. Auf die erste bekannte Aufführung in Ambras 1648 folgten zahlreiche Wiederholungen und Bearbeitungen in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. und im 18. Jh. Später gab es noch Nachzügler bis ins 20. Jh. Die letzte, von einem Pfarrer aus Tulfes geleitete und mit Kindern inszenierte Anderl-Aufführung stammt aus dem Jahr 1954 (vgl. Hastaba 1997, 287).

Herrscherfiguren, hervor. In Innsbruck finden wir während der Zeit der jüngeren Linie der Tiroler Habsburger z.B. 1631 und 1640 Aufführungen über Kaiser Theodosius I. (reg. 379–395; Valentin, Nr. 1084, 1268), 1639 über den oströmischen Kaiser Zenon (reg. 474–491; Nr. 1238), 1658 über den bulgarischen Khan Boris I. (reg. 852–889; Nr. 1845), 1661 über den burgundischen König Sigismund (reg. 516–524; Nr. 1949) usw. Alle diese Herrscher sind im Guten oder Schlechten für das Christentum bedeutend. Überhaupt ist die Orientierung an der christlichen Zeit der Spätantike und des Mittelalters kennzeichnend. Die vorchristliche Zeit wird – noch – konsequent vermieden. Trotzdem ist ein Schritt in Richtung Verweltlichung getan, und mit dem 1638 aufgeführten Drama über die Intrigen des Rufinus am Hof der Kaiser Theodosius und Arcadius (Valentin, Nr. 1211) haben wir auch ein sehr frühes Beispiel, in dem das Christentum gar keine besondere Rolle spielt. Vielmehr scheint in diesem Fall beabsichtigt zu sein, ein abschreckendes Beispiel für Illoyalität bei Hof zu geben. Elida Maria Szarota, die die Perioche zu diesem *Rufinus* ediert hat, spekuliert sogar mit einem aktuellen Bezug zur großen Politik, indem sie den vier Jahre zuvor ermordeten Wallenstein als Vorbild für den Intriganten vorschlägt (Szarota 1979–1987, Bd. 2,2, 2353). Dieses Interesse am Hof und an weltlichen Herrschern ist ein überregionaler Trend im Jesuitendrama der Zeit, hängt aber gerade in Innsbruck und z.T. in Hall offensichtlich auch mit der Präsenz einer neuen Herrscherdynastie, ihrer Prachtentfaltung und ihren absolutistischen Tendenzen zusammen. Die Entwicklung ist hier im Kleinen ähnlich wie in Wien, wo der aus Brez im Nonstal gebürtige Nikolaus Avancini (1611–1686) mit Dramen wie der *Pietas victrix* („Siegreiche Frömmigkeit"; Wien 1659) den Typ des jesuitischen *ludus Caesareus*, der panegyrischen und spektakulär inszenierten Staatsaktion im Beisein des Kaisers, zur Vollendung führte. Jenes Innsbrucker Drama, mit dem das neue Paradigma in Tirol erstmals durchbricht und das zu seinem Erfolg wohl einiges beigetragen hat, wurde denn auch tatsächlich zu Ehren des Kaisers gegeben: Anlässlich der 1622 in Innsbruck gefeierten Hochzeit Kaiser Ferdinands II. mit Eleonore von Mantua inszenierten die Jesuiten ein Stück namens *Ovinius Gallicanus* (Valentin, Nr. 887).

Ovinius Gallicanus

Im Zentrum des *Ovinius Gallicanus* steht der gleichnamige heidnische Feldherr des christlichen Kaisers Konstantin. Wie aus den Quellenangaben der Perioche (hg. von Szarota 1979–1987, Bd. 1,1, 135–141) hervorgeht, ist dieser Gallicanus grundsätzlich mit dem sonst bekannten, gleichnamigen Märtyrersoldaten aus Alexandria identisch. Allerdings kommt ein Martyrium in unserem Stück nicht vor, vielleicht, um die festliche Hochzeitsstimmung damit nicht zu trüben. Die Abwandlung der Figur ist ein sinnfälliger Ausdruck dafür, dass das Märtyrerstück in der jesuitischen Dramaturgie nicht mehr allein tonangebend ist.

1. Akt: Gallicanus bittet Kaiser Konstantin um die Hand seiner Tochter Constantia. Da Gallicanus Heide ist, gerät Konstantin darüber in einen Gewissenskonflikt. Er legt die Sache seiner Tochter vor, die ihm folgenden Vorschlag macht: Sie wird Gallicanus heiraten, wenn er zuvor die in Thrakien eingefallenen Skythen besiegt. Gallicanus willigt ein, opfert den Göttern auf dem Kapitol und zieht nach Thrakien.

2. Akt: Das Kriegsglück stellt sich gegen Gallicanus. Er verliert mehrere Schlachten, wird belagert und trägt sich mit dem Gedanken an Flucht. Auf Anraten der ihm mitgegebenen christlichen Freunde Johannes und Paulus wendet er sich Christus zu. Dieser erscheint ihm mit himmlischen Soldaten und den Worten: *Accipe, Gallicane, gladium tuum et sequere me* („Nimm dein Schwert, Gallicanus, und folge mir!"). Dem folgenden Angriff des Feldherrn können die Skythen nicht standhalten, sie werden vernichtend besiegt. Die personifizierte Providentia („Göttliche Vorsehung") betont, dass das Kriegsglück des Gallicanus nicht auf Zufall, sondern auf ihrem Willen beruht, die Dinge zum allgemeinen Besten zu wenden.

3. Akt: Bei seiner Rückkehr nach Rom wird Gallicanus festlich empfangen. Er dankt in den Kirchen St. Peter und Paul dem christlichen Gott für seinen Erfolg. Der verwunderte Konstantin erfährt die Ursache der Bekehrung seines Feldherrn. Dieser will sein Leben nun ganz Gott widmen und verzichtet auf die Hochzeit. In einem Epilog verschiebt Konstantin seinerseits die Hochzeit seiner Tochter und spart alle Freude für die Hochzeit Kaiser Ferdinands II. auf. Diesem schicken die Protagonisten des Stücks Glückwünsche und Geschenke.

Ferdinand II.

Spätestens mit dem Epilog wird klar, dass das Stück ganz auf die Person Ferdinands II. zugeschnitten ist. Eine rein geistliche Interpretation, wie sie Szarota ansatzweise bietet, ist deshalb abzulehnen. Szarota betont die Wandlung des Gallicanus als „einer der schönsten Figuren des Jesuitendramas" vom weltlichen Thronprätendenten zum Diener der Armen und schließlich zum Märtyrer. Gerade dies wird in unserem Drama aber eben nicht mehr dargestellt. Wenn die Providentia am Ende des zweiten Aktes das Kriegsglück des Gallicanus mit dem allgemeinen Besten rechtfertigt, so dürfte das kaum auf ein späteres karitatives Wirken des zum Christentum bekehrten Feldherrn anspielen, sondern vielmehr auf die militärischen Erfolge Kaiser Ferdinands II. am Beginn des Dreißigjährigen Krieges – der Sieg über die böhmischen Aufständischen am Weißen Berg lag gerade erst zwei Jahre zurück. Mit dem Exempel auf der Bühne sollte die Durchschlagskraft des katholischen *miles Christianus* Ferdinand gefeiert werden. Dass für diesen Zweck das Ende der Gallicanus-Fabel mit dem Martyrium des Feldherrn nicht relevant war, leuchtet ein. Es ist in diesem Sinn also nur konsequent, wenn Gallicanus aus dem Blickfeld verschwindet und seine in der Fiktion verhinderte Hochzeit durch die reale Hochzeit Kaiser Ferdinands ersetzt wird, eine Durchbrechung der szenischen

Illusion, die für höfische Festspiele und ihre Huldigung an anwesende hohe Gäste kennzeichnend ist.

Hochzeit von Leopold V. und Claudia de' Medici

Fürstliche Hochzeiten sollten auch in Zukunft einen herausragenden Anlass für die Produktion aufwendiger und etwas ausgefallener Jesuitendramen bilden. Gleich zwei Stücke entstanden im Umfeld der 1626 gefeierten Hochzeit von Erzherzog Leopold V. und Claudia de' Medici (vgl. Weiss 2002, 59–72).

Rudolphus Habspurgicus

In der Residenzstatt Innsbruck wurde im Zuge der Hochzeitsfeierlichkeiten ein *Rudolphus Habspurgicus* aufgeführt, eine Inszenierung der Vita des ersten habsburgischen Königs Rudolf.[8] Mit großem technischem Aufwand wurde hier, nicht zuletzt auch gegenüber den zahlreich anwesenden ausländischen Gästen, die habsburgische Macht und die Fähigkeit zu deren künstlerischer Darstellung demonstriert. Im Formalen sind ein reicher mythologischer Apparat, in dem sich zu Figuren aus der klassischen Antike z.B. auch Personifikationen der von Rudolf unterworfenen Länder gesellen, die hohe Anzahl von 258 in der Perioche verzeichneten Akteuren und schließlich die durch den Hofchronisten von Ferklehen in seiner Schrift über Leopolds Hochzeit bezeugte Darbietungsweise „all'italiano" (TLMF, Dip. 803, Bl. 36^{v}), was man in der Sekundärliteratur stets auf eine musikalische Inszenierung nach Art der italienischen Oper bezieht, hervorzuheben.[9] Diese Aufführung war von ihrem Aufwand und ihrer Prachtentfaltung her ohne Zweifel ein Höhepunkt des zeitgenössischen lokalen Theaterlebens.

Absicht

Inhaltlich konzentriert sich das Stück ganz auf die Tugendhaftigkeit und staatspolitische Weitsicht seines Protagonisten. Eine Hochzeit spielt darin keine Rolle. Im Gegensatz zum vier Jahre vorher gespielten *Ovinius Gallicanus* trägt die Fabel dem äußeren Anlass also keine Rechnung. Im Prolog tritt allerdings das personifizierte Italien auf und macht Leopold einen großen Ball zum Geschenk, der ausdrücklich als Symbol im Wappen der Medici angesprochen wird, also einen der sechs Bälle in diesem Wappen darstellen soll. Aus dem Ball schlüpft der Hochzeitsgott Thalassio und hält unter Applaus von Nymphen und der personifizierten Tyrolis eine Lobrede auf das Hochzeitspaar. Die Figur Tyrolis stellt dann, zum eigentlichen Stück überleitend, Rudolf als *Christiani principis speculum* vor, als „Spiegel eines christlichen Fürsten". Die Funktion des Stücks als Fürstenspiegel ist hier also wörtlich ausgesprochen. Unverkennbar ist schließlich die Huldigung, die Leopold V. als

8 Valentin, Nr. 967; von dem Stück hat sich die mit 24 Seiten ungewöhnlich umfangreiche, rein lat. Perioche erhalten. Ein bei Valentin nicht verzeichnetes Exemplar befindet sich in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Xb 4858, eine Xerokopie davon in TLMF, FB 95441/2.

9 Freilich würde man für diese Interpretation eher ein „all'italiana" erwarten. Der Umstand, dass Claudia eine große Musikliebhaberin war, und die strukturellen Ähnlichkeiten des *Rudolphus* mit der opernhaften *Tyrolis pacifica* von 1646 (vgl. für beides weiter unten) verleihen der üblichen Deutung allerdings Wahrscheinlichkeit.

dem potenziellen Gründer einer neuen Tiroler Linie der Habsburger entgegengebracht wird. Gleich zu Beginn des Stücks wird klar, dass König Rudolf auf seinen als „Enkel" angesprochenen Nachkommen Erzherzog Leopold vorausweisen soll. So wie Rudolf das Haus Habsburg im deutschen Reich zur Herrschaft brachte, soll Leopold mit der neuen Linie Habsburg-Medici eine dauernde Herrschaft in Tirol begründen.

Simon Scharl

Im benachbarten Hall wurden 1626 zwei Stücke des Jesuiten Simon Scharl (1594–1652) aufgeführt, der von 1626 bis 1628 am Haller Kolleg tätig war.[10] Eines davon steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der landesfürstlichen Hochzeit und wendet sich speziell an Claudia de' Medici. Ein anderes, im Anschluss besprochenes, erinnert in seiner komischen Thematisierung des Schulwesens vor den Augen des Landesfürsten an die Bildungsdramen des 16. Jhs., enthält aber eine stärkere Huldigungsadresse.

De glorioso Sanctae Caeciliae […] *triumpho*

Im April 1626 spielten die Haller Jesuiten anlässlich eines Besuchs des Tiroler Erzherzogs Leopold V. mit seiner Gattin Claudia de' Medici ein Drama *De glorioso Sanctae Caeciliae virginis ac martyris triumpho* („Über den ruhmreichen Triumph der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Cäcilia").[11] Das erzherzogliche Paar war erst seit dem 19. April getraut, die Aufführung musste also wenige Tage später stattfinden und wurde wohl als Hochzeitsgeschenk verstanden. Dementsprechend wurde auch großer Aufwand getrieben. Vor allem legte man großen Wert auf eine musikalische Darbietungsweise. Das Stück enthielt zahlreiche Lieder, deren Wiedergabe ziemlich genau festgehalten wurde: Auf 73 Seiten hs. Text folgen 36 (!) Seiten Notation von Gesangsstimmen in stimmenspezifischen Schlüsseln samt Generalbass. Diese wichtige Rolle der Musik kommt nicht von ungefähr. Zunächst passt die musikalische Darbietungsweise zum Stoff, ist doch Cäcilia die Patronin der Musik. Sodann schuf man mit dem Haller Stück ein Pendant zum Innsbrucker *Rudolphus Habspurgicus*, der kurz zuvor im Rahmen der eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten „all'italiano", also vermutlich im Stil der italienischen Oper, aufgeführt worden war. Schließlich konnte man mit einem Stück solchen Zuschnitts und mit Cäcilia als Hauptfigur auch speziell der Florentinerin Claudia huldigen, die für den Import italienischer Musikkultur nach Tirol zumindest mitverantwortlich war.[12] Während

10 Vgl. Leutenstorfer 2001. Der Titel von Leutenstorfers Beitrag („Vier lateinische Jesuiten-Theaterstücke aus Hall in Tirol") ist missverständlich. Von den vier Stücken, die er behandelt und die hs. in einem Band der Kollegiumsbibliothek von St. Blasien im Schwarzwald (Da 0184) überliefert sind, wurden zwei in Hall und zwei in Burghausen gegeben.

11 Valentin, Nr. 965; Zwanowetz 1981, 135–144 (einzelne Beobachtungen), 232 (Eintrag im Spielplan); Perioche bei Szarota 1979–1987, Bd. 1,2, 1141–1148.

12 Zu Claudias persönlicher Begeisterung für Musik (sie spielte selbst Laute und Harfe) vgl. Weiss 2004, 56.

mit dem *Rudolphus Habspurgicus* Leopold V. als Gründer einer neuen Linie der Habsburger gefeiert wurde, stand nun in der *Caecilia* Claudia im Zentrum. Mit 92 Darstellern gehörte das Stück zu den aufwendigsten dieser Zeit in Hall. Auch die sehr lange, fünfseitige Begrüßung durch die personifizierte Stadt Hall fällt aus dem Rahmen einer gewöhnlichen Aufführung. Der Begrüßung entspricht am Ende ein Epilog, in dem den Erzherzogen Dank und gute Wünsche überbracht werden. Dazwischen spielt sich die eigentliche Handlung ab, die sich im Wesentlichen eng an die Cäcilienlegende hält. Bei der folgenden Wiedergabe des Inhalts wird auf einige komische Nebenhandlungen verzichtet.

1. Akt: Die bereits mit Valerianus verlobte Cäcilia empfängt vom Himmel das Geschenk ewiger Jungfräulichkeit. Sie hört Hochzeitsmusik und singt ihrem himmlischen Bräutigam dazu ein Hochzeitslied. Ihrem Verlobten gesteht sie ihre Liebe zu Gott, was dieser zunächst für Untreue hält. Cäcilia erklärt ihm, dass er sich taufen lassen müsse, um ihren Bräutigam zu sehen. Valerianus geht darauf ein. Gleich nach der Taufe übergibt ein Engel den beiden weiße und rote Siegeskränze (zum Zeichen ihres nahenden Martyriums). Die beiden bekehren auch Tiburtius, Valerianus' Bruder, zum Christentum.

2. Akt: Der römische Prätor Almachius erlässt ein Edikt gegen die Christen. Es kommt zu ersten Verhaftungen. Cäcilia, Valerianus und Tiburtius reagieren mit strenger Lebensführung und Wohltätigkeit gegenüber den Armen. Die beiden Brüder werden zum Tod verurteilt. Zusammen mit Cäcilia gelingt es ihnen aber noch vor ihrem Tod, den Kammerdiener des Almachius, Maximus, zu bekehren.

3. Akt: Valerianus verkündet Cäcilia vom Himmel herab den glorreichen Märtyrertod. Almachius verurteilt Cäcilia und lässt ihren Besitz einziehen. Die Soldaten finden bei einer Hausdurchsuchung aber nur die Evangelien und andere Devotionalien. Schließlich werden sie von Cäcilia sogar bekehrt. Dennoch führt man diese vor Gericht, wo sie standhaft bleibt. Almachius befiehlt, sie in einem siedenden Bad zu verbrühen. Cäcilia überlebt diese Strafe aber auf wundersame Weise. Wütend darüber lässt Almachius sie enthaupten. Während ihr Leichnam zu Grabe getragen wird, besingt ein himmlischer Chor Cäcilias Triumph.

Intention

Für moderne Maßstäbe scheint es unangemessen, eine solche Fabel vor einem frisch vermählten Brautpaar zu spielen. Cäcilia, in der sich Erzherzogin Claudia erkennen sollte, erteilt der irdischen Liebe ja gerade eine Absage. In der katholischen Propaganda der österreichischen Erzherzoge konnte das Motiv der heiligen Hochzeit mit Gott aber auch geradezu als Kompliment an die Sittenreinheit des Fürstenpaars verstanden werden. Die reale irdische Verbindung wird nicht verneint, sondern in ihrer christlichen Reinheit gelobt.

Vielfalt und Vitalität

Zwei kleinere Stücke können die Vielfalt und Vitalität des Jesuitendramas jener Jahre unter Beweis stellen, in denen sich an Leopold V. und die von ihm begründete

neue Linie der Habsburger große Hoffnungen knüpften. Beiden gemeinsam ist, dass sie ihre implizite Huldigung an den Landesfürsten in lustiger Form vorbringen und damit den üblicherweise gravitätischen Ton der Panegyrik brechen.

Scharl, *Misologus resipiscens*

Noch im Jahr der Hochzeit von Leopold V. und Claudia de' Medici wurde bei einem späteren Besuch des erzherzoglichen Paares in Hall Scharls *Misologus resipiscens* („Der wieder zur Vernunft kommende Lernscheu") gespielt.[13] Wahrscheinlich handelt es sich um die reguläre Herbstaufführung, da in einem Anhang noch der Text der *distributio praemiorum*, der Preisverleihung an die besten Schüler, überliefert ist. Der *Misologus resipiscens* ist eine Komödie in der langen Tradition der Schulspiele, die den Unterrichtsbetrieb selbst thematisieren (vgl. hier S. 269–270). Wie bei der *Caecilia* folgen auch hier dem Spieltext Noten für die gesangliche Darbietung, allerdings in einem bescheideneren Ausmaß: Auf sechs Seiten wird – wieder in stimmenspezifischen Schlüsseln – ein Lied der Musen in sapphischen Strophen notiert. Nach einem an Erzherzogin und Erzherzog gerichteten Prolog, in dem sich der Prologsprecher für die Niedrigkeit des Themas entschuldigt, wird in drei Akten ohne strenge Handlungsführung ein komisches Genrebild vom Schülerleben gezeichnet.

1. Akt: Die negative Hauptfigur Misologus („Lernscheu") erklärt sein Prinzip, auf die Schule zu pfeifen und stattdessen den Vergnügungen des Lebens nachzugehen. Damit macht er sich eine Schar von Anhängern. Als Kontrast dazu wird der fleißige und fromme Philomusus („Musenliebhaber") eingeführt, dem sich ebenfalls einige Schüler anschließen. Der Bauer Menalcas, der für die Züchtigung von Schülern Ruten schneidet, trifft auf das Grüppchen um Misologus und lässt sich seine Ruten abnehmen. Er fühlt sich als dummer Mensch, da mit seinen Ruten zwar Magister und Doktoren gemacht würden, er selbst aber davon nicht gescheiter werde. Auf das Angebot der faulen Schüler, ihn mitsamt seinem Sohn alsbald zum Doktor zu machen, geht er deshalb freudig ein – das Motiv erinnert an die sokratische Ausbildung, welche der Bauer Strepsiades und sein Sohn Pheidippides in den *Wolken* des Aristophanes erfahren. Philomusus findet inzwischen die richtige Auflösung für das Buchstabenrätsel, das ein Mitschüler von seinem Vater bekommen hat: P.A.O.U.E. steht für *Pietas ad omnia utilis est* („Frömmigkeit ist für alles gut": der Wahlspruch Erzherzog Leopolds V. nach 1 Tim 4,8).

2. Akt: Misologus und seine Anhänger treiben es immer bunter. Der Grammatiklehrer Priscian wurde von den bösen Schülern eingekerkert und muss nun (ungrammatisch formulierten) Spott und Schläge über sich ergehen lassen. Misologus soll über ihn richten.

13 Für diese Aufführung gibt es keine Belege in den bisherigen Verzeichnissen von Jesuitendramen. Die in dem beigefügten *syllabus actorum* angegebenen Tiroler Herkunftsorte der Schüler-Schauspieler erweisen aber die Haller Provenienz des Stücks.

Zuvor aber erscheint noch Menalcas mit seinem Sohn zur Doktorausbildung. Der Schulleiter tritt auf, um Preise an die tüchtigen Schüler zu vergeben, findet deren aber nur wenige. Da ihm Misologus als Grund des Übels angegeben wird, will er ihn verhaften lassen.

3. Akt: Menalcas bekommt von einem arglistigen Schüler den Rat, viel zu träumen, um die Poetik verstehen zu lernen. Das beherzigt Menalcas auch. Bei der Prüfung glänzt er vor der Kommission um Misologus mit seinen falschen Antworten. Der gewissenhaft vorbereitete Sohn fällt durch. Misologus wird verhaftet und abgeführt. Die Musen beklagen in einem Lied den Niedergang der Bildung. Die einstigen Kameraden verspotten den eingesperrten Misologus. Otiologus, einer seiner Gefährten, erweist sich als der leibhaftige Teufel, der ihn verführt hat. Misologus muss so lange einsitzen, bis die Schulden eines von ihm betrogenen Gläubigers bezahlt sind. Er warnt seine Mitschüler eindringlich vor der Faulheit.

Zweck

Trotz der Leichtigkeit des Stoffs sind huldigende Adressen an Erzherzog Leopold V. unverkennbar. Immer wieder wird darauf hingewiesen, dass Bildung ohne Frömmigkeit nichts wert sei. Dieses Motiv gipfelt in der Entschlüsselung des Wahlspruchs Leopolds V., in dem die Frömmigkeit im Zentrum steht. Unter seinem Patronat, will das Stück also sagen, kann die wahre, christliche Bildung gedeihen. Das Ende des Stücks geht fließend in die schon erwähnte *distributio praemiorum* über, in der die besten Schüler des Jahres als Belohnung einen Buchpreis erhielten. Während im Drama, wie es im Vorspann der *distributio praemiorum* heißt, ein schlechter Schüler im Mittelpunkt stand, rücken nun die guten Schüler ins Zentrum. Jeder Gewinner wird mit ein paar persönlichen Worten bedacht. Da der Text solcher Preisverleihungen meist nicht überliefert ist (vgl. aber hier S. 299), sollen zwei kurze Beispiele gegeben werden.

Ex humanitate
Solutae orationis – Andreas Kiechel
Multo sudore opus est ad parandam victoriam. Tu nondum sudas: et tamen accipis praemium. Fabium nempe Imperatorem imitaris, qui cessando vincis.

Aus der Humanitas-Klasse
Prosarede – Andreas Kiechel
Es kostet viel Schweiß, den Sieg zu erringen. Du schwitzt noch nicht und erhältst dennoch den Preis. Du machst es nämlich wie der Feldherr Fabius:[14] durch vorsichtige Zurückhaltung kommst du zum Erfolg.

14 Quintus Fabius Maximus Verrucosus († 203 v.Chr.). Seine hinhaltende Kriegsführung im Zweiten Punischen Krieg brachte ihm den Spitznamen *Cunctator* („Zauderer") ein.

E syntaxi minore – Georg Waidman
Tametsi non leporem, nec damam nec cervum ullum veneris: merito tamen vocaris WAIDMAN. Quid ergo capis? Librum.

Aus der unteren Syntax-Klasse – Georg Waidman
Auch wenn du weder einen Hasen noch eine Gämse noch einen Hirschen jagst, so heißt du dennoch zu Recht WAIDMAN. Was also erjagst du? Ein Buch.

Balde, *Iocus serius theatralis*

Von erheblichem Interesse für das Jesuitentheater überhaupt ist ein Stück von Jakob Balde (vgl. hier S. 397–398), dem vielleicht größten nlat. Dichter deutscher Nation. Der in erster Linie wegen seiner Lyrik berühmte Balde schuf auch dramatische Werke, denen gerade in jüngster Vergangenheit wieder verstärktes Interesse entgegengebracht wurde (vgl. Stroh 2004 mit weiterer Literatur). Neben einer Reihe von Arbeiten mit dramatischen Elementen sind uns zwei regelrechte Bühnendramen aus der Feder Baldes überliefert. Zum einen handelt es sich hierbei um die in Ingolstadt 1637 erstmals aufgeführte und 1654 für den Druck überarbeitete *Jephtias*, sein dramatisches Hauptwerk; zum anderen um das in Innsbruck 1629 gespielte Frühwerk *Iocus serius theatralis* („Ein ernster Scherz auf der Bühne").[15] Nachdem Balde im Herbst 1626 am Münchner Gymnasium seine Karriere als Lehrer begonnen hatte, unterrichtete er 1628–1630 die Rhetorikklasse in Innsbruck. Mit dem *Iocus* schuf er hier eine der seltenen Komödien des Jesuitentheaters.

Überlieferung

Das Stück war lange Zeit nur durch eine auszugsweise von Westermayer 1868 mitgeteilte deutsche Perioche bekannt. Erst Valentin 1972a machte den Spieltext durch die Publikation einer in der Österreichischen Nationalbibliothek befindlichen Hs. bekannt, der überdies noch eine (von der deutschen teilweise stark abweichende) lat. Perioche beigebunden war. Allerdings haben wir, wie der Vergleich mit den beiden Periochen zeigt, in dieser Hs. wohl kaum den ursprünglichen Text vor uns. Einige fehlende Szenen und sonstige, den Handlungsablauf nicht weiter störende Lücken lassen an eine für eine spätere Aufführung gekürzte Bearbeitung denken.

Anlass

Anlass der Aufführung von 1629 war die Taufe der Erzherzogin Clara Isabella, des dritten Sprösslings des regierenden Tiroler Fürstenpaares Leopold und Claudia. Ein Bezug dazu ist wohl dadurch gegeben, dass eine Taufe und der damit verbundene Triumph des Christentums auch den krönenden Abschluss des Stücks bilden. Die betreffende Szene mit dem heidnischen Schauspieler Genesius, der sich zum Scherz taufen lässt und daraufhin tatsächlich bekehrt wird, ist zudem als einzige der

---

15 Valentin, Nr. 1191 und Nr. 1035. Eine (mangelhafte) Edition des *Iocus* bietet Valentin 1972a; zur Interpretation vgl. Valentin 2001, 552–555; Stroh 2004, 253–264.

vielen Einzelepisoden des Dramas in den Untertitel der Periochen aufgenommen,[16] was auf ihre herausragende Bedeutung hinweist. Gerade die Genesius-Episode hat übrigens in der Jesuitendramatik mit Bidermanns 1618 erstmals aufgeführtem *Philemon martyr* ein berühmtes Pendant. Ob Balde sich davon anregen ließ, bleibt aber fraglich, da der Stoff in mehreren Quellen überliefert ist und auch ohne Bidermanns Stück populär war.

Inhalt, Aufbau

Wie schon angedeutet, gibt es im *Iocus* keine durchgehende Handlung, sondern eine Reihe von Einzelepisoden, die von dem gemeinsamen Thema des in Ernst verwandelten Scherzes zusammengehalten werden. Die Episoden sind dabei von ganz verschiedener Länge. Der besonders bunte erste Akt bringt in sieben Szenen fünf völlig neue Settings auf die Bühne. Der zweite Akt zieht eine einzige Episode durch. Der Dritte hat deren zwei. Für Abwechslung ist also gesorgt:

In einem *Praeludium comicum* meint der prahlerische Soldat Trisignor Ferricrepus Thraso („Dreifacher Herr Eisenklapper Bramarbas"), es finde eine Aufführung zu Ehren seiner *Trisignoreitas* statt, und erzählt aus seiner glorreichen Kriegsvergangenheit, bis er von einigen Bediensteten fortgescheucht wird. Ein Interlocutor („Sprecher") erklärt einem Spectator („Zuschauer") das bevorstehende Schauspiel. Diese beiden Figuren bleiben während des ganzen Stücks auf der Bühne und geben ihre Kommentare ab.[17]
1. Akt: Ein betrunkener Edelmann möchte sich zuhause die Stiefel ausziehen lassen und ruft dazu im Scherz statt seines Dieners den Teufel. Dieser kommt tatsächlich, zieht ihm die Stiefel aus und schlägt sie ihm um die Ohren (1). Der Teufel kommt zum Schmied Dunstan, um diesen in Gestalt einer schönen Frau zu verführen. Dunstan scheint zuerst auf das Angebot einzugehen, packt dann den Teufel aber mit einer glühenden Zange an der Nase, sodass er zum Gespött wird (2). Der bekehrte japanische Christ Ludovicus demonstriert seinem Bruder anhand eines Buches, das die eben gesehene Dunstan-Episode erzählt, die Machtlosigkeit der Dämonen (3). Ein japanischer Götzenpriester hat diese Unterhaltung mit angehört und erzählt, um Ludovicus zu widerlegen, von einem Christen, in den der Teufel gefahren sei. Ein Gehilfe des Priesters stellt diese Szene im Scherz nach, wird dann aber tatsächlich vom Teufel befallen und schließlich von Ludovicus erlöst (4). Der Diener des Spectator berichtet, ein Fass stehe vor der Tür. Es wird hereingerollt, stinkt fürchterlich und in seinem Inneren bellt etwas. Als man es öffnet, spaziert der Kyniker Diogenes heraus und preist sein Glück als bedürfnisloser Philosoph. Er brüstet sich

16 *Iocus serius theatralis seu aliquot exempla serio iocantium una cum Genesio mimo inter iocandum serio per baptismum ad Christum converso glorioso martyre* (*Iocus serius theatralis. Das ist: Etliche namhaffte Historien / in welchen zusehen / wie das Schertzen vilmahlen in Ernst verkehrt worden. Sonderlich in dem H. Genesio Mimo*).

17 Das im Jesuitendrama verbreitete Motiv des Spieler-Zuschauers (vgl. Sprengel 1987, besonders 92–106; Stroh 2004, 257 mit Anm. 51) wird hier also in seltener Deutlichkeit verwendet.

damit, dass er sogar mit Königen frei und ohne Angst sprechen kann. So ist er nun gerade am Weg zum assyrischen Hof nach Ninive, wohin er eingeladen wurde (5). In Ninive wird Diogenes seine Vorwitzigkeit zum Verhängnis. Er wird vom Assyrerkönig Ninus zum Tod verurteilt. Die Beteuerung des Philosophen, dass alles nur ein Scherz gewesen sei, hilft ihm nicht mehr (6). Semiramis, die Gattin von König Ninus, bittet diesen darum, sie einmal fünf Tage lang regieren zu lassen. Ninus geht auf diesen vermeintlichen Scherz ein und gesteht es ihr zu. Semiramis nimmt Ninus daraufhin aber sogleich gefangen und lässt ihn hinrichten. Damit hat sie die Herrschaft dauerhaft erlangt (7).

2. Akt: Der sächsische Graf Ramirus wird von seinem Lehrmeister Machiavellus davon überzeugt, dass es kein Jenseits gebe und dass deshalb hemmungsloser Lebensgenuss und politischer Betrug nur Vorteile bringen. Anschließend geht Ramirus über einen Friedhof und stößt mit dem Fuß an den Schädel des toten Soldaten Godefridus. Aus Jux lädt Ramirus diesen – wie Don Giovanni den Komtur – zum Abendessen ein (1). Godefridus steigt als ‚Untoter' mit acht anderen Verstorbenen aus dem Grab. Sie führen einen Totentanz auf (2). Im Gespräch mit Libitina und anderen Totengöttern wird ein Anschlag auf Ramirus vorbereitet (3). An der üppigen Tafel des Ramirus streiten sich zwei Parasiten. Machiavellus unterhält die Gäste (4). Dem fröhlichen Treiben wird durch den Auftritt der Toten ein jähes Ende bereitet. Alle fliehen erschreckt, nur Ramirus bleibt zurück. Er wird von Godefridus ergriffen und grausam zerschmettert (5). Ein Chorlied warnt davor, mit den Toten ein Spiel zu treiben.

3. Akt: Der byzantinische Kaiser Palaeologus ist schwer erkrankt und leidet an einer durch feuchten Schleim (Phlegma) verursachten Kälte. Seine Mediziner sehen nur mehr eine Chance auf Rettung: Man müsste den Kaiser derart in hitzigen Zorn versetzen, dass der Schleim verdampft. Mit Einwilligung der Kaiserin werden deshalb sämtliche Diener dazu angestiftet, ihren Mutwillen mit dem Kaiser zu treiben (1). Das Mittel tut seine Wirkung. Der Kaiser wird tatsächlich geheilt und belohnt seine Diener, deren Scherz er für Ernst gehalten hatte. Der Spectator bekundet sein Wohlwollen über diese (körperliche) Heilung. Darauf wird er vom Interlocutor auf die noch viel erfreulichere (geistige) Heilung des Schauspielers Genesius hingewiesen (2). Auf Verlangen einiger Höflinge äfft der römische Schauspieler Genesius die Christen nach und will sich als Höhepunkt sogar zum Scherz taufen lassen (3). Genesius wird vor den Augen des hinzugekommenen Kaisers Diokletian von einem christlichen Priester getauft. Der Schauspieler wird dadurch wirklich bekehrt und verteidigt nun aufrichtig das Christentum, was die Umstehenden zunächst noch für einen Scherz halten. Als Diokletian aber schließlich bemerkt, dass aus dem Scherz Ernst geworden ist, lässt er Genesius hinrichten. Dieser stirbt glorreich als Märtyrer (4). In einem Epilog danken Interlocutor und Spectator den Zuschauern für ihre Aufmerksamkeit und ziehen die Lehren aus dem Schauspiel.

Struktur: Interpretationen

Am Aufbau des Stücks ist nicht nur seine bunte Fülle bemerkenswert, sondern auch die assoziative Gestaltung der Übergänge zwischen den einzelnen Episoden. Tatsächlich kann man bei jeder Szene einen gewissen, manchmal sehr äußerlichen, manchmal aber auch raffinierten Anschluss an die vorhergehende Episode finden. Reizvoll ist z.B. die Fiktion in der Fiktion, wenn in I,3 die japanischen Christen plötzlich ein Buch in der Hand halten, in dem die vorausgegangene Szene I,2 erzählt wird, und daraus ihre Lehren für die Gegenwart ziehen. Man hat die eigenwillige Struktur des *Iocus*, für den das antike Drama kein Vorbild bietet, ganz verschieden interpretiert. Westermayer 1868 sprach von einem „Quodlibet tragikomischer Scenen" (274 Anm. 2) und meinte damit offenbar, dass die Beliebigkeit das letzte Prinzip sei. Valentin 1972a, 415 bezeichnete das Stück als ein „Kompendium der dramatischen Thematik der damaligen Jesuitenbühne". In seiner 1978 erschienenen Gesamtdarstellung des deutschen Jesuitendramas äußert derselbe Autor dann zusätzlich die Vermutung, Balde sei es um die Darstellung des „chaos de l'existence" gegangen (780). Zuletzt verglich Stroh 2004 das Drama gerade wegen der stark variierenden Länge seiner Episoden und wegen ihrer überraschenden Übergänge mit dem Aufbau von Ovids *Metamorphosen* und glaubte, Balde „beabsichtigte hier wohl, einmal ein Ovidius der Bühne zu sein" (263–264). All das hat etwas für sich, nichts überzeugt restlos. Wie von Stroh richtig bemerkt, war die reihende Zusammenfügung von Einzelszenen schon vor dem *Iocus* ein mögliches Aufbauprinzip jesuitischer Theaterstücke.[18] Eine besondere Aussageabsicht oder antike Vorbilder müssen Balde in diesem Punkt nicht zwingend zugeschrieben werden.

Fürstenspiegel

Bisher unbeachtet blieb eine mögliche Funktion des Stücks als – wenn auch für einmal witziger – Fürstenspiegel. In dem vor dem Tiroler Landesherrn Leopold V. aufgeführten Szenenreigen ist ja auffällig viel von Herrscherpersönlichkeiten und von Politik die Rede. Einzig die in I,2–I,4 dargestellten zwei Episoden sind offensichtlich unpolitisch. Vielleicht liegt hierin sogar ein Grund für die Auslassung der Japan-Episode I,3–4 in unserer Hs. (I,2 könnte als zu I,1 komplementäre Szene beibehalten worden sein). In allen übrigen Episoden spielen Edelmann, Graf, König und Kaiser eine Rolle. Im zweiten Akt indoktriniert Machiavellis Namens- und Geistesvetter „Machiavellus" den fürstlichen Schüler regelrecht mit seiner Theorie der egoistischen Machtausübung, deren böse Folgen als abschreckendes Exempel dienen. Im dritten Akt ergänzen sich der Kaiser des Ostens und jener des Westens. Im einen Fall dürfte hier auf den Umgang mit dem Hofstaat abgezielt sein, im

18 Stroh 2004, 262 mit Anm. 62; vgl. auch Szarota 1979–1987, Bd. 1,1, 33–35, die bei der Klassifizierung der Jesuitendramen eine regelrechte Untergattung des „Revuestücks" einführt. Das früheste genannte Beispiel ist der Münchner *Triumphus Divi Michaelis* von 1597; vgl. später in Tirol z.B. die weiter unten besprochene *Tyrolis pacifica* von 1646.

anderen auf den Umgang mit dem Christentum, worunter in der Aufführungssituation nur der von den Jesuiten repräsentierte Katholizismus verstanden werden konnte.

Sprache

Seinen Witz erhält das statt wie meist in jambischen Trimetern oder Senaren in Prosa geschriebene Stück in erster Linie durch die pointierte und schwungvolle Sprache. Ein einziges Element sei herausgegriffen: Zur Erzielung komischer Effekte bedient sich Balde auch einzelner deutscher Einsprengsel im Text. So flucht etwa der Edelmann von I,1 über seinen vermeintlichen Diener, der sich beim Ausziehen der Stiefel nicht richtig anstellt: „ei potz sakrament. *quid facis, estne hoc exuere ocreas*?" In III,2 wird der vergeblich nach Speis und Trank langende Kaiser von seiner Frau und seinen Dienern mit einem „gudigudigudi" gehänselt. Auf den im Chor vorgebrachten Ausruf „*O rex Assyriorum*" assonieren anschließend die kaum mehr verständlichen Verspottungen „Schnipf Schnepf Schnedrium" und „glinglanglorium". Der für Balde kennzeichnende spielerische Umgang mit der Sprache lässt sich schon in diesem frühen, von Valentin 1972a, 415 als „eine Summe von Versprechungen" bezeichneten Drama feststellen.

modernes Rezeptionsbeispiel

Die Bühnenwirksamkeit des in mancher Hinsicht aus dem Rahmen fallenden Stücks dürfte jedenfalls seit der 2004 erfolgten modernen Wiederaufführung des *Iocus* feststehen. Eine Theatergruppe des Münchner Wilhelmsgymnasiums unter der Regie von Martin Hann präsentierte das Stück erstmals anlässlich der zum 400. Geburtstag Baldes abgehaltenen Tagung „Jacob Balde im kulturellen Kontext seiner Epoche" in Freising. Wegen des großen Erfolgs wurde der *Iocus* dann noch im selben Jahr in Innsbruck, der Stätte seiner Entstehung, wiederholt.

Prinzen und junge Führer

Nach dem Tod Erzherzog Leopolds 1632 regierte seine Frau Claudia Tirol in Vertretung ihres ältesten, aber noch minderjährigen Sohnes Ferdinand Karl. Eine neue Verbindung zwischen dem Jesuitendrama und der erzherzoglichen Familie ergab sich dadurch, dass beide Söhne Leopolds und Claudias, Ferdinand Karl und Sigmund Franz, Schüler des Innsbrucker Jesuitengymnasiums wurden (ihr Vater Leopold hatte testamentarisch verfügt, dass sie von Jesuiten erzogen werden sollten). Wie alle Schüler spielte auch der fürstliche Nachwuchs in Theateraufführungen mit. Es ist kein Zufall, dass in einigen dieser Stücke Kinder und Jugendliche bzw. Fragen der Erziehung im Zentrum stehen. 1636 spielten der achtjährige Ferdinand Karl und der sechsjährige Sigmund Franz in einem zu Ehren von Claudias Geburtstag aufgeführten Drama *David adolescens princeps iuventutis* („Der junge David, Fürst der Jugend"). Zum Namenstag Ferdinand Karls wirkten 1642 wiederum beide Erzherzoge in einem *Salomon adolescens* („Der junge Salomon") mit (vgl. Zwanowetz 1981, 179–180; Weiss 2004, 167). Die Absicht, mit diesen Dramen die darin auftretenden Prinzen zu vorbildhaften christlichen Herrschern zu erziehen, liegt auf der Hand. Die panegyrische Absicht trifft sich also mit der didaktischen

Funktion eines Fürstenspiegels. Am Ende der Regierungszeit Claudias und am Anfang der Herrschaft Ferdinand Karls steht schließlich – wieder zum Anlass einer fürstlichen Hochzeit – ein großes patriotisches Festspiel, das an Aufwand seiner Inszenierung alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt.

Tyrolis pacifica

Die *Tyrolis pacifica* („Das friedliche Tirol") bildet den spektakulären Höhepunkt des barocken Jesuitendramas in Innsbruck (Edition von Tilg 2002; vgl. Tilg 2005c). Das Stück wurde 1646 in der Aula des Innsbrucker Jesuitengymnasiums zur Hochzeit des Tiroler Erzherzogs Ferdinand Karl (1628–1662) mit seiner Cousine Anna de' Medici (1616–1676) aufgeführt. Neben *Tyrolis pacifica* trug es auch den Titel *Spes aurei saeculi* („Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter"), was wohl die ursprünglichere und offiziellere Bezeichnung war. So wird das Drama nämlich in der Perioche genannt (vgl. Abb. 65). Der zweite Titel, *Tyrolis pacifica*, stammt vom Schreiber der einzigen erhaltenen Hs. (TLMF, Dip. 447/1). Das hervorstechende Merkmal der *Tyrolis pacifica* ist ihre weitgehende Annäherung an die damals noch junge höfische Oper. Das Stück wurde fast durchgängig zu Orchestermusik gesungen. Wenige rezitierte Partien bildeten die Ausnahme. Allerdings kann man die musikalische Vortragsweise des Dramas heute nur mehr durch Berichte von Zuschauern und durch Hinweise im Text in Form von Anweisungen für Sänger und Orchester erschließen. Die Notation der Musik, die es bei einem Stück von rund fünf Stunden Spieldauer wohl gegeben haben muss, ist verloren. Die Bedingungen für eine Rezeption der höfischen Oper im Jesuitendrama wurden in den Jahrzehnten vor dieser Aufführung mit dem Import italienischer Festkultur geschaffen, die ja, wie bereits gesehen, unter Leopold und Claudia schon zu mehreren musikalisch untermalten Aufführungen Anlass gab. Mit Leopold verbunden ist auch die Durchsetzung des für die Oper erforderlichen monodischen *stile nuovo* in der Innsbrucker Hofmusik im Gegensatz zur früher vorherrschenden Polyphonie. Ferdinand Karl schließlich, der später zum ‚Begründer' der Oper in Innsbruck wurde, entwickelte seine Begeisterung für Theater und Musik schon als Schüler des Innsbrucker Jesuitengymnasiums. Dass die Jesuiten, die dem Hof unter Leopold und Claudia enger denn je verbunden waren, zur Vermählung des neuen Regenten Ferdinand Karl mit einer regelrechten Hochzeitsoper aufwarteten, ist also kein Zufall, sondern entspricht genau den Vorlieben des Landesherren.

Friedensspiel

Ferdinand Karl, der nur wenige Monate vor der Aufführung des Stücks die Regierung Tirols übernommen hatte, war gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges ein politischer Hoffnungsträger. Zwar blieb Tirol von den kriegerischen Ereignissen weitgehend verschont, doch war es wirtschaftlich erheblich betroffen, weil etwa die Handelswege nach Bayern unterbrochen waren. In der *Tyrolis pacifica* wird aus dieser Situation heraus ein Wunschbild gezeichnet: Der Friedensfürst Ferdinand Karl herrscht in Eintracht und Frieden über das vom Krieg unberührte Land Tirol. Die



SPES AVREI SÆCVLI
In auspicatissimis
FERDINANDI CAROLI
AVSTRIACI. ANNAE
MEDICEÆ, SERENISSIMORVM
Austriæ Archiducum Nuptijs Musico enthu-
siasmo concepta, & in theatro cantata
à Musis Oenipontanis.
Anno M. DC. XLVI. Jun.

DOmi nobis honorarij huius specta-
culi argumẽtum est natum, FER-
DINANDE CAROLE
Archidux & Sponse Serenissime.
Amabilem Patriæ Pacem, quam su-
premi Numinis fauore, & bonorum cælitum pa-
trocinio Serenissimus Parens tuus LEOPOLDVS
gloriosissimæ memoriæ, pietate & fortitudine suâ,
inter vicinum armorum strepitum fundauit, & Se-
renissima Mater tua CLAVDIA, indefessâ vigi-
lantiâ & prudentiâ conseruauit, tuq; Patriæ æternã
stabilies, spectandam damus.

PERIOCHA.

Prologus.

SOphronius & Eulalius Sophi corrumpendam vastandæ Germaniæ formam conijciunt è fluctuante, & fugiente Rom: Imperij Pomo, mole sua, vitioq; intestino laborante; non obscuris facis bellicæ mox erupturæ argumentis.

PARS PRIMA.

Scena 1.

ASteæa æquissimam Numinis iram ruenti certatim in scelera Germaniæ, & nouis quotidie hæresum factionibus distractæ denunciat. Bellum Belliq; appendices, miserias & flebiles catastrophas diuina canit. Bello, singulari Numinis fauore, eximios fore promittit Tirolensis & Austriacæ Aquilæ motes.

Scena 2.

Afflicta triumphis Germania, curru superbo sublimis, victis insultans, inter suorum acclamationes, exultat. Sed nubila cæli facies, & Cometes bellicæ tempestatis nuncius gaudium omne decollat.

THEATRVM.

Prologus.

[illegible] Globus Rom: Imperii in [illegible] cælo sereno.

PARS PRIMA.

Scena 1.

PRodit è medio cælo Astræa, inter [illegible] nubes.

Scena 2.

Ad Currum Germaniæ triumphantem hostes vincti trahuntur, herbam porrigunt. Cælum nubibus offuscatur, fulgurat, tonat. Cometes futuri fax belli micat.

Augent

Abb. 65: Perioche des Stücks *Tyrolis pacifica* von 1646.

im Titel *Spes aurei saeculi* ausgedrückte „Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter“ erscheint im Stück tatsächlich realisiert. Damit nimmt das Drama die im Dreißigjährigen Krieg entwickelte Tradition des patriotischen „Friedensspiels“ auf, in dem „der Eintritt des ersehnten Friedens antizipiert und dann gefeiert wird“ (Kohlschmidt 1958, 459). Um diese Grundidee auszudrücken, wird in der *Tyrolis pacifica* auf eine durchgehende Handlung zugunsten einer Aneinanderreihung allegorischer Szenen verzichtet. Das erinnert an die Tradition der aus der italienischen Renaissance stammenden und im 17. Jh. nach wie vor beliebten *trionfi*, in denen sich mythologisch-allegorische Festzüge mitunter zu kleinen Dialogen und Spielszenen ausweiten. So bildet auch hier eine bunte Revue entweder gar nicht oder nur locker miteinander verbundener Auftritte von phantasievollen Figuren den Inhalt des Stücks:

Prolog: Die beiden Weisen Sophronius und Eulalius prophezeien aus den Windungen und Wendungen des Reichsapfels einen Krieg.

1. Akt: Die Sternenjungfrau Astraea verkündet den von Gott für Germania beschlossenen Krieg, nimmt aber Tirol davon aus (1). Germania prahlt auf ihrem Triumphwagen über ihre militärischen Erfolge. Eine Sonnenfinsternis und ein Sturm machen ihr aber das künftige Unglück bewusst (2). Sie muss eine Schlacht am Himmel als Vorzeichen ihres eigenen Schicksals mitansehen (3). Fünf Herolde des Mars heben Truppen aus und begeistern die Deutschen für den Krieg (4). Die Deutschen preisen den Krieg. Mars stürzt

in Flammen aus dem Janustempel und steckt Germania in Brand. Die Bevölkerung leidet darunter (5). Die Herolde des Mars erklären die verkommenen Sitten und den Zorn Gottes zur Ursache des Bürgerkriegs (6).

Tanz: Aus der Freundschaft der Tänzer wird tödliche Feindschaft.

2. Akt: Der aus den meisten deutschen Provinzen verbannte Frieden rettet sich auf einem Delphin an die Gestade Tirols (1). Er wird von dem auf einem roten Tiroler Adler schwebenden „Glück Tirols“ herzlich begrüßt. Beide loben Gott als Schöpfer dieses ruhigen Landes (2). Berge und Hirten freuen sich über die Ankunft des Friedens und besingen ihm zu Ehren die Schätze Tirols (Wein, Fluren, Silber, Salz; vgl. Abb. 66) (3). In einem komischen Zwischenspiel legen burleske Zwergenschmiede dem „Schmied des eisernen Zeitalters“, Vulkan, und seinen Gehilfen, den Zyklopen, das Handwerk (4). Inn und Etsch, die Hauptflüsse Tirols, preisen das glückliche Schicksal, das ihnen im Vergleich mit den anderen Flüssen Germanias beschert ist (5).

Tanz: Fische und Krebse freuen sich ausgelassen über den Frieden.

3. Akt: Die zwei tollpatschigen Jägerknaben Gargilius und Seriscus gehen auf Beutezug. Lob der Heimat, in der Eisen und Blei für die Wildjagd, nicht für den Krieg verbraucht werden. Ein Jägerchor begleitet die Darstellung der Jagd auf verschiedenes Wild (1). Der Bauer Mopsus büßt auf harmlose Weise für seinen begangenen Jagdfrevel (2). Der Frieden und die drei Chariten preisen den Tiroler Adler. Die Bäume („Daphniden“) tanzen unter der Musik des Hochzeitsgottes Hymenaeus um den österreichisch-mediceischen Stammbaum und bilden dabei zwölf Figuren (3). Die zwei Blumenherolde Florimundus und Rosimundus preisen den ewigen Frühling im österreichisch-mediceischen Garten (4). Der Frieden und das Glück Tirols legen acht am Himmel erscheinende Sternenembleme auf das Brautpaar aus (5).

Tanz: Die österreichischen Amoren drängen Mars in den Janustempel zurück.

Licenza: Huldigung an die österreichischen Tugenden und Glückwünsche an das Brautpaar.

Die jeweils durch eine Tanzeinlage abgeschlossenen drei Akte des Stücks bilden gleichzeitig drei große inhaltliche Blöcke, die man mit den Stichworten „Krieg“, „Frieden“ und „Hochzeit/Hausmacht“ überschreiben könnte. Im ersten Akt steht die vom Dreißigjährigen Krieg heimgesuchte Germania, das personifizierte Deutschland, im Mittelpunkt. Im Kontrast dazu wird im zweiten Akt der aus Deutschland verbannte Frieden im idyllischen Tirol gastfreundlich aufgenommen. Der dritte und letzte Akt feiert die von Leopold und Claudia begründete, in Tirol regierende Linie Habsburg-Medici, wobei das gegenwärtige Brautpaar Ferdinand Karl und Anna im Zentrum steht. Abgeschlossen wird das Stück schließlich durch eine sogenannte *licenza*, einen direkt an das hohe Publikum gewendeten Epilog, der sonst gerade in der höfischen Hochzeitsoper typisch ist.



Abb. 66: Die Schätze Tirols, Stich von Andreas Spängler aus dem Jahr 1626.

Form und Stil

Die musikalische Vortragsweise des Stücks war vielleicht mit ein Grund dafür, dass statt der üblicheren Versform die Prosa gewählt wurde. Im Stil entspricht diese Prosa der um die Mitte des 17. Jhs. voll aufkommenden *Argutia*-Bewegung, die maßgeblich von jesuitischen Theoretikern getragen wurde (Emanuele Tesauro, 1591–1675; Baltasar Gracian, 1601–1658; Jakob Masen, 1606–1681). Dabei wurde eine metaphern- und anspielungsreiche, sententiöse Schreibart zum Ideal erhoben, die sich in *concetti*, ingeniösen Pointen, verdichtete. So wird z.B. schon im Prolog der auf der Bühne dargestellte Reichsapfel im Dialog der beiden Sprecher zur Projektionsfläche ganz verschiedener Vorstellungen. Er drückt zunächst die Idee des Deutschen Reichs an sich aus. Wegen seiner goldenen Farbe symbolisiert er auch das Goldene Zeitalter. Als Sodomsapfel – eine schon von Flavius Josephus (bell. Iud. 4,484) beschriebene Frucht, die bei Berührung zu Staub zerfällt – weist er auf den nahen Verfall hin. In seinen unruhigen Bewegungen scheint sich die Empörung des Giganten Enceladus gegen die Götter zu spiegeln. Als Erisapfel und Schlangenei prophezeit er Krieg und Hass, als Spielball der Mächtigen die Ausgeliefertheit des Reichs an die Interessen Einzelner. Ein anderes Beispiel für den arguten Stil bietet die Unterhaltung zwischen den „Hauptflüssen Tirols“ *(fluviorum per Tirolim Principes),* Etsch und Inn, in der fünften Szene des zweiten Akts:

Athesis: Oene, Oene, o frater, ad votumne tibi fluunt omnia? Ego tributum domino mari pergo devolvere undam humano puram a sanguine.
Oenus: Rerum nostrarum secundus est cursus, utrique placidus, quem Rhenus nobis et Isther, vicini Reges, invident, plus prope sanguinis volventes quam fluminis. Cruor humanus decolorat alveum.
Athesis: In rubrum abeant mare cruenti fluctus!
Oenus: Cadaverum maiorem quam piscium vehunt multitudinem.
Athesis: Haec mortuo mari apta sunt portoria.
Oenus: Miserorum crescunt lacrimis.
Athesis: Dulces aquae mihi prae salsis sapiunt. Sed cadant, sed diffluant mortales, dura Pyrrhae gens, dum liberi inter haec mala fluant fluvii!

Etsch: Inn, Inn, o Bruder, fließt dir alles nach Wunsch? Ich wälze meinem Zinsherrn Meer auch weiterhin Wasser herab, das von Menschenblut rein ist.
Inn: Gut geht der Lauf unsrer Dinge, uns beiden friedlich. Rhein und Donau, Könige in der Nachbarschaft, beneiden uns darum: Wälzen sie doch beinah mehr Blut als Strom dahin. Menschenmord verfärbt ihr Flussbett.
Etsch: In ein Rotes Meer sollen die blutigen Wellen münden!
Inn: Mehr Leichen als Fische führen sie.
Etsch: Für ein Totes Meer passen diese Wegzölle.

Inn: Von den Tränen der Elenden schwellen sie an.
Etsch: Süßwasser schmeckt mir besser als salziges. – Aber sollen die Sterblichen fallen, sollen sie sich auflösen, dieses harte Geschlecht der Pyrrha,[19] solang unter diesen Übeln die Flüsse frei fließen!

Autorschaft

Leider lassen sich bezüglich der Autorschaft des Stücks nur Vermutungen anstellen. Einige Indizien weisen auf den aus Innichen im Pustertal stammenden Vitus Dinzl (1596–1654) hin, der 1646 in Innsbruck die Poesie-Klasse unterrichtete. Im dem in der *historia domus* (Bd. 1, 407) des Innsbrucker Kollegs enthaltenen Nachruf auf ihn werden seine dramaturgischen Fähigkeiten eigens hervorgehoben, was in Kurzbiographien dieser Art selten der Fall ist. Wichtiger als diese grundsätzliche Ausweisung als Dramenschreiber ist aber die Information über das Publikum, das Dinzl v.a. angesprochen habe: laut dem Nachruf hatte er „nicht so sehr beim ungebildeten Volk, als bei den höchsten Fürsten […] den erwünschten Beifall und den davon erhofften Erfolg" *(non tam apud imperitum vulgus, quam summos Principes* […] *et optatum plausum et speratum inde fructum tulit).* Da bei keiner anderen Aufführung eines Jesuitendramas in dieser Epoche so viel Prominenz wie bei der *Tyrolis pacifica* anwesend war (neben dem Innsbrucker Hofstaat noch eine illustre Abordnung der Medici aus Florenz), ist diese Bemerkung ein gutes Argument für die Autorschaft Dinzls. Letzte Sicherheit gibt sie allerdings nicht. Noch schwieriger ist eine Antwort auf die Frage nach dem Komponisten, nach Sängern und Musikern. Grundsätzlich war es durchaus üblich, dass die Jesuiten gerade bei Festspielen auf Künstler des Innsbrucker Hofes zurückgriffen. Seit 1663 werden die Namen der jeweiligen Hofkapellmeister in den Periochen als für die Musik verantwortlich genannt. Vielleicht war es also der damals weit über die Grenzen Tirols hinaus hoch geschätzte Johann Stadlmayr (ca. 1575–1648; Innsbrucker Hofkapellmeister 1607–1648), der für die Komposition verantwortlich zeichnete. Für Sänger und Orchestermusiker schließlich fehlt jeder Anhaltspunkt.

erste ‚Oper' in Tirol

Die *Tyrolis pacifica* steht theatergeschichtlich am Beginn der Einbürgerung der italienischen Oper in Innsbruck. Seit der Regierungszeit Leopolds V. hatte sich die Musikkultur am Innsbrucker Hof zusehends verweltlicht. Höfische Festveranstaltungen wie das unter Leopold beliebte dramaturgisch inszenierte Ballett bereiteten den Übergang zur Opernform vor. Wenige Jahre nach der *Tyrolis pacifica*, 1653, ließ Ferdinand Karl an der Stelle des heutigen Tiroler Landestheaters ein eigenes Opern-

19 In der antiken Mythologie die Stammmutter der Menschen nach der großen Flut, die Jupiter als Strafe für deren moralische Verkommenheit sandte. Auf einen Orakelspruch hin wirft sie zusammen mit ihrem Gemahl Deukalion Steine hinter sich, aus denen die künftigen ‚harten' Menschen hervorgehen (vgl. z.B. Ov. met. 1,348–415).

haus, das erste frei stehende Theatergebäude im deutschen Sprachgebiet überhaupt, bauen (vgl. Farbtafel 14). Von 1654 bis zum Tod Ferdinand Karls 1662 wurden hier und im Theatersaal der Hofburg mindestens sechs große italienische Opern, u.a. von Pietro Antonio Cesti (1623–1669), gespielt: *La Cleopatra* (1654), *L'Argia* (1655), *L'Orontea* (1656), *La Dori* (1657), *Venere Cacciatrice* (1659), *La magnanimità d'Alessandro* (1662). Diese Periode gilt heute noch als eine Glanzzeit der Musikkultur in Tirol. Die lat. *Tyrolis pacifica* stellt als letzte Vorläuferin und in wichtigen Elementen schon erste Vertreterin der Oper in Innsbruck ihren Auftakt dar.

Martin Korenjak

Beredsamkeit

Überblick, Gliederung

In dieser Epoche fehlt wie in der vorhergehenden rhetorische Fachliteratur gänzlich. Darüber hinaus sind aus ihr, was angesichts der kontinuierlichen quantitativen Zunahme des lat. Schrifttums in den ersten Jahrhunderten der Frühen Neuzeit überrascht, nicht ganz so viele Reden erhalten wie aus jener. Das dominierende Genos ist wieder die Panegyrik, innerhalb derer sich das Schwergewicht etwas von der Leichenrede auf die Festrede zu freudigen Anlässen verschiebt und neben den nach wie vor wichtigen Höfen in Trient und Innsbruck erstmals auch die Brixner Fürstbischöfe als Auftraggeber erscheinen. Daneben haben sich wiederum einige jesuitische Schulreden erhalten, die diesmal von etwas anderer Art sind als die der *Scholastica Oenipontana* (vgl. hier S. 226–231). Die Darstellung bespricht analog zum letzten Rhetorikkapitel zunächst die Trientner, dann die Brixner und die Innsbrucker Panegyrik und schließt mit der Schulberedsamkeit.

Inama, *Laudatio funebris* für Lodovico Madruzzo

Am 2. 4. 1600 starb in Rom der Trientner Fürstbischof und Kardinal Lodovico Madruzzo (vgl. Abb. 67). Zu diesem Anlass hielt der aus Fando auf dem Nonsberg stammende Magister der schönen Wissenschaften und Lehrer am Trientner Stadtgymnasium Nicolao Inama, von dem auch einige Gedichte erhalten sind (vgl. hier S. 430) und der vielleicht sogar ein verlorenes Madruzzoepos verfasst hat,[1] eine *laudatio funebris*, die noch im selben Jahr in Trient gedruckt wurde. Aus Bl. 21^r geht hervor, dass Inama nicht in Rom sprach – es handelt sich also um eine Trauerrede *in absentia*, vgl. hier S. 286 –, auf Bl. 5^r wird als Vortragsort ein „heiliger Ort" genannt; beides weist auf den Trientner Dom, der ja auch sonst häufig Schauplatz von Leichenreden war. Im Druck gehen der Rede ein Widmungsbrief an Lodovicos Neffen und Nachfolger Carlo Gaudenzio sowie ein Epigramm voran, gefolgt wird sie von zehn Gedichten von Inama selbst und anderen.

Nach einer *captatio benevolentiae*, in die u.a. ein Lob von Lodovicos Mäzenatentum eingeflochten ist (Bl. 1^r–2^v), beklagt Inama den Tod des Kardinals, der in ganz Europa und besonders in Trient Trauer ausgelöst hat (Bl. 2^v–4^v). Anschließend lobt er die Familie des Verstorbenen und stellt sie mit ihren wichtigsten Vertretern vor (Bl. 4^v–12^r, mit einem

1 Der Widmungsbrief zu seinem *Panegyricus* (s.u.) trägt auf Bl. 3^r die Ortsangabe „aus dem Gymnasium der großartigen Gemeinde Trient". Auf ein Madruzzoepos scheint das Epigramm auf Bl. 3^v anzuspielen.



Abb. 67: Porträt des Lodovico Madruzzo, aus Dominicus Custos' *Atrium heroicum*, Augsburg 1600.

auf Bl. 8^{v} eingelegten Gedicht Girolamo Fracastoros, das Karls V. Trauer über den Tod des Aliprando Madruzzo beschreibt). In der Folge wird Lodovico mit einem edelsteinbesetzten siebenarmigen Leuchter verglichen (Bl. 12^{r}–19^{r}): Den sieben Flammen entsprechen die sieben Freien Künste, die er beherrscht (Bl. 12^{v}–15^{r}), den sieben Edelsteinen seine sieben Tugenden (Bl. 15^{r}–18^{r}; Jaspis: Standhaftigkeit; Karneol: Tapferkeit; Topas: Betrachtung Gottes; Karfunkel: Nächstenliebe; Onyx: Demut; Smaragd: Keuschheit; Chrysolith: Klugheit), den sieben Armen die sieben Gaben des Heiligen Geistes, die er besitzt (Bl. 18^{r}–19^{r}: den Geist der Weisheit, der Einsicht, des Rates, der Stärke, der Wissenschaft, der Frömmigkeit und der Furcht des Herrn, vgl. Jes 11,2–3). Sicher genießt Lodovico die Seligkeit des Paradieses, ist er doch sozusagen als Märtyrer gestorben: Trotz seines schlechten Gesundheitszustands hat er den Auftrag des Papstes übernommen, durch die Lösung einer schwierigen theologischen Streitfrage die Christenheit vor dem Zerfall zu retten, und ist schließlich den zwei Jahre währenden geistigen Anstrengungen erlegen (Bl. 19^{r}–21^{r}). Seine Beisetzung erfolgte in Rom, sein Tod in einem Jubeljahr, seine letzten Stunden waren vorbildlich, und er hinterlässt in Carlo Gaudenzio einen würdigen Nachfolger (Bl. 21^{r}–22^{r}).

Struktur und Funktion

Die Rede ist klar strukturiert: Auf eine einleitende Klage folgt ein umfangreicher Lobteil, der sich in einen Überblick über die Familie Madruzzo und ein thematisch organisiertes Lob Lodovicos gliedert; Trost wird eher implizit gegen Schluss gespendet. Wie die Trauerrede auf Eufemia Madruzzo (vgl. hier S. 285–286) versucht auch die vorliegende, dem Publikum die Größe der Madruzzo insgesamt vor Augen zu führen. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine zu Beginn des Familienabschnitts (Bl. 4^{v}–5^{r}) gemachte Unterscheidung zwischen an der antiken Tradition orientierter weltlicher Rhetorik, welche bei einem Todesfall auch die Familie des Verstorbenen behandeln dürfe, und geistlicher Rhetorik, welcher das eigentlich verboten sei. Der Redner rechnet seine Rede der zweiten Art zu, ignoriert dann

aber die Beschränkung unter Berufung auf die Usancen seiner Zeit (oder auf den Konsens seiner Vorredner?). Auf welche generische Dichotomie er sich bezieht, bleibt unklar.[2]

Rätsel

Die Rede gibt noch einige weitere Rätsel auf: Bei dem siebenarmigen Leuchter, mit dem Lodovico so ausführlich verglichen wird, handelt es sich um die in Ex 25,31–40, 37,17–24 und Num 8,1–4 beschriebene Menorah, doch ist diese im AT nirgends mit Edelsteinen verziert. Unbekannter Herkunft sind auch die Gleichungen, welche die einzelnen Edelsteine zu bestimmten Tugenden in Beziehung setzen, und der Tugendkatalog selbst, der weder an die drei christlichen noch an die vier platonischen Kardinaltugenden anknüpft. Auch der Gegenstand der wichtigen Streitfrage, mit deren Lösung Lodovico seine letzten Lebensjahre zugebracht haben soll, bleibt dunkel.

Panegyricus für Carlo Gaudenzio

Dasselbe obskure theologische Problem taucht auch (Bl. 14^{v}) in einem umfangreichen *Panegyricus* auf, den ebenfalls Inama zu Carlo Gaudenzio Madruzzos Ernennung zum Kardinal 1604 verfasste, im Rahmen der betreffenden Feierlichkeiten in dessen Anwesenheit (Bl. 6^{r}) hielt und zusammen mit einem Widmungsbrief an die Trientner Konsuln (Bl. 2^{r}–3^{r}), einem Epigramm eines Antonio Gesto auf ihn selbst (Bl. 3^{v}) und einer horazischen Ode auf Carlo Gaudenzio (Bl. 20^{r}) in Trient drucken ließ.

Aufbau, Inhalt

Inama geht von den Feiern aus, die gerade abgehalten werden, und kündigt gegen Ende der Einleitung (Bl. 6^{rv}) an, er werde seine Rede in drei Teile gliedern: einen ersten zur Kardinalswürde an sich, einen zweiten zu den Personen, durch die sie Carlo zuteil geworden sei, und einen dritten zu diesem selbst. Tatsächlich wird aber nur der erste Teil so gehalten wie angekündigt (Bl. 6^{v}–11^{r}). Im zweiten kommen Papst Clemens VIII. und Kaiser Rudolf II., auf deren Initiative hin Carlo zum Kardinal gewählt wurde, nur kurz zur Sprache, der Rest des Abschnitts ist dem Preis der Madruzzo und ihrer bedeutendsten Vertreter gewidmet (Bl. 11^{r}–15^{r}): Wieder wird die Konzeption des Textes umgebogen, um ein generelles Madruzzolob zu integrieren. Anscheinend hatten die Madruzzo einen ausgeprägten Familiensinn und ein entsprechendes Bedürfnis, bei jeder Gelegenheit kollektiv ins Rampenlicht zu treten. Im dritten Teil (Bl. 15^{r}–20^{r}), in den der zweite fließend übergeht, wechseln Lobeshymnen auf Carlo mit Bezeugungen der Freude, Dankbarkeit, Liebe und Ergebenheit ab, die der Redner in seinem eigenen wie im Namen aller Untertanen vorbringt.

2 Es kann sich nicht um den Unterschied zwischen Leichenrede und Leichenpredigt handeln, da letztere u.a. dadurch charakterisiert wird, dass der Redner ein Geistlicher ist (Eybl 2001, 145–146), was auf Inama ja nicht zutrifft.

Gattung

Die Rede ordnet sich durch ihren Titel selbst dem Genus des *Panegyricus*, d.h. der Festrede zu. Obwohl dieser Begriff verschwommen ist und bereits in der Antike synonym mit „Lobrede" gebraucht werden konnte, scheint Inama sich seiner ursprünglichen Bedeutung bewusst zu sein: Neben dem zu Feiernden werden auch die prunkvollen Festlichkeiten in Trient, in deren Rahmen die Rede vorgetragen wurde, häufig erwähnt und mit vielen Details wie Salutschüssen, Triumphpforten und *last not least* zahlreichen anderen Reden beschrieben. Öfters (Bl. 2^{v}, 4^{rv}, 5^{v}, 18^{v}) spricht Inama dabei aus der Perspektive der glücklichen Untertanen, einmal (Bl. 16^{v}) sogar in Form einer Prosopopoiie der *patria*.

Kardinalswürde

Die größte Sorgfalt hat Inama auf den ersten Teil seiner Rede verwandt, der bereits im Titel durch den Zusatz *satis accurata nec parum subtilis de sacrosancto cardinalium ordine* […] *commentatio* („recht genaue und ziemlich scharfsinnige […] Abhandlung über den hochheiligen Stand der Kardinäle") hervorgehoben wird. In diesem Abschnitt argumentiert er ‚wissenschaftlicher' und gelehrter als im Rest der Rede. So erläutert er auf Bl. 6^{v}–7^{r} die Etymologie des Wortes „Kardinal", was er auf Bl. 9^{r}–10^{r} wieder aufgreift, um eine Brücke zu den Kardinaltugenden zu schlagen, die in einem Exkurs diskutiert werden und deren Besitz den Kardinälen zugeschrieben wird. Auf Bl. 7^{rv} beweist er mit den Mitteln der Bibelexegese, dass die Kardinalswürde über dem Priestertum steht: Sie übertrifft dieses insofern an Alter und damit auch an Würde und Bedeutung, als die Kardinäle im NT durch die Apostel an sich präfiguriert sind, während das Priestertum erst beim letzten Abendmahl konstituiert wird. Auf Bl. 7^{v}–8^{r} versucht er, Kardinäle schon im Rom des 3. und 4. Jhs. nachzuweisen, und stützt sich dabei u.a. auf die *Konstantinische Schenkung*, deren Unechtheit eigentlich schon seit über 150 Jahren bewiesen war, was aber innerhalb der katholischen Kirche nur zögernd anerkannt wurde. Weitere Autoritäten, auf die er sich beruft, sind Augustinus und Petrus Damianus, ein Kirchenreformer und Schriftsteller des 11. Jhs. (Bl. 9^{v}–10^{r}, 10^{v}). Das Beweisziel seiner Argumentation ist freilich kein wissenschaftliches, sondern ein panegyrisches: Um Carlo Gaudenzio zu schmeicheln, will er demonstrieren, dass „Ehre und Erhabenheit der Kardinalswürde schlechthin unvergleichlich sind" (Bl. 8^{v}).

Rede von Guarinonius

Inamas *Panegyricus* lässt sich eine weitere Rede zur Seite stellen, welche Hippolytus Guarinonius (vgl. hier S. 564–576) zum selben Anlass im Auftrag der Trientner Ärzteschaft wahrscheinlich verfasste, sicher vortrug[3] und ebenfalls in Trient drucken ließ. Obwohl er nicht wie Inama im Namen der Gesamtbevölkerung des Bistums spricht (was er auf Bl. A2^{v} auch ausdrücklich erwähnt), gibt es im Inhalt

3 Der Titel nennt Guarinonius *perorator* – ein lexikographisch nicht erfasster Ausdruck, der sich aber nur auf den Vortrag der Rede beziehen kann. Dass Guarinonius sie auch verfasst hat, ist aufgrund seiner schriftstellerischen Begabung plausibel.

seiner Rede keinen Hinweis darauf, dass er eine spezielle Klientel vertritt. Vielmehr entsprechen die vier möglichen Gesichtspunkte, unter deen man laut Guarinonius den freudigen Anlass behandeln kann – die Kardinalswürde an sich, die hinter der Wahl stehende treibende Kraft, nämlich Carlos Tugend, der Verleiher der Würde, nämlich der Papst, und der Würdenträger, nämlich Carlo, und allgemeiner die drei Kardinäle aus dem Hause Madruzzo (Bl. $A2^{v}$–$A3^{r}$) – sachlich recht genau den drei Hauptthemen Inamas. Allerdings erklärt Guarinonius gleich im Anschluss an diese Aufzählung, nur die Kardinalswürde und die drei Madruzzo-Kardinäle behandeln zu wollen. Dementsprechend ist seine Rede kürzer und zugleich dichter als die Inamas. Was den ersten der zwei eben genannten Punkte betrifft, verzichtet der Redner auf gelehrte Deduktionen und kommt schnell zu folgender Einschätzung: Vergleicht und parallelisiert man geistliche und weltliche Würden, so entspricht die Kardinalswürde als zweithöchster Rang nach dem Pontifikat der Königswürde als zweithöchstem Rang nach dem Kaisertum, wobei man noch bedenken muss, dass die geistliche Hierarchie insgesamt höher steht als die weltliche (Bl. $A3^{rv}$). Das zweite Thema (Bl. $A4^{r}$–$B4^{r}$) gibt Guarinonius Gelegenheit, wiederum ein helles Licht auf die Familie Madruzzo zu werfen, wobei er sich allerdings wieder stärker konzentriert als Inama und nur Cristoforo, Lodovico und Carlo erwähnt. Auch das Verhältnis zwischen Carlo und seinen Untertanen kommt wie bei jenem zur Sprache (Bl. $B3^{v}$–$B4^{r}$). Der thematische Vergleich zwischen den beiden Ansprachen zeigt, wie beschränkt das sich aus dem Zusammenspiel von rhetorischer Tradition und konkretem Anlass ergebende thematische Material für einen Panegyriker sein konnte. Wenn er nicht ein Ausnahmetalent auf dem Gebiet der *inventio* („Themenfindung“) war, lagen seine hauptsächlichen Wahlmöglichkeiten diesbezüglich in der Selektion und Anordnung der einzelnen sich ihm gleichsam von selbst aufdrängenden Punkte sowie in ihrer knapperen oder ausführlicheren Behandlung.

Sprachspiele

Während Guarinonius in inhaltlicher und dispositorischer Hinsicht nur solides Handwerk bietet, ist ein anderer Aspekt seiner Rede durchaus bemerkenswert und macht sie streckenweise zu einer vergnüglichen Lektüre, nämlich sein spielerischer Umgang mit der Sprache. So sind etwa Guarinonius’ Etymologien viel phantasievoller als diejenigen Inamas: *Cardinalis* wird z.B. als *cardineus ales* (Bl. $A3^{v}$; „Vogel von eminenter Bedeutung“), d.h. als eine Art Engel auf Erden erklärt. Im Falle des Namens *Tridentum* (Trient) werden zunächst ältere Ableitungen, etwa vom *tridens* („Dreizack“) Neptuns, zurückgewiesen, dann präsentiert Guarinonius seine eigene Herleitung von *trinum ornamentum* (Bl. $B3^{v}$–$B4^{r}$; „dreifacher Schmuck“, gemeint sind die drei Kardinäle). Auch die namenssymbolischen Ausdeutungen von *Carolus*, die belegen sollen, dass die Vorsehung den zu Feiernden zu Großem bestimmt hat, können als kreativ gelten: Werden z.B. die einzelnen Silben rückwärts gelesen, so ergibt das *AC-OR-SU-L*, was sich als Abkürzung für *Accendet Orbem Summo*

Lumine (Bl. B2[v]; „Er wird den Erdkreis mit strahlendstem Licht erhellen“) interpretieren lässt.

Rede von Bocenago

Nur mehr hingewiesen sei darauf, dass sich zum selben Anlass hs. noch eine dritte Rede erhalten hat: Ioannes Petrus de Albertis de Bocenago gibt auf Bl. 47[r]–57[r] seiner „Notizen zur Geschichte Trients“ (TMLF, Dip. 457/1) seine eigene *Oratio in assumptione ad cardinalatum* […] *Caroli Madrutii* („Rede zur Erhebung Carlo Madruzzos […] in den Kardinalsrang“) wieder.

Rede auf Carlo Emanuele

Schließlich enthält der bereits besprochene Band Panegyrik für Carlo Gaudenzios Nachfolger Carlo Emanuele (vgl. hier S. 427–430) in seinem ersten Teil eine anonyme panegyrische Rede auf diesen. Nach Ausweis ihres Titels bezieht sie sich spezifisch auf die Verleihung der Titularbischofswürde (doch s.u.), ihr genauer Vortragskontext lässt sich aber nicht mehr rekonstruieren.

Sie beginnt mit einer ausführlichen *captatio benevolentiae*, in welcher der Sprecher auf die mangelnde Vorbereitungszeit und seine eigene Unerfahrenheit verweist ([5]–[7]). Seine Frage an sich selbst, womit er denn beginnen solle, beantwortet er zunächst auf eine Art, die wir bereits zur Genüge kennen, nämlich mit einem ausführlichen Überblick über die wichtigsten Vertreter der Madruzzo ([7]–[13]). Danach wird Carlo Emanuele unter dem Gesichtspunkt seiner *prudentia* („Klugheit“) gepriesen, was *de facto* auf eine kurze Nacherzählung seines Bildungswegs hinausläuft ([13]–[16]). Eine knappe Erwähnung seiner *pietas* („Frömmigkeit“) leitet zum Schlussteil über, der der in Trient herrschenden Freude und den Hoffnungen gewidmet ist, welche die Aussicht auf ihn als Fürstbischof erweckt; die letzten Sätze versichern ihn der Ergebenheit des Trientner Jesuitenkollegs ([16]–[21]). Die einzige kurze Erwähnung seines Titularbischofssitzes Aureliopolis, der in der Form „Aureopolis“ („Goldstadt“) erscheint, dient nur als Aufhänger für einen Preis seiner künftigen Herrschaft über Trient als neues Goldenes Zeitalter ([17]–[19]).

Insgesamt schreitet die Rede somit zielbewusst und lehrbuchmäßig von der Herkunft und Vergangenheit Carlo Emanueles zur Gegenwart und weiter in die Zukunft voran. Die Konzentration auf die intellektuellen Qualitäten des Gefeierten entsprechen dessen akademischer Karriere (er war Doktor beider Rechte), diejenige auf seine Bedeutung für Trient den Interessen der Hörerschaft.

Verlorenes

Wahrscheinlich stehen die erhaltenen Texte wie schon in den vorangegangenen Epochen *pars pro toto* für eine viel größere Zahl von Trientner Bischofsreden. So ist etwa eine *laudatio* des Kanonikers Beltramo Pezzano zum Amtsantritt Carlo Gaudenzio Madruzzos bezeugt (vgl. Inamas *Panegyricus*, Bl. 19[r]; Costa 1977, 164). Ob es sich bei einem *Elogium* des Druckers Carlo Zanetti auf den verstorbenen Carlo Emanuele Madruzzo (Tovazzi, Nr. 438) um eine Rede, ein Gedicht oder eine fiktive Grabinschrift gehandelt hat, ist nicht mehr zu eruieren.

zwei Reden von Guarinonius auf Zenn

Hippolytus Guarinonius trat nicht nur als Madruzzo-Panegyriker in Erscheinung, sondern verfasste auch zwei Reden zum Amtsantritt des Daniel Zenn als Bischof von Brixen im Jahr 1627, die sich auf Bl. 358^{r}–379^{r} und 379^{v}–389^{v} der Hs. ULBT, Cod. 110,4 erhalten haben (von der zweiten fehlt der Schluss, aber wohl nicht viel mehr).[4] Beide, die erste noch mehr als die zweite, geben sich durch viele, z.T. umfangreiche Streichungen und Ergänzungen am Rand als Entwürfe zu erkennen.

Anlass und Art des Vortrags

Der genaue Anlass scheint nur bei der zweiten Rede klar, die, wohl von Guarinonius selbst, im Rahmen des Festgottesdienstes zur Investitur des neuen Bischofs vorgetragen wurde (vgl. z.B. Bl. 380^{v}–381^{r}). Die erste Rede setzt dieses Ereignis ebenfalls voraus (vgl. etwa Bl. 360^{v} *Danieli nuper* […] *electo*, *nunc* […] *coronato*, „dem neulich […] gewählten, jetzt [mit der Mitra] gekrönten Daniel“), doch bittet Guarinonius Zenn in ihr, *ut absentem velut praesentem benigne admittas* (Bl. 360^{r}; „dass du mich Abwesenden gütig aufnimmst, als ob ich anwesend wäre“). Außerdem enthält sie mit mehreren *DANIEL*-Akrosticha (z.B. Bl. 358^{r}: *Deo Auspice Nuper In Episcopum Lecte*) sowie einem Chronogramm (Bl. 362^{v}) Elemente, die nur bei der Lektüre des schriftlichen Textes erkenn- und genießbar sind. Als Publikum werden in ihr zu Beginn Zenn selbst, die Mitglieder des Brixner Konsistoriums und „andere Zuhörer“ genannt. Guarinonius hat sie anscheinend zu einem nicht näher bestimmbaren Anlass kurz nach der Investitur verfasst und zum öffentlichen Vortrag übersandt, muss aber wohl auch eine gedruckte Lesefassung geplant haben, die dann nicht zustande gekommen ist.

erste Rede

Die erste Rede steht unter dem nicht ganz klaren Titel *Danieli cunctis omnium votis noviter electo novum caelum irradiat* („Dem mit sämtlichen Stimmen aller neugewählten Daniel leuchtet ein neuer Himmel“) und einem Motto aus Dan 2,48, das von der Gunst Nebukadnezars gegenüber dem biblischen Daniel spricht. Sie lässt sich etwa folgendermaßen resümieren:

> Neulich ist am Himmel das Gestirn von Zenns Vorgänger untergegangen. Ohne Untergang der einen kein Aufgang der anderen Sterne: Heute wendet man sich Zenn als der neuen Sonne zu (Bl. 358^{r}–360^{r}). Die Größe der Aufgabe und das erlauchte Publikum überwältigen den Redner, doch er nimmt sich zusammen und beginnt (Bl. 360^{r}–361^{v}). Daniel Zenn gleicht seinem Namensvetter aus dem AT (Bl. 362^{r}–363^{r}). Da sich glückliche Vorzeichen am Himmel zeigen, will der Redner die Himmelssphären erklären. Die Fixsternsphäre entspricht der Kirche (Bl. 363^{r}–365^{r}); die Bischöfe sind dabei den Sternen der ersten Größenklasse, aber auch dem Orion vergleichbar; weitere Stufen der kirchlichen Hierarchie entsprechen den Sternen der zweiten bis sechsten

4 KHUI 2,1, 46 verbucht Bl. 358^{r}–389^{v} als eine einzige Rede und ist auch sonst unpräzise.

> Größenklasse. Zenn ist in der Sternhierarchie steil aufgestiegen (Bl. 365^{r}–368^{v}). Nun will der Redner die heidnische Interpretation des Tierkreises durch eine christliche ersetzen: Seine zwölf Zeichen entsprechen den zwölf Teilen des Credo (Bl. 368^{v}–372^{v}); man kann sie aber auch mit den zwölf Aposteln gleichsetzen (Bl. 372^{v}–373^{v}). Die fünf Himmelskreise (die beiden Polar- und Wendekreise sowie der Äquator) entsprechen den zehn Geboten (Bl. 373^{v}–374^{r}). Eine unsichtbare Sphäre jenseits der Fixsternsphäre bzw. ihr und aller Sphären bewegendes Prinzip symbolisieren Papst und Gott (Bl. 374^{rv}). Die sieben Planeten und ihre Sphären stellen verschiedene weltliche Reiche bzw. Personengruppen dar, der Mond etwa die gemeinen Gläubigen (Bl. 374^{v}–376^{r}). Sie sind der geistlichen Sphäre untergeordnet: So unterwirft sich auch der gute weltliche Herrscher dem Prinzipat der Geistlichkeit und prosperiert; der schlechte tut es nicht und geht zugrunde (Bl. 376^{r}–379^{r}). Mit einer Rekapitulation des Gesagten schließt die Rede (Bl. 379^{r}).

eine ungewöhnliche Festrede

Es handelt sich inhaltlich und strukturell um eines der ungewöhnlichsten Beispiele für panegyrische Rhetorik aus dem Tiroler Raum. Im Gegensatz zur üblichen Praxis tritt das Lob des zu Feiernden nach der Anfangspartie in den Hintergrund. Stattdessen wird eine (natürlich vom ptolemäischen Weltbild ausgehende) Allegorese des Weltalls gegeben, die nicht nur zu diesem Anlass unerwartet kommt, sondern auch für sich genommen einfallsreich und originell erscheint. Die Idee der Entsprechung zwischen himmlischen und irdischen Zuständen und Ereignissen sowie hieran anschließend die Allegorese des Himmelsgeschehens im Hinblick auf Irdisches sind an sich geläufige Prinzipien. Doch die Dichotomie Fixsternsphäre/Kirche vs. Planetensphären/weltlicher Bereich und die Interpretation der verschiedenen Größenklassen von Sternen, des Zodiakos, der Himmelskreise und der Planeten scheinen Guarinonius' eigene Erfindungen zu sein.

zweite Rede

Die zweite Rede, „Für Daniel, der mit der Krone der priesterlichen Majestät feierlich in sein Amt eingesetzt und eingeführt worden ist", ist konventioneller aufgebaut. Sie vergleicht zuerst das Warten der Gemeinde auf Zenn mit dem Warten auf das Einlaufen eines schwerbeladenen Handelsschiffs und kommt dann auf den aktuellen Anlass, Investitur und Festgottesdienst, zu sprechen (Bl. 379^{v}–381^{r}). Der Hauptteil zählt Zenns Tugenden und Leistungen auf (hervorragender Schüler in Hall, Studium in Dillingen und Ingolstadt, Eloquenz, Bau einer prächtigen Kirche in Krems,[5] Freundschaft mit Kaiser Ferdinand II.), die in seiner Wahl zum Bischof von Brixen kulminieren (Bl. 381^{r}–388^{r}); er orientiert sich dabei an der Biographie

5 Um welche Kirche es geht, ist unklar. Zenn war Pfarrer in Krems und bedachte die Wiener Kirche Maria am Gestade mit einer Stiftung (Gelmi 1984, 155). Hat Guarinonius diese beiden Informationen miteinander vermischt?



Abb. 68: Im Dom zu St. Jakob in Innsbruck errichtetes Trauergerüst für Erzherzog Maximilian III., Stich von Andreas Spängler.

des zu Lobenden und greift so auf das gebräuchlichste Strukturprinzip des Personenenkomions zurück. Zum Schluss kehrt Guarinonius ringkompositorisch zur Zeremonie zurück und gibt einen Ausblick auf Zenns gewiss vorbildliche künftige Amtsführung (Bl. 388^{r}–389^{v}). Mit der ersten Rede gemeinsam sind der zweiten das Motto und der Rekurs auf das Firmament, das hier allerdings nicht mehr *in extenso* thematisiert wird, sondern die Rede in Form leitmotivischer Metaphorik durchzieht. Überhaupt arbeitet Guarinonius in dieser Rede stark mit Leitmotiven: So kehren das Motto aus Dan 2,48 und der Vergleich Daniel Zenns mit dem Daniel des AT öfters wieder (das Motto wird hier also stärker funktionalisiert als in der ersten Rede), und auch sein Vergleich mit einem Lastschiff und der seiner Tugenden mit dessen Fracht werden auf diese Art behandelt.

pompöser Stil

Was die Ausdrucksseite der beiden Reden betrifft, so zeigt Guarinonius sich in ihnen, wie übrigens schon in derjenigen auf Carlo Gaudenzio Madruzzo, als Stilist von barocker Exuberanz, dessen Perioden ganze Seiten füllen können und der dem Pomp seiner offiziösen Rhetorik nicht selten die Klarheit des Ausdrucks opfert. Zahlreiche Randbemerkungen zeigen dabei, wie er bei der Überarbeitung seiner Entwürfe immer neue Nachgedanken und Nebensätze einschiebt, und gewähren so Einblick in die Genese dieses ausufernden Stils.

Pansa, Leichenreden

In den Jahren 1618 und 1619 verschieden innerhalb weniger Monate zwei bedeutende Mitglieder des Hauses Habsburg, am 2. 11. 1618 Erzherzog Maximilian III. der Deutschmeister, am 20. 3. 1619 Kaiser Matthias. Obwohl beide in Wien starben und bestattet wurden, fanden jeweils auch in Innsbruck, vermutlich in der Hofkirche, aufwendige Trauerfeierlichkeiten statt, im ersten Fall am 21. 12. 1618 (vgl. Abb. 68), im zweiten 30 Tage nach dem Tod (vgl. hier S. 285), also je nach Zählung am 18., 19. oder 20. 4. 1619. Beide Male wurde dabei derselbe Mann mit einer *oratio funebris* beauftragt, nämlich der Doktor beider Rechte Caspar Pansa aus Nürnberg (1585–1657). Pansa war 1610 nach Innsbruck gekommen und dort 1615

Regimentsrat der oberösterreichischen Regierung geworden, in welcher Funktion er u.a. die Bibliothek und die Sammlungen auf Schloss Ambras verwaltete (Šubarić 2001, 123–124). Dank seiner umfassenden Bildung und seiner umfangreichen rednerischen und schriftstellerischen Tätigkeit[6] war er für die Aufgabe, Maximilian und Matthias würdig zu betrauern, der gegebene Mann. Da beide Reden sich in vieler Hinsicht ähneln,[7] bietet es sich an, sie zusammenfassend-vergleichend zu behandeln.

Vergleich des Aufbaus

Der auffälligste Unterschied zwischen den zwei Texten betrifft ihren Aufbau: Die Rede auf Matthias beginnt mit einer Klage über die Grausamkeit des Schicksals und der Aufforderung, um den Kaiser zu trauern (1–12), erläutert dann seine Tugenden (12–31) und wünscht zum Schluss seinen Nachfolgern Glück und Segen (31–35). Sie orientiert sich also an der klassischen Dreiteilung in Klage, Lob und Trost und variiert diese nur insofern, als der Trost durch gute Wünsche für die Zukunft ersetzt wird. Dagegen ist die Rede auf Maximilian ausgesprochen unstrukturiert und ‚monodisch': Pansa springt in ihr dauernd zwischen Klage, Lob und Trost hin und her, verleiht seinem Text so außergewöhnliche emotionale Intensität (vgl. hierzu die Rede von Tommaso de Fatis auf seine Mutter, hier S. 290–292) und stürzt den Hörer in ein Wechselbad der Gefühle, bis dieser sich in einem abschließenden Gebet (25) trösten und beruhigen kann. Vermutlich hängt dieser Unterschied damit zusammen, dass der Deutschmeister als bei der Bevölkerung beliebter Landesherr den Tirolern näher stand als der im fernen Wien residierende Kaiser Matthias. Sein Tod wurde deshalb, worauf wiederholt hingewiesen wird (1–2, 9–10), als besonders schwerer Schlag empfunden, und das dürfte Pansa veranlasst haben, in seinem Falle kräftigere Töne anzuschlagen.

Gelehrsamkeit, Verseinlagen, Stil

In einer Reihe anderer Charakteristika stimmen die zwei Reden dagegen weitgehend überein (wobei allerdings die Klage um Maximilian jeweils stärker dazu tendiert, die Dinge auf die Spitze zu treiben). So breitet der gelehrte Pansa in beiden Fällen große Mengen von Bildungsgut aus. In der Matthiasrede zeigt er dabei eine auffällige Vorliebe für ägyptische Bräuche, besonders Bestattungssitten (13–14, 24, 31). In der Rede für Maximilian tauchen so entlegene Anspielungen auf wie die folgende (angesprochen werden die österreichischen Erzherzöge): *Vos Heleniones iam efflorescite, quorum medica vis et fragrantia nos in Angeronae, in Volupiae templum deducat* (24; „Erblüht nun, ihr Helenionen, deren Heilkraft und Duft uns in den Tempel der Angerona, der Volupia geleiten möge"). Volupia als römische Göttin

6 Von Pansas anderen Reden hatte mit Tirol nur noch eine 1617 in Innsbruck veröffentlichte, heute verlorene Rede über die Faktoren, die zur Erhaltung eines Staates beitragen, zu tun (vgl. den Katalog der BSB unter der Signatur 4 P.o. lat. 318 Beibd. 2 [Verlust]). Zu einem Lobgedicht auf Christoph Scheiner vgl. hier S. 557.

7 Zudem spricht Pansa zu Beginn der Rede auf Matthias (1) die enge zeitliche Nachbarschaft der beiden Todesfälle an.

des Vergnügens mag dem einen oder anderen Hörer noch geläufig gewesen sein, aber mit der schattenhaften, u.a. als Sorgenlöserin gedeuteten Angerona und dem sorgenvertreibenden Kraut Helenion, das er hier personalisiert und in ein neues Genus und eine neue Deklination überführt, dürfte Pansa das Vorwissen seines Publikums doch ein wenig überstrapaziert haben. Daneben manifestiert sich seine Gelehrsamkeit auch in einer Fülle von Zitaten, besonders in der Maximilianrede, wo neben Klassikern wie der Bibel, Homer, Vergil, Horaz, Ovid, Seneca, Plinius d.J. und Juvenal auch Schriftsteller wie Albinovanus Pedo und Ausonius herangezogen werden. Da viele dieser Zitate metrisch sind und Pansa außerdem immer wieder Verse unbekannter Herkunft (möglicherweise eigene) einflicht, gewinnen die Reden streckenweise den Charakter Menippeischer Satiren. Stilistisch fällt auf, dass Pansa kaum ciceronianische Perioden baut. Er bevorzugt vielmehr eine reihende Syntax, deren Sätze sich je nach Bedarf zu einzelnen Ausrufen, Sentenzen, Fragen und Antworten verkürzen oder aber durch– parataktische Anfügung weiterer Teilsätze verlängern lassen, in welch letzterem Falle sich oft ein weitgehender Parallelismus mit Anaphern, Assonanzen, Homoioteleuta und wachsenden Gliedern beobachten lässt. Man lese etwa folgende Passage über Matthias als Befrieder Deutschlands (22):

Quis ista omnia terricula sustulit, nisi Matthiae imperatoris felicitas?
Quis a nostris cervicibus ista pericula repulit, nisi Matthiae imperatoris virtus?
Quis illud turbidum et confusum rerum omnium chaos diremit,
nisi pia imperatoris Matthiae iustitia?

Wer hat alle diese Schrecken behoben,
wenn nicht des Kaisers Matthias glückhaftes Handeln?
Wer hat von unseren Nacken diese Gefahren fortgeschoben,
wenn nicht des Kaisers Matthias Tüchtigkeit?
Wer hat jenes aufgewühlte und verwirrte Durcheinander aller Dinge geordnet,
wenn nicht des Kaisers Matthias fromme Gerechtigkeit?

Pathosformeln

Solche Passagen sind keine funktionslose Künstelei, sondern dienen als stilistische Pathosformeln: Sie helfen mit, die Hörer aufzuwühlen, und steigern die emotionale Intensität der Reden.

Druck und Widmung

Beide Reden wollten offenbar nicht nur gehört, sondern auch gelesen werden und dabei auch durch ihre äußere Gestalt wirken: Sie sind sorgfältig und aufwendig gedruckt und weisen insbesondere zu Beginn jeweils eine prunkvolle Titulatur von vier (Maximilian) bzw. zwei Seiten (Matthias) auf.[8] Diese Titulaturen erfüllen

8 Nach der Rede folgen im Falle Maximilians drei Pansas Beredsamkeit preisende Distichen eines

zugleich die Funktion von Widmungsbriefen: Die Werke werden in ihnen jeweils noch lebenden Angehörigen des Hauses Habsburg dediziert, nämlich Kaiser Matthias und den Erzherzögen Ferdinand, Leopold und Karl bzw. Kaiser Ferdinand II. und den Erzherzögen Albrecht, Leopold und Karl. Den Habsburgern sollte auf diese Weise die Treue und Anhänglichkeit Tirols vor Augen geführt werden, womit im Falle der Rede für Maximilian sicher auch der Wunsch verbunden war, möglichst bald wieder einen Regenten zu bekommen und nicht wieder wie nach dem Tod Ferdinands II. 1595 ein mehrjähriges Interregnum durchmachen zu müssen.

Übungsreden von Jesuitenschülern

Die Schulrede ist in dieser Epoche durch eine einzelne Rede und ein größeres Corpus aus dem Innsbrucker Jesuitengymnasium repräsentiert. Im Gegensatz zu den Reden aus den *Scholastica Oenipontana* (vgl. hier S. 295–303) handelt es sich bei diesen Texten nicht um von Lehrern komponierte Festreden, sondern, ähnlich wie bei Küfners *Oratiuncula* (vgl. hier S. 292–295), um Übungen, die Schüler der Rhetorikklasse im Rahmen des regulären Unterrichtsbetriebs verfassten und vortrugen. Die Studienordnung der Jesuiten machte es jedem Rhetorikschüler zur Pflicht, pro Monat mindestens eine Rede zu verfassen, und sah verschiedene Gelegenheiten vor, diese vor der eigenen Klasse oder einer größeren Hörerschaft aus Lehrern und Schülern zu halten. Auch rhetorische Wettkämpfe wurden veranstaltet, wobei die Modalitäten (Rede und Gegenrede vor einem Schiedsrichter, anschließend Urteilsverkündung durch diesen) ungefähr denen des Wettstreits aus den *Scholastica* (vgl. hier S. 298–299) entsprachen.[9] Diese schulinternen Übungstexte sind in der Regel von geringerer Qualität als die für ein weiteres Publikum bestimmten Ansprachen zu schulischen und kirchlichen Feiern. Wie diese lassen sie sich in erster Linie dem panegyrischen Genos zuordnen (auch wenn dieses bei den Wettkämpfen einen gewissen gerichtlichen Einschlag erhält), wobei die meisten der zu lobenden oder allenfalls zu tadelnden Gegenstände in diesem Fall weltlicher Art sind. Die Reden ähneln denjenigen aus den *Scholastica* auch in ihren häufigen Zitaten aus antiken Gewährsleuten, welche „das gelehrte Wissen" der jungen Autoren, ein wichtiges Unterrichtsziel (Duhr 1896, 243), belegen sollen, mit dem einen Unterschied, dass hier öfter die in der Poesie- und der Rhetorikklasse intensiv gelesenen klassischen Dichter zitiert werden. In ihrer Gesamtheit bieten die Übungsreden eine schülerzentrierte, alltagsnahe Ergänzung zu den Festreden der vorangegangenen Epoche und tragen so zu einem umfassenderen Bild des jesuitischen Rhetorikunterrichts bei.

---

unbekannten P.M. (26), bei Matthias sechs vierzeilige Epigramme auf dessen Herrschaftsinsignien und ein Ellogium (35–40).

9 Vgl. die einleitenden Notizen zu den gleich zu besprechenden Wettkampfreden aus dem Corpus des Andreas Castner ([79], [84]). Im Allgemeinen s. Duhr 1896, 243–249.

Oratio de Fortuna

In einem Aktenbündel „Tiroler Historiker 16./17. Jh." des TLA findet sich eine kurze anonyme „Rede über die Schicksalsgöttin". Der redundante und schablonenhafte Text ist nicht genauer datierbar – er könnte grundsätzlich auch vor 1595 entstanden sein –, und dass er dem jesuitischen Unterrichtsbetrieb entstammt, ist nur eine plausible Vermutung. Er reiht nach einleitender Bescheidenheitstopik und allgemeinen Bemerkungen zur Macht der Fortuna (Bl. 1^r) zuerst antike und mittelalterliche Beispiele für Personen, die dank ihrer Hilfe steil aufgestiegen sind (Bl. 1^r–2^v), dann solche für tief Gefallene aneinander (Bl. 2^v–4^r) und schließt mit einer Ermahnung zum geduldigen Ertragen allfälliger Schicksalsschläge (Bl. 4^r). Damit weist er dieselbe Zweiteilung des Hauptteils auf, die schon bei den Reden der *Scholastica Oenipontana* zu beobachten war.

Reden Andreas Castners

Gleich sechs Übungsreden, davon allerdings eine unvollständige, enthält das bereits besprochene (vgl. hier S. 400) Schulheft des Andreas Castner, der 1607/08 bei den Innsbrucker Jesuiten die Rhetorikklasse besuchte. Abgesehen von einer griechischen Weihnachtsrede ([25]–[29]), die er dem Titel nach am 26. 12. 1607 vorgetragen hat und die in Thematik, Kürze, Schlichtheit und Fehlerhaftigkeit recht genau ihrem Gegenstück aus den *Scholastica* (vgl. hier S. 302–303) entspricht, handelt es sich um lat. Lobreden, von denen zwei für sich stehen, drei ursprünglich im Rahmen rhetorischer Wettkämpfe gehalten wurden.

Oratio pro oratione

Die beiden selbständig gehaltenen Reden sind recht unterschiedlich. Die *Oratio pro oratione* („Rede für das Gebet"; [57]–[59]) ist ein kurz gefasster Preis des Gebets als Königsweg zu Gott, der in eine Aufforderung an die Hörer mündet, fleißig zu beten. Durch ihre geistliche Thematik schließt sie sich der griechischen Weihnachtsrede an und fällt etwas aus dem Rahmen der übrigen lat. Reden, in denen es primär um weltliche Dinge geht. Das Wortspiel im Titel, das die Verwandtschaft zwischen Beredsamkeit und Gespräch mit Gott und damit zwischen weltlichem Wissen und geistlichem Nutzen zu betonen scheint, könnte jedoch gerade dazu dienen, die enge Beziehung zu betonen, die zwischen diesen beiden Aspekten des jesuitischen Unterrichts besteht.

De laudibus Tirolis

Vergleichsweise ausführlich ist dagegen die „Rede über das Lob Tirols" (*De laudibus Tirolis oratio*; [68]–[76]). Castner gibt sich in ihr zu Beginn überwältigt von der Fülle des Lobenswerten, die ihm die zunächst für leicht gehaltene Aufgabe fast unmöglich zu machen scheint, und appelliert an das Wohlwollen seiner Zuhörer. Tirol stellt in seinen Augen die *nobilissima Germaniae portiuncula* („edelstes Teilchen Deutschlands") dar, ja es ist allen anderen Gegenden der Erde vorzuziehen ([68]–[70]). Er preist ohne strenge Ordnung seine natürlichen Vorzüge (gemäßigtes Klima, Berge als natürlicher Schutzwall) und Güter (Getreide, Holz, Vieh, Fische, Wein, Salz, Edelmetalle, Jagdwild) sowie seine Städte und die dort tätige Gesellschaft Jesu selbst ([70]–[74]). Den Kulminationspunkt bildet ein Lob von Tirols

guten und frommen Fürsten sowie seiner katholischen Frömmigkeit ([74]–[75]). Die Rede schließt mit einer Seligpreisung der Tiroler und einem Gebet für ihr Seelenheil ([75]–[76]). Sie ist durchaus sinnvoll, aber zwanglos disponiert und setzt, um die Hörer zu überzeugen, in erster Linie auf *varietas* („Abwechslung"). Der Redner ist sich dabei durchaus der Schwierigkeiten bewusst, die ihm aus der besonderen Kommunikationssituation erwachsen: Ein Land vor dessen eigenen Bewohnern zu loben mag leicht erscheinen, doch gerade aufgrund des unkritischen Publikums setzt man sich schnell dem Vorwurf der Schönrednerei und Schmeichelei aus. Zweimal spricht Castner dieses Problem an und verteidigt sich, indem er seine Wahrheitsliebe beteuert und das Publikum auffordert, seine Aussagen anhand der eigenen Erfahrung zu verifizieren ([68], [71]). Mit diesem Punkt, d.h. mit dem von Redner und Hörern geteilten *amor patriae* ([68]; „Vaterlandsliebe"), hängt auch das mentalitätsgeschichtliche Interesse der Rede zusammen: Sie stellt einen guten Beleg für den Regionalpatriotismus der Frühen Neuzeit dar und zeigt uns insbesondere das Tirolbild späterer Jahrhunderte *in statu nascendi*: Sowohl die Vorstellung vom Land im Gebirg als auch die vom Heiligen Land Tirol finden sich in ihr bereits vorgeprägt. Wenn am Schluss das Gebirge, das zuvor nur als Wirtschaftsfaktor und in seiner Schutzfunktion erwähnt wurde, zwar noch nicht wie später als ästhetisches Objekt, dafür aber implizit als Weg zu Gott erscheint, so führt dies die beiden eben genannten Vorstellungen elegant zusammen: Das abschließende Gebet gipfelt in dem Wunsch, dass die frommen Tiroler nach ihrem Tod *ex his montibus ad aeternos caeli montes subleventur* ([76]; „von diesen Bergen hier zu den ewigen Bergen des Himmels erhoben werden mögen").

Redewettkämpfe

In den beiden Redewettkämpfen, die uns Castners Schulheft bezeugt, geht es einmal darum, ob Katzen oder Hunden der Vorzug gebühre, einmal wird für und gegen die Musik gesprochen. Aus jenem Agon – er wurde am 27. 8. 1608 ausgetragen, wobei anscheinend ein Abraham Roh als Schiedsrichter fungierte[10] – ist die Rede für die Hunde erhalten ([79]–[84]), die auf eine offenbar zuvor für die Katzen gehaltene antwortet, aus diesem (17. 1. 1609, vgl. hier S. 298–299 und 476) die Rede für und die ersten Sätze der Rede gegen die Musik ([84]–[89]; welchen Part Castner vertrat, ist unklar). Interessanter als die Musikrede, die hauptsächlich den Topos von der psychagogischen Wirkung der Musik variiert, ist die Rede für die Hunde. Sie ist, wie etwa die Prosopopoiie der Hunde gegen Schluss ([83]) zeigt, rhetorisch recht einfallsreich gestaltet und demonstriert Castners kulturgeschichtliches Wissen mit Ausführungen über Götter und Hunde in der Antike, den Einsatz von Hunden in Schlachten, Hunde in der Heiligen Schrift und andere ähnlich entlegene Themen ([80]–[81]). Seine abwertenden Bemerkungen über die Katzen,

10 Vgl. die Notiz *I.* – d.h. wohl *Iudice – Abrahamo ROH* ([79]).

die ein kürzeres Gegenstück zu seinem Hundepreis darstellen, gewähren zudem Einblicke in den zeitgenössischen Aberglauben ([82]):

> *Dominis (ut vera fama fert) insidiantur quotidie, et nisi a canibus defenderentur, saepissime felium insidiis interimerentur. Mutantur nonnumquam in sagas, scintillant noctu oculi et cauda quasi flammas evomit.*
>
> Sie lauern, wie der Volksmund zu Recht behauptet, täglich ihren Herren auf, und wenn diese nicht von den Hunden verteidigt würden, kämen sie sehr häufig durch die Anschläge der Katzen ums Leben. Sie verwandeln sich mitunter in Hexen, nachts funkeln ihre Augen und der Schwanz speit sozusagen Flammen.[11]

Auffällig ist in beiden Redewettkämpfen, wie rüde mit dem Gegner umgesprungen wird. Wiederholt wird ihm nicht nur die rhetorische Kompetenz abgesprochen, er wird auch als Mensch der Lächerlichkeit preisgegeben. Die folgende Passage vom Beginn der Hunderede ist typisch für den Stil der Polemik ([79]; vgl. auch [82], [88]–[89]):

> *O stupidum, o insulsum, o monstrum ignorantiae, o rudem plane rabulam, ut glocitando, crocitando mugiendoque catos absque ullo fructu defendit! Imo visum huic idem quod nonnullis stupidis contigit dubitantibus num nocti praeferenda sit dies.*
>
> O der Narr, der Geschmacklose, das Ungeheuer an Unwissenheit, der völlig ungebildete Schwätzer, wie er gackernd, krächzend und muhend die Katzen verteidigt hat, ohne damit auch nur das Geringste zu erreichen! Vielmehr war er derselben Meinung wie einige Narren, die zweifelten, ob der Nacht der Tag vorzuziehen sei!.

Wird hier bewusst der Ton mancher im Unterricht durchgenommener Cicereoreden imitiert, oder haben wir es mit Auswüchsen des agonalen Prinzips zu tun, das sich die Jesuiten so gerne zu pädagogisch-didaktischen Zwecken zunutze machten (Duhr 1896, 58–64)?

11 Vgl. auch [81] über Katzen als Begleiterinnen von Hexen; Güntert 1932, 1117–1118. Die sonst anscheinend nicht belegte Vorstellung vom Flammen speienden Schwanz dürfte darauf zurückgehen, dass Katzenfell sich leicht elektrostatisch auflädt und dann im Dunkeln Funken sprühen kann. Zur Stellung der Jesuiten zum Hexenglauben s. Duhr 1907–1913, Bd. 1, 731–754 und 2,2, 481–533.

Lav Šubarić

Geschichtsschreibung

Überblick

In der Geschichte der Tiroler Historiographie gilt die erste Hälfte des 17. Jhs. gewissermaßen als Goldenes Zeitalter. Innerhalb einer Generation verfassten Marx Sittich von Wolkenstein (1563–1620), Jakob Andrä von Brandis (1569–1629) und Matthias Burgklechner (1573–1642) ihre großen Entwürfe der Landesgeschichte. Dieser deutschsprachigen, ständischen Geschichtsschreibung stehen in der lat. Literatur dieser Periode einerseits einzelne Universalgeschichten, antiquarische Studien und dynastische Geschichtswerke, andererseits eine große Fülle an Ordens- und Klostergeschichten gegenüber.

Burgklechner

Matthias Burgklechner stammte aus einer Beamtenfamilie, die 1594 in den Adelsstand erhoben wurde. Nach dem Philosophiestudium in Ingolstadt, dem Jusstudium in Padua und einer kurzen Tätigkeit am Reichskammergericht in Speyer begann seine Karriere in der Tiroler Landesverwaltung, wo er zum Vizekanzler des Regiments aufstieg. Burgklechners Tätigkeit als Historiograph und Kartograph steht in engem Zusammenhang mit seinen Aufgaben in der Landesverwaltung, durch die er ständig mit Fragen der historisch verbrieften Rechte und Grenzen befasst war, ausgedehnte Reisen unternahm und freien Zugang zu Archiven hatte. Seine 1608–1636 auf Deutsch verfasste, bis heute nicht gedruckte monumentale Darstellung der Topographie und der Geschichte Tirols, betitelt *Tyrolischer Adler*, stellt einen der wichtigsten Meilensteine der Tiroler Historiographie dar (vgl. Rangger 1906–1907; Hochenegg/Hochenegg 1975, 416–423).

Thesaurus historiarum

Die frühen lat. historiographischen Schriften Burgklechners haben einen ganz anderen Charakter als sein späteres deutschsprachiges Hauptwerk. 1602 und 1604 veröffentlichte er in Innsbruck die ersten zwei Bände seines universalgeschichtlichen *Thesaurus historiarum* („Schatzkammer der Geschichte“). Der erste Band ist Kaiser Rudolf II. gewidmet, der zweite Maximilian dem Deutschmeister. Von 16 geplanten Bänden konnte Burgklechner letztlich nur diese beiden veröffentlichen. Der dritte Band, den er im Vorwort des zweiten als schon abgeschlossen und druckfertig bezeichnet, wurde nie gedruckt und gilt heute als verschollen.

Aufbau

In seinem Werk wollte Burgklechner die Geschichte von Christi Geburt bis in die jüngste Vergangenheit nach einem festen Schema behandeln, wobei er jedem Jahrhundert einen Band zu widmen plante. Jeden Band teilte er in sechs Bücher ein: Im ersten werden die Viten aller Päpste des jeweiligen Jahrhunderts vorgestellt (beginnend mit Jesus und Petrus im ersten Band), im zweiten die der Kaiser, im

dritten Biographien und Werke von bedeutenden Schriftstellern, im vierten Häresien, im fünften Konzilien, während das sechste eine Chronik der wichtigsten Ereignisse bietet, eingebettet in eine Liste der römischen Konsuln.

Charakteristik

Für sein Werk waren Burgklechner die zwischen 1588 und 1593 erschienenen *Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198* („Kirchliche Annalen von der Geburt Christi bis zum Jahr 1198“) des Kardinals Caesar Baronius (1538–1607) Inspiration und Vorbild. In seinem für seine Epoche typischen Abrücken von den Ansprüchen der humanistischen Geschichtsschreibung drängt Burgklechner die stilistische Durchformung des Stoffes zugunsten schematischer Übersichtlichkeit zurück und erhebt den Anspruch, *simplici quidem stylo*, *syncera tamen fide* (Bl. [VI]^{v}; „zwar in einem einfachen Stil, aber im reinen Glauben“) zu schreiben. Seine Kompilation, in der die inhaltlichen Zusammenhänge vielfach zerrissen werden, verzichtet weitgehend auf eine Interpretation der Geschichte. Seine gegenreformatorische Position tritt, abgesehen von expliziten Äußerungen im Vorwort, v.a. durch die auf die zentrale Rolle des Papsttums gerichtete Auswahl und Anordnung des Materials zutage.

Quellen

Die Vielzahl an antiken Quellen, die Burgklechner für sein Werk ausgewertet hat, zeugt von seinem Vollständigkeitsanspruch und seinem großen Sammlerfleiß, der sich später bei der Ausarbeitung des *Tyrolischen Adlers* noch steigern sollte, und verleiht dem *Thesaurus* einen gewissen Wert als Materialsammlung. Die Darstellung orientiert sich inhaltlich neben Baronius v.a. an Johannes Cuspinianus (1473–1529). Weiters werden von den Autoren des 16. und 17. Jhs. Hieronymus Osorius (1506–1580), Benedictus Pererius (1535–1610) und Robert Bellarmin (1542–1621) herangezogen.

Nies

Antiquarische Untersuchungen, die im 18. Jh. im Kreis um Anton Roschmann (vgl. hier S. 743–752) zur Blüte kommen werden, sind in dieser Zeit noch selten. Neben Burgklechners *Thesaurus*, der sich auch mit der Antike beschäftigte, ist hier nur eine Hs. des Jesuiten Johannes Nies (1583–1634) zu nennen. In diesem Werklein mit dem Titel *Capita sex de antiquitatibus Romanorum* („Sechs Kapitel über die römischen Altertümer“; Fiecht, Cod. 187,5, 1–19), das wohl in Zusammenhang mit seinen Unterrichtspflichten am Haller Jesuitengymnasium entstand, befasste er sich mit den römischen Maßen, Gastmählern und Begräbnissen sowie mit dem sagenhaften Ursprung der Römer und ihrer Zeitrechnung.

Franciscus Guillimannus

Franciscus Guillimannus (um 1565/70–1612) stammte aus Freiburg i.B. und widmete sich nach seiner Ausbildung bei den Jesuiten in Dillingen und Paris zunächst v.a. der Erforschung der Schweizer Geschichte, die er in Abgrenzung zu jüngeren protestantischen Arbeiten aus dezidiert katholischem Blickwinkel darstellte. Nach der negativen Aufnahme seiner *De rebus Helveticis* […] *libri quinque* („Fünf Bücher […] über Schweizer Geschichte“; Fribourg 1598) wandte er sich unter-

stützt von Kaiser Rudolf II. der Geschichte der Habsburger zu. Er publizierte 1605 in Mailand *Habsburgiaca* („Habsburgisches") und wurde 1606 von Maximilian dem Deutschmeister zum Professor für Geschichte an der Universität Freiburg i.B. ernannt. Eine Einladung durch den Landesherrn nach Innsbruck nutzte er 1609 für intensive Studien in der Bibliothek von Schloss Ambras, und auch in den folgenden Jahren kam es zu weiteren Forschungsaufenthalten in Tirol. In eine Reihe kleinerer Schriften, die hier nicht im Detail behandelt werden können, sind wohl auch Ergebnisse dieser Recherchen eingeflossen.

Guillimannus/ Windeck, Habsburgergeschichte

Sein großes Vorhaben einer umfassenden Habsburgergeschichte konnte Guillimannus nicht mehr selbst abschließen (Gassler 1783; ADB 10, 107–111). Mit der Fertigstellung des Werkes wurde der Freiburger Theologe Paul Windeck († 1620) betraut. Er konnte dem Landesfürsten 1617 zwei dickleibige, unpaginierte Folianten mit dem Titel *De principum Habsburgi-Austriacorum vita, moribus, rebus gestis, coniugiis, liberis et variis dominiis acquisitis* („Über das Leben, die Sitten, die Taten, die Ehen, die Kinder und die verschiedenen Besitztümer der habsburgisch-österreichischen Fürsten"; TLMF, Dip. 1349–1350) überreichen. Zu einem Druck, der wohl angedacht war, ist es offenbar nicht mehr gekommen.

Der erste Band ist nach einer Widmung an den Deutschmeister und einigen Stammtafeln (S. A–K) in 21 Bücher eingeteilt; die Bücher gliedern sich ihrerseits in Kapitel, die jeweils bestimmten Mitgliedern der Familie Habsburg gewidmet sind. Inhaltlich umfasst der erste Band die Zeit von Rudolf I. bis zu Sigmund dem Münzreichen. Der zweite Band, für den Windeck allein verantwortlich zeichnet, ist in fünf Teile gegliedert, setzt aber zugleich die Buchzählung des ersten Bandes von Buch 22 bis Buch 31 fort. Der erste Teil behandelt die jüngeren österreichischen Erzherzöge von Maximilian I. bis Ferdinand II. Der zweite ist den Frauen der Habsburger gewidmet und stellt damit auch einen gewichtigen Nachtrag zum ersten Band dar. Im dritten werden speziell diejenigen Habsburgerinnen präsentiert, die mit mächtigen Männern verheiratet werden konnten. Im vierten werden die verschiedenen Besitzansprüche der Habsburger nach Ländern und Regionen geordnet dargestellt, während der fünfte zunächst ihre Macht in der Neuen Welt in den Blick nimmt, um abschließend ihr Reich mit dem der Osmanen zu vergleichen.

Tendenz

Im Gegensatz zu anderen Historikern, die sich mit der Geschichte der Habsburger beschäftigten, führte Guillimannus das Geschlecht nicht auf die römische oder gar trojanische Zeit zurück, sondern verortete seinen Ursprung als erster, im Wesentlichen historisch korrekt, im Aargau. Auch wenn sein zeitlicher Ansatz mit dem 7. Jh. um mehrere Jahrhunderte zu früh liegt, holte er die Habsburger damit aus dem mythischen in den geschichtlichen Raum und vollbrachte eine bahnbrechende Leistung, mit der er nicht nur bei Zeitgenossen, sondern auch noch wesentlich spä-

ter Anstoß erregte.[1] Dass er die Dynastie damit jedoch nicht etwa angreifen wollte, sondern vielmehr durchaus habsburgfreundlich gesinnt war, zeigt etwa die folgende Passage aus dem Proömium (Bl. [1]^r^):

> *Sed animi fallor aut nulla omnino familia fuit, in qua plura omni tempore virtutum omnium exempla atque testimonia et e contrario pauciora vitia fuerunt, ut in incerto reliquisse principes Habsburgi-Austriaci videantur iustius tot et tanta regna, provincias et imperia promeruerint an gloriosius administrarint; tot adeo fortitudinis et temperantiae, benignitatis ac moderationis, clementiae et aequitatis, iustitiae atque sapientiae documenta praestiterunt et ante omnia religionis et pietatis.*

> Doch entweder ich täusche mich oder es gab niemals eine Familie, in der es zu allen Zeiten mehr Beispiele und Zeugnisse für alle Tugenden und auf der anderen Seite weniger Laster gegeben hat, so dass man sich nicht sicher sein kann, ob sich die österreichischen Habsburger mit größerem Recht so viele und so große Reiche, Länder und Herrschaften verdient oder sie mit größerer Ehre verwaltet haben: So viele Beweise ihrer Tapferkeit und Mäßigung, ihrer Wohltätigkeit und Beherrschtheit, ihrer Milde und Ausgewogenheit, ihrer Gerechtigkeit und Weisheit haben sie geliefert, v.a. aber ihrer Religiosität und Frömmigkeit.

Lequile

Der 1604 unter dem Namen Donatus Maria Tafuri geborene Franziskaner Diego Lequile nannte sich so nach seinem Geburtsort, dem Städtchen Lequile in Apulien. Mit der Zeit erarbeitete er sich einen beachtlichen Ruf als Prediger. Sein Lebensweg führte ihn über die Stationen Bari, Rom, Bergamo, Mantua und Genua 1651 auch nach Innsbruck, wo ihn Erzherzog Ferdinand Karl an seinen Hof berief. Hier diente er acht Jahre lang als italienischer Hofprediger, Beichtvater der Erzherzogin Anna, Hofkaplan und Haustheologe, aber auch als erzherzoglicher Geheimrat, Hofhistoriograph, Librettist und Dichter in italienischer Sprache. Der Erzherzog protegierte ihn gegen Disziplinierungsversuche, welche die Tiroler Ordensoberen wegen seines nach ihrer Ansicht skandalösen Lebenswandels unternahmen. Lequile stand auch in der Gunst Kaiser Ferdinands III., der ihn 1653 sogar zum Titularbischof ernannte. Als er 1658 in Ungnade fiel und die ihm befohlene Abreise nach Rom verzögern wollte, wurde er vom Tiroler Provinzial kurzerhand

1 Für Tirol zeigt dies etwa eine Hs. mit dem Titel *Antiquo-Habsburgum seu Avendum contra Guillimannum et quosvis, etiam neotericos, authores vindicatum* („Alt-Habsburg oder Remiremont gegen Guillimannus und alle möglichen Autoren, auch solche neueren Datums, in Schutz genommen"; OFM PA, Cod. 1057/4), die vom Beginn des 18. Jhs. stammen dürfte. Der anonyme Autor attackiert Guillimannus scharf und versucht mit Remiremont in den Vogesen und St. Trudpert im Schwarzwald zwei oberrheinische Orte, die dieser ausgeschlossen hatte, mit den Habsburgern in Verbindung zu bringen.

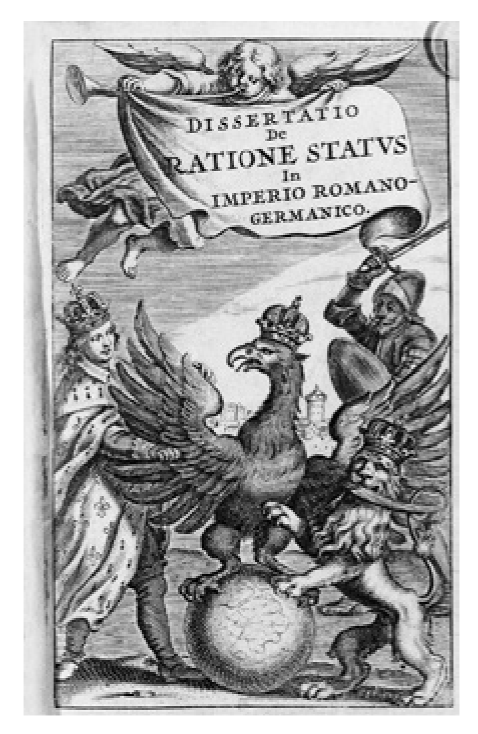
aus dem Innsbrucker Konvent geworfen. Letztendlich gab eine Weisung von Erzherzog Sigmund Franz den Ausschlag, dass Lequile 1659 nach Rom abreiste. Dort lebte er bis zu seinem Tod 1673 und veröffentlichte weitere Werke zur Geschichte des Franziskanerordens. Lequile war ein sehr produktiver Autor, der sich auf den Gebieten der Predigt, Theologie, Dichtung, Panegyrik, Theater und Geschichtsschreibung betätigte.[2] Im Folgenden werden nur die in Tirol entstandenen lat. Geschichtswerke vorgestellt.

Anthippolithus

Lequiles erstes Werk im Dienste der habsburgischen Geschichtspropaganda war der 1652 unter einem Pseudonym veröffentlichte *Anthippolithus seu calamus apologeticus* („Anthippolithus oder apologetische Feder"), eine Polemik gegen den berüchtigten Hippolytus a Lapide. Unter diesem Pseudonym hatte Bogislaw Philipp von Chemnitz (1605–1678), ein deutscher Jurist in schwedischen Diensten, zwischen 1640 und 1646 seine *Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico* („Abhandlung über Staatsräson in unserem römisch-deutschen Reich")[3] veröffentlicht. Die *Dissertatio*, eine der bedeutendsten staatsrechtlichen Schriften des 17. Jhs., ist ein systematisches, auf historischen Argumenten fußendes Plädoyer für die Neuverteilung der Macht im Reich und gleichzeitig eine in äußerst gehässigem Ton gehaltene Generalabrechnung mit den Habsburgern und ihrem Anspruch auf die Kaiserkrone. Die Schrift, welche sich im Dreißigjährigen Krieg während der Vorbereitungen für einen Friedensschluss rasch verbreitete, hatte enorme propagandistische Wirkung und provozierte eine Reihe heftiger Stellungnahmen, u.a eben vom neuen Innsbrucker Hofprediger. Lequile schrieb seine Replik unter dem Namen David Fratuscus. Während sich Fratuscus auf seinen Stand (*frater*, d.h. Ordensgeistlicher) und seine Herkunft (*Tuscus*, Etrusker, d.h. Italiener) bezieht, steht der Name *David* für seine Aufgabe, den neuen deutschen Goliath zur Strecke zu bringen, wofür er, dem biblischen David gleich, im Vertrauen auf Gott fünf Steine, nämlich fünf Invektiven, vorbereitet. Lequile greift mit ihnen Aspekte der gegnerischen Schrift an: Frontispiz (vgl. Abb. 69 und Abb. 70) und Titel, Schmähungen gegen die Habsburger, die Vorstellung, dass die Kurfürsten bei der Kaiserwahl völlige Freiheit hätten, Hippolytus' Verstöße gegen die historische Wahrheit und seine Polemik gegen die erzherzogliche Würde des österreichischen Hauses. Während Lequile seinen Gegner in der Tonschärfe mühelos überbietet (dass er ihn einen Hund schimpft, gehört noch zu seinen milderen Ausdrücken), kommt er ihm weder an

2 Eine autobiographische Skizze Lequiles mit einem kommentierten Schriftenverzeichnis enthält der zweite Band seiner *Hierarchia Franciscana*, Rom 1664, 549–556. Wichtige Informationen über sein Wirken in Tirol finden sich im Schwazer Franziskanerkloster (z.B. OFM SW, Cod. 3, 19 und 25).

3 Die erste Ausgabe, ohne Drucker- und Ortsangabe, trägt die Jahreszahl 1640, was jedoch bewusst in die Irre führen könnte.



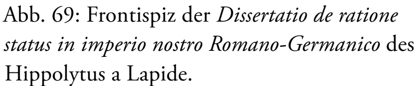

Abb. 69: Frontispiz der *Dissertatio de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico* des Hippolytus a Lapide.


Abb. 70: Frontispiz des *Anthippolithus seu calamus apologeticus* des Diego Lequile von 1652.

argumentativer Stringenz noch an historischer Fundierung seiner Beweisführung auch nur nahe.

Festiva receptio

Am 3. November 1655 wurde der Innsbrucker Hof unerwartet Zeuge eines bedeutenden Ereignisses. Christine von Schweden, die auf ihre Krone verzichtet hatte und sich auf der Reise nach Rom befand, konvertierte in Innsbruck öffentlich zum Katholizismus, nachdem sie es heimlich schon zuvor getan hatte. Während der zwei Tage, die der Bekehrungszeremonie folgten, verfasste Lequile seinen Bericht darüber: die *Festiva receptio virginis Christinae Suetorum*, *Gothorum*, *Wandalorum reginae in hac celebri Oeniponti provinciae Tirolis urbe* („Feierlicher Empfang der Jungfrau Christine, Königin der Schweden, Goten und Vandalen in Innsbruck, dieser berühmten Stadt des Landes Tirol"; Innsbruck 1655; vgl. Pertoll 2003). Das kurze Werk (insgesamt 75 Seiten) erzählt die Ereignisse von der Planung der Ankunft Christines in Tirol bis zu ihrer Abreise detailliert nach und liefert auch Abschriften etlicher im Zusammenhang mit der Konversion stehender Briefe und Ansprachen. Noch im selben Jahr wurde eine zweite, leicht erweiterte Ausgabe veröffentlicht.

Lequiles Werk stellt einen der besten und wichtigsten Augenzeugenberichte über dieses Ereignis dar, das ganz Europa in Staunen versetzte (s. Schaffenrath 2004).

Pietas Austriaca

Lequiles Hauptwerk ist unter mehreren Bezeichnungen bekannt, so z.B. *Pietas Austriaca* („Österreichische Frömmigkeit"), *De rebus Austriacis* („Österreichische Angelegenheiten"), *Domus Austriaca* („Haus Österreich") oder *Collectanea de omnibus Austriis rebus* („Sammlung, alles Österreichische betreffend"). Dies resultiert daraus, dass der Autor den Titel im Laufe der Zeit mehrfach änderte und die einzelnen Bände mehrere Titelblätter haben. Der Haupttitel der ersten Auflage des ersten Bandes lautete schließlich *Pietas Austriaca septies sibi fortuna ac totidem suae fortunata posteritati* („Österreichische Frömmigkeit, siebenfaches Glück für sich selbst und genauso oft für ihre Nachkommenschaft gesegnet"). Ursprünglich waren von Lequile sieben jeweils einem Habsburgerfürsten gewidmete Bände vorgesehen, die verschiedene Aspekte des Hauses Österreich behandeln sollten: Abstammung, eingegangene Ehen, Besitztümer, Recht auf die Kaiserkrone, Titel, Tugenden und schließlich Treue zum katholischen Glauben. Der zentrale Gedanke des Werkes lässt sich folgendermaßen umschreiben: Die Habsburger verdanken all ihr Glück ausschließlich ihrer *pietas* (vgl. Coreth 1950, 36–38 und 1982). Zum Druck gelangten nur die zwei ersten, der Genealogie gewidmeten Bände, deren Aufbau außerordentlich verwirrend und unsystematisch ist.

Teil 1

Der erste Teil, 1655 in Innsbruck veröffentlicht, ist Kaiser Ferdinand III. gewidmet. Nach einer ausführlichen Erklärung zweier allegorischer Kupferstiche und einer Verteidigung der symbolträchtigen Zahl sieben, die für die Einteilung des Werkes gewählt wurde, widmet sich Lequile in elf Kapiteln, die wiederum vielfach unterteilt werden, der habsburgischen Genealogie. Zuerst untersucht er verschiedene Herkunftstheorien, die den Ursprung der Familie bei den Trojanern, den Franken, den Schwaben oder den Römern suchen (s. MIÖG 55, 171–245). Als Italiener entscheidet er sich für eine Abstammung vom Trojaner Aeneas über die römische Patrizierfamilie der Anicier bzw. deren Nachkommen aus der Familie Perleoni. Er versucht aber auch die Theorie von der fränkischen Abstammung, die auf Umwegen ebenfalls auf Troja zurückgeht, mit dem Konzept der römischen Herkunft in Einklang zu bringen. An Quellen verwendet Lequile ältere Historiker und Genealogen, u.a. de Roo (vgl. hier S. 324–328) und Guillimannus, deren Meinungen er einander gegenüberstellt. Im letzten Kapitel wird die habsburgische Genealogie von Rudolf I. bis in Lequiles Gegenwart dargestellt. Ein Teil der Auflage dieses ersten Bandes wurde 1660 unter dem Titel *Piissima atque augustissima Domus Austriaca una cum Borbonorum prosapia eadem in radice Itala ac regia vetustate illustris* („Das frommste und erhabenste Haus Österreich, gemeinsam mit dem Geschlecht der Bourbonen durch die gleiche Wurzel italienisch und königlich, durch seine Altehrwürdigkeit berühmt") wieder in Umlauf gebracht, mit eigenem Titelblatt und

einer Widmung an den neapolitanischen Vizekönig Don Gaspar de Bracamonte y Guzmán (um 1595–1676) versehen und durch einen vierzigseitigen zweiten Teil erweitert. Dieser ist dem französischen König Ludwig XIV. (1638–1715) gewidmet, der im Jahr zuvor die Habsburgerin Maria Theresia, die Infantin von Spanien (1638–1683), geheiratet hatte. Beeindruckt von dieser Verbindung wollte Lequile in diesem Nachtrag zeigen, dass Habsburger und französische Bourbonen die gleichen Vorfahren hätten.

Teil 2,1

Der zweite Teil der *Pietas Austriaca*, über die ehelichen Verbindungen der Habsburger, wurde 1655 und 1656 in zwei Teilbänden veröffentlicht. Der erste, betitelt *Colossus angelicus Austriacus sive Austriae sobolis admiranda moles apocalypsea*, *religione constans*, *maiestate rara*, *matrimoniis ingen*s („Engelhafter österreichischer Koloss oder der österreichischen Nachkommenschaft bewundernswerte apokalyptische Größe, im Glauben beständig, an Majestät außerordentlich, durch Ehen riesig"), enthält eine ins Monströse ausgedehnte und an Allegorien überreiche Widmungsepistel an den spanischen König Philipp IV. (1605–1665), in welcher zwei beigebundene allegorische Kupferstiche erläutert werden. Bei der Behandlung des ersten erklärt Lequile dem König die Bedeutung des Kolosses des habsburgischen Geschlechts – dieser bestehe aus den durch die *pietas* bedingten Verbindungen des Hauses Österreich mit allen wichtigen Familien Europas – und webt eine kurze Geschichte des Reichs und Österreichs im 17. Jh. ein. Des Weiteren verdeutlicht er dem König Inhalt und Aufbau des ebenfalls diesem gewidmeten zweiten Teilbandes (Lequile hat durchaus Verständnis dafür, dass der König keine Zeit hat, diesen zu lesen, nimmt aber anscheinend an, er könne die ebenso umfangreiche, den ganzen ersten Teilband füllende Widmung lesen) und berichtet über Christine von Schwedens Konversion zum Katholizismus in Innsbruck, eingebettet in eine Deutung ihres Abdikationsmottos *Et sine te* („Auch ohne dich"). Die Deutung des zweiten Kupferstiches (vgl. Abb. 71) ist noch ausführlicher, aber in ihrem Aufbau einfacher: Die wichtigsten Elemente des dargestellten Triumphs der österreichischen Pietas werden nacheinander besprochen. Der Text ist reich an Zitaten aus der Bibel, den römischen Klassikern und späteren Historikern. Als Beispiel für Stil und Methode der Allegorese Lequiles möge ein kurzer Ausschnitt aus der zehnseitigen Besprechung der vor den Triumphwagen der personifizierten Frömmigkeit gespannten Tauben dienen (116–117):

Hisce symbolis, quamplurimis aliis derelictis, quae de columba scriptores afferunt, postremo alia columbina Austriae pietatis secreta nonnulla hoc modo per paralella enucleantur. Trepidat Austria pietas ac religio, sed regio illo timore, qui est sapientiae initium et sine quo Dei cultus tepescit, quin etiam interdum deficit ac facili negocio christiana relegatio, quam numini et ecclesiae catholicae debent sceptrorum rectores, dissolvitur. Intra Austriarum animarum pec-

tora est sane trepidans columba orthodoxa pietas, quia sancta formidine impia dogmata instar capitalium hostium naturali odio abhorret. Idcirco oculi eius sicut columbae super rivulos aquarum, quinimo super innumerabilium populorum fluenta aequora, ut volantium avium umbram in illis videant, unguesque rapacium, qui innumeris strategemmatibus corda principum artificiose solent capere et comminuere, effugiant et oculorum perspicacia in eorum fide constantissime adhuc retenta fraudem periculi eminentis evaderent.

Wenn man vieles andere, was Schriftsteller über die Taube berichten, beiseitelässt, werden durch diese Symbole schließlich einige andere taubengleiche Geheimnisse der österreichischen Frömmigkeit durch Übereinstimmung genau erläutert. Österreichische Frömmigkeit und Glauben zittern, aber sie zittern aus jener königlichen Scheu, die der Beginn der Weisheit ist und ohne die die Gottesverehrung erkaltet, ja mitunter sogar aufhört und ohne die die christliche Sendung, welche diejenigen, die ein Szepter führen, Gott und der katholischen Kirche schulden, mühelos aufgelöst wird. In der Brust der österreichischen Seelen sitzt die rechtgläubige Frömmigkeit als zitternde Taube, weil sie in heiliger Ehrfurcht aus natürlichem Hass vor gottlosen Meinungen wie vor Todfeinden erschaudert. Deswegen sind „ihre Augen wie Tauben über den Bächen des Wassers“ [HL 5,12], ja sogar über den flutenden Meeren der unzähligen Völker, damit sie auf ihnen den Schatten der fliegenden Vögel sehen und den Krallen der Raubvögel entfliehen, welche die Herzen der Fürsten durch unzählige Kriegslisten schlau einzunehmen und zu vernichten pflegen, und durch die scharfe Sicht ihrer Augen, die sie in ihrem Glauben bisher äußerst ausdauernd behalten haben, die Hinterlist der großen Gefahr vermeiden.

Teil 2,2 Der zweite Teilband und zugleich der Hauptteil des zweiten Teiles trägt den Titel *Piissima atque augustissima Domus Austriaca, splendore coniugiorum ingenua* („Das frömmste und erhabenste Haus Österreich, erhaben durch den Glanz seiner Eheverbindungen“; Innsbruck 1656). Darin werden, wiederum gemäß dem Leitgedanken, dass alle Glücksgüter der Mächtigen, also auch ihre Ehen, nur ihrer Frömmigkeit zu verdanken sind, alle habsburgischen Ehen seit Albrecht dem Reichen († 1199) behandelt. Die Habsburger bzw. Habsburgerinnen werden mit ihrer jeweiligen Gattin bzw. ihrem Gatten vorgestellt. Dann werden in den meisten Fällen die Umstände der Hochzeit, der Verlauf der Ehe und eventuell aus ihr hervorgegangene Kinder behandelt. Von besonderem Interesse ist für Lequile die Abstammung der Gattin bzw. des Gatten der besprochenen Habsburger.

Stil Nicht nur bei der Allegorese, sondern auch bei der Darstellung der relativ nüchternen Materie im ersten Band und in der zweiten Hälfte des zweiten neigt Lequile zu sprachlicher und gedanklicher Überladung, so etwa bei der Charakterisierung der zweiten Frau Ferdinands II., Anna Caterina Gonzaga (*Piissima Domus Austriaca,* 363):



Abb. 71: Triumph der Pietas, Kupferstich aus der *Pietas Austriaca* des Diego Lequile, Innsbruck 1655.

> *Mulier, cuius membrorum pulchritudinem sol et luna per totam fere Europam admirantes* [sic], *ab omnibus magnis principibus in coniugem optabatur. Mulier ab ipsis pene incunabilis matre sibi regula et exemplum* [sic] *spiritu Dei, virtutibus christianis, exercitiis piis apud clarissas Mantuae imbuta. Mulier sancte educata, sancte patruo suo, qui per eam in rebus spiritualibus multum profecit, iuncta, sancte in gubernio reperta, sanctissime tandem obiit in domino mater et instauratrix in Germania tertii ordinis Servorum Beatae Mariae, cuius etiam habitum induit filia secundogenita Maria (primogenita Eleonora inter fasces obierat) et sub eo sancte quoque vixit et excessit.*
>
> Die Frau, deren Glieder Schönheit Sonne und Mond über beinahe ganz Europa hinweg bewunderten, wurde von allen großen Fürsten als Gattin begehrt. Die Frau wurde sozusagen von der Wiege an, mit ihrer Mutter als Maßstab und Vorbild, bei den Klarissen in Mantua mit göttlichem Geist, christlichen Tugenden und frommen Übungen erfüllt. Die Frau, fromm gebildet, fromm ihrem Onkel verbunden, der durch sie in geistlichen Angelegenheiten große Fortschritte machte, fromm bei der Verwaltung des Landes, starb schließlich auf frömmste Weise im Herrn als Mutter und Begründerin des Dritten Ordens der Diener der Seligen Maria in Deutschland. Ihre Zweitgeborene, Maria, legte auch noch deren Tracht an (die Erstgeborene, Anna Eleonore, war noch in den Windeln verstorben), in der auch sie fromm lebte und starb.

Lequile war sich bewusst, dass er mit Grammatikregeln mitunter großzügig umging; er widmete diesem Problem sogar ein eigenes, nur mehr aus dem Schriftenverzeichnis (vgl. hier 484, Anm. 2) bekanntes Werk: *Apologeticum in criticos, qui scriptores linguae Latinae adhuc novitios minime compatiuntur, cum ipsi magistri grammatices solecismos, barbarismos, idiotismos et alios errores commiserint* („Verteidigung gegen die Kritiker, welche mit den lat. Schriftstellerneulingen kein Mitleid haben, obwohl sie selbst als Grammatiklehrer Solözismen, Barbarismen, Idiotismen und andere Fehler begangen haben").

weitere Werke

Lequile hat zumindest noch den vierten, sechsten und siebten Teil seines Hauptwerkes geschrieben, ohne sie jedoch in Druck geben zu können. Diese Hs. sind verschollen, genauso wie seine vierteilige *Iconologia Austriaca*, in der Bildnisse der Habsburger durch historische, politische und poetische Kommentare begleitet wurden.

geistliche Geschichtsschreibung

Die bisher besprochenen Werke sind als Einzelerscheinungen in Tirol zu sehen. Die Hauptmasse der lat. Historiographie wurde auf dem Gebiet der geistlichen Geschichtsschreibung produziert. In den meisten Klöstern des Landes fanden mitunter intensive Bemühungen statt, die eigene Vergangenheit zu ordnen und für die Nachwelt zu sichern, Rechte und Ansprüche der Gemeinschaft historisch zu belegen und nach außen zu präsentieren.

Schrenck von Notzing, *Historia ordinis*

Das erste zu besprechende Werk bildet insofern eine Ausnahme, als es, wiewohl eine Ordensgeschichte, nicht von einem Ordensangehörigen, sondern von einem Gelehrten bei Hof verfasst wurde. Der Autor, Jakob Schrenck von Notzing, hatte sich schon unter Ferdinand II. einen Namen als Geschichtsschreiber gemacht (vgl. Hirn 1885–1888, Bd. 1, 349–353; Lhotsky 1962, 95–96; s. hier S. 328). Im Jahr 1606 beauftragte ihn dessen Nachfolger als Landesfürst, Maximilian der Deutschmeister, eine monumentale Geschichte des Deutschen Ordens zu verfassen, welche von der Vorgeschichte des ersten Kreuzzuges bis zur Wahl Maximilians zum Hochmeister reichen sollte. Die *Historia ordinis equestris hospitalis Sanctae Mariae Theutonicorum in Hierusalem* („Geschichte des Ritterordens vom deutschen Hospiz der Hl. Maria in Jerusalem“) ist in einer sorgfältig geschriebenen Prachthandschrift von 967 Blättern erhalten (Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB V 77; mehrere Abschriften befinden sich im Wiener Zentralarchiv des Deutschen Ordens). Während sich am Anfang des Textes viele aufwendige Farbzeichnungen finden, sind später die meisten der für Porträts und Wappen frei gelassenen Räume leer geblieben.

Nach einem an den Leser gerichteten Hexametergedicht (Bl. 7^r–8^v) beginnt das Werk mit einer allegorischen Einleitung (Bl. 9^r–18^r), in der zuerst mithilfe von Bibelzitaten für die Waffen der christlichen Soldaten eine geistliche Entsprechung gefunden wird (so lässt Schrenck beispielsweise den Glauben dem Schild entsprechen, die Gerechtigkeit dem Panzerhemd, die Reinheit dem Pfeil) und dann sechs Gründe, die Waffen zu gebrauchen, ebenfalls mithilfe von Bibelzitaten erläutert werden. Nach einer kurzen Darstellung der zwei anderen, berühmteren geistlichen Ritterorden, der Johanniter und der Templer (Bl. 19^r–25^v), beginnt Schrenck seine Geschichte mit einem Überblick über die Vorkommnisse im Heiligen Land von den Zeiten Jesu bis ins 11. Jh. (Bl. 26^r–33^v). Hieran schließt sich die Geschichte der Kreuzzüge und des Jerusalemer Königreichs bis zur Gründung des Deutschen Ordens an (Bl. 33^v–156^r). Im Folgenden steht der Orden im Mittelpunkt der Darstellung: seine Taten im Heiligen Land bis zur Zerstörung von Akkon und zur endgültigen Vertreibung der Franken durch die Mameluken, sein zunehmendes Engagement in Preußen sowie die Taten des bald mit ihm vereinigten Schwertbrüderordens in Livland. Nach einer Beschreibung der Ordensländer an der Ostsee, die auch deren Frühgeschichte und eine Kulturgeschichte der alten Preußen beinhaltet, setzt Schrenck die Ordensgeschichte fort, gegliedert nach der Amtszeit der jeweiligen Hochmeister bis zum Abfall des 1511 zum Hochmeister gewählten Markgrafen Albrecht von Brandenburg und dem Verlust Preußens für den Orden (Bl. 156^v–715^r). Nach einem kurzen Zwischenstück, der den Verlust Livlands an die polnische Krone behandelt (Bl. 715^r–751^v), beginnt der letzte Teil des Werks, in dem das weitere Schicksal des Ordens dargestellt wird und der mit der Wahl Maximilians (Bl. 752^r–967^r) schließt, welcher aus Bescheidenheit darauf verzichtete, seine eigenen Taten darstellen zu lassen, und diese Aufgabe späteren Historiographen überließ.

Entstehung

Die Arbeit am „Ordenswerk“ (in der Korrespondenz Schrencks so genannt im Unterschied zu den als „Ehrenwerk“ bekannten, für Ferdinand II. angefertigten *Imagines*) dauerte mehr als sieben Jahre und wurde 1613 in Innsbruck abgeschlossen. Der Erzherzog versorgte seinen Geschichtsschreiber mit Chroniken und Abschriften aller nötigen Urkunden aus dem Ordensarchiv in Mergentheim (vgl. Hirn 1915, 386).

Charakteristik

Große Unterschiede in der Quellenlage bringen es mit sich, dass die *Historia ordinis* ein sehr inhomogenes Werk geworden ist. Die Geschichte der Kreuzzüge besteht aus einer z.T. wörtlichen Wiedergabe älterer Geschichtsschreiber, z.B. des von Reinerus Reineccius herausgegebenen *Chronicon Hierosolymitanum* („Chronik von Jerusalem“; Helmstedt 1584), und ist somit weder literarisch noch historisch von großem Interesse. Für die ältere Geschichte des Ordens folgt Schrenck der *Chronica des hochlobwürdigen ritterlichen Teutschen ordens*, welche die Brüder Leo, Adrian und Faustin von Weiblingen nach dem Verlust Preußens auf Ansuchen des Landkomturs der Ballei an der Etsch auf der Grundlage älterer Ordenschroniken verfasst haben. Für die spätere Zeit konnte Schrenck auf unzählige Archivalien zurückgreifen; dementsprechend ist dieser Teil seines Werkes randvoll mit wörtlich zitierter Korrespondenz, Urkunden, Berichten und Protokollen, während andere Historiker nicht mehr benützt werden. Nur selten erlaubt sich Schrenck, der lieber seine Quellen sprechen lässt, explizit ein Urteil über Motive oder Folgen der dargestellten Handlungen.

Paul Gay

Unter den Tiroler Klöstern fanden die größten historiographischen Bemühungen im Stift Stams statt. Die ältere der zwei großen Stamser Klostergeschichten des 17. Jhs. wurde von Paul Gay (1587–1638) verfasst (vgl. Album Stamsense 33; Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 296–297, 304–305). Der aus einer bürgerlichen Innsbrucker Familie stammende Gay trat mit 14 Jahren in den Zisterzienserorden ein und wurde nach dem Studium in Dillingen bald zu hohen Ämtern innerhalb der Klostergemeinschaft berufen. Schon 1612 wurde er zum Prior bestellt, am 9. Juni 1631 zum Abt gewählt. Als Prior musste er sich im Dauerstreit um die Exemtionsrechte des Klosters gegen die Brixner Bischöfe engagieren, die im 17. Jh. verstärkt ihre Visitationsrechte und ihre Jurisdiktion über die Klöster ihrer Diözese durchzusetzen versuchten.[4] Die Notwendigkeit, diese Rechte, die das Kloster weitgehend dem Einfluss des Brixner Bischofs entzogen, mithilfe alter Urkunden nachzuweisen und zu untermauern, sowie die Aufgabe, die historisch verbrieften Privilegien und Besitzungen des Klosters zu bewahren, dürften dem jungen Prior

4 Sinnacher 1821–1835, Bd. 4, 523. Auch Thobias Zeyls verfasste 1677 eine Darstellung dieser Konflikte: *Apologia exedita pro quatuor iuribus praecipuis monasterii Stambs* („Verteidigung der vier wichtigsten Rechte des Klosters Stams“; ULBT, Cod. 774).



Abb. 72: Titelblatt der *Historia Stambsensis* des Paul Gay.

auch den ersten Anstoß zur Aufarbeitung der Geschichte seines Klosters gegeben haben.

Historia Stambsensis: Entstehungsgeschichte

Gay begann mit der Arbeit an seiner Geschichte im Jahr 1619. Die Hs. Stams, Cod. A1 beinhaltet unter dem Titel *Chronica Monasterii Beatae Mariae et Sancti Ioannis Baptistae in Stambs* („Chronik des Klosters zur Seligen Maria und zum Hl. Johannes dem Täufer in Stams") die Reinschrift der ersten Fassung; sie enthält auch zahlreiche spätere Zusätze, sowohl von Gay als auch von anderen Chronisten, bis zum Jahr 1672. Um das Jahr 1622 überarbeitete Gay sein Werk für die Drucklegung unter dem Titel *Historia Stambsensis* („Stamser Geschichte"; Stams, Cod. D 16). Er ließ damals schon drei Kupferstiche für seinen geplanten Folioband drucken: ein Titelblatt (vgl. Abb. 72), ein nach einem Stich von Dominicus Custos aus den *Tirolensium principum comitum genuinae eicones* („Authentische Abbildungen der gefürsteten Grafen von Tirol"; Augsburg 1599) gestaltetes Bild des Stiftsgründers Meinhard II. (vgl. Abb. 1) sowie eine Darstellung des Klosters aus der Vogelperspektive (vgl. Abb. 73). Zum Druck kam es indes nicht. Im Vorwort der endgültigen Version seiner *Historia* aus dem Jahr 1624 beklagt sich Gay, dass *in ordine nostro tot et tantae libros in lucem edendi difficultates obiiciantur* (Stams, Cod. D 17, Bl. [3]^{v}–[4]^{r}; „in unserem Orden einem so viele und so große Schwierigkeiten bei der Veröffentlichung von Büchern im Weg stehen"). Er widmet sein Werk dem Abt, der entscheiden sollte, ob das Buch gedruckt oder das Wissenswerte späteren Generationen in irgendeiner anderen Form überliefert werden sollte. 1629 übersetzte Gay die ersten zwei Bücher seiner Chronik noch ins Deutsche (Stams, Cod. C 10).[5]

5 Der folgende Überblick orientiert sich an Cod. D 17. Ein weiteres Autograph der Endfassung, Cod. C 9, ist ein Arbeitsexemplar ohne Vorwort.

erstes Buch

Die *Historia Stambsensis* besteht aus drei Büchern. Das erste (1–97) beginnt mit Genealogie und Biographie des Stifters Meinhard II. und einem Bericht der Klostergründung. Daran schließen sich alphabetische Verzeichnisse aller Wohltäter des Stiftes an, in Gruppen nach Standeszugehörigkeit (Päpste, Bischöfe, Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen usw.) eingeteilt. Weitere Kapitel behandeln die Hintergründe einer im Kloster aufbewahrten Reliquie, nämlich des Schädels des Hl. Zacharias, die Frage der Exemtion des Zisterzienserordens i.A. und des Stamser Klosters im Besonderen sowie die Privilegien, die dem Kloster von verschiedenen Päpsten, Bischöfen und weltlichen Herrschern gewährt wurden. Der Schluss des Buches handelt von den Tiroler Landesfürsten und anderen bedeutenden Persönlichkeiten, die in Stams begraben liegen.

zweites Buch

Das zweite Buch (98–161) greift zu Beginn zwar das Thema der Exemtion und, damit verbunden, das der quasiepiskopalen Befugnisse des Abtes auf, doch sein zentrales Thema sind Wunder. Nachdem zuerst Johannes der Täufer als Wundertäter i.A. sowie seine Vorzüge und sein Märtyrertod betrachtet werden, folgen die spezifischen Wunder des Heiligen, die sich in Stams, z.T. auch im Stamser Mutterkloster Kaisheim, ereignet haben. Gay ordnet die Wunder, die er teils nach älteren Berichten, teils nach Votivbildern und ihren Beischriften übernommen hat, nach ihrer Art (Wiederbelebung von Toten, Heilung von Besessenen, Wiederherstellung des Augenlichts, Heilung einzelner Glieder von Kopf bis Fuß usw.).

drittes Buch

Das dritte Buch (162–286) behandelt schließlich die Reihe der Stamser Äbte von der Gründung des Klosters bis in die Gegenwart des Autors. In einem kurzen Vorwort erklärt Gay den Aufbau des Buches und bittet um Verständnis dafür, dass er bei den frühen Äbten nur wenig zu berichten wisse, da die Stamser Mönche zwar viele Hs., aber keine historischen oder biographischen Werke hinterlassen hätten. Jedes Kapitel ist in mehrere Abschnitte eingeteilt: Zuerst wird der jeweilige Abt vorgestellt, dann der damals regierende Papst, danach der Kaiser, der Landesfürst und am Schluss die zeitgenössischen Brixner Bischöfe. Dazu kommt oftmals ein Abschnitt, in dem denkwürdige Ereignisse zur Zeit des jeweiligen Abtes erzählt werden, von Naturkatastrophen über Politik bis zu Anekdoten.

Charakteristik

Das Werk wirkt durch seinen etwas eigenwilligen Aufbau recht uneinheitlich, ist dafür aber sehr übersichtlich. Gay benützt und zitiert verschiedene Quellen, von Urkunden über Grabsteine und Grabepigramme bis zu deutschen und lat. Gedichten, meist – wie zu seiner Zeit üblich – ohne genaue Quellenangabe. Seinen *amicus lector* („freundlicher Leser“) hat er durchaus im Auge, redet ihn öfters an und versucht, seiner möglichen Kritik zu begegnen, etwa wenn er einsieht, dass dieser bei der Beschreibung der Wunder die Namen der Geheilten und Geretteten vermissen wird, da ja die meisten Berichte nur deren Herkunft angäben (161; bei den jüngeren, in seine Zeit fallenden Wundern bemüht sich Gay, möglichst präzise Angaben zu machen). Auch der sprachlichen Unausgeglichenheit, die mit der Verwendung

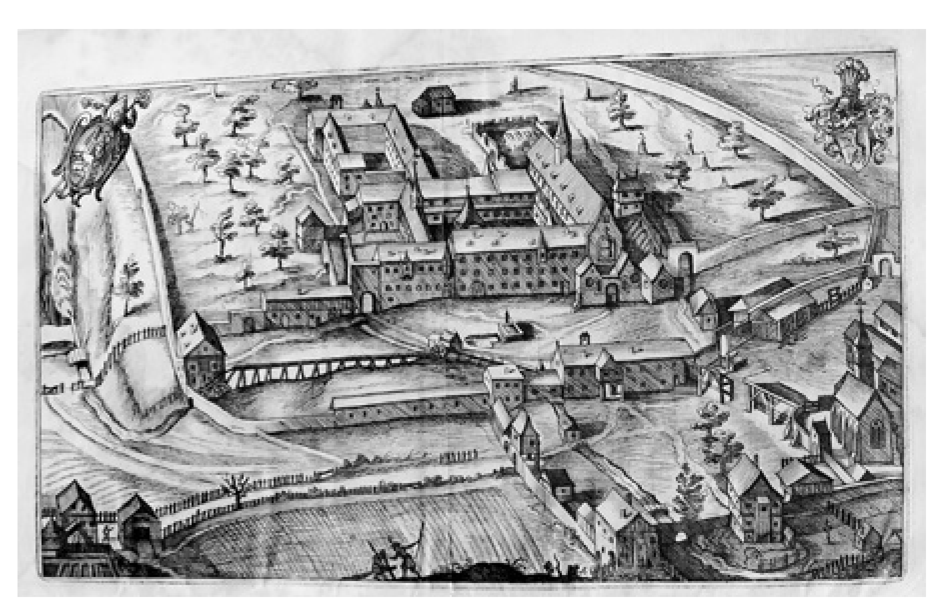


Abb. 73: Ansicht des Klosters Stams, Kupferstich für Paul Gays *Historia Stambsensis.*

seiner Quellen einhergeht, und ihres Effekts auf den Leser ist sich Gay bewusst: *Monitum hoc loco amice velim lectorem, ne ob styli ac verborum simplicitatem, qua usi sunt in narrandis veritatibus prisci patres, hoc tam delicato saeculo offensam aliquam patiatur* (23; „An dieser Stelle möchte ich, dass der Leser freundlich gewarnt sei, in diesem so raffinierten Jahrhundert keinen Anstoß an der Einfachheit des Stils und der Worte zu nehmen, welche die alten Väter benützt haben, um wahre Begebenheiten zu erzählen").

weitere Schriften

Während Gays Kommentare zu den aristotelischen Schriften *De caelo*, *De anima* und *Ethica* sowie seine theologischen Traktate und Evangelienerklärungen (vgl. Album Stamsense 34; Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 304), allesamt vermutlich Produkte seiner Dillinger Studienzeit, heute verschollen sind, befinden sich in Stams noch sein größtenteils auf Deutsch geführtes Tagebuch über die gesamte Zeit, die er im Orden verbracht hat (Stams, Cod. E 51), sowie zwei Kopialbücher mit seiner ausgehenden Korrespondenz (Stams, Cod. D 8 und D 9).

Lebersorg

Der zweite große Chronist der Zisterze Stams war der Stiftsarchivar und -bibliothekar Wolfgang Lebersorg († 1646). Wie Gay stammte Lebersorg aus Innsbruck, und zwar aus einer Handwerkerfamilie. Lebersorgs großes Verdienst war es, die Bibliothek und das Archiv des Klosters geordnet, signiert und katalogisiert zu haben.

Chronica monasterii

Die genaue Entstehungszeit seiner *Chronica monasterii Sancti Iohannis Baptistae in Stambs* („Chronik des Klosters zum Hl. Johannes dem Täufer in Stams";

Stams, Cod. D 40; Edition mit Übersetzung: Haidacher 2000) ist nicht bekannt. Lebersorg hat mit der Arbeit wohl entweder nach 1631, als sich abzeichnete, dass Paul Gay nach seiner Wahl zum Abt nicht mehr dazu kommen würde, Geschichte zu schreiben, oder sogar erst nach Gays Tod im Jahr 1638 begonnen. Lebersorgs Werk behandelt die Zeit von der Vorgeschichte der Klostergründung durch die Zisterzienser aus Kaisheim bis zum Beginn des 17. Jhs. Der Aufbau der Chronik ist im Vergleich zu Gays *Historia* einfacher: In rein annalistischer Form werden Jahr für Jahr Ereignisse beschrieben und Urkunden sowie andere Quellen zitiert. Das Quellenmaterial steht im Zentrum: Die Darstellung wird je nach Vorhandensein oder Fehlen von Nachweisen ausführlicher oder summarischer. Als Stiftsbibliothekar und -archivar konnte Lebersorg die Stamser Bestände mit außerordentlicher Gründlichkeit auswerten. Seine Genauigkeit geht so weit, dass er stets die Archivsignaturen der genannten Urkunden angibt, was damals keinesfalls üblich war. Das Werk nimmt in seinem Aufbau und in seiner systematischen Auswertung des urkundlichen Materials, wenn auch noch nicht in der Anwendung von Quellenkritik, die Historiographie des 18. Jhs. vorweg. Lebersorg ist als Autor sehr präsent, äußert etwa öfters Vermutungen oder gibt seine Unkenntnis bestimmter Sachverhalte zu.

Sprache

Die Sprache der Chronik variiert nicht nur bei wörtlich zitierten Quellen, sondern auch bei einer Paraphrase und in den jeweils umliegenden erzählenden Partien zwischen Lat. und Deutsch. Dabei überwiegt in der ersten Hälfte des Werkes das Lat., da die herangezogenen Quellen hauptsächlich auf Lat. abgefasst sind, in der zweiten dementsprechend das Deutsche.

Stöger

Auf der Grundlage der von Lebersorg für die Weiterführung der Chronik vorbereiteten Materialien stellte sein Nachfolger als Bibliothekar und Archivar, Martin Stöger (1592–1677; vgl. Album Stamsense 36), ein *Auctarium* („Zugabe"; Stams, Cod. D 40) zusammen, das die Chronik über das Jahr 1601 hinaus fortsetzt.

Bliemel

Auch im Stift Wilten befasste man sich mit der eigenen Klostergeschichte. Die Rolle des Historiographen übernahm dort Prior Wilhelm Bliemel († 1658), der nach seinem Gelübde und den Anfangsstudien in Wilten Theologie und Kirchenrecht in Salzburg und Dillingen studierte, nach seiner Rückkehr an der Hauslehranstalt unterrichtete und als Präses dortiger Disputationen mehrere Werke auf dem Gebiet des Kirchenrechts und der Philosophie veröffentlichte (vgl. Tovazzi, Nr. 830; Gasser 1, 88; Haidacher 1956–1962, Bd. 1, 59, 96).

Origo

Sein einziges Geschichtswerk ist eine kurze Schrift mit dem Titel *Origo et antiquitas coenobii Wilthinensis* („Ursprung und Alter des Wiltener Klosters"; Abschrift: TLMF, FB 1457).

Bliemel beklagt das Fehlen älterer Geschichtswerke im Kloster und beruft sich für die generelle Korrektheit der Darstellung auf ältere Historiker, darunter Christoph Wilhelm

Putsch (s. hier S. 321), Stephanus Pighius und Matthias Burgklechner (s.o.). Nach einem knappen Bericht über die römische Vergangenheit von Wilten, bei der er auf in Ambras aufbewahrte Inschriften verweist, befasst sich Bliemel mit der Sage vom Riesen Haymon, dem legendären Gründer des Klosters, dessen Tod er ins Jahr 878 datiert. Ausführlicher wird die Übernahme des Klosters im Jahr 1130 durch den noch jungen Prämonstratenserorden des Hl. Norbert behandelt. Nach einer Aufzählung der päpstlichen, kaiserlichen, königlichen und übrigen Wohltäter des Stiftes und einer kurzen Behandlung der inkorporierten Pfarren beginnt die Reihe der Äbte, die er bis in seine eigene Zeit fortsetzt, wobei die Errungenschaften der meisten Äbte jeweils in einem Absatz behandelt werden. Der einzige längere zusammenhängende Teil ist die früheste lat. Version der von Hippolytus Guarinonius (vgl. hier S. 564–565) erfundenen Legende vom Anderl von Rinn (Bl. 11^{r}–14^{r}). Das Werk endet mit der Darstellung der Weihe der Wiltener Kirche im Jahr 1665, deren eingestürzter Turm damals gerade wieder aufgebaut worden war.

Romer

Bei den Serviten, die sich ausgehend von Tirol seit dem frühen 17. Jh. wieder im Reich und den habsburgischen Ländern auszubreiten begannen, entstand um die Mitte des Jahrhunderts das Bedürfnis, die Erinnerung an die Gründungszeit der neuen Klöster für die Nachwelt zu sichern. 1661 wurde diese Aufgabe Augustinus Maria Romer († 1669) übertragen, der 1641 in das Innsbrucker Kloster eingetreten war und später zum Provinzdefinitor wurde (vgl. Gasser 3, 159; Tovazzi, Nr. 729).

Servitus Mariana

Nach sechsjähriger Arbeit veröffentlichte Romer sein Geschichtswerk unter dem Titel *Servitus Mariana auspiciis Austriacis in Germaniae, Hungariae et Boemiae regnis reparata seu Historia ordinis servorum B. Mariae virginis medium seculum a sui reductione continens* („Mariendienst, durch österreichische Macht in den Königreichen Deutschland, Ungarn und Böhmen wiederhergestellt, oder Geschichte des Ordens der Diener der Seligen Jungfrau Maria, die das halbe Jahrhundert seit seiner Wiedereinführung beinhaltet"; Wien 1667; vgl. Abb. 74). Im Vorwort erklärt er, die Arbeit sei sehr langsam vor sich gegangen, da er alle Unterlagen aus verschiedenen Klöstern in Briefen habe anfordern müssen. Einiges sei auch nicht mehr auffindbar gewesen. Außerdem reflektiert Romer an dieser Stelle den Aufbau des Werks: Obwohl er sich der Nachteile bewusst sei, die der Verzicht auf eine streng chronologische Darstellung mit sich bringe, habe er eine thematisch-geographische Ordnung gewählt, sowohl um der Übersichtlichkeit willen als auch, um eine Aufzählung ereignisloser Jahre zu vermeiden, die bei einer reinen Chronik unumgänglich gewesen wäre. Um dennoch die einzelnen Klostergeschichten zueinander in Beziehung zu setzen, füge er am Ende des Werkes einen chronologischen Index an, in dem die wichtigsten Ereignisse aus allen behandelten Klöstern in zeitlicher Reihenfolge aufgelistet seien.



Abb. 74: Die wunderbare Rettung des geräderten Studenten Thomas Hans, Kupferstich aus Augustinus Maria Romers *Servitus Mariana*, Wien 1667.

Das erste der elf Bücher behandelt die Frühgeschichte des Servitenordens, seine Ausbreitung im deutschen Sprachraum und sein späteres Verschwinden in Folge der Reformation. Die nächsten zwei Bücher befassen sich mit dem Leben der Erneuerin des Ordens in den habsburgischen Ländern, Anna Caterina Gonzaga (1566–1621; vgl. hier S. 510), der zweiten Frau des Tiroler Landesfürsten Ferdinand II., und ihren drei Klostergründungen in Innsbruck (dem versperrten Kloster für die Servitinnen, in dem strenge Klausur herrschte, dem Regelhaus, einem Stift für adelige Damen, welche in der Ordensgemeinschaft lebten, ohne alle Gelübde abzulegen, und dem etwas später gegründeten Männerkloster). Das vierte Buch beschreibt das von Claudia de' Medici und Leopold V. gegründete Tiroler Kloster Maria Waldrast, das fünfte die frühen Jahre der Innsbrucker und Prager Niederlassungen, das sechste die Gründung des Klosters Maria Luggau in Kärnten. Das siebte Buch behandelt den Kampf der Innsbrucker Serviten um die Jurisdiktion über das dortige Regelhaus. Die letzten vier Bücher traktieren die Gründung und Entwicklung der vier Klöster in Bonn, Wien, Maria Loretto im burgenländischen Stötzing und Maria Langegg im niederösterreichischen Dunkelsteinerwald.

siebtes Buch

Während die meisten anderen Bücher eine recht konventionelle Darstellung der Geschichte des jeweiligen Klosters bieten, wird im siebten Buch mit dem Konflikt um das Regelhaus ein damals sehr kontroverses und aktuelles Thema behandelt. Der kirchenrechtliche Status des Regelhauses war bei dessen Gründung nicht eindeutig definiert. Solange Anna Caterina Gonzaga, die als Gründerin nach dem Eintritt ins Regelhaus den Namen Anna Juliana annahm, noch lebte, genügte ihre Autorität zur Erhaltung des *status quo* in kirchenrechtlicher und wirtschaftlicher Sicht. Nach ihrem Tod brach aber zwischen den Serviten und den Regelfrauen ein Konflikt um die Jurisdiktion über das Stift aus. Während die Serviten versuchten, das Regelhaus als eine dem Orden unterstellte Einrichtung des Dritten Ordens darzustellen, bemühte sich ein Teil der Regelfrauen, jede Einmischung des Ordens in innere Angelegenheiten abzuwenden und das Regelhaus dem Brixner Bischof unterzuordnen. Der Landesfürst unterstützte die Regelfrauen weitgehend, die Serviten konnten jedoch bei der Rota Romana, dem obersten kirchlichen Gerichtshof, nach anfänglichen Schwierigkeiten eine provisorische Regelung in ihrem Sinne durchsetzen. Romer beschreibt den Konflikt im Detail und führt ihn aus der Sicht der Serviten auf persönliche Ambitionen einiger Regelfrauen und die aufrührerische Einmischung auswärtiger Querulanten zurück. Zu einem Zeitpunkt, als sich die Lage für die Serviten günstig darstellte, versucht er den Eindruck zu erwecken, der Konflikt sei gerecht und zur allgemeinen Zufriedenheit endgültig beigelegt worden, nachdem die Gegner der Serviten ihre Fehler eingesehen hätten. Tatsächlich schwelte der Streit aber weiter, bis es den Regelfrauen 1672 gelang, eine endgültige päpstliche Entscheidung in ihrem Sinne zu erwirken (vgl. Forster 2006).

Das Buch endet mit einer Rückbesinnung auf die Gründerin, deren Leichnam auf wunderbare Weise erhalten gefunden wurde, als 1649 im Laufe des Begräbnisses ihrer inzwischen verstorbenen Tochter ihre Grabstätte geöffnet wurde.

Quellen

Romers Quellen sind Aufzeichnungen, Briefe und Dokumente aus den Archiven der einzelnen Klöster, z.T. auch mündliche Überlieferung. Die Quellen werden mitunter im Wortlaut zitiert, meistens baut Romer sie jedoch nahtlos in die Erzählung ein, ohne auf sie aufmerksam zu machen. Für Berichte über Wunder, welche einen wichtigen Teil seines Werkes ausmachen, beruft er sich auf in Kirchen öffentlich ausgestellte Bilder und auf wegen ihres Alters vertrauenswürdige Bücher, also auf Hs.

Franziskaner

Während bei vielen Ordensgemeinschaften in Tirol die eigene Geschichte mühevoll aus verschiedenen Quellen kompiliert und rekonstruiert werden musste, gab es bei den Tiroler Franziskanern ein ausgeprägtes Chronistenwesen. In den einzelnen Klöstern wurden vom jeweiligen Guardian Protokolle geführt, in denen alljährlich neben der Verteilung der Ämter alle wichtigen Vorkommnisse verzeichnet wurden. Der Provinzial führte ebenfalls ein Provinzprotokoll und verfasste alle drei Jahre Berichte über seine Amtszeit (z.B. OFM PA, Cod. 2, 3, 4a). Diese Chroniken zeigen die großen Spannungen, die zu dieser Zeit zwischen den deutschsprachigen, italienischen und irischen Franziskanern in Tirol herrschten, viel offener, als es die sonstige Ordensgeschichtsschreibung tut.

Reineccius

Eine wichtige Rolle in der Tiroler Franziskanerprovinz spielte Pater Felix Reineccius († 1661; vgl. Tovazzi, Nr. 177; Gasser 3, 134–135; Greiderer, *Germania Franciscana,* Bd. 2, 177, 216 u.ö.). Gebürtig aus der Mark Brandenburg, konvertierte er in seiner Jugend zum Katholizismus und trat nach dem Studium in Padua in Innsbruck in den Franziskanerorden ein. Bis zu seinem Lebensende blieb er im Innsbrucker Kloster und genoss aufgrund seiner asketischen Lebensweise großes Ansehen. Innerhalb des Ordens bekleidete er die Ämter des Klosterguardians sowie des Definitors und des Kustos der Provinz, am Innsbrucker Hof zusätzlich lange Zeit das Amt des deutschen Hofpredigers.

Sapientia Franciscana

Sein Werk *Sapientia Franciscana* („Franziskanische Weisheit“) kann in seiner ganzen Ausrichtung und in seiner komplexen Anlage nur bedingt unter die Geschichtswerke gezählt werden. Im Grunde handelt es sich um ein ausgedehntes Enkomion auf den Franziskanerorden, in dem allerdings hauptsächlich geschichtlich argumentiert und über weite Teile die Geschichte des Ordens und der mit ihm verbundenen Personen behandelt wird.

Aufbau, Druckgeschichte

Das Werk besteht aus sieben Teilen, die alle einzeln in den Jahren 1649 bis 1661 bei Wagner in Innsbruck gedruckt wurden. Während die Teile 1, 2, 4 und 7 nur auf Lat. erschienen, wurde von den Teilen 3 und 6 zuerst eine deutsche Fassung gedruckt, ein paar Jahre später eine lat., der Teil 5 liegt schließlich nur auf Deutsch vor.

Die sieben Teile sind nach den sieben griechischen Weisen benannt. Der erste, *Solon Franciscanus*, gedruckt in zwei Bänden (Innsbruck 1649 und 1650), behandelt die ruhmreichen Taten der Franziskaner, im zweiten Band besonders solche in Amerika und Asien. Der zweite Teil, *Bias Franciscanus* (Innsbruck 1650), beschäftigt sich mit den Päpsten, die entweder aus dem Franziskanerorden stammten oder nach ihrer Wahl diesem beitraten. Der dritte, *Thales Franciscanus* (Innsbruck 1650 [deutsch] bzw. 1654 [lat.]), hat die Verbundenheit der Kaiser und österreichischen Erzherzöge mit dem Orden zum Thema. Der vierte, *Cleobulus Franciscanus* (Innsbruck 1661), befasst sich mit der Beliebtheit der Franziskaner bei den französischen Königen, besonders bei Ludwig dem Heiligen (1215–1270), sowie bei den spanischen Königshäusern. Der fünfte Teil, *Pittacus Franciscanus* (Innsbruck 1652), behandelt die Königshäuser von Sizilien, Ungarn, Polen, Armenien, Dänemark, Schweden, England und Portugal. Der sechste Teil, *Chilo Franciscanus* (Innsbruck 1653 [deutsch] bzw. 1656 [lat.]) zeigt die vollkommene Übereinstimmung des Franziskanerordens mit der katholischen Kirche. Der letzte Teil, *Periander Franciscanus* (Innsbruck 1656), befasst sich mit den Taten der Kardinäle aus dem Franziskanerorden.

Reineccius und Plutarch

Die Sieben Weisen bestimmen nicht bloß die Titel der Werkteile, auch Argumentation und z.T. Thematik wählt Reineccius in Einklang mit den Äußerungen der Weisen, wie sie in Plutarchs Dialog *Gastmahl der Sieben Weisen* dargestellt sind, wo sie u.a. über die Beschaffenheit des besten Hauses diskutieren. Reineccius übernimmt diese Äußerungen im jeweiligen Teil als Leitgedanken. Als Beispiel kann die Meinung Chilons dienen, der bei Plutarch (mor. 155 D) darlegt, dass ihm jenes Haus am besten eingerichtet scheine, welches den von einem König regierten Staat nachahme. Reineccius stellt analog dazu im sechsten Teil seines Werkes die katholische Kirche als den von Gott regierten Staat dar und zeigt, dass sich der Franziskanerorden, sozusagen als Haus im Staat, in allem nach der Kirche richtet. Dabei folgt er den vom franziskanischen Gelehrten Johannes Duns Scotus (ca. 1265–1308) vorgegebenen sogenannten zehn Wegen, auf denen gezeigt wird, dass die katholische Kirche der Staat Gottes ist (z.B. die Verkündigung der Propheten, die Irrationalität der Gegner, die Beweiskraft der Wunder oder die Standhaftigkeit der Märtyrer). Reineccius legt zuerst jeweils einen Beweis in Bezug auf die gesamte Kirche dar und erweitert dann die Argumentation auf den Franziskanerorden. Beispielsweise zeige sich die Beständigkeit der Kirche, einer der zehn Wege, in der ununterbrochenen apostolischen Nachfolge; bei den Franziskanern entspreche dem die kontinuierliche Reihe der Generalminister des Ordens. In diese Argumentation eingebettet folgt eine Geschichte der Generalminister und ihrer Taten. Analog dazu werden die Geschichte der franziskanischen Wunder oder die der Märtyrer unter den Franziskanern, z.B. bei der Mission in Südamerika oder Japan, in die jeweilige Argumentation eingebettet.

Charakteristik

Wegen ihres eigenwilligen Aufbaus ist die *Sapientia* ziemlich unübersichtlich. Die ‚historiographischen' Partien sind zwar auf Grundlage der gedruckten Geschichtswerke, die Reineccius zur Verfügung standen, solide ausgearbeitet, aber durch das argumentative Korsett bedingt über das ganze Werk verstreut und ohne Bezug zueinander, was jedoch dem Buch, das in erster Linie eine Verherrlichung des Ordens und kein Geschichtswerk sein will, nicht zum Nachteil gereicht.

Tractatus

Reineccius' 1660 entstandener *Tractatus de ortu et progressu conventus Sanctae Crucis Oeniponti* („Abhandlung über die Entstehung und das Gedeihen des Klosters zum Heiligen Kreuz in Innsbruck"; OFM PA, Cod. 115a) ist hingegen ein eindeutig historiographisches Werk. Es handelt sich um eine kurze Chronik des 1563 von den Franziskanern bezogenen Innsbrucker Klosters und der Hofkirche. Sie behandelt die Zeit von 1554, als Ferdinand I. die ersten konkreten Schritte setzte, um das Vorhaben seines Großvaters Maximilian I. zu verwirklichen, neben dem Innsbrucker Hof eine Kollegiatskirche oder ein Kloster zu errichten, bis zum Jahr 1659. Der Aufbau ist rein annalistisch, allerdings behandelt Reineccius mitunter auch die Auswirkungen der dargestellten Ereignisse auf die jüngere Vergangenheit und die Gegenwart. So erwähnt er im Zusammenhang mit dem Aufenthalt des Jesuiten Petrus Canisius in Innsbruck, der öfter in der Hofkirche predigte, auch den Anspruch der Innsbrucker Jesuiten – die traditionellerweise an Feiertagen hier predigten, während dies sonst das Recht der Franziskaner war – auf die Kanzel der Hofkirche und die von ihnen zwischen 1635 und 1651 durchgesetzte tägliche Abwechslung zwischen Jesuiten und Franziskanern. Reineccius verwendet verschiedene Quellen, in erster Linie gedruckte Geschichtsbücher wie Henricus Spondanus' *Annalium Baronii continuatio* („Fortsetzung der Annalen des Baronius"; Paris 1639), Urkunden aus dem Regierungsarchiv, Notizen aus liturgischen Büchern und zahlreiche Urkunden aus dem Klosterarchiv, bei denen er den genauen Aufbewahrungsort angibt, sofern er sie nicht *in extenso* zitiert. Seine Quellen wägt er gelegentlich gegeneinander ab oder unterzieht sie historischer Kritik, wie in der Frage des angeblichen Hofpredigeramtes von Petrus Canisius.

andere Werke

An historiographischen Werken veröffentlichte Reineccius auf Deutsch noch eine Fortsetzung der Geschichte des Franziskanerordens von Marcos de Lisboa (*Vierter Theil Der Chronicken Der Mindern Brüder*; Innsbruck 1658) und eine Sammlung der Biographien von hundert hochadeligen Damen, die den Klarissen oder dem Dritten Orden des Hl. Franziskus beigetreten waren (*Hundert hohe, heilige, keyserliche, königliche und fürstliche Frawen*; Innsbruck 1660). Auf Lat. ließ er einen dreibändigen Kommentar zu Bonaventuras *Biblia pauperum* („Armenbibel"; Innsbruck 1658) drucken. Manuskripte mit weiteren Werken, darunter eine lat. Beschreibung der Tiroler Franziskanerprovinz und eine Verteidigung des *Chilo Franciscanus*, der vermutlich durch die Verherrlichung des Franziskanerordens in anderen kirchli-



Abb. 75: Duns Scotus, aus: Bonaventura O'Connor, *Elenchus encomiorum utriusque ecclesiae* […], Bozen 1660.

chen Kreisen einiges an Missmut verursacht haben wird, sind heute verschollen, ebenso einige Drucke über den Hl. Antonius von Padua (aufgelistet bei Tovazzi, Nr. 177).

O'Connor

Auch unter den irischen Franziskanern, deren Rolle im Tiroler Geistesleben noch weitgehend unerforscht ist, wurde historisches Schrifttum gepflegt. Pater Bonaventura O'Connor aus Kerry (vgl. hier S. 409–411 und 525), der als Theologielektor am Bozner Kloster wirkte und mehrere theologische Werke verfasste, veröffentlichte unter dem Pseudonym Mauritius Morisonus eine *Threnodia Hiberno-Catholica sive planctus universalis totius cleri et populi regni Hiberniae* („Irisch-katholisches Trauerlied oder allgemeine Klage des ganzen Klerus und des Volkes des Königreichs Irland"; Innsbruck 1659), in dem er die Verfolgung der irischen Katholiken durch Oliver Cromwell nach dem Zusammenbruch des Irischen Aufstands im Jahr 1649 beschrieb. In den Anhang seiner Schrift *Elenchus encomiorum utriusque ecclesiae*, *triumphantis et militantis*, *de Ioanne Scoto* („Verzeichnis der Lobpreisungen beider Kirchen, der triumphierenden und der kämpfenden, für Johannes Scotus"; Bozen 1660), in der er sich mit der Familie und der Herkunft von Johannes Duns Scotus (vgl. Abb. 75) befasste, fügte er eine kurze Untersuchung der irischen Geistesgeschichte ein, in der er besonders gegen die Abqualifizierung der Iren als Barbaren ankämpfte.

Tiroler Jesuiten

Am Schluss sollen noch die bedeutenden Geschichtswerke der aus Tirol stammenden Jesuiten, auch wenn sie nicht im Tiroler Kontext entstanden sind und daher nicht direkt zur Tiroler Literatur gezählt werden können, wenigstens erwähnt werden (vgl. Kagerer 2010): Der aus Innichen stammende Matthäus Rader (1561–1634), der auch zahlreiche antike und spätantike Schriften herausgab, machte sich einen Namen v.a. auf dem Gebiet der Kirchengeschichte mit seiner dreibändigen *Bavaria Sancta* („Heiliges Bayern"; München 1615), in der er die Geschichte der bayerischen (und Tiroler) Heiligen darstellte und mit Quellen untermauerte. Andreas Brunner aus Heiligkreuz bei Hall (1589–1650) verfasste unter dem Titel *Annales virtutis et fortunae Boiorum* („Annalen der Tugend und des Glücks der

Bayern"; München 1626–1637) die bis dahin ausführlichste und beste Geschichte Bayerns. Der Welschtiroler Missionar Martino Martini (1614–1661) schließlich veröffentlichte die wichtigsten Bücher seiner Zeit über die Geschichte und Geographie Chinas: *De bello Tartarico historia* („Geschichte des tatarischen Krieges"; Antwerpen 1654), einen Augenzeugenbericht über den Fall der Ming-Dynastie durch Aufstände und den Einfall der Manchus aus dem Norden, den auf jahrelangen Vermessungen der chinesischen Provinzen basierenden *Novus Atlas Sinensis* („Neuer chinesischer Atlas"; Amsterdam 1655) und die *Sinicae historiae decas prima* („Erste Dekade der chinesischen Geschichte"; München 1658), die erste in Europa veröffentlichte Darstellung der Frühgeschichte Chinas nach chinesischen Quellen.

Florian Schaffenrath

Biographie

Hagiographie

Der größere Teil der in dieser Epoche in Tirol entstandenen biographischen Texte ist hagiographischer Natur. Die erste Hälfte des 17. Jhs. war eine entscheidende Zeit für die Entwicklung der lat. Hagiographie: Als humanistische Autoren im 15. und 16. Jh. ihre Schulung an klassischen Modellen auch in die Abfassung von Heiligenleben einfließen ließen, erhob sich im Umfeld der Reformation Kritik an der bisherigen Form der Hagiographie und nicht selten Spott, dem man auf katholischer Seite durch einen neuen Ansatz begegnen musste. Auf Anregung des Jesuiten Daniel Papenbroch (1628–1714) entwickelte sich das Unternehmen der „Bollandisten", die 1643 die ersten beiden Bände der *Acta Sanctorum* veröffentlichen konnten; somit waren neue Maßstäbe der Hagiographie gesetzt (CNLS 2, 210–211).

Überblick

Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, dass auch in Tirol in dieser Epoche bereits kanonisierte Heilige und Persönlichkeiten, die erst zur Ehre der Altäre erhoben werden sollten, die biographische Produktion dominierten: In Klöstern (z.B. in Füssen oder Innsbruck) interessierte man sich für das Leben der heiliggesprochenen Ordens- und Klostergründer; der lokal bedeutende Kult der Notburga von Eben am Achensee beispielsweise sollte durch lat. Texte überregionale Bedeutung erhalten. Daneben finden sich auch Biographien erst kürzlich verstorbener Personen, wobei auch hier ein bestimmter Bezug zur Hagiographie nicht von der Hand zu weisen ist: Wenn Cherubin O'Dale das Leben der Erzherzogin Anna Juliana beschreibt, geschieht dies nicht zuletzt in der Absicht, Material für einen späteren Kanonisierungsprozess bereitzustellen. Als Vertreter von Biographen, die ihre Helden nicht kanonisieren wollen, wird danach Vigilio Vescovi zu nennen sein. Abschließend sollen autobiographische Texte sowie lat. verfasste Diarien und Tagebücher, die in engem Zusammenhang zur Autobiographie zu sehen sind, Platz finden.

Übersetzungen

Es ist auffallend, dass beinahe alle hier zu besprechenden Texte Übersetzungsliteratur sind: Ins Lat. wurde übersetzt, wenn das Original in einer Sprache verfasst war, die der allgemeinen Verbreitung hinderlich war, aber auch wenn eine Persönlichkeit weltweit bekannt gemacht werden sollte. Doch auch der gegenteilige Prozess findet sich: Zunächst lat. geführte Aufzeichnungen wurden in eine deutsche Biographie umgewandelt. Hier wird man wohl an eine Verwendung dieser Texte zur Steigerung der regionalen Volksfrömmigkeit denken dürfen.

Hippolytus Guarinonius

Ein eifriger Biograph und Übersetzer war Hippolytus Guarinonius (1571–1654, vgl. hier S. 565). Er übertrug die Lebensbeschreibungen des Ippolito Galantini aus



Abb. 76: Bildstock der Hl. Notburga bei Jenbach in Tirol, Radierung in den *Acta Sanctae Notburgae ancillae virginis* des Johann Perierus, Antwerpen 1753.

der italienischen Fassung von Dionigi Baldocci Nigetti (Rom 1623) und die Biographie der Francesca Romana aus der Vorlage von Giulio Orsini SJ (Rom 1608) ins Deutsche (ULBT, Cod. 110,3, Bl. III^{r}–166^{v} [Francesca Romana] bzw. Cod. 110,4, Bl. 47^{r}–219^{r} [Ippolito Galantini]). Diese Arbeiten waren ihm wohl Anregung für seine ebenfalls deutsche Lebensbeschreibung der Hl. Notburga von Eben am Achensee aus dem Jahr 1622, die sich hs. erhalten hat (ULBT, Cod. 110,4, Bl. 264^{r}–283^{v}; Abschrift TLMF, FB 8721),[1] während der Druck von 1646 nicht mehr zu finden ist. Dieser Text findet hier Erwähnung, weil er nicht in seiner deutschen Form, sondern in der – freilich erst ein Jahrhundert später entstandenen – lat. Übersetzung von Anton Roschmann (vgl. hier S. 743–752) weitere Verbreitung fand: Der Jesuit Johannes Perierus gab 1753 in Antwerpen die *Acta sanctae Notburgae ancillae virginis* („Taten der Hl. Notburga, der jungfräulichen Magd"; vgl. Schaffenrath 2001; s. Abb. 76) heraus und nahm darin die Übersetzung Roschmanns auf (31–239).

Martin Stämpfle

Von Anfang an auf Lat. schrieb Martin Stämpfle († 1665). Er war zunächst Prior des Benediktinerklosters Elchingen, ehe er im Oktober 1614 zum Abt des Klosters St. Mang bei Füssen gewählt wurde, und betätigte sich verschiedentlich als Schriftsteller. So ist bekannt, dass er in einem *Liber actorum* („Geschichtsbuch") die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges in Bezug auf sein Kloster festhielt. Hier zu behandeln sind zwei lat. Biographien, die er zusammen 1621 in Augsburg drucken ließ und in denen er das Leben des Hl. Magnus und des Bruders Ulrich von Binswang darstellte:[2] *Vita et miracula sancti Magni apostoli Almangaviae, accessit vita et miracula beati fratris Udalrici eremitae* („Leben und Wunder des Hl. Magnus, des

1 Vgl. KHUI 2, 44–45; Perierus bezeichnet in seinen *Acta sanctae Notburgae* (17) das Werk als *opus valde diffusum* („sehr disparates Werk").

2 Zu seiner eigenen Biographie vgl. dort 261; Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 5, 315 Anm. 2.

Apostels des Allgäus, außerdem Leben und Wunder des seligen Bruders Ulrich des Einsiedlers“).

Vita Magni

Die *Vita Magni* beginnt mit einem kurzen Gebet des Bischofs Pierre Cordier von Paris an den Hl. Magnus in elf Hexametern aus dem Jahr 1515, an das sich eine fromme Dedikation des Buches an den Heiligen anschließt: Stämpfle habe das Buch verfasst, um dem Rückgang der Verehrung des Hl. Magnus Einhalt zu gebieten. In einer Vorrede an den Leser berichtet der Abt über seine Korrespondenz mit dem bekannten Historiker Markus Welser (1558–1614) betreffend die unsichere Datierung des Heiligen und rechtfertigt sich für die umfangreiche Einbeziehung der Biographien des Hl. Columban und des Hl. Gallus in sein Werk; diese seien in engem Zusammenhang mit dem Hl. Magnus zu sehen.[3]

Die *Vita* selbst (1–250) ist in 46 Kapitel eingeteilt, wobei zwischen Kap. 9 (44–51) und 11 (52–56) in der Zählung auf ein zehntes Kapitel vergessen wurde. Die Stoffverteilung ist traditionell: Nach der Darstellung der Kindheit und Jugend des Heiligen bis zu seinem Ordenseintritt (1–13) wird als Vorgeschichte das Wirken der Hl. Columban und Gallus eingeschoben (14–60). Magnus reist über Kempten nach Augsburg, wo ihm der Bischof den Auftrag zur Klostergründung im Allgäu erteilt (61–111). Füssen wird beschrieben (112–121; Name, Lage, Klima, Ereignisse, die sich hier zutrugen). Es kommt zur Gründung des Klosters, wobei die Frage eingeschoben wird, ob Magnus ein Benediktiner war (122–133). Sein Wirken wird bis zu seinem Tod und seiner Grablege ausgeführt (134–159). Vor den Wundern, die sich nach Magnus' Tod ereigneten, schildert Stämpfle erneut, nun aber ausführlicher, die Gründungsumstände des Klosters, das öfters zerstört wurde und wieder aufgebaut werden musste (160–196). Nach 17 detailliert beschriebenen Wundern (197–226) fügen sich abschließend Erzählungen an, die im Zusammenhang mit den Reliquien des Heiligen stehen (227–250).

Quellen

Stämpfle hat aus mehreren nicht genannten Quellen geschöpft: Immer wieder kommt es vor, dass er bei Ortschaften und Personen verschiedene Namensformen anführt und durch *vel* oder *sive* („oder“) verbindet; dies kann mit unterschiedlichen Formen in seinen Quellen erklärt werden. Wörtlich zitiert werden Johannes Trithemius, *De origine gentis Francorum compendium* („Kurze Darstellung des Ursprungs der Franken“; Mainz 1515) auf S. 20, der Kirchenhistoriker Caesar Baronius (1538–1607) auf S. 32, die Columban-Vita des Jonas von Bobbio auf S. 38, der Hl. Hieronymus und Matthias Burgklechner auf S. 75. Auch aktuelle Bezüge werden immer wieder hergestellt, z.B. bei der Beschreibung des Todes des für die

3 Zur ältesten Vita des Hl. Magnus, die die Vorlage für alle weiteren Bearbeitungen darstellt, vgl. Walz 2000.

Christianisierung des Allgäus besonders wichtigen Augsburger Bischofs Wikterp (8. Jh.): Stämpfle erwähnt, dass im Jahr 1619 Reliquien des Bischofs feierlich ins Kloster überführt wurden (150–151).

Vita Udalrici

An die Biographie des Hl. Magnus schließt sich ein Verzeichnis der Äbte des Klosters an, das vom Gründer bis zum 50. Abt, Martin Stämpfle selbst, reicht (251–261). Danach beginnen die *Vita et miracula beati fratris Udalrici eremitae* („Leben und Wundertaten des seligen Bruders Ulrich des Einsiedlers") mit einem eigenen Vorwort (262–264): Bruder Ulrich habe sich durch sein heiligenmäßiges Leben ausgezeichnet, sei aber nie offiziell heiliggesprochen worden. Er liege in Binswang begraben, wo er einem Heiligen gleich verehrt werde. Deshalb habe Stämpfle nunmehr aufgezeichnet, was er über Ulrich finden konnte. Die Bedeutung der Schrift ist ganz in der regionalen Verehrung Ulrichs zu sehen.

Die Biographie Ulrichs ist deutlich kürzer als die des Hl. Magnus und umfasst die S. 265–278. Ulrich kam um 1380 nach Musau. Nach seinem Tod ereignete sich ein Wunder, wie es auch von der Hl. Notburga erzählt wird: Ulrichs Leichnam wurde auf einen Wagen gelegt, den die angeschirrten Stiere durch den reißenden Lech bis nach Binswang zogen, wo sie von selber stehen blieben. Einige Wunder, die sich dort v.a. am Beginn des 17. Jhs. ereigneten, werden beschrieben.

Cherubin Maria O'Dale

Gleich zwei lat. Biographien von Cherubin Maria O'Dale OSM (1600–1664) gingen in Druck. Bereits als Kind aus Irland vertrieben, verschlug es ihn über England und Belgien nach Rom. Durch Zufall landete er auf einer neuerlichen Reise in Innsbruck, wo sich Erzherzogin Anna Caterina (später mit Ordensnamen Anna Juliana, 1566–1621) seiner annahm und ihn ans Gymnasium der Jesuiten in Hall schickte. Dort war u.a. Hippolytus Guarinonius sein Lehrer. 1617 gehörte er zu den ersten vier Novizen, die in Innsbruck in den Servitenorden eintraten (Zinkl 1907, 38). Nach der Priesterweihe 1624 setzte er sich intensiv für die Ausbreitung des Ordens in Prag, Wien und Regensburg ein, ehe er 1664 in Luggau starb.[4]

Werk

Trotz seiner Tätigkeit in verschiedenen Städten blieb O'Dale seinem Innsbrucker Heimatkloster stets verbunden: Hier wurden seine Werke gedruckt. Zunächst schrieb er eine Biographie des Hl. Philippus Benitius (1233–1285), des fünften Ordensgenerals der Serviten, später eine Lebensbeschreibung der Erzherzogin Anna Caterina, die ihn als Knaben so wohlwollend aufgenommen hatte und die sich später selbst ins Kloster zurückzog.

4 Zu seiner Biographie vgl. seine Lebensbeschreibung des Philippus Benitius, 63–66; außerdem Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 2, 183; Spörr 1892, 437–439; Pötscher 2001, 117–121.



Abb. 77: Titelblatt von Cherubin Maria O'Dales Biographie des Hl. Philippus Benitius, Innsbruck 1643.

Hl. Philippus Benitius

Der Grund für die Abfassung der Benitius-Vita liegt in dessen Bedeutung für den Orden: Der Hl. Philippus Benitius kehrte nach einem Philosophie- und Medizinstudium aus Paris in seine Heimatstadt Florenz zurück, wo er 1253 in den erst 1233 gegründeten Servitenorden eintrat. 1267 wurde er zum Generaloberen des Ordens gewählt, dessen Satzungen er weitgehend umarbeiten ließ, weswegen er seither als zweiter Ordensgründer gilt. Philippus regte auch die Einrichtung eines weiblichen Zweiges der Serviten an, der später für Innsbruck durch die Förderung der Erzherzogin Anna Caterina besonders wichtig wurde (vgl. Toussaint 1886).

Historia vitae

O'Dale veröffentlichte seine Kaiser Ferdinand III. gewidmete Biographie des Philippus Benitius 1643 in Innsbruck unter dem Titel *Historia vitae ac rerum gestarum beati patris Philippi Benitii, patritii Florentini, ordinis Servorum beatae Mariae virginis generalis* („Geschichte des Lebens und der Taten des Hl. Paters Philippus Benitius, eines Adeligen aus Florenz, der zum General des Servitenordens wurde"; vgl. Abb. 77). Das 196 Druckseiten umfassende Werk ist in drei Bücher eingeteilt, die die Zeit von Philippus' Geburt bis zu seiner Wahl zum Generaloberen (1. Buch, 1–40), sein Wirken in der Ordensleitung bis zu seinem Tod (2. Buch, 41–154) und die Wunder behandeln, die sich nach seinem Tod auf seine Fürsprache hin ereignet haben (3. Buch, 155–196).

Charakteristik

Der bei den spärlichen Details, die aus dem Leben des Philippus Benitius bekannt sind, überraschende Umfang des Werkes erklärt sich aus der Einarbeitung zahlreicher Informationen aus der allgemeinen Ordensgeschichte, von Orts- und Kirchenbeschreibungen sowie von Parallelen aus den Lebensbeschreibungen anderer Heiliger. So wird z.B. eine längere Passage der Beschreibung eines wundertätigen Bildes der Gottesmutter in der Umgebung von Florenz gewidmet, vor dem der Heilige seine Berufungsvision hatte (20–22), eine weitere dem Ursprung des Streites zwischen Guelfen und Ghibellinen (119–122). Am Beginn und am Ende solcher Exkurse tritt der Autor als Erzähler auch in der ersten Person in Erschei-

nung, so z.B. S. 20 mit *prius quam hanc expediam* („bevor ich davon erzähle“) und S. 22 mit *revertamur* („kehren wir zurück“). Ansonsten macht O'Dale seine eigene Einstellung durch die Bezeichnung der Serviten als *ordo noster* („unser Orden“) oder auch des Heiligen als *noster Philippus* („unser Philippus“) klar. An besonders wichtigen Stellen werden direkte Reden in die Darstellung eingebaut, um die dramatische Wirkung zu steigern.

Quellen

Bereits auf dem Titelblatt bezeichnet sich O'Dale nicht als Autor, sondern als *collector* („Sammler“) des Werkes. Aus den Approbationsschreiben geht hervor, dass er sein Material aus den italienischen Quellen zur Ordensgeschichte zusammengetragen und dann ins Lat. übersetzt hat. Genannt wird im Text immer wieder (z.B. 15) ein *scriptor* („Schreiber“) der Ordensgeschichte der Serviten, nämlich Arcangelo Giani (1552–1623). Genauer verfährt O'Dale bei Zitaten aus anderen Heiligenleben, v.a. wenn von dem zitierten Autor eine gewisse Autorität ausgeht. Für die berühmte Anekdote, dass Alexander der Große Achilles glücklich gepriesen habe, weil Homer zum Künder seiner Taten wurde, wird nicht etwa Plutarch (*Vita Alexandri* 15,4), sondern Hieronymus (*Historia sancti Hilarionis* 1) als Quelle angegeben (33).

Rezeption

Das Buch hatte offensichtlich den Zweck, eine für den Servitenorden wichtige Figur auch nördlich der Alpen bekannt zu machen. Speziell für den deutschsprachigen Raum erschien 1671 wieder in Innsbruck eine Übersetzung der Biographie unter dem Titel *Historia von dem Leben, Tugenden, Heiligkeit, denck- und wunderwürdigen Thaten deß H. Vatters Philippi Benitii Serviten Ordens*, übertragen von einem namentlich nicht genannten Serviten.

Vita Annae

Ein Jahr nach dieser Übersetzung erschien postum O'Dales zweite Biographie *Vita et gesta reverendissimae* […] *Annae Iulianae archiducissae Austriae* („Leben und Taten der verehrungswürdigsten […] Anna Juliana, Erzherzogin von Österreich“; Innsbruck 1672), deren Vorwort bereits 1652 verfasst worden war. Die Drucklegung besorgte Bernardinus Maria Wenzl OSM, um die Leser zur Nachahmung Annas anzuregen, wie er in seinem Vorwort ausführt. Der Grund für die lange Verzögerung ist nicht bekannt.

Das Werk gliedert sich in fünf Bücher: Das erste Buch (1–60), das als eine Art Vorgeschichte gesehen werden kann, behandelt die Ausbreitung des Servitenordens nördlich der Alpen. Die eigentliche Biographie Anna Julianas beginnt mit dem zweiten Buch, das ihr Leben bis zum Tod ihres Gatten Erzherzog Ferdinand II. darstellt (61–96). Das dritte Buch ist der Witwe bis zu ihrem Eintritt ins Kloster gewidmet (97–148), während das vierte Buch ihr Wirken im Orden behandelt (149–224). Im fünften Buch schließlich werden Wunder geschildert, die sich nach ihrem Tod ereignet haben (225–269). Ein ausführlicher Index schließt das Buch ab.

Der Zweck dieser Schrift liegt offensichtlich darin, Material für einen künftigen Heiligsprechungsprozess zusammenzutragen. So erklärt sich der Aufbau des Werkes, der sich ganz an hagiographischen Mustern orientiert (v.a. das Schlusskapitel über Wunder, die sich nach Annas Tod ereigneten). Bereits im Titel wird die Erzherzogin als *sancte vivens* („ein heiliges Leben führend“) beschrieben. Wenn auch mit Einschränkungen erhält Anna bereits Epitheta einer Heiligen, etwa: *ut privatim non de nihilo credimus*, *beata* (61; „die Selige, wie wir zumindest für uns nicht ohne Grund glauben“).

Heiligkeit

Im Vorwort gibt O’Dale drei Hauptquellen für sein Werk an: seine eigene Augenzeugenschaft, verlässliche Berichte und die italienische Lebensbeschreibung, die Giovanni Maria Barchi, der Beichtvater der Erzherzogin, verfasst hat (*Breve compendio della Vita et Morte della serenissima et reverendissima Suor Anna Giuliana Gonzaga*; Innsbruck 1622). Im Werk selbst wird dann v.a. eine Quelle immer wieder genannt, O’Dales eigene, oben besprochene Biographie des Hl. Philippus Benitius, aus der mitunter seitenweise zitiert wird (z.B. 38–48).

Quellen

Dass das erste Buch gewissermaßen einen Fremdkörper darstellt, erkennt man daran, dass die Bücher zwei bis fünf aufeinander abgestimmt komponiert wurden: Eindeutig klar machen dies die Angaben über die geplante vierteilige Struktur im ersten Kapitel des zweiten Buches (66–67). Generell liegt der Schwerpunkt des ersten Buches auf der Ordensentwicklung in Prag (das auch im Katalog der Klöster [53] am ausführlichsten behandelt wird). Hier werden sogar Urkunden und Briefe in wörtlicher Abschrift wiedergegeben.

erstes Buch

Exemplarisch sei eine Passage aus dem zweiten Buch (91–92) angeführt, in der O’Dale Anna Caterina als gütige und verständnisvolle Landesmutter zeigt, die sich in christlichem Geist um Arme und Hilfsbedürftige, aber auch um zum Tod Verurteilte kümmert. Letztere haben sich das *odium generis humani* („Hass des Menschengeschlechts“; vgl. Sen. tranqu. 15,1, Tac. ann. 15,44) zugezogen, was Anna Caterinas Einsatz umso erstaunlicher erscheinen lässt:

Anna als Landesmutter

> *Itaque quod magnus ille gentium doctor Paulus de se scripsit, „omnibus debitor factus sum“, illa de se sic sensit, ut cum omnium mortalium ac praesertim in aerumnis animique angoribus positorum eximia charitate flagraret, omnium esset et asylon, et qua valebat plus quam humana efficacia ultimum et certissimum solatium. Enituit ea illius charitas et commiseratio erga eos etiam homines, qui propter sua facinora generis humani odium meriti societatisque publicae usura indigni ultimo supplicio addicebantur, quos omni apud maritum ope servare et e mortis faucibus eripere satagebat.*

> Was Paulus, jener große Lehrer der Völker, über sich selbst geschrieben hat, „allen schulde ich etwas“ [nach Rom 1,14], das bezog sie [sc. Erzherzogin Anna Caterina] so auf sich,

dass sie, weil sie in einzigartiger Liebe zu allen Menschen, besonders zu denen, die in Angst und Nöten waren, entbrannte, mit das Menschenmögliche übersteigender Kraft für alle Zuflucht und letzter, sicherster Trost war. Ihre Liebe und ihr Erbarmen wurde auch den Menschen zuteil, die wegen ihrer Verbrechen den Hass des Menschengeschlechts auf sich gezogen hatten und die, des öffentlichen Umgangs für unwürdig befunden, zum Tod verurteilt wurden; mit allen Mitteln versuchte sie bei ihrem Mann, diese zu retten und den Fängen des Todes zu entreißen.

Vigilio Vescovi

Generell steht die *Vita* der Anna Juliana zwischen Hagiographie und Biographie im engeren Sinn, zu der nun überzuleiten ist: Der bedeutendste lat. Biograph dieser Epoche war der in Vermiglio (nordwestlich von Trient) geborene Vigilio Vescovi (um 1610–1679). Nach Studien am Seminar von Trient wurde er zum Priester geweiht und trat in die Dienste des Bischofs Carlo Emanuele Madruzzo (reg. 1629–1658), für den er 18 Jahre lang arbeitete (vgl. BCT, ms. 1631, Bl. 139ᵛ) und zahlreiche diplomatische Aufträge erledigen konnte. In unserem Zusammenhang wichtig ist seine Tätigkeit als Haushistoriker des Bischofs: Als solcher hatte er Zugang zu allen wichtigen Unterlagen, die vielfach in seine Schriften Eingang fanden. Nach der Zeit am fürstbischöflichen Hof wurde Vescovi Pfarrer in Mezzocorona, wo er Zeit für seine schriftstellerische Arbeit fand.[5]

Posthumae memoriae

Die früheste biographische Schrift Vescovis fand in einer größeren Arbeit Aufnahme: 1648 veröffentlichte Mario Bettini SJ (1582–1657) in Bologna die drei Bände seines *Aerarium philosophiae mathematicae* („Schatzkammer der mathematischen Philosophie", s. hier S. 561–562), in dessen erstem Band sich eine auf den 7. März 1643 datierte Widmungsepistel an Fürstbischof Carlo Emanuele Madruzzo findet. Zu Beginn des zweiten Bandes stehen als Ergänzung Vescovis zehn Seiten füllende *Posthumae memoriae illustrissimorum heroum spectatissimae Madruzziae familiae* („Postume Aufzeichnungen über die herausragendsten Helden der berühmtesten Familie Madruzzo").[6] Nach einer allgemeinen Einleitung zur Familie Madruzzo bietet die Schrift 13 Kurzbiographien wichtiger Mitglieder der Familie Madruzzo von Giangaudenzio (Nr. 1) bis zu Bischof Carlo Emanuele (Nr. 13).

Caroli Emmanuelis […] *vita*

Das bedeutendste Werk Vescovis ist seine *Caroli Emmanuelis Madrutii comitis de Challant episcopi Tridentini vita* („Leben des Carlo Emanuele Madruzzo, Graf von Challant, Bischof von Trient"), die in der Hs. BCT, ms. 1631 nicht weniger als 166 Blatt umfasst, auf denen sich Korrekturen und Randergänzungen finden. Eine Abschrift der Bl. 1ʳ–23ᵛ bietet BCT, ms. 2154, wobei hier alle Korrekturen

5 Zu Vescovis teilweise widersprüchlich erzählter Biographie vgl. Gasser 4, 134–135; Ambrosi 1894, 49–50; Proner 1959, 119–121; Stenico 1970, 272.

6 Eine Abschrift bietet BCT, ms. 2154, Bl. 140ʳ–143ʳ.

und Ergänzungen eingearbeitet wurden (zu weiteren Abschriften im Rahmen der biographischen Tetralogie auf die Madruzzo-Bischöfe s.u.).

> Nach einer kurzen Einleitung zu Herkunft, Jugend und Ausbildung Carlo Emanueles (Bl. 1^{r}–3^{v}) besteht der Hauptteil des Werkes nicht aus einer kontinuierlichen Erzählung des Lebens des Fürstbischofs, sondern aus einer Reihe von Episoden, in denen er Rechtsstreitigkeiten auszufechten hatte: seine umstrittene Amtseinsetzung (Bl. 4^{r}–13^{r}), sein Kampf gegen die Tiroler Landesfürsten, allen voran Claudia de' Medici, um die Herrschaft in Trient (Bl. 13^{r}–113^{v}), Auseinandersetzungen mit dem Erzbischof von Salzburg (Bl. 114^{r}–125^{r}) und mit dem Propst von St. Michael an der Etsch (Bl. 125^{r}–129^{v}). Am Ende steht der Tod des Fürstbischofs, der in prunkvoller Weise beigesetzt wurde (Bl. 130^{r}–137^{v}). Es schließt sich eine Passage über den Charakter Carlo Emanueles an (Bl. 137^{v}–140^{v}), mit dem die Familie Madruzzo ihr Ende fand – seine Ansuchen um Dispens zum Zwecke der Hochzeit wurden vom Papst nie genehmigt. Daher war die Aufteilung des Erbes (Bl. 141^{r}–143^{r}) recht kompliziert. Ab Bl. 143^{r} bringt Vescovi einige *curiositates* („Klatsch"), d.h. einen kommentierten Katalog hochrangiger Persönlichkeiten, die in Trient zu Gast waren; der meiste Platz wird dabei der abgedankten Königin Christine von Schweden eingeräumt. Ab Bl. 153^{v} werden Details aus der Zeit nach Carlo Emanuele nachgetragen, z.B. die Wahl seines Nachfolgers. Teilweise von einem neuen Schreiber werden Ereignisse bis 1670 geschildert; das Werk endet mit einer Kurzbiographie des Brixner Bischofs Sigmund Alfons von Thun (1663–1677).

Autorintention

Vescovi muss ein sehr streitbarer Mensch gewesen sein, was nicht zuletzt eine Passage seines Werkes zeigt, in der er sich selbst bei Verhandlungen in Innsbruck als unnachgiebig und störrisch schildert (Bl. 123^{v}–124^{v}). Als Grund für sein literarisches Schaffen gibt er an, er wolle als Augenzeuge, der Zugang zu den fürstbischöflichen Archiven habe, Zeugnis ablegen (Bl. 140^{v}–141^{r}) und die Mitglieder der Familie Madruzzo vor Verleumdungen schützen (Bl. 152^{r}).

Dokumente

Die Darstellung ist über weite Strecken sehr technisch: Dokumente, die in den verschiedenen Streitsachen eingebracht wurden, schreibt Vescovi wörtlich ab und kommentiert sie im Anschluss Paragraph für Paragraph. Auch Briefe, Antwortschreiben und Reden werden wörtlich aufgenommen und immer zu Gunsten des Madruzzobischofs ausgelegt. Persönliche Informationen über Carlo Emanuele gewinnt der Leser nur am Rande dieser Streitigkeiten (z.B. wird Bl. 22^{v}–23^{r} seine persönliche Sparsamkeit betont).

Continuatio

Es ist mitunter zu lesen (vgl. Gasser 4, 135; Stenico 1970, 272), dass Vescovi sich im Alter der Geschichtsschreibung zugewandt und eine *Continuatio historiae Tridentinae* („Fortsetzung der Trientner Geschichte") verfasst habe. In Wirklichkeit existiert kein Werk dieses Titels. Vescovi stellte vielmehr eine biographische

Tetralogie aller vier Madruzzo-Bischöfe zusammen: Cristoforo (reg. 1539–1567), Lodovico (reg. 1567–1600), Carlo Gaudenzio (reg. 1600–1629) und Carlo Emanuele (reg. 1629–1658), dessen eben besprochene Biographie auch ihrer Tendenz nach stellvertretend für die drei anderen stehen kann. Alle vier Werke sind in BCT, ms. 30 erhalten. Besonders interessant ist die Abschrift TLMF, Dip. 814, da sie am Rand neben Zitaten aus Giorgio Vasari und Paolo Giovio mit Kommentaren aus dem *manoscritto Ducati*,[7] einer anonymen italienischen Biographie von Bernhard Cles und den ersten drei Madruzzo-Bischöfen, versehen ist.[8]

Sprache

Vescovis Sprache ist von zahlreichen Italianismen durchsetzt; so finden sich Formen wie *clientella* (Bl. 1^r), *homaggio* (Bl. 57^r) oder *tutella* (Bl. 102^r). Auch das Gerundium im Ablativ findet sich öfters anstelle einer Konstruktion mit Partizip Präsens (z.B. Bl. 118^r). Davon abgesehen schreibt Vescovi ein sehr elegantes und gefälliges Lat.

Nepomuk Vescovi

Ein späterer Verwandter Vigilio Vescovis war Johannes Nepomuk Anton Vescovi, auch er ein Geistlicher. Er hatte die Hs. Vigilios geerbt und charakterisiert ihn in einer kurzen Schrift mit dem Incipit *Inclitam Madruciorum familiam* („Die berühmte Familie Madruzzo") als *de rebus Madruciorum familiam spectantibus*, *si umquam alius*, *apprime gnarus* („in den die Familie Madruzzo betreffenden Angelegenheiten versiert wie kein anderer"; BCT, ms. 2204).[9]

Diarien

Wichtige Vorarbeiten für später auszugestaltende Autobiographien stellen auch in dieser Epoche Tagebücher oder Diarien dar, die mitunter auch auf Lat. verfasst sind. Manchmal lassen sie sich nur mehr aus den aus ihnen hervorgegangenen Autobiographien erschließen, manchmal ist es aber auch nie zu einer Ausgestaltung gekommen, sodass das Diarium allein erhalten blieb. Vor allem bei Reisebeschreibungen haben die Autoren gerne die Form der Tag-für-Tag-Aufzeichnung beibehalten, was auch an den folgenden Beispielen deutlich wird.

Lucas Geizkofler

Als Verfasser eines Traktates über das Studentenleben ist Lucas Geizkofler (1550–1620) bereits genannt worden (vgl. hier S. 303–306). Hier ist er aufgrund seiner Autobiographie zu erwähnen, die zwar in ihrer vorliegenden Form hauptsächlich deutsch ist, jedoch auf einer lat. Vorlage fußt und diese noch an einigen Stellen durchscheinen lässt: *Historia Vnd beschreibung Lucasen Geizkoflers von Reiffenegg Ty-*

7 Benannt nach Bartolomeo Ducati, Benefiziat am Dom von Trient, dem Besitzer der Hs. zur Zeit Andreas di Paulis, der die Kommentare in TLMF, Dip. 814 anbrachte (vgl. TLMF, Dip. 814/4, Titelblatt).

8 Dass TLMF, Dip. 814 eine Abschrift ist, zeigen einige Lücken, die im Text bestehen blieben (z.B. 37), doch ist es auffällig, dass die Abschrift viel mehr Italianismen aufweist als BCT, ms. 30 (z.B. 1, 4, 41: *famiglia*; 28: *leggere*).

9 In der unpaginierten Hs. BCT, ms. 2204 sind zahlreiche kurze Schriften (Gedichte, Briefe usw.), welche die Familie Madruzzo betreffen, zusammengebunden.

rolensis, herkomen, geburt, leben, studieren, raisen, diensten, fürnembliche verrichtung thuen und wesen, biß auf sein in Augspurg 1590 beschechene verheuratung und folgends weiter, biß auf das 1600. Jar. Der Text ist in der Hs. TLMF, Dip.1117, Bl. 1r–172v in einer Abschrift von Geizkoflers Neffen Zacharias erhalten.

lat. Partien

Die größte zusammenhängende lat. Partie der Autobiographie ist ein Auszug aus Geizkoflers verlorenem lat. Tagebuch, das er 1572 in Paris führte, wo er u.a. Zeuge der Bluttaten der Bartholomäusnacht wurde. Der Text beschreibt lat. Theateraufführungen, in denen sich aktuelle politische Ereignisse spiegeln: *Summa tragoediae et comoediae atque aliorum ludorum, quorum ipsemet spectator fuit in collegio Navarraeo* („Zusammenfassung der Tragödie, der Komödie und anderer Schauspiele, die er selbst im Kollegium von Navarra gesehen hat"; Bl. 79r–85r; Ausgabe von Creizenach 1907). Ebenso etwas länger ist die Passage mit der lat. Bestätigung des erlangten Doktorates an der Universität Dôle aus dem Jahr 1578 (Bl. 160r–172v). In der älteren Edition von Wolf 1873 wurden diese beiden Stellen übergangen. Aus dem lat. Tagebuch wurden von Geizkofler offensichtlich nur die Passagen wörtlich übernommen, die als abgeschlossene Einheiten einem eindeutig lat. Kontext (lat. Drama, Promotionsfeier) zuzuordnen waren.[10] Anders ist es bei Reiseaufzeichnungen:

Gabriel Bucelin

Um die Vinschgauer Besitzungen seines Klosters Weingarten im Allgäu kartographisch aufzunehmen (und so Rechtsansprüche zu sichern), unternahm der bekannte Benediktinerhistoriker Gabriel Bucelin (1599–1681) vom 11. August bis zum 17. September 1642 eine Reise nach Südtirol. Die Reise führte über den Reschen, das Etschtal abwärts bis nach Lana, ins Ultental, wieder etschaufwärts, dann über Meran, Bozen, Brixen, Sterzing, Innsbruck und den Fernpass wieder zurück. Das darüber geführte Tagebuch hat er 1660 mit seinen anderen Tagebüchern in kalendarischer Form zusammengestellt (*Ephemeris Bucelini*, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, HB V 15), sodass unter einem Tages- und Monatsdatum die in den verschiedenen Jahren an diesem Tag geschehenen Ereignisse folgen.[11] Bucelin trägt nicht nur Material über Geographie, Geschichte, kirchliche Einrichtungen usw. zusammen, sondern stellt alles in der ersten Person dar, sodass eine Autobiographie *in nuce* entsteht.

Augustin Haas

Eine Reihe von Diarien ist auch von Äbten des Zisterzienserstiftes Stams erhalten, z.B. das des aus Meran gebürtigen Augustin Haas († 1672), der nach Tätigkeiten in Nauders und Mais 1660 zum Abt gewählt wurde.[12] Sein Tagebuch liegt im

10 Zur Frage der Sprachenwahl in diesen Passagen vgl. auch Tersch 1998, 406–407.

11 Eine Würdigung der Südtirol betreffenden Passagen bei Stump 1966.

12 Zu seiner Biographie vgl. Tovazzi, Nr. 913a; Brunner 1881, 440; Album Stamsense 40–41; Atz/Schatz 1903–1910, Bd. 4, 233; Haid 1995, 83.

Archiv des Stiftes unter der Signatur F 10. Haas hat auf die für jeden Monat vorgesehenen leeren Blätter in Abraham Seidels Werk *Der Neuen Welt Historien-Calender* (Nürnberg 1664) die wichtigsten Geschehnisse des Jahres notiert, wobei die sprachliche Gestaltung ununterbrochen zwischen Deutsch und Lat. hin- und herspringt. Auf knappstem Raum werden Fakten für spätere Biographen oder Historiker festgehalten. Zu einer solchen Ausgestaltung ist es aber nie mehr gekommen.

Martin Korenjak

Brief

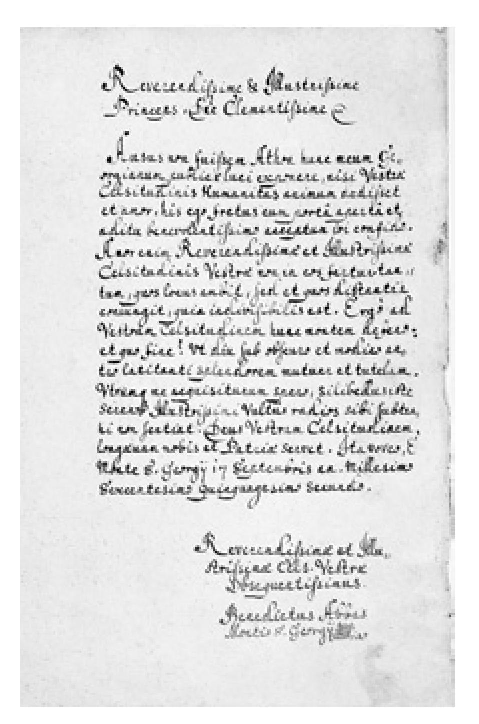
Überblick

Wie in der vorangegangenen Epoche zeigt der Brief sich auch im 17. Jh. als proteische Gattung. Aus dem breiten Spektrum der möglichen Formen und Verwendungsweisen (vgl. CNLS 2, 218–228) haben im Tiroler Raum die Mechanismen und Zufälle der Überlieferungsgeschichte Beispiele für Widmungsschreiben, wissenschaftliche Briefe, eine Klosterkorrespondenz sowie einige päpstliche Schreiben anlässlich der Bekehrung Christines von Schweden bewahrt. Die meisten dieser Briefe tragen entweder amtlich-offiziösen Charakter oder sind von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmt. Nur spärlich vertreten ist der überlieferungsgeschichtlich stets benachteiligte Privatbrief.

Widmungsbrief: zwei Beispiele

Allenthalben anzutreffen sind Widmungsbriefe, die einem beträchtlichen Teil aller gedruckten Werke vorangestellt werden. Als Widmungsträger treten oft geistliche oder weltliche Größen auf, deren Wohlwollen oder finanzieller Unterstützung sich der Autor versichern möchte. Die Grenzen zur nicht mehr briefartigen Widmung können durch immer weitergehende ‚Erosion' der Briefformeln zu Beginn und am Schluss verwischt werden. Hier seien nur zwei Beispiele herausgegriffen: der Brief vom 31. 7. 1600, in dem Nicolao Inama seine Leichenrede für den Trientner Fürstbischof Lodovico Madruzzo (vgl. hier S. 465–467) dessen Neffen und Nachfolger Carlo dediziert, und das vom 17. 9. 1652 datierende hs. Schreiben, in dem Benedikt Herschl, der Abt von St. Georgenberg, ein Exemplar seines *Athos Georgianus* Anton von Crosini, dem Fürstbischof von Brixen, zueignet, welcher gleichzeitig auch der offizielle Widmungsträger dieses – übrigens volkssprachlichen – hagiographischen Werkes ist (vgl. Abb. 78, 79). Ein Vergleich beider Briefe zeigt einige der soziologischen Parameter, welche die Art eines Widmungsbriefes bestimmen können, und deutet die hieraus resultierende formale und inhaltliche Bandbreite an: Während Inama sich in ausführlicher Panegyrik ergeht und dafür am Schluss durch einen Verweis auf seine bescheidenen Verhältnisse recht deutlich eine finanzielle Zuwendung einfordert, lobt Herschl Crosini weit knapper und hofft nur (unter Rückgriff auf einen antiken Topos) darauf, dass dieser seinem Werk zu größerem Ruhm und weiterer Verbreitung verhelfen werde. Er ist im Gegensatz zu Inama finanziell unabhängig und möchte mit seiner Widmung in erster Linie sein gutes Verhältnis zu Crosini ausdrücken und vertiefen. Dass dieser das zu schätzen wusste, zeigt ein von derselben Hand wie Herschls Schreiben kopierter Dankesbrief vom 22. 9. 1652, der sich zusammen mit jenem im *Athos*-Exemplar der ULBT (21.061) erhalten hat. Eine





Reverendissime & Illustrissime
Princeps, Dñe Clementissime etc.

Reverendissimae et Illu-
strissimae Cels. Vestrae
obsequentissimus.
Benedictus Abbas
Montis S. Georgii

Abb. 78, 79: Titelblatt des *Athos Georgianus* des Benedikt Herschl und hs. Widmungsschreiben an Bischof Anton von Crosini, Innsbruck 1652.

formale Gemeinsamkeit von Inamas und Herschls Briefen besteht darin, dass sie sich schon weitgehend vom antiken Briefformular (Beginn mit *A B salutem dicit*, „A grüßt den B", o.ä.; Schluss mit *Vale*, „Leb wohl!") verabschiedet haben und bereits dem modernen (Beginn mit „Lieber B", Schluss mit „Grüße, Dein A") nahe stehen. Bei Inama findet sich als Relikt der alten Form am Anfang noch der Adressat im Dativ, allerdings ohne den Namen des Schreibers und die Grußformel, bei Herschl ist das Briefformular gänzlich ‚modernisiert' und zugleich barockisiert: Der Abt beginnt mit *Reverendissime et Illustrissime Princeps*, *Domine Clementissime etc.* („Verehrungswürdigster und berühmtester Herrscher, gnädigster Herr usw.") und schließt mit *Reverendissimae et illustrissimae Celsitudinis Vestrae obsequentissimus Benedictus Abbas Montis Sancti Georgii* („der Eurer verehrungswürdigsten und berühmtesten Hoheit ergebenste Benedikt, Abt von Sankt Georgenberg"). Nur das Datum steht in beiden Fällen noch wie bei vielen Cicerobriefen am Schluss.

wissenschaftlicher Brief: Staudacher an Kircher

Die antike Untergattung des Lehrbriefs oder Brieftraktats entwickelt sich im 17. Jh. zunehmend zum Medium der internationalen wissenschaftlichen Kommunikation. Hierfür finden sich zwei interessante Beispiele: Das erste ist ein Schreiben

des Jesuiten Michael Staudacher an seinen Ordenskollegen Athanasius Kircher, das dieser in seinem *Mundus Subterraneus* („Unterirdische Welt"; 10,4,11, Bd. 2, S. 246 der Ausgabe Amsterdam 1678) zitiert. Kircher lässt Anfang und Schluss weg, sodass wir kein Datum erhalten haben, doch da Staudacher *iussu principum archiducum* („auf Befehl des fürstlichen Erzherzogpaars") schreibt, muss der Brief in die Jahre zwischen 1650, als er das Amt des Innsbrucker Hofpredigers antrat, und 1662 fallen, als Ferdinand Karl starb (sein Nachfolger Sigmund Franz blieb ja unverheiratet). Thema ist der Reichtum Tirols an Edelsteinen. Der Brief zählt aber nicht nur die im Land vorkommenden Arten von Steinen auf und nennt einige ihrer Fundorte, sondern hebt auch lobend die mineralogischen Interessen des Fürstenpaares, insbesondere der Fürstin, hervor, der sogar eine eigene Theorie über die Entstehung von Edelsteinen (aus wässrigen Lösungen über das Zwischenstadium Talk) zugeschrieben wird, und verbindet so Wissenschaftlichkeit mit Panegyrik. Auffällig ist auch ein gewisser lokalpatriotischer Zug: Die Schönheit der Tiroler Steine wird in den höchsten Tönen gepriesen, und die in Tirol tatsächlich vorkommenden Arten werden um Rubine und Diamanten ergänzt, die zwar klein, aber dafür so hart seien, dass sie alle anderen Diamanten schnitten.

Polemik: Bayer, *Epistola admonitoria*

Den zweiten wissenschaftlichen Brief, eine 143 Seiten starke *Epistola admonitoria ad Franciscum Cimam medicum Venetum* („Mahnbrief an den venezianischen Arzt Francesco Cima") lässt ein Johannes Michael Bayer, Doktor der Philosophie und der Medizin, über den sonst nichts bekannt ist, der sich aber selbst als *Oenipontanus* („Innsbrucker") bezeichnet, 1662 in Padua bei Carlo Rizzardi drucken. Der medizinische Inhalt dieses offenen Briefes lässt sich in der These zusammenfassen, man dürfe die Diagnose „Podagra" und die entsprechende Behandlung nur auf ausschließlich den Fuß betreffende Erkrankungen anwenden. Seine Entstehungsgeschichte lässt sich folgendermaßen rekonstruieren: I.F. und M., zwei angesehene Ärzte und Mitglieder derselben Akademie, wurden im Fall einer adeligen Dame, die an Gelenkschmerzen litt, zu Rate gezogen, vertraten dabei aber verschiedene Meinungen. M. fasste seine Position gegen I.F. in einer kurzen anonymen Schrift zusammen. Cima, ein junger Arzt und Schüler von I.F., fand, er müsse seinen Lehrer verteidigen, und attackierte M. in einer zweiten Schrift, gegen die sich nun Bayer (vielleicht seinerseits ein Schüler M.s) wendet. Bayers Werk ist wissenschafts- und sozialgeschichtlich interessant als Zeugnis für die Organisationsformen der Medizin in Norditalien im 17. Jh. (Akademien, Behandlung wichtiger Patienten durch mehrere konkurrierende Ärzte, Lehrer-Schüler-Verhältnisse, Austragung wissenschaftlicher Fehden über Schüler). Gleichzeitig kann es als Beispiel eines wissenschaftlichen Briefes, der sich gleichzeitig als polemischer offener Brief oder als Streitschrift charakterisieren lässt, auch literarisches Interesse beanspruchen. Bayer nutzt geschickt die formalen Eigentümlichkeiten der Briefform zur eindringliche-

ren Darstellung der eigenen Position und zur Herabsetzung des Gegners. Schon mit dem Beginn, *Francisco Cimae medicinae doctori salutem et modestiam dicit Johannes Michael Bayer* („Johannes Michael Bayer wünscht Francesco Cima, Doktor der Medizin, Wohlergehen – und Bescheidenheit") variiert er wirkungsvoll das herkömmliche Briefformular. Im Folgenden bedient er sich wo immer möglich der Du-Form, wobei er Cima als unerfahren und überheblich charakterisiert, sein schlechtes Lat. und seine mageren Griechischkenntnisse anprangert und ihn herablassend-ironisch bis sarkastisch behandelt (z.B. *Nolo hic quos hinc inde dextrorsum et sinistrorsum fecisti saltus sequi* [46; „Die Gedankensprünge nach rechts und links, die du von diesem Punkt an gemacht hast, möchte ich hier gar nicht nachvollziehen"]). Die Briefform hindert Bayer auch nicht daran, selbst ein gelehrtes Werk zu verfassen: Der junge Arzt nutzt jede Gelegenheit, um durch den häufigen Gebrauch griechischer *termini technici* sowie eine Fülle z.T. umfangreicher Zitate, v.a. aus Hippokrates und Aristoteles, die eigene fachliche Kompetenz zu demonstrieren.

Stephani, *Copiae litterarum*

Während die bisher besprochenen Briefe (mit Ausnahme derer von Herschl und Crosini) von Anfang an für die Öffentlichkeit bestimmt waren, ist das bei der einzigen größeren aus dieser Epoche erhaltenen Korrespondenz nicht der Fall. Es handelt sich um den Codex Stams, D 24, den Benedikt Stephani (1613–1672), der langjährige Prior des Klosters, mit eigenhändigen Abschriften seiner Briefe gefüllt hat (Ausgabe: Schaffenrath 2006, zu Stephanis Leben dort 11–12). Diese *Copiae litterarum ad diversos ab anno Christi 1640* („Kopien von Briefen an verschiedene Adressaten ab dem Jahr 1640", vgl. Abb. 80) sind schon rein umfangsmäßig ein eindrucksvolles Dokument: Auf 544 Seiten (272 nummerierten Blättern) zu ca. 32 Zeilen finden sich etwa 600 Briefe von durchschnittlich knapp einer Seite Länge. Sie sind mit wenigen auf Versehen zurückzuführenden Ausnahmen chronologisch geordnet und umfassen vom 9. 10. 1640 bis zum 10. 8. 1671 einen Zeitraum von gut drei Jahrzehnten. Das Datum steht jeweils zusammen mit dem Adressaten vor dem betreffenden Brief, manchmal auch nochmals am Schluss. Dass die Briefe von Stephani selbst stammen, wird trotz der immer fehlenden Unterschrift durch eine autobiographische Notiz auf Bl. 6^{v} klar: Neben einem Brief vom 26. 3. 1644 (Nr. 12) steht *Prima epistula*, *quam scripsi factus prior* („Der erste Brief, den ich nach meiner Ernennung zum Prior geschrieben habe"); Stephani trat dieses Amt am 9. 3. 1644 an. Allerdings schreibt er nicht immer in seinem eigenen Namen, sondern spricht oft für seinen jeweiligen Abt, was dann durch ein zu Beginn hinzugefügtes *in nomine Reverendissimi domini Abbatis nostri* („im Namen unseres ehrwürdigsten Herrn Abts") o.ä. kenntlich gemacht wird.

Adressaten, Themen

Letzteres geschieht v.a. in Briefen an Äbte anderer Klöster, denen gegenüber die Stamser Oberen es offenbar für angemessen hielten, selbst in der ersten Person zu sprechen. Weitaus am häufigsten werden die Äbte von Kaisheim angeschrieben,

dem schwäbischen Mutterkloster von Stams (Album Stamsense 5), zu dem über die Jahrhunderte hinweg stets enge Beziehungen bestanden; doch auch andere Äbte – vorwiegend, aber nicht nur solche von Zisterzienserklöstern – erhalten zahlreiche Briefe. Das Netz dieser Kontakte erstreckt sich über Tirol hinaus und greift v.a. im Norden nach Bayern, in den süddeutschen Raum und gelegentlich noch weiter (z.B. nach Schlesien: Nr. 342) aus.[1] Oft finden sich in solchen Briefen neben Nachrichten aus Stams und Äußerungen zu den bilateralen Beziehungen auch Erörterungen religionspolitischer Fragen und Probleme. Auch abgesehen von den Kontakten zu anderen Klöstern gehören die meisten Adressaten (Adressatinnen gibt es nicht) dem geistlichen Stand an, wobei die Häufigkeit der Schreiben wiederum die Enge der Beziehungen zu Stams widerspiegelt. Besonders die Vikare in der ältesten und größten der dem Kloster unterstellten Pfarreien, Mais bei Meran (Album Stamsense 122–123), werden sehr häufig angeschrieben und mit Neuigkeiten versorgt. Dasselbe gilt für temporär abwesende Angehörige des eigenen Klosters, in erster Linie für den jeweiligen Stamser Abt selbst: Wenn er, was häufig vorkommt, in Mais (dort vorzugsweise zur Weinlese), in Innsbruck oder auf Kur bei den Heilquellen von Obladis weilt, hält Stephani ihn brieflich über wichtige Ereignisse wie größere einlangende Rechnungen, anstehende Rechtsentscheide usw. auf dem Laufenden. Zöglinge des Klosters, die in Salzburg studieren, erhalten ebenfalls gelegentlich Briefe mit konkreten Anweisungen und Ermahnungen zum Wohlverhalten. Unter den Laien, mit denen Stephani korrespondiert, nehmen Ärzte eine wichtige Stellung ein; sie werden über den Gesundheitszustand der Mönche informiert, um ihre Meinung zu medizinischen Maßnahmen oder um eine Visite gebeten. Auch Tiroler Kaufleute erscheinen als Adressaten, wobei es meist um Warenlieferungen geht.

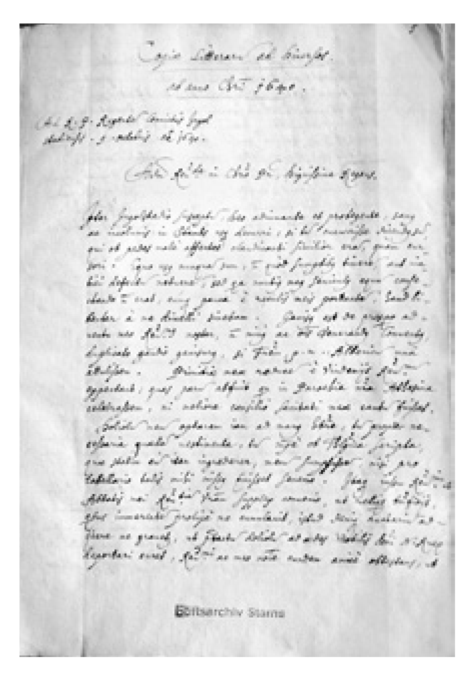


Abb. 80: Titelseite der Briefsammlung des Stamser Priors Benedikt Stephani.

1 Hilfreich zur Identifizierung der einzelnen Klöster ist in erster Linie Brunner 1881.

Stephani als Sprecher seines Klosters

Wie man sieht, handelt es sich bei Stephanis Briefen in der Regel nicht um Privatmitteilungen. Abgesehen von wenigen, meist frühen Schreiben, die etwa Kontakte aus seiner Studienzeit in Ingolstadt fortführen oder in denen er sich an Verwandte wendet, spricht er, auch wenn er manchmal persönliche Mitteilungen einflicht, nie nur in seinem eigenen Namen, sondern immer auch für sein Kloster. Dass Stephani diese Funktion nicht einfach aufgrund seiner sprachlichen Gewandtheit zugewachsen ist, sondern dass er sie *ex officio* ausübt, legt die Tatsache nahe, dass er in einem Brief vom 16. 4. 1644 (Nr. 14) seinem Adressaten, einem Innsbrucker Arzt, verspricht, er werde ihm in Zukunft öfter schreiben, da er kürzlich zum Prior ernannt worden sei. Vielleicht waren seine epistolographischen Fähigkeiten gerade einer der Punkte, die ihn für dieses Amt empfahlen.

Briefstil

Stephani ist ein routinierter Briefschreiber, der nicht nur in einem flüssigen, nicht ängstlich ciceronianischen Lat. mühelos alle Gegebenheiten der Tiroler Lebenswelt im 17. Jh. zum Ausdruck bringt, sondern auch die Briefkonventionen seiner Zeit souverän beherrscht. Was das Briefformular im eigentlichen Sinne betrifft, so sind sowohl die Anredeformen innerhalb des Briefes als auch diejenigen zu Beginn reich differenziert. (Die Grußformel am Schluss fehlt in der Regel, nur selten begegnet ein *Vale*, „Leb wohl"). Erstere reichen von einem einfachen *tu* („du") für jüngere Geistliche über ein *Reverentia Vestra* („Euer Würden") für Pfarrer und Mönche bis zu einem *Reverendissima Pietas Vestra* („Eure ehrwürdigste Frömmigkeit") für höhere Geistlichkeit, v.a. den eigenen Abt, und zu einem *Reverendissima et Amplissima Dominatio Vestra* („Eure ehrwürdigste und umfassendste Herrschaft"), das dem Abt des Mutterklosters Kaisheim vorbehalten bleibt; weltliche Adressaten figurieren in der Regel als *Excellentia Vestra* („Eure Hoheit"). Die Anreden zu Beginn sind noch differenzierter und können hier nur durch ein paar beliebig herausgegriffene Beispiele illustriert werden: Ein entlaufener Mönch wird mit *Religiose, in Christo dilecte fili* (Nr. 319; „Frommer, in Christus geliebter Sohn") apostrophiert. Der Pfarrer von Kaltern erscheint als *Admodum Reverende, Praenobilis ac honorande Domine* (Nr. 317; „Sehr erwürdiger, ganz edler und ehrbarer Herr"). Ein Mitbruder, der sich zeitweilig als Vikar in Mais aufhält, wird als *Reverende in Christo, Religiose et amande Confrater* (Nr. 322; „In Christus ehrwürdiger, frommer und liebenswerter Mitbruder") angesprochen, was durch den vorangestellten Zusatz *Reciprocam salutem et affectum benevolentiae* („[Empfange] deinerseits [meine Wünsche für dein] Wohlergehen und mein herzliches Wohlwollen") eine noch persönlichere Note erhält; den eigenen Abt nennt Stephani meist *Reverendissime in Christo Pater, observandissime Domine Domine* („Ehrwürdigster Vater in Christus, mein ehrenwertester Herr") o.ä. Einen Innsbrucker Arzt tituliert er mit *Nobilis, Excellentissime et Colendissime Domine* (Nr. 5; „Edler, hervorragendster und aller Aufmerksamkeit werter Herr").

Mit diesen Anreden gelingt es Stephani in der Regel bereits, sich recht präzise auf den Adressaten und die jeweilige Briefsituation einzustellen. Dasselbe Gespür für sein Gegenüber, für verschiedene Interessen, wechselseitige Abhängigkeiten, die richtige Mischung von Höflichkeit und Offenheit usw., das man kaum besser als mit dem vagen Begriff „Takt" bezeichnen kann und das eine der wichtigsten Fähigkeiten eines guten Briefschreibers darstellt, lässt sich bei ihm auch sonst auf Schritt und Tritt beobachten. Als Beispiel sei ein (in gewisser Hinsicht atypischer, weil privater) Brief des jungen Stephani angeführt, in dem er kunstvoll seiner Enttäuschung über das Verhalten seines Adressaten Ausdruck verleiht, ohne diesen wirklich zu beleidigen und damit den eigenen Interessen zu schaden (Nr. 10).

Takt

Ad patrem Malachiam Saur, cooperatorem
in Mais. 27. Octobris anno 1642
Reverende in Christo, Religiose et honorande Confrater.
Salutem Reverentiae Vestrae nomine mihi is, qui ineuntis vindemiae nuperrime nuntium tulerat, fideliter denuntiavit, cuius primo statim aspectu gaudio paene gestire caeperam, ratus fore, ut calceos ac tibialia a Reverentia Vestra promissa ocyus mihi ad manus consignaret. Verum, ut mox vidi, vota mea tunc nondum maturuerant. Audivi interea causam dilationis et spem in adventum domini Sertelii Tridento redituri coniicere iussus sum. Caeterum licet non dubitem Reverentiam Vestram nunc temporis haud parum distineri cum negotiis sacris pro suggestu tum multo maxime in collectura (quam uberem Reverentiae Vestrae et admodum pinguem exopto), confido tamen Reverentiam Vestram sponsionis ultroneae ac fraternae beneficentiae tantisper memorem fore, ut expectationis ac voti mei me brevi compotem faciat. Iam enim aestas transiit, calor abiit et recessit, nives ac hyems brevi apparebunt in terra nostra, contra quarum frigus a Reverentia Vestra transmissis tibialibus et calceis aliquatenus praemuniri percupio. Id beneficii quia e penu mea paupertina simili moneta compensare non potero, alio quocunque obsequii genere emereri studebo. Haec raptim ad lucernam.

An Pater Malachias Saur, Vikar
in Mais. 27. Oktober 1642
In Christus verehrungswürdiger, frommer und ehrbarer Mitbruder!
Die Grüße Eurer Würden hat mir der, welcher ganz kürzlich Nachricht vom Beginn der Weinlese gebracht hat, getreulich ausgerichtet. Bei seinem ersten Anblick hatte ich im Glauben, er würde mir nun sogleich Schuhe und Stiefel aushändigen, die Euer Würden mir versprochen hatten, vor Freude beinahe herumzuhüpfen begonnen. Doch wie ich bald sah, waren meine Wünsche damals noch nicht zur Reife gelangt. Inzwischen vernahm ich den Grund für die Verzögerung und wurde geheißen, auf die Ankunft des Herrn Sertel zu hoffen, der aus Trient zurückkehren würde. Zweifle ich im Übrigen auch nicht daran, dass Euer Würden zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht wenig sowohl durch geistliche Beschäf-

tigungen, wie sie zur Vorbereitung der Predigten vonnöten sind, als auch besonders durch die Kollekte, die, so hoffe ich, für Euer Würden reichlich und sehr üppig ausfallen wird, in Anspruch genommen werden, so vertraue ich dennoch darauf, dass Euer Würden sich wenigstens soweit Ihres bereitwilligen Versprechens und Ihrer brüderlichen Wohltätigkeit erinnern werden, dass Sie mich meiner Erwartung und meines Wunsches in Kürze werden teilhaftig werden lassen. Schon ist nämlich der Sommer vorüber, die Wärme vergangen und entschwunden, und in Kürze werden sich in unserem Land Schnee und Winter zeigen. Gegen ihre Kälte mich mithilfe der mir von Euer Würden übersandten Stiefel und Schuhe bis zu einem gewissen Grade im Voraus zu schützen ist mein sehnlichster Wunsch. Da ich diese Wohltat aus meiner ärmlichen Habe nicht mit gleicher Münze werde zurückzahlen können, werde ich mich bemühen, sie durch jede denkbare andere Art von Gefälligkeit zu verdienen. Dies in Eile bei der Lampe.

Würdigung

Stephanis Briefe stellen eine wertvolle Quelle einerseits zur Tiroler Kloster-, Religions- und Wirtschaftsgeschichte, andererseits zu Thematik und Stilistik des Gebrauchsbriefs im 17. Jh. dar. Darüber hinaus handelt es sich bei ihnen um literarisch ansprechende Texte eines begabten Schriftstellers.

Alexander IV. zur Bekehrung Christines von Schweden

Viele Briefe, sowohl lat. als auch volkssprachliche, müssen schließlich anlässlich des Übertritts Christines von Schweden zum Katholizismus im November 1655 in Innsbruck verschickt worden sein. Erhalten sind hiervon durch den Abdruck auf den S. 29–40 von Diego Lequiles *Festiva receptio* (vgl. hier S. 485–486) vier Schreiben von Papst Alexander IV. vom 10. 10. dieses Jahres an Ferdinand Karl, Anna de' Medici, Christine von Schweden selbst und seinen eigenen Sonderbeauftragten Lukas Holstenius, welche die Adressaten während deren Aufenthalt in Innsbruck erreicht haben dürften. Formular, Titulaturen und Stil entsprechen den Usancen der päpstlichen Kanzlei. Das Schreiben an Holstenius war als Beglaubigung von dessen Autorität gedacht und wurde im Rahmen der Übertrittsfeierlichkeiten öffentlich verlesen (Lequile, *Festiva receptio* 37; vgl. Schaffenrath 2004).

Erika Kustatscher/Martin Korenjak

Theologie und kirchliches Schrifttum

Überblick

In der vorliegenden Epoche wird im Zeichen von Konfessionsstreit, Gegenreformation und Katholischer Reform immer mehr theologisches und allgemein kirchliches Schrifttum verfasst und deckt eine immer größere Fülle von Subdisziplinen und Teilbereichen ab: So ist etwa die Exegese durch Arbeiten wie Leomann Schillers *Psalterii Davidici* […] *explicatio* („Erklärung […] des Psalters Davids"; Innsbruck 1600, ²1609) vertreten. Neben Überblicksdarstellungen der Dogmatik wie den hs. *Prolegomena in universam theologiam* („Vorwort zur gesamten Theologie"; BCT, ms. 1720) eines Arcangelo a Clesio stehen Traktate zu Teilbereichen, etwa zur Trinitätslehre (*Tractatus de trinitate*; BCR, ms. 53.68) oder zur Sakramentenlehre (*De sacramentis*; Innichen, VIII d5). Für die Moraltheologie können etwa die *Casus conscientiae* („Gewissensfälle"; PBBZ, I 44) eines Thomas Anton, für die zahlreichen Werke aus dem Bereich Erbauung/Aszetik/Meditation z.B. Ignaz Maria Erndlins *Oratio mentalis* („Geistiges Gebet"; Innsbruck 1643; vgl. Abb. 81) oder Ferdinand Troyers *Exercitia spiritualia* („Geistliche Übungen"; Innsbruck 1645) stehen. Was die Liturgik betrifft, kann man auf den *Ordo administrandi sacramenta iuxta ritum dioecesis Brixinensis* („Ordnungsgemäße Verabreichung der Sakramente nach dem Ritus der Diözese Brixen"; Innsbruck 1610) verweisen. Ein Beispiel für die aufblühende Marienliteratur ist Bonaventura O'Connors (vgl. hier S. 409–411 und 503) *Quintuplex pentekaedekyris Mariana* („Fünffache Marianische Fünfzehnschaft"; Trient 1658). Dem Lehrbetrieb der Orden und Klöster entstammen schließlich Vorlesungsmanuskripte wie die 1640 gehaltenen *Praelectiones philosophicae et theologicae* („Philosophische und theologische Vorlesungen") eines Hermann Horst (Innichen, VIII d6) sowie theologische Thesen und Disputationen wie Albert Danners 1607 in Innsbruck gedruckte *Disputatio theologica de conscientia* („Theologische Disputation über das Gewissen").

Auswahl, Gliederung

In der Folge seien aus dieser Fülle eine Reihe von Werken herausgegriffen und etwas genauer betrachtet, in denen die kirchengeschichtlichen Entwicklungen der Epoche besonders klar zum Ausdruck kommen. Den Anfang machen zwei im weiteren Sinne dogmatische Schriften zu den damals besonders intensiv diskutierten Themen Eucharistie und Prädestinationslehre. Mit einem erbaulichen ‚Kalender', einer Anweisung für Prediger und einer Predigtsammlung folgen einige Texte, die der Seelsorge bzw. der Hebung der allgemeinen Frömmigkeit dienen. Den Abschluss bilden zwei in Tirol entstandene, in ihrer Bedeutung aber über die Lan-

desgrenzen hinausweisende Werke, in denen sich neue religiöse Vereinigungen der Zeit der katholischen Reform gegen Anfeindungen aus dem eigenen, katholischen Lager verteidigen.

Eucharistie

Mit der Reformation war die Eucharistie ins Zentrum theologischen Interesses gerückt. In den Augen Martin Luthers war ihr Verständnis als Opfer bei den Katholiken ein arger Irrglaube, der das Kreuzopfer in seiner einmaligen Bedeutung herabwürdigte (Iserloh 1979, 341–343; LThK 3, 948). Das Konzil von Trient verurteilte die reformatorische Position, erließ aber selbst kein positiv gefasstes Lehrdekret (HdK 4, 494), weshalb die dogmatische Situation in der Schwebe blieb. Dennoch lässt sich die Eucharistie im Sinne des Tridentinums ungefähr bestimmen als sakramentale Vergegenwärtigung des Leidens Jesu, ein Opfer, das neben dem Kreuzopfer steht, aber von diesem nicht unabhängig ist (Iserloh 1979, 346–348, 357–359). Parallel zur theologischen Diskussion entwickelte sich in den katholischen Gebieten, besonders in Österreich, eine in den Dienst der katholischen Reform gestellte, obrigkeitlich geförderte eucharistische Frömmigkeit, die als konstitutives Merkmal der *pietas Austriaca* („österreichische Frömmigkeit“) gilt. Gerade aus der Diözese Brixen liegen hierfür viele Zeugnisse vor (Oberhofer 1974, 25–40). Gleichzeitig fehlte allerdings vielen Geistlichen das einschlägige theologische Grundwissen, und für die Mehrzahl der Menschen war die Hostie mehr Anbetungsobjekt als Heilsmittel (Oberhofer 1974, 70–74, 88–91).

Seefelder Bluthostie

Ein Zentrum eucharistischer Frömmigkeit war Seefeld: Dort war 1384 als Folge des Fehlverhaltens eines Ritters namens Oswald Milser im Gottesdienst eine blutbefleckte Hostie erschienen. Einem bekannten Muster entsprechend (LThK 2, 539) entwickelte sich der Ort in der Folge zur Wallfahrtsstätte, was der Erhebung der Kuratie zur Pfarre im Jahr 1431 förderlich war (Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 93). Besondere Wohltäter der Gnadenstätte waren die Landesfürsten Sigmund von Tirol, Maximilian I. und Ferdinand II. Letzterer errichtete 1575/76 eine neue Blutskapelle (Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 102–104) und gab 1580 bei Johann Mayr in Dillingen den Druck einer anonymen Beschreibung der dort vorgekommenen Wunder unter dem Titel *Von dem hoch un weitberhuempten Wunderzeichen* in Auftrag; das Vorwort dazu hatte Petrus Canisius verfasst (Baumstark 1997, 556–557). Vorausgegangen war der Druck eines Auszugs der Bullen über die in Seefeld verliehenen Gnadenmittel bei Höller in Innsbruck (vgl. Dörrer 1932, 421). Bei einer 1602 abgehaltenen bischöflichen Visitation wurde dann allerdings festgestellt, dass die Hostie in schlechtem Zustand war, und eine Restaurierung empfohlen. 1604 wurde die Pfarre Seefeld dem Augustinerorden inkorporiert, was nicht zuletzt aus dem guten Einvernehmen zwischen dem Tiroler Landesfürsten Maximilian dem Deutschmeister und Felice Milensio, dem damaligen Generalvikar des Ordens in Deutschland, resultierte (Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 107–110).



Abb. 81: Titelblatt der *Oratio mentalis* des Ignaz Maria Erndlin, Innsbruck 1643.



Abb. 82: Frontispiz von Felice Milensios *De quantitate hostiae contra errorem Oswaldi*, Trient 1604.

Milensio, *De quantitate hostiae*

In diesem Zusammenhang verfasste Milensio ein 122 Seiten starkes, in 24 Kapitel gegliedertes Buch mit dem Titel *De quantitate hostiae contra errorem Oswaldi* („Über die Größe der Hostie: gegen den Irrtum Oswalds“), das noch 1604 bei Zanetti in Trient im Druck erschien (vgl. Abb. 82). Widmungsempfänger war der Deutschmeister, der im Vorwort als Vertreter habsburgischer eucharistischer Frömmigkeit und als Kämpfer gegen die Osmanen gepriesen wird. Der 1568/69 in Laurino bei Salerno geborene, um 1589 zum Priester geweihte und 1593 zum Bakkalar der Theologie promovierte Milensio hatte 1602 das Generalvikariat für die deutschen Augustinerprovinzen erhalten, wozu auch Tirol gehörte; diese Funktion bekleidete er bis 1608 (Gavigan 1970/71, 201–235). Auf die weiteren Stationen seiner bis 1646 reichenden Biographie kann hier nicht eingegangen werden, weil Beziehungen zu Tirol nicht mehr erkennbar sind (Gavigan 1970/71, 247–253; 1972, 235–259).

Bedeutung

Der Arbeit über das Seefelder Hostienwunder gebührt v.a. deshalb Beachtung, weil ihre Implikationen weit über den Anlassfall hinausreichen: Milensio beschränkt sich nicht auf eine Darstellung der Seefelder Verhältnisse, und sein Werk ist auch weit mehr als die von ihm in topischer Bescheidenheit angekündigte Darstellung seiner persönlichen Sicht der Dinge. Vielmehr spiegelt es die damalige Diskussion

zum Thema Eucharistie auf eine Weise, die es zu einer interessanten theologiegeschichtlichen Quelle macht.

Wunder

Nach einer geschichtlich-landeskundlichen Einleitung, in der lokalhistorische Fakten in Beziehung zu alttestamentlichen Ereignissen gesetzt werden (Kap. 1–3), referiert Milensio den Hergang des Wunders selbst (Kap. 4). Dieser sei hier zunächst kurz nacherzählt:[1]

> Um seinem Vorrang vor dem Volk Ausdruck zu verleihen, lässt sich der Ritter Oswald Milser im Jahr 1384 die Osterkommunion in Gestalt einer großen, eigentlich dem Priester vorbehaltenen Hostie reichen. Die Bedenken des Geistlichen überwindet er durch Drohungen. An der linken Seite des Altars stehend und bedeckten Hauptes empfängt er die Kommunion. Kaum hat er die Hostie berührt, als er bis zum Knie in den Boden einsinkt; der Altarstein, an dem er sich zu halten versucht, wird weich, so dass sich seine Finger eindrücken wie in Wachs. Reuig bittet er Gott um Verzeihung und ersucht den Priester, ihm die Hostie aus dem Mund zu nehmen: An dieser wird Blut sichtbar. Der Boden gibt Oswald wieder frei. Um sein Vergehen zu büßen, unterwirft er sich im Stift Stams strenger Askese; dort stirbt er zwei Jahre später. Seine Frau, die der Kirche ferngeblieben ist und daher von einem Boten über den Vorfall unterrichtet wird, schenkt diesem keinen Glauben: Eher, sagt sie, werde der Hackstock neben ihr Rosen tragen, als dass die Erzählung wahr sei. Auf der Stelle erblühen die besagten Rosen, doch die Frau reißt sie ab und zertritt sie. Für ihren hartnäckigen Unglauben wird sie mit Wahnsinn bestraft; in den Wäldern wie ein Tier umherschweifend, geht sie elend zugrunde.

ordo-Gedanke

Bei seinem Kommentar zu dieser Geschichte setzt Milensio im Anschluss an Fragen, die man sich damals zum Thema Bluthostien häufig stellte (LThK 2, 539), zwei Schwerpunkte, einen politisch-gesellschaftlichen und einen im engeren Sinne theologischen. Jener verdichtet sich im Begriff des *ordo* („Stand“). Was Milensio Oswald Milser vorwirft, ist sein Versuch, den Unterschied zwischen Priester und Laien in Frage zu stellen, der in Milensios Augen von allen hierarchischen Abstufungen die grundlegendste ist: In dieser Hinsicht müsse unter den Laien jene Gleichheit herrschen, die Jesus unter den Aposteln zum Prinzip erhoben habe, obwohl diese ganz unterschiedlichen Gesellschaftsschichten angehörten. So sehr sich Oswald als Herrschaftsträger über die Untertanen erheben könne, als Christ sei er ihnen

---

1 Ausführlichere Darstellungen finden sich im Dillinger Druck von 1580, in einem von einem Stamser Stiftsbruder 1581 verfassten lat. Epitaph (Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 97–98), in der Chronik Wolfgang Lebersorgs (s. hier S. 495–496; vgl. Haidacher 2000, 174), im Abdruck einer 1884 zum fünfhundertjährigen Jubiläum gehaltenen Festpredigt von Johann Baptist Hittaler, bei Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 3, 93–96, Bader 1909, 9–11 und Oberhofer 1974, 38.

gleichgeordnet (Kap. 10, S. 43). Mit der Eucharistie steht dieser Gedanke insofern in Zusammenhang, als die Kommunion auch die Zusammengehörigkeit der an der Eucharistie Teilnehmenden darstellt und bestärkt (LThK 6, 219–220). Um seine Argumentation zu untermauern, referiert Milensio alttestamentliche Ereignisse, so z.B. die Geschichte von Korach, Datan und Abiram, die sich gegen Moses und seine Vorrangstellung erhoben und zur Strafe in der Erde versanken (Nm 16,1–35; Kap. 9, S. 34–35). Gerade dieses Beispiel soll auch kontrastiv wirken, denn anders als die drei Rebellen wurde Oswald von der Erde nur teilweise verschlungen und erhielt so die Chance zur Umkehr. Dem Priester, der sich durch besonderes Wissen auszeichnet, schreibt Milensio geistliche Leitungsfunktionen zu, mit denen Verantwortung für die ihm Anvertrauten aller Stände verbunden ist (Kap. 5, 6, 9, 20).

Wesen der Eucharistie

Der Abschnitt, in dem sich Milensio der im engeren Sinne theologischen Frage nach dem Wesen der Eucharistie widmet, beginnt mit einer kenntnisreichen Darlegung der Formen des Opfers in alttestamentlicher Zeit (Kap. 15), ein Zugang zum Thema, der auch bei Thomas von Aquin vorkommt (Wohlmuth 2002, 95). Die in der Zeit des Gesetzes gegebene Vielfalt (s. dazu Hahn 1983) wird durch die Hostie des Evangeliums ersetzt, wodurch die früheren Formen den Charakter des Vorläufigen erhalten (Kap. 16). In den folgenden Kapiteln erklärt Milensio die Eucharistie nach tridentinischem Verständnis, wobei er sachlich korrekt zentrale Wesensmerkmale hervorhebt.[2] In der somatischen Realpräsenz, welche die Folge der durch die Konsekration bewirkten Transsubstantiation ist, verdichtet sich die Gegenwart Christi und seiner Heilstaten. Die Konsekration beschreibt Milensio als Trennung von Substanz und Akzidens (Kap. 18), wobei er betont, dass die Substanz nichts physikalisch Dinghaftes, sondern das intelligible Wesen eines Seienden sei: Nicht die Akzidentien, also die Materien Brot und Wein, würden gewandelt – diese blieben Symbol –, sondern die Substanz als Wesen. Es gebe daher viele *spirituales hostiae*, aber nur eine *sacramentalis hostia* (Kap. 18, S. 80; „Hostien im spirituellen Sinn“ bzw. „Hostie als Sakrament“). Vor der Konsekration hätten die Gaben als natürliche, d.h. dem Menschen eignende Substanzen eine Vielzahl symbolischer Bedeutungen, die nach diesem Akt zu einer einzigen würden.

Größe der Hostie

Aus diesem Verständnis leitet Milensio in der Folge seine auf den Anlassfall bezogenen Überlegungen zur Hostie ab: Der Leib Christi sei in einer größeren und einer kleineren Hostie im selben Maße enthalten, in beiden stecke dieselbe Kraft, denn *quantitas dividitur in quantitatem molis et quantitatem virtutis* (Kap. 21, S. 102; „Größe ist zweifach zu verstehen: als Größe im materiellen Sinn und als Größe der Tugend“). Da es nach der Konsekration nur mehr die eine Hostie gebe, seien Unterscheidungen hinsichtlich der Substanz nicht mehr möglich: Die unter-

2 Vgl. etwa Iserloh 1979, 349–351; Schneider 1983; LThK 3, 947; LThK 10, 180; Wohlmuth 2002.

schiedliche Größe der Hostie des Priesters und der Laien sei ein bloßes Akzidens (Kap. 20, S. 95). Dass man in der Messe dennoch mit großen und kleinen Hostien operiert, erklärt Milensio so, wie es der tatsächlichen historischen Entwicklung in der lat. Kirche seit dem 9. Jh. entspricht, die vom ursprünglichen, das Wesen der Eucharistie besser zum Ausdruck bringenden Usus, ein Brot zu brechen, aus praktischen Gründen Abstand nahm und zur Herstellung kleiner Hostien überging (Kap. 19, S. 89–91; vgl. LThK 5, 289). Am Altar werde der Akt des Brotbrechens angedeutet, und dies könne mit einer größeren Hostie besser dargestellt werden. Weiters könne eine solche dem Volk auch besser durch Erheben gezeigt werden und sei leichter zu handhaben, wohingegen sich eine kleine, dünne Hostie besser einnehmen lasse. Schließlich würden beim Brechen großer Hostien für alle auch viele Krümel verloren gehen, was eine Sünde wäre (Kap. 20, S. 97–100). Unter zahlreichen weiteren Argumenten, die für die Kleinheit der Laienhostie angeführt werden (Kap. 19, S. 92–93), sei nur noch die Ansicht erwähnt, die Kleinheit weise auf die Kostbarkeit der Hostie hin, da alles Kostbare nur in kleinen Mengen vorkomme. Eine Absage erteilt Milensio schließlich der an sich nahe liegenden Vorstellung, die verschiedene Größe der Hostien könnte die unterschiedliche Würde symbolisieren, die dem Empfänger in seiner Eigenschaft als Priester bzw. Laie zukomme: Es sei vielmehr sogar denkbar, dass ein Laie die kleine Hostie würdiger empfange als ein Priester die große. Worauf es ankomme, sei nur, *ut quanta potes dignitate accedas*, *ut sumas*, *non ut praesumas* (Kap. 22, S. 111; „dass du mit größtmöglicher Würdigkeit [sc. zu ihrem Empfang] schreitest, sie annimmst, nicht dir anmaßt").

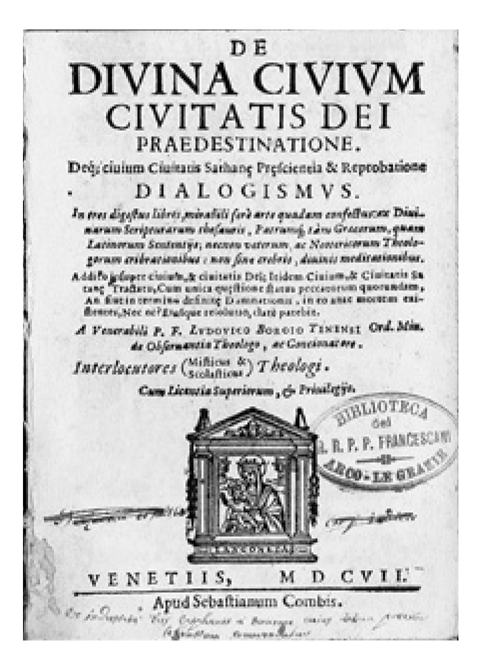
Prädestination

Ein weiteres theologisches Problem, das im Zeitalter der Konfessionalisierung intensiv diskutiert wurde, betraf die göttliche Prädestination. Luther und Calvin vertraten die Auffassung einer „doppelten Prädestination", d.h. einer Zurüstung des Einzelnen zu definitivem Verderben oder definitivem Heil (LThK 2, 900–904), während auf katholischer Seite die in Röm 11,23–24 festgeschriebene Zuversicht dominant blieb, Gott werde am Ende die Umkehr der Verstockten bewirken. Das Tridentinum verwarf demgemäß die doppelte Prädestination und betonte den Heilsplan Gottes, der sich im Zusammenwirken von göttlicher Gnade und freiem Willen des Menschen erfülle (LThK 8, 467 und 471).

Boroi, Leben und Werk

Diesen Ansatz vertritt auch ein bislang kaum erforschtes Werk (knapp Pecher 2007, 59–60), das 1607 in Venedig, 1612 in zweiter, erweiterter Auflage in Verona erschien:[3] die drei Bücher *De divina civium civitatis Dei praedestinatione* („Über die von Gott verfügte Vorbestimmung der Bürger des Gottesstaates") von Lodovico Boroi (vgl. Abb. 83). Boroi, geboren in Gavazzo bei Riva, trat in der venezianischen Provinz in den Franziskanerorden ein und war nach eigener Angabe im Vorwort des

3 Dem Folgenden liegt diese zweite Auflage zugrunde.


DE
DIVINA CIVIVM
CIVITATIS DEI
PRAEDESTINATIONE.
Deiq; ciuium Ciuitatis Sathanę Pręscienţia & Reprobatione
DIALOGISMVS.
[illegible]
A Venerabili P. F. LVDOVICO BORGIO TINENSI Ord. Min. de Obseruantia Theologo, ac Concionatore.
Interlocutores (Misticus & Scolasticus) Theologi.
Cum Licentia Superiorum, & Priuilegijs.

VENETIIS, M D CVII.
Apud Sebastianum Combis.

Abb. 83: Titelblatt von Lodovico Borois *De divina civium civitatis Dei praedestinatione*, Venedig 1607.

genannten Werkes Doktor der Heiligen Schrift und Professor der Theologie. In seinem Orden genoss er als Theologe und Prediger hohes Ansehen. 1570–1571 war er Guardian des Innsbrucker Klosters und gehörte als solcher zu den Vertrauten Ferdinands II. Seit etwa 1590 hielt er sich in Trient auf, wo er wahrscheinlich zwischen 1609 und 1612 starb (Pecher 2007, 43–53). Seit den späten 1580er-Jahren publizierte er auf Italienisch und Lat., wobei er sich wiederholt mit dem Thema der Prädestination befasste (Werktitel bei Gasser 1, 105–106; vgl. Pecher 2007, 56–62).

De praedestinatione

Bei *De praedestinatione* handelt es sich, wie schon die Betonung des Katholizismus im vollen Titel andeutet *(opus* […] *catholicum),* um ein klassisches Werk der Kontroverstheologie, in deren Themenkanon die mit der Prädestinationslehre Hand in Hand gehende Rechtfertigungslehre eine zentrale Stellung einnahm (LThK 6, 334). Die Franziskaner bildeten neben Augustinern und Dominikanern auf diesem Gebiet eine eigene Schule aus (HdK 4, 491). Was inhaltliche Vorbilder betrifft, verweist zwar der Titel auf Augustinus und sein *De civitate Dei* („Vom Gottesstaat"), der Text selbst jedoch bezieht sich noch häufiger auf Johannes Duns Scotus (1265/66–1308), den bedeutendsten Theologen und Philosophen der Franziskaner im Mittelalter. In formaler Hinsicht handelt es sich um einen im Jahr 1605 spielenden Dialog zwischen einem der Scholastik verpflichteten Magister der Theologie aus dem Franziskanerorden, der von seinem Vorgesetzten aus Verona zur Erholung aufs Land geschickt wird, und einem *mysticae devotus senex* (1; „der Mystik hingegebener Greis"). Während dieser das Thema vorgibt, liegen Gesprächsführung und Argumentation selbst weitgehend in den Händen des theologisch versierten, unschwer als Autorfigur zu erkennenden Franziskaners; der Beitrag des Mystikers beschränkt sich meist auf präzisierende Nachfragen. Der Gedankengang ist wenig stringent. Anstatt geradlinig fortzuschreiten, umkreist er sozusagen das Thema und kommt in immer neuen Anläufen auf dieselben Fragen zurück. Daran ändert auch die erwähnte Einteilung in drei Bücher (1–53, 55–142, 143–183) nichts, deren erstes angeblich das *esse* („Sein")

der Prädestination, d.h. diese als Faktum beschreibt, während sich das zweite ihrem Wesen (*essentia*), das dritte ihrem Grund und Zweck widmen soll (53): Tatsächlich wird eine solche inhaltliche Verteilung des Stoffes nämlich nicht durchgehalten; der wahre Grund für die Dreiteilung scheint eher die Absicht gewesen zu sein, der Dreifaltigkeit symbolisch Rechnung zu tragen (vgl. 52). Voran gehen den drei Büchern Lobesschreiben und -gedichte, ein Vorwort des Autors an den Leser und Indizes (unpaginiert), den Abschluss bilden ein wie der Hauptteil dialogischer Anhang (183–188) sowie eine Abhandlung über den Zustand des verworfenen Sünders (188–214), die beide offen gebliebene Fragen nachtragen, und ein letztes Gedicht (215).

Sprachbewusstsein

Im Folgenden wird nicht versucht, den Gedankengang des Werkes nachzuvollziehen, was aus den schon genannten Gründen wenig zielführend wäre. Stattdessen sollen zwei Aspekte hervorgehoben werden: zum einen Borois hohes Sprachbewusstsein, zum anderen die Offenheit, mit der er auf die Schwierigkeiten der Thematik eingeht. Mit welcher Sorgfalt sich Boroi den Problemen von der sprachlichen Seite her nähert, lässt sich beispielhaft an seinem Umgang mit dem Schlüsselwort *praedestinatio* aufzeigen (56–57). Zunächst bestimmt er die Bedeutung des Präfixes *prae-* („vor-“): Es *designat ordinem in finem futurum* („bezeichnet die Anordnung auf ein künftiges Ziel hin“). Sodann bespricht er das semantisch vielfältige Verb *destinare* („bestimmen“) bzw. das Substantiv *destinatio* („Bestimmung“), deren weitere Bedeutungen in die Richtung „schicken“, „lenken“, „verfügen“, „abordnen“ gehen können. Hieraus schließt er dann: […] *sic praedestinatio dici poterit missio*, *directio*, *deliberatio*, *animi determinatio sive propositum*, *ordinatio*, *deputatio et iudicatio ad finem determinatum* („[…] so wird man Vorbestimmung paraphrasieren können als Schickung, Ausrichtung, Erwägung, Bestimmung des Geistes oder Vorsatz, Anordnung, Hinsendung und Beurteilung zu einem bestimmten Ziel“). Das *prae-* sei dabei nicht tautologisch, weil das Simplex *destinatio* zu allgemein wäre: Es lasse sich nicht nur auf Menschen, sondern auch auf andere Lebewesen und auf Dinge anwenden. Da die Menschen aber im Gegensatz zu diesen ein übernatürliches Ziel verfolgten, müsse *praedestinatio* ihrer Rettung vorbehalten bleiben.

philologische Schriftlektüre

Ein weiteres Beispiel kann zugleich den sensiblen Umgang mit dem Text der *Vulgata* illustrieren, den Boroi vielfach an den Tag legt: Zur Stelle 1 Tim 2,4 *qui omnes homines vult salvos fieri* („nach dessen Willen alle Menschen heil werden sollen“) merkt er an, dies bedeute nicht genau, dass Gott uns alle *salvare* („retten“) wolle. Die Rettung liege nämlich nicht bei Gott allein, sondern die Menschen müssten als *cooperatores* („Mitarbeiter“) durch gute Werke und Gebete auch selbst einen Beitrag leisten (85). Damit kommt ein zentraler Aspekt der durch das Konzil von Trient vorgenommenen Präzisierung der katholischen Position gegenüber den Lutheranern und Calvinisten zum Ausdruck.

Unter den sachlichen Schwierigkeiten der Prädestinationslehre wiegt am schwersten das Problem des Verhältnisses zwischen Gnade und menschlichem Verdienst: Agiert der freie Wille des Menschen neben der Gnade oder wird er von ihr geleitet? Was ist Ursache, was Folge? Gibt es eine Wechselseitigkeit? Ihre Dringlichkeit beziehen diese Fragen aus der Grundannahme, der Mensch sei ein Geschöpf eines barmherzigen Gottes, dessen Willen alles umfasse und dessen Plan grundsätzlich als Heilsplan zu gelten habe. Wie kann ein solcher Gott einige erwählen, andere aber nicht?

Problembewusstsein: Gnade und Verdienst

Boroi stellt sich diesen Fragen bewusst, wobei er das gedankliche Umfeld weiträumig ausleuchtet. Zwei Möglichkeiten, mit dem Problem umzugehen, scheinen ihm die Omnipräsenz des Gegensatzes in der Welt sowie die Annahme von Abstufungen im Grad der Seligkeit bzw. Verdammnis zu bieten. Was jene betrifft, sieht Boroi die ganze Welt durch Antinomien strukturiert, die sich wechselseitig bedingen, sodass der positive Teil eines Paares nicht ohne den negativen existieren kann: So gibt es beispielsweise ohne Tod kein neues Leben. Von vielen in diesem Zusammenhang zitierten Schriftstellen sei nur 2 Tim 2,20 erwähnt, wo Boroi in Klammern gleich die eigene Deutung mitliefert: *Non solum sunt vasa aurea et argentea (id est boni), sed et lignea et fictilia (id est mali)* (127; „Es gibt nicht nur Gefäße aus Gold und Silber – das sind die guten Menschen –, sondern auch solche aus Holz und Ton – das sind die schlechten Menschen"). Ähnlich verhalte es sich auch mit Verworfenen und Erwählten, wobei es die Aufgabe jener sei, diesen einen Dienst zu erweisen: ohne Judas kein Erlösungswerk (127).

Gegensätze

Abmildern lässt sich das genannte Problem in Borois Augen weiters durch die Annahme, dass Seligkeit und Verworfenheit vielfältige Abstufungen kennen. Dabei operiert er mit den geläufigen Vorstellungen von Paradies, Fegefeuer und Hölle: In welchem dieser Räume bzw. an welchem Punkt zwischen ihnen der Einzelne seinen Platz findet, hängt nach Boroi auch von seinem eigenen Tun ab. Obwohl Gottes Gerechtigkeit schwerer wiege als Menschenwerk, habe man sich auch an das Pauluswort „Die Stunde ist für uns gekommen, vom Schlaf aufzustehen" zu halten (Röm 13,11), denn Gott trete nicht als Rächer auf, bevor es die Sünde gebe (149).

Abstufungen

Letztlich lassen sich die Schwierigkeiten jedoch, wie Boroi selbst bereitwillig konzediert, nicht befriedigend lösen. So wird denn schon einleitend betont, dass der Mensch in die *finalis iustitia* (13; „Gerechtigkeit des Jüngsten Tages") nicht einzudringen vermag, und hervorgehoben: *Magna et inscrutabilia sunt iudicia eius* (16; „Groß und unergründlich sind seine [d.h. Gottes] Ratschlüsse"). Letztlich münden Borois Anstrengungen in die Einsicht, eigentlich dürfe man die Frage nach dem Sinn von Prädestination und Verwerfung gar nicht stellen, weil man ihre Ursache nicht wirklich kenne. Vielmehr habe man sich mit dem zu begnügen, was *de facto* (68; „als Tatsache") gegeben sei. Diese Haltung entspricht dem im 17. Jh. weit ver-

Aporie

breiteten Bild des *Deus absconditus* („verborgener Gott"), um welches die mystische Theologie in besonderem Maße kreist (LThK 7, 594).

Seiser, *Calendarium*

Im Jahr 1657 erschien in erster, 1659 in zweiter Auflage (die dem Folgenden zugrunde liegt) bei Wagner in Innsbruck das *Calendarium politico-Christianum* („Bürgerlich-christlicher Kalender") des Jesuiten Georg Seiser. Mit diesem Werk fand das Genre des Kalenderschrifttums, das seit der Kalenderreform Gregors XIII. im Jahr 1583 eine Blüte erlebte, Eingang in die Tiroler Literatur – allerdings, wie bald klar werden wird, mehr dem Namen als der Sache nach. Georg Seiser, 1602 in Freiburg i.B. geboren und 1620 in den Jesuitenorden eingetreten, verstarb nach langjähriger erfolgreicher Tätigkeit als Lehrer der Rhetorik und der Logik sowie als Prediger an verschiedenen Orten 1665 in München (Zedler 1732–1754, Bd. 36, 1558). Zu Tirol hat sein Werk neben dem Verlagsort auch durch seine Widmung an den Landesfürsten Ferdinand Karl (reg. 1646–1662) einen Bezug.

Aufbau

Das über 300 Seiten starke *Calendarium* beginnt mit einem recht ausführlichen (unpaginierten) Vorspann, der Ellogia auf Maria und Ferdinand Karl, ein Widmungsschreiben, ein Vorwort an den Leser und ein detailliertes Inhaltsverzeichnis enthält. Danach gliedert es sich in 14 Kapitel, die als Titel sämtlich Zeitbegriffe tragen, welche absteigend angeordnet sind: *aeternitas* („Ewigkeit"), *saeculum* („Zeitalter"), *aetas* („Zeitabschnitt"), *annus* („Jahr"), die vier Jahreszeiten, *mensis* („Monat"), *hebdomas* („Woche"), Tag und Nacht, *hora* („Stunde"), *momentum* („Augenblick"). Jedem dieser Begriffe wird nun ein Motto in Gestalt eines Bibelzitates beigefügt, in dem er vorkommt. Auf das Bibelzitat wiederum bezieht sich dann der *Exegesis* („Auslegung") überschriebene, in mehrere Paragraphen eingeteilte Inhalt des jeweiligen Kapitels.

Konkret steht etwa Kap. 1 ausgehend von seinem Titelwort *aeternitas* unter dem Motto *Incurvati sunt colles mundi ab itineribus aeternitatis eius* (Hab 3,6; „Es mussten sich bücken die Hügel der Welt vor den Wegen seiner Ewigkeit"), und diese „Wege seiner Ewigkeit", verstanden als unergründlicher Ratschluss Gottes, bilden das Leitthema der folgenden Ausführungen. Auf analoge Weise kann es dann in Kap. 2 um die göttliche Vorsehung und in Kap. 3 um die Pflicht gehen, Gott zu dienen. In Kap. 4 ist die Eitelkeit alles Menschlichen Thema, in Kap. 5 Gottes Allmacht, in Kap. 6 das Weltende, in Kap. 7 die Zahl der Erwählten, in Kap. 8 die Gefahr, die im Aufschieben guter Vorsätze liegt. Kap. 9 und 10 behandeln die Betrügereien der Astrologie, Kap. 11 und 12 den Ruhm der Erwählten und die Qualen der Verdammten. Kap. 13 warnt vor der Ungeheuerlichkeit der Sünde, während Kap. 14 das Jüngste Gericht schildert und mit einer Ermahnung an den Leser schließt.

Erbauungsbuch statt Kalender

Offensichtlich handelt es sich hier um alles andere als um einen Kalender im eigentlichen Sinn. Die Kapitelüberschriften sind zumindest noch chronologischer Natur,

doch die eigentlichen Themen der Kapitel haben in der Regel weder mit ihnen (eine Ausnahme bilden Kap. 11 und 12, wo Himmel und Hölle mit Tag und Nacht korrelieren) noch mit Zeit i.A. viel zu tun. *De facto* handelt es sich um ein Erbauungsbuch mit frommen Reflexionen, die – ohne stringenten Gedankenfortschritt im Detail – mit Gott als Ursprung alles Seienden beginnen und mit dem Jüngsten Gericht enden.

Wann kommt das Weltende?

Mitunter kommen allerdings doch auch im eigentlichen Sinne chronologische Themen zur Sprache. In besonderem Maße ist dies in Kap. 6 (129–138) der Fall, wo die Frage nach der Dauer der Welt und dem Zeitpunkt des Weltendes diskutiert wird. Seit dem frühen Mittelalter weit verbreitet waren Vorstellungen von einer Weltdauer von insgesamt sechs Jahrtausenden, je zwei vor dem mosaischen Gesetz, unter dem Gesetz (d.h. zwischen Moses und dem Messias) und unter dem Messias (Borst 1990, 32; Brincken 2000, 86–87). Dieser Ansicht gesteht Seiser eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu, wobei er freilich nur von ungefähren Werten sprechen möchte (134; *non praecise*, *sed circiter aut plus minus*). Andere Berechnungen weist er zurück (129–134), so etwa die These eines Anonymus, der den Weltuntergang auf 1656 festsetzt. Er bedient sich dabei nicht nur astrologischer Überlegungen, sondern weist auch auf die im NT vertretene Ansicht hin, die Welt könne nicht untergehen, bevor die christliche Botschaft zu allen Völkern vorgedrungen sei (Mt 24,14; Mk 13,30).

Predigt

Ein hoher Stellenwert wurde bei sämtlichen Initiativen zur Verbesserung des Zustands der Kirche und zur Hebung der Volksfrömmigkeit, die im Spätmittelalter und im Zeitalter der katholischen Reform gesetzt wurden, stets der Predigt bescheinigt. Was Tirol betrifft, so weiß man von manchen Brixner Bischöfen und Weihbischöfen, dass sie auch selbst die Kanzel bestiegen, die Hauptlast lag indes bei den Pfarrern (Trenkwalder 1984, 147–156). Die inhaltlichen Vorgaben, die auf Diözesansynoden gegeben wurden, waren allerdings bescheiden: In erster Linie ging es um die Vermittlung religiösen Elementarwissens; dazu kam Belehrung über die rechte Lebensweise. Ein anspruchsvollerer Verkündigungsbegriff (LThK 8, 528) dürfte eine eher theoretische Größe gewesen sein. Die Homilie, in der eine Bibelstelle ausgelegt wurde, dominierte zumal in der Volkspredigt gegenüber dem thematisch definierten *sermo* (wörtlich „Gespräch"; Trenkwalder 1984, 156–163; LThK 8, 529–530). In der Diözese Brixen war mit dem sogenannten Postillieren (Erwähnung der jeweiligen Obliegenheiten des Sonntags, volkssprachliche Lesung aus dem Evangelium, Darlegung einer Besonderheit aus diesem, Verkündung der weiteren Feste der Woche) eine besonders anspruchslose Form der Predigt weit verbreitet (Trenkwalder 1984, 165). Im 16. Jh., als es darum ging, das konfessionelle Profil des Katholizismus zu schärfen, verlagerte sich der Schwerpunkt insofern ein wenig, als man das Ziel der Predigt nun mehr darin sah, die Hörer zu bewegen (*movere*) als zu unterrichten (*docere*; vgl. LThK 8, 530–531).

Predigt als Zankapfel: *Instructio*

Der hohe Stellenwert der Predigt erhellt nicht zuletzt aus der Tatsache, dass das Recht zu predigen zum Zankapfel zwischen verschiedenen Instanzen werden konnte, die darauf Anspruch erhoben. Diese Tatsache dokumentiert etwa die im Archiv des Innsbrucker Jesuitenkollegs hs. erhaltene *Instructio pro concionatore Sancti Iacobi apostoli parochiae Oenipontanae* („Anweisung für den Prediger der Kirche des Hl. Jakob, des Apostels der Pfarre Innsbruck"; ohne Signatur) aus dem Jahr 1609 (mit Nachträgen bis ins späte 18. Jh.). Dieser rund 40 Seiten starke, in zehn Kapitel gegliederte Leitfaden für den jeweiligen Prediger der Gesellschaft Jesu beleuchtet das spannungsreiche Verhältnis, das diesbezüglich zwischen dem Jesuitenorden und dem Pfarrklerus bestand und in das auch der Stadtmagistrat als Patron (Lentze 1957, 11) sowie die Regierung involviert waren.

> Das erste Kapitel gibt einen geschichtlichen Rückblick auf das Predigeramt in der Stadtpfarrkirche St. Jakob seit der Ankunft der Jesuiten in Innsbruck 1561. In den folgenden geht um den Festkalender (Kap. 2), um Predigttermine (Kap. 3) und Uhrzeiten (Kap. 4), weitere liturgische Aspekte (Kap. 5–7), die Ansage kirchlicher Termine (Kap. 8), die liturgischen Gewänder (Kap. 9) und schließlich um Termine und Zielorte von Wallfahrten und Bittgängen (Kap. 10).

Die Rivalitäten zwischen Jesuiten und Pfarrgeistlichkeit betrafen das Recht, Termine anzusagen, und die Kleidungsfrage, v.a. jedoch die Frage, wer in St. Jakob predigen dürfe (vgl. Oberhofer 1974, 96–97). Am besten kann dies eine Zusammenfassung des ersten Abschnitts verdeutlichen, der das Problem, wie erwähnt, aus jesuitischer Perspektive historisch aufrollt:

> Schon die Gründung des Innsbrucker Kollegs war wesentlich von dem Wunsch mitbestimmt, für die dortige Seelsorge einen ständigen Prediger aus der Gesellschaft Jesu zu haben. Der Landesfürst Kaiser Ferdinand I. gab den Jesuiten von Anfang an die Zusicherung, dass die Predigerstelle immer einem vom Ordensoberen ausgewählten Mitglied ihres Ordens zustehen sollte. Die Predigten der Jesuiten begannen zu Weihnachten 1561 und erfreuten sich sofort großen Zulaufs. Widerstände von Seiten der Pfarrgeistlichkeit und des Innsbrucker Stadtrates blieben zunächst trotz entsprechender Initiativen beim Bischof von Brixen wirkungslos, doch 1570 verfügte Ferdinand II. unter großem Druck von verschiedenen Seiten, die Predigten sollten alternierend von Jesuiten und Pfarrgeistlichen gehalten werden. Bereits 1572 sicherte er dem Orden aber wieder das alleinige Recht auf die Predigerstelle zu. Nach weiteren Kontroversen gelang es 1595, auch das Brixner Ordinariat zu vorbehaltlosem Eintreten für die Jesuiten zu bewegen.

Rast, Predigten in St. Martin

Ein großes Problem der Predigtgeschichte stellt der Umstand dar, dass die Primärquellen oft sehr dünn gesät sind. In Tirol haben sich neben den bereits diskutierten Cusanus-Predigten (vgl. hier S. 180–181) nur wenige einschlägige Texte erhalten. Umso höherer Stellenwert kommt in der vorliegenden Epoche der lat. Niederschrift von sechs im August und September 1601 in der Schwazer Kirche St. Martin von Bernhard Rast OFM gehaltenen Ansprachen zu, die sich in der Hs. OFM SW, QI/3-082–QI/3-087 erhalten haben. Der in Dillingen geborene Reformat Rast, der 1595 als Guardian des Bozner Klosters gewirkt hatte, starb 1621 in Schwaz (Weis 1946, 110). Was er in St. Martin vortrug, kann allerdings kaum als paradigmatisch für die insgesamt herrschenden Gepflogenheiten des Predigens gelten. Er sprach dort nämlich nicht im Rahmen einer pfarrlichen Struktur, sondern in einem Kloster von in strenger Klausur lebenden Augustiner-Eremitinnen, also in einem Raum exklusiver Frömmigkeit.

Inhalte

Die im Folgenden dargelegten Beobachtungen stützen sich auf zwei der besagten Predigten, die am 26. August bzw. am 10. September 1601 vorgetragen wurden: Thema der ersten sind die *humilitas* („Demut“) und ihr Gegenteil, die *superbia* („Hochmut“).

> Als erster Gewährsmann der Demut wird Christus angeführt, den Gott zu den Menschen gesandt hat, auf dass er ihnen durch sein Leiden ein Beispiel gebe. Ihre Voraussetzungen sind die Kardinaltugenden, die einzeln erläutert werden. Hochmut dagegen ist deshalb zu meiden, weil er die Wurzel aller anderen Sünden ist, den Abfall der Menschen von Gott zur Folge hat und große Unannehmlichkeiten mit sich bringt. Er drückt sich in einem ungerechtfertigten Gefühl von Glück und Sicherheit sowie in Überschätzung des Menschenwerks mit damit einhergehender Selbstherrlichkeit aus. Die Folgen zeigen sich im Sturz der Menschen aus hohen Positionen, in Gottes Zorn und im Verlust der seelischen Ausgeglichenheit bis hin zum Wahnsinn.

Die zweite Predigt war auf ein besonderes Ereignis abgestimmt: Sie wurde – in Gegenwart von Vertretern des Hauses Habsburg – aus Anlass der Profess einer Ordensfrau gehalten.

> Nach einem Lob des monastischen Lebens i.A. werden in Gestalt einer Klimax drei Voraussetzungen für die Berufung zum Ordensstand genannt: die im Vaterunser zum Ausdruck kommende natürliche Gotteskindschaft, die Befreiung von der Erbsünde durch die Taufe und die Nachahmung Christi. Auf diese rund ein Viertel der Ansprache umfassende Einleitung folgt die Darlegung zunächst allgemeiner, dann besonderer Aspekte des Lebens im Orden.

sermo Beide Ansprachen sind inhaltlich geschlossen und weisen eine scholastisch wirkende vielschichtige Gliederung des Stoffes auf. Diese Kennzeichen machen sie zu Musterbeispielen der Gattung *sermo*. Ihr Vortrag dürfte jeweils rund eine Stunde gedauert haben, was bei dem seit dem 15. Jh. geltenden Standard (Niederkofler 1964, 120) keineswegs außerhalb der Norm liegt.

Bildungswissen Der beachtliche Umfang ist in erster Linie eine Folge hoher Redundanz, die ihrerseits auf das Streben nach Eindringlichkeit zurückzuführen ist, sowie des Prinzips, die Aussagen durch biblische Beispiele, v.a. durch solche aus dem AT, zu illustrieren. Meist wird auf sie nur angespielt, entweder weil die (flüchtig geschriebene) lat. Fassung nur ein Konzept für einen freien Vortrag in der Volkssprache war, oder aber – plausibler – weil die genaue Kenntnis der Inhalte vorausgesetzt wurde: Der Prediger sprach zu einem Publikum von Insidern. Neben so bekannten Erzählungen wie jener vom Sündenfall, von Sodom und Gomorrha oder vom verlorenen Sohn sowie Persönlichkeiten wie Abraham, Saul und David werden auch weniger geläufige Stellen bzw. Personen wie die Heerführer Asarja und Gorgias (1 Makk 5,55–68) oder das sündige Paar Hananias und Saphira (Apg 5,1–11) zitiert. Darüber hinaus werden auch die Namen großer Theologen (Thomas von Aquin, Bonaventura, Martinus von Biberach) sowie weltliches Bildungswissen vorausgesetzt, wie die Anspielung auf den Streit der sieben Städte zeigt, die alle die Heimat Homers sein wollten.

Schoppe und Forer Seit den frühen 1630er-Jahren entwickelte sich der berühmte katholische Philologe, Kontroverstheologe und Publizist Caspar Schoppe (1576–1649; vgl. Jaumann 1998; BBKL 18, 1261–1297) zu einem erbitterten Gegner des Jesuitenordens. Innerhalb weniger Jahre publizierte er unter verschiedenen Pseudonymen auf Deutsch und v.a. Lat. rund 30 polemische Werke gegen die Gesellschaft Jesu, der er u.a. die Schuld am Dreißigjährigen Krieg gab. Diese Attacken riefen Mitglieder des Ordens wie Adam Contzen und Paul Laymann auf den Plan, die sich mit einer ganzen Reihe von Schriften gegen Schoppe zur Wehr setzten. Zum wohl wichtigsten Zentrum des jesuitischen Gegenangriffs entwickelte sich jedoch Innsbruck, wo Laurenz Forer das Banner der Gesellschaft hochhielt (wofür ihn Schoppe seinerseits immer wieder persönlich attackierte: Strosetzki 1998, 349–353). Forer (1580–1659) trat in Landshut in die Gesellschaft Jesu ein, wo er u.a. unter Laymann studierte, und unterrichtete danach an verschiedenen Niederlassungen v.a. im süddeutschen Raum, bevor er 1650 Rektor des Kollegs seiner Heimatstadt Luzern wurde. Die Jahre 1632–1643 verbrachte er in Tirol, wohin er sich vor den Wirren des Dreißigjährigen Krieges zurückgezogen hatte. Einen schriftstellerischen Namen machte er sich in erster Linie als fruchtbarer und vielseitiger Kontroversialist (ADB 7, 155; CE 6, 134–135).

Forers Schriften gegen Schoppe

Gegen Schoppe richtete Forer in den Jahren 1633–1636 nicht weniger als fünf Schriften: den deutschen *Anti-Melander* (München 1633; „Philoxenus Melander“ war eines von Schoppes Pseudonymen); die gleich näher zu besprechende *Anatomia Anatomiae Societatis Jesu sive Ant-Anatomia* („Anatomie der Anatomie der Gesellschaft Jesu oder Gegen-Anatomie“; Innsbruck 1634); die *Mantissa Ant-Anatomiae Jesuiticae* („Zugabe zur jesuitischen Gegen-Anatomie“; Köln/Innsbruck 1635); den *Grammaticus Proteus* („Grammatiker Proteus“; Ingolstadt 1636); und schließlich die *Appendix ad Grammaticum Proteum* („Anhang zum Grammatiker Proteus“; Ingolstadt 1636).

Anatomia Anatomiae

Forers Polemik gegen Schoppe ist ebenso wie die übrigen beiderseitigen Beiträge zur Kontroverse noch nicht genauer untersucht (erste Einblicke: Strosetzki 1998; Jaumann 1998, 465–481). Ihre Analyse im Rahmen des gesamten Streites wäre schon deshalb eine lohnende Aufgabe, weil dieser weitreichende Folgen hatte: Er führte einerseits zum faktischen Ende von Schoppes glänzender Karriere und zum Verlust seiner einflussreichen Position und trug andererseits wesentlich dazu bei, ein negatives Jesuitenbild zu tradieren, auszubauen und zu verbreiten. An dieser Stelle kann mit der *Anatomia Anatomiae* nur ein einzelner Beitrag Forers herausgegriffen und andiskutiert werden. Wie sein Titel schon andeutet, richtet er sich spezifisch gegen eine bestimmte antijesuitische Schrift Schoppes, nämlich die *Anatomia Societatis Jesu* („Anatomie der Gesellschaft Jesu“), die dieser unter dem Pseudonym Sanctius Galindus mit dem Zusatz *e Societate Jesu* („aus der Gesellschaft Jesu“) 1633 an verschiedenen Orten hatte drucken lassen.

Nach einer achtseitigen Vorrede an den Leser, in der Forer sein Buch mit dem Recht des Angegriffenen auf Selbstverteidigung rechtfertigt, legt ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis die Gliederung des Werkes in zwölf Kapitel und einen Epilog dar: Kap. 1 (S. 1–11) spürt der Identität des pseudonymen Autors der *Anatomia* nach.[4] Kap. 2 (S. 12–15) wendet sich gegen Schoppes Strategie, die Fehler einiger weniger Mitglieder der ganzen Gesellschaft anzulasten, Kap. 3 (S. 15–47) gegen seinen Vorwurf, die Jesuiten seien Schüler des Antichristen. Kap. 4 (S. 47–53) bestreitet, die Gründung neuer Kollegien (laut Schoppe mit dem Ziel der Weltherrschaft) stehe im Widerspruch zu einem diesbezüglichen Verbot der zweiten Generalkongregation der Jesuiten. Kap. 5 (S. 53–66) besteht auf deren Recht, vakante Klöster älterer Orden zu übernehmen – eine Praxis, die damals besonders viel böses Blut verursachte. Die Kap. 6 (S. 66–80) und 7 (S. 80–118) diskutieren und verneinen die Echtheit zweier von Schoppe gegen die Gesellschaft ins Treffen geführter

4 Forer identifiziert ihn korrekt mit Philoxenus Melander (s.o.), gibt aber vorerst nicht zu erkennen, dass er die reale Person hinter den Pseudonymen kennt. Erst ganz am Schluss (Kap. 12, S. 258) lässt er durchblicken, dass er sehr wohl um Schoppes Autorschaft weiß.

Geheimdokumente, der berüchtigten *Monita secreta* („Geheime Anweisungen") und eines dem spanischen Jesuiten Juan de Mariana zugeschriebenen Buches. Kap. 8 (S. 119–132) widmet sich dem Unterricht der Jesuiten, Kap. 9 (S. 132–167) bestreitet, dass sie ein luxuriöses, lasterhaftes Leben führen. In Kap. 10 (S. 167–209) wird der Vorwurf widerlegt, sie wollten zugleich Gott und der Welt dienen. Kap. 11 (S. 209–247) listet vermischte Argumentationsfehler, Lügen und sprachliche Fehler Schoppes auf. Kap. 12 (S. 247–258) versucht zu erweisen, dass Schoppe sich vielfach selbst widerspricht. Der Epilog (S. 259–266) konzediert nochmals Fehler einiger weniger Jesuiten, beharrt aber darauf, dass deswegen die Gesellschaft als Ganzes nicht zu verurteilen sei.

Polemik auf hohem Niveau

Wie immer man den Streit zwischen Schoppe und den Jesuiten moralisch beurteilen mag – Forers Schrift ist auf alle Fälle ein gutes Beispiel für das hohe Niveau, das die religiöse Polemik seit Beginn der Reformation in technischer Hinsicht erreicht hat. Das beginnt bereits bei dem übersichtlichen Druckbild, das den Leser durch Marginalien vororientiert und es ihm ermöglicht, auf den ersten Blick zwischen normal gesetztem Haupttext und kursiven Zitaten zu unterscheiden. Letztere stammen von Schoppe selbst, aus der Bibel, den Kirchenvätern und anderen religiösen Autoritäten, umfassen aber auch Briefe und Urkunden und sind durch die Angabe von Kapitel-, Vers- und Seitenzahlen jeweils leicht auffindbar. Die eigentliche Polemik kombiniert persönliche Angriffe und Beschimpfungen mit einer Vielzahl sachlicher Argumentationsmuster, sodass sowohl weniger feinsinnige Gemüter als auch gebildete Leser auf ihre Kosten kommen.

persönliche Polemik

Was Ersteres betrifft, hält Forer sich mit ganz kruden Beschimpfungen eher zurück. Den Ton, den er gewöhnlich anschlägt, kann etwa der Beginn von Kap. 1 illustrieren, wo er Schoppe einen *auctor infamis* […] *et criminatricis satyrae* (S. 1; „Autor einer schmählichen […] und verleumderischen Satire") nennt. Gerne greift er zum Stilmittel der Ironie, so z.B., wenn er angebliche Barbarismen Schoppes mit *elegantissime scilicet* (S. 237; „natürlich höchst elegant") kommentiert oder eine Stilblüte als *lectissimam phrasin* (S. 238; „höchst exquisite Redewendung") bezeichnet. Besonders raffiniert ist schließlich die Camouflage der Polemik als christliche Nächstenliebe. So bittet Forer Gott abschließend nicht etwa um Schoppes Bestrafung, sondern vielmehr darum, *ut* […] *pro tot malis, quae Societati inferre maximis conatibus nititur, animam illius integro oceano coelestium divitiarum inundet et locupletet tantorumque scelerum poenitentia donet* (S. 260; „er möge […] für die so zahlreichen Übel, die er der Gesellschaft mit größter Anstrengung zuzufügen versucht, seine Seele mit dem gesamten Ozean des himmlischen Reichtums überschwemmen und bereichern und ihn mit Reue über seine gewaltigen Frevel beschenken").

Sachargumente

Auf der eigentlich argumentativen Ebene hat Forer eine Vorliebe für Billigkeitsargumente, die auf die menschliche Schwäche i.A. rekurrieren, und weist seinem

Gegner besonders gerne Selbstwidersprüche nach. Darüber hinaus beruft er sich, wie schon erwähnt, immer wieder auf Autoritäten wie die Bibel oder die Kirchenväter und argumentiert mit Vorliebe historisch, noch häufiger jedoch philologisch.

philologische Argumentation

Letzteres lag Forer, der das sprachzentrierte Curriculum der Jesuiten durchlaufen hatte, von vornherein nahe; darüber hinaus mussten es Schoppes Attacken auf ebendieses Curriculum und die Tatsache, dass Schoppe selbst ein bedeutender Philologe war, als besondere Herausforderung erscheinen lassen, ihn gerade auf diesem Gebiet zu schlagen. Eine zentrale Rolle spielen philologische Argumente bei der Entlarvung des Autors (Kap. 1), bei der Echtheitskritik der *Monita* und der angeblichen Schrift Marianas (Kap. 6, 7) sowie bei der Diskussion der sprachlichen Seite der *Anatomia* (Kap. 11). Um zu illustrieren, wie durchdacht Forer in dieser Hinsicht argumentiert, sei abschließend ein Abschnitt aus seinem Beweis der Identität des *Anatomia*-Autors mit Philoxenus Melander zitiert. Bevor er seine These durch akribische sprachliche Detailvergleiche erhärtet, schickt er folgende methodologische Betrachtung voraus, welche die Werke einander unter dem Gesichtspunkt der vier aristotelischen Ursachen gegenüberstellt (S. 2):

> *Certe si materiam et argumentum libri spectes, videbis tam hic quam illic maximam partem esse eiusdem omnino furfuris ac farinae, adeo quidem, ut plurimis locis verbum verbo redditum conspiciatur; si modum ac formam scribendi in trutina suspendas, nec lac lacti est tam simile; si denique finem consideres, ad eundem utrobique scopum (nempe ad extirpationem Societatis) collineant universa. Quis ergo dubitet, quin et efficiens utriusque causa sit Anatomicus Melander et Melander Anatomicus?*

> Betrachtet man Stoff und Thema des Buches, wird man gewiss sehen, dass es in dieser wie in jener Hinsicht zum größten Teil ganz vom selben Schrot und Korn ist, und zwar so sehr, dass man an zahllosen Stellen erkennen kann, wie Wort mit Wort wiedergegeben wird; legt man Schreibart und -weise auf die Waage, so ist nicht Milch Milch so ähnlich; betrachtet man schließlich den Zweck, so läuft in beiden Fällen alles auf dasselbe Ziel, nämlich auf die Vernichtung der Gesellschaft [Jesu], hinaus. Wer wird also daran zweifeln, dass auch die wirkende Ursache beider Werke [dieselbe, dass] der Anatom Melander und Melander der Anatom ist?

Bartholomäus Holzhauser

Einer weit kleineren Glaubensgemeinschaft als der Gesellschaft Jesu stand um die Mitte des 17. Jhs. Bartholomäus Holzhauser vor (Arneth 1993). Holzhauser wurde 1613 als Sohn eines Schusters vermutlich im schwäbischen Laugna geboren. Nach Theologiestudium in Ingolstadt und Priesterweihe begann er 1640 mit dem Aufbau einer Gemeinschaft von Weltpriestern, die nach ihm als „Bartholomäer“ bezeichnet wurden. Seine Kongregation wurde 1647 von Innozenz X. anerkannt, war aber

zugleich schon früh Anfeindungen ausgesetzt, insbesondere seit 1643 von Seiten der erzbischöflichen Kurie in Salzburg. Dennoch bestand sie über eineinhalb Jahrhunderte hinweg weiter, ehe sie um 1800 erlosch. Holzhauser selbst war ab 1642 Pfarrer und Dekan von St. Johann in Tirol. 1655 wurde er auf Initiative des Mainzer Erzbischofs Johann Philipp von Schönborn Pfarrer und Dekan von Bingen am Rhein, wo er 1658 im Ruf der Heiligkeit verstarb.

Werke

Holzhauser war nicht nur ein charismatischer Glaubensführer und tüchtiger Organisator, sondern auch ein fruchtbarer Schriftsteller. Von seinen in der Regel lat. verfassten Werken bzw. Werkgruppen dürften die drei wichtigsten ganz oder größtenteils in Tirol entstanden sein: Einen Teil der hs. erhaltenen aszetischen und organisatorischen Schriften ließ Innozenz XI. unter dem Titel *Instructiones de via perfectionis* („Anweisungen zum Weg der Vervollkommnung") 1682 in Rom drucken. Bei der über 300 Druckseiten starken *Interpretatio Apocalypsis* („Interpretation der Apokalypse") handelt es sich um eine höchst subjektive Auslegung des Bibeltexes, die nur bis Apk 15,5 gediehen ist; sie wurde erstmals 1784 als Beigabe zu einer Holzhauser-Biographie in Bamberg und Würzburg gedruckt. Ebendort erschienen 1793 auch die zehn ekstatischen, teils endzeitlichen, teils zeitkritischen *Visiones venerabilis servi Dei Bartholomaei Holzhauser* („Visionen des ehrwürdigen Gottesdieners Bartholomäus Holzhauser"). Die genannten Werke sind der modernen Forschung in groben Zügen bekannt (vgl. Arneth 1993, 141–191 und 284–296, wo auch weitere Literatur angegeben wird und die restlichen Schriften zumindest kurz genannt sind). Deshalb sei hier statt ihrer auf einen bislang kaum beachteten Text eingegangen, der jedoch anscheinend als einziger zu Lebzeiten Holzhausers gedruckt wurde und im vorliegenden Zusammenhang zudem als ganz andersartiges Gegenstück zu Forers Verteidigung der Jesuiten interessant ist: die *Epistola fundamentalis* („Grundlegender Brief") aus dem Jahr 1644.

Epistola fundamentalis: Druckgeschichte

Die *Epistola fundamentalis* richtet sich an die Mitglieder von Holzhausers junger Gemeinschaft und ist, wie ihre Datierung nahelegt, wohl als Reaktion auf die Anfeindungen aus Salzburg verfasst. Sie kam in Rovereto und Mainz zum Druck,[5] wobei jedoch in beiden Fällen unklar ist, ob dieser noch im selben Jahr erfolgte: die Datumsangabe auf dem Titelblatt bezieht sich nämlich jeweils nicht auf den Druck, sondern auf die Abfassung des Briefes. Die Druckorte legen es nahe, die Roveretaner Ausgabe jedenfalls in Holzhausers Tiroler Zeit zu datieren, in der Mainzer Ausgabe dagegen ein Resultat seiner Kontakte zu Schönborn zu sehen, die sich nicht vor 1653 nachweisen lassen. Auch die schlechtere Absatzgliederung und z.T. sinnstörende Zeichensetzung des Mainzer Drucks passen zu dieser

5 Arneth 1993, 285 Anm. 591 kennt nur die Mainzer Ausgabe.

Annahme und lassen vermuten, dass es sich bei ihm um einen nicht besonders sorgfältigen Nachdruck der Tiroler Erstausgabe handelt. Nach dieser wird im Folgenden zitiert.

Zu Beginn der *Epistola* drückt Holzhauser seine Sorge um die durch die Anfeindungen verunsicherten Mitglieder seiner Gemeinschaft aus (3–5). Danach nennt und expliziert er vier *fundamenta* („Grundlagen"; nach ihnen ist der Brief betitelt), auf die sie sich stützen können und sollen: erstens das Vertrauen auf ihre Berufung (5–9); zweitens das Wissen um den Endzweck ihrer Anfechtungen (9–13); drittens ihre Freiheit in Gott (13–16); viertens die Überzeugung, dass der Mensch die Mittel, durch die Gott seine Ziele erreicht, nicht von vornherein kennen kann (16–21). Nach einer überleitenden Passage (21–22) macht den Schluss ein *§ finalis* („Schlussparagraph") mit Anweisungen zur Lebensführung und weiteren Ermahnungen zur Standhaftigkeit (22–26).

Kontrast zu Forer

Holzhausers Brief sticht in seiner ganzen Anlage scharf von Forers *Anatomia Anatomiae* ab. Diese ist ganz auf den Gegner ausgerichtet und betreibt mit großem Aufwand dessen moralische und intellektuelle Vernichtung. Holzhauser dagegen redet von seinen Widersachern nur in ganz allgemeinen Begriffen (z.B. 6–7, 20) und spricht dem Briefcharakter seines Werkes gemäß ausschließlich die Mitglieder seiner eigenen Gemeinschaft an. Ein gelehrter Apparat fehlt gänzlich. Die Gliederung ist sachlich wenig stringent; in Wahrheit geht es Holzhauser in allen Abschnitten prinzipiell um das Gleiche, nämlich darum, das Gottvertrauen und den Durchhaltewillen seiner Adressaten zu stärken. All dies entspricht dem Umstand, dass sein Argumentationsziel zwar grundsätzlich demjenigen Forers ähnelt (ein Angriff auf die eigene religiöse Gemeinschaft ist zurückzuschlagen), er sich dabei jedoch in einer weit schwächeren Position befindet als jener: Seine Gemeinschaft verfügt nicht über die finanziellen, personellen und intellektuellen Ressourcen des mächtigen Jesuitenordens.

rhetorische Strategien

Dennoch ist die *Epistola* auf ihre Art ein rhetorisch effizienter Text. Holzhausers wiederholte Aufrufe zu Gottvertrauen und gegenseitiger Solidarität, sein Insistieren auf dem Prüfungscharakter der aktuellen Probleme sowie die Beteuerung der Liebe und Sorge, die er für seine Adressaten empfindet, sind durchaus geeignet, diese moralisch zu stärken. Darüber hinaus zeigt aber schon die Publikation des Briefes, dass es auch darum geht, der Umwelt ein bestimmtes Bild der Gemeinschaft zu vermitteln: das einer frommen, tiefgläubigen Vereinigung, die auf die Anfeindungen ihrer Umwelt nicht mit Gegenangriffen, sondern vielmehr mit Demut und Geduld reagiert und damit zentrale Werte des Urchristentums verwirklicht, das ausdrücklich als Vorbild genannt wird (10):

Ergo adversa, etsi secundum praesentem instantiam prorsus destructura subinde exurgentem nostram plantulam videantur, nullo modo destruunt, sed magis aedificant et vos omnes in virtutibus et scientia depurant. Quae facies erat exurgentis Ecclesiae Christi? Secti sunt, distenti sunt, lapidati sunt, combusti sunt.

Auch wenn es also im gegenwärtigen Augenblick scheint, als würden die Widerstände unser allmählich aufsprießendes Pflänzlein gänzlich zerstören, zerstören sie es keineswegs, sondern bauen es vielmehr auf und reinigen euch alle in den Tugenden und im Wissen. Wie war denn die Lage der aufsprießenden Kirche Christi? Sie wurden geschnitten, auf die Streckbank gespannt, gesteinigt, verbrannt.

Selbstbild

Schließlich zeichnet Holzhauser in seinem Brief auch ein einnehmendes Bild seiner eigenen Person. Er erscheint als jemand, der vom Bewusstsein seines Unwertes und seiner Sündhaftigkeit durchdrungen,[6] gleichzeitig aber aufgrund einer Vision fest davon überzeugt ist, von Gott zur Gründung einer neuen Gemeinschaft berufen zu sein (*vocatio* ist ein häufig wiederkehrendes Schlüsselwort des Briefes). Dieses Selbstverständnis weiß er in Sätzen wie dem folgenden auch einprägsam zu verdichten: *Quae vocatio mihi quidem revelatione divina per fidem certe constat, de qua plura litteris consignare humilitatis modestia et personae meae peccatricis vilitas non sinunt.* (5; „Diese Berufung ist für mich eine sichere Glaubenstatsache aufgrund einer göttlichen Enthüllung [vgl. hierzu auch 18]; die Bescheidenheit meiner Demut und der Unwert meines sündigen Selbst gestatten es mir jedoch nicht, hiervon ausführlicher zu schreiben.“)

6 Bezeichnenderweise unterschreibt er den Brief mit *Bartholomaeus peccator* (22; „der Sünder Bartholomäus“).

Stefan Tilg

Philosophie

Übersicht

Während der ersten Hälfte des 17. Jhs. wurden die Jesuitengymnasien in Innsbruck und Trient sowie einige Tiroler Klöster zu literarisch produktiven Trägern der aristotelisch-scholastischen Schulphilosophie. Eine originelle ‚Philosophenphilosophie' (vgl. Blum 1998) ist daneben nicht zu erkennen. Wie gegen Ende der vorigen Epoche sind die typischen Produkte der Schulphilosophie für den Anlass einer Disputation gedruckte Dissertationen (vgl. hier S. 351–353), nur sind sie jetzt nicht mehr nur für ein heimisches Publikum bestimmt, sondern entstehen auch in Tirol und werden dort gedruckt. Insgesamt haben sich aus dem vorliegenden Zeitraum vierzehn philosophische Dissertationen erhalten, die meisten aus dem Jesuitengymnasium Innsbruck (4), gefolgt vom Jesuitengymnasium Trient und dem Kloster Neustift (je 2). Sämtliche Beispiele aus den Jesuitengymnasien sind der Logik gewidmet: Sie gingen aus dem neuen gymnasialen Logikkurs hervor, der im Folgenden näher dargestellt wird.

Jesuitengymnasium Innsbruck

Ein Markstein für die ‚Einbürgerung' der Schulphilosophie in Tirol ist die Einführung von Logik-Vorlesungen am Innsbrucker Jesuitengymnasium 1606. Damit war zwar noch kein voller *cursus philosophicus* etabliert, in dem nach der Logik noch Physik und Metaphysik zu belegen gewesen wären; die Schüler konnten aber nach Absolvierung der philologischen *studia inferiora* („untere Studien") bereits den grundlegenden Kurs der *studia superiora* („höhere Studien"), also den ersten Teil ihrer späteren universitären Studien, in Tirol besuchen.

Logikunterricht

Man kann den Unterricht in der Logik, aus dem in den folgenden Jahren gedruckte Disputationen hervorgingen, wahrscheinlich nicht besser charakterisieren als durch eine Paraphrase der recht präzisen Regeln für den Professor der Philosophie in der *Ratio studiorum* („Studienordnung") von 1599 (Lukács 1965–1992, Bd. 5, 397–401):

> Zweck des Philosophiestudiums überhaupt ist die Vorbereitung auf die Theologie. Man hat stets Aristoteles zu folgen, außer dort, wo er mit der christlichen Lehre nicht vereinbar ist. Aristoteles-Interpreten, die aus christlicher Perspektive anrüchig sind, namentlich Averroes und Alexander von Aphrodisias, sollten nur mit Vorbehalt und bewusst lustlos vermittelt werden. Im Gegenzug soll man Thomas von Aquin besonders hervorheben. Im ersten Jahr des dreijährigen Philosophiestudiums steht die Logik auf dem Programm, und zwar nach folgenden Vorgaben: Der Stoff soll v.a. durch Erklärung der Werke des Fran-

cisco de Toledo und des Pedro da Fonseca gelehrt werden.[1] In den Prolegomena zur Logik kommt zur Sprache, inwiefern sie eine Wissenschaft ist und von welchem Gegenstand sie handelt. Das Universalienproblem soll nicht erschöpfend behandelt und das Schwierigere davon für die Metaphysik aufgespart werden. Es schließt sich die Behandlung der aristotelischen Kategorien an. Die folgenden Schriften des *Organon* werden nur auszugsweise und kursorisch gelehrt: das zweite Buch von *De interpretatione* sowie beide Bücher der *Analytica priora* mit Ausnahme der ersten acht oder neun Kapitel des ersten Buchs. Die Frage der Kontingenz (vgl. das 13. Kapitel der *Analytica priora*) sollte nur ganz kurz angesprochen und das Problem des freien Willens dabei nicht erwähnt werden – offensichtlich wird diese Frage auf das Theologiestudium vertagt. Die *Topik* und die *Sophistischen Widerlegungen* lehrt man nur vereinfacht und summarisch am Beginn des Kurses. Am Ende des Jahres leitet man zur Physik über. Besonders berühmte und in den Disputationen oft behandelte Textabschnitte sollten zusammen mit bekannten Interpretationen ausführlich besprochen werden. Zur Lösung von Problemen rekurriert man entweder auf den griechischen Originaltext, auf Parallelstellen, auf die Autorität von Interpreten oder auf gute Gründe, die sich aus der Sache selbst ergeben. Man soll eine Fülle von Fragestellungen behandeln. Fragen, die nicht unmittelbar aus dem aristotelischen Text hervorgehen, sollen didaktisch sinnvoll eingestreut werden. Am Ende werden noch einige Regeln für die regelmäßigen und die feierlichen Disputationen gegeben. Daraus geht u.a. deren streng formalisierter Ablauf hervor. Die Argumente müssen grundsätzlich syllogistisch vorgebracht werden. Zuerst greift ein Gegner eine der zu verteidigenden Thesen an, worauf der Respondent die gesamte Argumentation des Gegners wiederholen muss. Daran fügt er dann *nego* bzw. *concedo maiorem / minorem / consequentiam* („ich verneine“ bzw. „bejahe den Obersatz / den Untersatz / die Schlussfolgerung“). Gelegentlich darf er auch den Inhalt eines der Sätze näher definieren (*distinguere*), um ihm so bedingt zuzustimmen oder ihn bedingt abzulehnen. Dieses Verfahren wiederholt sich dann bei jedem Einwand des Gegenredners, bis sich dieser zufrieden gibt und zur Kritik der nächsten These übergeht.

Propositiones logicae

Man darf davon ausgehen, dass der Druck logischer Disputationen des Innsbrucker Jesuitengymnasiums bald nach dem Beginn des Logik-Kurses einsetzte. Die ersten

1 Francisco de Toledo SJ (1532–1596): *Introductio in dialecticam Aristotelis* („Einführung in die Logik des Aristoteles“; Rom 1560) in fünf Büchern; *Commentaria una cum quaestionibus in universam Aristotelis logicam* („Kommentare zusammen mit Abhandlungen zur gesamten Logik des Aristoteles“; Rom 1572). Pedro da Fonseca SJ (1528–1599): *Institutionum dialecticarum libri octo* („Acht Bücher Unterricht in der Logik“; Lissabon 1564); *Isagoge philosophica* („Philosophische Einführung“; Lissabon 1591). Die angeführten Werke Toledos und Fonsecas brachten es auf zahlreiche Auflagen und wurden, wie ja gerade auch die Passage aus der *Ratio studiorum* beweist, zu Standardwerken des jesuitischen Logikunterrichts.

Titel sind allerdings erst für das Jahr 1636 überliefert.[2] Zu den ersten erhaltenen Texten gehören die 1641 von den Brüdern Paul und Kaspar Weinhart (1623–1710 bzw. 1624–1692) unter dem Vorsitz von Georg Seiser disputierten *Propositiones logicae ex prolegomenis*, *praedicabilibus*, *praedicamentis* („Logische Lehrsätze aus Prolegomena, Prädikabilien und Prädikamenten"; Innsbruck 1641; BS 4, 620, Nr. 24 [unter: Speiser!] und 7, 1105, Nr. 1). Bei den Respondenten handelte es sich um Söhne des bekannten Arztes Paul Weinhart d.Ä., die später auch ihrerseits den Beruf des Vaters ergriffen und im Dienst der Tiroler Erzherzöge standen (vgl. Hye 1970, 9; s. hier S. 583). In ihrer Disputation, die im Folgenden exemplarisch behandelt wird, finden wir viele theoretische Grundsätze der *Ratio studiorum* in die Praxis umgesetzt.

In der Widmung an Ferdinand Karl und Sigmund Franz werden deren körperliche und geistige Vorzüge sowie ihr Kampf gegen die Häresie hervorgehoben. Dem Hinweis auf den langjährigen Dienst des Vaters für die Tiroler Erzherzöge folgt die Bitte um eine gütige Aufnahme der Schrift. Im Hauptteil werden 53 Lehrsätze in den im Titel angekündigten drei Abschnitten disputiert. Jedem dieser Abschnitte steht eine kurze allgemeine Einleitung von einigen Zeilen voran:

1. *prolegomena:* In der Einleitung wird auf den didaktischen Brauch hingewiesen, vor dem aristotelischen *Organon* einführende Gedanken zu äußern und die *Isagoge* des neuplatonischen Philosophen Porphyrios (ca. 234–305/10) zu behandeln. Damit ist der Gesamtplan skizziert: Prolegomena – Prädikabilien nach Porphyrios – Kategorien nach dem *Organon*. Da die *Isagoge* auch ins Problem der Universalien einführt, deckt sich dieser Aufbau mit der Empfehlung der *Ratio studiorum*, zuerst Einleitendes zu sagen, dann das Universalienproblem anzureißen und schließlich zum *Organon* überzugehen. Die Propositionen der Prolegomena befassen sich in Übereinstimmung mit dem Lehrplan mit der Logik i.A., ihrer Seinsweise, ihren Zielen, ihrem Verhältnis zu anderen Wissenschaften usw.

2. *praedicabilia*: Unter diesem Begriff versteht man die fünf grundlegenden und universalen Weisen, in denen Prädikate von ihren Gegenständen ausgesagt werden können, nämlich in der Weise von *genus*, *species*, *differentia specifica*, *proprium* und *accidens* („Gattung,

2 Rudolf Biecheler (Präses)/Johann Franz Clement (Respondent): *Mutatio triplex ad substantiam, qualitatem et quantitatem* („Dreifache Änderung bezüglich der Substanz, der Qualität und der Quantität"; Innsbruck 1636; BS 4, 620, Nr. 19); Theodor Botsch (Präses)/Johann Lintner (Respondent): *Disputatio logica de selectis difficultatibus* („Logische Disputation über ausgewählte Schwierigkeiten; Innsbruck 1636; BS 4, 620, Nr. 20). In der Bozner Propsteibibliothek ist eine auf 1626/27 datierte, vielleicht von Thobias Castner verfasste (vgl. hier S. 402) Einführung in das aristotelische *Organon* mit Ausnahme der *Topik* und der *Sophistischen Widerlegungen* erhalten (PBBZ, X 40). Möglicherweise ging auch sie aus dem Innsbrucker Gymnasium hervor. Jedenfalls taucht Castner 1625 als ein *humanitatis studiosus* auf.

Art, artbildender Unterschied, Eigenschaft, Hinzutretendes"). Porphyrios hatte, aufbauend auf Aristoteles' Kategorien, diesen Kanon von Prädikabilien in seiner *Isagoge* festgeschrieben und der Logik des Mittelalters und der Neuzeit als Grundlage überliefert. Da Porphyrios u.a. auch eine (nicht erhaltene) polemische Schrift gegen die Christen verfasste und die *Ratio studiorum* Distanz zu Autoren mit zweifelhafter Reputation fordert, geht auch unsere Schrift auf dieses Problem ein (7):

Homo caetera doctus et perspicacis ingenii, sed turpis a Christiana Religione transfuga; quia tamen nullus veterum succinctius et ad mentem Aristotelis conformius de hac materia (cuius cognitio Philosopho est apprime necessaria) scripsit, quam iste Malchus, passim receptus est in scholis.

Er ist ein im Übrigen gelehrter und scharfsinniger Mensch, aber ein schändlicher Abtrünniger von der christlichen Religion. Da trotzdem niemand von den Alten konziser und mit dem Geist des Aristoteles übereinstimmender über diesen Gegenstand (dessen Kenntnis für einen Philosophen ganz besonders wichtig ist) geschrieben hat als dieser Malchus,[3] ist er in den Schulen allgemein aufgenommen.

Die folgenden Lehrsätze behandeln zunächst generelle Probleme der Universalien und der Prädikation, schließlich die Prädikabilien im Einzelnen.

3. *praedicamenta*: Die Prädikamente sind die aristotelischen Kategorien. Als Gegenstand der Kategorien werden die Sachen selbst bezeichnet, *quatenus recte apprehendi et apte praedicari debent* (13; „insofern sie richtig aufgefasst und passend ausgesagt werden sollen"). Die hier ausgedrückte, schon bei Aristoteles vorgegebene Vermischung von Ontologie und sprachlicher Aussage fordert eine Klärung der Kompetenzen von Metaphysik und Logik (13) wie sie auch in der *Ratio studiorum* angeschnitten wird:

Nos Logicorum instituto parce hanc materiam libabimus, nisi in quibus temporum licentia aliud concedit: quaedam enim ex hoc praecipue Metaphysicorum patrimonio non tam iure, quam necessitate ad Dialecticos devoluta videmus.

Wir werden mit unserem logischen Vorhaben nur sparsam von dieser Materie schöpfen, außer in den Fragen, in denen uns die frei bleibende Zeit anderes gestattet: Einiges aus diesem v.a. den Metaphysikern gehörenden Erbe sehen wir ja nicht so sehr aus rechtlichen Gründen als aus solchen der Notwendigkeit auf die Dialektiker abgewälzt.

3 Die Eltern des Porphyrios waren Syrer, und er selbst soll ursprünglich den syrischen Namen seines Vaters Malchus („König") getragen haben.

Die folgenden Lehrsätze behandeln die zehn aristotelischen Kategorien im Einzelnen.

Form

Im Unterschied zu den zwei im letzten Philosophiekapitel vorgestellten Disputationen (vgl. hier S. 352–353) wird hier der Stoff – zumindest teilweise – im vollen Sinn disputiert, d.h. nach verschiedenen Gesichtspunkten und Lehrmeinungen erörtert. Das stimmt wiederum mit den Vorgaben der *Ratio studiorum* überein, die ja konkrete Empfehlungen zur erörternden Lösung von Problemen gibt, so den Vergleich mit dem Originaltext, das Heranziehen von Parallelstellen, von autoritativen Interpreten sowie von Gründen aus der Sache selbst. Vergleiche mit dem Originaltext kommen in unserem Beispiel nicht vor und sind in Disputationen dieser Zeit überhaupt sehr selten. Alles Übrige findet sich reichlich. Der Text ist gespickt mit Belegen aus Aristoteles sowie alten und neuen Autoritäten, unter denen besonders Thomas von Aquin und zeitgenössische jesuitische Autoren hervorragen. Neben den von der *Ratio studiorum* als Grundlage empfohlenen Toledo und Fonseca handelt es sich dabei v.a. um Vertreter der wirkmächtigen spanischen Barockscholastik wie Francisco Suárez (1548–1617), Pedro Hurtado de Mendoza (1578–1651) oder Rodrigo de Arriaga (1592–1667). Teilweise unter Berufung auf solche Autoritäten, teilweise auch nur auf die Sache selbst konzentriert, werden die einzelnen Lehrsätze in dem typischen sprachlich trockenen, gedanklich dichten und voraussetzungsreichen Stil der Disputationen erörtert.

Gratulationsgedichte

Den Abschluss der Disputation bilden zwei Gratulationsgedichte. Das kürzere der beiden besteht aus nur fünf jambischen Trimetern und unterstreicht die ‚familiäre' Note dieser Schrift: Es stammt nämlich von Ignaz Weinhart (1617–1684; vgl. Hye 1970, 63–69), einem weiteren Bruder des disputierenden Bruderpaars. In seinen Versen ist vom „Gordischen Knoten" (*nodus Gordius*) und von den „Tücken der Sophisten" *(Sophistarum dolos)* die Rede, welche Paul d.J. und Kaspar überwunden haben: *Sed has minas ridete, vos Fratres duo* („doch diese Bedrohungen verlacht, ihr beiden Brüder"). Das längere der Gedichte ist in Hexametern verfasst und stammt von anonymen Mitschülern. Der Ruhm in der Wissenschaft wird wetteifernd dem Ruhm im Krieg zur Seite gestellt, die Disputation wird zu einer theatralisch ausgemalten und siegreich bestandenen Schlacht mit Worten stilisiert. Schließlich kommt es zu einer reizvollen Variation des Diktums von den glücklichen österreichischen Hochzeiten: *Regna alii sua conservent formidine Martis, / Austriaci vestris subdent sua regna Camaenis* (V. 30–31; „Andere mögen ihre Reiche durch Kriegsangst bewahren, die Österreicher aber werden ihre Reiche euren Camenen unterwerfen"). Beide Gedichte lassen das praktische Anliegen der gedruckten Disputation gut erkennen: Die Unterstützung durch den Bruder Ignaz Weinhart zeigt zusammen mit dem im Vorwort gegebenen Hinweis auf die Verdienste des Vaters, dass oft eine ganze Familie hinter der durch die Disputation bekräftigten Empfehlung bei potenziellen

Arbeitgebern steht. Die Betonung des Wertes der Wissenschaft und der glanzvollen Bewährung auf ihrem Feld weist allgemein auf die hohen Qualifikationen der Disputanten hin.

Trient: *Isagoge scientiarum*

Während im Gymnasium von Hall die *studia superiora* nie eingeführt wurden, eröffnete man in dem erst 1625 gegründeten Gymnasium von Trient schon zehn Jahre später einen Kurs für Logik. Die erste überlieferte Disputation wurde 1652 von einem Franz Mahlknecht aus dem damals noch bayerischen Braunau unter dem Vorsitz von Sigmund Lannser[4] (1621 Bozen–1689 Amberg) geführt. Sie trägt den Titel *Isagoge scientiarum seu universalia in genere et in specie* („Einführung in die Wissenschaften oder Universalien i.A. und im Besonderen") und wurde bei Zanetti als vergleichsweise umfangreiches Büchlein von 93 Seiten gedruckt. Dieses Werk erweist in manchem, dass die Regeln der *Ratio studiorum* auch Spielraum für Auslegung boten oder gar durchbrochen werden konnten.

In der Widmung an Maximilian Graf Kurz von Senftenau, den Obersthofmeister des bayerischen Kurfürsten, lässt der Respondent sein Anliegen mit ungewöhnlicher Offenheit erkennen (Bl. A2^{rv}):

Inter caeteros nobilissimos Scientiarum fructus semper mihi potissimus esse visus est, Illustrissime et Excellentissime Domine Comes etc., quod earum suffragio et ductu aditum nobis aperiri videam ad oscula manuum, a quarum reverentia alioquin Summorum virorum Maiestas et germana nos modestia quam longissime submovisset.[5]

Unter den übrigen Früchten der Wissenschaften schien mir immer jene die beste zu sein, mein durchlauchtigster und hervorragendster Herr Graf usw., dass ich sehe, wie durch ihre Unterstützung und ihre Führung uns ein Weg zum Küssen der Hände eröffnet wird, von deren Verehrung uns sonst die Hoheit der höchsten Männer und aufrichtige Bescheidenheit sehr weit entfernt hätte.

Widmung

Nach einer Reihe weiterer topischer Schmeicheleien drückt Mahlknecht die Hoffnung aus, dass dieses Jugendwerk einmal weiteren, „erwachseneren" Werken (Bl. A4^{r}; *adultioribus aliquando laboribus*) im Dienst des Grafen den Boden ebnen könnte.

Universalien

Inhaltlich wird das Universalienproblem für eine Disputation sehr detailliert behandelt. Trotzdem beteuern die abschließenden Sätze des *argumentum* die Selektivität. Nachdem der Gesamtplan ausgebreitet wurde, heißt es (Bl. A5^{r}):

4 Lannser trat ein weiteres Mal als Präses hervor (*Disputatio philosophica de causa efficiente, efficientia et effectu*; „Philosophische Disputation über Wirkursache, Wirksamkeit und Wirkung"; Freiburg i.B. 1655) und betätigte sich sonst als Übersetzer italienischer Erbauungsbücher ins Deutsche.

5 Der Druck hat *submonisset*.

Quem ordinem […] *sequemur nos non quidem omnia posituri (iuxta pagellarum angustias), quae circa hanc materiam docemus in scholis, sed excerpturi hinc inde propositiones maioris ponderis ac difficultatis.*

Diese Reihenfolge […] werden wir beachten, dabei aber (wegen der Enge der beschränkten Seitenzahl) nicht alles darstellen, was wir über diesen Stoff in den Schulen lehren, sondern nur hier und da Lehrsätze von größerem Gewicht und größerer Schwierigkeit herausgreifen.

Widerspruch zur *Ratio studiorum*

Der Widerspruch zur *Ratio studiorum* lässt sich damit allerdings nicht beseitigen: Dort steht geschrieben, man solle die Universalien im Logikkurs nicht zu ausführlich behandeln und gerade die schwierigeren Fragen erst in der Metaphysik unterrichten. Hier ist das Gegenteil der Fall.

Gliederung

Das Werk ist in zwei Hauptteile gegliedert. Der erste Teil handelt von den Universalien i.A. Hier werden Probleme erörtert, die mit der Abstraktionsleistung des Geistes beim Bilden universaler Begriffe zusammenhängen, so das Problem der metaphysischen Grade des Seins, der *distinctio* („Unterscheidung“) oder *praecisio* („Präzision“) von Begriffen. Der zweite Teil widmet sich den Universalien im Besonderen. Die hier behandelten Fragen der Prädikation laufen auf eine detaillierte Auseinandersetzung mit Porphyrios und seinen fünf Prädikabilien hinaus.

Form

Die einzelnen Lehrsätze werden in diesem Werk ungewöhnlich ausführlich erörtert. Für 21 Lehrsätze werden 93 Seiten verwendet, was im Vergleich zu anderen Disputationen sehr viel ist. Die Darstellung ist gleichzeitig aber auch didaktisch und aufbauend, sodass das Werk ein wenig vom Charakter eines Lehrbuchs erhält. Damit hängt es vielleicht zusammen, dass die Berufung auf Aristoteles-Interpreten zugunsten einer sachlichen Argumentation ganz in den Hintergrund tritt. Das sonst oft übliche *name dropping* mit ganzen Zeilen voller Belegstellen fehlt.

Gratulationsgedichte

Den Schluss der Disputation bilden wieder zwei Gratulationsgedichte an den Respondenten. Das erste, in elegischen Distichen, stammt von Franz Hohenhauser, einem Kommilitonen im Logikkurs, das zweite, in sapphischen Strophen, von Johann August Baumgartner, einem Freund des Respondenten und Schülers der Poesie-Klasse. Wie üblich wird in beiden Gedichten der Kampf mit und der Sieg über die Logik thematisiert. Baumgartner treibt die Kampfmetaphorik dabei auf die Spitze, indem er ein aufgeregtes Schlachtgetümmel ausmalt, wo etwa die Zunge des Respondenten Speere schleudert und ein Manipel von Syllogismen tot auf dem Feld zurückbleibt (V. 19 und 30).

Klöster

Wie einleitend bemerkt, fand auch der Philosophieunterricht in den Tiroler Klöstern gelegentlich Niederschlag in gedruckten Disputationen. Die Widmungen dieser Schriften, die im öffentlichen Schul- und Universitätswesen normalerweise

an weltliche Herren gehen, sind hier in der Regel an hohe Geistliche gerichtet. Das Ziel der Empfehlung für zukünftige Dienste bleibt dasselbe, wenn auch die Karrieren der Professen absehbarer sind und ihre Bitten deshalb nicht so dringlich wirken wie die angehender Beamter. Während die Jesuiten in Tirol zu dieser Zeit nur Logik unterrichteten, lehrte und disputierte man in den Klöstern aus der ganzen Philosophie, so z.B. in der unter dem Vorsitz von Tobias Zigl in Stams geprüften *Pharetra ex praecipuis difficultatibus universae philosophiae repleta* („Mit den vornehmlichsten Schwierigkeiten der ganzen Philosophie gefüllter Köcher"; Innsbruck 1664). Außerdem gab es für die Vermittlung des Stoffs in den Klöstern keine einheitlichen Vorgaben wie in der *Ratio studiorum*. Aus diesen Gründen ist die Vielfalt der Themen und Methoden größer als bei den Jesuiten. Das kann aber auch bedeuten, dass der Zugang zur Logik selektiver ist und sich auf spezielle formale Probleme konzentriert, wie z.B. in den im Augustiner-Chorherrenstift Neustift unter dem Vorsitz von Ulrich Arsenius von vier Professen disputierten *Centum syllogismi* („Hundert Syllogismen"; Innsbruck 1624). In dieser Analyse von, wie es in der Vorrede heißt, „guten" und „schlechten" Syllogismen sollten die Studenten eine Richtschnur für die Schärfung ihres Urteilsvermögens erhalten. Auch in der Disputation aus dem Innsbrucker Servitenkloster – unter dem Vorsitz von Hyazinth Grandl – über die *Philosophia rationalis sive decisiones ex universa logica desumptae* („Dialektische Philosophie oder Entscheidungen, die aus der gesamten Logik genommen sind"; Innsbruck 1650) erscheint die Logik stark formalisiert. Schwerpunktmäßig werden hier Begriffe und Zeichen untersucht. Eine weitere Besonderheit klösterlicher Disputationen ist, dass die an öffentlichen Schulen und Universitäten recht streng durchgeführte Trennung von Philosophie und Theologie nicht so genau genommen wird und also theologische Fragen auch im philosophischen Diskurs größeres Gewicht bekommen können. Hierzu sei ein auch in anderer Hinsicht interessantes Beispiel etwas genauer besprochen:

Bliemel, *CXV controversiae philosophicae*

Im Wiltener Prämonstratenserstift präsidierte 1655 der Chorherr Wilhelm Bliemel einer Disputation über *CXV controversiae philosophicae* („115 philosophische Kontroversen"), deren Stoff dem Leben des Hl. Norbert, des Gründers des Prämonstratenserordens, entnommen wurde und die im selben Jahr in Innsbruck im Druck erschienen (vgl. Abb. 84). Bliemel trat u.a. auch als Verfasser historiographischer, kanonistischer und theologischer Werke hervor (vgl. hier S. 496–497 und 584–586). Vielleicht kommt von daher die originelle Grundidee des Werks, eine Verbindung von Hagiographie und Philosophie zu schaffen. Sie wird in einer Anmerkung am Beginn der Disputation erklärt (Bl. 3^r^):

Cum nihil in rerum natura sit vel fiat, quod non ad Philosophicam incudem revocari et examinari possit, placuit honoris et debitae observantiae ergo, qua in sanctum patrem et Fun-

datorem nostrum NORBERTUM ferimur, eius qui et ipse liberalibus disciplinis a primis adolescentiae annis fuit imbutus, vitam XXXVIII. paragraphis conclusam afferre atque ex quolibet unam alteramve Philosophicam difficultatem depromptam examinare nostramque desuper mentem aperire.

Da nichts in der Natur der Dinge ist oder wird, was nicht auf den Amboss der Philosophie gebracht werden kann, gefiel es wegen der Ehre und der geschuldeten Ehrfurcht, die wir unserem heiligen Vater und Gründer NORBERT zollen, sein Leben – war er doch selbst seit den ersten Jugendjahren mit den freien Wissenschaften vertraut – in 38 Paragraphen darzustellen und aus jedem die eine oder andere philosophische Schwierigkeit herauszunehmen und zu untersuchen und unsere Ansicht darüber kundzutun.



CXV.
CONTROVERSIAE
PHILOSOPHICÆ
Ex Vita S. P. NORBERTI Canonicorum Regularium Præmonstratensis Ordinis Fundatoris, & Archiepiscopi Magdeburgensis depromptas, decurso stadio philosophico, in Auditorio VVilthinensis Cœnobij.
PRÆSIDE
R.D. WILHELMO BLIEMEL
SS. THEOL. ET CANONVM LICENTIATO, PHILOSOPHIÆ DOCTORE, PRÆDICTI Ordinis & Cœnobij Canonico & Lectore Ordinario.
RR. FF. HIERONYMVS PREMB, HERMANNVS PACELLER EVNDEM ORDINEM IBIDEM PROFESSI, & ANDREAS JALL
Philosophiæ Candidati.
Die Horis ante, 8. Anni | Mensis Augusti post meridiem 2. M. DC. LV.
FORMIS HIERONYMI AGRICOLÆ OENIPONTI.

Abb. 84: Titelblatt von Wilhelm Bliemels Disputation *CXV controversiae philosophicae*, Innsbruck 1655.

Dass der Konnex zwischen dem Leben des Hl. Norbert und den sich daran anschließenden philosophischen Fragen sehr locker ist, zeigt gleich der erste Paragraph, der beispielshalber herausgegriffen sei:

Problem der Vaterschaft

In einem kurzen hagiographischen Abschnitt wird nach Laurentius Surius und anderen hagiographisch-historischen Quellen die Geburt des Hl. Norbert in Xanten erzählt. Daran knüpfen sich zwei wesentlich umfangreichere philosophische Fragen, die keineswegs eine Auslegung der Historie sind, sondern abrupt ein allgemeines philosophisches Problem damit assoziieren. Die erste Frage lautet: *Quomodo homo hominis pater dici possit, cum homo generans nec materiam, utpote ingenerabilem, nec formam, utpote spiritualem et a solo Deo producibilem, producat* („Wie ein Mensch Vater eines Menschen genannt werden kann, wenn doch ein zeugender Mensch weder Materie, die ja nicht zeugbar ist, noch Form, die ja geistig ist und nur von Gott hervorgebracht wird, hervorbringt"). Darauf folgt eine Diskussion verschiedener Lehrmeinungen mit Zitaten vieler Autoritäten von Aristoteles über Thomas von Aquin bis zu den zeitgenössischen, v.a. jesuitischen Scholastikern. An letztere, namentlich Hurtado de Mendoza, Arriaga und Oviedo, schließt sich auch die gebotene Lösung an: Der Mensch zeuge keine Materie, sondern stelle der Natur

ein kleines Quantum zur Verfügung. Aus dem auf diese Weise natürlich entstehenden Fötus entstehe erst dadurch ein Mensch (so sage es auch die Medizin), dass er nach ca. einem Monat von göttlicher Seite eine rationale Seele erhalte.

Kontingenz

Die zweite Frage beschäftigt sich mit dem schon bei Aristoteles (vgl. *De interpretatione* 9, an. pr. 13) gegebenen Problem der Kontingenz: *Unde nam proveniat, quod haec numero causa producat hos numero et non alios effectus;* [...] *cur haec numero rana hic in Tyroli, et non potius in Suevia producatur* (Bl. 3ᵛ; „Woher es kommt, dass diese bestimmte Ursache diese bestimmten Wirkungen und keine anderen hervorbringt; [...] weshalb dieser bestimmte Frosch hier in Tirol und nicht vielmehr in Schwaben hervorgebracht wird"). Der Autor schließt sich wieder den spanischen Barockscholastikern der Gesellschaft Jesu an, nach denen die Individuation der Wirkungen stets durch die erste Ursache, durch einen *concursus Dei* („Unterstützung Gottes") ermöglicht wird. Diese okkasionalistische Lösung des Kontingenzproblems werde auch von der Bibel gestützt, wo es heiße, dass Gott bestimmte Menschen an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten erzeugt werden ließ. Ähnliches hätten die Kirchenväter ausgedrückt, die von einer Gnade Gottes sprächen, wenn man als Kind katholischer Eltern geboren werde. Dem Einwand, Gott sei in diesem Modell auch Ursache der Sünde, wird vorgebeugt: Der Mensch fasse im Geist einen freien Entschluss, der *concursus Dei* beziehe sich nur auf die Ausführung, auf die Physis. Derselbe physische Akt könne in verschiedenen Fällen einmal gut bzw. unbedenklich und einmal schlecht sein. So sei es ein großer Unterschied, ob man im Wissen um die einschlägigen Verbote oder ohne Wissen am Freitag Fleisch esse. Das Thema wird im Anschluss an die zweite Historie aus dem Leben des Hl. Norbert fortgeführt, in dem es um seine Bekehrung geht: War sie wirklich frei oder handelte Norbert durch die Prädetermination Gottes notwendig so? Es dürfte klar geworden sein, dass sich hier theologische Fragen aufs Engste mit philosophischen verbinden. Die Diskrepanz zum betont ‚untheologischen' jesuitischen Logikkurs ist dabei gerade bei der Behandlung des Kontingenzproblems augenfällig, fordert doch die *Ratio studiorum*, dass dieses nur knapp behandelt und von der Frage des freien Willens getrennt werden soll.

Martin Korenjak

Naturwissenschaft

Überblick

Vor der Gründung der Universität Innsbruck war es im Tiroler Raum kaum möglich, naturwissenschaftlichen Unterricht zu erhalten. An den Jesuitengymnasien wurde maximal das erste Jahr des *cursus philosophicus*, d.h. die Logik, unterrichtet (vgl. hier S. 545–546), die Priesterseminare und klösterlichen Hauslehranstalten boten ebenfalls keine einschlägige Lehre an. Demgemäß ist im Tirol dieser Epoche noch kaum eigenständige naturwissenschaftliche Forschung nachweisbar – abgesehen von der Medizin, die in einem eigenen Kapitel behandelt wird. Was diesbezüglich vorhanden ist, fällt in der Hauptsache mit den einschlägigen Werken eines aus dem Ausland kommenden Gelehrten zusammen, der sich nur für wenige Jahre in Tirol aufhielt. Von zwei weiteren wichtigen Texten wurde der eine einem Tiroler Potentaten nur gewidmet, der andere verdankt seine Existenz einem außergewöhnlichen Ereignis, nämlich einer Sonnenfinsternis.[1] Dass alle Autoren sicher oder wahrscheinlich der Gesellschaft Jesu angehören, entspricht der Führungsrolle, die diese damals im katholischen Teil Europas auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften innehatte.

Scheiner

In den Jahren 1617–1620 wirkte in Innsbruck mit Christoph Scheiner (1573–1650; vgl. Daxecker 2004) einer der wichtigsten Naturwissenschaftler, die der Jesuitenorden in der ersten Hälfte des 17. Jhs. hervorgebracht hat. Gebürtig aus der vorderösterreichischen Markgrafschaft Burgau, absolvierte Scheiner, der 1595 dem Orden beitrat, seine Studien hauptsächlich in Ingolstadt, wo er 1610 Professor für Mathematik und Hebräisch wurde. Sein Ruf wuchs durch den von ihm entworfenen Pantographen, ein Gerät zum maßstabgetreuen Kopieren, Vergrößern und Verkleinern von Zeichnungen, und durch seine Entdeckung der Sonnenflecken im Jahr 1611. Auch der Tiroler Landesfürst Erzherzog Maximilian III., der großes Interesse an den Naturwissenschaften zeigte, wurde auf Scheiner aufmerksam und stand seit 1614 in intensivem Kontakt mit ihm. Nachdem er Scheiner wiederholt zu kürzeren Aufenthalten nach Innsbruck geholt hatte, bewirkte er 1617 seinen Transfer ans dortige Jesuitenkolleg. Auch Maximilians Nachfolger Erzherzog Leopold V. schätzte den gelehrten Jesuiten außerordentlich, wie die Korrespondenz belegt, die sich nach Scheiners Abgang aus Innsbruck zwischen den beiden entwi-

1 Ein mineralogischer Brief von Michael Staudacher SJ an Athanasius Kircher ist im Briefkapitel besprochen (s. hier S. 519).

ckelte (übersetzt bei Daxecker 1995). Mit seinen Innsbrucker Mitbrüdern scheint sich Scheiner allerdings weniger gut vertragen zu haben, so dass ihm ein Ruf auf den Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Freiburg i.B. im Jahr 1620 wohl gelegen kam. Nach einer Zwischenstation am Kolleg in Neisse weilte Scheiner in den Jahren 1624–1633 an der Ordenszentrale in Rom, wo er in der Affäre um seinen Rivalen Galileo Galilei eine eher unglückliche Rolle spielte, später wieder in Neisse, wo er auch verstarb.

Scheiners Tirolensien

Von Scheiners wissenschaftlichen Publikationen stehen vier mit Tirol in Verbindung:[2] die *Exegeses fundamentorum gnomonicorum* („Erläuterungen zu den Grundlagen der Sonnenuhren"), der *Sol ellipticus* („Elliptische Sonne"), die *Refractiones coelestes* („Himmlische Refraktionen") und der *Oculus*, *hoc est fundamentum opticum* („Das Auge als Grundlage der Optik"). Die ersten drei entstanden noch während Scheiners Zeit in Ingolstadt, sind aber Maximilian III. gewidmet, der *Oculus* stammt aus den Innsbrucker Jahren.

Exegeses fundamentorum gnomonicorum

Bei den 1615 in Ingolstadt gedruckten *Exegeses* (vgl. Daxecker 2004, 116–117) handelt es sich um eine Dissertationsschrift. Defendent war mit Johann Georg Schönperger passend zur Widmung an den Deutschmeister ein Innsbrucker. Der Text selbst dürfte von Scheiner stammen. Das knapp 90 Seiten starke Werk behandelt Geometrie und Optik der Sonnenuhren und gibt praktische Anleitungen zu ihrer Herstellung.

Sol ellipticus

Das schmale Bändchen mit dem Titel *Sol ellipticus* erschien ebenfalls 1615 in Augsburg (Übersetzung: Daxecker/Šubarić 1998). Scheiner behandelt darin die von ihm erstmals beobachtete Tatsache, dass die Sonne in der Nähe des Horizontes vertikal gestaucht und dadurch elliptisch erscheint, und erklärt sie prinzipiell zutreffend als Resultat der (damals bereits bekannten) astronomischen Refraktion, der Ablenkung des Lichtes beim Durchgang durch verschiedene Luftschichten: Sie ist bei niedrigem Sonnenstand am unteren Rand der Sonne signifikant größer als am oberen und jener erscheint dadurch stärker gehoben als dieser, wodurch die erwähnte Verformung zustande kommt.

Refractiones coelestes

Die *Refractiones coelestes* (vgl. Daxecker 2004, 118) wurden 1617 wieder in Augsburg publiziert. Wie ihr mit demjenigen des *Sol* praktisch identisches Titelbild, eine elliptisch abgeflachte Sonne (vgl. Abb. 85), ihr Alternativtitel *Solis elliptici phaenomenon illustratum* („Das Phänomen der elliptischen Sonne erhellt") und das wieder an Maximilian gerichtete Widmungsschreiben klarmachen, sind sie als Fortführung und Verallgemeinerung der im *Sol* begonnenen Arbeit zu verstehen. In 57

2 Zu Scheiners aus den Jahren 1615–1621 stammenden unpublizierten Plänen und Erläuterungen zur Innsbrucker Jesuitenkirche (die dann 1624 einstürzte und von Grund auf neu errichtet werden musste) vgl. Daxecker 2004, 22–27.

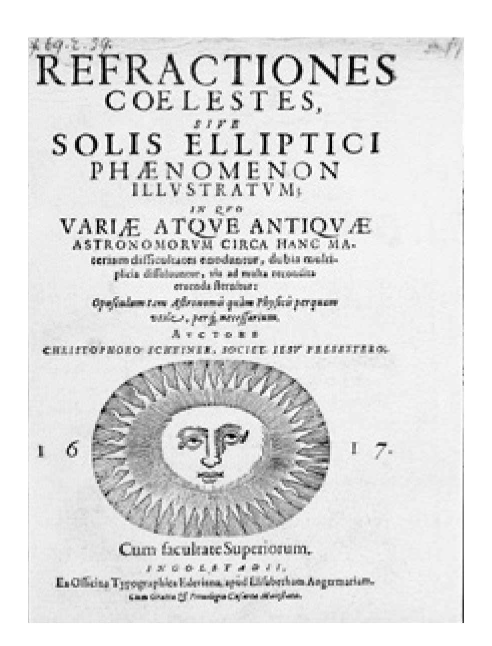


Abb. 85: Titelseite von Christoph Scheiners *Refractiones coelestes*, Augsburg 1617.

Kapiteln und auf 133 Seiten wird eine detaillierte, systematische Darstellung der Refraktion und ihrer Bedeutung für die Astronomie gegeben. Das Buch enthält auch Anleitungen zur Beobachtungspraxis. Eine griechische Preiselegie auf Scheiner ([134]) und ein umfangreicher Index ([135]–[161]) bilden den Abschluss.

Oculus

1619 erschien in Innsbruck der über 250 Seiten starke *Oculus*.[3] Scheiner scheint an dem Buch, das er König Ferdinand II. widmete, schon seit einigen Jahren gefeilt zu haben, doch wurde die Drucklegung wegen seiner Weigerung, es den zuständigen Zensoren vorzulegen, immer wieder verschoben. Das Werk war zu seiner Zeit bahnbrechend. Nicht nur ein hexametrisches Preisgedicht von Caspar Pansa (vgl. hier S. 473–476) zu Ende des Bandes (249–254) verkündet seinen Ruhm, auch zwei Nachdrucke, 1621 in Freiburg i.B. und 1652 in London und Amsterdam, zeugen von seiner Bedeutung. In drei Büchern untersucht Scheiner, wie das Gesehene zu einem Bild wird. Das erste Buch liefert die Grundlage, nämlich die Anatomie des Auges, ergänzt durch verschiedene Experimente, welche seine Funktionsweise und seine diversen Unzulänglichkeiten beleuchten. Das zweite Buch analysiert die Lichtbrechung, zuerst i.A., dann im Besonderen im Auge, wobei auch untersucht wird, welcher Teil des Auges das Bild empfängt. Das dritte Buch befasst sich mit der Aufnahme des Gesehenen auf der Retina sowie mit dem von Scheiner postulierten visuellen Winkel, unter dem sich die von den Rändern eines Körpers ausgehenden Lichtstrahlen in der Linse schneiden, und der Lösung verschiedener optischer Probleme mithilfe dieses Konzeptes.

Titelkupfer

Scheiner war nicht nur ein bedeutender Physiker, sondern auch ein talentierter wissenschaftlicher Schriftsteller, der seinem Publikum komplexe und neue Sachverhalte in attraktiver Form, verständlich und packend nahezubringen vermochte. Sein Bemühen, den Leser anzusprechen und für die Sache zu interessieren, zeigt sich bereits in seinen sorgfältig durchdachten und gestochenen Titelkupfern. Von

3 Übersetzung in Auswahl: Rohr 1919; vgl. weiters Rohr 1920; Daxecker 2004, 119–124.

Sol ellipticus und *Refractiones* war diesbezüglich schon die Rede. Noch eindrucksvoller ist das Frontispiz der Innsbrucker Ausgabe des *Oculus* (vgl. Abb. 86): Ein komplexes Ensemble aus heraldischen und emblematischen Symbolen, Versuchseinrichtungen und kryptischen Motti, das am linken und rechten Rand als *Compendium hieroglyphicum totius operis* („Hieroglyphische Kurzfassung des ganzen Werkes")[4] bezeichnet wird. Seine Entschlüsselung wäre eine lohnende interdisziplinäre Forschungsaufgabe (vgl. einstweilen Daxecker 2000). Auf den zeitgenössischen Leser wird es jedenfalls einen erhaben-geheimnisvollen Eindruck gemacht und seine Neugierde geweckt haben.

Widmungsschreiben

Auch die Widmungsschreiben sind sorgfältig und zweckmäßig konzipiert. Zum Beispiel bemüht sich Scheiner zu Beginn des *Sol ellipticus* sichtlich, seinen hohen Adressaten Maximilian III. für sich einzunehmen, indem er ihn nicht nur über die Absicht des Werkes ins Bild setzt, sondern ihn auch erheitert. Er kleidet die Widmung in die Fiktion, die Sonne selbst habe sich den Erzherzog als Schirmherren gewünscht, aus Schüchternheit aber zunächst nicht gewusst, wie sie ihr Ziel erreichen sollte. Schließlich habe sie folgenden Weg ersonnen: *Ausu igitur magno Sol gravioribus Serenitatis Vestrae occupationibus intercedere formidans Ovi speciem induit*, *quo commodius tantis se mensis sistat* […] (Bl. A2^{v}; „Also nahm die Sonne, da sie sich fürchtete, mit ihrem großen Wagnis die wichtigeren Beschäftigungen Eurer Durchlaucht zu unterbrechen, die Form eines Eis an, um so leichter zu so gewaltiger Tafel zu gelangen […]"; Übersetzungen aus dem *Sol* hier und im Folgenden mit kleineren Abweichungen nach Daxecker/Šubarić 1998).

Klarheit

In den Abhandlungen selbst ist für Scheiner Klarheit oberstes Gebot: Sie sind stets durch Zwischenüberschriften in überschaubare Abschnitte gegliedert und zusätzlich durch Marginalien, Zusammenfassungen und Inhaltsverzeichnisse erschlossen. In den *Refractiones* und im *Oculus* lässt die Unterscheidung zwischen Normal- und Petitsatz das Wichtigste auf einen Blick erkennen. Präzise Stellenangaben verweisen auf früher behandelte Voraussetzungen der aktuellen Argumentation. Wo nötig, arbeitet sich Scheiner streng syllogistisch von Prämissen zu Schlüssen vor und entwirft saubere geometrische Beweise. Solche Passagen werden dann, ebenso wie Berichte über Experimente, häufig mit geometrischen Zeichnungen und anderen Abbildungen illustriert (vgl. Abb. 87). Auch von Tabellen macht Scheiner großzügig Gebrauch, um seine Beobachtungsergebnisse übersichtlich zusammenzustellen.

Sprache

Die Grundlage für Scheiners wissenschaftsdidaktische Bemühungen ist ein klares Lat. ohne syntaktische Komplikationen. In lexikalischer Hinsicht ist es natürlich fachsprachlich, doch werden die *termini technici* sorgfältig eingeführt und definiert.

---

4 Die ägyptischen Hieroglyphen galten in der Frühen Neuzeit als geheimnisvolle Symbolschrift, in der eine uralte Weisheit ihren Niederschlag finde.

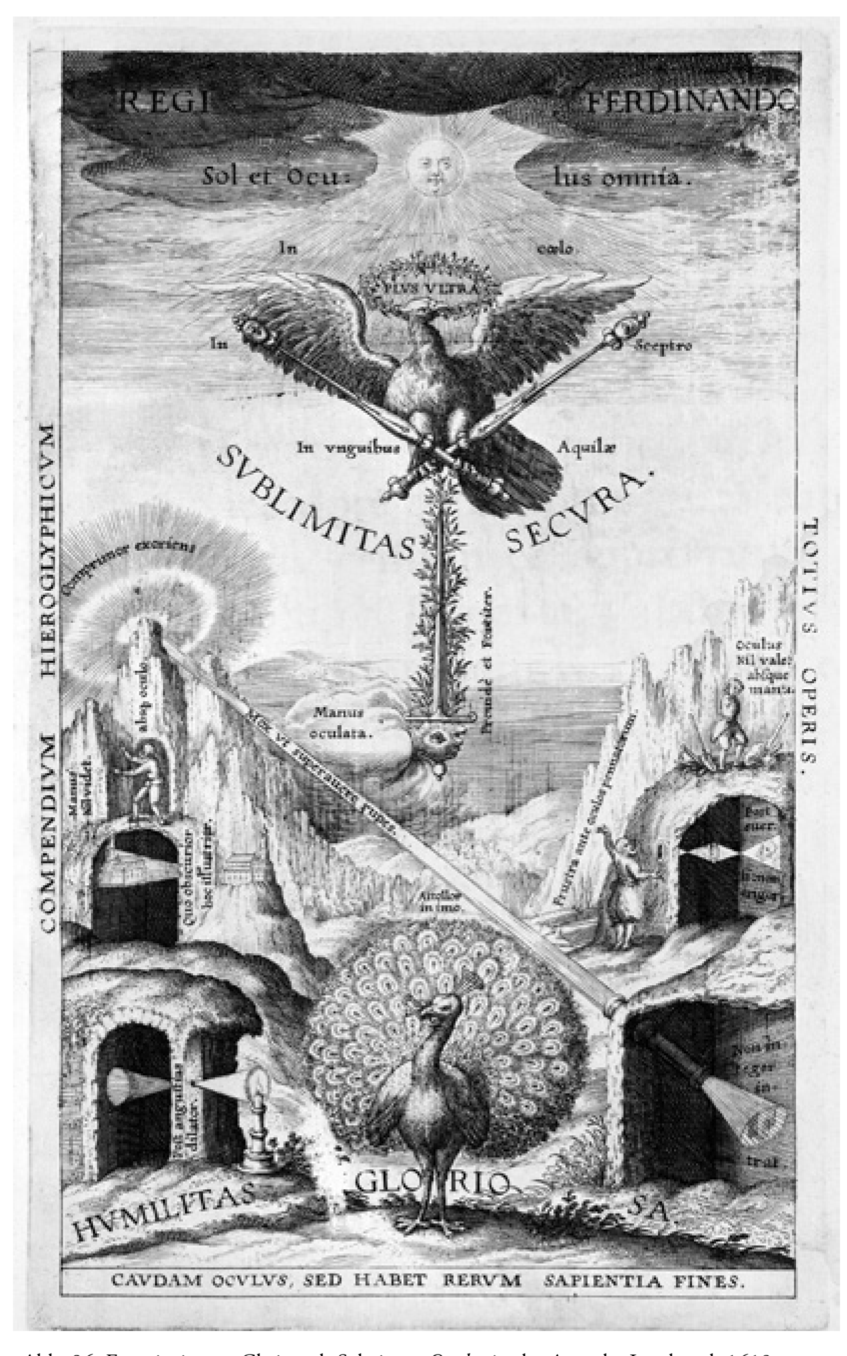
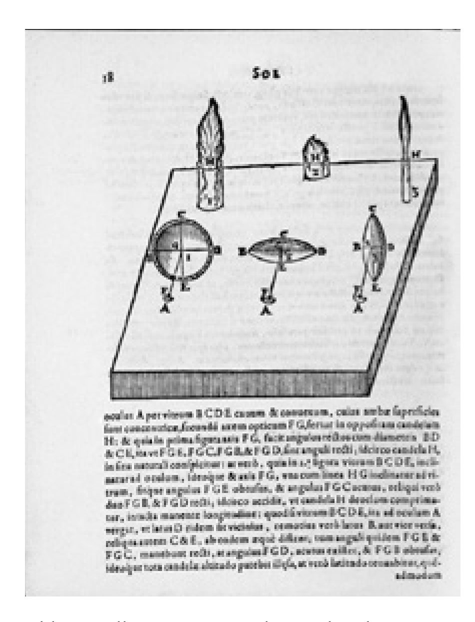


Abb. 86: Frontispiz von Christoph Scheiners *Oculus* in der Ausgabe Innsbruck 1619.



18 Sol

Abb. 87: Illustration aus Christoph Scheiners *Sol*, Augsburg 1615: Eine Kerze erscheint je nach Stellung einer davor gehaltenen Glaslinse in ihrer wahren Gestalt, gestaucht oder gelängt.

Wenn man sich ein wenig eingelesen hat, kann man der Argumentation bald gut folgen. Einen Eindruck von dieser Wissenschaftssprache mag der folgende Abschnitt vermitteln, in dem es darum geht, was unter der Größe der Refraktion zu verstehen ist (*Refractiones*, 20):

Cum refractio sit lineae in aliud diaphanum incidentis ad angulum continendum incurvatio, huius autem incurvationis quantitas nihil aliud sit quam angulus minor, quem linea refractionis cum linea incidentiae intra diaphanum sequens protracta comprehendit, hinc factum est, ut recte tractatores optici hunc angulum appellarent angulum refractionis. Qui ergo refractionis magnitudinem indagat, anguli huius quantitatem investigat. Quae quidem investigatio duplici via iniri potest: absolute et comparate.

Da die Refraktion die Ablenkung eines Strahls ist, der in ein anderes durchsichtiges Medium einfällt, so dass er einen Winkel bildet, die Quantität dieser Ablenkung aber nichts anderes ist als der kleinere Winkel, den der Refraktionsstrahl mit dem Eintrittsstrahl bildet, wenn man diesen im zweiten durchsichtigen Medium gerade weiterführt, so hat sich daraus ergeben, dass die Verfasser von Schriften zur Optik diesen Winkel mit Recht Refraktionswinkel nannten. Wer also die Größe der Refraktion untersucht, erforscht die Quantität dieses Winkels. Und zwar kann man diese Erforschung auf zweifachem Wege angehen: absolut und relativ.

Physikotheologie und Fortschrittsglaube

Scheiners Darstellungen erschöpfen sich aber nicht in trockener Technizität, sondern erscheinen vielmehr getragen von einer Ergriffenheit und Begeisterung, die immer wieder durchbricht und sich auch dem willigen Leser mitteilt. Diese Begeisterung ist theologisch, genauer physikotheologisch begründet: Scheiner ist davon überzeugt, mit seiner Forschung in die Wunder Gottes einzudringen, dessen Wirken in der Schöpfung immer klarer zu begreifen und damit selbst ein gottgefälliges Werk zu vollbringen. So schreibt er etwa zu einer Methode, die runde oder ellipsenförmige Sonne mithilfe von Linsen auf Papier abzubilden und nachzuzeichnen: *Et hoc demum est meo iudicio vel solem et lunam coelo deducere vel*

mortales e terra in coelum ad mirabilia Dei opera contemplanda adducere (*Sol*, 23; „Und das heißt schließlich meiner Meinung nach, entweder Sonne und Mond vom Himmel zu entführen oder die Sterblichen von der Erde in den Himmel zu führen, damit sie dort die wunderbaren Werke Gottes betrachten können"). Aus dieser Sicht des eigenen Tuns resultiert auch Scheiners Glaube an den – von ihm selbst wesentlich mitgestalteten – wissenschaftlichen Fortschritt, den er gelegentlich emphatisch formuliert: *Et plane mihi persuadeo intra paucos annos nos plurima iam obscura explorate rescituros* (*Sol*, 27; „Und ich bin fest davon überzeugt, dass wir schon in wenigen Jahren sehr vieles, was jetzt noch verborgen liegt, erforscht haben und genau wissen werden").

Bettini, *Aerarium philosophiae mathematicae*

Nur kurz sei ein mathematisches *opus magnum* eines weiteren jesuitischen Gelehrten erwähnt, das in seiner Art, Wissenschaft zu präsentieren, in vielem Scheiners Werken ähnelt (Titelkupfer, literarische Paratexte, Illustrationen), aber zu Tirol nur über seinen Adressaten in Beziehung steht: das 1648 in Bologna erschienene *Aerarium philosophiae mathematicae* („Schatzkammer der mathematischen Philosophie") des Mathematikers und Astronomen Mario Bettini SJ (1582–1657), dessen Name u.a. im Mondkrater Bettinus verewigt ist.[5] Das drei Bände und rund 2000 Seiten umfassende, durch insgesamt 36 Indizes erschlossene Riesenwerk, eine Synthese des plani- und stereometrischen Wissens der Zeit, orientiert sich an den Büchern 1–6 und 10–13 von Euklids *Elementen*. Es präsentiert diese jedoch, wie der vollständige Titel ankündigt, *applicata et ornata usibus eximiis in omni scientiarum et artium genere, novis praxibus, paradoxis, locis Aristotelicis et aliorum philosophorum et scriptorum, corollariis, scholiis, eruditionibus, moralitatibus, demonstrationibus novis, facillimis et universalissimis confirmata* („geschmückt mit außergewöhnlichen Anwendungen in allen Arten von Wissenschaften und Künsten, neuen Übungen, Paradoxen, Stellen aus Aristoteles sowie anderen Philosophen und Schriftstellern, Korollaren, Anmerkungen, Bildungsgut, moralischen Lehren sowie bekräftigt durch neue, ganz leichte und allgemeingültige Beweise"). Gedacht ist das *Aerarium* für *matheseon* […] *studiosis, praesertim publicis lectoribus* (Bd. 3, zweite Seite des unpaginierten Vorworts an den Leser; „solche, die sich um die mathematischen Disziplinen […] bemühen, insbesondere solche, die sie öffentlich vortragen"), d.h. konkret wohl für Professoren an Kollegien und Universitäten. Gewidmet ist es dem Trientner Fürstbischof Carlo Emanuele Madruzzo, dem zu Beginn in einer ausladenden Anrede gehuldigt wird (Bd. 1, Bl. b^{r}–c2^{v}). Den Grund für die Widmung – der Fürstbischof hat den Druck der ersten beiden Bände finanziert – nennt Bettini ohne Scheu beim Namen, wobei er mit dem Titel seines Werkes spielt: *Ac merito argenteas et canoras*

---

5 Einige weitere Informationen zu seiner Person finden sich bei Brizzi 1980, 150, 154–157, 171–173 und 209 sowie verschiedenenorts im Internet. Eine gedruckte Biographie scheint nicht zu existieren.

tuae famae tubas tuum procudit aerarium, sine quo et meum hoc Mathematicum exiguum esset Aerarium, cuius praecipua moles geometrica stetit aureis tuae munificentiae nixa fundamentis. (Bd. 1, Bl. c[v] [vgl. auch Bl. c2[v]]; „Und mit Recht schmiedet sie silberne, klangschöne Trompeten deines Ruhmes, deine Schatzkammer, ohne die auch diese meine Mathematische Schatzkammer gering wäre, deren geometrische Hauptlast sich auf die Grundfesten deiner Freigebigkeit stützt.“)

Eclipsis solaris

Am Vormittag des 30. 3. 1661 war in Innsbruck eine partielle Sonnenfinsternis zu beobachten, ein Ereignis, das sich Erzherzog Ferdinand Karl nicht entgehen ließ. Ein astronomisch versierter Anonymus (möglicherweise ein Jesuit), der bei der Beobachtung anwesend war und das Phänomen genau dokumentierte, fasste seine Resultate anschließend in einem zwölfseitigen Schriftchen mit dem Titel *Eclipsis solaris* („Sonnenfinsternis“) zusammen, das er noch im selben Jahr in Innsbruck erscheinen ließ und dem Erzherzog widmete.

Das kleine Werk zeigt nach einem elaborierten Titelblatt (1; s.u.) zunächst Skizzen dreier Phasen der Finsternis vom ersten Kontakt bis zur Maximalbedeckung (2–4). Danach wird in einem Diagramm samt Begleittext erklärt (5–6), dass der scheinbare Mondradius in diesem Falle etwas größer war als der scheinbare Sonnenradius (16’ 40” : 16’). Auf dieselbe Art wird anschließend die Bahn des Mondes in ihrem Verhältnis zur Ekliptik erläutert (7–9). Ein weiteres Diagramm veranschaulicht den gesamten Verlauf der Finsternis (10). Auf den letzten Seiten (11–12) werden aus der Höhe des Sonnenstandes Beginn, Ende und Dauer errechnet.

Naturwissenschaft, Literatur, Panegyrik

In noch auffälligerer Weise als Scheiner und Bettini kombiniert der Anonymus ‚harte‘, z.T. recht anspruchsvolle Wissenschaft (v.a. 5–6, 11–12) mit literarisch ambitionierten Passagen. Auch das panegyrische Element, in dessen Dienst Letztere stehen, tritt noch stärker hervor als bei jenem. So spinnt z.B. das Titelblatt nach dem eigentlichen Titel die Widmung an Ferdinand Karl in auffälliger rhetorischer Pointierung und graphisch im Stil eines Ellogium, einer Inschrift auf Papier, aus:

SISTO	ICH LASSE STILL STEHEN
SOLEM SOLI	DIE SONNE DER SONNE
Coelestem Terrestri	Die himmlische der irdischen
Obscuratum Serenissimo	Die betrachtete dem Betrachter
Spectatum Spectatori	Die verfinsterte der glänzendsten
[…]	[…]

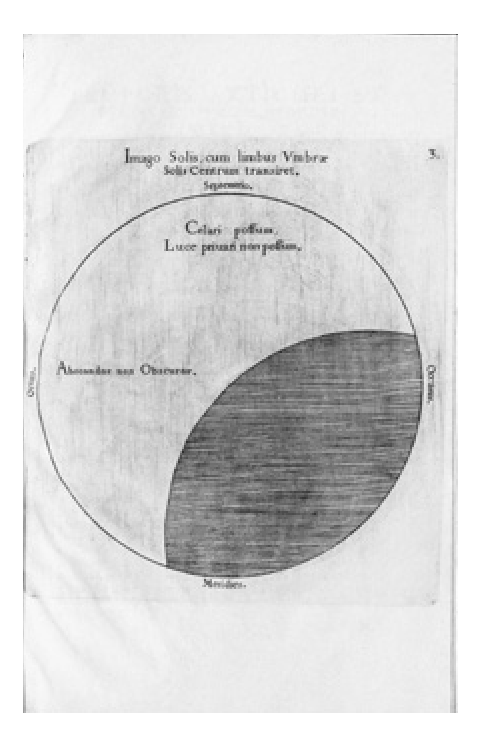


Abb. 88: Skizze aus der anonym 1661 in Innsbruck erschienenen *Eclipsis solaris*: Die Sonne kommentiert ihre eigene Verdunkelung.

emblematische Skizzen

Die ansonsten wissenschaftlich klaren und präzisen Abbildungen des Verlaufs der Finsternis sind mit Elementen versetzt, die der Emblematik der Zeit entstammen: Zum Bild gesellen sich jeweils Sinnsprüche, die es interpretieren und ihm eine allgemeingültige Botschaft abgewinnen. So spricht etwa die Sonne bei zunehmender Verfinsterung (vgl. Abb. 88): *Celari possum*, *lumine privari non possum* („Ich kann verfinstert, aber nicht meines Lichtes beraubt werden“) und *Abscondor non obscuror* („Verborgen werd’ ich, aber nicht verdunkelt“) – Maximen, die sich auch gut auf einen absolutistischen Fürsten anwenden lassen.

Sonne und Fürst

Sonnenfinsternisse boten ab der Mitte des 17. Jhs. des Öfteren Anlass zu wissenschaftlichen Gelegenheitsschriften.[6] Die *Eclipsis solaris* ist zwar das einzige bekannte Beispiel, das sein wissenschaftliches Anliegen so konsequent in Panegyrik ummünzt, doch ihre Konzentration auf den Vergleich zwischen Sonne und Fürst lag gewiss im Trend der Zeit: In ihrem Erscheinungsjahr übernahm in Frankreich der Mann die Regierungsgeschäfte, der bald als Sonnenkönig berühmt werden sollte.

6 Vgl. etwa die *Eclipsis solis observata Gedani anno a nato Christo 1649* („In Danzig im Jahr 1649 n.Chr. beobachtete Sonnenfinsternis“) eines Johannes Hevelius.

Lav Šubarić

Medizin

Galenismus

Die gelehrte medizinische Literatur dieser Epoche ist bestimmt vom sogenannten Galenismus. Diese traditionelle Lehre, welcher der größte Teil der akademisch gebildeten Ärzteschaft anhing, fußte auf den Schriften Galens und auf aristotelischen erkenntnistheoretischen Grundlagen. Korrekturen am überlieferten Gedankengut waren innerhalb dieses Rahmens aber durchaus möglich. Neuerungen wurden als Weiterführung oder Vervollständigung in das bestehende Wissenssystem integriert. Während sich im 16. Jh. durch die Zunahme von Leichensektionen an den Universitäten bzw. durch die Beschäftigung mit außereuropäischen Pflanzen große Veränderungen auf den Gebieten der Anatomie und Pharmakologie vollzogen hatten, blieb die medizinische Theorie weitgehend von der galenischen Humoralpathologie bestimmt: Gesundheit wurde als Gleichgewicht der vier Körpersäfte Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle und der diesen zugeordneten Qualitäten gesehen, Krankheiten als Störung dieses Gleichgewichts interpretiert und Therapien auf dessen Wiederherstellung ausgerichtet.

Paracelsismus

Eine weitere wichtige Strömung war der Paracelsismus. Während Paracelsus (wohl 1493–1541) zu Lebzeiten in der Ärzteschaft keine Anerkennung fand, verbreitete sich seine Lehre nach seinem Tod durch sukzessive Veröffentlichung seiner Schriften rasant. Mitte des 17. Jhs. erlebte der Paracelsismus (auch „Chemiatrie" genannt) in seiner Ausbreitung einen Höhepunkt. Während Paracelsus' theoretische Überlegungen außerhalb seiner unmittelbaren Anhängerschaft und alchemistisch interessierter Kreise kaum Anklang fanden, konnten sich chemiatrische Heilmittel – die von mineralischen Stoffen über Destillate bis zu alten alchemistischen Präparaten reichten – mit der Zeit durchsetzen und traditionelle pflanzliche Heilmittel z.T. verdrängen.

Überblick

Zu diesen beiden gelehrten Strömungen sind uns zeitgenössische Tiroler Texte erhalten, im Gegensatz zum sonstigen medizinischen Angebot im Tirol des 17. Jhs. (Bader, Chirurgen, Hebammen, Star- und Steinstecher, Wunderheiler, als Hexen verrufene Naturheilerinnen usw.), das nur durch indirekte Zeugnisse fassbar ist. Diese Schriften gelehrter Tiroler Ärzte entstanden hauptsächlich im höfischen Umkreis. Nach dem wichtigsten Tiroler Arzt dieser Epoche sollen im Folgenden verschiedene Arten des in Tirol verbreiteten medizinischen Schrifttums (Dissertationen, Traktate, Gebrauchstexte) vorgestellt werden.

Guarinonius

Der bekannteste und bedeutendste Arzt dieser Epoche in Tirol, der schriftstellerisch tätig war, ist Hippolytus Guarinonius (vgl. Abb. 89). Seine Bekanntheit ver-



Abb. 89: Porträt des Hippolytus Guarinonius aus seiner *Chylosophia*.

dankt er der Neigung, medizinische Inhalte breitenwirksam mit lehrhaften und moralisierenden Anliegen zu verknüpfen. Als Schriftsteller beschränkte er sich keinesfalls auf medizinische Themen, sondern veröffentlichte auch volkssprachliche religiöse Werke.

Leben

Guarinonius wurde 1571 in Trient geboren.[1] Sein Vater Bartholomäus wurde als Leibarzt an den Hof Kaiser Maximilians II. und später an den Rudolfs II. berufen. Der junge Guarinonius folgte seinem Vater 1580 nach Wien und dann weiter nach Prag, wo ihn die Schulbildung bei den Jesuiten in religiös-moralischer Hinsicht entscheidend prägte. Seine ärztliche Ausbildung bekam Guarinonius in Padua, an der renommiertesten medizinischen Fakultät jener Zeit. Unter den dortigen Lehrern hatten die orthodoxen Galenisten Alessandro Massaria, Girolamo Fabrizi d'Acquapendente und Emilio Campolongo den größten Einfluss auf ihn. Nach seiner Promotion 1597 praktizierte er kürzere Zeit in Trient. Seinen eigenen Angaben zufolge wurde ihm an verschiedenen Höfen die Stelle als Leibmedicus angeboten. Auf Anraten seines Vaters entschied er sich um 1600 für eine weniger angesehene, dafür ruhigere und sicherere Anstellung als Arzt des 1567 gegründeten königlichen Damenstiftes in Hall, einer v.a. für adelige Töchter bestimmten habsburgischen Stiftung, und, damit zusammenhängend, als Stadtphysikus von Hall. Zusätzlich übertrug man ihm die ärztliche Betreuung der Arbeiter in der Haller Saline und im Schwazer Bergwerk (wo man mit seinen Leistungen während der Pest 1611 so unzufrieden war, dass er das Amt verlor und erst 14 Jahre später wieder erlangte) und ab 1631 die Leitung des Haller Spitals. Bis zu seinem Tod im Jahr 1654 praktizierte er in Hall.

1 Die biographische Skizze folgt hauptsächlich Grass 1954, Ergänzungen und Berichtigungen aus archivalischen Quellen finden sich bei Moser 1996, 42–56. Weiterführendes zu Guarinonius, v.a. zu seinem gleich zu nennenden deutschsprachigen Hauptwerk, bieten die Sammelbände Dörrer u.a. 1954, Locher 1995 und Siller 2007.

Grewel

Guarinonius war ein sehr produktiver Schriftsteller.[2] Er schrieb lat., deutsch und italienisch und übersetzte aus dem Italienischen ins Deutsche. Sein *opus magnum* ist ein in deutscher Sprache verfasstes Werk, der 1610 in Ingolstadt erschienene, 1330 Seiten starke Folioband *Die Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts*, in dem das menschliche Leben von medizinischen und moralischen Standpunkten her beleuchtet und der heutzutage v.a. als Fundgrube für die Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit geschätzt wird.

Gegenreformator

Als Schriftsteller und Übersetzer stellte sich Guarinonius entschieden in den Dienst der Gegenreformation. Ein wichtiges Thema seines Schaffens waren Heilige und Personen, die ein heiligmäßiges Leben geführt hatten: Unter anderem entdeckte er die Hl. Notburga wieder, erfand nach dem Vorbild Simons von Trient sein Nordtiroler Pendant Anderl von Rinn (vgl. hier S. 826–828) und propagierte neue, erst kurz zuvor kanonisierte Heilige, nämlich Francisca Romana und Karl Borromäus. Letzterem ließ er an der Volderer Brücke nach eigenen Plänen auch eine Kirche errichten. In seinen Werken stellte er die katholische Orthodoxie als einzigen Weg zur Seligkeit dar und lehnte es stets ab, so zu schreiben, dass „man kaum erkennen kann, ob ein heidnisches Buch einen belehrt, ob es von einem Katholiken oder von einem Ketzer geschrieben wurde" (*Chylosophia*, [VIII]; *num gentilis docuerit liber*, *a catholico an haeretico scriptus sit*, *haud facile animadvertas*).

lat. Schriften

Im Unterschied zur seiner Rolle als ‚Volksschriftsteller' hatten Guarinonius' lat. Schriften auf dem Gebiet der Medizin ein kleineres, dafür aber gebildeteres Zielpublikum, vor welchem er die ganze Subtilität seiner Gelehrsamkeit entfalten konnte, sei es in der Polemik, sei es in der Darstellung medizinischer Entdeckungen oder auch bei der Lösung an ihn herangetragener praktischer Probleme.

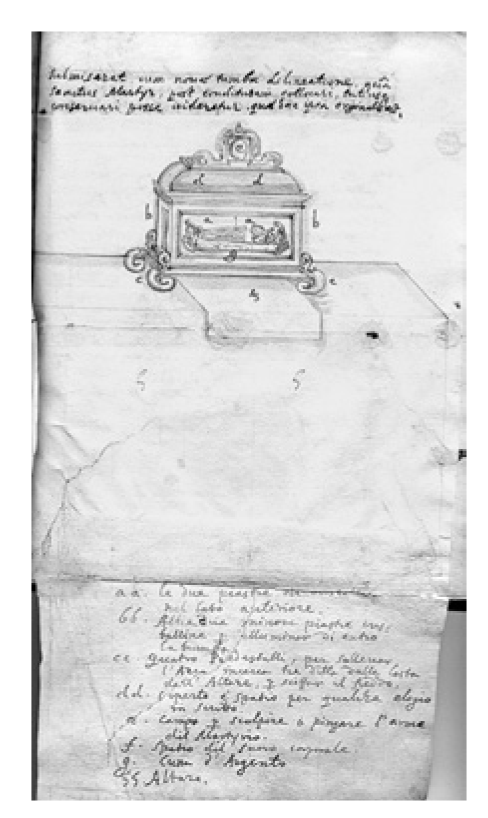
Reliquien-konservierung

Die 1638 verfasste Schrift mit dem langen und sperrigen barocken Titel *Sancto Simoni* […] *trium medicorum B.S.*, *P.L.*, *H.G. medela* […] *curato actam medendi methodum de tribus infimus* […] *vovet* („Dem durch Hilfe dreier Ärzte, B.S., P.L. und H.G. […] geheilten […] Hl. Simon widmet […] der niedrigste von den dreien die durchgeführte Methode der Heilung"; Autograph in BCT, ms. 1935, zeitgenössische Abschrift in TLMF, Dip. 272/1; vgl. Abb. 90, 91) kann zwar nur bedingt zu den medizinischen Schriften gezählt werden – sie zeigt Guarinonius in der Rolle des Heilers eines längst Verstorbenen, nämlich als Konservator der Reliquie des Simon von Trient (vgl. hier S. 67–69) –, sei aber der Einfachheit halber an dieser Stelle erörtert.

Anlass und Entstehung

1636 entdeckten zwei Trientner Würdenträger, der Domherr Giovanni Francesco Gentilotti und der Weihbischof Giovanni Paolo Ciurletta, dass sich der einbalsa-

2 Vgl. für das definitive Schriftenverzeichnis Neuhauser 2008, wo auch die Überlieferungsfrage ausführlich behandelt wird.



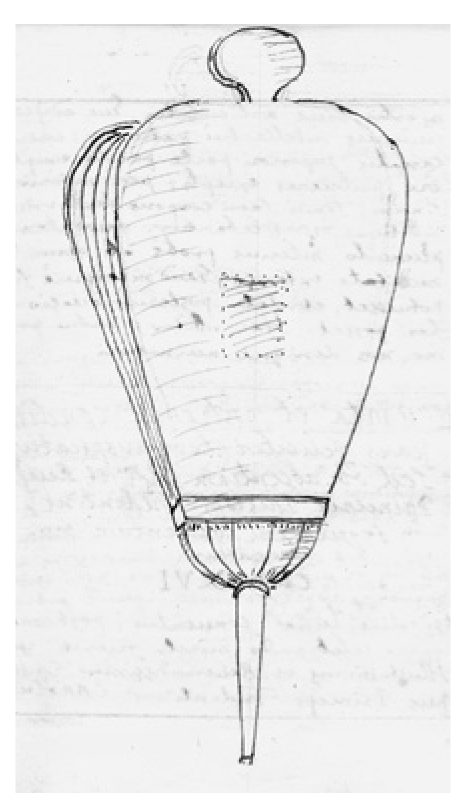


Abb. 90, 91: Zeichnungen Guarinonis aus der 1638 verfassten Schrift über die ‚Heilung' des Simon von Trient.

mierte Körper des Stadtheiligen in sehr schlechtem Zustand befand. Nach einer Beratung mit dem Stadtphysicus Paulus Lenner (*P.L.* des Titels) schickten sie an zwei berühmte aus Trient stammende Ärzte die Anfrage, wie die Reliquie vor dem Verfall bewahrt werden könne. Während sein Kollege Thomas Crosina nicht reagierte (und wenig später, wie Guarinonius beteuert, ohne Zweifel als Strafe dafür, trotz bester Gesundheit starb), antwortete Guarinonius mit einer längeren *Dissertatio*, in welcher er aus allgemeinen Überlegungen über das Wesen von Mumien konkrete Vorschläge für die Konservierung der Trientner Reliquie entwickelte. Seine Schrift wurde zusammen mit der ursprünglichen Anfrage zur Begutachtung an Bernardus Sylvaticus (*B.S.* des Titels), Professor an der medizinischen Fakultät in Padua, geschickt. Dieser billigte die meisten Vorschläge des Haller Arztes, verwarf aber z.T. seine theoretischen Überlegungen, sodass sich Guarinonius zu einer Replik genötigt sah. Nach längerem Zögern rief man Guarinonius 1637 nach Trient und übertrug ihm die volle Verantwortung für die Konservierungsarbeiten. Nachdem

die Reliquie vor dem Verfall gerettet und Guarinonius nach Hall zurückgekehrt war, beauftragte ihn der Domherr Gentilotti, den ganzen Prozess zu dokumentieren, und überließ ihm zu diesem Zweck alle den Fall betreffenden Schriftstücke.

Charakteristik

Die Schrift hat die Form einer Chronik, in welcher der Reihe nach alle Ereignisse erzählt und Dokumente vollständig zitiert werden. Neben Guarinonius' und Sylvaticus' Abhandlungen sind dies zahlreiche lat. und italienische Briefe, die zwischen den Beteiligten kursierten, sowie Rezepte für konservatorische Präparate. Guarinonius redet von sich wie von anderen Beteiligten in der dritten Person und lässt im ersten Teil der Schrift überhaupt nicht erkennen, dass Autor und Figur Guarinonius ein und dieselbe Person sind. Erst allmählich eröffnet sich dem Leser der Zugang zu Guarinonius' innerer Perspektive, zu Motiven, Überlegungen und Zweifeln, welche den Arzt bei der verantwortungsvollen Aufgabe, einen Heiligen zu ‚heilen', bewegen. Besonders eindrucksvoll gelingt das in der dramatischen Szene, als Guarinonius zum ersten Mal direkt vor der mumifizierten Leiche steht. Nach einem innigen Gebet – in indirekter Rede wiedergegeben – schlägt Guarinonius die Seidenhülle um den Märtyrer zurück und entdeckt mit Entsetzen, dass sich die Mumie in einem viel schlechteren Zustand befindet, als er aufgrund der Briefberichte angenommen hat. In seiner Verzweiflung überlegt er kurz, heimlich aus Trient zu fliehen, entschließt sich dann aber, auf göttliche Hilfe zu warten, mit der allein die Aufgabe bewältigt werden könne. Tatsächlich weist ihn im weiteren Verlauf der Schrift eine himmlische Eingebung auf die richtige Konservierungsweise hin.

Kirche und *res publica litteraria*

Neben interessanten Einblicken in die technische Seite des Umgangs mit Reliquien zeigt die Schrift durch die enthaltenen Anfragen, Gutachten und Gegengutachten, Briefe und Beratungen, wie Kirche und *res publica litteraria* im 17. Jh. kommunizierten und kooperierten.

Selbstporträt

Sich selbst zeichnet Guarinonius einerseits als selbstbewussten Fachmann, der auch im theoretischen Disput mit Sylvaticus, dem berühmten Paduaner Professor der theoretischen Medizin, seine Ansichten erfolgreich verteidigen kann – dessen Autorität als *oracula Patavina* („Paduaner Orakel") gibt er leichter Ironie preis –, andererseits als demütigen und tieffrommen Mann.

Konflikt mit Clauß

Guarinonius war stets ein streitbarer Geist, immer bereit, mit seiner Feder öffentlich gegen jedes Laster und jede Abweichung von der Wahrheit i.A. sowie gegen Protestanten und Paracelsus-Anhänger im Besonderen zu Felde zu ziehen, aber auch stets geneigt, sich gegen unliebsame medizinische Konkurrenz – meist auf dem Behördenweg (Moser 1996, 43–44) – zu wehren. Seine Schrift *Hydroenogamia Triumphans* („Triumphierende Hochzeit von Wasser und Wein"; Innsbruck 1640) ist ein Produkt des fachlichen Konflikts mit dem Innsbrucker Arzt Matthäus Clauß (ausführlich dargestellt bei Šubarić 2007). Im Unterschied zu seinem Streit mit dem ehemaligen Bozner Lateinlehrer, Rosenkreuzer und Heiler Adam Haslmayr

(vgl. Gilly 1994), welcher durch beiderseitige Eingaben bei den Behörden und dem Landesfürsten ausgetragen wurde, fand der Konflikt mit Clauß vor der ganzen Gelehrtenwelt statt, da beide Kontrahenten ihre stark polemischen Schriften auch drucken ließen.

Clauß

Über Clauß' Leben ist wenig bekannt. Nach einigen Jahren des Wanderlebens war er 1628 als Leibarzt in den Dienst Erzherzog Leopolds V. getreten. Da ihn seine Verpflichtungen dem Fürsten gegenüber daran hinderten, sonstige Patienten gegen Bezahlung zu behandeln, hatte er als alleinerziehender Vater ohne Verwandte bei der schlechten und notorisch unpünktlichen Entlohnung durch die Kammer Schwierigkeiten, seine Kinder zu ernähren, und suchte schließlich um Entlassung aus dem fürstlichen Dienst an. Nach dem Tod des Erzherzogs blieb Clauß in Tirol und betrieb eine einträgliche Praxis, wobei er auch weite Wege zu entfernten Patienten nicht scheute.

Oenohydromachia

1638 veröffentlichte Clauß in Innsbruck seine Schrift *Oenohydromachia sive vini et aquae certamen* („Oinohydromachie oder Kampf des Weins mit dem Wasser"). Sie entstand als Reaktion auf das Buch *Aloe amari sed salubris succi*, *ieiunium* („Aloe mit bitterem, aber gesundem Saft, das Fasten"; München 1637) des Münchner Hofpredigers Jeremias Drexel SJ. Pater Drexel, einer der bedeutendsten und bekanntesten aszetischen Schriftsteller seiner Zeit, hatte die von Guarinonius im vierten Buch der *Grewel* entwickelten Thesen über Wasser und Wein in sein Werk eingearbeitet und ihnen dadurch zu indirekter Verbreitung verholfen. Guarinonius war der Meinung, Wasser sei als Getränk besser und gesünder als Wein, mit Wasser gemischter Wein gesünder als reiner, leichte Weine seien besser als starke und Tresterweine weniger schädlich als Krätzerweine. Clauß bezog in allen Punkten die Gegenposition. Vor allem an der Empfehlung, den Wein zu verdünnen, stieß er sich: Verwässerter Wein sei nur in wenigen Fällen, etwa für Jugendliche, gesund, in allen anderen sehr schädlich. Anhand von Zitaten aus Drexels Schrift suchte Clauß Fehler seiner Gegner – des Guarinonius und der angeblich ebenfalls weinfeindlichen Münchner Hofärzte – nachzuweisen: Sie würden die medizinische Terminologie unpräzise bzw. falsch verwenden, Zitate, v.a. aus Galen, aus ihrem Kontext reißen und verfälschen und die fundamentale Regel der Heilkunst, *contraria contrariis* („Gegensätzliches durch Gegensätzliches [heilen]"), verkennen. Clauß sah sich als orthodoxer Galeniker und lehnte alle Neuerungen, die von der ursprünglichen Lehre Galens abwichen, ab. Er sparte nicht mit Zitaten aus Galen und Hippokrates, um zu beweisen, dass seine Meinung mit den humoralpathologischen Grundsätzen im Einklang stand. Auch die Bibel lieferte ihm Belege für die Vorzüge ungemischten Weins. Dabei betonte Clauß jedoch immer wieder die Notwendigkeit, beim Weinkonsum Maß zu halten und die Dosis je nach Lebensalter und Temperament an den Patienten anzupassen. Clauß' Schrift ist eine Polemik in rauem Ton, in der sachliche Argumente stets

mit der Bestrebung verquickt sind, die Gegner als ungebildet und unglaubwürdig der Lächerlichkeit preiszugeben. Während Pater Drexel nur vorgeworfen wird, als medizinischer Laie unter den Ärzten gerade die schlechtesten Berater gewählt zu haben, ist Guarinonius das eigentliche Angriffsziel seines Kollegen. Seine Aggressivität stellt Clauß als bewusst gewähltes Mittel dar, durch welches sein Gegner zum Widerspruch gereizt werden sollte, damit die Streitfrage, so oder so, ein für alle Mal geklärt werde.

Hydroenogamia

Die von Clauß beabsichtigte Provokation war erfolgreich: Guarinonius machte sich daran, eine ausführliche Antwort zu verfassen. 1640 ließ er seine *Hydroenogamia* in Innsbruck drucken und widmete sie den jungen Tiroler Erzherzögen und dem inzwischen verstorbenen Pater Drexel.

Aufbau und Inhalt

In diesem Werk, das die Clauß'sche Schrift an Länge um mehr als das Dreifache übertrifft, verwendet Guarinonius eine eigenwillige, metaphernreiche Einteilung in vier *congressus* („Zusammenkünfte") zwischen Wasser und Wein von unterschiedlicher Länge. Die längeren zwei, der zweite und dritte *congressus*, werden ihrerseits in mehrere *lavacra* („Bäder") eingeteilt, die einzelnen Kapitel als *dilutum* („Verdünnung") bezeichnet. Der erste *congressus* analysiert das Titelblatt der *Oenohydromachia* in ‚physiognomischer' Weise: Anhand der laut Guarinonius anmaßenden Titulatur des Autors, des Wortlautes des Titels, des Erscheinungsorts (*Oeniponti* wird für ein Wortspiel mit dem latinisierten griechischen Wort für Wein genützt) und des Fehlens einer *approbatio* („obrigkeitliche Genehmigung") wird demonstriert, um was für ein verwerfliches und verderbliches Werk es sich bei der Clauß'schen Schrift handelt (39–54). Im zweiten *congressus* wird die *Oenohydromachia* zuerst Kapitel für Kapitel umfassend untersucht und widerlegt, um anschließend als Ganzes verworfen zu werden (55–278). Der dritte *congressus* bietet eine Synthese der Ansichten von Guarinonius über Wasser und Wein (279–415). Im letzten und kürzesten *congressus* lässt der triumphierende Guarinonius Gnade walten und bietet seinem Gegner Vergebung an, unter der Bedingung, dass Clauß seine Ansichten und Lebensweise zum Besseren ändere (416–428).

Polemik

Guarinonius nimmt die Position des klar Überlegenen ein, sowohl in moralischer Beziehung (Verteidigung des heiligmäßigen Pater Drexel und der Tugend i.A. gegen die Laster der Völlerei) als auch in fachlicher Hinsicht (langjährige Erfahrung und allgemeines Ansehen). Das Werk ist ein Ausbund an eristischen Untergriffen, Sarkasmus, Beleidigungen und Unterstellungen. Seinen Gegner, der nicht mit Namen, sondern in vornehmer Verachtung nur als *doctor* oder *scriptor* („Skribent") bezeichnet wird (obwohl sein Name durchaus für Kalauer genützt und dabei graphisch herausgestrichen wird), stellt Guarinonius als Alkoholiker dar: All seine Argumente werden darauf zurückgeführt, dass Clauß dem Wein verfallen und sein Verstand vom Alkohol verwirrt sei. Am Ende jedes Kapitels wird in

einigen deutschen Versen dessen Inhalt zusammengefasst oder der Gegner ganz allgemein geschmäht. Unter den Zitaten kommen neben zahlreichen, manchmal arg aus dem Kontext gerissenen und umgedeuteten Stellen aus Galen und Hippokrates recht oft auch Sentenzen aus Cicero, Plautus und Terenz vor, welche moralische Maximen bieten.

Rezeption

1706 untersuchte der Innsbrucker Professor Ferdinand Karl Weinhart (vgl. hier S. 866–868) aus einer durchaus noch humoralpathologischen Position die medizinischen Argumente im Streit zwischen Guarinonius und Clauß. Seine Dissertation mit dem Titel *Conflictus medicus inter merophilum et hydroenobibum* („Medizinischer Streit zwischen dem Liebhaber reinen und dem Trinker verwässerten Weines"; Innsbruck 1706; s. hier S. 867–868) erklärt zwar Guarinonius zum fachlichen Sieger, doch muss dieses Urteil mit Vorsicht genossen werden: Weinhart war ein Nachkomme Paul Weinharts d.Ä., der viele medizinische und moralische Ansichten von Guarinonius teilte und einer seiner besten Freunde war.

Chylosophia

1648 erschien zum letzten Mal eine Schrift aus Guarinonius' Feder im Druck. Wie schon der Titel dieses Dialogs, *Chylosophiae academicae* […] *tomi duo* […] *primique tomi pars prima* („Zwei Bände […] der akademischen Weisheit vom Speisebrei […] und zwar der erste Teil des ersten Bandes"; Innsbruck 1648) zeigt, wurde damit nur der Anfangsteil eines als wesentlich länger geplanten Werkes veröffentlicht (vgl. Abb. 92). Allein der veröffentlichte Teil umfasst über 450 Seiten, sodass der Umfang des ganzen Werks vermutlich an den der *Grewel* herangereicht hätte, wenn Guarinonius sein Vorhaben zu Ende geführt hätte. Guarinonius plante die *Chylosophia*, die Papst Innozenz X. (1644–1655), gewidmet war, offensichtlich als Krönung seines Lebenswerks, als wissenschaftliche und literarische Leistung, für die ihn die Nachwelt in Erinnerung behalten würde. Sie darf auf jeden Fall als das literarisch ambitionierteste und formvollendetste seiner Werke gelten.

gegen Galen

Mit seiner Schrift wollte Guarinonius die Wahrheit über die physiologischen Vorgänge der Verdauung verkünden und die damals in der gelehrten Medizin geltenden Ansichten widerlegen. Während er in der *Hydroenogamia* noch genau wie sein Kontrahent versucht hatte, sich als orthodoxer Galeniker darzustellen, und nur die richtige Interpretation der Autoritäten strittig war, nicht aber die Autoritäten selbst, musste Guarinonius hier dem Widerspruch begegnen, der sich zwischen seinem Anspruch, etwas Neues zu offenbaren, und seinem Selbstverständnis als akademisch gebildeter und der Tradition verpflichteter Arzt ergab. Guarinonius fand eine moralisch-religiöse Lösung: Die Vorsehung habe gewollt, dass der Ruhm einer so bedeutenden Entdeckung einem Christen, und zwar einem Katholiken, vorbehalten bleibe, daher müssten antike Autoritäten in diesem Punkt notwendigerweise irren.

galenische Position

Gemäß der damals vorherrschenden, auf Galen fußenden Lehrmeinung wird die Nahrung im Magen einem Kochvorgang unterworfen. Während die Abfallpro-



Abb. 92: Titelblatt der *Chylosophia* von Hippolytus Guarinonius, Innsbruck 1648.

dukte, die Exkremente, durch den Darm ausgeschieden werden, übernehmen Gekrösevenen die wertvollen Teile der Nahrung in Form des *chylus* („Nahrungsbrei") aus dem Darm und transportieren sie in die Leber. Diese verwandelt nun in einem weiteren Kochvorgang den *chylus* in Blut, wobei als Abfallprodukte diesmal Urin und Galle entstehen. Das Blut wird schließlich in Körpergewebe verwandelt, während die Abfallprodukte in Form von Atem und Schweiß ausgeschieden werden.

Plan der *Chylosophia*

Guarinonius plante im ersten Band seines Werkes nachzuweisen, dass *chylus* keinesfalls aus dem Darm durch die Venen in die Leber gelangen kann. Nach der gründlichen Widerlegung dieser Lehre, die er *Apochylia* nennt, wollte er im zweiten Band seine eigene Lehre, die *Chylosophia*, offenbaren und den wahren, „königlichen" Weg des *chylus* in die Leber zeigen.

Vorgeschichte

Nach Guarinonius' Darstellung wurde dieser Weg zum ersten Mal 1560 vom italienischen Pharmakologen und Anatomen Andrea Marini entdeckt (der v.a. durch seinen Traktat über Einhörner Berühmtheit erlangt hatte). Über den Leibarzt Kaiser Rudolf II. und der Tiroler Landesfürsten Ferdinand II. und Maximilian des Deutschmeisters, den Roveretaner Battista Ferrari († 1613), gelangten die Lehre Marinis sowie seine hs. Aufzeichnungen 1603 an Guarinonius, der sie auf Ferraris Wunsch bekanntmachen sollte. 1630 machte sich Guarinonius schließlich daran, die im Manuskript Marinis nur skizzenhaft enthaltene Lehre der Welt zu offenbaren und sie ausführlich zu begründen.

Entstehungsgeschichte

Unter Guarinonius' Autographen in der ULBT hat sich ein Entwurf der *Chylosophia* aus den 1630er-Jahren erhalten (Cod. 110,3, Bl. 167^{r}–334^{v}). Diesem Entwurf, der einen Teil des später gedruckten Textes beinhaltet, aber nicht die Grundlage des Druckes war und von diesem v.a. in der Anordnung des Materials abweicht (Neuhauser 2006), sind interessante anonyme Anmerkungen eines geistlichen Zensors vorangestellt, der Guarinonius' allzu scharfe Ausfälle gegen die Geistlichkeit, Obrigkeit und Frauen tadelt und auf deren Bereinigung vor der Drucklegung insistiert. 1640 schickte Guarinonius eine heute leider verschollene Zusammenfassung der ganzen *Chylosophia* zur Begutachtung an Johannes Vesling (1598–1649), den Anatomie- und Chirurgieprofessor der Universität Padua. Veslings positive Antwort ermunterte Guarinonius, sein Werk drucken zu lassen, doch der Streit mit Matthäus Clauß verzögerte die Veröffentlichung wieder um ein paar Jahre. Als 1648 endlich der erste Teil der inzwischen gründlich überarbeiteten *Chylosophia* erschien, bedauerte Guarinonius im Vorwort, dass er wegen der Umstände in diesen kriegerischen Zeiten nicht das ganze Werk auf einmal veröffentlichen konnte. Es ist jedoch nicht sicher, ob die übrigen Teile der *Chylosophia*, mit Ausnahme jener Kapitel aus dem Entwurf, die nicht in den Druck übernommen wurden und vermutlich im zweiten Teil des ersten Bandes Platz gefunden hätten, je vollständig ausformuliert wurden.

wissenschaftlich überholt

Einen Grund dafür, dass Guarinonius davon abließ, weitere Teile zu veröffentlichen (vielleicht auch überhaupt zu schreiben), könnten die damaligen Entwicklungen in der Anatomie sein. Zwar lässt sich Guarinonius' Theorie in den Diskurs jener Zeit nicht mehr klar einordnen, da er sie für den zweiten Band aufsparte und peinlich jede Anspielung vermied, die seine epochale Entdeckung zu früh hätte verraten können. Es ist aber davon auszugehen, dass die 1627 durch Gaspare Aselli (1581–1674) entdeckten Chylusgefäße in seiner Theorie eine Rolle spielten (gerade Aselli wird in dem Brief, mit welchem sich Vesling bei Guarinonius für die Zusendung der Zusammenfassung der *Chylosophia* bedankt, als Zeuge dafür angeführt, dass die traditionelle Lehre irrig sein muss: Vesling, *Observationes anatomicae*, 212–213). Kurze Zeit nach Guarinonius veröffentlichte Jean Pecquet (1622–1674) seine *Experimenta nova anatomica* („Neue anatomische Versuche"; Paris 1651). Ausgehend von Asellis Entdeckungen beschrieb Pecquet den Lymphkreislauf bzw. den Kreislauf des *chylus* und zeigte, dass der *chylus* nicht direkt in die Leber, sondern über den *ductus thoracicus* in den Blutkreislauf gelangt. Dies dürfte die Entdeckung von Guarinonius obsolet gemacht haben, sei es, dass sein bisher unentdeckter Weg des *chylus* in die Leber ebenfalls über Blutgefäße führte, sei es, dass er an einen anderen, durch die Darlegungen Pecquets falsifizierten Weg glaubte. Ein großer Nachteil für Guarinonius bei seiner Auseinandersetzung mit dem *chylus*-Problem war, dass er an ein nicht zuletzt anatomisches Problem nur als praktizierender Arzt und medizinischer Theoretiker, nicht aber als Anatom heranging. Im Unterschied zu Aselli und Pecquet betrieb Guarinonius selbst keine Sektionen und stützte sich offenbar nur auf anatomische Hinweise in Marinis Hs. und Meinungen einiger Ärzte, mit denen er das Problem diskutiert hatte.

platonischer Dialog

Die *Chylosophia*, formal ein Dialog, orientiert sich am platonischen Muster: Es gibt bei dieser Fiktion eines langen Gesprächs im freundlichen Ton keine einleitende Erzählung, die Umstände des Gesprächs erfährt das Lesepublikum nur aus den Äußerungen der Teilnehmer. Diese Umstände und den zeitlichen und örtlichen Rahmen, in dem die Gesprächsfiktion angesiedelt ist, das Setting des Dialogs, beschreibt Guarinonius immer wieder mit viel Aufwand.

Personal

Als Gesprächspersonen kommen mehrere angesehene Fachleute aus Medizin, Philosophie und Theologie vor. Sie werden unter sprechenden Namen eingeführt, wobei bei manchen die wahre Identität explizit angegeben wird: Neben dem unter dem Namen Chylosophus („Nahrungsbreiweiser") auftretenden Guarinonius sind dies der Theologe Theotimus („Gottehrender"), die Ärzte Prochylus („Freund des Nahrungsbreis", Paul Weinhart d.Ä.) und Antichylus („Gegner des Nahrungsbreis", Leonardo Panzoldi) sowie die Philosophieprofessoren Castologus („Keuschheitsredner") und Cosmosophus („Weltweiser"). Die Diskutanten aus den verschiedenen Fachrichtungen ermöglichen es Guarinonius, sein Wissen auf allen

diesen Gebieten in Szene zu setzen, sowohl durch Beleuchten des Problems aus verschiedenen fachlichen Perspektiven als auch durch Einbau diverser Exkurse. Neben diesen Hauptdiskutanten führt Guarinonius auch die *iuventus academica* („studentische Jugend") ein, einige Tiroler Studenten von verschiedenen deutschen und italienischen Universitäten auf Ferienaufenthalt in der Heimat, die das Publikum des Gesprächs darstellen und dieses durch ihre Wissbegierde erst in Gang bringen. Durch Einführung der Jugend als Publikum in die Fiktion kann Guarinonius dem Lesepublikum auch die für Laien bestimmten Erklärungen liefern, die in einem Gespräch unter Fachleuten sonst fehl am Platz wirken würden.

> An einem Sommertag treffen sich die Dialogteilnehmer zufällig bei der Loretto-Kirche: Von Hall her kommen Guarinonius und der Theologe Theotimus, von Innsbruck her die anderen. Nach einer spontan gefeierten Messe lässt sich der unwillige Guarinonius überreden, auf die schon lange an ihn herangetragenen Bitten endlich einzugehen und seine großartige neue Lehre, die *chylosophia*, zum Wohl der Allgemeinheit zu erklären, unter der Bedingung, dass dies in geordneten akademischen Bahnen geschieht. Zu diesem Zweck wird im Hof von Guarinonius' Haus eine Akademie mit Theotimus als Rektor eingerichtet, in welcher jeden Vormittag und Nachmittag Vorlesungen stattfinden sollen. Die Regeln für den akademischen Betrieb werden festgelegt und die Rolle des Anhängers der neuen Lehre Prochylus, die des Anhängers der irrigen alten Doktrin Antichylus zugeteilt.

Dialoghandlung

Im Folgenden wechseln dialogische Partien und monologische Vorlesungen, immer aufgelockert durch abwechslungsreiche Übergänge und lebhafte Digressionen. Guarinonius widmet dieser Ausschmückung und Belebung des Textes nicht wenig Aufmerksamkeit. Wenn die Teilnehmer z.B. die Meinung einer Autorität für ihre Argumentation brauchen und diese in einem Buch nachschlagen wollen, muss zuerst jemand ins Haus geschickt werden, um es zu holen. Das Gespräch läuft weiter, bis das Buch gebracht wird und die Argumentation fortgesetzt werden kann. Die Teilnehmer unternehmen auch eine Exkursion, auf der sie als Analogie zu den Verdauungsvorgängen das Funktionieren einer Mühle beobachten können.

Exkurse

Auch inhaltlich bemüht sich Guarinonius um Abwechslung: Die Widerlegung der irrigen alten Lehre von den Verdauungsvorgängen wird immer wieder von einer Vielfalt an Themen unterbrochen: So präsentiert er z.B. aus dem Gebiet der Kosmologie und Astronomie eine Beschreibung eines eigenwilligen geozentrischen Systems, Kritik am Gebrauch der Fernrohre sowie später eine Apologie der guten, modernen Fernrohre und eine chiliastische Berechnung, nach der die Welt nur noch 272 Jahre bestehen werde. Aus dem Gebiet der Medizin wiederum kommen u.a. eine Kritik an teuren und nutzlosen Medikamenten, Anweisungen zur Ernäh-

rung von Kindern oder Erklärungen zur Herkunft und zum therapeutischen Gebrauch von Mumien.

weitere Schriften

Von sechs weiteren medizinischen und diätetischen Schriften aus Guarinonius' Feder sind nur die Titel überliefert. Erhalten sind hingegen panegyrische Reden auf den Trientner Fürstbischof Carlo Gaudenzio Madruzzo und den Brixner Fürstbischof Daniel Zenn (vgl. hier S. 468–473) sowie diverse biographische und hagiographische Schriften (vgl. hier S. 505–506).

Dissertationen

Eine sehr verbreitete Form des medizinischen Schrifttums waren akademische Dissertationen. Es entsprach den Gepflogenheiten des Universitätsbetriebes dieser Zeit, dass die Examenskandidaten die von ihren Professoren vorgegebenen Thesen, über die sie öffentlich zu disputieren gedachten, im Voraus veröffentlichten, entweder in Form einer knappen Aufzählung auf einem Thesenblatt oder etwas ausführlicher in einer Thesenbroschüre bzw. Dissertation. Heute sind zwar größtenteils nur mehr die gedruckten Dissertationen erhalten, häufig aber wurden sie wegen der mit der Drucklegung verbundenen hohen Kosten nur in wenigen Exemplaren hs. verbreitet. Diese Abschlussarbeiten bieten oft eine Synthese großer Teile der an der jeweiligen Hochschule gültigen Lehre und sind insofern als Zeugnis und systematische Darstellung der allgemein verbreiteten medizinischen Ansichten wertvoll. Dies gilt auch für zwei an der Universität Padua verfasste Tiroler Dissertationen.

Gattrer

Christoph Gattrer, der Autor der ersten, wurde in Innichen in den 70er-Jahren des 16. Jhs. geboren. Aus sehr einfachen Verhältnissen stammend, fand er als Knabe in Freiherr Karl von Wolkenstein (1557–1611), dem Vizestatthalter und späteren Präsidenten der oberösterreichischen Regierung, einen einflussreichen Gönner, der ihm den Besuch zuerst des Innsbrucker Jesuitengymnasiums und ab 1593 der Ingolstädter Artistenfakultät ermöglichte. Nach seiner Rückkehr nach Innsbruck vermittelten ihm Wolkenstein und der Tiroler Hofkanzler Friedrich Altstetter († 1625) ein Stipendium des Landesfürsten Maximilian III., durch das es ihm möglich war, in Padua Medizin zu studieren. Nach dem Studium übernahm er zunächst die Stelle des Stadtarztes von Brixen. 1629 trat er als Physicus in den Dienst der Oberösterreichischen Regierung in Innsbruck und übernahm von Paul Weinhart d.Ä. (der sich ab diesem Zeitpunkt ganz seinen Aufgaben als Leibarzt der Landesfürstin Claudia und ihrer Kinder widmete) die Funktion des Kontagionsarztes. Gattrer blieb bis zu seinem Tod 1646 im Regierungsdienst.[3]

3 Über seine Ausbildung berichtet Gattrer selbst in den Widmungsepisteln seines einzigen Werkes. Der von Tovazzi, Nr. 908 angenommene Geburtsort Schwaz wird durch die Angaben in der Matrikel der Ingolstädter Universität zu Innichen korrigiert (Pölnitz 1937–1939, Bd. 1, 1284, Nr. 23). Zu seinem Eintritt in die Dienste der Regierung s. Dienstrevers vom 4. 2. 1629 (TLA, Dienstreverse II, 885).

Am Ende seines Medizinstudiums veröffentlichte Gattrer sein einziges Werk, die Dissertation *Theoremata ex tota ac universa medicina* („Lehrsätze aus der ganzen und gesamten Medizin"; Padua 1606). Das Werk besteht aus drei separat foliierten Büchern. Es beginnt mit einer Widmungsepistel an Gattrers Gönner, Erzherzog Maximilian den Deutschmeister. Es folgen drei Gratulationsgedichte von Freunden (unter ihnen sticht das vom belgischen Arzt Hermann Rasius in griechischen Hendekasyllabi verfasste hervor). Das erste Buch trägt den Titel *Ex tota physiologia* („Aus der gesamten Physiologie") und behandelt in sechs Traktaten in grundlegender Weise verschiedene Themen wie Elemente, Temperamente oder Reproduktion. Die fünf Traktate des zweiten Buches sind den Krankheiten i.A. und deren Diagnose gewidmet (z.B. mittels Harnschau). Dem dritten Buch, *Theoremata de universa medendi ratione* („Lehrsätze über die gesamte Vorgangsweise beim Heilen"), gehen ein eigenes Titelblatt, eine Widmungsepistel an Gattrers Gönner Wolkenstein und Altstetter sowie ein kurzes Gedicht voran. Es befasst sich mit der Heilung i.A. sowie mit den speziellen Verfahren des Aderlasses und der Purgierung. Die Behandlung der Themen schreitet in scholastischer Manier übersichtlich voran und bietet durch eine große Anzahl an Definitionen einen guten Zugang zur medizinischen Begrifflichkeit des frühen 17. Jhs. Besonders auffallend ist der konsequente Verzicht auf Zitate und Belege aus den Schriften medizinischer Autoritäten (außer in den Widmungsepisteln). *Theoremata*

Leonardo Panzoldi (1591–1651; vgl. Perini 1908, 2–4, mit falschem Todesjahr) wurde als Sohn des Roveretaner Stadtarztes Bonifacio Panzoldi in Sacco bei Rovereto geboren. Sein Studium absolvierte er zuerst in Parma, dann in Padua. Obwohl er in Rovereto aufgewachsen war, bezeichnete er sich in seiner Jugend als Brescianer, da seine Familie, eine alte Ärztedynastie, aus Bogliacco am Gardasee im Gebiet von Brescia stammte und er erst 1631, als Dank für die Dienste, die er seiner Vaterstadt während einer Pestepidemie geleistet hatte, das Bürgerrecht von Rovereto feierlich verliehen bekam. Erzherzogin Claudia stellte Panzoldi zuerst als ihren Leibarzt, später auch als Arzt ihrer Söhne an und verlieh ihm den Ratstitel. Auch Kaiser Ferdinand III. schätzte ihn und ernannte ihn zu seinem Kammerarzt. Nach dem Tod der Erzherzogin zog er sich vom Innsbrucker Hof nach Rovereto zurück, wo er den Rest seines Lebens verbrachte. Panzoldi

Beim Abschluss seines Medizinstudiums in Padua, im Sommer 1618, verfasste Panzoldi sein Werk *Promptuarium medicum sive praxis compendiosa* („Medizinische Vorratskammer oder kurz gefasste Praxis"; BCR, ms. 53.1; vgl. auch Perini 1908, 4 zu einer Abschrift aus dem Jahr 1647). In Unterschied zu den meisten anderen erhaltenen Dissertationen aus dieser Zeit wurde Panzoldis *Promptuarium* nicht gedruckt. *Promptuarium medicum*

Das Werk beginnt mit einer kurzen methodischen Anmerkung. Panzoldi bietet dem Leser eine Methode zur Bestimmung von Wesen und Ursache der Krankheit, der Symptome und verschiedenen Indikationen, zur Erstellung von Prognosen und zur Therapiewahl. Zuerst bringt er allgemeine Regeln, dann exemplarisch Vorschriften zu Fiebererkrankungen und schließlich zu allen anderen Krankheiten. Nach jedem Schritt demonstriert er die Anwendung der vorgestellten Regeln an konkreten Beispielen (z.B. werden die Regeln, mit deren Hilfe man errät, ob ein Aderlass nötig ist, am Fall eines Drei-Tage-Fiebers mit Durchfall verdeutlicht). Im Anschluss werden zudem vier konkrete Fallbeispiele ausführlicher vorgestellt, an denen die ganze Methode durchexerziert wird.

Methodik

Der Autor versucht gar nicht, alle Gebiete der Medizin systematisch abzudecken (so wird z.B. von den Heilmaßnahmen nur der Aderlass ausführlich behandelt). Das Vorgestellte soll aber genügen, in der Praxis *per analogiam* jedes medizinische Problem in den Griff zu bekommen. Panzoldis Konzentration auf Methodik und Überlegung geht zurück auf den bestimmenden Einfluss seines Lehrers Santorio Santorio, der seit 1611 den Lehrstuhl für theoretische Medizin in Padua innehatte, und seines berühmten Erstlingswerks *Methodi vitandorum errorum omnium*, *qui in arte medica contingunt*, *libri quindecim* („Fünfzehn Bücher über die Methode zur Vermeidung aller Fehler, die in der Heilkunst vorkommen"; Venedig 1602). Das *Promptuarium* ist fest in galenischer Tradition verankert, wenn auch Galen und Hippokrates eher selten ausdrücklich zitiert werden.

andere Werke

Panzoldi ließ zwar nie eine Schrift drucken, war aber als Schriftsteller durchaus produktiv. Leider sind seine hs. Werke heute nicht mehr auffindbar. Unter ihnen befand sich z.B. eine pharmakologische Schrift mit dem Titel *Tractatus de medicina pauperum sive de medicamentis facile parabilibus* („Abhandlung über Medizin für die Armen oder über leicht zuzubereitende Medikamente"; vgl. Perini 1908, 4).

Traktate

Der Behandlung medizinischer Einzelfragen pflegten Ärzte kurze Traktate zu widmen, in denen sie ihre Ansichten und ihre Gelehrsamkeit demonstrieren konnten. Mitunter profilierten sich Autoren in solchen Schriften durch scharfe Kritik an Werken ihrer Kollegen und Konkurrenten.

Gislimbertus

Eine interessante Abhandlung dieser Art stammt vom gebürtigen Trientner Joseph Gislimbertus. Über seine Eltern und Jugend lassen sich keine sicheren Aussagen treffen. Aus der Familie ist im Bistum Trient in der ersten Hälfte des 17. Jhs. noch ein weiterer Arzt namens Joseph hervorgegangen, vielleicht der Vater des Schriftstellers (Morizzo 1889, 54). Dieser wurde vermutlich in den späten 20er-Jahren des 17. Jhs. geboren. Sein Lebensweg führte ihn zunächst nach Prag, wo er an der medizinischen Fakultät 1652 das Doktorat erwarb (Kucera/Truc 1968, XXV–XXVI) und Mitglied des angesehenen Ärztekollegiums wurde. Danach begab er sich nach Deutschland, wo ihn einer der wichtigsten katholischen Kirchenmän-

ner jener Zeit, der einer Nebenlinie der Wittelsbacher entstammende Fürstbischof von Osnabrück und Regensburg, Franz Wilhelm von Wartenberg (1593–1661), zu seinem Leibarzt ernannte. In seinen medizinischen Ansichten war Gislimbertus, der sich seiner Erfahrung auf dem Gebiet der Chirurgie rühmte, ein orthodoxer Galeniker. Bei der Veröffentlichung seiner Werke pflegte er stolz auf seine Herkunft zu verweisen und sich auf den Titelblättern als *Tridentinus* zu bezeichnen. Nach dem Tod seines Herrn verlieren sich Gislimbertus' Spuren.

Viperntraktat

Gegen Ende seines Dienstes in Regensburg widmete Gislimbertus dem Brixner Bischof Anton von Crosini die Neuausgabe seines zuerst 1567 im Osnabrück erschienenen *Brevis tractatus, quo pulvis viperinus a quadam contracta calumnia liberatur* („Kurze Abhandlung, durch die das Vipernpulver von einer gewissen ihm anhaftenden Verleumdung befreit wird"; Regensburg 1660). Vipernfleisch und Vipernpulver (pulverisiertes getrocknetes Vipernfleisch) fanden seit der Antike in der Medizin Verwendung. Besonders wichtig waren sie bei der Herstellung des kostbaren, als präventives Gegengift verwendeten Theriaks. Aufgrund der ebenfalls seit der Antike verbreiteten Vorstellung, der Verzehr von Vipernfleisch sei förderlich für ein langes Leben, wurde es im 18. Jh. zum begehrten Mittel zur Bewahrung der weiblichen Schönheit, ja sogar zum Wundermittel, das Verjüngung versprach.

Der erste Teil der Schrift (1–5) versucht die verbreitete Meinung zu widerlegen, nach welcher Vipernfleisch und Vipernpulver Aphrodisiaka seien, um so die moralischen Bedenken, die Patienten bei der Anwendung der wertvollen Heilmittel haben könnten, zu zerstreuen. Seine Behauptungen stützt Gislimbertus einerseits auf das Fehlen der üblichen Charakteristika von Aphrodisiaka bei Vipernfleisch und -pulver, andererseits auf die Wirkung Letzterer bei der Behandlung von Krankheiten, die der von Aphrodisiaka entgegengesetzt sei. Im zweiten Teil (5–21) werden die Eigenschaften der besagten Substanzen im Sinne der galenischen Lehre von den vier Qualitäten untersucht. Entgegen der Meinung der meisten medizinischen Schriftsteller seiner Zeit behauptet Gislimbertus, dass Vipernfleisch von seiner Wirkung her warm und keinesfalls kalt sei. Nach einer Klärung der Begriffe widmet er seine Aufmerksamkeit den wenigen Aristoteles- und Galenstellen, auf welche die falsche Meinung anderer zurückgehe, und zeigt, dass diese auf einer Überinterpretation der Stellen beruhe, die durch den Wortlaut des Textes nicht gedeckt werde. Zahlreiche zeitgenössische und ältere Autoren werden zitiert, um seine Behauptung zu untermauern.

Colombo, Blatterntraktat

Die kurze, nicht gedruckte und nur als Autograph erhaltene Schrift *Opinio ac praxis Columba in variolarum curatione* („Colomb'sche Meinung und Vorgangsweise bei der Heilung von Blattern"; ÖNB, Cod. 1162) steht in Zusammenhang mit dem Tod des Tiroler Landesfürsten Erzherzog Ferdinand Karl. Ihr Autor, Alessandro

Colombo, diente im Lauf seines Lebens als Protomedicus dem Trientner Bischof Kardinal Carlo Emanuele Madruzzo, als Rat und Kammerarzt dem bayerischen Kurfürsten Maximilian I. bzw. seinem Sohn Ferdinand Maria und als Leibarzt dem Tiroler Landesfürsten Ferdinand Karl. Nachdem Ferdinand Karl 1662 in Kaltern an den Blattern gestorben war, machte Leopold I. Colombo zum Leibarzt des kaiserlichen Paares. In seiner Heimatstadt Trient war er ein hochangesehener Bürger, der es fünfmal zur Konsulwürde brachte.[4]

In einer Anrede an den Kaiser wird der Anlass der Schrift erklärt: Um sich für die erwiesene Gnade erkenntlich zu zeigen, will Colombo vor seinem Abgang vom Hof auf Aufforderung des Kaisers seine Vorgangsweise bei der Heilung der Blattern mitteilen, die er auch beim Tod Ferdinand Karls vorgeschlagen hatte, aber nicht hatte anwenden können, da er nicht zugegen gewesen war (Bl. 2^r). Nachdem er die Ursachen von Blattern und Masern kurz genannt hat (während der Schwangerschaft infiziert die Unreinheit im Blut der Mutter das Kind, und diese schädliche Materie sucht sich irgendwann den Weg an die Oberfläche, d.h. die Haut) und bekräftigt hat, dass diese bis zu drei Mal im Leben auftreten können (Bl. 2^r–3^r), widmet sich der Rest der Schrift ausführlich den Heilungsmaßnahmen für einzelne Phasen und Varianten der Krankheit (Bl. 3^r–7^r). Colombo differenziert die Behandlung auch je nach Alter der Patienten: So empfiehlt er für Kinder unter vier Jahren die Anwendung von Schröpfköpfen, für Kinder unter vierzehn von Blutegeln, für ältere Kranke einen Aderlass. Colombo beruft sich bei der Begründung der Maßnahmen vereinzelt auf Hippokrates und Galen, meistens aber auf seine Erfahrung und die Heilerfolge, die er mit den genannten Maßnahmen erzielt hat. Die vorgeschriebenen Medikamente sind meist pflanzlicher Herkunft. Ausnahmen bilden Eidotter zur Verhinderung von Narben sowie die aus der Hofmedizin nicht wegzudenkenden Mittel Bezoarstein – steinähnliche Gebilde aus den Mägen von Wiederkäuern –, gemahlene Perlen und Edelsteine sowie Goldblättchen.

Sprache und Stil

Colombos Anweisung ist in einem sehr eigenwilligen, die Regeln der Grammatik manchmal schlichtweg ignorierenden Lat. verfasst. Dies verwundert, da seine zweite erhaltene Schrift (*De facultatibus acidularum*; „Über die Wirkung von sauren Bädern") keine solchen Auffälligkeiten zeigt. Da letztere gedruckt vorliegt (Trient 1640), wurde sie vermutlich vor der Drucklegung korrigiert. Während die einleitenden Teile umständlich formuliert sind, ist der Hauptteil des Blatterntraktates klar und leicht nachvollziehbar. Da der primäre Adressat der Schrift der Kaiser war, überraschen die vielen Abkürzungen in den Rezepten auf den ersten Blick. Es ist

4 Seine ärztliche Karriere ist nach den Angaben rekonstruiert, welche Colombo selbst in seiner Schrift liefert. Näheres zu seinen Konsulaten bei Morizzo 1889, 56.

jedoch bekannt, dass Leopolds Interessen breit gefächert und gerade im naturwissenschaftlichen Bereich stark entwickelt waren, sodass er mit den Angaben sicher etwas anfangen konnte. Vermutlich verwendete Colombo die Abkürzungen aber auch mit Blick auf andere Ärzte des Kaisers, die wohl das eigentliche Publikum seiner Schrift waren und seine Methode bei der Behandlung der Nachkommenschaft des Kaiserpaares übernehmen sollten.

ärztliche Gebrauchsliteratur

Zur ärztlichen Gebrauchsliteratur gehören Aufzeichnungen von Krankengeschichten und Behandlungsvorschlägen. Sie wurden v.a. für den eigenen praktischen Bedarf verfasst, sowohl volkssprachlich als auch lat., wurden aber oft auch an Kollegen verschickt, wenn eine interessante Krankheit behandelt oder eine neue Therapie ausprobiert wurde. Leider haben sich solche Werke nur selten erhalten. Von den Sammlungen derartiger Aufzeichnungen, die wohl viele Ärzte angelegt haben, sind aus Tirol einige nur mehr aus zweiter Hand bekannt. Unter den heute verschollenen Werken finden sich etwa die vier Foliobände von Hippolytus Guarinonius' *Consilia medica ad personas illustres data cum variis morborum curis* („Medizinische Ratschläge, erteilt an hochstehende Personen, mit verschiedenen Behandlungen der Krankheiten"; s. Kemter, *Vita Guarinonii* [hier S. 779], 7) und das medizinische Tagebuch des Trientner Arztes Nicolaus Bevilacqua aus den Jahren 1662–1667, eine sechshundertseitige Foliohandschrift, in welcher er in einem rohen Lat. Tag für Tag seine Visiten und die den Patienten vorgeschriebenen Heilmittel verzeichnete (Tovazzi, Nr. 911; Morizzo 1889, 62). Mitunter konnten derartige Schriften jedoch auch einen hochoffiziellen Charakter bekommen (was entscheidend dafür war, dass sie sich in den Archiven erhalten haben): So war es für den Kaiser von höchster Bedeutung, rechtzeitig über den Gesundheitszustand der Mitglieder des österreichischen Erzhauses informiert zu sein, und daher wurden ihm im Falle ihrer Erkrankung oft Berichte und Prognosen zugesandt.

Krankengeschichte Erzherzog Leopolds

In einer aus der Ambraser Bibliothek stammenden Hs. (ÖNB, Cod. 1156) ist als zeitgenössische Abschrift eine Dokumentation der Erkrankung Erzherzog Leopolds erhalten, welche diesen im Herbst des Jahres 1622 während eines Aufenthalts in den Vorlanden befallen hatte. Die ausführliche *Historia morbi* („Krankengeschichte"; Bl. 1^r–11^r) dokumentiert Tag für Tag den Verlauf der Krankheit, alle Symptome und die angewandten oder – weil sich Leopold weigerte, dem ärztlichen Rat zu folgen – nicht angewandten Therapien, z.T. auch Überlegungen der Ärzte zur Auswahl von Medikamenten. Das Werk ist in schlichtem und sachlichem Ton gehalten. Als Verfasser der *Historia morbi* werden vier den Erzherzog behandelnde Ärzte genannt: Den Anfang machte Johannes Remus Quietanus. Dieser hatte zuvor schon Erzherzog Maximilian III. als Leibarzt gedient. Quietanus war, wie viele in fürstlichen Diensten stehende Ärzte seiner Zeit, Anhänger eines gemäßigten, mit der Lehre Galens in Einklang gebrachten Paracelsismus. So finden sich unter

den Autoritäten, auf die er sich bei seinem Therapievorschlag (s.u.) beruft, Galen und sein heftigster Kritiker Paracelsus nebeneinander. Nach und nach wurden zur Behandlung weitere Ärzte hinzugezogen: der angesehene Freiburger Medizinprofessor Johannes Caspar Helbling, der Freiburger Stadtarzt und spätere Nachfolger Quietanus' als Leibarzt Leopolds, Johann Jacob Metz, und der Physicus der Vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim, Johannes Schaller. Auch der Schweizer Arzt und Alchemist Johann Friedrich Eggs, ehemaliger Leibmedicus Erzherzog Ferdinands II. und Rat Leopolds, beteiligte sich an der Behandlung und lieferte Medikamente, v.a. eine vom Erzherzog sehr geschätzte Opiumtinktur (Laudanum), schrieb aber an der Krankengeschichte nicht mit.

Prognosticon, Consilia

Die *Historia morbi* wird ergänzt durch ein *Prognosticon* („Vorhersage des Krankheitsverlaufs") aus der Frühphase der Krankheit (Bl. 11^{v}), das Quietanus an die Brüder Leopolds, Kaiser Ferdinand II. und Erzherzog Karl, richtet, durch ein weiteres, später verfasstes und ebenfalls an den Kaiser gerichtetes *Prognosticon* (Bl. 12^{rv}), unterschrieben von Quietanus, Helbling, Metz und Schaller, sowie durch ein von Quietanus entworfenes *Consilium* („Behandlungsvorschlag"; Bl. 13^{r}–15^{v}), das sich an Leopold selbst wendet. Ein weiteres, im Text erwähntes *Consilium* von Johann Jacob Metz wurde nicht in die Abschrift aufgenommen. Da diese Ergänzungen argumentierende, primär an hochgestellte Persönlichkeiten gerichtete Texte sind, unterscheiden sie sich in ihrem Stil wesentlich von der rein deskriptiven Krankengeschichte. Die beiden Vorhersagen beginnen mit der Feststellung, dass eine sichere Prognose bei akuten Krankheiten besonders schwierig ist, und belegen dies mit Zitaten aus Hippokrates und Galen.

medizinische Vielfalt

Die Dokumentation zeigt die volle Breite an Heilmaßnahmen, die hochstehenden Personen zu dieser Zeit zur Verfügung standen. Die verabreichten Medikamente reichen von *simplicia* und traditionellen pflanzlichen oder mineralischen Pharmazeutika (wie Nelkenpulver, Mastixöl oder Laudanum) über chemiatrische Präparate (wie Weinsteinkristalle oder Kupfervitriol) bis zu exklusiven Heilmitteln (wie gemahlenen Korallen und Perlen, Theriak, Lebenselixieren usw.). Besonders beliebt waren die seit dem Mittelalter gebräuchlichen Bezoarsteine und *aurum potabile* („trinkbares Gold"), ein alchemistisches Elixier, das als Allheilmittel galt. Dazu kamen Klistiere, Aderlässe, Purgative und Brechmittel. Diese Vielfalt wird durch Mittel aus der Sphäre der Frömmigkeit, wie z.B. das Wasser des Hl. Landelinus oder die Berührung mit dem Kopf des Hl. Valentin, ergänzt. Den Rat seiner Ärzte ignorierend griff Leopold, der an medizinisch-alchemistischen Fragen sehr interessiert war, öfters selbst in die Therapie ein. So verweigerte er z.B. die Applikation von Blutegeln oder ließ sich statt der vorgeschlagenen Medikamente *aurum potabile* geben, aus der Überzeugung heraus, dass Angehörige des Erzhauses daran gewöhnt seien und es ihnen besonders gut tue.

Über den Tod des letzten Erzherzogs der Tiroler Habsburgerlinie, Sigmund Franz, wurde von seinem Kammerarzt, dem späteren Physicus der oberösterreichischen Wesen Kaspar Weinhart (1624–1692; vgl. Hye 1970, 9; Oberrauch 2006) ein kurzer Bericht verfasst. Er trägt den Titel *Relatio historica anatomica fatalis morbi, quo Sigismundus Franciscus Archidux Austriae et Comes Tyrolis die 25. Iunii anno 1665 est extinctus* („Historisch-anatomischer Bericht über die tödliche Krankheit, an der Sigmund Franz, Erzherzog von Österreich und Graf von Tirol, am 25. Juni 1665 starb"; TLMF, Dip. 882/2, Bl. 3^r–4^r).

Weinhart, Obduktionsbericht

Im ersten Teil befasst sich Weinhart mit der Konstitution und dem Gesundheitszustand des Erzherzogs. Zur Sprache kommen dessen schlechte Gewohnheit, eisgekühlten Wein zu trinken, sowie eine alte Kopfverletzung, die er sich 1649 durch einen unabsichtlich ausgelösten Gewehrschuss zugezogen hatte. Im zweiten Teil werden der Verlauf der kurzen Krankheit und die erfolglosen medizinischen Maßnahmen (u.a. die Anwendung von Herzmitteln aus Bezoarstein und gemahlenen Edelsteinen) vom Auftreten der ersten Symptome bis zum Tod beschrieben. Den Schluss bildet ein Bericht über die Obduktion, bei welcher Schäden am Herzen und am Gehirn festgestellt wurden.

Bei den Habsburgern und vielen anderen Herrscherhäusern diente eine Obduktion nicht in erster Linie der Feststellung der Todesursache. Vielmehr gewannen die fürstlichen Leibärzte Einblick in den inneren Zustand des Verstorbenen bei der Erfüllung ihrer Pflicht, die Leiche des Potentaten zu mumifizieren bzw. zu konservieren. Dies war schon wegen der ausgedehnten Trauer- und Begräbnisfeierlichkeiten notwendig, bei denen der Verstorbene im offenen Sarg aufgebahrt lag (Sigmund Franz wurde z.B. erst am 18. September, fast drei Monate nach seinem Tod, begraben). Auch wegen der bei den Habsburgern üblichen Mehrfachbestattung (Körper, Herz und Innereien wurden voneinander getrennt und oft an verschiedenen Orten bestattet; s. Hawlik/van de Water 1989) mussten die Leichname geöffnet werden.

Obduktion

Von den Innsbrucker Hofärzten im Dienste Erzherzog Leopolds V., Matthäus Claußß (s.o.) und Paul Weinhart d.Ä. (1570–1648; s. Hye 1970, 34–62), haben sich mehrere kurze Briefe erhalten, davon 13 lat. aus dem Jahr 1629, in denen sie dem Erzherzog über den Gesundheitszustand und das allgemeine Befinden seiner Kinder berichten (TLA, AL I/228 und KS II/742).

Briefe

Christine Lehne

Rechtswissenschaft

Einleitung

Während des 17. Jhs. schritt die Kodifikation vieler Rechtsbereiche immer weiter fort (Baltl/Kocher 2004, 152–155). Gleichzeitig bot die Verwaltung, wie noch genauer auszuführen sein wird, immer mehr Rechtsgelehrten Auskommen und Aufstiegsmöglichkeiten. Beides führte zur Entstehung eines immer umfangreicheren rechtspragmatischen Schrifttums: Statuten, Prozessakten, Schriftsätze und Konsilien sind uns aus der vorliegenden Epoche in beträchtlicher Zahl erhalten. Juristisches Schrifttum, das über den konkreten Anlassfall hinausgeht und sich zumindest im weiteren Sinne als wissenschaftlich bezeichnen lässt, kommt dagegen zwar ebenfalls vor, nimmt sich aber quantitativ noch bescheiden aus. In geographischer Hinsicht verlagerte sich der Schwerpunkt ein wenig nach Norden. War in den Jahrhunderten zuvor Trient das wichtigste Zentrum gewesen, so finden sich jetzt in zunehmendem Maße auch Schriften aus Brixen und Nordtirol.

Gliederung

Im Folgenden wird auf das schon in den vorhergehenden Epochen zur Sprache gekommene pragmatische Schrifttum nicht mehr näher eingegangen. Stattdessen werden zunächst zwei kirchenrechtliche Schriften zum Thema Beichte sowie eine dritte behandelt, die sich der damit verwandten Ablassthematik annimmt. Danach folgen die Arbeiten zum weltlichen Recht, welche die beiden Tiroler Kanzler Wilhelm Biener und Johann Paul Hocher hinterlassen haben.

Beichtliteratur

Eine weit verbreitete kirchenrechtliche Gattung bildeten Werke zur Beichtjurisprudenz. Die Beichtliteratur prägte durch ihre Definition der einzelnen Delikte und ihrer Wertigkeit die rechtlichen Vorstellungen der Gesellschaft und half mit, die jeweiligen Straftatbestände auszubilden (vgl. Stintzing 1867, 489–493). Innerhalb ihrer kann man zwischen Beichtsummen – kasuistischen Handbüchern für angehende Beichtväter, die juristische Grundkenntnisse voraussetzten und stark von der Moraltheologie beeinflusst waren – und *confessionalia* unterscheiden, die einen geringeren juristischen Gehalt hatten, sich am Ablauf der Beichte orientierten und die einzelnen *causae* weniger eindringend behandelten (Bergfeld 1977, 999–1015; Grosse 1994, 175–176); allerdings lassen sich diese beiden Unterarten nicht immer leicht voneinander abgrenzen. Bei den im Folgenden angeführten Werken handelt es sich eher um *confessionalia*.

Bliemel, *Casus reservati*

Denjenigen schwerwiegenden Sünden, von denen man nur durch einen hochrangigen Geistlichen losgesprochen werden konnte, widmete Wilhelm Bliemel eine Abhandlung mit dem Titel *Casus reservati summo pontifici*, *episcopis*, *praecipue Brixi-*

nensi et Tridentino, aliisque regularium praelatis („Fälle, die dem Papst, den Bischöfen, speziell denen von Brixen und Trient, und den Prälaten vorbehalten sind"). Die Schrift wurde 1649 in der Hauslehranstalt des Klosters Wilten von Augustin Holzer und Ambrosius Schrott verteidigt und mit einer Widmung an den Brixner Bischof Anton von Crosini in Innsbruck gedruckt. Bliemel, den wir bereits als Geschichtsschreiber und Philosophen kennengelernt haben (vgl. hier S. 496–497 und 552–554), wurde in Brixen geboren und studierte Theologie und Kirchenrecht in Wilten, Salzburg und Dillingen. 1644 wurde er Professor in Wilten und lehrte hier bis zu seinem Tod 1658 (Tovazzi, Nr. 830). Mit dem Thema Beichte hatte er sich schon als Respondent in Dillingen befasst, als er dort 1643 Heinrich Wagnerecks *Iurisdictio confessarii* („Rechtssprechung des Beichtvaters") defendierte.

Die gut gegliederte Darstellung beginnt mit einem Kapitel über die Gerichtsbarkeit für die Beichte i.A. (1–16) und die *casus reservati* im Besonderen (16–43). Da es sich hierbei, wie erwähnt, um schwere Sünden handelte, konnte die Absolution nur in Todesgefahr oder von kirchlichen Würdenträgern wie Bischöfen und Äbten, die auch Hoheitsgewalt (*iurisdictio*) hatten, gewährt werden (16–29). Bereits für die Abnahme der Beichte war, außer in Todesgefahr, die bischöfliche Approbation *(approbatio pro cura)* zwingend vorgesehen; es existierten allerdings Sonderregeln für einzelne Orden, und die Befugnisse konnten mitunter delegiert werden (29–36). Die abgeleistete Buße wurde zwar bei weltlichen Gerichten nicht berücksichtigt, bei kirchlichen jedoch sehr wohl (36–43).[1] Im Anschluss hieran geht Bliemel als Erstes näher auf die Untergruppe der *casus papales* ein, Delikte, die als so schwer gewertet wurden, dass einen nur der Papst davon freisprechen konnte (44–64). Diese werden anhand der Rechtsgrundlagen, nämlich der gegen alle Arten von Ketzerei gerichteten Bannbulle *In coena Domini*, des *ius commune* und der Dekretalensammlung des sogenannten *Liber extra*, einzeln erörtert. Vermutlich aus praktischen Gründen wird neben den 20 genannten Delikten selbst (u.a. Häresie, Piraterie, Verstoß gegen die kirchliche Gerichtsbarkeit; 44–55) auch die Delegation der Gerichtsbarkeit an die Bischöfe besprochen. Diese war zulässig, wenn das Delikt versteckt, d.h. weder allgemein bekannt noch aktenkundig, und der Papst nicht erreichbar war (55–64). Noch ausführlicher als die *casus papales* behandelt Bliemel danach die zwölf Delikte, die der Gerichtsbarkeit der Bischöfe vorbehalten waren (64–116), und die *casus praelatis reservati* (116–151; „Äbten vorbehaltene Fälle").

1 Der Kirche kam seit dem Mittelalter das *privilegium fori* („Privileg des Gerichtsstandes") zu, d.h. sie hatte eigene Gerichte für die Geistlichen. Zusätzlich beanspruchte sie auch die Gerichtsbarkeit über *causae spirituales* („geistliche Angelegenheiten") wie z.B. Ehestreitigkeiten, Wucher und Glaubensdelikte (Baltl/Kocher 1997, 99–100, 106–107).

Fallbeispiel

Bliemels Vorgehen soll beispielhaft anhand des Deliktes der Abtreibung, eines *casus episcopo reservatus* („dem Bischof vorbehaltener Fall") illustriert werden (77–79, in Auszügen). Am Anfang steht eine Definition des Vergehens:

> *Procurare aborsum est ex proposito seu studio mediate vel immediate aliquid agere, ut foetus humanus iam animatus praemature eiciatur ex utero matris.*
>
> Eine Abtreibung vornehmen heißt aus Vorsatz oder mit bewusster Anstrengung mittelbar oder unmittelbar etwas tun, damit der schon beseelte menschliche Fötus vorzeitig aus dem Leib der Mutter ausgeschieden wird.

In der Folge werden die Voraussetzungen dafür aufgezählt, dass der Tatbestand auch wirklich gegeben ist:

> *Ad hoc autem, ut hic casus in sua specie perfectus et consummatus dici possit, requiritur 1. ut foetus sit animatus anima rationali* […]. *2. ad substantiam huius casus requiritur, ut caussa expellens foetum in hunc et non alium finem applicetur* […].
>
> Damit dieser Fall in seiner Art vollständig und vollendet genannt werden kann, ist es jedoch nötig, dass erstens der Fötus mit einer vernünftigen Seele beseelt ist […]. Zweitens ist es für den Sachverhalt dieses Falles nötig, dass die Ursache, welche den Fötus austreibt, zu diesem und keinem anderen Zweck angewandt wird […].

Nach einer Auflistung von Ausnahmen wird schließlich im Detail aufgezählt, auf welche Weisen man sich der Abtreibung schuldig machen kann:

> *Incurrunt 1. omnes illi, qui vel quae potionibus, venaesectionibus, medicamentis, percussionibus, saltationibus, magnis laboribus* […] *utuntur* […]. *2. Eodem casu constringuntur, qui auxilium vel consilium ad procurationem aborsus praebent.*
>
> Schuldig machen sich erstens alle Männer und Frauen, die Tränke, Aderlässe, Heilmittel, Schläge, Sprünge, große Anstrengungen […] benutzen. […] Zweitens fallen unter denselben Tatbestand alle, die zur Vornahme der Abtreibung Hilfe leisten oder Rat erteilen.

Crosini, *Euthynon*

Anton von Crosini, dem Bliemel sein Werk dedizierte, wurde 1581 in Trient geboren und erwarb in Bologna das Doktorat sowohl der Rechtswissenschaften als auch der Theologie. Noch während seiner Studienzeit wurde er Domherr in Brixen. 1619 wurde er zum Generalvikar, 1624 zum Weihbischof und 1648 zum Bischof von Brixen ernannt. Das Bischofsamt hatte er bis zu seinem Tod im Jahr 1663 inne (Tovazzi,

Nr. 804; Gelmi 1984, 163–166). Dass er für die *Casus reservati* der richtige Adressat war, erhellt daraus, dass er mit dem *Euthynon seu synoptica instructio omnibus animarum curam habentibus in praxi utilissima* („Richtlinie oder zusammenfassende Anleitung, die allen Seelsorgern in der Praxis höchst nützlich ist“) selbst einen Leitfaden der Beichtpraxis vorlegte (vgl. Abb. 93). Allerdings erschien dieser erst längere Zeit nach seinem Tod: Ein Georg Stier gab ihn 1679 mit einer Widmung an Crosinis zweiten Nachfolger Paulinus Mayr in Brixen heraus.



Abb. 93: Frontispiz des *Euthynon* des Brixner Bischofs Anton von Crosini, Brixen 1679.

> Der *Euthynon*, der von einer längeren unpaginierten Vorrede Stiers und einer Vorbemerkung Crosinis (3–4) eingeleitet wird, ist durch Zwischenüberschriften recht kleinteilig und nicht immer einleuchtend strukturiert. Er beginnt mit einem Abschnitt, der grob dem Ablauf der Beichte folgt: Behandelt werden die nötigen Vorbereitungen, die Beichte selbst und die Bedingungen für die Absolution (5–22). Ein zweiter Block behandelt nach verschiedenen Gliederungsschemata die Gattungen der Sünden: *casus reservati* und andere, Sünden in Gedanken, Worten und Werken, Hochmut, Zorn und Neid, unterlassene Hilfeleistung (22–52). Es folgt ein unsystematischer Abschnitt, in dem es um weitere Aspekte der Beichte wie Beichtgeheimnis, Wiedergutmachung und Instruktion des ungebildeten Beichtlings, aber auch um anderes, z.B. um Simonie oder Ehehindernisse, geht (52–71). Danach werden *casus papales* und andere *casus reservati* aufgezählt (71–74) und Absolutionsformeln angeführt (74–77). Als Anhang druckt Stier eine Reihe von Beichtproblemen zu *casus reservati* samt Lösungen ab, die auf eine Neustifter Disputation des Jahres 1672 zurückgehen (77–97).

Ablass, Jubeljahr

In inhaltlichem Zusammenhang mit der Beichte steht in der katholischen Kirche der Ablass, d.h. der Nachlass zeitlicher Strafen für Sünden, für die man durch die Beichte bereits grundsätzliche Vergebung erlangt hat. Besondere Aufmerksamkeit galt diesem Thema damals im Zusammenhang mit den sogenannten Jubeljahren, die regelmäßig alle 25 Jahre, darüber hinaus aber auch zu außerordentlichen Anläs-

sen gefeiert wurden und an denen allen Gläubigen, die bestimmte Voraussetzungen erfüllten, ein vollkommener Ablass gewährt wurde. Zu diesen Anlässen erschienen jeweils zahlreiche volkssprachliche wie lat., populäre wie gelehrte Schriften.

Georges Gobat

Zu denjenigen Autoren, die sich aus kanonistischer Perspektive am intensivsten mit dem Thema auseinandersetzten, gehört Georges Gobat SJ (BS 3, 1505–1512; CE 6, 607; BBKL 20, 1556). Gobat wurde 1600 im französischen Charmoille im heutigen Departement Doubs geboren. Er trat 1618 in die Gesellschaft Jesu ein und war in der Folge als Professor der Theologie bzw. Rektor in Fribourg (1631–1641, 1654–1656), Hall i.T. (1641–1644, 1647–1651),[2] München (1644–1647), Regensburg (1651–1654) und schließlich Konstanz (1656–1660) tätig, wo er 1679 verstarb. Einen Namen machte er sich in erster Linie als profilierter Vertreter des Probabilismus (vgl. hier S. 810); seine Werke wurden noch zu Beginn des 18. Jhs. nachgedruckt und hitzig diskutiert. Im Zusammenhang mit dem Jubeljahr 1650 publizierte er in Innsbruck 1649 und 1650 auch zwei umfangreiche Werke zu diesem Thema: den *Sensus et consensus doctorum de iubileo duplici* („Ansicht und Einverständnis der Kirchenlehrer über die beiden Arten von Jubeljahren") und den *Thesaurus ecclesiasticus indulgentiarum* („Kirchlicher Ablassschatz"). Im Folgenden sei das erste dieser Bücher kurz vorgestellt.

Der *Sensus et consensus* beginnt nach Titelblatt und Approbation kaum zufällig mit einer Widmung an den Mann, den wir bereits als Adressaten und Autor von Beichtspiegeln kennengelernt haben: Bischof Anton von Crosini. Es folgen ein Vorwort an den Leser, in dem Gobat u.a. auf seine gründliche historische Arbeitsweise und auf Aspekte verweist, in denen er über seine Vorgänger hinausgekommen ist, sowie ein Literaturverzeichnis. Danach werden als grundlegende Quellentexte die drei Bullen *Appropinquat*, *Cum nos nuper* und *Inter plurimas* von Innozenz X. abgedruckt, die sich auf das Jubeljahr 1650 beziehen. Der Hauptteil (S. 1–331) diskutiert dann in 47 Kapiteln 121 Fragen zum Thema. Ein Inhaltsverzeichnis und *Errata* machen den Schluss.

Sensus et consensus: Gelehrsamkeit

Wie die Inhaltsübersicht schon andeutet, handelt es sich um ein gelehrtes Werk, das sich über weite Strecken ausgesprochen technisch liest. Gobat hat sich bemüht, alle erreichbaren älteren Arbeiten zum Thema zu berücksichtigen, und entwickelt seine Ansichten stets in Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur. Seine wichtigsten Bezugstexte sind jedoch die drei eingangs abgedruckten Bullen. Obwohl Gobat mitunter über das dort Erwähnte hinausgeht, liest sich seine Darstellung streckenweise wie ein Kommentar zu diesen päpstlichen Schreiben. So versteht er sie auch selbst, wenn er auf der zweiten Seite des Widmungsbriefes erklärt:

2 Die CE spricht von „Halle", doch das Widmungsschreiben des gleich zu besprechenden Werkes nennt als Abfassungsort eindeutig Hall i.T.

> *At huius thesauri quae utilitas, nisi in lucem protrahatur, summorum, inquam Praesulum obscuriora de Iubilei natura et adiunctis oracula explicationis lumine illustrentur?*

> Aber welchen Nutzen hat dieser Schatz [d.h. der im Jubeljahr gewährte Ablass], wenn er nicht ans Licht gezogen wird, d.h. die allzudunklen Orakel der Päpste über Natur und Attribute des Jubeljahrs durch den Schein der Erklärung erhellt werden?

Bei der Interpretation der Bullen erweist sich Gobat als präziser und scharfsinniger Exeget. Darüber hinaus verfügt er auch über ein klares historisches Verständnis seines Gegenstandes und begreift das Jubeljahr als ein Phänomen, das geschichtlicher Veränderung unterliegt. Bereits im dritten Paragraph des Vorworts an den Leser erklärt er, der Dissens unter den Gelehrten, die sich zum Thema geäußert hätten, rühre zu einem guten Teil daher, dass sich die einen auf ältere, die anderen auf jüngere Bullen bezögen, ohne dies klarzumachen. Deshalb habe er, Gobat, versucht, alle einschlägigen Bullen einzusehen. In dem juristischen Adagium *Distingue tempora et concordabis iura* („Halte die Zeiten auseinander, und du wirst die Rechtsverhältnisse in Übereinstimmung bringen") fasst er seine Position zusammen.

praktischer Nutzen

Trotz seines gelehrten Charakters will der *Sensus* aber kein rein wissenschaftliches Werk sein, sondern auch praktischen Nutzen bieten. Dies zeigt schon die Rede von der *utilitas* im angeführten Zitat, und das Titelblatt präzisiert, das Buch sei *in gratiam praecipue dominorum parochorum et confessariorum* („als Hilfestellung insbesondere für die Herren Pfarrer und Beichtväter") verfasst: Man kann sich gut vorstellen, wie schwierig es für diese Geistlichen war, die zahlreichen Anfragen kompetent zu beantworten, die ihre von der Chance, einen Aufenthalt im Fegefeuer zu vermeiden, begeisterten Schützlinge an sie richteten. Die menschenfreundliche Grundhaltung, die in dieser Zweckbestimmung zum Ausdruck zu kommen scheint und die gut zu Gobats Ruf als toleranter Probabilist passt, findet sich in der Behandlung vieler Einzelfragen wieder, so etwa, wenn abschließend (*quaestio CXXI*, S. 331) die gegenwärtige Häufigkeit der Jubeljahre und Generalablässe ausdrücklich begrüßt und gegen Kritiker verteidigt wird.

quaestio LXI

Ein Überblick über die zahlreichen, vielfach ungemein komplexen Einzelfragen muss hier unterbleiben. Stattdessen sei Gobats Darstellungsweise an einem vergleichsweise simplen Problem exemplifiziert, das in der *quaestio LXI* (S. 159–160) behandelt wird. Zunächst wird die Frage dargelegt: Der Papst hat als Voraussetzung für das Erlangen des Ablasses ein 40-Stunden-Gebet genannt, in den hiesigen Jesuitenkonventen ist man aber gewohnt, bei solchen Gelegenheiten 60 Stunden zu beten: Wird ein so Betender nach den ersten 40 Stunden des Ablasses würdig? Dann benennt Gobat die *ratio dubitandi* („Grund zu zweifeln"): Wer nach 40 Stunden weiterbetet, verrichtet eben strenggenommen kein 40-Stunden-Gebet. Seine

responsio („Antwort") hierauf führt gegen diese Sicht der Dinge zwei Argumente ins Feld: Erstens impliziert der juristische Grundsatz *Plus semper in se continet quod est minus* („Das Mehr enthält in sich immer das Weniger"), dass der, der 60 Stunden betet, auch 40 Stunden betet. Zweitens ist bei jeder Verordnung primär auf die *intentio disponentis* („Absicht dessen, der sie erlässt") zu achten; der Papst wollte aber gewiss nicht die Betzeit auf 40 Stunden beschränken, sondern diese Zahl als Mindestwert verstanden wissen. Abschließend merkt Gobat an, er habe dieses Problem aus gegebenem Anlass behandelt und selbständig gelöst: *Atque in hunc sensum respondi meam ista de re sententiam rogatus.* („Und in diesem Sinne antwortete ich, als man mich um meine Meinung in dieser Sache fragte.")

Juristen bei Hof

Wie bereits angedeutet, hatte im Tirol dieser Zeit schon seit längerem der Aufstieg der Juristen zur Macht und die Bildung eines Beamtenadels eingesetzt. Die bessere Erreichbarkeit der Universitäten, das höhere Ansehen der Bildung und die Professionalisierung der Verwaltung hatten dazu geführt, dass die weltlichen und geistlichen Machthaber sich ihre Berater nun weniger nach deren Stand als vielmehr nach ihren beruflichen Qualifikationen aussuchten. Insbesondere die Verwaltungsreform von Kaiser Maximilian II. hatte immer mehr Juristen in den Dienst der Regierung treten lassen; diese genossen in ihren Ämtern außerdem zunehmenden Handlungsspielraum. Auch die meisten Kanzler Tirols waren geschulte Juristen. Zwei von ihnen, von denen sich auch juristische Schriften erhalten haben, sollen im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Biener

Der berühmteste Kanzler Tirols überhaupt war der aus Oberschwaben stammende Wilhelm Biener (vor 1590–1651). Als kompetent und unbestechlich, aber auch als undiplomatisch und streitbar bekannt, stieg er unter Claudia de' Medici schnell zu hohen Ehren auf. Als ihr Sohn Ferdinand Karl an die Macht kam, begann Bieners Einfluss nachzulassen. Von seinen Beratern, darunter Isaak von Volmar, dem Erzfeind Bieners, wurde Ferdinand Karl dazu gedrängt, einen Prozess gegen den Kanzler zu initiieren, der mit dessen Verurteilung und Hinrichtung endete. Dieses oft als „Justizmord" bezeichnete Verfahren hat zu zahlreichen literarischen Bearbeitungen Anlass gegeben (Hirn 1898; BBKL 32, 83–92).

Deductiones

Bieners Verteidigungsschriften im Prozess gegen ihn wurden später von Andreas di Pauli zu einer zusammenhängenden Darstellung verarbeitet (vgl. hier S. 1058–1060). Im vorliegenden Zusammenhang ist eine Schrift zu nennen, die sich der Gattung der *deductiones* („Schlussfolgerungen") zuordnen lässt, gutachtenähnlichen Äußerungen, die im Auftrag eines Landesherren in einem die Regierung betreffenden Rechtsstreit verfasst wurden (vgl. Gehrke 1974, 6–7). Es handelt sich um eine im TLMF unter der Signatur W 931 erhaltene Hs. mit dem Titel *Deductiones historico-legales concernentes nexum episcopatuum Tridentini et Brixinensis cum provincia Tyrolensi et ius Augustae domui competens collectandi terras his episcopatibus subiectas*

(„Juristisch-historische Schlussfolgerungen betreffs der Verbindung der Bistümer Trient und Brixen mit dem Land Tirol und des dem Kaiserhaus zukommenden Rechts, in den diesen Bistümern untertanen Gebieten Abgaben einzuheben"). Das 95 Seiten umfassende Dokument dürfte im Zusammenhang mit dem sogenannten Steuerstreit entstanden sein, der sich in den 1630er-Jahren zwischen Claudia de' Medici und den Hochstiften Trient und Brixen entspann, weil die Landesfürstin Geld brauchte, um sich militärisch gegen die Bedrohungen des Dreißigjährigen Krieges zu wappnen (Riedmann 2001, 120–121). Es demonstriert beispielhaft Bieners energisches Eintreten für die Stärkung der landesfürstlichen Macht.

Konkret stellt und beantwortet Biener zwei Fragen: 1. Können die Bischöfe von Trient und Brixen auch abgesehen vom Fall der Landesverteidigung zur Zahlung von Abgaben an den Landesfürsten verpflichtet werden? 2. Kann ein niederer Kleriker dazu verpflichtet werden, im Fall der Landesverteidigung eine größere Summe zu zahlen als sein Vorgänger? Die erste Frage wird mit der Begründung bejaht, die Bischöfe von Trient und Brixen hätten schon bei etlichen Gelegenheiten Abgaben an den Landesherrn gezahlt, ohne dass es sich um einen Fall von Landesverteidigung gehandelt hätte. Sie schuldeten dem Landesfürsten eine Gegenleistung für dessen Schutz- und Treuepflichten, und dies beziehe sich auch auf jene Gebiete, die ihrer direkten Gerichtsbarkeit unterstünden. Die Übertragung von Regalien, zu denen auch die Steuereinnahmen gehörten, sei erlaubt und üblich, weshalb die Bischöfe nicht behaupten könnten, immun zu sein oder über der Grafschaft Tirol zu stehen. Dass auch die zweite Frage zu bejahen ist, ergibt sich aus diesen Ausführungen dann praktisch von selbst: Da der Landesherr das Recht hat, vom Klerus Steuern einzuheben, hat er auch das Recht, diese Steuern, falls nötig, zu erhöhen.

Hocher

Da Johann Paul Hocher (1616–1683; vgl. Farbtafel 15) sich sehr für die Gründung der Universität Innsbruck eingesetzt hat, in deren Zeichen die folgende Epoche stehen wird, kann eine Diskussion der juristischen Literatur Tirols bis 1669 passend mit seiner Person schließen. Der aus Freiburg i.B. stammende Hocher flüchtete 1635 vor den vorrückenden Schweden nach Tirol, wo er zuerst als Advokat in Bozen arbeitete. 1652 wurde er Regierungsrat, 1655 Vizekanzler Erzherzog Ferdinand Karls, 1660 Hofrat und Hofkanzler des Brixner Bischofs, 1662 Kanzler der Tiroler Regierung. 1665 ging er nach Wien, wo er zuerst als Hofvizekanzler, dann als Hofkanzler bis zu seinem Tod eine der einflussreichsten Persönlichkeiten war (Gschliesser 1938; NDB 9, 287–288).

Apparatus quaestionum

Vermutlich während seiner Zeit als Vizekanzler in Innsbruck verfasste Hocher eine Sammlung von insgesamt 355 juristischen Problemen, in der auch seine gleichzeitige Anwaltstätigkeit in Bozen ihren Niederschlag gefunden haben dürfte. Sie ist unter dem Titel *Apparatus quaestionum practicarum doctoris Hocheri cum decisioni-*

bus doctissimisque allegationibus clarissimi doctoris et consiliarii regiminalis Domini Christophori Frölichii a Frölichpurg („Sammlung praktischer Fragen von Doktor Hocher mit Entscheidungen und sehr gelehrten Ausführungen des hochberühmten Doktors und Regierungsrats Herrn Johann Christoph Fröhlich von Frölichburg") in der Hs. TLMF, FB 3681 enthalten. Anders, als der Titel erwarten lässt, scheint sich der Beitrag Fröhlichs (vgl. zu diesem hier S. 880–881) meist auf das Einfügen von Querverweisen und die Auflösung von Abkürzungen zu beschränken. Die einzelnen *quaestiones*, die keiner ersichtlichen Ordnung folgen, sind eher allgemein gehalten und befassen sich v.a. mit Erb-, Familien- und Kaufrecht. Bei ihrer Beantwortung orientiert sich Hocher am *ius commune*; in einem Anhang zitiert er die zahlreichen Autoren, die er jeweils zu Rate gezogen hat. Die folgenden zwei Beispiele (S. 68, 86) mögen den Stil des Werkes illustrieren:

> *Q(uaestio): An curator mulieris maiorennis teneatur de redditione* [Ergänzung von Fröhlich: *ratiocinii*]? – *R(esponsio): Quod non, nisi praeter qualitatem curatoris in se suscepisset aliquam administrationem, quia omnis administrator tenetur ad rationem reddendam administrationis suae.*
>
> F(rage): Ist der Sachwalter einer erwachsenen Frau dazu verpflichtet, [Rechenschaft] abzulegen? – A(ntwort): Nein, außer wenn er über seine Eigenschaft als Sachwalter hinaus noch irgendeine Art von Verwaltungstätigkeit übernommen hat, weil jeder Verwalter dazu verpflichtet ist, Rechenschaft abzulegen.
>
> *Q: (ad titulum 36) An iste titulus etiam comprehendat equites Sancti Johannis et Teutonicos? – R: Quod sic, quia quod semel ab ipsis acquisitum, manet in proprietate ordinis.*
>
> F: (zu § 36 [des Tiroler Landrechts]) Bezieht sich dieser Paragraph auch auf die Malteserritter und die Deutschordensritter? – A: Ja, weil, was einmal von ihnen selbst erworben wurde, im Eigentum des Ordens verbleibt.

Rezeption

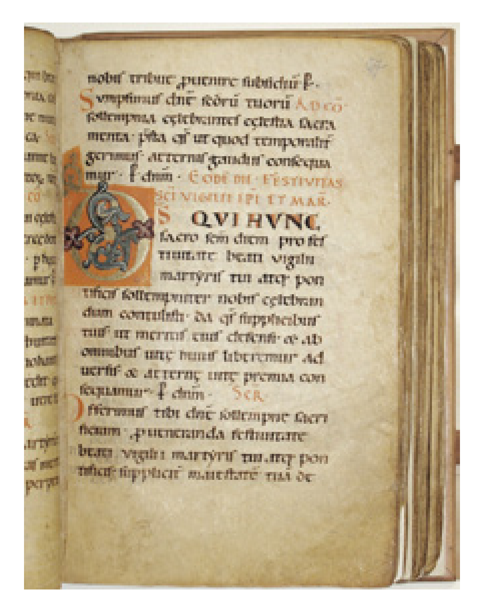
Wohl ebenso sehr aufgrund ihres berühmten Verfassers wie wegen ihres praktischen Nutzens erlangte die Sammlung einen gewissen Bekanntheitsgrad und wurde gerne kopiert und zu Rate gezogen. Wir kennen nicht weniger als sechs Abschriften unter verschiedenen Titeln sowie eine deutsche Übersetzung.[3]

---

3 Abschriften: TLMF, FB 3630 und W 954; TLA, 91; BCT, ms. 800, ms. 1637 und ms. 1680. Übersetzung: *Konsult über etliche Titul Tyrollischer Landes-Ordnung*, hs. Anlage zum Exemplar ULBT, 204.402 von Hans Leopold Ranzovius, *Commentatio academica de iure coniugum in bona*, Kiel 1714.



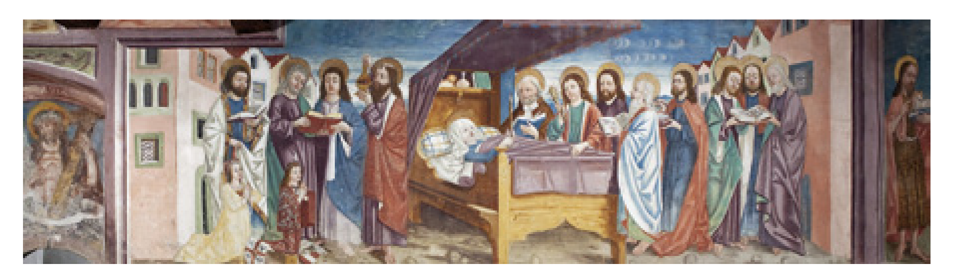
Farbtafel 1: Abbildung aus dem *Innicher Evangeliar,* der ältesten erhaltenen Tiroler Handschrift: der Evangelist Lukas



Farbtafel 2: *Sacramentarium Udalricianum*: Beginn des Abschnitts über den Feiertag des Trientner Patrons Vigilius.



Farbtafel 3: Rad der Fortuna aus den *Carmina Burana*.



Farbtafel 4: Leonhard von Görz und Paula Gonzaga (links unten) als Stifterpaar auf dem Fresko „Tod Mariens" des Simon Taisten auf Schloss Bruck.



Farbtafel 5: Nicolaus Cusanus, Öl auf Leinwand, 2. Hälfte des 19. Jhs.



Farbtafel 7: Bernhard von Cles, Öl auf Leinwand, 2. Hälfte des 19. Jhs.



Farbtafel 6: Ausschnitt aus dem Pestregimen des Udalricus de Tridento.



Farbtafel 8: Kenotaph Maximilian I. in der Innsbrucker Hofkirche.



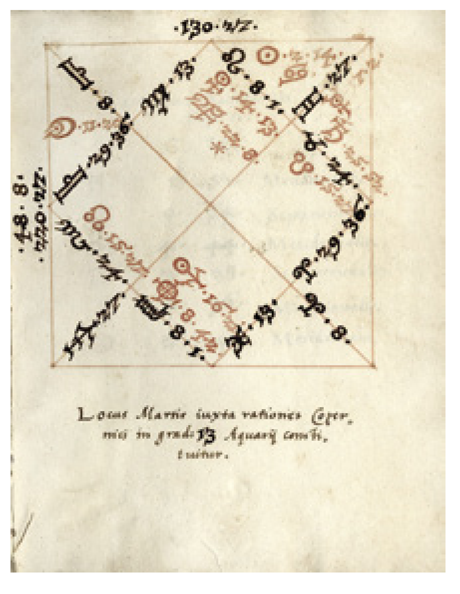
Farbtafel 9: Ferdinand I. im Kreis der Kurfürsten, aus Georg Roner, *Austria carmine illustrata*, 1553.



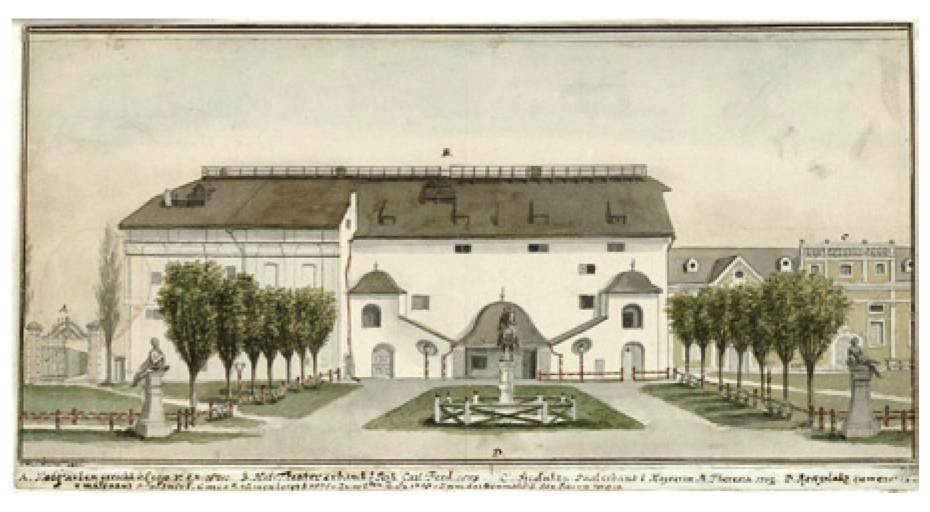
Farbtafel 10: Wappen der Familie Geizkofler.



Farbtafel 11: Cristoforo Madruzzo, Öl auf Leinwand.



Farbtafel 12: Horoskop des Cyprianus Leovitius für Erzherzog Ferdinand II.



Farbtafel 14: Ansicht des ehemaligen Hoftheaters Erzherzog Ferdinand Karls (Joseph Leopold Strickner, 1801).



NOMINA. 133

MESPILVS vulgaris, Graecis ...] Arabibus, *Zaror* ...] Italis, *Nespolo.*] Germanis, *Nespel.*] Hispanis, *Nesper.*] Gallis, *Nesplier.*

MESPILVS VVLGARIS.

FORMA.

Folia est mali, sed minoribus: flores fert albicantes, Cotoneo mali aemulos: fructum rotundum, latiore vmbilico, quinque acutis processibus coronato. *Matt.*

LOCVS.

Habetur in vineis, hortis, & sepibus.

QVALITATES.

Fructus acerbi admodum sunt, & strenuè contrahentes, multò fortius quàm sorba.

VIRES.

Adstringunt vehementer, aluum fluentem cohibent. ¶ Sicca folia in puluerem aspersa, recentia vulnera glutinant, & sanguinis profluuium sistunt. Dantur vtiliter sanguinem reiicientibus. Mespilorum ossicula in puluerem contrita, renum calculos valenter pellunt, vbi cochlearis mensura ex vino, in quo vulgaris Petroselini radices decoctae fuerint, ebibantur. Diosc. *Matt.*

I iij

Farbtafel 13: Beschreibung des Mispelstrauchs in Pietro Andrea Mattiolis *Compendium de plantis omnibus*, Venedig 1571.



Farbtafel 15: Johann Paul Hocher (Brixner Maler, 1660).



Farbtafel 16: Mariahilfbild des Lucas Cranach d.Ä. im Dom zu St. Jakob in Innsbruck.



Farbtafel 18: Leopold von Spaur, Öl auf Leinwand, 18. Jh.



Farbtafel 19: Josef Freiherr von Sperges (Gemälde von Johann Baptist Lampi d.Ä., 1784).



Farbtafel 20: Ignaz von Spaur, Öl auf Leinwand, 18. Jh.



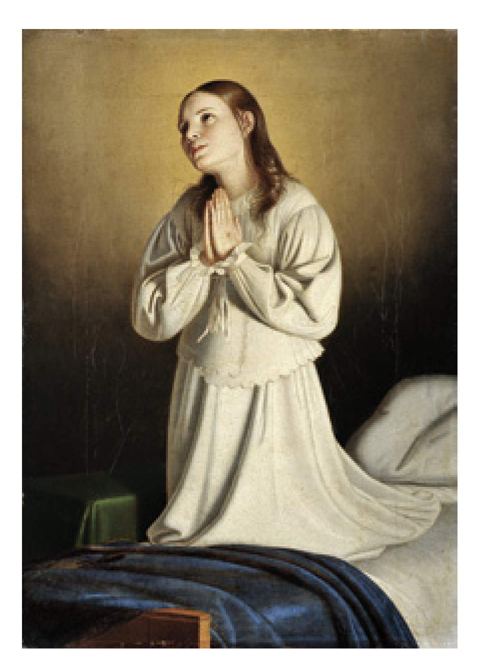
Farbtafel 17: Der Prophet Daniel, aus der anonymen *Aquila Tyrolensis*.



Farbtafel 21: Der Kirchturm von Alt-Graun im Vinschgauer Reschenstausee.



Farbtafel 22: Simon Aichner (Gemälde von Thomas Walch, 1895, Öl auf Leinwand).



Farbtafel 23: Maria von Mörl (Gemälde von Friedrich Wasmann [?], um 1860).



Farbtafel 24: Russula elegans Bres(adola) aus den *Fungi Tridentini* des Giacomo Bresadola



böhlau

TYROLIS LATINA

GESCHICHTE DER LATEINISCHEN LITERATUR IN TIROL

Band II: Von der Gründung der Universität Innsbruck bis heute

MARTIN KORENJAK · FLORIAN SCHAFFENRATH
LAV ŠUBARIĆ · KARLHEINZ TÖCHTERLE (HG.)

böhlau

Martin Korenjak · Florian Schaffenrath · Lav Šubarić
Karlheinz Töchterle (Hg.)

TYROLIS LATINA

Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol

Band II
Von der Gründung der Universität Innsbruck bis heute

Böhlau Verlag Wien · Köln · Weimar



Gedruckt mir der Unterstützung durch den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-205-78831-7

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier

Umschlaggestaltung: Michael Haderer

Umschlagabbildung: TLMF, Dip. 474/4 (s. hier S. 640)

Druck: Balto print, Vilnius

Inhaltsverzeichnis

Von der Gründung der Universität bis zur Aufhebung des Jesuitenordens (1773)

Von der Vertreibung der Jesuiten bis zur Revolution 1848

Von der Revolution 1848 bis heute

Von der Gründung der Universität bis zur Aufhebung des Jesuitenordens (1773)



Abb. 94: Sieg Kaiser Leopolds I. über die Türken, Titelkupfer der Disputation *Philosophia peripathetica rationalis naturalis transnaturalis*, Innsbruck 1676.

Lav Šubarić

Epochenbild

Überblick

In der Zeit zwischen der Gründung der Universität Innsbruck im Jahr 1669 und der Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. 1773 erreichte die Produktion lat. Literatur in Tirol ihren quantitativen Höhepunkt. Die Ausbreitung der höheren Bildung in Tirol und damit auch der lat. Sprache als ihres einzigen Mediums brachte es mit sich, dass in dieser Epoche mehr lat. Werke als in allen vorangehenden Jahrhunderten zusammen geschrieben wurden. Als wichtigste Entwicklung auf intellektueller Ebene kann das Aufkommen der Aufklärung gesehen werden. Auf politischer Ebene hingegen sticht v.a. der graduelle Verlust der Tiroler Eigenständigkeit innerhalb des habsburgischen Herrschaftskomplexes hervor.[1]

Zentralisierung

Nach dem Tod des letzten Tiroler Erzherzogs, Sigmund Franz (reg. 1622–1665), wurde Kaiser Leopold I. (reg. 1658–1705; vgl. Abb. 94) neuer Landesherr von Tirol und Vorderösterreich. Die dadurch entstandene engere Bindung des Landes an den Kaiser bewirkte eine allmähliche Schwächung der Eigenständigkeit Tirols durch von Wien ausgehende Zentralisierungs- und Vereinheitlichungstendenzen und den erstarkenden absolutistischen Anspruch des Kaiserhauses. Unter Leopold, seinen Söhnen Joseph I. (reg. 1705–1711) und Karl VI. (reg. 1711–1740) sowie Karls Tochter Maria Theresia (reg. 1740–1780; vgl. Abb. 95) verlor der Tiroler Landtag nach und nach an Bedeutung, während die drei oberösterreichischen Wesen – die Kammer, die Kanzlei und der Geheimrat – zunehmend zu reinen Vollzugsorganen der Behörden am Wiener Hof wurden. Von der Zentralisierung war nicht nur die Grafschaft Tirol betroffen, sondern, besonders unter Maria Theresia, auch die innerhalb des Heiligen Römischen Reichs nominell selbständigen Hochstifte Brixen und Trient.

kulturelles Leben

Die Herrschaftsübernahme durch Leopold brachte auch im kulturellen Leben Tirols große Veränderungen mit sich. Im Wesentlichen waren es zwei mit dem Kaiser zusammenhängende Faktoren, welche die Produktionsbedingungen und damit auch den Charakter der Tiroler Literatur beeinflussten: der Verlust der erzherzoglichen Residenz und die Gründung der Innsbrucker Universität.

1 Ausführliche Darstellung der Tiroler Geschichte dieser Epoche: Mühlberger 1998, 290–464; Für die allgemeine Darstellung der Tiroler Geschichte in diesem Zeitraum vgl. Mühlberger 1998; Bellabarba/Olmi 2002, für die Geschichte der Innsbrucker Universität Probst 1869, 1–199, für die Gymnasien Probst 1858.

Hof

Nach einer ersten Blütezeit unter Ferdinand II. (reg. 1564–1595) hatte sich der Innsbrucker Hof während der Herrschaft Leopolds V. (reg. 1619–1632) und Ferdinand Karls (reg. 1646–1662) erneut zu einem kulturellen Zentrum mit großer Anziehungskraft entwickelt. Dass dann aber seit der Regierungsübernahme durch Kaiser Leopold kein Landesherr in Innsbruck residierte, bedeutete nicht nur für Musiker, Bildhauer und Maler, sondern auch für die Literaten in Tirol den Verlust des wichtigsten Gönners und Auftraggebers. Der Charakter der Literatur in Tirol veränderte sich dadurch zweifellos, das hofzentrierte, panegyrische Schrifttum erlosch aber dennoch nicht vollständig, da das Mäzenatentum, wenn auch in einem viel kleineren Umfang als bisher in Innsbruck, an den zwei fürstbischöflichen Höfen in Brixen und Trient weiter gepflegt wurde. Auch die zweimalige Einsetzung von Gubernatoren als Vertreter des Kaisers in Tirol (Karl von Lothringen 1678–1690 und Karl Philipp von Pfalz-Neuburg 1707–1717) bewirkte, dass das Fehlen einer Fürstenresidenz keine drastischen Folgen nach sich zog.



Abb. 95: Porträt der Kaiserin Maria Theresia.

Universität

Einen größeren Einfluss auf die Literaturproduktion als der Verlust der Residenz hatte die Gründung der Innsbrucker Universität im Jahr 1669 als eines neuen intellektuellen Zentrums. Ab diesem Zeitpunkt kamen zum Kreis derer, die in Tirol regelmäßig lat. Schriften verfassten, Professoren und Studenten hinzu. Bis 1669 hatten die nach höherer Bildung strebenden Tiroler hauptsächlich ihre ‚Landesuniversität' Freiburg i.B. in den österreichischen Vorlanden, die nahe gelegenen Universitäten Ingolstadt, Dillingen und Padua, daneben auch die Universitäten in Wien und Graz, oder, seit 1629, die Benediktineruniversität in Salzburg besucht. Schon seit der Zeit Ferdinands I. gab es immer wieder Überlegungen, eine höhere Schule in Tirol zu gründen, was jedoch an der Finanzierung scheiterte. Im Jahr 1665, im Zuge der Erbhuldigung bei Leopolds Regierungsübernahme, wurde dem Kaiser die Errichtung einer Universität in Innsbruck vorgeschlagen. Tirol brauchte zweifellos gut ausgebildete Priester, Beamte und Ärzte, und die Stände wollten diese künftig auch im Land ausbilden lassen. 1669 genehmigte der Kaiser die Grün-

dung der Universität, die sich hauptsächlich aus einer neu eingeführten Salztaxe finanzieren sollte. Nachdem der Unterricht Schritt für Schritt an allen vier Fakultäten aufgenommen worden war, kam es 1677 durch Ausstellung der kaiserlichen Stiftungsurkunde und der päpstlichen Bulle zur offiziellen Bestätigung der neuen Hochschule. Die Innsbrucker Universität gehörte zu den in katholischen Ländern weit verbreiteten „Jesuitenuniversitäten", so genannt wegen des hohen Anteils von Jesuiten an der Professorenschaft und, weil sie in ihrer ideologischen Ausrichtung dem gegenreformatorischen Geist des Ordens verpflichtet waren.

Organisation

Was ihren rechtlichen Status betraf, war die Universität Innsbruck, wie alle damaligen Universitäten, eine unabhängige Korporation. Ihre Mitglieder, Studenten und Professoren, aber auch ihre Dienerschaft, Frauen, Kinder und Witwen der Professoren, Universitätsnotar, Pedell, Italienisch-, Französisch-, Tanz- und Fechtlehrer, später auch Universitätsbuchdrucker und Bibliothekar, unterstanden der Gerichtsbarkeit der Universität und nicht derjenigen der lokalen Behörden. Die weltliche Oberinstanz war die oberösterreichische Regierung in Innsbruck, die geistliche der Brixner Bischof. Als eine Neugründung des 17. Jhs. war die Universität einfach organisiert und frei von der Last der schwerfälligen mittelalterlichen Strukturen, die an den älteren Universitäten immer noch vorhanden waren, wie z.B. Nationen oder Kollegien.

Leitung

An der Spitze der Innsbrucker Universität stand der Rektor, der jährlich von allen Doktoren und Magistern aus dem Kreis der Professoren – mit Ausnahme der Jesuiten – gewählt wurde. Dabei wechselten sich Vertreter der juridischen, theologischen und medizinischen Fakultät in einem festen Turnus ab. Der Rektor kümmerte sich um Rechtsprechung, Finanzen und Vertretung der Universität nach außen. Das zweithöchste Amt, das des Kanzlers, hatte der jeweilige Brixner Bischof inne, vertreten von einem Prokanzler, der meist aus dem Professorenkreis kam. Dieser nahm hauptsächlich die vorgeschriebenen Glaubensbekenntnisse und Eide der Professoren und Promovenden entgegen.

Professoren

Ursprünglich waren alle Professoren Mitglieder des Senats, der den Rektor bei aufwendigeren Angelegenheiten, etwa bei Untersuchungen von Kapitalverbrechen durch oder an Universitätsangehörigen, aber auch bei Fragen der studentischen Disziplin zu unterstützen und zu beraten hatte. Laien und Weltgeistliche unter den Professoren wurden von der Regierung ausgewählt und eingesetzt. Ihre Gehälter waren je nach Ansehen der Lehrkanzel unterschiedlich. Wurde ein besser bezahlter Lehrstuhl frei, übernahm ihn der in der Rangordnung nächstniedrigere Professor. So übernahm ein neu bestellter Professor immer die in Bezug auf Rang und Gehalt niedrigste Kanzel seiner Fakultät. Als Lohn für die Professoren aus der Gesellschaft Jesu wurde dem Orden eine im Vergleich zu anderen Gehältern wesentlich niedrigere Pauschale gezahlt. Bei den *patres* ist ein sehr häufiger Personalwechsel

zu beobachten. Der Provinzial der Oberdeutschen Ordensprovinz, welcher für die Zuteilung zuständig war, versetzte sie nach eigenem Gutdünken bzw. nach Bedarf des Ordens an andere Universitäten oder Gymnasien.

Fakultäten: Philosophie

Der universitäre Lehrbetrieb spielte sich innerhalb der vier Fakultäten ab, an deren Spitze jeweils ein Dekan stand. Die philosophische Fakultät diente auch als obligatorische Vorstufe für den Besuch der drei anderen, höheren Fakultäten. Das Studium der Philosophie dauerte drei Jahre: Im ersten hörten die Studenten Vorlesungen aus Logik, im zweiten aus Physik und im dritten aus Metaphysik. Zusätzlich wurde während des ganzen Studiums Mathematik unterrichtet. Die Professoren der philosophischen Fakultät waren ursprünglich ausschließlich Jesuiten. Ein Professor begleitete seine Studenten durch alle drei Jahre des Studiums, unterrichtete also zuerst Logik, dann Physik und schließlich Metaphysik. Schon nach dem ersten Studienjahr konnte man das Bakkalaureat erwerben, nach drei Studienjahren und abgeschlossenem Bakkalaureat auch das Magisterium der Philosophie, das wiederum Voraussetzung für den Erwerb akademischer Würden an einer der drei höheren Fakultäten war. Die feierliche Verleihung akademischer Titel, v.a. die mit einer öffentlichen Disputation verknüpfte Promotion, war mit hohen Kosten verbunden, aber nicht obligatorisch. Gerade unter Adeligen kam es häufig vor, dass eine Universität besucht, aber kein akademischer Grad erworben wurde.

Theologie

Die theologische Fakultät wurde ebenfalls von Jesuiten dominiert. Das Hauptfach, scholastische Theologie, wurde durch alle vier Jahre des theologischen Studiums von zwei Jesuiten unterrichtet; zusätzlich hatten Vertreter des Ordens die Lehrkanzel der Moraltheologie inne, während die zwei Nebenfächer, Kontroversen und Heilige Schrift, von Weltgeistlichen unterrichtet wurden. Nach zwei Studienjahren konnten die Studenten das Bakkalaureat erwerben, was eine Voraussetzung für den Abschluss des Studiums mit einem Lizenziat bzw. Doktorat der Theologie darstellte.

Jura

An der juridischen Fakultät wurden in einem vierjährigen Studium Kirchenrecht und Zivilrecht unterrichtet. Das Kirchenrecht wurde von einem Jesuiten vorgetragen, während die weltlichen Professoren jeweils ein Haupt- und ein Nebenfach des Zivilrechts unterrichteten: Institutionen und Zivilprozess, Digesten und Feudalrecht bzw. Codex und öffentliches Recht. Die Studenten konnten entweder ein Doktorat des Kirchenrechtes oder ein Doktorat beider Rechte erwerben.

Medizin

Das Studium an der medizinischen Fakultät dauerte drei Jahre. Ursprünglich unterrichteten nur zwei Professoren – für medizinische Institutionen bzw. Praxis –, später wurde das Studium durch Lehrstühle für Anatomie und Aphorismen erweitert.

Unterrichtsmethoden

Üblich waren als Unterrichtsform Vorlesungen, in denen die Studenten die systematische Darlegung des Stoffes mitschrieben, und Repetitionen (oder *collegia*), in

denen das in der Vorlesung Gelernte durch Disputationen im kleinen Kreis vertieft wurde.

Disputationen

Die Studenten stellten als Verteidiger *(defendentes)* oder als Gegner der von ihren Professoren aufgestellten Thesen *(opponentes)* bei den wöchentlichen sowie bei den feierlicheren vierteljährlichen Disputationen ihr Können unter Beweis. Als Auszeichnung für gute Studenten wurde die Erlaubnis zu außerordentlichen Disputationen vor der Fakultät bzw. vor der ganzen Universität vergeben. Besonders Letztere waren ein hoch angesehener öffentlicher Akt, der mit großer Pracht inszeniert wurde und mit hohen Kosten verbunden war. Als *opponentes* fungierten dabei Professoren, manchmal auch die als Patrone der Disputation auftretende Notabeln. Disputiert wurde über Thesen, welche im Voraus gedruckt vorgelegt wurden, oft eingebettet in aufwendige Kupferstiche (vgl. Abb. 94), manchmal auch über den Inhalt ganzer Dissertationen, die meistens von Professoren, seltener von den *defendentes* selbst verfasst und auf Kosten der Kandidaten oder ihrer Schutzpatrone gedruckt wurden. Der größte Teil der Schriften, die mit der Universität zusammenhängen, wurde im Kontext feierlicher Disputationen veröffentlicht.

Reformen

Seit den 30er-Jahren des 18. Jhs. ermöglichte der erstarkende Wiener Absolutismus eine Reihe von Reformen im Innsbrucker Universitätsbetrieb. Die Einmischung der Hofbehörden durch die Kommissäre Rudolf Graf von Chotek, Franz Anton von Bourguignon und Karl Anton von Martini gipfelte schließlich in der Einrichtung der Hof-Studien-Kommission, die für alle Universitäten in den habsburgischen Erblanden zuständig war, durch Kaiserin Maria Theresia im Jahr 1760. Die von frühaufklärerischem Impetus getragene Kritik am als veraltet angesehenen Studium betraf sowohl Inhalte als auch Lehrmethoden. Im Allgemeinen beklagte man die Praxisferne des Studiums, im Besonderen die weltfremden Subtilitäten, auf die Studenten im philosophischen und theologischen Studium viel zu viel Zeit verschwendeten, und die überproportionale Bedeutung des Kirchenrechts innerhalb des juridischen Studiums. Der philosophische Kurs sollte deshalb auf zwei Jahre gekürzt, das Diktieren an allen Fakultäten durch verbindliche, staatlich genehmigte, aufgeklärte Lehrbücher ersetzt und mehr Gewicht auf Experimente und praktische Anwendungen gelegt werden. Die Reformer setzten gegen den zähen Widerstand der Universität im Laufe der Zeit tatsächlich große Veränderungen im Fächerkanon durch, die darauf abzielten, durch eine bessere, praxisnähere und wissenschaftlich fundiertere Ausbildung der künftigen Ärzte, Priester und Beamten mehr Nutzen für die Allgemeinheit zu erzielen. Unter anderem wurden die bisher gelehrten philosophischen Disziplinen tatsächlich auf zwei Jahre gekürzt, wobei die Dauer des Philosophiestudiums allerdings nach wie vor drei Jahre betrug, da neue, als nützlich erachtete Fächer eingeführt wurden: Geschichte, Geschichte der Gelehrsamkeit, Eloquenz, Griechisch (wichtig für ein besseres Verständnis der Autoritäten

im medizinischen und theologischen Studium), später auch Ethik und politische Wissenschaften. An der medizinischen Fakultät wurde ein Lehrstuhl für Chirurgie eingerichtet, und es wurden chemische Experimente sowie botanische Exkursionen eingeführt. Die Universität übernahm zusätzlich die Ausbildung von Chirurgen, später auch die theoretische Ausbildung und Approbation von Hebammen, was zur Einführung von Deutsch als Unterrichtssprache für dieses Publikum führte. Innerhalb der juridischen Fakultät wurde die Professur des Codex aufgelassen und das bisherige Nebenfach öffentliches Recht zum Hauptfach erhoben. Die Professur für öffentliches Recht, Naturrecht (die neu eingeführte juristische Leitwissenschaft der Aufklärungszeit) und Reichsgeschichte wurde zur angesehensten und bestbezahlten Lehrkanzel erhoben, während der Umfang, in dem kanonisches Recht gelehrt wurde, verkleinert wurde. Der Fächerkanon der Theologen wurde um Hebräisch, später noch um Patristik erweitert, um eine direkte Auseinandersetzung mit den Quellen zu ermöglichen.

Veränderungen in der Organisation

Auch die Organisation der Universität wurde mitunter verändert. Mit dem Protektor wurde ein neues höchstes Amt eingeführt und mit dem Vizekanzler des geheimen Rats besetzt, sodass die Behörden direkten Zugriff auf inneruniversitäres Geschehen bekamen. Auch innerhalb der einzelnen Fakultäten wurden den gewählten Dekanen vom Hof ernannte, z.T. externe Direktoren vorgesetzt und, zusammen mit ebenfalls z.T. externen Examinatoren, mit der Abhaltung von Prüfungen beauftragt. Der akademische Senat wiederum wurde verkleinert.

gegen die Jesuiten

Ein Teil der staatlichen Eingriffe zielte darauf ab, den Einfluss des Jesuitenordens an der Universität zurückzudrängen. Der Ordensprovinzial wurde verpflichtet, Professorenwechsel der Regierung anzuzeigen und von ihr genehmigen zu lassen. Die neu eingerichteten philosophischen Professuren der Ethik und der politischen Wissenschaften wurden nicht mit Mitgliedern der Gesellschaft besetzt, der Lehrstuhl des kanonischen Rechts wurde ihnen entzogen. Auch an der theologischen Fakultät bekamen die Jesuiten Konkurrenz, als zu den drei bestehenden jesuitischen Professuren noch drei zusätzliche eingerichtet und mit Franziskanern, Zisterziensern und Prämonstratensern besetzt wurden. Die unerwartete Aufhebung der Gesellschaft im Jahr 1773 vollendete diese langsame Zurückdrängung der Jesuiten.

Akademien

Auch wenn es seit etwa 1730 immer mehr Professoren gab, die entschiedene Befürworter der Reformen waren, wurde die Innsbrucker Universität in dieser Periode keinesfalls zu einem bedeutenden Zentrum der Aufklärung. Diese Rolle fiel in Tirol privaten Akademien zu.

Accesi

Die erste Akademie auf Tiroler Boden, die Accademia degli Accesi, war schon 1628 in Trient gegründet worden. Sie war jedoch eine rein literarische Gesellschaft, die neben der Erörterung sprachlicher und moralischer Fragen nur durch italienische und lat. Gelegenheitsgedichte und Reden, meistens Huldigungen an den



Abb. 96: Porträt Anton Roschmanns.

Fürstbischof, in Erscheinung trat. Im 18. Jh. immer weniger präsent, hörte sie um 1737 auf zu existieren. Die jüngeren Tiroler Akademien entstanden im 18. Jh. unter dem Einfluss der Aufklärung, hatten einen völlig anderen Charakter und sahen ihr Ziel in der Entwicklung und Förderung der Wissenschaften.

Taxiana

Die Innsbrucker Akademie entstand unter dem Namen *Societas silentiariorum* („Gesellschaft der Stillehüter")[2] zwischen 1738 und 1740 im Kreis um den Universitätsnotar Anton Roschmann (1694–1760; vgl. Abb. 96), den Hofpostmeister und Geheimrat Leopold Franz Graf Taxis (1688–1760), den Rechtsprofessor Paul Josef Riegger (1705–1775) und Franz Anton Graf Zeil (1714–1790). Das Ziel der ursprünglich recht informellen Gruppe war die Förderung der Gelehrsamkeit. Die Gesellschaft gab sich bald Statuten und die eindeutige Bezeichnung *Societas academica litteraria* („Akademische gelehrte Gesellschaft"), nicht zuletzt um dem Verdacht zu entgehen, es handle sich bei ihr um eine Freimaurerloge. Mit der Zeit setzte sich schließlich der Name Academia Taxiana durch, gewählt nach dem Versammlungsort der Mitglieder im Palais des Grafen Taxis. Die Mitglieder trafen sich einmal pro Woche, wobei jeweils einer von ihnen einen Vortrag vorbereiten sollte. Obwohl alle Wissensgebiete willkommen waren, galt das Interesse der Akademie in erster Linie der Geschichtswissenschaft. So behandelten die meisten Vorträge Themen aus verschiedenen Teilgebieten der Geschichte. Über die Sitzungen wurde Protokoll geführt, und jeweils eine Niederschrift der Vorträge wurde in den Akten der Akademie archiviert. Wurde für eine Sitzung kein Vortrag vorbereitet, las man eigene poetische Erzeugnisse vor, betrachtete Kupferstich- oder Naturaliensammlungen oder las und diskutierte einen Abschnitt aus dem Geschichtswerk *Rationarium temporum* („Rechenbuch der Chronologie"; Paris 1633) des französischen Jesuiten Denis Petau (1583–1652). In die Akademie traten bald etliche Gleichgesinnte aus Innsbruck ein, wie z.B. die Wiltener Prämonstratenser Adrian Kemter (1705–1774), Bernhard von Recordin

2 Ein *silentiarius* ist eigentlich ein Diener, der für die Stille und Ruhe bei Hof zuständig ist.

(1706–1773) und Casimir Grustner (1690–1754) sowie Baron Josef von Sperges (1726–1791). Aber auch viele angesehene Gelehrte, staatliche und kirchliche Würdenträger, die sich auf der Durchreise befanden, wurden zu den Versammlungen eingeladen und als Ehrenmitglieder aufgenommen. Die Zahl der aktiven Mitglieder, die regelmäßig an Akademiesitzungen teilnahmen, blieb jedoch bis zur Auflösung der Taxiana im Jahr 1756 klein. Ungefähr die Hälfte aller Vorträge stammte von Roschmann, aber auch Riegger, Recordin und Kemter steuerten interessante Abhandlungen bei.

Rovereto

Während Innsbruck seine Stellung als kultureller Mittelpunkt Tirols auch in dieser Epoche behauptete, entwickelte sich im Süden Rovereto zur ökonomisch, aber auch kulturell zweitwichtigsten Stadt des Landes und zu einem bedeutenden Zentrum der Frühaufklärung. Das durch Seidenproduktion wohlhabend gewordene und daher selbstbewusste Bürgertum war für die neuen Ideen und kulturellen Phänomene, die aus den Städten Italiens kamen, sehr empfänglich, was sich nicht zuletzt auch in der Gründung von Akademien widerspiegelt.

Dodonei

Die erste Roveretaner Akademie, die Accademia dei Dodonei, wurde von Girolamo Tartarotti (1706–1761), dem wahrscheinlich wichtigsten Tiroler Intellektuellen dieser Zeit, schon im Jahr 1728 gegründet. Der in erster Linie vom italienischen Aufklärer Lodovico Antonio Muratori (1672–1750) beeinflusste Tartarotti engagierte sich auf dem Gebiet der Geschichte, besonders der kritischen Kirchengeschichte, der Philosophie und der Literatur. Größere Bekanntheit erlangte er als Kritiker der immer noch stattfindenden Hexenprozesse. Da er in den ersten fünfzehn Jahren nach der Gründung der Dodonei ein bewegtes Leben führte und selten in Rovereto war, konnte sich die Akademie ohne ihren *spiritus rector* auf Dauer nicht halten.

Agiati

Mehr Erfolg war der zweiten Roveretaner Gründung beschieden, der sich, mit Ausnahme Tartarottis, auch die wenigen übrig gebliebenen Dodonei anschließen sollten. Die heute noch bestehende Accademia degli Agiati, gegründet Ende 1750, entstand aus dem gelehrten Konversationskreis um Giuseppe Valeriano Vannetti (1719–1764), dessen künftige Frau Bianca Laura Saibante (1723–1797) und ihren Bruder Francesco Antonio Saibante (1731–1796). Letztere waren als Zöglinge Tartarottis von jungen Jahren an von seinen Ideen geprägt. Das ursprüngliche Ziel der Akademie war die Pflege von Sprache und Literatur, sie wandte sich jedoch bald verstärkt auch den Wissenschaften zu. Die Mitgliederzahl wuchs durch gebildete Roveretaner, aber auch durch zahlreiche auswärtige Wissenschaftler und Schriftsteller, wie Anton Roschmann oder Carlo Goldoni, und schon 1753 erlangte die Akademie die Anerkennung und Protektion durch Kaiserin Maria Theresia. Im Unterschied zur Taxiana mit ihren meist lat. Vorträgen und Schriften verwendeten die Agiati von Anfang an überwiegend Italienisch. Auf Lat. wurden kaum Abhandlun-

gen, dafür aber zahlreiche Gedichte geschrieben. Was die Wahl der Sprache betrifft, war Giovanni Battista Graser (1718–1786), Professor der Rhetorik am Roveretaner Gymnasium und späterer Innsbrucker Universitätsbibliothekar, eine Ausnahmeerscheinung innerhalb der Akademie: Er verfasste die meisten seiner zahlreichen Werke auf Lat. Schon während dieser Epoche war für viele Agiati die *Italianità* der Welschen Konfinien und des Hochstiftes Trient ein sehr wichtiges Thema. Die Akademie sollte sich im späten 18. und im 19. Jh. zum geistigen Motor protoirredentistischer und irredentistischer Bestrebungen in Tirol entwickeln.

Gymnasien

Im kulturellen Leben Tirols spielten auch Gymnasien eine bedeutende Rolle. An den Jesuitengymnasien in Innsbruck, Hall und Trient wurde regelmäßig lat. Literatur produziert, wobei Theateraufführungen besonders öffentlichkeitswirksam waren und jeweils einen kulturellen Höhepunkt des Jahres bildeten. Die Zahl der Gymnasien in Tirol verdoppelte sich im Laufe dieser Epoche, zu den drei bereits bestehenden kamen neue Bildungsanstalten in Rovereto, Meran und Brixen hinzu, die sich allesamt, zumindest ursprünglich, am Modell der Jesuiten orientierten, aber nicht von ihnen geleitet wurden.

Rovereto

Das durch wohltätige Stiftungen finanzierte Gymnasium in Rovereto unterstand dem Magistrat. Roveretaner Patrizier waren an der Verwaltung direkt beteiligt, sodass die geistige Ausrichtung des Lehrbetriebes, der von fünf Weltgeistlichen besorgt wurde, von ihnen beeinflusst werden konnte. Indem das Gymnasium den Bildungsstand der Bürgerschaft allmählich hob, schuf es die Grundlage für das kulturelle Aufblühen Roveretos um die Mitte des 18. Jhs. Roveretaner Gymnasiallehrer wie Giovanni Battista Graser, Giuseppe Givanni und Giovanni Maria Biagi waren angesehene Intellektuelle und wichtige Mitglieder der Agiati.

Meran

Das Meraner Gymnasium, ebenfalls durch Stiftungen – allerdings wesentlich kleinere als in Rovereto – finanziert, wurde von den Marienberger Benediktinern geleitet. Nachdem der ursprüngliche Widerstand der Wiener Behörden gegen die Vermehrung der Schulen in Tirol durch eine Intervention beim Kaiser überwunden werden konnte, wurde das Gymnasium 1725 definitiv eröffnet.

Brixen

In Brixen entwickelte sich das Gymnasium über einen längeren Zeitraum hinweg aus der schon seit dem Mittelalter bestehenden Domschule. Seit Beginn des 17. Jhs. wurden neben den *principia* und *rudimenta* auch die drei unteren Gymnasialklassen *grammatica*, *syntaxis minor* und *syntaxis maior* nach dem Vorbild der Jesuiten eingerichtet. Die Fürstbischöfe versuchten wiederholt, den Schulbetrieb der Gesellschaft Jesu auf ihre Schule zu übertragen und auch die zwei höheren Klassen, Poesie und Rhetorik, einzurichten, scheiterten aber immer wieder am Widerstand des Domkapitels. Dass die Schule 1748 schließlich zu einem vollständigen Gymnasium wurde, verdankte sie dem selbstlosen Engagement des Schulpräfekten Joseph Resch (1716–1782), der v.a. als Kirchenhistoriker Ruhm erlangen sollte.

Trient

Das schon seit 1625 bestehende Jesuitengymnasium in Trient wurde im Jahr 1758 durch drei Lehrstühle der *studia superiora* erweitert. Die Professuren der Physik und des kanonischen Rechts wurden mit Jesuiten besetzt, während die juristischen Institutionen bis 1766 vom künftigen Kirchenkritiker und angesehenen Aufklärer Carlantonio Pilati (1733–1802) unterrichtet wurden. Durch die Erweiterung des Gymnasiums war ein erster Schritt zur Gründung einer zweiten Universität im Tiroler Raum getan, dem jedoch vorerst keine weiteren Maßnahmen folgen sollten.

Priesterseminare

Neben der Universität und den Gymnasien waren im Tiroler Raum weitere auf die Vermittlung höherer Bildung spezialisierte Institutionen vorhanden. In Trient und Brixen hatten die Fürstbischöfe um die Wende vom 16. zum 17. Jh. in Einklang mit den Bestimmungen des Trientner Konzils Priesterseminare errichtet. In Trient wurde der Unterricht ursprünglich dem Somaskerorden anvertraut, doch übernahmen mit der Zeit Jesuiten und Oratorianer die anspruchsvolleren Lehrstühle für Philosophie und Theologie, während sich die Somasker mit Grammatik, Rhetorik und Kirchengesang begnügten. In Brixen hingegen waren die Professoren stets Weltpriester, und das Domkapitel wehrte mehrmals Versuche der Bischöfe ab, Jesuiten in Brixen ansässig zu machen. Nur ein kleiner Teil des Klerus wurde aber tatsächlich an den Priesterseminaren ausgebildet, die meisten künftigen Priester studierten an der Innsbrucker Universität.

Klöster

Wie man in den Priesterseminaren Weltpriester als Nachwuchs für die Diözesen ausbildete, so wurde in den meisten (männlichen) Ordensgemeinschaften Philosophie und Theologie für den eigenen Nachwuchs an den Hauslehranstalten unterrichtet. Diese Einrichtungen standen einerseits in Konkurrenz zur Innsbrucker Universität, v.a. wenn sie auch weltliche Studenten aufnehmen wollten, was zu entschiedenen Protesten der Universität führte, andererseits ergänzten sich die beiden Bildungsinstitutionen: Ordensleute, von denen einige zumindest einen Teil des philosophischen Studiums an der Universität absolviert hatten, wurden nach dem Studium an der Hauslehranstalt bisweilen wieder an die Universität geschickt, um ihre theologische Bildung zu vertiefen. Im Unterschied zu den Priesterseminaren, wo es gelegentlich Probleme mit der Einhaltung des vom Tridentinum vorgeschriebenen Studienprogramms gab, war das Niveau an den Hauslehranstalten generell recht hoch. Üblicherweise wurden auch Studenten aus anderen Klöstern des gleichen Ordens aufgenommen, so z.B. im Stift Wilten, das einen hervorragenden Ruf genoss und geradezu als Kaderschmiede der Prämonstratenser galt. Gelegentlich kam es auch zum temporären Austausch bewährter Lehrkräfte. Ab 1761 wurden schließlich einige Lehrer der Hauslehranstalten der Prämonstratenser, Zisterzienser und Franziskaner mit theologischen Professuren an der Universität betraut.

Klöster als kulturelle Zentren

Auch abseits des Lehrbetriebes waren die Klöster in dieser Epoche immer noch wichtige kulturelle Zentren, in denen Kunst und Literatur, besonders die lat., kon-

tinuierlich gepflegt wurden. So entstanden etwa zahlreiche Predigten, theologische Werke und Produkte des Hausstudiums, nämlich im Zusammenhang mit Disputationen veröffentlichte Abhandlungen. Daneben lässt sich in den Klöstern ein besonders starkes Interesse für Geschichte feststellen, das sich z.B. in den Werken von Adrian Kemter, Adalbert Tschaveller (1676–1749), Cassian Primisser (1735–1771) oder Benedetto Bonelli (1704–1783) widerspiegelt.

Martin Korenjak

Dichtung

Überblick, Gliederung

Auch in dieser Epoche ist der größte Teil der poetischen Produktion panegyrischer Natur, wobei nunmehr im Einklang mit den sich immer mehr zugunsten der weltlichen Landesherren verschiebenden Machtverhältnissen die diesen zugedachten Texte diejenigen auf Brixner und Trientner Fürstbischöfe deutlich überwiegen. Da der Landesfürst jetzt der Kaiser ist, werden dabei in erster Linie Mitglieder des Kaiserhauses in Wien bedichtet. Vereinzelt werden nun neben Adeligen auch gebildete Geistliche und Bürger zum Gegenstand panegyrischer Bemühungen. Als eine in Tirol neue Form panegyrischer Gelegenheitsdichtung entwickelt sich im Gefolge der Universitätsgründung die Promotionspoesie. Neben die Panegyrik tritt als zweiter großer Bereich seit etwa 1710 wieder verstärkt die geistliche Dichtung. Ihre auffällige Menge und Vielfalt darf als literarischer Reflex der um diese Zeit einsetzenden Tiroler Volksmission gelten, in deren Gefolge die religiöse Begeisterung im Land bislang ungekannte Ausmaße erreichte (Gelmi 1986, 116–119). Erstmals begegnet in dieser Epoche autonome Dichtung, die nicht primär zu außerliterarischen Zwecken, sondern um ihrer selbst willen verfasst wird, doch bleibt sie noch die Ausnahme. Panegyrik, geistliche und zweckentbundene Poesie werden nun in dieser Reihenfolge behandelt. Innerhalb der Panegyrik gehen die Gedichte auf Habsburger und andere weltliche Herren voran; es folgen Texte aus Brixen und Trient (mit einer kurzen Bozner und Roveretaner Appendix); den Abschluss macht die Promotionspoesie.

Helicon Oenipontanus

Nachdem die letzten Jahrzehnte des 17. Jhs. auffällig wenig lat. Panegyrik hervorgebracht haben, ist der früheste einschlägige Text dieser Epoche eine von der Universität Innsbruck veranstaltete Publikation aus dem Jahr 1699. Sie trägt den Titel *Helicon Oenipontanus* […] („Innsbrucker Helikon […]“) und ist anlässlich des Durchzugs der Prinzessin Amalia Wilhelmine von Braunschweig-Lüneburg, die in Wien Joseph I. heiraten sollte, durch Innsbruck entstanden (Kofler/Schaffenrath/Tilg 2008). Die Grundkonzeption des Werks ist insofern interessant, als es vorgibt, seine eigene Genese zu erzählen: In allegorischer, jedoch im vollständigen Titel und am Schluss (Bl. E^{v}) gelüfteter Verkleidung wird berichtet, wie bei Amalias Ankunft der Rektor der Universität mit Vertretern der vier Fakultäten vor ihr auftritt und ihr verschiedene Preisgedichte vortragen lässt. Er erscheint dabei als auf einem Pegasus reitender Apollo, die Fakultäten als Musen; ein italienischer und ein deutscher „Anakreon“ (Bl. B^{v}), die ebenfalls Gedichte vortragen, stellen vermutlich

reale Dichter dar, wir wissen aber nicht, welche. Das Werk ist ein Polymetron:[1] die Erzählung steht in Prosa und Hexametern, die vorgetragenen Gedichte und Lieder in horazischen und jambischen (abwechselnd vollständige und katalektische Dimeter) Strophen sowie in Distichen, Hendekasyllabi und wiederum Hexametern. Bei den zwei jambischen Gedichten folgt zudem – als Konzession an mangelnde Lateinkenntnisse Amalias? – auf jede Strophe eine freie deutsche Übersetzung (vgl. hierzu das Ehrengedicht des Johann Martin, hier S. 422–423). Die übliche Bescheidenheitstopik des Panegyrikers, er könne seinem Gegenstand unmöglich gerecht werden, fließt in amüsanter Weise in die Rahmenhandlung ein und verleiht dieser burleske Züge: So hat z.B. Apollo zu Beginn das Leierspiel schon fast verlernt (Bl. A^{v}), die Musen, die er auf die Nachricht von Amalias Ankunft hin eilig zusammentrommelt, treten schlampig gekleidet auf und werden dafür gerügt (Bl. A2^{rv}) und die sangeslustigen Anakreonten muss man nach einer überlangen Darbietung diskret am Gewand zupfen, um sie zum Schweigen zu bringen: *Cantatum satis est, vates, suspendite plectrum, / Veste trahens modicum et tacitus tandem inquit Apollo.* (Bl. E^{v}; „‚Nun ist genug gesungen, ihr Sänger, setzt das Plektrum ab!' sagte Apollo schließlich leise und zog sie am Gewand.") Über das Verhältnis des Werks zu den tatsächlichen Einzugsfeierlichkeiten können wir nur spekulieren. Der Rektor könnte es der Prinzessin persönlich überreicht haben, was eine interessante *mise en abyme* darstellen würde, oder es könnte reale poetische Darbietungen von Universitätsangehörigen vor Amalia reflektieren.

Gedichtsammlung Bagatinis für Karl VI.

Weniger interessant ist die Gedichtsammlung *All'augustissimo e gloriosissimo sole Austriaco Carlo VI. eletto Imperator* (Trient 1711) des Priesters Nicolaus Antonius Bagatini. Sie enthält hauptsächlich italienische Sonnette, die Karls Reiseroute von Italien nach Deutschland anlässlich seiner Kaiserkrönung nachzeichnen. Nur das erste Gedicht (1–3), welches den Ausgangspunkt der Reise markiert, eine einfallslose und z.T. dunkle Hexameter-Prosopopoiie, in der Spanien den Herrscher auffordert, es zu verlassen und seiner hohen Bestimmung nachzukommen, ist lat. Gemischtsprachige Publikationen dieser Art sollten später im Trientner Raum recht beliebt werden (s.u.).

genethliaca für Kinder Maria Theresias

Auf Geburten der populären und kinderreichen Maria Theresia sind insgesamt drei Geburtstagsgedichte, sogenannte *genethliaca*, überliefert. Mit besonderer Begeisterung wurde die Geburt des ersehnten Thronfolgers Joseph II. 1741 aufgenommen, für die in Tirol gleich zwei solche Gedichte entstanden; ein drittes besingt die Geburt Leopolds II. 1747. Alle *genethliaca* bedienen sich aufgrund ihres erhabenen Themas des Hexameters und bemühen sich um episches Kolorit. Eine weitere gemeinsame Tendenz ist die Bezugnahme auf die barocke Festkultur.

---

1 Vgl. hierzu, zu Personal und Anlass den Trientner *Plausus Apollineus* von 1648, hier S. 424.

Sternbachs *Genethliacon* für Joseph II.

Das *Genethliacon* […] *neo-nato Josepho* […] („Geburtstagsgedicht […] für den neu geborenen Joseph […]"; Innsbruck 1741) des Philosophiestudenten Franz Xaver von Sternbach aus Bruneck (vgl. Haidacher 1961, Nr. 2526) gibt schon im vollständigen Titel an, zu den diesbezüglichen Festlichkeiten in Innsbruck verfasst zu sein, die dort, wie eine deutsche Festbeschreibung, die *Vereinigte Freuden-Stimm* (Innsbruck 1741) berichtet, am 24. 4. 1741 stattfanden. Das gut 200 Verse lange Werk wendet sich nach einer kurzen Beschreibung des glücklichen Anlasses ([2]–[4]) der schwierigen außenpolitischen Situation zu ([4]–[6]; Konflikte mit Preußen, Spanien und dem Osmanischen Reich), welche als Folie für Josephs künftiges segen- und friedenbringendes Wirken fungiert ([6]–[8]), geht dann auf dessen habsburgische Vorbilder, v.a. Karl VI., über ([8]–[10]) und schließt mit einer *exhortatio* („Aufforderung") zur Herrschertugend ([10]). Dieser Gedankengang orientiert sich an Vergils vierter Ekloge, wo ebenfalls auf eine schwierige Gegenwart eine friedliche Zukunft unter der Herrschaft eines eben geborenen Knaben folgt, dem sich der Sprecher zum Schluss protreptisch zuwendet. Sprachliche Echos (z.B. [3]: *magnum Regni Incrementum*, „großes Wachstum des Reichs", vgl. Verg. ecl. 4,49) machen den Bezug sinnfällig. Die vierte Ekloge ist ohnehin ein nahe liegendes Vorbild, doch Sternbach könnte zu ihrer Verwendung zusätzlich durch eine deutschsprachige Elegie mit dicht gesäten Bezügen auf sie angeregt worden sein, die bei den Festlichkeiten des 24. 4. das Landhaus zierte (*Vereinigte Freuden-Stimm* 15). Das Hauptbild des Landhausschmucks wiederum könnte ein zweites Element in Sternbachs Gedicht inspiriert haben: Wenn Joseph als Phönix beschrieben wird, der aus der Asche des jüngst verstorbenen Karl VI. emporsteigt ([3]), so liest sich das wie eine literarische Umsetzung dieser Darstellung, die neben „verschiedene Urnas, oder Aschen-Gefäß" Josephs Wiege zeigte: „Hinder dem Haubt der Wiege steigen allseits helle Flammen empor / und aus selben schwinget sich ein weisser Phönix-Vogel in die Höche" (*Vereinigte Freuden-Stimm,* 13–14).

Sperges zum selben Anlass

Einen ehrgeizigeren Beitrag zum selben Anlass, der erst 1743 ohne Angabe des Druckorts erschien, lieferte der später als Politiker, Historiker, Kartograph und Kunstmäzen berühmte Josef von Sperges (vgl. hier S. 989) damals erst ein 18-jähriger Student der Philosophie und der Rechte in Innsbruck.

Sein 40 Seiten und rund 1400 Verse (mit ca. 30 Fußnoten historischen und prosopographischen Inhalts) umfassendes Geburtsepos gliedert sich nach einem Prosaproömium an die Innsbrucker (Bl. A2^r–A4^v) und einer einleitenden Rahmenhandlung, in der die um Karl VI. trauernde Austria durch die Nachricht von Josephs Geburt aufgeheitert wird (1–4), in eine lange Rede dieser Göttin (4–36) und eine kürzere der Prudentia (36–40; „Klugheit") an der Wiege des Neugeborenen. Die Austriarede, die sich v.a. mit Josephs Vorfahren beschäftigt und sich erst gegen Schluss seiner Zukunft und dabei auch der Treue

Tirols zuwendet, wird durch eine Himmelsvision des Dichters (8–11) sowie durch den leibhaftigen Auftritt einiger Habsburgerkaiser (27–30) unterbrochen, zudem ist in sie ein Gespräch der Gloria mit dem Inn eingeschaltet (32–36).

Sperges versucht offenbar, ausgehend von der Geburt Josephs ein Panorama des Hauses Habsburg-Lothringen zu entwerfen, und verpackt in sein Gedicht ein gerüttelt Maß an (v.a. Militär-)Geschichte. Dabei setzt er diverse Formelemente aus der epischen Tradition ein, z.B. eine himmlische Handlungsebene (8–11), eine lange ‚Römerschau' (9–11, 14–27) sowie viele oft ausgedehnte Gleichnisse, von denen manche, z.B. das ein beliebtes Emblemmotiv aufgreifende von Austria als Sonnenblume (6–7), durchaus attraktiv sind. Insgesamt hat sich der junge Autor aber an seinem Stoff überhoben. Die einzelnen Teile seines Werks erscheinen wahllos aneinandergereiht, vieles wirkt deplatziert oder wirr. Wenn etwa in der Himmelsvision Maria Theresia erscheint, die ein Heer von Amazonen in die Schlacht führt (10–11), so bleibt dunkel, woher diese kommen und um welche Schlacht es geht; anderswo (36) hat Sperges offenbar vergessen, dass er die Rede der Gloria in die der Austria eingeschaltet hat. Im Fortschreiten des Epos von der Vergangenheit zur Zukunft und in dem Fürstenspiegel *in nuce*, welchen die Prudentiarede bietet, liegen zwar Ansätze zu einer sinnvollen Gliederung, doch ist eine solche nicht straff genug durchgeführt.

mangelhafte Disposition, Unklarheiten

Als Maria Theresia am 5. 5. 1747 Leopold II. gebar und wenige Tage darauf am 13. 5. ihren 30. Geburtstag hatte, feierte die Innsbrucker Studentenschaft beides mit einem dreitägigen Fest. Dieses Fest – seinen Anlass nur mittelbar – bedichtet in etwa 200 Hexametern die *Nativitas Petri Leopoldi atque natalis Theresiae* („Geburt Peter Leopolds und Geburtstag Theresias"; Innsbruck 1747) des aus Nauders stammenden Priesters und Studenten der Philosophie, der Theologie und des Kirchenrechts Joseph Wolff (vgl. Haidacher 1961, Nr. 2805): Auf die glückliche Nachricht von Leopolds Geburt hin rüsten sich 300 Studenten militärisch aus, schlagen vor der Stadt in der Rennweggegend ein Lager auf und feiern dort drei Tage und Nächte lang durch; dem schlechten Wetter vermögen sie v.a. dank reichlichem Alkoholgenuss die Stirn zu bieten. Höhepunkte sind am zweiten Tag und Abend eine Parade, ein Mittagessen, ein Fackelzug und eine Nachtmusik, wobei die Bürger Innsbrucks ein begeistertes Publikum abgeben (Bl. [2]^{v}–[3]^{v}).

Wolff, *Nativitas Leopoldi*

Wolff hält den zeitlichen Ablauf des Geschehens streng ein und gliedert seinen Text klar nach Tagen und Nächten. Einen zusätzlichen Orientierungspunkt bietet dem Leser ein Binnenproömium am Ende des zweiten Festtags (Bl. [3]^{v}), welches das der *Aeneis* (7,37–45) imitiert. Auch sonst spielt Wolff gekonnt mit epischen Versatzstücken: Er beginnt beispielsweise mit einer Zurückweisung der üblichen Kriegsthematik (Bl. [1]^{v}), bittet Maria Theresia mit einem Wortspiel um

Charakteristik

Inspiration für sich und seine Muse (*Tu faecunda parens facundam reddere Musam / atque levare potes*; Bl. [1]v; „Du, fruchtbare Mutter, kannst meine Muse beredt machen und erheben“) und stellt in epischen Gleichnissen Zug und Festfreude der Studenten einem römischen Triumphzug bzw. den Feiern der Trojaner nach dem scheinbaren Abzug der Griechen zur Seite (Bl. [3]v). Dabei steht er seinem Gegenstand gelegentlich mit leiser (Selbst-)Ironie gegenüber, sodass sein Werk ein wenig in die Nähe eines *mock-epic* rückt. Hierin wie in dem gleichzeitig überall spürbaren Stolz auf die Leistungen der Innsbrucker Studentenschaft erweist es sich als aussagekräftiges Dokument studentischen Selbstbewusstseins und -verständnisses um die Mitte des 18. Jhs. Interessantes erfährt man auch über die studentische Festkultur: Was Wolff hier beschreibt, ist viel ungezwungener, weniger aufwendig und zeremoniös als die kirchlichen Feiern, die er drei Jahre später bedichten wird (s.u.).

Elegie auf den Tod Franz I.

Das einzige Gedicht auf das Ableben eines Habsburgers ist eine in Altdorf (heute Weingarten in Württemberg), erschienene anonyme *Elegia* von nur 54 Versen auf den Tod von Kaiser Franz I. am 18. 8. 1765 in Innsbruck. Es handelt sich um eine Prosopopoiie der Stadt Innsbruck, die gemeinsam mit ganz Tirol den Todesfall beklagt. Das kurze Stück lässt sprachlich öfters Ovids Exildichtung anklingen und ist stellenweise durchaus effektvoll; so erfolgt etwa die traditionelle Wendung von der Klage zum Trost gegen Schluss hier in Form einer schroffen Selbstkorrektur:

> *Proh dolor! Hic nunc est funus, et umbra. – nego.*
> *FRANCISCUS moritur labefacto corpore tantum:*
> *Caesaris at nostri fama perennis erit.*

Ach Schmerz! Er ist jetzt Leichnam und Schatten. – Nein! Franz stirbt nur insofern, als sich sein Körper auflöst; der Ruhm unseres Kaisers aber wird ewig sein.

Graser, *De praestantia logicae*

Aus dem Rahmen der üblichen Panegyrik fällt konzeptionell wie qualitativ das Maria Theresia gewidmete Lehrepos[2] *De praestantia logicae carmen* („Gedicht über die Vorzüglichkeit der Logik“) des Roveretaner Geistlichen und Lehrers Giovanni Battista Graser (s. hier S. 821) aus dem Jahr 1756 (Walser 2011). Dieser verfasste es eigentlich als Beitrag zu einer Festschrift für Maria Theresia anlässlich der Einweihung des unter ihrer Ägide errichteten neuen Aulagebäudes der Universität Wien. Doch da für diesen Sammelband mehr Beiträge angefordert wurden als schließlich aufgenommen werden konnten und Graser sich gegen die klingenden

2 Zur Gattung vgl. Ludwig 1982 und CNLS 2, 38–45.

Namen anderer Beiträger wie Pietro Metastasio und Voltaire nicht durchzusetzen vermochte, ist der Text nur hs. erhalten.[3]

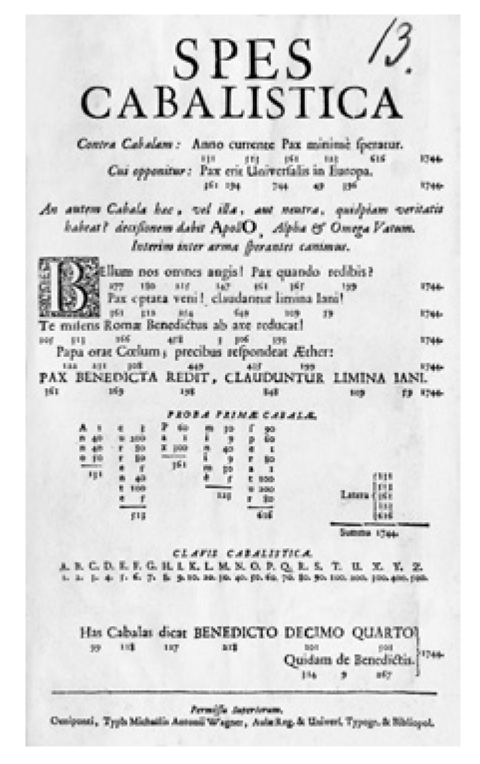
Nach Musenanruf und Themenangabe bittet der Autor Maria Theresia in ihrer Funktion als Patronin der Künste um Inspiration und Aufmerksamkeit (Bl. 1^{rv}). Gott schuf die Welt und gab den Dingen die Fähigkeit, sich selbst zu vermehren; dann schuf er die Geistwesen und verlieh dem Geist eine vergleichbare Fruchtbarkeit (Bl. 1^{v}–2^{r}): Aus wenigen Axiomen (z.B. „Gegensätze schließen sich aus“) entwickelt dieser die Wissenschaften, schließt auf die Existenz Gottes und die eigene Unsterblichkeit (Bl. 2^{r}–3^{v}), was ihn wiederum zu ethischem Verhalten und Gesetzesfurcht hinführt. Würde nur die Vernunft ihn beherrschen, nicht auch die Emotionen, so bräuchte man keine Gesetze und die milde Herrscherin müsste niemals strafen (Bl. 3^{v}–4^{r}). Noch verderblicher als die Emotionen sind Faulheit und schlechte Erziehung, die das ganze gesellschaftliche Gefüge zum Einsturz bringen können (Bl. 4^{rv}). Als Gegenmittel kommt dem Unterricht in der Logik große Bedeutung zu. Ihr Name stammt vom griechischen *lógos* („Wort“), weil Denken und Reden zueinander in enger Beziehung stehen; sie zeigt dem Denken den rechten Weg (Bl. 4^{v}–5^{r}). Es folgt eine Geschichte der Logik von ihrer Erfindung durch die Eleaten über die elenchische Technik des Sokrates und die nachfolgenden antiken Philosophen bis zu den ‚Modernen‘, z.B. Thomas von Aquin, Vives, Descartes, Gassendi (Bl. 5^{r}–7^{r}). Die Logik ist die Richtschnur, an der sich jeder Wissenschaftler orientieren kann (Bl. 7^{rv}). Der Dichter vergleicht seinen bildungsfeindlichen Aufenthaltsort Bozen (vgl. Heiss, H. 2004) mit dem glücklichen Wien, wo Maria Theresia der Universität einen neuen, prächtigen Sitz gestiftet hat (Bl. 7^{v}–8^{r}).

Charakteristik

Das gut 460 Hexameter umfassende Gedicht weist eine klare, symmetrische Struktur auf, die von Maria Theresia ausgeht und zu ihr zurückkehrt und dazwischen in zwei durch ein Binnenproömium voneinander abgesetzten Hauptteilen der Logik ihre Stellung im Weltgeschehen zuweist und ihre historische Entwicklung darstellt. (Ihre technische Seite wird nur gestreift.) Die in der lat. Tradition v.a. durch Vergils *Georgica* begründete Verbindung des didaktischen Epos mit der Panegyrik, die durch diesen Aufbau formal unterstrichen wird, leuchtet auch inhaltlich ein: Maria Theresia erscheint aufgrund ihrer aufklärerischen Bildungs- und Kulturpolitik als die ideale Adressatin eines Gedichts über den Nutzen des richtigen Denkens, das wiederholt prononciert aufklärerische Positionen vertritt, z.B. indem es den bei den Aufklärern generell populären Epikur (vgl. Kimmich 1999, 990–993) ausführlich behandelt und dabei nur milde tadelt (Bl. 6^{rv}). Der letztgenannte Punkt wiederum steht in Einklang mit dem Umstand, dass Graser sich in literarischer

3 Derzeit sind sechs Hs. bekannt (Walser 2011, 44–46). Den folgenden Ausführungen liegt BCT, ms. 870 zugrunde.

Hinsicht nicht nur an Vergil, sondern v.a. auch an Lukrez orientiert. Mit diesem teilt er das grundsätzlich optimistische, fortschrittsgläubige Geschichtsbild und übernimmt von ihm auch viele sprachliche und literarische Elemente, z.B. seinen leitmotivischen Einsatz der Licht-Dunkel-Metaphorik für den Kampf der Vernunft gegen Dummheit und Aberglauben. Dabei steht er ihm und Vergil aber stets frei gegenüber und erweist sich durchgehend als selbständiger Dichter. Er setzt die Bauformen von Epos und Lehrgedicht (Proömium mit Musenanruf, Katalog, Sphragis usw.) souverän und zweckmäßig ein und schreibt schöne, eigenständige Hexameter, die in eindrücklichen Gleichnissen kulminieren, so z.B. auf Bl. 1ᵛ, wo ihn ein wogendes Kornfeld an das Meer erinnert: *Et vento curvata seges velut unda resurget / Subsidetque iterum pelagusque imitabitur altum* („und die windgebeugte Saat wird sich wie eine Welle heben und wieder senken und das hohe Meer nachahmen“).[4]



SPES
CABALISTICA

Contra Cabalam: Anno currente Pax minimè speratur.

Cui opponitur: Pax erit Universalis in Europa.

An autem Cabala hac, vel illa, aut neutra, quidpiam veritatis habeat? decisionem dabit ApollO, *Alpha & Omega Vatum. Interim inter arma sperantes canimus.*

Bellum nos omnes angis! Pax quando redibis?
Pax optata veni! claudantur limina Iani!
Te milens Romæ Benedictus ab are reducat!
Papa orat Cœlum; precibus respondeat Æther:
PAX BENEDICTA REDIT, CLAUDUNTUR LIMINA IANI.

PROBA PRIMÆ CABALÆ.

Summa 1744.

CLAVIS CABALISTICA.

Has Cabalas dicat BENEDICTO DECIMO QUARTO
Quidam de Benedictis.

Permissu Superiorum.

Oeniponti, Typis Michaelis Antonii Wagner, Aulæ Reg. & Univers. Typogr. & Bibliopol.

Abb. 97: Kaballistisch-chronogrammatischer Einblattdruck *Spes cabalistica* des Anton Ferdinand de Benedictis, Innsbruck 1744.

Prinz Eugen-Lied

Zwei bemerkenswerte Gedichte haben sich auf Fürsten erhalten, die in habsburgischen Diensten im Tiroler Raum engagiert waren. Das erste ist ein auf Bl. 400ʳᵛ der Hs. SEM, E 23 stehender *Applausus ad Principem Eugenium* („Beifall für Prinz Eugen“), der in 15 akzentuierenden, gereimten Strophen den Handstreich gegen Cremona vom 1. 2. 1702 erzählt und feiert, an welchem der anonyme Autor, wie er

4 Von den zahlreichen, meist ungedruckten kleineren Gedichten auf Habsburger seien nur noch beispielshalber genannt einige Distichen „Über den umstrittenen Reichsapfel“ (SEM, E 23, Bl. 401ʳ), die Maximilian III. Joseph von Bayern 1745 davor warnen, sich um den Habsburg-Lothringen vorbehaltenen Kaiserthron zu bemühen; ein Epigramm auf den Tod Karls VI. 1740 (SEM, E 23, Bl. 405ᵛ); und die Hexameter eines Innsbrucker Einblattdrucks (TLMF, FB 3588/13), in dem ein Anton Ferdinand de Benedictis aus Lover im Nonstal 1744 während des Österreichischen Erbfolgekrieges um Frieden bittet und sich dabei einer als „kabbalistisch“ bezeichneten, tatsächlich aber trivialen Art der Chronogrammatik bedient (a–i = 1–9, k–s = 10–90, t–z = 100–500; vgl. Abb. 97).

am Schluss berichtet, selbst beteiligt war (vgl. Korenjak 2008). Die sechste Strophe mag einen Eindruck von der Machart des Werks vermitteln:

Postquam factae
nec olfactae
sunt insidiae,
postquam stratae,
neci datae
sunt excubiae,
scandunt viri maenia,
pandunt urbis ostia,
fitque forti
sic cohorti
via pervia.

Nachdem die Kriegslist bewerkstelligt worden und unbemerkt geblieben ist, nachdem die Wachen hingestreckt, getötet worden sind, ersteigen die Männer die Mauern, öffnen die Stadttore, und so wird der tapferen Abteilung der Weg gangbar.

Die Analogien zum berühmten Prinz Eugen-Lied in der Thematik, aber auch in der balladesken Erzähltechnik sind offenkundig, und da die Strophen sich leicht singen lassen, scheint es plausibel, dass wir es hier tatsächlich mit einem lat. Prinz Eugen-Lied zu tun haben, zu dem uns allerdings leider die Melodie fehlt.

Pettena, *Pollux redimens Castora*

1716 schickte sich der seit 1705 als Gubernator von Vorderösterreich in Innsbruck residierende Karl Philipp von Pfalz-Neuburg an, seine dortige Stellung aufzugeben, um die Nachfolge seines verstorbenen Bruders Johann Wilhelm als Herrscher über die pfälzischen Kurlande anzutreten. Zu diesem Anlass erschien in Innsbruck der *Pollux redimens Castora* („Pollux, der Kastors Platz einnimmt") des Fleimstaler Studenten und chronogrammatischen Dichters Christian Pettena (1683–1759 oder 1769).[5] Nach einem Widmungsbrief an Karl Philipp, der diesen mit Pollux, seinen Bruder mit dem sterblichen Kastor identifiziert, berichtet eine etwas über 100 Verse umfassende Elegie, wie ein Musenchor den Gubernator und seinen Bruder preist, erzählt dann von dem Lob und den Hochrufen, die ihm Innsbruck, wo er u.a. zahlreiche Bauwerke hat errichten lassen, darbringt, nimmt die Trauer voraus, die bei seiner Abreise herrschen wird, und schließt mit guten Wünschen. Dieser Inhalt ist jedoch Nebensache. Der Witz der Elegie besteht viel-

5 Vgl. zu seiner Person Tovazzi, Nr. 75; Gasser 3, 63–64. Die weiteren chronogrammatischen Gedichte, die dort erwähnt werden, scheinen verloren.

mehr darin, dass jedes Distichon ein Chronogramm mit der Summe 1716 darstellt, wobei, was die Aufgabe des Dichters ungemein erschwert, alle als Zahlen lesbare Buchstaben auch als solche gelesen werden müssen; sie ist damit das längste und v.a. virtuoseste derzeit bekannte Tiroler Chronogrammgedicht. Als Beispiel für Pettenas Technik seien die ersten vier Verse angeführt:

HVC, hVC LaVrIgerae rVrsVs Vos ConVoCo MVsae,
Vos CanIte et tenVIs VatIs obIte VICes.
HVC, VelVtI VentVs, DeVotos tenDIte gressVs,
VIrgIneo sVaVes VngVe ferIte fIDes!

Hierher, hierher rufe ich euch wieder zusammen, lorbeertragende Musen; singt ihr und übernehmt den Part des schwachen Dichters! Hierher lenkt wie der Wind eure ergebenen Schritte und schlagt mit jungfräulichem Fingernagel die süß klingenden Saiten!

Holzer, *Epithalamium*

Eine weitere Stufe abwärts in der Hierarchie der Adressaten geht es mit einer in der Hs. TLMF, FB 307/4 erhaltenen Elegie von etwa 175 Versen. In ihr besingt der Schreiber Johann Nepomuk Joseph Holzer aus Hall, ein ehemaliger Philosophiestudent ohne Abschluss, die Hochzeit des Franz Grafen von Enzenberg, Rat beim oberösterreichischen Gubernium in Innsbruck, mit Maria Waldburga Gräfin Rost, die am 15. 7. 1771 in Innsbruck gefeiert wurde.[6] Das sprachlich gelungene Gedicht ist in zweierlei Hinsicht ungewöhnlich: Erstens blendet es die Braut und mit ihr einen Großteil der üblichen Epithalamientopik (Götterhandlung, gegenseitige Liebe, Kinder usw.) aus und konzentriert sich ganz auf den Grafen und dessen Tugenden. Der Grund hierfür erhellt aus den deutschen Alexandrinern *Für die gnädige Frau Gräfin*, die sich in der Hs. anschließen ([11]–[14]): Die Braut verstand offenbar kein Lat., und Holzer verfasste für sie deshalb ein eigenes, das lat. ergänzendes Gedicht. Zweitens folgt auf das eigentliche lat. Epithalamium ([3]–[9]) ein Schlussteil ([9]–[11]), in dem der Autor mit geradezu schneidender Direktheit auf seine elenden Lebensumstände – Eltern und Ehefrau verstorben, völlige Mittel- und Hilflosigkeit – hinweist und um eine Anstellung bittet ([10]):

Ah miserere mei, da munus, munere rite
Defungar, clemens ah miserere mei.

6 Zu Holzer vgl. Haidacher 1961, Nr. 1479 (Studium 1746–1748, danach habe er sich der „Schreiberey“ zugewandt) und seine Selbstbezeichnung als *scriba* im Kolophon der Elegie, zu von Enzenberg (v.a. zu seiner Rolle beim Tiroler Landtag von 1790) Mühlberger 1998, 395–403.

Munere defungar rite, sint sydera testes,
Si mihi sit magni gratia magna Poli.

Ach, erbarme dich meiner, gib mir ein Amt! Ich werde das Amt gewissenhaft erfüllen. Sei gnädig und erbarme dich meiner! Ich werde das Amt gewissenhaft erfüllen – die Sterne seien Zeugen, wenn mir die große Gnade des großen Himmels zuteilwird.

Die sonst dezent kaschierten ökonomischen Verhältnisse, die dieser Art von Dichtung zugrunde liegen, treten hier unverhüllt zutage.

Menippeische Satiren der Jesuiten

An dieser Stelle seien zwei Werke besprochen, die bei großer Ähnlichkeit untereinander innerhalb der Tiroler Panegyrik *sui generis* sind (dies trotz gewisser Ähnlichkeiten zum *Helicon Oenipontanus* und zum früheren *Plausus Apollineus*, vgl. hier S. 620–621, 424) und zugleich von den weltlichen Machthabern zu den Brixner Fürstbischöfen überleiten: Zur Bischofswahl des Kaspar Ignaz von Künigl 1703 bzw. zur Hochzeit des späteren Kaisers Karl VI. mit Elisabeth Christina von Braunschweig-Wolfenbüttel 1708 widmeten die Jesuitenkollegien von Innsbruck und Trient dem neuen Fürstbischof bzw. der Braut[7] zwei lange (26 und 48 Seiten), metrisch vielfältige Menippeische Satiren (zu dieser Gattung in der nlat. Literatur vgl. CNLS 2, 74–75): *Regulus ab aquila exaltatus* („Künigl von einem Adler [nämlich dem Habsburger Adler] erhoben"; Innsbruck 1703) und *In Hoc Signo* („In diesem Zeichen" [d.h. im Namen Jesu, in dem der Braut gratuliert wird; die Anfangsbuchstaben bilden zugleich das jesuitische Ordensmonogramm]; Trient 1708). Der Preis der zu Feiernden ist in eine in beiden Fällen ganz ähnlich gestaltete Rahmenhandlung eingebettet, die mit dem durch die aktuellen Ereignisse veranlassten Abflug eines Genius (desjenigen Brixens bzw. des Trientner Kollegiums) einsetzt. Seine Mission soll ihn jeweils u.a. nach Wien führen, doch kommt er dort nie an, weil das Zusammentreffen mit einem anderen Genius, nämlich dem von Tirol bzw. Österreich (*Regulus,* 3; *In Hoc Signo,* 21–22), unterwegs seine Pläne ändert. Zum Schluss seiner durch verschiedene Beobachtungen und Begegnungen durchaus abwechslungsreichen Reise findet er sich im Himmel wieder: Der Brixner Genius wird im Traum dorthin entrückt und schaut den Palast des neuen Bischofs (*Regulus,* 19–21), der Trientner bittet dort tatsächlich um den allerhöchsten Segen für das Brautpaar (*In Hoc Signo,* 32–48). In motivisch-struktureller Hinsicht ist jeweils eine Vorliebe für Ekphraseis zu verzeichnen: Der *Regulus* enthält eine Führung durch Künigls Stammschloss Ehrenburg im Pustertal mit seinen Wappen, Reliefs und Wandmalereien (9–12), *In Hoc Signo* beschreibt immer wieder Bilder,

7 An diese richtet sich ein Widmungsbrief (3–6); vielleicht erhoffte man sich von ihr Aufbauhilfe für das, wie dort betont wird, in den Wirren des Spanischen Erbfolgekriegs zerstörte Kollegium.

Wappen und Architektur sowie am Schluss einen Himmel, der an barocke Kirchendecken mit ihren Wolkentürmen, Durchblicken, Engeln und Heiligen erinnert. Viele dieser Beschreibungen lassen sich allegorisch verstehen, doch erfordert die Auflösung oft ein beträchtliches Vorwissen. Sprachlich begegnet in beiden Fällen dasselbe barock-exuberante, nicht gerade einfache Lat. Angesichts dieser Analogien und des kurzen zeitlichen Abstands, der die beiden Werke trennt, liegt die Vermutung nahe, dass sie vom selben Jesuitendichter stammen oder dass zumindest der Verfasser von *In Hoc Signo* den *Regulus* gekannt hat.

Verspartien

Die vielfältigen literarischen, kunstgeschichtlichen, historischen, politischen und kirchengeschichtlichen Bezüge der beiden Werke können hier nicht einmal andiskutiert werden. Ihre Behandlung sei stattdessen mit einigen Bemerkungen zu ihren poetischen Partien abgeschlossen, die im *Regulus* etwa ein Viertel, in *In Hoc Signo* etwa ein Sechstel des Textes ausmachen. Die Metren sind jeweils vielfältig: In beiden Fällen begegnen Hexameter, Distichen, Oden- und Epodenmaße, im *Regulus* darüber hinaus Trochäen, Anapäste und Hendekasyllabi, in *In Hoc Signo* Pentameterhälften, jambische Senare und freie Rhythmen. Als längeres Einzelgedicht ist in *In Hoc Signo* eine dialogische Ekloge bemerkenswert, in der ein über die Verwüstungen des Spanischen Erbfolgekriegs trauriger und ein optimistischer Hirte ihren Gefühlen Ausdruck verleihen (27–30). Dass der Autor dieses Werks auch eine sprachspielerische Ader besaß, zeigt folgende – streng genommen unübersetzbare – Passage im jambischen Senar, in welcher der Genius Österreichs das Orakel eines Echofelsens befragt (24):

G(enius): *Dabisne nobis vocem veridicam?* Echo: *Dicam.*
G: *Quot optas regiis Sponsis, dic, annos?* E: *Canos.*
G: *In eos qui His male volunt, quid spiras?* E: *Iras.*

G: Wirst du uns wahrheitsgemäß antworten? E: Ja.
G: Wie viele Jahre, sag, wünschst du den königlichen Brautleuten? E: Graue Haare.
G: Was fauchst du gegen die, die ihnen übel wollen? E: Meinen Zorn.[8]

Brixner Panegyrik

Der *Regulus* ist, wie es scheint, das einzige umfangreichere und zugleich das einzige gedruckte Gedicht auf einen Brixner Fürstbischof, das sich aus dieser Epoche erhalten hat. Was an panegyrischer Poesie aus Brixen sonst noch überliefert ist, steht in der Hs. SEM, E 23, die v.a. Texte aus dem Bischöflichen Gymnasium und seinem Umfeld enthält. Gepriesen werden dort nicht nur die Bischöfe selbst, sondern

8 Das Stück könnte direkt oder indirekt von dem metrisch und strukturell ganz ähnlichen Epigramm Anth. Plan. 152 angeregt worden sein. Vgl. darüber hinaus die bekannte Stelle Ov. met. 3,379–392.
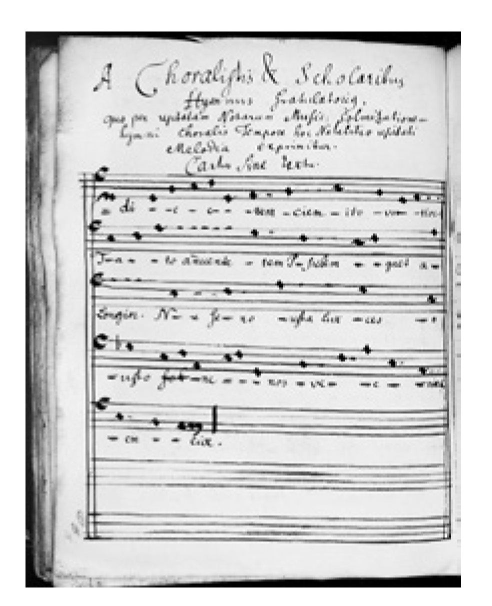


Abb. 98: Lied auf Kaspar Ignaz Künigl aus einer Gratulationsschrift des Brixner Gymnasiums aus dem Jahr 1747.

auch die Leiter von Gymnasium und Bischöflichem Seminar.

zu Künigls Goldenem Priesterjubiläum

Die Bl. 436^{r}–441^{v} enthalten den Entwurf einer Gratulationsschrift des Gymnasiums zum 50. Jahrestag der Primiz Kaspar Ignaz Künigls im Jahr 1747.[9] Auf das Titelblatt mit einem Figurengedicht, einem Stern aus leider z.T. unleserlichen Distichen (vgl. den *Cometa poeticus*, s.u.), folgen teils chronogrammatische Hexameter und Distichen aus den verschiedenen Klassen; ein geplantes weiteres Figurengedicht von Mitgliedern der Innsbrucker Marianischen Kongregation ist nicht ausgeführt. Die Gratulationen der Klassen sollten anscheinend jeweils einen Bezug zum durchgenommenen Stoff aufweisen. So spielt z.B. das Epigramm der *Rudimenta*-Klasse[10] mit der Kasuslehre (Bl. 439^{r}, die Unterstreichungen im Original):

Dii auferte malum, casus auferte sinistros,
Det mare, det tellus, det bona cuncta polus.
Sic recte casum Casparo exopto dativum,
non ablativum, quo schola Graeca caret.

Götter, tragt das Übel, tragt die Unglücksfälle fort! Das Meer, die Erde, der Himmel mögen alles Gute geben. So erhoffe ich für Kaspar mit gutem Recht den Gebefall [Dativ], nicht den Wegtragefall [Ablativ], den der Griechischunterricht nicht kennt.

Bemerkenswert ist schließlich ein Lied auf Künigl (Bl. 439^{v}–440^{r}; vgl. Abb. 98), dessen Text sich nach dem durch die Solmisation des Guido von Arezzo gegebenen

9 Der Entwurf benennt den Anlass nicht deutlich. Künigl wurde am 22. 12. 1696 zum Priester geweiht (Gelmi 1984, 182), seine Primiz fand 1697 statt.

10 Zum Unterrichtsstoff der *Rudimentistae* (in den Jesuitenschulen) vgl. Paulsen 1919–1921, Bd. 1, 423–425.

Schlüssel der vorgegebenen Melodie eines bekannten Kirchenlieds anpasst: Deren Tonstufen 1–6 entsprechen im unterlegten Text nach Möglichkeit die Solmisationssilben UT, RE, MI, FA, SO, LA. Es handelt sich um eine virtuose Weiterentwicklung und zugleich Umkehrung der Renaissance-Technik des *soggetto cavato dalle vocali*, bei der nur die Vokale des Textes über die gleichvokalischen Solmisationssilben die Melodieführung determinieren (z.B.: *E-pIs-cO-pUs* > RE – MI – SO – UT, d.h. 2., 3., 5., 1. Stufe).

Reinthaler, *Ecloga gratulatoria*

Auf Bl. 459^{r}–463^{v} steht (mit Blattvertauschungen und -verlust unbestimmten Umfangs) eine in der Subskription auf den 12. 3. 1748 datierte dialogische *Ecloga gratulatoria* („Glückwunschekloge“) des Rhetoriklehrers Simon Joseph Reinthaler zum Amtsantritt von Künigls Nachfolger Leopold von Spaur.[11] Der Autor identifiziert sich mit Lycidas, einem der drei Dialogpartner, die beiden anderen Hirten heißen Tytirus und Choridon [sic], vom neuen Bischof ist als Daphnis die Rede. Lycidas wird von Tytirus über Daphnis' bevorstehende Ankunft aufgeklärt, wozu sich auch ein prophetischer Traum des hinzukommenden Choridon fügt. Die Hirten loben Daphnis' Tugenden und brechen am Schluss alle bis auf den fußkranken Lycidas zu dessen Fest auf (anscheinend konnte also Reinthaler sein Gedicht nicht persönlich überreichen). Die Ekloge, das sprachlich stellenweise geradezu den Charakter eines Vergilcentos hat, reflektiert das in der Frühen Neuzeit gängige biographistisch-allegorische Gattungsverständnis (CNLS 2, 62) und bemüht sich, möglichst viele inhaltliche und strukturelle Elemente aus der bukolischen Tradition zu verwerten.

Sammlung von Resch für Lobenwein

Zum Namenstag des Präfekten des Bischöflichen Seminars, Joachim Franz Lobenwein von und zu Weinegg, widmete Joseph Resch, der Leiter des Brixner Gymnasiums, diesem 1740 eine *Metricus applausus* („Metrischer Beifall“) betitelte Sammlung verschiedener Gedichte (SEM, E 23, Bl. 442^{r}–451^{r}). Auf einen Dedikationsbrief und ein Gedicht in rhythmischen Strophen auf das Fest folgt der trivialkabbalistische (vgl. hier S. 626 Anm. 4) Hexameter *Felix Millenos Joachimus Vivat Ad Annos* („Joachim möge glücklich 1000 Jahre leben“), der in einem Buchstabenquadrat 64 Mal vorkommt und dessen Summe 1740 ergibt. Den Hauptteil bilden dann sechs Gedichte in Jamben und horazischen Maßen über sechs Tugenden des Gefeierten, deren Anfangsbuchstaben denen der Worte des kabbalistischen Hexameters entsprechen. Sie heißen *symbola* („Symbolgedichte“) und verbinden die einzelnen Tugenden jeweils mit einem Tier (z.B. *fortitudo*, Tapferkeit, mit dem Löwen), das aber nicht abgebildet wird: sozusagen Embleme ohne Bild (vgl. auch hier S. 414). Anscheinend wahllos eingestreut sind einige kleinere Gedichte, dar-

11 Zum selben Anlass entstand auch eine *Pastorelle*, eine bukolische Kurzoper (vgl. hier S. 690). Zum Prozedere von Leopolds Wahl und Amtsantritt vgl. Gelmi 1986, 148–149.

unter nach dem ersten *symbolum* auf Bl. 446v ein Lied, das nach demselben Schema gestaltet ist wie das oben erwähnte auf Künigl.

drei kurze Stücke für Resch

Auf diese Sammlung folgen ein „Glückwunsch" und ein „Glückwunsch-Beifall" auf einen Joseph, unter dem wohl Joseph Resch zu verstehen ist (Bl. 452r; 453rv). Bei Ersterem handelt es sich anscheinend um die Anleitung zur Herstellung eines ‚Glückwunsch-Plakats' mit vier Emblemen und einem Rebus, bei letzterem um eine Elegie, wohl eines Schülers, zu Reschs Namenstag (19. 3.), die nach einigen eingelegten Chronogrammen 1742 oder 1743 entstanden ist. Etwas später (Bl. 458rv) kommt noch eine zweite Namenstag-Elegie, die der Logikstudent Andreas Stauder, der anscheinend von Brixen aus nach Innsbruck geschickt worden war (vgl. Haidacher 1961, Nr. 2485), wohl zwischen 1742 und etwa 1764[12] seinem ehemaligen Lehrer übersandte. Stauder beschreibt das Frohlocken der Natur zu Reschs Namenstag, versichert diesen seiner Liebe und Ergebenheit – und bittet ihn in einem kurzen PS um die Übersendung von Geld.

italienisch-lat. Panegyrik

1735 wurden in Rovereto die *Poesie Italiane e Latine* des Giovanbattista Segala zur Profess der Francesca Marianna Malfatti de Vannetti, 1743 eine von der Stadt selbst in Auftrag gegebene *Raccolta di poetici componimenti* zur Krönung Maria Theresias zur Königin von Böhmen publiziert. Wenige Jahre später wurde der Trientner Hof, nachdem er diesbezüglich aus unklaren Gründen über ein Jahrhundert hinweg kaum in Erscheinung getreten war, für einige Zeit nochmals zu einem wichtigen Abnehmer panegyrischer Dichtung. Zur Ernennung von Leopold Ernst von Firmian und Francesco Felice Alberti d'Enno zu Koadjutoren des Fürstbischofs Dominik Anton von Thun 1748 bzw. 1756 sowie zur Wahl Cristoforo Sizzos 1763 (vgl. Costa 1977, 185–202) erschienen neben zwei Einzelgedichten (s.u.) insgesamt vier Gedichtsammlungen: für Firmian eine *Raccolta di componimenti* (Trient 1748); für d'Enno *Applausi poetici* (Verona 1756) und *Componimenti poetici* (Trient 1757); für Sizzo *Nella fausta e gloriosa esaltazione* […] *poesie* (Rovereto 1764). All diese z.T. umfangreichen Florilegien, die meist Werke vieler verschiedener Dichter vereinen, sind nach demselben, vielleicht aus dem norditalienischen Raum übernommenen Schema aufgebaut, das von der Koexistenz des Italienischen und Lat. als Literatursprachen, aber auch vom mittlerweile errungenen Übergewicht des Italienischen zeugt: Voran geht eine größere Zahl italienischer Gedichte, gefolgt von vergleichsweise wenigen lat.[13]

12 Resch kam 1742 nach Brixen. Ab 1764 baute Brixen sein Priesterseminar aus und schickte seinen Nachwuchs zum Studium immer seltener nach Innsbruck (Oberkofler/Goller 1996, 52).

13 Als Vorläufer des Typs können die 1697 in Rovereto erschienenen *Hyemales flores* (vgl. hier S. 718) zur Bestellung des Reichsgrafen Sigmund von Castelbarco zum Bischof von Chiemsee und das eben erwähnte Werk von Bagatini auf Karl VI. (Trient 1711) gelten. In jenen sind die lat. Beiträge (eine Rede, Ellogia, ein Epigramm) noch zahlreicher als die italienischen Sonnette; dieses enthält nur ein einziges lat. Gedicht, das aber den italienischen vorangeht.

lat. Gedichte

Bei diesen handelt es sich formal wie inhaltlich meist um Routineproduktion. Es begegnen die üblichen Metren, v.a. Distichen und Hexameter, daneben auch Hendekasyllabi und horazische Strophen. Gattungsmäßig ist allenfalls eine Vorliebe für Bukolik auffällig (*Raccolta di componimenti,* 144–146, 147–148, 154–158; *Componimenti,* LIX–LXIV; s.u.). Auch als historische Quellen sind die Texte nicht sehr aussagekräftig, da sie alle konkreten Details panegyrisch umkleiden und verschleiern. So kann etwa Thuns durch dessen skandalösen Lebenswandel provozierte faktische Absetzung durch Kaiser und Papst und seine Ersetzung durch Firmian als altersbedingter Rückzug dargestellt oder sogar als Ablösung eines erschöpften Atlas durch einen jungen Herakles glorifiziert werden (*Raccolta di componimenti,* 147–149). Die *Raccolta di componimenti* und die *Componimenti* enthalten jedoch auch einige interessantere Stücke. Aus jener ist neben einer Ekloge Turratis (154–158; vgl. hier S. 655) und elegant catullisierenden Hendekasyllabi eines Pietro Traboldi (159–161) v.a. ein Hexameterstück eines Giovanni Maria Cataneo aus Verona (150–153) zu nennen, das die übliche Bescheidenheitstopik witzig variiert: Um seine poetische Unfähigkeit zu demonstrieren, fällt der Sprecher immer wieder in ein italianisierendes Makkaroni-Lat. (vgl. CNLS 2, 136–138). Seine Ratlosigkeit angesichts der überwältigenden Tugenden Firmians drückt er etwa so aus*: Sed quid ego possum? aut ubi ritrovare parolas / Pulchras et sensus tales, qui dicere bastent / Ingenium* […] *?* (152; „Aber was vermag ich? Oder wo kann ich schöne Parolen ritrovieren und solche Begriffe, die bastieren, um deinen Verstand auszudrücken […]?")

Luceanni, *Palaemon*

Aus den *Componimenti* sticht der *Palaemon* (LIX–LXIV) des Trientner Priors Francescantonio Luceanni († 1769; vgl. Tovazzi, Nr. 247) hervor. Diese etwa 120 Verse umfassende Ekloge hatte der Autor bereits zuvor eigenständig publiziert und seinem Gönner Paride Domenico Graf von Wolkenstein gewidmet (Trient 1756; nach dieser Ausgabe wird im Folgenden zitiert).[14]

Zu Beginn der dialogischen Ekloge tadelt Menalcas seinen Untergebenen Tityrus, der verschlafen hat. Dieser entschuldigt sich, indem er einen Traum erzählt: Er sah in der Nähe Trients um die Mittagszeit Palaemon im Buchenschatten sitzen und seine Herde versorgen. Da kam vom Etschufer Damon und brachte diesem einen Hirtenstab und eine Mitra mit den Worten, Daphnis schicke ihm diese Insignien aus Rom. Zum Schluss jubeln Tityrus und Menalcas abwechselnd über das glückliche Geschick und schließen mit einem Unisono-Glückwunsch für Palaemon.

14 Ebenfalls als Einzeldruck publizierte Luceanni später eine akrostichische Elegie auf Cristoforo Sizzo, bei der die Anfangsbuchstaben der Hexameter den Namen des Gefeierten ergeben (Trient 1763).

Das Gedicht ist innerhalb der Brixner und Trientner Bischofsbukolik in dreierlei Hinsicht bemerkenswert: Erstens weist es mit seiner symmetrisch von Dialogen gerahmten Traumerzählung eine besonders klare und sinnfällige Struktur auf, die ohne antikes Vorbild scheint. Zweitens wird die übliche Allegorisierung hier besonders weit getrieben: Nicht nur ist Palaemon offensichtlich Felice d'Enno (vgl. nur den Kehrvers auf den S. VI–VIII: *Vive diu FELIX*, *in saecula vive*, *Palaemon*; „Lebe lange und GLÜCKLICH […]" bzw. „Lebe lange, FELICE, lebe jahrhundertelang, Palaemon") und Daphnis der Papst, auch Tityrus lässt sich plausibel mit dem Autor, Menalcas mit dessen Gönner identifizieren. Drittens wird die Möglichkeit, die christliche Hirtenmetaphorik mit dem Motivschatz der bukolischen Welt abzugleichen, die ja sicher der Hauptgrund dafür ist, dass gerade Bischöfe so gern bukolisch bedichtet werden, konsequenter genutzt als in den meisten anderen Fällen. So ist, um nur zwei Beispiele zu nennen, das *pedum*, das Palaemon von Daphnis erhält (VI), zugleich der traditionelle Hirtenstab der Bukolik und der Krummstab des Bischofs, und dass Palaemon in pointierter Verkehrung eines beliebten bukolischen Topos selbst in der größten Mittagshitze nicht einschläft, sondern sich liebevoll um seine Herde kümmert (V), weist ihn von Anfang an als christlichen guten Hirten aus.

Interpretation

Nur mehr im weiteren Sinne zur Trientner Bischofspanegyrik zu zählen ist eine hs. (BCR, ms. 49.12.4) erhaltene, auf Bozen, 8. 4. 1754 datierte Selbstvorstellung Giovanni Battista Grasers. In 46 flüssigen Hexametern informiert Graser einen „Bischof", bei dem es sich, wie das Datum zeigt, in Wirklichkeit um den Koadjutor Firmian handeln muss, betont sachlich und in der dritten Person über seine Personalien, Qualifikationen, Lebensverhältnisse und seinen Charakter. Der 36-jährige Priester lebt zu dieser Zeit als Privatlehrer in Bozen (vgl. hierzu Heiss, H. 2004), wäre aber, wenn Firmian Verwendung für ihn hätte, bereit, in dessen Auftrag in seine Heimatstadt Rovereto zurückzukehren oder an jeden beliebigen anderen Ort zu gehen. Diese poetische Blindbewerbung blieb anscheinend erfolglos, ist aber eine interessante Quelle zu Grasers Biographie und in literarischer Hinsicht im Tiroler Raum ein Unikum.

Selbstvorstellung Grasers

Aus dem Umfeld der Accademia degli Agiati haben sich zahlreiche Gelegenheitsgedichte erhalten (Bonazza 1999), von denen hier zwei kurz vorgestellt seien. Das erste (BCR, ms. 48.21), ein Epigramm von Giambattista Festi aus dem Jahr 1752, beschreibt ihr Emblem, eine Schnecke, welche die Spitze einer hohen Pyramide erklimmt (vgl. Abb. 99), und formuliert seine Moral aus: Tüchtigkeit ist nur durch langsame, aber stetige Bemühung zu erreichen. Dabei zitiert es auch das aus Petrarca stammende Motto der Agiati (vgl. Maylender 1926–1929, Bd. 1, 97) an: Aus *giunto il vedrai per vie lunghe e distorte* (*Canzoniere* 37,24) wird *Distortum longum cochlea tentat iter. / Tarda licet gressu scandet fastigia tandem* („Die Schnecke sucht

Epigramm auf das Emblem der Accademia degli Agiati

sich ihren langen, windungsreichen Weg. Obschon langsamen Schritts, wird sie doch endlich den Gipfel erreichen“).

bukolisches Klagegedicht von Biagi

Kurz nach Mitte des 18. Jhs. verfasste Giovanni Maria Biagi (vgl. hier S. 949), damals Grammatiklehrer am Gymnasium von Rovereto, ein Trauergedicht in Hexametern auf seinen Schüler Giacomo Saibante. Die kalligraphische Hs. BCR, 14. 8. 23, die den Text überliefert, war vielleicht ein Geschenk an die Familie des Verstorbenen (übrigens eines Onkels des Clementino Vannetti). Das Werk gliedert sich in eine Einleitung, welche die Entstehungsumstände angibt, und die ca. 140 Verse lange Ekloge *Alexis*, welche diese Umstände allegorisch reflektiert: In einem Gespräch zwischen den Hirten Thyrsis und Meliboeus (Biagi) versucht jener, diesem den Grund für seine Trauer zu entlocken. Meliboeus erzählt nach einigem Widerstreben vom Tod des Alexis (Giacomo), wünscht diesem, er möge die Freuden des Paradieses genießen, und schnitzt schließlich zu seinem Gedenken ein Gedicht in die Rinde einer Eiche. Der *Alexis* schließt mit dem Anbruch des Abends.

Charakteristik

Die Ekloge ist formal, motivisch und sprachlich der antiken, v.a. der vergilischen Bukolik verpflichtet und greift in ihrer Zweiteilung (Klage um den Toten – sein Weiterleben im Himmel) insbesondere auf Verg. ecl. 5 zurück. Biagi reproduziert aber nicht nur, was ihm seine Vorbilder bieten, sondern verfügt auch über beachtliche eigene Ressourcen. Sprachlich wie psychologisch bemerkenswert ist etwa die Passage, in der Meliboeus, von Schluchzen geschüttelt, dreimal ansetzen muss, bevor er den Tod des Alexis aussprechen kann ([3]):

Occidit (ah rea sors et inexorabile fatum),
Occidit (ecce nequit vox aegra erumpere ad auras!),
Occidit ante diem merita nec morte peremptus
Lumina sat longo clausit pulcherrima somno
Infelix (possum vix promere nomen) Alexis.

Gestorben (ach böses Geschick und unerbittliches Schicksal), gestorben (sieh, trotz aller Mühe kann meine Stimme sich nicht Bahn brechen und ins Freie gelangen), gestorben ist vor seiner Zeit und von unverdientem Tod hingerafft hat seine so schönen Augen zu langem Schlafe geschlossen der unglückliche (kaum kann ich den Namen hervorbringen) Alexis.

zeitgenössisches Urteil

Solche Passagen haben ihre Wirkung auf die zeitgenössischen Leser nicht verfehlt: Schon Clementino Vannetti lobt im § IX seines sonst recht kritischen Nachrufs auf Biagi (vgl. hier S. 949–950) den *Alexis* als „so mitleiderregend […], dass er fast Tränen hervorruft, andererseits so elegant, so stimmig, so süß, dass er jener Ekloge Vergils, in der Menalcas und Mopsus dem verstorbenen Daphnis ihren Tribut zollen [d.h. ecl. 5], sehr nahe zu kommen scheint“.

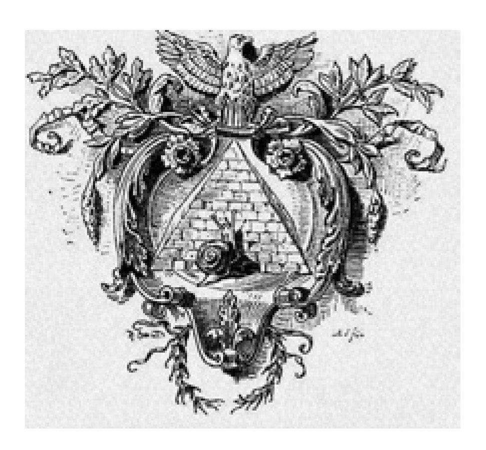


Abb. 99: Emblem der Accademia degli Agiati.



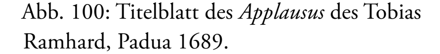


Abb. 100: Titelblatt des *Applausus* des Tobias Ramhard, Padua 1689.

Promotions-panegyrik

Ein in Tirol neues, erst durch die Eröffnung der Universität Innsbruck ermöglichtes Genus sind schließlich Gedichte, die anlässlich von Promotionen zu Ehren des Defendenten, etwas seltener auch des Präses, verfasst und entweder zusammen mit den gedruckten Dissertationen oder aber separat publiziert werden. Die zahlreichen Vertreter der ersten Art können hier – mit einer interessanten Ausnahme – nicht besprochen werden,[15] was insofern zu verschmerzen ist, als sie recht stereotyp sind: In der Regel ermuntern sie den Defendenten vor dem ‚Kampf' der Defensio und preisen, oft mithilfe mythologischer Vergleiche und Analogien, sein oder des Präses segensreiches Wirken. Das häufigste Metrum sind elegische Distichen. Chronogramme und andere Spielereien, z.B. totalalliterierende Verse, sind nicht selten. Eigenständige Publikationen entstehen v.a. zu juristischen, seltener zu medizinischen, nie zu theologischen und philosophischen Abschlüssen: Das entspricht genau der faktischen sozialen Rangordnung der Fakultäten.[16]

15 Die Begleitgedichte zu medizinischen Dissertationen sind bei Hochenegg 1977 verzeichnet.

16 Vgl. die Statistik bei Oberkofler/Goller 1996, 73–74 (die sich allerdings auf die Jahre 1792–1810 bezieht). Auch drei oberitalienische Publikationen auf Tiroler Studenten, nämlich das *Poeticum floriferium* („Poetische Blütenlese") auf Quintilio Balista aus Brentonico (Bologna 1670; zu Balista vgl. hier S. 904) sowie zwei Einblattdrucke eines Antonio Zeno auf Antonio Maria Levrio aus Trient bzw. eines Tobias Ramhardt auf Franz Anton Reinhardt von Thurnfels aus Innsbruck (Padua 1687 und 1689; vgl. Abb. 100), sind zu juristischen Abschlüssen entstanden.

Scherer, *Ode sapphica*

Die chronologisch erste unter den Publikationen für Juristen ist die 1710 in Trient erschienene „Sapphische Ode“ des Theologiestudenten Heinrich Michael Scherer von Hausen aus Konstanz (vgl. Kollmann 1972, Nr. 1950) zur Defensio seines Freundes Gallus Plazer. In 43 Strophen wird der Verlauf des Geschehens nachvollzogen, indem der Defendent zuerst zu tapferem Kampf ermahnt, danach sein Sieg besungen und die herrschende Festfreude bedichtet wird. Jede Strophe ist nach dem Schema *aabb* gereimt, das Gedicht verbindet somit sonst meist streng getrennte Prinzipien antiker und mittelalterlicher Poesie. Str. 20 lautet beispielsweise: *GALLE, laetare, hora statuta fluxit, / Hoste fuso prospera stella luxit: / Te recipit plausu reducem Minerva, / Sacra caterva.* („Gallus, freu dich, die festgesetzte Stunde ist verflossen, der Feind zerstreut, ein günstiger Stern ist dir erglänzt. Dich empfangen bei deiner Rückkehr mit Beifall Minerva und ihre heilige Schar.“)

Ecstasis poetica

Die hexametrische „Poetische Ekstase“ dreier Studienkollegen für Giovanni Battista Besenella (Innsbruck 1722) konzentriert sich auf die Feiern nach dessen Promotion, die in überhöhter Form als Triumphzug (vgl. zu diesem Motiv Helas 1999) erscheinen: Themis, Nemesis und Astraea, die Unterweltsrichter, Justinian und der Papst ziehen auf Triumphwagen vorüber, deren Aufschriften wörtlich zitiert werden. Der *titulus* des Justinian ([5]) gibt dabei anscheinend das Dissertationsthema an, das sich auf Passagen aus dem *Codex Iustinianus* und den *Novellen* bezieht.

Sanctus Severinus Boetius

Das literarisch gewichtigste aller Innsbrucker Promotionsgedichte ist ein anonymes Kurzepos von knapp 400 Versen über den Tod des Boethius, das zur Promotion des Joseph Ignaz Thanner aus Füssen zum Doktor des Kirchenrechts 1726 in Innsbruck erschien.

> Nach dem Proömium mit Inhaltsangabe und Bitte an Themis um Inspiration (Bl. A1^{v}–A2^{r}) setzt die Handlung in dem Moment ein, in dem Boethius als angeblicher Verschwörer von Theoderich aus Rom nach Pavia verbannt wird. Er hält eine Rede, in der er seine Unschuld beteuert (Bl. A2^{r}), und verabschiedet sich von Frau und Kindern (Bl. A2^{v}). Die Nacht verbringt er an einem *locus amoenus* und erfährt dort im Traum, seine Söhne seien in Sicherheit und würden sogar zu Konsuln aufsteigen (Bl. A2^{v}–A3^{v}).[17] Am anderen Morgen wandert er weiter, erreicht Pavia, betritt es trotz einer warnenden Stimme und wird sofort eingekerkert (Bl. A3^{v}). Der Mut verlässt ihn, doch Themis erscheint, tröstet den Klagenden und stärkt ihn für das Kommende (Bl. A3^{v}–B1^{r}). Vor dem Stadtpräfekten zeigt Boethius sich todesbereit, weist das Angebot, durch ein Geständnis und die Bezeichnung seiner Mitverschworenen seine Freiheit wiederzugewinnen, zurück und wird geköpft. Er geht mit seinem Kopf unter dem Arm noch bis zur nahen Pauluskirche (Bl. B1^{r}–B2^{r}). – Heute tritt nun mit Thanner ein neuer Kämpfer in die Reihen der Themis (Bl. B2^{v}).

17 Tatsächlich waren Boethius’ Söhne bereits zu dessen Lebzeiten Konsuln.

Interpretation

Die Erzählung verarbeitet verschiedene Quellen. Die Idee könnte aus Boeth. 1 pr. 4 stammen, wo Boethius seinen unerschütterlichen Gerechtigkeitssinn beteuert, und der Mittelteil (Bl. A3^{v}–B1^{r}) lehnt sich eng, oft bis hin zum Wortlaut, an Boeth. 1 m. 1–pr. 3 an, wobei allerdings die Gestalt der Philosophia anlassbedingt durch die der Themis ersetzt wird. Die Randpartien dürften dagegen aus mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Legenden stammen (vgl. AS Mai, Bd. 6, 702–710, v.a. 707AB). Formal steht das Werk in der Tradition der Heiligen-, genauer gesagt der Märtyrerepik und ist dabei mit seiner souveränen Erzähltechnik und den flüssigen Hexametern[18] ein durchaus gelungener Vertreter dieser Gattung. Auch der am Schluss nur kurz angedeutete Bezug zum vorliegenden Anlass ist sinnfällig: Boethius ist als katholischer Heiliger[19] einerseits und Vorkämpfer der Gerechtigkeit andererseits ein passendes Vorbild für einen Doktor des Kirchenrechts.

Tognis, *Elegiacum carmen*

Ein trauriges Produkt ist dagegen die Elegie des Kirchenrechtstudenten Pietro Angelo Tognis auf die Promotion eines Stefano Antonio Molari, die 1733 in Trient als Einblattdruck erschien.

Grammatica, *Ignominia devictae Mortis*

Die einzige selbständige Publikation zu einer medizinischen Promotion sind die *Applausus poetici* („Poetische Beifallsbekundungen"; Innsbruck 1726) für den nachmaligen Innsbrucker Medizinprofessor Hieronymus L. Bacchetoni (vgl. Abb. 101). Es handelt sich ausnahmsweise um eine Sammlung mit lat. und italienischen Beiträgen, deren bei weitem längstes und wichtigstes Gedicht die „Schande des besiegten Todes" des aus Trient stammenden Philosophiestudenten Francesco Vigilio Grammatica (vgl. Tovazzi, Nr. 317; Huter 1954, Nr. 2053) darstellt. Das sprachlich z.T. schwache und dunkle, konzeptionell absurd-originelle Kurzepos erzählt eine mit Adam und Eva beginnende, kühn aus heidnischen und christlichen Elementen geklitterte Weltgeschichte, die vom Aufbegehren des personifizierten Todes, der Mors, gegen Gott bzw. die himmlischen Götter gekennzeichnet ist und in Bacchetonis Promotion kulminiert: Nachdem Mors, um die Weltherrschaft zu erringen, die Gigantomachie und die Sintflut inszeniert hat, kommt ein Götterkonzil überein, Bacchetoni in Medizin promovieren zu lassen und ihr so den Todesstoß zu versetzen; dieser überwindet sie in seiner Defensio tatsächlich und vertilgt sie nur aus praktischen Gründen nicht ganz aus der Welt. Von der Kombination aus guten Einfällen und schlechtem Lat., die im Detail begegnet, mag der erste Halbvers *Fatorum modo fata cano* („Ich besinge den Tod des Todes") mit seinem hübschen Paradox und dem unpassenden Versfüller *modo* eine Vorstellung vermitteln.

18 Der einzige Halbvers (Bl. B2^{r}) ist nicht nur eine vergilische Reminiszenz, sondern akzentuiert auch passend den Moment, in dem Boethius der Kopf abgehackt wird: *inclinatumque recidit / sponte caput*.

19 Der Titel apostrophiert ihn unbefangen so, obwohl die Approbation der liturgischen Verehrung in Pavia erst 1883 erfolgte.



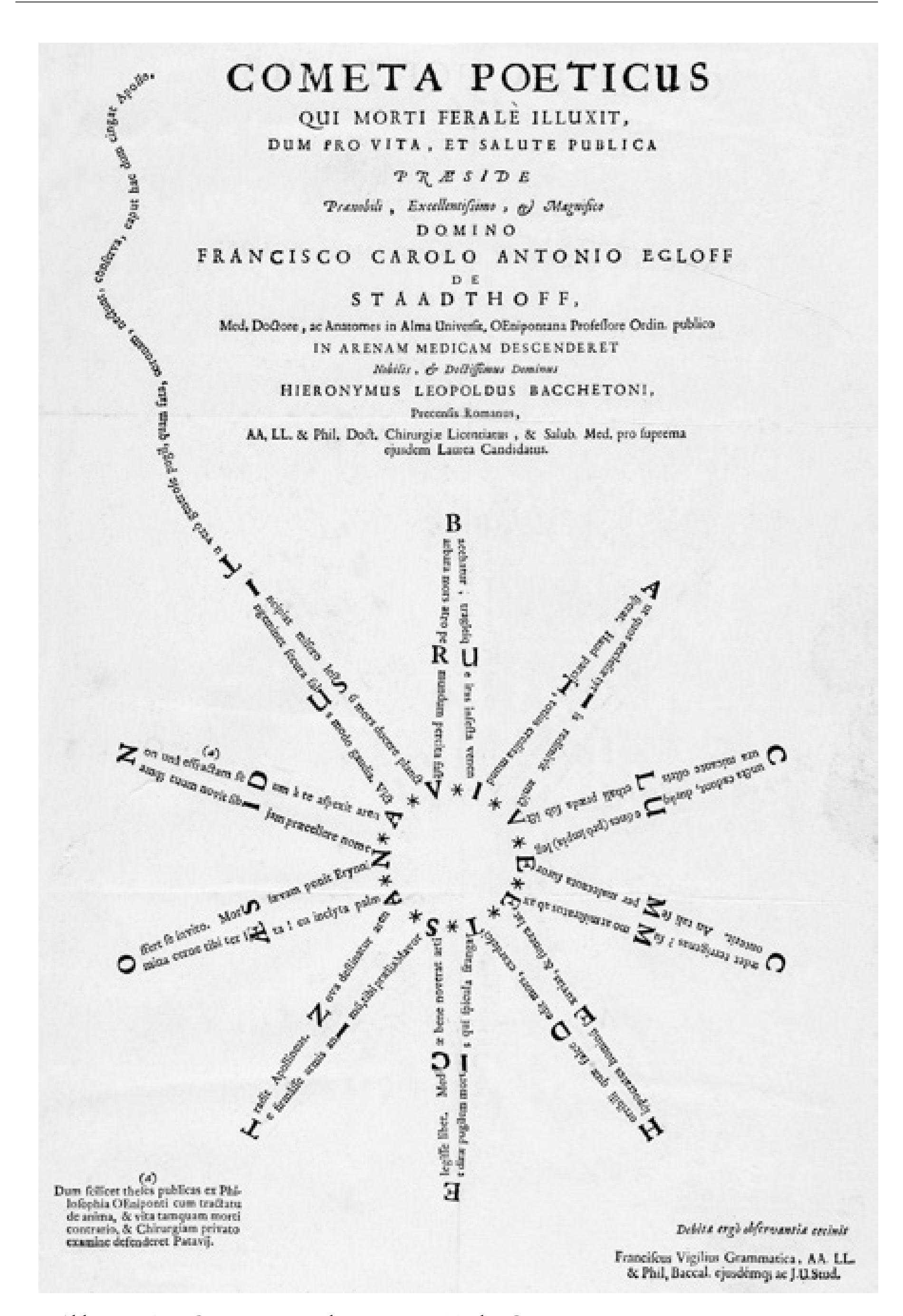
Abb. 101: Bacchetoni übergibt seine medizinischen Thesen den Tiroler Ständen, Titelkupfer der *Applausus poetici,* Innsbruck 1726.

Cometa poeticus

Der *Anthropologia anatomike* („Anatomische Anthropologie"; Innsbruck 1726) von Bacchetonis Lehrer Franz Karl Anton Egloff von Staadthoff, deren Sätze Bacchetoni ebenfalls 1726 in öffentlicher Disputation verteidigte, hat wiederum Grammatica ein ansprechendes Figurengedicht beigegeben, nämlich einen „Poetischen Kometen", dessen Zacken und Schweif jeweils aus zwei Hexametern bestehen (vgl. Abb. 102). Der an der Spitze des obersten Zacken beginnende und mit dem Schweif endende Text feiert wie schon die *Ignominia* Bacchetoni als Überwinder des Todes. Zusätzlich ergeben die in drei konzentrischen Kreisen angeordneten Großbuchstaben die Aufforderung *BACCHETONI / RUTILUM MEDICINAE SIDUS / VIVE ET SANA* („Bacchetoni, rotleuchtender Stern der Medizin, lebe und heile"). Das Gedicht wendet somit die verbreitete Vorstellung vom Kometen als Unheilsboten gegen den Tod selbst.

geistliche Dichtung – Hymnen

Die religiöse Dichtung dieser Epoche ist inhaltlich wie formal reich ausdifferenziert und umfasst neben Lesetexten auch solche für die Liturgie sowie für die private Andacht und geistliche Übung. Zu Gruppen schließen sich dabei insbesondere die



COMETA POETICUS
QUI MORTI FERALÈ ILLUXIT,
DUM PRO VITA, ET SALUTE PUBLICA
PRÆSIDE
Prænobili, Excellentissimo, & Magnifico
DOMINO
FRANCISCO CAROLO ANTONIO EGLOFF
DE
STAADTHOFF,
Med. Doctore, ac Anatomes in Alma Universit. OEnipontana Professore Ordin. publico
IN ARENAM MEDICAM DESCENDERET
Nobilis, & Doctissimus Dominus
HIERONYMUS LEOPOLDUS BACCHETONI,
Patavinus Romanus,
AA. LL. & Phil. Doct. Chirurgiæ Licentiatus, & Salub. Med. pro suprema ejusdem Laurea Candidatus.

(a) Dum scilicet theses publicas ex Philosophia OEniponti cum tractatu de anima, & vita tamquam morti contrario, & Chirurgiam privato examine defenderet Patavij.

Debitæ ergò observantiæ cecinit

Franciscus Vigilius Grammatica, AA. LL. & Phil. Baccal. ejusdémq; ac J.U. Stud.

Abb. 102: Der *Cometa poeticus* des Francesco Vigilio Grammatica.

Hymnik, die Marien-, die didaktische und die Meditationsdichtung zusammen, die nun in dieser Reihenfolge besprochen seien. Aus dem Bereich der Hymnik haben sich vier Drucke und ein hs. Text erhalten: ein *Hymnus novus de sancto Lucano* („Neuer Hymnus auf den Hl. Lucanus"; Wien 1713) eines Innicher Kanonikus Johannes Sylvester Sistis, der das Leben und wunderbare Wirken des Hl. Lucanus (5. Jh.), des angeblich zweiten Bischofs von Säben, schildert; ein anonymer Hymnus auf Simon von Trient (Trient 1727); ein ebenfalls anonymes *Officium* für die Trientner Diözesanheiligen Sisinnius, Martyrius und Alexander, die 397 am Nonsberg von der heidnischen Landbevölkerung ermordet wurden (Trient 1746; ²1750); ein *Rythmus* (sic; Innsbruck [1766]) Cassian Primissers (vgl. hier S. 761–763) auf Johannes von Kempten (* um 1280), der ins Kloster Stams eintrat und dort im Ruf der Heiligkeit starb; und ein in einer Stamser Hs. überliefertes, nach einem eingeschobenen Chronogramm 1764 entstandenes *Officium de sanctissimo sanguine Jesu Christi* („Offiz auf das heiligste Blut Jesu Christi") desselben Autors auf eine um 1300 nach Stams gelangte Blutreliquie, die dort in der Milser- oder Heiligenblutskapelle zu bewundern ist.[20]

Thematik, Sitz im Leben, metrische Form

Alle diese Texte behandeln lokale geistliche Größen (bzw. eine lokale Reliquie) und erweisen sich so als für Tiroler Gläubige gedachte Ergänzungen zu den allgemein verbindlichen Hymnen des Missale und des Breviers. Dabei ist jedoch zwischen den als Heilige kanonisierten Lucanus, Sisinnius, Martyrius und Alexander, dem 1588 seliggesprochenen Simon (Treue 1996, 487–525) und dem weder heiligen noch seligen Johannes von Kempten zu unterscheiden. Ihr unterschiedlicher Status korreliert mit dem Sitz im Leben (Liturgie und Stundengebet vs. Privatandacht) und meist auch mit der metrischen Form (horazische und ambrosianische Strophen vs. mittelalterliche, d.h. akzentuierende, meist gereimte Verse) der ihnen gewidmeten Hymnen: Sistis' Lucanus-Hymnus in ambrosianischen Strophen war, wie aus den im Anschluss abgedruckten *Antiphona*, *Versus* und *Responsio* hervorgeht, für den liturgischen Gebrauch bestimmt. Das *Officium* für Sisinnius, Martyrius und Alexander ist eine vom Heiligen Stuhl approbierte Variante des Allerheiligen-*Officium* zu ihrem Trientner Festtag am 29. 5. (wobei der Druck nur die Abweichungen bietet); die für Stundengebete an diesem Tag gedachten drei Hymnen, die es neben einer größeren Zahl von Prosagebeten und Lesungen enthält, stehen im zweiten Asklepiadeum bzw. wiederum in ambrosianischen Strophen. Dagegen erklärt Primisser im Vorwort zu seinem *Rythmus* (Bl. A3^{rv}), dieser diene in Einklang mit den päpstlichen Vorschriften ausschließlich der privaten Verehrung des

20 Zum rein legendenhaften Lucanus vgl. Raff 1924, 76–79; zu Simon hier S. 67–69; zu Sisinnius, Martyrius und Alexander BBKL 14, 1478–1480; zu Johannes von Kempten Primissers eigene Anmerkungen (s.u.); zur Stamser Blutreliquie Hammer 1935, 34–35.

Johannes von Kempten, und bedient sich, wie schon der Titel andeutet, der mittelalterlichen Sequenzstrophe. Anscheinend hat also die seit der Renaissance in Misskredit geratene und offiziell verpönte akzentuierende Metrik des mittelalterlichen Hymnus (vgl. Moss 1986) in der Privatandacht eine Art Rückzugsgebiet gefunden. Verabsolutieren kann man diese Entsprechung jedoch nicht: Während nichts gegen den ‚privaten' (oder zumindest klösterlich-intimen) Charakter von Primissers akzentuierend-gereimtem Blut-*Officium* spricht, enthält der metrisch ebenfalls mittelalterliche *Hymnus de sancto Simone*[21] (der den Seligen übrigens großzügig zum Heiligen erhebt) einen Hinweis darauf, dass er für den Festgottesdienst am angeblichen Jahrestag des Martyriums, dem 24. 3., verfasst ist: Str. 5 endet *Quem in coena tam prophana / Libaverunt hodie* („den sie [sc. die Juden] bei einem so gottlosen Mahl *heute* geopfert haben").

Sprache

Der sprachliche und literarische Habitus der einzelnen Hymnen entspricht ungefähr ihrem metrischen. Die metrisch mittelalterlichen Texte sind sprachlich eher unbekümmert – wobei Primissers humanistische Bildung ein Abgleiten in die Schlamperei des Simonhymnus verhindert, der metrisch ähnlich inkonsequent wie die Dichtung Sartores (s.u.) und mitunter nicht mehr recht verständlich ist –, die klassischen und ambrosianischen Gedichte stehen auf höherem Niveau. Der Matutin-Hymnus aus dem Trientner *Officium* etwa beginnt mit einer Strophe, die auch in ihrer schwungvoll-direkten Hinwendung zu Gott und ihrer Lichtmetaphorik an Ambrosius erinnert: *Dator superni luminis, / Noctis tenebras discute / Nostrisque redde sensibus / Lucis colendae gaudia.* (4–5; „Geber des Himmelslichts, zerstreue das Dunkel der Nacht und gib unseren Sinnen die Freude des verehrungswürdigen Lichts zurück".) Der Vesperhymnus (3–4) bereitet mit seiner Weizenkornsymbolik recht subtil die auf der entsprechenden Bibelstelle Jo 12,24 basierenden Lesungen VII bis IX vor und ist dabei durchaus von einer gewissen sprachlichen Kraft, wie etwa folgendes Gleichnis zum Martyrium der drei Heiligen zeigt: *Ut grando segetes verberat aureas, / Hos turba agricolum contudit impia.* („Wie Hagel die goldenen Saaten zerdrischt, so schlug diese die gottlose Schar der Bauern zusammen.")

Primisser auf Johannes von Kempten

Literarisch und konzeptionell am interessantesten ist aber Primissers *Rythmus* auf Johannes von Kempten (vgl. Abb. 103). Der lat. Text liest sich flüssig und ist eingängig aufgebaut: Anrufend-preisende Anfangs- und Schlussteile (Str. 1, 9–11) rahmen die Vita (Str. 2–8), die ihrerseits mit ihrer Gliederung in Lebensweg (Str. 2–5), Charakterporträt (Str. 6–7) und Tod (Str. 8) an eine suetonische Biographie *en miniature* erinnert. Er wird ergänzt durch eine Reihe von Paratexten, die ihn verschiedenen Leserschichten besser zugänglich machen: Die *praefatio* (Bl.

21 Er orientiert sich metrisch, in der ersten Strophe auch sprachlich, an Thomas von Aquins eucharistischer Sequenz *Pange lingua*.

A3[rv]) wurde schon erwähnt. Eine freie, aber sinngemäß richtige deutsche Übersetzung erschließt den Hymnus dem weniger gebildeten Publikum; vgl. z.B. Str. 8:

Tuam nobis sanctitatem	Dieses [deine Heiligkeit] lässt sich nicht verneinen,
Per odoris suavitatem	Weil der Gruch in den Gebeinen
Inhaerentem ossibus	Deines Leibs zurücke blieb.
Reliquisti venerandam,	Dieser gab, dich zu verehren,
Commendasti imitandam	Und die Tugend zu vermehren,
Tuis frater fratribus.	Deinen Brüdern sanften Trieb.

Den Bedürfnissen der gelehrteren Leser trägt ein recht umfangreicher lat. Anmerkungsapparat mit historischen Hintergrundinformationen und Quellenangaben Rechnung. All dem geht ein ansprechender Kupferstich voraus (vgl. Abb. 103). Dass Primisser bei seinem Versuch, die Verehrung eines inoffiziellen Stamser Lokalheiligen über die Klostermauern hinaus zu verbreiten, auch an Details denkt, zeigt die Anm. 17 zu Str. 9, wo Johannes gebeten wird, Stams zu schützen: Sie bietet für Nicht-Stamser eine alternative Lesart ohne diesen Lokalbezug.



Abb. 103: Frontispiz des *Rythmus* Cassian Primissers mit Darstellung des Johannes von Kempten, Innsbruck [1766].

Mariendichtung

Die Mariendichtung ist, wie angesichts der intensiven Marienverehrung der Zeit nicht anders zu erwarten, recht gut vertreten. Neben einer Publikation, die als Amplifikation eines Hymnus an das Vorhergehende anschließt, finden sich nicht weniger als drei Marienepen.[22]

Wopfner, *Hymnus totus devotus*

Wohl aus dem 12. Jh. stammt ein 60 Strophen umfassender Marienhymnus, der oft fälschlich dem Hl. Kasimir von Polen und Litauen (1457–1484) zugeschrieben wird. Er war in der Frühen Neuzeit sehr beliebt und wurde gelegentlich auch mehr

22 Verschollen scheint der 1701 in dritter Auflage in Augsburg publizierte Marienhymnus *Rhytmica praxis amoris* („Rhythmischer Liebesdienst"; Hohenegger, Bd. 1, 734; Neuner 1929, 90) des Giovenale Ruffini (vgl. hier S. 848).

oder weniger frei umgearbeitet. Eine solche Neufassung samt deutscher Übersetzung ließ etwa Johannes Barzaeus 1648 in Luzern erscheinen. Im Jahr 1745 oder 1746[23] teilte der Franziskanermönch und Innsbrucker Hofprediger Juniper Wopfner († 1746; vgl. Gasser 4, 186) dieses Gedicht in sechs Dekaden ein und amplifizierte es so, dass er auf jede Strophe eine viel längere *additio* („Zugabe") folgen ließ, die er, offenbar einem weniger gebildeten Lesepublikum zuliebe, gleich noch ins Deutsche übersetzte. Wie frei er dabei mitunter mit dem Original umgeht, mag die *additio* zu Str. V 10 (*Salutaris stella maris summis digna laudibus*, / *Quae praecellis cunctis stellis*, *atque luminaribus*; „Rettender Meerstern, höchsten Lobes würdig, der du alle Sterne und Himmelslichter übertriffst") veranschaulichen:

Si cruenti, *fortes venti*
Vi irrumpunt et dirumpunt
  Vela cum rudentibus,
Si divellunt et impellunt
Navem nantem, *aberrantem*
  Scopulosis montibus,
Remigantes gravibus si sunt pressi fluctibus,
O polare super mare,
Astrum mite, *sydus nite*
  Terram inclamantibus,
Palynurum periturum
Stella bella in procella
  Tuis salva manibus,
Impera potentibus ventis, *tempestatibus*.

Wan in Todt-Beth zu Trümmern geth
Bey der Abfahrt / schmertzlich / und hart
  Das Leid-Schif meiner Seelen /
Wan meine Sünd / wie Sturm-Wind /
Das G'wissen zwingt / und sich eintringt
  Die Forcht mit bitteren Wellen /
Wan auf mein Hertz / versenckt in Schmertz/
Das Sünden-G'wicht / Höll / und Gericht
  Den letzten Sturm wagen /
Hilf Mutter mein / Lebens-Liecht schein /
Vor in der Wuth die feurig Fluth
  In das Schif möcht einschlagen.

Interpretation

Die *additio*, die sich durch ein auf der *Stabat-mater*-Strophe aufbauendes, komplexes Vers- und Reimschema auszeichnet, paraphrasiert nicht einfach ausführlicher den Text des Hymnus. Vielmehr entnimmt sie ihm ein einzelnes Element, nämlich *stella maris* („Meerstern"), und spinnt dieses assoziativ in einer vom Text nicht vorgegebenen Richtung weiter: Maria wird zum Leitstern des Schiffers auf dem stürmischen Meer der Todesstunde, die Anrede des Hymnus verwandelt sich in eine Bitte um Rettung. Die deutsche Übersetzung wiederum weicht metrisch und inhaltlich stark von der *additio* ab: Mehrere Elemente des lat. Sturmgemäldes, z.B. die gelehrte Anspielung auf Palinurus, werden eliminiert, der Rest nach Belieben umgestellt.

23 Die Chronogramme im Titel und im Kolophon divergieren. Unklar sind weiters die Identität des *Moecenas* Joseph, für den der Dichter in einem einleitenden Gebet an Maria in leoninischen Distichen ([2]) um Schutz bittet, und die Art des Gelübdes, aufgrund dessen er das Werk verfasst hat (56).

zwei Epen auf Marienbilder

Unter den Marienepen (vgl. Hofmann 2001, 171–172) gehören zwei thematisch und in ihrer Anlage eng zusammen, ohne dabei, soweit ersichtlich, durch intertextuelle Beziehungen miteinander verbunden zu sein: die 1729 in Augsburg erschienene *Antiquis eruta ex litteris historia Mariae a solatio dictae* („Aus alten Schriften ans Licht gebrachte Geschichte der sogenannten Maria Trost") des Michael Winepacher (1656–1742; Tovazzi, Nr. 217) und der *Triumphus Marianus* („Triumph Marias"; Innsbruck 1750) des Joseph Wolff (vgl. hier S. 623). Beide Werke bedichten ein bestimmtes Marienbild, beide sind anlässlich eines Festakts verfasst, beschreiben diesen ausführlich und erzählen davor die durch den Wechsel von Bedrohung und wunderbarer Rettung gekennzeichnete Geschichte des Bildnisses.

Winepacher, *Historia:* Anlass, Inhalt

Winepachers *Historia* ist Augustin Kastner gewidmet, dem Abt von Stams, dem auch Mais bei Meran unterstellt war. Sie erzählt in knapp 500 Versen die Ankunft eines Standbildes der Mater Dolorosa in Mais im Jahr 1332, sein Verschwinden während eines Hochwassers 1372 und seine Wiederauffindung 1624[24] (4–8), schließlich in größerer Ausführlichkeit seine kürzlich erfolgte Umstellung vor den Hauptaltar der Maiser Kirche unter Augustins Regie am 8.8.1728 sowie die Feierlichkeiten (Prozession, Festmesse) zu diesem Anlass (8–16). Anrufungen der Muse und Marias (3, 16–18) rahmen das Gedicht (vgl. Abb. 104).

Charakteristik

Die Erzählung wirkt lebhaft, wozu besonders zahlreiche, z.T. ausgedehnte Apostrophen an die Beteiligten beitragen (z.B. 4 anlässlich der Ankunft des Standbilds in Mais: *Exulta! iubila! gaude! laetare! triumpha / Nunc, Maisense solum!*; „Frohlocke, juble, freu dich, sei glücklich, triumphiere jetzt, Boden von Mais!"). Auch die häufige Verwendung des historischen Präsens unterstützt die Vergegenwärtigung und hilft mit, den Leser ins Geschehen hineinzuversetzen. Hiermit verträgt sich überraschenderweise gut der antiquarisch-chronographische Aspekt des Gedichts, der ganz Winepachers sonstigen Interessen entspricht und das Werk zu einer wichtigen Quelle für die Geschichte der Maria von Mais macht. Er manifestiert sich u.a. im Titel und in der präzisen Datierung des Geschehens durch chronogrammatische Verse. Diese Daten gliedern zugleich die diskontinuierlich voranschreitende Erzählung und verleihen ihr eine klare Struktur. Sprachlich und motivisch balanciert Winepacher souverän und durchaus reizvoll zwischen antik-heidnischer Tradition und christlicher Thematik: Er wählt etwa, wie schon angedeutet, in der Frage der Inspiration einen christlich-heidnischen Mittelweg, bezeichnet Maria leitmotivisch als Aurora, die Sol-Christus vorangehe, und preist sie unbefangen im Rückgriff auf Ovids (z.B. ars 1,30) Bezeichnung für Venus als *pulchri pulcherrima mater Amoris* (3; „schönste Mutter der schönen Liebe").

24 Tatsächlich stammt das 1624 aufgefundene Bild aus der Zeit um 1500; vgl. hierzu und zur Geschichte der Maria Trost von Mais generell Laimer u.a. 1994, 49–50.



Abb. 104: Frontispiz der *Historia Mariae* des Michael Winepacher, Augsburg 1729.

Wolff, *Triumphus Marianus:* Anlass, Inhalt

Anlass für Wolffs *Triumphus Marianus* sind, wie der Autor in einem Prosavorwort an die Innsbrucker (Bl. A1^{v}–A3^{v}) ausführt, die achttägigen Feierlichkeiten, die in Innsbruck Anfang Juli 1750 zum 100. Jahrestag der Aufhängung des berühmten Mariahilfbilds von Lucas Cranach d.Ä. in der Stadtpfarrkirche St. Jakob stattfanden (vgl. Farbtafel 16). Nach einem Proömium, das Maria nicht nur zum Thema, sondern auch zur einzigen Inspirationsquelle erklärt, wird zuerst auch hier die Vorgeschichte des aus Dresden stammenden Bildes – Rettung vor der Wut der Reformatoren, Schenkung durch Johann Georg I. von Sachsen an Erzherzog Leopold, Stiftung nach St. Jakob durch Ferdinand Karl – erzählt (1–7), woran sich die Beschreibung der Feierlichkeiten anschließt (7–20). Am Schluss trägt der Inn die Nachricht von dem freudigen Ereignis Neptun zu, der sie in aller Welt verbreitet (20–22).

barocke Pracht

Entsprechend der Bedeutung des Anlasses bemüht Wolff sich in höherem Maße um Größe, Erhabenheit und Prachtentfaltung als Winepacher. Das beginnt mit dem Umfang (gut 800 z.T. in Fußnoten historisch unterfütterte Hexameter) und einem mitunter forcierten Streben nach epischem Kolorit – so wird z.B. anlässlich der Überführung des Bildes nach Innsbruck eine funktionslose Unterweltszene eingeschaltet, in der die höllischen Mächte vergeblich gegen das segensreiche Geschehen aufbegehren (4–5) –, zeigt sich aber am deutlichsten in der Beschreibung der Festlichkeiten, deren Höhepunkt eine große Prozession in der Tradition der antikisierenden *trionfi* (vgl. Helas 1999, v.a. 1108) darstellt, auf die schon der Titel hinweist. Diese Beschreibung, mit der Wolff in größerem Maßstab an seine *Nativitas Leopoldi* von 1747 (vgl. hier S. 623–624) anschließt, ist eine große, in eine Serie kleinerer aufgelöste Ekphrasis eines Gesamtkunstwerks. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht zuerst die prächtig herausgeputzte Jakobskirche (7–12) mit dem Marienbild selbst (9–10), danach eine Reihe von Aufsätzen mit Figuren, die beim Festzug mitgeführt werden und Episoden aus der Geschichte des Gemäldes sowie dem AT zeigen (12–15), schließlich die Aufhängung des Bildes

in der Kirche (15–20). Da die einzelnen Szenen und Ereignisse jeweils nicht nur beschrieben, sondern auch konzis erklärt werden mussten und gleichzeitig ihre räumliche Anordnung und zeitliche Abfolge zu beachten war, stand der Autor hier vor einer anspruchsvollen Aufgabe. Die Festbeschreibung erscheint auch dadurch als Höhepunkt des Gedichts, dass sich in ihr der Erzähler vom epischen Berichterstatter[25] zum Augenzeugen wandelt, der gleichzeitig sieht und erzählt, sich von unerwarteten Wendungen des Geschehens überraschen lässt (z.B. 17; *dum loquor, ecce* […], „Während ich spreche, sieh da […]") und so den Leser mitten in dieses hineinversetzt. Auch Wolffs oft paradoxe Formulierungskunst steht ganz im Dienst der Überhöhung der Feierlichkeiten; so zeigt er sich etwa von der Fülle des Geschauten wie folgt überwältigt: […] *ipsa / (Quis credat) verbis inopem me copia reddit.* (12; „Wer könnte das glauben? Die Fülle selbst macht, dass mir die Worte ausgehen.") Dem heutigen Leser erscheint der *Triumphus* streckenweise als verwirrendes Durcheinander aus immer neuen Bildern und Szenen. Dem zeitgenössischen Innsbrucker dagegen, der die Festlichkeiten als Augenzeuge miterlebt hatte und an sie wohl mit Stolz und Begeisterung zurückdachte, konnte er durchaus helfen, sie vor seinem geistigen Auge wiedererstehen zu lassen – womöglich noch prächtiger, als sie in Wirklichkeit gewesen waren.

Pruner, *De partu virginis*

Ein Unikum sind schließlich die drei Bücher *De partu Virginis* des Trientner Geistlichen Giuseppe Pruner (ca. 1695–1779; vgl. Tovazzi, Nr. 404; Gasser 3, 117), eine Umarbeitung des gleichnamigen berühmten Epos von Jacopo Sannazaro, die der Autor 1744 in Trient publiziert und seinem Gönner Antonio Loria, *podestà* von Rovereto, gewidmet hat (Schaffenrath 2012). Handlungs- und Gedankengang des Vorbilds sind sorgsam bewahrt, meist sogar dort, wo Sannazaro Anleihen bei der heidnischen Mythologie macht (vgl. etwa den Nymphenkatalog San. 3,285–297 mit Prun. 3,401–421), die schon bald nach Erscheinen seines Werks als anstößig empfunden wurden (Prandi 2001, 52–57). Der Wortlaut wird jedoch durchgehend geändert, wobei sich als übergreifende Tendenzen ein Streben nach leichterer Verständlichkeit (u.a. durch Namensnennung der bei Sannazaro stets umschriebenen christlichen Figuren) und größerer Expressivität sowie als Folge aus beidem eine Amplifizierung der Vorlage (aus insgesamt 1443 werden 1953 Verse) feststellen lassen. Wie Pruner im Detail vorgeht, zeigt etwa die folgende Beschreibung des Simeon, der im Tempel von Jerusalem im kleinen Christus den Erlöser erkennt (nach Lk 2,25–35):

25 Diese Haltung wird allerdings schon zuvor einmal paradox-effektvoll durchbrochen. Als die reformierten Dresdner das Bild zerstören wollen, fährt sie der Erzähler in einer empörten Apostrophe an, was Wirkung zeigt: *Audior* („Man hört mich") – die Frevler lassen von ihrem Beginnen ab (2).

San. 1,262–267	Prun. 1,317–322
Ille autem aurata fulgens in veste sacerdos	*At vero splendente toga vigil ille sacerdos,*
Iam canus, iam maturo venerabilis aevo,	*Canitieque senex cultus, quid signat, amabo?*
Quid sibi vult, sacras puerum qui sistit ad aras,	*Thuricremas humilis lunato poplite ad aras*
Sic venerans laetoque inspectans aethera vultu?	*Dum tenet Infantem, supplex et adorat, in altum*
Seque dehinc facili clausurum lumina fato	*Attollensque oculos, facie laetissimus, inquit:*
Exclamat […]	„*Mors mihi dulcis erit* […]“

Techniken der *variatio*

Die häufigste Technik der sprachlichen *variatio* ist die Ersetzung eines Ausdrucks durch ein Synonym (z.B. *autem* > *At vero*; *veste* > *toga*), daneben begegnen Auslassung (*aurata* verschwindet), Hinzufügung (*vigil*), grammatikalische Verschiebung (*fulgens* > *splendente*), ausdehnende Umschreibung (*canus* > *canitieque cultus*) und deren Auflösung (*maturo venerabilis aevo* > *senex*). Selten wird ein Ausdruck einfach übernommen, wenn doch, wird dafür gerne die *sedes* variiert (*ille* […] *sacerdos* > *ille sacerdos*). Der erwähnten Ausdruckssteigerung dienen Superlativisierung *(laetoque* > *laetissimus)* und die Umwandlung von indirekter in direkte Rede. Ansonsten wird die grammatische Struktur des Originals im Großen und Ganzen beibehalten.

Intention?

Welche Motive Pruners Umdichtung zugrunde liegen, ist unklar. Einen dürftigen Hinweis könnte allenfalls die Sphragis (Prun. 3,672–684) liefern, in der sich der Autor als *tyro* („Rekrut“, d.h. „Anfänger“) bezeichnet: Vielleicht hat er seine Neufassung zunächst nur als literarische Fingerübung verstanden und sie erst nachträglich, als sie ihm gut gelungen schien, publiziert.

Zendron, *Fons sacer*

Als nächstes seien zwei Werke besprochen, deren Intention primär didaktisch und protreptisch ist. Das erste ist der 1695 und 1713 in Dillingen, 1697 in Innsbruck erschienene[26] *Fons sacer e Parnasso saliens in bonum iuventutis* („Auf dem Parnass zum Wohl der Jugend entspringende heilige Quelle“) des Innsbrucker Rechts- und Theologieprofessors Petrus Zendron SJ (1636–1708; vgl. Gasser 4, 210; Hurter 4, 642). Es handelt sich um eine Sammlung von 49 Elegien und einem längeren Hexametergedicht, deren Grundanliegen die Protreptik zum Glauben und zu einem christlichen Lebenswandel ist. Ein durchgängiges Aufbauprinzip lässt sich nicht feststellen, aber einige Gedichte schließen sich zu Gruppen zusammen. Nach eleg. 1, welche die Jugend auffordert, aus dem Buch frommes Verhalten und Weisheit zu lernen, wenden sich eleg. 2–6 an die Marien verschiedener Kirchen in und um Innsbruck. Eleg. 11–16 befassen sich mit der dort von den Jesuiten 1578

26 Zitiert wird nach der Ausgabe Dillingen 1695. Die angeblich erweiterte Innsbrucker Ausgabe war nicht zugänglich.

ins Leben gerufenen Marianischen Kongregation (vgl. Coreth 1965, 31–37). Eleg. 27–38 widmen sich der Klage über bzw. dem Kampf gegen diverse Laster. Das Schlussgedicht beschreibt den Werdegang des Bernhard von Clairvaux und mündet in einen Aufruf, es diesem Vorbild gleichzutun. Ansonsten scheint Zendron nach *varietas* zu streben. Interessante Einzelgedichte sind z.B. eleg. 2, die Wiedergabe eines Gebets in der Stadtpfarrkirche St. Jakob um Rettung vor einem Erdbeben, wohl dem vom 22. 12. 1689; eleg. 11, ein Himmelsbrief Marias an die Mitglieder der Marianischen Kongregation, der zugleich in der Tradition des christlichen heroischen Briefs steht;[27] eleg. 14, ein Enkomion auf die Hand, mit der ein Marianer einem Mädchen, das ihn zu einem Kuss verführen wollte, eine Ohrfeige gegeben hat; eleg. 33 gegen den Kneipenbesuch, ein Stück, das mit einer originellen Klage des leeren Geldbeutels schließt; eleg. 40 über das Ende der Herbstferien und die Rückkehr der Innsbrucker Schüler zu ihren Studien.

Publikum, Wirkintention

Die Sammlung richtet sich an Gymnasiasten und Studenten Innsbrucks, insbesondere aber an solche der Innsbrucker Marianischen Kongregation. Hierauf weist neben deren häufiger ausdrücklicher Erwähnung v.a. der Stellenwert hin, der Maria zukommt: Das Buch ist ihr als Patronin der studierenden Jugend zugeeignet, sie ist in ihm durchgehend stärker präsent als selbst die Heilige Dreifaltigkeit, und schon in eleg. 1,4 werden die Leser als *Mariani nobile germen agri* („edler Sproß des Marianischen Ackers") angesprochen. Als primäre Intention lässt sich somit die Werbung junger, gebildeter Mitglieder für die Kongregation oder deren geistliche Betreuung in ihnen gemäßer Form benennen. Das Opus stellt somit ein poetisches Gegenstück zu den zahlreichen marianischen Prosahandbüchern der Zeit dar. Darauf weist auch die Zahl seiner Gedichte hin, die nicht nur auf die Heiligkeit der Sieben – 49 = 7 x 7 – und die christliche Symbolik der 50, sondern wohl auch auf eines der bekanntesten dieser Werke rekurriert, die erstmals 1587 erschienenen 50 Betrachtungen über die Rosenkranzgeheimnisse des Pater Franz Coster SJ (vgl. Coreth 1965, 24, 26–27). Der zweimalige Nachdruck, der nicht nur durch den Innsbrucker Bedarf verursacht worden sein kann, zeigt übrigens, dass das Buch auch Marianer aus anderen Städten angesprochen hat. Hierzu werden neben der Vielfalt des Inhalts auch Zendrons gekonnte und leicht verständliche Distichen beigetragen haben, die es zu einer vergleichsweise unterhaltsamen Erbauungslektüre machen.

Sartore, *Vigiliae Sacrae*

Erbauung und Belehrung der Leserschaft waren auch das Ziel der 1754 in Trient erschienenen *Vigiliae sacrae* („Heilige Nachtwachen") des Kuraten von Faver in Cembra, Giovanni Domenico Sartore († um 1765; vgl. Tovazzi, Nr. 230),[28] doch

27 Vgl. Dörrie 1968, v.a. 381–427. Dörrie weist dort mehrfach Maria als Briefschreiberin nach; s. besonders 395, wo sie an ein abtrünniges Mitglied einer Marianischen Kongregation schreibt.

28 Dies trotz des Titels, der an die Tradition des Stundengebets anknüpft und das Werk primär zum

das Prädikat „unterhaltsam" wird man ihnen kaum zugestehen. Auf eine Zueignung an die Heilige Dreifaltigkeit und Christus, eine Anrede an den Leser und eine Bitte an Gott um Inspiration folgen auf 370 Seiten 89 Gedichte mit insgesamt gut 35000 Versen, deren Inhalt sich kaum präziser zusammenfassen lässt, als dies der Zensor tut: […] *author* […] *plura ad fidem et praxim Christianarum virtutum spectantia versu extollit, aliqua etiam vitia, quae easdem virtutes offendunt, censuris carpit.* (Bl. [i]v; „[…] der Autor […] preist in Versform Mehreres, was sich auf den Glauben und die Ausübung der christlichen Tugenden bezieht, und bedenkt auch einige Laster, welche ebendiesen Tugenden entgegenstehen, mit Tadel.") Nur zu Beginn (S. 1–75) ist eine thematische Struktur erkennbar – auf die letzten Dinge folgen die drei christlichen und die vier platonischen Tugenden sowie die sieben Todsünden –, danach (S. 75–370) kommen bis zum Schluss in bunter Mischung weitere Tugenden und Laster sowie andere ethisch und religiös relevante Verhaltensweisen und Phänomene zur Sprache. Der Mangel an Aufbau setzt sich auch innerhalb der einzelnen Gedichte fort. Sartore komponiert in dreizeiligen Strophen, die stets abgeschlossene syntaktische Einheiten bilden, und dies begünstigt ein assoziatives Springen von einem Topos zum nächsten. Tatsächlich gelangt der Autor oft nach einigen solchen Sprüngen wieder zum Ausgangstopos zurück: Man vergleiche z.B. S. 1, Str. 10 *Viro forti vincla, cruces, / Ensis, rotae, poenae truces, / Mors sunt vanae larvae, nuces* („Einem tapferen Mann sind Bande, Folter, Schwert, Rad, schreckliche Strafen und Tod nur leere Gespenster, Kleinigkeiten") mit Str. 18*: Acres vires dirae mortis / Et livorem malae sortis / Flocci pendet homo fortis* („Die bittere Macht des grausigen Todes und die Missgunst schlimmen Geschicks achtet ein tapferer Mensch gering").

metrische Form

Sartores bemerkenswerte Metrik basiert auf einer Abart der Sequenzstrophe aus zwei akatalektischen und einem katalektischen trochäischen Dimeter mit Reimschema *aab* (also z.B.*: Ad tribunal comparere / Nos oportet, et sufferre / Divinum iudicium* [S. 7; „Wir müssen vor Gericht erscheinen und das göttliche Urteil ertragen"]), doch kann diese Grundform hinsichtlich Verslänge, Reimschema, ja sogar Strophenlänge vielfältig abgewandelt werden. Oft beginnt dabei ein Gedicht rein in einer einzigen Variante, im weiteren Verlauf mischen sich dann andere Formen ein. Vermutlich hätte Sartore ohne diese freie Metrik seinen enormen Versausstoß nicht realisieren können. Die Praxis an sich scheint allerdings nicht unüblich gewesen zu sein, lässt sich doch auch an dem kurzen 1727 in Trient erschienenen Simonhymnus (s.o.) Ähnliches beobachten.

Meditationsliteratur

Seit dem Mittelalter hat die christliche Literatur Texte hervorgebracht, die den Leser nur mittelbar zu christlichem Denken und Handeln, zunächst aber zum ein-

Zeugnis persönlicher Religiosität zu erklären scheint. Vgl. neben dem Inhalt i.A. etwa das Gedicht *Ad lectorem* (Bl. [iv]r): *iuvabis / Te legentem* („du [sc. das Buch selbst] wirst deinem Leser nützen").

fühlenden Nachvollzug von Heilsgeschehen und Glaubenswahrheit anleiten möchten (Dinzelbacher 1999). An diese Tradition der Meditationsliteratur knüpfen zwei Werke an, die beide 1722 in Innsbruck gedruckt wurden, aber recht verschiedene Wege gehen.

Stainer, *Fasciculus myrrhae*

Der dem Brixner Fürstbischof Künigl (vgl. Abb. 105) gewidmete, 1746 in zweiter Auflage erschienene *Fasciculus myrrhae* („Myrrhenbüschel", nach der typologisch auf Christus bezogenen Bibelstelle HL 1,13) eines Johannes Stainer[29] wählt als Meditationsgegenstand die in diesem Zusammenhang auch sonst beliebte Passion. Er behandelt in insgesamt sieben Gedichten die als die fünf Schmerzensgeheimnisse bekannten Kreuzwegstationen Ölberg, Geißelung, Dornenkrönung, Tragen des Kreuzes und Kreuzigung, denen er das Abendmahl voranstellt und eine Marienklage folgen lässt. Die Metrik ist akzentuierend: Die ersten sechs Gedichte stehen in acht Verse umfassenden Strophen, in denen sich akatalektische und katalektische jambische Dimeter abwechseln, die Marienklage hat etwas längere und komplexere Strophen. Alle Gedichte sind gereimt, meist nach dem Schema *ababcdcd*. Der Band ist zweisprachig (vgl. oben zu Wopfners *Hymnus*), wobei lat. und deutscher Text, die sich jeweils auf einer Doppelseite gegenüberstehen, sich zueinander recht frei verhalten. Die Kreuzwegstationen und die Klage sind jeweils mit einem Kupferstich illustriert.

Text als Meditationshilfe

Schon das Widmungsschreiben an Künigl nennt das Werk *ad meditandum concinnatum* (Bl. [2]^v; „zum Meditieren zusammengestellt"). Das Vorwort an den Leser erläutert in diesem Sinne seine Struktur – das Abendmahl dient sozusagen zur Stärkung vor dem bitteren Kreuzweg, die abschließende Marienklage stellt dem Leser eine Gefährtin zur Seite, mit der er mittrauern kann –, weist auf die Bedeutung kursiv gesetzter Passagen als *materia meditanda*, d.h. als separat zu wiederholende Leitsätze, hin und schließt mit der Aufforderung: *Tolle! Lege! Meditare! Illachrymare!* (in der deutschen Version: „Betrachte! Traure! Liebe! Übe!"). Im Endeffekt soll der Leser über den mitleidenden Nachvollzug der Passion zur Reue über seine Sünden und zu einer wahrhaft christlichen Haltung geführt werden. Die Gedichte selbst setzen dies in der Regel so um, dass auf eine kurze, bereits subjektiv gefärbte und emotionale Erzählung des Passionsgeschehens ein Teil folgt, in dem der Sprecher seine Reaktion schildert oder dem Leser erklärt, wie dieser zu reagieren hat.

Geißelung

Als Beispiel für dieses Vorgehen sei kurz die Geißelung analysiert (vgl. Abb. 106): Str. 1–4 schildern das Geschehen, wobei schon der Beginn sich um Visualisierung bemüht: *Quem video! Conspicio! / Columnae alligatum* („Was sih' ich da! Sag wer ist Der? / Der an die Saul gebunden") – der Leser sieht hierbei

29 Zitiert wird nach der zweiten Auflage. Der Autor könnte identisch sein mit einem aus Ehrenburg stammenden Innsbrucker Theologiestudenten des Jahres 1715/16 (Kollmann 1972, Nr. 2110).



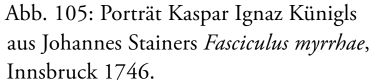


Abb. 105: Porträt Kaspar Ignaz Künigls aus Johannes Stainers *Fasciculus myrrhae*, Innsbruck 1746.



Abb. 106: „Die Geißelung“, Kupferstich aus Johannes Stainers *Fasciculus myrrhae*.

wirklich den Kupferstich der Geißelung auf der gegenüberstehenden Seite. Str. 5 deutet das Geschehen allegorisch; jedes Mal, wenn wir sündigen, leidet Christus: *peccata nostra flagra sunt* („Dein Bosheit seine Geißl ist“). Die Str. 6 und 7 fordern den Sünder auf, sein Fehlverhalten einzustellen, stattdessen zu weinen und sich selbst zu geißeln. In der Schlussstrophe scheinen Erzähler und geläuterter Sünder sich schließlich gemeinsam an Jesus zu wenden: *Ah! JESU mi! en! Statuo / Et firmiter propono, / Amore Tui doleo / Saevitiam depono* („Ach! liebster Gott! So harte Streich / Hinfür nit wirst empfinden / Mein Fleisch zu tödten ich nit scheuh / Will büssen meine Sünden“).

Opusculum succinctum

Das anonyme[30] *Opusculum succinctum continens diversas elegias variarum meditationum ad inflammandum erga Deum cor humanum* („Knappes Werklein aus ver-

30 Das *Sum medius tantum pauper et aeger homo* („Ich bin nur ein armer und mühebeladener Mensch aus der Masse“) der Dedikation (3) wird man nicht biographisch lesen dürfen, s.u.

schiedenen Elegien zu unterschiedlichen Meditationsübungen, um das menschliche Herz für Gott zu entflammen“; Innsbruck 1722) will, wie schon sein Titel verrät, prinzipiell ähnlich wirken wie der *Fasciculus*. Es unterscheidet sich von diesem aber durch das elegische Versmaß, die von Klassiker-Reminiszenzen durchsetzte Sprache und das Fehlen einer Übersetzung, was alles auf ein exklusiveres Publikum weist, sowie durch die weitere Thematik und den etwas anders gearteten emotional-spirituellen Weg, den es den Leser führt. Nach einer Dedikation an Maria gliedert es sich formal in drei Teile mit insgesamt 114 Elegien jeweils gleicher Länge (41 Elegien zu je 18 Versen, 37 Elegien zu je 14 Versen, 36 Elegien zu je 10 Versen), wobei der Sinn dieser Anordnung dunkel bleibt. Inhaltlich scheinen sich Themen wie die Zerknirschung des Sünders, die Bitte an Gott um Hilfe, die Angst in der Todesstunde, die Passion Christi, die Trinität und ihre einzelnen Personen, die Allwissenheit, Macht und Güte Gottes usw. weithin regellos zu folgen, viele werden auch wiederholt angesprochen. Die Gedichte pendeln ständig zwischen der Nichtigkeit und Sündhaftigkeit der irdischen Existenz und den daraus resultierenden trüben Zukunftsaussichten einerseits, der Herrlichkeit und Güte Gottes andererseits hin und her. Da der Grundton der ersten vier Gedichte Zerknirschung ist, während sich die letzten vier den Freuden des Paradieses widmen, erscheint dieses Auf und Ab aber doch von einer durchgängigen Aufwärtsbewegung überlagert. Der Leser soll sich offenbar mit dem literarischen Ich, das den sündigen und seiner Sündhaftigkeit bewussten Menschen generell repräsentiert, identifizieren und dessen mühsames Sich-Emporringen nachvollziehen, bis er glücklich ins Paradies eingehen kann. Die Funktion, welche die thematische Wiederholung in diesem Prozess erfüllt, wird noch unterstützt durch die ständige Wiederkehr der immer gleichen, großteils der biblischen Tradition entnommenen Bildsprache und Motivik. Solche Leitmotive sind etwa der Gegensatz Licht – Finsternis, die Unerkennbarkeit und Unsagbarkeit der Herrlichkeit Gottes, der Himmel als Heimat, die Fallstricke der Sünde und der Durst nach Gott.

Giovanni Battista Furnio (?)

Für sich steht eine Sammlung von 31 schlechten Elegien und (z.T. auch hexametrischen) Epigrammen, die sich nach einer „Rede über die Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterland“ auf den S. [9]–[21] der Hs. BCR, ms. 14.9.7 findet und die man *faute de mieux* wie jene einem sonst unbekannten Giovanni Battista Furnio (wohl 18. Jh.) zuschreiben wird. Zumindest bietet sich das für den ersten, vorwiegend persönlich gehaltenen Teil ([9]–[15]) an, dessen Sprecher gerade sein Studium abgeschlossen hat, in den Jesuitenorden eingetreten ist und mit einer gewissen Inbrunst seinen Glauben und seine Einsatzbereitschaft beteuert. Ob auch der zweite Teil ([16]–[21]) von Furnio stammt, ist zweifelhaft: [15] ist großteils leer gelassen, das erste Gedicht auf [16] wird als anderswo abgeschrieben bezeichnet und eine Serie von zehn Epigrammen ist dem Tod des Kardinals Alessandro Farnese d.J. (1520–1589) gewidmet.

Zum Abschluss sei die im Tirol dieser Zeit nach wie vor seltene Art lat. Dichtung besprochen, die nicht unmittelbar panegyrisch oder religiös zweckgebunden erscheint. Sie wird am ehesten von Geistlichen praktiziert, die sich ihr bei gesichertem Lebensunterhalt in ihrer Freizeit widmen können.

zweckentbundene Dichtung

Der Jesuitendichter und Freund Jakob Baldes Adam Widl (1639–1709; vgl. Romstöck 1898, 450–453), der zeitweise in Innsbruck unterrichtete, gab 1674 in Ingolstadt drei Bücher Oden und ein Buch Epoden heraus. Diese Publikation enthält zwei Tirolensien von außerordentlicher Anschaulichkeit, Frische und Sprachgewalt: Die Ode 2,50 beschreibt das Erdbeben des Jahres 1670 mit Epizentrum bei Hall, die erste Epode (die übrigens mit dem zweiten Asklepiadeum ebenfalls ein Odenmaß verwendet) besingt die Maria von Heiligwasser bei Igls. Das letztgenannte Stück, das über den obligaten Rückbezug auf Horaz' Bandusiagedicht (carm. 3,13) hinaus auch von Baldes Epode 8 auf die Quelle der Öttinger Maria und seiner Ode 2,11 auf Maria Waldrast angeregt sein könnte, stellt ein schönes Beispiel für die Entdeckung des ästhetischen Eigenwerts des Hochgebirges in der lat. Literatur der Frühen Neuzeit dar: *Arces horribili vertice pendulas, / Aeternis alibi (marmoreos senes) / Implutas nivibus conspicies petras, / Montes calvitio glabros. / Vix usquam est oculis scena iocosior, / Quae tot dat cupidis pabula sensibus.* (epod. 1,57–62; „Burgen auf schrecklichem Gipfel schwankend, Felsen bedeckt von ewigem Schnee, Marmorgreise, wirst du in anderer Richtung erblicken, Berge kahl und glatt. Kaum können die Augen irgendwo sonst ein so freudiges Schauspiel genießen, das den hungrigen Sinnen so viel Nahrung gewährte.")

Widls Tirolensien

Giulio Turrati, geboren 1706 in Volano bei Rovereto, trat in den Piaristenorden ein und unterrichtete für diesen in Rom und Florenz. 1750 kehrte er in seine Heimat zurück, wo er am 3. 12. 1764 starb. Er war ein begabter Stegreifdichter und widmete einen Großteil seiner Freizeit der Poesie. Postum wurden seine Gedichte in der Hs. BCR, ms. 58.27 zusammengeschrieben, die auf 309 Blatt das meiste von dem umfasst, was heute noch von ihm erhalten ist (darunter auch einige italienische Reden). Aus ihr edierten 1790 Clementino Vannetti (dessen einleitendes *Commentariolum* mit Biographie und kritischer Würdigung die wichtigste Quelle zu Turrati darstellt) und 1851 der Klerus von Rovereto (zu Ehren seines neuen Stadtpfarrers, mit italienischer Übersetzung) zwei bzw. vier Satiren, die sie dabei aus der Sammlung herausgeschnitten zu haben scheinen. Turrati selbst hat anscheinend, jeweils unter einem Pseudonym, nur zwei seiner Gedichte herausgegeben, 1748 eine Ekloge in der *Raccolta di componimenti* für Firmian (s.o.) und 1761 einen *sermo* in einer verschollenen Sammlung auf den Tod seines Freundes Girolamo Tartarotti (vgl. Vannettis *commentariolum* 11–12).

Turrati

Turrati hat Satiren (*sermones*), Bukolik, Elegien und Epigramme, Oden u.a. verfasst. Hier können nur seine *sermones* vorgestellt werden, die einen großen und

sermones: Thematik

zugleich den wichtigsten Teil seines Œuvres ausmachen. Die meisten dieser z.T. an pseudonyme Adressaten gerichteten Gedichte bieten allgemein gehaltene, oft in scharfem Ton vorgetragene, mitunter repetitive Sittenkritik. Sachlich interessanter sind diejenigen *sermones*, die Turrati für und über seine Schüler verfasst hat (z.B. BCR, ms. 57.28, Bl. 28[r]–33[v] mit einer seriokomischen Schüler-‚Römerschau'), sowie diejenigen mit literaturkritischer Stoßrichtung. Manche der letztgenannten, z.B. der von Iuv. 1 inspirierte vierte aus der Sammlung von 1851, wenden sich gegen elende Schreiberlinge i.A., in anderen unterstützt Turrati Tartarotti in den Fehden, die dieser v.a. gegen Benedetto Bonelli führte. Der Vielschreiber Bonelli erscheint dabei etwa in BCR, ms. 58.27, Bl. 176[r]–177[r] als hemmungslos defäzierender Esel, und sein Schaffen wird auch im zweiten *sermo* der 1790er-Sammlung, einer amüsanten Nekyia, vernichtend kritisiert.

literarische Technik

Inhaltlich und im Ton orientieren sich v.a. die sittenkritischen *sermones* in erster Linie an Juvenal (vgl. schon Vannettis *Commentariolum,* 8), doch kommen daneben in jeder Hinsicht auch Horaz, auf den schon der Gattungsbegriff *sermo* verweist, und Persius zu ihrem Recht. Der Aufbau ist meist locker und oft von der Technik des ‚Aufmerksamkeitssprungs' geprägt: Der Sprecher wendet sich abrupt vom bisherigen Thema bzw. Sittenbild ab und einem anderen zu, als ob seine Aufmerksamkeit plötzlich von etwas Neuem in Anspruch genommen würde (z.B. *Sermones quattuor,* 14: *Sed quid per compita et aedes / Concursus hominum vernarumque indicat? Ohe /* […], „Aber was bedeutet der Auflauf von Menschen und Dienern an Kreuzungen und vor den Häusern? Oha! […]"). Glanzlichter sind pointierte Tierfabeln und -allegorien, einfallsreiche Gleichnisse (z.B. *Sermones quattuor,* 5) sowie die oft drastische Situationsdarstellung und Personencharakterisierung. In folgender Szene aus einem Horaz' Schwätzersatire (sat. 1,9) nachempfundenen Stück wird der Sprecher etwa von einem Parasiten verfolgt, der ihm die Geheimnisse seiner ‚Kunst' aufdrängt (*Sermones duo,* 15):

Hic erat interpellandi locus: at magis ille
Dicendo urgebat, vultum spargebat et ora
Inmundae guttis, vibrat quas lingua, salivae.

Hier hätte ich dazwischenfahren können, doch jener bedrängte mich noch heftiger mit seinen Worten und bespritzte mir Gesicht und Antlitz mit Tropfen schmutzigen Speichels, den seine Zunge versprühte.

In sprachlicher Hinsicht fällt noch auf, dass Turrati eine ganze Reihe von wiederkehrenden Formeln verwendet (z.B. das aus Hor. epist. 1,1,27 stammende *fruges consumere nati* u.ä., „nur dazu geboren, Feldfrüchte zu verzehren", für Menschen

ohne höhere Ambitionen): Von ferne erinnert das – bei einem begabten Stegreifdichter vielleicht kein Zufall – an homerische Formeltechnik.

Würdigung

In allen Gattungen, in denen er schreibt, handhabt Turrati das Lat. als Dichtersprache mit größter Selbstverständlichkeit. Sein Œuvre speist sich aus der ganzen Fülle antiker und nlat. Poesie und lässt dabei sprachlich und kompositorisch z.T. durchaus eigenes Gepräge erkennen. Besonders lesenswert wird er dort, wo er sich von den Themen seiner klassischen Vorbilder löst und sich in die Niederungen seiner eigenen Zeit begibt.

Brand von Hall 1741

Schließlich haben sich hs. noch zwei bemerkenswerte Einzelstücke erhalten. Das erste, das anonyme *Tragicum epicinium in nuperum Halae incendium* („Tragisches Gedicht auf den kürzlichen Brand Halls"; SEM, E 23, Bl. 428^{r}–431^{v}), ist auf den 4. 12. 1741 datiert und beschreibt die katastrophale Feuersbrunst dieses Jahres, der 61 Häuser und 21 Stadel zum Opfer fielen (Hye u.a. 1980, 35). Leider ist der etwa 300 Hexameter lange Text nicht über das Stadium eines fortgeschrittenen Entwurfs hinausgelangt und bricht unvollendet ab.

> Nach einem kurzen Proömium (nur Inhaltsangabe, kein Musenanruf) und einer Ekphrasis Halls, der Heimatstadt des Sprechers, setzt die Erzählung damit ein, dass dieser nach längerer Abwesenheit dorthin zurückkehrt. Er schläft in seinem Haus ein, wird vom ausgebrochenen Feuer geweckt und läuft, nachdem er sich einigermaßen gefasst hat, zu dem Haus, das als erstes gebrannt hat (Bl. 428^{r}–429^{r}). Der Brand und seine Folgen – Chaos, Geschrei, panische Frauen, konfuse Löschversuche, Rettung von und Streit um Hab und Gut – werden geschildert (Bl. 429^{rv}). Aus Innsbruck trifft ein Löschzug ein, dessen Anführer eine Rede an seine Gefährten hält, des Feuers aber nicht Herr wird. Auch Gebete des alten Pfarrers helfen nicht (Bl. 429^{v}–430^{v}). Ein Bürger berichtet dem Erzähler, das Feuer habe seinen Ausgang von einem Schwelbrand in einer Kiste genommen (Bl. 430^{v}). Das Haus eines gewissen Haser muss aufgebrochen werden (Bl. 431^{r}). Der Erzähler begegnet einer Bande jugendlicher Plünderer, beschimpft und vertreibt sie (Bl. 431^{rv}). Ein großer Baum bei der (Nikolaus-)Kirche fängt Feuer, doch ein nahes Marienbild bleibt wunderbarerweise unbeschädigt (Bl. 431^{v}).

Charakteristik

Der lebhaft erzählte Text, der sich durchaus glaubwürdig als Augenzeugenbericht präsentiert, aber offenbar auch nachträglich Erfragtes einarbeitet, weist mit seinem Proömium und der sich direkt anschließenden Stadt-Ekphrasis (vgl. Aen. 1,12–16), seinen direkten Reden und Gleichnissen unverkennbar episches Kolorit auf. Ein gegebenes Vorbild war dabei Aen. 2, wo Aeneas ebenfalls aus erster Hand von der Eroberung und dem Brand Trojas berichtet; auch der epische Held wird ja durch die Ereignisse aus dem Schlaf gerissen und irrt dann durch die brennende Stadt. Mitunter wird dieser Prätext auch sprachlich und motivisch evoziert. So hat etwa

Aen. 2,355–360, wo Aeneas sich und seine Männer mit hungrigen Wölfen vergleicht, offenkundig folgendes Gleichnis in der Beschreibung der erwähnten Plünderer angeregt (Bl. 431[rv]):

> *Non aliter lupus insidiis circumdat ovile,*
> *Si diuturna famis rabies sua viscera rodit,*
> *Dente anhelus oves expectat faucibus imis,*
> *Donec direptos compresso carperet ore.*

> Nicht anders legt sich ein Wolf bei einem Schafstall auf die Lauer, wenn langer Hunger, zur Raserei gesteigert, an seinen Eingeweiden nagt; er hechelt, seine Zähne, sein tiefster Schlund erwarten die Schafe, bis er sie zerrissen und mit dem fest zusammengebissenen Maul gepackt hat.

Interessant ist dieses ‚Brandepos' aber nicht nur in literarischer Hinsicht, sondern auch als detailreiche historische Quelle zu einer Katastrophe, die sonst nur dürftig dokumentiert scheint.

Hippoliti über die Ärzte

Die Hs. BCT, ms. 629 enthält das recht umfangreiche Prosimetrum *De circumforaneis medicorum vanitatibus declamatio* („Rede über die marktschreierische Eitelkeit der Ärzte") des Arztes Baldassare Hippoliti aus Perugia (1726–1780; Gasser 2, 93). Ein eingelegter Dankesbrief eines Giacomo Facciolati, dem der Autor das Werk zur Begutachtung übersandt hat, ist auf Mai 1768 datiert und lässt auf eine Entstehung kurz vor diesem Zeitpunkt schließen.

> Der Erzähler trifft auf einem Spaziergang den Arzt und Landwirt Julius und lässt sich von diesem auf sein Landgut im Fersental einladen (1–2). Unterwegs tauschen die beiden ihre Ansichten zur desaströsen gegenwärtigen Lage der Medizin aus; Julius will sich nur mehr der Landwirtschaft widmen (2–7). Auf dem Gut schlummert der Erzähler an einem *locus amoenus* ein (7–9) und wird im Traum nach Delphi entrückt. Dort sind zahlreiche berühmte Ärzte, aber auch Feinde der Medizin wie Cato maior versammelt; alle beginnen heftig zu streiten (9–13). Apollo jagt sie durch ein Gewitter in seinen Tempel, verwandelt dort die Feinde der Medizin in Statuen (13–15) und spricht dann ausführlich über Geschichte und Lage der Disziplin. Auf eine Einleitung über ihre Nützlichkeit und Würde sowie den Schaden, den ihr falsche Ärzte zufügen, folgt eine Invektive gegen die Ruhmsucht auch der echten Ärzte, die zum Verfassen nutzloser Wälzer, zur Verspottung der Vorgänger und zu immer neuen Systementwürfen führe (16–30): daher die ziellose Entwicklung der Medizin, die nun nachgezeichnet wird (30–41). In jüngerer Zeit sei man v.a. damit beschäftigt, sich gegenseitig zu zerfleischen. Einige wollten nur die Alten gelten lassen, andere seien von Neuerungssucht befallen (42–56). Noch tadelnswerter als der Ver-

> such, alle medizinischen Probleme auf mathematisch-physikalischem Weg zu lösen, sei die blinde Ablehnung solcher Methoden: Erstrebenswert erscheine eine sinnvolle Verbindung von Mathematik und Medizin (56–63).

Interpretation

Der Text besteht also aus einer doppelten offenen Rahmenerzählung einerseits (1–9, 9–15) und einer langen Rede des Heilgottes andererseits (16–63). Dabei ist jene in Hexametern, diese in Prosa mit eingestreuten Versen und Fußnoten abgefasst, in denen antike und moderne Autoritäten angegeben werden. Der metrische Teil macht sprachlich ganz den Eindruck einer horazischen Satire; die Eröffnungsverse z.B. schließen unüberhörbar an Hor. sat. 1,9,1–2 an. In den ländlichen Passagen spielt auch Vergil *(Bucolica, Georgica)* eine Rolle, die Verwandlungsszene (15) ist von Ovids *Metamorphosen* inspiriert. Baldassare schreibt stellenweise mit Witz und Verve (vgl. z.B. folgendes Oxymoron [2]: durch übertriebenen Aderlass entsteht *consanguineus laethi* [...] *pallor*, „dem Tode blutsverwandte [...] Blässe“) und handhabt den Hexameter mit Leichtigkeit und Eleganz. Die Rede Apollos erweist den Autor auch als gewandten Prosaiker und kompetenten Naturwissenschaftler (vgl. z.B. 60, wo u.a. Christoph Scheiners [vgl. hier S. 555–556] und Newtons optische Arbeiten zitiert werden). Der Schluss scheint einen Hinweis auf die Intention des Werks zu enthalten: Im Gegensatz zu Julius will der Autor angesichts der gegenwärtigen Lage der Medizin nicht resignieren, sondern plädiert für eine wissenschaftliche Weiterentwicklung, die das Beste aus der Tradition bewahrt. Die sorgfältige Aufmachung der Hs. sowie ein Hinweis in dem oben erwähnten Brief lassen vermuten, dass Baldassare diese Auffassung ursprünglich auch im Druck verbreitet wissen wollte.

Stefan Tilg

Theater

Übersicht

Wie in den vorangegangenen Epochen ist das Jesuitendrama der herausragende Vertreter des lat. Theaters in Tirol, weshalb es in dieser Darstellung auch den meisten Platz erhält. Dazu kommt eine Nachahmung des jesuitischen Schultheaters im Gymnasium von Brixen. Wir haben so viele Spieltexte von Schuldramen aus dieser Zeit erhalten, dass eine auch nur annähernd vollständige Besprechung in einem einführenden Beitrag nicht möglich ist und auch wenig sinnvoll erscheint. Abseits des Schuldramas steht eine Reihe von musikdramatischen Gratulationsszenen für weltliche und geistliche Herrscher sowie für Ordensobere. Sie können mit dem aus der Musikwissenschaft bekannten Begriff des *applausus musicus* bezeichnet werden. Auf das Ende der Epoche fällt schließlich die Komödie *Lampadaria* von Clementino Vannetti, die auf die letzte große Phase lat. Literatur in Tirol vorausweist.

Jesuitendrama

Das Jesuitentheater des späten 17. und des 18. Jhs. leidet insgesamt an einem Mangel an Forschungsinteresse, obwohl gerade aus dieser Zeit die meisten Texte und Periochen erhalten sind. Diese paradoxe Forschungslücke betrifft auch Tirol. Die hs. überlieferten Spieltexte sind alle unediert; die Drucke haben keine modernen Editionen erfahren. Daher sei hier eine Übersicht der zurzeit bekannten erhaltenen Texte gegeben, die im Folgenden nicht behandelt werden:

Aus Innsbruck: 1707: *Artaxerxes Persarum rex* (Valentin 1, Nr. 3704), Hs.: BSB, Clm. 2151; 1707: *Exceptio comica, das ist allgemeine Freuden-Bezeigung bey Ankunfft deß durchleuchtigisten Fürsten und Herrn Caroli Pfaltzgrafen bey Rhein* (Valentin 1, Nr. 3705), Hs. und Perioche: BSB, Clm. 2151; 1713: *Henricus Brandonus Suffolciae Dux ambitionis ludus* (Valentin 1, Nr. 3938), Hs. und Perioche: Staatliche Bibliothek Bamberg, Class. 88; 1747: *Conradus Montis Ferrati marchio* (Valentin 1, Nr. 5915, ohne Hinweis auf Text), Hs. und Perioche: SEM, E 23, Bl. 131^r–139^v, lat. Musiktext (8 S.): TLMF, Dip. 451/5,6; 1748: *Mauritius* (Valentin 1, Nr. 5999, ohne Hinweis auf Text), Hs. und Perioche: SEM, E 23, Bl. 140^r–165^r (mit 8 S. lat. Musiktext); 1755: *M. Attilius Regulus* (Valentin 1, Nr. 6582), Hs.: Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 8° Hs. 116961/L. 1199 bt, Perioche: UBF, D. 8153, e/49; 1765: *Deus providebit seu coeli providentia clypeus Austriae in Maximiliano IIdo Austriae archiduce* (Valentin 1, Nr. 7260), Innsbruck 1765 (vgl. Abb. 107, 108); 1768: *Thomas a Kempis ex tepido Mariae cliente in ferventem mutatus* (Valentin 1, Nr. 7406), Innsbruck 1768; 1769: *Bernardus sex fratrum in spiritu pater* (Valentin 1, Nr. 7454), Innsbruck 1769.



DEUS PROVIDEBIT.
SEU
CŒLI PROVIDENTIA
CLYPEUS
AUSTRIÆ
IN
MAXIMILIANO II^DO
AUSTRIÆ ARCHIDUCE,
POSTEA
ROMANORUM IMPERATORE
GLORIOSISSIMO
IN DRAMATE
DOMUS AUGUSTISSIMÆ HONORIBUS
PROPOSITA
A
STUDIOSA JUVENTUTE
REGIO-CÆSAREI ARCHIDUCALIS GYMNASII
SCHOLARUM SOCIETATIS JESU
OENIPONTI
Anno Domini MDCCLXV.

PERMISSU SUPERIORUM.
Formis Michaelis Antonii Wagner, Cæs. Reg. Aulæ & Universitatis
Typographi ac Bibliopolæ.



Gott wird Sorge tragen.
Oder
Die Vorsichtigkeit des Himmels
Der stärkste Schild
Des allerdurchläuchtigsten
Erzhauses von Oesterreich
In
Maximilian dem Zweyten
Erzherzog von Oesterreich, nachmals glorwür-
digsten Römischen Kaiser
Vorgestellet,
und
Unterthänigst gewidmet
Zu höchsten Ehren dieses allerdurchläuchtigsten
Kaiserlichen Erzhauses
Von
Der studierenden Jugend des Kaiserl. Königl. Erzher-
zoglichen Schulhauses der Gesellschaft Jesu
Zu Innsbruck
Im Jahre unsers Heils 1765.

Mit Erlaubniß der Obern.
Gedruckt bey Michael Anton Wagner, Kaiserl. Königl. Hof- und
Universitäts-Buchdrucker und Händler.

Abb. 107, 108: Lateinisches und deutsches Titelblatt der zweisprachigen Perioche des Stückes *Deus providebit* (Innsbruck 1765).

Aus Hall: 1673: *Ernestus et Albertus Friderici II. serenissimi Saxoniae ducis filii Mariae Eberstorfensis Divae beneficio liberati* (Valentin 1, Nr. 2355), Hs.: TLMF, FB 571/9, Perioche hg. bei Szarota 1979–1987, Bd. 1,1, 351–358; 1682: *Prostatius impius ac sacrilegus praetor divinae vindictae speculum* (Valentin 1, Nr. 2671), Hs. und Perioche: TLMF, Dip. 643/II; 1695: *Bisania recens Christo auctorata* (Valentin 1, Nr. 3208), Hs. und Perioche: TLMF, Dip. 643/I; 1728: *Divus Agapitus martyr praenestinus* (Valentin 1, Nr. 4636, ohne Hinweis auf Text), Hs.: TLMF, FB 497/1, Perioche: TLMF, FB 571/22; 1762: *Lusor infelix* (Valentin 1, Nr. 7066), Hs.: Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 8° Hs. 116961/L. 1199 bt, Perioche: Augsburg 8° Bild, I, 53.

Aus Trient (nicht bei Valentin): 1694: *Thesaurus nobilitatis Christianae seu crux*, Hs.: SEM, E 23, Bl. 183^r–209^r.

Aus Brixen: 1737: *Iustitia ambitionis victima, oder: Conradinus, der Regiersucht trauriges Schlacht-Opffer*, Hs. und Perioche: SEM, E 23, Bl. 48^r–96^r; 1745: *Peccator deicida*, in: Joseph Resch, *Sacrae meditationes*, Venedig 1751; 1746: *Iugurtha*, Hs.: SEM, F 22; 1748: *Albuinus*, Hs. und Perioche: SEM, F 23; 1749: *Sanctus Ingenuinus*, Hs.: SEM, F 25, Perioche: SEM, E 23, Bl. 292^r–295^v; 1750: *Pius Samaritinus*, in: Resch, *Sacrae meditationes*; 1750: *Agamemnon suimet victor*, Hs. und Perioche: SEM, F 20; 1754: *Ludovicus, pius in impios, sicut antea impius in pios*, Hs. und Perioche: SEM, B 19; 1756: *Scanderbegi victoria in pedibus quam in manibus gloriosior*, Hs.: SEM, B 20, Perioche und Musiktext: TLMF, Dip. 691/3;

1757 und 1758: *Constantini hostia*, Hs: SEM, F 15, Perioche und Musiktext: TLMF, Dip. 691/4; 1761: *Innocentia coronata in Basilio et Constantino*, Hs. und Perioche: SEM, F 19.

neue Tendenzen

Es herrscht weitgehend die Ansicht, dass das Jesuitendrama um die Mitte des 17. Jhs. seine mit der Gegenreformation zusammenhängende Blütezeit überschritt und danach bloß der äußeren Form nach und mehr schlecht als recht fortgeführt wurde. Dass das so nicht richtig ist, kann u.a. das Tiroler Beispiel zeigen. Das Jesuitendrama dieser Epoche schließt einerseits an die bis dahin ausgebildeten Stoffe, Motive und Techniken an, fügt dem Repertoire aber andererseits auch eine Reihe von Neuerungen hinzu und passt sich – wie stets in seiner Geschichte – den wechselnden Zeitumständen an. Es ist für die fragliche Zeit empfehlenswert, zwei Kategorien von Jesuitenspielen zu trennen, weil sie dramaturgisch in ganz verschiedene Richtungen gehen. Zum einen blühen bis zum Ende der Epoche die um die Mitte des 17. Jhs. erfundenen sogenannten „Meditationsspiele", die mit minimaler dramatischer Aktion arbeiten und ganz dem erbaulichen Zweck dienen. Zum anderen gibt es nach wie vor die großen Aufführungen zum Ende des Schuljahres und zu festlichen Anlässen. Diese sind inhaltlich von einer gewissen Verweltlichung und Verbürgerlichung geprägt. Formal nähern sie sich teils den nationalsprachlichen Vorbildern des französischen Klassizismus an. Diese beiden grundsätzlichen Richtungen tragen damit zwei gegenläufigen Tendenzen der Epoche Rechnung, das Meditationsdrama schwärmerischer religiöser Begeisterung, das Schulschluss- und Festdrama der Aufklärung. Im Gegensatz zum allgemeinen Bild der Forschung vom späten Jesuitendrama als dekadenter und gesellschaftlich irrelevanter Erscheinung überrascht der große Erfolg, der sich zumindest für den Innsbrucker und mit Abstrichen für den Haller Spielbetrieb des 18. Jhs. nachweisen lässt.

Innsbruck, Hall, Trient

Vergleicht man die drei Tiroler Spielorte, so zeigt sich, dass die Entwicklung in Innsbruck wesentlich profilierter als in Hall und Trient ist (dieser Eindruck mag teils auch an mangelnden Studien zu letzteren Spielstätten liegen).[1] Neue Tendenzen, die sich in Innsbruck klar zeigen, schlagen sich in den anderen Orten nur teilweise oder in schwachen Andeutungen nieder. Das Haller und Trientner Jesuitendrama verbleibt eher in den gewohnten Bahnen des aus dem frühen 17. Jh. bekannten Jesuitendramas, ohne gleichzeitig bedeutende lokalspezifische Eigenheiten auszubilden. Dies und die bessere Erschlossenheit des Innsbrucker Spielbetriebs bringen es mit sich, dass der vorliegende Beitrag vom Beispiel Innsbruck ausgeht und Hall und

1 Zu Innsbruck und Hall vgl. besonders Zwanowetz 1981 (Hall wird allerdings viel kürzer behandelt); zu Trient Emmert 1913 (ausführliche Periochentitel von 46 Stücken); De Finis 1983–1984, 29–35 (allgemeine Notizen zum Jesuitendrama in Trient), 152–155 (Liste der Spielbelege). Eine einigermaßen detaillierte Geschichte des Jesuitendramas in Trient ist ein Desiderat.

Trient nur ergänzend berücksichtigt. Das für diese Epoche zur Verfügung stehende Material ist, wie schon erwähnt, vergleichsweise reich. Von 1669 bis 1773 lassen sich für Innsbruck 266, für Hall 132 und für Trient 89 Aufführungen nachweisen. Aus allen drei Spielorten haben wir eine beträchtliche Zahl von Periochen überliefert. Dazu kommen 13 lat. Spieltexte aus Innsbruck, fünf aus Hall und zwei aus Trient.[2]

Meditationsdramen, Loyolas *Exercitia spiritualia*

Die hier behelfsmäßig ‚Meditationsdramen' (zum Begriff der literarischen Meditation vgl. Butzer 2001) genannten Spiele bilden eine umfangreiche Gruppe von Jesuitendramen, die im Schatten der aufwendigeren Schulschluss- und Festspiele stehen. Im Gegensatz zu diesen orientierten sie sich weniger an der antiken Form des Dramas als an den *Exercitia spiritualia* („Geistliche Übungen"; Rom 1548) des Ordensgründers Ignatius von Loyola, die bis heute jeder Jesuit im Rahmen seiner Ausbildung zu durchlaufen hat.[3] Bei diesen ihrerseits auf mittelalterliche Vorgänger zurückgreifenden Übungen handelt es sich um eine Anleitung zu einem vierwöchigen Stufenweg, der den sündigen Menschen reinigen (*via purgativa*, erste Woche), erleuchten (*via illuminativa*, zweite und dritte Woche) und schließlich zu Gott führen soll (*via unitiva*, vierte Woche). Dieser Prozess wird durch die Anwendung dreier Seelenkräfte gefördert, welche die Sinne und den Intellekt stimulieren: Das Gedächtnis stellt sich bestimmte evokative Orte (wie z.B. den Himmel oder die Hölle) und Situationen vor, der Intellekt stellt Betrachtungen zu diesen Orten und Situationen an und der Wille vergegenwärtigt sich das Vorgestellte durch die *applicatio sensuum* („Einsatz der Sinne"). Die dramatischen Rückgriffe auf diese Methode bauen auf der großen Rolle der situativen Vergegenwärtigung und der sinnlichen Einbildungskraft auf.

Dramatik

Mit den Meditationsspielen entwickelte der Jesuitenorden eine originelle Form der dramatischen Andacht, die im Gegensatz zur antiken Konzeption des Dramas als Mimesis steht. Von einer Handlung im uns geläufigen Sinn kann man oft nicht sprechen, weil sich die Szenen nur lose um Allegorien, Begriffe, Bibelzitate u.Ä. gruppieren. Aktion und Personal sind stark reduziert. Die Handlungs- und Fabelarmut wird durch sinnliche Impulse ausgeglichen (Licht, Bilder und Embleme, besonders aber Musik; vgl. Bauer 1994). Es geht hier also mehr um ein Sich-

2 Die Zahlen der Aufführungsbelege sind als Richtwerte zu verstehen. Eine Reihe von Stücken ist nur aus chronikalischen Angaben bekannt, und bei diesen ist es manchmal nicht klar, ob sie sich auf ein einziges Drama oder auf mehrere beziehen. Die tatsächliche Anzahl von Aufführungen war zweifellos wesentlich höher, da bei weitem nicht alles verzeichnet wurde. Für eine Hochrechnung fehlen uns aber verlässliche Parameter. Die Hauptquellen für Spielbelege sind für Innsbruck und Hall: *Litterae annuae* (für Innsbruck zu ergänzen durch die *historia domus*: vgl. hier S. 332); Zwanowetz 1981; Valentin; Hastaba 1995/96; für Trient: *Litterae annuae*, De Finis 1983–1984; Hastaba 1995/96.

3 Vgl. zur Meditationsform der *exercitia* Butzer 2001, 1020. Die Zitate der Paragraphen folgen der Ausgabe von Calveras/Dalmases 1969.

Einfühlen in ein geistliches Thema als um die Erzeugung eines Spannungsbogens und die Entwicklung von Charakteren. Die Bibel spielt als Stoff- und Sprachquelle eine herausragende Rolle. Die oft zahlreichen Zitate daraus sind meist in irgendeiner Form gekennzeichnet (z.B. durch Kursivierung oder durch Stellennachweise in Fußnoten). Der Dialog steht in Prosa, besonders hervorgehobene musikalische Partien oft in akzentrhythmischen, gereimten Versen. Der Stil ist i.A. schlicht, der literarische Anspruch bewusst reduziert: Der Ernst der Botschaft soll möglichst geradlinig zur Geltung kommen.

Gattungsgeschichte

Solche Meditationsdramen tauchen erstmals in den 40er-Jahren des 17. Jhs. auf und lassen sich auf den Einfluss bestimmter Autoren zurückführen. Allen voran geht Johannes Paullin, dessen 1643 in München erstmals aufgeführtes geistliches Oratorium *Philothea* eine der größten Erfolgsgeschichten der Jesuitenbühne ist (vgl. Münch-Kienast 2000). Das Stück wurde bis zur Aufhebung des Ordens in fast allen jesuitischen Spielorten aufgeführt, so auch insgesamt viermal in Innsbruck (1654, 1686, 1715 und 1748) sowie einmal in Hall (1660). Zeitgleich mit Paullin initiierte Andreas Brunner[4] (1589–1650) in der Innsbrucker Jesuitenkirche seine deutschsprachigen *Dramata sacra*, die er bis zu seinem Tod 1650 unter großem Zustrom der Bevölkerung fortführte. Bezeichnenderweise wurden sowohl die *Philothea* als auch die *Dramata sacra* in der Fastenzeit gespielt, die sich für die aszetische Haltung dieser Meditationen besonders eignete. Diese Beispiele machten Schule: Einer vergleichbaren Poetik folgten in Tirol und vielen anderen jesuitischen Spielorten seit der zweiten Hälfte des 17. Jhs. zahlreiche meditative Dramen, wobei die lat. Sprache und die große Rolle der Musik mehr auf die Wirkung Paullins als auf jene Brunners verweisen. Die meditative Linie des Jesuitendramas wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. mehr und mehr von den marianischen Kongregationen übernommen und zumindest in Innsbruck seit dem frühen 18. Jh. zu ihrer typischen Spielform. Sie erfreute sich im ganzen 18. Jh. größter Beliebtheit und überlebte das Ende der lat. Schulschlussdramen in Österreich 1763/64 (s.u.) ebenso wie die Aufhebung des Jesuitenordens 1773 (von der die marianischen Kongregationen nicht direkt betroffen waren) um mehrere Jahrzehnte.[5] Der große Erfolg der Meditationsdramen in dieser Zeit ist vielleicht auch ein Reflex der Tiroler Volksmission (Gelmi

4 Der gebürtige Haller hat in Bayern Karriere gemacht und ist v.a. als Hofhistoriograph von Herzog Maximilian I. bekannt. Seinen Lebensabend verbrachte er als Prediger in Innsbruck; vgl. zu ihm Dünninger 1967, 111–123; Valentin 2, 1033; Killy 2, 262. Eine Auswahl von Brunners Passionsspielen wurde 1684 in Salzburg unter dem Titel *Dramata sacra* („Heilige Dramen") gedruckt (Ndr. mit Einleitung, Valentin, 1986).

5 Die nach 1773 noch geschriebenen Meditationsspiele bringen aber keine entscheidenden Innovationen und rechtfertigen kein eigenes Kapitel zum lat. Theater in Tirol nach der Aufhebung des Jesuitenordens.

1986, 116–119), die den religiösen Enthusiasmus vorantrieb und den marianischen Kongregationen regen Zulauf garantierte.

zwei Beispiele

Zwei Beispiele sollen eine Ahnung vom Wesen und von den Möglichkeiten dieser Meditationsspiele geben: zum einen ein Trientner Drama, das sich begrifflich stark an die Exerzitien des Ignatius bzw. an eine erweiterte Edition davon anlehnt – hierzu wird noch eine Innsbrucker Perioche mit der nämlichen Charakteristik gestellt; zum andern ein ‚scholastisches' Drama der Innsbrucker marianischen Kongregation. Ein weiteres, allerdings nicht-jesuitisches Meditationsspiel wird anlässlich der Besprechung von Joseph Reschs Brixner Dramen vorgestellt.

Meditatio aus Trient

Aus Trient ist uns hs. eine anonyme *Meditatio de gratia salutis recuperandae accusata* („Meditation über die Gnade, die der Wiedergewinnung des Heils angeklagt wurde"; BCT, ms. 1719) erhalten. Der Titel dieses wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. entstandenen Stücks beginnt in seiner vollständigen Form mit *Meditatio secunda* […], es ist deshalb entweder mit einer verlorenen ersten Meditation oder, was wahrscheinlicher ist, mit der Übernahme der Nummerierung einer bestimmten Quelle (s.u.) zu rechnen. Einer ungewöhnlich detaillierten Beschreibung der Bühne und der Requisiten folgt eine *parabola* („Gleichnis"), die den Inhalt des Stücks angibt: Es handelt sich um eine Variation auf die Geschichte vom reichen Mann und vom armen Lazarus (Lk 16,19–31). Diese Geschichte kommt bei Ignatius nicht vor, wohl aber in dem exegetischen Apparat, den der Jesuit Joseph (auch: Ignatius) Diertins (1626–1700) seiner beliebten Edition der *Geistlichen Übungen* beigegeben hat.[6] In diesem Apparat finden sich u.a. Vorschläge für biblische Stoffe, über die man in den verschiedenen Übungswochen meditieren kann. Für die erste Woche findet sich unter der Überschrift *De poenis peccatorum in lege gratiae* („Über die Strafen derjenigen, die sich gegen das Gesetz der Gnade versündigt haben") als zweiter Punkt einer Auflistung *(secundo)* das Exempel aus Lk 16 (Bd. 1, 240). Dieses kehrt nochmals wieder in der dritten Appendix, die breiter ausgeführte Meditationsbeispiele gibt. Hier finden wir die Geschichte vom reichen Schlemmer als 29. *meditatio* der ersten Woche (Bd. 2, 166–168). Der Gedanke liegt nahe, dass der Trientner Autor die Ausgabe von Diertins (oder eine ähnliche Kommentartradition) benutzt und die Bezeichnung *meditatio* auf das zweite Beispiel zur Sünde gegen die Gnade übertragen hat. In diesen Bereich fällt ja auch der Titel unserer Meditation. Neben diesen Referenzen auf die Ignatius-Exegese gibt es aber auch Bezugnahmen auf die Terminologie der *Geistlichen Übungen* selbst. So wird das Spiel mit einem *praeludium musicum* („musikalisches Vorspiel") eingeleitet, was

6 Die früheste für diese Darstellung festgestellte Ausgabe ist die zweite von 1691. Textgrundlage ist die sechste von 1838: *Exercitia spiritualia S. P. Ignatii Loyolae cum sensu eorumdem explanato et directorium, additis tribus appendicibus auctore P. Ignatio Diertins S. I.*, 2 Bde., Turin.

auf die als mentale Vorbereitung auf die einzelnen Übungen gedachten *praeludia* der Exerzitien verweist (eingeführt in §§ 47–48 für die erste Übung der ersten Woche). Außerdem ist das Drama nicht etwa in zwei Akte gegliedert, sondern in zwei *applicationes sensuum* (in den Exerzitien eingeführt in §§ 121–125): ein Hinweis darauf, dass die ganze dramatische Handlung – typisch für die Gattung der Meditationsspiele – als sinnliche Illustration moralisch-religiöser Prinzipien konzipiert ist.

Hebdomas prima

Noch deutlicher – für das Jesuitendrama als Gesamtphänomen sogar ungewöhnlich deutlich – wird der Anschluss der Meditationsspiele an die *Geistlichen Übungen* an einem 1680 in Innsbruck von der Marianischen Kongregation aufgeführten Drama, von dem wir lediglich die Perioche erhalten haben. Es gibt sich im Titel als regelrechte Dramatisierung der ersten Übungswoche (*Hebdomas prima exercitiorum sancti patris Ignatii*, „Erste Woche der Exerzitien des Heiligen Vaters Ignatius"; Innsbruck 1680).[7] Tatsächlich ist das Stück aber mehr eine dramatische Analogie zur spirituellen Reinigung, die für die erste Woche der Exerzitien vorgesehen ist, als eine getreue Umsetzung. Das durchweg allegorische Personal und die sparsame Handlung sind neu erfunden. Der Inhalt des Stücks besteht darin, dass ein gewisser Desiderius („Verlangen") auf eine Reihe von guten Allegorien (z.B. Gnade, Vernunft, Gewissen) und ihre bösen Widersacher (z.B. fleischliche Lust, die fünf Sinne) trifft, über die Einsicht seiner nicht näher spezifizierten Sünden zur moralischen Zerknirschung gelangt und schließlich Verzeihung erhält. Neben den genannten Allegorien treten u.a. noch diverse Einsiedler, der Tod mit Gefolge und einem Sterbenden sowie die fünf Lebensalter auf. Deren Funktion im Stück geht aus der Perioche nicht hervor. Der Reigen an Figuren – insgesamt waren 40 Rollen zu besetzen – zeigt allerdings, dass trotz der Einfachheit des Grundgedankens eine gewisse Abwechslung des dramatischen Dialogs vorhanden sein musste. Auch die Tatsache, dass der Innsbrucker Hofkapellmeister Severin Schwaighofer die Musik schrieb (wie er es auch oft für die größeren Schulschlussaufführungen tat), legt nahe, dass es sich hier durchaus nicht nur um eine spröde Bußübung handelte.

Theatrum amoris et doloris

Das 1757 aufgeführte *Theatrum amoris et doloris* („Theater der Liebe und des Schmerzes"; Valentin 1, Nr. 6717) ist das einzige Innsbrucker Meditationsdrama vor der Zäsur des Jahres 1763/64, dessen Spieltext erhalten ist. Er liegt sogar im Druck vor (Innsbruck 1757). Der Titel sieht dem *Theatrum doloris et amoris* („Theater des Schmerzes und der Liebe"; München 1717) des großen Münchener Dramaturgen Franz Lang zum Verwechseln ähnlich, es gibt ansonsten aber keine auffälligen Gemeinsamkeiten. Es treten nur wenige Figuren auf. Sie sind durchwegs Abstraktionen. Den Dialog bestreiten Synesius, Pistonius und Anthropus, deren

7 Das Stück ist bei Valentin nicht nachgewiesen. In seinem Repertorium findet sich keine Parallele für einen so offenen Anschluss an die ignatianischen Exerzitien.

sprechende griechische Namen für den Verstand, den Glauben und den Menschen stehen. Die „nachdenkende Seele“ *(anima meditans)* und der „erleuchtende Genius des Glaubens“ *(genius fidei illuminans)* liefern eine Gesangseinlage.

Eine Vorrede an die Sodalen (die ebenfalls erhaltene Perioche bringt hier eine ausführlichere Version als der Spieltext selbst) erklärt den Zweck, den Aufbau und den Sinn der Meditation: Man soll nichts Lustiges und keinen szenischen Firlefanz erwarten. Der *fructus meditationis* („Ertrag der Meditation“) liege einzig und allein im Emotionalen: Der erste Punkt – die einzelnen Abschnitte der Meditationsdramen werden oft *punctum* („Punkt“) genannt, was wieder auf die *Geistlichen Übungen* zurückgeht – soll die Liebe Christi zu den Menschen evozieren, der zweite Punkt den Schmerz über die von den Menschen verschuldete Kreuzigung Christi. Es soll gezeigt werden, dass die Liebe zu Christi ohne Schmerz flach ist. Eine musikalische Einlage wird den Gefühlsumschwung von Liebe zu Schmerz bringen. Es treten abstrakte Figuren auf, weil diese dem Zweck am besten dienen.

1. Punkt: P(istonius) belehrt A(nthropus) in Frage und Antwort über das Ausmaß des Leidens Christi für den Menschen; Betroffenheit und Zerknirschung bei A. (1). A. erwägt die Größe des Opfers Christi (2). S(ynesius) macht gegenüber A. das Opfer Christi mit Verstandesargumenten noch eindrucksvoller (3). A. begreift das Ausmaß der Liebe Christi und drückt seine eigene Liebe zu ihm überschwänglich aus (4; z.T. drastisch: *O ut possem te, Amor meus, ut possem te digne amare! Confige amoris clavo cor meum et Cruci affige, ne unquam a te avellatur.* „O könnte ich dich, meine Liebe, könnte ich dich nur würdig lieben! Durchbohre mein Herz mit dem Nagel der Liebe und schlag mich ans Kreuz, damit ich niemals von dir losgerissen werde!“). P. und S. bringen A. wieder auf den Boden zurück und erklären ihm, dass er die Liebe Christi noch nicht voll versteht (5).

Musikalisches Zwischenspiel: Die Seele schwärmt in einer Arietta von ihrer Liebe; der erleuchtende Genius des Glaubens kommt dazu und weist sie im Duett zurecht („*Anima: Amoris hoc incendium, / Quo flagrat cor tenerrimum, / Tu ausis condemnare? – Genus fidei: Amoris ignem fatuum / Dolore dico vacuum; / Non possum hunc probare.* „Seele: Diesen Brand der Liebe, mit dem mein zartestes Herz lodert, wagst du zu verurteilen? – Genius des Glaubens: Das Feuer der Liebe, das des Schmerzes entbehrt, nenne ich töricht; das kann ich nicht gutheißen.“); Der Genius weist die Seele auf die auf der Bühne sichtbare Darstellung der sieben Todsünden und der Instrumente hin, mit denen Christus gefoltert wurde; die Seele begreift den Sinn des Schmerzes und singt davon in einer Arie; am Ende singen beide *d'accord*.

2. Punkt: A. glaubt, endlich zu verstehen: Die Juden haben Christus gekreuzigt; P. verunsichert ihn mit dem Argument, dass auch A. Christus gekreuzigt hat, da Christus ja auch die zukünftigen Sünden der Menschen gesühnt hat (6). A. bedenkt dies und hofft, dass P. nur metaphorisch gesprochen hat; er hegt aber Zweifel (7). S. überzeugt A. in

einem scholastisch anmutenden Gespräch davon, dass er die *causa moralis* („moralische Ursache") des Todes Christi ist und dass er Christus sooft getötet als er schwer gesündigt hat; A wünscht sich, von der Erde verschluckt zu werden, was sich auch im Bühnenbild niederschlägt (8): *Conde Sol auree iubar tuum, terra aperi sinum tuum, et absorbe monstrum tam ingratum, ne premat terram scelesto pede, quam JESUS – Eheu! quid hoc? an audior? quae tenebrae? quae monstra?* („Goldene Sonne, verbirg deinen Schein! Erde, öffne deinen Schlund und verschluck dieses undankbare Monster, damit es nicht mehr mit seinem verbrecherischen Fuß die Erde tritt, die Jesus – Weh! Was ist das? Werde ich erhört? Welche Finsternis? Welch Unding?") A. will sich aus Schuldgefühl umbringen; P. und S. überzeugen ihn, dass Jesus nichts anderes von ihm will als Liebe, Schmerz und Hassen der Sünde; A. endet mit begeisterter Bekräftigung dieser Grundsätze (9).

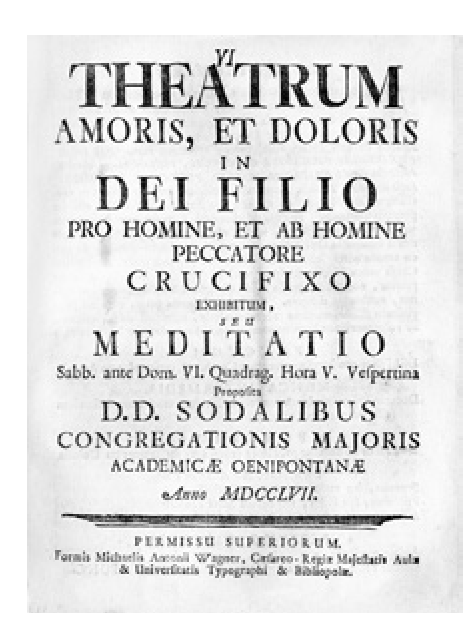
Charakteristik

Bemerkenswert an diesem Drama ist u.a. die Deutlichkeit des affektpoetischen Kalküls, von dem die Vorrede den Zuschauer unterrichtet, sowie die Multimedialität, die dieses Kalkül sinnlich umsetzt. Der Musik kommt dabei eine zentrale Rolle zu, indem sie den Gefühlsumschwung zwischen dem ersten und dem zweiten Teil herbeiführt. Ihre Komposition schreibt die Perioche Georg Paul Falck zu, einem Studenten beider Rechte, der als Organist in der Stadtpfarrkirche St. Jakob tätig war.[8] Die Perioche enthält auch den Musiktext, die Zuschauer konnten sich auf die Peripetie des Stücks also vorbereiten (vgl. Abb. 109, 110). Zur Multimedialität tragen auch die Bühnenbilder bei, die am Fuß der Druckseiten beschrieben und im Spieltext – teils illusionsbrechend – angesprochen werden. Der Text beginnt sogar mit einer Betrachtung des Bühnenbilds, das in der ersten Szene die Leidensgeschichte Christi darstellt: Anthropus drückt sein Erstaunen darüber aus, dass Christus all das erlitten hat, was *pictae hae imagines* („diese gemalten Bilder") zeigen. Pistonius antwortet darauf, dass der „Pinsel eines Künstlers" *(artificis penicillus)* das volle Ausmaß des Leidens Christi gar nicht ausdrücken kann. Schließlich sei auch noch der stellenweise Charakter einer scholastischen Disputation hervorgehoben, der sich besonders im Dialog zwischen Anthropus und Synesius bemerkbar macht und in dem sich wohl auch der jesuitische Philosophie- und Theologieunterricht niedergeschlagen hat.

Herbst- und Festspiele

Vielleicht war es gerade der Erfolg der jesuitischen Meditationsspiele, welcher die großen Schulschlussaufführungen von ihren religiösen Pflichten entlastete. Jedenfalls ist ein Trend zur zunehmenden Verweltlichung und Verbürgerlichung dieses theatergeschichtlich bedeutendsten Strangs des Jesuitendramas zu beobachten. Dies geht u.a. mit einer Hinwendung zur klassischen Antike einher. Während das

8 Falck ist auch später noch als Organist in Innsbruck anzutreffen. 1769 begleitete er zusammen mit anderen lokalen Musikern den kleinen Mozart bei einem Gastspiel in Innsbruck, vgl. Abert 1920, 126.



VI
THEATRUM
AMORIS, ET DOLORIS
IN
DEI FILIO
PRO HOMINE, ET AB HOMINE
PECCATORE
CRUCIFIXO
EXHIBITUM,
SEU
MEDITATIO
Sabb. ante Dom. VI. Quadrag. Hora V. Vespertina
Proposita
D.D. SODALIBUS
CONGREGATIONIS MAJORIS
ACADEMICÆ OENIPONTANÆ
Anno MDCCLVII.

PERMISSU SUPERIORUM.



[7]

MUSICA INTERMEDIA.
Docetur anima meditans amori in Christum crucifixum sociandum esse de peccatis dolorem.
Anima meditans. Genius Fidei illuminans.

Anima. Sic est, pro me in cruce pendet Amor meus,
Pendet Deus meus:
O Amor infinite, quis te non redamet,
Quis tui amore non conflagret?

ARIETTA.

O Deus! ego amo te,

Gen. fidei. Ah cessa te jactare.
Anima. Quis audet amantem turbare?

DUETTO.

Anima. Cor flamma edit tacita;

Dilecti Redemptoris:

Anima. Amoris hoc incendium,

Abb. 109, 110: Perioche des Stückes *Theatrum amoris et doloris* (Innsbruck 1757): Titelblatt und Beginn des Musiktextes.

Jesuitendrama bisher v.a. Heilige, Märtyrer und christliche Fürsten auf die Bühne gebracht hat, wird nun zunehmend auch die pagane Antike dargestellt.

Türkenkriege

Der erste große Einschnitt in diesem Prozess kommt mit den österreichischen Türkenkriegen. Diese spielten in Tirol deshalb eine große Rolle, weil nach dem Aussterben der Tiroler Linie der Habsburger 1665 und einer kurzen Periode direkter Regentschaft von Wien aus 1678 ein Statthalter eingesetzt wurde, der sich als erfolgreicher Feldherr im Kampf gegen die Türken einen Namen gemacht hatte. Es handelte sich um den Schwager Kaiser Leopolds I., Karl V. von Lothringen, der u.a. an der Befreiung Wiens während der zweiten Belagerung durch die Türken 1683 führend beteiligt war. Seit 1681 findet sich dazu passend in Innsbruck eine ganze Reihe von Jesuitendramen, die das Haus Österreich, die türkische Gefahr und Karls Triumphe inszenieren. Der Größe und Unmittelbarkeit des Feindes entsprechend, werden die Sujets von 1681 bis 1685 immer epischer: Rudolf von Habsburg (wie schon 1626), Gottfried von Bouillon, Jason, Hannibal.[9] Und damit sind

9 *Aquila Austriaca* („Österreichischer Adler"; 1681; Valentin 1, Nr. 2634); *Laurea Christiano-Lotharingica* („Christlich-lothringischer Lorbeer"; 1682; Valentin 1, Nr. 2675); *Jason Christianus* („Christlicher Jason"; 1684; Valentin 1, Nr. 2742); *Hannibalis terrifica hostibus pueritia* („Hanni-

wir auch unversehens aus der christlichen Heilsgeschichte in die Antike gerutscht. Der Übergang scheint sich genau auf die erfolgreiche Verteidigung Wiens 1683 datieren zu lassen, ein Ereignis, das auch in den anderen Tiroler Spielorten ungewöhnliche Produktionen motivierte. Von den in diesem Jahr aufgeführten Stücken in Hall und Trient haben wir nur den Titel bzw. eine Umschreibung des Inhalts, doch schon daraus lässt sich ein Bruch mit den bisherigen Stoffen vermuten. In Hall wurde eine offenbar zeitgeschichtliche *Obsessa Vienna* („Belagertes Wien"; BHStA, Jes. 114, 76) gespielt, und in Trient kamen alte (oder sogar antike?) Helden auf die Bühne, um dem christlichen Abendland Schützenhilfe zu geben: *Antiqui heroes evocati in lucem ad ferendum Christianae reipublicae auxilium* („Alte/antike Helden, die ans Licht gerufen wurden, um das christliche Gemeinwesen zu unterstützen"; BHStA, Jes. 114 [keine Seitenangabe bei De Finis 1983–1984]). In dem in Innsbruck 1684 aufgeführten *Jason* – von dem wir die Perioche erhalten haben – wird Karl als neuer und besserer Jason vorgeführt, der sich – ähnlich wie einst sein Vorgänger das Goldene Vlies – von den Barbaren die Schlüssel zum Königreich Ungarn zurückerobert. Oder wie die Perioche den Prolog zusammenfasst: *Certant Austria et Graecia de fortiore Jasone: vincit Austria* („Österreich und Griechenland liegen im Wettstreit um den stärkeren Jason: Österreich siegt.") Wie von diesem Wettkampf mit der Antike angeregt, wurde im nächsten Jahr erstmals in der Geschichte des Innsbrucker Jesuitendramas ein rein antikes Sujet auf die Bühne gebracht: die Jugend Hannibals als Muster kriegerischen Heldenmuts. Der Schritt in die Antike ist damit gemacht, aber das Paradigma ist noch nicht die klassische Antike Roms und Griechenlands. Im Hannibal-Drama sind die Römer die Bösen, im *Jason* dient der griechische Held lediglich als Kontrastfigur zum neuen Jason Karl von Lothringen.

Ende sakralgeschichtlicher Stoffe

Anders als in Hall und Trient versiegen in Innsbruck die der Sakralgeschichte entnommenen Stoffe ab einem gewissen Zeitpunkt völlig. Soweit aus einem für diese Zeit ziemlich lückenlos dokumentierten Spielplan ersichtlich, ist der Apostel Jakob als Patron der Stadt Innsbruck (1724) der letzte Protagonist der Sakralgeschichte, der die Innsbrucker Bühne betritt. Damit scheint Innsbruck einen gewissen Sonderfall im Vergleich mit der Entwicklung des Jesuitendramas im gesamten deutschen Sprachraum darzustellen. Ein Rückgang des sakralgeschichtlichen Paradigmas ist zumindest der Tendenz nach an vielen Spielorten zu beobachten und auch an der Periodisierung des oberdeutschen Jesuitendramas ablesbar, die Elida Maria Szarota vorgenommen hat.[10] Eine doch ausgedehnte Spätzeit von 40 Jahren ohne einen ein-

bals Kindheit, die seine Feinde schreckt"; 1685; Valentin 1, Nr. 2771). Im Jahr 1683 gab es wegen Erdbeben keine Aufführung, vgl. den Bericht der *Litterae annuae* (BHStA, Jes. 114, 71).

10 Szarota 1974; vgl. auch das geringfügig veränderte Schema in Szarota 1979–1987, Bd. 1,1, 57–89.

zigen Heiligen oder Märtyrer im Zentrum des Geschehens ist aber auffällig. Zumindest das Leben christlicher Herrscher bleibt allerdings bis zum Ende des Innsbrucker Jesuitendramas ein attraktives Thema, z.B. jenes von David Komnenos (ca. 1408–1453), des letzten Kaisers von Trapezunt (*David Comnenus*; Innsbruck 1760).

aufklärerisches Paradigma

Das dezidiert sakralgeschichtliche Modell wird im 18. Jh. von einem neuen, bürgerlich-aufklärerischen abgelöst. Die Protagonisten kämpfen nicht mehr so sehr für ihr Seelenheil als für Familie, Vaterland und Staat. Die Gründe dafür sind vielfältig: Grundsätzlich ist der im Einzelnen schwer fassbare Zeitgeist der Aufklärung zu berücksichtigen, der sich u.a. in der Propagierung eines natürlichen – nicht mehr spezifisch christlich-katholischen – Sittengesetzes manifestierte. Das Jesuitendrama hat sich zwar kaum bewusst aufklärerische Grundsätze zu Eigen gemacht, hat sich aber zu einem gewissen Grad den neuen Denkweisen und Verhältnissen angepasst (vgl. Szarota 1981). Im Übrigen stimmt diese Entwicklung gut mit den etwa gleichzeitigen staatlichen Bestrebungen nach einer „Nationalerziehung" überein, die besonders im Vielvölkerstaat Österreich ein Desiderat war (vgl. Grimm 1987, 38–134). Ein konkreter Grund für die stoffliche Neuorientierung des Jesuitendramas könnte die in der oberdeutschen Jesuitenprovinz 1726 erfolgte Einführung des Geschichtsunterrichts sein. Bisher wurde Geschichte v.a. im Rahmen des Lat.- und Religionsunterrichts gelehrt. Nun wurde sie zu einem eigenen Schulfach, für das es auch ein eigenes Lehrbuch gab.[11] Schließlich gibt es noch eine Reihe möglicher lokalspezifischer Ursachen: Verbürgerlichung und Orientierung am staatlichen Modell wurden deshalb leichter, weil seit 1717 kein Statthalter mehr in Tirol residierte, das Land also keinen Hof mehr besaß und sich verstärkt als Teil des Gesamtstaates zu begreifen hatte. Der bedeutendste Innsbrucker Dramaturg des 18. Jhs., Anton Claus, der sich in seiner Poetik bewusst an die Antike und den französischen Klassizismus anlehnte (s.u.), dürfte eine gewisse Vorbildwirkung entfaltet haben. Und schließlich sei auch noch auf den großen Erfolg hingewiesen, den die Innsbrucker Spielleiter mit den neuen Stoffen bis zuletzt hatten und der eine Rückkehr zu sakralgeschichtlichen Themen wohl nicht empfahl.

Ulysses et Penelope

Das erste Innsbrucker Stück, das ganz in der heidnischen Antike spielt, ist das 1728 aufgeführte Drama von Odysseus und Penelope. Der Periochentitel lautet (man beachte den für diese Zeit charakteristischen Untertitel, der die Moral in einem allgemeinen Satz zusammenfasst): *Ulysses et Penelope, haec servatae fidei coniugalis, ille ob eandem violatam divinae iustitiae illustre exemplum / Das ist: Ulysses und Penelope, dise ein herrliches Beyspihl der standhafft gehaltenen ehelichen Treu, jener der Göttlichen Gerechtigkeit wegen seiner Boßheit und gebrochenen ehelichen Treu*

11 Maximilian Dufrène, *Rudimenta historica* („Anfangsunterricht der Geschichte", 6 Bde.; Bratislava 1727 u.ö); vgl. Pachtler 1894, 107–118; Koch 1934, s.v. „Dufrène" und „Geschichtsunterricht".

(TLMF, FB 572/33). In diesem Stück werden die Geschehnisse auf Ithaka nach der Rückkehr des Odysseus dramatisiert, wobei allerdings nicht Odysseus, sondern Penelope und ihre Standhaftigkeit gegenüber den Avancen der Freier im Zentrum stehen. Das auf die Tötung der Freier folgende vermeintliche Happy End wird dadurch zerstört, dass Odysseus, wie aus dem epischen Kyklos bekannt, versehentlich von seinem mit Kirke gezeugten Sohn Telegonos umgebracht wird – oder vielmehr: Die göttliche Vorsehung bestraft Odysseus auf diese Weise für seinen mit Kirke begangenen Ehebruch. Statt Abenteuern und homerischem Edelmut konfrontiert das Jesuitenstück den Zuschauer mit einer bürgerlichen Ehelehre. Die göttliche Herkunft der strafenden Gerechtigkeit wird zwar betont, aber auf den christlichen Gott deutet dabei wenig hin. In einer im Prolog und den akttrennenden Chören geführten Parallelhandlung beraten die olympischen Götter über Odysseus' Schicksal, der am Ende *ordinantibus superis* („durch den Beschluss der Götter", in der Mehrzahl) umkommt.

Anton Claus

Die Stücke, die Anton Claus von 1732 bis 1734 in Innsbruck inszenierte, verdienen besonderes Interesse, einerseits wegen ihrer herausragenden individuellen Qualität, andererseits wegen ihrer Repräsentativität für eine Reihe von Tendenzen des Innsbrucker Jesuitendramas des 18. Jhs. Als Claus 1730 nach Innsbruck kam, war er bereits ein versierter und vielgewanderter Lehrer und Dramenschreiber (vgl. Valentin 1972c, 179–184; Valentin 2, 1036–1037), der seinem großen Vorbild Corneille nacheiferte. Sowohl in der Vorrede zu der 1741 in Augsburg und 1753 in Würzburg gedruckten Sammlung seiner Dramen mit dem Titel *Tragoediae ludis autumnalibus datae* („Tragödien zu den Herbstspielen")[12] als auch in den Anmerkungen zu diesen setzt sich Claus mit dem französischen Vorbild auseinander. Mit seiner poetologischen Innovation hatte er beachtlichen Erfolg: Der letzten Generation von jesuitischen Dichtungstheoretikern gilt er als moderner Meister der Tragödie und als lat. Pendant zu Gottsched.[13] Bemerkenswert ist nicht nur, dass seine Dramen überhaupt gedruckt (was im Fall des Jesuitendramas ja selten genug ist), sondern dass sie noch 1776 in gleich zwei Editionen ins Deutsche übersetzt wurden.[14] Claus' Innsbrucker Dramen sind: *Stilico, oder: Unbesonnene Liebe der*

12 Im Folgenden wird nach der Ausgabe von 1753 zitiert.

13 Vgl. etwa Franz Neumayrs *Idea Poeseos* („Idee der Dichtkunst"; Ingolstadt 1751): *Princeps habetur Cornelius senior et iunior, quibus proxime accedit* […] *Gottschedus et Clausius, ille Germanus, hic Latinus.* (173; „Den ersten Rang nehmen der ältere und jüngere Corneille ein. Gleich hinter diesen kommen […] Gottsched und Claus, jener im Deutschen, dieser im Lat.").

14 *P. Antons Claus Trauerspiele, nebst seinen kritischen Anmerkungen über dieselben*, Augsburg 1776 (enthält *Scipio* [nicht in Innsbruck aufgeführt], *Stilico*, *Themistocles*, *Protasius*); *Die Trauerspiele des Klaus*, Amberg 1776 (enthält *Themistocles* und *Stilico*). Valentin 1972c, 179 Anm. 31 führt außerdem eine polnische Übersetzung an, die nicht verifiziert werden konnte: *Try tragedye*, Vilnius 1751.

Eltern gegen ihren Kindern (Valentin 1, Nr. 4863; Perioche: TLMF, FB 572/36); *Themistocles, oder: Liebe des Vatterlands*; und *Protasius, oder: Unglückseeliger Staats-Streich Protasii, Königs in Arima*.[15] Die in den Untertiteln auf den Punkt gebrachten moralischen Themen reflektieren klar die für das aufklärerische Paradigma charakteristischen Interessen: Familie, Vaterland und Staat. Religion wird zur Nebensache, sofern ihr überhaupt ein Platz eingeräumt wird.

Themistocles

Als Beispiel sei hier Claus' *Themistocles* besprochen, ein Stück, das Elida Maria Szarota in ihrer Edition der Perioche eines „der bedeutendsten Dramen der Jesuitenbühne" genannt hat (Szarota 1979–1987, Bd. 2,2, 2266). Der Stoff wurde vor Claus offenbar nur einmal von den Jesuiten adaptiert. Diese spätbarocke Wiener Aufführung von 1697 (Valentin 1, Nr. 3282) hat aber nichts mit Claus' Version zu tun, sodass sein Stück schon durch die Stoffwahl und -bearbeitung originell ist. Die im *argumentum* der Perioche angegebene Quelle ist Valerius Maximus (Val. Max. 5,3 ext. 3e und g; 5,6 ext. 3), aber die zusätzliche Lektüre der ausführlicheren Versionen bei Plutarch und Nepos ist anzunehmen. Die Ausgangssituation besteht darin, dass Themistokles, der athenische Held der Perserkriege, auf Betreiben Spartas wegen angeblichen Hochverrats aus Griechenland verbannt wurde. Er findet gastliche Aufnahme beim Perserkönig Artaxerxes, an dessen Hof er u.a. eine Perserin heiratet und – was freie Erfindung ist – von dieser eine Tochter bekommt, die zum Zeitpunkt der Handlung schon erwachsen ist. Die Fassungen der Perioche und des gedruckten Spieltexts weisen gewisse Unterschiede in Anzahl, Anordnung und Inhalt von Szenen auf, die im Anschluss an die Inhaltsangabe noch besprochen werden. Hier folge ich der Edition des Spieltextes:

1. Akt: Themistokles erhält die Nachricht, dass er in Griechenland wieder willkommen sei. Seine Tocher Asietta versteht die Freude ihres Vaters darüber nicht: Wie kann er die Macht und Pracht Persiens für das schlichte und demokratische Leben in Athen aufgeben? Themistokles weist u.a. auf sein Streben nach Ansehen und die Schande der Verbannung hin, die er nun tilgen kann. Artaxerxes erklärt, dass eine griechische Gesandtschaft einen Handel vorgeschlagen hat: Griechenland wird den totgeglaubten, tatsächlich aber gefangenen Astyages, den Ehemann Asiettas, zurückgeben, wenn Themistokles nach Griechenland folgt. Als die Gesandten auftreten, weisen sie Themistokles jedoch schroff zurück, schelten ihn einen Verräter und drohen ihm einen Prozess in Athen an. Themistokles' griechischer Sohn Cleophantus kommt verspätet, um ihn zu warnen: Die Spartaner bezichtigen ihn,

15 Letzteres Stück fällt durch das Setting in Japan aus dem antiken Rahmen. Beim Protagonisten handelt es sich um den japanischen Daimyō Arima Harunobu (1567–1612), der unter dem Taufnamen Protasius zum Christentum konvertierte. Zum Stück vgl. Valentin 1, Nr. 4976; Perioche: TLMF, FB 572/37; Musiktext: UBA, 02/III.7.4.55-2angeb.14 und 02/III.7.4.55-12angeb.14.

mit Pausanias und den Persern einen neuen Schlag gegen Griechenland vorbereitet zu haben, da ein entsprechendes Schreiben des Pausanias gefunden worden sei; ganz Griechenland sei gegen ihn aufgebracht.

2. Akt: Themistokles stellt die Boten zur Rede. Sie halten ihm Verrat vor und fordern ihn wieder vor Gericht. Themistokles beruft sich auf den Schutz des Königs. Er erfährt, dass Artaxerxes erpresst wurde: Der persische König musste das Gastrecht brechen, um seinen Schwiegersohn zu retten. Themistokles will sich lieber stellen als fliehen, da er ein reines Gewissen hat. Er liefert sich dem König aus und bittet um Schutz für seine Tochter. Vor dem versammelten persischen Hof und den griechischen Gesandten ruft Artaxerxes seinen Gastfreund überraschend dazu auf, nach Griechenland zu gehen – aber nicht als Gefangener, sondern als Heerführer. So soll er Rache nehmen. Artaxerxes setzt lieber die Sicherheit seines Schwiegersohns aufs Spiel als Themistokles zu opfern. Die Gesandten kündigen ihm an, dass er in Griechenland ähnlich wie einst Xerxes empfangen werden wird.

3. Akt: Themistokles erprobt seinen Sohn durch die Frage, ob er zu einem Krieg gegen das Vaterland bereit sei. Cleophantus drückt seine Hemmungen aus. Themistokles lobt ihn und verspricht, dass noch an diesem Tag alles gelöst und seine Ehre wiederhergestellt werde. Asietta bittet Themistokles, mit gegen Griechenland ziehen zu können; wenn er nicht wolle, werde sie allein es zerstören. Themistokles schilt sie und verteidigt die Heimat. Er teilt den Gesandten mit, dass er dem Wunsch des Königs, gegen Griechenland zu ziehen, nicht Folge leisten werde. Die Gesandten sind über die angebliche List empört: Wenn Themistokles seine Unschuld beweisen wolle, solle er zum Schein den Heereszug gegen Griechenland übernehmen und dann das persische Heer ins Verderben stürzen. Themistokles will diesen Verrat nicht begehen, was für die Gesandten wieder ein Beweis seines Abfalls von Griechenland ist.

4. Akt: Die Gesandten machen ein neues Angebot: Sie seien zufrieden, wenn der Kriegszug abgesagt werde und Themistokles ewig verbannt bleibe. Artaxerxes fordert eine Entschuldigung bei Themistokles und die Wiederherstellung seines Ansehens, was die Boten empört verweigern. Artaxerxes erklärt ihnen darauf den Krieg und nimmt die Boten als Sicherheit für das Wohl des Astyages gefangen. Themistokles hört die gegenteiligen Argumente seiner Kinder: für die Macht des Königs bzw. für die Bedeutung des Ansehens. Themistokles will sich durch eine neue Flucht und ewige Verbannung aus Persien und Griechenland retten, doch müsste er dazu seine Kinder im Stich lassen. Außerdem sind bereits alle Fluchtwege von Soldaten besetzt. Während der Erörterung des unlösbaren Konflikts schlägt Themistokles' Waffenträger Olynthus ein Opfer an Minerva vor, die vielleicht Rat geben kann.

5. Akt: Die Gesandten werden zum Grabmal des Xerxes geführt, wo Themistokles in einer großen Staatsaktion vom König als Feldherr eingesetzt werden soll. Themistokles erklärt sich zum Kriegszug bereit: Er will Persien „mit griechischem Blut" (*Graeco sanguine*)

rächen und lässt sich den Schwur abnehmen, dass die Perser allein seinem Befehl folgen werden. Die Boten sind entsetzt über den dreisten Verrat. Asietta überbringt einen Seherspruch, der sich auf Themistokles' anstehendes Opfer an Minerva bezieht: *Themistocles det solus, et promptus Diis / Quam destinavit victimam. Tauri cruor / Graeco cruori mistus aeternum decus / Themistocleo nomini et stirpi dabit.* („Einzig Themistokles soll bereitwillig den Göttern das Opfer bringen, das er gelobt hat. Das mit griechischem Blut vermischte Stierblut wird dem Namen des Themistokles und seinen Nachkommen eine ewige Zierde sein.") Die Perser sind begeistert, die Griechen ungläubig. Themistokles geht ab, um das Opfer zu vollziehen. Als er zurückkommt, wird er von Artaxerxes feierlich als Heerführer investiert. Themistokles beschließt seine Rede mit den Worten *Rex magne vive, Persia et Graecia simul / Triumphet. Unus occidat Themistocles* („Lebe hoch, großer König, Persien und Griechenland mögen zusammen triumphieren. Einzig Themistokles soll fallen") und bricht zusammen. Olynthus kommt hinzu und berichtet, wie Themistokles das Stierblut aufgefangen, mit Gift vermischt und getrunken habe. Der sterbende Held erklärt seine Motive, erinnert die Perser an ihren Schwur, nur ihm zu folgen und ringt Artaxerxes das Versprechen ab, nicht gegen Griechenland zu ziehen. Seine Vaterlandsliebe wird von persischer und griechischer Seite bewundert.

bürgerliche Antike statt Christentum

Die Inhaltsangabe macht klar, dass das Christentum in diesem Stück überhaupt keine Rolle spielt. Das zentrale Motiv des heroischen Selbstmords ist sogar dezidiert unchristlich,[16] was vom Autor in seinen Anmerkungen kurz angesprochen und sehr leicht abgetan wird: Ein Konflikt mit dem christlichen Wertesystem besteht für ihn nicht, weil das auf der Bühne dargestellte Geschehen historisch sei. Claus' poetologischer Kommentar kreist um Aristoteles, Corneille und die Psychologie der Charaktere, aber nicht um christliche Moral oder Ausdeutung. Dagegen sind familiäre Beziehungen, das Vaterland, die Staatsraison und verschiedene Staatsmodelle wichtige Themen. Die in bürgerlichen Kategorien gesehene Antike hat sich die Jesuitenbühne erobert.

Form und Stil

Der *Themistocles* ist psychologisch und dramaturgisch ungemein effizient. Der griechische Sohn und die persische Tochter verkörpern gewissermaßen den Grundkonflikt des Protagonisten und ermöglichen zahlreiche Situationen, in denen familiäre Privatheit und Staatsraison kollidieren (z.B. V,5: Themistokles hört die Argumente seiner Kinder). Besonders die Szenen zwischen Vater und Tochter spielen viele Register. Die Bedeutung Asiettas im Handlungsgefüge wird dadurch unterstrichen, dass ihr der letzte Satz des Dramas gehört, der die triumphale Heroik wieder

16 Vgl. Szarota 1981, 211–212: „Nun kann man sich auf der Jesuitenbühne des 17. Jahrhunderts kein Stück vorstellen, in welchem der Selbstmord – aus was für Gründen auch immer – glorifiziert worden wäre. Man beginnt geradezu in griechischen Kategorien zu denken […]."

auf den Boden einer familiären Tragödie zurückholt: *Ah, filiae cum patre iam liceat mori!* („Ach, möge es der Tochter jetzt vergönnt sein, mit dem Vater zu sterben!") Die Spannung in den Akten wird sorgfältig mit Nebenhandlungen aufgebaut, wie z.B. den Diskussionen der beiden griechischen Gesandten, die aus Athen und Sparta kommen, was sich in einer toleranteren Haltung des Atheners und einer radikalen des Spartaners niederschlägt (II,1; III,1). Ganz kurze Zwischenszenen beleuchten den emotionalen Eindruck, den ein Vorfall auf eine Person gemacht hat, und leiten zu neuen Handlungsteilen über (z.B. I,6: Themistokles' in fünf Zeilen zum Ausdruck gebrachte Verwunderung über die Haltung der Gesandten). Starke Überraschungsmomente werden von originellen Motiven und sprachlichen Bildern begleitet, so z.B. wenn Artaxerxes in II,6 die Gesandten düpiert und Themistokles mit dem persischen Heer 100000 ‚Rechtsanwälte' für seinen Prozess in Athen mitgibt: *Utque agere possis fortius causam tuam, / Tibi advocatos addo, centum millia / Quae te sequentur capita.* („Und damit du deinen Prozess besser führen kannst, gebe ich dir 100000 Köpfe, die dir folgen werden, als Rechtsanwälte bei.") Auch Themistokles' Sühne durch „griechisches Blut" und das oben zitierte zweideutige Orakel könnte man in diesem Zusammenhang nennen. Das Stück beachtet die Einheiten von Zeit, Ort und Handlung, was laut Claus' Anmerkungen (247–248) zu einer vielleicht unrealistischen Anhäufung von Aktion an einem einzigen Tag führt. Doch müsse man sich das so vorstellen, dass vieles schon vorher gärte und vorbereitet wurde und nun in einem Krisenmoment zum Ausbruch komme. Der *Themistocles* ist in einem klaren, leicht fasslichen jambischen Trimeter verfasst, auf dessen Vorteile für das Verständnis Claus ausdrücklich hinweist: Seine Stücke seien schließlich für den Zuschauer und nicht für den Leser geschrieben. Außerdem komme durch das schlichte Versmaß Realismus ins Geschehen, weil die auftretenden Personen ja nicht selbst Dichter seien.

zwei Fassungen

Ein Vergleich des gedruckten Spieltextes und der Perioche zeigt allerdings, dass der *Themistocles* in einer vom Lesetext abweichenden Fassung auf die Bühne kam. Am auffälligsten ist die Hinzufügung – oder vielmehr spätere Wegnahme – einer gesungenen allegorischen Parallelhandlung:

> In einem Prolog zürnt der Kriegsgott Mars Griechenland wegen der Verbannung seines Helden Themistokles. Er will Griechenland durch Persien zerstören, doch Amor Patriae, die Personifikation der Vaterlandsliebe gelobt, das zu verhindern. Ein Chor nach dem zweiten Akt zeigt die Furcht Griechenlands vor einem bevorstehenden Krieg. Griechenland sucht vergeblich Hilfe bei Minerva, Apollo und Diana. Ein – wohl als lustiges Zwischenspiel anzusehender – Tanz nach dem dritten Akt stellt ein für die Griechen – wahrscheinlich gerade die am persischen Hof anwesenden Gesandten – zubereitetes persisches Frühstück dar (*ientactulum Persicum Graecis instructum*). Schließlich söhnt in einem Chor

nach dem vierten Akt die Vaterlandsliebe durch Themistokles' Tugend die Götter mit Griechenland und Griechenland mit Themistokles aus.

Der Einbau dieser Elemente war offenbar ein Zugeständnis an die Praxis der Jesuitenbühne, auf der allegorische Parallelhandlungen eine lange Tradition hatten und nicht zuletzt wegen ihres musikalischen Charakters wohl auch für die Zuschauer besonders attraktiv waren. Darüber hinaus ist die Komplexität des szenischen Aufbaus in der Fassung der Perioche etwas vereinfacht – es gibt insgesamt weniger Szenen – und die Rollen von Nebendarstellern sind weniger nuanciert. Die Perioche verzeichnet 51 namentlich genannte Schauspieler, wozu noch eine ganze Reihe von Statisten und Chorsängern kommen, die nur mit Sammelbegriffen wie *aula* oder *chorus Persarum et Graecorum* bezeichnet sind. Von einer sparsamen Dramaturgie im Sinne des Klassizismus kann also in der jesuitischen Praxis nur bedingt die Rede sein.

Republikanismus: *Themistocles*

Ein auffälliger Zug des Innsbrucker Jesuitendramas der Spätzeit ist die Aufführung republikanischer Dramen. Republikanische Tugendhelden gewinnen auch auf anderen Jesuitenbühnen des 18. Jhs. an Bedeutung, und man wird sich hüten müssen, hier zunächst etwas anderes als die rein dramaturgische Orientierung an weltlichen Vorbildern (vgl. z.B. Gottscheds 1730 aufgeführten *Cato*) zu sehen. Republikanismus auf der Jesuitenbühne ist aber grundsätzlich ein ambivalentes Phänomen, das von Fall zu Fall beurteilt werden muss. Gerade die Innsbrucker Bühne bietet hier ein interessantes Beispiel. Schon im *Themistocles* sehnt sich der Held nach der griechischen Demokratie, wobei der Autor hier zumindest kein bewusstes politisches Anliegen verfolgt. In seinen Anmerkungen beschäftigt sich Claus u.a. mit der Frage, ob sein Held vor dem Hintergrund der aristotelischen Dramentheorie, nach der ein Held mit einem Makel behaftet sein muss, nicht zu perfekt sei. Er entschuldigt sich mit dem Hinweis, dass Aristoteles deshalb keine makellosen Helden (Fürsten, Könige usw.) zugelassen habe, weil das ein monarchisches System affirmieren würde – ein Unding für die damalige athenische Gesellschaft. Aus dieser Überlegung kann man, wenn man möchte, die paradoxe Schlussfolgerung ziehen, dass der edle Demokrat Themistokles die monarchische Staatsordnung bekräftigt.

spätere republikanische Stücke

Spätere republikanische Innsbrucker Stücke beschäftigen sich mit dem römischen Staatswesen. Ein 1743 gespielter *Iunius Lucius Brutus / Ein strenger unparthaylicher Retter des gemeinen Bestens* (Valentin 1, Nr. 5601) zeigt, wie der ältere Brutus im Kampf gegen Tarquinius und seine Anhänger seine eigenen verräterischen Söhne opfert. Die Inhaltsangabe der Perioche informiert uns über sein Kalkül: *Satius esse ratus, perire suos propter Rempublicam, quam Rempublicam a suis deinceps periclitari.* („Denn er hielt es für erträglicher, wenn die Seinen für den Staat untergehen, als dass der Staat in der Folge von den Seinen in Gefahr gebracht wird.") Die Idee des

republikanischen Staates wird ausdrücklich über die des genealogisch definierten Hauses gestellt. Das scheint im Habsburgerreich doch eine zumindest nicht ganz unproblematische Idee zu sein. Noch auffälliger wird dieser Republikanismus in einer Gruppe von drei Dramen, die gleichzeitig das Ende der Innsbrucker Herbstspiele markieren. 1761 und 1763 wurden die Spiele *Cicero exul* („Cicero im Exil"; Valentin 1, Nr. 6998) und *Cicero redux* („Ciceros Rückkehr"; Valentin 1, Nr. 7142; vgl. Abb. 111, 112, 113) aufgeführt, in denen Ciceros Exil nach seinem Prozess gegen den Staatsfeind Catilina bzw. seine triumphale Rückkehr nach Rom inszeniert sind. Dazwischen, 1762, sah man den *Caius Iulius Caesar ob ambitum regiae potestatis in senatu occisus* („Der wegen seinem Streben nach der Königsmacht im Senat ermordete Gaius Julius Caesar"; Valentin 1, Nr. 7072). Danach gibt es keine Belege für lat. Herbstspiele mehr. 1764 löste ein von der Wiener Zentralregierung für alle österreichischen Gymnasien verordneter neuer Lehrplan die bis dahin geltende *Ratio studiorum* der Jesuiten ab. Dieser auf Nützlichkeit und Effizienz pochende neue Lehrplan verbot ausdrücklich die Aufführung von Schauspielen am Ende des Schuljahrs.[17]

Affirmation oder Kritik?

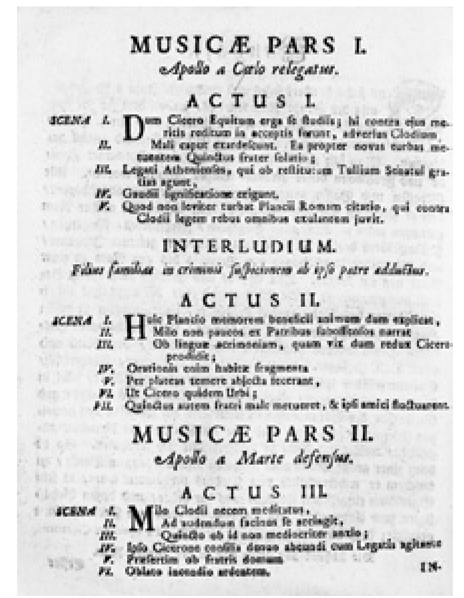
Wie ist dieser Republikanismus auf der Jesuitenbühne zu deuten? Zur Beantwortung dieser Frage wäre eine übergreifende Studie zum Thema hilfreich, die es leider nicht gibt. Grundsätzlich lässt sich für die Innsbrucker Dramen zur römischen Republik das paradoxe Claus'sche Interpretationsmuster adaptieren: Die republikanischen Helden affirmieren *qua* Helden und Führergestalten die Monarchie. Man könnte sich auch denken, dass die römische Republik eine – wiederum etwas paradoxe – Metapher für die aufgeklärte Monarchie darstellen soll, in der sich der Monarch als aufopferungsvoller Diener des Volks versteht. Gerade die höchst auffällige Dreiergruppe von republikanischen Dramen unmittelbar vor dem staatlichen Verbot der Schulschlussaufführungen lässt aber auch an eine andere, weniger harmonische Interpretation denken. Ihr geschichtlicher Hintergrund wäre der Konflikt zwischen den Jesuiten und dem Staat, welcher der Einführung des neuen Lehrplans in Österreich vorausging. Seit den 1730er-Jahren hatte die Wiener Zentralregierung zahlreiche Vorschläge zur Reformierung der Gymnasien im Sinn eines aufklärerischen Utilitarismus und zu ihrer Eingliederung in den Staatsapparat formuliert (Grimm 1987, 245–346; Lechner 1907–1914, 190–196). Dem Staat

17 Es handelt sich um die von Giovanni Battista de Gaspari konzipierte *Instructio pro scholis humanioribus* („Anweisung für die humanistischen Schulen"). Sie ist mit deutscher Übersetzung abgedruckt bei Engelbrecht 1982–1988, Bd. 3, 467–482, hier 477–478: *Sub anni finem exulabunt comoediae omnes atque spectacula. Sed earum loco oratio de utili quodam argumento et carmina a rhetoribus et poetis praelegentur.* („Gegen Ende des Jahres werden alle Komödien und Schauspiele verbannt sein. An ihrer Stelle aber werden eine Rede über ein nützliches Thema und Gedichte von den Studenten der Rhetorik und Poesie vorgelesen werden.") Vgl. Lechner 1907–1914, 94–95.



M. T. CICERO
AB EXILIO REDUX,
A SENATU, POPULOQUE ROMANO
HONORATUS,
TRAGŒDIA.
Der
aus dem Elend zurück gerufene
Und von dem
sammentlichen Rath und Volk
geehrte
Marcus Tullius Cicero/
In einem
Trauerspiel
Vorgestellet
Von dem Kayserlich- Königlich- Erzherzoglichen
Gymnasio der Gesellschaft JESU
zu Ynsbruck
Den 2ten und 6ten Herbstmonats 1763.

PERMISSU SUPERIORUM



MUSICÆ PARS I.
Apollo a Cœlo relegatus.

ACTUS I.

INTERLUDIUM.

ACTUS II.

MUSICÆ PARS II.
Apollo a Marte defensus.

ACTUS III.

Abb. 111, 112, 113: Zweisprachige Perioche des Stückes *Cicero redux* (Innsbruck 1763).



Erster Chor.
Apollo aus dem Himmel verbannet.
Erster Aufzug.

Zwischenspiel.
Der von seinem Vatter wider Verdienst in Verdacht gebrachte Sohn.
Zweyter Aufzug.

Anderer Chor.
Apollo von dem Kriegsgott vertheidiget.
Dritter Aufzug.

erschien das jesuitische Gymnasium als rückständige und zu wenig leistungsorientierte Schulform, wobei u.a. der großzügige Zugang, das Lateinsprechen und das aufwendige Schultheater ins Visier kamen. Die Jesuiten konnten Reformen lange durch passiven Widerstand abblocken, doch wurden solche seit den 50er-Jahren immer drängender eingefordert, sodass sie sich z.B. zu restriktiven Aufnahmebeschränkungen genötigt fühlten: Seit Mitte des 18. Jhs. ist deshalb ein markanter Rückgang der vorher konstant hohen Schülerzahlen zu registrieren. Doch ging das dem Staat zu wenig weit, und so wurde 1763/64 der jesuitische Unterrichtsbetrieb von dem neuen staatlichen Lehrplan regelrecht überrollt. Vor diesem Hintergrund kann man einen Teil der Innsbrucker republikanischen Dramen und jedenfalls die drei

letzten aufgeführten auch als ein Symptom der Entzweiung zwischen den Jesuiten und der österreichischen Monarchie sehen. Der 1761 und 1763 aufgeführte Cicero ist schließlich nicht nur ein politischer Held, sondern auch ein Held der lat. Eloquenz, die das Herz des jesuitischen Bildungssystems und Theaterbetriebs war. Dass sich die Jesuiten angesichts der politischen Umstände wie Cicero verbannt fühlten und auf eine glorreiche Rückkehr hofften, scheint ein naheliegender Gedanke.[18] Man beachte auch die allegorische Nebenhandlung im Cicero-Drama von 1763, in welcher der Künstlergott Apollo – wie Cicero eine potenzielle Allegorie für das Schultheater – aus dem Olymp verbannt und am Ende wieder aufgenommen wird. Vielleicht nützten die Regisseure dieser Dramen auch gerade die Ambivalenz, die durch eine grundsätzlich auch denkbare staatsfreundlichere Interpretation möglich wurde.

die Endzeit (1764–1773)

Durch die oben skizzierte Entwicklung endet die Geschichte des lat. Herbstspiels in Österreich zehn Jahre früher als auf anderen deutschsprachigen Jesuitenbühnen. Das heißt nicht, dass das Theaterspielen im Innsbrucker Jesuitengymnasium eingestellt wurde. Offenbar aus der Not heraus kam es zu einer ganzen Reihe von dramaturgischen Experimenten: Oratorien in der Jesuitenkirche, Meditationsspiele, bürgerliche Lustspiele im Fasching. Der Großteil dieser Produktion ist aber nun in deutscher Sprache, lat. sind nur mehr die Meditationsspiele der marianischen Kongregationen, die sich, wie schon erwähnt, noch einige Jahrzehnte nach der päpstlichen Aufhebung des Jesuitenordens 1773 fortsetzen.

Erfolg

Das Jesuitendrama des späten 17. und des 18. Jhs. wird von der Forschung einerseits bis heute kaum beachtet, andererseits als Periode des Verfalls und des Schwundes gebrandmarkt. Das eine ist dabei mit dem anderen in einem Teufelskreis verbunden: Die Forschung schenkt dem späten Jesuitendrama wenig Beachtung, weil es als irrelevant gilt; und es gilt als irrelevant, weil es von der Forschung nicht beachtet wird. Gerade das Jesuitentheater in Innsbruck kann hier ein Korrektiv bieten. Die Begeisterung von Darstellern, Regisseuren und Publikum war im Innsbrucker Jesuitendrama des 18. Jhs. ungebrochen groß. Es zog sich keineswegs in die Klassenzimmer zurück, wie in Übersichtsdarstellungen oft zu lesen,[19] sondern tat

18 Cicero ist grundsätzlich ein seltener Protagonist auf der Jesuitenbühne. Nirgends außer in Innsbruck hat er mehr als *ein* Drama bekommen (Valentin 1, Nr. 821: *Cicero Triumphans*, „Der triumphierende Cicero"; Ingolstadt 1619; Valentin 1, Nr. 5454: *Marcus Tullius Cicero*, Fribourg 1741; Valentin 1, Nr. 6018: *M.T. Cicero pro patria exul*, „M.T. Cicero geht fürs Vaterland ins Exil"; München 1748; Valentin 1, Nr. 6553: *M.T. Cicero exul spontaneus*, „M.T. Cicero geht freiwillig ins Exil"; Augsburg 1755). Obwohl sein Exil öfter dargestellt wurde, kommt er nur in Innsbruck nach Italien zurück.

19 Vgl. Wimmer 2000, 197: „Bei den Autoren, die ganz ins 18. Jh. gehören […], zieht sich das Jesuitendrama dann völlig in die Schule bzw. in die Kongregationen zurück."

buchstäblich das Gegenteil: Es verließ den bei einem Neubau des Gymnasiums zu klein geratenen Theatersaal, um seit 1721 im Hoftheater zu spielen, das Akteuren und Publikum mehr Platz bot. 1727 beantragte der Rektor des Gymnasiums sogar ein eigenes Komödienhaus für das Gymnasium (vgl. Lechner 1907–1914, 34–35; Zwanowetz 1981, 117–120). Bezeichnend für den Zuspruch, den das Jesuitendrama damals erhielt, sind einige Nachrichten davon, wie schwer das Publikum gebändigt werden konnte. Bei einer Aufführung 1713 traten offenbar als Gag zwei als Säcke verkleidete Ordnungsdiener auf, um es im Zaum zu halten. Zu 1729 schreiben die jesuitischen Jahresberichte, dass acht Mann der Bürgerwache bestellt worden seien, um Ordnung unter den Zuschauern zu halten, *sed maior fuit confusio quam unquam alias* („doch das Chaos war größer als je zuvor"; zitiert nach Lechner 1907–1914, 110). Aber nicht nur die Zahl der Zuschauer, auch jene der Schauspieler war beachtlich. Wie aus den *syllabi actorum* der Periochen ersichtlich, unterschritt sie bis zur Mitte des 18. Jhs. selten 100. In einem *Gratianus* (Valentin 1, Nr. 5239) von 1738 traten gar 312 Akteure auf. Die schauspielerischen Möglichkeiten wurden seit der Gründung der Universität 1669 durch den Einbezug von Studenten als Darsteller erweitert. Musik, Tanz und andere Einlagen, die immer eine große Rolle gespielt hatten, wurden stetig professionalisiert und verfeinert. Während z.B. die gerade für Interludien beliebten Tänze und Kämpfe früher offensichtlich nur amateurhaft einstudiert wurden, engagierte man im 18. Jh. regelmäßig die jeweiligen Tanz- und Fechtmeister der Universität als Trainer (sie werden in den Periochen als *saltus magister* bzw. *instructor pugilum* ausgewiesen). Die Komposition der Musik lag spätestens seit 1663 oft in den Händen der jeweiligen Hofkapellmeister und anderer Größen wie z.B. Vigilius Faitelli, des Komponisten des königlichen Damenstiftes im benachbarten Hall. 1717 wurde erstmals zusätzlich zu den gewöhnlichen, eine Inhaltsangabe enthaltenden Periochen der Text der gesungenen Partien (meist Arien und Chöre) als eigenes Heftchen gedruckt und an die Zuschauer verteilt, eine Praxis, die sich bis zum Ende des Jesuitentheaters hielt. Aus all dem ist zu schließen, dass das späte Jesuitendrama in Innsbruck keineswegs im Verfall begriffen war. Es hatte sich an die neue bürgerliche Umgebung hervorragend angepasst und eine raffinierte Mischung aus Geschichtslektion, Theater und Oper gefunden. Gleichzeitig darf man das Innsbrucker Beispiel nicht für Tirol, Österreich, oder gar die deutschsprachigen Länder verallgemeinern. Die zwei anderen Tiroler Jesuitengymnasien in Hall und Trient machen die neuen Tendenzen des 18. Jhs. bei weitem nicht so ausgeprägt mit und führen im Wesentlichen die bis zur Mitte des 17. Jhs. herausgebildeten Muster weiter. Ob und wie diese Tendenzen in anderen Spielstätten Österreichs, Deutschlands und der Schweiz greifen, können nur Einzelstudien zum Spielprogramm der einschlägigen Orte zeigen. Das Innsbrucker Beispiel zeigt jedenfalls, dass sich *das* Jesuitendrama nicht so einfach über einen Kamm scheren

lässt und dass man in höherem Maße mit regionalen Sonderentwicklungen rechnen sollte, als man das bisher getan hat.

Brixner Schuldrama

Obwohl sich die Brixner Fürstbischöfe seit dem frühen 17. Jh. darum bemühten, die Jesuiten auch in ihrer Stadt ansässig zu machen, scheiterte dieses Unternehmen am Widerstand des Domkapitels, das auch vom Adel und der Bürgerschaft unterstützt wurde. Dennoch hielt das System jesuitischer Schulbildung schon relativ früh in Brixen Einzug: Unter Fürstbischof Christoph IV. Andreas Freiherr von Spaur (1601–1613) wurde die Brixner Domschule nämlich in ein Gymnasium nach jesuitischem Vorbild umgewandelt. Ob diese Orientierung am Jesuitengymnasium schon im 17. Jh. auch das Theaterspielen betraf, entzieht sich unserer Kenntnis. Der erste sichere Beleg – in Form eines hs. Spieltexts und einer Perioche – für ein vom Brixner Gymnasium aufgeführtes Theaterstück stammt erst aus dem Jahr 1735.[20] Die Ausrichtung am jesuitischen Theaterbetrieb ist dabei nicht nur an der Form der lat.-deutschen Perioche zu erkennen, die ganz dem bei der Gesellschaft Jesu üblichen Muster folgt, sondern auch an der stofflichen Quelle: Die Geschichte des Königs Erymanthus, die hier als Beispiel gestürzten Hochmuts erzählt wird – der Titel lautet *Superbia prostrata et humilitas exaltata* („Der gestürzte Hochmut und die erhobene Demut"; SEM, E 23, Bl. 97^{r}–126^{r}) –, stammt aus Jakob Bidermanns Exempelsammlung *Acroamata academica* („Akademische Unterhaltungen"; erstmals Luzern 1613). Die nächsten Belege für Dramenaufführungen stammen aus den Jahren 1737 – ein Stück über den Schwabenherzog Konradin – und 1739 – eine (deutschsprachige) Dramatisierung der Genoveva-Legende. Eine fast kontinuierliche Folge von Stücken lässt sich nur in der Periode von 1745 bis 1761 nachweisen (1755 und 1760 fehlen Belege). Fast alle in dieser Zeit entstandenen Stücke stammen aus der Feder eines einzigen Autors, Joseph Resch. Dass dieser die herausragende Persönlichkeit des Brixner Schuldramas war, lässt sich nicht zuletzt daraus erschließen, dass es nach seinem Weggang aus Brixen 1761 keine weiteren Belege für Theater am Gymnasium gibt.

Joseph Resch

Joseph Resch (1716–1782; vgl. hier S. 756–758) war selbst ein ehemaliger Schüler des Innsbrucker Jesuitengymnasiums und daher bestens mit dem dortigen Schultheater vertraut. Er wurde 1742 als Lehrer und Präfekt ans Brixner Gymnasium berufen, in dem er zahlreiche Reformen durchführte und u.a. auch die Bedeutung des Theaterspielens erhöhte. Die zahlreichen von ihm verfassten Stücke wurden im Theatersaal der Brixner Hofburg aufgeführt, der vermutlich schon vor-

20 Vgl. für das Brixner Schuldrama und seinen geschichtlichen Hintergrund Mutschlechner 1975/76. Mutschlechner spricht irreführend von „Jesuitendrama", als ob Schultheater in der Nachahmung jesuitischer Muster selbst „Jesuitendrama" wäre. Die Bezeichnung sollte den von Jesuiten geschriebenen und aufgeführten Stücken vorbehalten bleiben.

her als Spielstätte diente. Die stoffliche und formale Palette seiner Stücke ist außerordentlich breit und spiegelt die Möglichkeiten des Jesuitendramas vom 16. bis zum 18. Jh. wider (vgl. Mutschlechner 1975/76, 43–44): Neben Heiligenlegenden (z.B. *Sanctus Ingenuinus*, über den in Brixen verehrten Bischof Ingenuin von Säben; 1749) stehen christliche Historiendramen (z.B. *Constantinus*; 1757), antike Stoffe (z.B. *Agamemnon*; 1750) und selbstreferentielle Schulkomödien (*Rhetorica*; 1751; *Praemia Aureliani*; 1753). Über die bei den Jesuiten anzutreffende Sprachmischung hinaus geht die Verwendung der Muttersprache: Manche Dramen sind ausschließlich lat., manche haben deutsche Chöre, zwei (*Adiatorix*; 1752; *Jesus Gondarenus*; 1759) sind aber auch bis auf lat. Chöre ganz in deutscher Sprache verfasst. Reschs skrupulös-gelehrte Art ist oft an einem umfänglichen Quellenapparat, zahlreichen szenischen Anmerkungen und metadramatischen Gedanken zum Aufbau der Stücke in einer vorangestellten *oeconomia dramatis* („Ökonomie des Dramas") erkennbar. In den späteren Dramen ist eine Anlehnung an die Prinzipien Gottscheds und des französischen Klassizismus zu erkennen – auch das in Übereinstimmung mit der Jesuitendramatik des 18. Jhs.

Rhetorica

Die 1751 und 1753 aufgeführten und den Schulbetrieb selbst zum Thema machenden Stücke seien hier besonders hervorgehoben, weil sie einen Einblick in die damaligen Brixner Verhältnisse ermöglichen, vor originellen Ideen strotzen und auch gute Beispiele für die ausgeprägte Mischung zwischen Lat. und Volkssprache(n) bieten. Der volle Titel des Stücks von 1751 lautet *Rhetorica locum invenit in locis rhetoricis* („Die Rhetorik findet einen Platz in den rhetorischen Gemeinplätzen"; SEM, F 17).

> Die Brixner Rhetorik ist wegen ausstehender Gehaltszahlungen in schweren Geldnöten. Sie glaubt nicht mehr an menschliche Hilfe und bittet deshalb verschiedene Götter um Unterstützung. Als ihr auch an dieser Front kein Erfolg beschieden ist, findet sie schließlich, von allen verlassen, Zuflucht in den rhetorischen Gemeinplätzen.

Hintergrund des kleinen Einakters sind Reschs Bemühungen, das Brixner Gymnasium um die bis dahin fehlenden Klassen der Poesie und der Rhetorik zu erweitern, was für Erstere 1748 und für Letztere 1750 gelang. Das Drama scheint eine Allegorie auf die Verhandlungen Reschs mit verschiedenen Brixner Institutionen und Personen zu sein, um Geld für dieses Unternehmen aufzutreiben. Das klarste Indiz dafür ist eine dem Personenverzeichnis beigegebene *clavis personarum* („Personenschlüssel"), in der einige der Götter als reale Institutionen oder Personen identifiziert werden. So ist z.B. Neptun der Brixner Magistrat und Mammon, der Gott des Geldes höchstpersönlich, ein Vertreter der reichen Brixner Familie Peisser. Die Grobheit, mit der die Götter verspottet und bloßgestellt werden, lässt an einer

öffentlichen Aufführung zweifeln. Wenn es aber eine solche gegeben hat, war der Schlüssel zur Identifizierung der Personen wohl ein Geheimnis – die Hs. fügt ihm tatsächlich ein *in silentio* („im Stillschweigen") hinzu. Gleich zu Beginn erfahren wir, dass der den Magistrat vorstellende Neptun zu dumm zum Lateinsprechen ist, weshalb sich die Rhetorik der Volkssprache anpassen muss. Das tut sie dann, enttäuscht von der Bildungsfeindlichkeit Neptuns, mitunter so:

> Ey! du grauer Wasser-Limmel!
> Du alter Wasser-Gott!
> Du plumper Tolben-Gott!
> Du eitler Stokfisch-Gott!
> Geh, oder ich zerwirf dich mit Khot.

Die Rhetorik zieht weiter zu Bacchus, dessen Weinkonsum zwar seine Zunge für das Lateinsprechen lockert (*Si bibo vinum, loquitur mea lingua Latinum*, „Wenn ich trinke Wein, spricht meine Zunge Latein"), aber seinen Verstand so benebelt, dass er vom Anliegen der Rhetorik rein gar nichts mitbekommt. So setzt die Rhetorik ihren Weg erfolglos fort, bis sie zu den rhetorischen Gemeinplätzen kommt, die ihre Lage verstehen. Sie erklären ihr – jeweils ihrer Natur treu – welche Reformen am Brixner Gymnasium nötig sind: Es handelt sich um eben jene, die Resch im Jahr zuvor eingeführt hat. Die Distributio Partium („Verteilung der Teile") erörtert z.B. die zweckmäßige Aufteilung der Klassen und des Lehrstoffes, die durch eine Rhetorikklasse möglich würde. Damit scheinen die Probleme fürs Erste gelöst und das Stück endet mit der Preisverleihung an die Schüler der neuen Rhetorikklasse.

Praemia Aureliani

Die 1753 aufgeführte Komödie hieß *Praemia Aureliani aurea, non aurea* („Aurelians goldene und doch nicht goldene Preise"; SEM, F 18). Sie dramatisiert scherzhaft eine in der *Historia Augusta* erzählte Episode aus dem Leben Kaiser Aurelians (SHA Aurelian. 35,1): Dieser soll dem römischen Volk zwei Pfund schwere Kronen versprochen haben, wenn er im Osten einen Sieg erringen würde. Als sich der Sieg tatsächlich einstellte, hofften die Römer auf Kronen aus Gold, Aurelian aber löste sein Versprechen mit Kronen aus Brot ein und sichert so den Lebensunterhalt seines Volkes. Diese Situation dient im Stück als Allegorie auf die jährlich stattfindende Preisverleihung an die Schüler, die nun in die Rolle der Römer unter Aurelian schlüpfen. Besonders interessant ist dabei, dass sich Vertreter verschiedener Nationen in Rom treffen und u.a. ihre Verständigungsschwierigkeiten und Nationalcharaktere thematisiert werden. Hier ein Beispiel aus der ersten Szene des ersten Aktes (die „Kronen" Aurelians werden stets als „Preise" bezeichnet, um den Zusammenhang mit der im Gymnasium stattfindenden Preisverteilung klarzumachen):

Alemannus: Ju huy!
Romanus: *Io Io! Io victoria!* [„Io Io! Io, Sieg!"]
Italus: O che gusto! Giorno felice!
Gallus: Quel plaisir!
Alemannus: Wo bin dan i heunt, in Babylonischen Thurn?
Romanus: Nix teutsch.
Gallus: Quel bon heur!
Alemannus: Her? Her da mir ein *praemium*.
Romanus: *Praemium vobis imperator dabit, et hodie quidem.* [„Der Kaiser wird euch einen Preis geben, und zwar heute noch."]
[…]
Gallus: Je n'ai rien entendu.
Alemannus: Schnee? Heut ist kein Schnee. Ist ja warm, das man schier verbrinnt.
Italus: O che caldo, che caldo.
Alemannus: Was? Caldo, kalt ist dir? I main dem wälschen Esel mus man in Sommer auch einhaizen.
Italus: Per cortesia, mi favorisca vostra signoria, ditemi, quando verrà l'Imperadore?
Alemannus: Thore? Thor und Thir steht offen, wan du gehen wilst.

Sprachenvielfalt

Die Sprachenvielfalt entspricht bis zu einem gewissen Grad der tatsächlichen Situation am Brixner Gymnasium, da man sich ja nahe der Grenze zu den italienischsprachigen Landen befand und auch italienische Schüler das Gymnasium besuchten. Auf diese Situation umgelegt, steht der Deutsche in der eben vorgestellten Szene für die deutschsprachige Mehrheit am Brixner Gymnasium, doch was er den anderen dadurch voraus hat, scheint er durch Dummheit wieder auszugleichen. Der Franzose dagegen wirkt etwas willkürlich hinzugefügt. Ob er für einen Ladiner steht, wie von Mutschlechner versuchsweise vorgeschlagen (Mutschlechner 1975/76, 155), sei dahingestellt. Eher ist er nur dadurch motiviert, dass Resch selbst Französisch beherrschte und Gefallen an seinem Sprachspiel fand. Wie dem auch sei, nach einer Reihe weiterer lustiger Szenen mündet das Stück in die tatsächliche Verleihung der Preise an die Schüler. Sie bestehen sie in diesem Fall aus Brezeln, wie ja schon in der einleitenden Zusammenfassung der Komödie Aurelians Brotkronen mit „Prötzen" identifiziert werden.

Sacrae meditationes

Das Beispiel der *Sacrae meditationes* („Heilige Andachten"; Venedig 1751) Joseph Reschs zeigt, dass sich das Format der Meditationsspiele auch zu – geistlichen – Repräsentationszwecken eignete. Resch führte mit seinen Schülern am Brixner Gymnasium von 1745 bis 1750 drei einschlägige Dramen zu besonderen Anlässen auf. Sie erschienen 1751 in Venedig gesammelt im Druck – wobei es sich um die einzigen gedruckten Dramen des Brixner Spielbetriebs handelt. Der Dialog aller

drei Dramen besteht ausschließlich aus der mehr oder weniger freien Montage von Bibelzitaten, was die Ausdrucksmöglichkeiten limitiert, gleichzeitig aber eine literarische Herausforderung darstellt, die Resch virtuos meistert. Dass er darin eine besondere Leistung sah, geht aus dem Fußnotenapparat des Drucks hervor, in dem jedes einzelne Zitat nachgewiesen ist. Der Text der gesungenen Abschnitte dagegen ist frei erfunden und gewährt dem Zuschauer eine ästhetische Erholung von der intellektuell anspruchsvollen Entschlüsselung der Bibelzitate.

Pastor bonus

Hier sei das mittlere Drama namens *Pastor bonus* („Guter Hirte") kurz besprochen, weil es eine reizvolle Kreuzung zwischen dem Meditationsspiel jesuitischer Prägung und der an den Tiroler Bischofssitzen in dieser Periode beliebten bukolisch-geistlichen Panegyrik darstellt (vgl. hier S. 632–636). Letztere ist ihrerseits wieder von der seit der Spätantike bekannten christlichen Hirtendichtung (z.B. von Endelechius, Pomponius, Paulinus von Nola) bzw. der bewussten Vermischung christlicher Allegorien (wie Jesus als dem guten Hirten) mit heidnischer Bukolik angeregt (vgl. Schmid 1954; Engemann 1991). Der *Pastor bonus* wurde zur Konsekration des Fürstbischofs Leopold von Spaur (reg. 1747–1778) vor diesem und den für den Festakt versammelten Ehrengästen aufgeführt. Aus der von Franz Anton Sinnacher (1821–1835, Bd. 9, 567–568) gelieferten Beschreibung, die sich auf Reschs Tagebuch stützt, geht hervor, dass sich Resch von der Aufführung u.a. auch das Wohlwollen der hohen Gäste für sein Gymnasium erhoffte. Das Stück dramatisiert das in Lk 15,4–7 gegebene Gleichnis vom verlorenen Schaf. Es treten drei Hirten auf, deren Namen Vergils Eklogen entnommen sind: Daphnis ist der gute Hirte, in dem sich auch der neue Brixner Oberhirte wiedererkennen soll. Im Rahmen des Dramas ist er allerdings eine Allegorie für Jesus, der dem verlorenen Schaf, d.h. dem sündigen Menschen nachgeht. Mit Daphnis kontrastieren die zwei pflichtvergessenen, bloß gedungenen Hirten Tityrus und Melibaeus. Der Gegenspieler des guten Hirten ist Natas, ein Ananym für Satan. Dieser wird unterstützt von den animalischen Figuren Tragonomus („Böckeweider") und Aegocerus („Steinbock"). Weiters treten die Engel Leachim (Michael) und Azarias (bekannt aus dem biblischen Buch *Tobit*) sowie in den musikalischen Einlagen Christus und die Seele des Menschen auf.

1. Akt: Daphnis und seine Kollegen Tityrus und Melibaeus kümmern sich vorbildlich um die Herde. Daphnis wird von Leachim und Azarias mit einem bösen Vorzeichen erschreckt. 2. Akt: Natas verschwört sich mit Tragonomus und Aegocerus gegen die Schäflein. *Chorus musicus* 1: Christus sucht die verlorene Seele, die ihm als Echo antwortet. 3. Akt: Daphnis sucht das hundertste Schaf. Natas hilft ihm zum Schein, rüstet sich aber tatsächlich mit den Seinen gegen Daphnis und das verlorene Schaf. 4. Akt: Daphnis grämt sich über das verlorene Schaf. Er wird von Tityrus getröstet, gerät aber durch dauernde

Sorge außer sich. Leachim und Azarias sprechen ihm Mut zu. Sie schelten die Nachlässigkeit der gedungenen Hirten. Daphnis erfährt von Echo, dass das Schaf von der Schlange getäuscht wurde und von der Frucht des vergifteten Baumes gegessen hat. 5. Akt: Natas frohlockt mit den Seinen über die gefangene Beute. Leachim und Azarias spornen die faulen Hirten an. Daphnis findet das vergiftete Schaf. Er saugt das Gift aus ihm und rettet es, stirbt aber selbst daran. *Chorus musicus* 2: Christus sucht und findet die Seele des Menschen auf dem Kalvarienberg. Am Schluss singt diese von ihrer Einsicht in die Liebe Christi und ruft die Zuschauer dazu auf, es ihr gleichzutun.

Echo-Motiv

Die geschickte Montage der Zitate aus der Heiligen Schrift hat beim bibelfesten Publikum zweifellos Eindruck gemacht. Aus literarischer Sicht reizvoller sind freilich die musikalischen Einlagen. In der ersten von diesen ist Resch mit der Adaption des Echo-Motivs ein besonderes Schmuckstück geglückt. Auch wenn das Motiv an sich weder im weiteren (Ov. met. 3, 379–392) noch im engeren Kontext (vgl. die Menippea *In hoc signo* der Trientner Jesuiten, hier S. 629–630) originell ist, die besondere Anwendung auf den suchenden Hirten / Christus und das verlorene Schaf / die sich versteckende Seele sowie die gekonnte Durchführung sind bemerkenswert, wie das folgende Textbeispiel zeigt. Der Witz des Echos geht in der Übersetzung natürlich verloren.

C(hristus): *Audite montes Israel verbum Domini: Ego vox in deserto clamantis.* – E(cho)*: Amantis.*
C.: *Dilecte mi, ubi loquar tibi?* – E.: *Ibi.*
C.: *Ecquando venies? An tu locutus es, quem sic diligo et protego?* – E.: *Ego.*
C.: *Quis?* – E.: *Is.*
C.: *Quis electus ex mille?* – E.: *Ille.*
C.: *Quis ille, ad quem clamavi voce magna?* – E.: *Agna.*
C.: *An ergo frueris vita?* – E.: *Ita.*
C.: *Ergo caulam repete, me pete, me.* – E.: *Me, me.*
C.: *Ego veni, tu quoque in caulam redi.* – E.: *Edi.*
C.: *Quid edisti? An bonum, an malum?* – E.: *Malum.*
C.: *De ligno edisti, ex quo ne comederes tibi praecepi?* – E.: *Cepi.*
C.: *Quis persuasit, an caro et sanguis?* – E.: *Anguis.*
C.: *Ne declines a me, cave.* – E.: *Vae!*
C.: *Ecce adsum, veni, sequere me.* – E.: *Quaere me.*
C.: *Quaesivi, et non inveni.* – E.: *Veni.*
C.: *Nescio te.* – E.: *Scio te.*
C.: *Revertere.* – E.: *Vertere.*
C.: *Accede.* – E.: *Cede.*

C(hristus): Hört das Wort des Herrn, ihr Berge Israels: Ich bin die Stimme des Rufers in der Wüste. – E(cho): Des Liebenden.
C.: Geliebter, wo kann ich zu dir sprechen? – E.: Dort!
C.: Wann wirst du je kommen? Hast etwa du gesprochen, den ich so liebe und beschütze? – E.: Ich.
C.: Wer? – E.: Der.
C.: Wer ist jener „der“, zu dem ich laut ausgerufen habe? – E.: Ein Lamm.
C.: Also lebst du doch? – E.: Ja.
C.: So komm zur Hürde zurück, zu mir, mir. – E.: Mäh, mäh.
C.: Ich bin gekommen, komm auch du zur Hürde zurück! – E.: Ich habe gegessen.
C.: Was hast du gegessen? Etwas Gutes? Etwas Schlechtes? – E.: Einen Apfel.
C.: Hast du vom Baum gegessen, von dem zu essen ich dir verboten habe? – E.: Ich habe.
C.: Wer hat dich dazu überredet? Fleisch und Blut? – E.: Die Schlange.
C.: Wende dich nicht ab von mir, gib Acht! – E.: Ach!
C.: Schau, da bin ich, komm, folge mir! – E.: Suche mich!
C.: Ich habe dich gesucht und nicht gefunden. – E.: Komm!
C.: Ich kenne dich nicht. – E.: Ich kenne dich.
C.: Komm zurück! – E.: Dreh dich um!
C.: Komm näher! – E.: Geh fort!

szenische *applausus*

Lat. Gratulationsgedichte der Frühen Neuzeit bezeichnen sich oft selbst als *plausus* oder *applausus* („Beifall“). Eine tatsächliche Rezitation oder Aufführung dieser Gedichte ist nicht immer anzunehmen. Wenn sie aber gegeben ist, kommt zwangsläufig eine gewisse szenische Realisierung hinzu (vgl. *Plausus Apollineus* hier S. 424–426). Im späten 17. und 18. Jh. treten dann verstärkt szenische *applausus* auf, in denen Musik eine große Rolle spielt. Es handelt sich um kleine Einakter, deren meist allegorisches Personal Arien, Rezitative und Chöre singt. Die hierher gehörenden Tiroler Gratulationsszenen fügen sich im Wesentlichen zum Muster der Gattung, die in der Musikwissenschaft als *applausus musicus* beschrieben wurde und deren prominentestes Beispiel Joseph Haydns 1768 für das Zisterzienserstift Zwettl komponierter *Applausus* ist (vgl. Freeman 1996). Wesentliche Merkmale sind die Huldigung zu einem bestimmten Anlass, die Einaktigkeit, der Wechsel von Arien und Rezitativen sowie der Abschluss durch einen Chor. Musikalische *applausus* gelten als Phänomen des österreichischen Klosterdramas des 18. Jhs. Eine nicht unplausible Theorie über den Ursprung dieser Gattung lautet, dass sie aus einer Verselbständigung der in Prolog und Zwischenspielen gesungenen allegorischen Parallelhandlung von Schul- und Klosterdramen entstand. Soweit Rückschlüsse aus dem Text allein erlaubt sind – die Musikpartituren zu unseren Texten sind entweder verloren oder noch nicht ans Licht gekommen – scheint die Form aber nicht

auf Klöster beschränkt zu sein. Eine Untersuchung, die Gattungsgenese und -geschichte aufarbeiten würde, ist ein Desiderat.

Tiroler *applausus*

Die szenischen *applausus* aus Tirol wurden für weltliche und geistliche Herrscher sowie für Ordensobere geschrieben. Die im Folgenden dazu gegebenen Beispiele beinhalten ein von der Universität Innsbruck aufgeführtes Stück für den Statthalter von Tirol, das einem *applausus musicus* zumindest ähnelt, sowie ein Brixner Drama, das ihm ziemlich genau entspricht. Letzteres stammt zwar aus dem geistlichen Milieu, ist aber offensichtlich nicht in einem Kloster anzusiedeln. Einige schöne Beispiele für Tiroler Kloster-*applausus* liegen mit Cassian Primissers am Ende besprochenen Dichtungen vor.

Propempticon

Die Universität Innsbruck verabschiedete den scheidenden Statthalter von Tirol, Karl Philipp von der Pfalz, 1717 mit einem fünfseitigen *Propempticon* („Abschiedsgedicht"; Innsbruck 1717). Darin treten auf: ein Chor der von Karl Philipp beherrschten Länder, der Fluss Inn, die vier Fakultäten der Universität, die Pfalz sowie der Hochzeitsgott Hymen. Die Trauer der Tiroler Allegorien über den Weggang des glänzenden Fürsten kann nur dadurch gemildert werden, dass die Theologie auf die göttliche Providenz hinter diesem Ereignis hinweist. Für ein gutes Ende ist dadurch gesorgt, dass es gleichzeitig eine Hochzeit zu bejubeln gilt, vor deren Besiegelung Karl Philipp Innsbruck nicht verlassen darf: Er verheiratete hier nämlich 1717 seine Tochter Elisabeth Auguste Sofie von der Pfalz mit dem Sulzbacher Erbprinzen Joseph Karl. Der Text besteht aus einer Mischung von kurzen Prosasätzen und akzentrhythmisch gereimten Strophen:

> Oenus: *Quid audio? Discedet CAROLUS, et vos Musae tacetis?*
> *Oeni fontes,*
> *Valles, montes,*
> *Resonate,*
> *Advocate*
> *Musas ad obsequia.*
>
> Inn: Was höre ich? KARL scheidet, und ihr Musen schweigt?
> Ihr Innquellen,
> Täler, Berge,
> lasst es schallen,
> rufet auf die
> Musen zum Gehorsam.

Musik

Außer den als solche angegebenen Chorpartien gibt es keinen Hinweis auf die Musik. Der Charakter des Textes legt aber nahe, dass alles oder fast alles gesungen wurde: Für einen Sprechtext wäre er zu kurz und zu schlicht. Die Strophen könn-

ten Arien, die Prosaüberleitungen Rezitative gewesen sein. Dies passt auch gut zu den ähnlichen Passagen der späteren Beispiele, in denen ausdrücklich von Arien und Rezitativen gesprochen wird.

Pastorelle

Im Brixner Priesterseminar findet sich eine handgeschriebene *Pastorelle in diem consecrationis Leopoldi episcopi Brixinensis* („Pastorelle auf den Tag der Konsekration des Brixner Bischofs Leopold"; SEM E 23, Bl. 259^{r}–262^{v}). Die Szene ist also zum selben Anlass im Jahr 1747 entstanden, für den Joseph Resch seinen oben besprochenen *Pastor bonus* geschrieben hat. Mit diesem hat sie auch die Allegorie der Bischofsschäferei gemein. Das bukolische Ambiente wird u.a. durch die Zitate einiger Hexameter aus Vergils Eklogen evoziert (z.B.: Bl. 259^{r}, neunte Zeile von oben: ecl. 1,1; Bl. 260^{r}, vierte Zeile von unten: ecl. 9,28). Die erste Ekloge gibt auch die Grundsituation vor, in der ein glücklicher Hirte (Tityrus) einem unglücklichen (Meliboeus) gegenübersteht – in unserer Szene wird Letzterer durch einen weiteren Hirten, Amyntas, verstärkt. Tityrus genießt den Segen des Friedens in Brixen und führt ihn auf den Oberhirten Leopold zurück. Die aus benachbarten Ländern stammenden anderen Hirten klagen dagegen über die Last des Krieges. Der geschichtliche Hintergrund ist der österreichische Erbfolgekrieg (1740–1748), von dem Tirol – abgesehen von einem bayerischen Einfall bei Erl 1744 – allerdings nicht direkt betroffen war. Die Leistung Leopolds bestand eigentlich nur darin, rechtzeitig zum Ende des Kriegs sein Amt anzutreten. Genug für den Autor, um ihn zum Friedenshelden zu machen, dessen Qualitäten mit dem aus seiner lat. Namensform „Leopoldus" gewonnenen Anagramm *SUDO* („ich schwitze/arbeite hart"), *PELLO* („ich vertreibe [sc. den Krieg]") beschrieben werden. Am Schluss des Stücks feiert er eine geistliche Hochzeit mit seiner ‚Braut', der *ecclesia Brixinensis* („Brixner Kirche"). Arien in akzentrhythmischen Strophen und Rezitative in freien gereimten Zeilen bilden den Haupttext. Ein großer Chor mit Pauken und Trompeten schließt das Geschehen ab.

Pastoritia Europaea

An dieser Stelle sei auf den Entwurf eines weiteren, nicht *applausus*-haften Schäferspiels hingewiesen, das sich im selben Sammelband wie die *Pastorelle* befindet und ebenfalls – hier aber offenkundig – den österreichischen Erbfolgekrieg thematisiert (SEM E 23, Bl. 309^{r}–313^{v}). Am Anfang steht nämlich ein Schlüssel, der die auftretenden Hirten mit Nationen und Personen identifiziert (Argenis – der Name nach John Barclays Roman von 1621 – steht z.B. für Österreich), und am Rand des Entwurfs wird zu den einzelnen Szenen der historische Hintergrund angegeben. Das Stück selbst wurde entweder nie geschrieben oder ist nicht erhalten oder bis jetzt nicht ans Licht gekommen. Der Entwurf ist jedoch als solcher interessant, nicht zuletzt weil er von einem Brief des anonymen Verfassers an einen ebenso anonymen *reverendus dominus* („Ehrwürdiger Herr") eingeleitet wird. Aus dem Schreiben wird klar, dass der Adressat dem Verfasser vorher schon ein anderes Theaterstück zur Kritik vorgelegt hat, zu dem sich der Verfasser nun zunächst recht

detailliert äußert und Vorschläge zur Verbesserung der Dramaturgie gibt. Anschließend legt er dann den Plan zu seiner eigenen *Pastoritia Europaea* („Europäisches Hirtentum") zur Begutachtung vor. Die Anrede *reverende* legt nahe, dass der Adressat ein Geistlicher ist, was vielleicht auch für den Schreiber gilt. Wie dem auch sei, das Dokument beweist, dass das Theater in den 1740er-Jahren in gewissen Brixner Zirkeln einerseits ein ästhetisch ernst genommenes Thema, andererseits aber auch ein Medium politischen Ausdrucks sein konnte.

Primissers *applausus*

Der Stamser Zisterzienser Cassian Primisser (1735–1771; vgl. hier S. 761–763) schrieb zwischen 1757 und 1768 eine Reihe von Dichtungen, die heute in einem mit „Poetische Aufsätze" betitelten Faszikel zusammengefasst sind.[21] Darunter finden sich vier *applausus*, die er für die beiden Äbte Rogerius Sailer (reg. 1742–1766) und Vigilius Granicher (reg. 1766–1786) verfasst hat. Mit Abt Rogerius, unter dem Primisser ins Stift eintrat und dem drei der vier Stücke gewidmet sind, begann eine sich bis zum Beginn des 19. Jhs. erstreckende Blütezeit der Musikpflege in Stams. Primissers *applausus* passen schön in diesen Kontext. Während der Aufführungsanlass des ersten nicht klar ist, wird in den übrigen drei Beispielen jeweils der Namenstag des Abts genannt – was dann auch der naheliegendste Anlass für den ersten *applausus* ist. Bis auf das 1763 aufgeführte Stück, in dem das Deutsche klar überwiegt und das deshalb hier nicht besprochen wird, sind Primissers *applausus* rein lat. Alle enthalten ein Chronogramm im Titel, das die Datierung ermöglicht.

Eliae triumphus de Elisaeo

Das erste, ausdrücklich als *musicus applausus* bezeichnete Stück von 1757 heißt *ELIae trIVMphVs De ELIsaeo*, *prIVs VICtore*, *VnItIs festIVI VotI sVffragIIs approbatVs* („Triumph des Elija über Elischa, den vormaligen Sieger, durch die vereinten Stimmen eines feierlichen Glückwunsches anerkannt"). Als Einzelsänger treten der Prophet Elija (Elias) und sein Nachfolger Elischa (Elisaeus) auf (vgl. 1 Kg 19,16–20 und 2 Kg). Elija steht für den *amor paternus* („Liebe des Vaters") und damit für Abt Rogerius; Elischa für den *amor filialis* („Liebe des Sohnes") und das von Rogerius geleitete Stift Stams. Das Thema des Stücks ist die Liebe des spirituellen Vaters Elija zu seinem spirituellen Sohn Elischa, die sich als stärker erweist als die Liebe des biologischen Sohns Elischa zu seinem biologischen Vater Saphat. In diesem Sinn ist auch der Titel zu verstehen: Elijas Liebe triumphiert über jene des Elisaeus, der ihm deshalb Gefolgschaft schwört. Die Allegorie auf das Leben der Stamser Mönche unter ihrem spirituellen Vater Rogerius ist offensichtlich. Diese treten am Ende noch als Chor von *filii prophetici* („Prophetensöhnen") auf und preisen die Liebe des Elija bzw. Rogerius.

21 Hs. im Archiv von Stift Stams, ohne Signatur (Nr. 14 des Primisser-Nachlasses). Die Blätter sind unpaginiert.

Rogerius abbas

Primissers zweiter erhaltener *applausus* aus dem Jahr 1762 trägt den Titel *RogerIVs abbas InsIgnis MonasterII aD tres fontes (aqVae, laCtIs et sangVInIs) In TIroLI honorIbVs VotIsqVe festIVIs honoratVs a sVIs* („Rogerius, der ausgezeichnete Abt des Klosters zu den drei Quellen – des Wassers, der Milch und des Blutes – in Tirol, von den Seinen mit feierlichen Glückwünschen geehrt"). Den Ausgangspunkt bildet eine Episode, die der von einem Guillelmus verfassten Vita des Ordensgründers Bernhard von Clairvaux entnommen ist (PL 185, 262B): Als das Kloster in Clairvaux durch den Zustrom vieler neuer Mönche aus allen Nähten zu platzen begann, beschloss Bernhard, seine erste Kolonie zu gründen. Er schickte deshalb 1118 eine Anzahl von Mönchen unter der Leitung eines Rogerius aus, um das Kloster zu den drei Quellen (Trois-Fontaines im heutigen Département Marne) zu gründen. Der Stamser Rogerius wird nun mit dem Rogerius von damals verglichen, und ebenso werden die drei Quellen in allegorischer Form für das hiesige Stift beansprucht: Es handelt sich um die Quelle des Wassers, mit dem Johannes getauft hat, um die Quelle der Milch, die aus den Brüsten Marias entspringt, und um die Quelle des Bluts aus den Wunden Christi. Die Vorzüge dieser Quellen werden von drei Schutzgeistern besungen, die für ihr Fließen zuständig sind. Über allem steht Rogerius, der, wie u.a. im Schlusschor zum Ausdruck kommt, den Bestand dieser Quellen im Stift Stams garantiert.

Pater ac fundator

Dem seit 1766 im Amt befindlichen Abt Vigilius hat Primisser 1768 folgenden *applausus* gewidmet: *Pater aC fVnDator, MIserICors aegrIs, sanIs gratIosVs fILIIs* („Vater und Gründer, barmherzig gegenüber den kranken, wohlgefällig gegenüber den gesunden Söhnen"). Er unterscheidet sich materiell dadurch von den anderen, dass er sauber in Buchschrift geschrieben ist. Auszeichnungen stehen in roter Farbe. Die erste Textseite beginnt mit einer kleinen Zeichnung von Stift Stams (vgl. Abb. 114). Die Hs. hat also repräsentativen Charakter und könnte in dieser Form tatsächlich dem Abt überreicht worden sein. Als Sänger treten hier die Urväter des Zisterzienserordens auf, Benedikt von Nursia – als der Begründer des abendländischen Mönchtums überhaupt – und Bernhard von Clairvaux. Sie preisen u.a. die Bedeutung der Krankenpflege, was auf den Bau eines Krankenhauses durch Abt Vigilius anspielt. In diesem Zusammenhang greift Benedikt gleich zu Beginn auf seine Ordensregel zurück,[22] und weil aus dieser wohl nicht allzu viele Arien gemacht worden sind, sei die entsprechende Strophe hier zitiert:

---

22 Kap. 36 *De infirmis fratribus: Infirmorum cura ante omnia et super omnia adhibenda est* [...] *quia de talibus copiosior merces adquiritur* [...]. *Ergo cura maxima sit abbati ne aliquam neglegentiam patiantur. Quibus fratribus infirmis sit cella super se deputata* [...] („Über die kranken Brüder: Die Sorge für die Kranken muss vor und über allem stehen [...] denn durch sie erlangt man größeren Lohn [...]. Daher sei es eine Hauptsorge des Abtes, dass sie unter keiner Vernachlässigung zu leiden haben. Die kranken Brüder sollen einen eigenen Raum haben [...]").



Abb. 114: Zeichnung von Stift Stams aus Cassian Primissers *Pater ac fundator*.

Dum ante omnia cura
Infirmis adhibetur,
Praecipuum impletur
Patris officium.
Hinc merces sine mensura,
Quod domum hanc fundavit,
Et aegris praeparavit,
Manet VIGILIUM.

Indem vor allem anderen für die Kranken Sorge getragen wird, wird die vorzüglichste Aufgabe des Vaters erfüllt. Von da erwartet Vigilius unermesslicher Lohn, hat er doch dieses Haus gegründet und für die Kranken hergerichtet.

Im Übrigen preisen Benedikt und Bernhard die Vorzüge des Mönchtums und der Klostergemeinschaft, die ihr Nachfolger Vigilius garantiert. Am Ende werden sie durch einen Chor von Stamsern verstärkt, die Gott für den durch Vigilius erwirkten Segen danken und auch um den zukünftigen Schutz von Stams bitten.

Vannetti, *Lampadaria*

Der Roveretaner Clementino Vannetti (1754–1795; vgl. zu Leben und Werk Convegno Vannetti 1998) war ein literarisches Wunderkind, was sich auch und gerade in seiner lat. Schriftstellerei zeigte. Mit elf Jahren verfasste er elegante lat. Briefe. Mit zwölf übersetzte er eine lat. Vita des Hl. Ignatius ins Italienische und bald darauf eine italienische des Hl. Gotthard ins Lat. Seine Leidenschaft als Knabe waren aber die Komödien von Plautus und Terenz. Ein eindrucksvolles Zeugnis davon gibt das von ihm als ungefähr 14-Jährigem verfasste Theaterstück *Lampadaria* („Lampenkomödie"). Das Stück ist in zwei Hs. der BCR erhalten: Die eine (ms. 5.32. MF) reicht nur bis zum Ende der siebten Szene des zweiten Akts, die andere überliefert die Komödie vollständig.[23] Die beiden Hs. bieten verschiedene Versionen des Stücks, wobei die unvollständige Version entweder einen ersten Versuch oder eine spätere Redaktion darstellt. Das Fragment trägt den Titel *Lampadaria sive ΚΑΤΑΓΕΛΑΣΟΝ* („Lampenkomödie, oder der Verspotter"[24]); der vollständige Text heißt *Philodicus seu Lampadaria comoedia* („Philodicus oder Lampenkomödie"). „Philodicus" („Prozessfreund" oder allgemeiner „Streitsüchtiger") soll, wie Vannetti in den *admonitiones* (s.u.) erklärt, nach dem Muster von Terenz' *Heautontimoroumenos* („Der sich selbst Strafende") ein Hinweis auf den hitzigen und zum Fluchen neigenden Charakter der Hauptfigur Clitipho sein (*ab ardore et contumeliis Clitiphonis*). Die in beiden Titeln vorkommende und im Stück selbst (s.u.) einzig wichtige Bezeichnung *Lampadaria* kommt von einer Lampe, die im Drama eine Peripetie herbeiführt. Auch in diesem Fall argumentiert Vannetti mit dem Vorbild der römischen Komödie, indem er auf Plautus' *Aulularia* („Topfkomödie") und *Cistellaria* („Kistenkomödie") hinweist, zwei Dramen, die ihre Namen von darin vorkommenden Objekten erhalten haben.

gelehrte *imitatio* der römischen Komödie

Die *Lampadaria* ist der Öffentlichkeit bisher nur aus der kurzen Notiz bekannt, die ihr Vannettis Biograph Antonio Cesari gewidmet hat (Vannetti, Opere italiane e latine, Bd. 1, V). Laut Cesari war Vannettis Begeisterung für Plautus und Terenz so groß, dass er ihre Komödien fast auswendig kannte und jedes der von ihnen verwendeten Wörter einer bestimmten Komödie und Szene zuordnen konnte. Aus diesem Enthusiasmus ist dann auch die *Lampadaria* entstanden, deren Orientierung an den römischen Vorbildern allerorts deutlich ist. Im Rückblick hat Vannetti seine *Lampadaria* allerdings immer abfällig als übermäßig lang und langweilig qualifiziert. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum sie nicht in die bis heute maßgebliche, 1826 bis 1831 erschienene achtbändige Ausgabe seiner Werke aufgenommen wurde. Die Umständlichkeit und die dramatischen Durchhänger

23 Die Zitate in meiner Darstellung beziehen sich, soweit nicht anders vermerkt, stets auf die vollständige Hs.

24 Die Form *ΚΑΤΑΓΕΛΑΣΟΝ* (eigentlich Imperativ Aorist) ist unverständlich. Gemeint ist wahrscheinlich *ΚΑΤΑΓΕΛΩΝ*.



7 (5)

(tum solum tamen, quum ira incalescit)
nam praeter furiarum tempus flexibilis est,
ac se ipse noscit.

Daemones prius in filium, non ipsi continuo in
vitiis obsequens, ingenio non iracundo,
prudens, et cum gratia componens omnia,
quin nimis interdum credulus.

Strato,) non loquuntur, sed tamen senem in
Dorio.) Theatro comitantur, et obsonant.

Philo-calus,) Aleatores non mali, honesti,
Calidorus,) studiosi laetitiae; Philo-calus
Transenno-loquus,) tamen caeteros gravitate,
atque ingenio superat.

P. T.

Abb. 115: Zeichnung eines Bühnenbildes im hs. überlieferten Stück *Lampadaria* von Clementino Vannetti.

der höchstwahrscheinlich nie aufgeführten Komödie sind tatsächlich nicht von der Hand zu weisen. Beachtung verdient sie dennoch. Auf einer ersten Ebene ist sie als sprachlich-stilistisches Experiment in Vannettis literarischer Entwicklung zu sehen. Der philologische Zugriff macht sich v.a. in den gelehrten Apparaten bemerkbar. Vor dem Spieltext stehen ein kurzes *argumentum* („Inhaltsangabe"), eine Reihe von grundsätzlichen dramaturgischen *admonitiones* („Hinweise"), eine minutiöse Charakterisierung der auftretenden Personen (Namen, Äußeres, Kleidung, Charakter) und eine Erörterung zur Prosaform (s.u.). Auf S. 7 findet sich auch eine Skizze des Bühnenbildes (vgl. Abb. 115) – Vannetti war ein talentierter Zeichner und Maler und ging diesem Hobby sein Leben lang nach. Im Spieltext selbst stehen teilweise Fußnoten mit kurzen Erklärungen und Zitatnachweisen. Der Anhang enthält einen umfangreichen *Index verborum veterum* (153–188; „Index alter Wörter"), in dem u.a. 26 je nach Kontext schattierte Anwendungen der Interjektion *hem* („sieh", „ei", „o", „ach" u.Ä.) unterschieden werden, sowie weitere Indizes zu zitierten Autoren und Komödien des Plautus und Terenz (189–192). Eine ausführliche Inhaltsangabe (192–199), ein Verzeichnis der Sentenzen (199–209) und ein „Zusatz" (209–210; *Epitheca*) mit alternativen, nicht auf das Vorbild der römischen Komiker zurückgehenden Personennamen schließen die reichhaltige Hs. ab.

bürgerliche Gelehrsamkeit

Neben der für einen 14-Jährigen ganz außerordentlichen sprachlich-philologischen Leistung ist die *Lampadaria* auch ein beredtes Zeugnis der letzten großen Phase lat. Literatur in Tirol. Bis zu Vannetti war das Tiroler Drama fest in der Hand religiöser Institutionen. Die letzten größeren Dramen, die sich an Plautus und Terenz anschließen, stammen aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs., der Frühzeit des Jesuitentheaters, in der man nicht zuletzt mangels eigener Spieltradition noch an Muster des Renaissancehumanismus anknüpfte. Vannettis Rückgriff auf die römischen Komiker im 18. Jh. steht unter den Vorzeichen eines neuen Humanismus bürgerlicher Privatgelehrsamkeit, der sich intensiv mit den Klassikern auseinandersetzte und dessen bedeutendstes Forum die gelehrten Akademien waren. Die für das späte 18. Jh. wichtigste Tiroler Akademie dieser Art, die Accademia degli Agiati, wurde von Vannettis literaturbeflissenen Eltern gegründet und befand sich in seiner Heimatstadt Rovereto. Vannetti wurde dort im Alter von 17 Jahren als Mitglied aufgenommen. Die *Lampadaria* ist die ‚klassischste' erhaltene Komödie der Tiroler Literatur, sofern man darunter den Anschluss an das altrömische Modell versteht. Dieser wurde zweifellos durch die neue Gelehrtenkultur in Rovereto begünstigt, in der die lat. Literatur eine führende Rolle innehatte und in deren bürgerlichem Milieu die bürgerlichen Typen und Fabeln der römischen Komödie einen besonderen Reiz entfalteten.

Prolog der Providentia: Providentia stellt sich als heilsame Macht in allen Bereichen des menschlichen Lebens vor. Sie erzählt die Fabel bis zur Intrige von Trachalio und Clitopho,

durch die alles negativ enden könnte. Das lässt Providentia aber nicht zu, sondern bringt – durch die Lampe, die dem Stück den Titel gibt – alles wieder ins Lot, wovon sich die Zuschauer im Folgenden überzeugen können.

1. Akt: Daemones zieht nach dem Tod seiner Frau seinen Sohn Clitipho allein auf. Während Clitipho in seiner Kindheit dem Vater stets treu ist und ihm gehorcht, gerät er als Jugendlicher unter den schlechten Einfluss des Dieners Trachalio, der ihn zum Glücksspiel, Fluchen und Geldverschwenden anregt. Daneben hat Daemones auch einen guten Diener, Parmeno. Daemones holt bei diesem Rat über seinen Sohn ein, worauf Parmeno auf den üblen Einfluss von Trachalio hinweist. Dieser belauscht die Konversation und berichtet Clitopho von ihr. Sie beschließen, sich dadurch an Parmeno zu rächen, dass sie ihm einen Diebstahl anhängen. Trachalio stiehlt zwei goldene Gefäße aus dem Besitz des Daemones, gibt sich als Parmeno aus und überlässt sie Germanicus, bei dem Clitopho Spielschulden hat.

2. Akt: Germanicus erzählt, wie er zu den Gefäßen gekommen ist, und überlegt, wie er sie am besten zu Geld machen kann. Da kommt ihm der Parasit Gnatho gerade recht. Er fragt ihn beim Würfelspiel über potenzielle Käufer aus. Gnatho erinnert sich, dass Daemones eine Vorliebe für solche Gefäße hat und er wahrscheinlich noch weitere kaufen würde. Als Germanicus Daemones über den Weg läuft, bietet er ihm gleich die Goldgefäße zum Kauf an. Daemones erkennt sein Eigentum und bezichtigt Germanicus des Diebstahls. Dieser streitet alles ab, doch Daemones stellt ihn vor die Wahl: Entweder Germanicus nennt den Täter oder es wird ihm der Prozess gemacht. Germanicus weist auf Parmeno hin.

3. Akt: Daemones erzählt Trachalio von dem Geschehenen: Parmeno soll aufs Land geschickt werden, damit er von den Ermittlungen nichts erfährt und nicht fliehen kann. Inzwischen hat Germanicus Clitipho gefunden und wirft ihm vor, seinen Ruf mit einem Diebstahl befleckt zu haben. Clitipho lindert Germanicus' Ärger, indem er mit ihm trinken geht, wozu sich einige Zechgenossen gesellen. Sie schließen einen scherzhaften Pakt: Wenn Clitipho während des Trinkgelages auch nur einmal die Götter oder die Furien anruft – wie es seine Art ist –, wollen sie ihn aus ihrer Mitte verbannen. Die übermütig trinkende Gesellschaft zieht zum Haus des Parasiten Gnatho.

4. Akt: Inzwischen fürchtet Trachalio, dass die Geschichte auffliegen könnte und denkt sich einen Fluchtplan aus. Er schlüpft in das Gewand eines Soldaten und rennt zu Daemones: Germanicus wolle Clitipho töten; die Gefäße seien Grund des Streits; er habe sich gerüstet, um Clitipho beizuspringen; Daemones solle inzwischen die Polizei holen (und ihm so Zeit zur Flucht geben). Daemones ist entsetzt und geht ab zur Polizei. Trachalio schickt sich zur Flucht an, als plötzlich der betrunkene Germanicus aus dem Haus Gnathos kommt. Er ist verärgert, dass die Zecher den fluchenden Clitopho ausgeschlossen haben. Germanicus erkennt Trachalio wegen dessen militärischen Aufzugs und der einbrechenden Dunkelheit nicht. In seiner Benebelung beginnt er ihn anzupöbeln und zwingt

ihn zu einem Kleidertausch. Dann rennt er wieder in Gnathos Haus. Da taucht die von Daemones geschickte Polizei auf und hält Trachalio wegen seiner Kleidung für Germanicus. Trotz seines Gezeters führen sie ihn in den Kerker ab.

5. Akt: Parmeno kommt vom Land zurück in die Stadt, um Daemones wegen eines auf dem Landgut ausgebrochenen, aber bereits gelöschten Feuers zu beruhigen. Er trifft auf den Zechgenossen Transennologus, der soeben Gnathos Haus verlässt, über die List lacht und sie Parmeno auch gleich erzählt: Clitopho ist von der Trinkgesellschaft tatsächlich verbannt worden. Er zieht sich in ein im Spielsalon stehendes Bett zurück, um dort seinen Frust auszuschlafen. Da spielt ihm Philocalus einen heilsamen Streich, der ihn auf den rechten Weg zurückbringt. Er löscht eine Lampe fast ganz aus und versteckt sie in einem Fach der Kredenz. Dann veranlasst er seine Freunde, so zu tun als ob sie spielen würden, und zwar betont laut und scheinbar streitend, damit Clitopho aufwacht. Clitopho schreckt auf und flucht über die verrückten, da in der Dunkelheit sitzenden Spieler. Diese aber lachen ihn – wie ausgemacht – als Wahnsinnigen aus und bedauern seine Blindheit, da er die Lampe nicht sehe; wahrscheinlich habe der göttliche Jupiter Clitopho seines Augenlichts beraubt, um ihn von weiterem Fluchen beim Würfelspiel abzuhalten. Die einzige Möglichkeit, es wieder zu erlangen, sei wohl, dem Spiel ewig abzuschwören. Clitopho nimmt sich die Sache zu Herzen und tut den Schwur. Die Freunde holen die Lampe heimlich hervor, und Clitopho gewinnt sein Augenlicht zurück. Nach der Erzählung dieser Geschichte gehen Transennologus und Parmeno gemeinsam ins Haus, wo sie Zeugen der letzten Wendung der Geschichte werden sollen. Derweil sorgt sich Daemones um seinen Sohn, weil Trachalio bis jetzt nicht von Gnathos Haus zurückgekehrt ist, wo er Germanicus vom Mord an Clitopho abhalten wollte. Daemones eilt selbst dorthin und findet Clitopho, immer noch dankbar für sein Augenlicht, vor seinen Freunden kniend. Daemones meint, Clitopho flehe um sein Leben und schickt sich zu seiner Befreiung an, doch Clitopho erzählt die ganze Geschichte und bittet den Vater um Verzeihung für seinen früheren Lebenswandel. Daemones freut sich, verzeiht seinem Sohn, söhnt sich mit Germanicus aus und schenkt ihm die Gefäße, lässt Parmeno frei und versorgt Gnatho auf ewig mit Speisen.

Parallelen und Unterschiede zu den römischen Komikern

Die Typen und Motive der *Lampadaria* – der auf Abwege geratene Sohn, der listige Sklave, ein gestohlener Schatz usw. – sind aus den Komödien von Plautus und Terenz bestens bekannt, und Vannetti macht kein Geheimnis aus seinen Vorbildern. In den gelehrten Paratexten der Einleitung und den Apparaten der Appendix weist er auf seine Entlehnungen hin und rechtfertigt seine Entscheidungen mit Parallelen aus den Klassikern. So sei etwa der nicht-menschliche Prologsprecher nicht zu tadeln, weil in Plautus' *Rudens* der Stern Arcturus als Prologsprecher auftrete (S. 2, *admonitio* 7). Andererseits will er den Vorbildern aber auch nicht sklavisch folgen. Ein offensichtlicher Unterschied ist Vannettis Verzicht auf jegliche Erotik, die aus der römischen Komödie nicht wegzudenken ist. Mehrmals beklagt er sich – in ei-

ner für einen 14-Jährigen doch etwas altklugen Art –, dass in der heutigen Zeit die erotischen Verwicklungen überhandgenommen hätten. Er stützt sich dabei u.a. auf die Autorität eines Pioniers der Literaturgeschichtsschreibung in Italien, Francesco Saverio Quadrio (1695–1756), aus dessen *Della storia e della ragione di ogni poesia* (Mailand 1739–1752) er auf der Rückseite des Titelblatts des Fragments zitiert. Er, Vannetti, wolle sich durch die Anprangerung anderer Laster wie der Blasphemie oder der Spiel- und Trunksucht unterscheiden (S. 1, *admonitio* 4; vgl. S. 2, *admonitio* 6). Der zweite Hauptunterschied besteht in Vannettis Bevorzugung der Prosa gegenüber dem in der altrömischen Komödie verwendeten Vers. Auch diesem Punkt widmet er eine – erstaunlich moderne – Erörterung (S. 8: *Cur comoediam soluta oratione conscripsimus*, „Warum ich die Komödie in Prosa geschrieben habe"): Verse wirken nicht lebensnah, doch Lebensnähe ist gerade, was die Gattung der Komödie vermitteln will. Verse in einer Komödie sind also ein Kunstfehler, dessen sich die Alten noch nicht bewusst waren. Besser hat es die in Prosa verfasste spätantike Komödie *Querolus* (ca. 400) gemacht, die Vannetti in dieser Hinsicht als Vorbild dient. Lebensnähe ist überhaupt ein Ideal Vannettis, mit dem er u.a. auch seine Bevorzugung von Plautus gegenüber Terenz erklärt: Ersterer gebe „die Sitten des Volkes viel besser wieder" (S. 1, *admonitio* 5; *multo melius reffert mores Popularium*).

Charakteristik

Die Handlung und die dramaturgische Ökonomie der Komödie fallen gegenüber dem ausgeprägten Sprach- und Stilwillen etwas ab. Der Fabel fehlt es an Pfiff, die zentrale List mit der Lampe wirkt mehr bemüht als listig. Einzelne Szenen und Wendungen sind aber durchaus gelungen und erreichen teilweise auch den von Vannetti angestrebten Realismus. Das soll das folgende Textbeispiel veranschaulichen. Es enthält die unmittelbar wirkende, parataktische Erzählung des Transennologus von der Lampenlist und die in Frageform verpackten beißenden Beschimpfungen Clitophos. Die Szene bietet außerdem ein weiteres Beispiel dafür, wie Vannetti nach der Art der römischen Komödie sprechende Namen einsetzt: Der Name des Erzählers Transennologus heißt nichts anderes als „Listenerzähler" – *transenna* („Netz, List") + *logus* von gr. *lógos* („Wort, Erzählung"). Schließlich ist dieser Abschnitt auch das poetologische Zentrum der Komödie, indem es mit dem Motiv und der Bezeichnung der Lampe spielt und Bewunderung für die „Lampenkomödie" heischt (V,2; S. 122–124):

Transennologus: *Nos nos aspicimus vicissim, assentimus. Ille digito silentium facit alterumque LAMPADAE ellychnium extinguit, non item alterum, mox adrepit abaco, placide, ne crepet, reserat: suspenso tum gressu LAMPADAM intro condit, ad nos redambulat. „Nunc iam" inquit „simulemus ludere, agite! dissidia, altercationes, contentiones, certamina ficta instituamus, trahamus totas fauces!"*
Parmeno: *Pol scita Scena atque quidem – LAMPADARIA!*

[…]

Transennologus [*Clitophontis verba referens*]: *„Quid istuc novi est? Fungi! Fatui! Vaecordes! Quid ita luditis per caecas tenebras? Satisne sani? Quid lumen abstulistis? Quid de lana contenditis caprina, stolidi? Hercle vero repuerascitis: ubinam est LAMPADA? Cur sic sine LAMPADA? Inferte LAMPADAM! Infertisne LAMPADAM? Etiam vos LAMPADAM affertis? Possum vos facere, stulti, ut LAMPADAM inferatis? Iam ego vos incendam pice et fomite."*

[…]

Parmeno: *Dii vostram fidem! Inventum lepidum! Et quidem non iniuria; <ad>erat enim simul, simul aberat, iacebat in lusorio, latebat continuo.*

Transennologus: Wir sehen uns gegenseitig an, verstehen uns. Philocalus sorgt mit einem Zeichen für Stille, löscht den einen Docht der Lampe, aber nicht den andern, schleicht sogleich zur Kredenz, öffnet sie behutsam, sodass er keinen Lärm macht. Auf Zehenspitzen gibt er die LAMPE hinein, wandelt zu uns zurück. „Auf jetzt", sagt er, „lasst uns so tun, als ob wir spielen! Verstimmung, Streit, Eifer, vorgetäuschte Kämpfe wollen wir beginnen, aus vollem Hals!"

Parmeno: Potz, das ist ja eine nette Szene, und freilich eine LAMPENKOMÖDIE!

[…]

Transennologus [gibt Clitophos Rede wieder]: „Was ist denn das? Trottel! Narren! Wahnsinnige! Was spielt ihr da in stockfinsterer Nacht? Seid ihr noch gescheit? Was habt ihr das Licht weggeschafft? Was streitet ihr um des Kaisers Bart, ihr Flaschen? Meine Güte, seid ihr kindisch: Wo ist die LAMPE? Warum sitzt ihr ohne LAMPE da? Bringt die LAMPE her! Bringt ihr die LAMPE her? Schafft ihr vielleicht die LAMPE her? Kann ich euch Idioten irgendwie dazu bewegen, die LAMPE herzubringen? Ich werde euch gleich selbst anzünden, mit Pech und Zunder."

[…]

Parmeno: Bei den Göttern! Ein artiger Einfall! Und recht geschieht es ihm: Er war gleichzeitig da und nicht da, er lag im Spielsalon und alles ist an ihm vorbeigegangen.

Florian Schaffenrath

Beredsamkeit, Dialog, Rhetorik

Einleitung

Der Großteil dieses Kapitels wird sich mit lat. Reden beschäftigen, die in dieser Epoche zu unterschiedlichsten Anlässen gehalten wurden und in großer Zahl erhalten sind. Das Spektrum ist weit und reicht von Hochzeitsreden bis hin zu Festpredigten und Festvorträgen an der Universität. Darüber hinaus werden in diesem Kapitel zusätzlich Texte zu besprechen sein, die sich nur schwer in das System unserer Literaturgeschichte einordnen ließen, aber aufgrund ihrer besonderen rhetorischen Durchformung am ehesten noch zur Beredsamkeit zu passen schienen. Abschließend wird ein kurzer Blick auf die Textsorte „Dialog" und auf theoretische Werke zur Rhetorik geworfen werden. Um einen Überblick über die vielen erhaltenen Reden zu gewinnen, wurden sie zunächst in Gruppen zusammengefasst: Der erste Bereich, dem sich viele der hier zu besprechenden Werke zuordnen lassen, ist die Schule bzw. die Universität. Die Darstellung wird hier geographisch vorangehen und von Rovereto und über Padua, wo viele Tiroler studierten, nach Innsbruck blicken. Das zweite Umfeld ist die Kirche mit einer großen Reihe lat. Festpredigten und -ansprachen. Der Rest des Materials wird unter „Gelegenheitsreden" zusammengefasst, wobei die Abgrenzung v.a. zum Bereich der kirchlichen Reden nicht sehr scharf gezogen werden kann. Wenn z.B. die Jesuiten eine Geburtstagsrede verfassten, steht hier eher der Anlass, nicht der kirchliche Verfasser im Vordergrund.

Gymnasium in Rovereto; Antinus

Die Gruppe der schulischen Reden beginnt in Rovereto. 1668 wurde dort von Ferdinando degli Orefici (1607–1668) ein Gymnasium gegründet, das sich in der Folge zu einem fruchtbaren Zentrum der literarischen Produktion entwickelte. Üblicherweise wurden zu Beginn des Schuljahres im Herbst Reden gehalten, die oft stereotype Titel wie *Über den Schulbeginn* o.ä. trugen. Die früheste erhaltene Rede dürfte die eines biographisch nicht näher zu fassenden Franciscus Antinus [sic] Burgiensis sein.[1]

oratio

Seine sechs Seiten umfassende *Oratio de instauratione studiorum* („Rede über den Schulbeginn"; BCR, ms. 56.16) wird von Kriegsbildern eingerahmt: Im Exordium (Bl. 1r) wird der rhetorische Ansporn zum Lernen mit den Liedern des Tyrtaios verglichen, die den in die Schlacht ziehenden Kämpfern Mut machen sollten; am Schluss ruft der Redner zum Kampf gegen die Unbildung auf (Bl. 3v). Der Haupt-

1 Der Name des Redners ist hier nach Bl. 3v wiedergegeben, der Handschriftenkatalog in Rovereto führt „Giuseppe Antino" als Autor der Rede an.

teil beschäftigt sich nach dem topischen Geständnis des Redners, dem Thema nicht gewachsen zu sein, mit der Frage nach dem wahren Adel, der gemeinhin mit drei Gütern verbunden werde: Reichtum, edler Familienabstammung und Tapferkeit. Wie Cicero im fünften Buch seiner *Tusculanen* zeigt auch unser Redner, dass wahrer Adel nur in der Tapferkeit (Bl. 2^{r} u.ö.) zu suchen ist.

Publikum

Der Redner spricht seine Zuhörer immer wieder an (z.B. Bl. 1^{r}: *honestissimi adulescentes*, „ehrbarste Jünglinge") und geht am Ende der Rede auf ihre aktuelle Situation ein: Im Sommer hätten sich die Schüler erholen können, nun aber, da der Herbst schon zu Ende gehe, könnten sie sich wieder ganz ihren humanistischen Studien widmen. Burgiensis' offensichtliche Vorliebe für das Griechische kommt in zahlreichen aus der griechischen Geschichte und Literatur geschöpften Exempla zum Ausdruck.

Pizzini, *Ad Ferdinandum oratio*

In die Jahrzehnte um 1700 ist eine Rede zu datieren,[2] die der einflussreiche Provisor von Rovereto und spätere kaiserliche Rat Bartolomeo Pizzini (1664–1714; vgl. Perini 1906, 11–15) auf den Schulgründer Ferdinando degli Orefici (s.o.) gehalten hat. Die Rede, die in der Hs. BCR, ms. 14.10.8 einen Umfang von 10 Blatt aufweist, trägt den Titel *Ad perillustrem et reverendissimum dominum Ferdinandum Aurificaeum, Salisburgensem canonicum ad Nives et Roboretani gymnasii fundatorem oratio* („Rede auf den hochberühmten und verehrtesten Herrn Ferdinando degli Orefici, Kanoniker des Salzburger Schneeherrenstiftes und Gründer des Gymnasiums in Rovereto").

Programmatisch kündigt Pizzini zu Beginn seiner Rede an, die Leistungen und Tugenden eines großen Mannes näher darstellen zu wollen (Bl. 1^{rv}). In einem ersten Teil behandelt er dann Oreficis Biographie:[3] seine Jugend, seine Tätigkeit als Kanoniker in Salzburg, die Verwaltung des Bistums Gurk für den späteren Tiroler Erzherzog Sigmund Franz, das Direktorat des Konsistoriums in Salzburg und schließlich die Rückkehr nach Rovereto, wo er durch eine großzügige Schenkung die Gründung des Gymnasiums ermöglichte (Bl. 2^{r}–3^{r}). Ausführlich stellt Pizzini nun Ferdinandos Tugenden dar, aufgrund derer man ihm all die genannten Ämter übertragen habe (Bl. 3^{v}–7^{r}). Im dritten Teil der Rede wird gezeigt, welche Vorteile die Stadt Rovereto durch das neue Gymnasium genießen darf, von der Ausbildung einer städtischen Bildungselite bis hin zum wirtschaftlichen Gewinn, den Schüler aus dem Ausland bedeuten (Bl. 7^{r}–9^{r}). Pathetisch klingt die Rede mit dem Hinweis aus, dass Ferdinandos Ruhm ewig dauern werde (Bl. 9^{v}–10^{r}).

2 Die Datierung ergibt sich aus zwei Randtermini: 1668 wurde das Gymnasium in Rovereto eröffnet, 1714 starb Pizzini.

3 Einige durchaus attraktive Stationen im Leben Ferdinandos bleiben ungenannt, etwa die Zeit am Collegium Germanicum in Rom.

Es ist nicht bekannt, in welchem Rahmen Pizzini diese Rede gehalten hat. Das Publikum, das hin und wieder mit *auditores* („Zuhörer") angesprochen wird, bleibt unbestimmt. Immerhin finden sich in der Hs. zahlreiche Korrekturen[4] von zweiter Hand, woraus man ableiten könnte, dass Pizzini die Rede in einem schulischen Umfeld hielt, sie aber vorher von einem Lehrer korrigieren ließ. Auffallend ist weiters, dass Pizzini immer wieder auf den *exemplum*-Charakter von Oreficis Tat hinweist, dem möglichst viele reiche Bürger der Stadt nachfolgen sollen.

schulisches Umfeld

Ein Anlass im Schuljahr, zu dem eine lat. Rede nicht fehlen durfte, war die Verleihung von Preisen und Auszeichnungen an besonders hervorragende Schüler. Als Beispiel erwähnt sei die *Oratio habita de more 9 Kal. Septembris 1770 in solemni praemiorum distributione* („Dem Brauch gemäß zur feierlichen Preisverleihung am 24. August 1770 gehaltene Rede"; BCR, ms. 14.2) des Clemente Cobelli.

Clemente Cobelli

Aus den jungen Tagen des später im Rahmen der Accademia degli Agiati so bedeutenden Giovanni Maria Biagi (vgl. hier S. 949) ist hs. die siebenseitige Rede *De laudibus litterarum* („Über das Lob der Studien"; BCR, ms. 14.9) erhalten.[5] Sie wurde im September 1755 in der Kirche San Marco in Rovereto gehalten, wo sich Biagi – zu diesem Zeitpunkt immerhin schon 29 Jahre alt – an seine *carissimi condiscipuli* (Bl. 4r; „geschätzteste Mitschüler"), aber auch an die Förderer und Gönner der Schule wendet. Thematisch geht es um den Nutzen humanistischer Bildung für den Einzelnen, aber auch für die ganze Stadt. – Schon anhand unserer kleinen Sammlung lässt sich erkennen, dass die Roveretaner Reden alle von ähnlicher Machart sind und auch inhaltlich bekannte Themen variieren.

Giovanni Maria Biagi

Auch in Trient gab es einige Bildungseinrichtungen, in denen zu Beginn des Studienjahres lat. Reden vorgetragen wurden, etwa das Seminar des Somaskerordens, das nach den Reformen des Trientner Konzils eingerichtet wurde.[6] Balthasar Passamani-Rosanelli vom Orden der Somasker war dort als Lehrer für Rhetorik tätig.

Seminar in Trient; Passamani-Rosanelli

Im November 1764 hielt er eine Rede *In solemni studiorum instauratione* („Zum feierlichen Beginn des Studienjahres"; Trient 1764) und widmet sie Bischof Cristoforo Francesco Sizzo di Nobis (reg. 1762–1776; vgl. Abb. 116, 117). Die Rede ist ein später Beitrag zur Ciceronianismus-Debatte, die im 15. und 16. Jh. in ganz

In studiorum instauratione

4 Auffällig sind die Ausbesserungen von offensichtlichen Italianismen, aber auch Inhaltliches wird beanstandet (etwa der Name des Tiroler Erzherzogs: Ferdinand wurde zu Sigismund ausgebessert, Bl. 7r).

5 Hier nicht zu besprechen ist die prosimetrische *Oratio academica habita V. Kal. Augusti 1758 super illud: Poetae nascuntur* („Akademische Rede am 27. Juli 1758 zum Thema: Als Dichter wird man geboren"; BCR, ms. 14.12), die zwar einen lat. Titel trägt, zumindest in den Prosateilen aber italienisch ist.

6 Zu diesem Seminar, das bis ins 18. Jh. von Mitgliedern des Somaskerordens geleitet und 1771 in das Bischöfliche Seminar umgewandelt wurde, vgl. Flabbi 1907.

Europa teils heftig geführt wurde. Passamani ist der Meinung, dass man sich sehr wohl an Vorbilder halten sollte, sich jedoch über die Grundsätze der eigenen *imitatio* Rechenschaft ablegen müsse (5–7). Zwei Dinge scheinen ihm dabei wichtig zu sein: Erstens müsse man den Autor, an den man sich halten wolle, genau studieren und in sich aufnehmen (7–10). Zweitens dürfe man sich keinen Redner zum Vorbild nehmen, dessen Anlagen mit den eigenen nicht übereinstimmten (10–13). Passamani schließt mit dem durch ein Lukrezzitat (Lucr. 3,11–12) unterstützten Bild von der Biene, die von Blume zu Blume fliegt und so ihren Nektar sammelt, woran sich die Schüler orientieren sollten (14). Hier wurde die zum Schuljahresbeginn unumgängliche Rede also gewitzt benutzt, um unterrichtsrelevante Inhalte zu transportieren.

Francesco Santoni

Am selben Seminar wirkte Francesco Santoni. Er wurde am 21. Juni 1723 in Ceniga (nördlich von Arco) geboren, im Alter von 20 Jahren zum Priester geweiht und unterrichtete am Gymnasium von Arco Philosophie. 1771 wurde er an das Seminar nach Trient berufen und als Rektor mit dessen Leitung betraut.[7] Bischof Cristoforo Sizzo (1762–1776) führte nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773, von der auch das Jesuitenkolleg in Trient betroffen war, umfassende Reformen im (nunmehr Bischöflichen) Seminar durch: Er betraute nicht mehr die Somasker, sondern Weltpriester mit der Leitung und verlegte es in die frei gewordenen Räumlichkeiten des aufgehobenen Jesuitenkollegs (Flabbi 1907, 50–68). Sizzo griff aber nicht nur in örtliche und personelle Angelegenheiten ein, sondern reformierte auch die Studien, wovon wir u.a. aus einer Rede wissen, die Santoni in Anwesenheit des Bischofs und der Seminaristen gehalten hat.

De studiorum instauratione

Die Rede *De studiorum instauratione a celsissimo viro Christophoro Sizzo Tridentinorum episcopo et principe oratio* („Rede über die Organisation der Studien durch den höchsten Herren Cristoforo Sizzo, Fürstbischof von Trient") wurde 1773 in Trient gedruckt. Sie umfasst nach der Widmungsadresse an den Bischof 34 Druckseiten und ist in drei Hauptteile gegliedert: Zunächst (III–XI) behandelt Santoni die Vorteile einer öffentlichen gegenüber einer privaten Erziehung junger Menschen. Dann (XII–XX) geht es um Inhalte und Methoden öffentlicher Erziehung, zuletzt (XX–XXXIV) lobt der neue Rektor die Reformen, die Sizzo im Seminar in Trient durchgesetzt hat.

Reformpädagogik

Santoni sieht seine Schüler als *automata* („programmierbare Wesen"; X), die von geeigneten Lehrern am besten in öffentlichen Schulen erzogen werden sollen. Er stützt sich dabei auf die Autorität Quintilians, aber auch auf den wegen seiner jansenistischen Ansichten umstrittenen französischen Reformpädagogen Charles

7 Santoni wurde später 1774 zum Propst von Arco ernannt und verstarb dort 1795; vgl. Tovazzi, Nr. 442; Gasser 3, 207–209.



II.
IN SOLEMNI
STUDIORUM INSTAURATIONE
ORATIO
HABITA
A DON BALTHASARE PASSAMANI, ROSANELLI,
Congregationis de Somascha Presbytero, Oratore,
ET IN SEMINARIO EPISCOPALI TRIDENTI RHETORE
Sexto Kalendas Decembris MDCCLXIV.

TRIDENTI,
Typhis Joannis Baptistæ Monauni, Typogr. Episcopalis.
SUPERIORUM PERMISSU.



CELSISSIMO, AC REVERENDISSIMO
CHRISTOPHORO SIZZO
EPISCOPO, ET S. R. I. PRINCIPI TRIDENTI,
MARCHIONI CASTELLARII &c. &c.

BALTHASAR PASSAMANI, ROSANELLI

QUOD *minime cogitaveram*, Celsissime, ac Reverendissime Præsul, & Princeps, *quod multum etiam abesse existimabam ab hujus orationis natura, ac tenuitate, ut eam typis evulgarem: id voluntate non nullorum magni apud me ponderis factum est. Equidem peregregie mecum actum esse gaudebam, quod oratio qualiscunque hac mea illorum, & multorum civium eruditissimis auribus, supra spem placuisset. Verebar rigorosum, ac tremendum judicium oculorum, ad quos minus ego, cum scriberem, ea referebam, quæ aliis audienda esse intelligerem, legenda nihil suspicarer. Itaque excusavi me, quoad decuit: sed omnino non potui, quin meum in hac re non accomodarem ad* ſudi-

Abb. 116, 117: Titelblatt und Widmung der Bischof Cristoforo Sizzo gewidmeten Rede *In solemni studiorum instauratione* des Balthasar Passamani, Trient 1764.

Rollin (1661–1741). Dieser hatte in seinem *Traité des études* (Paris 1726–1731) u.a. die stärkere Einbeziehung der Muttersprache in den Unterricht gefordert, was Santoni in Trient aufgreift: Die Lehrerschaft wurde erweitert und in Italiener und Deutsche aufgeteilt, die dann ihre Landsleute neben Lat. v.a. auch die jeweilige Muttersprache lehren sollten.

Universität Padua

Bevor es in Innsbruck eine eigene Universität gab, war Padua ein beliebter Studienort für Studenten aus Tirol. Aber auch nach der Innsbrucker Universitätsgründung 1669 finden sich dort zahlreiche Tiroler, die zu diversen Anlässen auch mit lat. Reden an die Öffentlichkeit getreten sind.

Georg Kofler

In Latsch geboren wurde Georg Kofler, der in Padua kirchliches und weltliches Recht studierte. Am 25. November 1672 war es seine Aufgabe, die traditionelle Rede zum Fest der Hl. Katharina vor der Deutschen Nation der juristischen Fakultät zu halten. Anwesend war der Prosyndicus der Nation, Cornelius a Laher, dem auch ein anagrammatisches Gedicht vor der Rede gewidmet ist. Nach einigen Unklarheiten über die Zahlungsmodalitäten[8] wurde die *Sapientia victrix sive oratio*

8 Vgl. Archivio universitario Padua, ms. 21, Bl. 13^v: „Il 9 dicembre 1672 l'Università decise di compensarlo con 40 lire mentre il 28 novembre aveva già pagato lo stampatore Pasquati."

in honorem divae Catharinae virginis et martyris („Sieg der Weisheit oder Rede zu Ehren der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Katharina"; Padua 1672) schließlich doch gedruckt (Bernardinello 1986, 34–35).

> Die Rede beginnt nach einer *captatio benevolentiae* mit der Einschränkung des Themas auf die siegreiche Weisheit Katharinas. In einem ersten Schritt wird das verderbliche Wirken der Dummheit dargestellt, die schon ganze Staaten vernichtet hat. Als Gegenbild wird Katharinas tapferer Kampf für den wahren Glauben ausgebreitet. Der Redner lässt die Heilige selbst auftreten und legt ihr ein beherztes Gebet in der Stunde vor ihrem Martyrium in den Mund. Sie erscheint als Vorbild für alle Studenten.

Weggler

Nur fünf Jahre später ist es 1677 wieder ein Tiroler, der aus Meran stammende Christoph Theodor Weggler, Student beider Rechte und Bibliothekar der Deutschen Nation der juristischen Fakultät, der am 25. November die Festrede am Katharinentag halten darf. Gewidmet ist seine *Panegyris in festivitate divae Catharinae virginis et martyris* („Lobrede am Festtag der heiligen Jungfrau und Märtyrerin Katharina"; Padua 1677) Otto Graf von Bronchorts, dem Prosyndicus der Juristen. Weggler behandelt in seiner sechs Druckseiten umfassenden Rede die Frage nach der *beatitudo* bzw. *vita beata* („glückliches Leben"), entschuldigt sich aber (9), dass er von den thematischen Gepflogenheiten früherer Festreden zum selben Anlass abweiche. Nach einer stark verkürzenden philosophischen Definition, die die *beatitudo* vom *finis hominis* („Ziel des Menschen") abhängig sein lässt, wird Katharinas Gottesschau beschrieben, die sie zur *imitatio Christi* veranlasste. Am Ende (11–12) lässt Weggler wie vor ihm Kofler (s.o.) Katharina in einer *sermocinatio* als sprechende Figur auftreten, die die Studenten zu eifrigem Studium ermahnt.

Bartolomei

Noch ein dritter in der Reihe der Katharinenredner sei erwähnt: Simon Pietro Bartolomei d.Ä. (1661–1699) aus Pergine, der später als Rechtsgelehrter bekannt wurde (vgl. Tovazzi, Nr. 870; Gasser 1, 63–64). Vor seinem Wirken als Professor in Mantua studierte er in Padua, wo er 1682 die Ehre hatte, wiederum zum Fest der Hl. Katharina in Anwesenheit des Prosyndicus der Juristenfakultät eine Rede zu halten, die hier zumindest dem Titel nach angeführt sei: *Idaea sapientiae et fortitudinis expressa in diva Catherina partheno-martyre* („Wie sich die Idee der Weisheit und der Tapferkeit in der Hl. Katharina, der jungfräulichen Blutzeugin, ausdrückte"; Padua 1682). Auf den vier Seiten der Rede wird besonders die gefällige Verbindung von Weisheit und Tapferkeit betont.

Zeno

An der Universität Padua wurden Reden aber nicht nur am Festtag der Hl. Katharina gehalten: In einen schönen Einblattdruck eingearbeitet wurde etwa das *Elogium* („Lobrede"; ein Exemplar befindet sich in TLMF, FB 1677), das Antonio Zeno 1687 auf Antonio Maria Levrio aus Trient aus Anlass seines Studienabschlus-

ses gehalten hat. Zeno war Rektor des Kollegs bei S. Canziano und widmete die Rede dem Onkel des Neo-Laureaten, Abt Firmo Levrio, dem Rektor des Kollegs bei S. Firmo e Rustico. Das Studienende des Levrio wird als Ende einer Jagd dargestellt, zu dem sich die Städte Padua und Trient mit Applaus einstellen.

Koler

Wie schon im Gymnasium beobachtet, wurde auch an der Universität der Beginn des Studiensemesters feierlich begangen und rhetorisch ausgestaltet: Der aus Tirol stammende Medizinstudent Dominicus Koler war Assessor der deutschen Nation an der Universität Padua[9] und hatte in dieser Funktion am 2. November 1713 in der Kathedrale von Padua aus Anlass des Studienbeginnes eine Rede zu halten, die er mit dem Titel *De medicinae laudibus* („Über das Lob der Medizin“; Padua 1713) versah. Die kurze Schrift beginnt mit einer Widmungsadresse an den Prosyndicus der Universität, Matthaeus Wilhelm Lers aus Aachen, der ein persönlicher Förderer des Autors war (3–4) und ihn auch zu dieser Rede aufgefordert hatte.

Die eigentliche Rede füllt acht Druckseiten und beginnt nach der Anrede der versammelten Festgäste, unter denen sich der Rektor der Universität und der Bürgermeister der Stadt Padua befanden, und einer *captatio benevolentiae* mit der Begründung der Medizin durch Gott, der die Möglichkeit der Heilung von Krankheiten im Wesen des Menschen angelegt hat. In der heidnischen Religion galten die ersten Ärzte, Apollo und Äskulap, als Götter (6–7). Auf das hohe Alter der Medizin wird hingewiesen: Bereits der aus dem Paradies vertriebene Adam musste sich mit zahlreichen Krankheiten herumschlagen (7–8). Die Medizin wurde von den Mächtigen der Welt, aber auch von den Kirchenvätern stets geschätzt und hochgehalten (8–9). Die höchsten Vertreter der Zunft, Hippokrates und Galen, sind weltweit bekannt (9). Ein besonderes Verdienst der Medizin liegt darin, im Gegensatz zu anderen Künsten oder Berufen allen Menschen in gleicher Weise nützlich zu sein; denn die Gesundheit gilt allen als höchstes Gut (10–11). Die Rede endet, wie sie begonnen hat, mit einer Adresse an das Publikum, das die Worte wohlmeinend aufnehmen möge (12).

Funktion

Alle diese Reden[10] dienten einerseits zur Selbstvergewisserung der Wissenschaft nach innen, andererseits aber auch zur Verankerung des Wissenschaftsbetriebes im gesellschaftlichen Umfeld. Deshalb wird in den Paratexten und Einleitungen so großes Gewicht auf die jeweils anwesenden Honoratioren gelegt.

9 Dieser Dominicus Koler ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Neustifter Chorherren (1651–1701), vgl. hier S. 727–728.

10 Zumindest erwähnt sei noch eine feierliche *Oratio pro solemni studiorum instauratione* („Rede zum feierlichen Studienbeginn“; Padua 1757), die der aus Trient stammende Giovanni Battista Scarpari vor den Mitgliedern der medizinischen Fakultät hielt.

Universität Innsbruck; Roschmann

Eine große Zahl an lat. Reden ist, wie zu erwarten, auch aus dem Umfeld der 1669 neu gegründeten Innsbrucker Universität erhalten. Willkommene Anlässe waren einmal mehr Studienabschlüsse: So trat auch einer der produktivsten Tiroler Latinisten des 18. Jhs. an der Universität als Redner hervor: Am 7. August 1728 hielt Anton Roschmann (vgl. hier S. 743–744) eine Rede *De claris viris Tyrolensibus* („Über berühmte Männer aus Tirol"), um den Titel eines Lizentiats beider Rechte zu erhalten (Schaffenrath 2010). Der Autograph ist im TLMF erhalten (Dip. 1106, Bl. 155^{r}–166^{v}; vgl. Auer 1979, 140 [Nr. 56]). Nach dem Titelblatt (Bl. 155^{r}), auf dessen Rückseite biographische Notizen zu verschiedenen Tiroler Autoren enthalten sind, schließen sich an den eigentlichen Text noch eine Ergebenheitsadresse an den Prokanzler sowie Dankesworte für die Verleihung des Titels an.[11]

Roschmann beginnt seine Rede mit Auszügen aus den Werken Athanasius Kirchers und Johannes Bisselius', die die Vorzüge der Tiroler Gesteine bzw. des Tiroler Klimas besonders herausstreichen (Bl. 156^{r}–157^{r}). Dass es bisher nur Auswärtige der Mühe wert fanden, das Lob Tirols zu singen, bewog ihn dazu, die vorliegende Rede auszuarbeiten, er bittet jedoch generell um Nachsicht (Bl. 157^{rv}). In einer langen Praeteritio nennt er die Gebiete, die er im Folgenden ausklammert (Bl. 157^{v}–158^{r}), und teilt dann den Stoff, den er behandeln will, in zwei Gebiete: Tiroler Erfolge im Krieg und in der Wissenschaft (Bl. 158^{r}). Im ersten Hauptteil der Rede werden die Heldentaten von Tirolern in verschiedenen Schlachten der Weltgeschichte gefeiert (Bl. 158^{r}–161^{v}). Es folgt ein kleines Zwischenstück mit berühmten Tiroler Malern und Bildhauern (Bl. 161^{v}–162^{v}) als Überleitung zu den Wissenschaftlern. Roschmann bespricht in der Folge Historiker (Bl. 162^{v}–163^{v}), Philosophen und Mediziner (Bl. 163^{v}–164^{r}), Rechtsgelehrte (Bl. 164^{r}–165^{r}) und Theologen (Bl. 165^{r}–166^{r}). Den Abschluss der Rede bildet wieder eine lange Praeteritio, ein exzessives *name dropping* all derer, die hier nicht berücksichtigt wurden.

Bedeutung

Man kann in dieser Rede, die zu den frühesten erhaltenen Werken Roschmanns zählt, den Beginn seiner Beschäftigung mit großen Tiroler Künstlern und Literaten sehen, die sich später noch in vielen Werken niederschlagen soll, etwa in seiner *Historia litteraria Tyrolensis* (vgl. hier S. 746–747).

Egloff von Staadthoff

Die große Weltpolitik der 30er-Jahre des 18. Jhs. spiegelt sich in einer Rede des aus Baden in der Schweiz stammenden Arztes Franz Karl Egloff von Staadthoff (1677–1740) wider, der von 1716 bis 1730 Professor für Anatomie an der Innsbrucker Universität war (vgl. Rogenhofer 1975, 105–106; Medizinische Fakultät 1992,

11 Die Tagebücher der juridischen Fakultät (*Ephemerides facultatis iuridicae*, Universitätsarchiv Innsbruck, Bd. 6, 296–297) verraten einige Details über die Umstände der Verleihung. Als Notar und Vertreter der Hohen Kammer fungierte Franz Heisler (vgl. Auer 1979, 251).

36; Hochenegg 1977, 139): Am 8. Februar 1734 hielt er eine Rede aus Anlass der Promotion von Andreas Michaeler zum Doktor der Medizin: *Oratio inauguralis sive moderni bellicosi Europae status adumbratio* („Inauguralrede oder Skizze des aktuellen Kriegszustands in Europa"; Innsbruck 1734).[12] Darin geht er der Frage nach, welche Bedeutung Ärzte in so martialischen Zeiten – im Hintergrund steht der Polnische Erbfolgekrieg – noch haben können.

Oratio inauguralis

Der 13 Seiten umfassenden Rede sind drei Leitfragen vorangestellt, wobei nur die erste – *An obortis praesentibus bellorum in tota propemodum Europa turbis expediat creare medicinae doctores* („Ist es noch sinnvoll, Mediziner zu promovieren, wo doch gegenwärtig in ganz Europa Kriegswirren ausgebrochen sind?") – am Beginn der Rede als Überschrift wiederholt wird. Die aktuelle Kriegssituation wird kritisiert, die Nützlichkeit von Medizinern und Soldaten für den Staat gegeneinander ausgespielt. Mit einer langen Reihe historischer Beispiele verdeutlicht Egloff, wie wertvoll Ärzte für die Mächtigen aller Zeiten waren. Den Einzelkämpfern eines heroischen Altertums werden die modernen Massenarmeen gegenübergestellt, für die gute Ärzte noch wichtiger sind. Nicht nur im Krieg, auch bei der Bekämpfung von Seuchen sind Mediziner von zentraler Bedeutung; als Beispiel aus der jüngsten Tiroler Geschichte führt Egloff die Seuche an, die 1704 im Anschluss an den sogenannten „Bayerischen Rummel" ausgebrochen ist. Dem Anlass der Rede entsprechend enthält die Peroratio einen flammenden Appell an die angehenden Ärzte, sich ihrer großen Verantwortung für den Staat bewusst zu sein. Egloff nutzt somit geschickt die Bühne, die sich ihm bei dieser feierlichen Promotion bot, um die Bedeutung seiner Profession ins beste Licht zu rücken.

Ignaz Weitenauer

Blicken wir von den Medizinern zu den Theologen: Ein ganzes Redecorpus ist von Ignaz Weitenauer SJ (1709–1783) erhalten, der in erster Linie als Sprachwissenschaftler und Theologe zu würdigen ist (vgl. hier S. 802–806, 830–832). Von seinen theoretischen Werken zur Rhetorik wird am Ende des Kapitels noch die Rede sein; zunächst interessieren uns jedoch seine fünf in Innsbruck gehaltenen *Orationes academicae* („Akademische Reden"), die er gesammelt 1756 in Augsburg drucken ließ. Diese gelehrten und mit zahlreichen Quellenangaben in den Fußnoten versehenen Reden zu unterschiedlichen universitären Anlässen richten sich an die Mitglieder der verschiedenen Fakultäten, die immer wieder als *auditores academici* apostrophiert werden.

Salomon

Die erste Rede trägt den Titel *Salomon caelo assertus* („Salomons Aufnahme in den Himmel"; 1–53) und ist an die Philosophen gerichtet, deren Mitglieder als *auditores philoso-*

12 Bei Gasser 1, 192 ist das Werk fälschlich mit dem Titel des ersten Kapitels zitiert und auf das Jahr 1730 datiert.

phici angeredet werden. Die Rede besteht aus zwei Hauptteilen; im ersten (4–38) versucht Weitenauer die Ansicht über König Salomon, dieser habe am Ende seines Lebens keine Reue gezeigt und habe sich deswegen von Gott entfremdet, zu widerlegen; im zweiten (38–50) geht er zum Gegenangriff über und zeigt, dass Salomon sogar in die Schar der Heiligen aufgenommen wurde. Zur Untermauerung seiner These führt er in der Argumentation zunächst Stellen aus der Heiligen Schrift, dann aus den Kirchenvätern an. Um zu variieren, dreht er diese Reihenfolge im zweiten Hauptteil um.

Ivo

Die zweite Rede richtet sich an die Mitglieder der juristischen Fakultät und ist deren Schutzpatron, dem Hl. Ivo, gewidmet; sie trägt den Titel *Divi Ivonis laudatio* („Lobrede auf den Hl. Ivo"; 54–66). Das Thema der Rede, Ivos gewinnbringende Gerechtigkeit, behandelt Weitenauer wieder in zwei Teilen: zunächst Ivos innere Gerechtigkeit (55–60), dann sein gerechtes Wirken in der Welt (60–66). Es handelt sich um eine flammende Apologie für jene Juristen, die nicht nur nach Gewinn streben, sondern vielmehr nach höherer Gerechtigkeit.

Iurisconsulti

Mit weiteren heiliggesprochenen Juristen beschäftigt sich die nächste Rede, die Weitenauer vor den Juristen hielt: *Sancti iurisconsulti*, *Ivonis in caelo collegae* („Die heiligen Rechtsgelehrten, die Ivo im Himmel zur Seite sitzen"; 67–79). Mit dem donnernden Eingangszitat aus der ersten Catilinarischen Rede Ciceros fragt sich Weitenauer am Beginn, wie lange die Gegner den Juristen noch vorwerfen wollen, dass es in ihren Reihen abgesehen vom Hl. Ivo keinen rechtschaffenen Mann gegeben habe. Weitenauer zählt als Gegenargument eine lange Liste von Heiligen auf, die eine juristische Ausbildung hatten und dem Hl. Ivo vergleichbare Taten vorzuweisen haben (74–79).

Tertullianus

Die vierte Rede richtet sich wohl an die gesamte Universität, da sie von einem Mann handelt, der Mitgliedern aller Fakultäten Vorbild und Abschreckung sein kann: *Tertulliani effigies* („Eine Skizze von Tertullian"; 81–98). Weitenauer beschreibt zunächst die Verdienste, die sich der große christliche Schriftsteller aus Karthago um die Kirche erworben hat. Mit dem Bild des Kriegselefanten, der zunächst gegen die Feinde, dann aber gegen die eigenen Leute anrennt (89), leitet er zu Tertullians Hinwendung zum Montanismus und zu seinen Sünden wider die Kirche über (88–98). Am Schluss wird der Leser aufgefordert, selbst abzuschätzen, ob Tertullian der Kirche mehr genützt oder geschadet hat; Weitenauer tendiert zu Ersterem.

David

Die letzte der *Akademischen Reden* wurde vor den Mitgliedern der theologischen Fakultät gehalten und trägt den Titel *An solus David psalmorum omnium auctor sit* („Ob David allein alle Psalmen geschrieben hat", 99–123). Weitenauer hielt diese Rede am Beginn einer Vorlesung über das Psalterium und strukturiert sie, indem er folgende drei Klassen von Psalmen der Reihe nach behandelt: die durch ihre Überschrift David sicher zugeschriebenen, die anderen Propheten gegebenen und die ohne Verfasserangabe. Mit dem *David* hat das Redecorpus seinen Höhepunkt und seinen Abschluss erreicht und den Bogen von den Philosophen und Juristen zu allen Studenten und den Theologen im Besonderen gespannt.

Ricci, *Praelectio*

Doch auch andere Ordensmänner waren an der Innsbrucker Universität vertreten, was etwa die Antrittsvorlesung des Franziskaners Flavian Ricci (vgl. hier S. 828–829) zeigt. Diese hat sich unter dem Titel *Praelectio in Oenipontana universitate habita, dum theologiae Christianae dogmatico-moralis schola aperiretur* („Vorlesung an der Universität Innsbruck zur Eröffnung des dogmatisch-moralischen Kurses aus der christlichen Theologie"; TLMF, FB 458/5; vgl. Kustatscher 2007, 370) hs. erhalten.

Nach einem Lob Maria Theresias für ihren Einsatz um die Wissenschaften und Künste und einer Bescheidenheitsfloskel kommt Ricci zunächst auf die Moralphilosophie in der heidnischen Antike zu sprechen, wobei er den Einfluss der Stoiker auf christliche Denker herausstreicht. Wissen um Moral führe direkt zu Gottes- und Nächstenliebe (Bl. 2^v–4^v). Ricci betont die Schwierigkeit seines Faches, will sich aber auf gute Ratgeber verlassen und seinen Studenten ein verantwortungsvoller Lehrer sein (Bl. 5^r–9^r). Was sich der Zuhörer eigentlich am Anfang der Rede erwartet, ruft Ricci in den letzten Zeilen aus: *Rem aggrediar* (Bl. 9^r; „Nun will ich mich ans Werk machen"). So spielt er abschließend auf die Aufnahme seines Kurses an.

Gelehrtenakademie Taxiana

Nicht mehr in den Bereich der Innsbrucker Universität, aber doch in ihr Umfeld fallen die Reden, die im Rahmen der Treffen der Innsbrucker Gelehrtenakademie Taxiana (s. hier S. 615–616) gehalten wurden. Da es sich bei diesen Reden in der Regel um Fachvorträge handelt, werden sie im Detail auch bei den jeweiligen Disziplinen behandelt; hier sollen sie jedoch als Produkte einer gediegenen Wissenschaftsrhetorik gewürdigt werden.

Anton Roschmann

Ein Großteil der Vorträge der Taxiana wurde von Anton Roschmann (s.o.) bestritten, dessen umfangreiches Schrifttum für die Gelehrtenakademie hier nicht einmal ansatzweise besprochen werden kann. Zumindest dem Titel nach sei eine Rede genannt, die er 1728 gehalten hat: *Oratio academica de vinculo inter nationes Austriacam et Tirolensem* („Akademische Rede über das Band zwischen der österreichischen und der Tiroler Nation"; TLMF, Dip. 972/8); das Werk wurde jedoch zurecht als „unbedeutend" eingestuft (Auer 1979, 160).

Christoph Anton von Migazzi

Aus dem Rahmen der üblichen Taxiana-Vorträge fällt die Trauerrede, die Christoph Anton von Migazzi (1714–1803) am 7. Dezember 1741 aus Anlass des Todes von Kaiser Karl VI. im Oktober des Vorjahres hielt. Der gebürtige Trientner hatte in Rom am Collegium Germanicum studiert und wurde dann Domherr in Brixen und Trient (Wolfsgruber 1951, 180). Ab 1745 weilte er wieder in Rom bzw. auf verschiedenen diplomatischen Missionen im Dienste Maria Theresias (vgl. Gasser 2, 268–270; Wolfsgruber 1897; ADB 21, 717–718).

Oratio in funere Caroli VI.

Die 1741 in Rom gedruckte *Oratio in funere Caroli VI. imperatoris ad Mariam Theresiam, Hungariae et Bohemiae reginam* („Rede zum Tod von Kaiser Karl VI. an Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böhmen") umfasst nach einem kurzen Widmungsbrief zehn Seiten. Migazzi erklärt, dass er die zunächst vor der Taxiana gehaltene Rede im Auftrag von Joseph Maria Graf von Thun (1713–1763), des österreichischen Gesandten beim Heiligen Stuhl, veröffentlicht, mit der Publikation aber noch etwas gewartet habe, um der trauernden Tochter nicht erneut Schmerz zu bereiten. Drei große Tugenden Karls strukturieren die Rede: *temperantia* (II–V; „Mäßigung"), *iustitia* (V–VII; „Gerechtigkeit") und *religio* (VII–X; „Frömmigkeit"). Es gelingt Migazzi leicht, wichtige Stationen aus dem Leben des Kaisers, etwa sein Bündnis mit Russland, den Ausbruch der Pest in Wien oder die erfreuliche Hochzeit seiner Tochter Maria Theresia mit Franz Stephan von Lothringen, in dieses System einzubauen.

Sprache; Publikum

Ein wahres Feuerwerk an Stilmitteln will die Bedeutung des gewählten Themas untermauern: Anaphern, Asyndeta, rhetorische Fragen und Apostrophen an auftretende Figuren sind die häufigsten. In der Druckfassung der Rede scheint nur noch an zwei Stellen die ursprüngliche Vortragssituation vor den Mitgliedern der Gelehrtenakademie durch: Auf den S. I und X werden *Germani viri* („deutsche Männer") angesprochen.

kirchliches Umfeld; Gassmayr

Neben Schule und Universität war es wie schon in früheren Epochen v.a. die Kirche, in deren Umfeld lat. Reden bzw. Predigten entstanden, von denen einige auch im Theologiekapitel (vgl. hier S. 812–813) erwähnt werden. Im Kontext der Beredsamkeit sind in erster Linie festliche Predigten zu nennen. Eine wichtige Sammlung stammt von Sebastian Gassmayr SJ. 1699 im Ahrntal geboren, trat Gassmayr 1717 in den Jesuitenorden ein und tat sich als Lehrer für Literatur und Rhetorik sowie als Prediger hervor. An der Universität Innsbruck hielt er 1750–1754 einen Kurs für sakrale und profane Redekunst, ehe er nach München zurückkehrte, wo er 1768 verstarb (vgl. Gasser 2, 22; BS 3, 1253–1254; Zwanowetz 1981, 219). 1758 ließ er in Augsburg zwei Bände mit dem Titel *Argumenta evangelica ex notis venerandi patris Petri Canisii S.J. cum appendicibus conceptuum, quos in alma universitate Oenipontana dominis eloquentiae sacrae auditoribus pro exercitatione privata et publica subministravit* („Evangelische Themen aus den Notizen des verehrten Vaters Petrus Canisius SJ mit angehängten Redevorschlägen, die er an der Innsbrucker Universität den Hörern der geistlichen Beredsamkeit zur privaten und öffentlichen Übung zur Verfügung gestellt hat") drucken. Darin verbindet er eigene Anleitungen zum Verfassen von Predigten mit den Kommentaren des Petrus Canisius zu einzelnen Evangelienstellen (*Notae in evangelicas lectiones*, „Anmerkungen zu Lesungen aus dem Evangelium"; Freiburg 1595).

Werkstruktur

Der erste Band ist nach Sonn- und Feiertagen geordnet, der zweite nach Hochfesten im kirchlichen Jahreskreis. Beginnend mit dem ersten Adventsonntag fügt

Gassmayr im ersten Teil ausgehend vom jeweiligen Evangeliumstext Petrus Canisius' Notizen an, woraufhin in einem Anhang ein Vorschlag für den Aufbau einer textbezogenen Predigt, ihre Beurteilung *(probatio),* die Möglichkeit, sie auszubauen *(amplificatio),* und ihr Nutzen für das Publikum *(fructus)* zur Sprache kommen. Es handelt sich also um ein Hilfsbuch, das bei der Konzeption und Planung einer Predigt helfen soll und zudem Canisius' Bedeutung zementiert. Auch der zweite Teil liefert nach einem kurzen Zitat der zum jeweiligen Fest gehörenden Evangelienstelle die Notizen des Petrus Canisius. Eine *quaestio* stellt die mit dem jeweiligen Fest verbundene theologische Grundfrage, die *propositio* gibt eine Ausgangssituation vor, die *partitio* schlägt eine Redegliederung vor. Zuletzt wird wieder der mögliche Gewinn der Zuhörer erwähnt.

Intention

Ziel des Werkes ist es, dem künftigen Prediger ein Hilfsmittel an die Hand zu geben, das ihm bei der Ausarbeitung seiner Predigten zumindest die Schritte der Stofffindung und der Konzeption erspart (so Gassmayr im Vorwort). Er soll sich ganz auf die aktuelle Umsetzung des Vorbereiteten in der jeweiligen Situation konzentrieren können.

Kongregation

Predigten spielten auch eine wichtige Rolle im geistlichen Leben der Marianischen Kongregationen, deren erste in Innsbruck schon 1578 am Jesuitengymnasium gegründet worden war und die im 18. Jh. von besonderer Bedeutung waren (Klaar 1928). Aus den Jahren 1745–1780 haben sich in der Hs. TLMF, Dip. 671/7 unter dem Titel *Argumenta sacrarum meditationum tempore quadragesimae in congregatione potissimum maiori Oenipontana ab anno 1745 ad annum 1780* („Themen der geistlichen Meditationen zur Fastenzeit, besonders aus der höheren Innsbrucker Kongregation von 1745 bis 1780") Ankündigungen für Predigten und Predigtzyklen erhalten; in ihnen werden die Sodalen zu Messen im Laufe der Fastenzeit, einmal auch zur Teilnahme an „asketischen Akademien" zur Vorbereitung auf Ostern geladen. Die Einblattdrucke haben den Zweck, Interesse für die angekündigten Predigten zu wecken und eine Idee von Thema und Gedankengang zu geben, enthalten aber nicht die Predigten selbst.

Pactum minus

Der Jesuit Joseph Erhard (1716–1784), der an verschiedenen süddeutschen und österreichischen Universitäten lehrte, war von 1759 bis 1765 Professor für Theologie in Innsbruck.[13] Seit 1759 war er hier auch Präses oder geistlicher Vater der Akademiker-Kongregation, ein Amt, das er die ersten fünf Jahre über kaum wahrnahm. Die Kongregation gab 1764 ein Mitgliederverzeichnis unter folgendem Titel heraus: *Pactum minus dominorum sodalium, qui in congregatione maiore academica Oenipontana* […] *enituntur mortuis confoederatis aeternam vitam* („Kurze Überein-

13 Zu Erhards Biographie vgl. Romstöck 1898, 76–77; zu seinem Wirken an der Universität Innsbruck v.a. Weiler 1968, XCIX.

kunft der Sodalen, die in der höheren akademischen Innsbrucker Kongregation [...] für das ewige Leben ihrer verstorbenen Brüder beten"; Innsbruck 1764). Neben der Liste aller Mitglieder enthält das Büchlein noch die Statuten der Kongregation und ein Ablassverzeichnis. Am Beginn ist auf 30 unpaginierten Seiten die Rede abgedruckt, die Erhard am 1. Januar 1764 aus Anlass der Vorstellung des *Pactum minus* gehalten hat.

Auftaktrede

Der Präses entschuldigt sich zunächst, dass er fünf Jahre lang keine Zeit gefunden habe, sich an die Mitglieder seiner Kongregation zu wenden. Seine Verwaltungstätigkeit im Jesuitenkolleg ließ ihm zu wenig Zeit. Nun beglückwünscht er die Kongregation zu diesem Büchlein, das ein Beweis für ihre treue Ergebenheit der Gottesmutter gegenüber sei. Ein ausführliches Marienlob schließt sich an, dann ein Gebet an Maria für die Sodalen.

Joseph Resch

Marienverehrung wurde auch in der Bischofstadt Brixen groß geschrieben. Der Theologe Joseph Resch (vgl. hier S. 756–758) hielt dort am 25. März 1770 zum Fest Mariä Verkündigung eine Rede unter dem Titel *Beata Virgo Maria ab angelo salutata* („Der Engel grüßt die Selige Jungfrau Maria"; o.O. 1770). Auf 24 Seiten finden *exordium* („Einleitung"), *propositio* („Themenangabe") und *confirmatio* („Bekräftigung"), in die die Rede eingeteilt ist, und ein ausführlicher Apparat Platz, der am Ende jeder Seite die zahlreichen Zitate aus der Heiligen Schrift auflöst.

Das *exordium* (3–5) besteht aus einer langen Reihe jubelnder Aufforderungen, sich über das Erlösungswerk Christi zu freuen. In der *propositio* (5–6) fordert der Redner seine Zuhörer, die *Mariani sodales*, auf, mit ihm zusammen einen Blick nach Nazareth zu werfen, wo das Heilsgeschehen und somit auch der Grund der Freude an diesem Tag seinen Anfang nahm. Die sogenannte *confirmatio* der Rede (6–24) besteht aus einer langen, frei assoziierenden Paraphrase der biblischen Erzählung von Mariä Verkündigung (Lk 1,28–38). Am Ende fordert Resch sein Publikum zum Feiern auf.

Gelegenheitsreden

Mit diesen Werken verlassen wir die Reden aus dem kirchlichen Umfeld und wenden uns weltlichen Gelegenheiten zu, die zu lat. Reden Anlass gaben: Niederkunft in hochgestellten Familien, Geburtstage, Hochzeiten, Besuche hoher Gäste in Tirol, Erlangung hoher Ämter oder Würden, die mit Feierlichkeiten verbunden waren, und nicht zuletzt traurige Anlässe mit den in langer Tradition stehenden *laudationes funebres* („Leichenreden").

Brunelli

Wir beginnen mit der Freude über eine ersehnte Niederkunft: Eine Geburtstagsrede stammt vom Dekan der theologischen Fakultät, Domenico Brunelli (1686–1756), der seit 1725 als Professor für Theologie und Hermeneutik an der Innsbrucker Universität wirkte (vgl. Gasser 1, 125; Ambrosi 1894, 124). Er hielt am 30. April 1741 in der Jesuitenkirche eine 14-seitige *Oratio genethliaca* („Geburtstags-

rede"; Innsbruck 1741) auf die Geburt des späteren Kaisers Joseph II. (* 13. März 1741). Mit einem bekannten Bescheidenheitstopos nennt er sich selbst *rudis et sterilis orator* ([2]; „roher und fruchtloser Redner"), während ihm doch eine rhetorisch ausgefeilte Rede gelungen ist.

Oratio genethliaca

Unter Anspielungen auf die jüngsten Todesfälle im Kaiserhaus, etwa den 1740 verstorbenen Kaiser Karl VI., wird die Personifikation des Todes angerufen und um Einhalt gebeten. Josephs Geburt sei ein Wendepunkt, mit unzähligen (in den Fußnoten angegebenen) Parallelstellen aus AT und NT erscheint Joseph gar als verheißenes Kind wie einst Jesus, über das sich das ganze Reich freuen soll. Erwartungen werden aus den Etymologien seiner verschiedenen Namen abgeleitet und in ein Schlussgebet für das Kind überführt.[14]

Grustner, *De virtute* […] *Gregorii*

Aber nicht nur Glück verheißende Gelegenheiten boten Anlass zu lat. Panegyrik, sondern auch traurige Ereignisse, wie etwa Todesfälle: Im Jahr 1719 verstarb der Abt des Stiftes Wilten, Gregor Stremer (1681–1719). Im Rahmen der Neuwahl hielt der Chorherr Casimir Grustner eine Leichenrede auf den Verstorbenen unter dem Titel *De virtute et gestis reverendissimi, perillustris ac amplissimi praesulis domini Gregorii* („Über den trefflichen Charakter und die Taten des verehrungswürdigsten, sehr edlen und hochwürdigsten Herrn Abt Gregor"; Innsbruck 1719). Casimir Grustner[15] wurde 1690 in Eppan geboren und begann nach dem Schulbesuch in Innsbruck 1708 in Wilten sein Noviziat. Er wurde in der Folge für weitere Studien von 1710 bis 1714 nach Rom ans Collegium Germanicum geschickt, wo er sich neben Theologie v.a. mit modernen Fremdsprachen beschäftigte. Nach Wilten zurückgekehrt, lehrte er Philosophie und Theologie. Grustner starb am 27. Juli 1754 und hinterließ zahlreiche Schriften (vgl. hier S. 721–723, 814–815).

Im Stift Wilten herrscht nach dem Tod von Abt Gregor größte Trauer (1–2), die erst durch die Ankunft der Kommission zur Wahl eines neuen Abtes etwas gelindert wird. Grustner will das Leben Abt Gregors darstellen, damit es *pro speculo nobis serviat* (3; „uns zum Vorbild diene"). Er übergeht in einer großen Praeteritio Gregors Kindheit, Ausbildung, Eintritt in den Orden und Karriere bis zum Priorat (4–5). Das eigentliche Thema, Gregors Leistungen als Abt von Wilten, wird anhand seiner verschiedenen Tugenden behandelt: beispielhafte Frömmigkeit (5–8), Weisheit (9–10), politisches Geschick (11), Demut

14 Neben dem Druck findet sich der Text der *Oratio genethliaca* auch noch hs. im Cod. E 23 der Seminarbibliothek in Brixen (Bl. 472r–475r). Dort schließt sich an das den Text im Druck beendende „Amen" noch ein Chronogramm an, das jedoch nicht funktioniert: *VIVat IosephVs benedICtVs aVgVstVs mIChaeL Ioannes antonIVs aDaMVs* (= 2301, nicht das gewünschte 1741).

15 Zu Grustners Biographie vgl. Goovaerts 1, 334–335; zu seiner Stellung innerhalb der Academia Taxiana Grass 1948; zu seinem Aufenthalt in Rom hat sich im Archiv des Collegium Germanicum et Hungaricum ein Eintrag im Matrikelbuch (Bd. 1, Sig.: HIST 1; Nr. 3270) erhalten.

(12–13), Enthaltsamkeit (13–14) und Beliebtheit bei Vertretern aller Stände (14–15). Bei der Behandlung der Barmherzigkeit kommt Grustner auf die besondere Situation des Stiftes Wilten am Pilgerweg nach Rom, aber auch in der Nähe von Innsbruck zu sprechen (15). Zu Gregors Erfolgen als Bauherr zählt die Errichtung eines Internates für die Schüler der Klosterschule (16–17). Seine unbestechliche Loyalität zum Land Tirol zeigte sich in Kriegszeiten (18–19), seinen nahenden Tod hat er stoisch ertragen (20–21; mit Zitat der Grabinschrift). Zuletzt fordert der Redner seine Zuhörer zur Freude darüber auf, dass Gregor das ewige Leben erlangt habe. Die Wahlkommission soll nun aber einen würdigen Nachfolger küren (22).

Ziel der Rede

An der Widmung der Rede an Abt Martin Stickler, der zu Gregors Nachfolger gewählt wurde, ist zu erkennen, dass Grustner mit seiner thematisch in die Vergangenheit schauenden Rede auch ein klares aktuelles Ziel verfolgte: die Huldigung an den neuen Abt.

Paul Josef Riegger

Auch ein entfernterer Todesfall beschäftigte die Tiroler Öffentlichkeit: Am 20. Oktober 1740 verstarb in Wien Kaiser Karl VI. – ein wichtiges Ereignis für die Weltpolitik, löste es doch größte Verwicklungen und Probleme um seine Nachfolge aus. In Innsbruck beauftragte der akademische Senat den Rechtsprofessor Paul Josef Riegger (vgl. hier S. 752–753), eine Lobrede auf den verstorbenen Monarchen zu halten, was er am 12. Januar 1741 auch tat. Diese *Laudatio funebris Carolo VI. imperatori semper augusto* („Leichenrede auf den in Ewigkeit erhabenen Kaiser Karl VI.") ist der Hauptbestandteil eines größeren Werkes, in dem weitere Erzeugnisse rund um das Ableben des Kaisers (Inschriften, Beschreibungen des Totenzeremoniells usw.) enthalten sind: *Imago Caroli VI. imperatoris ex V. Carolis imperatoribus adumbrata, dum augustis illius manibus in templo sanctissimae trinitatis SJ devotissima et afflictissima regio-archiducalis academia Oenipontana parentaret* („Bildnis Kaiser Karls VI., skizziert anhand von fünf Kaisern namens Karl, während die ergebenste und betroffenste königlich-erzherzogliche Innsbrucker Universität den kaiserlichen Totengöttern in der Jesuitenkirche zur heiligsten Dreifaltigkeit das Totenopfer brachte"; Kempten 1741).

Nach einer allgemeinen Einleitung, in der Riegger beschreibt, wie alle Länder des Reiches um den verstorbenen Kaiser trauern, betont er, dass gerade Tirol und die Innsbrucker Universität diesem Herrscher viel zu verdanken haben (24–29). Danach zerfällt die Rede in drei Teile: Zuerst werden Karls kriegerische Leistungen und Erfolge gepriesen (29–36); daraufhin werden seine Neigung zum Frieden, seine Milde den Besiegten gegenüber und seine Vorliebe für Kunst und Wissenschaft gelobt (37–43); anschließend wird Karls Frömmigkeit besonders betrachtet (43–53). In einem kurzen Ausblick am Schluss formuliert Riegger die hohen Erwartungen an Karls Tochter Maria Theresia (53).

Auf den Wahlspruch Kaiser Karls VI., *Constanter continet orbem* („Beständig hält er die Welt zusammen"), nimmt Riegger in seiner Rede immer wieder Bezug und betont so den universalen Herrschaftsanspruch, den die Habsburger selbst in der schwierigen Situation beim Herrschaftsantritt Maria Theresias nie aufgaben. Somit gehört diese Rede in den Kontext der Habsburgerpropaganda im Umfeld der Pragmatischen Sanktion.

Habsburgpropaganda

Auch Hochzeiten unter hohen Adeligen boten willkommene Anlässe für lat. Reden: 1673 heiratete Kaiser Leopold I. in Graz seine Cousine Erzherzogin Claudia Felizitas von Österreich-Tirol (1653–1676), die Tochter von Erzherzog Ferdinand Karl und Anna de'Medici. Zu diesem Anlass veröffentlichten die Mitglieder des Innsbrucker Jesuitenkollegs eine *Nuptialis panegyris* („Hochzeitslobrede"; Innsbruck 1673). Die mit 58 Seiten verhältnismäßig lange Rede kreist lose assoziativ um den Vergleich Claudias mit Aurora, der Morgenröte, und die sich daraus ergebenden Kombinationsmöglichkeiten. Hauptadressatin ist Claudia selbst, die öfter direkt angesprochen wird. Eingestreut sind zahlreiche Gedichte, die das Werk zum Prosimetrum machen. Die meisten sind kurz, es finden sich aber auch längere, etwa eine Ergebenheitsadresse des Innsbrucker Jesuitenkollegs an das Haus Habsburg (28–30) oder eine aus 119 Hexametern bestehende *Descriptio Tirolis* („Beschreibung Tirols"; 41–44), an die sich eine Landesbeschreibung in Prosa anschließt (44–46). Reizvoll ist auch die eingelegte Beschreibung von Schloss Ambras, das im Morgenrot erstrahlt (47–48). All diese gelungenen Stellen können aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Rede ein tragendes Gesamtkonzept fehlt. Bei Backer/Sommervogel (BS) wird das Werk dem gebürtigen Münchner Jesuiten Adam Widl zugeschrieben (vgl. BS 4, 624 [Nr. 50] und Bd. 8, 1107 [Nr. 1]), der tatsächlich zwischen 1671 und 1673 in Innsbruck Rhetorik lehrte.

Nuptialis panegyris

Nach feierlichen Hochzeiten folgen nun Gründe zum Jubeln im Leben von Priestern: So z.B. feierte am 10. Mai 1725 Joseph Franz Valerian Felix Graf von Arco (1686–1746) in Hall seine feierliche Primiz. Aus diesem Anlass wurde ein Triumphbogen errichtet, zu dessen Erklärung der Trientner Geistliche Giangasparo del Pesce ein panegyrisches Werk verfasste: *Arcus triumphanti super sidera Christo positus* („Bogen für den triumphierenden Christus über den Sternen"; Innsbruck 1725). Wesentliches Merkmal der Schrift sind die zahlreichen Chronogramme: Allein auf dem Titelblatt findet sich dreimal die Jahreszahl 1725. Innerhalb des Textes sind einzelne Blöcke durch einen Asterisk voneinander getrennt. Innerhalb zweier Asteriskoi ergeben alle Zahlzeichen zusammengenommen stets die Zahl 1725. Das Werk gliedert sich in drei große Teile: die äußere Beschreibung des Bogens (3–5), die allegorische Auflösung (5–20) und eine Schlussbetrachtung (20–24). Zusammenhaltend wirken Anreden an den Betrachter des Bogens am Beginn und am Ende. Das Denkmal selbst besteht aus drei Bögen, wobei der mittlere der höchste

Primiz; Giangasparo del Pesce

ist. Über diesem ist ein Herz angebracht, in dem zu lesen ist: *MAGNO ET VERO SACERDOTI CHRISTO STYGIAE POTENTIAE PROSTRATORI PROPRIA VIRTUTE ASTRA REPETENTI* (4; „FÜR DEN GROSSEN UND WAHREN PRIESTER, CHRISTUS, DER DIE MACHT DER HÖLLE DURCH SEINE EIGENE TAPFERKEIT NIEDERGERUNGEN HAT UND ZU DEN STERNEN ZURÜCKKEHRT"; wiederum ein Chronogramm der Zahl 1725). Über den beiden kleineren Bögen links und rechts sind Medaillons mit Sonne bzw. Mond angebracht. Auf dem Triumphbogen stehen sieben Statuen, Personifikationen von Caritas, Fides, Spes, Religio, Zelus, Pietas und Patientia. Nach diesen christlichen Tugenden ist auch die allegorische Auflösung des Hauptteiles (5–20) gegliedert, in dem zudem viele Familienmitglieder des Gefeierten angesprochen werden. Das Werk steht in einer längeren Tradition von Beschreibungen fantastischer Triumphbögen (vgl. hier S. 424 und 648).

Hyemales flores

Auch eine Bischofswahl bot einen freudigen Anlass für lat. Rhetorik, wie das Beispiel des Sigmund Carl Reichsgraf von Castelbarco zeigt: Der 1661 in Loppio (Bistum Trient) Geborene war zunächst Salzburger, dann Passauer Kanoniker, ehe er 1697 zum Fürstbischof von Chiemsee gewählt wurde. Dieses Amt füllte er streitbar und selbstbewusst bis zu seinem Tod 1708 aus (vgl. Naimer 1990, 75–76; Heim 1992, 49). Zur Feier seiner Bischofswahl erschien bei Antonius Goius in Rovereto das Büchlein *Hyemales flores nova in efflorescente veneratione Sigismundi Caroli de Castro Barco Chimiensium episcopi reverendissimi ac Sacri Romani Imperii principis celsissimi* („Winterblumen zur jüngst aufkeimenden Verehrung Seiner Exzellenz, Sigmund Karls von Castelbarco, Fürstbischof von Chiemsee und Reichsgraf des Heiligen Römischen Reiches"), in dem Castelbarcos Landsleute aus der Diözese Trient einige Texte zur Gratulation versammelten, neben Gedichten findet sich etwa auch eine Lobrede – *Panegiricus seu devoti animi gratulatio* („Lobrede oder Gratulation einer ergebenen Seele"; 5–8) – des aus Brentonico stammenden Geistlichen Quintilio Balista (vgl. hier S. 904). In schwülstiger Manier bringt er seine Freude über die Wahl Castelbarcos zum Ausdruck, preist die Vorzüge des neuen Bischofs und beteuert, dass ihm das gesamte Volk für seine Aufgabe Glück wünsche. In Form einer langen Praeteritio lobt er auch die Familie Castelbarco.

Giovanni Francesco Maria Alessandrini

Nicht überraschend findet sich auch in Trient Panegyrik im Umfeld von Bischofsernennungen: Als im Jahr 1730 Dominik Anton von Thun zum Fürstbischof geweiht wurde, oblag es dem öffentlichen Professor für Theologie in Rovereto, Giovanni Francesco Maria Alessandrini aus dem Orden der Somasker (Cobelli 1896, 26), die Freude seiner Heimatstadt über dieses Ereignis auszudrücken; so verfasste er *Tridentinae felicitatis argumentum ex eo desumptum, quod celsitudo sua reverendissima Dominicus Antonius comes de Thun etc. etc. Tridenti princeps eiusdem civitatis episcopus consecratur. Gratulatoria oratio* („Grund zur Freude ergibt sich in Trient,

da seine Hoheit, der verehrungswürdigste Dominik Anton Graf von Thun usw. usw. zum Fürstbischof von Trient geweiht wird. Eine Gratulationsrede"; Rovereto 1731). Nach der Widmungsepistel findet die Rede auf 16 Druckseiten Platz.

Alessandrini ruft zunächst die goldene Zeit in Erinnerung, in der der Hl. Vigilius nach Trient kam, um das Christentum zu verbreiten; in seiner Nachfolge stehe auch der zu preisende neue Bischof (5–6), denn Vigilius brachte aus Rom die Familie Capozuchi mit, deren Mitgliedern später der Adelstitel „von Thun" verliehen wurde. In ihre Hände habe Vigilius seine Stadt vertrauensvoll gelegt (7–8). Über lange Zeit wirkten die von Thun segensreich für Trient, besonders im militärischen Bereich (9). Die Mitglieder der Familie, die mit anderen bedeutenden Adelsfamilien durch Heirat verbunden sind (10), besetzten hohe kirchliche Ämter (10–13), und auch die Frauen der Familie machten sich verdient (13–15). Trient dürfe sich über die Familie von Thun glücklich schätzen, besonders seit der Wahl des Dominik Anton von Thun zum Fürstbischof (15–16). Durch anaphorisches *vidisti* (sechs Mal S. 17; „du hast ihn gesehen") wird Trient selbst, als Augenzeuge für die bisherigen Leistungen des Bischofs, zum Fokus des Erzählers (18–20).

Joseph Mayr

Nur mehr im weitesten Sinn zu den rhetorischen Erzeugnissen zu zählen ist folgendes Geburtstagsgeschenk: Der aus Hall gebürtige Jesuit Joseph Mayr (1671–1743) erhielt als Provinzial der Oberdeutschen Ordensprovinz zu seinem 62. Geburtstag von den Mitgliedern des Jesuitenkollegs Neuburg an der Donau eine Sammlung von zwölf in Aquarell gemalten alttestamentarischen Gestalten (Joseph, Josias, Moses, Daniel [vgl. Farbtafel 17], David, Phinehas, Salomon, Mattathias, Josua, Ezechiel, Tobias, Noah) mit im Inschriftenstil gehaltenen Bildunterschriften: *Aquila Tyrolensis exemplo antiquorum patrum et virtute propria in totius subditae provinciae conspectu gloriosissime evolans* („Tiroler Adler, der nach dem Beispiel der alten Väter und durch seine eigene Tugend höchst glorreich emporfliegt, von allen im Land unter ihm zu sehen"; TLMF, FB 49930).

Dialog; Brandis

Ehe wir auf theoretische Werke zur lat. Rhetorik zu sprechen kommen, wollen wir noch einen exemplarischen Blick auf zumindest zwei Dialoge werfen, die in dieser Epoche entstanden sind, um auch diese Textsorte zu würdigen: Aus dem Jahr 1686 ist uns ein Dialog über Steuern und Staatsfinanzen (Dörrer 1933, 23) aus der Feder des Grafen Franz Adam von Brandis (1639–1695) erhalten.[16] Brandis wurde am 18. Juli 1639 auf der Fahlburg bei Tisens[17] als Sohn des Grafen Veit Benno von

16 Zu Franz Adam von Brandis' Biographie vgl. Jöcher 1, 1334; Staudinger 1968, 82–86; Šubarić 2001, 142; bei Linke 1967, 16–18 wird Franz Adam von Brandis mit seinem Sohn verwechselt, der 1716–1734 die Funktion des Geheimen Rates in Tirol innehatte.

17 Die Angaben über den Geburtsort Brandis' gehen auseinander. Gasser 1, 113–115 und nach ihm

Brandis und der Justina, Gräfin von Kufstein, geboren. Schon als junger Mann ließen seine Talente auf Großes hoffen, und tatsächlich startete er eine steile Karriere in der Landesverwaltung. Besonderes Engagement zeigte er immer in Steuerangelegenheiten, was sich auch in seinem vielfältigen literarischen Werk niederschlug; leider scheint heute ein Großteil seiner Schriften verloren zu sein. Franz Adam von Brandis verstarb am 7. September 1695.

Der lange Dialog *Quomodo sine aerarii foenore mellificandum* („Wie man Honig macht ohne Aufschläge der Staatsfinanzen") erschien 1686 als letztes der Bücher, die Brandis in Bozen bei Paul Nikolaus Führer drucken ließ. In den meisten Verzeichnissen der Werke Brandis' wird die Schrift nicht erwähnt.

> Der am Innsbrucker Hof tätige Cosmophilus nutzt einen einwöchigen Urlaub, um seinen geliebten Bruder Simplicius zu besuchen. Sechs Tage lang entwickelt sich zwischen den beiden ein Gespräch über die korrekte Inbesitznahme von eroberten Gütern durch den Sieger in einem Krieg (1. Tag, 1–50), über Steuern (2. Tag, 50–96), über Höhe und Art der Landesabgaben an den Kaiser (3. Tag, 96–153), über (Staats-)Schulden und deren Tilgung (4. Tag, 153–195), über die Möglichkeiten einer reichen Hofhaltung ohne zusätzliche Belastung der Untertanen (5. Tag, 195–233) und über die Besoldung von Beamten und fürstliche Wohltaten i.A. (6. Tag, 234–270).

Die Gliederung des Werkes in die einzelnen Gesprächstage wird verstärkt durch die Einteilung in sechs klar voneinander abgesetzte Gespräche, die immer erst nach allgemeinen Bemerkungen zum Setting und zur aktuellen Situation jedes Tages beginnen (14, 53, 105, 156, 199, 243).

Titel

In einer eigenen Passage wird die Bedeutung des Titels des Dialoges klar gemacht: Cosmophilus freut sich am Beginn des ersten Tages darüber, dass nun nicht wie am letzten Landtag über die Frage gesprochen werden soll, wie man ohne Belastung des Staatsbudgets Krieg führen kann (6, *quomodo sine aerarii onere militandum*), sondern darüber, wie man Gewinn machen könne (*mellificandum*, mit einer Metapher aus der Welt der Bienen, die auf ein Vergil zugeschriebenes Zitat anspielt: *sic vos non vobis mellificatis apes*, „So macht ihr Bienen den Honig nicht für euch selbst"). Dies ist als entfernter Reflex auf die veränderten politischen Gegebenheiten nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges zu sehen, von dessen unmittelbaren Kampfhandlungen Tirol zwar weitgehend verschont geblieben ist, in dessen Zuge das Land aber gezwungen war, hohe Geldmittel aufzubringen.

---

andere geben die Fahlburg bei Tisens, den Stammsitz der Familie Brandis, als Geburtsort an, Tovazzi, Nr. 572 hingegen Innsbruck.


VETERUM SCRIPTORUM
DE
RE RUSTICA
PRÆCEPTA
IN DIALOGOS COLLECTA
AB
ADRIANO KEMBTER
IN ECCLESIA WILTHINENSI CANONICO PRÆMONSTRATENSI

SUPERIORUM PERMISSU.
SUMPTIBUS JOSEPHI WOLFF. MDCCLX.

Abb. 118: Titelblatt von Adrian Kemters *Veterum scriptorum de re rustica praecepta in dialogos collecta*, Augsburg 1760.

Einlagen

Zu Beginn des dritten Tages (96–153) kommt Cosmophilus ganz außer Atem zu seinem Bruder und berichtet ihm, dass er auf freiem Feld zwei Bauern unter einer Buche sitzen sah und mit ihnen sprechen konnte. Diese beklagten sich bitterlich über ihr elendes Leben, da sie von ihren Herren wie Sklaven brutal behandelt und ausgebeutet würden. In einer langen indirekten Rede (97–105) bezieht Brandis so auch die staatstheoretischen Ansichten des Bauernstandes in sein Werk mit ein. Neben diesem eingebauten Dialog findet sich auch noch eine andere eingelegte Erzählung (23–26), das Märchen der klugen Königin Disa (nach Olaus Magnus, *Historia de gentibus septentrionalibus* [Rom 1555] 4,6).

Adrian Kemter

Das zweite Beispiel stammt von dem als Historiker bereits gewürdigten (vgl. hier S. 755) Wiltener Chorherren Adrian Kemter OPraem (1705–1774). Neben Bernhard von Recordin und Casimir Grustner (vgl. hier S. 754 und 715) war auch dieser Wiltener ein wichtiges Mitglied der Innsbrucker Academia Taxiana. Kemter studierte Theologie in Innsbruck und trat 1722 in das Stift Wilten ein, wo er Philosophie, Theologie und Kirchenrecht lehrte. Von 1761 bis 1765 unterrichtete er Dogmatik an der Universität, danach wurde er Pfarrer von Ampass (Feßler 2003). Er hinterließ hs. und im Druck zahlreiche biographische, historische, juristische und theologische Arbeiten (vgl. hier S. 755–756, 779 und 862). Hier wird er erwähnt wegen seines 1760 in Augsburg auf 300 Seiten gedruckten Werkes, das dem Fürstbischof von Seckau, Leopold III. Ernst Graf Firmian, gewidmet war: *Veterum scriptorum de re rustica praecepta in dialogos collecta* („Anweisungen der alten Schriftsteller über die Landwirtschaft, zu Dialogen zusammengestellt"; vgl. Abb. 118). Zehn Jahre später erschien in Mailand eine Neuauflage des Werkes unter dem Titel *Veterum disciplina in re rustica* („Die Lehre der Alten über die Landwirtschaft").

Im Widmungsbrief erklärt Kemter, dass er die Form des Dialoges für seine Darstellung gewählt habe, weil es so leichter möglich gewesen sei, die sich oft widersprechenden Lehr-

meinungen zusammenzustellen. Im ersten von insgesamt 24 Dialogen begegnen Philomusus und Eurasius auf der Straße ihrem Freund Urbanus; dieser hat darüber zu klagen, dass der Verwalter seines Landgutes in die eigene Tasche gewirtschaftet hat und dann geflohen ist, während sich Urbanus, der die Landwirtschaft verabscheut, gutgläubig dem angenehmen Leben in der Stadt hingegeben hat. Nun wolle er das heruntergewirtschaftete Gut so schnell wie möglich loswerden, wovon ihm die beiden Freunde dringend abraten. Eurasius zeigt sich als Kenner der antiken Traktate über Landwirtschaft und bietet sich an, Urbanus in diese hohe Kunst einzuführen. In den Dialogen 2–3 geht es um die Altehrwürdigkeit des Landlebens und darum, welchen Gewinn man aus ihm ziehen kann. Der Hauptredner Eurasius führt wichtige Passagen aus Prosaschriftstellern an, Philomusus solche aus Dichtern; Urbanus bringt durch kurze Zwischenfragen das Gespräch voran. Die Dialoge 4–5 befassen sich mit den Freuden des Landlebens und seiner Zuträglichkeit für die Gesundheit. Um die Beschaffenheit des Landgutes geht es in den Dialogen 6–13, um die einzelnen Bauwerke in 14–20, um Grenzen und Zäune in 21–22, um die Angestellten in 23–24.

Technik

Kemter nutzt die Form des Dialoges, um seinen Figuren Originalpassagen aus den von ihm zitierten Autoren in den Mund zu legen. Die Quellenangaben finden sich jeweils am Ende einer zitierten Passage im Fließtext. Die Zahl der ausgewerteten Quellen ist groß: Cato, Varro, Sallust, Cicero, Dionysios von Halikarnassos, Vergil, Ovid, Horaz, Celsus, Livius, die beiden Plinii, Seneca, Tacitus, Columella, Curtius Rufus u.a. Die Ausgestaltung der Rahmenhandlung des Dialoges ist knapp gehalten; Unterbrechungen des Gespräches sind oft nur angedeutet; so erfährt der Leser beispielsweise zu Beginn von Dialog 6, dass sich die drei Freunde an einem Morgen wieder begegnen, und am Ende von Dialog 24 werden sie von einem Sturm zur Heimkehr bewogen.

Beispiel mit Tirolbezug

Obwohl Kemters eigener Beitrag in der Hauptsache aus überleitenden Passagen besteht, die von einem Zitat zum nächsten führen, hat er doch auch eigene Gedanken eingefügt. Im zweiten Dialog geht es etwa darum, dass Bauern im Notfall für den Kriegsdienst besser geeignet sind als Städter, was Urbanus mit Blick auf seine Tiroler Landsleute bestätigen kann (21):

Ipsus ego montanos nostros rusticos corporis robore, habitu formaque viri atque tota membrorum compositione praevalere illi opificum turbae censeo et ad defendendos patriae fines iisdem nec vires nec fidem nec animum deesse et hoc et prioribus seculis conspeximus, maxime si ad arma condocefacias.

Ich bin selbst auch der Meinung, dass unsere Bergbauern durch ihre Körperkraft, ihr männliches Aussehen und ihren ganzen Körperbau viel stärker sind als jene Handwerkerschar; zur Verteidigung der Heimat fehlt es ihnen weder an Kraft noch an Glauben oder

an Mut (und das konnten wir schon in den vergangenen Jahrhunderten sehen), besonders wenn man sie im Gebrauch der Waffen trainiert.

Rezeptionsdokument

Die Veröffentlichung der *Veterum scriptorum de re rustica praecepta* fällt in die Zeit, da Kemter über Vermittlung von Anton Roschmann in Verbindung zur Bayerischen Akademie der Wissenschaften tritt. Vom 18. Dezember 1759 hat sich ein Brief des Akademiegründers Johann Georg von Lori an Kemter erhalten, in dem er sich für die Übersendung des Werkes bedankt, das er im Rahmen der nächsten Akademiesitzung besprechen möchte (Spindler 1959, 247–248). Er lobt besonders die „zierliche Schreibart" und das gekonnte Lat., das wohl nicht auf Kemters Schulbildung, sondern auf eigenes Bemühen zurückgehe.

Fortsetzung

In einem Brief an Lori vom 9. Juni 1760 (Spindler 1959, 280–281) beklagt sich Kemter, dass der Druck des zweiten Teiles seiner Dialoge mit einer Abhandlung *De superstitionibus rusticis* („Über den ländliche Aberglauben") aufgrund zu hoher Geldforderungen des Verlegers nicht zustande komme. Die beiden Hs. finden sich heute in Wilten (vgl. Goovaerts 1, 439).

rhetorisches Schrifttum: Gassmayr

Alle bisher genannten Werke sind Erzeugnisse einer lat. Beredsamkeit, die in dieser Epoche in Tirol erstmals auch theoretisch behandelt wird. Zunächst ist ein voluminöser Band des bereits erwähnten Jesuiten Sebastian Gassmayr (s.o.) zu nennen. Sein Lehrwerk zur sakralen und profanen Rhetorik wurde 1756 in Innsbruck gedruckt und trägt den Titel *Tabulae sacrae ac profanae eloquentiae ex optimis auctoribus collectae et quaestiones oratoriae in Alma Caesareo-Leopoldina Universitate Oenipontana publicis praelectionibus explicatae* („Tafeln zur geistlichen und profanen Rhetorik, aus den besten Autoren zusammengestellt, und Fragen zur Rhetorik, die an der Universität Innsbruck in öffentlichen Vorlesungen geklärt wurden"). Diese Studienlektüre für die Studenten der Rhetorik listet innerhalb der fünf traditionellen *officia oratoris* („Aufgaben des Redners") jeweils Tafeln *(tabulae)* mit den wichtigsten Punkten auf (z.B. bei der Stofffindung: *De prolegomenis*, „Über Vorbemerkungen"; *De statu quaestionis*, „Über den springenden Punkt der Frage"; *De inventione argumentorum*, „Über die Beweisfindung"), woran sich eine Reihe von Fragen *(quaestiones)* anschließt. Diese *quaestiones* bzw. ihre Abhandlung in Vorlesungen *(praelectiones)* bilden dann den eigentlichen Hauptteil. Es sind in erster Linie Cicero und Quintilian, die Gassmayr häufig ausführlich zitiert oder in eigenen Worten paraphrasiert, um möglichst praxisnahe Handreichungen zu geben.

subsidia

Aus Ignaz Weitenauers (s.o.) umfangreichem Œuvre interessiert uns an dieser Stelle v.a. sein monumentales Werk *Subsidia eloquentiae sacrae* („Hilfsmittel für die geistliche Rhetorik"), das in 19 Büchern 1764–1769 in Augsburg erschien. In der Vorrede zum Gesamtwerk formuliert Weitenauer den Zweck dieses Werkes: In

Abgrenzung zur Schule will er praktische Anweisungen für Geistliche geben, die Predigten oder auch andere Reden halten müssen.

> Das erste Buch beschäftigt sich mit der Stofffindung und folgt somit dem Darstellungssystem der antiken Rhetorik, für die die *inventio* ebenfalls an erster Stelle stand. Die Bücher zwei bis vier tragen jeweils den Titel *Apparatus propositionum et partitionum*, *annus I–III* („Ausrüstung in Sachen Themen und Gliederung, Jahre 1–3") und liefern eine große Fülle von Beispielen und Vorschlägen für Reden, die für drei Jahre ausreichen sollen. Das fünfte Buch mit dem Titel *De usu sanctarum scripturarum ad eloquentiam sacram* („Über den Einsatz der Heiligen Schrift beim Predigen") beschäftigt sich speziell mit der Frage, wie Bibelstellen und -zitate gewinnbringend in Reden eingebaut werden können. Die Bücher sechs bis acht bieten Fundstellen aus den drei AT-Büchern *Sprichwörter*, *Weisheit* und *Ekklesiastes*. Das umfangreiche neunte Buch steht wieder in antiker Tradition und beschäftigt sich mit rhetorischen Figuren und ihrer Wirkung auf den Zuhörer, während sich das zehnte Buch einer speziellen Redegattung, nämlich der panegyrischen Rede, widmet. Von der Einbeziehung patristischer Literatur und der Kirchengeschichte in Reden handeln die Bücher elf und zwölf. In drei Zenturien liefern die Bücher 13–15 (*Apparatus historiarum centuriae I–III*) viele erbauliche Geschichten und Erzählungen, die chronologisch in Antike, Mittelalter und Neuzeit gegliedert sind. In der dritten Zenturie wird das chronologische Schema jedoch zugunsten eines inhaltlichen aufgegeben, da hier nur Geschichten aus dem Leben Mariens erscheinen. Die Moral der nur kurz eingeleiteten und dann im Wortlaut zitierten Geschichten steht als *propositio* dem jeweiligen Absatz voran. Das 16. Buch mit dem Titel *De apologo paschali* listet all die Änderungen auf, die sich für die geistliche Beredsamkeit in der Osterzeit ergeben. Das 17. Buch (*De exordio*, *amplificatione et epilogo*, „Über Proömium, Erweiterung und Nachwort") ist der besonderen Bedeutung von Anfang und Ende einer Rede gewidmet. Die letzten beiden Bücher (*De elocutione oratoria* und *De memoria*, *pronuntiatione et gestu*), die wieder antike *partes orationis* aufgreifen, sind schließlich der realen Redesituation und dem Vortrag gewidmet. Um Verweise innerhalb des Werkes zu erleichtern, hat Weitenauer alle Passagen mit Nummern versehen: Insgesamt bestehen die 19 Bücher aus 1636 Nummern.

Bücher 13–15: Quellen

Ein Blick auf die verschiedenen Quellen, aus denen Weitenauer in den Büchern 13–15 schöpft und zumeist wörtlich zitiert, zeigt auch den Sinn dieser Sammlung: äußerst entlegene Quellen für den alltäglichen Gebrauch nutzbar zu machen. Neben antiken Historikern und Kirchenvätern ist die monumentale Sammlung der *Acta sanctorum* stark vertreten. Weiters finden sich beispielsweise der französische Kirchenhistoriker Claude Fleury (1660–1723), Bartolomeo de Rogatis mit seinem Werk über die Vertreibung der Mauren aus Spanien (Neapel 1648 u.ö.), der Geograph und Weltreisende Antonio Foresti, die *Annales mundi* (Paris 1662) des Phi-

lippe Briet (1601–1668), die Geschichte der Kreuzzüge (Paris [2]1668) von Louis Maimbourg (1610–1686), die Topographie Kärntens (Nürnberg 1688) von Johann Weikhard von Valvasor (1641–1693), usw.

zu Buch 9

Das neunte Buch widmet sich zuerst einer Affektenlehre für den Redner (1–74), der nicht nur die vernünftigeren Argumente haben, sondern seinen Zuhörer auch emotional überzeugen und für sich gewinnen muss. Mit Blick auf Quintilian (inst. 12,1) kann nur der überzeugen, der selbst von seiner Sache überzeugt ist. Der Redner soll sich sodann der Waffen des Gegners bedienen und sie gegen ihn richten, soll Neues und Ungewöhnliches vorführen, soll sein schauspielerisches Talent einsetzen. Freilich darf diese Freizügigkeit der Affekte nur mit Maß und nicht ständig geübt werden. – Nach den Affekten geht Weitenauer zu den Figuren und ihren Wirkungen (74) über: Während die Wortfiguren ausgeklammert werden, wird den Gedankenfiguren besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Der Einsatz von Figuren zur Überzeugung des Publikums wird durch das Ziel, den Menschen Gott näher zu bringen, gerechtfertigt; aber Weitenauer warnt auch hier vor einem exzessiven Gebrauch. Auf den Seiten 87–728 folgen nun in alphabetischer Reihe die Figuren, die meist nur kurz in einem Satz beschrieben, aber dafür durch eine Vielzahl klassischer und biblischer Exempla illustriert werden.

Lav Šubarić/Florian Schaffenrath/Patrik Kennel

Geschichtsschreibung

Überblick

Vor allem in der zweiten Hälfte dieser Epoche entfaltete sich die lat. Geschichtsschreibung in Tirol in solchem Maße, dass mehr als 300 Werke unterschiedlichsten Umfangs – von fünfseitigen Abhandlungen bis hin zu einer sieben dicke Folianten umfassenden Klosterchronik – erhalten geblieben sind (vgl. Coreth 1950, 158–163; Lhotsky 1962, 93–128). Bei einer solchen Fülle an Texten kann im Folgenden nur eine sehr enge, möglichst repräsentative Auswahl vorgestellt werden. Neben traditionell als Geschichtsschreibung klassifizierten Texten sollen hier auch im weiteren Sinn historische Werke gewürdigt werden, d.h. literargeschichtliche und in dieser Zeit besonders häufige antiquarische Arbeiten. Auch die Geographie soll in diesem Kapitel abgehandelt werden, da die Mehrzahl der ohnehin relativ wenigen auf diese Epoche entfallenden geographischen Werke auf dem Gebiet der historischen Geographie geschrieben wurde. Die zu betrachtende Epoche lässt sich in zwei Unterperioden aufspalten, die sich durch den Charakter der Werke, die diesen zugrunde liegenden historischen Methoden und die Stellung der Geschichtswissenschaft innerhalb der Gesellschaft deutlich voneinander unterscheiden.

Geschichtsschreibung 1665–1730

Die frühere dieser beiden Perioden, deren Ende man um 1730 ansetzen kann, weist noch große Ähnlichkeiten mit der vorhergehenden Epoche auf. Bemerkenswert ist, dass neben den bereits früher gepflegten Gattungen, etwa der geistlichen Geschichtsschreibung, der genealogischen Panegyrik und den Reisebeschreibungen, nun besonders die Zeitgeschichte zur Entfaltung kommt und immer mehr auch das Interesse für die lokale Altertumskunde erwacht.

geistliche Geschichtsschreibung

Was die in den Klöstern betriebene Geschichtsschreibung betrifft, ist kaum ein qualitativer Unterschied zu den Werken aus der vorherigen Periode festzustellen. Als Beispiel können hier die Aktivitäten in Neustift dienen, das im letzten Drittel des 17. Jhs. eine intensive historiographische Tätigkeit entfaltete (vgl. Sparber 1953, 33–34). Wie in Stams (vgl. hier S. 492–496) veranlassten auch hier Ordnungsarbeiten im Klosterarchiv das Verfassen von ausführlichen, quellengestützten Geschichtswerken. Die nunmehr greifbaren, im Zuge der archivarischen Systematisierung zu Tage getretenen Dokumente machten eine vernünftige historiographische Beschäftigung überhaupt erst möglich.

Warell und Remich

Die Stiftsleitung beauftragte im Jahr 1666 den Stiftsarchivar und -bibliothekar Martin Warell (1637–1702; Giner 1942, 20), dem später noch der Chorherr Kaspar Remich (1642–1721; Giner 1942, 21) unterstützend zur Seite gestellt wurde,

mit der Neuordnung des Archivs – ein Projekt, das gut zwei Jahrzehnte in Anspruch nehmen sollte. Warell und Remich versahen die Urkunden im Archiv mit Signaturen und verzeichneten sie in Registerbänden. In einem chronologisch geordneten Verzeichnis (Neustift, Cod. 18, bekannt als *Index Warellianus*) ergänzten sie die Regestenreihe durch Eintragungen aus den Protokollen, dem Kapitular und anderen Quellen und schufen somit ein erstes Quellengerüst für die Geschichte des Stiftes. Auf dieser Grundlage begann Warell 1671 mit der Arbeit an seinen *Annales Neocellenses* („Neustifter Annalen"; Neustift, Cod. 15). Er verfasste eine Einleitung, in der er die Klostergründung durch den Brixner Bischof Hartmann, Reimbert von Säben und seine Frau Christina schilderte (abgedruckt bei Mairhofer 1867, 36–54), sowie eine Darstellung der Klostergeschichte bis zum Jahr 1178. Als Warell 1674 zum Dekan gewählt wurde, übernahm der Kapitelsekretär Remich die Arbeit an den *Annales* und führte die Darstellung bis ins Jahr 1678 weiter. Abgesehen von der zusammenhängend erzählten Vorgeschichte des Klosters halten sich die Autoren streng an das annalistische Schema. Für jedes Jahr verzeichnen sie Ereignisse und zitieren unzählige Urkunden, die von wichtigen Stiftungen bis hin zu den alltäglichsten Rechtsgeschäften ein breites Spektrum für das Stift relevanter Belange dokumentieren. Auch wenn ein Großteil des Werks aus Zitaten besteht und das annalistische Korsett nur wenig Platz für literarische Gestaltung bietet, scheuen sich die Autoren nicht, das Geschehen gelegentlich zu dramatisieren. So verarbeitete z.B. Warell die Vorlage (abgedruckt bei Mairhofer 1867, 41), die den Tod von Reimberts Sohn überliefert, zu einem eindrucksvollen Gebet (Mairhofer 1867, 37): Darin bittet Reimbert, Gott möge seinen Sohn, sollte er ein guter Mensch werden, beschützen, sollte er aber ein böser Mensch werden, noch als Kind sterben lassen. Als 1678 beide Autoren mit der Seelsorge betraut wurden, musste die Arbeit an den *Annales*, die nur in einem unredigierten Arbeitsexemplar erhalten sind, unvollendet abgebrochen werden.

Dominik Koler

1690 entschloss sich der Chorherr Dominik Koler (1651–1701; Gasser 2, 167–168; Tovazzi, Nr. 558; Černík 1905, 292) dazu, auf der Grundlage von Warells Annalen und von Schriften des früheren Chronisten Johannes Librarius († 1467; vgl. Giner 1942, 101; Riedmann 1990, 588) eine neue Darstellung der Stiftsgeschichte in Angriff zu nehmen. Koler fand die annalistische Form, die historisch Zusammenhängendes auseinanderreißt, unübersichtlich und für sein Vorhaben ungeeignet. Für seine Geschichte der Neustifter Pröpste opferte er den Vollständigkeitsanspruch und wählte nur das Wichtigste aus dem Urkundenmaterial aus. Um das Wirken der Pröpste durch eine Einbettung in den allgemeinen Kontext verständlicher zu machen, integrierte er auch Ereignisse aus der politischen Geschichte Tirols und seiner Herrscherhäuser in die Darstellung, wobei er sich auf Gerhard de Roo (vgl. hier S. 324) und andere Historiker stützte. Im Jahr 1693

widmete Koler Propst Fortunatus Troyer (reg. 1678–1707) das Resultat seiner Arbeiten in zwei mit farbigen Wappendarstellungen illustrierten Bänden. Der erste enthält die Präliminarien, die *Epitome de prima fundatione collegii Novacellensis canonicorum regularium Lateranensium Sancti Augustini* („Auszug über die Gründung des Neustifter Kollegiums der regulierten Lateraner Chorherren des Hl. Augustinus"; Neustift, Cod. 27a). Zunächst (1–152) wird die Gründung des Stiftes durch Hartmann, Reimbert und Christina geschildert, anschließend die Legate anderer Wohltäter (153–332), ergänzt durch zwei Anhänge: eine aus verschiedenen Quellen kompilierte Sammlung von Kurzbiographien der Brixner Bischöfe (333–395) und ein Verzeichnis der mit Neustift konföderierten geistlichen Körperschaften (ab 397). Die eigentliche Stiftsgeschichte wird im zweiten, viel umfangreicheren Band abgehandelt und trägt den Titel *Epitome de gestis praelatorum Novacellensium et rebus memorabilibus* („Auszug über die Taten der Neustifter Prälaten und denkwürdige Ereignisse"; Neustift, Cod. 931). Wichtige Dokumente gibt Koler im Wortlaut wider, meistens begnügt er sich aber mit einer Nacherzählung des Inhalts und der Signaturangabe, wobei er sich um eine lebhafte und leicht verständliche Darstellung bemüht. In seinen Kommentaren und Urteilen zum Geschehen greift er mitunter zu einer sehr gewählten Ausdrucksweise. Dass z.B. Propst Ulrich II. beim Basler Konzil nach seiner Exkommunikation wieder rehabilitiert wurde, drückt Koler folgendermaßen aus: *Verum enim vero non minor erat post nubila Phoebus, qui in eodem concilio Basiliensi saepe fato archimandritae nostro Udalrico post exantlatas disgratiarum pressuras Deo auspice iterum illuxerat gratiosissimus.* (524; „Doch nicht geringer war nach den Wolken der Sonnenschein, der auf demselben Basler Konzil dem Geschick unseres Archimandriten Ulrich nach Überwindung der bedrückenden Ungnade mit Gottes Hilfe wieder häufig und überaus erfreulich erstrahlt war").

Kon, *Enarratio*

Kolers Werk diente wiederum einem Chorherrn der nächsten Generation, dem Stiftsbibliothekar Hieronymus Kon (1701–1751; Giner 1942, 28), als Grundlage für dessen *Rerum Neocellensium* […] *chronologica enarratio* („Chronologische Erzählung […] der Neustifter Geschichte"; Neustift, Cod. 533). Nachdem Koler versucht hatte, aus den *Annales* Warells eine zusammenhängende historische Darstellung zu formen, bemühte sich nun Kon, die in Kolers *Epitome* geschilderten Ereignisse, welche *praepostero passim ordine neque servata saepe temporum, quibus quaeque contigere, ratione* (4; „überall in verkehrter Reihenfolge und oft ohne Rücksicht auf die Zeit, zu der die einzelnen Ereignisse sich zugetragen haben") beschrieben waren, wieder in ein annalistisches Schema zu pressen. Auch Kon zitiert die wichtigsten Urkunden im Wortlaut, spart aber die Quellenangaben im Übrigen meistens aus. Um seine Geschichte für die Leser interessanter zu machen, nimmt er in seine *Enarratio* nicht nur wichtige Ereignisse aus Tirol, sondern auch aus anderen



Abb. 119: Wappen des Hauses Lodron in Bartolomeo Corsettos Werk über die Familie: *Lodronii leonis vetustatis ac virtutis inclitae monumenta*, Brescia 1683.

Reichsteilen auf. Kons Chronik wurde im gleichen Band von späteren Schreibern bis 1804 weitergeführt.

Genealogie

Mit dem Aussterben der Tiroler Linie der Habsburger war zwar das wichtigste Publikum für genealogisch-panegyrische Schriften in Tirol verschwunden. Bei anderen begüterten Familien des Landes war jedoch die Nachfrage nach solchen Werken auch in dieser Zeit ungebrochen.

Bartolomeo Corsetto

Die Geschichte einer der mächtigsten Tiroler Familien, die der Grafen von Lodron, schrieb der Brescianer Bartolomeo Corsetto (vgl. Tovazzi, Nr. 319). Er war Pfarrer von Liano, das sich am Gardasee auf venezianischem Staatsgebiet befand (heute ein Teil der Gemeinde Gargnano). Diese Valvestino genannte Gegend lag zwar außerhalb der Tiroler Grafschaft Lodron, gehörte aber zum Einflussbereich der Grafen, die hier ausgedehnte Besitzungen hatten. In seiner Schrift *Lodronii leonis vetustatis ac virtutis inclitae monumenta* („Denkmäler des Alters und der berühmten Tugend des Lodron'schen Löwen"; Brescia 1683) – ein Löwe zierte das Wappen der Lodron (vgl. Abb. 119) – wertete Corsetto alle Schriftsteller aus, die brauchbare Informationen für eine Geschichte des Hauses Lodron überlieferten, von Livius angefangen bis zu seinen eigenen Zeitgenossen.

Im ersten der drei Kapitel (1–6) behandelt Corsetto die soziale Stellung der vermeintlichen Ahnen der Lodron, der römischen Familie *Laterenses* oder *Laterani*, die in antiken Quellen mehrmals Erwähnung findet. Im zweiten Kapitel (7–15) diskutiert er die von älteren Genealogen vertretenen Meinungen darüber, wie und wann die *Laterani* in die Grafschaft Lodron gelangten. Dabei zieht er u.a. eine in Brescia gefundene Inschrift und eine Märtyrervita zu Rate, welche die Übersiedlung noch in die Zeit des Prinzipats, spätestens unter Nero, datieren sollen. In diesem Kapitel liefert Corsetto auch eine Topographie des Lodron'schen Herrschaftsbereichs. Das dritte und längste Kapitel (16–58) ist einzelnen Familienmitgliedern gewidmet. Corsetto behandelt, nachdem er die ersten namentlich

bekannten Lodron aus dem 11. Jh. nur kurz gestreift hat, 43 Familienangehörige, wobei er mit Paris Otto Lodron im frühen 15. Jh. beginnt und in seiner eigenen Gegenwart endet. Der Umfang der einzelnen Biographien variiert abhängig von der Bedeutung der Personen und den verfügbaren Quellen. Ab dem späten 16. Jh. wird Corsetto in seiner Darstellung selbständig und zitiert kaum noch aus fremden Schriften. Hier arbeitet er auch kurze Beschreibungen von Valvestino und Salò am Gardasee ein.



Abb. 120: Wappen des Hauses Lothringen mit allegorischen Figuren, aus Franz Joseph Zenos Werk über das Haus Lothringen *Gloria Austrasiae,* Innsbruck 1718.

Zeno, *Gloria Austrasiae*

Auch dem Haus Lothringen, das nicht zuletzt durch die Statthalterschaft Karls von Lothringen (1678–1690) eng mit Tirol verbunden war, wurde ein genealogisches Werk gewidmet. Der aus Bozen gebürtige Franz Joseph Zeno von Dannhaus (1690–1742; Wurzbach 59, 325) wurde bald nach seiner Promotion zum Doktor beider Rechte im Jahr 1720 zum Professor der Institutionen an die juridische Fakultät nach Innsbruck bestellt, verließ die Universität jedoch 1733 und wirkte bis zu seinem Tod als Rat der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck. 1718 veröffentlichte er aus Anlass seiner Promotion eine Genealogie des lothringischen Herrscherhauses unter dem Titel *Gloria Austrasiae seu compendium genealogico-historicum de serenissima domo Lotharingica* („Austrasiens Ruhm oder genealogisch-historische Zusammenfassung über das Haus Lothringen"; Innsbruck 1718). Das kurze, nur 28 Seiten umfassende Werk war der kanonistischen Dissertation *De republica Christiana* („Über den christlichen Staat"; Innsbruck 1718) des Innsbrucker Professors Joseph Seybold SJ (1672–1743 oder 1745) vorangestellt, welche Zeno als Defendent seinem Gönner, Herzog Leopold von Lothringen (1690–1729), widmete (vgl. Abb. 120).

Charakteristik

Gloria Austrasiae ist eine kurze Zusammenfassung älterer Genealogien der Familie, die Zeno durch die Berücksichtigung auch jüngerer Nachkommen bis herauf zu Leopold aktualisierte. Der Verfasser stützt sich bewusst auf ältere Autoritäten, die im Gegensatz zu neueren, kritischen Arbeiten stehen, und übernimmt kritiklos die von ihnen postulierte Ahnenreihe. Das Werk besteht aus kurzen Biographien, die

sich auf Eheschließung und Nachkommenschaft der einzelnen Regenten konzentrieren und von wenigen Zeilen für die fiktiven älteren Ahnen bis zu je einer Seite für die Familienangehörigen aus der jüngsten Vergangenheit reichen. Als Ahnherr des Geschlechts übernimmt Zeno aus der genealogischen Tradition Lotherus I., den Sohn eines Tongrer-, Kimbrer- und Belgierkönigs mit der Halbschwester von Julius Caesar. Mit der Anknüpfung der Familientradition an die julische Dynastie und an besagten König, dessen Ahnen ursprünglich aus Troja stammen sollen, werden die Lothringer über die zweifache trojanische Abstammung doppelt in der mythischen Vorzeit verankert und dadurch auf eine Ebene mit den Habsburgern gestellt, die ihr Geschlecht ebenfalls von den Trojanern herzuleiten wussten (vgl. Tanner 1993).

Zeitgeschichte: Ott

Im Tirol des späten 17. und frühen 18. Jhs. lässt sich ein großes Interesse für Zeitgeschichte feststellen. Eine populärhistorische Darstellung aus der ersten Hälfte des 17. Jhs. geht auf den aus Vorderösterreich stammenden Jesuiten Christoph Ott (1612–1684; BS 6, 1–7; Tovazzi, Nr. 72) zurück. Bekannt als Prediger und Autor einiger polemischer theologischer Werke, verbrachte er seinen Lebensabend in Tirol und widmete sich hier verstärkt der Geschichtsschreibung. Er veröffentlichte 1676 in Innsbruck eine deutschsprachige Sammlung von Papstbiographien und gab 1680 eine Ausgabe der äußerst populären und in Jesuitengymnasien verwendeten *Epitome historiarum* („Abriss der Geschichte"; Lyon 1620) des Jesuiten Orazio Torsellini (1545–1599) heraus, versehen mit einem Vorwort und einer kurzen Ergänzung, die Torsellinis Darstellung bis zum Jahr 1600 weiterführte. Sein letztes Werk, *Historia nova saeculi nostri decimi septimi*, *ferreo-aurei* („Neue Geschichte unseres eisern-goldenen siebzehnten Jahrhunderts"; Innsbruck 1682), behandelt in vier Büchern die Geschichte von 1601 bis zur Krönung Leopolds I. im Jahr 1658. Die aus habsburgischer Perspektive verfasste, streng chronologische Darstellung ist anfänglich sehr knapp – für die ersten zwölf Jahre des Jahrhunderts benötigt Ott nur neun Seiten – wird aber mit der Zeit etwas ausführlicher. Die chronologische Ordnung wird erst im letzten Kapitel durchbrochen, in dem Konversionen berühmter Menschen zum Katholizismus im behandelten Zeitrahmen vorgeführt werden. Obwohl die *Historia* als eine Fortsetzung von Torsellinis Werk gedacht ist, unterscheidet sie sich als eine vollwertige, wenn auch knappe, darstellende Geschichte wesentlich von der Aneinanderreihung von Fakten in der *Epitome*. Im Zentrum der Darstellung stehen, anders als bei Torsellini, die Geschehnisse im Reich. Statt der einfachen Sätze der *Epitome* verwendet Ott einen etwas anspruchsvolleren Stil, der sich an Caesar orientiert. Er erhebt ausdrücklich keinen Anspruch darauf, etwas Neues geboten zu haben. Vielmehr listet er am Ende der größeren Abschnitte jeweils die – allesamt gut katholischen – Autoren auf, denen er in seiner Darstellung gefolgt ist. Seine Entscheidung, die Regierungszeit Kaiser Leopolds nicht mehr darzustellen, rechtfertigt er sogar mit der Begründung, dass noch keine zuverlässigen

Geschichtsbücher über dessen Regentschaft gedruckt worden seien. Letztlich ist Otts Bestreben darauf beschränkt, mit seinem Duodezbändchen eine handliche und preiswerte Alternative zu dicken Geschichtsbüchern zu schaffen, *quos nec omnium sit emere posse nec omnium etiam perlegere* (XI; „welche weder alle kaufen, noch alle lesen können").

Ascensio Triangi

Die aktuellste Variante der Zeitgeschichte, die Behandlung eines noch im Gange begriffenen Konflikts, lieferte Ascensio Triangi (1632–1696; vgl. Bampi 1883; Anonymus 1829, 76). Er wurde als Sohn einer angesehenen und kurz zuvor vom Kaiser geadelten Trientner Familie geboren. Nach dem Besuch des dortigen Jesuitengymnasiums und dem Studium der Rechte in Ingolstadt und Wien praktizierte er wenige Jahre als Anwalt in Trient und schlug dann eine politische Laufbahn ein. Nachdem er zweimal zum Konsul von Trient gewählt worden war, ernannte ihn Erzherzogin Anna (1616–1676), die Witwe Erzherzog Ferdinand Karls, zu ihrem Botschafter am Hof ihres Bruders Ferdinand II., des Großherzogs der Toskana. Als der Großherzog 1670 starb, kehrte Triangi nach Trient zurück und trat als Hofrat in den Dienst des Fürstbischofs Sigmund Alfons von Thun (reg. 1668–1677). Wegen seiner führenden Rolle im Konflikt zwischen dem Bischof und seiner Regierung auf der einen sowie dem Stadtmagistrat von Trient und dem Domkapitel auf der anderen Seite zog Triangi in seiner Heimatstadt so viel Hass auf sich, dass ihn das Domkapitel nach dem Tod des Bischofs gemeinsam mit anderen Räten absetzte. 1680 berief ihn der Kaiser nach Innsbruck.

Türkenkrieg

Von seinen vielen Schriften, die sich mit Geschichte, Moral, Politik, Recht und Verwaltung befassen, ist nur eine gedruckt worden und dadurch erhalten geblieben (zu einigen anderen s.u.): Im Jahr 1693 veröffentlichte er in Augsburg *Historiarum novissimi belli Germanici, Turcici, Gallici, Mahometis IV. Turcarum Sultani, Ludovici XIV. regis Galliarum, adversus Leopoldum I. imperatorem semper augustum ab anno MDCLXXXIII usque ad annum MDCXCI tomus primus* („Erster Band der Geschichte des jüngsten deutschen, türkischen und französischen Kriegs des türkischen Sultans Mehmed IV. und des französischen Königs Ludwig XIV. gegen den allzeit erhabenen Kaiser Leopold I., vom Jahr 1683 bis zum Jahr 1691").

Am Anfang des Bandes findet sich eine Widmung an Kaiser Leopold, in der Triangi die Problematik vorführt, die Geschichte eines Krieges zu schreiben, dessen Ausgang noch vollkommen ungewiss ist. Auf eine weitere Widmung, diesmal an Leopolds Sohn, König Joseph I., folgt ein apologetisches Vorwort, in dem Triangis schriftstellerisches Selbstbewusstsein besonders deutlich zu Tage tritt: Es ist nicht etwa an den geneigten Leser adressiert, sondern an „Narren, Juristenhohlköpfe und Wissenschaftshasser" *(Ad moriones, forenses cucurbitas et studiorum osores).* Der Haupttext des Werkes besteht aus fünf Büchern: Das erste greift zunächst das Thema des Vorworts wieder auf und setzt sich ausführlich mit

den Aufgaben und Möglichkeiten der Geschichtsschreibung auseinander. Der Rest des Buches analysiert Kriegsverlauf, Kräfteverteilung, Motivationen und Bündnisse auf beiden Seiten. Die eigentliche Darstellung der Ereignisse beginnt mit dem zweiten Buch, das die Vorgeschichte des Türkenkrieges, die ungarisch-kroatische Magnatenverschwörung, sowie die Belagerung Wiens und deren Scheitern schildert. Das dritte Buch erzählt den weiteren Verlauf des Krieges bis zum Herbst 1688. Das vierte Buch beginnt mit dem Kriegseintritt der Franzosen und ist – auf die westlichen Kriegsschauplätze fokussierend – den Ereignissen bis Anfang 1690 gewidmet. Nach einer Betrachtung der Staatsfinanzen als Grundlage für die Kriegsführung wechselt die Darstellung im letzten Buch ständig zwischen den beiden Kriegsschauplätzen hin und her und endet mit dem Abbruch der Belagerung von Großwardein durch kaiserliche Truppen und der anschließenden Kampfpause bis zum Frühjahr 1691. Am Ende des Buches findet sich eine Art Fürstenspiegel, in dem Triangi Ratschläge zur Erziehung und zur – v.a. auf historisch-politischen Betrachtungen basierenden – Ausbildung eines künftigen Fürsten erteilt. Er knüpft dabei an die Themen des Vorworts und des ersten Buches an.

Fortsetzung

Eine von Triangi im Jahr 1694 angefertigte Fortsetzung (TLMF, FB 3644) wurde nicht mehr gedruckt. Die Hs. enthält zwei Widmungen, wieder an Leopold und Joseph, ein Vorwort und zwei Bücher, welche die Darstellung der Ereignisse bis ins Jahr 1693 weiterführen und u.a. die Schlacht bei Slankamen und Kämpfe in Savoyen behandeln.

Intention, Vorbilder

Triangi erklärt im Vorwort, seine *Historia* werde – unabhängig vom Ausgang des Krieges – den Ruhm des Kaisers, dessen Bescheidenheit für die Geschichtsschreibung eigentlich sehr ungünstig sei, vermehren. Beweggrund für die Abfassung des Werkes sei die bislang ungekannte geographische Ausdehnung des Konflikts gewesen, an dem sich fast alle Staaten Europas, Nordafrikas und Westasiens beteiligt hätten. Triangi stellt seine Schrift in die Tradition von Thukydides, Sallust und v.a. Tacitus, der in seinen Werken geschichtliche Darstellung mit scharfsinniger politischer Analyse verband und deshalb, folgert Triangi, die würdigste und lehrreichste Lektüre für jeden Herrscher darstelle. Im Einklang mit diesen Vorbildern erschöpft sich für Triangi seine Aufgabe als Historiker nicht in einer rein dokumentarischen Darstellung der Ereignisse. Zumindest ebenso wichtig ist es für ihn, deren Ursachen und Zusammenhänge zu erklären und auf dieser Grundlage Lehren für die Zukunft zu liefern, nicht zuletzt mit dem Ziel, die Türken endgültig zu besiegen.

Charakteristik

Über seine Quellen äußert sich Triangi nicht. Als Regierungsrat hatte er jedoch Zugang zu allen in Kriegsangelegenheiten verfassten offiziellen Schreiben, Berichten und Depeschen, die den Weg nach Innsbruck gefunden haben. Sie dürften ihm als Hauptquellen gedient haben; auch die Rezeption von Flugschriften ist denkbar. Triangi präsentiert sein Material zwar grundsätzlich chronologisch, be-

müht sich aber nicht um genaue Datierungen. Die präzisesten Zeitangaben lauten etwa „im Mai“ oder „im Frühling dieses Jahres“. In den Text sind viele kürzere, auch im Druckbild hervorgehobene Reden eingelegt, meistens in indirekter Rede. Triangi konnte sie z.T. wohl aus den ihm vorliegenden Dokumenten übernehmen bzw. rekonstruieren, z.T. sind sie – etwa wenn er wiederholt verschiedene Parteien am türkischen Hof ihre Positionen erklären lässt – zweifellos in bester Tradition der humanistischen Geschichtsschreibung erfunden, um in ihnen die Hintergründe des Geschehens zu veranschaulichen und die Motive der Konfliktteilnehmer zu erklären. Die Darstellung der Ereignisse ist immer wieder von Exkursen unterbrochen, in welchen Triangi seine moralischen und ökonomischen Lehren darlegt.

Stil

In einer Art Binnenproömium am Anfang des fünften Buches charakterisiert Triangi sein Werk folgendermaßen (380):

> *Praevalente stylo arctiori tanquam sublimiori, mentis potius quam aurium delenimenta quaesita, quippe inter concisa magis enitent monita et sententiae. At praelia, obsidia et incursiones laxiori calamo composui, quia in priori eruditio, in altero animi recreatio. Unus conatus rerum eventu docere, quibus consiliis et per quae subsidia Austrii Germanici validi Gallum Turcamque cohibere. Nihil in cuiusquam gratiam vel odium scripsi; quod si forte minus extuli virtutes vel segnitiam perfidiamve acrius incusavi, libertati laborum venia tribuenda.*
>
> Durch den vorherrschenden knapperen Stil, der gleichsam erhabener ist, wurde versucht, eher den Geist als die Ohren zu erfreuen, da unter den konzisen Sätzen die Ermahnungen und Sentenzen mehr hervorleuchten. Die Schlachten, Belagerungen und Einfälle beschrieb ich mit etwas entspannterer Feder, da beim vorigen die Belehrung, bei diesem die Erholung des Geistes angestrebt wird. Die Bemühung in beiden Fällen war, durch den Ausgang der Ereignisse zu lehren, durch welche Pläne und mit welchen Mitteln die deutschen Österreicher Kraft hatten, Franzosen und Türken abzuwehren. Ich schrieb nichts aus Gunst oder Hass auf irgendjemanden, wenn ich aber die Tugenden zu wenig hervorhob oder die Antriebslosigkeit oder die Unredlichkeit etwas schärfer anklagte, soll man der diesen Arbeiten innewohnenden Freiheit diese Nachsicht erweisen.

Des erwähnten knapperen Stils, der an Tacitus erinnert und in seiner Gedrängtheit und Inkonzinnität dem Leser einiges an Interpretation abnötigt, bedient sich Triangi in den Vorworten beider Bände, dem ersten Buch, den Exkursen und z.T. in den Reden. In diesen Passagen bemüht er sich auch um eine klassische, möglichst nicht auf Neologismen zurückgreifende Wortwahl. Im Rest des Werkes ist der Stil zwar weniger gedrängt, aber trotzdem anspruchsvoll, das Vokabular durch Verwendung etlicher neuzeitlicher Fachbegriffe etwas breiter. Insgesamt ist Triangis

Historia das sprachlich ambitionierteste Werk der – nicht nur lat. – vormodernen Geschichtsschreibung in Tirol.

Nachwirkung

Die *Historia* ist zwar dem Kaiser und seinem Sohn gewidmet, entstand aber außerhalb des höfischen Kontexts und aus Triangis eigenem Antrieb. Wie das Werk in Wien aufgenommen wurde, ist nicht bekannt. Da der Autor sich zu einer Fortsetzung entschloss, ist anzunehmen, dass er sich zumindest keine Missgunst zugezogen hatte, wenn auch große Gunstbekundungen, z.B. eine Ernennung zum Hofhistoriographen, ausblieben. Immerhin erhielten Triangis Erben 1697 vom Kaiser ein Gnadengeld als Anerkennung für seine historiographische Tätigkeit. Die Nachwelt zeigte an der *Historia* wenig Interesse. Der Forschungsliteratur über Kaiser Leopold und seine Kriege ist es gänzlich unbekannt.

der Bayerische Rummel

Hatte Tirol im 17. Jh. wenig Anlass zu zeitgeschichtlichen Betrachtungen geboten, so änderte sich dies mit dem Jahr 1703, als der mit den Franzosen verbündete bayerische Kurfürst Max Emanuel in Nordtirol einfiel. Sein Ziel, sich mit den von Italien her anrückenden französischen Truppen zu vereinigen und dann nach Wien zu marschieren, musste der Kurfürst wegen des Widerstands von Seiten der Tiroler Bevölkerung aufgeben und unverrichteter Dinge abziehen. Die bekannteste Beschreibung dieser in Tirol als „bayerischer Rummel“ bekannten Kampfhandlungen wurde vom berühmten Melker Geschichtsforscher Bernhard Pez (1683–1735) verfasst, der sein Werk *De irruptione Bavarica et Gallica* […] *in Tyrolim facta libri tres* („Drei Bücher über den bayerischen und französischen Einfall […] in Tirol“; Wien 1709) unter dem Pseudonym Bernardus Isipontanus Austriacus drucken ließ.

Reydax, *Epitome*

Auch in Tirol finden sich Reflexe dieser dramatischen Ereignisse in lat. Sprache, namentlich in einem bemerkenswerten Werk, das historiographische Gepflogenheiten zugunsten einer ausgeprägten literarischen Durchformung aufgibt. Der heute äußerst seltene Druck *Epitome rerum Oenovallensium MDCCIII* („Zusammenfassung der Ereignisse im Inntal 1703“) erschien ohne Angabe von Autor, Druckort und Erscheinungsjahr (Edition Schaffenrath/Tilg 2004; vgl. auch Schaffenrath/Tilg 2005). Eine hs. Notiz im einzigen bekannten Exemplar (TLMF, Dip. 36/1; vgl. Schaffenrath/Tilg 2004, 18–20) klärt über Entstehung und Überlieferung des Werkes auf: Autor war der aus Amberg stammende und später in Hall tätige Jesuit Ignaz Reydax (1652–1718). Die zunächst hs. kursierende *Epitome* wurde angeblich ohne sein Wissen in Amsterdam gedruckt – im Werk selbst heißt es, er habe es nur für seine Freunde geschrieben – und erregte später wegen ihrer kritischen Haltung auch gegenüber einigen Tiroler Persönlichkeiten das Missfallen der Tiroler Behörden, was die Seltenheit des Drucks erklären könnte.

Verschlüsselung

Reydax, der die Ereignisse erzählen wollte, ohne bei den Zeitgenossen Anstoß zu erregen, verschlüsselte die Namen der Protagonisten und der Orte, indem er z.B. Buchstaben umstellte (*Tyrolis* wird zu *Lotyris*, *Heisterius* zu *Terheisius*), deutsche

Namen latinisierte (Mittenwald wird zu *Mediosylva*, Guttenstein zu *Petrobonus*) oder durch klassische Namen ersetzte (Max Emanuel wird zu *Achilles*, Leopold I. zu *Aeneas*). Die allzu durchsichtige Verbrämung, die große Ähnlichkeiten mit den Tarnstrategien kontemporärer allegorischer Romane aufweist (vgl. z.B. Barclays *Argenis*), konnte das Werk jedoch nicht vor der Missgunst der Mächtigen bewahren.

Charakteristik

Die *Epitome* bettet die eigentliche Darstellung der kriegerischen Ereignisse (§§ 10–33) in zwei Rahmenhandlungen ein, die am Schluss nicht geschlossen werden. Die erste (§§ 1–8) thematisiert die Intentionen des Autors, die zweite (§ 9) den Hintergrund der Auseinandersetzungen, den Spanischen Erbfolgekrieg. Das Werk ist durchsetzt von Verspartien, Zitaten und moralischen Betrachtungen. Die Grundtendenz des Werks ist anti-bayerisch, wenngleich auch auf Tiroler Seite nicht mit Kritik gespart wird; es enthält auch eine Apologie der Jesuiten, die der Kollaboration mit den Bayern verdächtigt wurden.

Francesco Triangi

Während die bisher besprochenen Zeithistoriker ihr Handwerk mehr oder weniger als Privatpersonen betrieben, soll im Folgenden das Wirken eines offiziellen Hofgeschichtsschreibers betrachtet werden. Francesco Guglielmo Triangi (1677–1765, vgl. Anonymus 1829, 76; Bampi 1883) studierte Philosophie in Innsbruck und Rechte in Wien. 1700 wurde er, wie sein Vater Ascensio (s.o.) vor ihm, in den Rat der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck aufgenommen, zunächst aber nur als Titular-Rat ohne Gehalt.

Concinnatio

1700 ließ er auch sein erstes Werk drucken, die *Concinnatio historico-politica de et pro arcanis imperantium* („Historisch-politische Zusammenstellung über die und zugunsten der Geheimnisse der Herrschenden"; Wien 1700). Die kurze Schrift des erst 23-jährigen Autors, die dem Wiener Hofkanzler Graf Julius Bucelleni gewidmet ist, erhebt den Anspruch, durch Erörterung der „Geheimnisse" einer guten und einer schlechten Herrschaft einen Weg zur Besserung jeder beliebigen Herrschaft zu eröffnen und dadurch den Untertanen zu einem glücklicheren Leben zu verhelfen.

Im ersten Teil (1–22) stellt Triangi allgemeine Betrachtungen an. Er betont die allumfassende Bedeutung der Politik, beklagt die verdorbenen politischen Gepflogenheiten seiner Zeit und formuliert sein politisches Credo, wonach das Geheimnis guten Regierens letztlich in der Mäßigung liege. Der zweite Teil (22–71) charakterisiert knapp und recht oberflächlich einzelne Staaten Europas und Asiens. In einem Zwischenstück mahnt der Autor zu Gerechtigkeit, zur Vermeidung innerer Zwietracht zwischen Herrscher und Adel sowie zu gesunder Expansionslust (71–75). Damit leitet er zu den Meistern der Expansion, den Römern, über, deren Geschichte und Einrichtungen er erörtert, um daraus eine Lehre für die Herrschenden seiner Gegenwart zu ziehen (75–117). In einem letzten staatstheoretischen Abschnitt diskutiert er die Frage, ob Monarchie oder Republik den Bürgern mehr Freiheit gewähre. Triangi schließt die *Concinnatio* mit einem Lob des maßvollen, mächti-

gen und gerechten Kaisers Leopold (und seines Kanzlers Bucelleni), da es das größtmögliche Glück sei, unter dessen Herrschaft zu leben (117–129).

Stil

Das Werk, das unter seinem nicht immer klaren Aufbau leidet und dessen Hauptgedanken deshalb nur mit Mühe verfolgt werden können, ist absichtlich in einem obskuren, äußerst elliptischen Stil gehalten (der sehr an den Stil gemahnt, den Ascensio Triangi in seinen Vorworten benutzt hatte, s.o.). Triangi beabsichtigt damit, die Aufmerksamkeit seiner Leser zu erhalten: *ut attentior lectio, nervosus stylus* (VIII; „ein kraftvoller Stil, damit das Lesen aufmerksamer vor sich geht"). Die anspruchsvolle Darstellungsweise hat aber zur Folge, dass die *Concinnatio* eine schwer zugängliche Lektüre ist, weshalb es nicht verwundert, dass diese Schrift ohne Wirkung geblieben ist.

De Imperatore

Mehr Glück hatte Triangi mit seinem Werk *De Imperatore tractatus historico-politico-iuridicus duas per dissertationes sex in partes divisus* („Historisch-politisch-juridische Abhandlung über den Kaiser, in zwei Erörterungen, gegliedert in sechs Teile"; TLMF, FB 3578), das er 1705 Joseph I. widmete. In der ersten Erörterung beschäftigt er sich mit der Geschichte und allgemeinen Charakteristika des Kaisertums (1–78), der Stellung und Macht des Kaisers und der Kürfürsten (79–128) und, im bei weitem längsten Teil, der kaiserliche Kapitulation, d.h. den vom Kaiser im Anschluss an seine Wahl gegebenen Versprechungen und Zugeständnissen an die Reichsstände (129–284). Von der zweiten Erörterung, die verschiedene Aspekte kaiserlicher Macht eingehender untersuchen sollte, hat sich zwar ein detailliertes Inhaltsverzeichnis erhalten, der Text selbst ist jedoch verschollen, falls er überhaupt je ausformuliert wurde. Diese systematische Schrift, die sich einer übersichtlichen juristischen Argumentation bedient und in einem unauffälligen, unvergleichlich zugänglicheren Stil als die *Concinnatio* verfasst ist, scheint Triangi die Gunst des neuen Kaisers eingebracht zu haben, der ihm 1706 ein Gehalt für seine Ratstätigkeit zuerkannte und ihn 1709 sogar zu seinem Hofhistoriographen ernannte. Obwohl der Kaiser verfügte, Triangi solle sich in seiner neuen Stellung in Wien aufhalten, scheint dieser zumindest zeitweise auch in Innsbruck weitergewirkt zu haben.

Relatio

Als Joseph I. im Jahr 1711 starb, widmete Triangi seinem Nachfolger, Karl VI., eine *Relatio pro panegyrico in vitam gloriosissimi Josephi I. Caesaris Austriaci Pii optimi, semper Augusti posteritati scribenda* („Bericht für eine Lobrede auf das Leben des ruhmreichsten, frommen, besten, immer erhabenen österreichischen Kaisers Joseph I., der für die Nachwelt geschrieben werden muss"; TLMF, FB 3578). Auch der neue Kaiser behielt ihn daraufhin als Hofhistoriographen. Hieran knüpfte sich die Erwartung, der Schriftsteller würde seinen Auftraggeber in einem mehr oder weniger panegyrischen und apologetischen Geschichtswerk verewigen, wie es z.B. Galeazo Gualdo Priorato für Kaiser Leopold getan hatte. Triangi war allerdings

nicht der einzige Hofhistoriograph. Auch der Jesuit Franz Wagner (1675–1738) wurde vom Wiener Hof mit dem Verfassen einer neuen lat. Geschichte Kaiser Leopolds betraut, deren erster Band 1713 abgeschlossen und 1719 in Augsburg veröffentlicht wurde.

Opus annotationum

Triangi sammelte über die Jahre eine große Menge an Material für sein geplantes *opus magnum*, eine Geschichte der Kaiser Joseph I. und Karl VI., die er im Stile Sallusts und Tacitus' schreiben wollte. Es gelang ihm aber nie, das Material zu einem Geschichtswerk zu organisieren. Vielleicht unter dem Druck der Konkurrenz lieferte er 1714 dem Kaiser den ersten von mehreren Indexbänden für seine Geschichte unter dem Titel *Opus annotationum indicantium materiam historiae gloriosissimorum Caesarum Iosephi I. et Caroli VI. ordine alphabetico digestum cum notis pro eruditione morali*, *phileologa* [sic], *politica*, *militari*, *camerali*, *statistica*, *hinc inde sparsim per sententias monitaque praenarratae historiae inserendis* („Gerüst aus Anmerkungen, die das Material für die Geschichte der ruhmreichsten Kaiser Joseph I. und Karl VI. anzeigen, angeordnet in alphabetischer Reihenfolge, mit Notizen für die moralische, philologische, politische, militärische, wirtschaftliche und statistische Gelehrsamkeit, die mitunter als Lehrsätze und Mahnungen in die genannte Geschichte eingeflochten werden sollen"; TLMF, FB 1360), in welchem er die z.T. ausführlichen Einträge für die mit dem Buchstaben A beginnenden Stichwörter versammelte. Anlässlich der Audienz, bei der dem Kaiser der Band überreicht wurde, beauftragte dieser seinen Historiographen, seine Arbeit fortzusetzen, woraufhin Triangi in den folgenden drei Jahren zwar weitere Indexbände (TLMF, FB 1361–1362; BCT, ms. 801–803, 1021), aber nach wie vor keinen Textband vorlegte. Die Indizes dienten Triangi nicht nur als Beweis dafür, dass er tatsächlich an seinem Geschichtswerk arbeitete, sondern auch als Mittel, um der strengen Zensur, die das Werk seines Konkurrenten Wagner um Jahre verzögern sollte, zuvorzukommen. In den Vorworten der Bände bat Triangi den Kaiser, die Stichwörter durchzusehen und ihm mitteilen zu lassen, welche von ihnen in die Geschichte aufgenommen und welche besser ausgelassen werden sollten. Außerdem ersuchte er ihn, ihm besseren Zugang zu den Archivalien und zu den für sein Werk relevanten Persönlichkeiten zu ermöglichen. Triangi bat auch Prinz Eugen, beim Kaiser ein gutes Wort für ihn einzulegen, damit die Indizes endlich durchgesehen würden und er mit der Arbeit anfangen könne (ÖNB, Cod. 7403). Auch diese Bitte scheint aber unerfüllt geblieben zu sein.

Observationes

1719 widmete Triangi seinem Herrn die *Observationes historico-morales in librum I. Regum pro principe et subdito* („Historisch-moralische Betrachtungen über das erste Buch der Könige für den Fürsten und den Untertanen"; TLMF, FB 1342; ÖNB, Cod. 9772). Die als Kommentar angelegte Schrift befasst sich allerdings, die im Titel suggerierte Erwartungshaltung nur teilweise bestätigend, fast ausschließ-



Abb. 121: Poträt Kaiser Leopolds I. aus Francesco Triangis *Historia Caesaris Leopoldi Magni.*

lich mit Moralfragen und kaum mit geschichtlichen Implikationen des Buchs der Könige. In der Zwischenzeit hatte der Kaiser seinen zweiten Hofhistoriographen, Wagner, mit der Geschichte Kaiser Josephs betraut, während sich Triangi ab 1731 wieder verstärkt seiner Tätigkeit als Tiroler Regierungsrat widmete.

Historia Leopoldi

Der auf Joseph I. folgenden Herrscherin, Maria Theresia, und ihrem Gatten widmete Triangi 1739 eine *Historia Caesaris Leopoldi Magni* („Geschichte Kaiser Leopolds des Großen"; TLMF, FB 1359; ÖNB, Cod. 7336; BCT, ms. 1024; vgl. Abb. 121). Die zwei Bücher, welche die Geschichte Leopolds bis unmittelbar nach seiner Kaiserkrönung ausführlich behandeln, stellte er als die erste Probe eines künftigen Werks über die Geschichte der Kaiser Leopold, Joseph und Karl dar, und bat wieder einmal um die Durchsicht der Indizes sowie um Zugang zu Archiven und Akteuren. Gleichzeitig ersuchte er in einer Petition darum, ihm die Stellung und das Gehalt eines Hofhistoriographen zu belassen (ÖNB, Cod. 7908). Von der Geschichte Leopolds ist nur der Textband erhalten, während der Band, in dem zahlreiche im Text angezeigte Anmerkungen enthalten sein müssten, verschollen ist, sodass der Quellenwert von Triangis Arbeit ohne eine eingehendere Untersuchung schwer zu beurteilen ist. Da er ursprünglich nur eine Geschichte der Söhne Leopolds geplant hatte, drängt sich der Verdacht auf, dass Triangi, der sich nach dem Tod Karls mit der Situation konfrontiert sah, schnell ein Werk vorlegen zu müssen, um sich die Gunst der neuen Monarchin zu sichern, zu dem heute verschollenen Werk *Historia Leopoldi imperatoris et vitae lineamenta* („Geschichte Kaiser Leopolds und Abriss seines Lebens") seines Vaters gegriffen hat. Man kann vermuten, dass er dieses mehr oder weniger abgeschrieben hat. (Ebenso wird man annehmen müssen, dass er sich für seine *Concinnatio* an der Schrift *Nova dominandi instituta sive nova politica* [„Neue Herrschaftsgrundsätze oder die neue Politik"] bedient hat und für den Hauptteil von *De imperatore* den *Commentarius in caesaream capitulationem*

[„Kommentar zur kaiserlichen Kapitulation“] verwertet hat, zwei ebenfalls verschollene Schriften seines Vaters.)[1] Maria Theresia scheint auf jeden Fall zufrieden gewesen zu sein, denn sie beließ Triangi zunächst seine Historiographeneinkünfte und ließ ihn 1747 bei vollen Bezügen pensionieren. Bis zu seinem Tod gelang es Triangi nicht, seine Kaisergeschichte zu schreiben.

antiquarische Studien: Lachemayr

Die Beschäftigung mit der römischen und vorrömischen Vergangenheit Tirols, welche ab den 30er-Jahren des 18. Jhs. richtig aufblühen sollte, begann, wenn auch nur ansatzweise, schon gegen Ende des 17. Jhs. Der Zisterzienser Franz Lachemayr († 1714), der später als Abt von Stams (ab 1699) den prächtigen Neubau des Stiftes vollenden und sich um die Ausstattung der Bibliothek und die Wissenschaftspflege im Kloster besonders verdient machen sollte (vgl. Tovazzi, Nr. 914a; Album Stamsense 45–46), schrieb 1696 eine kurze Abhandlung mit dem Titel *Ara Dianae anno post natum salvatorem gentium 141 a gentili idolatria erecta in valle Cyll* („Dianaaltar, errichtet vom heidnischen Götzendienst im Zillertal im Jahr 141 nach der Geburt des Erlösers der Völker“; TLMF, Dip. 631/1). Die an den „weisen Kenner und Betrachter des verehrungswürdigen Altertums“ (15; *antiquitatis aestimator sapiens et spectator*) gerichtete Schrift enthält einen Kommentar der Altarinschrift. Während der Anfang dieses Kommentars etwas befremdlich ist – unter Zuhilfenahme von Autoritäten (u.a. Aristoteles, Hl. Augustinus, Hl. Thomas) wird ausführlich dargelegt, was die Ehre *(honor)* sei und wieso sie einer Göttin gebühre – erklärt Lachemayr den Rest der Inschrift mithilfe antiker Quellen und zeitgenössischer Antiquare souverän.

Malanotti, *Historia Tyrolensis*

Die Frühgeschichte Tirols wurde zum ersten Mal ausführlich in einer Schrift des Nonstaler Adeligen Bernardin Anton Malanotti († 1728; Šubarić 2000, 153) behandelt, die sich nicht genau datieren lässt, vermutlich aber in den 20er-Jahren des 18. Jhs. entstanden ist. Über das Leben des Verfassers ist wenig bekannt, belegt ist nur, dass er über 20 Jahre lang als Sekretär der kaiserlichen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl wirkte, zeitweise auch bei der Gesandtschaft in Venedig. Von seinem literarischen Schaffen ist nur eine einzige Hs. mit dem Titel *Historia Tyrolensis* („Tiroler Geschichte“; TLMF, Dip. 1198) erhalten, in welcher er sich der Zeit von den Rätern bis zu Karl dem Großen widmet. Es lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, ob sich Malanottis Darstellung ursprünglich über den Untergang des Langobardenreichs hinaus erstreckte. Auf der Titelseite der erhaltenen Hs., die anscheinend eine Abschrift eines in Malanottis Hinterlassenschaft gefundenen Exemplars ist, findet sich die Notiz „erster Teil“ sowie die Bemerkung, das Werk sei wegen des frühen Todes des Autors unvollendet geblieben. In den 30er-Jahren des 18. Jhs. las Anton Roschmann allerdings die *Historia* noch in einer zweibändigen Hs. (TLMF, Dip.

1 Wir wissen von diesen Werken aus dem unpaginierten Vorwort der *Historia* des Vaters (s.o.).

930/7, 13), sodass nicht ausgeschlossen werden kann, dass sich Malanotti in einem heute verschollenen zweiten Teil auch mit dem Hoch- und Spätmittelalter auseinandergesetzt hat. Dass der Autor jedenfalls ursprünglich die Idee verfolgt hatte, die Darstellung bis in seine eigene Zeit fortzuführen, geht aus dem Prolog hervor. In diesem erkennt Malanotti an, dass es vor ihm schon andere Abhandlungen der Tiroler Geschichte gegeben habe. Diese seien aber entweder in der Volkssprache und in einem schlechten Stil geschrieben (vgl. Landeshistoriker wie Burgklechner, Wolkenstein oder Brandis hier S. 480) oder hätten Tiroler Themen nur nebenbei gestreift (wie z.B. die bayerischen Geschichtsschreiber). Er selbst wolle keiner bestimmten Autorität folgen, sondern sich nach Abwägen der Argumente jeweils für die plausibelste Ansicht entscheiden.

> Der erhaltene Teil der *Historia Tyrolensis* besteht aus drei Büchern, deren erstes sich mit der historischen Geographie Tirols befasst. Nach einer Beschreibung der Lage Tirols geht Malanotti auf die frühen Bewohner des Landes und auf die Grenzen der römischen Provinzen Raetia und Noricum ein, über die sich Tirol erstreckte. Das zweite Buch behandelt die Geschichte Tirols von der Zeit, als die Nachkommen Noahs nach Europa kamen, über die Epoche der Räter-, Gallier- und Germanenbesiedelung bis zur römische Eroberung und schließlich zum Fall des Weströmischen Reiches. Das dritte Buch schildert die Geschichte des Landes unter der Herrschaft der Goten, Langobarden und Bajuwaren.

Quellen, Stil

Malanotti wertet sowohl zahlreiche antike Schriftsteller als auch neuzeitliche Historiker wie Johannes Aventinus (1477–1534) und Franciscus Guillimannus (vgl. hier S. 481–482) aus. Seine Quellen wiegt er gegeneinander ab und prüft sie auf Plausibilität und Zuverlässigkeit. Hinsichtlich des Stils ist er um eine gepflegte Ausdrucksweise bemüht und vermeidet es, um eines sprachlichen Effekts willen die Klarheit der Darstellung zu beeinträchtigen.

Nachwirkung

Malanottis Werk signalisiert den Übergang zur zweiten in diesem Kapitel zu behandelnden Phase der Tiroler lat. Historiographie. Durch die Ausweitung des Interesses auf die Tiroler Frühgeschichte – womit er sich bewusst von älteren Landeshistorikern absetzte – und die kritische Prüfung seiner Quellen zeichnete er den Weg für die nächste Generation von Historikern um Anton Roschmann vor, die Malanottis gesamthistorischen Anspruch und seine Methodik übernahmen, gleichzeitig aber von ihm noch nicht benutzte dokumentarische und archäologische Quellen einbezogen.

Geschichtsforschung 1730–1773

In den 30er-Jahren des 18. Jhs. änderte sich allmählich der Charakter der lat. Geschichtsschreibung in Tirol. Der damit einhergehende neue Stellenwert der Geschichtsforschung spiegelt sich im Entstehen neuer wissenschaftlicher Institutionen wider, was wiederum dazu führte, dass sich die historiographische Produktion in dieser Zeit vervielfachte.

institutionelle Strukturen

Die Reichsreformen im Geiste der Aufklärung führten u.a. zur Institutionalisierung des Fachs Geschichte an der Innsbrucker Universität. 1733 übernahm Paul Josef Riegger (vgl. hier S. 752–753) mit der neugeschaffenen juristischen Lehrkanzel für Natur- und öffentliches Recht auch das Fach Reichsgeschichte; ein Jahr später mussten auch die Jesuiten an der philosophischen Fakultät damit beginnen, allgemeine Geschichte zu unterrichten, allerdings nicht als Pflichtfach. In Trient bemühte sich, wenn auch vergeblich, der Generalvikar Pantaleone Borzi (reg. 1738–1748; vgl. hier S. 1145), der sich auch selbst als Geschichtsschreiber betätigte, um die Institutionalisierung eines Geschichtsstudiums. Im Rahmen einer Reform des Priesterseminars wollte er ein Zentrum für historische Studien einrichten, das bedeutende Forscher für die Arbeit an einer ausführlichen Diözesangeschichte vereinen sollte (Donati 1975, 33–34). Die wichtigsten Zentren historischer Forschung waren jedoch nicht die Lehranstalten, sondern die Akademien, besonders die Innsbrucker Academia Taxiana. Hier trafen sich gleichgesinnte Gelehrte und präsentierten einander die Ergebnisse ihrer Forschungen. Darüber hinaus standen die Historiker in einem dichten überregionalen Netz von Korrespondenten, tauschten sich in Briefen über ihre Ansichten aus und versorgten einander mit Abschriften von Urkunden, Hs. und Inschriften.

Voraussetzungen

Die geistigen Voraussetzungen für dieses Aufblühen der historischen Studien und für ihre methodische und inhaltliche Neuorientierung bildeten allgemeine Entwicklungen innerhalb der Geschichtswissenschaft in den katholischen Gebieten in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. und im frühen 18. Jh. Vereinfacht gesagt, hatte hier die protestantische Kritik an Wunderglauben und Heiligenkult eine Kettenreaktion ausgelöst, in deren Folge die historische Methodik immer weiter verfeinert wurde. Die als Bollandisten bekannten jesuitischen Forscher wollten der protestantischen Kritik mit ihren *Acta Sanctorum* den Boden entziehen und den Heiligenkult dadurch retten, dass sie eine kritische Untersuchung der Quellen und der Überlieferung betrieben, auf deren Basis sie zweifelsfrei belegte Wunder aus späteren märchenhaften Übertreibungen herausschälten (vgl. Sawilla 2009). In Reaktion darauf sammelten die Mauriner – eine benediktinische Kongregation des Hl. Maurus, die den Status der Heiligen ihres Benediktinerordens durch den Übereifer der Bollandisten gefährdet sah – aus Angst vor einer ungerechtfertigten Desakration systematisch die Überlieferung ihres Ordens und entwickelten dabei die Methodik im Umgang mit Quellen weiter. Aus ihren Bemühungen entwickelten sich Paläographie und Diplomatik, aus der Arbeit an den Kirchenvätern bald auch die ersten Ansätze einer wissenschaftlichen Archäologie und Altertumskunde. Es folgten europaweit mehrere Unternehmungen mit dem Ziel, historische Quellen systematisch zu erschließen und zu edieren, etwa die der österreichischen Benediktiner Gebrüder Pez (vgl. Heilingsetzer 1993) oder die

des bedeutenden katholischen Frühaufklärers Lodovico Antonio Muratori (vgl. Zlabinger 1970).

Tendenzen in Tirol

Im Laufe der 1720er-Jahre wurden diese Entwicklungen auch in Tirol wahrgenommen und zeigten langsam ihre Wirkung. Obwohl sporadisch, v.a. in den Klöstern, immer noch nach alten Mustern geschrieben wurde, setzte sich nun mehr und mehr eine moderne wissenschaftliche Geschichtsschreibung durch, für welche die kritische Auswertung aller vorhandenen Quellen unter Einschluss von Urkunden, Inschriften und Bodenfunden und die Berücksichtigung der eventuell vorhandenen Forschungsliteratur charakteristisch ist. Hinsichtlich der Thematik lässt sich ein lebhaftes Interesse an der lokalen Früh- und Kirchengeschichte feststellen. Formal tritt in diesen Werken, die in der Regel vor Zitaten strotzen, das narrative Element zugunsten der in der antiquarischen Forschung üblichen pragmatischen Stoffanordnung zurück. Gleichzeitig sorgten neue Kommunikationsmodalitäten für einen verstärkten Einsatz rhetorischer Elemente in vielen Schriften: Forschungsergebnisse wurden in Akademiereden vorgestellt, in Briefen mitgeteilt und in polemischen Pamphleten erbittert angegriffen oder verteidigt.

Roschmann

Die zentrale Figur im Tiroler Kulturbetrieb dieser Zeit, und ganz besonders in der Tiroler Geschichtsforschung, war Anton Roschmann (1694–1760; vgl. di Pauli 1826; Auer 1979; Müller/Schaffenrath 2010). In Hall geboren und in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, besuchte er vermutlich in seiner Heimatstadt das Jesuitengymnasium und studierte anschließend in Innsbruck zunächst Philosophie, was er mit dem Magisterium abschloss, danach Theologie und beide Rechte. Während des Studiums konnte er sich 1722 die Stelle eines Universitätsnotars sichern und das Studium 1726 mit dem Lizenziat beider Rechte abschließen. Seine beengten finanziellen Verhältnisse brachten es mit sich, dass Roschmann sowohl während des Studiums als auch noch weit in die 30er-Jahre hinein Auftragsarbeiten übernehmen musste. Einerseits führte er Inventarisierungen und Neuordnungen in verschiedenen Tiroler Bibliotheken und Sammlungen durch (z.B. im Kloster Stams und in der Fürstlichen Sammlung in Ambras), was ihm einen guten Einblick in das hier liegende Quellenmaterial ermöglichte und somit ein Fundament für seine spätere Arbeit als Historiker lieferte. Andererseits verfasste er feierliche lat. Reden und Gratulationsgedichte für Promotionen an der Universität, die z.T. auch gedruckt wurden. Nachdem er sich bis 1740 schon einen Ruf als Historiker erarbeitet hatte, war er bestrebt, seinen Werken durch einen Ehrentitel mehr Glanz und Autorität zu verleihen. Auf seinen Antrag hin gestattete ihm der Tiroler Landtag in diesem Jahr, sich künftig bei der Veröffentlichung seiner Werke des speziell für ihn entworfenen Titels „Landschaftlicher Historicus" zu bedienen. 1745 wurde Roschmann mit der Leitung der neueröffneten Bibliotheca Theresiana in Innsbruck betraut, die gleichzeitig Universitätsbibliothek und öffentliche Bibliothek war. Finanzielle

Sicherheit erlangte er jedoch erst 1747, als er den Dienst am Innsbrucker Hofarchiv antrat und das Universitätsnotariat niederlegte. Von nun an leitete er die Bibliothek und das Archiv und widmete sich verstärkt seinen Forschungen. Zusätzlich erhielt er von Maria Theresia als Anerkennung für seine Werke ab 1751 eine großzügige Jahrespension von 600 Gulden, was dem Jahresgehalt eines Innsbrucker Universitätsprofessors an einer der weniger angesehenen Lehrkanzeln entsprach. Mit der Zusicherung dieser finanziellen Unterstützung ging der Auftrag einher, *Historiam Tyrolensem omnem antiquam et novam sistematice*, *pragmatice ac diplomatice* (TLMF, Dip. 951, Bl. 4^v; „die ganze alte und neuere Tiroler Geschichte systematisch, sachlich und quellengestützt") zu schreiben.

Akademien, Korrespondenz

Von den Mitgliedern der Innsbrucker Akademie (vgl. hier S. 615–616), an deren Gründung er mitgewirkt hatte, war Roschmann das wissenschaftlich aktivste. Die Akademie bot ihm ein fachlich interessiertes Publikum für seine Schriften und zwang ihn gleichzeitig, regelmäßig die Ergebnisse seiner Forschungen in Vorträgen zu formulieren. In den späteren Jahren wurde Roschmann als allseits angesehener Forscher auch in die Accademia degli Agiati, die Akademie der deutschen Benediktiner und die Bayerische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er führte wissenschaftliche Korrespondenz mit einer großen Anzahl Gelehrter (vgl. hier S. 788–791) und stand sogar mit Papst Benedikt XIV., einem großen Förderer der Wissenschaften, brieflich in Kontakt.

Werke

Als Autor war Roschmann außerordentlich produktiv, allein in lat. Sprache hinterließ er mehr als 130 Titel. Seine Schriften befassen sich mit Geschichte, Altertumskunde, Epigraphik, Numismatik, historischer Geographie, Kirchen-, Kunst-, Natur- und Gelehrsamkeitsgeschichte, Hagiographie, Theologie, Propädeutik, Bibliothekskunde und Genealogie. Im Zentrum seines Interesses stand die römische und mittelalterliche Vergangenheit Tirols, doch auch zahlreiche Schriften ohne Tirolbezug haben sich erhalten. Der größte Teil von Roschmanns Manuskripten gelangte über seinen Sohn Kassian Roschmann in den Besitz des Tiroler Geschichtsforschers Andreas di Pauli (1761–1839; s. Abb. 122; vgl. hier S. 1058), der sie einheitlich binden ließ und in seine Sammlung *Bibliotheca Tyrolensis* („Tiroler Bibliothek") eingliederte. Di Paulis Erben verkauften im Jahr 1845 seine Bibliothek inklusive Roschmanns Hs. dem TLMF, wo sie heute die sogenannte Dipauliana bilden. Der großen Fülle und Vielfalt wegen kann Roschmanns Werk in diesem Rahmen nicht annähernd vollständig beschrieben und gewürdigt werden, sodass hier nur seine Arbeitsweise mitsamt ihren Stärken und Schwächen an einigen wenigen Beispielen vorgestellt werden soll. Einteilen lassen sich seine Schriften – abgesehen von Auftragsarbeiten aus den Jugendjahren, Gelegenheitsgedichten und Briefen – in Materialsammlungen, die als Grundlage für künftige Werke dienten und hier unberücksichtigt bleiben, für den Vortrag in der Academia Taxiana bestimmte

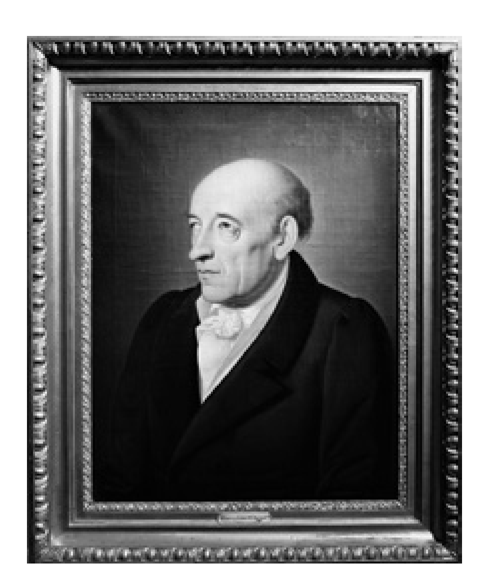


Abb. 122: Porträt Andreas Alois Baron di Paulis (Gemälde von Anton Psenner, nach 1830).

Abhandlungen und schließlich längere Monographien.

Akademievorträge

Roschmanns Vorträge in der Akademie deckten die ganze Bandbreite seiner Interessen ab. Darunter finden sich z.B. Abhandlungen über Tiroler Schriftsteller, wie die *Dissertatio de venerabili Abbate Secundo* („Abhandlung über den ehrwürdigen Abt Secundus"; TLMF, Dip. 929/2), wissenschaftstheoretische Überlegungen wie die *Causae defectus historiae sacrae in hoc ac vicinis regionum atque dioecesium tractibus* („Gründe für die Schwäche der Kirchengeschichte in diesem und den benachbarten Landstrichen und Diözesen"; TLMF, Dip. 935/7), panegyrisch-politische Schriften wie *De vinculo inter nationes Austriacam et Tirolensem* („Über das Band zwischen der österreichischen und der Tiroler Nation"; TLMF, Dip. 972/8), genealogische Arbeiten wie *De antiquissima Firmianorum familia* („Über die altehrwürdige Sippe derer von Firmian"; Verona, Biblioteca Capitolare, Cod. CCCXLVI), Erörterungen biblischer Fragen wie die *Dissertatio de Mose et veterum gentilium de eo testimonia* („Erörterung über Moses und Zeugnisse alter Heiden über ihn"; TLMF, Dip. 1230/8), kunsthistorisch-archäologische Reiseberichte wie das *Iter Bulsanense 1740 confectum, integre descriptum 1743* („Reise nach Bozen, die 1740 stattfand und 1743 vollständig beschrieben wurde"; TLMF, Dip. 1167/8; vgl. Schaffenrath 2005a, 179–181), Bildungsprogramme und Bibliographien wie die *Bibliotheca pro comparanda litteraturae elegantioris, etiam Tyrolensis, notitia* („Bibliothek mit dem Zweck, Kenntnis der besseren Literatur, auch in Tirol, zu erlangen"; TLMF, Dip. 930/7) und Erläuterungen von Kunstwerken wie die Abhandlungen über den Mithras-Stein aus Mauls (TLMF, Dip. 933/13) und über eine Sammlung von Kupferstichen (TLMF, Dip. 935/5).

Anlässe

Oft stand die Themenwahl im Zusammenhang mit angesehenen Persönlichkeiten, die bei einem Besuch in Innsbruck in die Akademie aufgenommen wurden, wie etwa im Fall der Schrift *Domitiopolis, urbis episcopalis Ciliciae sub archiepiscopatu Seleuciae Asperae Asiae Minoris notitia* („Vorstellung von Domitiopolis, der Bischofsstadt Kilikiens unter dem Erzbistum von Seleucia Aspera in Kleinasien"; TLMF, Dip. 933/4), die Roschmann dem Konstanzer Weihbischof und Domi-

tiopolitaner Titularbischof Franz Fugger widmete. Andere wurden Roschmanns Gönnern dediziert, so z.B. die antiquarische Abhandlung *De cursu publico veterum* („Über das Postwesen der Alten"; ULBT, Cod. 556; vgl. Schretter 2010), deren Adressat der Namensgeber der Akademie, Leopold Franz von Taxis war, welcher die Würde eines österreichischen Erbpostmeisters innehatte.

zwei Beispiele

Als Beispiele für Roschmanns Vorträge in der Akademie sollen hier zwei Schriften näher betrachtet werden: die *Historia litteraria Tyrolensis* („Geschichte der Gelehrsamkeit in Tirol"; ULBT, Cod. 850; Edition: Šubarić 2001), eine Abhandlung, die als erste Literatur- und Kulturgeschichte des Landes gelten kann, sowie die *Reliquiae aedificii Romani ad oppidum Tyrolense Lienz detectae vulgo das Zwergengebäu* („Überreste eines römischen Gebäudes, das in der Nähe von Lienz entdeckt wurde und im Volksmund ‚das Zwergengebäu' heißt"; TLMF, Dip. 935/14; Edition: Müller/Schaffenrath 2007).

Historia litteraria

Die *Historia litteraria* wurde Ende 1742 verfasst und Anfang 1743 dem neugewählten infulierten Propst des Augustinerchorherrenstifts St. Michael an der Etsch anlässlich von dessen Besuch der Akademie und Aufnahme in diese gewidmet. Sie steht in der Tradition der gleichnamigen Gattung, die besonders in vielen Städten Italiens gepflegt wurde und als ein bürgerliches Gegenstück zur politischen Geschichtsschreibung gesehen werden kann. Das Vorwort besteht aus einer panegyrischen Praeteritio der Würdigung, die einem so bedeutenden Mann geschuldet ist (V–VII), sowie der Skizze einer dem Propst zugedachten Geschichte der Grafen von Eppan, des Gründergeschlechts des Klosters St. Michael (VII–XII). Da die schwierige Quellenlage Roschmann daran hinderte, diese Geschichte zu schreiben, widmete er dem gelehrten Propst stattdessen eine Geschichte der Gelehrsamkeit in Tirol (XII–XIII).

Im Unterschied zum ausformulierten Rest des Textes besteht der erste Abschnitt, der die vorrömische Zeit behandelt (Kap. 1), teilweise nur aus Notizen, die als Stütze für den mündlichen Vortrag dienen sollten. Antike und Mittelalter sind recht knapp dargestellt (Kap. 1–6), da Roschmann hier nur wenige genuin tirolische Leistungen vorweisen kann und hauptsächlich aus den allgemeinen Charakteristika der Epoche und dem Wissen um die Vorgänge in Nachbarregionen Analogieschlüsse für den Tiroler Raum ziehen muss. Mit zunehmender Fülle des Materials ab der Zeit Maximilians (Kap. 6–8) wird die Darstellung bis in Roschmanns eigene Zeit (Kap. 29–42) immer ausführlicher. Den Autor interessieren nicht nur herausragende Gelehrte, Dichter und Künstler, sondern auch Fürsten, Bischöfe und Äbte, die sich als deren Förderer verdient gemacht haben. Er geht auf die Gründung von Schulen, Klöstern, Bibliotheken, der Innsbrucker Universität und der Tiroler Akademien ein, erwähnt wichtige Denkmäler, Hs. und Zeugnisse des geistigen Lebens sowie kulturgeschichtlich bedeutende Vorfälle wie den Transport der Heidelberger Bibliotheca

Palatina durch Tirol im Dreißigjährigen Krieg (Kap. 22) oder Christine von Schwedens in Innsbruck vollzogene Konversion zum Katholizismus (Kap. 24). Die Behandlung einzelner Persönlichkeiten, Institutionen und Ereignisse reicht von bloßen Aufzählungen von Namen, z.B. im Fall der gelehrten Ärzte in Innsbruck um 1640 (Kap. 23–24), bis hin zu ganze Seiten füllenden Beschreibungen, etwa wenn der Verfasser die Innsbrucker Akademie vorstellt (Kap. 40–41). Das Werk endet mit der Aufforderung an den Leser, er möge sich auch selbst einen ruhmreichen Platz als Wissenschaftler, Künstler oder Mäzen sichern (Kap. 42–43).

Reliquiae

Die fast genau vier Jahre nach der *Historia litteraria* in der Akademie vorgetragene Schrift *Reliquiae aedificii Romani* ist ein Ergebnis von Roschmanns antiquarischen Studien. Den Anfang bildet ein *Occasio scriptionis* („Anlass der Niederschrift") betiteltes Vorwort: Nach einigen Vorbemerkungen über die historische Bedeutung der Gegend um Lienz und ihren schon früher bekannten (§§ 1–5) Reichtum an römischen Altertümern erzählt Roschmann, wie ihn die Oberin des Haller Damenstiftes, Maria Eleonora von Arco, beauftragt hat, die römischen Überreste auf einem der Jurisdiktion des Stifts unterstehenden Grundstück in Debant bei Lienz näher zu untersuchen. Die Überreste waren ca. 50 Jahre zuvor von Bauern bei einer Schatzsuche gefunden worden (§§ 7–11). Es folgt eine Beschreibung der nach der Beseitigung des Erdreichs zu Tage getretenen Mosaike, Gewölbe, Mauern und anderer Grabungsfunde (§§ 12–23), anschließend wird zur Einordnung dieser Gegenstände übergeleitet (§ 24).

Das erste von vier Kapiteln des Hauptteils beschäftigt sich mit antiken Mosaiken, ihrer Geschichte und ihrer Herstellungstechnik. Bei der Erläuterung dieser Themen stützt sich Roschmann sowohl auf antike Quellen als auch auf moderne Literatur. Der Rest des Hauptteils ist dem antiken Loncium gewidmet, dessen Reste Roschmann vor sich zu haben glaubte. Das zweite Kapitel untersucht, um welchen Typ einer römischen Poststation bzw. Siedlung es sich bei Loncium gehandelt haben könnte (*mutatio*, *mansio*, *civitas*, *municipium* oder *colonia*), und erklärt es schließlich zu einer *mansio*. Das dritte erläutert die Bedeutung dieses Begriffs. Das vierte diskutiert den rechtlichen Status der *mansio* Loncium. Das nun folgende, als *corollaria* („Zugaben") bezeichnete Stück widmet sich, nach einer kurzen Rekapitulation der Informationen über Loncium, der Frage, ob die vornehm ausgestattete Villa, die bei den Grabungen zutage getreten war, als Teil der *mansio* auch verschiedene römische Kaiser auf ihren Reisen durch die Gegend beherbergt haben könnte. Es schließt mit dem Wunsch Roschmanns, man möge die römischen Überreste konservieren und künftige Funde nicht der Zerstörung durch Bauern und Unkundige überantworten. Die Schrift endet allerdings nicht mit diesem Appell: Ein weiteres, fünftes Kapitel wird angeschlossen, in dem Roschmann erläutert, wieso die von ihm untersuchten Ruinen

im Volksmund als *Zwergengebäu* bezeichnet werden. Die Legende, wonach das Gewölbe der ans Licht gekommenen Hypokausten von Zwergen bewohnt werde, erklärt Roschmann mithilfe von Parallelen aus Ostfranken und aus der isländischen Edda. Weil aber die Funktion der Hypokausten damals nicht bekannt war, glaubt Roschmann, dass die von ihm entdeckten Gewölbe dem Schutz der darauf liegenden Mosaike vor der Feuchtigkeit der Erde dienten. Die *Reliquiae* enden mit zwei die Mosaikherstellung betreffenden Exzerpten, die ohne eine eigene Überschrift an das fünfte Kapitel angeschlossen sind.

Unklarheiten

Der Aufbau der Schrift ist verwirrend. Weil schon die *corollaria* mit ihrer Rekapitulation und ihrem Schlussappell einen geeigneten Abschluss der ganzen Schrift geboten hätten, wirken das fünfte Kapitel mit seiner eigenen Rekapitulation der Loncium-Frage und die damit nicht zusammenhängenden Exzerpte fehl am Platz. Entweder gehören diese Teile inhaltlich an andere Stellen der Schrift (die Exzerpte in Kap. 1 und Kap. 5 vor die *corollaria*), oder sie sind (wie Müller/Schaffenrath 2007, 16–17 vermuten) erst nachträglich hinzugefügt worden, womöglich als Resultat der Diskussion, die nach dem Vortrag in der Akademie geführt wurde. Auch die Argumentation weist einige Schwächen auf: Während Roschmann z.B. im zweiten Kapitel bei der Frage nach dem Status von Loncium davon ausgeht, dass sich die Begriffe *mansio* und *civitas* gegenseitig ausschließen, und für Loncium die Bezeichnung *mansio* beansprucht, versucht er im vierten zu zeigen, dass die *mansio* Loncium gleichzeitig zumindest auch eine *civitas* war.

Stand der Forschung

Inhaltlich entsprachen Roschmanns Ansichten dem damaligen Stand der Forschung. Wie bis in die zweite Hälfte des 19. Jhs. üblich, hielt auch er Lienz aufgrund der Namensähnlichkeit für das römische Loncium. Nach moderner Ansicht gehören die Gebäudereste, die er untersuchte, allerdings nicht zu Loncium, sondern zu Aguntum.

Tyrolis illustrata

Roschmann trug in der Akademie nicht nur eigens zu diesem Zweck geschriebene Abhandlungen vor. Er las auch aus seiner wissenschaftlichen Korrespondenz sowie aus längeren, für die Veröffentlichung bestimmten Werken vor, die im Folgenden betrachtet werden sollen. Als Roschmanns unvollendetes ‚Hauptwerk' kann eine Gruppe von zusammenhängenden Schriften aus den Jahren 1754 bis 1757 gelten, die auf einen kaiserlichen Auftrag von 1751 hin entstanden sind. In diesen Schriften versuchte Roschmann nach und nach, den schon in den 30er-Jahren entworfenen Plan einer umfassenden Darstellung der Vergangenheit Tirols zu verwirklichen. Damals hatte er unter dem Eindruck von Scipione Maffeis *Verona illustrata* (Verona 1732) den Vorsatz gefasst, zu Ehren seiner Heimat eine *Tyrolis illustrata* zu schreiben. 1737 schickte er einen detaillierten Entwurf dazu unter dem Titel *Schema Tyrolis illustratae* („Abriss der Erläuterung Tirols"; ÖNB, Cod. 8217) nach Wien, wo er dem Kaiser vorgelegt wurde. In den folgenden Jahren stellte Rosch-

mann jedoch fest, dass er insbesondere auf dem Gebiet der antiken Geographie Tirols (TLMF, Dip. 951, Bl. 4v) noch Grundlagenarbeit leisten musste, ehe er sich an die Niederschrift des Werks machen konnte.

Bella Romanorum

Ein Ergebnis dieser Grundlagenforschung ist die 1754 entstandene Schrift *Bella Romanorum in Rhaetia vel eius vicinia, praesertim illud Rhaetico-Vindelicum a Claudio Nerone Druso Augusti privigno gestum. Totius geographiae Rhaeticae seu Tyrolensis antiquae fundamenta. Tractatus rerum Tyrolensium prodromus* („Die Kriege der Römer in Rätien oder in seiner Nachbarschaft, besonders der Rätisch-Vindelikische, der von Claudius Nero Drusus, Augustus' Stiefsohn, geführt wurde. Grundlage der gesamten alten Geographie Rätiens oder Tirols. Eine Voruntersuchung zur Tiroler Geschichte"; TLMF, Dip. 927). Der Kriegszug des Jahres 15 v.Chr. und die noch weiter zurückliegenden Konflikte dienten ihm dabei nur als Aufhänger, um von ihnen ausgehend antike Quellen auf ihre Aussagen über die Geographie Rätiens und des Tiroler Teils von Noricum hin zu überprüfen. Nachdem Roschmann dieses Werk zur Begutachtung nach Wien geschickt und den weiteren Verlauf seiner Forschungen angedeutet hatte, wurde ihm 1755 in einer kaiserlichen Resolution bekundet, er möge die Alte Geschichte, die Quellen und die Naturgeschichte nur in einer Einleitung behandeln, da die eigentliche Darstellung nur die Geschichte Tirols unter den eigenen Landesfürsten umfassen solle. Daraus wird deutlich, dass der Hof weniger an „allzuweit entfernten Grauen Alterthümern" als an einer historiographisch legitimierten Absicherung seiner landesfürstlichen Rechte interessiert war – was auch eine weitere Resolution aus dem Jahr 1760 beweist, die Roschmann nach der Einsendung weiterer Bände zur Frühgeschichte Tirols ausgestellt wurde (vgl. Auer 1979, 47–50).

Inscriptiones

Roschmann ließ sich aber von der versuchten Einflussnahme Wiens nicht beirren und hielt an der Behandlung der vorrömischen und römischen Geschichte fest. Unter einem anderen Aspekt als in den *Bella Romanorum* untersuchte er sie 1756 in seinem monumentalen Werk *Inscriptiones et alia diversi generis Romana per omnem Tirolim monumenta* („Inschriften und andere verschiedenartige römische Denkmäler aus ganz Tirol"; Edition: Huber 2009). Es handelt sich um einen nach geographischen Kriterien geordneten Katalog aller römischen Funde in Tirol, von denen Roschmann Kenntnis hatte. Die einzelnen Funde – es sind zum größten Teil Inschriften, aber auch Statuen, Gefäße, Gebäude, Straßen, Schmuck, Geräte u.Ä. – sind darin nicht nur beschrieben, sondern meist auch abgebildet. Die längsten Abschnitte bilden die ausführlichen Interpretationen der Funde. In ihnen entfaltet Roschmann seine ganze Gelehrsamkeit, zitiert zur Erklärung relevante Stellen aus der antiken Literatur, zieht Vergleiche zu ähnlichen Funden aus anderen Gegenden und wertet neuzeitliche antiquarische Werke aus. Da Roschmann in den *Inscriptiones* zahlreiche mittlerweile verschollene Funde dokumen-

tierte, ist dieses Werk auch noch für die heutige archäologische Forschung von größtem Interesse und kann als seine bedeutendste Schrift gelten (vgl. Huber 2009, 437–521; Huber 2010).

Periodi

1757 brachte Roschmann die ersten drei Teile der *Tyrolis illustrata* zu Papier: *Periodus Celtica* („Keltische Epoche"; TLMF, Dip. 951), *Periodus Hetrusca* („Etruskische Epoche"; TLMF, Dip. 952) und *Periodus Romana* („Römische Epoche"; TLMF, Dip. 953). Im Einklang mit antiken Quellen hält Roschmann die Räter für Etrusker, die von in die Poebene einfallenden Galliern in die Alpen zurückgedrängt worden seien, wo sie ihrerseits die dort siedelnden Kelten vertrieben hätten. Im Falle der etruskischen und v.a. der keltischen Periode ist er größtenteils auf Analogieschlüsse angewiesen und überträgt das über Kelten und Etrusker i.A. Bekannte auf die Bewohner Tirols. In der Schrift über die Kelten behandelt Roschmann – nach einer geographischen Einordnung – deren Sprache, Religion und Brauchtum sowie die Überbleibsel der keltischen Sprache in Tirol. Bei den Etruskern diskutiert er darüber hinaus noch Fragen nach ihrer Herkunft sowie nach den Ursachen und dem Verlauf des römischen Feldzugs nach Rätien. Die Darstellung der römischen Periode widmet sich in einem ersten Teil (Kap. 1–23) römischen Institutionen, Bräuchen und, geographisch angeordnet, Siedlungen in Tirol. Der zweite Teil (Kap. 24–42) führt in chronologischer Abfolge die den Tiroler Raum betreffenden Ereignisse von Tiberius bis Constantius III. vor.

gedruckte Werke

Obwohl dafür vorgesehen, wurde die *Tyrolis illustrata* nicht gedruckt. Überhaupt sind, abgesehen von den panegyrisch-allegorischen Auftragsarbeiten an der Universität, nur wenige Werke Roschmanns zum Druck gelangt, darunter drei auf Deutsch verfasste Arbeiten (*Kurze Beschreibung der Fürstlichen Grafschaft Tirol* [Innsbruck 1740]; *Ursprung und Merckwürdigkeiten der Kayserlich, Königlichen* […] *Stadt Ynsbrugg im Tyrol* [Innsbruck o.J.]; *Glaubwürdige Nachrichten über das Leben und vormahlig berühmte Grabstatt zu Mays in Tyrol des Heiligen Valentini* [Ulm 1746]). An lat. Texten fanden u.a. eine naturhistorische Beschreibung Tirols unter dem Titel *Regnum animale, vegetabile et minerale medicum Tyrolense* („Das Tiroler medizinische Tier-, Pflanzen- und Mineralienreich"; Innsbruck 1738) sowie zwei Schriften über den Hl. Kassian (s.u.) ihren Weg in den Druck. Eine Besonderheit stellt die Überlieferung der *Acta Sanctae Nothburgae* („Acta der Hl. Notburga"; ULBT, Cod. 814) dar, welche Roschmann für die Bollandisten anfertigte. 1753 veröffentlichte der Jesuit Johannes Perierus (1711–1762) in Antwerpen eine kommentierte Ausgabe der Akten, die sich ganz auf Roschmanns Schrift stützt, sie extensiv zitiert und Roschmanns lat. Übersetzung einer deutschen Vita der Notburga von Guarinonius, welche das Kernstück der Akten darstellt, und andere Zeugnisse übernimmt, sodass Roschmanns Arbeit, wenn auch nur indirekt, doch in gedruckter Form Verbreitung fand (Schaffenrath 2001).

Ein weiteres gedrucktes Werk, *Veldidena urbs antiquissima Augusti colonia totius Rhaetiae princeps* („Altehrwürdige Stadt Veldidena, Kolonie des Augustus, Hauptstadt von ganz Rätien"; Ulm 1744), erlaubt einen Einblick sowohl in Roschmanns Stärken als auch in seine Schwächen als Geschichtsforscher. Das Werk ist keine archäologische Abhandlung, obwohl darin auch Funde aus Veldidena, dem heutigen Wilten, besprochen werden, sondern vielmehr eine Studie in historischer Geographie. Gewidmet ist sie dem Wiener Hofrat Graf Ferdinand Bonaventura von Harrach (1708–1778), in dessen Auftrag der Gelehrte schon in den Jahren zuvor genealogische Arbeiten verfasst hatte. Mit dieser Schrift wollte Roschmann, wie er im ersten Kapitel darlegt, die führende Rolle Veldidenas innerhalb der römischen Provinz Rätien beweisen. Er beklagt, dass, obwohl die große Bedeutung Veldidenas schon von mehreren Gelehrten hervorgehoben worden sei, gemeinhin der Ansicht von Markus Welser (1558–1614) Glauben geschenkt werde, der in seinen *Rerum Augustanarum Vindelicarum libri octo* („Acht Bücher Augsburger Geschichte"; Augsburg 1594) die Meinung vertreten hatte, Augsburg sei die Hauptstadt der römischen Provinz Rätien und Vindelicien gewesen. Roschmann lässt wissen, er wolle die Stadt Augsburg nicht entthronen. Ihr stehe die Ehre zu, die Hauptstadt Vindeliciens gewesen zu sein. Der Tiroler Gelehrte sieht aber Rätien als eine von Vindelicien getrennte, eigenständige Provinz an, die folglich auch über eine eigene Hauptstadt – Veldidena – verfügen musste. Keineswegs will er seine Schrift als Angriff auf Welser verstanden wissen, von dem er glaubt, dass dieser auch selbst, würde er noch leben, Roschmanns Argumenten aufgrund von neu gefundenen Inschriften, Münzen und Denkmälern zustimmen würde.

Veldidena

Zu Beginn der Schrift (Kap. 3–10) legt Roschmann seine Ansichten zur Provinz Rätien, zur Gründung, zum rechtlichen Status und zur Bedeutung Veldidenas dar. Hier stellt er auch die Quellen vor, aus denen das große Ansehen Veldidenas hervorgehen soll, das *Itinerarium Antonini* („Straßenliste des Antoninus", eine Aufzählung von Reiserouten aus dem 3. Jh.), die *Tabula Peutingeriana* („Peutinger'sche Karte", eine auf spätantiken Vorbildern basierende Karte des römischen Straßennetzes aus dem 4. Jh.) und die *Notitia dignitatum utriusque imperii* („Verzeichnis der Ämter beider Reiche", ein Militär- und Verwaltungsschematismus des 5. Jhs.). In den Folgekapiteln (Kap. 11–17) werden Welsers Ansichten und die Quellen, auf die er sich stützt, vorgestellt. Anschließend (Kap. 18–29) macht sich Roschmann daran, seine eigene Hypothese zu untermauern: Ausführlich versucht er nachzuweisen, dass Rätien von Vindelicien zu unterscheiden sei, dass das etruskische, d.h. rätische, Veldidena von Augustus zu einer römischen Kolonie erklärt worden und zur führenden Stadt Rätiens aufgestiegen sei. Der Rest der Schrift ist verschiedenen Themen gewidmet: der Widerlegung weiterer abweichender Meinungen über die Hauptstadt Rätiens

(Kap. 30), der Zerstörung Veldidenas (Kap. 31), seinen Überresten (Kap. 32–33) sowie der Entwicklung des Namens „Wilten" aus *Veldidena* (Kap. 34).

patriotische Gelehrsamkeit

Roschmann beweist, wie auch in den *Inscriptiones*, eine äußerst gründliche Kenntnis sowohl der antiken Quellen, selbst der entlegensten, als auch der zeitgenössischen Forschungsliteratur. Seine umfassende Bildung ermöglicht es ihm, jedes Thema mit passenden Zitaten zu untermauern, er kombiniert souverän epigraphische Zeugnisse und Münzen mit Angaben antiker Schriftsteller. Neben diesen Vorzügen zeigt diese Schrift aber auch deutlich Roschmanns Grenzen als Geschichtsforscher auf. Seine Forschungen sind nicht frei von ideologischer Verklärung. Der Erforschung der Tiroler Vergangenheit lag die Intention zugrunde, das Ansehen der Heimat zu heben: Roschmann war es darum zu tun, für Tirol eine ruhmreiche römische Vergangenheit einzufordern, um der Region Prestige zu verschaffen und die Überlegenheit seiner Heimat gegenüber anderen Ländern zu demonstrieren. Diese im 18. Jh. recht verbreitete Einstellung brachte es mit sich, dass Roschmann im patriotischen Eifer den Boden der kritischen Wissenschaft verließ. Weder für Veldidenas Status als römische Kolonie noch für ihre führende Stellung innerhalb der Provinz noch für eine eigenständige, von Vindelicien getrennte Provinz Rätien konnte er konkrete Beweise liefern. Der einzige wirklich gesicherte Nachweis, den er für die Bedeutung Veldidenas vorbringen konnte, ist seine Erwähnung im *Itinerarium Antonini* als Schlusspunkt dreier Straßenstrecken, die von Lauriacum (Enns), Pons Oeni (Altötting) und Aquileia herführten, was jedenfalls für seine Wichtigkeit als Verkehrsknoten spricht. Der ganze Rest seiner Beweisführung stützt sich, trotz der großen, fast erdrückenden Menge herangezogener Zitate, letztlich auf Analogieschlüsse und Konjekturen. Somit erweist sich die ganze Schrift als ein wissenschaftlich fragwürdiges Produkt patriotisch instrumentalisierter Gelehrsamkeit.

Gesamtwürdigung

Methodisch stand Roschmann auf der Höhe seiner Zeit, in manchen Aspekten wie z.B. der Dokumentierung seiner Quellen, war er ihr sogar voraus. Seine Schwäche lag darin, sich allzu sorglos in ungesicherte Spekulationen verstrickt zu haben, seine große Stärke, die z.B. in den *Inscriptiones* sichtbar wird, in der unermüdlichen Erschließung von Material. Trotz aller Einschränkungen hat sich Roschmann durch seinen Fleiß einen dauernden Platz unter den wichtigsten Geschichtsschreibern und Geschichtsforschern Tirols gesichert.

Paul Josef Riegger

Obwohl zahlreiche Mitglieder der Taxiana, v.a. die sozial höhergestellten, keine Vorträge hielten, war Roschmann keinesfalls der einzige, der wissenschaftlich aktiv war. Eine wichtige Persönlichkeit in der Anfangszeit der Akademie war der Universitätsprofessor Paul Josef Riegger (1705–1775; s. Abb. 123; vgl. Seifert 1973). Er stammte aus Freiburg i.B., wo er ein Studium der Philosophie und Rechte belegte, das er 1729 mit dem Titel eines Lizenziats abschloss. Die Beschäftigung mit Na-

tur-, Völker- und öffentlichem Recht, die während der Ausbildung in seiner Heimatstadt zu kurz gekommen war, holte er anschließend im Rahmen eines Studienaufenthalts in Leiden nach. Als 1732 in Innsbruck zwei Professuren an der juridischen Fakultät neu zu besetzen waren, reichte auch Riegger seine Bewerbung ein, musste aber erst noch in Freiburg das für die Anstellung notwendige Doktorat erwerben. Auf Wunsch der Regierung wurde bei der Gelegenheit einer Doppelberufung eine Umstrukturierung der juridischen Fakultät vorgenommen und Riegger 1733 auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für öffentliches Recht, Naturrecht und Reichsgeschichte berufen. An diese Anstellung knüpfte sich die Auflage, dass er eine Geschichte des Reichs schreiben und veröffentlichen sollte, was einer offiziellen Ernennung zum Historiographen gleichkam. Die eingeforderte Geschichte nahm Riegger zwar erst einige Jahre nach seinem Abgang aus Innsbruck in Angriff – die 1753 in Wien publizierte *Historia Imperii Romano-Germanici* („Geschichte des Römisch-Deutschen Reichs“) behandelt die Geschichte bis 57 v.Chr., eine geplante Fortführung bis in die Gegenwart des Autors wurde nie veröffentlicht –, aber auch in seinen Innsbrucker Jahren verfasste er einige historische Abhandlungen. Neben der Universität bot Riegger v.a. die Innsbrucker Akademie, zu deren Gründern er gehörte, eine günstige Umgebung für seine historischen Studien.



Abb. 123: Porträt Paul Josef Rieggers aus seinem *Systema historiae romano-germanicae*, Innsbruck 1745.

De origine

Seine Abhandlung *De origine quatuor facultatum academicarum* („Über den Ursprung der vier akademischen Fakultäten“; TLMF, Dip. 1230/13) wurde schon in der zweiten Akademiesitzung im Februar 1741 vorgetragen. Ausgehend von der Frage nach dem Ursprung der damals gängigen Aufteilung des gelehrten Wissens in Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie legt Riegger in ihr eine Geschichte der höheren Bildung vor, die die Zeitspanne von der Übernahme des griechischen Bildungskanons durch die Römer bis zum Entstehen der ersten Univer-

sitäten im 11. Jh. umfasst. Weitere in der Akademie vorgetragene Schriften, etwa *De dispersione gentium post diluvium* („Über die Zerstreuung der Völker nach der Sintflut") oder *De incertitudine primae monarchiae* („Über die Unsicherheit in Bezug auf die älteste Alleinherrschaft") sind in den Protokollen der Taxiana bezeugt (TLMF, Dip. 1230/9), aber nicht erhalten.

De ordine

Die *Dissertatio historico-iuridica de ordine equitum hospitalariorum domus Teutonicae in Ierusalem* („Historisch-juridische Abhandlung über den Hospitaler-Ritterorden des deutschen Hauses in Jerusalem"; Innsbruck 1742) wurde im Rahmen einer öffentlichen Disputation publiziert. Die Themenwahl erfolgte auf Betreiben des Defendenten Johann Michael Weltin, dessen Familie dem Deutschen Orden in Dankbarkeit verbunden war. Die kurze gelehrte Schrift, deren Anmerkungsapparat dem Text an Umfang fast gleichkommt, enthält nach einem einführenden Überblick über die Ritterorden i.A., die Templer und Johanniter eine klar gegliederte Darstellung der Geschichte und der Verfassung des Deutschen Ordens.

Systema

Im Rahmen von Disputationen veröffentlichte Riegger auch zwei Auszüge aus seinem *Systema historiae romano-germanicae in tabulas contractum et in certas periodos distinctum* („System der römisch-deutschen Geschichte, in Tabellen zusammengefasst und in bestimmte Zeitabschnitte eingeteilt"; Innsbruck 1745 und 1747). In Form von Tabellen und genealogischen Tafeln präsentiert er im ersten Auszug die Geschichte des Reiches von 714 bis 911 und im zweiten von 912 bis 936. Die Tabellen sind in acht Rubriken eingeteilt: Geschichte (die wichtigsten Ereignisse), Kirchengeschichte des Reiches, Politik (kurze Erklärungen zum Staatsaufbau und zu den Geschehnissen im Staat), Geographie (Veränderungen der Grenzen), Literatur (Schriftsteller und ihre Werke), Varia (hauptsächlich Diplomatik), Streitfragen und Fremdes (Abfolge der Päpste und Ereignisse in anderen Staaten). Riegger wählte diese besonders einprägsame Darstellungsform, gewissermaßen eine Schwundstufe der narrativen Geschichtsschreibung, mit der Intention, das *Systema* auch für den Unterricht nutzbar zu machen.

Riegger in Wien

Im Jahr 1749 verließ Riegger Innsbruck, um sich in Wien niederzulassen, wo er zuerst an Ritterakademien, später an der Universität lehrte. Seine Innsbrucker Jahre und seine hier verfassten Werke stehen im Schatten seiner späteren Tätigkeit in Wien, wo er v.a. auf dem Gebiet des Kirchenrechts Bedeutendes leisten und bei der Durchsetzung der Aufklärung im Habsburgerreich eine Schlüsselrolle spielen sollte.

Wilten

Als Mitglieder der Innsbrucker Akademie waren auch einige Prämonstratenser-Chorherren aus dem nahe gelegenen Stift Wilten aktiv: Casimir Grustner (vgl. hier S. 715), der an den Satzungen der Akademie mitarbeitete, Bernhard Recordin, der eine kurze *Dissertatio academica de dignitate atque utilitate historices* („Akademische Abhandlung über das Ansehen und den Nutzen der Geschichtswissenschaft"; TLMF, Dip. 1230/2) beitrug, und Adrian Kemter. Alle drei unterrichteten an der

Wiltener Hauslehranstalt, Kemter wurde später auch als Professor an die Innsbrucker Universität berufen.

Adrian Kemter

Adrian Kemter wurde 1705 in Innsbruck geboren, trat 1722 in das Prämonstratenser Chorherrenstift Wilten ein und studierte an der Innsbrucker Universität Philosophie und Theologie. Zwischen 1761 und 1765 unterrichtete er dort selbst als Professor für Dogmatik. Als sehr produktiver Wissenschaftler (vgl. hier S. 721–723, 779 und 901–902) wurde er Mitglied verschiedener Akademien, etwa der Academia Taxiana oder der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Nach 1765 wurde er Seelsorger in Ampass und starb am 23. Juli 1774 (vgl. Gasser 2, 148–149; Spindler 1959, 514; Lentze 1964, 253–254).

historische Werke

Als Historiker beschäftigte sich Kemter neben der Anderl von Rinn-Legende (vgl. hier S. 826–828) gerne mit Themen, die sein Kloster betrafen, z.B. hielt er im Winter 1740/41 in der Akademie zwei Vorträge über dessen Gründung (beide ediert bei Fessler 2003). Das im 12. Jh. gegründete Prämonstratenserstift hatte eine jahrhundertelange Vorgeschichte als Kanonikergemeinschaft. Laut der Gründungssage, deren Spuren sich mindestens bis ins 13. Jh. zurückverfolgen lassen, wurde dieses Vorgängerkloster von einem Riesen namens Haymon gegründet (vgl. Christoph Wilhelm Putschs *De Haymone gigante* hier S. 234–235 und Abb. 32), dessen überdimensionales Grab man in der Stiftskirche bis zu ihrem Einsturz und anschließenden Neubau um die Mitte des 17. Jhs. besichtigen konnte. Der Sage nach soll Haymon das Kloster in der zweiten Hälfte des 9. Jhs. als Buße für einen Mord erbaut und dabei einen Drachen, der den Bau verhindern wollte, erschlagen und ihm die Zunge herausgeschnitten haben. Diese Zunge wurde ebenfalls im Kloster aufbewahrt, ist aber, im Unterschied zu Haymons Grab, heute noch erhalten: es handelt sich um ein Schwertfischhorn.

De Haymone

Der erste von Kemters Vorträgen über Wilten, die *Dissertatio academica de Haymone gigante* („Akademische Abhandlung über den Riesen Haymon"; TLMF, Dip. 1230/4), verfolgt die Absicht, die Existenz des Riesen Haymon nachzuweisen.

Dazu versucht Kemter zunächst im ersten Kapitel, mithilfe der Bibel, der Kirchenväter und anderer antiker Quellen nachzuweisen, dass es Riesen tatsächlich gegeben hat; zusätzlich stützt er sich dabei auf eine Liste mit 28 Stellen aus neueren Autoren, bei denen Funde von Riesenknochen thematisiert werden. Im zweiten Kapitel führt er aus, dass Haymon nicht zu den jede Glaubwürdigkeit sprengenden turmhohen Wesen der Sagenwelt gehöre, sondern einen durchaus vorstellbaren Wuchs von umgerechnet etwa vier Metern gehabt habe. Dass eine solche Körpergröße plausibel sei, belegt er mit Berichten von derartigen Menschen aus der Literatur. Das letzte Kapitel untersucht konkrete Zeugnisse für die Existenz Haymons; allerdings hat Kemter hier außer einigen Inschriften, Statuen und Bildern nicht viel zu bieten und muss schließlich seine Argumentation auf die rhetorische Frage

stützen, zu welchem Zweck die frommen Mönche sich denn eine Lügengeschichte hätten ausdenken sollen.

De draconibus

Die durch Vor- und Rückverweise mit dem ersten Vortrag eng verknüpfte *Dissertatio academica de draconibus* („Akademische Abhandlung über Drachen"; TLMF, Dip. 1230/5) versucht, das zweite unrealistische Element der Gründungssage, die Existenz von Drachen, zu verifizieren. Möglicherweise ermutigt durch den Erfolg der ersten *Dissertatio* ist Kemter diesmal in der formalen Gestaltung wesentlich kühner. Die Abhandlung beginnt mit der Schilderung des Kampfes zwischen Haymon und dem Drachen in einem 43 Hexameter langen Cento, das nahtlos in die Prosa eingewoben ist. Die Verse stammen aus Ovids Darstellung zweier Kampfszenen, zum einen zwischen Apollo und Python (met. 1,443–445), zum anderen zwischen Kadmos und dem thebanischen Drachen (met. 3,48–94 mit Auslassungen), werden aber bei Bedarf von Kemter geändert. So wird etwa aus *Agenore natus* („Sohn Agenors"; met. 3,51) das metrisch gleichwertige *Haymonius heros* („Held Haymon"; V. 5). Erst nach dieser Schilderung erfolgt am Ende des Vorworts eine Anrede an die Zuhörer mit einer *captatio benevolentiae*. Weitere Ovidverse streut Kemter auch in die folgenden Kapitel wiederholt ein.

Das erste Kapitel sammelt, ähnlich wie in *De Haymone*, Belege für die Existenz von Drachen aus antiken Quellen und Heiligenlegenden, das zweite zeitlich und räumlich näherliegende Sichtungen. Das dritte Kapitel erörtert die Entstehung von Drachen. Kemter erklärt sie aus dem Zusammenfluss von Samen aus verfaulenden Resten verschiedener Tierkadaver, etwa in Raubvögelnestern. Ein Drache ist demzufolge kein Vertreter einer eigenständigen Tiergattung, sondern ein einzigartiger Naturirrtum, der sich nicht fortpflanzen kann. Das vierte Kapitel widmet sich Kämpfen zwischen Menschen und Drachen, im fünften und letzten bespricht Kemter die im Kloster aufbewahrte Drachenzunge, welche der ganzen Überlieferung Glaubwürdigkeit verleiht.

Joseph Resch

Mit Joseph Resch[2] wirkte im Hochstift Brixen einer der letzten bedeutenden Historiker aus dem nördlichen Teil Tirols, die in diesem Kapitel vorzustellen sind. Resch (1716–1782) wuchs in einfachen Verhältnissen in der Umgebung von Hall auf (der Vater war Salzwäscher in der Haller Saline). Im Alter von zehn Jahren kam er als Domsängerknabe in die fürstbischöfliche Residenzstadt Brixen, wo er das Gymnasium besuchen durfte. An der Innsbrucker Universität studierte Resch Philosophie und kanonisches Recht mit mäßigem Erfolg, kehrte anschließend nach Brixen zurück und trat in das dortige Priesterseminar ein. Nach dem Besuch der

2 Mitterrutzner 1882; Resch 1932; Grass 1962; Kühebacher 1982.

vorgeschriebenen theologischen Kurse empfing er 1741 die Priesterweihe. Bereits im darauffolgenden Jahr wurde er zum Präfekten des Brixner Gymnasiums berufen. Als ehemaliger Domschüler wusste er um die Bedürfnisse der Gymnasiasten. Auf sein Betreiben hin wurde den Schülern, die bis dahin verstreut untergebracht waren und keinerlei Aufsicht genossen, ein Internat zur Verfügung gestellt; den Lehrplan ergänzte er um neue Fächer. In dieser Zeit verfasste Resch, der am Gymnasium auch das Amt eines Rhetorikprofessors versah, Schulschriften zur lat. Sprache (vgl. hier S. 799) sowie lat. Schultheaterstücke (vgl. hier S. 682–688). Selbst zu naturwissenschaftlichen Themen sind zwei Manuskripte bekannt (s. Kühebacher 1982, 436).

Resch als Historiker

Reschs Interesse für die Geschichte der Diözese wurde durch den Abbruch des mittelalterlichen Brixner Doms 1745 geweckt. Bei der Schleifung der alten Kirche drohten unschätzbare Quellen wie Inschriften, Grabsteine usw. verloren zu gehen. Resch bemühte sich um die Sicherung dieser Gegenstände und wurde so zu einem profunden Kenner der Diözesangeschichte. In den folgenden Jahren bewältigte er ein fast unglaubliches Arbeitspensum: Neben der Lehr- und Verwaltungstätigkeit am Brixner Gymnasium, der fortlaufenden Produktion von Schultheaterstücken und der Korrespondenz mit vielen bedeutenden Gelehrten und kirchlichen Würdenträgern arbeitete er an seinen historiographischen Werken und fand zwischendurch immer wieder Zeit für Vorträge über die Diözesangeschichte an der Academia Taxiana, in die er 1748 aufgenommen worden war. (In späteren Jahren wurde er aufgrund seines Rufes auch Mitglied der Accademia degli Agiati und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.)

weiterer Lebensweg

Mit der Leistung als Pädagoge und v.a. als Wissenschaftler, für die Resch durchaus Anerkennung bekam, hielt seine Stellung in der Diözese, auch in materieller Hinsicht, nicht Schritt. Ein kleines Benefiziat sicherte ihm ein kärgliches Einkommen, die Lehrtätigkeit am Gymnasium war nicht bezahlt. Dem Handicap seiner bescheidenen Herkunft versuchte Resch durch den Erwerb eines akademischen Titels abzuhelfen: 1759 wurde er Doktor der Theologie an der Universität Padua. Immer wieder wurde er jedoch enttäuscht: Die in Aussicht gestellten Pfründen wurden anderen gegeben, eine Anstellung als Professor für Kontroverstheologie und Kirchengeschichte durch die Weigerung des bisherigen Lehrstuhlinhabers, seinen Platz zu räumen, hintertrieben, die Stelle am Brixner Gymnasium, die Resch aus diesem Grund aufgegeben hatte, inzwischen mit einem anderen besetzt (vgl. Grass 1962, 175–176; Falkner 1969, 185–186). Trost bot die 1762 erfolgte Ernennung zum Hofkaplan und Leiter des Brixner Diözesanarchivs, wo er die letzte Inventarisierung der Bestände vor deren Teilung 1803 durchführte (Gelmi 2001, 215). Bezüglich einer Lehrtätigkeit musste sich Resch aber weiter gedulden: Erst 1766 wurde er Professor der Heiligen Schrift am Brixner Priesterseminar, was ihm zwar erneut nur ein bescheidenes Einkommen eintrug, ihm aber genug Zeit zum

Publizieren der Ergebnisse seiner Forschungen im Diözesanarchiv ließ. Den Sommer pflegte Resch nun jeweils mit der Auswertung des Kollegiatsarchivs in Innichen zu verbringen, wo er seit 1768 ein – wiederum unbezahltes – Kanonikat innehatte. 1771 ernannte ihn der Regensburger Fürstbischof Anton Ignaz Graf Fugger zum Wirklichen Geistlichen Rat, aber Resch zog es vor, in Tirol zu bleiben. Endlich widerfuhr ihm dieselbe Ehrung auch am Brixner Hof, 1775 erhielt er auch eine lohnende Pfründe. Im Februar 1782 starb er in Brixen an einer Lungenentzündung.



Abb. 124: Porträt Leopold Graf Spaurs (Frontispiz der *Historia ecclesiastica Brixinensis* Jeremias Käsbachers).

Gloria filiorum

1748 erschien in Brixen Reschs erstes historiographisches Werk im Druck: *Gloria filiorum patres eorum (Prov. 17,6), id est series et continuata successio Episcoporum Sabionensium hodie Brixinensium una cum historia eiusdem ecclesiae cathedralis* („Der Kinder Ruhm sind ihre Väter [Spr 17,6], das ist Reihe und ununterbrochene Abfolge der Bischöfe von Säben, heute Brixen, zusammen mit der Geschichte der dortigen Domkirche“). Der Verfasser widmete es Leopold von Spaur, der im Jahr zuvor zum Fürstbischof von Brixen gewählt worden war (vgl. Abb. 124).

Die Schrift beginnt mit einer *series chronologica* („zeitliche Reihenfolge“), d.h. einer Auflistung aller Bischöfe von Kassian bis Leopold von Spaur. Hauptquelle war ein heute verschollener mittelalterlicher Brixner Codex, den Resch auch später noch rezipieren sollte (vgl. MIÖG 58, 373–385). Die in diesem Kodex genannten Bischöfe sind mit Nummern versehen, Bischöfe aus anderen Quellen sind unnummeriert dazwischen geschoben. Es folgen mehrere kurze Gratulationsgedichte, ein Chronogramm und ein Anagramm, und schließlich der nach Jahrhunderten gegliederte Hauptteil der Schrift, die *Episcopi Sabionenses ante translatam sedem* („Säbener Bischöfe vor Verlegung des Bischofsitzes“), den Resch mit der Feststellung beginnt, dass ein christlicher Einfluss, der später als im 1. Jh. n.Chr. eingesetzt haben soll, gänzlich unglaubhaft sei. Zu dieser Zeit habe der Hl. Prosdocimus, ein Schüler Petri, in der Valsugana gewirkt, wenig später habe Bischof Hermagoras von Aquileia die ersten Diakone nach Trient geschickt. Auch die römischen Legionen, die

gegen die Germanen über die Alpen gezogen seien, seien teilweise christianisiert und nicht ohne Priester unterwegs gewesen. Diese hätten die Gelegenheit zur Mission sicherlich nicht ausgelassen. Danach widmet sich Resch zunächst dem Hl. Kassian, dem legendären ersten Bischof von Säben. Bei dieser Gelegenheit verteidigt er die Tradition gegen eine kritische Hagiographie (3):

Optimo nobis argumento est traditio, haec si solam hominum memoriam excedat, tanti est roboris, ut Tertullianus ultra eam nihil amplius quaerendum praecipiat: quantum ergo pondus addet antiqua hac super re traditio ecclesiarum cathedralium tam Imolensis in Italia quam Bixinensis in Germania?

Unser bestes Argument ist die Tradition, diese ist nämlich, wenn sie das Gedächtnis der einzelnen Menschen überschreitet, von solcher Kraft, dass Tertullian lehrte, sie sei nicht weiter zu hinterfragen: Wie viel Gewicht wird dementsprechend die uralte Tradition der Domkirchen sowohl von Imola in Italien als auch von Brixen in Deutschland in dieser Sache gegeben?

In der Folge werden der Reihe nach die Bischöfe Säbens bis zur Verlegung des Bischofsitzes nach Brixen am Ende des 10. Jhs. bzw. bis zum Tod Albuins im Jahr 1006 behandelt.

Charakteristik

Resch konnte sehr viele Belegstellen zitieren, verzichtete allerdings darauf, seine Quellen – seien es spätantike Schriftsteller oder zeitgenössische Historiker – zu hinterfragen. Bedenkenlos werden Aussagen aus dem Zusammenhang gerissen und als Bruchstücke für Argumentationsketten verwendet. Dem kirchengeschichtlichen Haupttext der einzelnen Kapitel folgt jeweils ein Exkurs *(res Tyrolenses)* in die regionale Profangeschichte. Den zweiten Teil des Werks, der die Geschichte der Diözese nach der Bischofssitzverlegung abhandeln sollte, versprach Resch für das Folgejahr (40), er wurde aber nie gedruckt.

Annales

Das bekannteste Werk Reschs, die *Annales Ecclesiae Sabionensis, nunc Brixinensis, atque conterminarum* („Annalen der Kirche Säbens, heute Brixens, sowie der benachbarten"), erschien in zwei Teilen (Augsburg 1757 und 1759). Thema des ersten Teils, den Resch bereits 1755 fertig gestellt hatte, sind geschichtliche Ereignisse aus den ersten fünf Jahrhunderten n.Chr., soweit sie nur irgendwie mit Tirol bzw. dem Gebiet der Diözesen Trient und Brixen in Beziehung stehen. Die Fülle an eingearbeiteter Literatur und Quellen ist erstaunlich. Zahlreiche Seiten enthalten nur eine einzige Textzeile, während der Rest der Seite von klein gedruckten Fußnoten eingenommen wird. Resch ist der erste Verfasser einer kirchlichen Gesamtgeschichte Tirols, die auf Quellenkritik beruht (vgl. Grass 1962, 174). Verpflichtet war er dabei den Bollandisten und Maurinern, die er oft zitiert. Doch die Tiroler Frühge-

schichte präsentierte sich Resch unverfänglicher als die im zweiten Teil der *Annales* behandelten diözesanen Ursprünge, bei deren Beschreibung er sich gezwungen sah, auf die mittlerweile heftig diskutierten Fragen um den Hl. Kassian und den Hl. Ingenuin einzugehen. Resch hielt, vielleicht wider besseres Wissen, an der tradierten Bischofsfolge fest und versuchte, Kassians Rolle als Bistumsgründer zu beweisen, konnte aber aufgrund der schwachen Quellenlage nur Indizien dafür vorbringen. Der bereits erwähnte verschollene Bischofskatalog war eine der wichtigsten Quellen seiner Argumentation.

Fortsetzung der *Annales*

1779 wurde Joseph Graf Spaur Fürstbischof von Brixen. Als Bischof von Seckau hatte er schon lange mit Resch in Korrespondenz gestanden. Er ermunterte diesen zu einer Fortführung seines *opus magnum*. Tatsächlich haben sich hs. Vorarbeiten zu einer Fortsetzung der *Annales* in einem undatierten Manuskript erhalten (TLMF, Dip. 603/1). Der darin behandelte Zeitraum ist kurz, er reicht von der Wahl Bischof Adalberts im Jahr 1006 bis ca. 1024.

Aetas millenaria

1772 widmete Resch einem seiner Gönner, dem Grafen Johann Karl von Recordin, der mittlerweile Propst von Innichen geworden war, eine in Brixen gedruckte Urkundensammlung unter dem Titel *Aetas millenaria Ecclesiae Aguntinae in Norico sive Inticensis in Tyroli insignis collegiatae ad Sanctos Candidum et Corbinianum* („Tausend Jahre wohlbekannte Stiftskirche der Hl. Candidus und Corbinianus in Aguntum in Noricum bzw. in Innichen in Tirol“). Dem eigentlichen Werk, dem *Codex diplomaticus* („Urkundenkodex“), gehen eine Gratulationsrede und ein längeres Gratulationsgedicht voraus. Die Einteilung der Kapitel nach Jahrhunderten seit der Gründung Innichens und der Titel der Edition lassen darauf schließen, dass nur die Geschichte Innichens durch die Urkunden illustriert werden sollte. Allerdings zieht Resch den Kreis der Urkunden sehr weit, sodass er tatsächlich einen Großteil der das ganze Bistum Brixen betreffenden Urkunden für den entsprechenden Zeitraum ediert haben dürfte, soweit sie ihm bekannt waren; zahlreiche Dokumente hatte er schon in den *Annales* herausgegeben. Außerdem nahm Resch für sich in Anspruch, bereits publizierte Urkunden im vorliegenden Werk akkurater wiederzugeben, als dies andernorts geschehen war. Wie in den *Annales* annotierte Resch auch hier leidenschaftlich. Die Urkunden reichen bis ins 12. Jh. zurück. Ein dem Hauptteil beigegebener Katalog zählt die Innicher Stiftspröpste vom 12. Jh. an auf.

Fasti Tyrolenses

Reschs Belesenheit und seine Vertrautheit mit den Quellen zur Tiroler Geschichte legten es ihm nahe, auch eine Tiroler Profangeschichte zu schreiben. Die *Fasti Tyrolenses* („Tiroler Amtskalender“; TLMF, Dip. 603/2 und 604/1) decken den Zeitraum von der vorchristlichen Antike bis ins 9. Jh. ab. Eine der Hs. beigegebene *approbatio* („Billigung“) seines Gönners Recordin ist auf das Jahr 1755 datiert. Resch muss also mindestens zeitweilig parallel an den *Annales* (deren ersten Teil er ebenfalls 1755 abgeschlossen hatte) und an den *Fasti* gearbeitet haben.

Aus dem Jahr 1765 stammt die Inschriftensammlung *Monumenta veteris Ecclesiae Brixinensis* („Denkmäler der alten Brixner Kirche"; Brixen 1765). Resch kollationierte in ihr vorwiegend Epitaphe aus dem Brixner Dom, anderen Kirchen in Brixen, Domherrenhäusern sowie aus Klausen und Bruneck. Den Texten geht jeweils eine sehr kurze Beschreibung des Fundortes voraus. Das Werk beinhaltet auch einen Grundriss der Brixner Kathedrale mit einem Standortvermerk der Inschriften (vgl. Abb. 125). Elf Jahre später folgte das *Supplementum ad monumenta* („Ergänzung zu den Denkmälern"; Brixen 1776; s. hier S. 976). Die in diesem Band dokumentierten Inschriften stammen aus verschiedenen Pfarreien im Eisack- und im Pustertal. Ein Gesamtpersonenregister schließt das *Supplementum* ab.

Monumenta und *Supplementum*

Weiters veröffentlichte Resch die in deutscher Sprache abgefassten *Annales Ecclesiae Curiensis* („Annalen der Kirche von Chur"; Brixen 1770) und in seiner Eigenschaft als Brixner Professor der Theologie die Evangeliensynopse *Harmonia Sanctorum evangeliorum una cum interpretationibus et homiliis Sanctorum patrum ex breviario Romano indicatis* („Harmonie der Heiligen Evangelien zusammen mit den Auslegungen und Homilien der Heiligen Väter aus dem römischen Brevier"; Brixen 1771). Als Druckfragment ist das *Calendarium Wintherianum saeculi XIII unacum necrologio fundatorum basilicae Brixinensis* („Winther'scher Kalender aus dem 13. Jh. zusammen mit dem Nekrolog der Gründer der Brixner Basilika"; TLMF, Dip. 1196/2) erhalten. Das Exemplar im TLMF enthält hs. Korrekturen Reschs. Das Domkapitel verhinderte allerdings die Fertigstellung der Edition (Grass 1962, 181–182). Ebenfalls nur als Druckfragment liegt der *Catalogus capitularis episcoporum Brixinensium in pergameno manuscripto saeculi XV* („Kapitularkatalog der Brixner Bischöfe in einer Pergamenthandschrift des 15. Jhs."; TLMF, Dip. 998/3) vor. Es handelt sich um die unvollständige Edition jenes mittelalterlichen Codex, den Resch schon in *Gloria filiorum* und in den *Annales* erwähnt und verwendet hatte.

weitere Werke

Die Bedeutung Joseph Reschs als Historiograph gründet nicht nur auf seinen Werken, insbesondere den *Annales*, sondern auch darauf, wertvolle Vorarbeiten für seine Schüler geliefert zu haben, die die Tiroler Geschichtsschreibung im späten 18. und im 19. Jh. prägten: Stefan von Mayrhofen (vgl. hier S. 975), Ignaz Paprion (1752–1812) und Johann Rosbichler (1750–1814). Paprions Schüler Franz Anton Sinnacher sollte besonders von Reschs Vorarbeiten zu seiner eigenen Fortsetzung der *Annales* profitieren. Sinnachers *Beyträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche zu Säben und Brixen in Tyrol* (Brixen 1821–1835) fußen auf Reschs Forschungen, da dieser das Quellenmaterial zur Diözesangeschichte bis ca. 1700 schon gesammelt und aufbereitet hatte (Grass 1962, 180).

Bedeutung

Cassian Primisser wurde 1735 in Prad am Stilfserjoch geboren und trat im September 1755 in Stams in den Zisterzienserorden ein. Er studierte in Innsbruck, wo u.a. Ignaz Weitenauer (vgl. hier S. 802) sein Lehrer war und sein Interesse für Spra-

Cassian Primisser

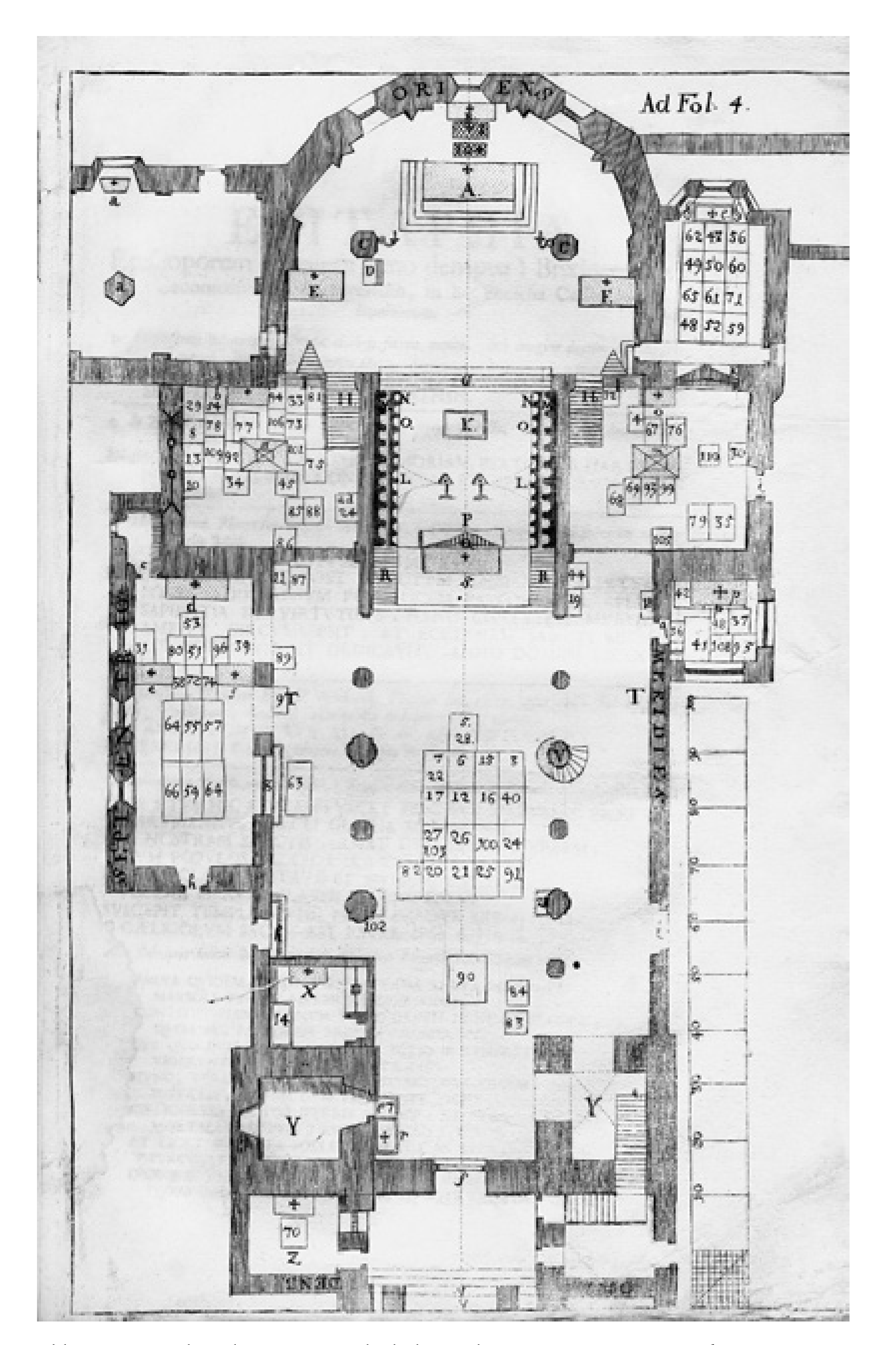


Abb. 125: Grundriss der Brixner Kathedrale aus den *Monumenta veteris Ecclesiae Brixinensis* Joseph Reschs, Brixen 1765.

chen weckte. In Stams wurde er mit der Betreuung der Bibliothek und des Archivs beauftragt. 1759 wurde er zum Priester geweiht; er verstarb bereits 1771 in Stams (vgl. BBKL 22, 1118–1122).

Werkübersicht

Die Zahl der Themen, mit denen sich Primisser in seinen meist hs. erhaltenen Werken beschäftigte, ist groß; seine sprachwissenschaftlichen, poetischen und epistolographischen Werke und die Tagebücher, die er zu einem Großteil auf Lat. verfasste, werden an anderer Stelle behandelt (vgl. hier S. 643, 691, 783, 794 und 800). Im Folgenden soll sein Bemühen um die Geschichtsschreibung gewürdigt werden, wobei auch hier nicht alle seine einschlägigen Schriften berücksichtigt werden können: Zu viele (oft unfertige) historische Skizzen, Pläne, Tabellen u.Ä. haben sich in dem umfangreichen und nur grob geordneten Nachlass Primissers in einer Truhe des Stamser Archives erhalten. Es sollen daher besonders die Texte betrachtet werden, die von einer gewissen Eigenständigkeit sind, ehe sein Hauptwerk, die *Annales Stamsenses* („Stamser Annalen"), in den Blick genommen wird.

historiographische Vorarbeiten

Primisser interessierte sich schon früh für Historiographie. Daher wurde er bei seinem Ordenseintritt mit einer deutschen Zusammenfassung der *Annales Cistercienses* („Zisterzienserchronik"; Lyon 1642–1659) des Angelo Manrique (1577–1649) beauftragt (vgl. Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, Nr. 94/95, 1817, 382). Als sich Primisser dann der Geschichte des eigenen Klosters zuwandte, konnte er Manriques umfassendes Darstellungsprinzip nicht unmittelbar auf Stams übertragen: Vorarbeiten waren nötig.

historische Karten

Hier ist zunächst eine Reihe von historischen Karten zu nennen. Schon der Übersetzung von Manriques *Annales* hat Primisser eine historische Karte zur Ausbreitung des Zisterzienserordens beigefügt. Noch früher, zwischen 1753 und 1754 war seine Karte *Principatus comitatus Tyrolis* („Gefürstete Grafschaft Tirol"; ULBT, Cod. 1035) entstanden: Zusammen mit Peter Anich (vgl. hier S. 779–780) besuchte Primisser an der Innsbrucker Universität Vorlesungen über Feldmesskunst und wandte diese Kenntnisse auf die Erstellung dieser Tirolkarte an, die er Abt Rogerius Sailer zusammen mit seiner Bitte um Aufnahme ins Kloster 1754 überreichte (vgl. Pizzinini 1975, Nr. 70).

Inscriptiones

Eventuell im Kontext von Renovierungsarbeiten zu sehen ist die fünf Blätter umfassende Schrift *Inscriptiones abbatum Stamsensium* („Inschriften zu den Äbten von Stams"; Stams, Primisser-Nachlass). Hier werden meist sechs bis acht Zeilen umfassende Kurzdarstellungen der einzelnen Äbte auf der linken Seite unter der Überschrift *antiquae* („alte [Inschriften]") geringfügig längeren auf der rechten Seite unter dem Titel *renovatae* („renovierte [Inschriften]") gegenübergestellt. Die Nummerierung der Äbte entspricht nicht der aus der *Notitia* (s.u.) bekannten Zählung, was darauf hindeuten könnte, dass sich Primisser an tatsächlich vorhandene Bilder halten musste.

Tempus

Einen Überblick über die antike und frühmittelalterliche Kirchengeschichte wollte sich Primisser in seiner Schrift *Tempus. Chronologia historiae sacrae* („Zeit. Chronologie der heiligen Geschichte"; Stams, Primisser-Nachlass) verschaffen. In nur schwach aufgefüllten Spalten werden Päpste, Dogmen, Glaubensausbreitung, Kirchenlehrer, Christenverfolgungen und Wunder, Irrlehren und Schismata sowie politische Entwicklungen aus der Zeit von Christi Geburt bis ins Jahr 1200 in den Blick genommen. Sehr weit ist Primisser in der Umsetzung dieses ambitionierten Programms allerdings nicht gekommen.

Notitia

Ein frühes historiographisches Werk Primissers trägt den Titel *Notitia Stamsii compendiaria* („Kurze Nachrichten über Stams"; Stams, B 8; Abschriften: Stams, B 3/2 und SEM, C 3), umfasst 17 Blatt und wurde im Jahr 1763 fertiggestellt. Sie ist Abt Rogerius Sailer (reg. 1742–1766) gewidmet (Bl. 2^{rv}), der nach Ausweis der Widmungsepistel (Bl. 3^{rv}) die Abfassung des Werkes veranlasst (*iussisti*) hat. Der Text selbst ist in 78 Paragraphen eingeteilt und umfasst eine topographische Beschreibung der Gegend von Stams (§§ 1–2), die Gründung des Klosters (§§ 3–6), eine chronologische Beschreibung der Äbte des Klosters (§§ 7–41), Wohltaten von Seiten der weltlichen (§§ 42–50) und der kirchlichen Obrigkeit (§§ 51–53) und schließlich unter der Überschrift *favores caelestes* Wohltaten, die durch die Fürsprache himmlischer Förderer zustande kamen: durch Johannes den Täufer (§§ 55–61), den Hl. Zacharias (§ 62), das Blut Jesu Christi (§§ 63–69), Johannes von Kempten (§ 70), die Hl. Desiderius, Marcellus, Vincentius und Fortunatus (§ 71), die Selige Jungfrau Maria vom Guten Rat (§§ 72–76) und den Hl. Bernhard (§§ 77–78). Um einen Blick auf Primissers Stil und seine oft schematische Darstellungsweise zu werfen, folgt hier das Kapitel über Abt Rogerius, dem die Schrift gewidmet ist (§ 41, Bl. 7^{v}–8^{r}):

Rogerius Abbas XXXV, dictus Sailer, Telfensis ex vicario Maisensi electus die IX Aprilis et benedictus Caesareae die III Iunii anno MDCCXLII. Eo urgente lites Brixinenses sunt compositae et concordia cum episcopo stabilita, a Benedicto XIV Pontifice confirmata anno MDCCXLV. Eo auctore domus aestiva in Alpibus cum ecclesia Beatae Virginis Mariae visitantis aedificata. Parochialis ad Sanctum Ioannem renovata, altaria inibi tria et tria alia in ecclesia maiori erecta in honorem Sancti Bernardi, Sancti Ioannis Nepomuceni et sanctorum omnium. Eo duce taumaturgae Matris boni consilii coeptus est et ampliatus cultus. Eo sospite monasterium undequaque felix est et erit diu ac florebit. Vivat!

Roger, 35. Abt,[3] genannt Sailer, aus Telfs im Vikariat Mais, gewählt am 9. April und geweiht in Kaisheim am 3. Juni im Jahr 1742. Auf sein Drängen hin wurden die Streitig-

3 Nach Ausweis des Album Stamsense 52 gilt Rogerius Sailer heute als 33. Abt des Stiftes Stams. Zur unterschiedlichen Zählung der Äbte s.u.

keiten mit Brixen beigelegt und ein Frieden mit dem Bischof geschlossen, der von Papst Benedikt XIV. im Jahr 1745 bestätigt wurde. Auf seine Initiative hin wurde ein Sommerhaus in den Bergen mit einer Kirche Mariä Heimsuchung errichtet. Die Pfarrkirche zum Hl. Johannes dem Täufer wurde renoviert, drei Altäre wurden dort und drei weitere in der Stiftskirche zur Ehre des Hl. Bernhard, des Hl. Johannes Nepomuk und aller Heiligen errichtet. Auf sein Bestreben hin wurde die Verehrung der wundertätigen Mutter vom Guten Rat begonnen und ausgebaut. Solange er wohlauf ist, ist das Kloster rundum glücklich, wird es lange sein und blühen. Er lebe hoch!

(Un-)Typisches

Vieles an diesem Paragraphen ist typisch für die restliche Darstellung, etwa das strikte Vorgehen nach bestimmten Kategorien: Taufname, Herkunftsort, Wahl und Weihe, Baumaßnahmen usw. Während bei den früheren Äbten am Schluss stets nüchtern das Todesdatum vermerkt wird, bricht Primisser jedoch beim regierenden Abt in ein jubilierendes Lob aus. Damit straft er seine eigenen Ausführungen im Widmungsbrief Lügen, wo er gemeint hat, er könne in dieser Schrift wegen des knappen Platzes das Lob des Abtes nicht singen (Bl. 3^v; *tanta paginarum angustia laudes non capit Tuas*). Ein technisches Detail weist schon auf spätere Werke Primissers voraus: der Einsatz von Fußnoten. Im eben zitierten Beispiel fügt er etwa bei der Kirche Mariä Heimsuchung einen Verweis ein und behandelt in der Fußnote weitere Marienkirchen, um die sich Abt Rogerius verdient gemacht hat.

Hauptwerk: *Annales*

Alle bisher besprochenen Werke sind als Vorarbeiten für Primissers Hauptwerk, die *Annales Stamsenses* zu sehen. Dieses monumentale Geschichtswerk, dessen kommentierte Edition ein dringendes Desiderat der Tiroler Historiographie ist, besteht zunächst aus sechs dickleibigen Foliobänden (Stams, B 1/1–6) mit den eigentlichen *Annales* in 46 Großkapiteln (Titel abgedruckt bei Bergmann 1861, 15–21), die ihrerseits wieder in mehrere Paragraphen unterteilt sind.

Bd. B 1/1 behandelt zunächst ganz allgemein die Grundlagen des christlichen Mönchtums (Kap. 1–3), die Gründung des Zisterzienserordens (Kap. 4–5) und die Geschichte des Landes Tirol bis ins frühe Mittelalter (Kap. 6–10). Die Beziehungen der Zisterzienser zu Tirol vor der Gründung des Klosters Stams (Kap. 11–12) bereiten auf die eigentliche Gründungserzählung der Oberinntaler Zisterze und ihre Geschichte von 1266 bis 1270 (Kap. 13) vor. Der nächste Band (B 1/2) enthält die Kapitel 14 bis 25 und umfasst die Jahre 1271 bis 1386. Beginnend mit Kap. 15, das dem ersten Stamser Abt Heinrich gewidmet ist, behandeln nunmehr alle weiteren Kapitel jeweils einen Abt; zusätzlich werden in der Kapitelüberschrift jeweils die weltlichen Herrscher von Tirol und Österreich sowie die Generaloberen des Zisterzienserordens vermerkt. Bd. B 1/3 (Kap. 26–29) behandelt den Zeitraum von 1387 bis 1481, Bd. B 1/4 (Kap. 30–37) die Jahre von 1481 bis 1590, Bd. B 1/5 (Kap. 38–43) die Jahre von 1590 bis 1672 und Bd. B 1/6 (Kap. 44–46) die Zeit von 1672 bis 1704.

Additiones Daran schließen sich nun neun ebenso dickleibige Foliantbände *Additiones documentorum et scholiorum ad Annales Stamsenses* („Ergänzungen von Dokumenten und Anmerkungen zu den Stamser Annalen"; Stams, B 2/1–9) mit hunderten von Endnoten an. Hier werden mitunter recht knapp genaue Stellen- und Seitenangaben, die im Haupttext gestört hätten, ausgewiesen, Stammbäume zur Veranschaulichung eingefügt, aber auch längere wörtliche Zitate aus den genannten Dokumenten (an der Unterstreichung leicht zu erkennen) geboten. Die Bände der *Additiones* (B 2/1: Kap. 1–13, B 2/2: Kap. 14–19, B 2/3: Kap. 20–25, B 2/4: Kap. 26–30, B 2/5: Kap. 30–32, B 2/6: Kap. 33–37, B 2/7: Kap. 38–41, B 2/8: Kap. 42–43, B 2/9: Kap. 44–46) beginnen entweder mit einer eigenen Foliierung (B 2/1, B 2/2, B 2/4, B 2/5, B 2/7, B 2/9) oder setzen die Foliierung des vorhergehenden Bandes fort. Durch die kluge Einteilung der *Annales* in Kapitel und Paragraphen ist es sehr leicht, die einschlägigen Verweise in den *Additiones* zu finden. Bei Bergmann 1861, 21 als „dritter Theil" bezeichnet, finden sich im Anschluss an die *Additiones* 50 Listen und Kataloge aus unterschiedlichen Bereichen (z.B. Generaläbte des Zisterzienserordens oder Hauptleute von Tirol), die Primisser wohl als Hilfsmittel bei der Abfassung seines Werkes gedient haben.

Erschließung Erschlossen werden die *Annales* durch ein zweibändiges *Repertorium universale* („Generalregister"; Stams, B 3/1–2), in dem bei jedem Stichwort einfach auf Kapitel und Paragraph des Haupttextes verwiesen werden kann. Am Ende des zweiten, unpaginierten Bandes gibt es als Appendix ein Eigennamenverzeichnis sowie eine Abschrift der bereits erwähnten *Notitia*.

Textgestalt Wie bei Hs. aus der ersten Hälfte des 18. Jhs. nicht selten zu beobachten, schreibt auch Primisser sein Geschichtswerk nur auf eine Hälfte der ihm jeweils zur Verfügung stehenden Seite, um auf der anderen Hälfte allfällige Korrekturen oder Ergänzungen anzubringen. In der Tat finden sich in B 1/1–6 zahlreiche Eingriffe in den Text (Streichungen, Ergänzungen, Korrekturen, Versetzungen der Endnotenverweise usw.), die teilweise sehr weit gehen. Daher wurde mit der Hs. Stams, B 7/1–4 unter dem irreführenden Titel *Introductio ad Annales Stamsenses* („Einführung zu den Stamser Annalen") eine Reinschrift von B 1/1–6 angelegt, die nach Kap. 46 noch vier weitere Kapitel mit den Äbten Augustin Kastner, Jakob Milbek, Rogerius Sailer und Vigilius Granicher (reg. 1766–1786) im Stile Primissers anfügt.

Auszüge Nicht nur in ihrer Gesamtheit regten die *Annales* spätere Bearbeiter an. Es finden sich auch einige Auszüge, die speziellen Zeiträumen oder Themen gewidmet sind. So findet sich beispielsweise in TLMF, Dip. 1234/3 ein Auszug aus dem 46. Kapitel, in dem der sogenannte Bayerische Rummel von 1703 behandelt wird. Primissers Schüler und Nachfolger als Stamser Ordenshistoriker, Roger Schranzhofer (vgl. hier S. 972–973) wird als Verfasser eines den Ursprung der Grafen von Andechs betreffenden Exzerptes (*De origine comitum Andecensium*, TLMF, Dip. 1047/7) aus

den *Annales* Primissers genannt. Im Pfarrarchiv von Mais befindet sich schließlich unter der Signatur 531 ein speziell die Pfarre Mais betreffender Auszug.

Girolamo Tartarotti

Auch im Süden der Grafschaft wurde seit den 20er-Jahren des 18. Jhs. Geschichtsforschung mit neuem Eifer betrieben. Eine zentrale Rolle spielte hier der Roveretaner Gelehrte Girolamo Tartarotti (1706–1761),[4] eine einflussreiche, aber heftig umstrittene Erscheinung im kulturellen Leben Tirols um die Mitte des 18. Jhs. Nach dem Besuch des Roveretaner Gymnasiums und dem Studium der Philosophie und Theologie in Padua wollte er einen geistlichen Beruf ergreifen und wurde *abate*, empfing aber nie die Priesterweihe. Zunächst führte er ein unstetes Leben und verdingte sich zeitweise als Hauslehrer oder Sekretär in Adelshäusern in Innsbruck, Rom, Venedig und Rovereto, bis er sich ab 1743 dauerhaft in seiner Heimatstadt niederließ. Während seiner Wanderjahre knüpfte er Kontakte zu bedeutenden Intellektuellen wie Lodovico Antonio Muratori (1672–1750), der ihn entscheidend beeinflusste, Apostolo Zeno (1668–1750), Scipione Maffei (1675–1755) und Anton Roschmann (s.o.). Tartarotti versuchte zweimal, 1728 und 1741, ohne langfristigen Erfolg, in Rovereto eine Akademie zu etablieren. Der von seinen Zöglingen 1750 gegründeten Accademia degli Agiati hingegen stand er distanziert gegenüber. Im Unterschied zu Roschmann, mit dem ihn das Interesse für die Geschichte seiner Heimat eng verband, fühlte sich der Roveretaner Gelehrte als kritischer Geist mehr der Wahrheit als der Heimatliebe verpflichtet. In seinen wissenschaftlichen und literaturkritischen Ansichten war er kompromisslos. Seine Beziehungen zu Roschmann, Maffei und Benedetto Bonelli (s.u.) und manch anderem zerbrachen, weil sich durch die Schärfe von Tartarottis Polemik aus ursprünglich wissenschaftlichen Auseinandersetzungen persönliche Konflikte entwickelten, im Fall Maffeis und Bonellis sogar offene Feindschaften.

Konflikte mit der Kirche

Anfänglich lag Tartarottis Interesse v.a. auf dem Gebiet der Ästhetik, wo es ihm um den guten Geschmack in der italienischen Literatur zu tun war. Auch auf dem Gebiet der Bildungsvermittlung zeigte er sich engagiert, indem er veraltete Methoden anprangerte. Mit der Zeit änderte sich jedoch die Hauptstoßrichtung seiner aufklärerischen Bemühungen. Um zu einem reinen Glauben zu gelangen, sei es im Sinne Lodovico Muratoris notwendig, mit Aberglauben, Legenden und dem über die Jahrhunderte angehäuften liturgischen Ballast aufzuräumen. Tartarotti tat dies zum einen durch die Aufdeckung der den Hexenprozessen zugrunde liegenden Irrtümer (vgl. hier S. 820–821), zum anderen, indem er eine radikale historische Kritik an die kirchlichen Traditionen herantrug. Während er bei seiner Richtigstellung der Kirchengeschichte anfangs auf die Unterstützung des Trientner Bischofs Dominik Anton von Thun (reg. 1730–1758) zählen konnte, sorgte seine Tätigkeit

4 Lorenzi 1805; Broll 1901; Fracassi 1906; Convegno Tartarotti 1997.

mit der Zeit, v.a. nach der Entmachtung des Bischofs im Jahr 1748, für immer größere Irritationen bei der kirchlichen Obrigkeit. Kurz vor seinem Tod wurde eine seiner Schriften in Trient öffentlich verbrannt, und nach seinem Hinscheiden mussten seine Anhänger zunächst um ein christliches Begräbnis und später um die Beibehaltung eines von seinen Mitbürgern errichteten Denkmals kämpfen.

De origine

Der überwiegende Teil von Tartarottis Schriften ist auf Italienisch verfasst, eines seiner Hauptwerke jedoch auf Lat.: *De origine ecclesiae Tridentinae et primis eius episcopis dissertatio* („Abhandlung über den Ursprung der Kirche von Trient und ihre ersten Bischöfe“; Venedig 1743). Diese kurze, Bischof von Thun gewidmete Abhandlung ist wahrscheinlich die methodisch reifste Leistung der Tiroler Historiographie des 18. Jhs. Tartarotti untersucht seine Quellen hinsichtlich ihrer inneren Stimmigkeit und unterscheidet klar zwischen gesichertem Wissen und bloßen Mutmaßungen, um die Geschichte der Diözese auf eine solide Grundlage zu stellen. Er stützt seine Argumentation durch eine große Anzahl z.T. entlegener Quellen und durch Vergleiche mit der Geschichte anderer Bischofssitze.

Frühgeschichte Trients

Gegenstand seiner Kritik ist die legendenverklärte Frühgeschichte des christlichen Trient. Die Kirche von Trient hatte spätestens seit dem 11. Jh. versucht, ihren Ursprung in die Zeit der Apostel zurückzuverfolgen. Den ersten Bischof, Iovinus, soll laut diesem Traditionskonstrukt der Hl. Hermagoras eingesetzt haben, der seinerseits vom Evangelisten Markus zu dessen Nachfolger in Aquileia bestimmt worden sei. Nach Iovinus und seinem Nachfolger Abundantius zählte man fünfzehn weitere Bischöfe bis zum Hl. Vigilius, der sich als erster in dieser Tradition datieren lässt († 400 oder 405).

neue Quellen

Tartarotti setzt dieser Tradition, die sich nur auf relativ späte Quellen berufen kann, ältere Zeugnisse entgegen, die die Legende entkräften. Die Vorstellung einer von Aquileia ausgehenden Kirchengründung verwirft er, da die Quellen, die dies suggerierten, vollkommen unzuverlässig und die Ursprünge der Kirche wesentlich später anzusetzen seien. Nachdem er auf diese Weise Iovinus aus dem 1. Jh. herausgelöst hat, zeigt er u.a. unter Bezugnahme auf die *Passio Sancti Vigilii* („Leben des Hl. Vigilius“; vgl. hier S. 32), die Vigilius als den dritten Bischof von Trient kennt, dass die Kirche von Trient in der zweiten Hälfte des 4. Jhs. gegründet wurde und nacheinander von Iovinus, Abundantius, der durch seine Teilnahme der Synode von Aquileia 381 belegt ist, und Vigilius regiert wurde. Die Entstehung der irreführenden Tradition erklärt er damit, dass der Name Vigilius innerhalb der Liste der Bischöfe an eine falsche Stelle versetzt worden sei. Er verlegt seinerseits die meisten Namen, welche die Tradition zwischen Abundantius und Vigilius ansiedelt, in die Zeit nach Vigilius.

Reaktionen

Tartarottis Abhandlung scheint in Trient keinen Anstoß erregt zu haben. Von Brixen aus hingegen forderte man Bischof Thun auf, das Werk zu verbieten, was

dieser jedoch ablehnte. Bei der Behandlung der Nachbardiözesen Trients hatte sich Tartarotti nämlich auch über die Anfänge der Kirche von Säben bzw. Brixen geäußert (45–49) und damit unbeabsichtigt eine kirchengeschichtliche Polemik über deren Ursprünge eröffnet (vgl. Vareschi 1996b; 1998; 1999). Traditionell wurde der Hl. Kassian, der Märtyrer von Imola, als erster Bischof von Säben verehrt. Diese Auffassung wurde öffentlichkeitswirksam von den Bollandisten in Zweifel gezogen (AS Aug III, 19–22), da in den ältesten Zeugnissen über den Hl. Kassian, insbesondere in einem Hymnus, welchen der römische Dichter Prudentius (348–ca. 405) dem Märtyrer widmete (perist. 9), weder ein Bischofsamt noch die Kirche von Säben erwähnt werden. Tartarotti schloss sich dieser Meinung an und wies auch darauf hin, dass sich die Brixner Tradition, laut der Kassian gegen Ende des 4. Jhs. lebte, mit dem Wortlaut des Prudentius, der dessen Tod während einer Christenverfolgung schildert, chronologisch gar nicht in Einklang bringen lässt, da es gegen Ende des 4. Jhs. solche Verfolgungen nicht mehr gab. Zudem würde sich zwischen dem Hl. Kassian und seinem Nachfolger Ingenuin, dessen Amt sich sicher auf das Ende des 6. Jhs. datieren lässt, eine absurd große Lücke eröffnen. Gestützt auf ein anonymes Gedicht aus dem frühen 9. Jh., den nach seinem Entdecker benannten *Anonymus Mabillonii*, erklärte Tartarotti Ingenuin zum ersten Säbener Bischof.

Brixen unter Druck

In Brixen hatte schon die Behandlung der Frage in den *Acta Sanctorum* Bestürzung hervorgerufen. Es war notwendig geworden, dem Diözesanpatron sein Episkopat und damit der Diözese ihr ehrwürdiges Alter und ihr Ansehen zu retten. Diese Aufgabe übernahm Anton Roschmann, der mit den Bollandisten in Kontakt stand, seitdem er für sie die Akten der Hl. Notburga (s.o.) gesammelt hatte. Roschmann bemühte sich erfolglos, die Auslieferung des betreffenden Bandes der *Acta Sanctorum* zu verzögern, damit diesem noch eine Richtigstellung im Sinne des Bistums beigelegt werden konnte, und sammelte mit bischöflicher Unterstützung in Kirchen und Klöstern Dokumente, welche Kassians Episkopat bestätigen sollten. Als auch Tartarottis Angriff auf die Brixner Tradition bekannt wurde und die Bollandisten den Wünschen der Brixner nach einer Korrektur immer noch nicht nachkamen, entschloss man sich in Brixen, die Rettung der bischöflichen Ehre Kassians auf eigene Faust zu unternehmen.

Roschmann, *Coniecturae*

1748 veröffentlichte Roschmann in Brixen seine *Coniecturae pro asserendo episcopatu Sabionensi Sancti Cassiani martyris Imolensis* („Mutmaßungen zugunsten der Bestätigung des Säbener Bischofsamtes des Hl. Kassian, des Märtyrers von Imola“).

Nach einer Widmung an den Brixner Bischof Leopold von Spaur beginnt er mit einer Schilderung der Umstände, die zur Entstehung des Werks führten. Dabei erwähnt er Tartarottis Beteiligung an der Kontroverse mit keinem Wort, zweifellos sowohl im Bestreben, keine direkte Kritik an dem Freund und Verbündeten bei der Erschließung der Landesge-

schichte üben zu müssen, als auch weil seine Schrift tatsächlich v.a. den *Acta Sanctorum* entgegenwirken sollte. Danach referiert Roschmann zunächst die Argumentation der Bollandisten und überprüft deren Gültigkeit. Seine eigene Argumentation ist sehr ausführlich und stützt sich auch auf Tiroler Quellen, welche den Bollandisten unbekannt waren. Auch die Lücke zwischen Kassian und Ingenuin versucht er zu schließen, indem er für die dazwischen liegenden Jahrhunderte die Existenz einer Reihe bis dahin unbekannter Säbener Oberhirten annimmt, von denen er zwei sogar benennen zu können glaubt. Die Quellen, auf denen Roschmanns Behauptungen fußen, sind jedoch sehr spät. Trotz seiner umständlichen Argumentation kann er keine Beweise liefern.

De episcopatu

Tartarotti reagierte mit einem offenen Brief an Roschmann. Die *De episcopatu Sabionensi* […] *ad Antonium Roschmannum* […] *epistola* („Brief […] an Anton Roschmann […] über das Säbener Bischofsamt"; Venedig 1750) deckte schonungslos alle Schwächen in Roschmanns Argumentation auf und stellte dessen Quellen als spät und unzuverlässig bloß. Auch dass Roschmann in seinem Aufsatz fortwährend die Wichtigkeit des *Anonymus Mabillonii* herunterzuspielen versucht, kreidet ihm Tartarotti an. Roschmanns Arbeitsweise wird einer strengen Methodenkritik unterzogen (4–5):

At quid hoc aliud est quam argumentis relictis coniecturas sectari et, ubi scientia haberi potest, opinione contentum esse? Critices artis criticorumque omnium constans et firmissima regula est, ut coniecturae probationibus convellantur. Tu contra coniecturis et quidem infirmis validissimas probationes oppugnare conaris. Certe si ita argumentari liceret, quidquid lubet, quidquid imaginatione assequimur, adstrui nullo negotio posset.

Aber was ist das anderes, als dass man die Argumente verlässt und Mutmaßungen nachläuft und, wo man gesichertes Wissen haben kann, mit bloßer Meinung zufrieden ist? Die feste und zuverlässigste Regel der Kritik und aller Kritiker ist, dass die Mutmaßungen durch Beweise widerlegt werden. Du hingegen versuchst, die stärksten Beweise durch Mutmaßungen, und noch dazu schwache, zu bekämpfen. Wenn man so argumentieren dürfte, so könnte sicher, was immer man will, was immer wir uns ausdenken können, ohne Mühe bestätigt werden.

Nach dem Verriss von Roschmanns Werk in der ersten Hälfte des Briefs (1–51), führt Tartarotti in dessen zweiter Hälfte (51–118) die hagiographische Überlieferung des Hl. Ingenuin vor, um zu beweisen, wie unzuverlässig die kirchlichen Traditionen und liturgischen Bücher sind, auf die sich Roschmann in Ermangelung älterer Belege für seine These stützen muss: Ingenuin wird in der Überlieferung als Heiliger verehrt, obwohl außer Frage steht, dass er als Schismatiker außerhalb der rechtmäßigen Kirchengemeinschaft stand.

> Die Schrift endet in einem versöhnlichen, wenn auch leicht herablassenden Tonfall: Tartarotti lobt positive Aspekte an Roschmanns Arbeit, ermahnt ihn jedoch, die Regeln der Quellenkritik wieder einzuhalten. Abschließend wünscht er ihm für die Zukunft mehr Glück bei der Themenwahl (118–119).

Roschmann, *Disquisitio*

Roschmann ließ hierauf seinerseits eine Erwiderung drucken. Die […] *Hieronymi Tartarotti Roboretani ad Antonium Roschmannum epistolae disquisitio* („Untersuchung des Briefes des Roveretaners Girolamo Tartarotti an Anton Roschmann"; Ulm 1751) ist eine Rechtfertigungsschrift, die Roschmann auch an den Wiener Hof und an den Papst sandte. Mit ihr wollte er sich erklärtermaßen aus der Kontroverse verabschieden. Den harschen Tonfall Tartarottis beklagend gibt er im ersten, dem Hl. Kassian gewidmeten Teil der Schrift in einzelnen Punkten zwar nach, bekräftigt aber größtenteils seine früheren Überlegungen. Seine Apologie der Heiligkeit Ingenuins im zweiten Teil der Schrift basiert erneut nur auf Mutmaßungen. Die Polemik um Ingenuin wurde anstelle Roschmanns vom wesentlich streitlustigeren Benedetto Bonelli fortgeführt (s.u.).

De versione

Auf dem Gebiet der Quellenkritik und der Philologie verfasste Tartarotti noch zwei weitere lat. Werke. Die *De versione Rufiniana Historiae Ecclesiasticae Eusebii Caesariensis dissertatio* („Abhandlung über Rufins Übersetzung der Kirchengeschichte des Eusebius von Caesarea"; Trient 1748) wendet sich gegen den Karmeliter Pietro Tommaso Cacciari (1693–1768). Dieser hatte 1740 in Rom eine Ausgabe von Rufins um das Jahr 402 angefertigter Eusebius-Übersetzung publiziert und im Vorwort und in den Anmerkungen zum Text den Wert dieser Ausgabe gegenüber späteren lat. Übersetzungen verteidigt, besonders gegen die 1659 von Henri Valois (1603–1676) herausgegebene Version. Tartarotti betont die Vorzüge von Valois' Übertragung und weist detailliert nach, wie unzuverlässig Rufins Übersetzung ist.

De auctoribus

In der Schrift *De auctoribus ab Andrea Dandolo laudatis in Chronico Veneto* („Über die von Andrea Dandolo in der Venezianischen Chronik zitierten Autoren"), die in den letzten Band von Lodovico Muratoris *Rerum Italicarum Scriptores* („Italienische Geschichtsschreiber"; Mailand 1751) aufgenommen wurde, konnte Tartarotti den im frühen 11. Jh. schreibenden Giovanni Sagornino als eine der Hauptquellen für die Chronik des Dogen Dandolo aus dem 13. Jh. nachweisen (vgl. Romagnani 1999, 148–149).

Franziskaner

Die schriftstellerisch produktivsten Historiker im südlichen Teil Tirols brachte der Franziskanerorden hervor: Benedetto Bonelli (1704–1783), Giangrisostomo Tovazzi (1731–1806) und mit Abstrichen Giuseppe Hippoliti (1711–1763; vgl. Borrelli 1994, 78–79); allerdings veröffentlichte von diesen nur Bonelli einen Teil seiner Werke auch im Druck.

Benedetto Bonelli

Bonelli, der aus einer im späten 17. Jh. geadelten Familie aus Cavalese stammte, trat 1721 in den Franziskanerorden ein (Onorati 1984). Er beteiligte sich aktiv am Ordensleben und übernahm seit den 40er-Jahren immer wichtigere Aufgaben, von der Vertretung der reformierten Provinz des Hl. Vigilius bei den Ordenskapiteln, über das Amt des Provinzdefinitors bis zu dem des Generaldefinitors, d.h. des Beirats des Generalministers. Sein Ruf als Historiker und Theologe führte schließlich dazu, dass ihn die Ordensleitung mit der kritischen Neuedition der Werke des Hl. Bonaventura beauftragte, die er mit einem *Prodromus* („Vorlauf"; Bassano 1767) vorbereitete und anschließend in drei Bänden herausgab (Trient 1772–1774). Bonelli stand mit hochrangigen Gelehrten aus dem Ausland wie Muratori und Maffei in wissenschaftlichem Kontakt, ebenso mit allen wichtigen Tiroler Geschichtsforschern seiner Zeit. Wie Tartarotti verfasste auch er die meisten seiner Schriften, in deren Zentrum die lokale Kirchengeschichte mit ihren Heiligen stand, nicht auf Lat., sondern auf Italienisch.

De gesta

Als Bonelli 1744 in die Taxiana aufgenommen wurde, präsentierte er dieser eine *Dissertatiuncula de gesta Sancti Vigilii Tridentini episcopi et martyris*, *quam vetusta Tridentinae ecclesiae acta memorant* („Kurze Abhandlung über die *gesta* des Hl. Vigilius, des Bischofs von Trient und Märtyrers, welche die alten Akten der Kirche von Trient erwähnen"; TLMF, Dip. 1230/1). Darin untersucht er die Legende von der sogenannten *gesta*, d.h. einem Schriftstück mit dem Martyrium des Hl. Vigilius, das von einer römischen Legion im Kampf gegen die Goten als Fahne verwendet wurde und durch ein Wunder den Sieg herbeiführte. Angesichts der späteren Feindseligkeiten zwischen Bonelli und Tartarotti ist es bemerkenswert, dass Bonelli hier hinter Tartarottis Neuordnung der frühen Kirchengeschichte Trients steht (Bl. 3^{v}–4^{r}). Er bekundet Zweifel an Kassians Säbener Bischofsamt, überlässt das Urteil darüber aber seinen Zuhörern aus der Brixner Diözese (Bl. 4^{r}).

Schriften zu Simon von Trient

In den übrigen geschichtlichen Werken begibt sich Bonelli auf den Boden der Polemik. Da einige Historiker seit Anfang des 18. Jhs. ihre Zweifel daran geäußert hatten, dass Simon von Trient (vgl. hier S. 67–69) von den Juden ermordet worden war, und damit sein für den christlichen Glauben erlittenes Martyrium als einen gewöhnlichen Mord oder sogar Unfalltod erklären wollten, fühlte sich Bonelli zur Verteidigung des populärsten Trientner Heiligen und der antijüdischen Tradition berufen. Die lat. Vorarbeiten für seine italienische *Dissertazione apologetica sul martirio del Beato Simone da Trento* (Trient 1747) sind erhalten unter dem Titel *Innocentis martyris Beati Simonis Tridentini pueri in Christi odium ac formam a truculentissimis Iudaeis diro supplicio interempti acta illustrata ac vindicata adversus priscos nuperosque Iudaeorum patronos* („Akten des unschuldigen Märtyrers Simon, des Knaben aus Trient, der von den äußerst grimmigen Juden aus Hass auf Christus und nach dessen Vorbild durch grauenhafte Folter getötet wurde, erläutert und ge-

gen die alten und die modernen Judenfürsprecher verteidigt"; OFM TR, ms. 237). Neben Abschriften der Prozessakten, Auszügen aus Chroniken und späteren Zeugnissen findet sich hier auch Bonellis eigene *Dissertatio prima historica de Iudaicis in Christianos persecutionibus* („Erste historische Abhandlung über die jüdischen Verfolgungen der Christen"; Bl. 1–99). In den gleichen zeitlichen und thematischen Kontext wie die Simon-Akten gehört auch Bonellis *Brevis narratio martyrii Beati Laurentii pueri a Iudaeis Bassanensibus in odium Christi interfecti* („Kurze Erzählung vom Martyrium des seligen Knaben Laurentius, der von den Juden aus Bassano aus Hass auf Christus umgebracht wurde"; OFM TR, ms. 236, S. 1–28).

Vindiciae

Um 1750 griff Bonelli in die kirchengeschichtliche Kontroverse zwischen Roschmann und Tartarotti ein. Nachdem Tartarotti das Brixner Bischofsamt des Hl. Kassian 1743 in Frage gestellt hatte und Roschmann diese 1748 mit seinen *Coniecturae* hatte retten wollen, verfasste Bonelli eine Replik, in der er die Schlussfolgerungen seines Freundes Tartarotti bekräftigte und Kassian die Bischofswürde aberkannte. Inzwischen hatte Tartarotti jedoch 1750 die Kontroverse mit *De episcopatu* um eine zusätzliche Facette erweitert, indem er auch die Heiligkeit Ingenuins bestritt (s.o.). Daraufhin überarbeitete Bonelli seine Antwort und veröffentlichte anonym die *Vindiciae Romani Martyrologii XIII. Augusti Sancti Cassiani Foro-Corneliensis Martyris, V. Februarii Sanctorum Brixinensium Episcoporum Ingenuini et Albuini memoriam recolentis* („Verteidigung des römischen Martyrologiums, das am 13. August das Andenken des Hl. Kassian, des Märtyrers von Imola, und am 5. Februar das der heiligen Brixner Bischöfe Ingenuin und Albuin pflegt"; Verona 1751). In ihnen stellte er zwar Kassians Episkopat in Abrede, die Heiligkeit Ingenuins jedoch verteidigte er, hauptsächlich auf Grundlage der Vermutung, dass Ingenuin seine Verirrung noch vor seinem Tod bereut habe. Die kirchliche Verehrung, die ihm zuteilwerde, sei folglich gerechtfertigt. Während sich Roschmann mit seiner *Disquisitio* aus dem Jahr 1751 nur noch einmal zu diesem Thema zu Wort meldete, entbrannte jetzt ein Streit zwischen Tartarotti und Bonelli, der sich mit der Zeit auch auf andere kirchengeschichtliche Themen ausweiten sollte, aber größtenteils auf Italienisch ausgetragen wurde.

Monumenta

Indirekt sind auch Bonellis *Monumenta ecclesiae Tridentinae, voluminis tertii pars altera* („Denkmäler der Kirche von Trient, zweiter Teil des dritten Bandes"; Trient 1765) ein Produkt dieser Fehde mit Tartarotti, wenn sie auch erst nach dessen Tod erschienen sind. Nachdem der Roveretaner in seinen *Memorie antiche di Rovereto* (Venedig 1754) wieder einmal an der Seligkeit eines traditionell verehrten Bischofs, diesmal Adelprets II. von Trient (reg. 1156–1172), gerüttelt hatte, replizierte Bonelli im Laufe des Streits u.a. mit den zweibändigen *Notizie istorico-critiche al beato martyre Adalpreto* (Trient 1760–1761) und den als deren dritter Band konzipierten *Notizie istorico-critiche della chiesa di Trento* (Trient 1762), in denen er neben eini-

gen Adelpret und andere Heilige betreffenden Abhandlungen auch zahlreiche wichtige Dokumente zur Kirchengeschichte von Trient veröffentlichte. Die *Monumenta* enthielten als Abschlussband der *Notizie* neben lat. Abhandlungen und anderen Dokumenten eine Synthese von Bonellis kirchengeschichtlichen Forschungen in Form von mehr oder weniger ausführlichen Listen der kirchlichen Würdenträger von Trient. Im Mittelpunkt stehen die Abfolge der Bischöfe und die Ursprünge der Kirche von Trient. Hatte Tartarotti die Entstehungszeit der Kirche in seiner Abhandlung *De origine ecclesiae Tridentinae* ins 4. Jh. verlegt, so setzt Bonelli sie wieder im 1. Jh. an und unterstützt die Hypothese einer Gründung in direkter Nachfolge des Hl. Hermagoras, des Schülers des Evangelisten Markus. Der Wert von Bonellis *Notizie* und *Monumenta* liegt v.a. im Quellenmaterial, das er in ihnen veröffentlichte, weniger in seiner Interpretation dieser Quellen.

Tovazzi

Der zweite bedeutende Geschichtsforscher des 18. Jhs. aus dem Franziskanerorden war Giangrisostomo Tovazzi (1731–1806; vgl. Zanetti 1906), der seinem älteren Mitbruder Bonelli ab 1760 bei dessen Forschungen Assistenzdienste leistete. Tovazzi entwickelte sich zu einem unermüdlichen Geschichtsforscher, der die ihm zugänglichen Archive und Bibliotheken systematisch auswertete. Das Produkt seines Fleißes sind ca. 140 historische Arbeiten, die er, wie auch viele Schriften auf anderen Gebieten, hs. hinterließ. Tovazzi wurde zum Geschichtsschreiber seiner Ordensprovinz ernannt, seine Interessen umfassten aber im Unterschied zu Bonelli nicht nur die Kirchengeschichte, sondern alle Aspekte der Geschichte Tirols. Die meisten seiner Schriften haben den Charakter von über Jahre gewachsenen chronologisch oder alphabetisch geordneten Notizen- und Materialsammlungen zu bestimmten Themen. Dies gilt z.B. für sein *Medicaeum Tridentinum* („Trientner Ärzteverzeichnis"; Edition Morizzo 1889), sein *Parochiale Tridentinum* („Trientner Pfarrerverzeichnis"; Edition Stenico 1970), sein *Compendium diplomaticum* („Kurzfassung von Urkunden"; Trient 1787), seine *Variae inscriptiones Tridentinae* („Verschiedene Inschriften aus Trient"; Edition Stenico 1994) oder seine vermutlich wichtigste, auf Italienisch verfasste Schrift *Biblioteca Tirolese* (Edition Stenico/Franceschini 2006), um nur einige der zahlreichen Werke zu nennen, die lange nach Tovazzis Tod doch noch gedruckt wurden (größtenteils durch den Fleiß von P. Remo Stenico OFM). Diese Texte sind auch heute noch von unschätzbarem Wert für die Erforschung der Kulturgeschichte Tirols, auch wenn Tovazzis Angaben oft nicht überprüfbar sind, da er sich meistens nicht dazu äußert, wo genau sich die von ihm verwendeten Dokumente befinden. Die meisten noch erhaltenen Hs. Tovazzis werden heute in Trient in der Bibliothek des Franziskanerklosters San Bernardino aufbewahrt.

Bartolomei

Erwähnung verdient auch der Jurist Simon Pietro Bartolomei aus Pergine Valsugana (1709–1763; vgl. Wright 1981, Bd. 2, 106–110), der u.a. mit Tartarotti, Roschmann, Bonelli, Resch, Hippoliti, Valeriano Vannetti und Scipione Maffei in

gelehrter Korrespondenz zu Fragen der Epigraphik und Heimatgeschichte stand. Bartolomei ging in Trient, Brixen und Innsbruck zur Schule, studierte Philosophie und anschließend Rechte in Bologna und erwarb dort 1731 seinen Doktorgrad. Nach der Rückkehr in die Heimat praktizierte er als Rechtsanwalt und war auch mehrmals Bürgermeister von Pergine. Aufgrund seiner gelehrten Schriften wurde er später in die Accademia degli Agiati sowie in die kurzlebige Accademia Trentina aufgenommen.

De monetarum speciebus

Zum ersten Mal trat Bartolomei als Historiker öffentlich mit einem schmalen Bändchen in Erscheinung: *De Tridentinarum, Veronensium Meranensiumque monetarum speciebus et valore cum hodiernis monetis Austriacis et Venetis comparato dissertatio* („Abhandlung über die Arten der Trientner, Veroneser und Meraner Münzen und deren Wert im Vergleich mit heutigen österreichischen und venezianischen Münzen"; Trient 1749). Die dem Grafen Franz Firmian († 1756) gewidmete Schrift sollte das einzige Werk Bartolomeis bleiben, das zu Lebzeiten gedruckt wurde. Wie der Verfasser im Vorwort erklärt, hatte ihn der Umgang mit alten Urkunden im Archiv von Pergine, in denen oft verschiedene mittelalterliche Münzen erwähnt wurden, dazu bewogen, deren Wert zu untersuchen. Bartolomei lässt viele dieser Urkunden im Wortlaut bzw. in lat. Übersetzung deutscher Originale in den Text einfließen und interpretiert sie geschickt, wobei er auch die rechtlichen Grundlagen der Münzprägung nicht außer Acht lässt.

De antiquo iure

1761 hielt Bartolomei aus Anlass seiner Aufnahme in die Accademia Trentina einen Vortrag mit dem Titel *De antiquo iure Tridentinae civitatis dissertatio* („Abhandlung über das alte Recht der Stadt Trient"; TLMF, Dip. 1047/1).

Im ersten (1–11) der beiden Teile des Vortragsmanuskripts behandelt Bartolomei die Geschichte der Trientner Gegend bis zur Eroberung durch Drusus auf der Grundlage antiker Zeugnisse. Mit der Eroberung Rätiens durch die Römer leitet er zum eigentlichen Hauptteil (11–20), einer rechtsgeschichtlichen Abhandlung, über. In ihr erörtert er zunächst ausführlich den rechtlichen Status verschiedener römischer Siedlungstypen und weist anschließend nach, dass das römische Tridentum nicht eine Kolonie latinischen oder italischen Rechts war, sondern eine (besser gestellte) Kolonie römischer Bürger. Seine Interpretation der antiken Quellen ist souverän und seine Argumentation, in die er auch Inschriften einbezieht, überzeugend.

De originibus

Die vorrömische Geschichte Tirols ist auch Gegenstand seiner längsten und zugleich letzten, um 1762 entstandenen Schrift *De orientalium Tyrolensium praecipue Alpinorum originibus libellus* („Büchlein über die Ursprünge der östlichen Tiroler, besonders der Bergbewohner"; TLMF, FB 2117), die die Herkunft der vorrömischen Bewohner Tirols hauptsächlich auf Basis sprachlicher Kriterien erklärt. Bar-

tolomei, der nach der Niederschrift der Rohfassung dieses Werkes im Jahr 1763 schwer erkrankte, ließ es durch seinen Sohn aus den Autographen (BCT, ms. 2156; TLMF, Dip. 1047/2) redigieren und die Endfassung mit einer Widmung an den Gouverneur der Lombardei, Graf Karl Firmian (1718–1782), versehen.

Aufbau, Inhalt

In sechs Abhandlungen (Edition: Wright 1981), die den ersten Teil des Werkes bilden, erörtert Bartolomei seine grundlegenden sprachgeschichtlichen Vorstellungen, auf welchen die eigentliche Argumentation im Hauptteil fußt. Die Abhandlungen zeichnen die Entwicklung verschiedener Sprachen in der Nachkommenschaft Noahs nach, befassen sich mit den ersten Bewohnern Europas und ihren Sprachen, den Etruskern, ihrer Abstammung von den Lydern, der Schrift der Lyder, Etrusker, Griechen und Römer und schließlich mit den Deutschen. Die Ausführungen über das Hebräische als Ursprache und über die Entwicklung einzelner Sprachen orientieren sich – auch wenn Bartolomei in Details individuelle Ansichten vertritt – an der Bibel und entsprechen im Grunde der damaligen *communis opinio*. So war etwa die schon bei Livius und Plinius d.Ä. belegte Identifizierung der Räter mit den von den Galliern nach Norden abgedrängten Etruskern damals allgemein anerkannt. Im Wesentlichen auf Bartolomei selbst dürfte die Vorstellung zurückgehen, dass die etruskische Sprache (und damit auch das Rätische) ursprünglich ein hebräischer Dialekt und Deutsch auch die Sprache der Skythen und Kelten gewesen sei. Der Hauptteil des Werks versucht dann, hauptsächlich auf Basis von Etymologie und Sprachvergleich, die ursprünglichen Bewohner Tirols zu bestimmen. Der Autor beschäftigt sich in diesem Zusammenhang v.a. mit den deutschen Sprachinseln entlang der Grenze zwischen Venedig und Tirol. Deren Bewohner identifiziert Bartolomei, nicht zuletzt durch den Vergleich ihres Dialekts mit dem Sächsischen, Dänischen und Schwedischen, als Überbleibsel der von C. Marius im Jahr 101 v.Chr. zersprengten Kimbern. Diese Gleichsetzung ist zumindest für die deutschsprachigen Einwohner der Veroneser und Vizentiner Alpen, die auch heute noch „Zimbern" genannt werden, spätestens seit dem 16. Jh. eindeutig belegt und wurde in der ersten Hälfte des 18. Jhs. auch von Gottfried Wilhelm Leibniz und Scipione Maffei vertreten. Von Interesse ist außerdem Bartolomeis Behandlung der Einwohner von Badia (Abtei) im Gadertal. Ihre ladinische Sprache hält er für eine Mischung aus Lat., Italienisch, Gallisch, Deutsch und einer unbekannten Sprache, die er als Hebräisch bestimmen zu können glaubt, um deren Sprecher als Nachkommen der Räter zu identifizieren. Das Niveau von Bartolomeis Etymologien ist, selbst für seine Zeit, mitunter sehr niedrig, wie z. B. *Tridenti nomen a voce gallica ex* tritt- *et* -ein *composita, quae ingresssum perfugiumque sonat* (TLMF, FB 2117, Bl. [66][r] von Kap. 2 des Hauptteiles; „Der Name von Trient [kommt] von einem gallischen Wort, zusammengesetzt aus *tritt-* und *-ein*, das den Eingang oder die Zuflucht ausdrückt"). Den Schluss des Werkes bildet ein *Catalogus multorum ver-*

borum quinque dialectuum [sic], *quibus montani Perginenses*, *Roncegnenses*, *Lavaronenses*, *Septempagenses et Abbatienses utuntur* („Liste vieler Wörter der fünf Dialekte, welche die Bergbewohner aus Pergine, Roncegno, Lavarone, Sette Comuni und Badia benützen"; zuletzt ediert bei Filzi 1910–1912) sowie ein Wörterbuch mit ca. 1500 lat. Einträgen, denen in parallelen Kolumnen die Entsprechungen aus den fünf behandelten Dialekten gegenübergestellt werden.

dialektologisches und ethnologisches Interesse

Während Bartolomeis sprachhistorische Spekulationen heute nur noch in wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht interessant sind, ist sein *Catalogus* eine erstrangige Quelle für die Erforschung der behandelten Dialekte. Sehr interessant ist auch das reichhaltige ethnographische Material im Hauptteil der Schrift, da Bartolomei auch Lebensweise, Bräuche und Formen des Aberglaubens in den jeweiligen Gemeinden, als Beweise für seine Theorie einer Abstammung von den Kimbern auswertet.

andere Werke

Neben einer kurzen Abhandlung über eine römische Grabinschrift in Povo (BCT, ms. 286) und einigen weiteren, heute verschollenen historischen Abhandlungen schrieb Bartolomei noch einige lat. Gedichte, italienische und lat. juristische Werke sowie eine italienische Abhandlung über die Flussregulierung in Gebirgsregionen (AA, ms. 476).[5]

5 Der Abschnitt über Joseph Resch (S. 756–761) wurde von Patrik Kennel verfasst, der über Cassian Primisser (S. 761–767) von Florian Schaffenrath, der Rest des Kapitels stammt von Lav Šubarić.

Gabriela Kompatscher/Martin Korenjak

Biographisches Schrifttum

Überblick, Gliederung

Auch aus der vorliegenden Epoche hat sich einiges an biographischem Schrifttum erhalten. Von den Biographien im eigentlichen Sinne ist zwar nach wie vor ein Teil Kirchenmännern gewidmet, die Hagiographie ist jedoch nur mehr mit einem Beispiel vertreten: Der in der vorhergehenden Epoche zu konstatierende bollandistische Impetus scheint sich erschöpft zu haben. Die interessantesten Biographien sind überhaupt solche weltlicher Intellektueller, nämlich von Hippolytus Guarinonius und Peter Anich. Eine biographische Randform stellt der klösterliche Nekrolog dar. Darüber hinaus sind wieder eine Reihe autobiographischer Genera zu nennen: das Tagebuch, das Reisetagebuch und der Reisebericht. Mit dieser Aufzählung ist auch die Gliederung des Kapitels gegeben.

Biographien Geistlicher: Bonelli

Die eigentlichen Biographien konzentrieren sich, ohne dass hierfür ein Grund ersichtlich wäre, am Ende der Epoche. Die Viten Geistlicher verdanken sich dabei sämtlich Trientner lokalhistorischen Interessen. Als erster Autor ist in diesem Zusammenhang Benedetto Bonelli zu nennen, dessen Arbeiten über das Leben des Simon von Trient bereits besprochen wurden (vgl. hier S. 772). Im Jahr 1748 ließ er in Venedig eine Schrift mit dem Titel *De sanctitate vitae et miraculorum servi Dei Petri Regalati* („Über die Heiligkeit des Lebens und der Wunder des Dieners Gottes Pietro Regalato“) drucken. Dieser 1465 verstorbene und 1746 heiliggesprochene Franziskaner diente Bonelli als Aufhänger für eine Auseinandersetzung mit Kritikern an der einfachen Lebensart der Franziskaner.

Weiters stammt von Bonelli mit der *Vita Francisci de Albertis episcopi ac principis Tridentini* auch eine Biographie des Trientner Fürstbischofs von 1677 bis 1689, Francesco Alberti Poia (vgl. zu ihm Costa 1977, 174–177). Die Originalversion ist verloren gegangen, erhalten hat sich aber eine Epitome, die Bonelli 1765 auf den S. 243–247 des Bandes 3,2 seiner *Monumenta ecclesiae Tridentinae* („Denkmäler der Trientner Kirche“; s. hier S. 773–774) veröffentlicht hat (vgl. auch Onorati 1984, 145). Sie enthält u.a. Angaben zu Albertis Herkunft, seinen Studienaufenthalten, seiner Laufbahn und seiner Wahl zum Bischof sowie eine Würdigung seiner kulturellen Leistungen, z.B. der Errichtung des Marienaltars im Dom zu Trient, der Erweiterung des Domes durch die Kreuzkapelle und der Erbauung der Giunta Albertiana, der Verbindung zwischen dem Castelvecchio und dem Magno Palazzo.

Sardagna über Hugo Candidus

Von Hieronymus Ignatius Bonavent Sardagna ist eine Lebensbeschreibung des aus Trient stammenden Hugo Candidus (ca. 1020–nach 1098) überliefert. Die auf

1751 datierte Hs. BCT, ms. 318 gibt dem Text den Titel *Vita et gesta Hugonis Candidi cardinalis Tridentini ad usum suum ex diversis auctoribus conscripta* („Leben und Taten des Kardinals[1] Hugo Candidus aus Trient, zum Eigengebrauch aus verschiedenen Autoren zusammengeschrieben“). Die Quellen, auf denen Sardagnas *Vita* basiert, so etwa die *Historia de rebus Hispaniae* („Spanische Geschichte“; Den Haag 1592) des Juan de Mariana oder die *Annales ecclesiastici* („Kirchliche Annalen“; Rom 1588–1593) des Caesar Baronius, sind dort in der jeweils äußeren Spalte genannt. Das Werk beschreibt die wichtigsten Lebensstationen des Hugo Candidus (dessen Herkunft Sardagna mit dem Trentiner Adelsgeschlecht de Caldés verbindet), so z.B. sein Wirken in Rom, seine Stellung als päpstlicher Legat in Spanien, seine Belegung mit dem Anathem, gerahmt von Schilderungen des kirchenpolitischen Zeitgeschehens.[2]

weltliche Biographie: Kemter, *Vita Guarinonii*

Hippolytus Guarinonius, der uns in der vorhergehenden Epoche als Biograph begegnet ist (vgl. hier S. 505–506), ist später selbst Gegenstand biographischen Interesses geworden: Adrian Kemters Buch über die Anderl von Rinn-Legende (vgl. hier S. 826–828) enthält auf den S. 18–37 auch eine Beschreibung seines Lebens. Auf dieser basiert die anonyme *Vita domini Hippolyti Guarinonii* („Leben des Herrn Hippolytus Guarinonius“), die in der Hs. TLMF, Dip. 684/2 erhalten ist. Dieses nach 1745 erstellte Exzerpt bietet einen eigenwillig veränderten Text, der von Schreibfehlern, Umstellungen, Umformulierungen und Auslassungen geprägt ist. Inhaltlich würdigt es Guarinonius' Leistungen als Arzt, Schriftsteller und Architekt. Es übernimmt aus Kemters Werk auch den von der Marianischen Kongregation Hall verfassten Nachruf, allerdings im Gegensatz zur Vorlage, die auch das deutsche Original enthält, nur in der lat. Fassung.

Weinhart und Hell über Peter Anich

Ende 1766 veröffentlichte der bedeutende Astronom Maximilian Hell SJ (1720–1792; vgl. BS 4, 237–258; NDB 8, 473–474) als Anhang zu seinen astronomischen Ephemeriden für das Folgejahr in Wien das *Elogium rustici Tyrolensis celeberrimi Petri Anich Oberperfussensis* („Nachruf auf den hochberühmten Tiroler Bauern Peter Anich aus Oberperfuss“). Diese Lebensbeschreibung des großen Tiroler ‚Bauernkartographen‘ (1723–1766; vgl. Kinzl 1976) ist ein leicht überarbeiteter Zusammenzug zweier vom Innsbrucker Professor der Mathematik und Physik Ignaz von Weinhart SJ (vgl. hier S. 847) verfasster hs. Biographien: der *Relatio historica de Petri Anich natalibus* („Historischer Bericht über Peter Anichs Abkunft“; TLMF, Dip. 1056/10) und der *Vita Petri Anich* („Leben des Peter Anich“; TLMF, Dip. 1019/5).

1 Nach mehrmaliger Exkommunikation wurde Hugo zwischen 1089 und 1093 zum Bischof von Praeneste und nahm 1098 an einer Versammlung schismatischer Kardinäle teil, worauf die Bezeichnung „Kardinal“ im Titel anspielt (BBKL 2, 1132–1133).

2 Für wertvolle Hinweise zu diesem Text danken wir Frau Sieglinde Sepp.

Weinhart war Anichs langjähriger Lehrer und unterstützte dessen Arbeit an seinen Kartenwerken in maßgeblicher Weise. Die *Relatio*, die er Ende August 1766 niederschrieb, musste er nur wenige Tage nach ihrem Abschluss mit einem Nachtrag versehen, da Anich am 1. September verstarb. Die undatierte *Vita* entstand kurze Zeit später. Sie übernimmt im Wesentlichen den Text der *Relatio*, schildert aber Anichs Leben und Wirken durchgehend in der Vergangenheitsform und fügt einige Abschnitte hinzu. Auf diese zweite Fassung Weinharts stützte sich Hell für sein *Elogium* in erster Linie. Zwei Jahre später, 1768, kam eine zweite Auflage des *Elogium* in Innsbruck heraus, die nun aller Wahrscheinlichkeit nach wieder von Weinhart besorgt worden war (Übersetzung mit ausführlicher Einleitung: Büchner 1976). In ihr sind einige Eingriffe Hells rückgängig gemacht und die zweite der gleich zu nennenden Appendizes hinzugefügt.

Im Vorwort des *Elogium* von 1768 (3–5) wird Anich zunächst einem ähnlich begabten lutherischen Bauern gegenübergestellt, dessen Beispiel für antikatholische Propaganda verwendet wurde. Anich ist ihm sowohl durch seinen rechten Glauben und seine Tugend als auch an Geistesgaben weit überlegen. Die Biographie selbst beginnt mit der bäuerlichen Herkunft Anichs (6–7). Breiten Raum nimmt dann sein beruflicher Werdegang ein, angefangen mit seiner Unterweisung durch Weinhart. Der geschickte Handwerker fertigt in der Folge verschiedene Globen und Instrumente an (7–11). Weinhart gelingt es, das Gubernium für die Kartographierung Nordtirols zu interessieren und Anich die Aufgabe zu übertragen; dieser hat schon durch seine Mitarbeit an Josef von Sperges' Kartierung von Südtirol einschlägige Erfahrung sammeln können und hat zudem ein neuartiges Vermessungsinstrument konstruiert (11–17). Anich ruiniert jedoch in den langen Arbeitsphasen in teilweise ungesunden Gegenden seine Gesundheit und stirbt im Alter von nur 43 Jahren (17–20). Den Schluss der Vita bilden eine Beschreibung von Anichs Gestalt (21–22) und eine Würdigung seiner Tugenden und Geistesgaben (22–29) sowie zwei Anhänge, einer über sein Vermessungsinstrument (29–34) und einer über die Fortsetzung der Kartierung durch Blasius Hueber, der ebenfalls aus Oberperfuss stammte und auch bäuerlicher Herkunft war (35–38).

eine aufklärerische Vita?

Lässt sich das *Elogium* als aufklärerisches Dokument verstehen, das für eine bessere Bildung der Bevölkerung eintritt? Das kann man nur sehr bedingt behaupten: Zwar zeigt das Beispiel Peter Anichs einerseits, dass Intelligenz und die Bereitschaft, sich für hohe Ziele einzusetzen, auch unter den niederen Ständen vorkommen, doch andererseits wird immer wieder betont, dass es sich bei ihm um einen ganz außergewöhnlichen, ans Wunderbare grenzenden Fall handelt.

klösterliche Todesanzeigen

Im Barock war es nicht unüblich, dass ein Kloster beim Tod eines Mönches eine biographisch erweiterte Todesanzeige in Form eines Einblattdruckes versandte, vor-

zugsweise an andere Klöster desselben Ordens zum Zweck des wechselseitigen Gebetes für verstorbene Mitbrüder. Aus den Jahren 1677 bis 1683 hat sich eine Reihe solcher Nachrufe aus Neustift erhalten. Auf Anlass und Inhalt verweisen meist Floskeln wie *Pax vivis, requies defunctis* („Friede den Lebenden, Ruhe den Toten") am Kopf des jeweiligen Blattes. Drei Nachrufe auf Sebastian Peintner, Leonard Ramblmayr und Albert Achmiller (alle 1677 verstorben) sind unterzeichnet von Propst Hieronymus II. Rottenpuecher und Dekan Martin Warell. Im folgenden Jahr stirbt Rottenpuecher selbst; sein Tod wird von Warell in demselben pathetisch überladenen Stil angezeigt, der auch die früheren Nachrufe kennzeichnet. Etwas knapper, nüchterner und stärker standardisiert sind die Texte, mit denen Rottenpuechers Nachfolger, Fortunatus Troyer, zusammen mit Dekan Maximilianus Vogelmayr Mitteilung über den Tod von Konrad Pichler (1678), Felix Wildt (1681) und Severin Rolandinus (1683) macht.

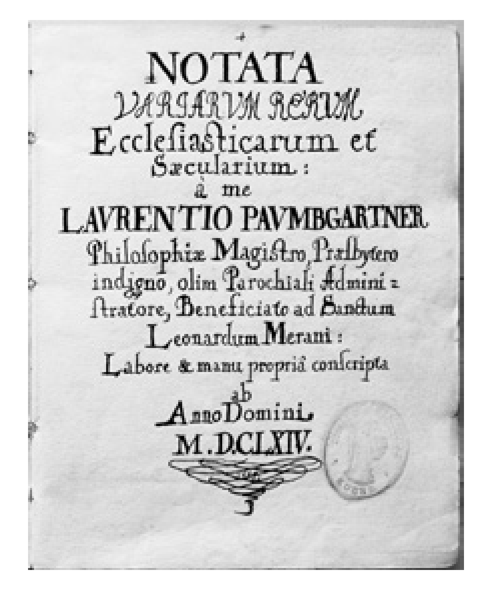

NOTATA
VARIARUM RERUM
Ecclesiasticarum et
Sæcularium:
à me
LAVRENTIO PAVMBGARTNER
Philosophiæ Magistro, Præsbytero
indigno, olim Parochiali Admini=
stratore, Beneficiato ad Sanctum
Leonardum Merani:
Labore & manu propriâ conscripta
ab
Anno Domini
M.DCLXIV.

Abb. 126: Titelblatt der *Notata variarum rerum ecclesiasticarum et saecularium* des Laurentius Paumgartner.

Paumgartners Tagebuch

Unter den autobiographischen Formen ist als auch historisch wertvolles Dokument zunächst das Tagebuch des Laurentius Paumgartner zu nennen. Paumgartner wurde 1639 in Meran geboren, studierte in Graz Philosophie und wurde 1664 in Chur zum Priester geweiht. Anschließend wirkte er 37 Jahre lang als Pfarr-Kooperator in Meran und schließlich als Benefiziat von St. Leonhard bei Meran, wo er 1708 starb (Gasser 3, 42–43). Seine hs. *Notata variarum rerum ecclesiasticarum et saecularium* („Aufzeichnungen über verschiedene kirchliche und weltliche Begebenheiten"; vgl. Abb. 126) stammen aus der Pfarrbibliothek Kuens im Passeiertal und liegen heute nebst einer um 1900 entstandenen Abschrift samt deutscher Übersetzung von Alois Pircher OSB im Stadtmuseum Meran (Inv.-Nr. 8589 und 8590). Die Einträge, welche die Jahre 1664 bis 1708 abdecken, beginnen mit einem Bericht über Paumgartners Priesterweihe, seine Primiz und die priesterlichen Amtshandlungen, die er in den darauf folgenden 37 Jahren verrichtete. Danach dokumentieren sie in loser Folge Erdbeben, Hinrichtungen, Kirchweihen, Besuche hoher Würdenträger, Prozessionen, Bitten um Regen bzw. Trockenheit, Abwendung von Tierseuchen, Danksagungen für die Verschonung von Unwettern und

Überschwemmungen sowie Ereignisse aus Paumgartners Privatleben wie z.B. den Tod seines Vaters.

Textbeispiel

Als Beispiel sei hier der Eintrag zum 13. Dezember 1679 wiedergegeben, der die Hinrichtung von vier jungen Männern schildert, die der Hexerei bezichtigt wurden (zur Hinrichtung eines weiteren Hexers, des Mathäus Hägele, bei Paumgartner vgl. Rabanser 2005, 186–192):

Die 13. Decembris
Quatuor pueri venefici capite plexi ac combusti sunt, quorum primus vocabatur Leonardus Tengg de Zillertall oriundus, annorum circiter 14. Secundus Erhardus Trenkwalder ex Mais nativus, annorum 25. Tertius Joannes N. de pago prope Schlandernum Gefflen nuncupato, annorum circiter 20, et quartus Valentinus Tamerle, alias vocatus März, annorum circa 18, e pago Möltinae ortus. Ad supplicium fuere ante nominati una cum quatuor reverendis patribus Capucinis.

13. Dezember
Vier junge Hexenmeister wurden geköpft und verbrannt, von denen der erste Leonard Tengg hieß, aus dem Zillertal stammte und etwa 14 Jahre alt war. Der zweite war Erhard Trenkwalder, aus Mais gebürtig und 25 Jahre alt. Der dritte war Johannes N., ungefähr 20 Jahre alt, aus einem Dorf namens Göflan in der Nähe von Schlanders, und der vierte Valentin Tamerle, auch März genannt, etwa 18 Jahre alt, der aus dem Dorf Mölten stammte. Zur Hinrichtung gingen die eben Genannten zusammen mit vier ehrwürdigen Kapuzinerpatern.

Reisetagebücher: Lachemayrs Diarien

An das Tagebuch des Geistlichen Paumgartner lassen sich einige hs. erhaltene Reisetagebücher anschließen, die Stamser Mönche hinterlassen haben.[3] Im Spätherbst 1687 reiste Franz Lachemayr, der Sekretär und spätere Abt von Stams (1658–1714; vgl. Album Stamsense 45–46), nach Rom, um dort in Streitigkeiten mit dem Bistum Brixen die Sache seines Klosters zu vertreten. Hiervon geben zwei Diarien[4]

3 Ein Gegenstück aus dem Franziskanerorden ist Jakob Prauns *Diarium itineris ad capitulum generale Mantuanum 1762* („Tagebuch der Reise zum Generalkapitel in Mantua 1762"; OFM PA, Cod. 532). Nicht behandelt werden in diesem Kapitel Reiseberichte wie Anton Roschmanns *Iter Bulsanense* („Reise nach Bozen"; vgl. Schaffenrath 2005a, 178–181), die nur als Einkleidung für die Präsentation altertumskundlicher Gelehrsamkeit dienen.

4 Es sei hervorgehoben, dass *Diarium* in dieser Zeit nicht einfach mit „Tagebuch" gleichzusetzen ist, sondern recht verschiedenartige Dokumente bezeichnen kann: Die – in diesem Falle in Deutsch gehaltenen – Aufzeichnungen Lachemayrs über seine eigene Amtszeit als Abt von 1699 bis 1713 (Stams, A 25) können diesen Titel ebenso tragen wie die von Cassian Primisser und Roger Schranzhofer zusammengestellten über den ersten Teil der Amtszeit des Vigilius Granicher (1766–1776;

Zeugnis, die unter der Signatur F 6 im Stiftsarchiv Stams liegen, ein kurzes über die eigentliche Reise vom Aufbruch am 6. November bis zur Ankunft in Rom am 8. Dezember 1687 und ein wesentlich umfangreicheres über den dortigen Aufenthalt vom 9. Dezember 1687 bis zum 11. Februar 1690, von einer Abreise ist dort aber noch nicht die Rede. Von Tag zu Tag, allerdings oft mehrere Tage zusammenfassend, notiert Lachemayr seine diplomatischen Initiativen, Ausgaben und Einnahmen, touristischen Aktivitäten, Besuche und Bekanntschaften, weiters Messen, Festlichkeiten u.a. Er schreibt ein anspruchsloses Gebrauchslatein, aus dem er zudem häufig, auch mitten im Satz, ins Deutsche und v.a. Italienische wechselt. Lachemayrs Tagebücher sind sowohl vom linguistischen als auch vom kirchen- und kulturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet interessante Dokumente, deren Herausgabe sich lohnen würde. Allerdings wäre eine Edition nicht zuletzt aufgrund der mitunter kaum leserlichen Schrift ein anspruchsvolles Unterfangen. Hier muss als Kostprobe ein einzelner touristischer Eintrag, derjenige zum 22. Januar 1690, genügen (Unterstreichung im Original):

> Fui nel Campidoglio dove nel pallasto alla mano sinistra ascendendo dal Giesù in una tabula ex petra nigra inauratis characteribus est incisa lex regia satis legibilis.

> Ich war auf dem Kapitol, wo am Palast zur Linken, wenn man von Il Gesù heraufsteigt, in eine Tafel aus schwarzem Stein in vergoldeten Lettern ein recht gut leserliches Königsgesetz eingraviert ist.

Nach *tabula* (das noch nicht Lat. zu sein braucht, weil es im Italienischen des 17. Jhs. noch für das heutige *tavola* stehen konnte) hat Lachemayr die Feder neu eingetunkt: In diesem Moment dürfte ihm der antike Inhalt des Folgenden den Wechsel vom Italienischen ins Lat. suggeriert haben.

Primisser, *Itinerarium ad Athesin*

Von Cassian Primisser (vgl. hier S. 761–763) besitzen wir als autographes Konzept, z.T. auch als Reinschrift von anderer Hand, ein *Itinerarium* […] *ad Athesin etc.* („Tagebuch […] einer Reise zur Etsch usw.“; Stams, Primisser-Nachlass), das er 1765 verfasst hat.[5] Im Herbst dieses Jahres, vom 18. September bis zum 11. November, reiste er im Auftrag seines Abtes von Stams in die Expositur des Klosters in Mais bei Meran, hielt sich dort mehrere Wochen auf und kehrte dann nach Stams

Stams, A 24) oder die nicht auf eine Einzelperson bezogenen Notizen der beiden selben Autoren zur Klostergeschichte von 1704 bis 1766 (Stams, A 30). Ein Beispiel für ein (deutschsprachiges) Abt-Tagebuch wird im biographischen Folgekapitel genannt (s. hier S. 980 Anm. 1); ein unpersönliches Diarium ist etwa Anton Roschmanns *Iter Bulsanense* (hier S. 745).

5 Konzeptversion: [1]–[35], Beginn der Reinschrift (bis zum 15. Dezember, mitunter leicht gekürzt): [36]–[43]. Im Folgenden wird nach dem Konzept zitiert.

zurück. Der Zweck der Reise wird nicht ganz deutlich, doch eine wichtige Aufgabe bestand offenbar darin, Archivalien in Mais und Umgebung zu sichten, zu ordnen und zu kopieren; vermutlich stand das im Zusammenhang mit den großen Annalen von Stams, die Primisser vorbereitete (vgl. hier S. 765–767). Die Hinreise führte ihn durchs Ötztal, über das Timmelsjoch und durchs Passeiertal, die Rückreise aufgrund der fortgeschrittenen Jahreszeit durch den Vinschgau, über den niedrigeren Reschenpass und durchs Oberinntal.

vielfältige Interessen

Primisser ist ein vielseitig interessierter Reisender und notiert unterwegs, was immer ihm bemerkenswert scheint. Dazu gehören die lokalen kirchlichen Amtsträger, auf deren Gastfreundschaft er stets zählen kann und für die er seinerseits die Messe zu lesen pflegt, ebenso wie landschaftliche Charakteristika und Schönheiten (z.B. 23. September: Aussicht vom Zieljöchl bei Pfelders), Baulichkeiten (vornehmlich Kirchen, die er immer mitsamt ihrer Ausstattung beschreibt, aber auch weltliche Bauten wie z.B. Schloss Tirol [2. Dezember]), Inschriften, die er gerne kopiert (z.B. am 16. Dezember diejenigen auf den Glocken der Kirche St. Vigil in Mais), und wirtschaftliche Gegebenheiten (z.B. 21. September: *serrae aquatiles*, „Sägemühlen", im Pfelderer Tal). Auch persönliche Erlebnisse verschweigt er nicht: So findet er gleich am ersten Tag seiner Reise, dem 18. September, in Umhausen im Ötztal kein Trinkwasser vor, trinkt stattdessen durstig zu viel Wein und handelt sich einen Kater ein.

Form und Leserschaft

Primisser wahrt durchgehend die Form des Reisetagebuchs: Er berichtet Tag für Tag, bleibt als Reisender und Erlebender stets präsent und verwendet einen einfachen Stil. Der breite Rand der Hs. mit den orientierenden Marginalien legt dennoch die Annahme nahe, dass sein Bericht nicht nur zur persönlichen Erinnerung, sondern auch für eine gewisse klösterliche Öffentlichkeit gedacht war. Dass das *Itinerarium* in Stams tatsächlich auf Interesse stieß, zeigt die erwähnte Abschrift von anderer Hand.

Georg Hausman reist durch Europa

Handelt es sich bei Lachemayrs und Primissers Reisetagebüchern um genuin autobiographische Dokumente, so tritt dieser Aspekt in zwei gedruckten Reiseberichten in den Hintergrund. Der erste davon ist das *Itinerarium* […] *per Galliam, Angliam, Belgium, Helvetiam, Burgundiam* („Beschreibung einer Reise […] durch Frankreich, England, Belgien, die Schweiz und Burgund") des Tiroler Priesters Georg Hausman († 1697),[6] das dieser 1675 in Innsbruck drucken ließ. Hausman studierte 1638–1641 am Germanicum in Rom (Schmidt 1984, 254) und war dort auch Novizenmeister (Tovazzi, Nr. 465). Sein sorgfältig gestaltetes Buch ist

6 Die Leichenpredigt auf ihn wurde gedruckt: Adrianus Tauferensis, *Geistliche Frühlings-Rosen, Das ist: Leich- und Lob-Verfassung Christlicher Tugenden deß* […] *Herrn Georgii Hausman von Stetten* […]; Augsburg 1697.

dem Salzburger Erzbischof Maximilian Gandolph Graf von Kuenburg gewidmet. Im Gegensatz zu dem, was der Titel erwarten lässt, stehen nicht die Länder an sich, sondern praktisch ausschließlich ihre Städte im Zentrum der Aufmerksamkeit. Hausman nennt und charakterisiert der Reihe nach – wiederum abweichend von der Reihenfolge im Titel – die wichtigsten Städte Flanderns (1–27), Englands (27–38), Hollands (38–52), Frankreichs (52–75; mit Champagne und Burgund), der Schweiz (75–81) und schließlich Tirols (81–87). Sein Interesse erregen dabei v.a. Größe und Bevölkerungszahl, Stadtbild und Bauwerke (insbesondere Kirchen und Festungen), Zimelien, Wirtschaft, Geschichte, Künste, konfessionelle Fragen (wobei er in antiprotestantischer Polemik Maß hält), Bildungseinrichtungen wie Universitäten und Bibliotheken (z.B. 63–64 diejenige von Orléans mit ihrer liberalen Ausleihordnung) sowie Geistesgrößen. Daneben kommen auch Charakter, Kleidung, Ess- und Trinkgewohnheiten und Unterhaltungen der Einwohner sowie allgemein Eigenartiges und Kurioses zur Sprache, beispielsweise die Theaterbegeisterung der Londoner und die dortige Tierkampfarena (33). Hausmans besondere Bewunderung gilt den Weltstädten London und Paris, die einen Großteil des England- bzw. Frankreich-Abschnitts einnehmen. Sein Stil ist anschaulich, oft, v.a. in längeren beschreibenden Passagen, stichwortartig. Modernes Vokabular begegnet nicht selten, z.B. heißt die spanische Flotte auf S. 44 schlicht *flota*.

Autobiographisches eher Nebensache

Obwohl Hausman im vollständigen Titel angibt, er habe das Werk u.a. *ad sui memoriam* („zum Andenken an sich selbst“) verfasst, ist der Text über weite Strecken unpersönlich gehalten. Zwischendurch fallen allerdings immer wieder Bemerkungen in der 1. Person, die Hausmans tatsächliche Anwesenheit vor Ort belegen, insbesondere Autopsiebekundungen (*vidimus*, „ich sah“). Mitunter wachsen sich solche persönlichen Einschübe zu kleinen Anekdoten aus. So berichtet der Autor etwa über einen religionspolitischen Streit auf dem Schiff, das ihn von England nach Holland bringt (38–40), und über einen – auf 1629, ganze 46 Jahre vor der Drucklegung, datierten – Ausflug von Dôle nach Dijon, um den französischen König auf der Durchreise zu sehen (70–71). Diese Episoden, einige weitere Bemerkungen – z.B. *Ex Burgundia ascenditur per montes in Helvetiam* (75; „Aus dem Burgund steigt man durchs Gebirge in die Schweiz empor“) – sowie die Reihenfolge der Länder an sich suggerieren eine Reiseroute, die von Flandern nach einem Abstecher nach England heim nach Tirol führt. Dort nennt der Autor Margreid an der Weinstraße als seinen Heimatort (81). So erhält das Buch einen gewissen autobiographischen Anstrich – allerdings auch nicht mehr als das. Insgesamt bleibt das erlebnishafte Moment so vage, dass man nicht einmal den Grund für Hausmans Reise(n) erfährt; nur einmal, 37–38, wird für den Besuch Englands mit den Worten *quod ad regnum nobilissimum videndum venerimus* („wir seien gekommen, das hochberühmte Reich zu besichtigen“) ein touristisches Motiv suggeriert. Die Intention, die den Autor bei

der Abfassung des *Itinerarium* geleitet hat, kommt vielleicht am ehesten im ersten Satz der *praefatio* zum Vorschein, wo er erklärt, nachdem er auf seinen Reisen viel durchgemacht habe, wolle er nun die Früchte seiner Mühen präsentieren: Der auch für andere nützliche Niederschlag des persönlichen Reiseerlebnisses, nicht dieses selbst, steht also im Mittelpunkt. Tatsächlich gewinnt man aus dem *Itinerarium* einen guten Eindruck davon, wie sich die Städtelandschaft Europas einem Reisenden aus der Epoche darstellte, in der sich mit der Grand Tour das moderne Reisen zum Vergnügen zu etablieren begann. Das Werk steht damit zwischen dem Reisebericht im modernen Sinne und einem Genre, das man die unpersönliche touristische Chorographie nennen könnte und das insbesondere in Bezug auf das Heilige Land eine bis in die Spätantike zurückreichende Tradition aufweist.[7]

Kaltprunner, *Enarratio itineris*

Von ganz anderer Art ist der letzte der hier zu behandelnden Reiseberichte: Von Juni bis Oktober 1685 besuchte der damalige Generalminister der Franziskaner, Pietro Marino Sormano (vgl. Abb. 131), die ultramontanen Ordensprovinzen und kam dabei auf dem Hin- und Rückweg auch durch Tirol. Der Tiroler Provinzial Justin Kaltprunner (1632–1691), der auch einige theologische und kirchengeschichtliche Arbeiten hinterlassen hat (vgl. BBKL 23, 768–770), verfasste über den Tiroler Teil dieser Reise eine *Enarratio* („Bericht"), die sich in der sorgfältig gestalteten Hs. OFM PA, Cod. 56 erhalten hat (fast vollständige Edition samt Einleitung: Fußenegger 1939).[8] Der Text scheint keinen außerliterarischen Zweck erfüllt zu haben. Vielleicht entsprang er einfach dem Wunsch, ein für die Tiroler Franziskaner wichtiges Ereignis festzuhalten (und damit eventuell Material für eine künftige Geschichte der Ordensprovinz bereitzustellen).

Kaltprunner gliedert seinen Bericht übersichtlich in 15 Paragraphen. Nach einem Überblick über frühere Generalminister, die den Norden bereist haben (§ 1), wird erzählt, wie Sormano den Entschluss zur Reise fasst (§ 2). Die Hinreise durch Tirol führt ihn über Bozen und Innsbruck nach Hall, wo er sich nach Wien einschifft (§§ 3–8). Dann werden ein

7 Ein Tiroler Beispiel aus der vorliegenden oder der folgenden Epoche ist die ungedruckt gebliebene *Syriae ac praecipue Palaestinae locorum nova et accurata descriptio* („Neue und genaue Beschreibung Syriens und v.a. Palästinas"; BCT, ms. 1366) des aus Borgo stammenden Juristen Francesco Nocher (1717–1798; Gasser 3, 25), die auf der Basis antiker (v.a. Strabon, Flavius Josephus) wie neuzeitlicher Quellen einen detaillierten Überblick über Geographie, Geophysik und politische Verhältnisse der Region bietet.

8 Fußenegger bietet § 1 nur auszugsweise und lässt § 15 weg. Im hs. Original folgen auf die eigentliche *Enarratio* noch eine am 8. Juli 1685 in Innsbruck auf Sormano gehaltene Rede, ein Inhaltsverzeichnis, ein gedruckter Brief Sormanos über die Reise sowie ein gedrucktes Blatt mit *theses theologicae* („theologische Thesen"), die 1686 im Innsbrucker Franziskanerkloster disputiert und Sormano gewidmet wurden. Zwei Abschriften des Originals liegen nach Fußenegger 1939, 62 im Franziskanerkloster Bozen.

Katalog seines Gefolges (§ 9) und ein Rundbrief aus Wien eingeschaltet, in dem er über seine Erlebnisse v.a. in Ungarn berichtet (§ 10; auch sonst machen wörtlich zitierte Briefe einen beträchtlichen Teil der *Enarratio* aus). Den zweiten Hauptteil bildet die Rückreise durch Tirol (§§ 11–14). Eine z.T. deutsch gehaltene Übersicht über die Kosten der Reise macht den Schluss (§ 15).

Charakteristik

Inhaltlich legt der Text großes Gewicht auf das Zeremoniell der Reise, das in allen Details beschrieben wird (Transportmittel, Kleiderordnung, Empfänge, Messen, Musik usw.): Dem Leser tritt anschaulich vor Augen, wie aufwendig und pompös ein hochrangiger Kirchenmann im Barock unterwegs war. In literaturgeschichtlicher Hinsicht interessant sind dabei eine Reihe von Bemerkungen dazu, welche Stationen Anlässe für panegyrische Darbietungen in Wort und Schrift, Vers und Prosa boten (§§ 4, 5, 7). Aber auch Probleme und Streitigkeiten werden nicht verschwiegen. So können sich die Tiroler Franziskaner nur mühsam der vorgesehenen Einrichtung von Klöstern, die ausschließlich dem Gebet und der Meditation dienen sollen, in ihrer Provinz erwehren (§ 13, vgl. hier S. 808–809). Als der Generalminister auf der Rückreise erfahren muss, dass das beste Gästezimmer im Innsbrucker Kloster schon von einem kaiserlichen Kommissar belegt ist, bekommt er einen Wutanfall und unterzieht den Konvent *stante pede* einer Strafvisitation. Kaltprunners dezent ironischer Bericht über den Vorfall ist zugleich ein gutes Beispiel für seinen (in schöner Entsprechung zum zeremoniösen Inhalt) gekonnt hochbarocken Stil (§ 11):

Ubi autem denuo a me intellexit conclave sanctae crucis ab excellentissimo caesareo domino commissario habitari, plurimum aegre et turbate tulit severe ac iterato exprobrando, quod comitem se Generali et primicerio Ordinis pluris facerem, insuper stomachoso ac minaci vultu aiebat: „Visitabo hunc conventum." Tacitus meam sortem luxi ob astrologiae ignorantiam, si enim hanc turbidam tempestatem praenovissem, pro aversione illius ocissime in adventu Reverendissimi omnes campanas fortissime compulsari iussissem – sed motos iuvit componere fluctus.

Als er aber weiters von mir erfuhr, das Gästezimmer im Heiligkreuzkonvent werde vom erhabensten kaiserlichen Herrn Kommissar bewohnt, geriet er in größten Ärger und größte Aufruhr und warf mir immer wieder böse vor, ein Graf sei mir mehr wert als er, der General und Oberste des Ordens; dann setzte er mit gekränkter und drohender Miene hinzu: „Ich werde diesen Konvent visitieren!" Ich betrauerte im Stillen, was mir ob meiner Unkenntnis der Astrologie widerfuhr. Hätte ich nämlich von jenem wilden Unwetter im Voraus gewusst, hätte ich zu seiner Abwendung bei der Ankunft seiner Hochwürden möglichst schnell alle Glocken aufs Heftigste läuten lassen – aber jetzt wollte ich die aufgewühlten Fluten besänftigen.

Wolfgang Kofler

Brief

Fortleben des Humanistenbriefs

Die Tradition des lat. Humanistenbriefs lebt auch in dieser Epoche weiter. Allerdings ist – wie in anderen Textsorten auch – eine zunehmende Konzentration auf wissenschaftliche Themen zu beobachten. In besonderem Maße gilt dies für historische und philologische Fragestellungen, d.h. solche, in denen die lat. Sprache aufgrund der Quellensituation ein unabdingbares Arbeitsmittel oder im Rahmen eines allgemeinen Interesses an Sprache und Literatur den Diskussionsgegenstand selbst darstellt. Kurz gesagt: Lat. Briefe werden jetzt mit Vorliebe von Personen geschrieben, die sich über Geschichte oder lat. Sprache und Literatur austauschen. Dies gilt besonders für den privaten Briefwechsel, den wir im Folgenden anhand eines Beispiels vorstellen wollen. Eine exemplarische Behandlung der öffentlichen Spielarten des Humanistenbriefs wurde bereits vorgenommen (vgl. hier S. 136).

Briefwechsel Roschmann – Kolb

Von der durch Duft 1975 aufgearbeiteten Korrespondenz zwischen dem Tiroler Polyhistor Anton Roschmann (vgl. hier S. 743–744) und Pius Kolb, dem Bibliothekar des Benediktinerstifts von St. Gallen (vgl. Weidmann 1841) kennen wir insgesamt acht Briefe aus den Jahren 1754 bis 1760. Sechs davon stammen von Roschmann und sind als Kopien erhalten: Kolb selbst hatte sie in einen Folioband übertragen, in dem er zahlreiche an ihn adressierte Briefe prominenter Zeitgenossen vereinigte. Gelegentlich nahm er auch seine Antwortschreiben in die Sammlung auf. Für unseren Fall gilt dies nicht. Die zwei einzigen erhaltenen Briefe von Kolb an Roschmann finden sich im Nachlass des Letzteren im TLMF. Initiiert hat den Briefwechsel der Tiroler Gelehrte. In jenen Jahren arbeitete er im Auftrag von Kaiserin Maria Theresia an seiner Geschichte des Landes Tirol.[1] Wie aus dem ersten Brief an Kolb deutlich wird, benötigte er für die Behandlung der Frühzeit v.a. toponomastische Auskünfte:

> *Verum ut ad occasionem epistolae meae convertar, iussus*[2] *sum ab Augustissima Domina mea res Tyrolenses omnes et veteres et recentiores colligere et conscribere. Sed iam dudum animadverteram geographiam nostram antiquam foedissime corruptam esse. Huic proinde malo ut mederer, regionem aliquotiens obii, antiquitates collegi, tabularia excussi, ut solidis tandem*

---

1 Das Vorhaben wird übrigens auch in einem anderen prominenten Brief aus Roschmanns Hinterlassenschaft erwähnt: Er stammt von Papst Benedikt XIV., der das Projekt ausdrücklich gutheißt. Zu diesen und den zwei anderen Papstbriefen an den Gelehrten s. Auer 1979, 45–46 und 267–268.

2 Die Hs. hat *iussum*.

rationibus geographiam stabilirem; atque ut efficacius id fieret, ex codicibus manuscriptis variantes lectiones colligere allaboro.

Um aber zum Anlass meines Briefes zu kommen: Ich habe von meiner erhabensten Herrin den Auftrag erhalten, alle Informationen zur Tiroler Geschichte, sowohl zur alten als auch zur neueren, zusammenzutragen und in einer Schrift zusammenzufassen. Seit langem hatte ich jedoch gemerkt, dass unsere alten geographischen Bezeichnungen von Fehlern nur so strotzen. Deshalb wollte ich diesem Übel Abhilfe verschaffen: Ich habe die Region mehr als einmal bereist, archäologische Nachforschungen angestellt und Archive durchwühlt, um die Ortsbezeichnungen endlich auf eine feste Basis zu stellen. Und um diesen Anstrengungen einen größeren Erfolg zu garantieren, bemühe ich mich auch darum, Varianten aus alten Handschriften zu sammeln.

Philologie

Mit diesem philologischen Anliegen ist Roschmann bei der reich bestückten St. Galler Stiftsbibliothek natürlich an der richtigen Adresse: In den folgenden Briefen nennt er Kolb eine Reihe von antiken Stellen, die dieser für ihn nachschlagen soll. Hier ein Auszug aus der entsprechenden Liste aus dem dritten Brief:

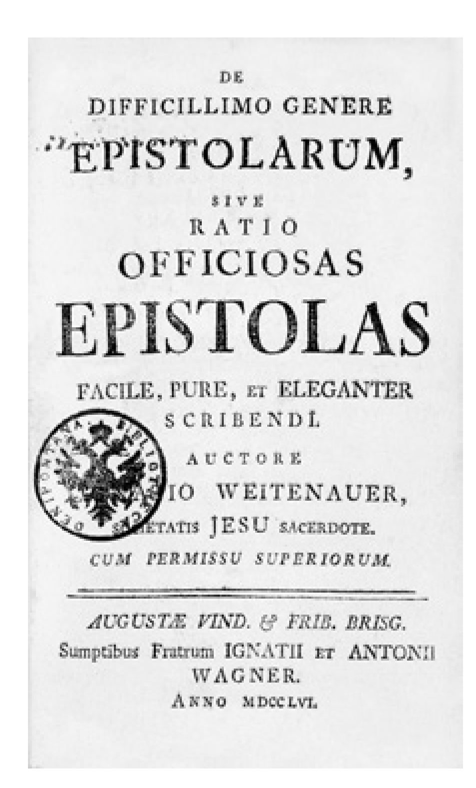
Ex Horatio. Lib. IV Carminum Ode IV a vers. 17 Videre Rhaeti bella sub Alpibus Drusum gerentem et Vindelici. – Item Ode XIV a v. 9 Quid Marte posses: milite nam tuo Drusus Gnaunos, implacidum genus, Brennosque. NB. vel Breunos? vel Brencos? vel aliter?
[…]
Ex Plinii historia naturali. Lib. III. c 20. Ex Trophaeo quomodo scripti hic populi: Gentes Alpinae devictae Triumpilini, Camuni, Venostes, Vennonetes, Isarci, Breuni, Genaunes, Focunates; Vindelicorum gentes quatuor, Consuanetes, Rucinates, Licates, Catenates, Ambiscintes, Rugusci, Suanetes, Calucones, Brixentes.

Aus Horaz, Carmina Buch 4, Ode IV ab Vers 17: „Die Rhaeter und Vindelicer sahen Drusus am Fuß der Alpen Krieg führen“. – Ebenso Ode 14 ab Vers 9: „Welche Macht im Krieg Du hast. Mit deinen Soldaten nämlich hat Drusus die Genaunen, ein wildes Geschlecht, und die Brenner“. NB: Oder Breuner? Oder Brencer? Oder anders?
[…]
Aus der Naturgeschichte des Plinius, Buch 3, Kap. 20. Wie auf dem Siegesmal diese Völker geschrieben sind: „Die besiegten Alpenstämm10: Triumpiliner, Camunier, Venosten, Vennoneten, Isarcer, Breuner, Genauen, Focunaten; die vier Stämme der Vindelicer, die Consuaneten, Rucinaten, Licaten, Catenaten, Ambiscinten, Ruguscer, Suaneten, Caluconen, Brixenter“.

Strategien der wissenschaftlichen Kommunikation

Abgesehen von diesen technischen Einzelheiten – in den späteren Briefen erbittet Roschmann auch hagiographische Informationen – bietet die Korrespondenz interessante Einblicke in die Art und Weise, wie der Austausch von wissenschaftlichen In-

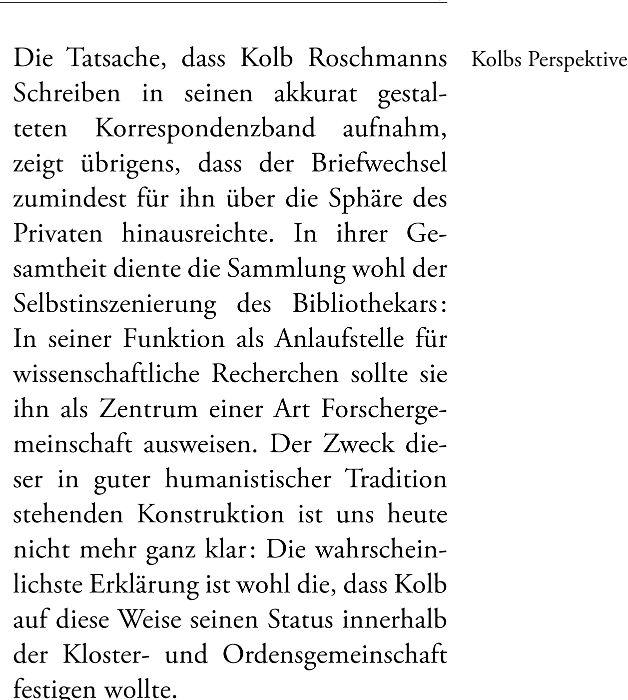
formationen in dieser Epoche erfolgte. Ein wichtiger Faktor dabei war offensichtlich ein intensives Networking, das auf verschiedenen Ebenen wirksam wurde. Die Briefpartner tauschen sich z.B. darüber aus, auf welchem Weg und über welche Mittelspersonen – in diesem Fall Rorschacher Kaufleute, die auf der Rückkehr vom Bozner Markt waren – eine Büchersendung am besten nach St. Gallen gelangen könne. Noch zentraler aber sind andere Beziehungsfelder: So verweist Roschmann wiederholt darauf, wie eng seine Kontakte zu den Benediktinern sind. Ein besonderes Gewicht verleiht er dabei seiner Ehrenmitgliedschaft in der bayerischen Benediktiner-Akademie. Die Beharrlichkeit, mit der er diese Verbindungen ins Spiel bringt, wird verständlich, wenn wir die persönliche Situation Roschmanns berücksichtigen, dessen Studien im mit Büchern notorisch unterversorgten Tirol immer wieder auf Hindernisse stießen und auf Hilfe von außen angewiesen waren. Aus dieser Notlage heraus erklärt sich auch die breite Palette an Argumentationsstrategien, mit denen er sich das Wohlwollen Kolbs sichern will. Sie reicht von geistreichen Komplimenten – vgl. z.B. Brief 6: *et si quid dubii occurrerit*, *oraculum consulam*, *non mendace* [sic] *illud Delphicum*, *sed veracissimum ac eruditissimum San-Gallense*, *Kolbium meum* („Und wenn ich auf eine Unklarheit stoße, werde ich ein Orakel befragen, nicht jenes verlogene in Delphi, sondern das in St. Gallen, das immer die Wahrheit sagt und durch seine Bildung glänzt, meinen Kolb") – bis zu mehr oder weniger deutlichen Versprechungen, seinem Briefpartner durch namentliche Erwähnung in seinen Werken ein bleibendes Andenken zu schaffen. Gerade dieses Argument war jedoch nicht unproblematisch, da Roschmann bei der Publikation seiner Schriften immer wieder auf Schwierigkeiten stieß und nur wenige seiner zahlreichen Werke zum Druck brachte. Also musste er gleichzeitig – z.B. mit einem Verweis auf die infolge von Kriegswirren unsichere ökonomische Situation – erklären, warum bisher noch nicht so viel von ihm erschienen war, oder eine baldige Veröffentlichung neuer Werke wahrscheinlich machen. Ähnliches gilt auch für das Thema Bücherspenden: Roschmann konnte sich ausrechnen, dass ihm der Bibliothekar bei seinen Recherchen auch deshalb zu Diensten sein werde, weil er sich dadurch ein paar unentgeltliche Neuzugänge für seinen Bestand erhoffte. Dies bedeutete, dass er auch hier in die Trickkiste greifen musste: So schickt er ihm mit dem fünften Brief die *Acta Sanctae Notburgae ancillae virginis* („Leben der Hl. Notburga, der jungfräulichen Magd"). Herausgeber des Werkes war der Bollandist Johannes Perierus (vgl. hier S. 750). Der Tiroler Gelehrte hatte zwar wichtige Beiträge geleistet, den Text jedoch nicht zur Gänze verfasst (s. Schaffenrath 2001). Dennoch tut er Kolb gegenüber so, als würde es sich um ein eigenes Werk handeln, indem er die „Lebensbeschreibungen […] als neulich von mir publiziert" *(Actorum* […] *abs me nuper publica luce donatorum)* bezeichnet und den Briefpartner dazu einlädt, sie in der Bibliothek „zusammen mit seinen übrigen Werklein aufzustellen" (*inter reliqua mea opuscula collocare*).



DE
DIFFICILLIMO GENERE
EPISTOLARUM,
SIVE
RATIO
OFFICIOSAS
EPISTOLAS
FACILE, PURE, ET ELEGANTER
SCRIBENDI.
AUCTORE
IO WEITENAUER,
ETATIS JESU SACERDOTE.
CUM PERMISSU SUPERIORUM.

AUGUSTÆ VIND. & FRIB. BRISG.
Sumptibus Fratrum IGNATII ET ANTONII
WAGNER.
ANNO MDCCLVI.

Abb. 127: Titelblatt von Ignaz Weitenauers Anleitung zum Verfassen von Glückwunschbriefen.



Kolbs Perspektive

Die Tatsache, dass Kolb Roschmanns Schreiben in seinen akkurat gestalteten Korrespondenzband aufnahm, zeigt übrigens, dass der Briefwechsel zumindest für ihn über die Sphäre des Privaten hinausreichte. In ihrer Gesamtheit diente die Sammlung wohl der Selbstinszenierung des Bibliothekars: In seiner Funktion als Anlaufstelle für wissenschaftliche Recherchen sollte sie ihn als Zentrum einer Art Forschergemeinschaft ausweisen. Der Zweck dieser in guter humanistischer Tradition stehenden Konstruktion ist uns heute nicht mehr ganz klar: Die wahrscheinlichste Erklärung ist wohl die, dass Kolb auf diese Weise seinen Status innerhalb der Kloster- und Ordensgemeinschaft festigen wollte.

Weitenauers *De difficillimo genere epistolarum*

Dezidiert humanistisches Erbe lebt auch in einem anderen hier zu behandelnden Text fort. Bald nach seiner Ankunft in Innsbruck hatte der Jesuit Ignaz Weitenauer (vgl. hier S. 802) eine später mehrfach nachgedruckte Anleitung zum Verfassen von Glückwunschbriefen an Freunde und Vorgesetzte publiziert. Die im Titel – *De difficillimo genere epistolarum sive ratio officiosas epistolas facile, pure et eleganter scribendi* („Über die schwierigste Briefgattung oder Anleitung zur leichten, korrekten und eleganten Abfassung von Briefen zu einem feierlichen Anlass"; Augsburg/Freiburg 1756; vgl. Abb. 127) – behaupteten Unwägbarkeiten des behandelten Brieftyps werden gleich zu Beginn des Werks, wenn nicht unbedingt überzeugend, so zumindest originell begründet (6–7):

> *Haec est epistola illa, quae ut Joannes Bonifacius venuste dixit, „argumentum sine argumento pertexit": quae cum nihil fere habeat nisi inane officium, implere tamen de nihilo paginam debet: verbo quae adolescentibus tormentum, viris fastidium, omnibus malum necessarium est. Epistolis ceteris multae multorum praeceptiones scriptae sunt, haec quae indigebat maxime, destituitur. Ceterarum exempla omnes bibliothecas implent; huius, si bona seligas, manum non impleant. In ceteris materia saltem domi nascitur, huius tota supellex est: gratulor.*

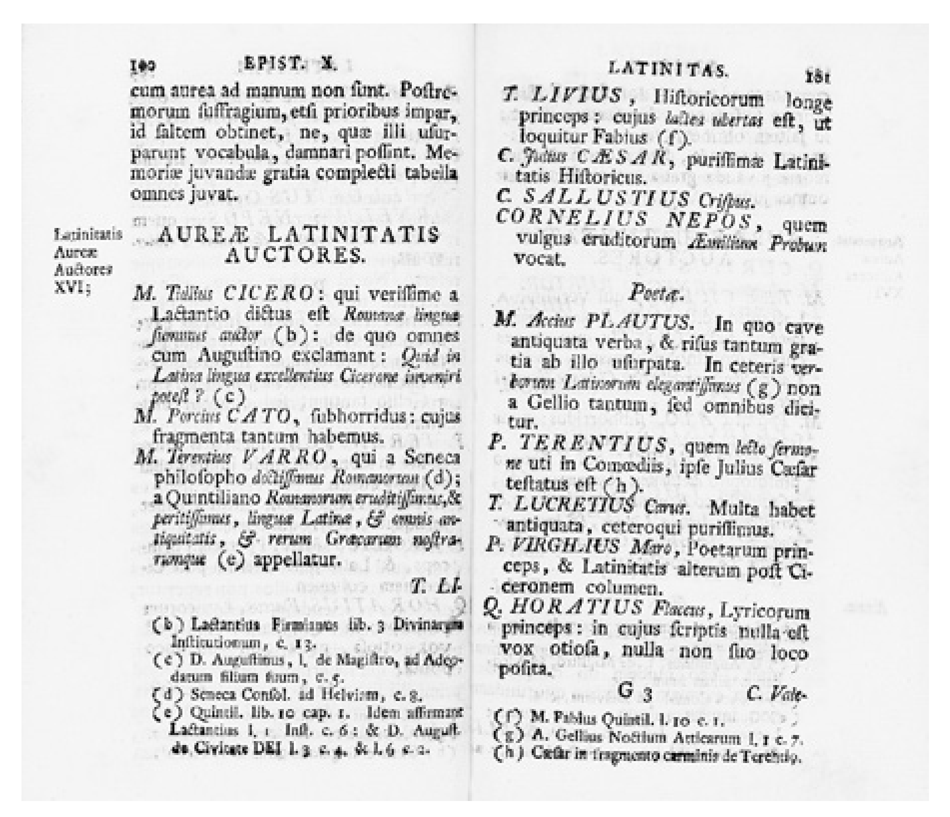
Das ist jener Brief, der, wie Johannes Bonifacius so schön sagt, seinen Stoff ohne Stoff ausführt, der, obwohl er in fast nichts besteht außer in einer leeren Vorgabe, dennoch mit nichts eine Seite füllen muss, der, um es kurz zu sagen, den Heranwachsenden eine Qual, den Erwachsenen eine Last und allen zusammen ein notwendiges Übel ist. Für alle übrigen Briefe gibt es viele, von vielen Autoren verfasste Anleitungen: Mit diesem, der am meisten einer bedarf, wird man alleingelassen. Für die übrigen bieten alle Bibliotheken eine Fülle von Musterbeispielen, von diesem gibt es, wenn man die guten auswählt, kaum eine Handvoll. Bei den übrigen ergibt sich zumindest der Stoff von selbst, bei diesem besteht das einzige Rüstzeug in einem „Ich gratuliere".

humanistische Tradition

Der Anschluss an die humanistische Tradition wird nicht nur durch die explizite Nennung von ebenfalls auf dem Gebiet der Epistolographie tätigen Vorbildern wie Erasmus, Jean Voellus, Rochus Persinus, Antonius Possevinus und Justus Lipsius (2) deutlich, sondern auch an der Gesamtkonzeption des Werkes: Neben Themen, die auf das Verfassen des ins Auge gefassten Brieftyps zugeschnitten sind, wie Briefanfang (*De exordio*; 19–34), die Formulierung von Komplimenten (*De laudibus*; 43–58), Danksagungen (*De gratiarum actione*; 59–66) oder mögliche Antworten auf einen Glückwunschbrief (*Quid responderi possit gratulantibus*; 66–74), behandeln die insgesamt 16 Abschnitte manchmal auch Fragestellungen, die sich auf eine etwas allgemeinere Ebene heben lassen. Dies geschieht z.B. dann, wenn von der Verwendung reinen Lat. (*De pura Latinitate*; 98–129; vgl. Abb. 128), der Einbildungskraft des Autors (*De ingenio*; 151–162), der Schönheit des Briefes (*De venustate*; 162–185) oder der Rechtschreibung (*Orthographia*; 185–213) die Rede ist. Überhaupt ist das Anliegen Weitenauers kein rein technisches, lässt er doch durchblicken, dass seine Unterweisung im Briefeschreiben auch auf das gesellschaftliche Auftreten des Lesers wirken soll und letzten Endes auch eine ethische Zielsetzung verfolgt (18):

Imo addam maius aliquid. Ars, de qua agimus, non ad scribendas tantum epistolas valet, quod ipsum est utilitatis maximae, sed in omni urbano colloquio et imprimis gratulatione locum habet. […] *Est ergo ars placendi, ars vivendi, ars humanitatis: quam nemo tam erit barbarus, ut odisse queat.*

Ich will sogar etwas noch Wichtigeres hinzufügen: Die Kunst, von der wir sprechen, taugt nicht nur zum Verfassen von Briefen, was schon an sich von größtem Nutzen ist, sondern sie hat ihren Platz auch in jedem Gespräch unter zivilisierten Menschen, besonders beim Gratulieren. Sie ist also die Kunst zu gefallen, zu leben und ein Mensch zu sein. Niemand kann ein solcher Barbar sein, dass er sie hasst.



180 EPIST. X.

cum aurea ad manum non ſunt. Poſtremorum ſuffragium, etſi prioribus impar, id ſaltem obtinet, ne, quæ illi uſurparunt vocabula, damnari poſſint. Memoriæ juvandæ gratia complecti tabella omnes juvat.

Latinitatis Aureæ Auctores XVI;

AUREÆ LATINITATIS AUCTORES.

M. Tullius CICERO: qui veriſſime a Lactantio dictus eſt *Romanæ linguæ ſummus auctor* (b): de quo omnes cum Auguſtino exclamant: *Quid in Latina lingua excellentius Cicerone inveniri poteſt?* (c)

M. Porcius CATO, ſubhorridus: cujus fragmenta tantum habemus.

M. Terentius VARRO, qui a Seneca philoſopho *doctiſſimus Romanorum* (d); a Quintiliano *Romanorum eruditiſſimus, & peritiſſimus, linguæ Latinæ, & omnis antiquitatis, & rerum Græcarum noſtrarumque* (e) appellatur.

T. LI-

(b) Lactantius Firmianus lib. 3 Divinarum Inſtitutionum, c. 13.

(c) D. Auguſtinus, l. de Magiſtro, ad Adeodatum filium ſuum, c. 5.

(d) Seneca Conſol. ad Helviam, c. 8.

(e) Quintil. lib. 10 cap. 1. Idem affirmant Lactantius l. 1 Inſt. c. 6: & D. Auguſt. de Civitate DEI l. 3 c. 4. & l. 6 c. 2.

LATINITAS. 181

T. LIVIUS, Hiſtoricorum longe princeps: cujus *lactea ubertas* eſt, ut loquitur Fabius (f).

C. Julius CÆSAR, puriſſimæ Latinitatis Hiſtoricus.

C. SALLUSTIUS *Criſpus*.

CORNELIUS NEPOS, quem vulgus eruditorum *Æmilium Probum* vocat.

Poetæ.

M. Accius PLAUTUS. In quo cave antiquata verba, & riſus tantum gratia ab illo uſurpata. In ceteris *verborum Latinorum elegantiſſimus* (g) non a Gellio tantum, ſed omnibus dicitur.

P. TERENTIUS, quem *lecto ſermone* uti in Comœdiis, ipſe Julius Cæſar teſtatus eſt (h).

T. LUCRETIUS *Carus*. Multa habet antiquata, ceteroqui puriſſimus.

P. VIRGILIUS *Maro*, Poetarum princeps, & Latinitatis alterum poſt Ciceronem columen.

Q. HORATIUS *Flaccus*, Lyricorum princeps: in cujus ſcriptis nulla eſt vox otioſa, nulla non ſuo loco poſita.

G 3 C. *Vale-*

(f) M. Fabius Quintil. l. 10 c. 1.

(g) A. Gellius Noctium Atticarum l. 1 c. 7.

(h) Cæſar in fragmento carminis de Terentio.

Abb. 128: Ausschnitt aus Weitenauers *De difficillimo genere epistolarum*, Augsburg/Freiburg i.B. 1756.

Originalität

Der Benutzer hat also weit mehr als einen gewöhnlichen Briefsteller vor sich. Dies erhellt auch aus der Art und Weise, wie der Autor mit dem reichlich bereitgestellten Formel- und Quellenmaterial verfährt: Er vermeidet bloße Aneinanderreihungen, sondern ordnet seine Beispiele sorgfältig, stellt sie in einen Zusammenhang und kommentiert sie. Immer wieder streut er Bildungsgut wie Hinweise auf gelehrte Diskussionen oder – zur Auflockerung – Anekdoten ein. Besonders deutlich wird der Anspruch des Werkes aber, wenn man seine Form betrachtet. Es handelt nämlich nicht nur von Briefen, sondern besteht selbst aus solchen. Weitenauer präsentiert die einzelnen Abschnitte nämlich als an den steirischen Adeligen Germanus Ruaeus gerichtete Schreiben und betreibt viel Aufwand, um diese Fiktion aufrecht zu erhalten: So spricht er seinen Partner immer wieder direkt an, lässt ihn Einwände formulieren oder rekurriert auf Antwortbriefe von ihm, deren Inhalt sich der Leser natürlich erst erschließen muss. Seinen Höhepunkt erreicht dieses Bemühen um die Einheit von Inhalt und Form am Ende des letzten Briefs (217–218), wo

Ruaeus mit C. Matius gleichgesetzt wird: Diesen kennen wir als Briefpartner Ciceros. Auch wenn der Jesuit sich mit einigen Bescheidenheitstopoi dagegen verwehrt, impliziert dies natürlich, dass er nun selbst in die Rolle des Arpinaten und damit seines – wie er (100) selbst bekennt – wichtigsten Vorgängers auf dem Gebiet der Epistolographie geschlüpft ist.

Cassian Primissers Epitome

Im Primisser-Nachlass in Stams liegt ein interessantes Rezeptionszeugnis von *De difficillimo genere epistolarum*, eine von Cassian Primisser (vgl. hier S. 761–763) angefertigte Epitome, die alle Briefe außer dem letzten enthält. Die Zusammenfassungen scheinen einem didaktischen Zweck zu dienen: Wahrscheinlich hat Primisser im Rahmen seiner Tätigkeit als Lehrer auf sie zurückgegriffen, um seinen Schülern das Verfassen lat. Briefe beizubringen. Hierauf deutet v.a. der Umstand, dass die Epitome sich eher auf die technischen Passagen und das jeweils als Beispiel angeführte Formular konzentriert. Allerdings bemüht sich der Zisterzienser auch um eine Berücksichtigung des allgemeinen Argumentationszusammenhangs, in den Weitenauer seine Abhandlung gestellt hat. Wann genau Primisser die Epitome verfasst hat, wissen wir übrigens nicht. In Frage kommt der Zeitraum zwischen 1753 und 1755, als er an der Universität Innsbruck bei Weitenauer studierte und daneben bereits selbst eine umfangreiche Lehrtätigkeit vorzuweisen hatte. Da *De difficillimo genere epistolarum* erst 1756 im Druck erschien, dürfte er sich in diesem Fall auf Vorarbeiten bzw. das Manuskript seines Lehrers gestützt haben. Vielleicht hat er die Epitome aber erst in seiner Zeit im Zisterzienserstift Stams angefertigt, wo er neben seinen zahlreichen anderen Tätigkeiten didaktische Aufgaben wahrgenommen hat: Unter diese könnte auch die Unterweisung im Briefeschreiben gefallen sein.

Kloster-korrespondenz

Immerhin wurde ein Teil der Korrespondenz der Klostergemeinschaften auch in dieser Epoche noch auf Lat. abgewickelt. Der volkssprachliche Anteil stieg zwar stetig an, franziskanische Sammlungen wie jene von Rundschreiben des Provinzialats in Kaltern (OFM K, ohne Signatur), das *Epistolarium* in Schwaz (OFM PA, Cod. 120, Cod. 121) oder das *Litterarium* (jeweils „Briefsammlung"; OFM PA, Cod. 64) des Innsbrucker Guardianats vermitteln aber den Eindruck, dass das Lat. zumindest im offiziellen Bereich mehr als eine Option bleibt. Zurückzuführen ist diese Situation wahrscheinlich auf die Nachhaltigkeit der im Anschluss an das Trientner Konzil durchgeführten Reformen, die u.a. auf die Verbesserung der Ausbildungsbedingungen für den Klerus abzielten und eine generelle Anhebung des in geistlichen Kreisen anzusetzenden Bildungsniveaus bewirkten.

Rundbriefe: Sizzo an die Priester seiner Diözese

Besonders die Bischöfe bedienten sich für die schriftliche Kommunikation mit ihrer Diözese weiterhin der lat. Sprache. Dies gilt v.a. für die für den Klerus bestimmten *epistolae/litterae encyclicae* („Rundbriefe"), während sich die an alle Gläubigen gerichteten und im Rahmen der Messfeier vorgelesenen *epistolae/litterae pastorales*

(„Hirtenbriefe") aus Gründen der allgemeinen Verständlichkeit eher der Volkssprache bedienten (vgl. CE 9, 204). Die inhaltliche Breite der in der Regel nicht von den Bischöfen selbst, sondern von deren Kanzleibeamten verfassten Rundschreiben ist beträchtlich. Zentral sind natürlich Fragen der Seelsorge, manchmal geht es auch um administrative Belange. Theologische Themen fehlen ebenfalls nicht. Dass auch die Bereiche Gesellschaft und Politik häufig berührt werden, sieht man sehr schön an einer Sammlung von drei Rundbriefen, die der bischöfliche Kanzler Joseph Anton Bertinalli für seinen Trientner Herrn Cristoforo Sizzo (reg. 1762–1776) verfasst hat.[3] Im ersten Brief – er datiert vom 20. Februar 1767 – verleiht der Bischof seiner Freude über ein neues Gesetz Ausdruck, nach dem jeder, der in Zukunft ein Gewerbe ausüben wolle, einen schriftlichen Nachweis zu erbringen habe, „aus dem klar hervorgehe, dass er den Katechismusunterricht fleißig besucht habe und von den Grundlagen des Glaubens in einem seinen Lebensverhältnissen und seinem Stand angemessenen Maße durchdrungen sei" *(quo et sedulo cathechesibus interfuisse et fidei rudimentis pro modulo et statu suo imbutum esse perspicue constaret).* Das deutschsprachige Formular, mittels dessen die Bestätigung von den kirchlichen Behörden ausgestellt werden konnte, liegt dem Schreiben bei. Der auf den 17. April 1767 datierte zweite Brief enthält eine dieses Mal vom Bischof selbst erlassene Verordnung, die all jenen eine drakonische „Strafe von hundert Talern für die Kirchenkasse" *(poenam talerorum centum fisco ecclesiastico applicandorum)* androht, die dabei ertappt werden, die Schrift *Di una riforma d'Italia*, *ossia dei mezzi di riformare i più cattivi costumi*, *e le più perniciose leggi d'Italia* des im Schreiben selbst nicht genannten Trentiner Freigeists Carlantonio Pilati (vgl. hier S. 893) „entweder bei sich zu haben, zu lesen oder anderen zur Lektüre vorzuschlagen" *(penes se habere, legere, aut aliis legendum proponere).* Das Werk, das letztlich auf dem Index landete, stieß in der Kirche deshalb auf so großen Widerstand, weil es ihr die Hauptschuld an den in Italien herrschenden Missständen gab. Noch brisanter aber dürfte der letzte Brief gewesen sein: Er dokumentiert nämlich nicht nur den großen Druck, welchem die kirchlichen Würdenträger durch die unter Maria Theresia einsetzenden und beim Volk auf massive Ablehnung stoßenden Säkularisierungsbestrebungen ausgesetzt waren, sondern zeigt auch, auf welche rhetorischen Strategien sie zurückgriffen, um in diesem Interessenskonflikt zu bestehen. Der am 15. Februar 1772 ausgesandte Brief nimmt Bezug auf einen Erlass zur Reduktion der Feiertage, den die Kaiserin im vorhergehenden Jahr von Papst Clemens XIV. erwirkt hatte und der den Pfarren vom Bischof bereits einmal – offenbar erfolglos – mitgeteilt worden war. Einer di-

3 Die Zusammenstellung findet sich im TLMF (Dip. 781). Die Bibliothek verfügt übrigens noch über zwei weitere, separat aufgenommene lat. Beispiele von Sizzo. Bei einem von ihnen handelt es sich um einen Hirtenbrief.

rekten Konfrontation aus dem Weg gehend, äußert er die – wohl nicht zutreffende – Vermutung, dass mehrere Adressaten sein erstes Schreiben etwa nicht rechtzeitig erhalten hätten. Nach dieser höflichen Konzession wird er aber deutlicher und erteilt seinen Untergebenen ganz konkrete Anweisungen, wie sie dem Volk die neuen Bestimmungen zu kommunizieren hätten:

> […] *per haec scripta Vobis serio comittimus, ut die Dominica quae, erit 15. proxime futuri mensis Martii* […] *populo in ecclesia congregato cum ex altari, tum ex sacro suggestu praefatam bullam et contenta in praecitatis litteris nostris denuntietis ac eidem ob oculos ponatis, quae et quanta ex tam salubri festorum diminutione in eum derivatura sint commoda, addentes fas in posterum non esse in vigiliis festum, quod vigore novissimae ordinationis cessare debet, praecedentibus campanas sub vesperum pulsare ea forma, qua hucusque festum subsequens indicari consuevit, ne populus hac ratione in errorem inducatur et ab operibus servilibus abstrahatur.*

> […] in dem vorliegenden Schreiben tragen wir euch ernsthaft auf, an dem auf den 15. des bald bevorstehenden Monats März fallenden Sonntag […] euer Volk in der Kirche zu versammeln und ihm sowohl vom Altar als auch besonders von der Kanzel aus die vorher erwähnte Anordnung und den Inhalt meines oben angeführten Briefs zu verlesen. Ihr sollt ihm vor Augen stellen, welcher Art und wie groß die Vorteile sind, die ihm aus der so heilsamen Reduktion der Festtage erwachsen, und hinzufügen, dass es in Zukunft nicht mehr erlaubt ist, am Vorabend eines Festtags, der kraft der neuen Verordnung keiner mehr ist, während der Vigilien in der Weise die Glocken zu läuten, in der es bis jetzt geschah, um auf einen am nächsten Tag anstehenden Festtag hinzuweisen. So wird das Volk nicht in die Irre geführt und von seinen Dienstverpflichtungen abgelenkt.

Gabriela Kompatscher/Martin Korenjak

Sprachdidaktik, Poetik, Philologie

Das 18. Jh. gilt als das pädagogische Jahrhundert schlechthin. In Tirol schlug sich der didaktische Impetus der Epoche in drei neuen Gymnasien, einer aufblühenden Universität und zunehmender staatlicher Einflussnahme auf das Bildungswesen nieder. Unterricht auf allen Stufen war zu dieser Zeit noch in erster Linie Sprachunterricht oder zumindest in hohem Maße sprach- und textbezogen. Dabei setzte sich allmählich die Einsicht durch, dass neben den klassischen, heiligen Sprachen noch andere, insbesondere die jeweilige Mutter- und die großen modernen Fremdsprachen, wichtig und lernenswert sind. All diesen Faktoren dürfte es zu verdanken sein, dass uns aus der vorliegenden Epoche eine Reihe von interessanten Texten aus dem Bereich des Sprach- und Literaturunterrichts überliefert ist. In den übrigen Epochen ist solches Schrifttum in Tirol nur vereinzelt entstanden; der Bedarf an Unterrichtswerken wurde damals anscheinend in erster Linie aus dem Ausland gedeckt.

pädagogisches Jahrhundert in Tirol

Das einschlägige Material ist allerdings ausgesprochen heterogen: Texte für verschiedene Schulstufen finden sich ebenso wie solche für die Universität, Schülerhefte ebenso wie Schriften von oder für Lehrer, es wird aktive wie analytisch-passive Sprachbeherrschung erstrebt (wobei Letztere insgesamt immer wichtiger wird) und im Zentrum des Interesses kann nicht nur die Sprache an sich, sondern auch die in ihr verfasste Literatur, besonders die Dichtung, stehen. Der folgende kurze Abriss wird die Texte im Wesentlichen nach ihrem Niveau ordnen und von der Schule zur Universität emporsteigen.

heterogenes Material; Gliederung

Wie sich der lat. Elementarunterricht in Schülermitschriften niedergeschlagen hat, zeigt eine rund hundert großteils unpaginierte Blätter umfassende, nach ihrem Äußeren aus dem 17./18. Jh. stammende Hs., die unter der Inv.-Nr. 8990 im Meraner Stadtmuseum liegt. Es handelt sich möglicherweise um das Heft eines Schülers des 1725 eröffneten Meraner Gymnasiums.[1] Am Spiegel des Vorderdeckels und am Vorsatzblatt findet sich unter Federproben und Notizen mehrfach der Vermerk: *Haec correcta spectant ad me Ioannem Nicolaum Ludovicum Librum* [sic] *Baronem de*

lat. Elementarunterricht: Mamings *Correcta*

1 Ein entfernt vergleichbares Dokument aus der vorhergehenden Epoche, nämlich eine zweisprachige Sprichwörtersammlung des Jahres 1618 aus dem Jesuitengymnasium Hall, behandelt Pichler 2010. Von alphabetisch geordneten „Übersetzungen lateinischer Redensarten in die Muttersprache“ und „Sentenzen aus Classikern“, die Cassian Primisser (vgl. hier S. 761–763) in den frühen 1750er-Jahren im Meraner Gymnasium gesammelt habe, berichtet Bergmann 1861, 5. Möglicherweise ist dieses Material mit Teilen von Primissers *Grammatica* (s.u.) identisch.

Maming. („Diese Reinschriften beziehen sich auf mich, Johannes Nikolaus Ludwig Freiherr von Maming.“) Die Familie des Schreibers stammte vielleicht ursprünglich aus dem niederbayerischen Mamming.[2]

Teil 1

Die *Correcta* sind in den ersten beiden Gymnasialklassen entstanden. Ihr erster, rund 50 Blatt starker Teil stammt, wie die Überschrift seines Anfangsstückes, *Primum argumentum in Rudimentis* („Erstes Thema in den *Rudimenta*“) belegt, aus der untersten Klasse, eben den *Rudimenta* („Anfänge“). Er enthält kurze Texte in deutscher Sprache samt Übersetzung ins Lat., wobei nicht ganz klar ist, ob gemeinsam im Unterricht oder allein als Hausaufgabe übersetzt worden ist.[3] Sie sind häufig religiösen Inhalts, oft auch auf das Schulgeschehen selbst bezogen, fast immer in der einen oder anderen Art erbaulich. So macht etwa auf Bl. [8]r der Lehrer seinem Unmut Luft und spornt zugleich die Schüler zu größerem Fleiß an, wenn er ihnen einen Text zur Übersetzung vorlegt, in dem er erklärt, er habe sie eigentlich ob ihrer Faulheit prügeln oder anderweitig bestrafen wollen, habe ihnen aber nun verziehen und werde sie auch weiterhin lieben, sofern sie sich nur in Zukunft als fleißig erwiesen. Am Rand finden sich Ergänzungen zur Grammatik, hauptsächlich die Präsensstammformen von im Text verwendeten Verben, die offenbar im Zuge des Übersetzens gelernt oder wiederholt wurden.

Teil 2

Der zweite Teil des Bandes ist *Notata pro grammatistis* („Notizen für die Schüler der *Grammatica*“) betitelt und stammt also aus der nächsthöheren Klasse. Er enthält nach dem *Credo* und dem *Ave Maria* auf gut 20 Blatt eine Liste von lat. Redewendungen samt deutschen Übersetzungen – die Übersetzungsrichtung ist im Vergleich zum ersten Teil also umgekehrt –, die im Zuge der nun beginnenden Klassikerlektüre entstanden sein dürfte. Ergänzt wird sie wieder durch Randnotizen mit Präsensstammformen u.ä.

Index

Die Marginalien aus beiden Teilen fanden schließlich Eingang in einen alphabetisch geordneten Index, der das letzte Viertel des Heftes einnimmt.

Vannetti, Anthologie von Cicerobriefen

Vom Bedürfnis nach sinnvollen Hilfsmitteln für den Beginn der Klassikerlektüre zeugt ein Opusculum, das hier kurz besprochen sei, obwohl es streng genommen schon in die nächste Epoche gehört: die 1777 in Rovereto erschienenen *M. Tullii Ciceronis epistolae L in usum gymnasii Roboretani selectae cum scholiis Clementini Vannetti* („Fünfzig Briefe des M. Tullius Cicero, zur Verwendung am Gymnasium von Rovereto ausgewählt und kommentiert von Clementino Vannetti“). Wie Vannetti (vgl. hier S. 694) im Vorwort (3–6) erklärt, hat er das Büchlein als Direktor des

2 Ein Albrecht Freiherr von Mamming ist Anfang des 17. Jhs. bezeugt; vgl. z.B. <http://worldroots.com/Melle/werner/pafg12.htm> (25. 6. 2012).

3 Beides entspräche der Praxis in der entsprechenden Klasse der Jesuitengymnasien, die anderen Gymnasien ja vielfach als Vorbild dienten; vgl. Duhr 1896, 265–266.

Gymnasiums auf Wunsch seiner Lehrer zusammengestellt. Sein Hauptaugenmerk bei der Auswahl der Briefe gilt der leichten Verständlichkeit für Anfänger.[4] Dem eigentlichen Textcorpus steht eine Biographie Ciceros voran (7–16; vgl. hier S. 982–983), die dringend zum vorgängigen Studium empfohlen wird (5–6): Kenntnis des Autors und seiner Werke gehören für Vannetti notwendig zusammen. Die Briefe selbst sind nach einem einheitlichen, schülerfreundlichen Schema aufbereitet: Jeder erhält zu Beginn ein Etikett wie z.B. *Commenditia* („Empfehlungsbrief") oder *Consolatoria* („Trostbrief"), wird in wenigen Zeilen zusammengefasst und grob datiert. Knappe, sinnvoll ausgewählte Anmerkungen v.a. zu den genannten Personen, daneben auch zu Realien, schwierigeren Ausdrücken und rhetorischen Tricks erleichtern die Lektüre. Dass 1791 in Trient eine zweite Auflage erschien (nach der hier zitiert wurde), zeigt, dass die Zeitgenossen Vannettis didaktisches Geschick zu schätzen wussten.

Resch, *Compendium prosodiae Latinae*

Von Joseph Resch (s. hier S. 756–758), der fast zwanzig Jahre lang als Lehrer am bischöflichen Gymnasium in Brixen wirkte, stammen drei Schulbücher, die, aufeinander aufbauend und sich gegenseitig ergänzend, in ihrer Gesamtheit eine vollständige Einführung in die lat. Vers- und Dichtungslehre bieten. Das prosodische Fundament legt das *Compendium prosodiae Latinae universae* („Zusammenfassung der gesamten lat. Prosodie"), das 1750 in Venedig erschien.[5] Es enthält in sieben Kapiteln unter Anführung der jeweiligen Ausnahmen alle wichtigen Regeln zu den Silbenquantitäten: Der Schüler lernt, sie aufgrund der Position der Vokale und Konsonanten, der Ableitung und Zusammensetzung von Wörtern, des Silbenzuwachses bei Nomina und Verba, der Betonung und der speziellen Regeln für Anfangs-, Binnen- und Endsilben zu bestimmen.

Ars metrica

Schon 1748 hatte Resch in Augsburg und Linz seine *Ars metrica ad stylum elegiacum P. Ovidii Nasonis plurimis exemplis et scholiis illustrata* („Verslehre zum elegischen Stil des P. Ovidius Naso, veranschaulicht durch überaus zahlreiche Beispiele und Erläuterungen") publiziert.[6] Sie behandelt neben der Metrik des elegischen Distichons, grundlegenden prosodischen Erscheinungen sowie Gattungs- und Kompositionselementen der Elegie insbesondere die wichtigsten Stilfiguren.

Phraseologia poetica

Die 1749 in Linz gedruckte, rund 370 Seiten starke *Phraseologia poetica ad stylum P. Ovidii Nasonis* („Poetische Phraseologie zum Stil des P. Ovidius Naso") gibt sich

4 Vgl. wieder die jesuitische *Ratio studiorum*, die für die unterste Klasse „die leichtesten, zu diesem Zweck ausgewählten und, wenn möglich, besonders abgedruckten Briefe Ciceros" vorschreibt (Duhr 1896, 262).

5 Kühebacher 1982, 435 zitiert eine 1743 in Brixen erschienene Ausgabe, die jedoch verschollen scheint.

6 Auch für die *Ars metrica* ist eine frühere Ausgabe, 1742 in Brixen, bezeugt (Gasser 3, 138; ADB 28, 238; vgl. auch Kühebacher 1982, 439), aber nicht mehr auffindbar.

im vollständigen Titel als Weiterführung und Ergänzung zur *Ars metrica* zu erkennen. Resch bietet darin ein umfangreiches Corpus von Redewendungen aus Ovid, welches er durch drei Indizes erschließt.

Kunst des lat. Versemachens

Reschs Corpus demonstriert, dass es noch um die Mitte des 18. Jhs. ein weit verbreitetes Anliegen war, die Schüler in die Kunst des lat. Versemachens einzuführen: Der Bedarf an Gelegenheitspoesie aller Art war, wie das Poesiekapitel dieser Epoche zeigt, nach wie vor hoch. Gleichzeitig machen die drei Schriften auch klar, wie man dabei didaktisch vorging: Ähnlich, wie die Schüler die lat. Prosa einerseits anhand der Grammatik, andererseits durch Memorieren und Einüben von Redewendungen beherrschen lernten (s.o.), bekamen sie auch hier eine Mischung aus Theorie (Prosodie, Metrik, Figurenlehre) und Praxis (Beispielverse und -phrasen) vorgesetzt. Die Konzentration auf Ovid als den sprachlich flüssigsten und eingängigsten Vertreter der augusteischen Dichtung ist dabei durchaus sinnvoll. Dass das elegische Distichon i.A. im Zentrum steht, war bereits in der vorhergehenden Epoche der Schulpoesie der Jesuiten zu beobachten (vgl. hier S. 398–405) und steht in enger Wechselwirkung mit dem Vorherrschen dieses Versmaßes in der lat. Gelegenheitsdichtung.

Nachlass Primissers

Wie ein begabter Schüler bzw. Student versuchte, sich selbständig auf höherem Niveau Sprachen anzueignen und sein Verständnis ihres Aufbaus zu vertiefen, zeigen zwei Faszikel aus dem Nachlass Cassian Primissers OCist (vgl. hier S. 761–763) in Stams. Sie sind nicht zuletzt deshalb von Interesse, weil sie sich nicht auf das Lat. allein, ja nicht einmal auf die heiligen Sprachen Lat., Griechisch und Hebräisch beschränken, sondern auch moderne Sprachen einbeziehen: das Deutsche, das im 17. und 18. Jh. in immer höherem Maße grammatisch analysiert und reglementiert wurde, das Italienische und Französische, ja sogar ein eher entlegenes Idiom wie das Rätoromanische weckten Primissers Aufmerksamkeit.

Germanicae linguae institutiones

Das erste Opusculum, ein Jugendwerk, fällt noch in Primissers Schulzeit am Meraner Gymnasium und zeugt von seiner Frühreife und seiner schon damals außerordentlichen Gabe, zu systematisieren und zusammenzufassen (Bergmann 1861, 5–6; BBKL 22, 1119). Es trägt den Titel *Germanicae linguae institutiones* („Unterweisungen in der deutschen Sprache“) und stellt eine lat. Kurzfassung von Johann Christoph Gottscheds erstmals 1748 erschienener *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst* dar. Gottscheds fast 700 Seiten umfassende Darstellung wird darin in übersichtlicher Form auf gut 50 Seiten komprimiert. Primisser übernimmt Gottscheds – im Wesentlichen schon humanistische – Vierteilung der Grammatik in Orthographie, Morphologie, Syntax und Prosodie und folgt auch dessen weiterer Untergliederung der betreffenden Abschnitte in „Hauptstücke“ und Paragraphen.[7]

7 Es handelt sich also nicht, wie man bei der Lektüre von Zeman 1986, 8 glauben könnte, um ein selbständiges Werk, das sich an Gottsched nur anlehnt.

Abb. 129: Ausschnitt aus Cassian Primissers *Compendia et notata grammaticalia*.

Grammatica

Bei dem rund 50 Blatt umfassenden, mehrfach mit dem Titel *Grammatica* (wohl „Bemerkungen zur Grammatik") versehenen Konvolut, das eine Notiz auf Bl. [26]r zumindest teilweise in die Zeit um 1754 datiert, als Primisser Student der Philosophie in Innsbruck war (Bergmann 1861, 6–7; BBKL 22, 1118), handelt es sich um eine Zusammenstellung heterogener Materialen zum Deutschen, Lat., Griechischen, Hebräischen, Rätoromanischen, punktuell auch zum Französischen und Italienischen (vgl. Abb. 129).[8] Die Beschreibungssprache ist großteils Lat., gelegentlich auch Deutsch. Der Stapel loser Faszikel ist kleinteilig strukturiert: Es lassen sich über zwanzig Einzelteile feststellen, die an manchen Stellen anscheinend durcheinander geraten sind; auch eine Reihe eingelegter Zettel trägt nicht zur Übersichtlichkeit bei.

Zu den umfangreicheren Bestandteilen gehören eine alphabetisch geordnete lat.-deutsche Liste von Redewendungen und Sprichwörtern, die an den zweiten Teil von Mamings *Correcta* erinnert (s.o.), zu Beginn, eine Übersicht über die griechischen Wortarten samt Flexionstabellen nach der Mitte, eine wieder alphabetisch geordnete lat.-deutsche/italienische/französische Liste von Personen- und Ortsnamen gegen Ende und eine separat paginierte Aufstellung deutscher Grammatikregeln ganz am Schluss. Darüber hinaus sind etwa noch eine Übersicht über gute und schlechte Stile im Deutschen sowie einige Vorschriften zu *versio* („Übersetzung") und *imitatio* („Nachahmung"), die als Stilübungen empfohlen werden, vor und nach den Redewendungen, weiters ein hebräisch-deutsches Glossar und eine Zusammenstellung hebräischer Morpheme etwa 10 Blatt vor Schluss von Interesse. Die kurz davor zu findenden *Rudimenta linguae Raeticae* („Anfangsgründe des Rätoromanischen") sind leider nicht über eine Seite hinaus gediehen.[9]

8 Vermutlich sind sie identisch mit den bzw. ein Teil der *Grammaticarum compendia ex auctoribus excerpta Germanicae*, *Italicae*, *Graecae*, *Hebraicae*, *Syriacae*, *Chaldaicae*, *Raeticae linguarum* („Aus [verschiedenen] Autoren entnommene kurzgefasste Bemerkungen zur Grammatik der deutschen, italienischen, griechischen, hebräischen, syrischen, aramäischen und rätoromanischen Sprache"), von denen Primisser selbst in einem Brief spricht (Bergmann 1861, 8).

9 Systematischer wird sich rund 80 Jahre nach Primisser ein Friedrich Ludwig Walter der Sache an-

Ignaz Weitenauer

Ein Lehrer Primissers in Innsbruck, der dessen Interesse an Sprachen maßgeblich gefördert haben dürfte (Bergmann 1861, 7, 9; BBKL 22, 1118), war der Jesuit Ignaz Weitenauer, der an der philosophischen Fakultät von 1753 bis 1773 Griechisch und Hebräisch unterrichtete. Außer durch zahlreiche wissenschaftliche Werke, die ihm auch überregional große Anerkennung brachten (Auflistung und kurze Würdigung bei Falkner 1969, 150–151; Coreth 1995, 17–18), trat er auch als Lyriker und Dramatiker hervor (Gasser 4, 164–166; BBKL 13, 697–699). Der große Philologe und Universalgelehrte hat in seiner Innsbrucker Zeit auf Lat. ein monumentales philologisches Œuvre geschaffen, das neben zahlreichen Schriften zur Bibelexegese (vgl. hier S. 830–832) eine Fülle weiterer Genera abdeckt – von den volkssprachlichen Werken, unter denen ein zuerst 1764 in Augsburg gedrucktes, vielfach neu aufgelegtes orthographisches Lexikon des Deutschen herausragt, ganz zu schweigen. Aus dem Bereich der Lexikographie sind sein erstmals 1758 ebenfalls in Augsburg erschienenes Lexikon zur *Vulgata*, das bis 1866 nachgedruckt wurde, und ein *Hierolexicon* („Heiliges Lexikon"; Augsburg 1759) des Hebräischen, Aramäischen und Syrischen zu erwähnen. Schon 1756 kam in Ulm eine *Nova grammaticae biblicae methodus* („Neue Methode der biblischen Grammatik") heraus. Im Bereich der Poetik und Rhetorik adaptierte Weitenauer die horazische *Ars poetica* im Zuge eines fortlaufenden Kommentares so, dass sie sich auf alle Arten von geistlicher und weltlicher Dichtung und Prosa anwenden ließ (*Q. Horatii Flacci Ars poetica*, Augsburg/Freiburg i.B. 1757). Im Folgenden seien nur zwei Werke etwas näher besprochen: Weitenauers originellster Versuch im Bereich der Sprachdidaktik und ein Beispiel für seine wissenschaftliche philologische Arbeit.

Hexaglotton geminum

Im vollständigen Titel des erwähnten *Hierolexicon* findet sich am Schluss der Zusatz, dort werde auch „die Grammatik jeder dieser Sprachen innerhalb weniger Stunden erledigt" *(cuiusque harum linguarum grammatica intra paucissimas horas absolvitur)*. Damit ist ein Gedanke angedeutet, der Weitenauer offenbar intensiv beschäftigt hat: Ausgehend von der Tatsache, dass der Gelehrte es im 18. Jh. mit einer Vielzahl toter und lebender Fremdsprachen zu tun bekommen konnte, die er nicht unbedingt aktiv, wohl aber passiv beherrschen sollte, bemühte er sich um eine Methode, mit deren Hilfe man in möglichst kurzer Zeit die Fähigkeit erlangen sollte, einen Text in einer beliebigen Sprache zu lesen. Eine solche stellte er

---

nehmen: Seine 15 Seiten umfassende Schrift *De Romanensibus Helvetiae et Teriolis gentibus* („Über die romanischen Völker der Schweiz und Tirols"), die 1832 im Rahmen eines Berliner Schulprogramms erschien, untersucht und widerlegt auf sprachwissenschaftlicher Grundlage die damals noch häufig geäußerte Behauptung, die Rätoromanen stammten von den Etruskern ab. Anhand von Wortlisten weist Walter nach, dass der überwiegende Teil des rätoromanischen Vokabulars aus dem Lat. stammt, wogegen sich etruskisches Wortgut nicht nachweisen lässt.

zuerst in einem Buch vor, dessen Titel bereits Programm ist: 1756 erschien in Frankfurt sein *Modus addiscendi intra brevissimum tempus linguas Gallicam, Italicam, Hispanicam, Graecam, Hebraicam et Chaldaicam, ut ope lexici explicare queas* („Art und Weise, innerhalb kürzester Zeit die französische, italienische, spanische, griechische, hebräische und aramäische Sprache so zu erlernen, dass man sie mithilfe eines Lexikons begreifen kann“). Das Werk fand so großen Anklang, dass innerhalb weniger Jahre zwei Auflagen vergriffen waren. Hierdurch ermutigt, verfasste Weitenauer einen zweiten Teil mit nochmals sechs Sprachen (Englisch, Deutsch, Niederländisch, Lat., Portugiesisch, Syrisch) und publizierte beide Teile zusammen 1762 in Augsburg und Freiburg i.B. als *Hexaglotton geminum* („Doppeltes Sechssprachenwerk“; vgl. Abb. 130). Auch hiervon konnte 1776 eine zweite Auflage erscheinen.

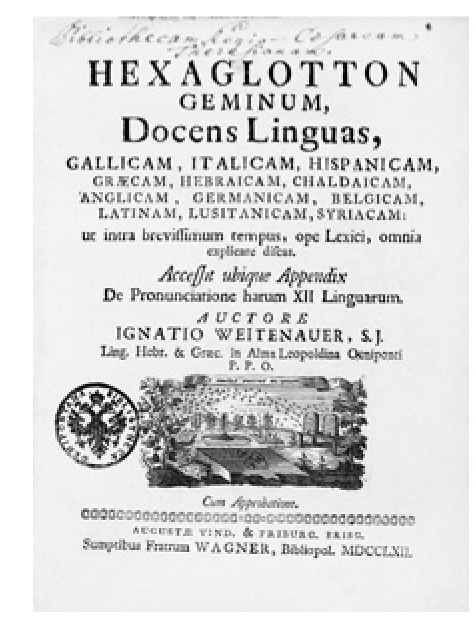

HEXAGLOTTON
GEMINUM,
Docens Linguas,
GALLICAM, ITALICAM, HISPANICAM,
GRÆCAM, HEBRAICAM, CHALDAICAM,
ANGLICAM, GERMANICAM, BELGICAM,
LATINAM, LUSITANICAM, SYRIACAM:
ut intra brevissimum tempus, ope Lexici, omnia explicare discas.
Accessit ubique Appendix
De Pronunciatione harum XII Linguarum.
AUCTORE
IGNATIO WEITENAUER, S.J.
Ling. Hebr. & Graec. in Alma Leopoldina Oeniponti P. P. O.
Cum Approbatione.
AUGUSTÆ VIND. & FRIBURG. BRISG.
Sumptibus Fratrum WAGNER, Bibliopol. MDCCLXII.

Abb. 130: Titelblatt des *Hexaglotton geminum* Ignaz von Weitenauers, Augsburg / Freiburg i.B. 1762.

Die *praefatio* des *Hexaglotton geminum* ([2]) erläutert das eben skizzierte Grundanliegen: Viele Zeitgenossen wollen zwar nicht in fremden Sprachen konversieren, wohl aber fremdsprachige Bücher lesen, lassen sich jedoch v.a. durch den hohen Zeitaufwand davon abhalten, die betreffenden Sprachen zu erlernen. Deshalb, so Weitenauer, habe er eine Methode entwickelt, die unverhofft schnell zum Erfolg führe, und diese, was Griechisch, Hebräisch und Aramäisch betreffe, bereits an vielen seiner eigenen Hörer erprobt:

praefatio

> *Nulla harum fuit, in qua non intra alteram tertiamve horam DEO dante audientem eo perducerem, ut interpretari libros per se ipse et ope lexici explicare posset. Fuere, quibus et semihora sufficeret.*

> Keine [Sprache] war darunter, in der ich nicht den Hörer innerhalb von zwei oder drei Stunden mit GOTTES Hilfe soweit gebracht hätte, dass er Bücher aus eigener Kraft verstehen und sich ihren Inhalt mithilfe eines Lexikons klar machen konnte. Bei manchen reichte sogar eine halbe Stunde.

Beispiel des Französischen

Man kann Weitenauer um seine Schüler nur beneiden! Doch auch wenn die offenkundig werbende *praefatio* den Erfolg seiner Methode wohl ein wenig übertreibt – diese selbst ist durchaus interessant. Sie sei kurz am Beispiel der ersten Sprache, des Französischen, erläutert; die anderen werden dem Leser mit kleineren Abweichungen nach demselben Schema nahe gebracht.[10] Zunächst führt Weitenauer auf wenigen Seiten (3–9) in 27 Paragraphen die wichtigsten grammatischen Regeln auf, wobei er sich streng und ausschließlich an den Bedürfnissen des künftigen Französisch-Lesers orientiert. Damit dieser z.B. nicht durch das euphonische *-t-* verwirrt wird, informiert ihn § 14: *Litera t vocabulis interposita euphoniae tantum servit, sensui nihil adicit. va-t-on? geht man? parle-t-il? redet er?* („Wird der Buchstabe *t* zwischen zwei Wörter eingeschoben, so dient er nur dem Wohlklang und fügt dem Sinn nichts hinzu: […]") Die letzten Regeln (§§ 20–27) erklären bereits, wie das Lexikon und Weitenauers nächster Abschnitt, das *Spicilegium* („Ährenlese"; 9–21) zu benützen sind. Bei diesem handelt es sich um ein alphabetisches Verzeichnis häufiger Wortformen, die so *nicht* im Lexikon stehen (z.B. *Aille*, eat ab *aller*, „*Aille*, soll gehen, von *aller*"). Eine Liste von Präverben schließt sich an, damit im *Spicilegium* nicht immer alle Komposita angegeben werden müssen (21). Auf den S. 22–31 folgen dann als *Exercitationes* („Übungen") ein kurzer Prosa- und ein poetischer Text. Ihre einzelnen Wörter sind durchnummeriert und zu jedem wird erklärt, wie man mithilfe des *D*(*ictionarium*), also des „W(örterbuchs)", des *Sp*(*icilegium*) und der Paragraphen des theoretischen Teils seine Bedeutung bestimmt. Zum dritten Wort des ersten Textes, *prononça*, liest man z.B. (22):

> 3) *D*. prononcer, *proferre. Cum igitur characteristica* er *indicet coniugationem primam* (§ 6), *terminatio* a *in tabella coniugationum* (§ 10) *docet esse personam tertiam singularem praeteriti simplicis:* protulit. *Cur* c *mutetur in* ç, *dixi* (§ 25).
>
> 3) W. *prononcer*, aussprechen. Da also das charakteristische *er* die erste Konjugation anzeigt (§ 6), lehrt die Endung *a* in der Konjugationstabelle (§ 10), dass es sich um die dritte Person Singular des *passé simple* handelt: *sprach aus*. Weshalb das *c* sich in ein *ç* verwandelt, habe ich in § 25 gesagt.

Schließlich folgt noch ein Anhang mit 56 Regeln zur Aussprache (31–39) und einem Beispieltext samt phonetischer Interlinearversion (39–40):

> Je le vois au premier bruit d'une guerre sainte, […]
> Shel v*oa* o pr*e*mié br*u*i d'*u*n gerr sæ*n*t, […]

10 Eine genauere Analyse des portugiesischen Teils aus lusitanistischer Perspektive bietet Kemmler 2002, 257–272.

Würdigung; Forschungsdesiderate

Weitenauers methodische Grundidee ist scharfsinnig und einleuchtend, und er setzt sie konsequent und didaktisch geschickt um. Nebenbei liefert er auf den S. 174–202 die vielleicht früheste Beschreibung des Portugiesischen im deutschen Sprachraum (Kemmler 2002, 257, 273). Abzuklären bleibt, ob das *Hexaglotton geminum* einfach ein genialisches Einzelwerk *sui generis* ist oder ob Weitenauer sich von älteren Autoren und zeitgenössischen Debatten hat anregen lassen. Eine Aufgabe für die moderne Sprachdidaktik wäre es, die Praxistauglichkeit seiner Ideen zu erproben.

Poesis Hebraica

Weitenauers Dissertationsschrift *Poesis Hebraica* („Hebräische Dichtkunst"), die Casimir Mezger OSA in Innsbruck verteidigt hatte, erschien 1765 in Augsburg.[11] Das Werk ist eine dreiteilige Abhandlung über die poetische Kunst des AT (v.a., aber nicht ausschließlich seiner poetischen Bücher) mit dem Ziel, dieses als große Literatur zu rehabilitieren.

> Im ersten Teil, *De nobilitate poeseos Hebraicae* (1–34; „Von der Vorzüglichkeit der hebräischen Dichtkunst"), versucht Weitenauer das Vorurteil, die Bibel sei sprachlich und literarisch kunstlos, mit einer Fülle verschiedener Argumente zu widerlegen: so verweist er etwa auf die in ihr vertretene Bandbreite an poetischen Gattungen, erklärt, wie viel an stilistischem Schmuck in der Übersetzung der *Vulgata* verloren geht, und vergleicht die Kunst der biblischen Autoren vorteilhaft mit der von griechischen und römischen Dichtern wie Homer, Pindar, Vergil und Ovid. Der zweite Teil, *De natura poeseos Hebraicae* (35–61; „Von der Beschaffenheit der hebräischen Dichtkunst"), untersucht die Frage, ob die poetischen Teile der Bibel ursprünglich metrisch waren. Der dritte, *De usu poeseos Hebraicae* (61–104; „Von der Benützung der hebräischen Dichtkunst"), befasst sich u.a. mit dem mehrfachen Schriftsinn, der Tautologie bzw. ihrem Fehlen in der Bibel, ihrem privaten (Verständnis, Gebet) und öffentlichen Gebrauch (Predigt), wofür jeweils Musterbeispiele gegeben werden, und der Frage, ob David der alleinige Autor des Psalters sei, was mit Hieronymus verneint wird. Den Abschluss bilden die hundert aus dem Text ausgezogenen Thesen, die Mezger zu verteidigen hatte (105–117).

wissenschaftliche Bedeutung

Die Anregung zu seiner Beschäftigung mit der Poesie des AT verdankt Weitenauer aller Wahrscheinlichkeit nach der protestantischen Bibelwissenschaft. Sein Buch

---

11 Bei Weitenauers zweitem Dissertationsdruck, den 1758 in Innsbruck erschienenen *Theses de linguis sacris Hebraica*, *Chaldaica*, *Syriaca et Graeca* („Thesen über die heiligen Sprachen Hebräisch, Aramäisch, Syrisch und Griechisch"), handelt es sich, wie schon der Titel vermuten lässt, um eine reine Thesensammlung.

dürfte zu den ersten katholischen Rezeptionszeugnissen von Robert Lowths 1753 in Oxford erschienenen bahnbrechenden *De sacra poesi Hebraeorum praelectiones academicae* („Akademische Vorlesungen über die heilige Dichtung der Juden") zählen, die eine Ausgabe des Göttinger Alttestamentlers Johann David Michaelis (Göttingen 1758–1761) im deutschen Sprachraum bekannt gemacht hatte (Smend 1989, 22–23). Auch abgesehen von diesem wichtigen Schritt über die Konfessionsgrenzen hinweg ist die *Poesis Hebraica* ein eindrucksvolles Werk. Weitenauer erweist sich in ihr nicht nur als ausgezeichneter Hebraist (dies etwa in seiner Analyse der *Vulgata*-Übersetzung und ihrer Abweichungen vom Original), sondern auch als jemand, der viel über Grundfragen der Interpretation nachgedacht hat. Zum Beispiel verwirft er zwar wie üblich die isolierte Interpretation aus dem Zusammenhang gerissener Sätze, die zu einem *sensus commaticus* („verkürzter" oder „zerstückelter Sinn") führe, und verweist auf die Bedeutung des Kontextes. Von diesem verbotenen Vorgehen unterscheidet er jedoch klar die Entwicklung eines *sensus vere accommodatitius* („Sinn von wahrhaft angepasster Art"), d.h. die bewusste, kunstgerechte Anwendung einer Bibelstelle auf eine gegebene Situation (68–72). Dass die *Poesis Hebraica* von den Zeitgenossen als wissenschaftlich bedeutsames Buch auf der Höhe der Zeit wahrgenommen wurde, bezeugt eine zweite, erweiterte Auflage, die sie 1774 in Rom erlebte.

Erika Kustatscher/Martin Korenjak

Theologie und kirchliches Schrifttum

Überblick

In der vorliegenden Epoche nimmt die Masse des theologischen und des sonstigen kirchlichen Schrifttums im Vergleich zur vorhergehenden noch einmal zu. Es haben sich mehrere hundert Werke erhalten, viele davon dickleibige, z.T. mehrbändige Wälzer. Zu einem Teil ist hierfür natürlich die Gründung der Universität Innsbruck verantwortlich, doch auch andere Instanzen, in erster Linie die klösterlichen Hauslehranstalten, produzieren fleißig. Die Tiroler Volksmission dürfte für diese literarische Blüte gute Rahmenbedingungen geschaffen haben, indem sie generell für eine Atmosphäre gesteigerter Religiosität sorgte. Unter den Arbeiten, die entstehen, sind alle theologischen Subdisziplinen vertreten, wie sie schon zu Beginn des vorigen Kapitels genannt wurden. In generischer Hinsicht dominieren nun immer stärker Gattungen, die mit dem Lehr- und Unterrichtsbetrieb in Verbindung stehen, beispielsweise Lehrbücher und verschriftlichte Vorlesungen. Darüber hinaus erfolgt die Veröffentlichung der meisten Werke, auch monographischer Darstellungen, in Zusammenhang mit einer akademischen Disputation. Inhaltlich lassen sich im Laufe dieser langen Ära bedeutende Verschiebungen feststellen. An ihrem Beginn steht eine jesuitisch dominierte, vorwiegend spekulative Theologie scholastischer Prägung mit Schwerpunkten auf Themen wie Probabilismus, Prädestinations- und Gnadenlehre. An ihrem Ende ist die Spekulation weit zurückgedrängt, der Trend geht hin zu einer rationalistischen, ‚natürlichen' Theologie, praxisnahe Teilfächer wie Moral, Pastoral, Exegese und Kirchengeschichte werden aufgewertet. Wesentlichen Anteil hieran hat neben der Aufklärung i.A. insbesondere die Herausbildung einer staatlichen Unterrichtspolitik im Österreich des 18. Jhs.: Der aufgeklärt-absolutistische Staat greift durch eine Reihe von Reformen immer stärker ins Unterrichtswesen ein und versucht dabei auch, seine Vorstellungen von der Funktion der Theologie und den adäquaten Formen ihrer Vermittlung durchzusetzen. Allerdings werden die dadurch initiierten Veränderungen im konservativen Tirol verzögert und in abgeschwächter Form nachvollzogen.

Aufbau des Kapitels

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, in prinzipiell chronologischem Durchgang durch die Epoche anhand ausgewählter Beispiele die wichtigsten Gattungen und theologischen Teildisziplinen zur Sprache zu bringen. Dabei sollen insbesondere solche Werke herausgegriffen werden, die paradigmatisch für die genannten Entwicklungen, die verschiedenen im Lauf der Zeit in den Vordergrund tretenden Schwerpunkte sowie wichtige Debatten stehen. Schließlich sollen über

das gelehrt-theoretische Schrifttum hinaus anhand einschlägiger Texte auch einige Aspekte der religiösen Praxis beleuchtet werden.



Abb. 131: Kupferstich mit Porträt des Franziskaner Ordensgenerals Pietro Marino Sormano in der *Opinio* Kaltprunners.

Franziskaner: Streit um die Ordensregel

Schon seit dem 16. Jh. wurde unter den Franziskanern intensiv über das adäquate Verständnis ihrer Ordensregel debattiert. Nachdem sich im Jahr 1517 die sogenannten Konventualen, in größeren Häusern zusammenlebende Brüder mit einer weniger strengen Auffassung vom Ordensleben, von den Observanten abgespalten hatten, versuchten diese, zum ursprünglichen Armutsideal zurückzufinden. Viele hatten zudem das Bedürfnis, sich zur Sammlung neuer Kräfte in die Einsamkeit zurückzuziehen, wofür pro Provinz mindestens zwei sogenannte Rekollektionshäuser errichtet werden sollten (Holzapfel 1909, 334–337). Aus diesen Häusern entwickelten sich allmählich die ebenfalls einer strengen Lebensweise verpflichteten Reformaten. Diesen schloss sich 1628 auch die zunächst mit den oberdeutschen Observanten vereinigte Tiroler Provinz an (Nothegger 1991, 153–154) – allerdings ohne dass deshalb in Tirol Rekollektionshäuser errichtet worden wären.

Kaltprunner, *Opinio*

1685 erhielt das Thema dadurch neue Aktualität, dass die Tiroler Provinz vom Ordensgeneral Pietro Marino Sormano (vgl. Abb. 131; Holzapfel 1909, 322–352) visitiert wurde, wobei auch die Rekollektionsfrage zur Sprache kam. Der Provinzial Justin Kaltprunner, der diese Visitationsreise in einem eigenen Bericht festhielt (s. hier S. 786–787), verfasste vermutlich als Reaktion auf sie 1686 eine *Opinio* […] *de introducenda in Leopoldinam Tyrolensem provinciam* […] *recollectione* („Gutachten […] über die Einführung der Rekollektion […] in der Tiroler Provinz zum Hl. Leopold"; OFM PA, Cod. 57 und 58; vgl. Abb. 132). Der differenziert argumentierende, vielschichtige Text beginnt mit einer grundsätzlichen Diskussion der Vorzüge von *vita activa*, *contemplativa* und *mixta* („aktive, beschauliche, gemischte Lebensweise"), leitet dann auf die Verhältnisse im Lande über und gelangt letztlich zu dem Schluss, dass die Einrichtung von Rekollektionshäusern in Tirol nicht sinn-

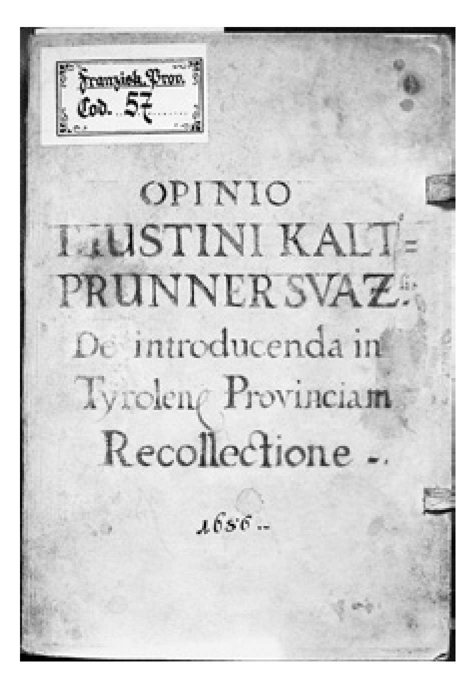


Abb. 132: Titelblatt eines Gutachtens Justin Kaltprunners – *Opinio* […] *de introducenda in Leopoldinam Tyrolensem provinciam* […] *recollectione.*



Abb. 133: Titelblatt der *Causa Martiniana Svazensis.*

voll wäre. Damit liegt er auf einer Linie mit dem erwähnten Bericht über die Visitationsreise, aus dem hervorgeht, dass Kaltprunner sich mit seiner ganzen Provinz energisch und erfolgreich gegen dieses Ansinnen wehrte.

Schwesternseelsorge

Als zäher Verfechter der Interessen seiner Ordensprovinz erweist Kaltprunner sich auch in einem etwa zeitgleich entstandenen Gutachten über die seelsorgliche Betreuung der im Kloster St. Martin in Schwaz lebenden Augustinerinnen. Unter dem Titel *Causa Martiniana Svazensis* („Rechtsfall von St. Martin in Schwaz"; OFM PA, Cod. 74, vgl. Abb. 133) führt er auf der Basis gründlicher historischer Recherchen eine Reihe von Argumenten dafür an, dass einzig die Franziskaner als Beichtväter und Prediger der Schwestern in Frage kommen. Damit schmettert er Ansprüche der Augustiner-Eremiten ab, die sich damals in Schwaz ansiedeln wollten – was Kaltprunner ebenfalls zu verhindern wusste.

universitäre Theologie: Paul Zingnis

Nach diesem Einblick in die praktischen Probleme des Ordenslebens sei als erster Vertreter der akademischen Theologie der aus Eppan stammende Paul Zingnis SJ (1646–1696) genannt, der seit 1687 Professor für spekulative Theologie an der Universität Innsbruck war und zu den bedeutendsten Fachvertretern in den ersten

Jahrzehnten ihres Bestehens zählte (Coreth 1995, 14–17). Sein Œuvre ist, ganz im Sinne des damals gängigen Begriffs von scholastischer Theologie (Mraz 1968, 127), v.a. dogmatischen Fragen (Glaube, Sakramente) gewidmet, deckt aber auch Moral und Kirchenrecht ab (Gasser 4, 231–232; Hurter 4, 339).

Disputatio theologica de regula morum

Aus einer Reihe von Disputationen, die Zingnis von seinen Studenten verteidigen ließ und anschließend in Innsbruck zum Druck brachte, sei die *Disputatio theologica de regula morum sive actuum humanorum* („Disputation über die Richtschnur der Sitten bzw. des menschlichen Handelns") aus dem Jahr 1690 herausgegriffen. Die insgesamt 136 Seiten umfassenden Ausführungen gliedern sich in zehn Kapitel, von denen die ersten drei einleitenden Charakter tragen: Kap. 1 zeigt die Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens auf, welches als *cognitio abstractiva* („abstrahierendes Erkennen") an die erst im Zustand ewiger Seligkeit realisierbare *cognitio intuitiva* (S. 7; „in klarem Sehen bestehendes Erkennen") nur näherungsweise heranreicht. Dennoch sind Vernunft und freier Wille für den Menschen unabdingbar (Kap. 2). Hierauf baut das Gewissen auf, in dem sich laut Zingnis gemäß der lat. Etymologie des Wortes (*con-scientia*, wörtlich „Mit-Wissen"; vgl. etwa Pieper 2004, 26) die rationale Seite des Menschen verwirklicht (Kap. 3).

Probabilismus

Aufbauend auf diesen Prämissen behandelt der Hauptteil der Arbeit (Kap. 4–10) dann in häufig kasuistischer Form moralische Fragen im engeren Sinne. Zingnis bezieht dabei in einer damals aktuellen Kontroversfrage der katholischen Moraltheologie klar Position. Er argumentiert nämlich mitunter scharf gegen Menschen, die meinen, im Bereich des sittlichen Handelns besonders skrupulös sein zu müssen, und erweist sich so als typischer Vertreter einer seit dem 17. Jh. v.a. bei den Dominikanern und Jesuiten verbreiteten Richtung, die für das Offenhalten weiter Bereiche sittlicher Entscheidungsfreiheit eintrat. Eine *lex dubia* („zweifelhaftes Gesetz") hat dieser Auffassung zufolge keine bindende Wirkung, vielmehr darf sich die *conscientia dubia* („zweifelndes Gewissen") für eine Handlungsalternative entscheiden, wenn sich für diese nur plausible Gründe finden lassen. Eine Verpflichtung nachzuforschen, ob die Gründe für die andere Alternative nicht noch plausibler wären, besteht nicht. Nach dem lat. Ausdruck für „plausibel" oder „annehmbar", *probabilis*, kennt man diese Richtung der Moraltheologie als Probabilismus. Da sich auf diese Art viele moralische Fragen großzügig lösen lassen, spricht man heute auch gerne von „Laxismus" (Klomps 1963, 9–28; HdK 5, 576; LThK 7, 461–462).

Halden, *Cassandra*

Ein weiterer wichtiger Theologieprofessor aus der Frühzeit der Universität war Johann Baptist Halden SJ (1649–1723; BS 4, 38–39). Er stammte aus der Landschaft Blumenegg im Walgau, trat 1665 in die Gesellschaft Jesu ein und wirkte zunächst als Professor der Philosophie in Dillingen, ehe er 1689 nach Tirol kam. In Innsbruck erwarb er sich als langjähriger Lehrer der scholastischen Theologie und der Moral hohes Ansehen und dürfte die theologische Lehre nachhaltig geprägt



Abb. 134: Frontispiz der *Cassandra* des Johann Baptist Halden, München 1699.

haben, zumal er der Fakultät auch neun Jahre als Dekan vorstand (Probst 1869, 379). In die allgemeine Theologiegeschichte ist er mit einem liturgischen Leitfaden (Hurter 4, 1322–1323) und einer Studie zur Lehre des Tridentinum über die Eucharistie (Coreth 1995, 15–16) eingegangen (weitere Werke bei Tovazzi, Nr. 298; Gasser 2, 72–73). Hier sei er mit seiner *Cassandra seu divinatio theologica de causis, remediis et fine nostratis aevi calamitatum* („Kassandra oder theologische Weissagung über Ursachen, Gegenmittel und Ende der Übel unseres Zeitalters"; München 1699; vgl. Abb. 134) vorgestellt. Voran geht dem Haupttext ein umfangreiches Widmungsschreiben an Graf Ferdinand Joseph von Tattenbach-Rheinstein (unpaginiert), am Schluss folgen Thesen (S. 158–163) sowie Gedichte auf den Defendenten (S. 163–165). Dieser, Johann Caspar Weinzierlin (1673–1714) aus Feldkirch, sollte 1700–1704 selbst als Professor der Kontroverstheologie an der Tiroler Hohen Schule tätig sein (Mraz 1968, 108).

Nach einem kurzen Vorwort (S. 1–3), das betont, die Theologie – sie ist die Kassandra des Titels – vermöge das Unheil der Welt besser zu deuten und zu beheben als die Astronomie, gliedert sich das Werk selbst in sechs ganz unterschiedlich lange Kapitel. Kap. 1 (S. 4–5) stellt die These auf, alles Unglück werde enden, wenn die Sünden, die es verursachten, ein Ende nähmen. Kap. 2 (S. 5–11) begründet diese These kurz philosophisch und theologisch. Kap. 3 (S. 11–122) bietet dann eine weit ausführlichere theologische Begründung. Es ist in vier *demonstrationes* („Beweise") eingeteilt, die ihrerseits wieder vielfältig weiter untergliedert sind. Im Rahmen einer Liste von *calamitates* („Heimsuchungen"; S. 87–121) hebt sich dabei eine Passage über Erdbeben (S. 94–115) nicht nur durch ihren Umfang, sondern auch formal von den übrigen ab, insofern sie die Form einer Ansprache vor Studenten hat. Kap. 4 (S. 122–124) präsentiert kurz zwei Fragen – welche Sünden tragen besonders zum Unglück der Welt bei, und wie sündig ist die Gegenwart? –, die dann im

Folgekapitel (S. 124–145) beantwortet werden: alle nur denkbaren Sünden (dargeboten in einer langen Liste nach dem Kirchenvater Salvian aus dem 5. Jh.); und sehr sündig. Kap. 6 (S. 145–157) schließt aus dem Dargelegten folgerichtig, was schon zu Beginn postuliert worden ist: Man höre auf zu sündigen, dann wird auch alles Elend ein Ende haben.

Lebensnähe

Obwohl die *Cassandra* sich theologisch auf bescheidenem Niveau bewegt, verdient sie aufgrund ihrer Nähe zu Alltagsleben und Politik um 1700 durchaus Aufmerksamkeit. Vor allem mit ihren Aufzählungen der verschiedenen Formen von Unglück, die die Menschen betreffen können, sowie der im Schwange befindlichen Sünden stellt sie eine interessante kultur- und mentalitätsgeschichtliche Quelle dar.

Banholzer, *Sermones breves*

Johann Banholzer SJ (1645–1725) konzentrierte sich innerhalb seiner reichen schriftstellerischen Tätigkeit besonders auf den Bereich der Homiletik. Wiewohl in Konstanz geboren, in Bayern ausgebildet und später vornehmlich ebendort tätig, verdient er auch in einer Tiroler Literaturgeschichte Beachtung: Er lehrte 1687/88 in Innsbruck spekulative Theologie (Probst 1869, 379), und seine rund 700 Seiten umfassenden *Sermones breves de officio hominis Christiani et Mariani clientis* („Kurze Predigten über die Pflichten eines Christen und Dieners Marias") erschienen 1715 ebendort im Druck. Voran geht den 100 *sermones* ein kurzes Widmungsschreiben an die Gottesmutter persönlich – passenderweise, handelt es sich doch, wie das daran anschließende, ebenfalls kurz gefasste Vorwort an den Leser erklärt, um Predigten, die Banholzer einst vor den akademischen Mitgliedern der Marianischen Kongregation in Ingolstadt gehalten hat, deren *praeses* („Vorsitzender") er damals war. Gedacht sind die Predigten als Materialsammlung und wohl auch – trotz ausführlicher Bescheidenheitstopik in Widmung und Vorwort – als Vorbilder für künftige Prediger: Banholzer betont im Vorwort, er habe sich trotz ständiger Zeitnot um passende Thematik und reine Latinität bemüht. Der didaktischen Zielsetzung dient nicht zuletzt ein thematischer Index am Schluss, dem sich wieder laut Vorwort leicht Themen für diejenigen Sonn- und Feiertage entnehmen lassen, zu denen die Sammlung keine Predigten enthält (solche gibt es einige, während für die meisten sogar mehr als eine Ansprache zur Verfügung steht). Die einzelnen Predigten sind übersichtlich in Paragraphen gegliedert und stehen jeweils unter einem biblischen Motto, das aber nicht immer das eigentliche Thema angibt, sondern oft nur Ansatzpunkt ist: In ihrer Gesamtheit stehen sie also generisch zwischen Homilie und *sermo* (vgl. hier S. 535). Im Folgenden sollen an zwei Beispielen einige Grundzüge und Schwerpunkte der *Sermones breves* aufgezeigt werden.

Rationalismus: *sermo* 65

Obwohl Banholzer als Moraltheologe dem für seinen Orden charakteristischen Probabilismus und damit scholastischer Theologie verpflichtet war (Hurter 4, 1299), sind manche seiner Predigten bereits von einem frühaufklärerisch wirkenden Rationalismus durchdrungen. Die für den neunten Sonntag vor Ostern vor-

gesehene Ansprache (*sermo* 65, S. 436–442), die auf Mt 22,14 *Multi sunt vocati, pauci vero electi* („Viele sind gerufen, wenige jedoch erwählt") basiert, baut bei der Erklärung des Bibelwortes nicht in erster Linie auf Autoritäten, sondern versucht die Hörer auf rationalem und empirischem Weg zu erreichen. In der Sache selbst ortet Banholzer bei seinen Zeitgenossen Trägheit und Oberflächlichkeit, was auch zur Veräußerlichung religiöser Praktiken führe – eine mit Blick auf die religiöse Volkskultur der Barockzeit sicherlich berechtigte Feststellung.

Glaube und Lebensführung: *sermo* 83

In der für den fünften Fastensonntag konzipierten Predigt (*sermo* 83, S. 559–565) geht Banholzer von Joh 8,46 *Si veritatem dico vobis, quare non creditis mihi?* („Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubt ihr mir nicht?") aus. Er differenziert hierbei prägnant zwischen „an Christus glauben" und „Christus glauben", ein Unterschied, den er wie folgt erläutert: *Christum credere est id credere, quod est. Christo credere est id credere, quod dicit.* (S. 560; „An Christus glauben heißt glauben, dass es ihn gibt. Christus glauben heißt glauben, was er sagt.") Bei vielen Menschen, so Banholzer weiter, sei jedoch eine Diskrepanz zwischen verbalem Bekenntnis zum Glauben und täglicher Lebensführung zu beobachten. Der Glaube solcher Personen könne nicht als echt anerkannt werden. Dass die Menschen in der Moral eigene Wege gingen, sei umso paradoxer, als sie selbst in den schwierigsten dogmatischen Fragen meist keine Probleme mit der Lehre der Kirche hätten. Die Ansprache endet mit der Beobachtung, das genannte Phänomen bestehe bei vielen Völkern Europas.

Gnadenstreit

Gleich der schon angesprochenen Diskussion um den Probabilismus dem Bereich der Moraltheologie zuzuordnen ist eine weitere innerkatholische Kontroversfrage, in der Tiroler Autoren engagiert Stellung bezogen: der sogenannte Gnadenstreit. Der spanische Jesuit Luis de Molina (1535–1600) hatte zwar die Mitwirkung Gottes am menschlichen Handeln konzediert, dabei aber gleichzeitig die Freiheit des menschlichen Willens stark hervorgehoben. Eine wichtige Rolle spielte dabei die Vorstellung, Gott verfüge über eine *scientia media* („mittleres" oder „vermittelndes Wissen"), welche die Zukunft nicht konditioniere und somit die menschliche Willensfreiheit nicht beschneide. Molinas Lehre trat Dominikus Banez OP (1528–1604) entgegen: Seiner Ansicht nach benötigt der Mensch für sein Handeln einen Anstoß von außen und tut in der Zeit das, was Gott in der Ewigkeit beschlossen hat (Haidacher 1952, 40–41, 71; Coreth 1995, 16). Einen ähnlichen Standpunkt wie Banez vertraten in der Folge die sogenannten Thomisten – ein Begriff, der über direkte Nachfolger des Aquinaten hinaus generell Theologen bezeichnet, deren Ansichten in der Frage nach Gottes Anteil am Wirken der Geschöpfe stark von denen der Jesuiten abwichen (Coreth 1988, 397).

Wilten gegen die Universität

Im Jahr 1710 wurde im Stift Wilten von Casimir Grustner und Cajetan Franck (s.u.) die, wie der Titel schon andeutet, pro-thomistische Schrift *Innocentia prae-*

motionis Thomisticae („Die Harmlosigkeit der thomistischen Vorausbestimmung"; Augsburg 1710) des Leopold Karl Kalchschmidt OPraem (1679–1740; vgl. Goovaerts 1, 431) disputiert. Damit hatte der Gnadenstreit Tirol erreicht und trübte für längere Zeit das ansonsten gute Verhältnis zwischen Prämonstratenserstift und Universität (Haidacher 1955, 104, 111–113; Mraz 1968, 146). Die Jesuiten hatten nämlich von Anfang an die Teilnahme an einer Disputation über ein derartiges Werk verweigert und waren dann zusätzlich gekränkt, dass diese trotz ihrer Abwesenheit abgehalten wurde. Ein Jahr später setzten sie, unterstützt durch ein zu ihren Gunsten lautendes Urteil des Bischofs von Brixen, zu einer glanzvollen Replik an: Ein Student ‚ihrer' Universität, der Weltpriester Franz Xaver Weinzierlin, verfasste und defendierte die Arbeit *Scientia Dei media contra innocentiam praemotionis Thomisticae publicatam et propugnatam* („Gottes vermittelndes Wissen: gegen die veröffentlichte und kämpferisch verteidigte Harmlosigkeit der thomistischen Vorausbestimmung"; Innsbruck 1711), wobei er durch ironische Überlegenheit brillierte (Haidacher 1952, 39, 43, 56–61; 1955, 114–121). Sachlich wies er auf die Nähe des thomistischen Standpunktes zu Calvinismus und Jansenismus hin, während er selbst die geschöpfliche Freiheit betonte (Haidacher 1955, 201–208). In der Folgezeit machte Wilten in dieser Frage gewisse Rückzieher, weil man dort den letzten Stand der thomistisch-molinistischen Kontroverse nicht mehr kannte (Haidacher 1955, 209). Dennoch wurde 1712 im Stift mit einem vom Chorherrn Adalbert Tschaveller (1676–1749) verfassten Traktat über die Reservatfälle in der Brixner Diözese (*Tractatus theologico-moralis de casibus reservatis*; Innsbruck 1712, ²1747) nochmals ein Werk disputiert, als dessen wahre Intention die Rehabilitation Kalchschmidts zum Ausdruck kam (Haidacher 1955, 213–220; Mraz 1968, 149).

Grustner, *Nucleus*

Die beiden Defendenten der *Innocentia praemotionis Thomisticae* beschritten später mit philosophisch-theologischen Werken jeweils eigene Wege. Was Casimir Grustner betrifft, so gelte die Aufmerksamkeit im Folgenden dem 1720 von drei seiner Schüler defendierten und in Innsbruck gedruckten *Naturalis theologiae nucleus sive tractatus philosophicus de existentia et essentia entis increati* („Kern der natürlichen Theologie oder philosophischer Traktat von Sein und Wesen des ungeschaffenen Seienden"). Die dem Wiltener Abt Martin Stickler gewidmete, stark philosophisch geprägte Arbeit – Grustner erklärt auf S. 2, er werde auf theologische Argumente im eigentlichen Sinne verzichten – kann als Grustners *opus magnum* gelten.

Existenz Gottes

Der erste Teil des Werkes befasst sich, wie schon im Titel angekündigt, mit der Existenz Gottes. Der Autor begründet sein Anliegen, diese zu beweisen, im Anschluss an römische (v.a. Cicero, Seneca) und griechische Autoren (Platon, Aristoteles) mit dem Satz *humanum esse divina cognoscere* (7; „es entspreche dem Wesen des Menschen, das Göttliche zu erkennen"). Gleichzeitig mahnt er jedoch zu Bescheidenheit: Letztlich sei Gott unergründlich (19–20). Eine erste Gruppe von Ar-

gumenten für die Existenz Gottes, die Grustner als „moralisch" bezeichnet (24–62), ist nicht spezifisch christlich, sondern entspringt vielmehr aufgeklärtem Denken: Grustner beruft sich beispielsweise auf ein natürliches Bedürfnis aller Völker nach einer Gottheit und auf durch diese verbürgte soziale Regeln, die Gerechtigkeit und Sicherheit ermöglichten. „Physische" Argumente gegen den Atheismus (62–103) entnimmt er dagegen v.a. zahlreichen Bibelstellen über die Herrlichkeit der Natur, welche auf Gott als ihren Schöpfer (oder, wie Grustner oft sagt, „Architekten") schließen lasse. Diese Passagen machen die Arbeit zu einem aussagekräftigen Zeugnis der sogenannten Physikotheologie, einer im 16. Jh. geprägten Weltanschauung, welche die Wunder der Natur als Gottesbeweis betrachtete und auch in Innsbruck rezipiert wurde (Falkner 1969, 68–70). Erst an dritter Stelle folgen im eigentlichen Sinne christliche Gottesbeweise (104–210).

Wesen Gottes

Der zweite Teil der Arbeit gilt dem Wesen Gottes. Grustners Versuch, dieses zu umschreiben (211–234), erinnert an Descartes: Gott sei etwas, *quo nihil melius cogitari potest* (220; „womit verglichen nichts Besseres gedacht werden kann"). Diese Charakterisierung wird durch Eigenschaften wie Gerechtigkeit, Weisheit, Güte, Liebe, Heiligkeit, Allmacht und Wahrhaftigkeit spezifiziert. Dass der christliche Monotheismus, der Grustner sehr wichtig ist, der Wahrheit entspricht, belegen Beispiele aus Literatur und bildender Kunst. Des Weiteren wird eine Analogie zwischen Gottes Alleinherrschaft und der monarchischen Verfassung hergestellt, die sich in Europa sehr bewähre. *Ex negativo* begründet Grustner die Überlegenheit des Monotheismus mit den bekannten Missständen im antiken Pantheon (234–260).

Prädestination

Die nach Grustner wichtigste Eigenschaft Gottes überhaupt ist seine *providentia* („Vorsehung"). Grustners diesbezügliche Ausführungen (261–293) sind interessant als Beitrag zum Thema Prädestination (vgl. hier S. 530), mit dem er sich in eine lange Traditionskette einordnet. Im Rückgriff auf antike Philosophen wie Seneca und Kirchenväter wie Augustinus skizziert er einen vernünftigen Heilsplan Gottes, in dem Gut und Böse komplementäre Größen sind. Den bereits von Lodovico Boroi (s. hier S. 530–531) vertretenen Standpunkt fasst er in diesem Zusammenhang in die Worte: *omnis malus aut ideo vivit, ut corrigatur, aut ideo vivit, ut per illum bonus exerceatur* (280; „jeder Schlechte lebt entweder, damit er sich bessert, oder damit ein Guter durch ihn [in der Tugend] geübt wird"). Des Weiteren bedeute das Unglück, das einem Einzelnen zustoße, nichts gegen den Segen, den das betreffende Ereignis vielen anderen bringen könne. Dass Chancen und Vorteile unter den Menschen ungleich verteilt seien, verleihe ihrem Zusammenleben eine höhere Qualität, indem es zu einer Weiterentwicklung der Künste, Wissenschaften und sozialen Beziehungen beitrage.

Franck, *Manuale*

Der zweite Defendent der *Innocentia*, Cajetan Franck, geboren 1689 in Innsbruck, trat 1707 in Wilten ein und lehrte dort später Philosophie und Theolo-

gie. 1736 trat er aus dem Prämonstratenserorden aus und bei den Serviten ein, wo er den Namen Benignus annahm. Er starb 1747 in Wien (Hurter 4, 1336; Haidacher 1952, 114–117). 1724 publizierte er in Innsbruck nach entsprechenden Disputationen in Wilten sein zwei starke Bände umfassendes *Manuale theologicum* („Theologisches Handbuch"). Jeder Band ist in 48 *quaestiones* („Fragen") gegliedert, die in Zwölfergruppen vier Themenbereiche abhandeln: Gott, die Engel, Glückseligkeit und menschliches Handeln, theologische Tugenden (Bd. 1), Recht und Gerechtigkeit, Menschwerdung, Sakramente (v.a. Eucharistie), Buße (Bd. 2). Das Werk enthält zwar kein umfassendes wissenschaftliches System der Glaubenslehre, präsentiert sich jedoch als solides Kompendium zentraler Fragen (Haidacher 1952, 86; 1958, 54). Franck verarbeitet in ihm nach dem Prinzip klassischer Kontroverstheologie großzügig fremde, auch konträre Lehrmeinungen und erreicht, stets um gründliche Argumentation bemüht, ein hohes theologisches Niveau, das dem Leser viel abverlangt. Im Folgenden sei exemplarisch jener Passus besprochen, in dem er zum Gnadenstreit Stellung nimmt.

Gnadenstreit: Annäherung an die Jesuiten

Dass die in diesem Punkt zu Zeiten Kalchschmidts (s.o.) bestehenden Differenzen zwischen Wilten und den Jesuiten mittlerweile weitgehend überwunden waren, zeigt schon von vornherein der Umstand, dass beide Bände hohen prämonstratensischen Würdenträgern gewidmet, aber zugleich von Vertretern der Jesuiten bzw. der Universität approbiert sind. Franck klärt zunächst das Verhältnis von göttlichem Vorauswissen und Prädestination (Bd. 1, *quaestio* 8, S. 63–81) und bekennt sich dabei zu der von seinem Orden vormals abgelehnten *scientia media* (*quaestio* 9, S. 81–98); diese liege zwischen der *simplex intelligentia* („einfaches Erkennen [der möglichen Dinge, unabhängig von ihrer realen Existenz]") und der *visio* („Anblick" [der realen vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Dinge]). Wenn es dann um das Bedeutungsverhältnis zwischen freiem Willen und göttlicher Gnade geht (*quaestio* 11, S. 114–128), betont er zwar generell die Allmacht Gottes und schätzt die Möglichkeiten des Menschen zurückhaltend ein, versteht das genannte Begriffspaar jedoch nicht mehr als antithetisch und nähert sich so wiederum dem jesuitischen Standpunkt an. Wenn Gott manche Menschen zum Heil erwähle, liege das nicht an deren Verdiensten, sondern an seinem auf Liebe und Barmherzigkeit beruhenden Willen, doch der mögliche Einwand, dann sei es unerheblich, wie der Mensch handle, sei gegenstandslos, *cum Deus non praedestinarit nos*, *quia eramus sancti*, *sed ut essemus* (S. 124; „da Gott uns nicht zum Heil erwählt hat, weil wir heilig waren, sondern damit wir es seien"). Die Ausführungen münden in die Feststellung, die Prädestination sei dem Bemühen um ein tugendhaftes Leben nicht hinderlich und stehe auch nicht im Gegensatz zur menschlichen Freiheit, sondern gebe vielmehr Anlass zu Hoffnung und demütigem Gottvertrauen. Die Frage nach dem letzten Grund von Gottes Entscheidungen solle man sich im Sinn von Röm 11,33 nicht stellen.

Prack, *Praelectiones*

Entsprechend dem hohen Stellenwert, welcher der Dogmatik noch um die Mitte des 18. Jhs. zukam, entstanden damals zahlreiche einschlägige Werke. Exemplarisch seien die 1750 in Bozen gedruckten *Praelectiones theologicae in primum Sententiarum librum de Deo uno et trino* („Theologische Vorlesungen zum ersten Buch der *Sentenzen* über den einen und dreifaltigen Gott“) des Albert Martin Prack genannt. Prack (1711–1781) wurde in Innsbruck geboren und an der dortigen Universität ausgebildet. Er trat 1730 in das Augustiner-Chorherrenstift Gries in Bozen ein, wurde 1734 zum Priester geweiht, war 1736–1751 als Lektor tätig und wurde 1752 zum Propst gewählt (Gasser 3, 95–96).

allgemeine Charakteristik

Bei den *Praelectiones* handelt es sich nicht, wie ihr Titel vermuten ließe, um einen Kommentar im eigentlichen Sinne zum ersten Buch der *Sentenzen* des Petrus Lombardus, sondern vielmehr um ein über 730 Seiten starkes Lehrbuch. Zu würdigen sind sie weniger als eigenständige wissenschaftliche Leistung denn als Spiegel dessen, was damals in Klosterschulen vermittelt wurde (Pattis 1985, 285–287). Das Werk ist klar aufgebaut: Seine beiden Hauptteile (ca. 600 bzw. 130 Seiten über den einen und den dreifaltigen Gott) weisen eine jeweils dreifache Untergliederung auf. Im Einzelnen folgen auf Feststellungen und Erläuterungen in der Regel eigene Aussagen samt Beweisen, möglichen Gegenargumenten und deren Entkräftung. In der Sache betont Prack die Nähe seiner Standpunkte zu jenen der Jesuiten und verteidigt die scholastische Theologie einschließlich der dialektischen Methode (6). Als seine Quellen nennt er die Bibel, das kirchliche Lehramt, Konzilsbeschlüsse, die Kirchenväter und scholastische Theologen; als *ancillae* („Mägde“) akzeptiert er auch natürliche Vernunft, Philosophie und Geschichte (26–27).

inhaltliche Aspekte

Aus der Fülle der Inhalte können nur einzelne Schwerpunkte herausgegriffen werden, vorrangig solche, die Vergleiche mit bereits gewürdigten Autoren ermöglichen. Mit Zingnis teilt Prack erkenntnistheoretische Vorbehalte, die sich auch für ihn aus den Nachteilen ergeben, welche die *viatores* („Wanderer“) gegenüber den *beati* („Seligen“) haben (32, 57). An Grustner erinnern seine Versuche, die Existenz Gottes zu beweisen und den monotheistischen Charakter des Christentums hervorzuheben. Prack ist jedoch ausführlicher und differenzierter und argumentiert eher theologisch als philosophisch (38–55). In der sprachlich subtilen Diskussion der Prädikate und Attribute Gottes, die zu dessen Wesen hinführen sollen, bemüht er sich um präzise Abgrenzung von anderen Schulen, insbesondere den Scotisten und den Thomisten (58–79). Allerdings ist Gottes Wesen letztlich von Attributen unabhängig und nur für die Seligen sichtbar; nur sie gelangen zu einer Erkenntnis, die *intuitiva*, *quidditativa* und *beatificans* (207; „bildhaft klar“, „das Wesen erfassend“, „seligmachend“) ist.

Prädestination

Seinen Höhepunkt erreicht das Werk in der Behandlung der Prädestinationsthematik, die Prack die *in tota theologia scholastica famosissima controversia* (290; „in

der gesamten scholastischen Theologie meistdiskutierte Streitfrage") nennt und der er entsprechend breiten Raum widmet. Auch hier sind seine Überlegungen differenzierter als die seiner Vorgänger und lassen, wohl auch als Folge seines souveränen Überblicks über die Literatur, ein gestiegenes Problembewusstsein erkennen. Die grundsätzliche Bestimmung des Menschen zum Heil steht für ihn fest und wird durch Verweise auf diverse Quellen theologischer Erkenntnis zusätzlich untermauert. In der Folge geht es zunächst um Modalitäten, Gegenstände und Bedingungen von Gottes Erkennen, dann wird aus sorgfältigen Überlegungen zur *scientia simplicis intelligentiae* („Wissen, das in einfachem Verstehen besteht") bzw. zur *scientia visionis* („Wissen, das im Anblick besteht") die Unabdingbarkeit der *scientia media* abgeleitet, wobei die von Franck (s.o.) erläuterte Begrifflichkeit wiederkehrt. Dem jesuitischen Standpunkt steht Prack noch näher als dieser, besonders die Freiheit des menschlichen Willens ist ihm sehr wichtig: *At nos admittimus scientiam conditionatam seu mediam non ut causam motivam, sed unice ut directivam decretorum divinorum.* (317; „Aber wir lassen das bedingte oder vermittelnde Wissen nicht als bewegende, sondern einzig als richtungsweisende Ursache der göttlichen Ratschlüsse zu.") Dagegen grenzt er sich emphatisch von dem die göttliche Gnade verabsolutierenden Jansenismus ab, indem er betont, die *voluntas beneplaciti* (398; „Wille, in dem Geneigtheit zum Ausdruck kommt") sei mehr als bloße *voluntas signi* (402; „Wille, der im äußeren Zeichen sichtbar wird"). Bei der Erörterung des Verhältnisses von göttlicher Vorhersehung und Prädestination ist die entscheidende Aussage die, dass der göttliche Wille in einem einmaligen Akt zum Ausdruck komme und nicht wie das Gewollte selbst dem Gesetz von Ursache und Wirkung unterliege (418–419). Auf diese Weise schafft sich Prack zusätzliche Argumente für die *scientia media*, die ihn die Willensfreiheit nicht nur gegenüber den Thomisten klarer sehen lassen, sondern auch die weniger radikale Position der Scotisten entkräften, welche laut Prack einen Beschluss Gottes zwischen *simplex intelligentia* und freier Willensäußerung des Geschöpfes annehmen, der diese zwar nicht physisch prädeterminiert, aber doch begleitet (500–501). Wenn in der Prädestinationslehre schon Kategorien der Kausalität nicht zielführend seien, so Prack weiter, so könnten selbstverständlich auch zeitliche nicht zur Anwendung kommen: Die Frage, ob die Prädestination zum Heil vor oder nach dem göttlichen Voraussehen der Verdienste erfolge, sei daher sinnlos (553). Allerdings sei die Prädestination mit dem Handeln des Menschen insofern verbunden, als Gott seine Entscheidungen aufgrund der *scientia media* durch ein von Bedingungen abhängiges Wissen steuere. Dass er hierbei nicht jedes Detail in Rechnung stelle, gewähre der Willensfreiheit des Menschen Spielraum und mache dessen Tugendstreben unentbehrlich (565–568).

Theologie im Wandel

Wie sich etwa an Grustners Traktat schon ablesen ließ, öffnete sich die Theologie im 18. Jh. zunehmend dem Rationalismus, während das bisher dominante Inter-

esse am Spekulativen allmählich zu schwinden begann. In methodischer Hinsicht wurde sogar bei manchen Jesuiten Kritik am bisherigen der Scholastik verpflichteten System laut. So konnte z.B. das von Joseph Fitterer SJ (1695–1780) für die Mitglieder der von ihm geleiteten Marianischen Akademikerkongregation verfasste Buch *Ars proficiendi in conscientia et scientia* („Die Kunst, im Wissen und Gewissen Fortschritte zu machen"; Innsbruck 1738) erst nach weitreichenden Eingriffen veröffentlicht werden, weil es der Zensur zu progressiv war (Mraz 1968, 149–163). Auch die Aufgliederung des Faches in Teildisziplinen begann man anders zu sehen als früher, wofür gerade die beiden zuletzt besprochenen Werke gute Beispiele darstellen: Franck unterscheidet im Proömium des *Manuale* (Bd. 1, 1–9) zwischen natürlich-metaphysischer und übernatürlich-christlicher Theologie und schält des Weiteren vier Hauptfächer heraus: positive Theologie (Exegese), Moraltheologie (Kasuistik), Polemik (Kontroverstheologie) und Scholastik (spekulative Theologie). Eine weitgehend identische Einteilung findet sich in Pracks *Praelectiones* (2–3).

Studienordnung von 1752

Praktisch einschneidende Änderungen brachte diesbezüglich dann die neue Studienordnung von 1752: Die spekulative Theologie wurde in scholastische (die schwierigeren Teile wie Lehre von Gott, Menschwerdung, Gnade, theologischen Tugenden) und dogmatische Theologie (praktische Aspekte wie Sakramente und Recht) aufgeteilt (Falkner 1969, 77–78). Die Dogmatik im herkömmlichen Sinn trat zurück, während die vormals von der Moral kaum geschiedene Pastoraltheologie mit Homiletik und Katechetik ein eigenes Profil gewann. Die Kirchengeschichte wurde zu einem vollwertigen theologischen Fach (Grabmann 1933, 209). An der Innsbrucker Universität reagierte man auf diese Neuerungen zunächst allerdings empört (Falkner 1969, 97).

Primisser, *Theologia dogmatica*

Aufgeschlossener war man für neue Trends andernorts, z.B. in Stams, wo mit Rogerius Sailer (reg. 1742–1766) ein modern denkender Abt den Ton angab. Zu den Schützlingen, die er tatkräftig förderte, zählte der Vinschgauer Bauernsohn Cassian Primisser (1735–1771; s. hier S. 761–763). Da Sailer Wert darauf legte, dass der begabte Schüler sich vor seinem Eintritt ins Stamser Kloster auch theologisch bilden sollte, schrieb Primisser sozusagen als Leistungsausweis 1754/55 die gut 140 Seiten, 246 *dogmata* („Lehrsätze") und 305 Paragraphen umfassende Abhandlung *Theologia dogmatica cum prolegomenis in universam theologiam* („Dogmatische Theologie. Mit Vorbemerkungen zur gesamten Theologie"; Stams, Primisser-Nachlass) nieder und widmete sie dem Abt. Er bekennt sich in diesem Werk zum Gedanken der natürlichen Religion, lehnt die scholastisch-spekulative Vorgangsweise ab, nähert sich der zeittypischen Einteilung der theologischen Subdisziplinen und räumt generell der Vernunft eine wichtige Rolle ein (vgl. z.B. 2: *Nemo cognoscit et amat nisi rationalis*; „Nur der vernünftig Denkende vermag zu erkennen und zu lieben"). Allerdings ist er in seinem aufklärungstypischen Ansatz insofern nicht wirklich konsequent, als

er sich gleichzeitig immer wieder auf Offenbarung und kirchliche Autorität beruft. Damit gehört er zu jenen zahlreichen Theologen des 18. Jhs., deren Denken stark epigonale Züge erkennen lässt (Grabmann 1933, 192). Beeindruckend sind jedoch die Systematisierungsgabe des knapp 20-Jährigen und seine Fähigkeit zur knappen, klaren und präzisen Formulierung.

Schranzhofer, *Verbum theologicum*

Ebenfalls auf das ganze Fach Theologie bezogen, dabei aber wesentlich selektiver und zugleich noch traditionsverhafteter als Primissers Abriss ist das *Verbum theologicum abbreviatum* („Kurzgefasste theologische Darstellung") des Rudolf Schranzhofer OFM, das 1769 in Bozen erschien. Schranzhofer (1725–1805), der seit 1751 im Priesterstand bezeugt ist, wirkte im Bozner Franziskanerkloster als Lektor der Theologie (Tovazzi, Nr. 375; Hurter 5, 645). Sein Werk, eine von Studenten bestrittene Disputation, umfasst im Druck seinem Titel zum Trotz nicht weniger als 354 Seiten und lässt einen in hohem Grade konservativen Gelehrten erkennen. Insgesamt 54 *theoremata* („Betrachtungen") bieten eine Art Streifzug durch die Theologie, wobei die Grenzen zwischen deren Subdisziplinen als fließend erscheinen. Das Spektrum der Themen reicht von der Exegese über die Beschäftigung mit einzelnen Gestalten aus AT und NT, Gottesbeweise, die Dreifaltigkeit, die Prädestination, die Gnadenlehre, die Erlösungstat Christi und die Sakramente bis hin zur Rolle der Kirche. Ein Schwerpunkt liegt auf Fragen der Dogmatik.

Kirchentreue

Beispielhaft lässt sich Schranzhofers Konservativismus anhand von *theorema* 41 (S. 247–254) demonstrieren, wo er, nicht ohne einen gewissen Hang zur Polemik, doch mit der Bereitschaft, sich auch auf schwierige Schriftstellen einzulassen, als kompromissloser Verfechter des kirchlichen Lehramtes und der Tradition auftritt und sich damit insbesondere gegen Lutheraner und Calvinisten wendet. Innerhalb der Kirche müssten klare Regeln erhalten bleiben: Nicht auf einzelne Glieder komme es an, sondern auf qualifizierte Repräsentanten wie die Konzile oder den Papst. Die Vernunft sei nicht der rechte Weg zur wahren Religion.

Hexenstreit

Während die Tiroler Theologen derart versuchten, ihre Position zwischen Vernunftreligion und Kirchentreue zu bestimmen, gewann um die Mitte des Jahrhunderts ein Thema nochmals an Aktualität, von dem man das wohl nicht mehr erwartet hätte: Rund 260 Jahre nach Ulrich Molitoris (vgl. hier S. 162) wurde in Tirol erneut hitzig über die Frage der Hexerei debattiert. Diese in drei Sprachen (Lat., Deutsch, Italienisch) geführte Diskussion, in der neben Spannungen zwischen Aufklärung und Katholizismus auch antijesuitische Tendenzen, konfessionelle Gegensätze und italienisch-deutsche Animositäten eine Rolle spielten (Luzzi 2004b, 9–30), kann hier nicht im Detail nachgezeichnet werden. Nur ihre Anfangsphase sei als Hintergrund für die Behandlung zweier bemerkenswerter lat. Schriften, die in diesem Zusammenhang entstanden, kurz skizziert: Die Zentralfigur der Kontroverse war der Roveretaner Aufklärer Girolamo Tartarotti (vgl. hier S. 767).

Er publizierte 1749 in Rovereto eine umfangreiche Schrift mit dem Titel *Del congresso notturno delle lammie libri tre*, in der er die Magie zwar grundsätzlich als eine Realität anerkannte, aber die gängigen Vorstellungen vom Hexenwesen für haltlos erklärte. Nahezu zeitgleich hiermit wurde in Unterzell bei Würzburg die Subpriorin des dortigen Prämonstratenserinnenklosters, Maria Renata Singer, wegen Hexerei verurteilt, enthauptet und verbrannt. Der Jesuit Georg Gaar hielt an ihrem Scheiterhaufen eine deutsche Predigt über die Gefahren der Magie und ließ diese auch gleich drucken (Würzburg 1749). Tartarotti übertrug sie ins Italienische, versah sie mit bissigen Anmerkungen und gab sie so 1749 in Verona heraus. Dem Veroneser Historiker Scipione Maffei, einem von Tartarottis Kollegen in der Accademia degli Agiati, war der *Congresso notturno* noch nicht fortschrittlich genug, wie er in seiner *Arte magica dileguata* (Verona 1749) darlegte. Der Franziskaner Benedetto Bonelli (vgl. hier S. 772) dagegen verdammte Tartarottis Standpunkt in den *Animavversioni critiche sopra il notturno congresso delle lammie* (Venedig 1751) als verderbliche Freigeisterei. Tartarotti antwortete Bonelli mit einer *Apologia del congresso notturno delle lammie* (Venedig 1751). Eine in der Zwischenzeit erschienene Replik Gaars auf seine Anmerkungen (*Responsa ad annotationes criticas*; Würzburg 1750) musste er jedoch aus Zeitmangel einstweilen unbeantwortet lassen.

Giovanni Battista Graser

An diesem Punkt trat nun Giovanni Battista Graser (1718–1786; Luzzi 2004a) auf den Plan. Graser, ein Schüler und Freund Tartarottis, unterrichtete nach seiner Priesterweihe zunächst Rhetorik am Gymnasium von Rovereto, wo u.a. Giangrisostomo Tovazzi (vgl. hier S. 774) zu seinen Schülern zählte, und erteilte Privatunterricht in Bozen. 1761–1779 lehrte er an der Universität Innsbruck, nachdem er dort 1761 zum Doktor der Philosophie promoviert worden war, Philosophie, Geschichte und Patristik. Gleichzeitig war er Bibliothekar an der k.k. Bibliotheca Theresiana. Seine letzten Jahre verbrachte er wieder in Rovereto. Graser zählte zu den wichtigsten Mitgliedern der Agiati und gehörte auch der Innsbrucker Taxiana an. Als Schriftsteller betätigte er sich auf historischem und juristischem Gebiet und verfasste auch Gedichte (s. hier S. 624–626, 635, 936–937).

Propugnatio

Die Schrift, mit der Graser sich für seinen Lehrer in die Schlacht warf, trägt den Titel *Propugnatio adnotationum criticarum in sermonem de Maria Renata saga adversus responsa patris Georgii Gaar S.J.* („Verteidigung der kritischen Anmerkungen zur Predigt über die Hexe Maria Renata gegen die Antworten des Pater Georg Gaar SJ"; Venedig 1752). Wie Grasers Sprachwahl zeigt, war sie für ein internationales, d.h. konkret für ein deutsches Publikum gedacht. Tatsächlich wurde sie in erster Linie nördlich der Alpen gelesen und diskutiert und machte den Namen ihres Verfassers dort einem weiteren Kreis bekannt. Wesentlichen Anteil daran hatte allerdings auch eine anonyme Übersetzung ins Deutsche, die 1754 in Bayreuth erschien.

Die *Propugnatio* beginnt mit einem kurzen Rückblick auf die bisherige Debatte (§ I, S. III–IV) und einer Erwiderung auf allgemein gehaltene Vorwürfe Gaars wie denjenigen, Tartarotti vertrete neuartige Meinungen (§ II, S. V–VIII). Im Folgenden (§§ III–XVII, S. VIII–LXXVII) orientiert sich Graser genau an den einzelnen Anmerkungen Tartarottis zu Gaars Predigt und zugleich an Gaars Antworten auf diese Anmerkungen und arbeitet auf diese Weise die Kontroverse Stück für Stück auf. So geht es beispielsweise in § III (S. VIII–IX) darum, ob Tartarotti mit seinem unbefangenen Sprechen von *incubo* und *succubo*, d.h. dem Teufel als männlichem und weiblichem Beischläfer, die Dezenz verletzt habe. § VI (S. XX–XXIII) widmet sich der Frage, ob man die Delinquentin, auch angenommen, sie wäre wirklich eine Hexe gewesen, denn gleich hätte zum Tode verurteilen müssen. In § XII (S. LII–LX) wird diskutiert, wie groß oder klein die Zahl der tatsächlich im Vergleich zu derjenigen der angeblich vom Teufel Besessenen sei. Zum Schluss (§ XVIII, S. LXXVII–LXXIX) vergleicht Graser Tartarottis Milde und Bescheidenheit vorteilhaft mit Gaars Aggressivität und warnt diesen davor, sich weiterhin zum Gespött zu machen.

Argumentation

Der Erfolg der Schrift ist in inhaltlicher wie in formaler Hinsicht gerechtfertigt. Inhaltlich argumentiert Graser auf der Basis einer Fülle theologischer, kirchenrechtlicher und hexentheoretischer Quellen (Luzzi 2004b, 13 zählt 40 Autoren) und geht dabei jeweils genau auf die von Tartarotti und Gaar vorgegebenen Streitpunkte ein. Auf diese Weise drängt er seinen Gegner nicht nur generell in die Defensive, es gelingt ihm sogar häufig, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, etwa indem er zu seiner Widerlegung bekannte Hexentheoretiker wie Martin Delrio SJ (1551–1608) heranzieht. Dieser wird z.B. auf S. LXII mit der Ansicht zitiert, weniger schwerwiegende Fälle von Hexerei seien nicht, wie im vorliegenden Falle geschehen, mit dem Tod, sondern nur mit lebenslanger Haft zu ahnden.

Stil

Überzeugend wirkt die *Propugnatio* aber auch deshalb, weil es Graser gelingt, seine technische und gelehrte Argumentation durch einen lebhaften, anschaulichen Stil zu beleben; Tartarotti selbst nennt die Schrift „salita e piperata“ und lobt ihr „bellissimo latino“ (zitiert nach Luzzi 2004b, 14). Grasers Gewohnheit, Tartarotti und Gaar wörtlich zu zitieren sowie Gaar direkt anzusprechen, vermittelt dem Leser den Eindruck, Ohrenzeuge einer tatsächlich geführten Debatte zu werden. In der Polemik gegen seinen Opponenten bleibt er vergleichsweise moderat, wodurch sein immer spürbares persönliches Engagement nicht maliziös oder streitsüchtig wirkt, sondern ehrlicher Entrüstung zu entspringen scheint. Ein Beispiel unter vielen (S. XXV):

Ego vero, GAARI, illum sane minime hoc crediturum facile mihi persuadeo, qui nesciat, qua ratione processus, ut vocant, contra striges per totam qua late patet Europam olim instrui soliti essent, quae aberrationes, qui abusus, qui excessus in illis passim notarentur. Haec tu si ignoras,

lege Cautionem Criminalem patris Friderici Spe, doctissimi Societatis Jesu theologi, et iam miraberis, non qui fieri potuerit, ut tot personae ob meram imaginationem rogo addictae fuerint, sed cur multo plures in cineres favillasque non abierint: adeo inordinatus erat procedendi modus, qui tum apud iudices obtinebat.

Ich aber, GAAR, bin völlig davon überzeugt, dass derjenige dies keineswegs glauben wird, der nicht weiß, wie die sogenannten Hexenprozesse einst in ganz Europa, so weit es reicht, gewöhnlich durchgeführt wurden, was für Verirrungen, Missbräuche, Auswüchse bei ihnen überall zu verzeichnen waren. Wenn du darüber nicht informiert bist, lies die *Cautio Criminalis* des Pater Friedrich Spee, eines hochgelehrten Theologen aus der Gesellschaft Jesu, und du wirst dich schon bald wundern – nicht wie es geschehen konnte, dass so viele Personen wegen eines reinen Hirngespinstes zum Scheiterhaufen verdammt wurden, sondern warum nicht noch viel mehr in Rauch und Asche aufgegangen sind. So ungeordnet war die Prozessführung, die damals bei den Richtern üblich war.

Staidel, *Ars magica*

Die schon zwei Jahre vor der *Propugnatio* erschienene *Ars magica adserta* („Die Kunst der Magie [in ihrer Realität] bestätigt"; Trient 1750) des Franziskanerkonventualen und Prosynodalexaminators Francesco, mit Ordensnamen Giovanni di Dio Staidel (*Ars magica* 1; Gasser 3, 301), setzt sich mit dem Thema auf einer viel allgemeineren Ebene auseinander und blendet den aktuellen Anlass nach Möglichkeit aus. Dennoch ist es offensichtlich, dass auch sie ihre Entstehung der gerade laufenden Debatte verdankt. Insbesondere reagiert das Buch auf Scipione Maffei, der in der *Arte magica dileguata* erklärt hatte, es gebe in der Gegenwart keine Magie mehr, da sie durch das Erlösungswerk Christi zunichte geworden sei (z.B. 27). Staidel versucht gegen Maffei darzulegen, es sei keine angemessene Reaktion auf derlei Phänomene, sie einfach für gegenstandslos zu erklären, sondern sie erforderten eine differenzierte Sichtweise.

Die *Ars magica* gliedert sich in acht Paragraphen: Zu Beginn (§1, S. 1–5) erklärt Staidel zunächst, wie er dazu gekommen sei, die Schrift zu verfassen: Als er sich in seiner Eigenschaft als Prosynodalexaminator mit den *casus reservati* (vgl. hier S. 584–586) der Diözese Trient beschäftigt habe, zu denen auch die Magie gehöre, hätten gewisse Personen – Namen werden nicht genannt – ihm vorgehalten, das sei ein eitles Unterfangen: Der Opfertod Christi habe die Magie aus der Welt geschafft. Daraufhin habe er beschlossen, sich näher mit dem Phänomen zu befassen. Es folgt eine Definition der Magie, die mit Verwandlung, Sinnestäuschung und Wahrsagerei drei Aspekte berücksichtigt. Der nächste Abschnitt (§ 2, S. 5–8) enthält biblische Belege für die Existenz der Magie, z.B. den Bericht über die ägyptischen Zauberer, die sich Moses in den Weg stellten (Ex 7). Es folgt eine Analyse von Bibelstellen wie Apk 20,2–8, die auf den ersten Blick – aber nicht in Wirk-

lichkeit – gegen Staidels These sprechen (§ 3, S. 8–12). Als nächstes werden Zeugnisse der Kirchenväter (§ 4, S. 12–19) und solche aus den Märtyrerakten (§ 5, S. 19–20) angeführt, danach kirchliche Einrichtungen und Bräuche wie z.B. der Einsatz von Weihwasser gegen Magie genannt, die deren Existenz voraussetzen (§ 6, S. 21–29). Im folgenden Paragraphen (§ 7, S. 30–40) kommt Staidel nochmals auf die Kirchenväter zurück und interpretiert scheinbar seiner These widersprechende Aussagen so lange, bis sie das nicht mehr tun. Zum Schluss (§ 8, S. 41–46) widerlegt er philosophische Argumente gegen die Magie.

Rationalismus

Staidels Arbeit empfiehlt sich trotz ihrer aus heutiger Sicht verfehlten These durch Zurückhaltung in der Polemik, Verarbeitung einer Fülle von Quellen vom AT bis hin zu päpstlichen Brevia neueren Datums, kluge Exegese und differenzierte historische Kritik (vgl. etwa S. 13–19 zu den antiken Berichten über Simon Magus, wo Staidel sich auf S. 15 nicht umsonst auf die Mauriner beruft). In der Interpretation der Bibel und der kirchlichen Tradition kreuzt er die Klingen mit Maffei als gleichwertigem Gegner. Im Übrigen konzediert er gerne, dass es sich bei vielen magischen Akten um Blendwerk handelt und Berichte über magische Vorfälle sich oft als Verleumdungen oder Hirngespinste herausstellen, ist aber nicht bereit, aus beidem abzuleiten, was daraus logisch auch nicht folgt: dass Magie schlechthin nicht existiert. Maffei dagegen erliegt in seinen Augen genau dieser Art von Trugschlüssen: *Quocirca hallucinantur adversarii probantes nullam modo magiam extare, quia veteres eam definiere esse fallaciam.* (S. 44; „Deshalb irren meine Gegner, wenn sie aus der Tatsache, dass die Alten die Magie als Täuschung bestimmt haben, schließen, es gebe überhaupt keine.“) Seine Argumentation laute: *Multa falsa comperta sunt. Ergo omnia sunt falsa.* (S. 45; „Vieles hat sich als falsch herausgestellt. Also ist alles falsch.“) Weshalb Gott nach wie vor etwas so Widersinniges wie Magie in der Welt duldet, weiß freilich auch Staidel nicht zu sagen. Doch in diesem Punkt erlaubt es ihm sein Glaube, sich auf die Unergründlichkeit von Gottes Willen zurückzuziehen (v.a. S. 41–42).

Planch, *Magia diabolica*

Das Thema Magie war auch zwei Jahrzehnte später noch aktuell. Es wird mit ähnlicher Grundtendenz wie von Staidel in einer Schrift behandelt, die 1767 im Innsbrucker Servitenkloster disputiert und im selben Jahr in Innsbruck gedruckt wurde. Beim Vorsitzenden und Autor der *Dissertatio critico-scripturistica de magia diabolica et magorum prodigiis Exod. 7. coram Pharaone patratis* („Auf kritischer Schriftlektüre beruhende Erörterung über die teuflische Magie und die laut Ex 7 vor dem Pharao vollführten Wundertaten der Magier“) handelt es sich um den Innsbrucker Alexius Maria Planch OSM (1725–1774), der in seinem Orden als Lektor tätig war (Tovazzi, Nr. 690; Gasser 3, 85–86).

Moraltheologie

Im Rahmen der erwähnten Verschiebungen im Verhältnis zwischen den theologischen Unterdisziplinen begann um die Mitte des 18. Jhs. auch die Moraltheo-

logie ein markanteres Profil zu entwickeln (HdK 5, 575). Ein frühes Beispiel für die Behandlung eines spezifisch moraltheologischen Problems, an dem überdies die damals noch nicht seltene Verbindung von Theologie und Medizin (Vocelka 2001, 264) sichtbar wird, ist eine Schrift des Innsbrucker Medizinprofessors Franz Friedrich Payr zum Thurn (vgl. hier S. 863), die dieser seinem Studenten Johannes Joseph Lang bei dessen Doktorpromotion zur Disputation vorlegte und danach, wie das Titelblatt verrät, *applausus loco* („anstelle einer Gratulationsschrift“) 1741 in Innsbruck herausgab: die *Apologia inter Sarcophibum et Sarcophilum cum crisi Theophili Veronensis* („Verteidigungsrede zwischen Fürchtefleisch und Liebefleisch samt Entscheidung durch Gottlieb Wahrheitsfreund“).[1]

Erkenntnisziel, Darstellungsform

Wie man schon aufgrund des Vorwortes erahnen kann, das von der Schwierigkeit spricht, medizinische und theologische Lehrmeinungen zur fleischlosen Ernährung miteinander in Einklang zu bringen, geht es Payr darum, die geltenden kirchlichen Fastengebote einer kritischen Prüfung im Geiste des Rationalismus zu unterziehen. Um die Sachlage möglichst objektiv darzustellen, so der Autor im Vorwort weiter, habe er sich dafür entschieden, zuerst Sarcophibus als Befürworter kirchlicher Fastengebote, dann Sarcophilus als ihren Gegner zu Wort kommen zu lassen und schließlich Theophilus Veronensis als Vertreter eines ausgewogenen Standpunktes ein Urteil sprechen zu lassen. Der Letztgenannte fungiert also als sein Sprachrohr. Im Werk selbst vertreten die drei Gestalten zwar unterschiedliche Standpunkte, gehen aber miteinander ausgesprochen freundlich um, so dass eher der Eindruck einer amikalen Diskussion als der eines Streitgesprächs entsteht. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die *Apologia* deutlich von Ferdinand Karl Weinharts ansonsten ganz ähnlich angelegtem *Conflictus medicus* (vgl. hier S. 866–868), über den Payr einige Jahrzehnte zuvor selbst disputiert hatte.

Sarcophibus listet in seiner Rede (Bl. A^{r}–B4^{v}) zunächst verschiedene Arten des Fastens auf, wobei er jenen, die theologisch relevant sind, besondere Aufmerksamkeit widmet. Dabei verweist er jeweils auf den Kreis derer, für die das betreffende Gebot gilt, auf die Formen, in denen das Fasten zu erfolgen hat, und auf die Personengruppen, die aufgrund von Krankheit oder aus anderen Gründen davon dispensiert sind. Wichtigster Zweck des Fastens ist in seinen Augen die *maceratio carnis* (Bl. A^{r}; „Mürbemachen des Fleisches“)

1 Griechische Fremdwörter sind Glücksache, und Payr scheint von Unglück verfolgt: Was eine *apologia* („Verteidigungsrede“) zwischen zwei Parteien sein soll, ist ebenso unklar wie der Gegenstand der Verteidigung. Sarcophibus müsste eigentlich Sarcophobus heißen (und selbst dann wäre Payrs Übersetzung mit *osor carnis* („Fleischhasser“) in der Vorrede an den Leser noch ungenau). Auch der Name Veronensis ist seltsam. Der Ausdruck bedeutet gängigerweise „aus Verona“, doch Payr paraphrasiert ihn, wieder in der Vorrede, mit *qui* […] *soli inhiat veritati* („der […] nur nach der Wahrheit lechzt“), leitet ihn also von *verus* („wahr“) ab.

als Voraussetzung des Seelenheils. Dazu kämen allerdings auch medizinische Vorteile, die ausführlich dargelegt werden. – Sarcophilus (Bl. B4^{v}–D3^{r}) bedauert, dass derlei rigide Grundsätze weitgehende Anerkennung genössen, und zweifelt an ihrer Berechtigung. Die Analyse der einzelnen von seinem Gegner vorgetragenen Aspekte erfolgt mithilfe des argumentativen Repertoires der Aufklärung. – Theophilus Veronensis (Bl. D3^{r}–E4^{r}) plädiert in seinem Bestreben, beiden Positionen die Spitze zu nehmen, für einen gemäßigt aufgeklärten Standpunkt. Er bleibt grundsätzlich den Vorgaben des Sarcophibus verpflichtet, schwächt diese aber insofern ab, als er in vielen Einzelfragen für individuelle Lösungen eintritt. Seine moderate Haltung unterstreicht er durch das Herrenwort *Ne tentes Dominum Deum* (Mat 4,7, zitiert auf Bl. E^{r}; „Du sollst Gott, den Herrn, nicht versuchen"), gegen das übertrieben strenge, gesundheitsgefährdende Fastengebote in seinen Augen verstoßen. Insgesamt lässt sich sein Standpunkt als Versuch einer Synthese von Katholizismus und Aufklärung verstehen.

antijesuitische Tendenzen

Im Jahr 1760 wurden die rationalistischen Vorbehalte gegen die Scholastik, die sich schon längere Zeit hindurch immer deutlicher artikuliert hatten, in Österreich durch die Gründung der Wiener Studienhofkommission gleichsam institutionalisiert. In der Folge kam es vielerorts bereits zur Entfernung der Jesuiten von den Lehrstühlen, wodurch der Spekulation endgültig Einhalt geboten und stattdessen augustinisch-thomistischer Theologie der Boden bereitet werden sollte. Auch das jansenistische Gedankengut, mit dem die Reformer sympathisierten, insbesondere der moralische Rigorismus, gewann auf diese Art an Boden (Haidacher 1952, 248–255; Falkner 1969, 159–169; Vocelka 2001, 236). In Innsbruck verblieben zwar die Jesuiten einstweilen noch in Amt und Würden, doch wurden 1761 zwei neue Lehrstühle für augustinische und thomistische Theologie und 1762 eine zweite Professur für Moraltheologie geschaffen.

Kemter über Anderl von Rinn

Die beiden erstgenannten Lehrstühle gingen an Adrian Kemter OPraem aus Wilten und Joachim Plattner OCist aus Stams (Coreth 1947, 21; Falkner 1969, 171). Dass mit Kemter ein Prämonstratenser zum Zug kam, kann angesichts der traditionellen Nähe dieses Ordens zu Augustinismus und Jansenismus (Haidacher 1952, 204–205) kaum überraschen; allerdings war man in Wilten von der ‚thomistischen' Gnadenlehre, die man noch zu Beginn des Jahrhunderts vehement vertreten hatte, inzwischen weit abgerückt (Haidacher 1952, 253). Kemter (1705–1774; vgl. hier S. 755) war ein vielseitiger Gelehrter, der rund ein Dutzend theologische und sonstige Schriften hinterließ. An dieser Stelle sei nur auf die über 300 Seiten starken, mit Kupferstichen illustrierten *Acta pro veritate martyrii corporis et cultus publici beati Andreae Rinnensis* („Akten, die für die Wahrheit des körperlichen Martyriums und der öffentlichen Verehrung des Seligen Andreas von Rinn sprechen"; Innsbruck 1745; vgl. Abb. 135) hingewiesen, die vor ihrer Publikation in Wilten,



Abb. 135: Frontispiz der *Acta pro veritate martyrii corporis et cultus publici beati Andreae Rinnensis* Adrian Kemters, Innsbruck 1745: Anderl von Rinn, umgeben von Fürbittern.

wo Kemter damals unterrichtete, durch zwei seiner Schüler verteidigt worden waren (Haidacher 1952, 144–145).

> Kemter analysiert zunächst die historischen Quellen für das Martyrium bzw. deren Fehlen (Kap. 1–2). Anschließend erzählt er die Legende (Kap. 3–5), stellt Betrachtungen über die Juden i.A. an und diskutiert die Voraussetzungen für die Anerkennung von Anderls Tod als Martyrium (Kap. 6–7). Gegen Ende behandelt er angeblich von Anderl vollbrachte Wunder (Kap. 8) und die Entwicklung seines Kultes (Kap. 9–12).

Bedeutung

Von Interesse sind die *Acta* einerseits als Zeugnis dafür, dass in Wilten auch ein knappes Jahrhundert nach Wilhelm Bliemels Werk über den Hl. Norbert (vgl. hier S. 552–554) hagiographische Stoffe zum Gegenstand philosophisch-theologischer Disputationen werden konnten. Andererseits stellen sie ein weiteres Kapitel in der Geschichte des Anderl von Rinn-Kultes (vgl. hier S. 441–442) dar, wobei sie ihrerseits als direkte Reaktion auf jüngste Entwicklungen in der Sache zu verstehen sind: Erst im Vorjahr, 1744, hatten die Chorherren vom Brixner Bischof die Erlaubnis zur öffentlichen Verehrung der Reliquien erhalten. Unter diesen Umständen verwundert es nicht, dass der historisch-kritische Anspruch, mit dem das Werk auftritt, aus heutiger Perspektive nicht eingelöst wird. Ob für die endgültige Anerkennung des Kultes 1755 die *Acta* oder aber die Schenkung zweier im Besitz des Stifts befindlicher Hs. mit den Dekreten der Konzilien von Basel und Konstanz an Papst Benedikt XIV. (vgl. Neuhauser 1988, 63) ausschlaggebend war, lässt sich nicht mehr sicher feststellen.

Plattner: ein ‚Staatstheologe'

Der aus Barwies im Oberinntal stammende Joachim Plattner OCist (1725–1789), der vor seiner Berufung an die Universität Innsbruck in Stams unterrichtet hatte (Gasser 3, 88), ist ein gutes Beispiel für einen Theologen, der mit den staatlich geförderten aufklärerischen Tendenzen der Zeit weitgehend konform ging. Seine Werke bezeugen schon durch ihre Titel eine augustinisch-thomistische, historisch-kritische und rationalistische Einstellung. Wie sehr er damit der offiziellen Universitätspolitik der Zeit entsprach, lässt sich etwa daran ablesen, dass seine rund 400 Seiten starken *Dissertationes historico-criticae in universos theologiae tractatus* („Historisch-kritische Erörterungen über alle Bereiche der Theologie"; Innsbruck 1766) eine Prämie von 100 Gulden für das beste gelehrte Werk des Jahres erhielten (Haidacher 1952, 317; Coreth 1995, 27–28). Gleichermaßen symptomatisch ist allerdings sein Scheitern als akademischer Lehrer (das er übrigens mit Kemter teilt): Er hatte kaum Hörer, weil diese nach wie vor den Jesuiten verbunden blieben (Haidacher 1952, 256–263).

Flavian Ricci

Der zweite Lehrstuhl für Moraltheologie ging an den Franziskanerpater Flavian Ricci (1714–1789) aus Cembra, vormals Lektor für Philosophie und Theologie in

seinem Trientner Kloster, der am 2. Januar 1762 in Innsbruck den theologischen Doktorgrad erwarb und mit Hofdekret vom 10. September desselben Jahres zum Professor ernannt wurde. In den folgenden Jahren überarbeitete er das moraltheologische Handbuch seines Tegernseer Mitbruders Anaklet Reiffenstuel, einen Klassiker dieses Faches (Hurter 4, 929–931), im Sinne des Probabiliorismus, einer etwas strengeren Weiterentwicklung des Probabilismus (Falkner 1969, 172–177). 1767 kehrte er in sein Kloster zurück, 1769 wurde er als Professor der Dogmatik an die Universität Pavia berufen, wo er bis 1788 lehrte und zahlreiche weitere Werke verfasste.[2]

Antrittsvorlesung

In seiner hs. erhaltenen, 18 Seiten umfassenden Antrittsvorlesung (TLMF, FB 458/5) legt Ricci seinen theologischen Standpunkt offen. Die Ausführungen lassen einen in erster Linie frommen, kirchentreuen Gelehrten erkennen. Einziges Zugeständnis an die Aufklärung ist die Ansicht, was die Moraltheologie leiste, sei auch für Staat und Zivilgesellschaft von hoher Relevanz; zumal Eliten wie Richter, Ärzte usw. sollten davon nicht unbeeinflusst bleiben. Die Ansprache beginnt mit einer Kritik am gängigen Lehrbetrieb, in dem die (Natur-)Wissenschaften zum Nachteil der Sitten zu viel Gewicht hätten. Seine Disziplin, die Theologie, sieht Ricci in ihrer gesamten Breite. Er nennt die Quellen, auf denen sie fußt (Bibel, Kirchenväter, Konzils- und Synodalbeschlüsse), und beschreibt knapp die wichtigsten Subdisziplinen: Dogmatik, Polemik, Scholastik, Moral. Dass die Moraltheologie zur Zeit geradezu auf Verachtung stoße, hänge mit der – auch von ihm abgelehnten – kasuistischen Tradition zusammen und sei umso bedauerlicher, als sie die übrigen Disziplinen gleichsam umfasse. Darüber hinaus sei sie insofern die vornehmste, als sie die Menschen zur Beachtung der göttlichen Gesetze führe. Seinen eigenen Standort innerhalb der Moraltheologie legt Ricci in der Mitte zwischen Laxismus und Rigorismus fest. In besonderer Weise verbunden fühlt er sich den Ansichten des englischen Jesuiten Antonius Terillus (1621–1676), eines bedeutenden Systematikers des Probabilismus (BBKL 11, 672–673). Einen Mittelweg schlägt er auch in seinem wissenschaftlichen Selbstverständnis als Theologe ein: Er wolle weder zu viel Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten setzen, noch sich allein auf göttliche Hilfe verlassen.

Exegese: Kopf, *Tyrocinium*

Die Aufwertung der praktischen Fächer, welche die Studienordnung von 1752 vorsah, äußerte sich auch in der Forderung nach einer intensiveren Pflege der Bibelwissenschaften. Dieses Ansinnen war umso berechtigter, als die Exegese, die Mitte des 17. Jhs. eine Blüte erlebt hatte, im 18. Jh. in Verfall geraten war (Falkner 1969, 81). In Innsbruck hatte seit 1755 mit dem Weltpriester Ferdinand Kopf (1729–1810; vgl. Gasser 2, 169–170; Wurzbach 12, 435) ein tüchtiger Wissenschaftler

2 Gasser 3, 141–142; Hurter 5, 225; Coreth 1947, 27; Haidacher 1952, 201; Coreth 1995, 27.

die Professur für die Heilige Schrift inne. Sein *Tyrocinium Sacrae Scripturae* („Einleitung in die Heilige Schrift"; Augsburg/Innsbruck 1763) ist ein kurzgefasstes, aber gründliches Lehrbuch der Bibelkunde. Nach einem Vorwort an Kopfs Hörer, für die das Buch gedacht ist ([4]–[12]), behandelt ein erster Teil allgemeine Fragen (Kanon, Inspiration, Regeln der Auslegung und Verwendung der Heiligen Schrift; 13–98), ein zweiter führt auf dem Stand der exegetischen Forschung der Zeit in die einzelnen Bücher ein (99–160). Bemerkenswert und hilfreich ist am Schluss ein umfangreicher *Index Hebraismorum et nominum* (161–196; „Index der Hebraismen und Eigennamen"). Aufgrund seiner übersichtlichen Darstellung der Materie erwies sich das *Tyrocinium* als so nützlich, dass es 1776 eine zweite Auflage in Augsburg und 1786 eine dritte in Trient erlebte (Coreth 1947, 19–20; Falkner 1969, 179–180).

Weitenauer, *Biblia sacra*

Noch bekannter als Kopf war der Ingolstädter Ignaz Weitenauer SJ (1709–1783), der sich in erster Linie als Philologe und Orientalist einen Namen machte (vgl. hier S. 802) und deshalb von 1753 bis 1773 den Innsbrucker Lehrstuhl für Philosophie und orientalische Sprachen innehatte. Hier kann nur kurz auf sein zwischen 1768 und 1773 in Augsburg publiziertes exegetisches *opus magnum* eingegangen werden: die rund 4500 Seiten umfassenden sechs Bände der *Biblia sacra utriusque testamenti* („Heilige Schriften beider Testamente"), in denen er die gesamte Bibel erschloss. Sie seien exemplarisch anhand des 1769 erschienenen fünften Bandes vorgestellt, der *Sancta IV Evangelia et Acta apostolorum e Syriacis Graecisque fontibus ad mentem Vulgatae et Latini sermonis consuetudinem sensu literali dilucide explicata* („Die heiligen vier Evangelien und die Apostelgeschichte, auf der Grundlage der syrischen und griechischen Quellen im Sinne der *Vulgata* und gemäß den Gepflogenheiten der lat. Sprache nach ihrer wörtlichen Bedeutung klar erläutert"). Der Titel ist Programm, das Vorwort deutet ihn aus und illustriert ihn mit zahlreichen Beispielen. Nach einer kurzen Einbettung des Bandes in das Gesamtprojekt (III–IV) erklärt Weitenauer, er wolle erstens auf den jeweiligen Urtext zurückgehen, zweitens den Sinn der *Vulgata* möglichst genau erfassen und diesen drittens durch eine Übertragung in klassisches Lat. jedermann erschließen (IV). Was den ersten Punkt betrifft, so hält er bei den meisten Schriften die griechische, bei Matthäus jedoch die syrische Fassung für den Urtext. Indem man auf diesen rekurriert, lassen sich viele Fragen, welche die *Vulgata* aufwirft, leicht klären (IV–IX). Was das Textverständnis betrifft, sieht er Schwierigkeiten, die es zu erläutern gilt, einerseits auf der Ebene des *textus* („Text"), andererseits auf der des *nexus* („Verknüpfung"). Erstere betreffen Wort- und Satzverständnis, letztere den Zusammenhang zwischen den Sätzen, d.h. Phänomene, die wir heute der Textgrammatik zuordnen würden (IX–XII). Die Umsetzung in klassisches Lat. bleibt dem Matthäusevangelium vorbehalten, das Weitenauer mit der altkirchlichen Überlieferung für das älteste

Evangelium und die Grundlage der anderen hält (heute gilt Markus als etwa ein Jahrzehnt älter, vgl. LThK 6, 1481). Er stellt ihm eine ciceronianische Version zur Seite, die er durch Einfügung von bei Matthäus ausgelassenen Elementen aus den anderen Evangelien zugleich zu einem Monotessaron, einer Evangelienharmonie, ausbaut (vgl. XII–XVI). Bei alldem erlegt er sich, um nicht ins Uferlose zu geraten, strenge Einschränkungen auf und schließt zahlreiche Aspekte von der Behandlung aus: Der mehrfache Schriftsinn wird überhaupt nicht berührt, chronologische, genealogische, geographische, grammatische und prosopographische Fragen bleiben unbeantwortet, solange sie nicht der höheren Absicht der *Biblia sacra* dienen. Diese besteht darin, dem Leser zu einem vertieftem Bibelverständnis zu verhelfen, ihn gegebenenfalls bei der Vorbereitung seiner Predigten zu unterstützen und ihm Waffen gegen „Feinde der Wahrheit", d.h. wohl in erster Linie Protestanten, in die Hand zu geben (XIV).

zurück zum Urtext

Was die *Biblia sacra* zu einem eindrucksvollen Werk macht, sind Weitenauers philologische Kompetenz, sein interpretatorischer Scharfblick und seine eigenen Fähigkeiten als Schriftsteller und Latinist. Zwei kleine Beispiele mögen dies zum Abschluss *in nuce* demonstrieren. Die Notwendigkeit, auf den Urtext zurückzugehen, wird im Vorwort u.a. mit folgendem Exempel illustriert (VII):

> *Luc. XXI 29 haec Domini verba legimus: „Videte ficulneam et omnes arbores: cum producunt iam ex se fructum, scitis, quoniam prope est aestas." Siquis Vulgatae infensus aut a Christi nomine alienus dictum hoc falsitatis arguat, eo quod arbores non appetente aestate, sed ea iam adulta fructum proferant, in Latinitate sola adeo nihil erit praesidii, ut ipsa potius praesidio egeat. Sed e fontibus responsum verum et solidum petam: Graecum probalosin non de solo fructu dicitur, sed generatim significat protrudere, emittere. Quod etiam de flore ac germine usurpatur. Clarius etiam Syriacum demophrein, pullulantes, rei praesenti succurrit. Tum ergo prope est aestas, cum arbores inclinante iam vere pullulare incipiunt.*

> In Lk 21,29 lesen wir folgende Worte des Herren: „Seht den Feigenbaum und alle Bäume: Wenn sie bereits aus sich Frucht hervorbringen, wisst ihr, dass der Sommer nah ist." Wenn ein Feind der *Vulgata* oder jemand, der sich vom Namen Christi fern hält, diesen Ausspruch als unrichtig bezeichnen sollte, weil die Bäume nicht beim Nahen des Sommers, sondern wenn dieser schon fortgeschritten ist, Frucht hervorbrächten, liegt im lat. Text so sehr kein Schutz hiergegen, dass er vielmehr selbst des Schutzes bedarf. Aber aus den Quellen werde ich mir eine wahre und unumstößliche Antwort holen: Das griechische *probalosis* bezieht sich nicht auf die Frucht allein, sondern bezeichnet generell das Hervorbringen und Ausstrecken und wird auch von Blüte und Spross gebraucht. Noch deutlicher kommt das syrische *demophrein*, „ausschlagend", der Sache, um die es geht, zur Hilfe. Dann also ist der Sommer nahe, wenn die Bäume gegen Ende des Frühlings auszuschlagen beginnen.

die Bibel *à la* Cicero

Als Beispiel für Weitenauers zurückhaltende, aber konsequente Art, den Bibeltext in klassisches Lat. umzusetzen, sei Mat 1,22 („Dies alles geschah jedoch, damit erfüllt werde, was gesagt worden war vom Herren durch den Propheten, der sagte") angeführt. Er behandelt die Stelle folgendermaßen (6; links die *Vulgata*, rechts die Adaption):

Hoc autem totum factum est, ut adimpleretur, quod dictum est a Domino per Prophetam dicentem:	*Quae omnia facta sunt, ut perficeretur id, quod praedictum fuerat a Domino per prophetam (Esaiam) his verbis:*

Der Satzbau wird nicht angetastet, und die Änderungen im Detail (statt anaphorischem *hoc* relativer Anschluss im idiomatischeren Plural, *omnia* für *totum*, klassisches *perficere* anstelle von *adimplere* usw.) wirken jede für sich genommen geringfügig. In ihrer Gesamtheit aber machen diese dezenten Retuschen aus dem plumpen Spätlatein der *Vulgata* einen Satz, dessen sich auch Cicero nicht zu schämen gehabt hätte.

Stefan Tilg/Martin Korenjak

Philosophie und Naturwissenschaft

Philosophie und Naturwissenschaft unter einem Dach

Angesichts der Tatsache, dass Philosophie und Naturwissenschaft in den vorangehenden Kapiteln getrennt behandelt wurden, wirkt es auf den ersten Blick paradox, dass sie nun in diesem und im folgenden zusammengenommen werden: Das scheint der Emanzipation der Naturwissenschaften von der Philosophie im Laufe der Frühen Neuzeit genau zuwiderzulaufen. Die Entscheidung ist institutionsgeschichtlich begründet: Seit 1669 sind Philosophie im heutigen Sinne und Naturwissenschaft unter dem Dach der philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck vereint. Da die Universität nunmehr die für das Tiroler Geistesleben wichtigste Einrichtung überhaupt darstellt, hat dies den Ausschlag für die Behandlung beider Bereiche in einem Kapitel gegeben.

Gliederung

Im Folgenden wird zunächst das philosophisch-naturwissenschaftliche Schrifttum behandelt, das an der philosophischen Fakultät bzw. an vergleichbaren Institutionen entstanden ist, in erster Linie die gedruckten Dissertationen. Danach kommt die Philosophie abseits der Universität zur Sprache. Die dominierende Gestalt ist hier der Kapuziner Iuvenalis Annaniensis, dessen Hauptwerk einen wichtigen Beitrag zum christlichen Platonismus und damit auch ein Gegengewicht zur aristotelischen Jesuitenscholastik darstellt.

Dissertationen an der philosophischen Fakultät

Die Gründung der Universität Innsbruck 1669 markiert für das Disputations- und Dissertationswesen in Tirol einen entscheidenden Wendepunkt. Davon ist auch und besonders die Philosophie betroffen. Während philosophische Dissertationen bisher nur aus den Jesuitengymnasien von Innsbruck und Trient sowie einigen Klöstern kamen, übernimmt nun die Universität die führende Rolle in diesem Genre und verhilft ihm zu einer Blüte. Eine Statistik der erhaltenen philosophischen Dissertationen zeigt den enormen zahlenmäßigen Anstieg im Vergleich zur Epoche vor der Universitätsgründung. Während wir vom ersten Auftauchen gedruckter Dissertationen bis 1669 in Tirol gerade 13 Exemplare überliefert haben, sind es aus der vorliegenden Periode 84. Auch wenn wir in Rechnung stellen, dass es sich bei ihr um eine besonders lange Epoche handelt, ist der Anstieg beträchtlich. Die Universität Innsbruck ist für 65 der 84 erhaltenen Dissertationen verantwortlich. Der Rest teilt sich auf die Gymnasien in Trient (sechs Exemplare), Rovereto (drei Exemplare) sowie eine Reihe von Klöstern auf (insgesamt zehn Exemplare). Mindestens ebenso radikal wie der zahlenmäßige Anstieg ist die inhaltliche Neuausrichtung der Dissertationen, zumindest der an der Universität entstandenen.

Während bisher in den Jesuitengymnasien Logik – in den Klöstern teilweise auch allgemeine Philosophie – auf dem Programm stand, widmen sich die universitären Dissertationen nun fast ausschließlich Themen der aristotelischen Naturbetrachtung. Dieser inhaltliche Umschwung lässt sich sehr einfach mit einer institutionellen Veränderung des jesuitischen Philosophieunterrichts in Tirol erklären. Vor der Gründung der von den Jesuiten geleiteten philosophischen Fakultät war der jesuitische Philosophiekurs (*cursus philosophicus*; vgl. u.a. Blum 1998, 158–171) nur durch das erste von insgesamt drei Jahren vertreten, den im Gymnasium absolvierten Logikkurs. Erst mit dem universitären Unterricht wurde der Gesamtkurs durch ein zweites und ein drittes Jahr vervollständigt, wobei das zweite der Physik und das dritte der Metaphysik gewidmet war.

Ratio studiorum

Aufbau und Inhalt des *cursus philosophicus* sind im jesuitischen Lehrplan *(Ratio studiorum)* geregelt. Die Passage zur Logik wurde bereits im Philosophiekapitel der vorigen Epoche zitiert. Was erfahren wir über Physik und Metaphysik? Die entsprechenden Regeln richten sich an den Professor für Philosophie (Lukács 1965–1992, Bd. 5, 397–401):

> *Secundo anno explicet libros octo physicorum, libros de coelo et primum de generatione. In octo libris physicorum compendio tradatur textus libri sexti et septimi; etiam primi ex ea parte, quae est de antiquorum opinionibus. In octavo libro nihil disseratur de numero intelligentiarum nec de libertate nec de infinitate primi motoris; sed haec in metaphysicis disputentur, et quidem solum ex sententia Aristotelis. Textus secundi, tertii, quarti de coelo breviter perstringantur, magna etiam ex parte praetereantur. In his libris non tractentur, nisi paucae de elementis quaestiones, de coelo autem dumtaxat de eius substantia et de influentiis; ceterae mathematicae professori relinquantur vel conferantur in compendium. Meteorologica vero percurrantur aestivis mensibus ultima pomeridiana scholae hora, idque sive ab ordinario, si possit, philosophiae professore, sive ab extraordinario, nisi aliter fieri commodius videretur.*
>
> *Tertio anno explanabit librum secundum de generatione, libros de anima et metaphysicorum. In primo libro de anima veterum placita philosophorum summatim percurrat. In secundo expositis sensoriis non digrediatur in anatomiam et cetera, quae medicorum sunt. In metaphysica quaestiones de Deo et intelligentiis, quae omnino aut magnopere pendent ex veritatibus divina fide traditis, praetereantur. Prooemium ac septimi et duodecimi libri textus magna ex parte diligenter explicetur. In ceteris libris seligantur ex unoquoque quidam praecipui textus, tanquam fundamenta quaestionum, quae ad metaphysicum pertinent.*

Im zweiten Jahr soll er die acht Bücher der *Physik*, die Bücher *Über den Himmel* und das erste Buch *Über Entstehen und Vergehen* erklären. Von den acht Büchern der *Physik* soll der Text des sechsten und des siebten nur in Zusammenfassung vermittelt werden; so auch der Text des ersten, soweit er von den Ansichten früherer Forscher handelt. Im ach-

ten Buch soll nichts über die Zahl der Intelligenzen,[1] nichts über die Freiheit und auch nichts über die Unendlichkeit des ersten Bewegers gesagt werden: Diese Dinge sollen in der Metaphysik behandelt werden, und zwar ausschließlich nach der Ansicht des Aristoteles. Die Texte des zweiten, dritten und vierten Buchs *Über den Himmel* sollen kurz gestreift, großteils aber übergangen werden. In diesen Büchern soll nichts außer wenigen Fragen über die Elemente behandelt werden, bezüglich des Himmels aber nur etwas über dessen Substanz und Einfluss. Die übrigen Fragen sollen dem Professor der Mathematik überlassen oder summarisch zusammengestellt werden. Die *Meteorologie* aber soll in den Sommermonaten jeweils in der letzten Schulstunde am Nachmittag durchlaufen werden, und zwar entweder – falls möglich – vom ordentlichen Professor der Philosophie oder von einem außerordentlichen, es sei denn, es scheint auf eine andere Weise praktikabler zu sein.

Im dritten Jahr wird er das zweite Buch *Über Entstehen und Vergehen* erklären, die Bücher *Über die Seele* und die der *Metaphysik*. Im ersten Buch *Über die Seele* soll er die Ansichten der alten Philosophen zusammenfassend durchlaufen, im zweiten zwar die Sinnesorgane behandeln, dann aber nicht zur Anatomie und zu den übrigen Dingen abschweifen, die in die Medizin gehören. In der *Metaphysik* sollen die Fragen über Gott und die Intelligenzen, die ganz oder großteils von den durch den göttlichen Glauben weitergegebenen Wahrheiten abhängen, übergangen werden. Die Vorrede sowie der Text des siebten und des zwölften Buches sollen zum größten Teil und sorgfältig erklärt werden. In den übrigen Büchern sollen aus jedem gewisse besonders geeignete Texte gleichsam als Grundlagen für die auf die Metaphysik bezüglichen Fragen ausgewählt werden.

Aristotelismus

Die z.T. sehr detaillierten Ausführungen der *Ratio studiorum* machen klar, dass der jesuitische Philosophieunterricht wie schon in der Logik so auch auf den höheren Stufen der Physik und Metaphysik praktisch ausschließlich um Aristoteles und die Aristotelesinterpretation kreist: Philosophie heißt bei den Jesuiten zunächst einmal die Lektüre und Besprechung eines genau geregelten Kanons aristotelischer Werke. Bei der Auswahl und Aufteilung des Stoffs für diesen Kanon ist das Bestreben zu erkennen, sich einerseits nicht auf allzu konkrete Naturbetrachtung einzulassen und andererseits von der Theologie abzugrenzen (die im Anschluss an den *cursus philosophicus* ein eigenes vierjähriges Studium bildete). Theologisch einschlägige Bücher und Passagen werden nur zusammenfassend behandelt oder ausgelassen. Der Metaphysikkurs versteht sich allerdings als philosophische Vorbereitung auf die Theologie, was u.a. aus der besonderen Empfehlung der Bücher sieben und zwölf der *Metaphysik* hervorgeht. In diesen wird nämlich der Begriff

1 Mit „Intelligenzen" sind die von Aristoteles zur Erklärung der Bewegung von Gestirnen postulierten Gestirngeister gemeint (vgl. Arist. metaph. 1074a38–1074b9; HWdPh 1, 584; 3, 556–559).

der Substanz erörtert, was letztlich zur Idee der unvergänglichen Substanz oder des ersten Bewegers hinführt.

Themen

Die bereits erwähnte thematische Neuausrichtung der Dissertationen zeigt sich schon daran, dass sich unter den erhaltenen Dissertationen der vorliegenden Periode nur mehr ein einziges Beispiel für ein logisches Thema, nämlich das Spezialproblem der spezifischen Differenz, findet.[2] Daraus darf man nicht schließen, dass der Logikunterricht keine Rolle mehr spielte – am Jesuitengymnasium wurde bestimmt nach wie vor intensiv Logik gelehrt, und es fanden logische Disputationen statt. Gegenüber den ‚höheren', akademischen Kursen der Physik und Metaphysik scheint die Logik aber in den Geruch des Propädeutikums gekommen zu sein, und da gedruckte Dissertationsschriften auch zur sozialen Repräsentation dienten – v.a. der Defendenten, die die Mittel für die Publikation aufbrachten und die Widmungen verfassten –, leuchtet die Bevorzugung der Naturphilosophie unmittelbar ein. Trotz eines oft immer noch hohen Abstraktionsgrads sind die behandelten Fragen anschaulicher als in den rein der Logik gewidmeten Dissertationen. Zu diesem Eindruck trägt auch bei, dass es relativ wenige Dissertationen gibt, die speziell metaphysische Fragen verhandeln.[3] Die Abgrenzung von der Theologie scheint in der Praxis der Dissertationen ein noch stärkeres Bedürfnis als in der Theorie des Lehrplans gewesen zu sein. Dazu kommt, dass gegen Ende unserer Epoche die Metaphysik wegen ihres hohen Spekulationsgrads dem nunmehr utilitaristischen Tendenzen folgenden Staat unangenehm wurde. 1734 wurde deshalb im Zuge einer von der Wiener Zentralregierung verordneten Universitätsreform der Philosophiekurs auf Kosten der Metaphysik um ein Jahr verkürzt. Fortan wurde Metaphysik nur noch in reduzierter Form als Teil des einführenden Logikkurses gelehrt – „was nämlich nützlich ist, mit Hinweglassung alles Obscuren, Weitläufigen, was den Verstand der Zuhörer nur verdunkelt etc.". Als Ersatz wurde ein freiwilliges – seit 1752 je nach weiterführendem Studium in verschiedenem Ausmaß obligates – drittes Jahr eingerichtet, in dem die Studenten Geschichte, *historia litteraria* („Literargeschichte") und Eloquenz, später auch Hebräisch, Griechisch und Naturgeschichte hören konnten (vgl. Probst 1869, 106–109; Oberkofler/Goller 1996, 30–46).

thematische Vielfalt

Was nun die Themen im Einzelnen angeht, zeigt schon ein kursorischer Überblick, dass sich die publizierten Dissertationen nicht auf den Drill der *Ratio studiorum* reduzieren lassen. Aristoteles und seine Schriften sind zwar autoritativ und

2 Kaspar Mändl (Präses) und Johann Baptist Alvera (Respondent): *Discursus dialecticus de specifica rerum differentia* („Dialektisches Gespräch über die spezifische Differenz der Dinge"; Innsbruck 1687).

3 Vgl. Wundt 1939, 45, der einen Mangel an Metaphysiklehrbüchern in der katholischen Schulphilosophie feststellt.

ein großer Teil der Dissertationen bleibt in den vom Lektürekanon vorgegebenen Bahnen, doch erweist sich das Genre als flexibel. Nicht jeder ist so eigenwillig wie Gaspare Savoy (1730–1785), der am Ende unserer Epoche im Gymnasium von Trient für die Existenz von Außerirdischen argumentiert und die Zweckmäßigkeit des Läutens von Kirchenglocken bei Gewittern erörtert.[4] Doch finden sich im Mainstream neben Schriften zur allgemeinen Philosophie nach Aristoteles und zu speziellen Problemen daraus auch etwa Dissertationen zur Nützlichkeit der Philosophie, zur neueren Philosophiegeschichte oder zur Methodenlehre. Die Themen der philosophischen Dissertationen sind grundsätzlich nicht so sehr von den Erfordernissen des Unterrichts als von den persönlichen Interessen der Professoren bestimmt. Im Regelfall waren die Dissertationen der damaligen Zeit ja Werke der Professoren und stellten für ihre ‚Publikationsliste' das dar, was heute Aufsätze, Buchkapitel und Monographien sind. Die in der mündlichen Disputation diskutierten Thesen, aus denen das Genre ursprünglich entstand, greifen zwar tatsächlich den im Unterricht durchgenommenen Stoff auf; diese Thesen waren aber eben nur mehr der drucktechnische Anlass für eine oft ganz anders geartete Untersuchung – was sich u.a. darin äußert, dass die Thesen nun gewöhnlich in einen Anhang verbannt werden. Von daher ist es gut verständlich, dass die Dissertationen mehr den Stempel ihrer Autoren als des Unterrichtsprogramms trugen. Dazu kam mit der (verspäteten)[5] Rezeption der modernen Naturwissenschaften im Verlauf des 18. Jhs. noch eine allgemeine Umwälzung der Interessen und Themen. Der rein aristotelische Horizont der *Ratio studiorum*, die seit ihrem Inkrafttreten 1599 keine Erneuerung mehr erlebte, wurde in der Praxis mit der Zeit schlichtweg obsolet. In den letzten drei Jahrzehnten unserer Epoche, in denen das aufklärerische Nützlichkeitsdenken sich immer lauter zu Wort meldet, finden wir deshalb philosophische Dissertationen zu Themen wie der Elektrizität, der physikalischen Statik nach Newton, dem Pflanzenbau oder dem Ingenieurswesen. Diese neuen Interessen, die schließlich zur Sprengung des klassisch-aristotelischen Philosophiekurses und zur wissenschaftlichen Ausdifferenzierung der philosophischen Fakultät führen werden, bahnen sich noch vor der Aufhebung des Jesuitenordens an, weshalb es zu einfach wäre, mit dieser eine wissenschaftsgeschichtliche Zäsur anzusetzen. Der Aufhebung des Ordens folgte aber eine Reihe von tief greifenden Universitätsreformen, die den inhaltlich

4 *Dissertatio philosophica de planeticolis* („Philosophische Dissertation über die Planetenbewohner"; Trient 1770; vgl. dazu Callegari 1907; zur Autorenfrage dell'Antonio 1920); *Dissertatio philosophica de usu et efficacia campanarum adversum tempestates* („Philosophische Dissertation über den Gebrauch und den Nutzen von Kirchenglocken gegen Unwetter"; Trient 1772).

5 Um nur ein Beispiel zu geben: Newtons *Philosophiae naturalis principia mathematica* („Die mathematischen Prinzipien der Naturphilosophie"), dessen Grundsätze erst ab der Mitte des 18. Jhs. in den Innsbrucker philosophischen Dissertationen intensiv rezipiert werden, erschien bereits 1687.

schon vorher einsetzenden Umbruch verwaltungsmäßig festschrieben (vgl. hier S. 1023–1026).

Forschungsstand und -aufgaben

Die philosophischen Dissertationen aus Tirol haben in der Forschung bisher wenig Interesse gefunden. Für frühere Epochen lässt sich das vielleicht durch den sperrigen Charakter der logischen Themen erklären. Aus der hier besprochenen Periode haben wir aber zahlreiche Texte, die ein breites Spektrum philosophisch-naturwissenschaftlicher Probleme behandeln. Sie böten Stoff für eine ganze Reihe von Fragestellungen: zur Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte; zur Rezeption und Verarbeitung zeitgeschichtlicher Ereignisse; aber auch zu genuin literarischen Phänomenen wie der Entwicklung einer erzählenden Wissenschaftsprosa. Im Regelfall werden diese Texte heute aber nur herangezogen, um durch die Abbildung von Titelblättern an ihre Existenz zu erinnern oder weil sie den einen oder anderen schönen Kupferstich enthalten (z.B. Egg/Amman 1980, 45–50). Nur eine einzige Dissertation wurde bisher näher untersucht (Steixner 2009 zur gleich zu nennenden *Philosophia historica de montibus*). Von einer systematischen Darstellung der Inhalte, wie sie Ulrich Leinsle für die Frühzeit der Universität Dillingen geboten hat (Leinsle 2006b), sind wir weit entfernt. Die vorliegende Einführung kann hierfür kein Ersatz sein, sondern bestenfalls Lust auf eingehendere Studien machen. Zu diesem Zweck sei eine originelle Gruppe erdwissenschaftlicher Dissertationen herausgegriffen.



Abb. 136: Stollenarbeit im Salzbergwerk in Hall: Kupferstich aus Franz Gauns *Iter per salinas Tyrolenses*, Innsbruck 1707.

geologische Dissertationen; Erdbeben

Unter den erhaltenen Dissertationen, die an der Universität Innsbruck entstandenen sind, finden sich fünf Exemplare, die sich ganz erdwissenschaftlichen Themen widmen. Jedes einzelne hebt sich von der Masse ab und ist auf seine Weise originell, wozu u.a. die Bezugnahme auf zeitgeschichtliche Ereignisse und die Inspiration durch die geologischen Verhältnisse des Landes Tirol beitragen. Franz Gauns *Iter per salinas Tyrolenses* („Reise durch die Tiroler Salinen"; Innsbruck 1707) behandelt die Natur von Salzvorkommen und verknüpft einen theoretischen Teil mit



Abb. 137: Inschrift am Goldenen Dachl in Innsbruck in Erinnerung an das Erdbeben von Hall im Jahre 1670.

dem Erlebnisbericht über einen Rundgang im Salzbergwerk Hall (vgl. Abb. 136). Christoph Leopolds *Philosophia historica de montibus* („Historische Philosophie über die Berge"; Innsbruck 1713; vgl. Steixner 2009) erörtert die Entstehung und das Wesen von Bergen. Ein lokaler Bezug wird nicht ausdrücklich hergestellt, doch spricht das unpaginierte Vorwort davon, dass zur Abwechslung ein Gegenstand philosophisch betrachtet werden soll, der sinnlich vor Augen liegt *(obvium* […] *conspectui)* – wie es in Innsbruck recht eindrücklich der Fall ist. In weiteren drei Dissertationen spielen aktuelle Erdbeben eine wichtige Rolle. Diese sollen hier etwas genauer betrachtet werden.

Manincor: *Disputatio philosophica de terraemotibus anni 1670*

Im selben Jahr 1670, in dem die Universität Innsbruck die philosophische Fakultät eingerichtet und den Lehrbetrieb aufgenommen hatte, wurde Tirol vom wohl schwersten dokumentierten Erdbeben seiner Geschichte heimgesucht. Das Epizentrum lag in Hall, rund zehn Kilometer östlich von Innsbruck, wo auch die größten Schäden entstanden (vgl. vgl. Abb. 137; zur Geschichte von Erdbeben in Tirol Schorn 1902). Das Haller Beben inspirierte eine beträchtliche Zahl von literarischen Werken, was es – in kleinerem Maßstab – mit dem Großereignis des Erdbebens von Lissabon 1755 (s.u.) und der darauf folgenden europaweiten literarischen Diskussion vergleichbar macht. Es beschäftigte neben diversen chronikalischen und historischen Darstellungen u.a. auch Drama, Lyrik und Philosophie: Noch im Ka-

tastrophenjahr nahm sich in Hall eine szenische Aufführung des Themas an (*Prozeß der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit mit der khaiserlichen Statt Hall in Tyroll*; TLMF, FB 831/5); Adam Widls 1674 erschienene Sammlung lyrischer Gedichte enthält eine *Descriptio nuperi terrae motus per Tirolim*, die wohl schon vorher unter dem Eindruck der Ereignisse entstanden war (vgl. hier S. 655); und der Altdorfer Universitätsprofessor Johann Christoph Sturm veröffentlichte nur wenige Monate nach den zerstörerischen Erschütterungen eine naturphilosophische Dissertation über Erdbeben.[6] Desselben Genres bediente sich auch der Innsbrucker Philosophieprofessor Anton Manincor (1638–1680) in seiner im Folgejahr entstandenen *Disputatio philosophica de terraemotibus anni 1670* („Philosophische Disputation über die Erdbeben des Jahres 1670"; Innsbruck 1671). Dieses Werk ist in mehrfacher Hinsicht beachtlich, nicht zuletzt weil hier Naturphilosophie mit Universitäts- und Zeitgeschichte verwoben ist. Der gebürtige Innsbrucker Manincor unterrichtete bis 1669 Logik am Jesuitengymnasium und war von der Ordensleitung eigentlich schon als Philosophieprofessor für die Universität Dillingen bestimmt gewesen, als die Einrichtung der philosophischen Fakultät in Innsbruck den Ausschlag für den Verbleib in seiner Heimatstadt gab (vgl. Probst 1869, 4 mit Anm. 2). Manincor war somit neben seinem Ordenskollegen Andreas Feurstain (1632–1685) der erste Professor für Philosophie an der Universität Innsbruck. Und da diese zunächst nur aus der philosophischen Fakultät bestand, waren Manincor und Feurstain die ersten Professoren der Universität überhaupt. Wie damals üblich, stieg Manincor mit den Studenten im *cursus philosophicus* auf und lehrte 1670 die Physik und 1671 die Metaphysik. Die nicht-metaphysischen Fragestellungen der Dissertation über die Erdbeben beweisen, dass es keinen direkten Zusammenhang der Dissertationen mit dem Unterricht geben musste. Das Thema lässt sich am ehesten dem Physikkurs und hier der – im Lehrplan kurioserweise für sommerliche Nachmittagsstunden vorgesehenen – aristotelischen *Meteorologie* zuordnen, auf deren einschlägige Passagen zur Natur von Erdbeben (besonders meteor. 2,8) sich unsere Dissertation auch beruft.

Der Bezug zur Universitäts- und Zeitgeschichte wird in der Widmungsrede der beiden Respondenten Anton Waid und Peter Prantner explizit gemacht, zweier Studenten Manincors aus dem Metaphysikkurs von 1671. Sie richten sich an den Regierungskanzler Johann Baron von Wittenbach, dem u.a. für seinen Einsatz bei der Gründung der Univer-

6 *De terraemotibus eorumque praecipuis accidentibus* […] *occasione nuperioris*, *qui 7/17* […] *Halae ad Oenum tantam stragem intulit* („Über Erdbeben und ihre hauptsächlichen Umstände […] aus Anlass des jüngsten Erdbebens, das am 17. Juli […] in Hall am Inn eine so große Verwüstung anrichtete"; Altdorf 1670).

sität gedankt wird. Die Respondenten geben ihrer Hoffnung Ausdruck, dass nach der nun erfolgten Einrichtung der philosophischen Fakultät bald auch die übrigen Wissenschaften an der Universität blühen werden. Einstweilen möge der Kanzler aber für seine Sorge um die Philosophie mit dieser Disputation ein kleines philosophisches Geschenk akzeptieren. Es gehe darin um Erdbeben, „weil diese hier durch die Furcht aller Leute und die Erzählungen von den vorgefallenen Ereignissen zu einem großen Gesprächsthema geworden sind" *(quoniam iam omnium metu et praeteritorum narrationibus hic sermo increbuit).* Am Ende hätten sie noch ein paar Thesen über die Seele hinzugefügt, um das Material für die (mündliche) Disputation zu vermehren. Es wird gar nicht der Versuch gemacht, einen Zusammenhang zwischen diesen Thesen und dem Hauptteil der Dissertation herzustellen.

Eine kurze Vorrede knüpft an den Anlass an. Es sei süß, über vergangenes Unglück zu erzählen. Die Ereignisse selbst waren allerdings düster. Die Häuser in Hall sind wie Schiffe in einem Seesturm untergegangen. Da nun aber – hoffentlich – das Schlimmste vorbei ist, ist eine gelehrte Unterhaltung darüber möglich. Die Ursachen für Erdbeben sind freilich dunkel, deshalb kann hier nur Wahrscheinlichkeit und Plausibilität angestrebt werden.

Der Hauptteil besteht – wie häufig in philosophischen Dissertationen – aus einer Reihe von separaten, mit Paragraphen durchnummerierten Fragestellungen *(quaestiones),* die jeweils einen Aspekt des Themas behandeln. Die Frage in § I lautet: *Qualesnam fuerint terraemotus nostri?* („Von welcher Art waren unsere Erdbeben?") Mit Aristoteles werden zwei grundsätzliche Arten von Erschütterungen unterschieden, der *tremor* (waagrecht verlaufende Erschütterung) und der *pulsus* (senkrecht verlaufende Erschütterung). In Hall sei beides vorgekommen: Das Hauptbeben vom 17. Juli war mehr ein *tremor*, ein starkes Nachbeben vom 22. November mehr ein *pulsus. A qua parte terraemotus provenerint?* („Woher sind die Erdbeben gekommen?"; § II): Grundsätzlich ist beobachtet worden, dass *tremores* sich von Ost nach West und *pulsus* von Nord nach Süd ausbreiten. Der Haller *tremor* hat sich ebenfalls von Ost nach West fortgepflanzt, was jeder bemerkt haben muss, der in den Wirren klaren Kopf behielt. *Quaenam fuerit praedictorum terraemotuum sedes?* („Wo ist der Sitz der besagten Erdbeben gewesen?"; § III): Wahrscheinlich etwas östlich von Hall, denn dort richtete es einzigartige Naturschäden an: Quellen wurden geschlagen oder verstopft, Felsen gespalten u.Ä. Dass es in dieser Gegend unterirdisch gärt, kann auch aus dem heißen Solevorkommen bei Hall geschlossen werden. Unterirdisch wehende heiße Winde sind nämlich die wahrscheinlichste Ursache von Erdbeben. *Quaenam fuerit nostrorum terraemotuum causa?* („Was war die Ursache unserer Erdbeben?"; § IV): Wie schon Aristoteles sagt, sind Winde (*spiritus*) der Grund für Erdbeben. Sie können sich entweder unterirdisch entzünden oder einfach wehen. Man sieht ja, welche Gewalt Feuer und Wind oberirdisch haben. *An causa nostrorum terraemotuum fuerint igniti spiritus?* („Waren entzündete Winde die Ursache unserer Erdbeben?"; § V): Kaum, denn das Beben hat sich weit ausgebreitet. Entzündete Winde müssten überall durch feurige Materie gespeist werden. Es ist aber unwahrscheinlich, dass sich auf so großem Raum überall feurige Ma-

terie befindet. *Cur sulphurei spiritus non fuerint nostrorum terraemotuum causa?* („Warum waren schwefelige Luftzüge nicht die Ursache unserer Erdbeben?"; § VI): Feurige Materie verzehrt sich schnell und kann nicht zu wiederholten Beben führen. Wenn andererseits das feurige Material regelmäßig ‚nachwachsen' würde, müsste es auch regemäßig Beben geben, was aber nicht der Fall ist. *An materia nostrorum terraemotuum fuerint spiritus flatuosi?* („Waren wehende Winde der Stoff, aus dem unsere Erdbeben entstanden?"; § VII): Ja, was sich nicht zuletzt aus der negativen Antwort auf die vorigen Fragen ergibt. *Quaenam fuerint proximae nostrorum terraemotuum dispositiones?* („Von welcher Art waren die direkten Umstände unserer Erdbeben?"; § VIII): Der geologische Aufbau verschiedener Landschaften begünstigt Erdbeben; so ist es ja auch mit den Meeresströmungen, die nur in bestimmten Gebieten vorkommen. Ein weiterer Faktor ist der Mond, der das Wehen der unterirdischen Winde beeinflusst; man vergleiche wieder das Meer, dessen Gezeiten vom Mond hervorgerufen werden. *Quinam fuerint terraemotuum nostrorum effectus?* („Was waren die Auswirkungen unserer Erdbeben?"; § IX): Die Schäden des *tremor* waren beträchtlich: in Hall blieb kein gemauertes Gebäude unbeschädigt; viele stürzten ganz oder teilweise ein; sieben Personen kamen in den Verschüttungen um; zwei weitere Opfer gab es im Umland von Hall. *Pulsus* richten an sich weniger Schäden an Gebäuden an, doch können sie besonders in Meeresnähe die Erde aufreißen und ganze Städte verschlucken. Das passiert deshalb, weil das im Meer enthaltene Salz die Gewalt der durch Schwefel und Natron entzündeten Winde verstärkt. *Quis denique futurus sit nostrorum terraemotuum exitus?* („Wie wird es mit unseren Erdbeben weitergehen?"; § X): Die Beben setzen sich zwar nach wie vor fort, doch sind sie nicht mehr stark, und es sind keine größeren Schäden mehr zu erwarten. Ein so spätes starkes Nachbeben ist in der Literatur nicht belegt. Schon Aristoteles hat die allmähliche Abschwächung von Nachbeben beschrieben. Das letzte große Erdbeben in der Region ist hundert Jahre her. Ob man das auch als Richtwert für die Zukunft nehmen kann, ist ungewiss, denn *notitia futurorum philosophi scientiam longe superat* („die Kenntnis der Zukunft übersteigt die Wissenschaft des Philosophen bei Weitem").

Es folgen die in der Widmungsrede angekündigten Thesen, die aus dem Stoff von Aristoteles' *De anima* schöpfen. Die erste von 18 Thesen lautet z.B.: *Ratio vitae universaliter constitit in eo, quod aliquid se moveat ab intrinseco per se, et non per accidens.* („Das Prinzip des Lebens besteht allgemein darin, dass sich etwas intrinsisch von sich aus – und nicht akzidentell – bewegt.") Den Abschluss bildet ein in alkäischen Strophen verfasstes Gratulationsgedicht der Mitstudenten, in dem der Forschergeist der Respondenten gepriesen wird.

wissenschaftliche Charakteristik

Auf eine detaillierte wissenschaftsgeschichtliche Einordnung von Manincors Theorien sei hier verzichtet. Grundsätzlich muss man in Rechnung stellen, dass die heute gültige Erklärung von Erdbeben durch den Zusammenstoß von Kontinentalplatten und die masselose Fortpflanzung seismischer Wellen sich erst Ende des 18. Jhs.

Bahn brach (vgl. Oeser 1992). Die zuvor entworfenen Theorien waren zwar vielfältig, gingen aber alle von einer ähnlichen Grundannahme aus: In unterirdischen Höhlen und Kanälen befindet sich feurige oder wässrige Materie; diese Materie ist für die Entstehung und Fortpflanzung von Winden, Dämpfen, Wasser, Lava u.a. verantwortlich, die sich ruckartig im unterirdischen Kanalsystem bewegen bzw. daraus ausbrechen und so eine Erschütterung der Erde bewirken. Aus diesem Grund stellt sich Manincor z.B. vor, dass ein Erdbeben einen „Sitz" *(sedes)* hat, von dem es sich in eine – und im Wesentlichen nur eine – Richtung ausbreitet. Der Begriff eines Epizentrums und die Ausbreitung in konzentrischen Kreisen waren ihm noch unbekannt.

Flexibilität der philosophischen Dissertation

Der Aufbau der Dissertation ist in seinem Grundschema repräsentativ. Widmung, Vorrede, ein langer, aus einer Serie von *quaestiones* bestehender Hauptteil, ein kurzer Anhang von Thesen für die mündliche Disputation, ein Gratulationsgedicht am Ende: das findet sich in den meisten Dissertationen dieser Zeit. Andererseits ist der Inhalt von einem ungewöhnlich hohen Anteil zeitgeschichtlicher Bezüge geprägt, und Manincors individuelle Bearbeitung des Themas Erdbeben beweist die Flexibilität des Genres der philosophischen Dissertation, das sich letztlich nicht auf ‚typische' Inhalte reduzieren lässt. Vielleicht lässt sich das vorliegende Werk am besten als eine Kreuzung von philosophischer Dissertation und jener Art von ‚Katastrophenliteratur' ansprechen, die nach dem zerstörerischen Wirken von Naturgewalten öfter auftritt – man vergleiche wieder das Erdbeben von Lissabon 1755 (s.u.) und seine Rezeption im intellektuellen Diskurs der Zeit.

vielschichtiges Dokument

Der besondere Charakter von Manincors Abhandlung macht sie zu einem mehrschichtigen Dokument, das nicht nur wissenschaftshistorisches, sondern auch allgemein geschichtliches und literaturgeschichtliches Interesse beanspruchen kann. So erfahren wir z.B. viel über die Umstände des Bebens, indem präzise Angaben zur zeitlichen Erstreckung und zur Frequenz der Beben gemacht werden.[7] Darüber hinaus hat die Dissertation stellenweise auch den Charakter eines Augenzeugen- bzw. Erlebnisberichts, was sich formal im Hervortreten eines Ich-Erzählers äußert, beispielsweise anlässlich der Frage, in welche Richtung sich das Erdbeben ausgebreitet hat (§ 2, S. 4):

7 Zur Dauer (S. 13): Starke Erschütterungen gab es vom 17. Juli bis zum 22. November 1670; leichtere von diesem Zeitpunkt bis zum 22. Dezember; dann trat eine Ruhephase ein, die bis zum 15. Januar 1671 anhielt. Danach wurden bis zur Niederschrift der Dissertation in Hall über 300 kleinere Erschütterungen registriert. Ein guter Teil davon war auch in Innsbruck zu verspüren, namentlich 15 besonders auffällige Erdstöße. Zur Frequenz (S. 7): Nach dem ersten Beben gab es über drei Wochen lang täglich neue Erschütterungen; allein in der auf das Hauptbeben vom 17. Juli folgenden Nacht wurden 22 Stöße gezählt.

Ego certe cum 28 Iulii post horam diei nonam occidentem versus in campo patenti ambularem et vehemens satis terraemotus existeret, dubitare non potui eundem ab oriente in occidentem ferri, audiebam enim horribilem sonitum tergori meo procul imminentem, antequam sentiebam terram sub pedibus trementem.

Als ich am 28. Juli nach der neunten Stunde des Tages in westlicher Richtung auf einem offenen Feld spazierte und sich ein ziemlich starkes Erdbeben ereignete, konnte ich nicht zweifeln, dass es sich von Ost nach West ausbreitete. Ich hörte nämlich in der Ferne einen fürchterlichen und bedrohlichen Krach in meinem Rücken, bevor ich spürte, dass die Erde unter meinen Füßen bebte.

weitere Dissertationen zum Thema

Eine Reihe weiterer Dissertationen zum Thema Erdbeben beweist, dass die ‚Katastrophendissertation' tatsächlich so etwas wie ein Subgenre ist. Nur verwiesen sei an dieser Stelle auf die 1699 erschienene theologische Dissertation *Cassandra* von Johann Baptist Halden (vgl. hier S. 810–812), in der ein damals zehn Jahre zurückliegendes, ebenfalls starkes Erdbeben in Innsbruck als Folge menschlicher Sünden interpretiert wird – der andere Zugang des Theologieprofessors ist offenkundig. Zwei weitere Dissertationen, die sich mit Erdbeben befassen, fallen aber ins Gebiet der Philosophie. Beide sind vom Beben in Lissabon 1755 motiviert. Wir machen damit einen Sprung ans Ende unserer Epoche.

Greimbl, *Dissertatio physica*

Chrysologus Maria Greimbls (Gasser 2, 53–54) *Dissertatio physica de primaria ac ordinaria causa terraemotus* („Physikalische Abhandlung über die wichtigste und eigentliche Ursache eines Erdbebens") wurde 1757 zusammen mit den obligatorischen Thesen – in diesem Fall aus der gesamten Philosophie – im Innsbrucker Servitenkloster vorgelegt. Sie ist damit auch ein Beispiel für die zahlenmäßig untergeordnete Produktion von Dissertationen im philosophischen Hausstudium der Tiroler Klöster. Über den Autor ist außer seinen Lebensdaten – geboren in Hall 1729, gestorben in Innsbruck 1804 – nicht allzu viel bekannt. Neben philosophischen und theologischen Werken hat er auch Dichtung geschrieben,[8] was wenigstens teilweise auch die stilistischen Ambitionen in seiner theoretischen Prosa erklären könnte. Greimbls Abhandlung ist insgesamt weniger direkt auf den Anlass bezogen als jene Manincors. Das Erdbeben von Lissabon wird im Text zwar oft erwähnt, doch fehlt einerseits eine Vorrede, in der der Bezug ausdrücklich hergestellt wird, andererseits eine detaillierte lokalspezifische Beschreibung der Ereignisse, wie sie Manincor in mehreren Passagen liefert.

8 Nämlich Hymnen – *Libellus Hymnorum* („Hymnenbüchlein"; ULBT, Cod. Serv., I. a. 3 und I. a. 4) – und eine aszetische Elegie *Camenae christianae seu elegia ascetica cum scholiis* („Christliche Camenen, oder aszetische Elegie mit Scholien"; ULBT, Cod. Serv. I. a. 15).

> Greimbl verficht eine im Detail etwas andere Theorie als Manincor. Seine Kerngedanken sind die folgenden: Er lehnt zunächst eine Reihe von Erklärungsmodellen ab, darunter auch jenes von den heißen Winden. Diese seien Begleiterscheinung, aber nicht direkte Ursache von Erdbeben. Beweis dafür sei u.a., dass es Erdbeben auch bei Windstille gebe und dass aus Erdspalten nie bloß heiße Luft, sondern auch „fauliges Wasser" (*putrida unda*) komme. Andere Gelehrte würden behaupten, das Erdbeben von Lissabon sei durch einen Kometen verursacht worden, der entweder auf die die Erde – gemäß Descartes' Theorie des Ätherwirbels (*vortex*) – umgebende Materiehülle aufgetroffen sei oder gemäß Newtons Gravitationskraft auf den Planeten eingewirkt habe. Doch wenn das wahr wäre, müsste ja die ganze Erde und nicht nur Lissabon gezittert haben; außerdem würden auch Kometen gesichtet, wenn keine Erdbeben stattfinden. Die Ursache von Erdbeben seien vielmehr feurige Dämpfe, die dem feurigen Erdkern entsteigen. Deshalb sei in Lissabon zusammen mit dem Erdbeben auch ein Feuer ausgebrochen. Diese Theorie würde u.a. bewiesen durch Wallungen von Quellen vor dem Ausbruch von Erdbeben, begleitende vulkanische Aktivität und durch eine Analogie mit einem Experiment des französischen Chemikers Nicolas Lémery (1645–1715). Dieser hatte einen künstlichen Vulkan produziert, indem er Eisenspäne mit Wasser und Schwefel vermischte, diese Masse in der Erde vergrub und ihre ‚gärende' Reaktion abwartete. In einer ausführlichen Appendix (61–72) setzt sich Greimbl noch mit einem Traktat zur Entstehung von Erdbeben von Johannes Simon Gottlieb Dinkler auseinander (*Abhandlung von denen natürlichen Ursachen derer Erdbeben*; Frankfurt a.M. 1756). Dieser sei erschienen, als die Dissertation schon in den Druck gegangen sei. Dinkler war einer der ersten Autoren, die den Fluss von Elektrizität als die Ursache von Erdbeben angaben, eine Theorie, die Greimbl ernst nimmt und mit seiner eigenen zu verbinden versucht: Feurige Masse enthalte schließlich Elektrizität, und was seien elektrische Ströme anderes als feurige oder feuerartige Materie, die mit sauren und schwefeligen Ausdünstungen vermischt sei? (63; *Quid demum sunt torrentes electrici? Nonne materia vel ignea, vel igni analoga exhalationibus acido-sulphureis permixta?*)

Charakteristik

Greimbls Abhandlung zeigt, dass sich die Art der Naturbetrachtung seit der Gründung der Universität gewandelt hat und den modernen Naturwissenschaften ein Stück näher gekommen ist. Aristoteles ist nicht mehr die unumschränkte Autorität. Newton wird ebenso diskutiert wie der aufstrebende Wissenschaftszweig der Chemie. Dem Phänomen der Elektrizität wird große Beachtung geschenkt. Dadurch und wegen des – im Vergleich zu Manincors Werk – fehlenden Charakters eines Augenzeugenberichts wirkt die Dissertation technischer und ‚wissenschaftlicher'. Andererseits ist sie nicht trocken geschrieben, sondern glänzt durch lebendigen Stil. Dass dies erstrebenswert war, geht nicht zuletzt aus den vorangestellten Approbationen der theologischen und der philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck hervor, die beide u.a. die *styli amoenitas* („Lieblichkeit des Stils") der vorliegenden

Dissertation loben. Auffällig ist z.B. die Tendenz des Autors, Wortspiele mit Metaphern zu bilden, die vom diskutierten Gegenstand genommen sind. So leitet er etwa von seiner These, heiße Dämpfe seien für Erdbeben verantwortlich, zu den Beweisen im Einzelnen wie folgt über: *Ne autem statuta conclusio de accensis vaporibus seu halitibus in vaporem abeat, patere illam vario rationum pondere roborare.* (24; „Damit nun aber die Schlussfolgerung von den entfachten Dämpfen oder Ausdünstungen nicht einfach verdampft, lass sie mich mit dem Gewicht verschiedener Begründungen verstärken.") Die Fragestellung zu dem durch Erdbeben verursachten Krach wird folgendermaßen eingeführt: *Receptui canerem, nisi terrae motus mugitu suo velut classico novos adderet animos, certam illi victoriam spondens, qui pro exhalationibus subterraneis praelia certaverit.* (41; „Ich würde zum Rückzug blasen, wenn mir das Erdbeben nicht durch sein Dröhnen wie aus einer Kriegstrompete neuen Mut eingeben würde, indem es demjenigen sicheren Sieg verspricht, der die Schlacht für die unterirdischen Ausdünstungen schlägt.")

Unterrichter, *De aestu Lacus Lucii in Tyroli dialogus*

Abschließend nur noch einige Worte zu Joseph Unterrichters „Dialog über das Aufwallen des Hechtsees in Tirol" (Innsbruck 1761). Auch hier spielt das Erdbeben von Lissabon eine große Rolle: Der den Dialog mit einem Fischer bestreitende Philosoph führt die zeitgleiche Aufwallung des Tiroler Hechtsees auf das portugiesische Beben zurück und nimmt dieses Indiz zum Anlass, eine unterirdische Verbindung zwischen dem Hechtsee und dem Atlantik anzunehmen; er findet dadurch seine Theorie bestätigt, dass Erdbeben durch heftige Bewegungen von Wasserdämpfen entstehen, die sich in unterirdischen Kanälen ihren Weg bahnen. Neben dem wieder stark lokalhistorischen Inhalt ist an Unterrichters Werk die Form bemerkenswert: Der elegante Dialog ist weit von einer trockenen oder auch nur fachwissenschaftlich spezialisierten Abhandlung entfernt. Dies ist u.a. darauf zurückzuführen, dass seit etwa der Mitte des 18. Jhs.[9] ein neuer, von der mündlichen Disputation ganz gelöster Typ von gedruckten Dissertationen entsteht, dem auch Unterrichters Dialog angehört: Werke von Professoren der Philosophie werden ab diesem Zeitpunkt vermehrt als Festschriften oder -reden anlässlich der Verleihung der akademischen Grade an eine ganze Gruppe von Kandidaten veröffentlicht. Statt einer Widmungsrede eines oder mehrerer Defendenten an ihre(n) Gönner findet sich in diesem Fall eine einfache Liste aller Kandidaten. Ebenso steht am Ende kein Gratulationsgedicht auf den oder die Defendenten. Darüber hinaus fällt die Appendix von Thesen für die mündliche Disputation weg – diese liegt zum Zeitpunkt des Festakts ja schon in der Vergangenheit.

nicht anlassgebundene Aufsätze –

Dissertationen stellen in dieser Zeit zweifellos die wichtigste Gattung philosophisch-naturwissenschaftlichen Schrifttums an der Universität dar. Doch nicht die

9 Das erste mir bekannte Exemplar ist Karl Lachemayrs *Dissertatio de anima vegetativa* („Dissertation über die vegetative Seele"; Innsbruck 1750).

gesamte wissenschaftliche Energie der Professoren floss in solche Werke: Es finden sich auch Aufsätze und Monographien, die keine Promotion zum Anlass haben. So hat etwa Johann Baptist von Zallinger SJ (1731–1785), der 1767–1773 an der philosophischen Fakultät Naturgeschichte lehrte und den wir in der nächsten Epoche noch als Verfasser landwirtschaftlicher Dissertationen kennenlernen werden (s. hier S. 1027–1028; vgl. Attlmayr 1970, 36–37), hs. fast zwei Dutzend kleinere Untersuchungen in erster Linie astronomischen Inhalts hinterlassen, die heute im TLMF liegen. Mit welcher Art von Spezialproblemen sich diese Schriften beschäftigen, kann etwa sein *De systemate et motu macularum solis* („Über System und Bewegung der Sonnenflecken"; TLMF, W 5816) illustrieren.

– und Monographien

Als bedeutendes monographisches Werk seien die beiden zusammengehörigen Bände zur Mineralogie und Metallurgie erwähnt, die der vielseitige Benedikt Stattler SJ (vgl. BBKL 10, 1230–1235) während seines kurzen Aufenthaltes in Innsbruck dort 1765 und 1766 zum Druck gebracht hat: *Mineralogiae et metallurgiae chemicae principia physica* („Physikalische Grundlagen der chemischen Mineralogie und Metallurgie") und *Mineralogia specialis* („Spezielle Mineralogie"). Der zweite Band ist formal eine Dissertation, der erste aber nicht. Beide unterscheiden sich von herkömmlichen Vertretern des Genres durch größeren Umfang und höhere Ambitionen. Wie Stattler in der (unpaginierten) *praefatio* zu den *Principia physica* erklärt, ist das Werk als Lehrmittel für den Unterricht in Mineralogie und Metallurgie gedacht, die Maria Theresia, zweifellos aus utilitaristischen Erwägungen heraus, als Fächer an der philosophischen Fakultät in Innsbruck verankert wissen wollte. Es geht aber über einen bloßen Unterrichtsbehelf weit hinaus.

Dokumente aus der Lehre

Von der Lehrtätigkeit der Professoren im engeren Sinne zeugen Lehrbücher und Vorlesungsmitschriften. Ein erfolgreiches Lehrbuch waren etwa die erstmals 1765 in Innsbruck erschienenen *Quaestiones et responsa ex arithmetica vulgari, algebra et geometria in lectionibus et collegiis mathematicis pertractanda* („Fragen und Antworten aus der gewöhnlichen Arithmetik, der Algebra und der Geometrie zur Behandlung in mathematischen Vorlesungen und Kollegien"). Sie stammen von Ignaz von Weinhart SJ (1705–1787), der seit 1742 den mathematischen Lehrstuhl bekleidete und die Entwicklung der Naturwissenschaften an der Universität entscheidend vorantrieb (vgl. Oberkofler/Goller 1996, 47–48). Neuauflagen des Werkes 1770 und 1776 zeugen von seiner Beliebtheit. Als Beispiel für eine Mitschrift sei die auf 1694 datierte *Phisica reverendi patris Schilcher SJ mihi Josepho Antonio Hippoliti dictata atque explanata in archiducali academia Oenipontana* („Physik des ehrwürdigen Pater Schilcher SJ, mir, Joseph Anton Hippoliti diktiert und erklärt in der erzherzoglichen Akademie zu Innsbruck"; BCT, ms. 4101) genannt.[10]

10 Vgl. weiters etwa die wohl aus dem frühen 18. Jh. stammende Hs. BCT, ms. 2494, die neben einer

Philosophie abseits der Universität: *Iuvenalis Annaniensis*

In Rudolf Eislers gutem alten Philosophen-Lexikon liest man folgenden lakonischen Eintrag (Eisler 1912, 203): „Giovenale, 1635–1713, ein Mönch aus Tirol. Lehrt ähnlich wie Malebranche." Wer war dieser Tiroler Mönch, der Eingang in ein philosophiehistorisches Standardwerk fand, und was hat er mit dem großen Nicolas Malebranche zu schaffen?[11]

Biographie

Giovenale Ruffini wurde als Sohn des adeligen Schlosshauptmanns von Castelfondo im Nonstal (lat. Anaunia) geboren, woher auch seine spätere Selbstbezeichnung Iuvenalis Annaniensis (eine Variante von Anauniensis) rührt. Mit elf Jahren wurde er zu den Benediktinern in Marienberg geschickt, um Deutsch zu lernen. Später besuchte er die Jesuitengymnasien in Trient und München. Mit 17 Jahren trat er in Schärding in den Kapuzinerorden ein. Das ordensinterne Studium der Philosophie brachte ihn nach Ried im Innkreis. Über weitere mögliche Aufenthaltsorte während seiner Ausbildung fehlen uns Informationen. Im Weiteren wurde Iuvenalis mit zahlreichen Ämtern betraut: Er war Prediger, Lektor der scholastischen Theologie, Novizenmeister, Guardian, viermal (1680, 1686, 1692 und 1698) Provinzial der Tiroler Ordensprovinz, sieben Jahre Generaldefinitor und zwei Jahre Generalkommissär und Visitator in der Provinz Flandern und Belgien. Die 16 letzten Lebensjahre verbrachte er in Innsbruck. Nicht nur die Ordenschronisten[12] schildern ihn als einen bedeutenden Gelehrten, sondern auch außerhalb des Ordens stehende Schriftsteller zollten ihm ihre Anerkennung.

Werk

Während sich die Mehrzahl von Iuvenalis' Schriften der Theologie zuordnen lassen, verdienen zwei Werke aus philosophiegeschichtlicher Sicht besonderes Interesse: Zum einen sein 1686 erschienenes Hauptwerk, *Solis intelligentiae* […] *lumen* („Das Licht […] der Sonne der Erkenntnis"; vgl. Abb. 138), das eine Erkenntnistheorie auf christlichem Fundament bietet; zum anderen eine Bearbeitung von Ramon Llulls *Ars magna* („Große Kunst"), die eine Anleitung zum Auffinden und Kombinieren von Begriffen und damit eine Art philosophische Topik darstellt.

---

unvollständigen Darstellung des Syllogismus eine Zusammenfassung des Beginns von Aristoteles' *Meteorologika* enthält. Schwieriger einzuordnen ist die ebenfalls ins 18. Jh. zu datierende Hs. BCT, ms. 1618, deren Titel „Anfangsgründe der Geographie und Astronomie nebst einer zeitsparenden und einfachen Methode, Sonnenuhren zu konstruieren" verspricht, die sich aber *de facto* auf einen Abriss der Geographie und Hydrographie beschränkt: keines von beidem kommt in der *Ratio studiorum* zur Sprache.

11 Vgl. zu Iuvenalis' Leben und Werk besonders Tartarotti 248–255; Gnesotto 1891; Chiocchetti 1923 (macht Chiocchetti 1910 obsolet); Borzaga 1952; Überweg 4,1, 250–252, 287–288 und 380; die Dissertation von Lecore 1941, zitiert bei Menke 1980, 75, konnte nicht aufgefunden werden.

12 Vgl. z.B. Hohenegger, Bd. 1, 733: „[Iuvenalis] kann wohl als der vorzüglichste Schriftsteller, den die Provinz zu dieser Zeit hatte, bezeichnet werden."

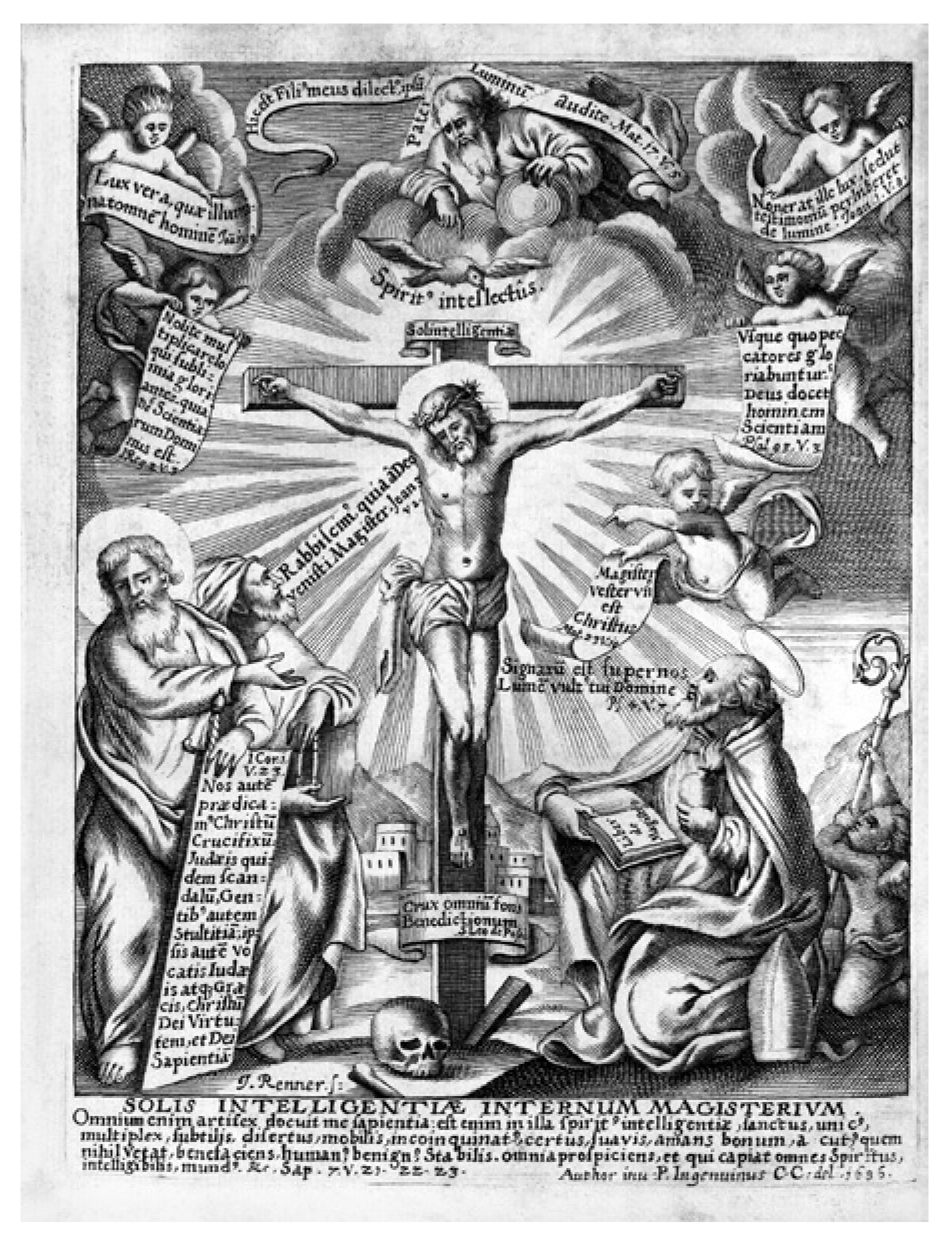


Abb. 138: Frontispiz von Iuvenalis Annaniensis' *Solis intelligentiae* […] *lumen*, Augsburg 1686.

Solis intelligentiae lumen

Iuvenalis' Hauptwerk ist 1686 in Augsburg erschienen und von epischen Ausmaßen. Schon der volle Titel ist so lang, dass es unverantwortlich wäre, ihn hier ungekürzt zu präsentieren. Die Kurzversion lautet: *Solis intelligentiae, cui non succedit nox, lumen indeficiens ac inextinguibile, illuminans omnem hominem venientem in hunc mundum* („Das unablässige und unauslöschbare Licht der Sonne der Erkenntnis, dem keine Nacht folgt, das jeden Menschen, der in diese Welt kommt, erleuchtet"). Zu 600 paginierten Seiten kommen noch ca. 100 weitere im Vorspann und Anhang. Das Buch zeichnet sich durch minutiöse Argumentation und Auseinandersetzung mit der Tradition christlicher Philosophie sowie durch eine Fülle von Exkursen, Zusatzbeweisen, Parallelgedanken usw. aus. Diese Komplexität kann hier nicht annähernd wiedergegeben werden. Die Darstellung von Aufbau und Inhalt muss sich auf Grundzüge beschränken:

Aufbau

Schon der Vorspann bis zum Beginn des Prologs gibt einen Eindruck von der Exuberanz des Werkes: ein Vorsatzblatt mit dem Titel in verkürzter Form und, auf der Rückseite, einer Reihe von Bibelzitaten, die programmatisch das von Gott gespendete „Licht" *(lumen)* thematisieren; ein Kupferstich, der den gekreuzigten Christus als Sonne der Erkenntnis *(sol intelligentiae)* darstellt (vgl. Abb. 138); das eigentliche Titelblatt; eine „Kundgabe des Autors" *(authoris protestatio),* in der er seine katholische Orthodoxie unterstreicht; ein Widmungsbrief an den Augsburger Bischof Johann Christoph von Freyberg; die üblichen Approbationen; drei geistliche Widmungen an 1) das „Licht" Jesus Christus, 2) die Jungfrau Maria und 3) die Weisen und Liebhaber der christlichen Philosophie; eine „Ermahnung" *(praemonitio)* an den Leser, in der einige elementare Anweisungen zur Lektüre des Werks gegeben und eine Reihe von Begriffen vorwegnehmend erklärt werden; ein detailliertes Inhaltsverzeichnis; eine „kurze Erklärung einiger Aussagen" *(propositionum quarundam brevis explicatio)* mit während der Drucklegung noch hinzugefügten Präzisierungen zu verschiedenen Stellen, alles in allem 42 Seiten, bevor der Autor zu seiner eigentlichen Vorrede anhebt. Der Hauptteil des Werkes ist dann, zumindest in der Grobstruktur, relativ einfach in neun Kapitel unterteilt, die sich weiter in Sektionen, Paragraphen und Nummern gliedern. Darauf folgt ein wiederum komplexer Ausklang: eine Appendix mit zwei Dialogen, die den Lehrinhalt in einfacherer und gefälligerer Form aufgreifen; ein Epilog an den Leser; eine kommentierte Edition des *Itinerarium mentis ad Deum* („Reisebericht des Geistes zu Gott") des Hl. Bonaventura; ein „Schlussschnörkel" *(coronis)* mit einer euphorischen Preisung Gottes; schließlich ein 56 Seiten umfassender Sach- und Wortindex.

Der Prolog gibt einen Einblick in den Entstehungsanlass und den Grundcharakter des Werkes: Iuvenalis hat eines Tages die Bemerkung gelesen, dass die tägliche Lektüre aus der „Nachfolge Christi" (*De imitatione Christi*) des Thomas von Kempen (um 1380–1471)

noch ersprießlicher sei, wenn man eine bestimmte Passage voranstelle. Dabei handelt es sich um das zweite Kapitel des dritten Buchs, das davon handelt, „dass die Wahrheit innerlich ohne Lärmen spricht“ *(quod veritas intus loquitur sine strepitu):* Demgemäß kann allein Gott den menschlichen Geist erleuchten, im Gegensatz zu indirekten Vermittlern wie Moses und den Propheten, die alles, was sie vermögen, einzig Gott verdanken. Iuvenalis befolgte diese Praxis, und die tägliche Lektüre der Passage regte ihn zum genauen Nachdenken darüber an: War sie etwa nur metaphorisch zu verstehen? Oder bezog sie sich nur auf die Gnade und die übernatürliche Erleuchtung, von der die geschaffene Kausalität ausgeschlossen ist? In seiner Verlegenheit um eine Antwort holte er sich Rat bei der Heiligen Schrift, den Kirchenvätern, Theologen und Philosophen. Zu seiner Überraschung stellte er fest, dass Thomas nicht allein ist, sondern dass praktisch alle kirchlichen Autoritäten mit ihm übereinstimmen, ganz besonders aber der Hl. Augustinus. In der Folge studierte Iuvenalis Augustinus' Werke gründlich auf diesen Sachverhalt hin, ebenso andere Kirchenväter und -lehrer, besonders Thomas von Aquin und Bonaventura. Wenn er nun seine Ergebnisse der Öffentlichkeit vorstelle, so geschehe das, weil sie vielleicht auch für andere interessant seien und alles Gute geteilt werden sollte. Sein Buch helfe schließlich dabei, Gott, das höchste Gut und das innere Licht des Menschen, zu erkennen. Eine ähnliche Erkenntnis habe Augustinus auf den rechten Weg gebracht, als er dem Manichäismus abschwor und einsah, dass alles von Gott herrührt und damit alles gut ist.

Das erste Kapitel (1–70) diskutiert als Basis für alles Weitere die Natur der vernünftigen menschlichen Seele *(anima rationalis)* und ihrer Erkenntnis der Welt. Zentral ist hier die Unterscheidung einer subjektiven von einer objektiven *ratio*: Die subjektive ist unsere menschliche Vernunft, mit der wir erkennen, die objektive hingegen das Sein, d.h. Gott, nach dessen Maßgabe wir erkennen. Nichts außer Gott ist vernünftig erkennbar. Wenn wir sagen, dass die Seele an der Vernunft teilhat, so meinen wir eine Teilhabe an der objektiven Vernunft, eine Teilhabe an Gott, dem Licht der Erkenntnis. Gott ist die einzige unfehlbare *ratio*, die Idee und das Maß, um alles zu erkennen, einzuschätzen, zu beurteilen usw. Das zweite Kapitel (71–86), das gedankliche Kernstück des Werks, stellt den *status quaestionis* (die „Fragestellung“) dar, um den es eigentlich geht: Gott ist das Licht der menschlichen Erkenntnis. Man kann sich das durch die Analogie der Sonne (bzw. einer anderen Lichtquelle) und des Auges vorstellen: Das Auge kann von sich aus gar nichts erkennen; es bedarf immer der Erleuchtung durch das von der Sonne gespendete Licht. Ebenso bedarf der menschliche Geist der Sonne Gottes, um etwas vernunftgemäß zu erkennen. Ein geschaffener Lehrmeister kann nur auf das Licht der Sonne hinweisen oder eine Kerze halten; er kann nie das Licht selbst ersetzen. Dass Gott das Objekt und die Maßregel der Erkenntnis ist, ergibt sich aus einer Reihe von weiteren Überlegungen; u.a. aus den uns gemeinsamen Ideen, nach denen wir Dinge messen und beurteilen, etwa wenn wir davon sprechen, dass jemand ein „Muster“ der Heiligkeit, Vollkommenheit, Gesundheit usw. ist – die Idee der Ideen kann aber nur Gott sein; aus der Tatsache, dass sich Wissenschaft

(scientia) mit dem Unveränderlichen und Ewigen beschäftigt, was ebenfalls nur Gott sein kann; oder aus der axiomatischen Gegebenheit von Sätzen des Verstandes und der Moral, die in Gott begründet sein müssen. Das dritte Kapitel (87–128) erläutert die zuletzt genannten Gedanken ausführlicher und konzentriert sich insbesondere auf eine Darstellung Gottes als inneren Lehrmeister *(magister):* Nur Gott kann dem Geist eigentliches, d.h. durch die objektive Vernunft gesichertes, Wissen bringen. Äußere Lehre durch einen menschlichen Lehrer ist im strengen Sinn nicht möglich, sondern nur insofern, als dieser zum eigentlichen Licht der Erkenntnis hinführen kann. Die Kap. 4–7 (129–338) untermauern die entwickelte Theorie durch Beweise aus der Heiligen Schrift, den Kirchenvätern und –lehrern sowie aus Vernunftgründen, bringen aber keine wesentlich neuen Inhalte. Das achte Kapitel (339–448) entwickelt einige weiterführende Gedanken und Präzisierungen zum Gottesbegriff als Licht der Erkenntnis und innerem Lehrmeister: Einzig Gott kann den menschlichen Geist vernunftgemäß bewegen; Gott ist das *a priori* des Geistes vor allem menschlichen Zutun; er kann deshalb auch intuitiv erkannt werden; Gott ist der Grund und die Maßregel aller Geistestätigkeit und deshalb implizit in allen unseren Erkenntnissen, Definitionen, Urteilen usw. enthalten; Gott wirkt damit doppelt im Prozess der menschlichen Erkenntnis: einerseits als *causa prima* („erste Ursache"), von der alles Sein ausgeht, andererseits als Maßregel der Erkenntnis, nach der ihre Aktivität strukturiert ist; jeder Mensch hat „im geheimen Gemach seine Geistes" *(in secreto cubili mentis)* ein „geheimes Orakel" (*secretum oraculum*), das dem, der die richtigen Fragen stellt und genau zuhört, unfehlbare und wahre Antworten über die Beschaffenheit der Welt gibt. Auf eine Charakteristik der Verteidigung von Iuvenalis' Lehre gegen mögliche Einwände, die im neunten Kapitel (449–488) gegeben wird, sei hier verzichtet. Die zwei in der Appendix gegebenen kurzen Dialoge (489–516) greifen den in der vorausgegangenen Abhandlung diskutierten Lehrinhalt nur am Rande auf. Sie inszenieren die Bekehrung zweier notorisch ungläubiger Personen, eines agnostischen, dem unbekannten Gott (*ignotus deus*) huldigenden Atheners, und eines atheistischen Sadduzäers.

philosophiegeschichtliche Charakteristik

Iuvenalis' Erkenntnistheorie baut auf der christlichen Illuminationslehre auf, wie sie von Augustinus geprägt und namentlich von Bonaventura, dem von den Kapuzinern besonders geschätzten „seraphischen" Lehrer, übernommen wurde (vgl. HWdPh 2, 716–717; 4, 583). Illumination ist demnach eine apriorische Seinsverfassung der menschlichen Erkenntnis; Gott ist als Licht der Ideen des Seins im menschlichen Geist gegenwärtig und so gleichzeitig Grund und Maß wahrer Erkenntnis. Der Mensch ist damit nicht vom Sein und seiner Erkenntnis getrennt (wie es z.B. in den apriorischen Verstandeskategorien Kants der Fall ist), sondern durch die Objektivität des Lichtes Gottes gerade mit ihnen verbunden. Wenn seine Erkenntnis trotzdem manchmal getrübt ist, so ist das einzig und allein auf menschliche Schwächen wie Affekte, Phantasterei oder Trägheit zurückzuführen. Iuvenalis'

Illuminationslehre ist grundsätzlich nicht von der augustinischen unterschieden, akzentuiert aber den göttlichen Anteil am Erkenntnisprozess und arbeitet Nuancen im Detail aus.

Ontologismus; Tiroler Platonismus

Die augustinische Tradition der Erkenntnistheorie, in der Iuvenalis steht, wurde im 19. Jh. von Vincenzo Gioberti (1801–1852) rückwirkend zur christlich-philosophischen Schule des Ontologismus erklärt. Der Ontologismus postuliert die unmittelbare Erkennbarkeit des absoluten Seins – Gottes – durch den endlichen Intellekt, der immer schon durch die Anwesenheit des absoluten Seins vorstrukturiert ist. Als Inaugurator des Ontologismus gilt Iuvenalis' Zeitgenosse Nicolas Malebranche (1638–1715), dessen Kerngedanke war, dass die Ideen unseres Geistes und all unsere Erkenntnis einzig und allein „in Gott" existieren. Unter diesen Umständen ist es verständlich, dass Iuvenalis v.a. von dem Ontologismus nahe stehenden Denkern Aufmerksamkeit erfuhr und mit Malebranche verglichen wurde, so z.B. von Seiten Antonio Rosminis (1797–1855), der als Roveretaner ein Tiroler Landsmann Iuvenalis' war und sich wohl nicht zuletzt auch deshalb für sein Werk interessierte. In einem an den Romancier Alessandro Manzoni gerichteten Brief vom 16. Oktober 1830 (vgl. Bonola 1901, 25) antwortet Rosmini auf eine Frage zu „quel platonismo che è sparso in Tirolo", die Manzoni im Namen seines Freundes, des Pariser Philosophieprofessors Victor Cousin (1792–1867), stellte. Rosmini zieht in Betracht, dass der angesprochene Tiroler Platonismus von Iuvenalis angeregt worden sein könnte: „L'origine di queste dottrine platoniche viene forse dal Padre Giovenale cappuccino, di cui ho dato qualche notizia nel terzo volume del *Nuovo Saggio.*"[13] Sucht man die entsprechende Stelle in Rosminis *Nuovo saggio sull'origine delle idee* (1830) auf, so liest man Folgendes (zitiert nach Messina 2003, 439–440):

> Un italiano meditava contemporaneamente [sc. al Malebranche] le cose stesse, voglio dire il Padre Giovenale dell'Anaunia nel Tirolo italiano. Questo cappuccino dottissimo, poco conosciuto, pubblicò un libro scritto in latino, dove proponeva appunto il sistema, che sotto la elegante penna di Malebranche levò sì grande rumore pel mondo: e io devo dire, per amore del vero, che messe a confronto le due opere, ho ritrovato che in quella del P. Giovenale la dottrina è presentata con assai maggiore ampiezza e moderazione. L'autore

13 Was mit dem zeitgenössischen Platonismus in Tirol gemeint ist, erhellt aus der Fortsetzung des Satzes: „ma furono [sc. le dottrine platoniche] propagate dall'opera di Oberrauch e Gruber". Die Franziskaner Herkulan Oberrauch (1728–1808; vgl. hier S. 1009 und 1043) und Philibert Gruber von Zurglburg (1761–1799; er schrieb auf Deutsch) gelten als Proponenten einer platonisierenden theologisch-philosophischen Denkrichtung, die gelegentlich als „Tiroler Schule" bezeichnet und in die Tradition des Ontologismus eingereiht wird (vgl. Werner 1866, 334–341; HWdPh 6, 1203). Eine direkte Einwirkung Iuvenals auf Oberrauch und Gruber ist in deren Werk allerdings nicht nachzuweisen.

non ignora e non trapassa le difficoltà da me accennate contro il Malebranche: restringe ed acconcia il significato delle sue espressioni per modo, che non ripugnano alla grande tradizione della cattolica verità, e procede per la via battuta da' Padri, cercando continuamente di conciliare ciò che insegna sopra di ciò s. Agostino, co' sentimenti di s. Tommaso.

Rezeption bei Fabre d'Envieu

Rosmini entreißt Iuvenalis der Vergessenheit, weil er seine ‚ontologistischen' Grundannahmen teilt und an einer Erneuerung der christlichen Philosophie in diesem Sinn interessiert ist. Ähnlich gelagert ist der Fall von Jules Fabre d'Envieu, einem Theologieprofessor an der Sorbonne, der 1878 in Paris eine gekürzte Fassung von Iuvenalis' Hauptwerk herausgab.[14] In der Vorrede bedauert er, dass dieses scharfsinnige Buch wegen seines Titels und Titelbilds (der gekreuzigte Christus) regelmäßig unter die theologischen oder mystischen Werke gerechnet werde, obwohl es sich durch und durch mit Philosophie beschäftige. Das aufmerksame Lesen des Werks lehre uns, die Schärfe von Iuvenalis' Geist zu bewundern, der es verdiene, unter die Sterne erster Größe am philosophischen Himmel des 17. Jhs. gezählt zu werden. Das Iuvenalis gespendete Lob steht auch hier im Kontext der Propagierung eines zeitgenössischen philosophischen Systems: Fabre d'Envieu schreibt in derselben Vorrede nämlich über die Notwendigkeit einer Erneuerung des Ontologismus und Neuplatonismus, um dem seiner Ansicht nach grassierenden Sensualismus und Subjektivismus Paroli bieten zu können. In den Jahren 1862 und 1864 hatte er bereits zwei eigene Schriften zur Verteidigung des Ontologismus herausgebracht.[15]

Malebranche und Iuvenalis

Inwiefern ist der Vergleich von Iuvenalis und Malebranche gerechtfertigt (vgl. Gnesotto 1891; Chiocchetti 1923, 47–48)? Beide teilen die Grundannahmen der christlichen Illuminationslehre und beide erkennen diese Tradition an. Dieser generellen Gemeinsamkeit stehen jedoch zahlreiche Unterschiede in der Ausführung der jeweiligen Systeme gegenüber. Der deutlichste inhaltliche ist wahrscheinlich, dass Malebranche in der Nachfolge Descartes' eine radikale Spaltung zwischen Subjekt und Außenwelt betont, die allein durch eine kontinuierliche Vermittlung Gottes ausgeglichen werden kann. Dieser Gedanke mündet ins Konzept des Okkasionalismus, nach dem jede Interaktion zwischen Geist und Körper nur durch das aktive Eingreifen Gottes zustande kommen kann. Diese Konsequenz wäre Iuvenalis fremd gewesen. Wie Augustinus maß er der Außenwelt Existenz zu und sprach den Sinnen eine beschränkte Erkenntnisfähigkeit nicht ab, auch wenn diese nicht zu vernunft-

14 Zu Fabre d'Envieu vgl. Domergue 1975; die Neuedition trug den vereinfachten Titel *Solis intelligentiae lumen indeficiens seu immediatum dei ut entis summi internum magisterium* („Das unablässige Licht der Sonne der Erkenntnis oder die unmittelbare und innere Lehre Gottes als des höchsten Wesens").

15 *Défense de l'ontologisme* (Paris 1862; versucht, Thomas von Aquin augustinisch zu interpretieren); *Réponse aux lettres d'un sensualiste contre l'ontologisme* (Paris 1864).

gemäßer, unfehlbarer Einsicht führt. Mindestens ebenso wichtig ist aber ein Unterschied im Stil des Philosophierens und philosophischen Schreibens, der auch im Urteil Rosminis zum Ausdruck kommt. Ein Vergleich zwischen Malebranche und Iuvenalis zeigt schön den Unterschied zwischen einem ‚Philosophenphilosophen' und einem Schulphilosophen – um die Begriffe von Paul Richard Blum aufzunehmen (vgl. Blum 1998). Malebranche, der Philosophenphilosoph, setzt sich nur am Rande mit altehrwürdigen Traditionen auseinander, rezipiert dafür individuelle Durchbrüche (in diesem Fall Descartes), drängt mit skeptischen Fragestellungen vorwärts und entwickelt daraus *sein* originelles System. Iuvenalis, der Schulphilosoph, verwendet den weitaus größten Teil seiner Energie darauf, seine Gedanken mit der großen Tradition christlicher Philosophie zu harmonisieren und zu beweisen, dass ‚sein' System eigentlich das der anerkannten Autoritäten ist. Malebranche hat die wesentlichen Punkte seiner Philosophie bereits 1674–1675 in *De la recherche de la vérité* veröffentlicht, während Iuvenalis' *Solis intelligentiae lumen* erst 1686 erschien. Trotzdem ist nicht anzunehmen, dass Iuvenalis Malebranche zur Kenntnis genommen hat. Auch Descartes oder der Kartesianismus kommen in seinem Werk nicht vor. Iuvenalis schreibt in der Abgeschiedenheit seines Klosters, mit den Klassikern der christlichen Philosophie in der Hand, mit der Gewissheit, damit die maßgeblichen Autoritäten zu kennen und der Bereitschaft, sie bis ins letzte Detail zu analysieren und zu diskutieren. Das führt zu einem Buch mit hunderten kleinen und großen Exkursen und unzähligen Wiederholungen. Wiederholung und Neuformulierung zählen überhaupt zu den ausgeprägtesten Stilmerkmalen des Werkes, und mehrmals spricht Iuvenalis es auch direkt an, so z.B. am Beginn des zweiten Kapitels, nachdem die wesentlichen Punkte der Kernfrage schon im ersten vorweggenommen wurden (71):

> *Existimo, lector amantissime, quod ex dictis in praecedenti capite aut iam videris seu praevideris vel saltem a longe subolfacere potueris, quo mea in sequentibus progressura sit intentio. Credo te facili coniectura posse mentem meam divinare. Sed nolo te de sensu meo solum coniectare, at volo, ut firmiter de illo iudicare possis. Unde iamiam dictis et exaratis nihil obstantibus, ut via, qua tibi subsequenti praecedo, adhuc magis trita ac lucidior paretur, in hoc secundo capite ipsum totius controversiae seu quaestionis statum velut ab ovo et de novo ac speciali diligentia manifestandum esse duxi.*

> Ich glaube, liebster Leser, dass du aus dem im vorhergehenden Kapitel Gesagten entweder schon siehst oder voraussiehst oder zumindest von ferne ahnen kannst, wohin meine Absicht im Folgenden gehen wird. Ich bin überzeugt, dass du mit einer einfachen Schlussfolgerung meine Geisteshaltung erraten kannst. Aber ich möchte nicht, dass du meine Gedanken nur erschließt, sondern ich möchte, dass du fest über sie urteilen kannst. Des-

halb hielt ich es unbeschadet des bereits Gesagten und Behandelten für gut, damit der Weg, auf dem ich dir vorangehe, noch ausgetretener und heller gemacht wird, in diesem zweiten Kapitel den Stand der Kontroverse oder der Frage gleichsam von Anfang an und von neuem und mit besonderer Sorgfalt offenzulegen.



Abb. 139: Standbild des Antonio Rosmini in den Giardini pubblici di Porta Venezia, Mailand.

Iuvenalis' Platz in der Philosophiegeschichte

Rosmini (vgl. Abb. 139) hatte – für einen Denker des 19. Jhs. – ungewöhnlich viel Verständnis für diese Art des Philosophierens durch wiederholtes Paraphrasieren und minutiöses Harmonisieren mit der Tradition. Dieses Verständnis ist den meisten Lesern über die Jahrhunderte hinweg in dem Maße abhandengekommen, wie die Schulphilosophie an Bedeutung verlor, und so darf es nicht Wunder nehmen, dass man heute Malebranche, aber nicht Iuvenalis liest. Einen Platz in der Philosophiegeschichte sollte Letzterer allerdings dennoch erhalten.

Artis magnae synopsis

Das zweite hier zu behandelnde Werk des Iuvenalis ist 1689 in Salzburg erschienen und mit etwas über 50 Seiten vergleichsweise kurz.[16] Der Titel, der zugleich eine Inhaltsangabe ist, lautet: *Artis magnae sciendi brevissima synopsis seu mentis humanae foecundum commonitorium ad inveniendum et discurrendum ordinatum, quo sine magno labore de quocunque dato scibili innumeri conceptus et argumenta reperiri possunt, ac proinde Dei praeconibus ac scientiarum studiosis profuturum* („Ein ganz kurzer Abriss der großen Kunst des Wissens oder eine fruchtbare Anweisung zum geordneten Auffinden und Abhandeln, durch die ohne große Mühe zu jeder wissbaren Sache unzählige Begriffe und Argumente gefunden werden können, und die deshalb nützlich für die Herolde Gottes und die Freunde der Wissenschaften ist").

16 Vgl. besonders Überweg 4,1, 250–252, 287–288; Haggenmiller 1904 gibt eine freie Übersetzung des Werkes.

Ramon Llull und die Tradition der Kombinatorik

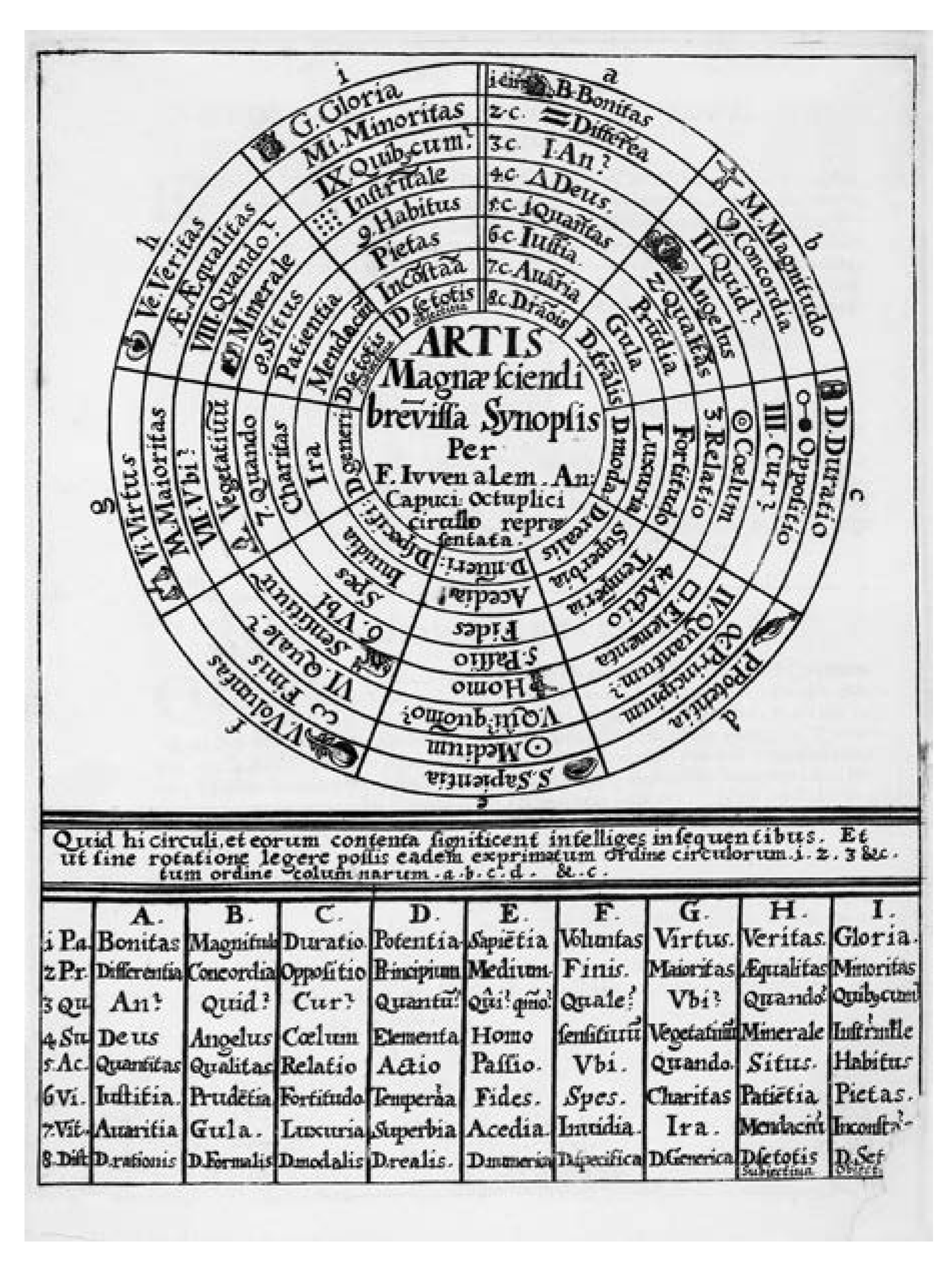
Das Werk ist Iuvenalis' persönliche Kurzfassung einer Tradition von kombinatorischen Lehren seit Ramon Llulls *Ars magna* (abgeschlossen ca. 1305; nach ihrem Begründer spricht man auch von „Lullischer Kunst"; vgl. HWdPh 1, 524–525). Llull entwickelte ein System theologischer und philosophischer Attribute, die nach gewissen Mustern angeordnet waren und kombiniert werden konnten. Dieses System sollte zugleich die Struktur des Seienden erfassen, zur Produktion von Wissen über dieses dienen und so Stoff für überzeugende Argumente zur Verbreitung und Verteidigung des christlichen Glaubens liefern. Llull selbst verfasste eine Kurzfassung seines Hauptwerks, die *Ars brevis* („Kurzgefasste Kunst"). Spätere Autoren führten diese Tradition im Sinn einer universalen Lehre zur Produktion von Rede und Wissen auf christlich-theologischer Basis fort. Iuvenalis zitiert die für ihn wichtigsten in seinem Prolog (1): Pedro Hieronymo Sanchez de Lizarazo (*Generalis methodus ad omnes scientias facilius adiscendas*, „Allgemeine Methode zur leichteren Erlernung aller Wissenschaften"; Tarazona 1619), Yves de Paris OCap (*Digestum sapientiae*, „Zusammenfassung der Weisheit"; Paris 1648), Sebastián Izquierdo SJ (*Pharus scientiarum*, „Leuchtturm der Wissenschaften"; Lyon 1659) und Athanasius Kircher SJ (*Ars magna sciendi,* „Große Kunst des Wissens"; Amsterdam 1669).

Begriffszirkel; Aufbau

Schon Llull entwickelte verschiedene geometrische Figuren zur Auffindung und Kombination von Begriffen. Ein mehrgliedriger Zirkel erwies sich dabei als besonders brauchbar. Iuvenalis' praktischer Leitfaden schließt hier an. Er verzichtet auf eine ausführliche Theorie der Kombinatorik und stellt dem Text gleich seinen eigenen, gegenüber dem lullischen Original nur leicht erweiterten Begriffszirkel voran (vgl. Abb. 140). Der folgende Text bezieht sich laufend auf diese Figur und die darin enthaltenen Kategorien. Er ist in zehn Paragraphen eingeteilt, deren zwei letzte Exkurscharakter haben und weiterführende Aspekte behandeln. In einer Appendix folgt eine aus der Anwendung der Kombinatorik gewonnene Musterpredigt.

Ordinis ratio („Begründung der Anordnung"; § I): Bevor etwas zueinander in Bezug gesetzt werden kann, müssen den Dingen absolute Eigenschaften zukommen: Diese sind im ersten Zirkel enthalten; der zweite weist ihnen relative Eigenschaften zu; der dritte Subjekte; der vierte natürliche Akzidentien; der fünfte moralische Akzidentien der Tugend; der sechste moralische Akzidentien des Lasters; der achte Unterscheidungen, die zur Erkenntnis von Dingen nützlich sind. Es folgt eine detailliertere Erörterung der in den einzelnen Zirkeln enthaltenen Begriffe. *Memoriter addiscenda* („Einprägen ins Gedächtnis"; § II): Eine Mnemotechnik zum Auswendiglernen der Begriffe, u.a. werden ihnen Chiffren (meist Buchstaben) oder Bilder zugeordnet: z.B. der Güte *(bonitas)* der Buchstabe *B* und eine Hand, die sich öffnet, um etwas zu spenden; der Größe *(magnitudo)* ein *M* und ein Mann, der seine Arme weit ausbreitet; der Dauer *(duratio)* ein *D* und eine Sanduhr; dem

Anfang *(principium)* ein Alpha, dem Ende *(finis)* ein Omega usw. *Intelligentia principiorum* („Einsicht in die Grundprinzipien"; § III): Die 18 Begriffe der ersten beiden Zirkel sind die Grundprinzipien und die Basis für alles andere. Sie schließen alles Wissbare in sich ein (5; *intra se claudunt omne scibile*) und lassen sich von jedem Gegenstand aussagen. *Termini reducibiles et aequivalentes* („Rückführbare und gleichwertige Begriffe"; § IV): Alle Begriffe können auf andere zurückgeführt oder durch gleichwertige umschrieben werden. So ergibt sich eine umfangreiche Synonymik, die für die ersten beiden Zirkel ausgeführt wird, z.B. für den Begriff der *bonitas*: […] *sub bono intelligas quidquid honestum*, *utile*, *delectabile*, *desiderabile*, *acceptabile*, *commodum*, *dignum*, *aequum*, *iustum*, *benignum*, *congruum*, *liberale*, *communicabile*, *diffusivum sui*, *decorum*, *nobile*, *clarum, pulchrum*, *conveniens*, *perfectum*, *Sanctum*, *unum*, *esse etc*. („[…] unter dem Guten kannst du alles verstehen, was ehrenvoll, nützlich, erfreulich, wünschenswert, angenehm, bequem, würdig, gerecht, gütig, geziemend, freigebig, kommunikativ, mitteilsam, zierlich, vornehm, klar, schön, vollkommen, heilig, eins, Sein usw. ist.") *Practicum inventionis exemplar* („Praktisches Beispiel für eine Auffindung"; § V): Ein Thema kann, vorläufig noch ohne Kombinationen, spalten- oder zirkelweise erörtert werden. Als Beispiel dient das Leitwort *castitas* („Keuschheit"). Auf die *bonitas* bzw. ihre Synonyme angewandt, könnte man formulieren, dass die Keuschheit gut, ehrenvoll, würdevoll, erhaben, herrlich ist; darüber hinaus könnte man daran denken, dass sie eine Tugend ist, die im Buch der Weisheit (Weish 4,1) verherrlicht wird usw. Auf die spaltenweise Erörterung der Keuschheit durch alle Begriffe des Zirkels folgt der Anfang einer Musterpredigt zu diesem Thema. *Modus combinandi* („Art der Kombination"; § VI): Verschiedene Arten der Kombination von Begriffen werden vorgestellt: innerhalb eines Zirkels – z.B. die Aussage „die Güte *(bonitas)* ist etwas Großes *(magnitudo)*" –, verschiedene Zirkel zusammen usw. Grundsätzlich sind alle Begriffe miteinander kombinierbar. Dazu kommen noch zahllose Synonyme. Die Reihe möglicher Kombinationen ist damit praktisch unendlich. *Methodus se fructuosius exercendi* („Methode, um sich gewinnbringender zu üben"; § VII): Einige praktische Tipps zum Umgang mit der Lehre: Übung macht den Meister! Die Synonymik will genau studiert sein! Keine Spitzfindigkeiten! Nicht mit dem Kopf durch die Wand! *Inventionis paradigmata breviora* („Kürzere Beispiele für die Auffindung"; § VIII): Zwanglose Beispiele, die Iuvenalis angeblich während einer Schifffahrt auf dem Inn von Innsbruck nach Mühldorf in Bayern eingefallen sind. Je ein Thema bzw. Satz vom Typ „Über Verzeihung von Beleidigungen" wird durch je eine Spalte des Zirkels geführt. *Artis huius regulae divinis attributis applicatae* („Die Regeln dieser Kunst auf die göttlichen Eigenschaften angewandt"; § IX): Die 18 Grundprinzipien sind eigentlich die wahren Eigenschaften Gottes – nur ihm kommen sie in vollem Sinn zu, während sie dem geschaffenen Sein lediglich in eingeschränktem Sinn zukommen. Diese Begriffe eignen sich deshalb auch vorzüglich als Denkkategorien für verschiedene Gottesbeweise, von denen einige skizziert werden. *Serviunt quoque ad meditandum et contemplandum* („Sie dienen auch zum Meditieren und Kontemplieren"; § X): Die Anschauung der einschlägi-



Quid hi circuli, et eorum contenta significent intelliges insequentibus. Et ut sine rotatione legere possis eadem exprimatum ordine circulorum. 1. 2. 3 &c. tum ordine columnarum. a. b. c. d. &. c.

	A.	B.	C.	D.	E.	F.	G.	H.	I.
1 Pa.	Bonitas	Magnitud	Duratio.	Potentia	Sapiētia	Voluntas	Virtus.	Veritas.	Gloria.
2 Pr.	Differentia	Concordia	Oppositio	Principium	Medium	Finis.	Maioritas	Æqualitas	Minoritas
3 Qu	An?	Quid?	Cur?	Quantū?	Quāl? quāo?	Quale?	Vbi?	Quando?	Quibcum?
4 Su	Deus	Angelus	Cœlum	Elementa	Homo	sensitiuū	Vegetatiuū	Minerale	Instrūtle
5 Ac.	Quantitas	Qualitas	Relatio	Actio	Passio.	Vbi.	Quando.	Situs.	Habitus
6 Vi.	Iustitia.	Prudētia	Fortitudo	Temperāa	Fides.	Spes.	Charitas	Patiētia	Pietas.
7 Vit.	Auaritia	Gula.	Luxuria	Superbia	Acedia.	Inuidia.	Ira.	Mendaciū	Inconst.
8 Dist	D.rationis	D.Formalis	D.modalis	D.realis.	D.numerica	D.specifica	D.Generica	D.e totis Subiectiua	D.Sef

Abb. 140: Begriffszirkel am Beginn von Iuvenalis Annaniensis' *Artis magnae* […] *synopsis*, Salzburg 1689.

gen Begriffe führt zu Stimmungen und Affekten, und daraus wiederum können sich vorteilhaft Vorsätze entwickeln. Appendix: Eine Musterpredigt über die Gegenwart Gottes. Am Ende wird sie auf die Anwendung des Begriffszirkels hin analysiert.

Zwecke

Iuvenalis' Kombinatorik dient also mehr als einem Zweck: Zunächst richtet sie sich, wie der Titel schon sagt, an Prediger und Wissenschaftler, worunter besonders Philosophen und Theologen verstanden sein dürften. Sie gibt diesen Lesern eine Topik an die Hand, mit der sie Gedankenmaterial für Reden und Abhandlungen finden und miteinander verknüpfen können. Gleichzeitig garantiert die Analogie zwischen der Struktur der Topik, d.h. der Auswahl und Abfolge der Zirkelreihen und Begriffe, mit der Struktur des Seins selbst, dass die Gedanken nicht belanglos sind, sondern sich am Aufbau der Welt und letztlich am Plan und Wesen Gottes orientieren. Der Benützer der Kunst hantiert *eo ipso* mit den Kategorien, aus denen die Welt aufgebaut ist und wird so zum Philosophen und Diener Gottes. Schließlich wirkt dies auch auf seinen Geist zurück, der durch die Benutzung der Kunst zum Meditieren über die Kategorien und somit über Gott und die Welt angeregt wird und daraus Erbauung und Belehrung schöpft.

Widmung

Iuvenalis gibt im Verlauf seiner Lehre zahlreiche kleinere und größere Beispiele für die Anwendung der kombinatorischen Kunst, die sich mit theologischen oder moralischen Fragen beschäftigen. Die weitere Anwendbarkeit seines Systems erhellt aber nicht zuletzt aus der dem Text vorangestellten Widmungsrede und der *authoris protestatio* („Deklaration des Autors" [sc. bezüglich seiner Orthodoxie]), die beide in Anwendung der ersten Zirkelreihe verfasst sind. Als Beispiel möge hier ein Ausschnitt aus der Widmung an den Innsbrucker Regierungspräsidenten, Hieronymus Bernhard Graf Ferrari d'Occhieppo (1600–1691), dienen, der die finanziellen Mittel zum Druck des Buches bereitstellte und überhaupt ein Mäzen Iuvenalis' und der Tiroler Kapuziner war. Iuvenalis drückt seinen Dank dafür – leicht verschmitzt, was auf ein herzliches Verhältnis schließen lässt – in einer Praeteritio aus. Sie deutet an, welch schönen Lobpreis die Kunst der Kombinatorik für den Grafen produzieren könnte:

Synopsim TIBI praesentaturus, illustrissime et excellentissime Domine, non nisi synoptice loquor: nam etsi pauca dicam, multa capiet abundans prudentia tua, quia sapienti pauca. Si termini synopseos excursum paterentur, copiosam laudis tuae materiam artis huius principia ministrarent. Nam in BONO tuam erga Deum orbi notam pietatem enumerandam invenirem; in MAGNO, quibus fulges, honorum dignitates; in DURATIONE longiorem tuam in principum aulis tractandi peritiam; in POTENTIA vim specialem, qua polles, ad promovenda difficilia: in SAPIENTIA plenam agibilium et in seriis consiliis dandis experientiam: in VOLUNTATE iustitiam et in pauperes plus factis, quam dictis exhibitam misericordiam; in

> *VIRTUTE mentis innocentiam; in VERITATE fidelitatem incorruptam; in GLORIA denique felicitatem tuam depraedicare possem.*
>
> Da ich DIR einen Abriss vorlege, erlauchtester und vorzüglichster Herr, spreche ich nur abrisshaft: Denn auch wenn ich nur wenig sage, wird deine große Klugheit viel verstehen, weil dem Weisen wenige Worte genügen. Wenn die Grenzen des Abrisses einen Exkurs zuließen, würden die Prinzipien dieser Kunst reichlichen Stoff für dein Lob darbieten. Denn bezüglich des GUTEN würde ich deine der Welt bekannte Frömmigkeit gegenüber Gott aufzuzählen wissen; bezügliche des GROSSEN die Würden der Ehrungen, mit denen du glänzt; bezüglich der DAUER deine lange Erfahrung an den Fürstenhöfen; bezüglich der MACHT die besondere Kraft, mit der du schwierige Probleme vorantreibst; bezüglich der WEISHEIT die volle Kenntnis dessen, was machbar ist, und im Erteilen ernster Ratschläge; bezüglich des WILLENS deine Gerechtigkeit und deine Barmherzigkeit, die du den Armen gegenüber mehr durch Taten als durch Worte beweist; bezüglich der TUGEND die Unschuld deines Geistes; bezüglich der WAHRHEIT deine unverbrüchliche Treue; bezüglich des RUHMS schließlich könnte ich deinen glücklichen Erfolg verkünden.

weiteres philosophisches Schrifttum abseits der Universität

Abgesehen von Iuvenalis' Werken ist das nichtuniversitäre philosophische Schrifttum dieser Epoche vergleichsweise wenig bedeutsam. Am interessantesten ist vielleicht noch ein hs., aus losen Lagen bestehendes Kompendium der Philosophie, das Cassian Primisser (vgl. S. 761–763) offensichtlich für das philosophische Hausstudium im Kloster Stams verfasst hat (*Scripta philosophica*, „Philosophische Schriften"; Stams, Primisser-Nachlass). Das Werk erarbeitet in 230 Paragraphen die Grundbegriffe der Philosophie, beginnend mit der Definition der Philosophie selbst und endend mit einem Übergang zur Theologie. Aus dem Vorhof der Philosophie könnte man z.B. eine Sentenzensammlung wie die 1682 in Innsbruck gedruckte des Propsts des Klosters Neustift, Fortunatus Troyer, nennen: *Fasciculus duodecim millium sententiarum theologicarum*, *philosophicarum*, *ethicarum etc.* („Ein kleines Bündel von 12000 Sentenzen aus der Theologie, Philosophie, Ethik usw."). Schließlich sei auch noch auf die poetische Bearbeitung eines philosophischen Themas durch Giovanni Battista Graser verwiesen (vgl. hier S. 821).

Lukas Oberrauch

Medizin

Überblick

In der medizinischen Literatur Tirols der Barockzeit und Aufklärung lassen sich zwei dominante thematische Ausrichtungen erkennen, welche miteinander verbunden sind: Einerseits erregt die Frage nach der Gesundheit der Gelehrten die Aufmerksamkeit der Ärzteschaft, andererseits widmet man sich, auch im Kontext der zunehmenden Bedeutung der Diätetik, nun stark der Behandlung neuer Nahrungs- und Genussmittel wie Schokolade, Tee, Kaffee oder Tabak – Letztere fanden nicht zuletzt bei den Gelehrten aufgrund ihrer stimulierenden Wirkung großen Anklang (Bergdolt 1999, 282). Dem europaweit zunehmenden Einfluss der experimentellen Chemie und Physik (Wear 1995, 320) konnte sich auch die Tiroler Medizinwelt nicht entziehen; dennoch treten die galenische und hippokatische Lehre nach wie vor als bestimmend auf. Weiters zeigt sich deutlich, dass das Interesse an partikulären Untersuchungen wie etwa Krankengeschichten, welche ausschließlich für den innermedizinischen Rezeptionskontext gedacht waren, abnimmt. Stattdessen orientiert man sich an allgemeineren Fragestellungen. Darüber hinaus öffnet sich die medizinische Fachliteratur mehr und mehr einem breiteren gelehrten Publikum und beginnt damit, auch zunehmend ästhetische Kriterien zu berücksichtigen (Engelhardt 1991, 51) sowie nützliches Allgemeinwissen mit einzubauen (Porter 2003, 256–257). Dies erkennt man beispielsweise daran, dass neben Galen und Hippokrates als Gewährsmänner nunmehr auch Dichter und Denker und sogar Volksweisheiten zitiert werden oder zusammen mit medizinischen auch pädagogische Ratschläge gegeben werden. Damit bestätigt sich eine der Thesen der jüngeren Medizingeschichte hinsichtlich der beginnenden Stärkung laienmedikaler Strukturen im 18. Jh. (Schnalke 1998, 150).

Payr, *De diaeta litteratorum*

Aufgrund der Tatsache, dass er sich der medizinischen Debatte um die Gesundheit von Gelehrten im Vergleich zum restlichen Europa sehr früh annahm, verdient Franz Friedrich Payr mit seiner *Dissertatio de diaeta litteratorum* („Abhandlung über die Lebensführung von Gelehrten"; Innsbruck 1743) besondere Erwähnung. Immerhin erschien diese mehr als 20 Jahre vor der später in diesem Bereich maßgeblichen Schrift *De la santé des gens de lettres* (Lausanne 1766) des Schweizer Arztes Samuel Auguste Tissot (1728–1797).

Autorschaft

Interessant ist neben dem Inhalt der Schrift jedoch auch die Frage der Autorschaft. Gemeinhin wird diese Dissertation dem nach seinem Studium in Innsbruck in der ganzen Welt als Naturforscher wirkenden Giovanni Antonio Scopoli aus

Cavalese (1723–1788) zugeschrieben (vgl. Rindi/Violani 1991) – zu Unrecht, wie die Sachlage zeigt. Die Dissertation weist Scopoli als Kandidaten, Payr jedoch als Promotor auf. Anlässlich von Promotionen war die Publikation fachlicher Schriften zwar üblich; dabei kann die Autorschaft jedoch nicht immer einwandfrei geklärt werden, da sowohl der Promovend als auch der ‚Doktorvater' in Frage kamen (vgl. Schubart-Fikentscher 1970). Im Fall der *Diaeta* scheint die Sachlage aber eindeutig. An ihrem Ende findet sich die Formulierung *cum ipse iam senex sim* (Bl. E3ʳ; „da ich ja schon alt bin"). Scopoli war im Jahr seiner Promotion gerade 20 Jahre, Payr hingegen bereits 58 Jahre alt, weshalb das Werk eindeutig Letzterem zugeschrieben werden muss. Folgerichtig findet sich auch in der Autobiographie Scopolis *Vitae meae vices* („Wechselfälle meines Lebens") keine Erwähnung dieser diätologischen Schrift (Violani 1991, 78).

Biographie

Payr wurde 1685 in Innsbruck geboren. 1701 kam er als Student an die philosophische Fakultät der Universität, 1706 erwarb er den medizinischen Doktorgrad. Nach einigen Bildungsreisen, im Zuge derer er verschiedene Krankenhäuser und die Pathologien ihrer Patienten studierte, wurde er Physicus in Innsbruck und Leibarzt des Fürstbischofs Kaspar Ignaz von Künigl in Brixen. 1722 erhielt er den Rang eines Professors der Institutionen in seiner Heimatstadt, 1741 folgten die Professorentitel der Aphorismen und der Praxis. Payr, der auch zweimal Rektor der Universität war, starb 1759 in Innsbruck (vgl. Probst 1869, 195–196; Gasser 3, 43–44; BS 6, 401–402).

Struktur und Publikum

In seiner *Dissertatio* nimmt sich der Verfasser der Frage an, welcher Lebenswandel, v.a. im Hinblick auf die Ernährung, Gelehrten am ehesten zuträglich sei. Die Abhandlung ist dabei nach dem typischen Schema der sogenannten *sex res non naturales* („sechs nicht natürliche Dinge") aufgebaut: Licht und Luft *(aer),* Speise und Trank *(cibus et potus),* Arbeit und Ruhe *(motus et quies),* Schlaf und Wachen *(somnus et vigilia),* Absonderungen und Ausscheidungen *(secreta et excreta)* und Anregung des Gemüts *(affectus animi).* Diese sechs Bereiche galten schon seit der Antike als Rahmenbedingungen für das Wohlbefinden des Menschen, die dieser selbst beeinflussen könne. Im Gegensatz zum üblichen neutralen Stil in medizinischen Traktaten fällt bei Payr auf, dass er sich immer wieder direkt an den Leser bzw. Patienten wendet, was darauf hinweisen dürfte, dass die Schrift nicht nur einem engen Kreis von Medizinern, sondern einer breiteren Schicht von Gelehrten zugänglich sein sollte. Direkt Betroffene sollten offensichtlich die Möglichkeit haben, ohne einen Fachmann einschalten zu müssen, selbst geeignete Maßnahmen gegen ihr Leiden zu ergreifen. Dazu passt auch, dass in der Diätetik des 18. Jhs. der Begriff der Bibliotherapie immer mehr Einfluss gewann. Gemäß dieser Theorie konnte ein Kranker durch die Lektüre einer medizinischen Abhandlung einen eigenen Beitrag zu seiner Heilung leisten (Engelhardt 1991, 51; Porter 2003, 285–286).

Am Beginn der Schrift zeichnet der Verfasser ein recht düsteres Bild vom allgemeinen Gesundheitszustand der Gelehrten: *Nec invenies ex tota morborum caterva unum, qui litteratos non exercet.* (Bl. A2v; „Du wirst in der ganzen Schar der Krankheiten nicht eine finden, welche die Gelehrten nicht plagt.") Anschließend erklärt Payr, weshalb diätetische Maßnahmen chirurgischen und pharmazeutischen vorzuziehen seien. Als eine der Hauptursachen für die Kränklichkeit von Gelehrten führt der Arzt Verdauungsprobleme, resultierend aus dem langen Sitzen, an. Unmittelbare Folge davon sei, dass sich ein Rückstau bilde, welcher auch Leber und Galle beeinträchtige, weshalb diese Organe keine Verdauungssäfte ausschütten könnten. Darum litten viele Gelehrte wiederum an Koliken. Nach dieser und anderen analytischen Grundüberlegungen führt der Arzt seine Therapievorschläge an: Wichtig sei, dass die Gelehrten genug schliefen und zwar v.a. in der Nacht; dass die nächtliche Betriebsamkeit bei Gelehrten nicht nur einem Topos entsprach, ist vielfach in der Gelehrtenliteratur nachzulesen. Als Vorbeugemaßnahmen empfiehlt Payr zunächst ein gemäßigtes und trockenes Klima sowie eine nach den Jahreszeiten ausgerichtete Ernährung: Bei Hitze solle man mehr trinken als essen, bei Kälte verhalte es sich umgekehrt. Zu meiden seien auf jeden Fall Nahrungsmittel mit starkem Geschmack oder ausgeprägtem Geruch. Als Getränk wird Wasser empfohlen, aber auch Wein, solange er nicht zu stark sei. Abgeraten wird von Kaffee, Tee und Kakao. Aufpassen müssten Gelehrte v.a. bei der körperlichen Ertüchtigung: *Motus corporalis excessus* […] *litteraturam non parum destruit.* (Bl. D3r; „Zu starke körperliche Bewegung […] beeinträchtigt die Tätigkeit der Gelehrten nicht wenig.") Sport solle nur morgens betrieben werden und auch nur so, dass man nicht ins Schwitzen gerate. Payrs Ratschlag für eine sinnvolle körperliche Betätigung während des Studiums, Lesens oder Schreibens lautet überraschenderweise: laut lesen. Dies habe sich im Laufe der Jahrhunderte bei vielen Mönchen anlässlich des Chorgebets bewährt. Neben einer Vielzahl von stimmigen Hinweisen und Ratschlägen finden sich auch vereinzelte Mutmaßungen, welche die Grenzen des damaligen medizinischen Wissens aufzeigen. So rät Payr etwa im Fall von Schleimfluss aus der Nase, diesen nicht auszuschnäuzen, und zwar mit einer recht abenteuerlichen Begründung: *Pariter de excretione narium, quae si serosa et tenuis est retinenda, cerebrum enim eius excretione siccatur.* (Bl. E2r; „Ebenso verhält es sich mit Ausscheidungen der Nase; sind diese wässrig und dünn, sollten sie nicht ausgeschnäuzt werden, denn dadurch wird das Hirn ausgetrocknet.")

Stil

Die Schrift erinnert sachlich in vielerlei Hinsicht an die diätetischen Teile der medizinischen Gutachten für Erzherzog Ferdinand II. (vgl. hier S. 362–368). Dass Payr jedoch ein gebildetes Lesepublikum erwartet, zeigt sich an seinen mehrfachen Entschuldigungen hinsichtlich angeblicher stilistischer Unzulänglichkeiten (*Nulla enim mihi aurium, sed animi cura est*, Bl. A3r; „Mir geht es nämlich nicht um die Ohren, sondern um den Geist."), welche sich aber immer wieder als Aufhänger entpuppen, um das hervorragende literarische Gespür des Verfassers zu betonen. Zur

kakophonen Formulierung *pro promovenda* […] *excretione* („um die Ausscheidung anzuregen“) etwa, setzt er in Klammern hinzu: *parcite aures naturali propositioni* (Bl. B3^{v}; „Ohren, entschuldigt bitte die notwendige Pro-Position“).

Gerstner, *Dissertatio medica*

In seiner 1756 in Innsbruck erschienenen *Dissertatio medica inauguralis de salubritate aquae purae ad longaevitatem* („Medizinische Abhandlung über den positiven Einfluss reinen Wassers auf die Langlebigkeit“) nahm der Innsbrucker Arzt Karl Gerstner ganz den diätetischen Bereich des *potus* in den Blick – anders jedoch als vielen seiner Zeitgenossen ging es ihm nicht um die Beschreibung von Tee, Kaffee oder Kakao: Seiner Meinung nach war die regelmäßige Aufnahme von Wasser ein probates Mittel, um die Lebenserwartung zu erhöhen.

Biographie

In Druisheim (Schwaben) im Jahr 1713 geboren, studierte Gerstner Philosophie in Konstanz sowie Medizin in Straßburg und Innsbruck, wo er 1736 auch promovierte. Nach Praktikumsjahren in München und Wien wurde er 1741 zum Professor der Pathologie sowie der praktischen Medizin in Innsbruck ernannt, wo er bis zu seinem Ruhestand 1782 ununterbrochen tätig war. Er starb am 2. 3. 1797 in Innsbruck.[1] Gerstner tat sich v.a. durch zahlreiche medizinische Publikationen hervor, so etwa durch seine *Dissertatio de podagra* („Abhandlung über die Gicht“; Innsbruck 1744), die *Dissertatio de salubritate paregoricorum in variolis confluentibus* („Abhandlung über die Verträglichkeit von Linderungsmitteln gegen die Blattern“; Innsbruck 1750) und die zweibändigen *Commentaria theoretica-pratica in pathologiam Boerhavianam* („Theoretisch-praktische Kommentare zu Boerhaaves Pathologie“; Innsbruck 1771–1772).

Aufbau; Inhalt

In seiner Wasserschrift stützt sich Gerstner auf die in der antiken Humorallehre verankerte Anschauung, dass der Tod bei den Menschen aufgrund einer Zunahme des warmen Elements bei gleichzeitiger Abnahme des sogenannten *humor radicalis* („Grundfeuchtigkeit“) eintrete, der Mensch also gewissermaßen vertrockne. Gleichzeitig steht seine Abhandlung aber auch deutlich unter dem Einfluss der von Herman Boerhaave vertretenen iatrophysikalischen Theorie, derzufolge Gesundheit mit hydrostatischem Gleichgewicht gleichgesetzt wurde. Bei jedem Lebewesen werde der Tod durch die Zunahme von innerem und äußerem Druck beschleunigt, weil sich der ganze Körper versteife; dies könne man an den Fußsohlen alter Menschen oder am Fleisch von abgehalfterten Lasttieren, das zäh und beinahe hart sei, erkennen. Unter dieser Druckzunahme litten v.a. die kleinen Blutgefäße; da sich nämlich die großen aufgrund der wachsenden Zähflüssigkeit der *liquida arteriosa* („arterielle Flüssigkeiten“) immer mehr weiteten, würden Erstere sozusagen abgeklemmt. Da dieser Verengung nicht chirurgisch entgegengewirkt werden könne,

1 Rogenhofer 1975, 113–116; Hochenegg 1977, 140. Nach Hirsch 1929–1935, Bd. 2, 730 lebte Gerstner von 1712–1790.

müsse man dafür sorgen, dass das Blut die höchstmögliche Fließfähigkeit beibehalte – und dies geschehe letztlich durch die Aufnahme von Wasser, der dünnsten Flüssigkeit überhaupt (Bl. B[v]):

> […] *veritas stat inconcussa aquam liquidum esse omnium tenuissimum, ad minima quaevis vascula penetranda, emollienda, eorum concretiones impediendas ac* […] *conditiones organorum, quae ad vitam requiruntur, quam diutissime conservandas aptissimum.*

> […] so ist es eine unbestreitbare Tatsache, dass Wasser unter allen Flüssigkeiten die feinste und am besten geeignet ist, um in jedes noch so kleine Gefäß einzudringen, dieses wieder elastisch zu machen, seiner Verengung entgegenzuwirken und […] die Leistungsfähigkeit der lebenswichtigen Organe möglichst lange zu erhalten.

Vorurteile

Da nun aus medizinischer Sicht feststeht, dass die Aufnahme von Wasser gesund ist, macht sich Gerstner im Folgenden daran, hartnäckige Vorurteile der Bevölkerung gegenüber dem Wasser zu entkräften. Als Hauptgrund für den Mangel an Akzeptanz sieht er die Tatsache, dass Wasser geschmacklos ist. Auch hartnäckige Gerüchte wie etwa, dass Wasseraufnahme zu innerer Fäulnis führe oder das Lebensfeuer auslösche, werden widerlegt. Das Werk schließt mit dem Zugeständnis, dass auch Wein, allerdings nur verdünnt und in Maßen, genossen werden dürfe. An den Leser richtet Gerstner zuletzt den Appell, mit dem Wassertrinken rechtzeitig anzufangen; wenn die Gefäße erst einmal erstarrt seien, könne keine Abhilfe mehr geschaffen werden.

Ferdinand Karl Weinhart

Inhaltlich verwandt mit der Abhandlung Gerstners ist der *Conflictus medicus inter merophilum et hydroenobibum* („Medizinischer Streit zwischen dem Liebhaber des reinen und dem Trinker des verwässerten Weines"; Innsbruck 1706) des Ferdinand Karl Weinhart. Dieser wurde am 14.8.1654 in Innsbruck als ältester Sohn des Leibarztes von Erzherzog Ferdinand Karl und oberösterreichischen Landschaftsphysicus, Paul Weinhart d.Ä., geboren. Er studierte Philosophie an der neu eröffneten Universität Innsbruck und schloss mit dem Magistertitel ab. Danach studierte er Medizin in Padua. Nach der Promotion 1674 eröffnete er eine ärztliche Praxis in Innsbruck. Bereits mit 23 Jahren wurde er 1677 ins Ärztekollegium aufgenommen und noch im selben Jahr zum zweiten Professor der medizinischen Fakultät ernannt.[2] 1691, nach dem Tod des Professors Gaudenz von Sala, übernahm er den angesehenen Lehrstuhl der Praxis, seit 1703 zusätzlich den der Aphorismen, welchen er bis zu seinem Tod behielt. Er war dreimal Rektor und zwölfmal Dekan

2 Probst 1869, 7 nennt für dieses Ereignis das Jahr 1676; zudem führt er den Namen Franz Weinhart an.

der medizinischen Fakultät. Wegen seiner Verdienste ernannte ihn Kaiser Joseph I. 1709 zu seinem Hofleibarzt und zum kaiserlichen Rat. Weinhart starb 1716 in Innsbruck (vgl. Hye 1970, 70–79).

Conflictus medicus

Der *Conflictus medicus* ist eine Dissertationsschrift, welche von Weinhart verfasst wurde und Franz Payr (s.o.) als Grundlage für seine Magisterdisputation, welche 1706 in Innsbruck stattfand und bei der Weinhart den Vorsitz führte, diente. Im *Conflictus* streiten sich Merophilus („Weinliebhaber") und Hydroenobibus („Trinker verdünnten Weines") um den Vorrang ihrer jeweiligen Trinkpräferenz. Diesen Streit hatten Matthäus Clauß und Hippolytus Guarinonius in der vorigen Epoche ausgefochten (vgl. hier S. 568–571). Dennoch legitimiert Weinhart sein Unterfangen im Vorwort damit, dass er betont, wie wenig seine Fachkollegen sich bisher dieses Themas angenommen hätten: […] *cum igitur materia* […] *paucis insuper authoribus pro rei dignitate fusius tractetur* („[…] weil also das Thema […] entsprechend seiner Bedeutung ausführlicher nur von wenigen Autoren behandelt wird"). Gegenüber seinen Vorgängern kann der Verfasser zwar als Neuerung anführen, dass seine Schrift als ein Streitgespräch angelegt ist, welches bisweilen auch durchaus szenische Elemente beinhaltet; diese Grundcharakteristik wird jedoch lediglich am Ende eines jeden Argumentationsschrittes sichtbar und kann kaum als prägend angesehen werden.

Aufbau; Inhalt

Die Schrift gliedert sich zunächst in zwei Argumentationsblöcke, die mit *Arma merophili* („Waffen des Weinliebhabers"; 3–35) und *Arma hydroenobibi* („Waffen des Trinkers verdünnten Weines"; 35–70) überschrieben sind. Jeder Abschnitt zerfällt in zwölf *rationes* („Gründe"), in denen die Kontrahenten v.a. über Zitate medizinischer Gewährsmänner, aber auch aus der Bibel und der Literatur allgemein, die Richtigkeit ihrer Anschauung zu beweisen suchen. Dabei scheint Weinhart so etwas wie ein rudimentäres dramatisches Drehbuch zu verfolgen. Zunächst glaubt man, der Weinliebhaber werde mit seiner Fülle an Zitaten und seinem Gepolter seinen Kontrahenten in Grund und Boden reden – wobei Merophilus nicht immer den Eindruck erweckt, lange über seine Argumentation nachgedacht zu haben (12):

> *Cum* […] *abunde constet iam satis aquae admixtum esse, haereticum plane foret Bacchum iam baptizatum denuo rebaptizare lympha, cum nemo ignoret anabaptistarum haeresim iam olim sacro Ecclesiae fulmine prostratam et exstinctam esse.*

> Da […] es nun außer Zweifel steht, dass [der Wein] ohnehin schon zur Genüge Wasser enthält, wäre es ein schlichtweg häretischer Akt, wenn man Bacchus, der ja schon getauft ist, noch einmal mit Wasser taufen würde, da doch jeder weiß, dass die Häresie der Wiedertäufer schon vor langer Zeit durch den heiligen Blitz der Kirche zu Fall gebracht und ausgelöscht wurde.

Hydroenobibus

Hydroenobibus ist, als er das Wort ergreifen soll, zunächst deprimiert und will dem Gegner das Feld kampflos überlassen, weil er sich von dessen Angriffen und Verleumdungen beleidigt fühlt. Dann jedoch besinnt er sich eines Besseren und beginnt mit einer Replik, deren Argumentation insgesamt logischer und schlüssiger wirkt, wenngleich auch sie nicht frei von Pauschalierungen ist (57):

> *Sunt nempe meraciorum potatores rude inprimis et agreste hominum genus, ut crassi rusticorum trunci, olidi porcarii, bubulci, stabularii, quibus proximi* […] *baiuli, operarii, fossores, clitellarii, aurigae, agasones, nautae, vilioris operis artifices et verbo quivis obscurorum hominum coetus, quorum Deus venter est et templum popina.*

> Die Trinker ungemischten Weins sind freilich ein in erster Linie ungeschlachtes und bäuerliches Volk; zu ihnen gehören die dicken Bauerntölpel, die stinkenden Schweinehirten, die Ochsenknechte, die Stallknechte und solche, die diesen wesensverwandt sind […] wie die Lastenträger, die Arbeiter, die Totengräber, die Träger, die Fuhrleute, Eseltreiber, Matrosen, kunstloseren Handwerker, mit einem Wort: das ganze Pack gemeiner Menschen, deren Gott ihr Bauch und deren Kirche die Kneipe ist.

Entscheidung

Am Ende wird der Streit recht unspektakulär entschieden: Ein nicht näher beschriebener Arzt namens Hygiophilus („Gesundheitsfreund“) aus Verona dekretiert, dass man Wein verdünnen müsse (70–104). Seine Entscheidung begründet er, indem er jedem der zwölf Argumente des Merophilus gesondert widerspricht. Auch dabei fehlt es nicht an haarsträubenden Erklärungen. So spricht sich Hygiophilus etwa für die Mischung von Wein und Wasser aus, weil aus der Seite Jesu auch Wasser und Wein geflossen seien. Dies könne nur dadurch erklärt werden, dass der Heiland selbst Wein mit Wasser gestreckt habe (84).

Charakteristik

Beide Kontrahenten argumentieren zwar grundsätzlich auf der Basis der antiken Humoral- und Temperamentenlehre (wobei sich Hydroenobibus genauer an Galen hält), belegen ihre Aussage jedoch großteils über Zitate aus der Bibel, der (vornehmlich antiken) Poesie sowie vereinzelt auch aus dem Volksmund. Von der scharfen und bisweilen durchaus geistreichen Polemik, von der die beiden Ausgangswerke von Matthäus Clauß und Hippolytus Guarinonius geprägt sind (vgl. hier S. 570–571), ist im *Conflictus* nur mehr wenig zu spüren. Insgesamt kann das Werk seinen Vorgängern weder inhaltlich noch stilistisch das Wasser reichen.

Madlener, *De usu et abusu potus Caffé*

Ein Beispiel für die Rezeption der medizinisch aktuellen Diskussion über die Vor- und Nachteile der neuen Getränke Kaffee, Tee und Kakao ist das *Specimen inaugurale medicum de usu et abusu potus caffé* („Medizinische Antrittsprobe über die Verwendung und den Missbrauch von Kaffee“; Innsbruck 1772; vgl. Abb. 141) des Johann Michael Madlener. Über das Leben und Wirken des Verfassers ist nicht

mehr bekannt, als dass er 1746 in Rankweil in Vorarlberg geboren wurde und in Innsbruck Medizin studierte (Oberkofler 1974, Nr. 944).

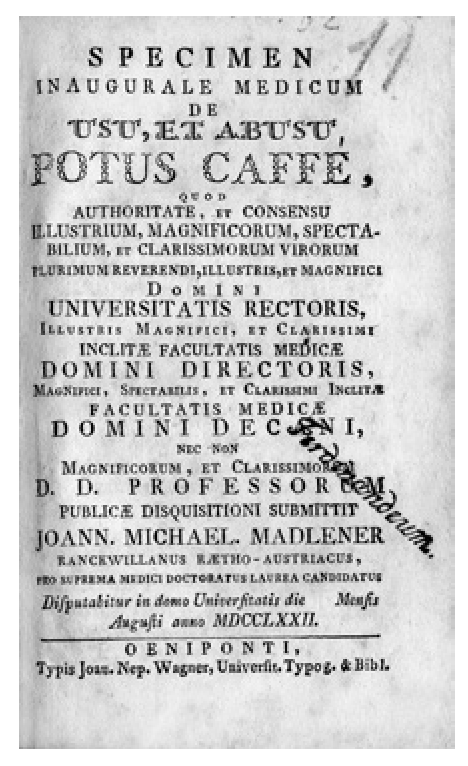

SPECIMEN
INAUGURALE MEDICUM
DE
USU, ET ABUSU,
POTUS CAFFÉ,
QUOD
AUTHORITATE, ET CONSENSU
ILLUSTRIUM, MAGNIFICORUM, SPECTABILIUM, ET CLARISSIMORUM VIRORUM
PLURIMUM REVERENDI, ILLUSTRIS, ET MAGNIFICI
DOMINI
UNIVERSITATIS RECTORIS,
ILLUSTRIS MAGNIFICI, ET CLARISSIMI
INCLITÆ FACULTATIS MEDICÆ
DOMINI DIRECTORIS,
MAGNIFICI, SPECTABILIS, ET CLARISSIMI INCLITÆ
FACULTATIS MEDICÆ
DOMINI DECANI,
NEC NON
MAGNIFICORUM, ET CLARISSIMORUM
D. D. PROFESSORUM,
PUBLICÆ DISQUISITIONI SUBMITTIT
JOANN. MICHAEL. MADLENER
RANCKWILLANUS RÆTHO-AUSTRIACUS,
PRO SUPREMA MEDICI DOCTORATUS LAUREA CANDIDATUS
Disputabitur in domo Universitatis die Mensis Augusti anno MDCCLXXII.
OENIPONTI,
Typis Joan. Nep. Wagner, Universit. Typog. & Bibl.

Abb. 141: Titelblatt von Johann Michael Madleners *De usu et abusu potus caffé*, Innsbruck 1772.

Die Schrift, welche lediglich 16 Seiten umfasst, beginnt mit Ausführungen über die Geschichte und die Botanik des Kaffeestrauches. Nach Erläuterungen, wie Kaffee geerntet wird, geht der Verfasser auf den eigentlich medizinischen Teil der Schrift über. Neben einer Reihe von Vorteilen v.a. für die Verdauung, welche der Kaffeekonsum mit sich bringe, wird auch darauf verwiesen, dass man sich vor den Gefahren, welche dieses Getränk berge, hüten müsse: Zur Unzeit und v.a. in Unmengen genossen, könne es bei Männern zu Potenzproblemen, bei Frauen zu einer Verzögerung oder gar Aussetzung der Menstruation führen. Wie gern Kaffee im Tirol des ausgehenden 18. Jhs. getrunken wurde, zeigt eine Stelle (14), in welcher Madlener darauf hinweist, dass manche sogar Hafer- und Gerstenkaffee tränken, weil sie sich die teuren Kaffeebohnen nicht leisten könnten.

Charakteristik

Madlener strebt keine eigenständige Untersuchung des Sachverhalts an, sondern will lediglich eine Zusammenschau der bisher erarbeiteten Ergebnisse in diesem Bereich anbieten. Die hohe Zahl der Zitate und Verweise auf Erkenntnisse berühmter Zeitgenossen ist ein Beleg dafür, dass es zu seiner Zeit bereits kaum mehr möglich war, auf diesem Gebiet kreativ und selbständig tätig zu sein.

Koegl, *De usu et abusu nicotinae*

Ebenfalls unter die synoptischen Schriften ist die 1772 in Innsbruck erschienene *Dissertatio inauguralis medica de usu et abusu nicotinae*, *vulgo tabaci* („Medizinische Antrittsdissertation über die Verwendung und den Missbrauch von Nikotin, im Volksmund Tabak genannt“) des Johann Abraham Koegl einzureihen. Über den Autor ist beinahe nichts bekannt. Die spärlichen biographischen Informationen ergeben sich sämtlich aus Hinweisen in der eben genannten Schrift. So war Koegl, der aus Brixlegg stammte, Schüler des Innsbrucker Arztes Johann Michael von

Menghin (s. hier S. 1046; vgl. Hochenegg 1977, 149). Schon im Vorwort verweist der Verfasser mit einem poetischen Vergleich auf den ausschließlich rezeptiven Charakter seines Werks: *Nec enim apis novum mel facit, sed colligit tantum ex variis floribus.* (Bl. A1r; „Auch die Biene schafft nämlich keinen neuen Honig, sondern trägt ihn nur aus verschiedenen Blumen zusammen.") Wenngleich die Dissertationsschrift medizinisch keinerlei Eigenständigkeit aufweist, sondern lediglich Wissenswertes unter Verweis auf verschiedene Quellen zusammenfasst, beinhaltet sie doch einige interessante Details, welche sich v.a. auf die Verwendung des Tabaks in Tirol beziehen.

Aufbau; Inhalt

Zunächst gibt Koegl einen kurzen Überblick über die Geschichte der Tabakpflanze, deren Kultivierung und Chemie. Den medizinischen Teil leitet er mit der Aussage ein, dass sich die Mediziner seiner Zeit über Nutzen bzw. Schaden des Tabaks noch nicht einig seien. Nachdem er drei Arten des Tabakkonsums definiert hat – Schnupfen, Rauchen und Kauen –, stellt er Lehrmeinungen verschiedener Gewährsmänner vor. Interessant sind die Anmerkungen zur gesellschaftlichen Relevanz des Tabaks, welche sich bis heute wenig verändert zu haben scheint (26):

> *Alii denique aliis allecti causis huius consuetudinem* […] *sibi comparant, uti illi, qui dedecori sibi ducerent, si thecam pulvere nicotianae repletam*[3] *cuilibet sibi obviam facto offerre non possent, qui mos inter ipsos rusticos* […] *invaluit.*

> Andere wiederum werden durch andere Gründe angelockt und verfallen so […] dieser Gewohnheit, wie etwa jene, welche sich schämen, wenn sie nicht jedem Beliebigen, der des Weges kommt, eine volle Dose Tabak unter die Nase halten; diese Sitte ist selbst unter den Bauern gebräuchlich geworden.

Erstaunlich ist auch, zu welcher Gewandtheit es die Bewohner des hinsichtlich der Mehrfachverwendung des Tabaks gebracht haben (39):

> *Hi funes illos nicotianae nigerrimos, acres, semiputridos masticant, succum, qui nonnumquam per utrumque oris angulum (quod visu satis nauseosum est) protuberat, deglutiunt, folia exsucca exspuunt, ea rursus exsiccant, siccata fumant, et, si fides communi traditioni haberi potest, cineres pulveris nicotianae loco naribus attrahunt.*

> Sie kauen diese pechschwarzen, scharfen und halbverfaulten Tabakfäden; den Saft, der bisweilen zu beiden Mundwinkeln herausrinnt (das zu sehen ist ekelerregend genug), schlucken sie; die ausgelutschten Blätter spucken sie dann aus, trocknen sie wiederum

3 Der Druck hat *repletae.*

und rauchen sie, wenn sie getrocknet sind; und wenn man den Erzählungen Glauben schenken darf, dann schnupfen sie die Asche anschließend auch noch anstelle des Tabaks.

Holler, *Usus chocolatae*

Umfassender als die beiden oben besprochenen Werke ist Franz Hollers (1648–1725; Tovazzi, Nr. 116; Rogenhofer 1975, 117–119) Schrift *Usus chocolatae, thee, caffe et tabaci abusus vitae longae et sanitati contrarius* („Schokolade-, Tee-, Kaffee- und Tabakkonsum, ein Missbrauch, der langem Leben und Gesundheit abträglich ist"; Innsbruck 1698). Die Dissertation umfasst 23 Seiten und stellt eine geharnischte Abrechnung mit den Befürwortern der genannten Luxusgüter dar.

Der aus Meran stammende Holler begann seine medizinische Karriere als Hausarzt des Klosters Wilten und diente dann als Protomedicus der verwitweten Erzherzogin Eleonore von Österreich. Gleichzeitig war er 1691–1702 Professor der medizinischen Aphorismen und Primarius an der Innsbrucker medizinischen Fakultät. Nach seiner Tätigkeit an der Universität, wo er auch Rektor war, übersiedelte er nach Wien, wo er kaiserlicher Leibarzt wurde.

Aufbau; Inhalt

Zu Beginn seiner Dissertation erläutert der Verfasser den Stellenwert, den die behandelten Genussmittel in Europa eingenommen haben. Er beschreibt ihre weite Verbreitung und verweist darauf, dass sie sowohl im einfachen Volk wie auch in höchsten Kreisen auf uneingeschränkte Sympathie stoßen. Dabei entpuppt sich Holler als Traditionalist mit sehr konservativer kultureller Einstellung. So ärgern ihn mindestens ebenso wie der unbedachte Konsum der genannten Produkte die neuartigen Modeerscheinungen und veränderten Lebensgewohnheiten, welche mit ihnen einhergehen. Er zeichnet ein düsteres Bild von der kulturellen Entwicklung Mitteleuropas und speziell Tirols. Tabak, Kaffee, Kakao und Tee hätten eine wahre Euphorie gegenüber allem Fremdländischen, v.a. Morgenländischen, ausgelöst. Besonders gut ersichtlich sei dies an den veränderten Tischmanieren. Diese moralische Kritik dient als Einleitung zu seinem negativen wissenschaftlichen Befund, welcher darauf ausgelegt ist zu zeigen, dass Tee, Kaffee, Tabak usw. in ihrer Heilsamkeit überbewertet würden und allgemein für Europäer nicht geeignet seien. Der Kulturverfall offenbart sich für Holler besonders in der Tatsache, dass sich die Europäer von einem neuen ‚Wellnesswahn' hätten ergreifen lassen, der völlig unangebracht sei. Diesen Widerspruch drückt er am Ende gekonnt unter Häufung mehrerer Oxymora aus (Bl. A3^{v}):

O sanos ergo insanos! Qui, cum bene vivatis, ut vivatis melius, vivitis pessime, et dum iuvenilem quaeritis senectutem, in ipsa iuventute senescentes medicamentis quasi cultro in manu amentis vobis ipsis filum vitae decurtatis.

Oh ihr kranken Gesunden! Ihr setzt alles daran, euren Gesundheitszustand zu verschlechtern, um ihn zu verbessern – dabei fehlt euch doch gar nichts! Durch diese Heilmittel glaubt ihr ein jugendliches Alter gewährleisten zu können – in Wirklichkeit aber bricht das Alter dadurch schon in die Jugendzeit ein! Dieses Messer in der Hand eines Wahnsinnigen verkürzt euch mehr und mehr den Lebensfaden!

Epistola ad medicos Germaniae

Derselbe Autor wendet sich in einer Art offenem Brief, welcher den Titel *Epistola ad medicos Germaniae de mala et bona educatione infantium et puerorum* („Brief an die Ärzte Deutschlands über die schlechte und gute Erziehung der Kleinkinder und Knaben"; München 1701) trägt, an die Ärzte Deutschlands, um ihnen seine Auffassung von einer angemessenen Erziehung für die Jugend nahe zu bringen. Der Brief wurde anlässlich einer Promotion im Juni 1701 in Innsbruck vorgetragen und umfasst 18 Blatt. Das Thema dieser Schrift ist für Tirol nicht neu: So hatte etwa Giulio Alessandrini bereits 1586 mit seinem hexametrischen Lehrgedicht *Paedotrophia* eine ähnliche Abhandlung verfasst (vgl. hier S. 261–264).

Aufbau; Inhalt

Hauptanliegen des Verfassers ist es, seine These zu stützen, derzufolge verweichlichte Menschen eine geringere Lebenserwartung hätten als abgehärtete. Sein Fazit ist, dass die Jugend in Deutschland falsch erzogen werde und man diesem Trend in medizinischer wie pädagogischer Hinsicht entgegenwirken müsse. Dies legt er auf beachtlichem stilistisch-rhetorischem Niveau dar. Er bedient sich eines gewählten und souveränen Ausdrucks, einer flüssigen Syntax, bemüht sich um *variatio* und verwendet bisweilen auch Sprachspielereien (Bl. A2[r]):

Qua corpus enervatur, animus effaeminatur, qua non quidem ad militiam, sed mollitiem animus, non ad gubernandas regiones, sed ad gubernandos spadones praeparatur.

Durch diese [Erziehung] wird der Körper geschwächt, der Geist verweiblicht; sie zielt nicht auf die Wehrhaftigkeit, sondern auf die Weichheit ab; sie bereitet nicht darauf vor, Länder, sondern Entmannte zu regieren.

humor radicalis

Auch dieser Schrift liegt das oben angesprochene Prinzip des *humor radicalis* zugrunde: Dieser würde bei verweichlichten Körpern, bei denen die Poren größer seien, leichter entfliehen als bei Körpern, die abgehärtet und deren Poren somit verengt seien. Die Natur selbst belege diese Theorie (Bl. A3[v]):

Intinge lanam et panum spissum eidem humori vel spiritui, expone ambas has substantias iisdem solaribus radiis: experieris aqueum vel spirituosum humorem multo breviore tempore ex lana discussum quam ex panno.

> Tauche Wolle und ein dichtmaschiges Tuch in dieselbe Feuchtigkeit oder denselben Alkohol und setze dann beide denselben Strahlen der Sonne aus: Du wirst sehen, dass die wässrige oder alkoholische Feuchtigkeit viel schneller der Wolle entweicht als dem Tuch.

Mütter

Die Schuld für diesen Missstand sieht Holler v.a. bei den Müttern, welche ihre Kinder nach modernen und großteils unsinnigen Methoden erzögen. Die Mütter selbst hielten sich nicht an die Ratschläge der Ärzte, bewegten sich während der Schwangerschaft kaum und nähmen *cibi molles* („verweichlichende Nahrung“) zu sich – somit sei die Qualität der Muttermilch von vornherein beeinträchtigt. Sei das Kind erst einmal auf der Welt, ließen sie es teils aus Sorge, teils aus Bequemlichkeit nicht mehr aus der Wiege und verlängerten künstlich die Schlafphasen der Kleinen durch Verdunkelung der Räume oder das Singen von Schlafliedern – dafür werde dann aber ein Arzt, der Frischluft in ein Kinderzimmer lassen wolle, als Kindsmörder beschimpft. Noch schlimmer allerdings werde es, wenn die Kleinen erst einmal laufen könnten: Dann würden sie nämlich, wie damals üblich (vgl. Weber-Kellermann 1997), in jede erdenkliche Schutzkleidung gesteckt, damit sie sich nur ja nirgends verletzten. Anschließend erläutert Holler aus seinem eigenen Erfahrungsschatz den zur damaligen Zeit typischen Tagesablauf eines Kindes: Dieses könne bis Mittag schlafen, da die Mutter zumeist die Sonne aussperre. Dann werde es erst einmal geherzt und ordentlich gewaschen: Zahnpasta, Mandelcreme für die Hände, Kupferpulver für die Haare sowie wohlriechende Seife kämen dabei zum Einsatz. Schließlich gehe das Ganze so aus (Bl. B3^{v}):

> *Bellulum suum tam diu lavat, fricat, linit, pectinat, ornat et vestit, ut totus comptus instar pupae Gallicae appareat.*

> Sie wäscht, trocknet, kämmt, schmückt und kleidet ihren Liebling so lange, bis er, zur Gänze hübsch zurechtgemacht, wie eine französische Demoiselle aussieht.

Verbittert stellt der Arzt aber auch fest, dass es um die geistige Bildung schlimm bestellt sei: *De instructione animi altum silentium.* (Bl. B4^{r}; „Hinsichtlich der geistigen Bildung herrscht tiefes Schweigen.“) Gefahr sieht Holler auch darin, dass sich viele Mütter, ob aus Bequemlichkeit oder Überforderung, von Ammen vertreten ließen, welche oft mit wenig Bedacht ausgesucht würden. So komme es immer wieder vor, dass Prostituierte diesen Beruf als Nebenerwerb ausübten – mit verheerenden Folgen für die Säuglinge: *Meretrices enim a potiori hisce in partibus pro nutricibus substituuntur* […] *una cum lacte mores imbibunt infantes.* (Bl. C1^{v}; „In unseren Gegenden werden nämlich die Ammen großteils durch Dirnen ersetzt […] und mit deren Milch nehmen die Kleinen auch deren Gesinnung auf.“) Geradezu lebensbedroh-

lich sei es für das Kind, wenn die Ersatzmutter während der Stillphase sexuellen Verkehr habe. Also solle man Dirnen gut zureden und eventuell auch versprechen, dass man ihnen bei der Suche nach einem Klienten behilflich sein werde, um sie zeitweilig von ihrem Gewerbe abzuhalten und das Kind zu schützen. Am Ende des medizinischen Teils folgen noch 13 – teils sehr bildlich formulierte – Ratschläge für Lehrer zur Erziehung der Kinder.

Christine Lehne/Erika Kustatscher

Rechtswissenschaft

Rechtswissenschaft im 17./18. Jh.

Für die Rechtswissenschaft des 17./18. Jhs. hat sich die Bezeichnung *usus modernus Pandectarum* („moderner Gebrauch der Pandekten") eingebürgert. Darunter versteht man, grob gesagt, einen kritischen und pragmatischen Umgang mit dem römischen Recht, der es auch erlaubt, dieses bei Bedarf mit einheimischen Partikularrechten zu kombinieren, verbunden mit einer zunehmenden Systematisierung des Rechtsbestandes. Eine Kodifizierung des gesamten geltenden Rechts konnte zwar noch nicht erreicht werden – sie blieb in Österreich Karl Anton von Martini (1726–1800; vgl. hier S. 1056) und seinem Schüler Franz von Zeiller (1751–1828) vorbehalten –, wohl aber die Ausbildung einer Rechtsdogmatik, die auch noch im heutigen Privatrecht weiterwirkt (Floßmann 2006, 9). Eine weitere Tendenz (die wie die Systematisierungsversuche letztlich schon auf den Humanismus zurückgeht: Troje 1993, 53–61) war die Vertiefung des historischen Bewusstseins: Die Rechtsgeschichte, bis zu diesem Zeitpunkt nur eine Hilfswissenschaft der Jurisprudenz, entwickelte sich zu einer eigenständigen universitären Disziplin (Wieacker 1967, 212). Rechtswissenschaftliche Werke verzichteten nun selten auf eine geschichtliche Einführung in ihr jeweiliges Thema. Im deutschsprachigen Raum wurde das alte deutsche Recht seit Hermann Conrings *De origine iuris Germanici* („Über den Ursprung des germanischen Rechts"; Helmstedt 1643) zu einem vielbehandelten Forschungsgegenstand. Mit der Aufklärung gewann des Weiteren die Vorstellung vom Naturrecht als einer übergesetzlichen, dem positiven Recht vorausliegenden Ordnung stark an Bedeutung. Auch über Themen wie Kriegsvölkerrecht, Strafrecht oder das Verhältnis zwischen Kirche und Staat wurde nun intensiver diskutiert als in früheren Epochen.

Rechtswissenschaft in Tirol

Was Tirol betrifft, so nahm durch die Gründung der Universität Innsbruck, daneben auch durch die Einrichtung von Lehrstühlen für Kirchen- und Zivilrecht am Trientner Lyzeum im Jahr 1758 die Zahl der ausgebildeten Juristen deutlich zu, und die juristische Literatur erlebte quantitativ wie qualitativ einen gewaltigen Aufschwung. In generischer Hinsicht kam zu den bereits früher genannten Gattungen eine Reihe von neuen hinzu. An erster Stelle ist hier das Disputationsschrifttum zu nennen: Der Abschluss des Studiums war stets mit einer Disputation über eine juristische Abhandlung verbunden, die meist vom zuständigen Professor, manchmal aber auch vom Studenten selbst verfasst worden war (Probst 1869, 51). Da diese Texte dem Lehrbetrieb entsprangen, hatten sie häufig ein bestimmtes Gebiet aus

einer Vorlesung zum Gegenstand, das knapp und systematisch abgehandelt wurde (Holthoefer 1969, 158). In der Regel handelt es sich um kompilatorische Arbeiten, es begegnen jedoch auch eigenständige Schriften, die in der Fachwelt Resonanz fanden. Eine zweite für Tirol weitgehend neue Gattung, welche sich allerdings mit dem Disputationsschrifttum vielfach überschneidet, ist die wissenschaftliche Monographie (Wieacker 1967, 210), die häufig Bezeichnungen wie *syntagma* („Zusammenstellung"), *tractatus* („Traktat") oder *compendium* („Handbuch") im Titel trägt. Die betreffenden Werke folgen meist einem vorgegebenen Schema: Die ersten Kapitel widmen sich der Etymologie, Definition und wahlweise Geschichte des betreffenden Rechtsinstituts. Es folgt ein Teil über Wesen, Voraussetzungen und Zustandekommen des Geschäfts, dann kommen Kapitel über die daran beteiligten, dazu verpflichteten oder davon ausgeschlossenen Personen. Fast immer traktiert werden auch sein Ziel und Zweck. Den Schluss bilden Bemerkungen über seine Beendigung oder Verhinderung sowie über die dazugehörigen Rechtsmittel. Lehrbücher entstanden in der Regel im Zusammenhang mit dem universitären Vorlesungsbetrieb, der gegen Ende der Epoche grundsätzlich nach gedruckten Büchern stattzufinden hatte; die Professoren bemühten sich in ihnen, den Stoff, wie sie ihn im Unterricht darboten, didaktisch aufzubereiten. Besonders hoch war die Zahl der Lehrbücher zum Kirchenrecht, da die Ausbildung der Kanonisten an der Universität, den einzelnen klösterlichen Hauslehranstalten und den Priesterkollegien unterschiedlichen Vorgaben folgte und die Professoren zudem ganz verschiedene Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Staat und Kirche und damit auch vom Kirchenrecht hatten. Schließlich sind als weitere beliebte Gattungen noch Kommentare und Nachschlagewerke zu nennen. In inhaltlicher Hinsicht wandten sich viele Autoren im Einklang mit der gesamteuropäischen Entwicklung bisherigen Randgebieten zu, z.B. der Rechtsgeschichte, dem Strafrecht oder, wie die Differentienliteratur zeigt, dem einheimischen Recht.

Überblick

Der Fülle und Verschiedenartigkeit der erhaltenen Texte gerecht zu werden, juristische Theorie und Praxis, universitäres und außeruniversitäres Schrifttum, weltliches und kirchliches, römisches und einheimisches Recht angemessen zu berücksichtigen, ist auf dem knappen Raum, der hier zur Verfügung steht, nicht möglich. Der folgende kursorische Durchgang durch das Material versucht, die wichtigsten Teilbereiche und Aspekte zumindest exemplarisch zu beleuchten. Er beginnt mit der Praxis und behandelt zunächst Prozessschriften sowie Schriftsätze, welche Juristen im Dienste der Tiroler Landesregierung verfasst haben. Als nächstes wird die Differentienliteratur besprochen, deren Zwischenstellung zwischen Landrecht und römischem Recht es entspricht, dass sie teils von Landesjuristen, teils von Universitätsprofessoren stammt. Das Mittelstück des Kapitels ist danach der universitären Rechtsliteratur gewidmet. Dabei wird zuerst das weltliche Recht (mit einer Trient-

ner Appendix anlässlich der Naturrechtsdiskussion), dann die Kanonistik behandelt. Den Schluss machen weitere kirchenrechtliche Schriften aus Klöstern und Akademien sowie aus dem Raum Trient, wo man das kanonische Recht besonders hingebungsvoll pflegte.

Prozessliteratur

Prozessschriften hatte es schon seit langer Zeit gegeben (vgl. hier S. 209–212), doch nun begannen Juristen vermehrt, ihre einschlägigen Beiträge zu publizieren, nicht zuletzt deshalb, weil sie sich hiervon einen Prestigezuwachs erhofften (vgl. Ascheri 1976, 1167). Die resultierende Zunahme der forensisch-kasuistischen Literatur, zu der neben Konsilien und Gerichtsentscheiden *(sententiae, observationes)* auch Schriftsätze von Anwälten, sogenannte Allegationen, zählen, spiegelt den Bedeutungszuwachs wider, den die Gerichtspraxis damals erfuhr. Die folgende Auswahl legt den Schwerpunkt auf die Allegationen, die in der Regel versuchten, die Argumente der Gegenseite mit allen, auch den undenkbarsten, Argumenten zu entkräften, und diese oft in einem sehr emotionalen Stil vortrugen (Holthoefer 1969, 139–142, 158–163; Ascheri 1976, 1113–1221; vgl. aber Oestmann 2001, 30–32).

Giovanelli, *Defensa pro Dominico Slop*

Ein sehr fleißiger Anwalt war Antonio Giovanelli († 1784), der nach der Abreise Carlantonio Pilatis (vgl. hier S. 893) aus Trient 1767 dort für ein Jahr die Professur der Institutionen bekleidete. Zuvor war er Vikar in Tione und Kommissar von Pergine gewesen. Später wurde er Beisitzer im Domkapitel von Trient (Tovazzi, *Familiarium,* Nr. 35,6; Tovazzi, Nr. 278). Von seinen Verteidigungsschriften, die sich v.a. auf Kriminalprozesse bezogen, wurden viele gedruckt. Hier sei kurz die *Defensa pro Dominico Slop in causa cambii ad avertendam actionem criminalem* („Verteidigung für Dominik Slop in einer Wechselsache zur Vermeidung einer strafrechtlichen Anklage“) vorgestellt, die an nicht mehr eruierbarer Stelle, offenbar als Teil eines Sammelbandes, gedruckt wurde und sich im TLMF Dip. 788/2 erhalten hat. Der Angeklagte war wegen Wuchers verurteilt worden, weil er angeblich eine gewisse Josepha Tomesi mit einem Wechsel betrogen hatte.

Die im Zuge der Berufung verfasste Schrift zitiert zu Beginn das Urteil (85–86), welches Giovanelli sofort wegen der seines Erachtens nicht gesetzlich gedeckten Anklage und der mangelhaften Begründung angreift. Anschließend versucht er zu beweisen, dass keines der Tatbestandsmerkmale für Wechselbetrug (Vorsatz, Schutzwürdigkeit der Klägerin, großer Betrag) zutrifft. Bei der Aufzählung der verschiedenen Gesichtspunkte, die gegen das Urteil ins Treffen geführt werden, lässt Giovanelli kein mögliches Argument aus, um seinen Klienten zu verteidigen (86–97). Breiten Raum nimmt dabei eine Invektive gegen die Klägerin ein, die als betrügerische und hinterlistige Geschäftsfrau porträtiert wird, was Giovanelli durch zahlreiche Zeugenaussagen zu untermauern sucht (88–91). Am Ende steht der Angeklagte Slop gar als der Geschädigte da, da Frau Tomesi versucht habe, ihre Zahlung,

für welche sie einen Aufschub bekommen habe, vor Gericht zu unterschlagen (97–98). Eine kurze Zusammenfassung bildet den Schluss (98–99).

Wechsel und Wucher

Ein Kernpunkt von Giovanellis Verteidigung ist seine Behauptung, Wechsel unterlägen nicht den Wuchervorschriften. Um dies zu beweisen, argumentiert er, ein Wechsel sei nichts anderes als ein Kauf fremder Währung; Wertänderungen lägen in seiner Natur, ein allfälliger höherer Gewinn sei durch das größere Risiko gerechtfertigt (94–97). Dabei macht er sich die damals mangelhafte gesetzliche Regelung des Wechsels zunutze: Das Verhältnis der Währungen zueinander war zwar theoretisch in Verordnungen festgelegt, doch diese waren stets veraltet und meist lückenhaft, sodass oft nicht feststellbar war, ob in einem konkreten Fall überhaupt Wucher vorlag.

Festi, *Iuris et facti deductio*

Giovanni Innocenzo Festi (1737–1813), Sohn des Rechtsgelehrten Lorenzo Festi, studierte in Wien, wirkte lange Jahre als Richter in zweiter Instanz in Judikarien und Vallagarina, wurde 1776 geadelt und schließlich zum Mitglied des Hofrats von Joseph II. ernannt (Tovazzi, Nr. 264; Festi 1983, 105–110). Er nahm an einer Reihe bedeutender Prozesse teil, wobei er jeweils auch seine Schriftsätze drucken ließ. Seine *Iuris et facti deductio pro illustrissimo domino Caietano* („Vorbringungen zur Rechts- und Sachlage für den hochberühmten Herrn Kajetan"; Wien 1773) tritt für einen Kajetan von Primarta ein, der bei der Eintreibung ihm zustehender Abgaben in den Trentiner Gemeinden Reviano-Folas, Nogaredo, Pedersano und Aldeno auf Probleme gestoßen war. Diese hatten die Steuern, die sie hätten bezahlen sollen, angefochten, da bei der Bestellung der *procuratores* („Sachwalter") nicht alle eingetragenen Bürger erschienen waren, und eine *restitutio in integrum* („Wiedereinsetzung in den vorigen Stand") gefordert (3–44). Im Anhang bietet die Schrift ein seltenes Beispiel für ein erhaltenes Gutachten einer juristischen Fakultät (45–74). Primarta hatte bei der Universität Wien um ein solches angesucht, um zu klären, ob die Versammlung formell korrekt stattgefunden habe oder ob eine *restitutio* zu gewähren sei. Die Wiener Fakultät entschied in seinem Sinne.

Juristen im Dienst der Regierung

Wie bereits in der vorhergehenden Epoche standen auch in der vorliegenden bedeutende Juristen im Dienst des Hauses Österreich. Von diesen Persönlichkeiten ist Franz Brandis bereits früher behandelt worden (vgl. hier S. 719–720), Johann Baptist Moser und Johann Christoph Fröhlich von Frölichburg werden bald in anderem Zusammenhang zur Sprache kommen. Hier seien mit Antonio Buffa und Francesco Antonio de Alberti kurz zwei weitere Vertreter des Berufsstandes vorgestellt.

Antonio Buffa

Antonio Buffa, 1622 in Telve geboren, wurde nach dem Studium der Rechtswissenschaften 1665 zum Prokurator in Rom ernannt, trat dann aber in die Dienste der oberösterreichischen Regierung. 1674 wurde er in den Freiherrenstand erho-

ben, fünf Jahre später zum Regimentsrat ernannt, ein Amt, das er bis zu seinem Tod 1695 innehatte (Tovazzi, Nr. 596; Staudinger 1968, 590).

Suprema iurisdictio

Sein einziges gedrucktes Werk ist die *Suprema Augustissimae domus Austriacae in comitatum dominosque comites Arcenses iurisdictio* („Oberste Herrschaftsgewalt des höchst erhabenen Hauses Österreich gegenüber der Grafschaft und den Herren Grafen von Arco"; Innsbruck 1679). Die Schrift, die der Gattung der *deductiones* zuzuordnen ist (vgl. hier S. 590), befasst sich mit den bis ins 12. Jh. zurückreichenden Lehensstreitigkeiten um die Grafschaft Arco und entstand aus aktuellem Anlass: Die Grafen hatten die von ihnen unterzeichneten *capitulationes* („Kapitulationsvertrag") als rechtlich nichtig angefochten.

Die Ausführungen gliedern sich in einen historischen und einen juristischen Teil. In jenem (1–54) zeigt Buffa auf der Basis historischer Studien – Dokumente werden im Anhang abgedruckt –, dass die Grafschaft Arco seit jeher zu Tirol zählte und zunächst der Oberhoheit des Bischofs von Trient, dann jener des Hauses Österreich unterstand. Dies beweise z.B. der Umstand, dass Sigmund der Münzreiche bei den Auseinandersetzungen der Grafen von Arco mit Riva als deren Schutzherr aufgetreten sei (vgl. Riedmann 2001, 72). Was den juristischen Aspekt betrifft (54–108), so ist die Vorstellung, die *capitulationes* könnten nichtig sein, aus Buffas Sicht lächerlich: Der Lehenseid sei vorschriftsmäßig geleistet worden, die Grafen hätten den *capitulationes* freiwillig zugestimmt und das Haus Österreich habe seine Schutzpflichten gewissenhaft erfüllt. Alle Dokumente wiesen auf die Zugehörigkeit Arcos zu Österreich hin, und auch wenn man darauf nichts gebe, hätten die Grafen sich jahrhundertelang wie Vasallen verhalten, sodass sie mittlerweile durch Gewohnheitsrecht unter österreichischer Herrschaft stünden.

Deductiones pro et contra

Ein ähnliches Ziel wie die *Suprema iurisdictio* verfolgt auch Buffas Anteil an den *Deductiones pro et contra circa iura serenissimae domus Austriacae* […] *in episcopatu Tridentino* („Vorbringungen für und gegen die Rechte des durchlauchtigsten Hauses Österreich […] im Bistum Trient"; TLMF, Dip. 815). In dieser bemerkenswerten Hs., in der sich auf 330 Seiten zweimal 57 Paragraphen gegenüberstehen, wird, wie der Titel schon andeutet, *in utramque partem* argumentiert: Buffa – sein Text befindet sich jeweils auf der rechten Seite – vertritt das Haus Österreich. Als sein Kontrahent tritt Francesco Alberti Poia (1648–1722) aus der Familie der Alberti auf, die eine Reihe von Trientner Fürstbischöfen stellte. Er selbst war Kanzler unter Giuseppe Vittorio de Alberti und Giovanni Michaele de Spaur (Tovazzi, *Familiarium,* Nr. 2,4; 2,13; Tovazzi, Nr. 12). Die Beiträge der Kontrahenten sind streng parallel aufgebaut und stützen sich weitgehend auf dieselben Quellen. Buffas Beitrag scheint zuerst verfasst, da Alberti sich auf ihn bezieht. Welcher Anlass und welche Intentionen hinter der Zusammenstellung stehen, ist unklar.

Als Hauptstreitpunkte werden zu Beginn die Hoheitsgewalt des Hauses Österreich über das Bistum Trient, das Recht der Trientner Bürger auf Rekurs an das Innsbrucker Gericht, das Recht auf Administration während einer Sedisvakanz und das *ius immitendi in possessionem temporalitatis per clavium traditionem* („Recht, [den Bischof] durch Schlüsselübergabe in die weltliche Herrschaft einzusetzen“) genannt (1–10). Daran schließt sich eine ausführliche historische Behandlung der Streitigkeiten zwischen den Bischöfen von Trient und den Grafen von Tirol bzw. dem Haus Habsburg an, die im 12. Jh. mit der Verleihung der Vogtei (*ius advocatiae*) an die Grafen von Tirol einsetzt und bis in die Abfassungszeit führt (11–242). Es folgt eine Zusammenfassung der bisherigen Darstellung (243–267). Der Schlussteil (268–330) untersucht die einzelnen umstrittenen Rechte, weist aber auch längere Exkurse zu den Gebietsansprüchen auf die Grafschaft Arco und die vier Vikariate Brentonico, Ala, Mori und Avio auf (320–324). Am Ende der Schrift werden von Seiten Buffas alle Rechte des Hauses Österreich auf das Bistum Trient bejaht, von Seiten Albertis verneint.

Differentienliteratur

Wie bereits angedeutet, nahm das Interesse am einheimischen Recht, das man zuvor verglichen mit dem römischen für primitiv gehalten und mit dem man sich deshalb kaum wissenschaftlich befasst hatte, im Laufe dieser Epoche deutlich zu. Aus diesem Grund entwickelte sich auch in Tirol die Gattung der Differentienliteratur, die versuchte, die Unterschiede *(differentiae)* zwischen einheimischem Recht und *ius commune* herauszuarbeiten (Baltl/Kocher 2004, 156–157). Ihren Beginn hatte in gewissem Sinne bereits Johann Paul Hochers *Apparatus quaestionum* (vgl. hier S. 591–592) markiert, in dem immer wieder Unterschiede zwischen Landrecht und römischem Recht zur Sprache gekommen waren.

Johann Christoph Fröhlich

Die wichtigsten Beiträge stammten von Johann Christoph Fröhlich (1657–1729; vgl. Hochenegg 1974), den wir bereits als Annotator von Hochers *Apparatus* kennengelernt haben. Er war als Anwalt und Landrichter tätig, bevor er 1695 in Innsbruck die Professur der Institutionen antrat. 1706 ernannte ihn die Regierung zum Regimentsrat. Ab 1724 war er Kanzler von Tirol. Fröhlich, der durch seine deutschsprachige *Nemesis* (Innsbruck 1696) besonders auf dem Gebiet des Strafrechts Bekanntheit erlangte, beschäftigte sich in mehreren Schriften auch mit der Tiroler Landesordnung. Die meisten davon haben sich allerdings nur hs. erhalten.

Praecipuae differentiae

Ein Beispiel hierfür sind etwa die *Praecipuae differentiae statutarii iuris Tyrolensis a iure communi* („Besonders wichtige Unterschiede zwischen dem statutarischen Recht Tirols und dem gemeinen Recht“; TLMF, W 1149). Im Proömium begründet Fröhlich seine Beschäftigung mit dem Thema wie folgt (1):

Quamvis omnes Romani imperii ditionibus subditi Romanis parere legibus necesse habeant, quilibet tamen princeps ac populus in suo territorio patenti condendi potestatem habet non tantum praeter, sed etiam contra ius commune.



Abb. 142: Kupferstich mit Porträt Karls VI. im *Commentarium theorico-politico-practicum in ius statutarium Tyrolense* des Thomas Hermanin, Innsbruck 1716.

Obwohl alle, die Untertanen einer Herrschaft des Römischen Reiches sind, notwendigerweise dem römischen Recht gehorchen müssen, hat dennoch jeder Fürst und jedes Volk die Macht, für sein ganzes Territorium Gesetze nicht nur zusätzlich, sondern auch gegen das römische Recht zu erlassen.

Im Folgenden wird in 25 Paragraphen eine Reihe von Unterschieden eher summarisch aufgezählt. Sie betreffen hauptsächlich das Erbrecht, aber auch die Ersitzung, den Status unehelicher Kinder und die Mitgift. Insgesamt macht das Werk einen skizzenhaften Eindruck.

Tractatus iuridicus

Vollendet und gedruckt wurden dagegen Fröhlichs Überlegungen zu einem Teilaspekt der Landesordnung, nämlich zu ihren Zeitbegriffen. Er legte sie in einem *Tractatus iuridicus de diversis ac temporalibus praescriptionibus statutariis Tirolensibus* („Juristischer Traktat über die verschiedenen zeitlichen Vorschriften in der Tiroler Landesordnung") nieder, der 1702 in Kempten erschien (Hochenegg 1970).

sonstige lat. Differentienliteratur

Weitere lat. Werke der Differentienliteratur – es gab auf diesem Gebiet auch schon eine Reihe volkssprachlicher Beiträge – sind etwa Johann Baptist Mosers (1638–1718; Gasser 2, 278–279; Staudinger 1986, 183, 468–469) hs. *Annotationes* (TLMF, Dip. 559), Thomas Hermanins (De Luca 1782, 51; Gasser 2, 85; Probst 1869, 97) *Commentarium theorico-politico-practicum in ius statutarium Tyrolense* („Theoretischer, politischer und praktischer Kommentar zum Recht der Tiroler Landesordnung"; Innsbruck 1716 – ein geplanter zweiter Teil erschien nie; vgl. Abb. 142) und Karl Pichler von Runggs (Gasser 3, 117; Weiler 1968, CIII) *Fratrum nobilium unio Tirolensis triplici dissertatione* […] *exposita* („Tiroler Vereinigung der adeligen Brüder, in dreifacher Erörterung […] dargelegt"; Innsbruck 1758). Trotz beträchtlicher Konkurrenz blieben jedoch die Arbeiten Hochers und Fröhlichs für lange Zeit die am häufigsten benutzte Literatur, sie „genossen gewissermassen officielle Autorität" (Sartori-Montecroce 1895, 87).

Anfänge der juridischen Fakultät

Im Jahr 1671 nahm die juridische Fakultät der Universität Innsbruck den Lehrbetrieb auf. Wie damals üblich (Huter 1997, 283), wurden vier Lehrkanzeln eingerichtet, eine für Kirchenrecht und drei romanistische für die Institutionen, die Pan-

dekten und den Codex. Dabei strebten die meisten Professoren, wenn sie länger an der Universität blieben, den Aufstieg von der untersten (Institutionen) zur obersten Kanzel (Kanonistik) an, doch weil die kanonistische Professur lange ausschließlich mit Jesuiten besetzt wurde, gelangten die Laien nur bis zum Codex. Da die drei romanistischen Lehrstühle auf Dauer nicht ausreichten, um den Lehrstoff abzudecken, wurden schon bald außerordentliche Lehrstühle eingerichtet: 1673 für öffentliches Recht, 1674 für Lehensrecht, 1677 für den Zivilprozess (Huter 1997, 293–294).

Widmont, *Tractatus iuridicus*

Der erste Professor der juridischen Fakultät war Georg von Widmont (1640–1706). Er lehrte die Institutionen, wirkte aber zugleich auch als Anwalt und Hofrat in München. Da sich seine Gehaltsforderungen auf die Dauer nicht mit den Mitteln der Universität vereinbaren ließen, ging er 1676 als Professor für Pandekten und Prozessrecht nach Ingolstadt (Gasser 4, 171; Kollman 1965, CXIV; Huter 1997, 284–285, 288). In Innsbruck veröffentlichte er 1674–1675 einen zweibändigen *Tractatus iuridicus de transactionibus* („Juristischer Traktat über Vergleiche"), über den zuvor an der Universität disputiert worden war.

Das Werk behandelt das Recht der gerichtlichen Vergleiche. Der erste Band besteht aus zwei Kapiteln, von denen das erste eine allgemeine Einführung in die *transactio* darstellt und deren Zustandekommen, Bemessung und formelle Voraussetzungen diskutiert. Den Parteien des Vergleichs, den *transigentes*, widmet sich das zweite Kapitel. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei dem Recht der Stellvertretung geschenkt; aufgrund der großen praktischen Relevanz werden auch Vergleiche in Erbschafts- und Lehensangelegenheiten ausführlich behandelt. Der zweite Band traktiert im ersten Kapitel die Gegenstände, über die ein Vergleich abgeschlossen werden kann, insbesondere bei Alimenten und im Strafrecht. Die Kapitel zwei und drei behandeln Nichtigkeits- und Anfechtungsgründe sowie die Rechtsmittel, mit denen ein Vergleich durchgesetzt bzw. aufgelöst werden kann.

Mayer, *Conflictus inter maritum et uxorem*

Sebastian Mayer übernahm 1672 als erster Professor die Lehrkanzel des Codex, die er bis zu seinem Tod 1688 innehatte. Vor seiner Berufung war er Professor in Dillingen und geistlicher Rat des Bistums Augsburg gewesen. Angesichts der ständig wechselnden Inhaber der anderen Kanzeln blieb er während der folgenden Jahre ein personeller Ruhepol (Gasser 2, 248; Huter 1997, 289–293, 295–297). Hier soll kurz der Inhalt seines 1683 in Innsbruck erschienenen *Conflictus iuridicus inter maritum et uxorem de iure utrique in dote competenti* („Juristischer Streit zwischen Mann und Frau über das Recht, das beiden auf die Mitgift zusteht") zusammengefasst werden.

Die in zehn Kapitel gegliederte Monographie beginnt in Kap. 1 mit der Definition und der Etymologie des Ausdrucks *dos* („Mitgift"). Im Zuge eines geschichtlichen Überblicks

warnt Mayer die Männer unter Berufung auf literarische Autoritäten davor, sich in die Gewalt reicher Frauen zu begeben, da diese zu Hochmut und Geldgier neigten (7; ähnlich auch 52, 59, 60):

Uxor bene morata satis dotata est, ut advertit Plautus in Aulularia. Ipsique suscribit Horatius libro 3. carminum ode. 24, dum cantat: „Dos est magna parentum virtus et metuens alterius viri recto foedere castitas.“ Imo consultius quidam virum agere existimant, si indotatam uxorem accipiat et a divite abstineat, nam, ut ait Franciscus Petrarcha libro 1 de remediis utriusque fortunae capite 65, „Dos et forma superbiae coniugalis sunt stimuli: et unde dos ingreditur magna, inde libertas egreditur mariti, quae si chara illi fuisset, ullo pretio non vendita fuisset“, mutuatum id ex Plauto in Asinaria: „Argentum accepi, dote imperium vendidi.“

Eine Frau von gutem Charakter hat Mitgift genug, wie Plautus in der *Aulularia* [Aul. 239] bemerkt. Und ihm stimmt Horaz in Buch drei der Lieder, Ode 24 [carm. 3,24,21–23] zu, wenn er singt: „Große Mitgift sind Tugend der Eltern und Keuschheit, die in festem Bund einen anderen Mann fürchtet.“ Ja, einige glauben, ein Mann handle klüger, wenn er eine Frau ohne Mitgift nehme und von einer reichen die Hände lasse, denn wie Petrarca im ersten Buch der *Heilmittel gegen Glück und Unglück* im 65. Kapitel [nach moderner Zählung Kap. 68] sagt, „sind Schönheit und reiche Mitgift ein Ansporn für den Hochmut der Frau, und wo eine große Mitgift ins Haus kommt, dort geht die Freiheit des Mannes hinaus, die er um keinen Preis verkauft hätte, wäre sie ihm teuer gewesen“. Das hat er sich aus Plautus in der *Asinaria* [Asin. 87] geborgt: „Das Geld habe ich genommen, aber um die Mitgift habe ich meine Herrschaft verkauft.“

Im Anschluss an diese moralisierende Einleitung werden die Personen abgehandelt, die dazu verpflichtet sind, die *dos* zu stellen (Kap. 2). Neben den Verwandten betrifft dies auch denjenigen, der mit einer Jungfrau sexuellen Kontakt hatte – er muss sie entweder heiraten oder für ihre Mitgift aufkommen, da diese als Bezahlung für die Jungfräulichkeit galt. Anschließend bespricht Mayer Art und Größe der *dos* sowie das Verfügungsrecht des Mannes über sie; das Eigentum verblieb nämlich bei der Frau (Kap. 3–6). Nach einem Exkurs über Schenkungen zwischen Eheleuten (Kap. 7) widmet sich das Werk zum Schluss den Unterhaltspflichten des Mannes (Kap. 8) und dem Verbleib der *dos* nach Auflösung der Ehe: Sie fiel normalerweise an die Frau zurück, konnte jedoch bei Verfehlungen der Frau oder Armut des Mannes bei diesem verbleiben (Kap. 9–10).

Heizman, *Conflictus de iure belli et pacis*

Als Nachfolger für Georg von Widmont kam 1677 Johann Georg Heizman nach Innsbruck, der zuvor Professor in Freiburg i.B. gewesen war. Er verstarb jedoch schon 1681 (Huter 1997, 289, 291). Sein einziges in Innsbruck verfasstes juristi-

sches Werk ist die Dissertation *Conflictus iuridicus de iure belli et pacis* („Juristischer Streit über das Recht des Krieges und des Friedens"; Innsbruck 1679). Es handelt sich um eine 14 Kapitel umfassende Sammlung der gängigen Lehrmeinungen zum Thema, die einen guten Einblick in die zeitgenössische Ethik vermittelt. Besonders hervorgehoben werden generell die Bedeutung einer wohlgeordneten Herrschaft und das Prinzip der Selbsterhaltung.

Nach der Rechtfertigung (Kap. 1, S. 1–10) und der Definition des Krieges i.A. (Kap. 2, S. 11–14) werden in Kap. 3–5 (S. 14–57) Kriegsparteien und Kriegsgründe behandelt. Zu Letzteren gehören u.a. Verbrechen gegen die Menschlichkeit (S. 34–36, 54, 56–57) und gegen Gott (S. 30, 50–54, 56–57). Kriege zwischen Christen werden generell missbilligt (S. 18–21; dazu passt später [S. 64] die Bemerkung, heidnische Soldaten sollten nur im Krieg gegen andere Heiden, nicht jedoch gegen christliche Gegner eingesetzt werden). Die Untertanen dürfen nicht nach eigenem Gutdünken einen Krieg beginnen (S. 15–16). Es reicht auch nicht aus, dass jemandem ein Unrecht zugefügt wurde: Es muss ihm auch die Genugtuung verweigert worden sein (S. 56). In Kap. 6 (S. 57–64), das laut Titel die Wirkungen des Krieges behandelt, wird überraschenderweise nur die Frage der Verantwortung für begangenes Unrecht diskutiert. Untergebene werden nicht zur Verantwortung gezogen, da sie befehlsgebunden sind. Fürstenberater sind dagegen sogar für Unterlassungen rechenschaftspflichtig (S. 59–60). Nach der Kriegserklärung und ihren Rechtswirkungen (Kap. 7–8, S. 64–77) werden die Kriegsregeln erläutert (Kap. 9–10, S. 77–107), die im Wesentlichen dem Grundsatz folgen, dass der Zweck nicht alle Mittel heiligt. So sind etwa Tötung von Kriegsgefangenen und Geiseln sowie Eidbruch verboten (S. 80, 86, 95–97); von der Verwüstung der Felder des Gegners wird abgeraten, da man diesen nicht zur Verzweiflung treiben solle (S. 100–102). Die Kap. 11–13 (S. 108–124) behandeln Waffenstillstand, Frieden und Rechtswirkungen des Letzteren. Zum Schluss werden Bündnisse diskutiert (Kap. 14, S. 124–126).

Tschiderer, *Officium iudicis*

Johann Baptist Tschiderer (1651–1703) war der erste gebürtige Tiroler, der, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, an die Universität Innsbruck berufen wurde. Er erhielt 1677 eine außerordentliche Professur für Zivilprozessrecht und bekam später die Pandekten dazu. Als er 1686 zum oberösterreichischen Regimentsrat ernannt wurde, verließ er die Universität (De Luca 1782, 50; Probst 1869, 89–90, 97; Huter 1997, 288–289, 294–296). Sein rund 400 Seiten starkes *Officium iudicis deficiente actione* („Pflicht des Richters bei mangelhafter Klage"), das 1682 an der Universität disputiert wurde und im selben Jahr in Innsbruck erschien, behandelt in zwei Teilen zu je vier *quaestiones* („Fragen") einen wichtigen Bereich des Prozessrechts, nämlich das Ermessen des Richters, insbesondere in solchen Fällen, wo die Klage nur ungenügend über das Begehren des Klägers Auskunft gibt.

Der erste Teil behandelt das richterliche Ermessen allgemein in seiner Ausprägung als *officium nobile* („Ehrenpflicht") und als *officium mercenarium* („Lohnpflicht"), die Voraussetzungen für seine Ausübung und den Unterschied zwischen Richter- und Schiedsrichteramt. Der zweite Teil diskutiert einige Spezialfragen: Die erste *quaestio* widmet sich der Bemessung des Streitwertes bei unverschuldetem Verzug, die zweite der Herausgabe von Beweisen auf Verlangen des Richters und die dritte der richterlichen Festsetzung von Unterhalts- und Gehaltszahlungen; die vierte traktiert unter dem Titel *Resolutiones de officio iudicis miscellaneae* („Vermischte Erörterungen zur Pflicht des Richters") Einzelprobleme, für deren eingehendere Diskussion Tschiderer die Zeit oder der Platz fehlte.

Woller, *Discursus iuridicus*

Franz Ignaz Woller (1650–1717), der Nachfolger Sebastian Mayers auf dem Lehrstuhl des Codex, blieb wie sein Vorgänger nur kurz an der Universität. Der gebürtige Klagenfurter hatte in Ingolstadt studiert und danach zunächst in Dillingen die Institutionen gelehrt. Er kam 1687 nach Innsbruck, wurde 1691 oberösterreichischer Regimentsrat und wechselte 1697 an die Universität Salzburg (Gasser 4, 184; Sattler 1890, 223–224; Kollman 1965). Woller forschte zu allen Gebieten des Rechts, besonders aber zum Prozessrecht. Von seinen Innsbrucker Werken, die sämtlich auch Grundlage universitärer Disputationen waren, sei hier der *Discursus iuridicus de restitutione in integrum minorum* („Juristische Erörterung über die Wiedereinsetzung Minderjähriger in den vorigen Stand"; Innsbruck 1687) herausgegriffen. Es handelt sich um eine Monographie über die Möglichkeiten Minderjähriger, ein Rechtsgeschäft rückgängig zu machen und in denselben rechtlichen Status versetzt zu werden, den sie vor dessen Abschluss gehabt hatten.

Ausgehend von der Definition des Rechtsmittels (1–29) behandelt Woller zunächst dessen *causa efficiens* (29–49; „wirkende Ursache", hier Richter und Landesfürst), sein *subiectum activum et passivum* (49–69; „aktives und passives Betroffenes", hier Minderjähriger und Prozessgegner) und seine *materia* (70–81; „Gegenstand", z.B. ein Grundgeschäft); die aristotelische Terminologie, die er dabei verwendet, v.a. Aristoteles' verschiedene Ursachen, sind in juristischen Traktaten generell schon früh nachweisbar (Lange 1997, 363). Besonders ausführlich werden dann die formellen Rahmenbedingungen wie Gerichtsort, Wirkung und Formulierung der Volljährigkeitserklärung (82–118) sowie die Wirkungen der *restitutio* (118–134) besprochen. Zuletzt setzt sich Woller mit Hindernissen und Nichtigkeitsgründen auseinander (134–149).

Johann Ulrich Rudolphi

1685 übernahm der Bregenzer Johann Ulrich Rudolphi (1644–1716; vgl. Gasser 3, 183; Staudinger 1968, 603) die Institutionen. Rudolphi hatte in Freiburg i.B. studiert und war vor seiner Berufung als Hofadvokat tätig gewesen. 1688 stieg er zum Professor der Pandekten auf, ab 1698 lehrte er den Codex. Neben der *Centuria*

Palladis togatae („Hundertschaft der friedlichen Pallas"; Innsbruck 1704), seinem bekanntesten Werk, veröffentlichte er in Innsbruck 1710 ein *Tribunal iuridicum* („Juristisches Gericht"), ein in 20 Kapitel gegliedertes Lehrbuch zum Prozessrecht, dessen Aufbau den Verlauf des Prozesses abbildet, und 1714 *Quaestiones selectae ex universo iure publico* („Ausgewählte Fragen aus dem ganzen öffentlichen Recht").

Anton Andreas Rudolphi und die *Centuria*

Die *Centuria Palladis togatae* wurde von Johann Ulrich Rudolphis Sohn Anton Andreas (1682–1761) bei seinem eigenen Vater verteidigt. Anton Andreas trat auch insofern in dessen Fußstapfen, als auch er 1717 auf die Professur der Institutionen berufen wurde. 1726 wurde er Rat bei der Hofkammer und verließ die Universität (Tovazzi, Nr. 344; Probst 1869, 97; Gasser 3, 188). Kurz davor, 1725, veranstaltete er in Innsbruck jedoch noch eine überarbeitete und erweiterte Neuausgabe der *Centuria* unter dem Titel *Centuria controversarum quaestionum* („Hundertschaft umstrittener Fragen"). Zwei weitere gleich betitelte Bände mit ebenfalls 100 Fällen, die in derselben Art abgehandelt werden, ließ er 1753 und 1758 in Augsburg bzw. Kaufbeuren drucken. Wie die Hundertzahl schon vermuten lässt, handelt es sich um Sammlungen von Konsilien, doch anders als Antonio Quetta (vgl. hier S. 378–379) präsentieren die beiden Rudolphi fiktive Fälle und scheinen sich, wie z.B. die anschaulichen und detailreichen Sachverhaltsdarstellungen nahelegen, an ein etwas breiteres Publikum zu wenden. Die Fälle stammen aus allen möglichen Gebieten des Rechtes, wobei im ersten Band ein Schwerpunkt auf dem Erb- und Lehensrecht liegt. Was die Gliederung betrifft, so steht am Beginn jedes Falles eine *quaestio*, welche die Fragestellung in einem Satz zusammenfasst. Auf die Darstellung des Sachverhaltes *(facti species)* folgen die Gegenargumente *(rationes dubitandi)* und die begründenden Argumente *(rationes decidendi).* Am Schluss gibt Johann Ulrich in einem einzigen Satz sein *votum* („Entscheidung") ab, ohne dieses weiter zu rechtfertigen. Sein Sohn schließt dagegen mit einer Widerlegung der Gegenargumente *(solutio rationum dubitandi).* Auch sonst ist er etwas ausführlicher als sein Vater und ergänzt dessen Argumentation, die sich auf die relevanten Stellen des CICiv konzentriert und relevante Fachliteratur nur kurz diskutiert, um zusätzliche Gesichtspunkte und weitere Literaturangaben.

Peter Inama

Peter Inama (1715–1783) studierte Rechtswissenschaften in Innsbruck und übernahm dort 1739 die Professur der Institutionen. Später wechselte er auf die Professur des Pandekten-, Lehens- und Strafrechts, musste jedoch 1768 wegen interner Querelen – er galt als ziemlich streitsüchtig – sein Amt aufgeben.[1] Er verfasste u.a. ein Werk über *Ortus et progressus iuris anteiustinianei* („Beginn und Fortschritt des vorjustinianischen Rechts"; Innsbruck 1747) und vielleicht eine *Dissertatio academica de sufficiente legis cum naturalis tum positivae cognitione* („Akademische

1 Probst 1869, 190–191; Gasser 2, 131; Weiler 1968; Inama-Sternegg 1978, 105–106.

Erörterung über die ausreichende Kenntnis sowohl des Naturrechts als auch des positiven Rechts“; Innsbruck 1755), deren Autor allerdings auch ihr Defendent Franz Staffler sein könnte (Tovazzi, Nr. 302). Sein Hauptwerk ist jedoch die *Synopsis historiae iuris Iustinianei* („Überblick über die Geschichte des justinianischen Rechts“; Innsbruck 1749).

Das in zehn Kapitel gegliederte Opus beginnt mit einer Erklärung Inamas zu seiner Themenwahl, die er mit dem Unwissen nicht nur der Studenten, sondern auch ausgebildeter Rechtsgelehrter auf diesem Gebiet begründet. Danach führt er in die Thematik mit einer kurzen Entstehungsgeschichte des CICiv ein (Kap. 1), um anschließend dessen einzelne Teile sowie ihre unterschiedliche rechtliche Verbindlichkeit zu besprechen. Den Beginn machen die Digesten (Kap. 2), der bekannteste und am häufigsten rezipierte Teil des römischen Rechts. Anhand ihrer verschiedenen Ausgaben (Florentina, Norica, Vulgata) macht Inama anschaulich auf textkritische Probleme aufmerksam und mahnt zu einem vorsichtigen Umgang mit dem Text. Anschließend behandelt er die Institutionen (Kap. 3), die auch zu seiner Zeit noch verbindlich waren. Es folgt ein Exkurs über den sogenannten *Codex repetitae lectionis* (Kap. 4): Da der alte Codex durch die vielen Novellen bald nicht mehr aktuell war, wurde ein neuer herausgegeben, der sich jedoch auf Dauer nicht halten konnte und nicht einmal im Zivilrecht Verbindlichkeit erlangte. Die Diskussion der Kaisergesetze verbindet Inama mit einer Erläuterung des Streites zwischen den verschiedenen römischen Juristenschulen (Kap. 5). Im Anschluss werden die Novellen und die *authentica*[2] behandelt (Kap. 6–7), deren rechtliche Verbindlichkeit höchst unterschiedlich war, da bei beiden über genaue Anzahl, originalen Wortlaut und Alter große Uneinigkeit herrschte. Bei den *rubrica*, den Überschriften (Kap. 8), mahnt Inama zu größter Vorsicht beim Zitieren, da ihre Authentizität nicht gesichert sei, lässt sie aber als Interpretationshilfe zu. Danach behandelt er Hierarchie und Derogation innerhalb des *Corpus* (Kap. 9): Die Pandekten, Institutionen und Novellen seien stets höherrangig, bei den Novellen gehe das jüngere Datum vor; ob sie ihrerseits durch den neueren Codex derogiert wurden, sei umstritten. Inama schließt mit einer Aufzählung späterer Gesetzessammlungen (Kap. 10), wobei besonders die Sammlung Kaiser Leos III., die *Eklogai,* gelobt wird, und mit einer Ermahnung an die Leser, sich an den originalen Text zu halten, da dieser der beste sei.

Strafrecht

Die Strafrechtslehre etablierte sich an der Universität Innsbruck wie auch sonst im deutschen Sprachraum relativ spät (Oberkofler 1977): Erst im Jahr 1733 wurde

2 Bei den *authentica* handelt es sich um Auszüge aus den Novellen, die von späteren Rechtsgelehrten ergänzt und korrigiert wurden und daher manchmal im Widerspruch zu den Novellen standen. Außerdem enthielten sie zwei Gesetze Friedrichs I. und ein Gesetz Friedrichs II. (Lange 1997, 74–80).

mit Karl Leopold Pichler erstmals ein außerordentlicher Professor des Strafrechts ernannt. Zuvor hatte es (ab 1673) nur eine nicht remunerierte außerordentliche Lehrkanzel gegeben, deren Inhaber den Stoff in Privatkollegien unterrichtet hatten (Huter 1997, 294). Die Inhaber des Lehrstuhls für Strafrecht machten sich durch ihre zahlreichen Publikationen schon bald einen Namen. Ein Großteil ihrer Schriften ist allerdings bereits auf Deutsch verfasst und kann deshalb hier nicht behandelt werden. Die große Beliebtheit des Strafrechts, zu dem auch viele eigenständige studentische Disputationen verfasst wurden, als Forschungsgegenstand dürfte darauf zurückzuführen sein, dass dieses Gebiet im Zeichen der Aufklärung intensiv diskutiert und reformiert wurde, was die *Constitutio criminalis Theresiana* („Theresianische Strafordnung") von 1768/69 oder das Josephinisches Strafgesetz mit Abschaffung von Folter und Todesstrafe von 1787 zeigen.

Joseph Leonhard Banniza

1768 wurde Joseph Leonhard Banniza (1733–1800) als Professor des bürgerlichen und peinlichen Rechts nach Innsbruck berufen. Banniza war 1755 gemeinsam mit seinem Vater Johann Peter, einem bekannten Juristen, nach Wien gegangen und dort schon 1762 Professor des gemeinen und besonderen österreichischen Prozesses geworden. 1782 wurde er in Innsbruck auf den Kanonistiklehrstuhl versetzt, den er bis zu seinem Tod innehatte. Banniza war ein fruchtbarer Schriftsteller, der v.a. zum Zivil- und Strafrecht publizierte (Grass 1951, 170; Oberkofler 1984, 175–178; 1987, 108–109, 310–311).

Delineatio iuris criminalis

Sein bekanntestes strafrechtliches Werk war ein zweibändiges Handbuch, das bald als Pflichtlektüre in den Studienplan aufgenommen wurde: die *Delineatio iuris criminalis secundum Constitutionem Theresianam ac Carolinam* („Skizze des Strafrechts nach der Theresianischen und der Karolinischen Strafordnung"; Innsbruck 1771–1773). Sie ist insbesondere deshalb wertvoll, weil Banniza „der kriminalistischen Gesetzgebung in ihrer ganzen Ausdehnung literarisch folgte" und das Strafrecht „systematisierte" (Oberkofler 1977, 84).

Der erste Band, der auf zwei Bücher aufgeteilt ist, beschäftigt sich mit den Delikten und ihren Strafen. Das erste Buch ist eine allgemein gehaltene Einleitung und bespricht Geschichte und Rechtsgrundlagen des Strafrechts, Arten der Delikte und Strafen sowie Milderung, Verschärfung, Konkurrenz und Erlass von Strafen. Im zweiten Buch zählt Banniza zunächst die in der *Constitutio criminalis Carolina* vorgesehenen Strafen auf, wobei er in ihrer Behandlung zwischen *principia* („Grundlagen") und *corollaria* („Zugaben") unterscheidet. Anschließend werden die einzelnen Delikte der *Carolina* und der *Theresiana* besprochen. Der zweite Band widmet sich dem Prozessrecht, wobei Banniza auch hier an der Unterscheidung zwischen allgemeinen und speziellen Ausführungen festhält. Im ersten Buch untersucht er die Rechtsprechung i.A. (Instanzenzug, Präjudiz), den Gerichtsstand und die am Prozess beteiligten Personen sowie die Pflichten des Richters und der *actua-*

rii („Gerichtsschreiber"). Das zweite Buch beinhaltet den *modus procedendi* eines jeden Prozesses, Grundlegendes zum Inquisitionsprozess und dessen Rezeption in Deutschland sowie einige Prozessformeln.

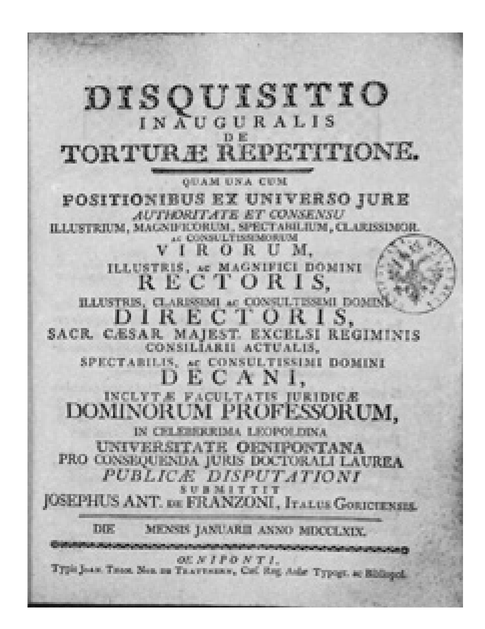
Disquisitio de tortura

Unter Bannizas weiteren Werken zum Strafrecht sei noch eines vorgestellt, das mit der Folter ein damals hochaktuelles Thema berührt: die *Disquisitio de tortura nec ex integro reprobata nec ex integro adprobata* („Erörterung über die Folter, die weder zur Gänze verworfen noch zur Gänze gebilligt wird"; Innsbruck 1774). Der Titel der 100 Seiten starken, übersichtlich in 75 Paragraphen gegliederten Schrift lässt bereits ihre Stoßrichtung erahnen: Banniza bemüht sich um eine ausgewogene Behandlung und plädiert zwar nicht für die Abschaffung, wohl aber für eine starke Einschränkung der Praxis. Damit befindet er sich ganz im Einklang mit der Tendenz der *Theresiana*, welche die Folter noch beibehielt, aber bereits stark reglementierte.

Nach einleitenden Hinweisen auf die aktuelle Kontroverse zum Thema (§§ 1–3) setzt sich Banniza zunächst mit der bisherigen Literatur auseinander (§§ 4–44). Als erstes zählt er die Argumente der Foltergegner auf, unter denen am häufigsten der bekannte Strafrechtsreformer Cesare Beccaria (1738–1794) genannt wird: Zum Beispiel stelle die Folter eine Strafe dar, der kein Urteil zugrunde liege, widerspreche aufgrund des Zwangs zur Selbstbeschuldigung dem naturrechtlich begründeten Verbot der Selbsttötung, führe zu Falschaussagen, da immer zuerst geleugnet und dann gestanden werde, sowie zu Verleumdungen, da die Gefolterten auch andere Leute beschuldigten, und ihr Ergebnis sei nicht von der Wahrheit, sondern von der Widerstandskraft des Delinquenten abhängig (§§ 4–11). Es folgen Argumente der Folterbefürworter (§§ 12–14). In der Folge widerlegt Banniza zuerst die Ansichten der Gegner (§§ 15–34), dann die der Befürworter (§§ 35–44). Jenen wird zunächst pauschal entgegengehalten, die Folter sei zum Beweis mancher Verbrechen unerlässlich und besitze ein hohes Abschreckungspotenzial, weshalb ohne sie fatale Folgen zu erwarten wären (§ 17):

Atque id ipsum eo magis eoque certius timendum est, quum natura humana depravata potius ad malum quam ad bonum proclivis sit plurimique mortalium a criminibus aliisque actibus flagitiosis non virtutis amore, sed metu poenarum, quibus alias se se exponerent, abstinere soleant.

Und ebendies ist umso mehr und sicherer zu fürchten, als die menschliche Natur verdorben ist und eher zum Bösen als zum Guten neigt und die meisten Menschen sich von Verbrechen und anderen Schandtaten nicht aus Liebe zur Tugend, sondern aus Angst vor den Strafen, denen sie sie sich sonst aussetzen würden, fernzuhalten pflegen.



DISQUISITIO
INAUGURALIS
DE
TORTURÆ REPETITIONE.
QUAM UNA CUM
POSITIONIBUS EX UNIVERSO JURE
AUTHORITATE ET CONSENSU
ILLUSTRIUM, MAGNIFICORUM, SPECTABILIUM, CLARISSIMOR.
ac CONSULTISSIMORUM
VIRORUM,
ILLUSTRIS, ac MAGNIFICI DOMINI
RECTORIS,
ILLUSTRIS, CLARISSIMI ac CONSULTISSIMI DOMINI
DIRECTORIS,
SACR. CÆSAR. MAJEST. EXCELSI REGIMINIS
CONSILIARII ACTUALIS,
SPECTABILIS, ac CONSULTISSIMI DOMINI
DECANI,
INCLYTÆ FACULTATIS JURIDICÆ
DOMINORUM PROFESSORUM,
IN CELEBERRIMA LEOPOLDINA
UNIVERSITATE OENIPONTANA
PRO CONSEQUENDA JURIS DOCTORALI LAUREA
PUBLICÆ DISPUTATIONI
SUBMITTIT
JOSEPHUS ANT. DE FRANZONI, ITALUS GORICIENSIS.
DIE MENSIS JANUARII ANNO MDCCLXIX.
OENIPONTI,
Typis Joan. Thom. Nob. de Trattnern, Cæs. Reg. Aulæ Typogr. ac Bibliopol.

Abb. 143: Titelblatt von Joseph Anton Franzonis *Disquisitio inauguralis de torturae repetitione,* Innsbruck 1769.

Anschließend zerpflückt Banniza ihre Argumente eines nach dem anderen. Analog verfährt er danach mit den Befürwortern: Beispielsweise seien die gesetzliche Grundlage in der *Carolina* und der alte Brauch keine ausreichende Rechtfertigung für die Anwendung der Folter, wenn diese sachlicher Kritik nicht standhalte (§ 43). Nach diesem sozusagen negativen Teil legt Banniza seine eigene Meinung dar (§§ 45–75): Die Folter müsse ihren Platz im Strafprozess behalten, da Zeugenaussagen alleine eine Tat oft sehr wahrscheinlich machten, aber zu einer Verurteilung nicht ausreichten (§§ 45–50). Diese Ansicht wird durch eine detaillierte Aufzählung einschlägiger Sach- und Beweislagen untermauert (§§ 51–64). Das einzige Delikt, das aufgrund seiner Natur die Anwendung der Folter von vornherein rechtfertige, sei Hochverrat (§ 64).[3] Zugleich müssten Anordnung, Vollzug und Auswertung der erzielten Aussagen strikt reglementiert werden, was in Theorie und gerichtlicher Praxis leider nicht immer der Fall sei (§§ 65–74). Bannizas kurzes Resümee (§ 75) schließt mit der Maxime: *Tollatur abusus, maneat usus.* („Beseitigt werde der Missbrauch, beibehalten der Brauch.“)

Franzoni, *Disquisitio inauguralis*

Dass die Diskussion um die Folter schon vor Bannizas Beitrag ein Thema war, das auch die Studenten interessierte, zeigt die *Disquisitio inauguralis de torturae repetitione* („Inauguralerörterung über die Wiederholung der Folter“; Innsbruck 1769; vgl. Abb. 143) des Joseph Anton Franzoni (1744–1825). Franzoni stammte aus einer adeligen Görzer Familie und studierte gemeinsam mit seinem Bruder Andreas in Innsbruck Rechtswissenschaften (Oberkofler 1974, Nr. 640). Seine kleine Schrift fragt nach der Rechtmäßigkeit der Wiederholung der Folter in solchen Fällen, in denen der Beschuldigte unter der Folter gesteht, danach jedoch sein

3 In diesem Punkt trifft sich Banniza mit Joseph von Sonnenfels (1732–1817), der ansonsten ein entschiedener Gegner der Folter war und an ihrer Abschaffung in Österreich entscheidenden Anteil hatte.

Geständnis widerruft. Die Frage wird im Sinne der damals herrschenden Meinung beantwortet: Eine dreimalige Anwendung der Tortur sei zulässig, nach dem dritten Widerruf müsse der Verdächtige jedoch freigelassen werden. Franzonis Begründung für diese Ansicht lautet: *Sed qui trina vice tortus, licet totam non semper sustinuerit torturam, merito aequiparatur ei, qui statim ab initio integram torturam sustinuit.* (10; „Doch wer dreimal gefoltert wurde, wird, mag er auch die ganze Folter nicht immer ausgehalten haben, mit Recht dem gleichgestellt, der gleich von Anfang an die gesamte Folter ausgehalten hat.")

Naturrecht: Riegger, *Systema*

Gemeinsam mit der Strafrechtsprofessur wurde in Innsbruck 1733 entsprechend der zunehmenden Bedeutung des Naturrechtes auch eine eigene Lehrkanzel für dieses Fach eingerichtet (Probst 1869, 132). Als erster Professor wurde aus Freiburg i.B. der frisch promovierte Paul Josef Riegger (vgl. hier S. 752–753) berufen, der bis 1749 in Innsbruck blieb. Von den juristischen Werken, die er während dieser Zeit verfasste, und die sich neben dem Naturrecht auch mit Völkerrecht und Rechtsgeschichte befassen, sei hier sein Maria Theresia gewidmetes *Systema iurisprudentiae naturalis seu universalis* („System der natürlichen oder universellen Rechtswissenschaft"; Innsbruck 1744) vorgestellt. Es war ursprünglich nur als erster Teil eines vierbändigen Ganzen geplant, dessen restliche drei Bände jedoch nie erschienen. Das Buch, das auf 146 Seiten in acht Kapiteln die elementarsten Regeln des Naturrechts erklärt, sollte als Vorlesungsgrundlage dienen und ist dementsprechend geschrieben und disponiert: Die Sätze sind einfach, Wiederholungen häufig, der Gedankengang leicht zu verfolgen; wichtige Begriffe werden jeweils mit einer Definition eingeführt. Inhaltlich geht Riegger, obwohl grundsätzlich aufklärerisch gesinnt, davon aus, dass das Naturrecht dem Willen Gottes entspringt, und weist diesem in seinem *Systema* eine zentrale Position zu. Damit ordnet er sich in den rechtsphilosophischen Mainstream der Zeit ein – nur wenige radikale Denker wie etwa Thomas Hobbes (1588–1679) oder der bald zu nennende Carlantonio Pilati versuchten, das Naturrecht ausschließlich aus der menschlichen Vernunft heraus zu begründen.

Kap. 1 behandelt die allgemeine Rechtstheorie: Der Mensch ist ein soziales Wesen, das aufgrund der ihm innewohnenden Vernunft gar keine andere Wahl hat als nach natürlichen Gesetzen zu leben. Der Nachweis dieses Naturrechts ist zugleich auch ein Gottesbeweis. In der Praxis regelt das Naturrecht besonders den Umgang mit Nichtkatholiken und schließt Lücken im Zivilrecht. Kap. 2 widmet sich dem Objekt der Gerechtigkeit, nämlich den menschlichen Handlungen, sofern sie willentlich und wissentlich geschehen, und den Faktoren, die zu ihrer moralischen Beurteilung nötig sind. Kap. 3 traktiert das positive Recht und seine Einteilung, Kap. 4 die Begründung der subjektiven Rechte bzw. die Her-

leitung der weltlichen Hoheitsgewalt von der Herrschaft Gottes. Mit der Erkenntnis des Naturrechts und seinen Funktionen befasst sich Kap. 5: Ausgehend von seiner Definition als *voluntas Dei libera in signo rationis* (63; „freier Wille Gottes im Zeichen der Vernunft") erläutert Riegger seine Anwendungsbereiche und postuliert folgende drei Prinzipien, aus welchen sich das gesamte System ableiten lasse: *I. Cole Deum, II. Conserva te ipsum, et III. Serva societatem cum aliis.* (77; „1. Ehre Gott; 2. Schütze dich selbst; und 3. Bewahre die Gemeinschaft mit den anderen.") Die Rolle des Verstandes bei rechtlich relevanten Handlungen ist das Thema von Kap. 6; der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Umgang mit dem Gewissen. Dem Willen als zweitem Urheber menschlicher Handlungen und den Umständen, die seine Freiheit einschränken, widmet sich Kap. 7. Kap. 8, *De actionum humanarum imputatione* („Über die Zurechnung der menschlichen Handlungen"), behandelt die Subsumption einer Tat unter die gesetzlichen Regelungen unter Anwendung der in Kap. 6 und 7 besprochenen Grundsätze.

Staidel, *Lex naturae propugnata*

Giovanni di Dio Staidels (s. hier S. 823) *Lex naturae propugnata* („Verteidigung des Naturrechts"; Trient 1765) zeigt, dass man sich über das Naturrecht auch abseits der Universität Gedanken machte. Obwohl der Autor kein aufgeklärter Professor, sondern ein romtreuer Geistlicher war, sind die inhaltlichen Analogien zwischen seinem Werk und Rieggers *Systema* evident.

Die *Lex naturae* gliedert sich in zwei Teile zu je 22 Kapiteln. Kap. 1–3 des ersten Teils beschäftigen sich mit dem Naturrecht in der Antike, wobei Staidel v.a. auf Ciceros *De legibus*, daneben auch auf Senecas *De vita beata* und *Epistulae morales* zurückgreift. Anschließend (Kap. 4–7) wird argumentiert, das Naturrecht sei durch die göttliche Voraussicht begründet, und ein natürliches Rechtsempfinden ohne die Annahme eines Schöpfers sei undenkbar. Auch die Natur des Menschen als soziales Wesen habe ihren Grund im Naturrecht (Kap. 8–9). Dieses sei schlechthin eine Notwendigkeit (Kap. 10). Kap. 11–13 widmen sich mit der Pflicht, die Eltern zu lieben, und dem Verbot von Mord und Ehebruch einzelnen naturrechtlichen Geboten. In Kap. 14–19 werden Prinzipien des Naturrechts wie Tugendstreben, Selbsterhaltung und naturgemäßes Leben diskutiert sowie das widernatürliche Verfallen in Laster getadelt. Zum Schluss versucht Staidel unter teilweiser Wiederholung zu Beginn geäußerter Argumente, die Existenz des Naturrechts zu beweisen (Kap. 20–22). Der zweite Teil widmet sich v.a. der Widerlegung seiner Gegner (Kap. 1–18). Beispielsweise wird in Kap. 1 und 2 auf den Einwand geantwortet, die bei vielen Menschen fehlende Kenntnis des Naturrechts zeige, dass es dieses in Wirklichkeit gar nicht gibt: Für Staidel wissen vielmehr auch diejenigen, die das Naturrecht übertreten, um seine Realität. Später versucht er etwa die Vorstellung, Gutes werde auf der Welt nicht belohnt, Schlechtes nicht bestraft (Kap. 12), oder die Idee zu entkräften, das Rechtsempfinden sei lediglich anerzogen (Kap. 15). In Kap. 19–20 werden die genannten Argumente und Ge-

genargumente zusammengefasst. Kap. 20–21 bietet mit christlichen und nichtchristlichen Märtyrern Beispiele für die Tugend als Selbstzweck. Kap. 22 beschließt das Werk mit einem Epilog.

Carlantonio Pilati

Der einzige Tiroler Jurist, der sich aus prononciert aufklärerischer Perspektive für den Naturrechtsgedanken einsetzte, war der Trientner Kirchenkritiker und Staatsreformer Carlantonio Pilati, ein Intellektueller von europäischem Format (1733–1802).[4] Der aus Tassullo im Nonstal Stammende studierte nach dem Besuch des Gymnasiums in Salzburg in Leipzig die Rechte und arbeitete dann als Assessor im Nonstal. Nach einer Studienreise durch Deutschland und Italien mit Aufenthalten u.a. in Göttingen und Helmstedt war er 1758–1760 der erste Professor für Zivilrecht am neu gegründeten Trientner Lyzeum. Danach ging er bis 1763 wieder auf Reisen. Nach seiner neuerlichen Heimkehr zog er sich insbesondere durch seine Schrift *Di una riforma d'Italia* (Villafranca 1767) den Unmut weiter konservativer Kreise zu und musste 1767 wieder emigrieren. 1779 kehrte er endgültig heim, nahm kurzzeitig eine Stelle beim städtischen Magistrat an und arbeitete ansonsten v.a. als Anwalt.

Pilati als Jurist

Die Rechtswissenschaft spielte in Pilatis aufklärerischem Lebensprojekt eine wichtige Rolle (vgl. etwa Rossi 2005; Tedoldi 2005; Marchisello 2008): Als Rechtsphilosoph kritisierte er das römische und das kanonische Recht als antiquiert und obskur und wollte stattdessen ein weltlich verstandenes Naturrecht aufwerten. Als Rechtsprofessor versuchte er seinen Schülern aufgeklärtes Rechtsdenken zu vermitteln. Als juristischer Konsulent unterstützte er u.a. die Untertanen der Trientner Bischöfe gegen deren zentralistische Bestrebungen, die in seinen Augen die letzten Reste verbliebener Freiheit bedrohten. So schuf er im Laufe seines Lebens ein umfangreiches juristisches Œuvre, dessen Schwerpunkte zum einen Schriften zu Grundsatzfragen, zum anderen eine Fülle von Gutachten darstellen. Der größte Teil davon ist allerdings bereits auf Italienisch, manches auch auf Französisch verfasst.

lat. Publikationen

Lat. Publikationen zu juristischen Themen sind bei Pilati eher die Ausnahme und fanden auch nicht die Resonanz seiner volkssprachlichen Werke. Natürlich verwendete er Lat. noch als Vorlesungssprache, wie eine Trientner Mitschrift aus dem Jahr 1759 zeigt (Marchisello 2008, 17–18, 341–491). Auch wenn er Gutachten in Druck gab, tat er das mitunter noch in der alten Sprache; ein Beispiel hierfür ist etwa die die *Confutatio deductionis a successoribus ab intestato contra testamentum Marzanium et heredem in eo scriptum editae* („Erwiderung auf das Vorbringen der Intestaterben gegen das Testament des Marzani und den in ihm eingesetzten Er-

4 Pilati 1874; Rigatti 1923; Venturi 1976, 250–325; Ferrari/Romagnani 2005.

ben"; o.O. 1786; vgl. auch Marchisello 2008, 497). Von einem Prozessgutachten geht auch die *Dissertatio de servitutibus realibus* („Abhandlung über die Reallasten"; Venedig 1762; vgl. Pilati 1874, 55) aus; sie behandelt das Thema dann aber auf einer grundsätzlicheren Ebene. Pilatis wichtigste lat. Publikationen dürften jedoch seine naturrechtlichen Schriften sein. Unter den Büchern, in denen er seine diesbezüglichen Vorstellungen darlegt, befinden sich neben italienischen wie den *Ragionamenti intorno alla legge naturale e civile* (Venedig 1766) auch zwei lat.: Die über 700 Seiten umfassenden *Exercitationes in titulos de iustitia et iure et de origine iuris* („Übungen zu den Titeln *Über die Gerechtigkeit und das Recht* und *Über den Ursprung des Rechts*"; Bruneck 1760) dürften ihre Überlegungen, wie das damals nicht unüblich war, in Anschluss an die beiden ersten *tituli* der Digesten (Dig. 1,1–2) entfalten, die von Grundsatzfragen des Rechtes und der Rechtsgeschichte handeln.[5] Das *Iudicium de duobus patris Ioannis de Deo Steidelii libris* („Urteil über zwei Bücher des Paters Giovanni di Dio Staidel"; Lugano 1766; vgl. Pilati 1874, 54–55, 61–65; Venturi 1976, 253–254) setzt sich polemisch mit Staidels zuvor besprochenem Buch (und einem weiteren theologischen Inhalts) auseinander. Unter anderem spricht Pilati dem Franziskaner die Fähigkeit ab, sich als reiner Theologe kompetent zum Naturrecht zu äußern (18), und weist ihm nach, dass er die ganze moderne Debatte zum Thema mit Exponenten wie Hugo Grotius (1583–1645) oder Samuel Pufendorf (1632–1694) verschlafen hat und somit weit hinter seiner Zeit zurück ist (8) – eine Kritik, die im Übrigen auch Rieggers *Systema* trifft. Wohl eher, um unbefangen über seine eigenen früheren Beiträge zur Debatte sprechen zu können (z.B. 20), als aus Sorge um seine persönliche Sicherheit publizierte Pilati das *Iudicium* unter dem Ananym Lapi Coraliti.

Kirchenrecht in Innsbruck

Der Lehrstuhl für Kirchenrecht, das im 17. und 18. Jh. eine Blüte erlebte, war von 1671 bis 1770 in jesuitischer Hand. Die ursprünglich provisorische Regelung, für welche die niedrigen Gehaltsforderungen der Jesuiten ausschlaggebend waren (Huter 1997, 289), hielt sich ein volles Jahrhundert, ehe die antijesuitische Stimmung in Wien zu ihrer Aufhebung führte. Da die Gesellschaft Jesu ihre Mitglieder oft schon nach wenigen Jahren an eine andere Universität versetzte, kam es zu häufigen Personalwechseln. Die zahlreichen Innsbrucker Kanonisten publizierten trotz ihrer meist nur kurzen Tätigkeit an der dortigen Alma Mater eine Fülle von Schriften.

Wolfgang Obermayr

Einer der frühesten Lehrstuhlinhaber war Wolfgang Obermayr SJ (1637–1685). Obermayr hatte in Ingolstadt Philosophie und Theologie studiert und u.a. in Dillingen und Freiburg i.B. gelehrt. In Innsbruck blieb er von 1677 bis 1681. Danach ging er nach Ingolstadt (Romstöck 1898, 151–153; Grass 1951, 159). 1680 ließ er

5 Das Werk, das in der Pilati-Forschung so gut wie unbekannt scheint, war leider nicht zugänglich.

in Innsbruck seine *Quaestiones canonico-civiles de natalium defectu* („Kirchen- und zivilrechtliche Fragen zum Geburtsmakel") drucken.

Thema der 128 Seiten umfassenden Abhandlung sind legitime und illegitime Kinder und ihr rechtlicher Status. In der ersten von vier *quaestiones* („Fragen") werden sie in *legitimi* (eheliche), *naturales* (Bastarde, natürliche Kinder) und *spurii* (Schlaf- oder Hurenkinder) eingeteilt. *Spurii* – der schlimmste Fall – sind Kinder aus einer kirchenrechtlich nicht einmal ehefähigen Verbindung. Dabei differenziert die Rechtsprechung und mit ihr Obermayr noch einmal zwischen *spurii simpliciter* (Hurenkinder, d.h. solche, deren Vater nicht feststeht) und *spurii ex damnato coitu* (Ehebruchs- und Blutschandekinder). In der Folge befasst sich Obermayr zunächst mit dem rechtlichen Status von Kindern aus gültigen Ehen, dann mit demjenigen von Kindern aus Putativehen, klandestinen Ehen, Präsumptivheiraten, Konkubinaten und Vergewaltigungen. Zum Schluss geht es nochmals um das Konkubinat, die von der Kirche abgelehnte, offene, langfristige Beziehung zwischen einem Mann und einer Frau. Die zweite *quaestio* widmet sich den Rechtsvermutungen (*praesumptiones*) bei Zweifelsfällen: Bei Kenntnis der Mutter vermutete man Legitimität, ebenso bei ausgesetzten Kindern. Generell wurde im Zweifel nach dem Prinzip des *favor* (rechtliche Begünstigung) der für das Kind vorteilhaftere Fall angenommen. Ausgesprochen pragmatisch beantwortet Obermayr dabei die Frage, ob eine ehebrecherische Mutter ihrem Mann oder ihren Kindern den Ehebruch beichten muss: Er plädiert für Schweigen, da der Schaden eines Geständnisses größer wäre als sein Nutzen. Die dritte *quaestio* behandelt die Beweisregeln bei Erbschafts-, Abstammungs- und Eheprozessen. Zuständig war grundsätzlich der kirchliche Richter, bei reinen Sachfragen konnte aber auch ein Laie entscheiden. Die Beweislast lag stets bei demjenigen, der die Legitimität bestritt. Die vierte *quaestio* befasst sich mit dem Ausschluss illegitimer Kinder von kirchlichen Rechten: Sie konnten, wenn sie nicht – was recht häufig geschah – durch den Bischof einen Dispens erhielten, kein kirchliches Amt antreten und waren vom Genuss kirchlicher *beneficia* („Pfründen") und *pensiones* („Renten") ausgeschlossen. Dagegen konnten sie kirchliche Emphyteusen und Lehen in Besitz nehmen, vermutlich weil es sich auch im weltlichen Recht entsprechend verhielt; auch die Nachfolge in das *ius patronatus* („Patronatsrecht") über eine Kirche war erlaubt.

Charakteristik

Das Buch ist v.a. deshalb bemerkenswert, weil die Kirche bei aus ihrer Sicht verwerflichen Verbindungen sonst meist eine eher kinderfeindliche Rechtsauffassung vertrat. Obermayr hingegen gibt im Zweifel der kinderfreundlicheren Alternative den Vorzug und setzt auf pragmatische Lösungen. Auch bei der Verurteilung illegitimer Verbindungen hält er sich zurück. Des Weiteren versteht er es ausgezeichnet, dem Leser seine Ansichten verständlich zu machen, indem er die Rechtslage klar darstellt und sein Werk übersichtlich gliedert.

Wex, *Manipulus*

Obermayrs Nachfolger war Petrus Zendron (vgl. hier S. 649), der mit der *Ratio anima legum* („Vernunft, die Seele der Gesetze“; Innsbruck 1686) und den *Quaestiones ex iure pontificio de consuetudine* („Fragen aus dem päpstlichen Recht über das Gewohnheitsrecht“; Innsbruck 1687) zwei kanonistische Werke hinterließ. Ihm folgte 1687 Jakob Wex SJ (1645–1711), ein Elsässer, der zuvor in Ingolstadt und Innsbruck Philosophie und spekulative Theologie unterrichtet hatte und bis 1695 in Innsbruck blieb (Gasser 4, 170; Grass 1951, 159–160). Sein Hauptwerk, die fünfbändige *Ariadne Carolino-canonica seu doctrina theorico-practica Sanctissimorum Canonum* („Karolinisch-kirchenrechtlicher Leitfaden oder theoretisch-praktische Lehre des hochheiligen Kirchenrechts“), die für ihren Praxisbezug und ihre Übersichtlichkeit gelobt wird (ADB 42, 265–266), erschien erst 1708 in Dillingen und bezieht sich nur punktuell auf Tirol. Schon während seines Aufenthalts in Innsbruck entstand dagegen der *Manipulus decimarum sive quaestiones X canonicae et plures controversiae de decimis* („Eine Handvoll Zehnte oder zehn kirchenrechtliche Fragen und mehrere Kontroversen über die Zehnte“; Innsbruck 1692). Wie der Titel angibt, handelt es sich um eine Monographie zum Kirchenzehnt in zehn *quaestiones* sowie vier eingeschobenen *controversiae* zu besonders wichtigen oder umstrittenen Fragen. Der Anhang umfasst ein alphabetisches Fragenverzeichnis und 50 kirchenrechtliche Thesen.

In der ersten und zweiten *quaestio* (S. 1–8, 8–14) behandelt Wex kurz Definition und Einteilung des Zehnts. Die dritte (S. 14–35) widmet sich seinen Rechtsgrundlagen: Laut Wex werden die *decimae* nach positivem Recht geschuldet, das schon im AT niedergelegt sei. Die vierte *quaestio* (S. 36–70) bespricht die zur Zehntleistung verpflichteten Personen: Grundsätzlich mussten sie getauft sein, es gab jedoch Ausnahmen; andererseits konnten Priester, soweit ihre Güter nicht durch Reallasten belastet waren, und Arme per Dispens befreit werden. In der fünften *quaestio* (S. 70–108) werden die Begünstigten aufgezählt. Allgemein gesprochen war zunächst die Pfarre begünstigt, wobei die Beiträge dann auf Bischof, Priester und sonstiges Kirchenpersonal aufgeteilt wurden. Um in ihren Genuss zu gelangen, war jedenfalls der Besitz einer Pfründe nötig. Die Art der Leistung behandeln die sechste und siebte *quaestio* (S. 109–119, 120–126): Bei Grundstücken war sie in Naturalien, bei persönlichen Obligationen in Geld zu leisten. Der Zehnt war eine Bringschuld: Die Schuldner mussten ihn zum Jahresende von sich aus zum Pfarrer bringen. In der achten *quaestio* (S. 126–152) kommen rechtliche Natur und Wirkungen des Zehnts zur Sprache: Während der Schuldner durch die Leistung der Abgabe Anspruch auf Lohn im Himmel gewann, erhielt der Pfarrer *quasi dominium* („Scheineigentum“) an den gezogenen Früchten. Der Beendigung des Anspruchs widmet sich die neunte *quaestio* (S. 153–165). Die wichtigsten Gründe waren das Erlöschen durch Gewohnheitsrecht oder durch päpstliche Weisung. In der Schluss-*quaestio* (S. 166–175) werden kurz dem Zehnt

ähnliche Institute wie das Messopfer (*primitiae*) oder die Opfergaben (*oblationes*) beschrieben. Die *controversiae* sind in die dritte, vierte, fünfte und achte *quaestio* integriert.

Seybold, *Dicaeomachia*

Ein volles Vierteljahrhundert (1712–1737) unterrichtete Joseph Seybold SJ (1672–1743), einer der „ausgezeichnetsten Juristen dieser Zeit" (Probst 1869, 95), in Innsbruck Kirchenrecht. Zuvor hatte er am Augsburger Lyzeum und in Dillingen gelehrt. Nach seiner Abberufung wurde er Prosynodalexaminator und Pönitentiar des Bischofs von Konstanz (De Luca 1782, 70; Gasser 2, 270; Grass 1951, 161). Von vier Werken, die er in Innsbruck verfasste, sei hier eines vorgestellt, das sich wie Heizmans *Conflictus* (s.o.) dem Krieg widmet, wobei es sich diesem Thema allerdings auf Umwegen nähert: *Dicaeomachia sive erotemata iuridico-polemica de iure et iustitia certaminum et bellorum* („Gerechtigkeitskampf oder juristisch-polemische Fragen über Recht und Gerechtigkeit von Kämpfen und Kriegen"; Innsbruck 1714). Die Schrift gliedert sich nach einem Vorwort in drei Teile zu zweimal sieben und einmal sechs Abschnitten *(sectiones).*

Im Vorwort rechtfertigt Seybold seine Themenwahl: Obwohl der Krieg kein Gegenstand sei, mit dem ein Priester sich zu sehr beschäftigen sollte, habe er das Werk verfasst, um die Einhaltung der Regeln einzumahnen. Der erste Teil, *De iure et iustitia*, soll die Grundlage für das Folgende bilden. Zunächst werden die verschiedenen Arten von Recht wie *ius divinum* („göttliches Recht"), *ius naturale* („Naturrecht") usw. und ihre Einflussbereiche behandelt (Abschn. 1–4), wobei das Kriegsrecht anlässlich des *ius gentium* („Völkerrecht") schon kurz gestreift wird. Die Diskussion der *iustitia* konzentriert sich auf die praktische Anwendung dieser Tugend durch den Fürsten bei der Auswahl der Amtsträger und in der Staatsverwaltung (Abschn. 5–7). Der zweite Teil, *De monomachia* („Über den Zweikampf"), beginnt mit einem ausführlichen Exkurs über die Geschichte des Zweikampfs bei verschiedenen Völkern (Abschn. 1). In Abschn. 2, *De superstitionibus et invulnerabilitatibus* („Über Aberglauben und Unverwundbarkeit"), erläutert Seybold anhand von Beispielen den möglichen Einfluss von Dämonen und Engeln auf den Kampfverlauf. Das Verbot des Zweikampfes wird in Abschn. 3 erörtert. Als wahnsinnig und schändlich wird insbesondere die *monomachia suscepta ob punctum honoris* („Zweikampf wegen Ehrverletzung"), d.h. das Duell gerügt; gläubige Christen sollten es auf jeden Fall vermeiden (Abschn. 4). In einem Exkurs (Abschn. 5) werden dann die damals schon verbotenen Gottesurteile behandelt. Seybold verwirft zwar als Theologe die Möglichkeit eines göttlichen Eingreifens nicht von vornherein, gesteht jedoch die Unzuverlässigkeit von Methoden wie Wasser- und Feuerprobe ein. In Abschn. 6 kehrt er zum Duell zurück und behandelt seine Bestrafung: Allen Beteiligten droht die Exkommunikation; am schwersten ist der *provocator* („Herausforderer") zu bestrafen. Anschließend werden Ausnahmefälle aufgezählt, in denen ein Zweikampf aus Gründen des öffentlichen Wohls oder der Selbstverteidigung

gerechtfertigt erscheint, und schließlich noch das Turnierwesen behandelt (Abschn. 7). Erst der dritte Teil des Werkes, *De bello*, ist wirklich dem Krieg gewidmet, wobei Seybold generell eher allgemeine Vorschriften als konkrete Gebote und Verbote bietet. Nach einer geschichtlichen Einführung (Abschn. 1) wird das Thema in chronologischer Ordnung von der Kriegserklärung bis zum Friedensschluss behandelt (Abschn. 2–6). Auf breitem Raum wird dabei in Abschn. 4 das *bellum iustum* („gerechter Krieg") diskutiert. Gerechte Kriegsgründe sind – anders als bei Heizman (s.o.) – nicht etwa Vergehen gegen Gott selbst, wohl aber solche gegen christliche Untertanen. Was die militärischen Befehlshaber angeht, so wird es scharf getadelt, wenn sie den Sold unterschlagen, die Soldaten schlecht verpflegen oder sich in Dörfern dafür bezahlen lassen, dort nicht Quartier zu machen (Abschn. 5). Eher kurz kommt schließlich in Abschn. 6 das *ius in bello* („Recht im Krieg") zur Sprache.

Charakteristik

Auffallend an Seybolds Schrift sind insbesondere die vielen historischen Beispiele: Oft reiht er drei oder vier solche *exempla*, die er mit Vorliebe dem AT entnimmt, einfach aneinander. Zu Themen, die ihn interessieren, kann er auch dann einen eigenen Abschnitt einschieben, wenn das nicht notwendig für die Behandlung des Generalthemas ist. Bei der Auswahl seiner Quellen stützt er sich eher auf Theologen als auf Juristen. Mit seiner persönlichen Meinung hält er nicht hinter dem Berg.

Söll, *Tractatus singulares*

Anton Söll SJ (1676–1741) stammte aus einer bekannten Brunecker Familie. Er lehrte in Trient, Augsburg und Ingolstadt Grammatik, Philosophie und Kirchenrecht und stand 1724–1734 im Dienst des Brixner Bischofs. Seit 1736 hatte er die Innsbrucker Lehrkanzel für Kirchenrecht inne. Er machte sich u.a. um den Kult der Hl. Notburga verdient und hinterließ ein umfangreiches kanonistisches Œuvre (Tovazzi, Nr. 187; Gasser 3, 281–282; Grass 1951, 161–162). Gegen Ende seines Lebens plante er offenbar eine Gesamtausgabe seiner *Tractatus singulares de legibus*, *praescriptionibus*, *iudiciis causarum civilium*, *decimis novalium*, *tributis et immunitate ecclesiastica* („Einzelabhandlungen über Gesetze, Vorschriften, Urteile in zivilrechtlichen Angelegenheiten, Zehnte von Brachen, Abgaben und kirchliche Immunität"). Unter diesem Titel erschien nämlich postum (Augsburg 1742) ein Band von rund 400 Seiten, der allerdings nur die Abhandlungen *De legibus* und *De praescriptionibus* enthält. Die systematische Gliederung mit laufender Paragraphenzählung und ein detaillierter Index kirchenrechtlicher Sachbegriffe weisen ihn als wissenschaftliches Referenzwerk aus.

göttliches Recht und Kirchenrecht

Der *Tractatus de legibus*, der den ersten Teil des Bandes ausmacht, besteht seinerseits aus drei Abschnitten, von denen der erste das positive Recht, der zweite das Naturrecht, der dritte ausgewählte Einzelfragen behandelt. Aus diesem dritten Abschnitt seien hier exemplarisch die Ausführungen *De lege positiva divina* („Über das positive göttliche Gesetz"; 167–173) betrachtet. Söll bemüht sich in ihnen, die Kompetenzbereiche von Gott und Mensch klar voneinander abzugrenzen. Was

das Gesetz des AT betrifft, so hätten Moses und die Propheten, denen als *praecones* („Herolde") seine Verbreitung oblag, lediglich vermittelnde, nicht rechtsbegründende Funktion gehabt. Das NT beruhe in erster Linie auf Glaube, Liebe und Hoffnung. In ihm seien die im AT stärker akzentuierten kultischen und zivilrechtlichen Aspekte gegenüber dem ethischen von untergeordneter Bedeutung; Gesetze im alttestamentarischen Sinne kämen überhaupt nicht mehr vor, weil Christus keinen weltlichen Staat, sondern eine Kirche begründet habe. Das Recht, nach Maßgabe der Notwendigkeit des weltlichen Regiments derartige Gesetze zu erlassen, habe er seinen Stellvertretern übertragen. Deren Verfügungen, d.h. das Kirchenrecht, gehörten daher nicht im strengen Sinne zum göttlichen Recht und seien nicht in derselben Weise bindend wie dieses. Dieser Vergleich zwischen dem Gesetzesbegriff des AT und des NT zeugt von einem treffenden Verständnis der Botschaft Christi, in welcher das Gesetz in der Tat nicht im Vordergrund steht (LThK 4, 584–586). Praktische Konsequenzen hat er u.a. im Zusammenhang mit der Erteilung von Dispensen. Söll fordert einen möglichst sparsamen Umgang mit diesem Mittel, welches streng genommen keinem Menschen zustehe. Die allein zuständige Instanz sei die Kirche, in welcher der Papst den absoluten Primat besitze. Nur dieser dürfe daher Dispense erteilen, doch auch er nicht aufgrund eines Rechtes, sondern nur eines Privilegs. Dies liege daran, dass die Vollmachten Petri auf *aedificatio* („Aufbau") zielten, während eine Dispensvollmacht *destructio* („Zerstörung") bedeuten würde; außerdem brächte sie die Einheit der Kirche in Gefahr. Notwendige Ausnahmen beruhten auf wissenschaftlicher Interpretation der positivrechtlichen Vorgaben des Gesetzes der Gnade, das dadurch weder aufgeweicht noch gar gebrochen werde. Man dürfe aus ihnen nicht auf das Bestehen eines entsprechenden Rechts schließen. Bei göttlichen Weisungen gebe es keine Deutung *per modum epiikiae* („nach Billigkeitserwägungen") und keine *emendatio legis* („Nachbesserung des Gesetzes"), sondern nur eine *interpretatio doctrinalis* („Deutung im Sinne der Lehre").

Josef Biner

1744 übernahm Josef Biner SJ (1697–1766; BBKL 1, 596) die Lehrkanzel für Kirchenrecht, die er für jesuitische Verhältnisse sehr lange, nämlich bis 1759, versah. Zuvor hatte er u.a. in Rottenburg, Freiburg i.B. und Dillingen gelehrt, danach war er Rektor in Freiburg und Rottenburg. Sein Hauptwerk ist der achtbändige *Apparatus eruditionis ad iurisprudentiam*, *praesertim ecclesiasticam* („Bildungs-Rüstzeug für die Rechtswissenschaft, besonders für die kirchliche"), eine Konzilien- und Kirchengeschichte unter besonderer Berücksichtigung der rechtlichen Rahmenbedingungen. Das wohl auf Vorlesungsmanuskripten beruhende Opus erschien zum ersten Mal 1747 in Freiburg i.B. und Augsburg; es wurde viermal neu aufgelegt und zudem auszugsweise in einschlägige Sammelwerke aufgenommen (Carlen 1986). Biners Jahre in Innsbruck waren auch sonst produktiv: Zwischen 1744 und 1759 veröffentlichte er neben dem *Apparatus* sieben weitere Werke (Grass 1951, 163–164).

Dissertatio de iure beneficiali

Hier sei ein Blick auf seine *Dissertatio iuridica de iure beneficiali* („Abhandlung über das Benefizialrecht") geworfen, die gemeinsam mit einer zweiten *dissertatio* zum Patronatsrecht 1750 in Augsburg erschien. Die gut 50 Seiten umfassende Schrift behandelt in acht Kapiteln ein Thema von großer praktischer Bedeutung, nämlich das Recht der *beneficia*, d.h. derjenigen Lehen, welche die Kirche dem einzelnen Geistlichen für die Dauer seiner Tätigkeit zur Fruchtziehung überließ.

Biner beginnt mit einer Definition der *beneficia* (Kap. 1) und ihrer Einteilung (Kap. 2). In der Folge widmet er sich den beteiligten Personen, nämlich dem *collator* („Verleiher"; Kap. 3) und dem *beneficiatus* („Begünstigter"; Kap. 4). Anschließend wird die Art der Verleihung beschrieben (Kap. 5). Großes Gewicht legt Biner auf das Problem der Benefizienkumulation, einen schon im Mittelalter üblichen Missbrauch, der trotz großer Anstrengungen der Päpste kaum in den Griff zu bekommen war. In diesem Zusammenhang behandelt er auch die mit einem *beneficium* zusammenhängenden Pflichten, v.a. die Residenzpflicht, wobei er die gewohnheitsrechtliche Untergrabung der einschlägigen Beschlüsse des Tridentinum beklagt (Kap. 6). Danach werden noch Teilung und Zusammenlegung (Kap. 7) und schließlich Stiftung und Beendigung der *beneficia* beschrieben (Kap. 8).

Kanonistik in den Klöstern: Tobias Zigl

Wie das in der vorhergehenden Epoche behandelte Beispiel Wilhelm Bliemels (vgl. hier S. 584–586) bereits angedeutet hat, stand die kirchenrechtliche Ausbildung auch in manchen Klöstern auf hohem Niveau. Ein bekannter Kanonist aus dem Zisterzienserorden war etwa der Haller Tobias Zigl (1634/35–1680). Er trat 1652 in das Stift Stams ein, studierte in Ingolstadt und war seit 1662 in Stams Professor für Theologie. ‚Gastprofessuren' bekleidete er 1670/71 im Stift Wettingen in der Schweiz – während dieses Aufenthaltes wurde er in Luzern zum apostolischen Protonotar ernannt – und 1674/75 im Stift Ettal in Bayern (Gasser 4, 213–214; Album Stamsense 42).

Iurisdictio quasi episcopalis

Von Zigls kirchenrechtlichen Werken – er verfasste daneben auch theologische und philosophische Schriften – sei hier die *Iurisdictio quasi episcopalis* („Gleichsam bischöfliche Hoheitsgewalt"; Wettingen 1671) besprochen. Die nur 16-seitige, knapp und technisch gehaltene Schrift behandelt die Hoheitsgewalt (d.h. im Kirchenrecht die gesamte Rechts- und Verwaltungshoheit einschließlich der Gerichtsbarkeit) der Äbte von Stams. Das Thema war insofern ein Dauerbrenner, als die Bischöfe von Brixen immer wieder versuchten, diese Hoheitsgewalt an sich zu reißen (vgl. hier S. 492).

Da die *iurisdictio* von Stams auf seiner Exemption von der bischöflichen Hoheitsgewalt durch den Papst basiert, bespricht Zigl zu Beginn die Ausnahme von der Hoheitsgewalt i.A., die als *favor* („Begünstigung") eines höher stehenden Geistlichen oder Laien nicht

ohne dessen Erlaubnis aufgegeben werden könne (2–4), anschließend die Exemption der Zisterzienser als Orden (4–6). Danach leitet er zur *iurisdictio* der Äbte von Stams selbst über, welche eine *iurisdictio quasi episcopalis* sei und sich auch auf die weltlichen Untertanen erstrecke, was mit zahlreichen Literaturhinweisen und praktischen Beispielen belegt wird (6–11). Sie impliziere auch, dass die Äbte nicht an Provinzialsynoden teilnehmen müssten, wozu Zigl ein einschlägiges Reskript von Papst Calixt III. an Nicolaus Cusanus zitiert (11–12). Gewohnheitsrechtlich lasse sie sich durch ihre jahrhundertelange faktische Ausübung untermauern (12):

Demum iurisdictio quasi episcopalis saepius memorati Domini Abbatis in Stambs demonstratur ab exercitio huiusmodi iurisdictionis quasi episcopalis. Causas plurimas ex 400 prope annis, quibus stat hoc monasterium, fuisse nullus dubitaverit: discussas et decisas fuisse certum est non ab ullo episcopo, sed a Reverendissimis Dominis Dominis Abbatibus.

Schließlich wird die gewissermaßen bischöfliche Hoheitsgewalt des öfters genannten Herren Abtes von Stams durch die Ausübung einer derartigen Hoheitsgewalt bewiesen: Keiner wird bezweifeln, dass es in den fast 400 Jahren, seit denen dieses Kloster steht, sehr viele Rechtsfälle gegeben hat. Dass sie untersucht und entschieden wurden, ist sicher – und zwar von keinem Bischof, sondern von den hochverehrtesten Herren Äbten.

Das Werk schließt mit der Anführung und Widerlegung möglicher Einwände (12–15) sowie mit einer Bekräftigung der Ausgangsthese und mahnenden Worten an die Brixner Bischöfe (15–16).

Kanonistik an den Akademien: Kemter

Auch an den Akademien, insbesondere an der Taxiana und bei den Agiati, entstanden kanonistische Schriften. Das verwundert insofern nicht, als unter ihren Mitgliedern sowohl ausgebildete Juristen als auch Geistliche in größerer Zahl zu finden sind (Grass 1948; Auer 1979; Šubarić 2001, 13–19). Besonders zum Engagement der Wiltener Chorherren an der Taxiana ist schon viel geforscht worden (Haidacher 1956–1962). Neben Bernhard von Recordin und Casimir Grustner (vgl. hier S. 715 war auch Adrian Kemter (1705–1774; hier S. 755) ein wichtiges Wiltener Mitglied dieser gelehrten Gesellschaft. Sein bedeutendstes kanonistisches Werk sind die *Prima et praevia iurisprudentiae sacrae principia* („Erste, propädeutische Grundzüge der heiligen Rechtswissenschaft"; Innsbruck 1741), ein Einführungslehrbuch zum Kirchenrecht, über das in Wilten disputiert, das aber auch an der Taxiana vorgestellt wurde (Seifert 1973, 118). Es gliedert sich in fünf Kapitel: *De iustitia* („Über die Gerechtigkeit"), *De iure* („Über das Recht"), *De iure civili* („Über das Zivilrecht"), *De iure canonico* („Über das Kirchenrecht") und *De fontibus et auctoritate iuris canonici* („Über Quellen und Geltung des Kirchenrechts"). Voran

geht eine Widmung an den Wiltener Abt Martin Stickler, den Schluss machen 36 Thesen zum Dekretalenrecht.

Das Kapitel zur Gerechtigkeit (1–24) – ihre Diskussion, ursprünglich der Moraltheologie zugeordnet, war im 17. und 18. Jh. ein Topos auch allgemein gehaltener Lehrbücher wie des vorliegenden geworden (Kustatscher 2007, 208–209) – stützt sich bei der Definition dieser Tugend und der Besprechung ihrer verschiedenen Aspekte auf antike Autoren wie Cicero und Seneca. Kemter behandelt der Reihe nach *iustitia legalis*, *distributiva*, *vindictiva* und *commutativa* („gesetzliche, Verteilungs-, Vergeltungs-, ausgleichende Gerechtigkeit") und legt ihre Bedeutung in verschiedenen Lebensbereichen, besonders im Verhältnis des Einzelnen zum Staat, dar. Bei der Diskussion des Rechts (25–64) werden Privatrecht und Gerichtsbarkeit besprochen, woran sich eine knappe Einführung in die Rechtsquellen mit Ausnahme derjenigen des Kirchenrechts anschließt. Im dritten Kapitel (64–75) beschreibt Kemter Einteilung und Ursprung des Zivilrechts und behandelt dann das CICiv und seine Rezeption, v.a. in der katholischen Kirche. Die letzten beiden Kapitel widmen sich dem Kirchenrecht: Im vierten (75–109) findet sich nach seiner Abgrenzung von seinen Nachbardisziplinen ein historischer Abriss samt den wichtigsten Autoren und Sammlungen. Das fünfte (110–168) stellt seine Quellen und Grundlagen zusammen, wobei sich Kemter v.a. auf die Konzilien und die aus ihnen hervorgehenden Normen konzentriert.

Kirchenrecht vs. Theologie

Hinsichtlich der Stellung des Kirchenrechts innerhalb der Wissenschaften tritt Kemter ähnlich wie Söll für seine strikte Trennung von der Theologie ein: *Nihil cum fidei morumque doctrina commune habet disciplina ecclesiastica* (119; „Nichts hat das Kirchenrecht mit Glaubenslehre und Moraltheologie gemein.") Mit dieser aufgeklärten Haltung stieß er, wenn die überschwängliche *Approbatio iuridica* („Juristische Approbation") durch Paul Josef von Riegger (s.o.) repräsentativ ist, bei seinen Freunden in der Taxiana auf große Zustimmung (vgl. Maass 1969, 82).

Graser, *De presbyterio*: Entstehungsgeschichte

Einer kanonistischen Spezialfrage widmete sich Giovanni Battista Graser (vgl. hier S. 821), eines der wichtigsten Mitglieder der Agiati, in seiner Schrift *De presbyterio et in eo sedendi iure disputatio* („Erörterung über den Altarraum und das Recht, in ihm zu sitzen"; Trient 1779). Das Werk ist u.a. deshalb von Interesse, weil sich an seiner Entstehungsgeschichte ablesen lässt, inwieweit dem Lat. als Juristensprache gegen Ende der vorliegenden Epoche nach wie vor Nutz- und Prestigewert zukamen. Den Anlass zur Abfassung gab, wie eine einleitende Bemerkung (XII–XIV) erklärt, ein Ereignis aus dem Jahr 1750, als der Trientner Koadjutor bei einer Visitation entdeckte, dass sich im eigentlich dem Klerus vorbehaltenen Altarraum der Roveretaner Pfarrkirche San Marco regelmäßig ein frommer Laienverein (*sodalitas*)

traf. In der Folge wurde das dem Verein untersagt, doch räumte dieser den Altarraum nicht kampflos. Graser bezog im hieraus resultierenden Streit Stellung für Bischof und Klerus und verfasste eine italienische Schrift mit dem Titel *Risposta alla scrittura de' cosi detti confratelli*, die 1752 in Mantua erschien. Volle 27 Jahre später brachte er dann eine etwas gekürzte lat. Fassung heraus, *ut pluribus usui esse possit* (XIV; „damit mehr Leute daraus Nutzen ziehen können"). Diese Begründung leuchtet zwar insofern ein, als Graser mittlerweile in Innsbruck lebte und wirkte, doch war noch ein zweites Moment im Spiel. Er widmete das Werk nämlich seinem Freund und Förderer Giuseppe Garampi (III–VI), von dem er sich im Gegenzug Unterstützung bei seinen Bemühungen um eine staatliche Pension erwartete (Luzzi 2004a, 58–59). Der aus Rimini stammende Garampi hätte natürlich ausgezeichnet Italienisch verstanden, doch eine lat. Publikation stellte offenbar ein wertvolleres Geschenk dar.

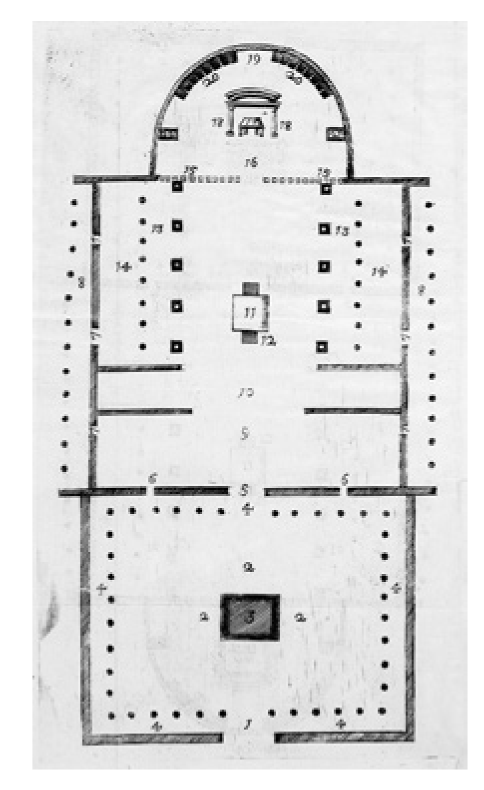


Abb. 144: Grundriss eines Kirchenschiffs in Giovanni Battista Grasers *De presbyterio et in eo sedendi iure disputatio*, Trient 1779.

Wie Graser eingangs (XIII–XIV) erklärt, plädierte die *sodalitas* für ihr Recht, im Altarraum zu sitzen, v.a. mit zwei Argumenten: Erstens lasse sich dieser nicht streng vom restlichen Kirchenraum abgrenzen, zweitens hätten sie sich ein Gewohnheitsrecht auf den Aufenthalt dort erworben. Dementsprechend gliedert sich die Schrift in zwei Kapitel, welche der Widerlegung dieser beiden Argumente gewidmet sind. Im ersten (15–48) grenzt Graser den Altarraum räumlich und terminologisch vom Rest des Kirchenschiffs ab, wobei er versucht, seine Auffassung mit der z.T. stark divergierenden Terminologie der Kirchenväter und der kanonistischen Rechtsquellen in Einklang zu bringen. Im Anhang (133–[135]) illustriert er seine diesbezüglichen Ausführungen sogar durch einen Plan samt Legende (vgl. Abb. 144). Im zweiten Kapitel (49–132) tritt er für den ausschließlichen Rechtsanspruch der Priesterschaft auf den Altarraum ein, der aus verschiedenen Gründen nicht durch Gewohnheitsrecht derogiert werden könne. So seien etwa Laien grundsätzlich nicht fähig,

sich ein Recht auf Aufenthalt im Altarraum zu erwerben, für die Derogation des Kirchenrechts gälten strengere Regeln als für die des weltlichen Rechts und es fehle an der nötigen Rechtsüberzeugung der involvierten Personen.

Balista, *Balistationes*

Abgesehen von Universitätsprofessoren, Mönchen und Akademiemitgliedern scheinen sich v.a. Juristen aus dem Süden des Landes gerne kanonistischer Themen angenommen zu haben. Als erster ist in diesem Zusammenhang Quintilio Balista aus Brentonico zu nennen. Er studierte in Bologna Rechte und Theologie, wirkte in der Folge in seiner Heimat als Synodalexaminator, Inquisitor und Erzpriester und starb dort 1703 (Tovazzi, Nr. 340, 752; Gasser 1, 52). 1693 erschien von ihm in Rovereto ein zwei Bände und insgesamt über 1000 Seiten umfassendes Werk mit dem sprachspielerischen Titel *Balistationes in quaestiones de officiis* („Balistereien/Zielschießen auf Fragen über die Stundengebete/Pflichten"; Rovereto 1693). Es handelt sich dabei um eine Sammlung von Problemen aus dem Kirchenrecht, die häufig, aber nicht immer mit einem konkreten Fallbeispiel eingeleitet werden. Entsprechend der Zweideutigkeit des Titels stehen am Anfang Fragen zum Thema Stundengebet, danach werden solche zu den unterschiedlichsten Pflichten und Pflichtverletzungen diskutiert: Zur Sprache kommen etwa Themen wie Rufschädigung, Enterbung oder Ehebruch. Dabei fasst Balista die Fragestellung jeweils sehr weit. So werden z.B., wenn es um die Absolution geht (Bd. 2, 63–103), parallel zu normalen Schuldverhältnissen auch Aufschub, ungerechtfertigter Leistungsverzug und Unmöglichkeit der Leistung diskutiert sowie, ähnlich wie im Strafrecht, Absicht, Wiederholung und Entschuldigungsgründe berücksichtigt.

Begnudelli, *Bibliotheca*

Ein Werk ganz anderer Art verfasste Francesco Antonio Begnudelli-Basso (1645–1713). Begnudelli versah nach Abschluss seiner Studien zunächst seit 1675 das Amt eines Generalvikars in Trient. Seit 1679 war er auch Domherr in Freising, wo er 1696 Generalvikar des Bischofs wurde (Tovazzi, Nr. 135; Schulte 1880, 148). Seine vier dicke Bände umfassende *Bibliotheca iuris canonico-civilis practica* („Praktische Bibliothek des kirchlichen und zivilen Rechts") erschien erst kurz vor seinem Tod 1712 in Freising, basiert aber, wie Begnudelli selbst im Vorwort erklärt, auf Notizen, die er während seiner Jahre in Trient zusammengetragen hatte (Bd.1, 1):

> *Cum forensium aut iudicialium causarum munerumque publicorum exercitationem, si non impossibilem, certe difficillimam quilibet experiri debeat sine praevia doctorum, cum theologorum tum materias iuris canonici ac civilis tractantium, notitia, ideo, ut facilius bono publico inservire possem, quamprimum me ad munera publica vocatum aut vocandum comperi, protinus pro viribus insudare coepi, ut ex praedictis doctoribus mixtum aliquod repertorium pro commoditate mea mihi formarem.*

> Weil jeder die Behandlung von Gerichtsfällen und das Bekleiden öffentlicher Ämter ohne vorhergehende Kenntnis der gelehrten Autoritäten, sowohl der Theologen als auch derer, welche die Gegenstände des Kirchen- und des Zivilrechts behandeln, wenn schon nicht unmöglich, so doch äußerst schwierig finden muss, habe ich, sobald ich erfuhr, ich sei zu öffentlichen Ämtern berufen worden bzw. werde dazu berufen werden, um dem öffentlichen Wohl leichter dienen zu können, damit begonnen, mich nach Kräften zu bemühen, mir zu meiner Bequemlichkeit ein aus den obgenannten Autoritäten zusammengestelltes Nachschlagewerk zu schaffen.

Charakteristik

Die *Bibliotheca* enthält in alphabetisch geordneten Einträgen das gesamte rechtliche Wissen ihrer Zeit und ist dabei nicht nur umfassend, sondern auch detailverliebt. Begnudelli spürt auch entlegenen Rechtsquellen nach, zitiert ausführlich die relevante Sekundärliteratur, fügt bisweilen Musterbriefe, -edikte und -formulare bei und bietet gelegentlich so nützliche Hilfsmittel wie Fragebögen (beispielsweise einen für die Befragung vor der Ehe). Seine Leser dankten es ihm: Die *Bibliotheca* wurde zweimal nachgedruckt (Genf 1747; Modena/Venedig 1758) und galt v.a. im Bereich des Kirchenrechts bis ins späte 19. Jh. als eines der besten Nachschlagewerke überhaupt (CE 2, 389).

Leopoldo Pilati, *Origines*

Ein Opus, das aus den üblichen Lehrbüchern zum *ius canonicum* durch seinen Aufbau und seine Darstellungsweise heraussticht, sind die *Origines iuris pontificii* („Ursprünge des päpstlichen Rechts"; Trient 1739) von Leopoldo Pilati. Der Autor wurde zwar 1705 in Wien geboren, seine Familie stammte jedoch aus Tassullo bei Cles. Nach dem Studium der Rechte und der Theologie wurde er zum Domherrn von Trient ernannt. 1745 wählte man ihn zum Säkularabt von Györ, 1748 folgte die Ernennung zum Domdekan in Trient. Pilati starb 1755 in Trient (Schulte 1880, 127–128; Gasser 2, 73). Die *Origines* gliedern sich in fünf Bücher, die ihrerseits in *tituli* („Titel") unterteilt sind.

> Das erste Buch, *De personis ecclesiae* („Über die Personen der Kirche"), behandelt in 24 Titeln das kirchliche Personenrecht. Das zweite, *De sacramentis novae legis* („Über die Sakramente des NT"), das in 18 Titel gegliedert ist, befasst sich v.a. mit dem Eherecht (Titel 10–18). Im dritten Buch, *De rebus ecclesiasticis* („Über kirchliche Angelegenheiten"), werden in 15 Titeln hauptsächlich die Liturgie, das Kirchengüterrecht und einige Privilegien abgehandelt. Nicht nur um das Benefizialwesen geht es im 20 Titel umfassenden vierten Buch, *De beneficiis ecclesiasticis* („Über die kirchlichen Lehen"): In den Titeln 5–8 werden das Devolutionsrecht, die *reservationes* („Recht der Ämterbesetzung") und die für das deutsche Reich relevanten Konkordate sowie die Kanzleiregeln und ihre wechselvolle Geschichte behandelt, während sich die Titel 10–12 dem Patronatsrecht, dem Recht der „Ersten Bitten" (*primae preces*) und dem päpstlichen Provisionsrecht widmen. Das fünfte

Buch, *De iurisdictione ecclesiae* („Über die Gerichtsbarkeit der Kirche"), behandelt in 14 Titeln kirchliche Gerichtsbarkeit, Recht und Geschichte der Konzilien und kirchliches Prozessrecht. Es unterscheidet sich von den anderen Büchern durch die vergleichsweise Seltenheit historischer Exkurse.

Titel, Stil

Den Titel *Origines* begründet Pilati in einem einleitenden Brief an die Jugend wie folgt: Er habe den Gegenstand von seinen Ursprüngen an behandeln wollen, und sein – immerhin fast 700 Seiten starkes! – Werk sei weder ausführlich genug, um *Institutiones* („Unterweisung") genannt zu werden, noch so allumfassend, dass es die Bezeichnung *Digesta* („Systematische Sammlung") verdiente. Was den Stil betrifft, so erklärt er: *Stylum deligere debui brevem*, *clarum*, *facilem*, *aptissimum ad ecclesiasticas res tractandas* […]. (1; „Ich musste einen knappen, klaren, leichten Stil wählen, der zur Behandlung kirchlicher Angelegenheiten am geeignetsten ist […].") Tatsächlich lesen sich die *Origines* für ein juristisches Lehrbuch äußerst angenehm.

Molari, *Universum ius canonicum*

Als letzter Trientner Kanonist sei mit einem weiteren Lehrbuch Stefano Molari (1700–1777) genannt. Molaris Lebenslauf ähnelt demjenigen Begnudellis: Auch er studierte Theologie und Rechte (in Bologna, wo er auch Lektor war), fungierte später als Generalvikar des Trientner Bischofs, wurde nach 1751 Domherr in Freising und wirkte dort als bischöflicher Generalvikar und Berater (Tovazzi, Nr. 331; Ambrosi 1894, 118–119). Sein nach den Dekretalen geordnetes *Universum ius canonicum* („Gesamtes Kirchenrecht"; Trient 1747) richtet sich an eine studentische Leserschaft und ist ganz darauf angelegt, dieser den Stoff in knapper, leicht fasslicher Form zu vermitteln. Die Sätze sind kurz, die zitierte Sekundärliteratur beschränkt sich auf das Nötigste, und umstrittene Fragen werden zwar beantwortet, aber nicht ausführlich diskutiert. Damit entsprach das Werk offenbar einem verbreiteten Bedürfnis: Es wurde in Trient innerhalb von nur zehn Jahren dreimal neu aufgelegt. Vielleicht hierdurch ermutigt stellte ihm Molari wenig später mit dem *Universum ius Iustinianeum* („Gesamtes justinianisches Recht"; Trient 1751) ein Pendant zum weltlichen Recht zur Seite.

!

Von der Vertreibung der Jesuiten bis zur Revolution 1848

Florian Schaffenrath

Epochenbild

Epochengrenzen

Im Jahr 1773 ordnete Papst Clemens XIV. (1705–1774) die Aufhebung der Gesellschaft Jesu an, was mit Ausnahme von Russland, wo der Orden auf Wunsch von Zarin Katharina der Großen nach wie vor für die Bildungseinrichtungen des Landes zuständig blieb, weltweit zu tiefgreifenden Veränderungen führte.[1] Auch in Tirol verkündete am 30. September und am 1. Oktober 1773 Weihbischof Graf Romed Maria von Sarnthein in Hall und Innsbruck die Auflösung der Jesuitenkollegien und der ihnen angeschlossenen Einrichtungen (Gelmi 2001, 223). Erst 1830 wurden die Jesuiten zurückgerufen und mit einigen ihrer alten Aufgaben betraut – sodass die Geschicke dieses Ordens, der in den vorangehenden Epochen für die lat. Literatur von so zentraler Bedeutung war, auch mit den Grenzen dieser Epoche eng verbunden sind. Denn die reaktionäre Politik des Vormärz, für die in religiösen und gesellschaftlichen Fragen auch die Wiedereinführung der Jesuiten steht, führte schließlich zur Revolution des Jahres 1848.

österreichische Geschichte

Was die allgemeine österreichische Geschichte betrifft, stehen am Beginn dieser Epoche die theresianischen bzw. josephinischen Reformen, die man mit dem Schlagwort „aufgeklärter Absolutismus" zu charakterisieren pflegt und die in Tirol auf erheblichen Widerstand stießen. Nach 1792 gaben die Kaiser Franz II. (später Franz I. als Kaiser von Österreich) und Ferdinand dieser Entwicklung eine andere Richtung. Im Herzen des Habsburgerreiches setzte der Staatskanzler Fürst Metternich eine Politik durch, die jedoch letztlich gerade die revolutionären Ereignisse in Wien, Prag und Budapest verursachte. Auf Tirol hatten diese allerdings kaum Auswirkungen: Der Westen schien so friedlich, dass sich Kaiser Ferdinand mit seiner Familie im Mai 1848 sogar in die Innsbrucker Hofburg flüchtete.

Tiroler Geschichte

In Tirol ist die zweite Hälfte des 18. Jhs. von der Entwicklung von einer eigenständigen Provinz zum Teil eines Zentralstaates geprägt. Innsbruck wurde mit „Repräsentation" und „Kammer" (seit 1763 „Gubernium") zur Zentralstelle für alle vorder- und oberösterreichischen Belange. Präsident des Guberniums war der Gouverneur, neben dem der Landeshauptmann als oberster Vertreter der ständischen Selbstverwaltung stand. 1774 vereinigte Graf Johann Gottfried von Heister

1 Vgl. zu den folgenden Ausführungen v.a. Hirn 1909, Engelbrecht 1982–1988, Mühlberger 1998, Gelmi 2001, Bellabarba/Olmi 2002.

beide Ämter in seiner Person und nutzte diese Alleinstellung zur Ausschaltung von Sonderrechten.

Allgemeiner Landtag

Inspiriert von den Ereignissen der Französischen Revolution forderten die Tiroler 1789 die Einberufung eines Allgemeinen Landtages. Gouverneur Wenzel Graf Sauer bat den Kaiser, die drückendsten josephinischen Reformmaßnahmen zurückzunehmen. Kaiser Leopold II. gestattete daraufhin die Abhaltung dieses Landtages 1790. Die für die lat. Literatur in Tirol wichtigsten Ergebnisse dieser Sitzung waren die Schließung des für die zentrale Priesterausbildung vorgesehenen Innsbrucker Generalseminars und die Wiedereröffnung der dortigen Universität, die 1782 in ein Lyzeum umgewandelt worden war (s.u.).

geistliche Fürstentümer

Einen gewaltigen Einschnitt in das über Jahrhunderte gewachsene Machtgefüge Tirols bedeutete die reichsweite Aufhebung der geistlichen Fürstentümer nach dem Reichsdeputationshauptschluss des Jahres 1803, die sich freilich schon länger abgezeichnet hatte: In Trient hatte Bischof Pietro Vigilio Thun (reg. 1776–1800) bereits 1777 einen Vertrag mit Maria Theresia geschlossen und sein Territorium der Tiroler Zollhoheit unterstellt. Österreichische Verordnungen galten auch in Trient. In Brixen erließen die Bischöfe Leopold Graf von Spaur (reg. 1747–1778; vgl. Farbtafel 18) und Joseph Graf von Spaur (reg. 1779–1791) Bestimmungen ganz im Sinne Josephs II. und konnten so noch eine gewisse Eigenständigkeit wahren. Dies änderte sich nach den Ereignissen der ersten beiden Koalitionskriege:

Erster Koalitionskrieg

Im Rahmen des Ersten Koalitionskrieges wurde Tirol im Süden von französischen Einheiten bedroht. 1796 bezog reguläres österreichisches Militär gegen sie Stellung und wurde dabei durch Tiroler Schützenkompanien unterstützt, für die neben der Verteidigung der Heimat auch religiöse Aspekte eine Rolle spielten: In scharfem Gegensatz zur das Christentum ablehnenden Haltung der Französischen Revolution steht in Tirol das feierliche Herz-Jesu-Gelöbnis am 3. Juni 1796. In zwei Wellen rückten die Franzosen im September 1796 und im März 1797 bis Brixen vor. Nach der Generalmobilmachung kam es im April zu den berühmt gewordenen Kämpfen in Spinges. Schließlich zogen die französischen Truppen, die an einem anderen Kriegsschauplatz gebraucht wurden, durch das Pustertal ab. Obwohl Tirol nur wenige Wochen vom Ersten Koalitionskrieg betroffen war, ist doch ein erstaunlicher literarischer Niederschlag zu verzeichnen.

Zweiter Koalitionskrieg

Militärisch gesehen ist der Zweite Koalitionskrieg für Tirol von noch geringerer Bedeutung: Im März 1799 drangen französische Truppen in den Vinschgau ein und besetzten Nauders und Glurns. Im Juli fielen Vorarlberg und das Außerfern. Nach dem Friedensschluss von Lunéville im Februar 1801 wurden diese Gebiete wieder geräumt. Umso wichtiger ist aber ein Ergebnis dieses Krieges, nämlich der bereits erwähnte Reichsdeputationshauptschluss, der die vollständige Säkularisie-

rung der geistlichen Fürstentümer Brixen und Trient mit sich brachte – ein Trauma, das sich in unzähligen Texten ausdrückt.

Anschluss an Bayern

1805 verlor Österreich erneut einen Krieg gegen Napoleon. Am 26. Dezember wurde der Friede von Pressburg geschlossen, demgemäß Tirol und Vorarlberg von nun an dem Königreich Bayern angehören sollten. Nach der Errichtung von „Südbayern" war es das erklärte Ziel des bayerischen Ministerpräsidenten Maximilian von Montgelas, Tirol zu einem modernen Staat zu machen, d.h. strenger Zentralismus in den Behörden, Aufhebung der landesständischen Verfassung, neue Einteilung des Landes in einen Inn-, Eisack- und Etschkreis. Sämtliche Klöster in Tirol wurden aufgelöst – ein schwerer Schlag auch für die lat. Produktion im Land.

1809

Offener Widerstand gegen die bayerische Herrschaft regte sich in Tirol nach der Anordnung einer allgemeinen Konskription im Jahr 1809. Bäuerlichen Aufgeboten unter der Führung des Sandwirtes Andreas Hofer aus St. Leonhard im Passeiertal, der später zum Volkshelden Tirols werden sollte, gelang es, zeitweise im Namen des Kaisers die Regierung zu übernehmen. Dieser aber bestätigte im Oktober 1809 im Frieden von Schönbrunn abermals seinen Verzicht auf Tirol, wo nun starke bayerische und französische Truppenkontingente einmarschierten und die Herrschaft Hofers beseitigten.

neue Landesteilung

Für die Tiroler Literatur nicht unbedeutend ist die von Napoleon verordnete Neuaufteilung des Landes: Das Gebiet nördlich von Gargazon im Burggrafenamt und Klausen im Eisacktal kam wieder zu Bayern, während die südlichen Gebiete dem Königreich Italien zugeschlagen wurden. In Innsbruck residierte Kronprinz Ludwig als Generalgouverneur und Militärkommandant des Inn- und Salzachkreises. Das Hochpustertal und Osttirol sollten zu den „Illyrischen Provinzen" und somit direkt zum Kaiserreich Frankreich gehören. Im Süden des Landes begünstigte diese Teilung die voranschreitende Italianisierung in hohem Maße – Italienisch wurde offiziell Amtssprache.

Rückkehr zu Österreich

Nach dem Fall der militärischen Macht Frankreichs drang österreichisches Militär 1813 durch das Pustertal nach Tirol vor. Bereits im Oktober stand der Süden des Landes wieder unter österreichischer Kontrolle. Bayern hatte sich inzwischen in die Reihe der Gegner Napoleons gestellt, und so konnte nach langen Verhandlungen Kaiser Franz am 26. Juni 1814 schließlich auch vom bayerischen Teil Tirols wieder Besitz ergreifen. Der Jubel der Bevölkerung wurde auch in lat. Sprache formuliert.

Reformen

Die Hoffnungen der Tiroler, wieder zu alten Verhältnissen zurückzukehren, wurden im März 1816 durch die neue „Tiroler Landesverfassung" enttäuscht. Die zentralistischen Tendenzen wurden eher noch verstärkt: Die Ämter von Landeshauptmann und Gouverneur wurden nun endgültig zusammengelegt, an die Stelle der alten Wehrordnung trat die allgemeine Konskription, die unter bayerischer Herrschaft den Aufstand der Bevölkerung ausgelöst hatte. Daher war auch der Um-

gang mit dem Gedenken an die Ereignisse des Jahres 1809 zunächst sehr vorsichtig: Andreas Hofers in Mantua ruhende Gebeine wurden in einer illegalen Aktion 1823 exhumiert und nach Innsbruck überführt. Wien warnte vergeblich vor der endgültigen Beisetzung in der Hofkirche. 1838 ließ der Kaiser aber dann doch ein Denkmal für Hofer errichten (vgl. Abb. 145).

politische Lager

Die erste Hälfte des 19. Jhs. wurde als eine Epoche der Vorbereitung auf die großen Umwälzungen beschrieben, zu denen es in seiner zweiten Hälfte kommen sollte. Dies trifft in besonderem Maße auch auf die Politik zu. Während Parteien in Österreich erst nach 1848 offiziell zugelassen waren, entwickelten sie sich *de facto* schon in den Jahrzehnten zuvor. In Tirol hing Landeshauptmann Joseph von Giovanelli (1784–1848) der konservativ-klerikalen Richtung an und unterhielt Kontakte zu deutschen Romantikern sowie zu Vertretern des politischen Katholizismus, z.B. zu Joseph und Guido Görres, die ihn oft in Bozen besuchten. Die Liberalen hingegen scharten sich um den Bozner Rechtsanwalt Joseph Streiter, der auch als Dichter hervortrat, und standen in Verbindung mit freiheitlich-nationalen Strömungen in Deutschland. Beide Lager verliehen ihren Ideen poetischen Ausdruck und umgingen österreichische Verbote durch publizistische Tätigkeit v.a. in süddeutschen Zeitungen. Besonderen Zündstoff lieferte ihnen neben der Rückberufung der Jesuiten v.a. die Vertreibung der Protestanten aus dem Zillertal.

Vertreibung der Protestanten

Trotz der massiven Bemühungen der Gegenreformation hatte sich im Zillertal die protestantische Konfession im Untergrund gehalten. 1832 baten die Anhänger Luthers darum, eine eigene Kultusgemeinde gründen zu dürfen, wogegen sich konservativ-klerikale Kräfte entschieden aussprachen. Der Kaiser riet ihnen zur Auswanderung in Orte, in denen es bereits protestantische Gemeinden gebe, oder zur Konversion – beides wurde abgelehnt. Der Tiroler Landtag betrieb daraufhin ihre Ausweisung: 1837 mussten über 400 Zillertaler das Land verlassen.

Klosteraufhebungen

Nicht nur die Jesuiten konnten zwischen 1773 und 1830 nicht in Tirol wirken, auch andere Orden hatten unter Joseph II. (vgl. Abb. 146) mit schweren Repressionen zu kämpfen. Neben hunderten Kirchen und Kapellen, die entsprechend der josephinischen Pfarrregulierung geschlossen werden mussten, gingen allein in Tirol zwei Dutzend Niederlassungen von Bettel- und beschaulichen Orden endgültig unter. Ihr Vermögen floss in den neuen Religionsfonds, viele Kunstschätze gingen verloren. Lauten (auch lat. geäußerten) Unmut der Bevölkerung erregte besonders die Aufhebung von Wallfahrtskirchen und des Wetterläutens sowie der Herz-Jesu-Verehrung. Am lukrativsten für den Religionsfonds erwies sich die Aufhebung des Königlichen Haller Damenstiftes.

Klosterreformen

Die großen Tiroler Stifte der Zisterzienser in Stams, der Prämonstratenser in Wilten, der Benediktiner in Fiecht und der Augustiner-Chorherren in Neustift wurden zwar nicht aufgelöst, jedoch mit einem Kommendatarabt versehen, einer



Abb. 145: Grabmal Andreas Hofers in der Innsbrucker Hofkirche.

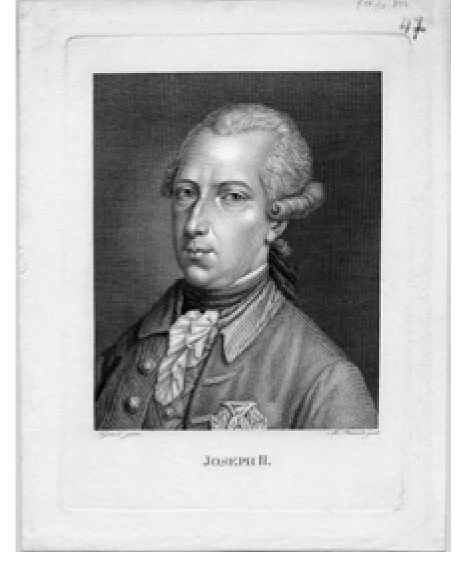


Abb. 146: Porträt Kaiser Josephs II.

klosterfremden Person, die v.a. für wirtschaftliche Angelegenheiten zuständig war und Überschüsse an den Religionsfonds abzuliefern hatte.

Archive und Bibliotheken

Eine der einschneidendsten Klosteraufhebungen betraf die Kartause im Schnalstal. Zumindest die wertvolle Handschriftensammlung des Klosters konnte bewahrt werden und bildet heute einen wesentlichen Teil der Handschriftensammlung der ULBT. In ähnlicher Weise finden sich die Bücher und Archivalien des Königlichen Haller Damenstiftes und des Klosters Sonnenburg heute im TLA. Dies kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein Großteil der Bücher der aufgehobenen Klöster verloren ging bzw. verkauft wurde, z.B. an den begeisterten Büchersammler und Pfarrer von Lengmoos Johann Parschalk (1779–1857).

Fortsetzung unter Bayern

Diese restriktive Klosterpolitik wurde, wie bereits erwähnt, in der Zeit der bayerischen Herrschaft noch verschärft. Am 16. September 1807 wurden alle noch verbleibenden Klöster aufgehoben: Fiecht, Gries, Marienberg, St. Michael an der Etsch, Stams, Wilten, Neustift. Zahlreiche Kunstgegenstände und nicht zuletzt die Bibliotheken der genannten Stifte und Klöster wurden nach Innsbruck und München verbracht. In vielen Fällen kam es auch bei den Klöstern, die 1816 wiedererrichtet wurden, zu keiner Rückgabe.

Schulwesen

Für die lat. Literatur Tirols hatten die Stifte und Klöster nicht nur durch ihre Bibliotheken und Archive große Bedeutung, sondern auch durch die von ihnen un-

terhaltenen Schulen. Lat. wurde an den Gymnasien gelehrt: Zu Beginn der Epoche gab es in Tirol Gymnasien in Rovereto, Trient, Bozen, Meran, Brixen, Innsbruck und Hall – die meisten von Orden geführt. 1774 erließ Maria Theresia die Allgemeine Schulordnung, die die Kinder vom sechsten bis zum zwölften Lebensjahr zum Schulbesuch verpflichtete. Zu diesem Zweck wurden sogenannte Trivialschulen in Dörfern und kleineren Städten eingerichtet, deren Lehrer in Normalschulen (für Tirol in Innsbruck und Rovereto) ausgebildet wurden. Dies ist jedoch nicht als Verdrängung der Kirche aus dem Bildungssystem zu sehen: Viele dieser neuen Schulen wurden von der Kirche mitfinanziert.

Schulwesen nach 1815

Nach den Kriegsjahren war erst wieder ab 1815 an eine Konsolidierung des Schulbetriebes zu denken. Volksschulen und Gymnasien kamen nunmehr ganz unter die Kontrolle der Kirche. Besonders die wiedererrichteten Klöster und Stifte kümmerten sich um den Wiederaufbau des Gymnasialwesens. Noch 1870 gab es in Tirol nur ein einziges staatliches Gymnasium in Innsbruck.

Hochschulen

Auch die höheren Bildungseinrichtungen des Landes waren von den josephinischen Reformen stark betroffen: Die Universität Innsbruck wurde 1782 aufgehoben (nur mehr Wien und Prag verfügten über *almae matres*) und in ein Lyzeum umgewandelt. Der Unterschied zu einer Universität bestand auch darin, dass die Studenten in einem Lyzeum, die in erster Linie zu guten Beamten ausgebildet werden sollten, keinen Doktorgrad erwerben konnten. Lat. als Unterrichtssprache wurde außer in der Theologie durch Deutsch ersetzt, was einen massiven Rückgang in Lat. verfassten wissenschaftlichen Schrifttums zur Folge hatte.

Wiedererrichtung, neuerliche Aufhebung

Nach dem Allgemeinen Landtag 1790 wurde die Universität wiedererrichtet. Bereits 20 Jahre später wurde sie jedoch unter bayerischer Herrschaft 1810 erneut aufgelöst und in ein philosophisch-theologisches Lyzeum umgewandelt, woran auch die Rückkehr zu Österreich zunächst nicht viel änderte: 1816 wurde dem Lyzeum ein juridisches und ein niederes medizinisch-chirurgisches Studium zuerkannt, während die Theologie in den Bischofsstädten des Landes blieb. 1826 erhob Kaiser Franz die Anstalt wieder zur Universität, die jedoch erst 1857 durch die Theologie und 1869 durch die Medizin komplettiert wurde.

Generalseminar

Neben Universität bzw. Lyzeum gab es als höchste josephinische Bildungseinrichtung des Landes kurzfristig das Generalseminar, das der Priesterausbildung diente und in Innsbruck angesiedelt war, um den Einfluss der Bischöfe von Brixen und Trient zu schmälern. Der erklärte Freimaurer Giovanni Battista Albertini wurde 1783 zum Rektor ernannt. Das Seminar war in den Räumlichkeiten des aufgehobenen Innsbrucker Franziskanerklosters angesiedelt. In Trient ignorierte man dieses Generalseminar, und das eigene Priesterseminar zog in das aufgelassene Jesuitenkolleg um. Nach der Abschaffung des Generalseminars 1790 konnten Priesteramtskandidaten wieder offiziell an so verschiedenen Einrichtungen stu-

dieren wie z.B. dem Seminar in Brixen oder der privaten Einrichtung des produktiven Lateiners Georg Lechleitner in Serfaus. 1800 wurde in Meran ein Priesterseminar für die Diözese Chur errichtet. Alle diese Einrichtungen wurden von den Bayern 1807 wieder aufgelöst, um zum zentralen System in Innsbruck und Trient, wo der zuvor in Innsbruck entlassene Albertini Regens wurde, zurückzukehren. Nach dem Ende der Bayernherrschaft setzte sich dann wieder der alte Ausbildungsföderalismus durch.



Abb. 147: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum.

Akademien und Logen

Wie schon in der vorangehenden blühten auch in dieser Epoche im akademischen Bereich die Akademien und ähnliche Einrichtungen: Die Academia Taxiana war eingeschlafen, aber in Rovereto florierte die 1750 gegründete Accademia degli Agiati unter Clementino Vannetti weiterhin. Nach dessen Tod 1795 erhielt sie 1811 mit Antonio Rosmini wieder einen engagierten *spiritus rector*. 1793 wurde in Innsbruck der „Jakobinerklub" gegründet, dessen Mitglieder sich für die Ideale der Französischen Revolution und für eine republikanische Verfassung im Habsburgerreich einsetzten. Zu ähnlichen Gründungen kam es auch in Rovereto und Trient. Auch die Freimaurerei erlebte in Tirol unter Joseph II. und seinem Nachfolger großen Zustrom (Logen in Innsbruck, Bozen, Brixen), ehe das Logenwesen unter Kaiser Franz II. 1794 verboten wurde.

Ferdinandeum

Zu den Schulen, Hochschulen und Akademien gesellten sich zu Beginn des 19. Jhs. noch andere für den literarischen Betrieb des Landes wichtige Institutionen: Auf Anregung von Erzherzog Johann (1782–1859) wurde der „Verein zur Förderung der Landeskunde und Geschichte durch Aufbewahrung und wissenschaftliche Reihung der Seltenheiten der Natur und Kunst des Landes, auf einheimischem Boden erzeugt" gegründet, der 1823 das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (vgl. Abb. 147) – benannt nach dem Protektorat des nachmaligen Kaisers Ferdinand – ins Leben rief. Eine führende Rolle spielte dabei Andreas Freiherr di Pauli (1761–1839), der der Bibliothek des Museums nach seinem Tod seine berühmte Tirolensien-Sammlung vermachte, die heute als „Sammlung Dipauliana" noch immer ihr Prunkstück darstellt und auch eine große Zahl an lat. Texten beinhaltet.

bildende Kunst

Die Kunst der Epoche um 1800 ist in Tirol nicht gerade üppig mit herausragenden Arbeiten gesegnet. In der Architektur wirkte der Klassizismus lange nach, z.B. im Neubau des Tiroler Landestheaters, den Giuseppe Segusini aus Belluno in



Abb. 148: Festungskapelle in Franzensfeste von Gedeon von Radó.

den 40er-Jahren des 19. Jhs. besorgte, oder im Grabdenkmal für die Fürstbischöfe Leopold und Ignaz von Spaur im Brixner Dom. Es wurde sogar daran gedacht, Andreas Hofer auf seinem Grabmal in der Innsbrucker Hofkirche in antikem Gewand darzustellen – ein Vorschlag, gegen den sich der Kaiser persönlich aussprach (Neuwirth 2007, 212). Gegen Ende der Epoche kündigte sich bereits der Historismus an, etwa in der Festungskapelle in Franzensfeste von Gedeon von Radó (vgl. Abb. 148). In der Malerei ist besonders in den Landsturmbildern nach 1809 die Tendenz auffallend, die Natur möglichst detailgetreu und realistisch wiederzugeben, so etwa auf dem Bild *Die Ladritscher Brücke* von Franz Schweighofer aus dem Jahr 1817.

deutsche Literatur

In der deutschen Literatur, die in Tirol Ende des 18. Jhs. verfasst wurde, zeigen sich einerseits klar aufklärerische Tendenzen. So prangerte etwa der Servitenpater Karl von Güntherode (1740–1795) in Dialogen und Dramen Missstände in der Kirche an und wurde daraufhin versetzt und schließlich des Landes verwiesen. Andererseits wurde auch sehr beherzt gegen die Aufklärung angeschrieben: In dem Drama *Der Bücherbrand zu Ephesus* (München 1766) des Innsbrucker Jesuiten Joseph Pemble etwa tritt der Teufel als Verleger der bayerischen Akademieschriften auf, die als herausragendes Medium aufklärerischer Gedanken galten. Als Tiroler Blumauer berühmt wurde Johann Alex Mayr v.a. durch seinen *Apollo*, ein Gedicht in 55 Strophen, das von Apollos Theologiestudium in Innsbruck und seiner Priesterweihe zu erzählen weiß. Im Umfeld der Ereignisse von 1809 entstand eine Vielzahl patriotischer Gedichte (nicht selten im Dialekt); diese patriotische Strömung fand in Joseph Freiherr von Hormayr zu Hortenburg (1781–1848) ihren Höhepunkt, der nach historischen Arbeiten in Tirol als Direktor des Geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives nach Wien berufen wurde, wo er nicht nur als Kulturpolitiker, sondern auch selbst als Autor wirkte.

Zeitungen

Als Medium für die Lyrik dieser Zeit kam allmählich auch das in Tirol sehr spät aufkommende Zeitungswesen in Frage. Zwar wurde schon 1761 die „Innsbruckerische Mondtägliche und Mittwochige Ordinarizeitung“ gegründet, und von 1802

bis 1805 veröffentlichte der eben erwähnte Joseph von Hormayr den „Tiroler Almanach“, aber wirklich großen Einfluss auf die Literatur hatte erst der „Bote für Tirol“, der seit 1813 erschien.

Zusammenfassung

Zusammenfassend kann die Epoche zwischen 1773 und 1848 als eine Zeit des Übergangs charakterisiert werden. Viele Ereignisse früherer Jahrzehnte wirken noch nach, vieles, was in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. zum Durchbruch gelangen wird, kündigt sich bereits an. Die Produktion lat. Texte nimmt im Verlauf der Epoche rapide ab und zieht sich immer mehr auf die Felder zurück, auf denen sie noch in der folgenden Epoche eine wichtige Rolle spielen wird: Wissenschaft und Kirche.

Florian Schaffenrath

Dichtung

Einleitung

Der Beginn dieser Epoche wird durch die Unterdrückung des Jesuitenordens markiert, der seit dem 16. Jh. für die lat. Kultur in Tirol von entscheidender Bedeutung war. Die Ereignisse von 1773 waren auch für die lat. Dichtkunst nicht unerheblich: So mancher poetisch veranlagte Tiroler Jesuit, der in der Fremde gewirkt hatte, kehrte in seine Heimat zurück, so z.B. der Bozner Jakob Anton von Zallinger (1735–1813; vgl. ADB 44, 676–677; Gelmi 2001, 224), der als Lehrer in München und Dillingen tätig gewesen war. Andere Jesuiten wiederum sahen sich gezwungen, Tirol zu verlassen, etwa Johann Baptist Perkhofer (1745–ca. 1800) aus Taufers (Gasser 3, 50; BS 4, 540): Er ging nach Wien, wurde Professor für Philosophie und veröffentlichte 1795 eine lat. Elegie auf Benno I. Pointner, den 57. Abt des berühmten Schottenstiftes.

poetische Produktion in Tirol

Freilich brach in Tirol selbst die poetische Produktion in lat. Sprache nicht ab. Wie schon in früheren Epochen waren es auch nun in erster Linie Geistliche und Lehrer an Schulen, Seminaren und Universitäten, die sich zu verschiedenen Anlässen als Dichter hervortaten. Der Großteil der zu besprechenden Werke ist Gelegenheitsdichtung. In der folgenden Darstellung wird zunächst die hexametrische Kleinepik in Betracht genommen, dann elegische Dichtung, die v.a. zum Personenlob und als Reaktion auf aktuelle politische Ereignisse verfasst wurde. Nach Epigrammen und Lyrik in der Nachfolge des Horaz werden abschließend rhythmische Gedichte und deutsch-lat. Mischformen (sogenanntes Makkaronilatein) untersucht.

Bartolomeo Carlo Gerloni

Unter den Kleinepen ist als erstes ein politisches Gedicht zu nennen: Bartolomeo Carlo Gerloni (1759–1839; vgl. Senico 2000, 181) aus Trient studierte in seiner Heimatstadt und wurde 1782 zum Priester geweiht. Seit 1800 unterrichtete er am bischöflichen Seminar in Trient Philosophie.[1] Hier zu erwähnen ist er nicht wegen der zahlreichen italienischen Sonette aus seiner Feder,[2] sondern wegen eines lat. Gedichtes, das er 1803 in Rovereto drucken ließ: Nach den Ereignissen der ersten beiden Koalitionskriege kam es in diesem Jahr zur Auflösung der geistlichen Fürstentümer, was auch für Tirol große Auswirkungen hatte: Sowohl Brixen

1 Er ist nicht mit dem Trientner Arzt Bartolomeo Gerloni (1736–1806) zu verwechseln.

2 Vom Januar 1812 stammt ein Sonett aus Anlass der Amtseinführung von Alessandro Agucchis als Präfekt des Passeiertales, dem sich ein lat. Epigramm aus vier elegischen Distichen anschließt (Gerloni 1959).

als auch Trient wurden offiziell dem Tiroler Landesfürsten unterstellt. Eine Hofkommission unter der Leitung von Hofrat Johann von Strobl war mit der Vereinheitlichung der Verwaltungsstrukturen betraut (Mühlberger 1998, 496). Vor dem Hintergrund dieses Herrscherwechsels in Trient ist das folgende Gedicht zu sehen.

Auspicante

Es trägt den Titel *Auspicante Caesaris apud Tridentinos imperio carmen* („Trient unter der glücklichen Herrschaft des Kaisers. Ein Gedicht") und umfasst 201 Hexameter. Adressat ist der von Kaiser Franz II. eingesetzte Präsident des Tribunals und Vorsitzende des Kreises Trient (vgl. Mühlberger 1998, 496), Graf Nepomuk von Welsperg, der öfters (V. 2, 71, 120, 147, 166, 201) direkt angesprochen wird.

Nach einer Anrede an den Präsidenten, der geneigt zuhören soll (V. 1–7), bricht in Trient der Tag an, an dem sich alles für die bevorstehenden Feierlichkeiten rüstet, denn die Herrschaft des Kaisers löst die des Bischofs ab (V. 8–36). Die bisherige Tätigkeit des Gouverneurs von Tirol, Graf Ferdinand von Bissingen (1797–1802) wird gelobt (V. 37–57),[3] ebenso die der Hofkommission unter Johann von Strobl (V. 58–70). Dennoch gibt es große Missstände in der Stadt, um deren Lösung der Dichter seinen Bürgermeister anfleht (V. 71–81): Nach den Kriegswirren liegen die Wissenschaften darnieder (V. 82–90). Die Jugend ist verdorben und gibt sich seit Jahren nur mehr ihren Vergnügungen hin (V. 91–105). Dem Recht muss wieder Geltung verschafft werden (V. 106–114), auch die hohe Verschuldung der Bürger ist ein Problem, über das der schöne äußere Schein oft nur hinwegtäuscht (V. 115–135). Der Zinswucher frisst alte Vermögen auf (V. 136–144). Die Muse reißt den Dichter von der Aufzählung der Missstände los und führt ihn zu geplanten Maßnahmen: Eine neue Steuer auf die Erträge der Seidenraupenzucht und des Weinbaus wäre ein schwerer Schlag für die Bürger (V. 145–164). Im Vertrauen auf die neue kaiserliche Autorität (V. 165–178) sollen nun wieder geordnete Zustände in Trient einkehren (V. 179–193). Die neue Herrschaft wird ein Goldenes Zeitalter einleiten (V. 194–201).

Beispiel

Ein Merkmal des Gedichtes ist die ausgefallene Wortwahl, der Hang zu verklausulierten Formulierungen und das Zeichnen drastischer Bilder. Als Beispiel diene die Beschreibung der verdorbenen Jugend, die sich nicht mehr um ihre Studien kümmert (V. 94–99):

3 Ferdinand von Bissingen war es, der am 7. November 1802 nach Trient kam und offiziell im Namen des Kaisers Besitz von der Stadt nahm. Ratifiziert wurde die Säkularisation erst im Februar 1803, vgl. Garbari 2003, 13.

> […] *alii pandunt miracula noctis*
> *Atque impune secant. Stertit resupinus et efflat*
> *Reliquias alter coenae rictuque patenti*
> *Eructant gerras alii sorbilla potantes.*
> *Interea mures corrodunt undique legum*
> *Codicem et huic pulvis ter quinquennalis adhaeret.*

> Andere offenbaren die Geheimnisse der Nacht und segeln doch ungestraft nach Hause. Ein anderer liegt nach hinten gestreckt da, schnarcht und speit die Reste seines Essens aus, andere rülpsen aus ihrem weit offenen Rachen, während sie gleichzeitig Brühe schlürfen. In der Zwischenzeit nagen Mäuse überall am Rechtskodex, den schon der Staub von 15 Jahren bedeckt.

Carmen

Aus Anlass der Ernennung von Franz Xaver Luschin zum Trientner Fürstbischof im Jahr 1823 erschien eine Sammlung von Huldigungstexten unter dem Titel *De Francisco Xaverio Luschinio principe pontificatum apud Tridentum capessente* („Über Franz Xaver Luschin, der Fürstbischof von Trient wurde"; Trient 1824). Unter den wenigen lat. Beiträgen – die meisten Beiträge sind in Italienisch – ragt Gerlonis schlicht mit *Carmen* („Gedicht"; 59–63) betiteltes Werk heraus.

> Am Beginn des 143 Hexameter umfassenden Gedichtes ruft der Dichter die Muse um Hilfe an (V. 1–10), damit er nach einer langen dichterischen Schaffenspause wieder mit Erfolg zur Lyra greife (V. 11–19). Kaiser und Papst lehnt er als zu große Themen ab, vielmehr soll es um den neuen Bischof gehen (V. 20–36), der Gefallen an intellektuellen Werken findet (V. 37–47). Der neue Bischof hat auch politische Aufgaben für den Kaiser und für Tirol zu übernehmen (V. 48–55). Dem Kaiser hat Gott selbst in einer Rede geraten, Francesco als Bischof einzusetzen (V. 56–69), und so kommt es auch (V. 70–83). Das richtet die Frömmigkeit im Land wieder auf (V. 84–89). Großer Jubel begleitet den neuen Bischof bei seinem Einzug in die Stadt (V. 90–107), manche Übel weichen zurück (V. 108–124). Ein Goldenes Zeitalter bricht an (V. 125–143).

weitere Beiträge

Weitere lat. Gedichte dieser Sammlung sind ein *Carmen* des Pfarrers Giovanni Battista Braito, ein *Hymnus* in 16 sapphischen Strophen von Leonardo Giovanni Leonardi und ein *Epigramma* in vier elegischen Distichen von Carolo Antonio Macrobruni, einem Juristen aus Arco.

Giovanni Brausi

Als respektabler Nachfolger des Pietro Apollonio Collazio, der 1481 ein Epos über die Eroberung Jerusalems durch Titus verfasste (vgl. Hofmann 2001, 170), erweist sich der ansonsten unbekannte Jesuit Giovanni Brausi. Im Trentino geboren, erhielt er seine Ausbildung bei den Jesuiten in Padua, wohin es ihn auch nach der

Wiedereinführung des Ordens zurückzog. In Trient wurde 1828 sein Kleinepos *De Hierosolymorum excidio poemation* („Kleines Gedicht über den Untergang von Jerusalem“) in 616 Hexametern gedruckt. In der Widmungsepistel (3–6) wenden sich nicht näher bestimmte Bürger von Trient an Pfarrer Giuseppe Turri in Verona und rühmen ihn für sein rhetorisches Talent, das er 1827 auch in Trient unter Beweis gestellt habe. Zum Dank dafür wird ihm Brausis *poemation* (5; „kleines Gedicht“) geschickt.

Im Proömium (V. 1–10) wird die Vernichtung der Stadt Jerusalem durch Titus als Thema des Gedichtes angegeben und Franziskus um Hilfe für das dichterische Unterfangen angerufen. Wie am Beginn der *Aeneis* Karthago als die Stadt Junos erscheint, wird hier zunächst Jerusalem als die von Gott auserwählte Stadt gezeichnet (V. 11–23). Jerusalem erwidert Gottes Liebe nicht und nimmt Jesus nur zum Schein freudig auf, bereitet in Wirklichkeit aber schon seinen Tod vor (V. 24–36). Sterbend am Kreuz prophezeit Jesus, dass die Stadt einst in einer schrecklichen Katastrophe untergehen werde (V. 37–49). Ein Erdbeben bestätigt das Omen (V. 50–56). Gott wacht über Titus, den Sohn Kaiser Vespasians, und lässt ihn zu einem tapferen Mann werden (V. 57–70). Schlimme Vorzeichen kündigen Jerusalem die Katastrophe an, als die Römer ihr Lager vor der Stadt errichten (V. 71–85). Als dem zahlreichen Volk, das zum Paschafest nach Jerusalem zusammenströmte, bewusst wird, dass die Stadt über Nacht von den Römern eingeschlossen wurde, bricht Chaos aus (V. 86–113). Im Kedron-Tal inspiziert Titus seine Truppen, die in einem kleinen Katalog beschrieben werden (V. 113–145). In einer Feldherrenrede kündigt er an, dass er der Stadt die Möglichkeit zur Kapitulation gibt, sie aber stürmen wird, falls dies abgelehnt werde (V. 146–173). Trotz des schrecklichen römischen Kriegslärms macht sich Jerusalem zur Abwehr des Angriffes bereit (V. 174–185). Mit 30 Mann Gefolge reitet Titus in friedlicher Absicht zur Stadt, um ihre Kapitulation zu fordern (V. 186–207). Attentäter versuchen vergeblich, Titus bei vorgetäuschten Verhandlungen zu töten, doch wacht ein mächtiger Schutzengel über den Römer (V. 208–233). Eine große Schlacht entbrennt, bis es den Römern gelingt, den ersten von drei Mauerringen zu erstürmen (V. 234–275). Erzürnt über die römischen Erfolge begibt sich Satan nach Jerusalem und nimmt die Gestalt des Hohepriesters Ananus an, der seine schrecklichen Gehilfen Simon und Johannes zu sich ruft (V. 276–299). In einer feurigen Rede ruft er sie dazu auf, Jerusalem noch mit dem Letzten zu verteidigen (V. 300–330). Die Juden wagen einen Ausfall, der die Römer zum Rückzug aus dem ersten Befestigungsring zwingt (V. 331–340). Simon richtet auf dem Schlachtfeld ein Gemetzel an (V. 341–348). Zweimal gelingt es Titus, seine Truppen, die sich schon zur Flucht wenden, wieder zum Kämpfen zu bewegen, ehe die Schlacht in der Nacht ruht (V. 349–367). Titus beruft eine nächtliche Ratsversammlung ein und hört sich verschieden lautende Vorschläge an (V. 368–384), ehe er selbst eine siebentägige Waffenruhe zur Erholung ausruft (V. 385–402). Nach einer Woche machen sich die

römischen Truppen mit frischer Energie an die Belagerung (V. 403–424). Der Dichter wendet sich mit der Frage an Jerusalem, was es sich dabei gedacht habe (V. 425–430), und beschreibt Fames, die Personifikation des Hungers, die nun in der Stadt zusammen mit ihrem Gefolge weiterer unangenehmer Gestalten zu herrschen beginnt (V. 431–452). Erneut wendet sich der Dichter in der ersten Person an seine Leser und gesteht, all das Leid in der Stadt nicht beschreiben zu können (V. 453–457). Ausgefallenste Methoden der Nahrungsbeschaffung werden angewandt; dennoch verhungern viele in der Stadt, die ein schreckliches Bild bietet (V. 458–482). Es kommt zu tragisch-kannibalischen Kindsmorden (V. 483–516). Bei diesem Anblick beschließt Titus, die Stadt nun nicht mehr zu schonen, sondern erbarmungslos anzugreifen, was sie sich selber zuzuschreiben habe (V. 517–544). Der Prophet Mathias kommt zu Titus und fordert ihn auf, Jerusalem noch am selben Tag zu erobern, dabei aber seine drei Söhne, die er in der Stadt zurücklassen musste, zu verschonen (V. 545–565). Gerade da schleppt Simon die drei Söhne des Mathias auf die Stadtmauer und fordert den Verräter auf, nach Jerusalem zurückzukehren, wenn er wolle, dass seine Söhne am Leben bleiben (V. 566–574). Mathias kehrt in die Stadt zurück und wird vor den Augen der Römer zusammen mit seinen Söhnen ermordet (V. 575–583). Titus lässt daraufhin die Stadt stürmen; Satan wird niedergerungen, der Tempel angezündet. Die Juden sind gezwungen, auf der ganzen Welt verstreut zu leben (V. 584–616).

Tendenz

Das Gedicht verfolgt klar die Tendenz, Titus nicht als feindlichen Aggressor erscheinen zu lassen, sondern vielmehr als Friedensbringer (V. 195: *pacifer*). Entsprechend wird seine Redeweise auch als friedensstiftend charakterisiert (V. 272: *pacifica* […] *voce*). Nur Satan wirft ihm vor, er gebe sich nur den Anschein, auf Frieden aus zu sein (V. 315: *pacis mentito nomine*). Die Juden auf der anderen Seite erscheinen nicht als angegriffene Opfer, sondern als Aggressoren, wenn sie beispielsweise die Gesandtschaft, die am Vorabend des Angriffs in die Stadt kommt, aus einem Hinterhalt überfallen. In die allgemein judenfeindliche Tendenz des Gedichtes, die sich in einschlägigen Gnomen zeigt (z.B. V. 212), passt die blutrünstige Episode von den jüdischen Müttern, die die eigenen Kinder opfern (V. 483–516). Die in Trient besonders beliebte Geschichte vom angeblichen Mord am kleinen Simon durch eine Gruppe von Juden (vgl. hier S. 67–69) könnte inspirierend gewirkt haben.

Francesco Moar

Unter den Epikern zu nennen ist einer der fruchtbarsten lat. Dichter dieser Epoche: der Rechtsanwalt Francesco Moar (1817–1893). In Trient geboren und aufgewachsen, besuchte er später die Universitäten von Wien und Padua. Nach dem Studium arbeitete er als Notar in seiner Heimatstadt, gab diesen Beruf aber bald auf und wirkte bis zu seinem Tod am 30. April 1893 als Gelehrter der Astronomie und religiösen Philosophie (vgl. Gasser 2, 270–271; Ambrosi 1894, 262–263; ÖBL 6, 563).

Bereits in jungen Jahren widmete sich Moar intensiv der lat. Dichtung: Mit 17 Jahren verfasste er seine *In mortem Christi versus hexametri* („Hexameter auf den Tod Christi"; Trient 1837). In der Widmungsepistel wendet er sich an seine Mitschüler, denen er das folgende Gedicht als Abschlussgeschenk am Ende ihres letzten gemeinsamen Schuljahres übergibt. Das Gedicht selbst umfasst 341 Hexameter.

In mortem Christi

Nach einer umfassenden Beschreibung der gesamten Schöpfung, die ein Beweis für die Existenz Gottes sei (1–32), wird der Blick des Lesers auf den ans Kreuz genagelten Jesus gelenkt, der sich für die Menschheit opferte (33–51). Der Dichter fragt Gott, wie es so weit kommen konnte (52–57). Im Sterben wendet sich Jesus seiner Mutter Maria zu und übergibt sie der Obhut seines Lieblingsschülers (58–73). Dann richtet er seine letzten Worte an Gott Vater und bittet ihn um Vergebung für die Menschheit (74–95). An Jesu Tod am Kreuz (96–105) schließt sich die Klage des Erzählers (106–114) und der Engel an (115–132). Der Erzähler kann nicht fassen, wie verblendet die Menschen, die Jesus sterben ließen, waren (133–165). Doch die Juden waren uneinsichtig und unbelehrbar in ihrem Blutdurst (166–174), Jerusalem freute sich sogar über Jesu Tod (175–206). Demgegenüber führt der Dichter nun die Wohltaten vor, die Gott den Juden von Anfang an zukommen ließ (207–242). Auch die Natur kann die Undankbarkeit der Juden nicht fassen (243–283). Jerusalem soll sich fürchten, denn sein Untergang sei beschlossen, was ein Vorverweis auf die Kreuzzüge belegt (284–305). Schließlich wendet sich der Dichter an seine Zeitgenossen, die Christus um Vergebung ihrer Sünden bitten sollen (306–325), und auch die Gottesmutter möge sich für die Menschen einsetzen, dass sie dereinst in den Himmel kommen (326–341).

Ein Charakteristikum des Gedichtes ist die starke Tendenz, direkt mit dem Leser in Kontakt zu treten. Der Erzähler erscheint als Vermittlerfigur, die ihren Lesern das Geschehen zeigt: Allein die Wendung *aspicite*, *ut* („schaut euch an, wie") findet sich leitmotivartig nicht weniger als zwölf Mal,[4] zusätzlich gibt es Formulierungen wie *cernite*, *ut* („bemerkt, wie") oder *audite*, *ut* („hört euch an, wie"), die den Leser unmittelbar an das Geschehen heranführen sollen. Zahlreiche Interjektionen und Apostrophen des Erzählers verstärken diese Absicht noch, dem Leiden Christi eine Bedeutung für die Lebensrealität des Lesers zu geben (zu Moars späteren Werken vgl. hier S. 1079–1081).

Dialogabsicht

Lat. Elegien wurden in den ersten Jahrzehnten dieser Epoche v.a. als Lob und Huldigung auf hochgestellte Persönlichkeiten verfasst. Erwähnt werden kann hier zunächst ein Gedicht, das zwar nicht in Tirol geschrieben wurde, sich aber auf einen Tiroler bezieht, den 1795 in Rovereto verstorbenen Clementino Vannetti.

elegische Dichtung; Bagatta

4 So in V. 39, 42, 45, 106, 246, 249, 255, 257, 263, 266, 271, 277.

Noch im selben Jahr verfasste Girolamo Bagatta (1772–1830; vgl. Basevi 1904) aus diesem Anlass in Verona eine Trauerelegie: *In mortem clarissimi equitis Clementini Vannettii* […] *elegia* („Elegie […] auf den Tod des berühmtesten Herrn Clementino Vannetti"; Verona 1795).[5] Im Widmungsbrief an einen Alessandro Gualteri (ausgestellt in Desenzano) wird darauf hingewiesen, dass dieser bei einem Spaziergang am Gardasee den Anstoß für das folgende Gedicht geliefert hat. Bagatta bedauert es, dass Vannetti schon vier Monate tot ist, als diese seine Verse veröffentlicht werden. Antonio Cesari sei ihm schon mit einer italienischen Klage zuvorgekommen. Den 86 Versen des Gedichtes sind auf der letzten Seite des Druckes noch Anmerkungen beigefügt.

Johann Nepomuk Vorhauser

Einen Einblick, wie lat. Dichtkunst in der Schule gelehrt wurde, bietet uns das theoretische und praktische Werk zur lat. Poesie des Johann Nepomuk Vorhauser.[6] Am 18. August 1762 in Brixen geboren, studierte Vorhauser an der Innsbrucker Universität Philosophie und erlangte 1780 die Doktorwürde. Nach theologischen Studien in Brixen wurde er 1785 zum Priester geweiht und wirkte im Anschluss 17 Jahre lang als Professor am Brixner Lyzeum. Nach der Aufhebung des Lyzeums schlug er eine andere kirchliche Laufbahn ein, wurde 1812 fürstbischöflicher Kaplan und 1816 Konsistorialsekretär. Vorhauser starb 1818.

Gesamtwerk

In seiner Zeit am Brixner Lyzeum entstand das für den Schulgebrauch gedachte Werk *Prima artis metricae elementa ad componendos praecipue elegiacos versus accomodata*, *quibus carmina elegiaca cum sacra tum profana accedunt* („Erste Bausteine der Verskunst, um v.a. elegische Verse zu dichten, an die sich sowohl geistliche als auch weltliche elegische Gedichte anschließen"; Brixen 1798). Die Verslehre, die den ersten Teil des Werkes ausmacht, findet auf 59 Seiten Platz, ehe sich im zweiten Teil, der eine eigene Paginierung besitzt, auf 54 Seiten die *carmina* anschließen.

Ars metrica

Nach einer kurzen Einleitung gliedert sich Vorhausers Verslehre in drei Abschnitte: Im Kapitel „Über die Natur des elegischen Verses" (3–9) werden das metrische Schema von Hexameter und Pentameter sowie Elision, Zäsur und Kakophonie durch Wiederholung von Silben besprochen. Im zweiten Teil „Über Hilfsmittel beim Messen der Silben" (9–32) beschreibt Vorhauser Synizese, Tmesis, Ellipse und andere Eigenheiten der Dichtersprache, ehe er im dritten Teil „Über poetische Phrasen" (32–59) die Phänomene Metapher, Synekdoche, Antonomasie,

5 Bagatta hatte sich bereits 1794 mit dem aus 227 Hexametern bestehenden Gedicht *Tempestas* („Der Seesturm"; BCR, ms. 7.14.) an Vannetti gewandt und um Korrekturen gebeten.

6 Die Titelseite des gleich zu besprechenden Werkes gibt den Vornamen Vorhausers mit „Joannes Aloysius" an, während andere biographische Darstellungen (Felder 1817–1822, Bd. 2, 468; Wurzbach 51, 293; Oberkofler 1980, 138–139) von „Johann Nepomuk" sprechen.

Metonymie, Allegorie, Ironie, Hyperbel und Periphrase erläutert. Im Allgemeinen handelt es sich also nicht um eine präskriptive Verslehre, die den Schüler zum eigenständigen Dichten anleiten soll, sondern um eine deskriptive Darstellung der lat. Dichtersprache. An wenigen Stellen, die meist mit *Scholion* („Anmerkung") überschrieben sind (11, 23, 35, 50, 59), streut Vorhauser kurze praktische Hinweise für Schüler ein.

Quellen

Für alle beschriebenen Phänomene wird im Anschluss eine große Menge an Beispielen aus der lat. Poesie zitiert. Nur wenige Autoren werden dabei namentlich genannt: Vergil, Horaz, Ovid und Sannazaro. Einmal zitiert Vorhauser Arbeiten seiner Schüler aus Brixen (50: *in hoc gymnasio nostro Brixinensi*), um zu zeigen, wie unterschiedlich der Satz *Ubi prius erat mare, nunc terra est* („Wo zunächst Meer war, ist jetzt Land") dichterisch ausgedrückt werden kann. Ein wichtiges Vorbild für das Werk als Ganzes ist die lat. Metrik von Joseph Resch (Augsburg 1748, vgl. hier S. 799), der ebenfalls in Brixen wirkte.

Carmina

Am Ende der Verslehre betont Vorhauser, dass alles theoretische Wissen um die lat. Dichtung nichts nütze, wenn man nicht täglich Gedichte lese und sich auch selbst im Schreiben eigener Verse übe. Zu diesem Zweck schließe er die folgenden *Carmina selecta sacra et profana* („Ausgewählte geistliche und weltliche Gedichte") an – 15 geistlichen und 11 weltlichen Inhalts.

Am Beginn der geistlichen Gedichte – allesamt Elegien – stehen zwei Gedichte an Jesus Christus. Im ersten verspricht ihm der Dichter, er werde sich einst im Himmel in die Schar derer einordnen, die seine Triumphe besingen – eine Reminiszenz an programmatische Ankündigungen größerer Werke in vergleichbaren Gedichtsammlungen. Die Gedichte 3 bis 6 sind der Gottesmutter Maria gewidmet, die Nummern 7 und 8 sind poetische Briefe: In Nr. 7 freut sich Maria, einen Brief von einem Jünger bekommen zu haben, der sich reuig zeigt; sie weist ihm den Weg zu einem gottgefälligen Leben. In Nr. 8 antwortet der Jünger auf das erbauliche Schreiben. Es folgen zwei kürzere Elegien, die sich um bestimmte Heilige drehen: Der Hl. Stanislaus Kostka fleht die Muttergottes an, ihn zu berufen (Nr. 9), den Hl. Kassian martern in Brixen seine Schüler mit Schreibwerkzeugen zu Tode (Nr. 10). Die nächsten beiden Gedichte wenden sich an König Salomon, der zum öffentlichen Preis Gottes einen Tempel bauen (Nr. 11) bzw. einsehen soll, dass Gott mächtiger als alle Fürsten der Erde ist (Nr. 12). Die letzten drei geistlichen Elegien sind eine Klage des Jeremias über den Untergang Jerusalems (Nr. 13), ein Preis der Freuden des Himmels gegenüber der traurigen Lage auf der Erde durch den Hl. Ignatius von Loyola (Nr. 14) sowie das Flehen des Jacopo Sannazaro, Christus möge den verkommenen Sitten seiner Zeit ein Ende bereiten (Nr. 15).

Während das erste aus der Gruppe der weltlichen Gedichte eine allgemeine Aufforderung an die Jugend ist, sich der Dichtung zu weihen, werden in der zweiten Elegie Vergil

und Ovid als Musterautoren empfohlen, wobei bei gewissen Werken Ovids (v.a. den *Amores*) Vorsicht geboten sei. In Nr. 3 wird der Dichter, der an den Hängen des Parnass dem Müßiggang frönt, von Apollo zum Dichten angespornt; die Macht der Dichtung wird gefeiert. Nr. 4 bis 6 sind römischen Klassikern entnommen (Tib. 1,1 und 1,10; Ov. am. 2,6). Es folgen drei innere Monologe zu Themen aus der antiken Geschichte: Themistokles überlegt, ob er gegen seine Heimatstadt in den Krieg ziehen soll (Nr. 7), Manlius Imperiosus Torquatus, Diktator im Jahr 353 v.Chr., zaudert, ob er seinen Sohn töten soll (Nr. 8 und 9). Die französischen Einfälle in Tirol spiegeln sich in Nr. 10: Ein Bauer, der krank im Bett liegt, will lieber gegen die einfallenden Franzosen kämpfend sterben. Zuletzt (Nr. 11) ist noch Baldassarre Castigliones *carmen* 3 aufgenommen.

Zweck

Die *Carmina selecta* umfassen zusammen 1240 Verse und scheinen dahingehend ausgewählt worden zu sein, Musterbeispiele für die im vorausgehenden theoretischen Teil beschriebenen Phänomene zu liefern. Als Beispiel diene ein Ausschnitt aus der *Lamentatio Ieremiae prophetae* („Klagelied des Propheten Jeremias"; *carmina sacra* Nr. 13, V. 5–12):

Iam dare captivas Chaldaea in vincula palmas
Cogitur inque atro carcere sola sedet;
Divitias exuta suas, exuta decorem,
Orba viro, templo, Numine sola sedet!
Sed non, chara Sion non sic afflicta sederes,
si quam invenissent carmina nostra fidem,
Carmina ab irato nobis dictata Tonante,
Dictata, ut posset parcere supplicibus.

Schon ist [die Stadt Jerusalem] gezwungen, ihre Hände gefangen in chaldäische Fesseln zu legen; allein sitzt sie in schwarzem Kerker. Ohne ihren Reichtum, ohne ihren Schmuck, ohne Herrscher, Tempel, Gott sitzt sie dort allein. Doch, geliebtes Zion, du säßest nicht, nicht so getroffen da, wenn unsere Lieder Glauben gefunden hätten, Lieder, die uns der zürnende Donnerer eingegeben hat, eingegeben, um die Demütigen zu schonen.

Pietro Bernardelli

Einblicke in die Schulung junger lat. Dichter bietet auch der aus dem Trentino stammende Pietro Bernardelli (1803–1868), der in den Jahren 1818 und 1819 als Schüler des Kollegs von Desenzano am Südufer des Gardasees aufscheint (vgl. Ambrosi 1894, 206–207): Unter seinen Schulheften hat sich auch ein Faszikel mit dem Titel *Breve compendio della prosodia* („Kurzes Kompendium der [lat.] Prosodie"; BCT, ms. 3631, datiert 1818) erhalten. An die eigentliche Prosodie (Bl. 2^r–30^v) schließen sich nach einigen Leerseiten auch metrische Übungen an, in der Haupt-

sache nach Längen und Kürzen analysierte Verse (Bl. 42^r–46^r) des Humanisten Marcantonio Flaminio (1498–1550). Wie große Mühe Bernardelli das Schreiben eigener Distichen bereitete, zeigen einige selbstverfasste Versfetzen mit (mitunter falscher) metrischer Analyse.

Simone Poli

Der Reigen der Elegien auf verdiente Persönlichkeiten setzt sich fort mit einem Gedicht des in Trient geborenen Simone Poli (1724–1807), der körperlich missgestaltet war und sich v.a. in seinen italienischen Gedichten als scharfsinniger Kritiker seiner Zeitgenossen erwies.[7] Als Geistlicher war er lange Jahre Sekretär des Kardinals Annibale della Genga (1760–1829), der später als Leo XII. den Thron Petri bestieg. 1804 verfasste Poli ein kurzes, in Trient gedrucktes Gedicht in fünf elegischen Distichen auf die Abreise des Hofrats Johann von Strobl, des Leiters der kaiserlichen Hofkommission, die nach der Auflösung der geistlichen Fürstentümer zur Vereinheitlichung der Verwaltungsstrukturen eingesetzt wurde.[8] Strobl fand bereits im Kleinepos des Bartolomeo Gerloni (s.o.) Erwähnung. Im Namen der Bürger der Stadt wünscht ihm Poli alles Gute. Strobl möge sich auch weiterhin für die Belange Trients einsetzen.

Ignatius Schmidt

Wie die Abreise konnte auch die Ankunft einer Persönlichkeit Anlass für eine lat. Elegie sein. Hier ist Ignatius Schmidt zu nennen, der als Lehrer in Innsbruck an der k.k. Normalschule wirkte. Im Jahr 1805 veröffentlichte er ein Werk mit dem Titel *Iubila in adventum* […] *Iosephi Vincentii de Zobel* („Freude bei der Ankunft […] des Joseph Vinzenz von Zobel“; Innsbruck 1805). Joseph Vinzenz von Zobel war zunächst Pfarrer und Dekan in Imst, ehe er zum Rat im oberösterreichischen Gubernium in Innsbruck befördert wurde. Als er 1805 nach Innsbruck reiste, war dies Grund zur Freude und musste würdig begangen werden – auch mit einer lat. Grußadresse. Von den insgesamt 59 elegischen Distichen des Gedichtes bilden die V. 1–30 eine Art Vorspann: Die Muse hat sich aufgemacht, von Zobel zu besuchen, zaudert nun aber aus Respekt, an seine Tür zu klopfen. Schließlich wagt sie es doch, und das eigentliche Lied beginnt: Ein wunderschöner Tag bricht in Tirol an (V. 31–48). Der Dichter fordert die Musen auf, ihn zu beflügeln; das ganze Land möge heute jubeln (V. 49–76), denn von Zobel kommt in Innsbruck an (V. 77–86). Ihm wird alles Gute gewünscht, und er soll sich auch weiterhin der Normalschule, an der Schmidt unterrichtet, gewogen zeigen (V. 87–118). Das Gedicht hat also

7 Zu seiner Biographie vgl. Gasser 3, 93; Benvenuti 1994–1998, Bd. 3, 92 (mit Abdruck einer ihm zugeschriebenen *pasquinata*). Das Geburtsjahr Polis wird unterschiedlich mit 1736 (Gasser) und 1724 (Benvenuti) angegeben.

8 *Praeclaro academiae nostrae Mecenati Joanni de Strobl Caesareo praesidis munere viriliter perfuncto cives Tridentini gratulantur. Epigramma* („Dem berühmten Mäzen unserer Akademie Johann von Strobl, der das vom Kaiser auferlegte Amt des Präsidenten mannhaft erfüllt hat, gratulieren die Bürger von Trient. Ein Epigramm“; Trient 1804).

nicht nur den Zweck, den Besungenen zu erfreuen, es bietet seinem Autor auch eine gewisse Bühne, um eigene Anliegen vorzubringen.

Giuseppe Mosca

Vordergründig der Landschaftsbeschreibung widmet der nächste Dichter sein Hauptwerk: Der in Trient als Sohn des Notars Gaetano geborene Giuseppe Sigismondo Mosca (1766–1851) wurde Priester und verfasste etliche lat. Gedichte (vgl. Tovazzi, Nr. 919a; Gasser 2, 277). Zwei kleinere hs. Gedichte aus seiner Feder finden sich beispielsweise in der Bibliothek der Accademia degli Agiati in Rovereto.[9]

Borinum

Sein bedeutendstes Werk ist das 24 Druckseiten umfassende Büchlein *Borinum* (Verona 1810), das dem Trientner Abt Francesco Bassetti gewidmet ist (Widmungsbrief S. 3–6). Bassetti ist gerade dabei, sein Landhaus in Borino, ein wenig westlich von Trient, zu einem Refugium für Mußestunden auszubauen, was Mosca den Anlass für sein Gedicht liefert. Dem Text selbst, der aus 72 elegischen Distichen besteht, ist eine italienische Übersetzung von Giovanni Battista Carpentari aus Rovereto zur Seite gestellt. Zudem finden sich auf den letzten beiden Seiten des Druckes insgesamt 15 Anmerkungen mit Sacherklärungen.

Zunächst wird das Dorf gegrüßt und in seinen Vorzügen dargestellt (V. 1–14); diese zeigen sich besonders im Vergleich zum nahen Monte di Sant' Agata, der weniger lieblich ist (V. 15–20). In Borino verbringt der Adel schöne Stunden; auch der Dichter hatte hier einst eine unglückliche Liebschaft, der er melancholisch nachsinnt (V. 21–34), ehe er sich streng von diesen alten Geschichten zurückruft (V. 35–40). Vielmehr möchte er wieder fröhliche, unbeschwerte Stunden in Borino erleben (V. 41–56). Gerade für einen Dichter ist die bukolische Gegend höchst inspirierend (V. 57–74), ebenso die gepflegten Äcker und Gärten (V. 75–90). Hier steht auch das ehedem bescheidene Haus des Bassetti, der im Gedicht unter der Maske des Sokrates erscheint; hier fand der Dichter einst freundliche Aufnahme (V. 91–102). Vom Garten des Hauses aus hat man einen spektakulären Blick auf Trient und die gesamte Umgebung (V. 103–116). Borino freilich überstrahlt alles (V. 117–140). Mit einem neuerlichen Gruß klingt das Gedicht aus (V. 141–144).

Zeitbezüge

Die Ruhe und die Friedfertigkeit des Gedichtes stehen in markantem Gegensatz zum kriegerischen Alltag, in dem es entstanden ist. Das idyllische Borino ist ein Gegenentwurf zu den chaotischen Verhältnissen im Dritten Koalitionskrieg. Unter der Oberfläche spielen die Kampfhandlungen jedoch eine gewisse Rolle, beispielsweise wenn in V. 99–100 Bellona, die Schwester des Mars, aufgefordert wird, brandschatzende Feinde von Bassettis Landgut fernzuhalten. In den Anmerkungen (S. 24)

9 *Armestis Pelopidis tumulus* („Grabmahl des Pelopiden Armestis"; AA, sc. 46, 285.3), *Ad villam Custozam profectio* („Reise nach Custozza"; AA, sc. 46, 285.3); vgl. Bonazza 1999, 118.

wird erklärt, dass Borino 1809 von den Franzosen geplündert wurde, dass aber das Haus Bassettis unbeschädigt blieb.

Tridentinis civibus

Geraume Zeit früher ist ein kleines Gelegenheitsgedicht Moscas im Druck erschienen: *Tridentinis civibus constituti praesidii diem anniversarium celebrantibus* („An die Bürger von Trient, die den Geburtstag des eingesetzten Präsidiums feiern"; Trient 1802). In sieben elegischen Distichen freut sich der Dichter zunächst, dass die kriegerischen Ereignisse des Zweiten Koalitionskrieges vorbei sind; den wachsamen Stadtvätern sei es zu verdanken, dass nun wieder Ruhe eingekehrt sei. Einen Jahrestag zu begehen sei also durchaus angebracht.

Lectissimo viro

Im Januar 1801 war Trient kurzfristig unter französische Kontrolle geraten. Ein Rat wurde eingesetzt, an dessen Spitze der Philosoph und Jurist Gian Domenico Romagnosi (1761–1835) als Sekretär mitwirkte.[10] 1802 verließ Romagnosi Trient und ging nach Parma, später nach Pavia, wo er an der Universität Recht lehrte. Zum Abschied aus Trient widmete ihm Mosca ein Gedicht in 23 elegischen Distichen unter dem Titel *Lectissimo viro Ioanni Dominico Romagnosio patricio Placentino ad explanandas in Parmensi Athenaeo iuris universi publici disciplinas proficiscenti* („Dem vortrefflichen Herrn Gian Domenico Romagnosi, einem Adeligen aus Piacenza, der uns verlässt, um an der Universität Parma das gesamte öffentliche Recht zu lehren"; Trient 1803). Der Dichter betont die Freundschaft, die ihn mit Romagnosi verbindet, lobt seine Gelehrsamkeit und bedauert es, dass ihm in der Politik offensichtlich übel mitgespielt wurde (V. 13: *fraus aliena*). Parma könne sich nun über einen Zuwachs an Ruhm freuen.

Gianvigilio Carli

1808 ist der 1740 in Trient geborene Priester Gianvigilio Carli (Ambrosi 1894, 80; Gasser 1, 143), der für seine italienische Elementargrammatik des Lat. bekannt wurde, mit einem politischen Werk im Inschriftenstil hervorgetreten: *Tridentinorum Laetitiae sacrum* („Heiligtum Trientner Freude"; Trient 1808). Später hat er seine dichterischen Fähigkeiten aufgeboten, um die Rückkehr Trients zu Österreich am 3. Juli 1814 zu feiern: *Francisco I. Austriae imperatori Tyrolis vindicata et in fidem accepta carmen* („Von Franz I., Kaiser von Österreich, wurde Tirol befreit und wieder in Treue zurückgenommen. Ein Gedicht"; Trient 1814). Das Gedicht besteht aus 29 elegischen Distichen und ist auf den 24. Juli 1814 datiert.

Der Dichter fragt sich mit Blick auf die bayerische Herrschaft zunächst, welche Furie aus der Hölle ausgebrochen sei, beruhigt sich dann aber damit, dass Gott über alle Lebewesen auf der Welt wache. Jetzt habe er beschlossen, dass Franz wieder über Tirol herrschen solle. Deshalb werde er die Feinde aus dem Land vertreiben; von hier aus würden sich ihm wei-

10 Romagnosi war bereits 1791–1792 podestà von Trient gewesen, vgl. Benvenuti 1994–1998, Bd. 4, 100–101.

tere Städte und Länder ergeben. So werde er ganz Europa den Frieden bringen und ein Goldenes Zeitalter werde anbrechen – ein aus der antiken Literatur übernommenes Motiv, das sich in etlichen Gedichten dieser Zeit wiederfindet.



Abb. 149: Porträt Antonio Mazzettis.

Sicher

Zum selben Anlass wendet sich S. Sicher, Professor für Syntax am Gymnasium von Trient,[11] in einem kurzen Gedicht aus sechs elegischen Distichen direkt an seine Stadt. Das Gedicht trägt den Titel *Tiroli Austriacae ditioni iterum adiecta* („Tirol gehört wieder zur Herrschaft Österreich"; Trient 1814). Trient soll das Trauergewand ablegen und sich stattdessen freudig bekränzen, denn es gehört jetzt wieder zu Österreich. Kaiser Franz sorgt nun wieder für das Land und wird ihm den Frieden erhalten.

Carmen elegiacum

Denselben Anlass hat auch der lat. Dichter Antonio Mazzetti (1781–1841) aus Trient besungen: Für den Sammelband *Francesco I. in Trento il dì 28 Ottobre 1815. Carmi raccolti dal municipio* (Trient [1815]) hat Mazzetti auf S. 48 ein *Carmen elegiacum* („Elegisches Gedicht") verfasst. Die 33 elegischen Distichen sind eine frenetische Anrede an den Kaiser, der nach den Jahren der Fremdherrschaft höchst willkommen sei. Die Vorzüge der Stadt werden dem Kaiser angepriesen, dem ein langes Leben beschieden sein soll.

Mazzetti

Nach dem Jusstudium in Trient, Wien und Innsbruck wirkte Antonio Mazzetti (vgl. Abb. 149) zunächst als Anwalt in seiner Heimatstadt, ehe ihn seine Karriere in der Justizverwaltung weit herumkommen ließ: 1815 war er Appellationsrat in Innsbruck und 1816 Hofrat bei der obersten Justizstelle in Verona. Als die juridische Fakultät der Universität Wien Mazzettis altem Lehrer Franz von Zeiller ein Bildnis errichten ließ, verfasste Mazzetti ein *Poemation* („Kleines Gedicht"; die 318 Hexameter wurden 1835 in Wien gedruckt). 1824 wurde Mazzetti Präsident des Zivilgerichtes in Mailand. Dort entstand sein hier ebenfalls nicht zu behandelndes episches Hauptwerk *Imperatori et regi Ferdinando I.* […] *gratulatio* („Gratulation für Kaiser und König Ferdinand I."; Mailand 1838) in 959 Hexametern (vgl. Anony-

11 Beim Gedicht selbst ist der Autor als „S.S." abgekürzt; die Abkürzung wird im Exemplar des TLMF (Dip. 692) aufgelöst mit „S. Sicher, Prof. Syntax.".

mus 1838, 344). Vom Kaiser höchst dekoriert verstarb Mazzetti 1841 in Mailand und ist heute v.a. noch als Begründer der Bibliotheca Tridentina bekannt, einer Sammlung von Tirolensien, die später an die BCT kam (vgl. Benvenuti 1994–1998, Bd. 4, 80).

Carmen

Neben dem eingangs zitierten Gedicht verfasste Mazzetti aber noch eine politische Elegie über die Zustände in Tirol: Eingelegt in das monumentale Werk *Francesco I. in Trento nelle feste di natale del 1822* (Trient 1823) findet sich auf S. 57–58 ein *carmen* („Gedicht") aus 42 Hexametern. Beginnend mit einem Rückblick auf den Friedensschluss in Verona wolle nun auch Trient seiner Freude poetischen Ausdruck verleihen. Fides selbst werde sich aufmachen, um den Kaiser persönlich zu grüßen und ihn der Treue seiner Tiroler zu versichern.

Benitius Mayr

Auch im Norden des Landes feierte man die Rückkehr Tirols zu Österreich: 1816 wurde in Innsbruck eine Elegie mit dem Titel *fIDa natIo tIroLensIs franCIsCo I. IMperatorI LIberatorI sVo* („Das treue Land Tirol Kaiser Franz I., seinem Befreier"; das Chronogramm ergibt 1815) gedruckt. Der Autor ist verschlüsselt angegeben, kann aber als Pater Benitius Mayr (1760–1826) aufgelöst werden.[12] Das Gedicht besteht aus 76 Versen und ist im elegischen Distichon geschrieben.

> Am Beginn des Gedichtes steht die Freude des Landes Tirol, das nun endlich seinen Franz wiederhat, was nach den vergangenen dunklen Episoden der Napoleonischen Kriege und der Fremdherrschaft verwundern könnte (Bl 2^{r}). Doch schon beim Namen „Franz" fasste das weinende Tirol wieder Mut, und die Schlacht bei Leipzig gab ihm recht (Bl. 2^{v}). Der Kaiser soll den Krieg nicht beenden, ehe Frankreich besiegt ist. Nicht Zaudern, wie einst bei Fabius, sondern schnelles Handeln sind jetzt gefragt. Durch seinen Krieg besiegt er den Krieg (Bl. 3^{r}: *Sic bello tollis tristia bella Tuo*). Auf der letzten Seite wendet sich der Dichter Höherem zu (Bl. 3^{v}: *Iam maiora canam*): Virtus und Honor bereiten den Triumph von Kaiser Franz vor. Er soll Tirol wiederherstellen, er, dessen Herrschaft kein Ende haben wird (Bl. 3^{v}).

Nunc tandem

Noch eine letzte lat. Elegie, die rund um die Ereignisse von 1814 entstand, sei genannt; auch in ihr findet sich wie bei Carli das Motiv vom Goldenen Zeitalter. Das anonyme Gedicht ist auf den 1. Mai 1816 datiert und besteht aus sieben elegischen Distichen mit dem auf einen Vergil zugeschriebenen Vers anspielenden Titel: *Nunc tandem vobis mellificatis apes* („Jetzt könnt ihr endlich wieder für euch Honig produzieren, ihr Bienen"; o.O. 1816). Es beginnt mit der Beschreibung der fleißig arbeitenden Bienen, denen plötzlich die Frucht ihrer Arbeit geraubt wird,

12 Am Titelblatt findet sich der Hinweis *scripsit P. B. M. O. S. B. S. P.* Margreiter 1937, 90, 200 löst die Abkürzung auf als „Philipp Benitius Mayr, Ordinis Servorum Beatae Salvatoris Parentis".

was der Dichter sehr bedauert. Da vertreibt Kaiser Franz die feindlichen Drohnen und leitet ein Goldenes Zeitalter für die Bienen ein. Die Allegorie ist wohl so aufzulösen, dass die Drohnen mit den Franzosen gleichzusetzen sind, die sich in Tirol bereicherten; Kaiser Franz aber soll dem Land lassen, was es selbst erarbeitet hat.

Florian Schwenninger

Weniger stark politische Züge zeigen die nun zu behandelnden Gedichte des Tiroler Benediktiners Florian Schwenninger OSB (1809–1868), der eine bemerkenswerte Karriere machte. Als Martin Schwenninger in Innsbruck geboren, studierte er ebendort und in Brixen Philosophie und Theologie, ehe er in Stift Fiecht eingekleidet wurde. Nach seiner Priesterweihe 1832 hatte er verschiedene Aufgaben im Kloster, übersiedelte aber 1844 in die Vereinigten Staaten, wo er an unterschiedlichen Orten als Pfarrer wirkte. Er starb 1868 in Marysville (Kalifornien) (ÖBL 12, 48–49).

Versuche

Aus seiner Tiroler Zeit stammen zwei Werke, die sich im Archiv des Stiftes Fiecht erhalten haben. Neben einer weniger interessanten Sammlung von Exzerpten aus den Kirchenvätern zum Hl. Laurentius[13] interessieren hier v.a. seine poetischen Versuche: Hs. 103 des Stiftsarchives ist eine Mappe mit diversen Gedichten Schwenningers, denen der Übertitel „Versuche“ gegeben wurde. Zwischen den großteils deutschen Gedichten finden sich auch sechs lat.: ein Abschiedsgedicht in acht elegischen Distichen (S. 12–13), ein Distichon auf einen Schwätzer (S. 20), ein Rätsel (S. 22), eine rhythmische Übersetzung der Verse 25–32 von Schillers *Das Siegesfest* (S. 23), rhythmische Verse (S. 31) und ein Jubelruf auf Bischof Vinzenz Gasser in 21 Adoneen (S. 111). Die Gedichte sind durchwegs datiert und entstanden zwischen 1826 und 1832. Schwenninger zeigt, dass er sowohl in der klassischen lat. Metrik als auch in der im 19. Jh. immer beliebteren rhythmischen Dichtung bewandert ist.

Schiller-Übersetzung

Als Beispiel stellen wir das „Bruchstück aus Schillers Siegeslied, übersetzt 1826“ (S. 23) den Schiller'schen Originalversen gegenüber – eine lat. Fingerübung, deren Reiz darin besteht, das deutsche Versmaß, den trochäischen Dimeter, und den Reim im Lat. zu bewahren (zu lat. Schiller-Übersetzungen im 19. Jh. vgl. Oertel 2009):

Und den hohen Göttern zündet	*Dîs, qui coeli habent ima*
Kalchas jetzt das Opfer an.	*Calchas aras inflammat.*
Pallas, die die Städte gründet	*Palladem, quae ponit prima*
Und zertrümmert, ruft er an,	*Et diremit, invocat*
Und Neptun, der um die Länder	*Et Neptunum, qui aquarum*
seinen Wogengürtel schlingt,	*Terris pandit cingula,*
Und den Zeus, den Schreckensender	*Iovem, terror qui terrarum*
Der die Ägis grausend schwingt.	*Fert tremendus Aegida.*

13 *Laus sancti Laurentii ex sanctis patribus* („Lob des Hl. Laurentius, gesammelt aus den Kirchenvätern“; Fiecht, Cod. 144). Das Werk umfasst 18 Seiten.

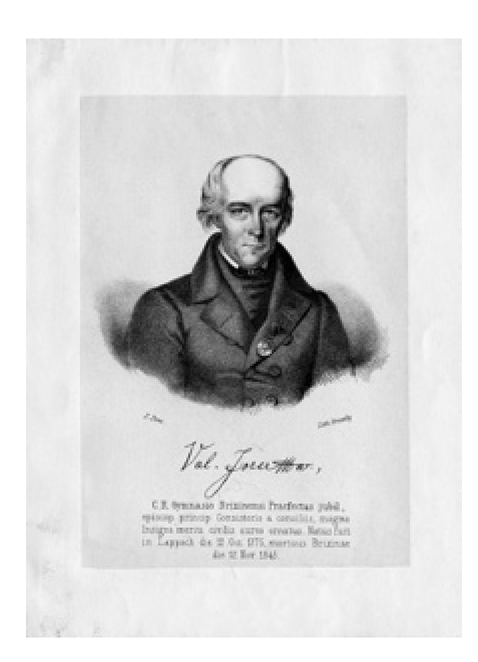


Abb. 150: Porträt Valentin Forers in seinem von Johannes Chrysostomus Mitterrutzner herausgegebenen *Fragmentum poeticum Valentini Forer autobiographicum*.

Valentin Forer

Am Ende der elegischen Gedichte muss Valentin Forer (1775–1845; vgl. Abb. 150) erwähnt werden, von dem ein fragmentarisches autobiographisches Gedicht erhalten ist. In Lappach geboren, wurde Forer nach Studium und Priesterweihe Professor am Fürstbischöflichen Gymnasium von Brixen, das er von 1816 bis 1844 als Präfekt leitete (vgl. Gasser 1, 239–240; *Fragmentum poeticum*, XII–XVI; Unterkircher 1989, 4399).

Fragmentum

Erst Jahre nach Forers Tod gab sein Neffe, der Augustiner Chorherr Johannes Chrysostomus Mitterrutzner (1818–1903, vgl. hier S. 1144) das autobiographische Fragment Forers unter dem Titel *Fragmentum poeticum Valentini Forer autobiographicum* („Autobiographisches poetisches Fragment Valentin Forers") im 27. Schulprogramm des Brixner Gymnasiums von 1877 heraus.[14] Wann es entstanden ist, bleibt unklar; vermutet wurde, dass Forer es in seinen letzten Lebensjahren verfasste und während der Arbeit daran verstarb (Unterkircher 1989, 4400).

Das Fragment beginnt mit einer eindrucksvollen Ekphrasis des unwirtlichen Tales, in dem Forers Heimatort Lappach liegt (V. 1–36), dessen Erreichbarkeit vom Pustertal aus detailliert beschrieben wird (V. 37–50). In einem regelrechten Zwiegespräch mit der Muse findet der Dichter Jahr und Tag seiner Geburt, den 12. Oktober 1775, heraus (V. 51–74). Gleich nach der Geburt wird das Kind auf den Namen Valentin getauft (V. 75–94). In einem kleinen Einschub gibt der Dichter Fama als Quelle für diese frühen Ereignisse aus seinem Leben an (V. 95–98). Mit etwa eineinhalb Jahren lernt der Knabe sprechen, mit fünf bildet sich sein Verstand aus (V. 99–114). Vater und Mutter, die sich auch um die religiöse Erziehung Forers kümmern, ziehen ihn zu einfachen Arbeiten, z.B. Holzsammeln im Wald, heran (V. 115–134). Mit sechs Jahren wird Forer zusammen mit seinem Bruder

14 Heute zu benutzen ist die Ausgabe von Unterkircher 1989, der eine Übersetzung in deutschen Distichen beigegeben ist; vgl. auch Unterkircher 1924.

in die Schule geschickt (V. 135–146). Ein Jahr später stirbt der Vater (V. 147–172), es ist schwer ohne Mann im Haus (V. 173–184); der Stiefvater, der ein Jahr später kommt, ist streng zu Forer (V. 185–214). Hart sind die Arbeiten, die er erbarmungslos leisten musst und die dem Jahreslauf folgend detailliert beschrieben werden (V. 215–400), ehe das Fragment abbricht.

Interpretation

Während die christliche Religion, die im Leben des kleinen Buben natürlich eine Rolle spielte, nur gelegentlich am Rande erwähnt wird (z.B. V. 115, 200, 399), fällt auf, dass im Gedicht eine durchgängige Umgestaltung von Lappach in eine antik-mythologische Landschaft betrieben wird: Die Höhlen am Ende des Tales (V. 45–46) gleichen den libyschen, die aus Vergils *Aeneis* bekannt sind; wenn Forer im Wald Holz sammeln muss, betritt er das Reich der Diana (V. 128–129); die Parze durchtrennt den Lebensfaden seines Vaters (V. 170); in der Nacht herrscht die schwarze Göttin (V. 278: *nigra Dea*). Zu dieser antiken Stilisierung des Lebens auf einem Tiroler Bergbauernhof passt die Perspektive des Gedichtes: Das poetische Ich zeigt sich als alter Forer, der am Ende seines Lebens auf seine Kindheit blickt (und für die ganz frühe Zeit sogar die Hilfe der Fama benötigt, vgl. V. 95–98) und deshalb auch in der dritten Person von sich als *puer* („Knabe") spricht. Seine von klassischen Studien geprägte Karriere erlaubt es ihm, aus der Altersperspektive sein Leben in der Bildwelt der Antike darzustellen.

Beispiel

Ein schönes Beispiel dafür, wie pointiert Forers Dichtung besonders am Ende von Sinneinheiten sein kann, bieten die V. 211–214, in denen beschrieben wird, wie schwer es dem Knaben fiel, sich in der Früh aus dem Bett zu erheben, um der schweren Arbeit nachzugehen (Übersetzung Unterkircher 1989, 4403):

Vix bene lassatis invisa cubantibus hora
Insonuit, iubeor membra levare toro.
Dum gallus cantat, male cantat avunculus una;
Nam canit ille: dies instat, et iste: labor.

Kaum schlägt die Stunde, verhaßt den vom Schlaf ermatteten Gliedern,
Kommt schon der schroffe Befehl: Auf vom Lager, ans Werk!
Kräht schon der Hahn – zugleich auch kräht noch übler der Oheim.
Kündet jener den Tag, kündet Arbeit der Ohm.

vitae lineamenta

Der Ausgabe des Fragmentes, die Mitterrutzner 1877 veranstaltete, sind *Summa reliquae vitae lineamenta e documentis* („Grobe Skizze seines [d.h. Forers] weiteren Lebens aus Dokumenten zusammengestellt") beigegeben. Hier erfährt der Leser neben anderen Details aus Forers Biographie auch einiges über seine Freundschaft

zum großen Byzantinisten Jakob Philipp Fallmerayer (1790–1861), der als Jugendlicher sein Schüler war.

Epigramme; *Saeculum 19*

Wenden wir uns nach den elegischen Gedichten nun den Epigrammen zu: In der Hs. OFM PA, Cod. 1019 findet sich eine Zusammenstellung von 35 Einzeldistichen, die sich jeweils auf ein Jahr des 19. Jhs. beziehen und von 1800 bis 1834 reichen. Der Titel der Sammlung lautet *Saeculum 19* („Das 19. Jahrhundert"). Aktuelle Zeitbezüge lassen sich jedoch nicht feststellen, vielmehr wirken die Verse wie Kalendersprüche oder Motti. Von wem und warum sie niedergeschrieben wurden, ist unklar.

Niedermühlbichler

Der Franziskaner Bernhard Niedermühlbichler OFM (1798–1850) unterrichtete zunächst Grammatik und *humaniora* am Haller Gymnasium, zu dessen Präfekt er schließlich aufstieg (Fußenegger o.J., Bd. 3, 158). Eine Sammlung seiner Gedichte ließ er unter dem Titel *Epigrammata novi ex parte generis* („Epigramme, teils in neuen Formen") 1844 in Innsbruck drucken.

Epigrammata

In einer *praefatio* (3–8) erklärt Niedermühlbichler, dass es sich bei den folgenden Gedichten in der Hauptsache um Wortspiele handelt, die von manchen Literaturkritikern getadelt würden. Zur Verteidigung führt er ästhetische Gründe ins Feld, aber auch didaktische: So könnten sich Freunde der lat. Sprache an ihnen erfreuen, aber auch die *studiosa iuventus* (6; „lernbegierige Jugend") viel aus ihnen lernen. Die Sammlung besteht aus 237 Epigrammen, die in drei Gruppen eingeteilt sind: Nr. 1–176 drehen sich um Wörter, die gleich aussehen, aber unterschiedliche Bedeutung haben. Die Gedichte sind dabei nach Umfang geordnet: Nr. 1–70 bestehen aus einem Vers,[15] 71–158 aus zwei Versen,[16] 159–161 aus drei Hexametern, 162–173 aus zwei, 174–175 aus drei und 176 aus vier elegischen Distichen. Die zweite Gruppe umfasst Gedichte mit allgemein rätselhaften Inhalten (Nr. 177–225); der Aufbau orientiert sich wieder am Umfang: 177–193 bestehen aus einem,[17] 194–222 aus zwei, 223–224 aus drei und 225 aus zehn elegischen Distichen. Die dritte Gruppe (Nr. 226–237) bilden schließlich griechische Epigramme, denen jeweils eine lat. Prosaübersetzung beigegeben ist. Auf den S. 38–40 finden sich *Notae* („Erklärungen"), die manche Gedichte, die dem Autor allzu dunkel erschienen, erklären.

Beispiel

Als Beispiel sei das Epigramm Nr. 21 angeführt, das mit den leicht zu verwechselnden Worten *venio* („kommen") und *veneo* („verkauft werden") spielt: *Qui venit in Turcas, is servus venit ab illis.* („Wer unter die Türken gerät, der wird als Sklave

15 In der Regel handelt es sich um einen Hexameter, Pentameter sind die Nr. 6, 17, 26, 36, 49, 54, 58, 59, 62, 65, 67 und 70.

16 In der Regel handelt es sich um ein elegisches Distichon, aus zwei Hexametern bestehen 72, 77, 81, 84, 85, 87, 91–93, 95, 96, 101, 103, 104, 106, 107, 109, 122, 125, 129, 141, 147, 149, 151, 155–157.

17 Eine Ausnahme bilden die Nr. 178 und 193, die aus zwei Hexametern bestehen.

von ihnen verkauft.“) Im Hintergrund sind piratische Aktivitäten im östlichen Mittelmeer zu sehen, wie Niedermühlbichler selbst in der Erklärung der Stelle anführt (S. 38): „Man denke hier an die türkischen (berber'schen) Raubstaaten von Nord-Afrika, an deren Korsaren und Kaperschiffe.“ Neben solchen aktuellen Bezügen spielen die Gedichte aber meist in einer Sphäre des Allgemein-Menschlichen oder aber in der klassischen Antike.

Lyrik: Graser

Im Bereich der lyrischen Dichtung in der Nachfolge des Horaz sind in dieser Epoche nur wenige Texte zu besprechen. Als Nachtrag zur vorhergehenden Epoche ist die Gedichtsammlung des Giovanni Battista Graser (vgl. hier S. 821) zu erwähnen, die Clementino Vannetti in Modena 1790 im Rahmen seines *Commentariolum de Ioanne Baptista Graserio* („Kleine Abhandlung über Giovanni Battista Graser“; 49–87) veröffentlichte (Allegri 2004). Zahlreiche kleinere Gedichte Grasers liegen noch unpubliziert im Archiv der Accademia degli Agiati in Rovereto (Bonazza 1999).

carmina

Der *Ioannis Baptistae Graserii carminum liber* („Gedichtbuch des Giovanni Battista Graser“) besteht aus 37 Gedichten mit insgesamt 842 Versen. Ähnlich wie in Catulls Gedichtsammlung findet man in der ersten Hälfte eine Vielzahl verschiedener Metren,[18] während die Gedichte 20–37 allesamt im elegischen Distichon verfasst sind. Am Beginn und am Ende stehen Gedichte, in denen Mitgliedern des Hauses Habsburg gehuldigt wird, dem jungen Peter Leopold in Nr. 1, Maria Theresia in Nr. 36. Der Großteil der Gedichte ist jedoch einzelnen Freunden Grasers in bestimmten Lebenslagen gewidmet, siebenmal ist Clementino Vannetti selbst der Adressat. Der Kampf gegen literarische Kritiker wird aufgenommen (Nr. 3, 34, 35), schlechte Dichter jedoch nicht geschont (Nr. 25). Auch religiöse Themen werden nicht ausgespart (Nr. 10, 11, 20, 21). Thematisch zusammenhängende Gedichte sind dabei oft paarweise zusammengestellt. Einzelne Gedichte sind datiert, das früheste auf 1760 (Nr. 23), das späteste auf 1773 (Nr. 16).

Ode auf Peter Leopold

Als Beispiel sei die Ode auf Peter Leopold, den Bruder des Kaisers, herausgegriffen, die aus 16 alkäischen Strophen besteht. Am Beginn steht der Gedanke, dass sich die Menschen durch kulturelle Errungenschaften immer mehr von einem idealen Urzustand entfernten (1–8). Mühsam und unter großen Entbehrungen muss ein Frieden aufrechterhalten werden, den die Triebe der Menschen immer wieder gefährden (9–24). Die Pflege der Kriegskunst kann diesen Zustand nicht ändern, den auch manche Dichter schändlich unterstützen (37–40):

18 Es finden sich Gedichte in der alkäischen Strophe (Nr. 1), in der dritten asklepiadeischen Strophe (Nr. 2), in der sapphischen Strophe (Nr. 3), im Hexameter (Nr. 4, 5), im Hendekasyllabus (Nr. 10, 11, 12, 13, 15, 16, 19), im jambischen Trimeter (Nr. 14, 17, 18) sowie in einer Kombination aus drei akatalektischen und einem katalektischen Glyconeus (Nr. 9).

At multa vobis dent Superi mala,
Vates, cruento carmina militi
Qui dedicatis, nam necandi
Tartareas celebratis artes.

Viele Übel sollen die Himmlischen Euch schicken, ihr Dichter, die ihr Lieder dem blutverschmierten Soldaten weiht, denn ihr feiert die Höllenkunst des Tötens.

Wenn sich ein Dichter von den Musen inspiriert sieht, dann möge er vielmehr Peter Leopold besingen, der gerade so große Fortschritte im Rechtsstudium mache. In Zukunft werde er durch die Anwendung seiner Rechtskenntnisse als Richter den ihm unterworfenen Völkern große Freude bereiten (53–60). In der letzten Strophe wird noch das Lob des Rechtsprofessors Karl Anton von Martini (vgl. hier S. 1056) gesungen. – Mit diesem neben aller Huldigungstopik stark poetologisch aufgeladenen Anfangsgedicht, in dem der epischen Dichtung eine deutliche Absage erteilt wird, korrespondiert das letzte Gedicht der Sammlung (Nr. 37), in dem die Musen die Flucht ergreifen, Apollo jedoch ihre Rückkehr ankündigt.

Rigler, Ode

Eines der Kriegsgedichte, wie sie von Graser getadelt werden, ist die *Ode in solemni distributione numismatum viris fortibus a provincia Tirolensi decretorum* („Ode zur feierlichen Verleihung von Medaillen, die tapferen Helden vom Land Tirol zuerkannt wurden"; o.O. 1798). Als ihr Autor wird Joseph Anton Rigler (1748–1816) angegeben, der als Mitglied der Gesellschaft Jesu nach deren Aufhebung von 1778 bis 1807 als Lehrer am Innsbrucker Gymnasium wirkte, dem er zuletzt als Präfekt vorstand.[19]

Hintergrund

Napoleon war im September 1796 vom Süden kommend bis nach Trient vorgedrungen. Neben regulärem österreichischem Militär standen tausende Tiroler Schützen im Feld, doch auch sie konnten im Frühjahr 1797 den französischen Vorstoß bis Brixen nicht aufhalten. Im Sommer gelangen den Tirolern einige Gegenangriffe; die französische Armee zog über das Pustertal ab. Als Belohnung und Anerkennung wurden in der kurzen Friedenszeit vor dem Zweiten Koalitionskrieg am 28. Mai 1798 Erinnerungsmedaillen mit der Aufschrift „Für Glauben, Fürst und Vaterland" an die siegreichen Kämpfer verteilt (Stolz 1955, 579).

Die Ode besteht aus 18 alkäischen Strophen. Tirol, der Schrecken der Franzosen und das Liebkind des Kaisers Franz, soll jubeln (Str. 1–2). Im Vertrauen auf den Schutz durch das Gebirge fürchtet Tirol keinen Feind (Str. 3–4), wenn er auch das Goldene Dachl, Schloss

19 Vgl. *Catalogus personarum ecclesiasticarum dioecesis Brixinensis*, Brixen 1812, 106; BS 6, 1842; Ruzerstorfer 1962, 88; Gerl 1968, 349; Oberkofler 1980, 152.

Ambras oder die Schwarzen Mander bedroht (Str. 5–6). Die Ideen der Aufklärung, die die Feinde einführen wollen, werden verhöhnt (Str. 7–9). Nur durch das gnädige Wirken Gottes konnten die Feinde vertrieben werden (Str. 10–12). Zwei wehrhafte Greise aus Steinach und Axams werden hervorgehoben (Str. 13–15), ebenso der junge Philosophiestudent Martin Teimer (Str. 15–16), der später unter Andreas Hofer noch eine wichtige Rolle spielen sollte. Im Vertrauen auf das Herz Jesu sollen die Sieger nun von den Vätern des Vaterlandes mit Denkmünzen ausgezeichnet werden (Str. 17–18).

Beispiel

Unter dem Titel *Freye Uebersetzung der lateinischen Ode, so auf die von der Tyrolischen Landschaft veranstalteten Austheilung der Ehrenmünzen am 28. Maymonaths 1798 verfertiget worden* wurde das Gedicht auch auf Deutsch gedruckt, wie es für den Anlass wohl nötig war. Um einen Eindruck von der Dichtung zu geben, werden die V. 16–27 dieser Übersetzung gegenübergestellt:

Irruat is minitans Tyrolis
Et pervagetur viscera vallium,
Auratum anhelis faucibus appetat
Tectum Oenipontanum, recensens
Ambrasii pretiosa cistis
Servata avaro praemia militi
Promissa iurans, aedibus aulicis
Stantem aere longaevo virorum
Nobilium seriem, figura
Versa tonare ut fulmina Martia
Mandet, suo forte exitiabilem
Cladem nepoti post futuram!

Es soll hereinbrechen der stolze Droher; auch der Thäler Eingeweide durchwühlen, bis zum Herzen Tyrols soll er dringen; schnaubend mag er nach Innsbrucks Zierde, nach dem Golde des Dächchens haschen; Ambras Schätze, verschlossen in Schränken, mag er seinem gierigen Krieger zur lohnenden Beute verheißen; selbst die prächtige Reihe im Tempel des Hofes, uneingedenk der künstlichen Hand, die sie gebildet, und des Alterthumes, so die Fürstenbilder im Erze gegossen ehrwürdig schildert, auch diese mag er umzustalten sinnen, dass sie sogar als kriegerische Donnerschläge zum Verderben ihres Enkels brüllen!

neuere Formen

Alle bisher besprochenen Gedichte stehen formal in einer langen, mit der Antike beginnenden Tradition. Wie bereits in der vorhergehenden Epoche wurden in Tirol aber auch andere lat. Gedichte geschrieben, z.B. Gedichte in rhythmischen Maßen oder Stücke in sogenanntem Makkaronilatein.

Jeremias Käsbacher

Als *Jeremias* bezeichnet Jeremias Käsbacher (1739–1814), der große Historiker des Kapuzinerordens in der Tiroler Provinz (vgl. hier S. 969–970), das Klagelied, das er im fünften und letzten Band seiner *Historia ecclesiastica Brixinensis* („Brixner Kirchengeschichte"; 193–202) anstimmt. Nachdem seine historische Darstellung bis ins Jahr 1804 vorgedrungen ist (s. hier S. 970–972), weigert er sich, in der gleichen Art fortzufahren; denn die katastrophalen Säkularisationsbestrebungen verlangten nach einem Dichter.

Jeremias

Abb. 151: Die *Jeremias* des Jeremias Käsbacher.

Die *Jeremias* ist eine rhythmische Klage in 372 Versen, die jeweils aus vier Jamben bestehen und paarweise gereimt sind (vgl. Abb. 151). In unregelmäßigen Abständen ist ein katalektisches Verspaar eingeschoben. Der zentrale Gedanke ist die Klage über die *saecularizatio* („Säkularisation"; erstmals V. 3), die nicht als Auswirkung neuer Weltanschauungen, sondern als Folge der letzten Kriegsereignisse gesehen wird: *post bella tam cruenta / sunt praeda violenta.* (V. 33–34; „Nach so blutigen Kriegen / sind [die Klöster] mit Gewalt zur Beute geworden.") Die Auswirkungen auf den Glauben der Menschen, auf die allgemeine Bildung, auf die Krankenfürsorge und auf die Lage der Künstler und Handwerker, die im Dienst der Kirche standen, seien in ihrer verheerenden Wirkung noch nicht abzusehen. In einem historischen Rückblick betont Käsbacher die kulturstiftende Wirkung, die die Kirche in der Region hatte. Dass es in den Klöstern auch Verfehlungen gab, wird nicht verschwiegen, aber mit dem Bibelwort „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!" (Jo 8,7) abgetan. Beim Angriff auf manche liberale Geister (V. 156: *libertinus spiritus*) wechselt das Gedicht für 14 Verse (152–165) in eine deutsch-lat. Mischform (sogenanntes Makkaronilatein; vgl. CNLS 2, 136–138). Nach den letzten Kriegszügen könnten nunmehr Frankreich, Russland und Preußen sogar die Kirchenpolitik in ganz Europa vorgeben und so der katholischen Sache erheblich schaden. Die Katholiken aber hätten sich viel zu wenig gegen diese Entwicklungen zur Wehr gesetzt. Mit einem gekonnten Wortspiel, das auf der konkreten und allgemeinen Bedeutung von *universitas* („Universität" bzw. „Gesamtheit") fußt, wird Napoleon als „alleiniger Rektor ganz Europas" angegriffen (V. 305–311, 321–322):

Nunc est praeceptor omnium
provinciarum, principum,
imo Europae unicus
quasi rector magnificus,
qui docet te ius publicum,
naturae atque gentium,

ex parte et canonicum.
[…]
Quid plura? iste Bonapars
est nova universitas.

Jetzt ist der Lehrmeister aller Länder, aller Fürsten, ja Europas gleichsam ein einziger Rektor Magnificus, der dich öffentliches, Natur- und Völkerrecht lehrt, teilweise auch kanonisches. […] Wozu noch viele Worte? Jener Bonaparte ist die neue Gesamtheit/Universität!

Stil

Mit einem beherzten Aufruf an die Germania, die sich endlich wieder Gott zuwenden soll, klingt das Gedicht gewissermaßen mit einem Paukenschlag aus. Stilistisch ist es geprägt von einer großen Menge an rhetorischen Fragen, Ausrufen (oft mit mehreren Ausrufezeichen versehen), Geminationen und anderen Stilmitteln, die Pathos erzeugen sollen. Es ist Zeugnis eines leidenschaftlichen Haderns mit aktuellen religionspolitischen Bestrebungen im napoleonischen Europa.

Giuseppe Givanni

Einer der Gründer der Accademia degli Agiati in Rovereto war Giuseppe Givanni (1722–1787). Er unterrichtete am Gymnasium in Rovereto und wurde besonders als burlesker Dichter im Roveretaner Dialekt bekannt (vgl. Benvenuti 1994–1998, Bd. 4, 62). Hier wird er abschließend aufgrund eines Gedichtes erwähnt, das er in Makkaronilatein verfasst hat: *De bello Fulgaritano* („Über den Krieg in Folgaria"; BCR, ms. 5.28.1). In 28 witzigen Hexametern, in die zahlreiche latinisierte italienische Worte eingebaut sind, wird erzählt, wie die Bewohner von Folgaria eine Belagerung mit Gottes Hilfe und v.a. durch eine List – sie versteckten sich im Wald und brüllten wie Wölfe – abwenden konnten. In den Versen 19–20 heißt es: *Tunc Franchi Fulgaridam totamque Tyrolim/deseruere statim timidi celeresque galoppant.* („Da verließen die Franzosen Folgaria und überhaupt Tirol auf der Stelle. Sie hatten Angst und galoppierten schnell davon.")

Martin Korenjak

Beredsamkeit

Überblick, Gliederung

In dieser Epoche nehmen die Zeugnisse für lat. Eloquenz gegenüber der vorhergehenden mengenmäßig ab und dünnen insbesondere mit Fortschreiten des 19. Jhs. immer mehr aus. Geographisch lässt sich ein Rückzug in den Süden beobachten – drei Werken aus Nordtirol, die noch zu eruieren waren, steht ein gutes Dutzend aus dem heutigen Trentino gegenüber –, soziologisch ein solcher in den Erziehungs- und Bildungsbereich: Während die Herrscherpanegyrik abgesehen von einem frühen Beispiel nur mehr in Rand- und Schwundformen fortlebt, hält sich die lat. Beredsamkeit an Schule und Universität und findet in der Roveretaner Accademia degli Agiati sogar ein neues Betätigungsfeld. Ein interessantes Phänomen ist dabei die eigentümliche Entwicklung der immer noch recht häufigen Leichenrede. Die folgende Darstellung beginnt mit den Resten der Herrscherpanegyrik, behandelt dann Schul- und Universitätsberedsamkeit und schließt mit den Reden der Agiati.

Maurizio da Borgo, *Oratio pro seminario*

In der *Raccolta di varie composizioni*, die zum Amtsantritt des Trientner Fürstbischofs Pietro Vigilio Thun 1776 in Trient erschien, findet sich auf den S. 53–67 eine *Oratio pro seminario* („Rede für das [bischöfliche Priester-]Seminar") eines Maurizio da Borgo OFM. Wie der vollständige Titel den Leser informiert, unterrichtete der Autor (der auch mit einem philosophischen Werklein hervortrat, vgl. hier S. 1026) am bischöflichen Lyzeum Philosophie; sonst ist von ihm kaum etwas bekannt.

> Gälte die Vorschrift Alexanders, der es nur den besten Künstlern gestattete, ihn darzustellen, auch im vorliegenden Fall, so sähe es für den Redner und sein schwaches Talent schlecht aus; doch zum Glück ist dem nicht so (53–55). Der neue Fürstbischof ist ein Ausbund aller äußeren und inneren Vorzüge, aber der Redner wird sich auf diejenigen Tugenden beschränken, die er selbst bei seinem zweimaligen Zusammentreffen mit ihm beobachten konnte (55–57): Thun profiliert sich als Schutzherr der Religion, ohne die kein irdisches und himmlisches Heil möglich ist, auch wenn sie derzeit von allerhand Freigeistern attackiert wird (57–62). Er und Trient sind einander in größter Liebe zugetan. Schließlich hat er sich auch als Freund und Kenner der Literatur und der Wissenschaft erwiesen. Aus all diesen Gründen herrscht in Trient eitel Wonne. Mögen sie und Thuns Leben, von dem sie abhängt, möglichst lange währen (62–66)! Zum Schluss wird Thun gebeten, seinen Tugenden freien Lauf zu lassen und Stadt und Redner seiner Großzügigkeit und Wohltätigkeit zu würdigen (67).

Charakteristik

Vortragsort und -zeitpunkt des flüssig geschriebenen und einleuchtend aufgebauten Textes lassen sich nicht mehr genau bestimmen; grundsätzlich könnte es sich sogar um eine reine Buchrede handeln. Inhaltlich setzt der Redner zwei auffällige Schwerpunkte: Erstens ist er offensichtlich höchst besorgt über das, was er als die Auswüchse der Aufklärung wahrnimmt, und weist Thun die Rolle eines Vorkämpfers gegen die grassierende Freigeisterei zu. Als solcher muss sich der Bischof einer furchteinflößenden Phalanx von Gegnern stellen (61):

> *Nullum porro dubium esse potest, quin horum malorum potissima caussa sint opera Hobesii, Spinosae, Tolandi, Machiavelli, Baelii, Tyndalii, Collini, Voholstoni, Burneti, Tillotsonii, Petersenii, ceterorum, qui omnes in scribendo licet atque loquendo pugnantes secum sint mutantesque quadrata rotundis, uno tamen singuli Religioni nocendi studio eamdem symbolam conferunt.*
>
> Weiters kann kein Zweifel sein, dass die wichtigste Ursache dieser Übel [Atheismus, Materialismus, Fatalismus] die Werke von Hobbes, Spinoza, Toland, Machiavelli, Bayle, Tyndal, Collins, Woolston, Burnet, Tillotson, Petersen und der übrigen sind, von denen, mögen sie sich auch alle in Schrift und Wort gegenseitig bekämpfen und Viereckiges mit Rundem vertauschen, dennoch jeder Einzelne zu einer einzigen Sache denselben Beitrag leistet: zum Bestreben, der Religion zu schaden.

Zweitens spricht da Borgo trotz des Titels seiner Rede kaum über das Priesterseminar, hebt dafür aber umso eindringlicher das gute Verhältnis zwischen dem Bischof und den Vertretern der Stadt hervor, an die er sich wendet und die er immer wieder mit *SENATUS POPULEQUE TRIDENTINE* („SENAT UND VOLK VON TRIENT") apostrophiert. Diese emphatischen Feststellungen entsprechen keineswegs den historischen Gegebenheiten – gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. waren Streitigkeiten zwischen Bischof und Stadt in Trient an der Tagesordnung (vgl. hier S. 1056, 1060–1063) – und sind deshalb wohl eher als kaschierte Appelle an beide Seiten zu verstehen, ein besseres Einvernehmen anzustreben.

Ankunft Emanuele Maria Thuns in Trient

Als Pietro Vigilios Cousin und Nachfolger Emanuele Maria Thun 1806 nach fünfjährigem Exil endlich nach Trient zurückkehren und sein geistliches Amt endgültig antreten konnte (vgl. Costa 1977, 218–222), erschien zu diesem Anlass ebendort ein panegyrisches Opus des Pfarrers von Ossana in der Val di Sole und Dechanten Giuseppe Bruti (vgl. zu seiner Person die Hs. TLMF, Dip. 1385, Bl. 20^{v}). Ob es sich dabei um eine für den Vortrag konzipierte Rede oder um eine schriftliche Ergebenheitsadresse handelt, ist auch in diesem Fall unklar. Titel und Text lassen aber jeden Hinweis auf eine Vortragssituation vermissen. Das Werk unterscheidet sich von früherer, noch stärker in antiken Traditionen verwurzelter

Bischofspanegyrik auch durch seinen unorthodoxen und vagen Aufbau. Man kann ihn zur Not mit den Schlagworten „Freude über Thuns Rückkehr ([3]–5) – Verhältnis zwischen Bischof und Pfarrer (5–7) – Jubel über das Ende des Interregnums (7–9) – Ausblick auf die kommende gute Zeit, Thun als würdiger Erbe einer langen Reihe großer Bischöfe (9–11)“ zusammenfassen, aber das suggeriert schon eine klarere Gliederung, als tatsächlich vorhanden ist. Dieser Mangel an Struktur hängt damit zusammen, dass der Autor seine Gedanken mithilfe von rund 70 – in Anmerkungen säuberlich ausgewiesenen – Bibelzitaten formuliert oder sie sich vielmehr von diesen vorgeben lässt und so gleichsam von einem Zitat zum nächsten driftet. Die notwendigerweise unscharfe Allegorik der Bibelstellen gewährt dabei nur einen verschwommenen Blick auf die historische Realität. So entsteht z.B. der Eindruck, es handle sich um den Amtsantritt eines soeben, nicht um den eines schon vor sechs Jahren Gewählten. Historisch präzise ist Bruti nur ganz zu Beginn ([3]), wo er unter Bezugnahme auf die Säkularisierung von 1803 (Costa 1977, 219–220) bedauert, Thun nicht auch als Inhaber der weltlichen Gewalt begrüßen zu können.

Ellogium zur Abreise Luschins nach Galizien

Nur mehr aufgrund seines Anlasses und seiner hochstilisierten Kunstprosa lässt sich als rhetorische Panegyrik ein 1834 anonym[1] erschienener Einblattdruck auf die Ernennung von Thuns Nachfolger Francesco Saverio Luschin zum Primas von Galizien und seine Abreise dorthin (Costa 1977, 237) ansprechen. Formal handelt es sich um ein Gebet ganz Trients, der Druck (Capitalis quadrata mit trennenden Hochpunkten) suggeriert eine Inschrift. Der im Blocksatz erscheinende Text schließt dabei aber nicht direkt an die barocke Ellogia-Tradition (vgl. hier S. 562) mit ihrem Satz nach Kola und Kommata an.

Rigler, *Oratio eucharistica*

Auf eine andere Art fällt aus dem Rahmen üblicher Panegyrik die Ende 1798 in Innsbruck gehaltene und zweimal, mit und ohne begleitende Ode (vgl. hier S. 937–938), gedruckte *Oratio eucharistica Francisco II. Caesari dicta* („Dankesrede für Kaiser Franz II.“) des Exjesuiten und Professors am Innsbrucker Gymnasium Joseph Anton Rigler (s. hier S. 937): Sie wurde zur Eröffnung des Schuljahres 1798/99 von einem Schüler vorgetragen und ist damit gleichzeitig die erste der hier zu besprechenden Schulreden. Als solche wiederum ist sie insofern atypisch, als sie sich nicht zu einem Thema von schulischer Relevanz äußert, sondern die militärisch-politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit aufgreift: den Kampf des Tiroler Landsturms und des kaiserlichen Militärs gegen die von Norditalien her vordringenden Franzosen 1796 und 1797 (Mühlberger 1998, 473–483). Nach dem Proömium ([3]–5) beschreibt ein erster Hauptteil die Vorbereitungen zum Krieg

1 Wahrscheinlicher Autor ist der Trientner Gymnasiallehrer Simon Michael Tevini (1792–1864; vgl. Gasser 4, 69–70, der einen vom Sinn her passenden, allerdings im Druck selbst nicht aufscheinenden Titel zitiert).

und – kurz – dessen erfolgreiche Führung (5–12), ein zweiter bringt einen Katalog der Belohnungen, mit denen Franz II. den Einsatz der Tiroler würdigt (13–20); eine *peroratio* mit Beteuerungen der Ergebenheit der Tiroler gegenüber dem Kaiser bildet den Abschluss (20).

Tiroler ‚Heldenzeitalter'

Die Rede, die sich in üppigen Perioden ergeht und in Hyperbeln und Superlativen schwelgt, ist nicht nur als ‚Kreuzung' zwischen Herrscherpanegyrik und Schulrede, sondern auch aufgrund ihrer ideologischen Dimension interessant. Zwar zeichnet Rigler Franz II. als souveränen Kriegsherren und väterlichen Herrscher und stilisiert ihn zum Helden des Geschehens, doch bietet er seinen Zuhörern – Lehrern, Schülern, Eltern und vielleicht vielen anderen – auch den Preis tirolischer Tapferkeit, den diese bestimmt erwarteten. Schon zu Beginn (4–5) erklärt er programmatisch, die überragende Bedeutung des Kaisers schmälere das Verdienst der Tiroler nicht, und wenn er später (14–15) *in extenso* das lobende Dekret Franz II. vom 7. 9. 1797 zitiert, das u.a. von der *singularis devotio et fides* („einzigartige Hingabe und Treue"), der *intrepida fortitudo et indefessa perseverantia* („unerschrockene Tapferkeit und unermüdliche Hartnäckigkeit") der Tiroler spricht, so kehrt er damit die traditionellen Rollen von Panegyriker und Gefeiertem geradezu um. Die Rede proklamiert bereits deutlich hörbar das ‚Heldenzeitalter' Tirols, das gerade erst begonnen hat, und gehört so zu den frühesten Fassungen eines Mythos, der bis heute das Tiroler Selbstverständnis mitprägt.

zwei Roveretaner Schulreden von Lorenzi

Konventioneller sind zwei Reden, die der Priester und Lehrer der Humanität am Gymnasium von Rovereto Costantino Lorenzi (1754–1821)[2] anlässlich der dortigen Preisverleihung zu Schuljahresschluss 1792 und 1798, wohl im Rahmen von Festgottesdiensten, in San Marco gehalten und in Rovereto selbst publiziert hat.[3] Sie setzen sich wie die jesuitischen Schulreden früherer Epochen, in deren Tradition sie stehen (s. hier S. 295–299 und 476–479), unter Rückgriff auf zahlreiche (nicht nur) antike Exempla mit Themen auseinander, die Unterricht und Bildungswesen betreffen: Die erste handelt *De elegantia sermonis* („Von der Eleganz des Ausdrucks"), die zweite, die, wiederum wie die jesuitischen Schulreden, am Schluss (21–23) auch auf ihren Anlass Bezug nimmt, *De litteratorum hominum amicitia colenda* („Davon, dass man sich um die Freundschaft [anderer] Gelehrter bemühen muss"). Beide Reden haben fast den gleichen Umfang (22 bzw. 23 Druckseiten gleichen Formats), was darauf hinweist, dass der Redner eine bestimmte Vortragszeit einzuhalten hatte.

De elegantia sermonis

In der ersten Rede spricht der Lehrer der Humanität in eigener Sache, wie etwa gleich zu Beginn der Ausdruck *exornandae orationis studium et curam, cui dediti*

2 Vgl. zu ihm Tovazzi, Nr. 935, Gasser 2, 199–200, und Giovanni P. Beltramis *Elogium* (s.u.).

3 Die Tradition der lat. Schuljahresschlussrede sollte in Rovereto bis in die zweite Hälfte des 19. Jhs. Bestand haben.

sumus (4; „die Mühe und Sorge um den Schmuck der Rede, der wir uns hingeben“) verrät. Er polemisiert ausführlich (5–12) gegen die Stilfeindlichkeit von Vertretern der universitären Fakultäten, womit er anscheinend an die Universität abgehende Schüler vor dem warnen möchte, was sie in dieser Hinsicht erwarten könnte. Gegen Ende bietet er einen Katalog vorbildlicher Schriftsteller, der auch Autoren der Nationalliteraturen umfasst, aber zugleich zeigt, dass der Redner diesbezüglich nicht ganz auf dem Laufenden ist: Für die deutsche Literatur z.B. werden nicht etwa Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, sondern noch Gellert und Hagedorn zitiert (20).


Elogium

Abb. 152: *Elogium* des Giuseppe Sadis auf Carlantonio Pilati.

De amicitia

Bei der Rede *De amicitia* hat Lorenzi dadurch Arbeit gespart, dass er einen 17 Jahre zuvor, am 27. 5. 1781, bei einer Sitzung der Agiati gehaltenen Vortrag wiederverwertet hat. Die Änderungen für den neuen Anlass, die sich im Manuskript dieses Vortrags (BCR, ms. 14.3.15) vermerkt finden, betreffen v.a. Anfang und Schluss (S. 5–7, 19–23 der Druckfassung), wo sie der geänderte Situationsbezug unbedingt verlangte. Ansonsten hat Lorenzi den alten Text kaum überarbeitet; sogar ein langer, ganz auf die Agiati berechneter Passus, der den Fortschritt der Wissenschaften in erster Linie den Akademien zugutehält, ist stehen geblieben (vgl. S. 14–18 der Druckfassung).

Sadis, *Elogium Caroli Antonii de Pilatis*

Eine Rede zum Beginn des Schuljahrs aus dem Trientner Gymnasium ist schließlich hs. (TLMF, Dip. 882/6) im *Elogium Caroli Antonii de Pilatis a Thassulo* („Lobrede auf Carlantonio Pilati aus Tassullo“) erhalten, das vom dortigen Mathematikprofessor und Rektor, dem Priester Giuseppe Sadis (vgl. zu ihm ULBT, Cod. 981, Bl. 124^{v}), am 6. 12. 1812 im Trientner Rathaussaal vorgetragen wurde (vgl. Abb. 152). Wie bei der Rede Riglers wird in ihr die gattungstypische Thematik durch die eines anderen Genus ersetzt, und wie dort ist dies das Resultat außergewöhnlicher politischer Umstände (s.u.). Das andere Genus ist in diesem Fall eine Sonderform der Leichenrede, womit Sadis’ Werk auch auf das bemerkenswerte Fortleben und die Weiterentwicklung dieser Gattung vorausweist, die wir noch kennenlernen werden.

Gemäß einem Dekret vom Vorjahr, zu Schuljahresbeginn sei an den Gymnasien jeweils eine Rede über einen prominenten Verstorbenen zu halten, wird der Redner über Carlantonio Pilati sprechen ([3]–[5]). Der Nonstaler Pilati erhielt seine Ausbildung in Salzburg und Wien und kehrte als gebildeter Rechtsgelehrter in die Heimat zurück, wo er am Trientner Gymnasium unterrichtete ([6]–[9]). Ab 1764 begann er zu publizieren. Sein Werk *Di una riforma d'Italia* machte ihn berühmt, trug ihm aber auch so viel Feindschaft ein, dass er die Heimat verließ und zu langjährigen Wanderungen durch ganz Europa aufbrach ([9]–[13]). Erst 1781 kehrte er wieder heim, arbeitete als Rechtsanwalt, publizierte und bekleidete verschiedene Ämter, bis er 1802 starb ([13]–[15]). Seine Geistesgaben wurden noch durch seine Tugenden übertroffen: Er war maßvoll, gerecht, menschenfreundlich, wahrheitsliebend, tapfer, großmütig ([15]–[20]). Sein Tod war der eines wahren Philosophen ([20]–[21]). Er kann allen, v.a. den anwesenden Schülern, als Vorbild dienen ([21]–[22]).

ungewöhnliche Rede

Die Rede, die sich abgesehen von Proömium und Epilog klar in einen ersten, biographischen Teil und einen zweiten, systematischen zu Pilatis Tugenden gliedert, ist nicht nur als Schul-, sondern auch als Leichenrede ungewöhnlich: Sie wurde zehn Jahre nach dem Tod Pilatis (1733–1802) gehalten; sie feiert mit diesem einen bedeutenden Aufklärer, der weitreichende soziale, politische und kirchenrechtliche Forderungen erhob und nach dem Erscheinen von *Di una riforma d'Italia* 1767 auf Betreiben des Trientner Fürstbischofs ins Exil gehen musste (vgl. hier S. 893); und sie ist mit ihren vielen Ortsangaben und Jahreszahlen sowie einer Bibliographie von Pilatis wichtigsten Werken präziser und detailreicher als die Leichenreden früherer Zeiten, wogegen die panegyrische Überhöhung des Gegenstands vergleichsweise moderat bleibt (z.B. distanziert sich der Redner auf den S. 10–11 von manchen Inhalten von *Di una riforma d'Italia*). Während sie die letztgenannten Charakteristika mit anderen zeitgenössischen Leichenreden teilt (s.u.), werden der ungewöhnliche Rahmen des Vortrags und die Wahl des zu Feiernden erst verständlich, wenn man sich ihren (bildungs)politischen Hintergrund vergegenwärtigt: Das zu Beginn erwähnte Dekret zur Gestaltung der Schuljahreseröffnung geht auf die Verwaltung Napoleons zurück, unter dessen Herrschaft der Süden Tirols 1809–1813 zusammen mit dem Rest Italiens stand. (Tatsächlich befanden sich unter den Hörern der Rede auch Napoleons Provinzpräfekt und andere seiner Magistrate, vgl. [3].) Es möchte den Schulkindern nicht irgendwelche Vorbilder vor Augen führen, sondern legt fest, dass der zu Lobende ein Italiener sein muss ([3]), und versucht so offenbar, den italienischen Nationalstolz zu stärken und das Tiroler Zusammengehörigkeitsgefühl zu schwächen (eine Intention, die sich der Redner zu eigen macht, wenn er etwa mit Selbstverständlichkeit von *Italia nostra* spricht, vgl. z.B. [17]).[4] Nachdem

4 Ob mit dieser politischen Absicht auch die angestrebte „Wiederherstellung der Latinität in den

zudem 1803 die weltliche Macht der Trientner Bischöfe gebrochen worden war, drängte sich Pilati als *laudandus* geradezu auf.

Stil

Sadis schreibt ein Lat., das sich trotz längerer Perioden um Übersichtlichkeit und Verständlichkeit bemüht; bezeichnend hierfür ist die häufige Epanalepse des Satzanfangs nach längeren Einschüben, wie sie gleich in der ersten Periode begegnet. Sein Erzählstil ist relativ nüchtern; emotionaler sind die laudativen Passagen, die gelegentlich in hymnischen Höhepunkten kulminieren (vgl. z.B. den gut in eine Schulrede passenden Hymnus auf das Streben nach Wahrheit auf S. [17]).

zwei Universitätsreden von Weinhart

An lat. Universitätsreden sind hs. (TLMF, Dip. 978/10) zwei Beispiele aus Innsbruck erhalten, die beide der Exjesuit und Professor für Mathematik und Experimentalphysik Ignaz von Weinhart (vgl. hier S. 847) gehalten hat. Die erste (2–14) wurde am 10. 12. 1774 anlässlich der Verkündung neuer akademischer Statuten, die zweite (15–26) am 30. 8. 1779 bei der Verleihung der Baccalaureate vorgetragen.

erste Rede

Die erste Rede möchte die Studenten, deren Disziplinierung ein wichtiges Anliegen der Statuten gewesen sein dürfte,[5] dazu bewegen, sich diesen willig zu fügen. Sie steht unter Kaiser Joseph I., des Sohns des Universitätsgründers, Motto *Amore et timore* und gliedert sich in zwei Teile (zu je drei Abschnitten), die diesen beiden Affekten gewidmet sind. Der erste (3–6) spricht über die Vorzüge der Statuten und die Liebe, die man natürlicherweise für sie empfinden muss, der zweite (6–14) greift aus dem Publikum einen hypothetischen Tunichtgut – *libertinophilus* („Freund schrankenloser Freiheit") – heraus und versucht diesen zu bändigen, indem er ihm Furcht vor den Folgen seiner Übertretungen einflößt.

zweite Rede

In seiner zweiten Rede wendet Weinhart sich an die frischgebackenen Baccalaurei, und zwar v.a. an die seiner eigenen Fakultät, die er nächstes Jahr in Physik und angewandter Mathematik unterrichten wird. Er skizziert die Bedeutung dieser Gebiete im Rahmen der Philosophie (als deren Teile sie noch gelten) und gibt seinen Hörern einen Vorgeschmack auf das, was sie erwartet. Dabei bricht er, ausgehend von der Feststellung, die Philosophie gründe sich auf Vernunft *und* Erfahrung (16), eine Lanze für das Experiment, dessen Freuden er geradezu hymnisch preist: Es bewirke (21),

Gymnasien" ([4]) zusammenhängt und wenn ja, wie, ist unklar. – Aufgrund der kurzen Dauer der napoleonisch-italienischen Herrschaft im Süden Tirols wurde das Dekret wohl nur im Jahr 1812 umgesetzt.

5 Leider ist der Verbleib dieser Statuten nicht ganz klar, doch vielleicht sind sie identisch mit einem Monitorium auf Bl. 164[r]–165[v] des O.ö. Kammer-Kopialbuchs, Bd. 1505, Reihe Geschäft von Hof, Nr. 276, Jahr 1774, des TLA. Dort findet sich auf Bl. 164[v] ein Abschnitt über „Bildung wohl gesitteter Schüeller" und „schädliche Freyheith".

> *ut quae alioquin in philosophia forent laborantis cerebri tormenta, nunc lusus fiant blandientis curiositatis. O quot hic viridaria selectissima veritatum, in quibus rident tot Charites et Gratiae, quot experimenta: quorum aspectu demulcetur animus et propemodum fascinatur.*
>
> dass das, was sonst in der Philosophie Folter des sich abquälenden Hirns war, nun Spielerei schmeichelnder Neugier wird. O wie viele erlesenste Lustgärten der Wahrheiten tun sich hier auf, in denen so viele Chariten und Grazien lachen, wie es Experimente gibt, deren Anblick den Geist liebkost und geradezu in Verzückung versetzt.

Die Rede vermittelt einen lebhaften Eindruck vom Stand der Experimentalphysik an einer österreichischen Universität in der zweiten Hälfte des 18. Jhs.: noch Teil der Philosophie und von den zünftigen Vertretern dieses Fachs z.T. mit Misstrauen und Verachtung beäugt, aber erfolgreich, zukunftsfroh und von großer Begeisterung getragen.[6] – Die eigentliche Rede endet auf S. 23. Nach einer Pause, in der ein nicht näher bestimmbarer Teil der Zeremonie abläuft, folgt eine zweite, kurze Ansprache an die Neo-Baccalaurei, nach Eidesleistung und Empfang des Lorbeers kommen noch ein paar Dankesworte an die Anwesenden (23–26).

rhetorische Technik, Stil

Weinhart ist ein guter Redner. Er disponiert klar, argumentiert schlüssig, vermittelt seine eigene Begeisterung für die Sache und geht auf seine Zuhörer ein, aus denen er, um seine Ansichten pointierter formulieren zu können, jeweils ein ‚Kernpublikum' herausgreift, einmal den hypothetischen sittenlosen Studenten, das andere Mal die Kandidaten seiner eigenen Fakultät (vgl. 6, 15). Zusätzlich belebt werden seine Ausführungen durch fiktive Einwände (7, 19), erzählte Gespräche (11) oder auch, in den Passagen über die Experimente, die Wiedergabe von Ausrufen: *Heu! Quod numquam capere potui, nunc capio!* (21; „Hurra! Was ich nie begreifen konnte – jetzt begreif ich's!") All dies wird in einem leicht verständlichen Latein ausgedrückt, in das zwanglos die nötigen Neubildungen wie z.B. *philosophia experimentalis* („Experimentalphilosophie", d.h. Physik) einfließen.

Monti

Anhangsweise sei hier noch eine 1775 in Bologna erschienene Rede eines Gaetano Lorenzo Monti auf den medizinischen Studienabschluss des Trientners Giuseppe Teodorico Borsieri genannt. Sie erlebte 1827 eine zweite Auflage, die, wie aus dem Widmungsbrief des Zweitherausgebers (VIII) hervorgeht, dem Lokalpatriotismus des Trientner Juristen Antonio Mazzetti zu verdanken ist.

Beredsamkeit bei den Agiati

Bei den halbjährlich stattfindenden Sitzungen der Accademia degli Agiati wurden regelmäßig drei Arten von Reden gehalten: Der Sekretär würdigte jüngst verstorbene Mitglieder oder berichtete über eingegangene Schriften; anschließend

---

6 Zu Weinhart als Physiker und zum damaligen Physikunterricht in Innsbruck vgl. Hye 1970, 87–99; Oberkofler/Goller 1996, 47–48.

konnte jedes willige Mitglied über ein beliebiges Thema referieren. Während sich fünf Leichenreden von Clementino Vannetti (vgl. hier S. 694) und Giovanni P. Beltrami erhalten haben, können wir uns von den Literaturberichten in erster Linie aufgrund einer Publikation Vannettis eine Vorstellung machen; ein Beispiel für einen Akademievortrag ist Lorenzis schon erwähnte Rede *De amicitia*. Im Folgenden werden zuerst Vannettis, dann Beltramis Beiträge behandelt.

Vannettis Leichenreden

Von Vannettis beiden Leichenreden sei hier die auf Giovanni Maria Biagi (1724–1777, vgl. hier S. 636) besprochen, die kurz nach dessen Tod vorgetragen, aber erst 1789 in Modena gedruckt wurde. Die 1776 entstandene, nur hs. (TLMF, Dip. 791/7 und BCR, ms. 8.32) erhaltene Rede auf Gerolamo Federicotti steht ihrem Gegenstand insgesamt weniger kritisch gegenüber, zeigt aber den gleichen Aufbau. Dass dies im Wesentlichen auch für die meisten von Vannettis nicht als Reden vorgetragenen *commentarii* und *commentariola* (vgl. z.B. hier S. 982) gilt, weist schon darauf hin, dass die Leichenrede sich hier weit von ihren bis in die Barockzeit geläufigen Formen entfernt hat.

> Die Rede auf Biagi beschreibt als erstes (§§ I–IV) dessen Werdegang von seiner niederen Herkunft über die Schulzeit in Rovereto, den Antritt einer Stelle als Grammatiklehrer ebendort und die Priesterweihe bis zur Aufnahme in die Accademia und andere Vereine. Die §§ V–X sind abgesehen von Biagis Wirken als Rhetoriklehrer (wozu er zwischenzeitlich ernannt wurde) seinen Schriften gewidmet; im Anschluss hieran sprechen die §§ XI–XV von Biagis Tugenden, seiner Beliebtheit unter den Mitbürgern, seiner schwachen Gesundheit und seinem Äußeren. In § XV wird kurz sein Tod erzählt.

suetonischer Aufbau

Offenkundig orientiert sich dieser Aufbau nicht mehr direkt an genuin rhetorischen Modellen. Es fehlen weitgehend die dort konstitutiven Themen Klage und Trost. Der Dreischritt „chronologischer Bericht des Werdegangs – thematisch strukturierte Würdigung des Wirkens und des Charakters – Tod“ ist vielmehr von der Disposition der suetonischen Kaiserviten inspiriert.[7] Die einzige, sachlich bedingte, Abweichung von Suetons Schema besteht darin, dass im zweiten Teil besonderes Gewicht auf die schriftstellerische Tätigkeit gelegt wird.

---

7 Allerdings greifen diese ihrerseits z.T. enkomiastische Vorbilder auf (Steidle 1963, 126–177). Die Leichenreden der Agiati stellen so gesehen ein spätes Kapitel in der langen Geschichte der Wechselwirkung zwischen Biographie und Enkomiastik dar. – Dass die konventionelle Leichenrede andernorts durchaus noch existierte, zeigt etwa die 1787 in Montefalco gehaltene und publizierte *Laudatio funebris* des Giovanni Angelo Meconi auf den Auslandstiroler Benedetto Bonelli d.J. (1757–1787; vgl. Abb. 153), den Neffen des gleichnamigen berühmten Onkels, die dem in Trient lebenden Vater des Toten gewidmet ist und auch einige lobende Bemerkungen über diese Stadt enthält (VII).

Literaturkritik

Die Art, in der dieser Aspekt von Biagis Wirken beurteilt wird, wirkt jedoch ihrerseits ausgesprochen suetonisch – nämlich überaus nüchtern und so weit von jeglicher Enkomiastik entfernt, dass es bei einer Rede auf einen Verstorbenen (der ansonsten als charakterlich tadellose Persönlichkeit erscheint) geradezu befremdet. Vannetti teilt Biagis Schriften in lat. und italienische, Prosa und Verse ein und erteilt ihm dann in jedem der sich ergebenden ‚Fächer' eine ‚Zensur': lat. Prosa mangelhaft, lat. Verse sehr gut, italienische Prosa befriedigend, italienische Verse miserabel. Hauptkriterium ist dabei der Stil, den er in nuancenreicher Terminologie und anschaulicher Metaphorik beschreibt. So meint er etwa von den lat. Briefen, denen er Mangel an *lepor* („Witz") vorwirft, sie machten den Leser unfähig zu weiterer geistiger Anstrengung, *ut accidit iis, quibus acerba poma dentes adstrinxerunt, qui nihil iam sibi videntur posse mandere* (§ VII; „wie es denen geschieht, denen saure Äpfel den Mund zusammenziehen und die dann meinen, nichts mehr kauen zu können").

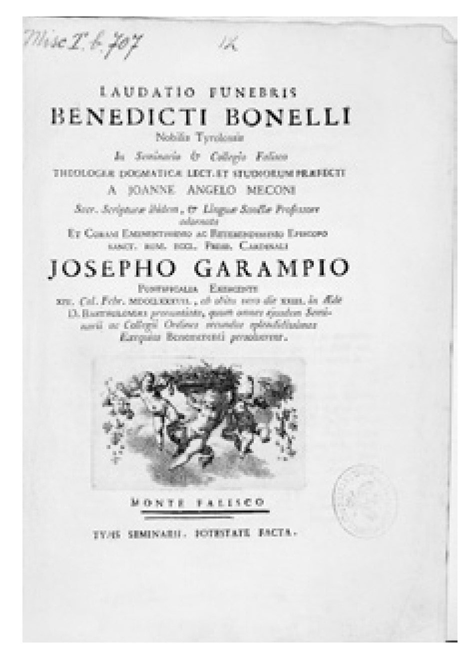

LAUDATIO FUNEBRIS
BENEDICTI BONELLI
A JOANNE ANGELO MECONI
JOSEPHO GARAMPIO
MONTE FALISCO

Abb. 153: Titelblatt der *Laudatio funebris* des Giovanni Angelo Meconi auf Benedetto Bonelli d.J., Montefalco 1787.

Vannetti als Literaturkritiker: *Sermones*

Vannetti war auch sonst ein begeisterter Literaturkritiker. Institutionalisiert und dadurch besonders wirkmächtig wurde seine diesbezügliche Tätigkeit in den *Sermones* („Zwanglose Reden"), die er seit 1776 an den Sitzungen der Agiati vortrug und von denen eine elf Beispiele aus den Jahren 1777–1782 umfassende Auswahl 1792 von fremder Hand in Pavia herausgegeben wurde. Der Aufbau dieser Vorträge folgt einem festen Schema: Proömium – Bericht über Schriften, mit denen Aufnahmewillige satzungsgemäß ihre literarischen Fähigkeiten unter Beweis stellen müssen – Bericht über von Mitgliedern eingesandte Schriften – Ankündigung eines (meist poetischen) Vortrags. Kernstück ist dabei jeweils der Bericht über die Bewerbungsschriften (von denen etwa drei Viertel Gehör finden). Auch hier steht wieder die Stilkritik im Zentrum, während moralische und sachliche Gesichtspunkte zweitrangig sind: Vannetti nimmt die Sprachrichtigkeit unter die Lupe, legt Wert auf das Vermeiden von Schwulst und Dürre und lobt und tadelt darüber hinaus im Wesentlichen nach den rhetorischen Kategorien der *virtutes* und *vitia*

orationis („Tugenden“ bzw. „Fehler der Rede“). Wie in seinem sonstigen Wirken, so erweist er sich auch hier als italienischer Patriot, womit eine gewisse Verachtung germanischer Barbarei einhergeht: Schriften aus dem deutschen Sprachraum werden bestenfalls höflich gelobt und können herb getadelt werden (z.B. serm. II § III), solche aus dem italienischen werden mitunter hymnisch gepriesen. Symptomatisch ist etwa die Bemerkung in serm. I § IV: *Atque haec vobis attuli e Germania; ex Italia vero nostra* […] *multo elegantiora.* („Und das habe ich euch aus Deutschland mitgebracht; aus unserem Italien aber […] viel Eleganteres.“) Damit ist auch schon angedeutet, dass diese Berichte nicht nur als Zeugnisse für Vannettis Stilkritik, sondern auch als Quellen für die Geschichte der Agiati von Bedeutung sind. So geht aus ihnen beispielsweise das Einzugsgebiet der Accademia hervor: Die Mehrzahl der Beiträge stammt aus Oberitalien, an zweiter Stelle folgt das Trentino, dann kommen Nordtirol (d.h. Innsbruck) und der deutsche Sprachraum generell. Die eingesandten Schriften verteilen sich auf die Sprachen Lat., Italienisch (je ca. 40%–50%) und Deutsch (ca. 10–15%). Auch die Rituale, Freuden und Misslichkeiten des Vereinslebens spiegeln sich in Vannettis *Sermones*.

Beltramis Leichenreden

Kehren wir zum Schluss zur Leichenrede zurück, die bei den Agiati auch im 19. Jh. weiter gepflegt wurde. Vannetti fand diesbezüglich einen Nachfolger in dem Roveretaner Geistlichen Giovanni P. Beltrami (1780–1843), der sonst v.a. als Liturgieexperte und Kirchenmusiker bekannt war.[8] Beltrami veröffentlichte in Rovereto 1813, 1822 und 1828 drei vor der Accademia verlesene Leichenreden auf Carolo Tacchio, Costantino Lorenzi (s.o.) und Carlo Telanio,[9] die alle von Vannettis Konzeption ausgehen und diese nur in zwei Punkten modifizieren: Erstens kürzt Beltrami die literaturkritischen Passagen und mildert Vannettis diesbezügliche Offenheit. Zweitens publiziert er seine Texte als ‚Grabinschriften auf Papier‘ in preziöser Capitalis quadrata mit Hochpunkten als Worttrennern – ein drucktechnischer Feierlichkeitsgestus, der damals offenbar Mode war (s.o. zum Ellogium auf Luschin) und im vorliegenden Fall besonders nahe lag.

Akademie-Leichenrede?

Die Leichenreden von Sadis, Vannetti und Beltrami weisen eine Reihe auffälliger Gemeinsamkeiten auf, die nach einer abschließenden Zusammenfassung und

8 Vgl. zu Beltrami zuletzt Bonapace 1991 (Biographie dort 9–18, Werkverzeichnis 51–53). Beltrami scheint auch Vannettis Literaturberichterstattung weitergeführt zu haben, doch sind die erhaltenen Reste (vgl. z.B. den *Sermo* in AA, sc. 26, 138.5) spärlich. Die zahlreichen von ihm verfassten Inschriften, meist kurze Texte, die sich um klassische Schlichtheit bemühen, stehen kaum mehr in Zusammenhang mit der barocken Ellogia-Tradition und werden hier nicht besprochen.

9 Der Rede auf Telanio ist eine italienische Übersetzung beigegeben (11–14), *ut et uxor* […], *nepotes* […] *ac familiares gustare omnes possint* (3; „damit auch seine Frau […], seine Enkel […] und alle seine Verwandten und Bekannten sie genießen können“). Sowohl die Zweisprachigkeit an sich als auch die explizite Angabe ihres Zwecks stellt eine interessante Ausnahme dar.

zumindest dem Versuch einer literaturgeschichtlichen Einordnung verlangen. Sie alle betreffen Intellektuelle, gliedern sich, meist in Anlehnung an Sueton, in einen chronologischen und einen systematischen Teil, drängen Enkomiastik zugunsten eines klaren Bildes von Leben und Persönlichkeit zurück und räumen dabei dem literarischen Schaffen und seiner (kritischen) Würdigung breiten Raum ein. Damit fügen sie sich grundsätzlich gut in die neuzeitliche Gattungsgeschichte der Leichenrede ein, die sich gerade im 18. Jh. in verschiedene Untergattungen ausdifferenziert und in diesen weiterentwickelt, wobei das biographische Moment oft stark in den Vordergrund drängt (Eybl 2001, 147–151). In ihrer spezifischen Charakteristik repräsentieren sie allerdings eine Entwicklungslinie, die bislang noch kaum erkannt und erforscht scheint. Man könnte, die Rolle der Agiati spekulativ verallgemeinernd, probeweise von einer „Akademie-Leichenrede" sprechen und vermuten, dass die Akademien hier ein Verbindungsglied zwischen der alten Leichenrede und dem wissenschaftlichen Nachruf geschaffen haben, wie er bis heute gepflegt wird.

Florian Schaffenrath/Erika Kustatscher

Geschichtsschreibung

Einleitung

Sowohl im deutsch- als auch im italienischsprachigen Teil Tirols sind nach etwas ruhigeren Jahrzehnten[1] in der ersten Hälfte des 19. Jhs. zahlreiche bedeutende Historiker zu nennen, die ihre Werke in deutscher oder italienischer Sprache vorlegten: Der Innsbrucker Joseph Freiherr von Hormayr zu Hortenburg (1781–1848) veröffentlichte viel z.T. heftig Diskutiertes, Franz Anton Sinnacher (1772–1836) schrieb eine Geschichte des Bistums Säben/Brixen, Beda Webers (1798–1858) dreibändiges Werk *Das Land Tirol* erfreute sich v.a. in romantischen Kreisen im Ausland größter Beliebtheit. Im Süden ist der Trientner Bendetto Giovanelli (1775–1846) zu nennen, der in seinen Schriften v.a. die *italianità* des südlichen Landesteiles zu erweisen suchte. Mit der römischen Vergangenheit rund um Rovereto beschäftigte sich Bartolomeo Giuseppe Stoffella (1800–1833), dem römischen, aber auch dem mittelalterlichen Trentino wandte sich Giuseppe Frapporti (1814–1885) zu. Die Werke dieser Autoren, deren Auflistung noch fortgesetzt werden könnte, sind bekannt und wurden mehrfach im historischen Kontext dargestellt (vgl. Fontana 1998, 677–682).

Inhalt des Kapitels

Sehr vielfältig, aber zum Großteil unediert und somit ungelesen sind hingegen die meisten lat. Schriften, die in diesem mit „Geschichtsschreibung" nur notdürftig überschriebenen Kapitel zu besprechen sind: In der Folge werden zunächst zwei theoretische Auseinandersetzungen mit der Geschichtsforschung besprochen, ehe in den Bereichen Altertumskunde, allgemeine Kirchengeschichte und spezielle Klostergeschichte konkrete Geschichtswerke beleuchtet werden. Am Schluss des Kapitels soll eine Gruppe von Schriften erwähnt werden, die unterschiedlich fein literarisch gestaltet wurden und die man am ehesten als „Geschichtsquellen" oder als Vorarbeiten für spätere historische Arbeiten beschreiben kann.

Geschichtsforschung

Den Beginn der Darstellung sollen zwei theoretische Schriften zur Geschichtsforschung machen, deren Sitz im Leben jeweils eine Antrittsvorlesung an der Innsbrucker Universität war. Bereits aus anderem Zusammenhang bekannt (vgl. hier S. 821) ist Giovanni Battista Graser (1718–1786), der von 1761–1779 als Profes-

1 Abgesehen von Karl Joseph Michaeler (s.u.), dessen deutsches Werk *Gestalt und Bevölkerung Tirols* unvollendet geblieben ist, wurden mit Blick auf historische Werke die „Beweise geistiger Regsamkeit" am Ende des 18. Jhs. als „nicht allzu zahlreich" bezeichnet (Mühlberger 1998, 446).

sor für verschiedene Fächer an der Innsbrucker Universität wirkte: 1775 hielt er eine erst später publizierte Antrittsvorlesung im Fach Geschichte mit dem Titel *De historici studii amoenitate atque utilitate deque historicorum delectu* („Über die Vergnüglichkeit und den Nutzen des Geschichtsstudiums und über die Auswahl der Historiker"; Innsbruck 1779). Clementino Vannetti (vgl. hier S. 694) würdigte Grasers Vortrag noch im selben Jahr recht ausführlich in seiner Funktion als Sekretär der Roveretaner Akademie in einer Notiz in seinen 1792 in Pavia auch gedruckt erschienenen *Sermones* („Gespräche"; 46–47).

Als Zweck seiner Antrittsvorlesung gibt Graser an, er wolle der studierenden Jugend zeigen, dass das Geschichtsstudium Nützliches mit Angenehmem zu verbinden weiß (7–9). Zunächst wird das Angenehme und Lustvolle am Studium beschrieben, z.B. das Kennenlernen exotischer Völker oder die Beschäftigung mit dramatischen und packenden Erzählungen (7–14). Im Abschnitt über den Nutzen des Geschichtsstudiums (14–26) führt Graser v.a. die *exempla* ins Feld, die in vielen Bereichen gute Dienste leisten. Der letzte und längste Abschnitt (26–66) ist der sinnvollen Auswahl von Historikern gewidmet. Als positiv wird Augenzeugenschaft oder das Zitieren unzweifelhafter Quellen genannt. Problematisch werden u.a. nationale oder religiöse Zugehörigkeit oder die starke Einflussnahme von Auftraggebern gesehen.

Tendenzen

Bemerkenswert ist an diesem Werk, dass das protreptische Grundanliegen durch das Anpreisen kritischer Methoden und kritischer Geschichtsbetrachtung erreicht werden soll. Gleichzeitig gibt es aber Passagen, in denen Graser unkritisch gegen bestimmte Historiker polemisiert, etwa in der Frage, ob die Welt doch älter sein könnte als die für Adam und Eva errechnete Epoche (22–26). Diese Reverenz der Kirche gegenüber mag mit dem öffentlichen Charakter der Vorlesung erklärt werden, bei der sich der neue Professor für Geschichte einem breiteren Publikum hochgestellter, sicherlich auch kirchlicher Würdenträger präsentieren wollte.

Karl Joseph Michaeler

Vergleichbar mit dem eben beschriebenen Werk dürfte die Antrittsvorlesung *De studii historici in patria necessitate* („Über die Notwendigkeit von geschichtlichen Studien im Vaterland"; TLMF, Dip. [verschollen]; zitiert nach Gasser 2, 262) des 1777 berufenen Professors für Geschichte Karl Joseph Michaeler (1735–1804; vgl. Abb. 154) gewesen sein. Der Innsbrucker unterrichtete nach seinem Eintritt in die Gesellschaft Jesu an verschiedenen süddeutschen und Tiroler Jesuitengymnasien, ehe er an die Universität seiner Heimatstadt berufen wurde. Er war Mitglied der „Tirolischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften" sowie der Freimaurerloge „Zu den drei Bergen" und fungierte als Rektor der Universität, als diese 1782 in ein Lyzeum umgewandelt wurde. Daraufhin ging er nach Wien, wo er bis zu seinem Tod als Kustos der Universitätsbibliothek wirkte. Bekannt ist er heute besonders als



Abb. 154: Porträt Karl Joseph Michaelers.

Herausgeber von Hartmann von Aues *Iwein*.[2]

Breviarium

Für den Unterricht im Fach Geschichte fertigte Michaeler eine ins Lat. übersetzte Kurzfassung der Welt- bzw. Universalgeschichte August Ludwig von Schlözers (1735–1809) an, die 1780 in Innsbruck nach einigen Problemen mit der Zensur (Wurzbach 18, 208–209) gedruckt wurde: *Breviarium historiae universalis Schloetzerianae succinctius excerptae* („Recht knapp exzerpierte Kurzfassung der Schlözerschen Universalgeschichte"). Das Werk ist in drei *aetates* („Zeitalter") eingeteilt, von denen zwei wiederum nach einzelnen Völkerschaften aufgebaut sind: Das erste reicht von Adam bis Noah (7–17), das zweite von Noah bis Kyros (18–82; Ägypter 37–54, Chaldäer und Assyrer 55–63, Phönizier 63–69, Karthager 69–71, Juden 71–76, Völker Kleinasiens 77–80), das dritte von Kyros bis Mohammed (83–270; Perser 97–101, Griechen 102–130, Römer 131–147, Germanen 148–154, Parther 158–173, Chinesen 174–199, Kelten 200–209, Kimbern 210–218, Skythen 218–223, Sarmaten 223–224, Thraker 224–240, kleinere asiatische Völker 241–265, kleinere afrikanische Völker 265–270). Den einzelnen Zeitaltern gehen tabellarische Übersichten zu Genealogie und Chronologie voraus, die den didaktischen Zweck des *Breviarium* erkennen lassen.

Altertumskunde

Nach diesen Beispielen für Forscher, die sich theoretisch mit Geschichte befassten, stellt sich die Frage, womit sich die Tiroler Historiker dieser Epoche in der Praxis beschäftigten. Wie bereits einleitend zu den italienischen Werken erwähnt, lag ein Schwerpunkt des Interesses im späten 18. und frühen 19. Jh. auf der römischen Vergangenheit des Landes. Während in der vergangenen Epoche altertumswissenschaftliche Studien zu Tirol – vertreten durch Autoren wie Anton Roschmann und Joseph Resch – dazu dienten, Tirol in den wissenschaftlichen Diskurs der Zeit zu integrieren (vgl. hier S. 743–752 und 756–761), standen diese Studien nun v.a. im Süden oft im Dienst der aktuellen Debatte über die *italianità* des Trentino und wurden programmatisch in italienischer Sprache verfasst.

2 Vgl. Gasser 2, 262; Wurzbach 18, 208–211; BS 5, 1066–1068; Enzinger 1929, 47; Mühlberger 1998, 443.

Cresseri

Doch auch lat. Texte sind zu nennen: Vor allem als Archäologe bekannt wurde der Trientner Gian Giacomo Cresseri (1732–1816; vgl. Gasser 1, 164, der als Geburtsdatum fälschlich 1707 angibt; Ambrosi 1894, 96–97). Beruflich wirkte er zunächst als Sekretär der österreichischen Gesandtschaft in Venedig, später bis zu seinem Tod in Neapel. Neben einigen italienischen Werken und einer Sammlung von Briefen an ihn (TLMF, Dip. 792/1) haben sich einige lat. Werke zu archäologischen Themen erhalten.

Inscriptiones

Sein umfangreichstes, nur hs. erhaltenes Werk sind die *Inscriptiones Romanae in agro Tridentino eiusque vicinia repertae* („Römische Inschriften, die im Gebiet von Trient und seiner Nachbarschaft gefunden wurden"; BCT, ms. 210; im Folgenden wird nach der Abschrift im TLMF, Dip. 688/2 zitiert). Bereits der Titel macht klar, dass der Autor sich in die Tradition Anton Roschmanns (vgl. hier S. 743–744) stellen, aber im Gegensatz zu diesem nicht ganz Tirol, sondern v.a. das Gebiet von Trient (daneben aber auch Brixen, s.u.) behandeln will. Dabei spielt es für ihn keine Rolle, ob sich ein römischer Inschriftenstein noch im Trentino befindet oder bereits an einen anderen Ort, z.B. nach Verona oder Rom, verbracht worden ist.

Darstellung

Die Inschriften sind in dem Stil angeordnet und aufbereitet, wie es später auch noch im CIL üblich sein wird: Jede der 52 Inschriften ist mit einer Nummer versehen, an die sich Angaben zum Fundort bzw. zum aktuellen Standort anschließen. Vor der diplomatisch getreuen Transkription wird angeführt, wer die Inschrift abgeschrieben hat (als häufigster Gewährsmann erscheint Joseph von Sperges, vgl. hier S. 989), am Ende stehen textkritische Bemerkungen und Notizen zur Datierung. Einige Steine stammen offenbar aus Cresseris Privatsammlung, so heißt es z.B. zu Nr. 12: *Tridenti*, *in aedibus Cresserii* (Bl. 15^r; „Trient, in Cresseris Haus"). An die ersten 52 Nummern des Werkes schließen sich auf Bl. 65^r–79^v weitere Inschriften an, die teilweise ungezählt, teilweise mit neuer Zählung einsetzend v.a. Belege zur römischen Vergangenheit Brixens sammeln.

Siauve

Ein weiterer Altertumswissenschaftler sei zumindest kurz erwähnt: Im Umfeld der napoleonischen Eroberungen kam Étienne Marie Siauve (1757–1812) als französischer Militärkommissar nach Krain und Udine (vgl. Vigi Fior 1993). Als aktives Mitglied der Pariser Académie celtique nutzte er seine Stellung für eingehende Studien und verfasste *De antiquis Norici viis et urbibus quaestiones* („Probleme zu den alten Straßen und Städten Noricums"; Verona 1812).

Die Schrift geht von der Besprechung eines Inschriftensteines aus, den Siauve an der Innsbrucker Universitätsbibliothek studieren konnte (III–VI). Nach der Formulierung einiger topographischer Fragestellungen, die noch der Lösung harren (darunter die bis heute nicht geklärte Frage nach der Lage von Noreia), werden die Verse 4,636–665 der *Vita sancti Martini* des Venantius Fortunatus zitiert und interpretiert (VIII–XIII). Schließlich berich-

tet Siauve, wie er aus Udine nach Zuglio gerufen wurde, um dort archäologische Funde zu begutachten (XIII–XVII), was ihn zu abschließenden Bemerkungen über die umstrittene Lokalisierung bestimmter Orte wie Sebatum oder Litamum führt, die erst viel später durch Theodor Mommsen befriedigend geklärt werden konnte.

Sehr kritisch verfährt Siauve mit Anton Roschmann (vgl. hier S. 743–744), dem er v.a. vorwirft, Inschriften aus Meran und Wilten falsch gelesen zu haben (XII Anm. 1). Andererseits ist er in aufklärerischem Geist davon überzeugt, dass eifrige Wissenschaftler, selbst in den aktuellen Kriegswirren, diese offenen Fragen lösen können, wie die folgende Stelle zeigt (XIII):

Beispiel

Quis vero tenebras adeo densas eruditionis face pellet, nisi clarissimi viri, qui scientias litterasque colunt animi ardore tam indefesso ac perseverantia tam constanti, ut neque rerum vicissitudines neque belli motus a fine proposito eos deterrere possint?

Wer aber könnte diese so undurchdringlichen Nebel mit der Fackel der Bildung vertreiben, wenn nicht hochberühmte Männer, die gelehrte Wissenschaft mit unauslöschlicher Glut im Herzen und Durchhaltevermögen so pflegen, dass sie weder die Unbilden der Zeiten noch Kriegswirren von ihrem angestrebten Ziel abbringen können?

Während die weltliche Geschichte nunmehr hauptsächlich in deutscher bzw. italienischer Sprache geschrieben wurde, zeigt sich im Bereich der Kirchengeschichtsschreibung ein anderes Bild. Hier werden sowohl die Weltkirche betreffende als auch regional spezifische Werke nach wie vor in lat. Sprache verfasst:

Kirchengeschichte

Possidius Fent (1742–1826) stammte aus Bozen und gehörte seit 1761 der Gemeinschaft der Augustiner-Chorherren in Neustift (Profess 1765) an. Im Jahr seiner Priesterweihe 1767 ging er ans Stift Polling in Oberbayern, dem mit Franz Töpsl (1711–1796) ein bedeutender, den Typ des barock-aufgeklärten Prälaten verkörpernder Gelehrter vorstand. Seit 1770 wieder in Tirol, war Fent zunächst als Repetitor der Philosophie, dann teils als Professor für Kirchengeschichte in seinem Stift, teils als Vikar in diversen diesem inkorporierten Pfarren tätig (Cernik 1905, 293; Gelmi 1992, 267–268).

Possidius Fent

1782 erschien sein *Conspectus historiae ecclesiasticae nova methodo elaboratae* („Überblick über die Kirchengeschichte, nach neuer Methode erarbeitet"; Innsbruck 1782), eine umfangreiche Darstellung, in deren Vorwort Fent ein ausgeprägt katholisch-apologetisches Anliegen erkennen lässt. Er sieht seine Tätigkeit im Kontext des reichen, vom Bestreben nach Systematisierung der Disziplinen getragenen wissenschaftlichen Schrifttums, das durch die unter Maria Theresia erlassenen Neuerungen im theologischen Studium angeregt worden sei. Der Kirchengeschichte habe

Apologie

bislang allerdings zu wenig Aufmerksamkeit gegolten. Dies sei umso bedauerlicher, als protestantische Autoren in diesem Bereich schon seit langem eifrig tätig seien, deren Werke *ad miseros homines in errore detinendos plurimum … valere videntur* (S. 7; „in hohem Maße dazu geeignet erscheinen, […] die elenden Menschen im Irrtum festzuhalten"). Er sieht in den Protestanten vor allem deshalb Feinde der Religion, weil sie behaupteten, die heutige katholische Kirche hätte mit jener der ersten drei Jahrhunderte nichts mehr gemeinsam: In Wirklichkeit habe sie sich, wie er auch mit dogmenspezifischem Interesse feststellt, von ihren Ursprüngen überhaupt nicht entfernt. Namentlich erwähnt er unter seinen wissenschaftlichen Gegnern u.a. Johann Lorenz von Mosheim (1693–1755), einen als Begründer der modernen Kirchengeschichtsschreibung bekannt gewordenen aufgeklärten protestantischen Theologen (BBKL 6, 196–204). Die vorhandenen Arbeiten (auch französische und italienische) katholischer Verfasser unterzieht er einer kritischen Sichtung und beurteilt sie nach Maßgabe ihrer Brauchbarkeit für die deutsche Geschichte.

pragmatische Geschichtsschreibung

Fent will mit seinem in fünf Kapitel gegliederten (1. von den Anfängen bis Konstantin dem Großen, 2. bis Karl dem Großen, 3. bis Papst Gregor VII., 4. bis Martin Luther, 5. bis in die Gegenwart) Werk einen Beitrag zu einer pragmatischen Kirchengeschichtsschreibung leisten. Darunter versteht er eine Art der Darstellung, die nicht nur Fakten zur Kenntnis nimmt, sondern durch die Mitberücksichtigung kultureller, philosophischer, mentalitätsgeschichtlicher und sozialer Aspekte umfassende Epochenbilder entwirft; auf diese Weise sollen dem Leser Bezugspunkte vermittelt und somit unmittelbarer Nutzen gebracht werden.

Vorbilder

In der an den Kirchengeschichtsschreiber gestellten Forderung nach wissenschaftlicher Vorbereitung auf höchstem Niveau unter besonderer Berücksichtigung der Väterzeit dürfte die in Polling erfahrene Prägung durch Franz Töpsl nachgewirkt haben, der ebenfalls entsprechende Schwerpunkte gesetzt hatte und in seiner historischen Tätigkeit von der französischen Schule der Mauriner beeinflusst war (BBKL 12, 263–266). In seiner konservativen Grundhaltung konnte sich Fent teilweise an dem von ihm auch zustimmend erwähnten Heidelberger Lehrstuhlinhaber für Kirchengeschichte Johannes Jung SJ (1746–1793) orientieren, der gleich ihm einen exegetischen Schwerpunkt setzte und dem Studium der Kirchenväter sowie dem Verständnis derselben im Laufe der Zeit großes Gewicht beimaß. Der Kirchengeschichte als Disziplin räumte Fent allerdings einen ungleich höheren Stellenwert ein als Jung.

Andreas Benedikt Feilmoser

An der Universität Innsbruck lag die Kirchengeschichte seit 1803 in den Händen des Andreas Benedikt Feilmoser (1777–1831) aus Hopfgarten (Brixental). Zunächst Mönch in Fiecht, fühlte er sich seit der durch die bayerische Regierung verfügten Klosteraufhebung nicht mehr als Mitglied des Konventes – wie er überhaupt den Orden keinen positiven Wert zuerkannte. In dieser Haltung kommt eine betont

aufgeklärte Grundeinstellung zum Ausdruck. Anstoß erregte er mit seinen 1803 in Innsbruck gedruckten *Animadversiones in historiam ecclesiasticam* („Beobachtungen zur Kirchengeschichte"): Im Sinn des Toleranzgedankens der Aufklärung ortet er in der Frühgeschichte der Kirche größere Denkfreiheit. Auf besonders vehemente Ablehnung stieß die Aussage, die Bischöfe hätten erklärt, durch sie selbst werde den Menschen kein Nachlass der Sünden gewährt, sie würden sie nur zur Erkenntnis der Sünden führen. Als nicht minder spektakulär wurde die Ansicht empfunden, seit dem 4. Jh. sei man allmählich zur Heiligenverehrung um ihrer selbst willen übergegangen, während man vorher die Heiligen nur in Hinblick auf die Besserung des Menschen verehrt habe (Mitterbacher 1962, 175–189; Coreth 1995, 61–62). In der Zeit der bayrischen Herrschaft ein höchst anerkannter akademischer Lehrer, musste Feilmoser seit 1815 mehrfach Untersuchungen gegen seine Person in Kauf nehmen, die 1820 zu seiner Entfernung aus dem Lehramt führten (Mitterbacher 1962, 196–206).

Leo Delay

Ein umfangreiches kirchengeschichtliches Werk aus dem Jahr 1816 stammt vom Augustiner-Chorherrn Leo Delay aus San Michele: *Prospectus chronologicus historico-ecclesiasticus omnium temporum (seu chronologicae tabellae parallelae) novi generis ad unam successivam lineam omnia facta coaetanea reducens, perutilis ad Sacrarum Scripturarum, historiae generalis, praecipue ecclesiasticae, cognitionem suis annotationibus illustratus* („Chronologische historisch-kirchliche Zusammenschau aller Zeiten oder neuartige parallele Zeittafeln, die alle gleichzeitigen Ereignisse auf einer Linie darstellen, nützlich zur Kenntnis der Heiligen Schrift, der Geschichte allgemein und besonders der Kirchengeschichte, mit Anmerkungen versehen"; PBBZ, E 1). Obwohl das Augustiner-Chorherrenstift San Michele all'Adige 1807 im Zuge der Säkularisation aufgehoben wurde, bezeichnet sich Delay auf dem Titelblatt seiner Schrift als „C.R.L.S.M. ad A." *(canonicus regularis Lateranensis Sanctae Mariae ad Athesin),* vielleicht in der Hoffnung, dass das Stift wieder eingerichtet werde.

Struktur

Der *Prospectus* gliedert sich in drei, in der Blattzählung jeweils neu einsetzende Teile: Der erste Teil behandelt die Epochen vom Anbeginn der Welt bis zum Jahr 400. Der zweite Teil erstreckt sich von 400 bis 1500, während der dritte die Zeit von 1500 bis 1800 abdeckt. Der Stoff ist in Tabellen angeordnet: In der ersten Spalte werden Jahreszahlen (gerechnet vom Anbeginn der Welt) und allgemeine Fakten geboten, während in den folgenden Spalten Ereignisse aus speziellen Ländern mit markanten Persönlichkeiten aus Kunst und Wissenschaft eingetragen sind. Das Werk endet mit einer wortgewandten Geißelung aktueller Missstände, die die Veränderungen des 18. Jhs. mit sich gebracht hätten (Teil 3, Bl. 88^r–90^r); der letzte Satz lautet: *Saeculum hoc sane illuminatum vocari poterit, sed ubi daemon candellam tenuit.* („Dieses Jahrhundert wird man sicherlich das aufgeklärte nennen können, in dem allerdings der Teufel die Kerze gehalten hat!") In späterer Zeit wurde zur leich-

teren Benutzung des Werkes ein Repertorium zu allen vorkommenden Eigennamen angelegt (*Repertorium prospectus chronologici*; PBBZ, E 17a).

Giovanni P. Beltrami

Als weiterer Vertreter der Kirchengeschichtsschreibung ist der Geistliche Giovanni P. Beltrami (1780–1843) zu nennen,[3] der bereits als lat. Redner erwähnt wurde (vgl. hier S. 951). Zudem verfasste er Erzählungen in italienischer Sprache, eine italienisch-lat. Sammlung von Trientner Sprichwörtern[4] und diverse lat. Leichenreden.

Specimen

Sein historisches Werk trägt den Titel *Specimen fastorum ecclesiae Roboretanae* („Skizze der Kirchengeschichte von Rovereto") und erschien 1836 in Rovereto. Beginnend mit der Gründung der Stadt Rovereto im 12. Jh. werden in chronologischer Folge die Errichtung kirchlicher Bauten, die Einrichtung von Stiftungen und religiösen Gemeinschaften sowie wichtige kirchliche Persönlichkeiten kurz genannt. Das Werk schließt mit der Ernennung des Ignazio Sardagna zum Erzpriester, dem das Buch auch gewidmet ist. Wie knapp und konzentriert die Darstellung ist, zeigt der Abschnitt über das Jahr 1810 (28):

> *MDCCCX Iterum clades et calamitates. Templum divi Rochi profanatum est. Patres Franciscales Reformati, Patres quoque Franciscales Capulati eorum collegio dissoluto Galliae Imperatoris et Regis Italiae decreto ex eorum Coenobio migrare iussi sunt.*

> 1810, wiederum Chaos und Katastrophen. Die Kirche St. Rochus wurde geschändet. Die reformierten Franziskaner und die Kapuziner-Patres mussten nach der Auflösung ihrer Klöster auf Befehl des französischen Kaisers und italienischen Königs ihre Klostergemeinschaften verlassen.

Rezeption

Das kleine Werk erfreute sich in der Folge großer Beliebtheit. Es wurde von Anatalone Bettanini 1876 ins Italienische übersetzt und inhaltlich aktualisiert. Später setzte es Gaetano Fogolari bis ins Jahr 1904 fort. Heute stehen zwei moderne Ausgaben zur Verfügung (Beltrami 1895; Bonapace 1991).

Niederweger

Josef Valentin Niederweger wurde 1753 in Mühlen in Taufers geboren. Nach dem Studium in Hall, Innsbruck und Brixen wurde er 1777 zum Priester geweiht und wirkte ab 1787 als Notar am Brixner Domkapitel. Bis zu seinem Tod 1822 widmete er sich intensiv historischen Studien zu seiner Heimat (Tiroler Bote 1823, Nr. 18, 72; Gasser 3, 23–24).

---

3 Vgl. Wurzbach 1, 252; Ambrosi 1894, 161–162; Bonapace 1974/75; Bonapace 1991.

4 *Cento proverbi volgari trentini. Parafrasati e ridotti alla lingua ed al genio maccaronico, italiano e latino* (Trient 1870).

Auf Lat. verfasste er eine *Series plebanorum ecclesiae parochialis in Imst* („Reihe der Geistlichen der Pfarrkirche von Imst"; TLMF, Dip. 212/4). Im Proömium (3–7) beklagt Niederweger zunächst, dass für die Geschichte der Pfarre Imst vor dem 13. Jh. keine Quellen mehr zur Verfügung stehen. Seit 1371 liege das Patronatsrecht für Imst beim Brixner Domkapitel, das seither auch Gewinne aus der Pfarre gezogen habe. 1803 seien die Rechte des Kapitels aufgehoben worden, das Präsentationsrecht habe seither beim Tiroler Landesherrn gelegen. Abgeteilt nach Jahrhunderten folgen 46 Kapitel, die mit den jeweiligen Pfarrherren von Imst überschrieben sind, beginnend 1267 mit Conradus de Puchelen (7–8) und endend mit Peter Paul Schweighofer (48), der sein Amt in Imst im März 1820 antrat. Die Angaben zu den Geistlichen sind oft technisch, aber mitunter kann Niederweger mit persönlichen Kommentaren nicht zurückhalten, z.B. bei Joseph Kapferer, der unter bayerischer Herrschaft in Imst wirkte und dessen Rückzug angeblich aus gesundheitlichen Gründen nur ungläubiges Kopfschütteln, im Text angedeutet durch „(=??!!)", hervorruft (47):

Series plebanorum

> *44. Iosephus Kapferer. Oenipontanus, olim ordinis sancti Francisci reformatorum canonicorum Leop.*[5] *ac parochus Caldariae in valle Athesina in parochum et decanum ruralem districtus Imstensis designatus a regimine Bavaro 18 Decembris 1810. Ob sinistram valetudinem (=??!!) resignavit parochiam, reservata sibi pensione 500 florenum vi decreti regii Bavari 10. Octobris 1812 migravit Oenipontum suam patriam.*

> 44. Joseph Kapferer. Innsbrucker, einst Franziskaner der Leopoldininschen Provinz [?] und Pfarrer in Kaltern im Etschtal, zum Pfarrer und Landdekan des Imster Distriktes von der bayerischen Herrschaft am 18. Dezember 1810 bestimmt; wegen seiner schlechten Gesundheit (=??!!) zog er sich von seiner Pfarre zurück, behielt sich eine Pension von 500 Gulden durch ein Dekret der bayerischen Herrschaft vor und zog am 10. Oktober 1812 in seine Heimatstadt Innsbruck.

Umfangreiche narrative Geschichtsschreibung in lat. Sprache mit Blick auf das Land Tirol findet in dieser Epoche nur mehr in den Stiften und Klöstern statt. Hier allerdings entstehen monumentale Werke, die durch ihren Umfang und ihre Akribie zu den eindrucksvollsten Zeugnissen der Tiroler Latinität zählen.

narrative Geschichtsschreibung

Die Lebenszeit des ältesten hier zu besprechenden Historikers fällt fast zur Gänze in die vorherige Epoche; weil er die meisten seiner im vorliegenden Zusammenhang relevanten Werke in seinen letzten Lebensjahren verfasst hat, soll er dennoch hier

Vigilius Greiderer

5 Die Hs. hat *Leob*.

den Anfang machen: Vigilius Greiderer OFM (1715–1780).[6] Der gebürtige Kufsteiner trat nach dem Schulbesuch bei den Jesuiten in Hall und dem Studium der Philosophie an der Innsbrucker Universität 1735 ins Franziskanerkloster Schwaz ein. Bei Tätigkeiten in verschiedenen Nordtiroler Klöstern erwachte sein historisches Interesse; aus dieser frühen Zeit stammen geographische Karten über die Ordensprovinzen Deutschland, Ungarn und Polen.[7] Entscheidend wurde für Greiderer als Historiker aber der Besuch des Generalkapitels in Valencia 1768, wo ihn der Ordensgeneral Paschalis a Varisio, der sich eine Fortsetzung der Ordensannalen des irischen Franziskaners Lukas Wadding (1588–1657) wünschte, zur Intensivierung seiner Arbeiten anspornte. 1774 wurde Greiderer, der eifrig an den Annalen arbeitete, zum Provinzvikar gewählt und erlebte bis zu seinem Tod in Schwaz nur mehr die Veröffentlichung des ersten Bandes seines Hauptwerkes im Jahr 1777.

Werk

Greiderers literarisches Hauptinteresse galt der Geschichte des Franziskanerordens, besonders in Deutschland. Eine wichtige Grundlage waren für ihn die einzelnen *Protocolla*, meist dickleibige Folianten, die in annalistischer Manier umfangreiches Material zur Geschichte des jeweiligen Klosters oder der gesamten Provinz verarbeiten.[8] Auf dieser Grundlage verfasste Greiderer zunächst Spezialgeschichten einzelner Klöster, die er dann zu einem Werk kombinierte: *Germania Franciscana seu chronicon geographico-historicum ordinis sancti patris Francisci in Germania* („Franziskanisches Deutschland oder geographisch-historische Chronik des Ordens des Hl. Franziskus in Deutschland"), die General Paschalis a Varisio gewidmet ist. Im ersten Band (Innsbruck 1777) werden die kroatisch-krainische, die österreichische, die böhmische und die schlesische Provinz, im zweiten Band (Augsburg 1781) die tirolische, bayerische, tridentinische und helvetische Provinz behandelt. 1894 wurde das Kapitel über die tirolische Provinz in Florenz separat herausgegeben. Im Archiv des Schwazer Franziskanerklosters fanden sich (zwischenzeitlich verschollene, vgl. Tuzer 1939, 63) umfangreiche Vorarbeiten Greiderers für einen dritten Band zur Straßburger, thüringischen und Kölner Provinz. Teile daraus hat Fußenegger 1964 veröffentlicht.

Aufbau

Bei jeder Provinz findet sich zunächst eine geographische Beschreibung und eine chronologisch geordnete Zusammenstellung der weltlichen Geschichte. Es schließt sich die Beschreibung der einzelnen Klöster mit Geschichte des Ortes, Gründung

6 Greiderers Biographie wurde wiederholt dargestellt: Greiderer, Germania Franciscana, Bd. 2, 218; Zorndorf 1843; Ehrenberger 1861/62, 8 Anm. 5 (tadelt zu Unrecht den „matten Styl und das schlechte Latein" Greiderers); Holaus 1873/74, 17; Chronica 1894, V–VIII; ADB 49, 532–533; Gasser 2, 53; Tuzer 1939, 62–64; Fußenegger 1964, 7–8.

7 *Germania Seraphico-Observans* (Augsburg 1751); *Hungaria Seraphico-Observans* (Augsburg 1752); *Polonia Seraphico-Observans* (Augsburg 1754).

8 Die lat. *Protocolla* der Tiroler Franziskanerprovinz reichen von 1580 bis 1900 und finden sich in OFM PA, Cod. 4a, 4b, 5 und 6; zudem bietet Cod. 115 eine Materialsammlung bis 1875.

und Beschreibung der Kirche an. Am Schluss jeder Provinz werden unter dem Titel *dignitas provinciae* („Ehrenglanz der Provinz“) in einer Art Heldenschau besonders herausragende Ordensmänner und -frauen gewürdigt, ehe das Kapitel mit einem kurzen Ausblick auf die Kapuziner- und Minoritenklöster der Provinz abgeschlossen wird.

Beispiel

Als Beispiel möge der Beginn der Ausführungen Greiderers zur Tiroler Provinz dienen, in denen er speziell auf die erste Begegnung des Hl. Franziskus mit Tirol und die weniger freundliche Aufnahme seiner ersten Brüder eingeht (Bd. 2, 3):

> *Traditio a pluribus saeculis continuata dat, quod Sanctus Franciscus, priusquam fundamenta sui Ordinis foderet, negotio sui patris, nempe mercaturae, vacans Bulsanum, celeberrimum Tyroleos emporium ab Italis maximo numero frequentatum salutaverit ibique in sanctissimae Missae Sacrificio ministrum Altaris egerit. In stabile huius actus monumentum campanula, quam Divus in Missae ministerio pulsasse dicitur, restat eximia virtute contra mugientia irato caelo tonitrua aerisque fulgura praedita. Ordine Minoritico fundato et in ampliorem formam extenso per suos Fratres Tyrolim invisit. Agmen primum Fratrum duxit Joannes a Penna, in aditu Germaniae credibilius per Tyrolim tentato ob linguae imperitiam male exceptus et ad reditum* […] *compulsus.*

> Die über mehrere Jahrhunderte erhaltene Überlieferung berichtet uns, dass der Hl. Franziskus, noch bevor er seinen Ordens gründete, im Auftrag seines Vaters, der bekanntlich Kaufmann war, nach Bozen in die berühmteste Handelsstadt Tirols kam, wo sich zahlreiche Italiener aufhielten. Dort hat er bei der heiligsten Messe als Altardiener gewirkt. Zum ewigen Andenken an diesen Akt gibt es noch das Glöckchen, das der Heilige bei der heiligen Messe geläutet haben soll; es ist von einzigartiger Wirksamkeit gegen Donnerschläge, die brüllen, wenn der Himmel zürnt, und Blitze aus der Luft. Nach der Gründung und Ausbreitung des Franziskanerordens schickte er seine Brüder nach Tirol. Die Vorhut führte Giovanni a Penna, der allerdings bereits beim Eingang nach Deutschland, den er wahrscheinlich durch Tirol versucht hat, wegen der Unkenntnis der Sprache schlecht aufgenommen und zur Rückkehr […] gezwungen wurde.

Dismas Tuzer

Kurz vor Greiderers Tod erblickte ein anderer Mann das Licht der Welt, der sich um die Geschichtsschreibung des Franziskanerordens in Tirol große Verdienste erwerben sollte, nämlich Dismas Tuzer (1779–1859; vgl. Abb. 155)[9] aus Unterinn am

9 Vgl. v.a. Orgler 1881, dem autobiographische Aufzeichnungen Tuzers zur Verfügung standen; daneben Anonymus 1856; Probst 1858, 145; Ehrenberger 1861/62, 3; Gasser 4, 118; Wurzbach 48, 167–170; Nothegger 1950, 68–69; Grass 1953, 518; Gschließer 1956; 1957; 1965; Nössing 1984, 66–67; Ruggenthaler 2005; Naupp/Reiter/Ruggenthaler 2009, 279.

Ritten. Er besuchte zunächst das Gymnasium in Bozen und die Universität in Innsbruck, wo er 1798 in den Franziskanerorden aufgenommen wurde. Bis zu seinem Lebensende wirkt er in der Hauptsache als gestrenger Schulmann: Zunächst unterrichtete er am Gymnasium der Franziskaner in Hall, ab 1806 in Bozen, wo er nach Unterbrechungen während der bayerischen Herrschaft 1816 zum Präfekten ernannt wurde. 1824 wurde er zum Provinzial gewählt und bekleidete gleichzeitig die Stelle des Gymnasialpräfekten in Hall. 1838 kehrte er für zwei Jahre als Präfekt nach Bozen zurück, ehe er sich nach Kaltern zurückzog, wo er 1859 verstarb.



Abb. 155: Porträt Dismas Tuzers.

Werkübersicht

Die Arbeit an der Schule ließ Tuzer dennoch Zeit, sich intensiv mit der Geschichte seines Ordens zu beschäftigen. Er verfasste mehrere Werke, die sich hs. im OFM PA erhalten haben: eine *Historia provinciae Tyrolensis ordinis Franciscanorum per omnes 12 annos*, *quibus Dismas Tuzer fuit provincialis* („Geschichte der Tiroler Franziskanerprovinz durch alle zwölf Jahre, in denen Dismas Tuzer Provinzial war"), ein *Necrologium provinciae*, *in quo vita virorum maioris celebritatis narratur* („Provinznekrolog, in dem das Leben der bekannteren Männer erzählt wird") und ausgehend von diesen Studien ein umfangreiches *Chronicon provinciae Tyrolensis Fratrum Minorum* („Chronik der Tiroler Franziskanerprovinz"; Cod. 108),[10] das die Jahre 1765 bis 1836 behandelt. *Collectanea pro continuatione praedicti Chronici* („Sammlungen für die Fortsetzung der genannten Chronik") enthalten Material zu seiner Weiterführung bis ins Jahr 1854.

Chronicon

Das *Chronicon* (vgl. Lindner 1886, 122), das 1765 mit den für die österreichischen Klöster einschneidenden Reformen unter Maria Theresia beginnt und im annalistischen Schema voranschreitet, gliedert sich in drei Sektionen: In der ersten werden Ereignisse geschildert, die die gesamte Provinz betreffen, in der zweiten

10 Von dem hs. Werk wurden mehrere Abschriften angefertigt (Cod. 113, 113a) und u.a. nach Rom geschickt, nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Kanonisierungsprozess der Maria von Mörl (vgl. hier S. 1146), die Tuzer in der dritten Sektion (s.u.) behandelt.

Vorkommnisse in den einzelnen Klöstern (Bozen, Säben, Salzburg, Reutte, Kaltern, Hall, Innichen, Lienz, Innsbruck, Brixen, Telfs, Hundsdorf im Pinzgau) berichtet und in der dritten berühmte Persönlichkeiten vorgestellt. Dabei behandelt Tuzer zunächst Männer, die sich durch Tugenden ausgezeichnet haben, dann verdiente Wissenschaftler. Appendizes zu den Sektionen behandeln die einzelnen Provinzkapitel und die Ereignisse in der vorderösterreichischen Provinz sowie die Geschicke einiger Frauenklöster.

Beispiel

Als Beispiel dafür, wie engagiert im Sinn des eigenen Ordens Tuzer berichtet, mögen seine Ausführungen zum Jahr 1797 aus der ersten Sektion seines Werkes dienen (24–25):

1797. Mensibus Martis et Aprilis conventus Bulsanensis et Caldariensis necnon residentia Brixinensis sub Gallorum erant potestate. His autem mox devictis ac ex tota Tiroli expulsis mense Maio capitulum provinciale sine timore celebrari potuit. Provincia tunc numerabat 125 sacerdotes, 2 clericos studentes in universitate Oenipontana, 2 novitios clericos et 29 laicos, ergo 158 individua, non computatis scilicet 23 sacerdotibus adhuc expositis. Huc usque pauci iuvenes adsperabant ad ordinem, partim ob motus bellicos et incertum belli exitum, partim propter imminutum valde in studiosa iuventute spiritum pietatis et religionis, partim propter innumeras difficultates a quolibet ordinis candidato superandas. Nam a. ordinem ingredi non licebat ante absoluta in universitate aliqua Caesarea cum bono progressu studia philosophica et sine speciali consensu aulae Viennensis, qui quidem saepius per 4, immo et 6 menses ab officialibus vel Oeniponti vel Viennae retardabatur; b. studia theologica in universitate Oenipontana erant prosequenda; c. professio ante expletum 24tum aetatis annum adhuc nemini concedebatur.

1797. In den Monaten März und April befanden sich die Klöster von Bozen und Kaltern sowie die Residenz in Brixen unter französischer Kontrolle. Nach dem Sieg über die Franzosen, die überall aus Tirol vertrieben wurden, konnte im Mai das Provinzkapitel ohne Furcht abgehalten werden. Die Provinz umfasste damals 125 Priester, zwei Kleriker, die noch an der Innsbrucker Universität studierten, zwei Novizen, die Kleriker waren, und 29 Laien, insgesamt also 158 Personen, nicht mitgerechnet die 23 Priester, die sich noch in der Expositur befanden. Bis dahin wollten nur wenige junge Leute in den Orden eintreten, teils wegen der Kriegswirren und wegen des ungewissen Kriegsausganges, teils weil die religiöse und fromme Gesinnung bei den Studenten sehr geschwunden war, teils wegen der unzähligen Schwierigkeiten, die von jedem Beitrittskandidaten zu überwinden waren. Es war nämlich (a) nicht erlaubt, in den Orden einzutreten, wenn man nicht vorher an irgendeiner kaiserlichen Universität die philosophischen Studien mit gutem Erfolg abgeschlossen hatte und wenn man keine Spezialerlaubnis des Wiener Hofes vorweisen konnte, die jedoch häufig bis zu vier oder gar sechs Monate von den Beamten in Innsbruck oder Wien zurückgehalten wurde. Man musste (b) an der Innsbrucker Universität Theologie

studieren. Es wurde (c) keinem vor dem vollendeten 24. Lebensjahr das Ablegen der Gelübde gestattet.

Compendium protocolli

Für den schnelleren Gebrauch der dickleibigen Provinzprotokolle fertigte Tuzer ab 1828 ein *Compendium protocolli provinciae* („Zusammenfassung des Provinzprotokolls"; OFM PA, Cod. 6a) an. Er schloss damit an eine frühere Kurzfassung an, die bis ins Jahr 1674 reichte. Die später von anderen fortgesetzte paginierte Hs. umfasst auf 168 Seiten die wichtigsten Ereignisse aus den Jahren 1674 bis 1862. Die Struktur der Bände, aus denen die Zusammenstellung kompiliert wurde, sowie Tuzers Arbeitsfortschritt sind dokumentiert. So heißt es z.B. auf S. 19: *finis tomi I., 29. Martii 1830* („Ende des ersten Bandes, 29. März 1830"). Inhaltlich werden v.a. Personalnachrichten sowie für den Alltag wichtige Regelungen aufgenommen.

1809

Die außergewöhnlichen Ereignisse des Jahres 1809 fanden besonderen Niederschlag in Tuzers eigener Lebensgeschichte *Relatio annuorum eventuum, quos in vita sua vel expertus est vel vidit vel audivit* („Bericht über die jährlichen Ereignisse, die ihm in seinem Leben widerfahren sind, die er selbst gesehen oder von denen er gehört hat"; OFM PA, Cod. 99). Seinen Augenzeugenbericht aus dem Tiroler Schicksalsjahr haben Naupp/Reiter/Ruggenthaler 2009, 279–287 in deutscher Übersetzung vorgelegt.

Amandus von Freising

Ebenfalls mit den Ereignissen von 1809 beschäftigt sich eine kleine Schrift des Amandus von Freising OFM (1734–1818), eines adeligen Innsbruckers, der seit 1751 in verschiedenen Klöstern der Tiroler Franziskanerprovinz wirkte. Von 1806 bis zu seinem Tod war er Bibliothekar und Provinzarchivar im Kloster Schwaz, was ihm die Möglichkeit zu historischen Studien bot. In seiner *Relatio synoptica tristissimorum eventuum, quae anno 1809 strepente bello Gallo-Bavarico in Tiroli, praesertim Suazii, contigere* („Zusammenschau der überaus traurigen Ereignisse, die sich im Jahr 1809 im französisch-bayerischen Krieg in Tirol und besonders in Schwaz zugetragen haben"; OFM PA, Cod. 110) liefert er auf 15 Seiten eine packende Schilderung des Aufstandes,[11] die in deutscher Übersetzung bei Naupp/Reiter/Ruggenthaler 2009, 270–279 nachgelesen werden kann.

Philipp Nerius Puell

Wenden wir uns nach den Franziskanern nun den Augustinern zu: Einer der produktivsten Tiroler Historiker überhaupt war der Neustifter Chorherr Philipp Nerius Puell (1728–1801).[12] Der gebürtige Bozner kam schon früh als Singknabe

11 Die Schrift endet mit einem Chronogramm (zweimal 1809) in Form eines elegischen Distichons: *oMnIpotens beneDIC (en! fLoret) paCIs oLIVae/IaM paCe aCCepta Da sIne fIne frVI* („Allmächtiger, segne den Olivenzweig des Friedens – siehe, er blüht! – und lass uns den Frieden, den wir eben erhalten haben, ewig genießen!").

12 Vgl. Sinnacher 1821–1835, Bd. 1, XL (mit einem Katalog der wichtigsten Briefpartner); di Pauli



Abb. 156: Frontispiz von Philipp Nerius Puells *Heiligmäßiger Lebenswandel des seligen Hartmanni, Bischofen zu Brixen in Tyrol* mit Ansicht von Neustift, Brixen 1768.

nach Neustift, wo er 1746 eingekleidet wurde. Nach der Priesterweihe 1751 wurde er als Seelsorger in verschiedene Umlandgemeinden entsandt und erst gegen Ende seines Lebens ins Stift zurückgerufen, wo er sich ganz seinen historischen Interessen widmen konnte, ehe er 1801 verstarb. Wann immer es seine Zeit erlaubte, sammelte und kopierte Puell Materialien aus dem Stiftsarchiv, eine Arbeit, die zunächst in eine deutsche Biographie des Stiftsgründers Hartmann mündete (vgl. Abb. 156).[13] Parallel führte er eine beeindruckende Korrespondenz mit einer Vielzahl von führenden Gelehrten seiner Zeit. Briefabschriften aus den Jahren 1756–1765 haben sich erhalten (SEM, C 15); Schreiben von Puell finden sich auch im Nachlass Cassian Primissers (vgl. hier S. 761–763).

Catalogus

Puells erstes lat. Werk ist der *Catalogus praepositorum, decanorum et canonicorum cathedralis ecclesiae Brixinensis in monumentis Neocellensibus occurrentium* („Katalog der Pröpste, Dekane und Kanoniker des Domes von Brixen, wie sie in Neustifter Dokumenten vorkommen“; TLMF, Dip. 1326/8). Dieser *exiguus litterarius labor* (Bl. 1r; „ganz kleine literarische Arbeit“) entstand auf Bitten des Dekans des Brixner Domkapitels, dem er auch gewidmet ist. Nach der Widmungsepistel folgen 141 Einträge zu einzelnen Personen aus der Zeit von 1140 (Jahr der Wahl Hartmanns zum Bischof von Brixen) bis 1480 mit Namensnennung, kurzen biographischen Angaben und Zitaten aus den Neustifter Urkunden, in denen die jeweiligen Personen erwähnt werden. Das Werk schließt mit einer Liste der Pröpste und Dekane aus derselben Zeit (Bl. 9v). An Puells deutsche Hartmann-Biographie fügt sich eine „Nachricht von allen Pröpsten im Kloster Neustift und was sich unter derselben Regierung Merkwürdiges zugetragen“ mit Einträgen bis ins 18. Jh., für die Puell sicherlich seinen *Catalogus* benutzt hat.

Grafen von Andechs

Leider verschollen ist eine lat. Abhandlung über die Grafen von Andechs und Tirol im 12. und 13. Jh., die Puell der kurbayerischen Akademie der Wissenschaften vorlegte. Erhalten haben sich aber umfangreiche Notizen, Abschriften von Urkunden und Exzerpte: *Collectanea diplomatica de comitibus Andecensibus et Tirolensibus* („Urkundensammlung über die Grafen von Andechs und Tirol“; TLMF, Dip. 959; vgl. di Pauli 1825, 40). Puell widersprach in der Abhandlung anderen Forschern wie z.B. Anton Roschmann (vgl. hier S. 743–744) und behauptete, dass die Grafen von Andechs nie Herren von Tirol waren. Die Arbeit war erfolgreich, Puell wurde 1785 zum außerordentlichen Akademiemitglied ernannt.

Historia Tyrolensis

Gegen Ende seines Lebens fasste Puell den Entschluss, eine umfassende politische und Kirchengeschichte Tirols zu verfassen, und trat mit Martin Gerbert von

1825; Gasser 3, 117–118; Wurzbach 24, 55–56; Prast 1953; Černík 1905, 293; Gelmi 1992, 267; Peintner 1997, 221.

13 *Heiligmäßiger Lebenswandel des seligen Hartmanni, Bischofen zu Brixen in Tyrol* (Brixen 1768).

Hornau, dem Fürstabt von St. Blasien und Leiter des großen Forschungsprojektes *Germania Sacra*, in Verbindung. Doch Puell hatte sich zu viel vorgenommen und konnte sein Werk nicht abschließen: Vier dickleibige Folianten sind als beeindruckender Torso von dieser Arbeit übrig geblieben. Puell hat die Manuskripte selbst an Andreas di Pauli übergeben,[14] durch den sie in die Bibliothek des TLMF gelangten.

gestörte Ordnung

Das Werk trägt den Titel *Historia Tirolensis profana et ecclesiastica ordine chronologico per indefessum multorum annorum laborem congesta* („Weltliche und kirchliche Tiroler Geschichte in chronologischer Ordnung, in unermüdlicher Arbeit über viele Jahre zusammengetragen"). Die Anordnung und Nummerierung der Bände scheint durcheinander gekommen zu sein: Der erste Band (TLMF, Dip. 1320) umfasst 528, der zweite (Dip. 1321) 337 paginierte Seiten. Der dritte Band trägt die Signatur Dip. 1323 und umfasst 349 Seiten, während die Paginierung des vierten Bandes (Dip. 1322) mit S. 529 beginnt, also offenbar an die des ersten Bandes anschließt, während sein Inhalt sich als Appendix zum zweiten Band erweist.

Der erste Band reicht vom 1. bis ins 13. Jh., der zweite Band behandelt das 14. Jh., der dritte das 15. Jh. und der vierte Band wieder das 14. Jh. Im Vorwort des ersten Bandes (1–3) preist Puell die Bedeutung des Landes Tirol und beschreibt seine allgemeine Natur. Grundsätzliche Ausführungen zur römischen Vergangenheit Tirols leiten zum 1. Jh. (3–9) über. Der weitere Stoff des ersten Bandes verteilt sich wie folgt: 2. Jh. (9–10), 3. Jh. (10–13), 4. Jh. (14–24), 5. Jh. (24–29), 6. Jh. (29–38), 7. Jh. (39–41), 8. Jh. (42–52), 9. Jh. (52–65), 10. Jh. (65–83), 11. Jh. (83–108), 12. Jh. (108–200), 13. Jh. (200–282 politische Geschichte, 283–528 Kirchengeschichte). Allgemeine Einleitungen zur Tiroler politischen (1–136) und Kirchengeschichte (137–335) eröffnen auch den zweiten Band, während in den dritten Band zahlreiche Urkunden und Schriftstücke eingebunden sind und das Material insgesamt weniger geordnet ist. Der vierte Band schließlich bietet Nachträge zum 14. Jh. in chronologischer Folge. Die kleine, gedrängte Schrift dieser Hs. sowie die fehlende Feinstrukturierung erschweren die Benutzung des Werkes und waren seiner Rezeption sicher hinderlich.

Jeremias Käsbacher

Der bedeutendste Kapuziner, der sich in dieser Epoche der lat. Historiographie widmete, war der aus Klausen stammende Jeremias Käsbacher (1739–1814).[15] Am Gymnasium in Brixen reifte sein Entschluss, Mönch zu werden. 1758 trat er im

14 Vgl. den Brief vom 12. März 1799 von Puell an di Pauli, der am Beginn von TLMF, Dip. 1321 eingebunden ist.

15 Vgl. Cap BX, 18/7, 301–304; Gasser 2, 146–147; Lentner 1897, 4; Hohenegger 1, 181, 274–276; Neuner 1929, 78–80; Flür 1934, 213; Walser 2004, 52.

Kloster Laufen in den Kapuzinerorden ein und vollendete bis 1767 seine theologischen Studien. Nach einigen Jahren in Radstadt wirkte er bis zu seinem Tod 1814 in verschiedenen Funktionen in Brixen.

Werkübersicht

Käsbacher war ein sehr produktiver Schriftsteller in der Nachfolge seines verehrten Lehrers Joseph Resch (vgl. hier S. 756–757), dessen Nachlass ihm für seine Studien zur Verfügung stand. Neben den historischen Werken sind hier v.a. liturgische Arbeiten zu nennen,[16] über die er sogar in Streit mit der österreichischen Regierung geriet – es ging um den inzwischen untersagten Vermerk von Seelenablasstagen im Kalender. Auch beschäftigte er sich mit herausragenden Persönlichkeiten und der Regel seines Ordens. 1768 ließ er z.B. anonym in Bozen seine deutsche Biographie des Seligen Bernhard von Ossida drucken. Am bedeutendsten sind jedoch Käsbachers historische Arbeiten:

historische Vorarbeiten

Rund um sein gleich zu besprechendes monumentales Geschichtswerk verfasste Käsbacher einige Schriften, die ihm seine weitere Arbeit erleichtern sollten. Alle diese Hs. liegen in den Bibliotheken der Kapuzinerklöster von Innsbruck und v.a. Brixen: *Catalogus fratrum minorum Capucinorum provinciae Tyrolensis adiunctis quibusdam aliis memorabilibus religionem et provinciam concernentibus* („Verzeichnis der Kapuzinerbrüder der Tiroler Ordensprovinz, dem einige weitere Denkwürdigkeiten zur Religion und zur Provinz angefügt sind"; Cap IBK) aus dem Jahr 1787; *Tabulae succinctae historico-chronologicae* („Kurzgefasste geschichtlich-chronologische Übersichtstabellen"; CAP BX, 18/8–9), zwei Bände aus dem Jahr 1783, die noch nach Käsbachers Tod bis ins Jahr 1825 fortgesetzt wurden; *Litterae funerales* (vgl. hier S. 981).

Historia ecclesiastica

Käsbachers historiographisches Hauptwerk ist die fünfbändige *Historia ecclesiastica Brixinensis compendiose relata ex annalibus Sabionensibus et manuscriptis relictis clarissimi domini Josephi Resch cum appendice historiae Franciscanae a plantatione ordinis usque ad reformationem Capucinorum, quibus accedunt varia memorabilia concernentia historiam Tyrolensem* („Brixner Kirchengeschichte, ausführlich dargestellt aus den Säbener Annalen und dem Nachlass des hochberühmten Herrn Joseph Resch, mit einem Anhang über die Geschichte der Franziskaner von der Gründung des Ordens bis zur Reform der Kapuziner, wozu sich noch verschiedene Denkwürdigkeiten zur Tiroler Geschichte gesellen"; Cap BX, 18/1–5). Unter Cap BX, 18/11 existiert ein hs. Register zu den fünf Bänden. Das Werk beginnt mit der

16 Im Druck erschien sein *Calendarium ecclesiasticum et ritus celebrandi festa per annum in ordine fratrum Capucinorum in provincia Tyrolensi* („Kirchenkalender und Art, die Feste zu begehen, der Kapuziner der Tiroler Provinz, der Reihe nach übers Jahr verteilt"; Bozen 1781). Ebenso hier zu erwähnen ist das hs. überlieferte *Rituale seu liber de caeremoniis et ritibus* („Rituale oder Buch über Zeremonien und Riten"; Cap BX, 18) aus dem Jahr 1799 (Hohenegger 2, 275 erwähnt eine Abschrift dieses Werkes in Cap M).

Erwähnung des Bischofs Kassian von Säben und reicht im fünften Band bis ins Jahr 1804;[17] am Ende findet sich eine poetische Klage über die Übel der Säkularisation (vgl. hier S. 938–940).

Nach einem Vorwort, in dem Käsbacher topisch angibt, lediglich eine Materialsammlung zusammenzutragen, der noch die stilistische Feile fehle (Cap BX, 18/1, Bl. [1]v), folgen Tabellen mit den Bischöfen von Säben, den Äbten von St. Georgenberg-Fiecht, den Seligen und Heiligen, die Käsbacher zu erwähnen gedenkt, sowie den Generälen des Franziskanerordens. Auf diese wie ein Inhaltsverzeichnis vorangestellten Kataloge folgt die eigentliche Darstellung, beginnend mit dem Hl. Kassian. Mit S. 79 setzt Käsbacher neu an, da die Bischöfe nach Richpertus nicht mehr in Säben, sondern in Brixen residierten. Exemplarisch sei hier der Beginn der Ausführungen zum Hl. Kassian vorgestellt (Cap BX, 18/1, S. 1):

Beginn

> *Sanctum Cassianum graphiis ferreisque stylis a furentibus discipulis Imolae crudeliter excarnificatum ibidem martyrium subiisse certum est. Eundem autem fuisse, qui in Divinis Litteris egregie versatus ac vitae sanctitate conspicuus Sabionam venit ibique primus episcopus fuit, invictis argumentis probant clarissimi viri Antonius Roschmannus et Iosephus Reschius; quippe in antiquissima saeculi XII. antiphona decoratur titulo apostoli et sacerdotis ac etiam patris, quo titulo nemo nisi episcopus decorabatur.*

> Es ist sicher, dass der Hl. Kassian mit Griffeln und eisernen Stiften von seinen rasenden Schülern in Imola grausam getötet wurde und ebendort sein Martyrium erlitt. Dass es aber derselbe [Kassian] war, der, ein hervorragender Kenner der Heiligen Schrift und durch sein heiligmäßiges Leben ausgezeichnet, nach Säben kam und dort zum ersten Bischof wurde, zeigen mit unwiderlegbaren Argumenten die hochberühmten Männer Anton Roschmann und Joseph Resch. Denn in einer uralten Antiphon aus dem 12. Jh. wird Kassian mit den Titeln „Apostel", „Priester" und sogar „Vater" angesprochen, mit dem ausschließlich Bischöfe geschmückt wurden.

Man erkennt, dass Käsbacher nicht, wie es der Titel vermuten lassen könnte, ausschließlich aus Resch exzerpierte: Viele weitere Quellen wurden in die Darstellung eingearbeitet. Der Text ist mit zahlreichen Fußnoten versehen, in denen in der Hauptsache Stellenzitate nachgewiesen werden. An passender Stelle sind immer wieder kleinere Drucke eingebunden, z.B. die im Beispieltext zitierte Antiphon

Arbeitsweise

17 Eine eigene Darstellung des französischen Einfalles in Brixen 1797, die Hohenegger 2, 276 erwähnt, verfasste Käsbacher nicht. Vielmehr exzerpierte Ferdinand Lenter den entsprechenden Passus aus der *Historia ecclesiastica*, deren Darstellung wegen Käsbachers Augenzeugenschaft besonders wertvoll ist (Tiroler Volks- und Schützenzeitung 1853, 233–234, 239–240, 243–245; Lentner 1897).



Abb. 157: Hl. Candidus, eingelegt in die *Historia ecclesiastica Brixinensis* Jeremias Käsbachers.

auf den Hl. Kassian zwischen S. 2 und 3 oder ein Bild des Hl. Candidus zwischen S. 16 und 17 (vgl. Abb. 157). Wie liebevoll Käsbacher auch eigene Beobachtungen in die Darstellung einfließen lässt, soll abschließend die Beschreibung des Radlsees oberhalb von Brixen zeigen (Cap BX, 18/1, S. 81):

In summitate montis huius est lacus vulgo Radesee nuncupatus, ut dicitur, inde sic nominatus, quia supernatans rota reperta fuerit, quae in alium quemdam lacum longe dissitum inciderat. Abyssum certe huius aquae nemo hactenus perscrutatus est. Alit pisces nigri coloris ob difficultatem accessus vix capiendos. Accidit etiam, ut si in lacum hunc iniectus fuerit lapis, nebula quaedam subnigra ex profundo ascendit, quae paulo post in saevam tempestatem dissoluta est, ita uti exorti fuerint imbres, venti, tonitrua, grandines, quod dein pluribus fabellis ansam dedit.

Oben auf diesem Berg befindet sich der sogenannte Radlsee, der seinen Namen bekam, weil man dort ein schwimmendes Rad gefunden hatte, das eigentlich in einen anderen, weit entfernten See gefallen war. Bis jetzt hat niemand die Tiefe dieses Sees erforscht. Es gibt dort schwarze Fische, die man kaum fangen kann, weil der Zugang zum See so schwierig ist. Wenn man einen Stein in diesen See wirft, kommt es mitunter vor, dass schwärzlicher Nebel aus der Tiefe aufsteigt, der sich dann wenig später in einen wilden Sturm auflöst, sodass Regenstürme, Winde, Donner und Hagel entstanden sind; das gab in der Folge Anlass für mehrere Legenden.

Roger Schranzhofer

Der bedeutendste Ordenshistoriker, den das Zisterzienserstift Stams in dieser Epoche vorzuweisen hat, war Roger Schranzhofer (1746–1816).[18] Er trat 1765 in Stams in den Orden ein und wurde 1768 zum Priester geweiht. Die Erfahrungen, die er

18 Vgl. *Biographische Nachrichten* (TLMF, Dip. 1078/3); Wurzbach 31, 260–261; Tovazzi, Nr. 927; Staffler 1847, Bd. 1, 351; Album Stamsense 66.

als Gehilfe des großen Polyhistors Cassian Primisser (vgl. hier S. 761–763) sammeln konnte, sollten ihn für sein weiteres Leben prägen. 1771 wurde er Sekretär des Abtes Vigilius Granicher, nach dessen Tod 1786 einer der vom Land Tirol für das Kloster bestellten Administratoren. 1789 musste er als Kommendatarabt das Kloster Muri-Gries bei Bozen übernehmen. 1790 übertrug man Schranzhofer die Leitung der Stamser Besitzungen in Mais, ehe er 1807 wieder ins Mutterkloster zurückgerufen wurde, wo er sich ganz seinen wissenschaftlichen Interessen widmen konnte. Verdient machte er sich durch herausragende deutsche Predigten, durch musikalische Studien (vgl. Herrmann-Schneider 2008), aber auch durch die Anlage einer wertvollen Münzsammlung, die heute verloren ist.

Selecta historiae

Schranzhofers historiographisches Hauptwerk trägt den Titel *Selecta historiae Stamsensis sive compendiosa descriptio abbatum, qui ab anno 1272 usque ad annum 1797 Stamsio praefuerunt, earumque rerum, quae sub ipsis acciderunt* („Auswahl aus der Stamser Geschichte oder kurzgefasste Beschreibung der Äbte, die von 1272 bis 1797 Stams geleitet haben, sowie der Dinge, die sich unter ihnen ereignet haben") und ist im Original (Stams, A 17) und in einer Abschrift (TLMF, Dip. 1047/5) erhalten.

Die ersten drei Paragraphen widmen sich der Gründungsgeschichte, ehe mit § 4 Heinrich von Honstetten die Reihe der einzelnen Äbte eröffnet. Für die ersten Äbte, über die weniger biographische Details bekannt sind, reicht jeweils ein Paragraph aus, für die Würdigung späterer braucht Schranzhofer mehrere Paragraphen. Besonders ausführlich wird Vigilius Granicher dargestellt (§§ 69–74), in dessen Wirken Schranzhofer unmittelbar eingebunden war. Der letzte Paragraph (§ 75) behandelt den regierenden Abt Sebastian Stöckl.

Beispiel

Der eben genannte Schlussparagraph verdient besondere Beachtung, da Schranzhofer als Stöckls Sekretär all seine Agenden unmittelbar miterlebte, und dies in Zeiten, die religionspolitisch höchst bewegt waren. Am Ende der Ausführungen über Stöckl heißt es (§ 75):

Nihil vero adeo commendat Abbatem nostrum, quam quod prostratum penitus Stamsii personalem statum sublevasset et animi sui magnitudine, dexteritate et affabili suasu licentiam impetrasset intra septennium Stamsensium religiosorum numerum quindecim individuis augendi. Revera plantantibus et rigantibus antecessoribus suis incrementum dedit Sebastianus. Et si tanta nobis bona praestitit turbida hac nostra tempestate, ubi plures in mare proiicere merces necessum erat, ne navis fluctibus mergeretur, quid sperare nobis licebit polo ridente?

Nichts aber empfiehlt unseren Abt so sehr, als dass er den völlig darniederliegenden Stamser Personalstand wieder aufgerichtet und es durch seine Geistesgröße, seine Geschicklichkeit und seine Leutseligkeit geschafft hat, innerhalb von nur sieben Jahren die Zahl

der Stamser Religiosen um 15 Personen zu vermehren. Was seine Vorgänger gepflanzt und bewässert haben, hat Sebastian zu großem Wachstum geführt. Und wenn er uns in dieser unserer derart stürmischen Zeit so viel Gutes getan hat, in der es sogar nötig war, einige Waren ins Meer zu werfen, damit das Schiff in den Fluten nicht untergeht, was werden wir dann erst von ihm erhoffen dürfen, wenn die Sonne am Himmel lacht?

Kasimir Schnitzer

Noch ein weiterer Stamser Historiker ist in dieser Epoche zu nennen: Kasimir Schnitzer (1773–1838). Der gebürtige Innsbrucker trat 1793 in Stams in den Zisterzienserorden ein und widmete sich dem Theologiestudium. Nach einigen kleineren Ämtern wirkte er ab 1808 bis zu seinem Tod als Pfarrer in Mais und beschäftigte sich intensiv mit der Geschichte der dortigen Stamser Besitzungen,[19] wovon auch sein zweibändiges deutsches Hauptwerk *Die Kirche des heiligen Vigilius und ihre Hirten* (Bozen 1825–1828) zeugt.

Annales

Als lat. Historiker hat er sich durch seine 1808 entstandenen *Annales Maisenses potissimum ex annalibus patris Cassiani Primisser collecti* („Annalen von Mais, hauptsächlich aus den Annalen des Cassian Primisser zusammengetragen"; Ausgabe mit Übersetzung: Senoner 2003) einen Namen gemacht. Dabei handelt es sich um umfangreiche Auszüge aus zwei Werken Cassian Primissers (vgl. hier S. 761–763): aus seinem Stamser Geschichtswerk, das von der Gründung des Klosters bis ins Jahr 1677 reicht, und aus seinen Exzerpten aus Tagebüchern verschiedener Äbte zwischen 1704 und 1765. Alle Passagen, die sich in diesen Werken auch nur entfernt auf Mais beziehen, zitiert Schnitzer wörtlich und ergänzt sie durch Abschriften von einschlägigen Urkunden und anderen Dokumenten in einem mit *Additiones* („Zusätze") überschriebenen Teil der Hs. Nach diesen *Additiones* und einem Katalog der Stamser Ordensleute von 1600 bis 1778 ist dem Werk noch ein 230 Seiten umfassendes Register von Benno Vogelsanger OCist (1753–1814) aus dem Jahr 1818 und eine Liste der Bischöfe von Trient, zusammengestellt von Jeremias Käsbacher (s.o.), beigefügt, die die Benutzung erleichtern sollen.

De imagine

Noch in einem anderen Fall betätigte sich Kasimir Schnitzer als Exzerptor: Zu dem von Michael Winepacher verfassten Kleinepos auf das wundertätige Marienbild von Mais (Augsburg 1729, vgl. hier S. 646–647) legte zunächst der Stamser Pater Thomas Vogelsanger (vgl. hier S. 977) eine Kurzfassung unter dem Titel *De imagine Beatae Mariae virginis a solatio thaumaturga in Mais* („Über das wundertätige Bild der trostreichen heiligen Jungfrau Maria in Mais") an, die von Schnitzer in zwölf knappen Paragraphen wiederum exzerpiert wurde (Stams, E 22; vgl. Album Stamsense 75 Anm. 1).

19 Vgl. Thaler 1866, 104; Atz/Schatz 1903–1910, Bd. 4, 235–236; Oberkofler 1984, Nr. 852; Senoner 2003, 585; Album Stamsense 74–75.

Jesuiten: Joseph Anton Rigler

Die Gesellschaft Jesu war zwar seit 1773 offiziell aufgehoben, doch das hielt einige Mitglieder nicht davon ab, auch als ‚Exjesuiten' literarisch tätig zu bleiben. In unserem Kontext interessant ist ein Werk des als Dichter bereits gewürdigten (vgl. hier S. 937–938) Joseph Anton Rigler (1748–1816), der sich zunächst als Lehrer, später als Präfekt am Innsbrucker Gymnasium größte Verdienste erworben hat.

Elogia

Zur Geschichte der Jesuiten im süddeutschen Raum stellte er ein Werk zusammen, das den Titel *Elogia eorum, qui in Societate Jesu per superiorem Germaniam cum existimatione perfectionis et sanctitatis religiose vixerunt et obierunt ab anno 1618* („Elogien auf Mitglieder der Gesellschaft Jesu in der oberdeutschen Provinz seit 1618, deren frommes Leben und Sterben für vollendet und heiligenmäßig erachtet wird"; BCT, ms. 389) trägt. Den Beginn des Werkes, das aus 166 meist kurzen Lebensbeschreibungen besteht, macht Emmeran Wolser aus Salzburg, der 1618 in die Gesellschaft Jesu eingetreten ist (1–2), das Ende Caspar Holin aus Bregenz, der 1745 verstorben ist (175–176). Die einzelnen Kapitel umfassen meistens nicht mehr als eine Seite, prominente Ausnahmen bilden Adam Tanner (53–56) und Jeremias Drexel (135–140), bei dessen Behandlung sogar Briefe im Wortlaut zitiert werden. Der Aufbau ist stereotyp: Nach Herkunftsort, Geburts- und Sterbedatum werden Eintritt und Karriere im Orden beschrieben, besondere Akte der Frömmigkeit hervorgehoben und, wenn möglich, *ultima verba* zitiert.

weitere Werke

An die *Elogia* schließen sich in der Hs. der BCT noch weitere kleine Werke zur Geschichte der Jesuiten im süddeutschen Raum an: Eine Sammlung von Briefen und anderen Texten rund um Jeremias Drexel (vgl. hier S. 569), die *Elogia* des Münchners Laurentius Keppler SJ (28 Lebensbeschreibungen, deren Stil Rigler nachgeahmt hat; vgl. BS 4, 1002–1003) und anonyme *Elogia virorum illustrium Societatis Iesu in superiori Germania ab anno 1646* („Elogien auf berühmte Männer der Gesellschaft Jesu in der süddeutschen Provinz seit 1646") mit 26 Viten.

Stefan von Mayrhofen

Ein weiterer Kirchenhistoriker in der Nachfolge von Joseph Resch war nach Jeremias Käsbacher der Brixner Chorherr Stefan von Mayrhofen (1751–1848; vgl. Abb. 158).[20] Er stammte aus Bruneck, wurde nach theologischen Studien in Rom 1774 zum Priester geweiht und erhielt 1775 das Kanonikat in Innichen. Nach der Aufhebung des Stiftes 1785 unter Joseph II. wurde Mayrhofen 1787 Kanoniker in Brixen und zog sich bis zu seinem Tod, der ihn erst in hohem Alter erreichte, nach Vahrn zurück. Besonders durch seine genealogischen Werke wurde er bekannt; zu ihnen zählen u.a. eine heute nicht zugängliche deutsche Familienchronik derer von Mayrhofen (Sieghardt 1940) und ein siebenbändiges Werk über den Tiroler Adel (*Die Genealogie des Tiroler Adels*; TLMF, W 13371–13377).

20 Vgl. Wurzbach 17, 173–174; Anonymus 1848; Gasser 2, 249; Hueber 1932; Sieghardt 1940; Eppacher 1956, 179.



Abb. 158: Medaillon mit Porträt des Stefan von Mayrhofen.



Abb. 159: Medaillon mit Porträt Joseph Reschs.

Supplementum

Joseph Resch (vgl. hier S. 756–757; s. Abb. 159) veröffentlichte 1776 in Brixen anonym einen Zusatz zu seiner Brixner Kirchengeschichte, als deren eigentlicher Autor Mayrhofen angesehen werden muss (Rosbichler 1808, 56–57; Hueber 1932, 303): *Supplementum ad monumenta Brixinensia edita Brixinae 1765 unacum epitaphiis et inscriptionibus in ecclesiis conterminis et vallis Pustrissae dioecesis Brixinensis adiectum* („Zusatz zu den Brixner Denkmälern aus dem Jahr 1765 mit Epitaphien und Inschriften aus den benachbarten Kirchen des Pustertales in der Diözese Brixen"). Die einzelnen Ergänzungen und Zusätze nehmen jeweils auf eine Seite der *Monumenta* (vgl. hier S. 761) Bezug, bestehen aus einer kurzen Hinführung mit der Angabe von Lage und Einfassung der Inschrift und gliedern sich nach 20 verschiedenen Orten. In eine zusätzliche *additio* („Zugabe") sind Inschriften auf Brixner Bischöfe und Kanoniker aufgenommen, die anderswo begraben wurden, z.B. Bischof Poppo, der spätere Papst Damasus II., der in San Lorenzo fuori le mura in Rom zur ewigen Ruhe gebettet wurde (100). Das Werk schließt mit einem ausführlichen Namensindex.

Rupert Stainer

Obwohl im Benediktinerstift Fiecht kein großes lat. Geschichtswerk mehr entstanden ist, soll hier doch Rupert Stainer OSB erwähnt werden (vgl. Nöhrer 1984, 58). In seinem Amt als Subprior verfasste er für die Jahre 1686 bis 1831 einen *Catalogus conventus monasterii sancti Benedicti ad pedem montis sancti Georgii in Fiecht prope Schwazium in Tyroli* („Katalog des Konvents des Benediktinerklosters am Fuß von St. Georgenberg in Fiecht bei Schwaz in Tirol"; Fiecht, L 53). In zahlreichen Spalten werden für jeden Mönch Name, Geburtsdatum, Ordenseintritt, Priester-

weihe und Amt im Kloster vermerkt. In diese sehr technische Darstellungsform eingestreut finden sich aber immer wieder graphisch schön gestaltete Chronogramme, die sich auf die jeweilige Person beziehen.

Geschichtsquellen

Dieser Katalog Stainers leitet über zu einer Gruppe von Texten, die sich am ehesten als Geschichtsquellen charakterisieren lässt. Nur vereinzelt handelt es sich dabei um durchkomponierte Werke, wie etwa Clementino Vannettis Sammlung moderner lat. Inschriften aus Österreich und Italien *(Inscriptiones)* aus dem Jahr 1793. In der Hauptsache sind es mehr oder weniger ausführlich kommentierte Kataloge, Listen und Verzeichnisse, die verschiedene Institutionen angelegt haben, um ihre eigene Geschichte zu dokumentieren und Material für spätere Darstellungen zu sammeln. Vorbilder waren dabei stets Kataloge aus Klöstern und Stiften.

Neustift

Als Beispiel für einen Klosterkatalog sei ein Werk aus dem späten 18. Jh. angeführt: *Nomina reverendissimorum collegii nostri prepositorum et eorum series* („Namen der verehrungswürdigsten Pröpste unseres Stiftes [Neustift] und ihre Abfolge“; Neustift, Cod. 930). Auf 42 Blatt werden hier technische Daten zu den Neustifter Pröpsten zusammengestellt.

Schulen

An zahlreiche Klöster waren Schulen angegliedert, für die ähnliche Kataloge und Geschichtswerke existieren. So verfasste beispielsweise der bereits erwähnte Zisterzienser Thomas Vogelsanger eine Geschichte der Stamser Schule von 1778 bis 1791. Das Werk trägt zwar einen lat. Titel (*Ephemerides Seminarii Stamsensis*, „Aufzeichnungen des Stamser Seminars“; Stams, E 3/1), ist jedoch in deutscher Sprache geschrieben. Alle Paratexte (Titel, Marginalien, Fußnoten) sind jedoch wieder lat. gehalten.

Preisverteilungen

Auch in dieser Epoche war es noch üblich, dass am Ende des Schuljahres die besten Schüler einer Schulstufe mit Preisen ausgezeichnet wurden. Zu diesem Anlass ließ man oft auch Verzeichnisse unter dem Titel *Catalogus* drucken, in denen die Sieger namentlich genannt wurden. Diese meist vierseitigen Drucke waren zur Verteilung im Rahmen der Preisverleihungszeremonie gedacht. Für das Jahr 1779 ist für Innsbruck beispielsweise überliefert, dass 500 Exemplare dieser Kataloge an die Schüler und Gäste der Preisverleihung verteilt wurden (vgl. die gleich zu nennende *Historia Caesarei Regii Archiducalis Gymnasii primarii Oenipontani* 27). Daneben sind auch lat. Schulkataloge erhalten, die ausschließlich der internen Schulverwaltung dienten.[21]

21 Eine große Sammlung solcher Kataloge für die Zeit zwischen 1806 und 1837 besitzt die Bibliothek des TLMF: Dip. 593/3 (1806), Dip. 730/3 (1807–1827), Dip. 450/5 (1807), Dip. 527/7 (1826), Dip. 730/4 (1828), Dip. 728/5 (1829), Dip. 722/6 (1830), Dip. 713/6–7 (1833, 1834), Dip. 732/4–5 (1835, 1836), Dip. 727/7 (1837).

Hauptgymnasium

Eine narrative Schulgeschichtsschreibung ist in den ehemaligen Jesuitengymnasien zu finden: Im Archiv des Innsbrucker Jesuitenkollegs findet sich z.B. eine anonyme *Historia Caesarei Regii Archiducalis Gymnasii primarii Oenipontani* („Geschichte des kaiserlich-königlich-erzherzoglichen Hauptgymnasiums[22] von Innsbruck“), die bis ins Jahr 1786 reicht und die Geschichte des Gymnasiums seit der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 detailgetreu erzählt. Entstanden ist das Werk unter der Aufsicht von Anton von Sterzinger (1751–1809), der neben vielen anderen Ämtern seit 1779 Direktor des Gymnasiums war. Die Darstellungsweise ist nach einer allgemeinen Einführung (mit einer bitteren Klage darüber, dass alle frühen Dokumente zur Schulgeschichte bei der Ordensaufhebung verloren gegangen seien) annalistisch, vermerkt penibel das Lehrpersonal, Änderungen bei den Lehrbüchern und außergewöhnliche Ereignisse, etwa die Abschaffung der Prügelstrafe 1781 (44). Am Ende jedes Jahres findet sich der Vermerk *vidi* (17, 24, 27, 36, 42, 50, 57, 66, 71, 81; „ich habe es gesehen“) von Sterzinger, dessen Aufzeichnungen (*acta*) immer wieder als Quelle angegeben werden. Durch die tiefgreifenden Veränderungen, die das österreichische Schulsystem gerade in den 70er- und 80er-Jahren des 18. Jhs. durchmachte,[23] ist diese stets kritische Darstellung durch einen Zeitzeugen besonders interessant. Bemerkenswert ist u.a. eine Notiz aus dem Jahr 1778 zur Einstellung des Theaterbetriebes (20):

> *Quo loco theatrum steterat, ibi modo lanistae et gladiatores; ludi enim scenici omnes cessarunt et scenae a caesareo regio directore partim seminario sancti Nicolai, theatro imperiali aulico, ex mandato excelsissimi gubernii praesidis etc. donatae sunt.*

> Wo sich einst das Theater befand, dort tummeln sich nun Fechtmeister und Fechter; denn es gibt überhaupt keine Theateraufführungen mehr, und die Bühnenausstattung wurde auf Anweisung des Präsidenten des höchsten Guberniums usw. vom k.k. Direktor teils dem Nikolaihaus, teils dem kaiserlichen Hoftheater geschenkt.

Kataloge

Doch auch bei den (Ex-)Jesuiten finden sich rhetorisch nicht ausgefeilte, technische Kataloge, z.B. der 91 Blatt umfassende *Catalogus studiosorum in Collegio Jesuitico Tridentino ab anno 1742 ad 1778 et in Lyceo Tridentino ab anno 1779 ad 1807* („Katalog der Studenten am Trientner Jesuitenkolleg von 1742 bis 1778 und am

22 Die Einteilung der österreichischen Gymnasien in drei Klassen erfolgte auf kaiserlichen Befehl im Jahr 1777. Die dritte Klasse wurde wieder in erste und zweite Ordnung unterteilt. Das Innsbrucker Gymnasium gehörte zur dritten Klasse erster Ordnung und durfte daher den Ehrentitel „Hauptgymnasium“ führen.

23 Es kam u.a. zu einer Neueinteilung der Gymnasien an sich (s.o.), zu einer Neustrukturierung der einzelnen Gymnasialklassen und zur Einführung neuer Lehrbücher.

Trientner Lyzeum von 1779 bis 1807"; BCT, ms. 398). Auch fromme Bruderschaften veröffentlichten Kataloge ihrer Mitglieder, um die eigene Geschichte zu dokumentieren. Als Beispiel sei hier folgende 1777 in Brixen gedruckte Schrift, die 32 Seiten umfasst, genannt: *Catalogus dominorum sub titulo sancti Salvatoris in monte transfigurati in dioecesi Brixinensi confoederatorum* („Katalog der Brüder zum Heiligen Erlöser, der auf dem Berg verklärt wurde, in der Diözese Brixen"). Schließlich finden sich lat. Kataloge auch im rein weltlichen Bereich, z.B. ein Verzeichnis von Notaren aus Trient, die ihre Geschichte seit 1552 dokumentieren wollen: *Notariatus Tridentinus sive Register omnium notariorum, qui in principatu Tridentino litteras patentes tabellionati aut notariati obtinuerunt ab anno 1552 ad 1785* („Das Notariat in Trient oder Register aller Notare, die in der Herrschaft Trient von 1552 bis 1785 das Notariatspatent erlangt haben"; BCT, ms. 1879).

Patrik Kennel/Martin Korenjak

Biographisches Schrifttum

Gattungssterben und Rückzug nach Süden

Im späten 18. und frühen 19. Jh. sterben die in der vorigen Epoche noch verhältnismäßig gut repräsentierten autobiographischen Gattungen weitgehend aus. Zugleich zieht sich das biographische Schrifttum, ähnlich wie das auch bei anderen Textsorten, z.B. der Beredsamkeit, der Fall ist, aus dem deutschsprachigen Landesteil nach Welschtirol zurück. Während sich beispielsweise aus der Zeit vor 1773 aus Stams noch eine Reihe lat. Reisetagebücher und Amtsdiarien von Äbten erhalten hat, werden die entsprechenden Aufzeichnungen in der vorliegenden Epoche schon ausschließlich auf Deutsch verfasst.[1] Dagegen kommt es nun in Welschtirol, insbesondere in Rovereto, zu einer wahren Blüte der lat. Biographie.

Übersicht

Beginnen soll dieses Kapitel mit einigen prosopographischen Texten, die sozusagen eine Schwundstufe der Biographie darstellen. Auf ein höheres Niveau, als es diese weitgehend standardisierten, nicht für die Veröffentlichung gedachten Aufzeichnungen repräsentieren, begeben wir uns mit der Gelehrtenbiographie, wie sie von den Mitgliedern der Accademia degli Agiati in Rovereto gepflegt wurde. Als krönender Abschluss bietet sich mit Clementino Vannettis Schrift über Alessandro Cagliostro ein Werk an, das sich insofern als biographisch bezeichnen lässt, als es einen Abschnitt aus dem Leben einer bekannten Persönlichkeit behandelt und den Versuch macht, von dieser ein anschauliches Bild zu zeichnen. Es ist dabei aber *sui generis* und gehört zugleich zu den wenigen über die Landesgrenzen hinaus erfolgreichen lat. Büchern, die in Tirol verfasst wurden.

prosopographische Listen: Tovazzi

Unter den Kompilatoren prosopographischer Listen, die oft mit biographischen Details angereichert sind und als Vorarbeiten zu regional- und diözesangeschichtlichen Werken zusammengestellt wurden (vgl. hier S. 975), ist an erster Stelle der unermüdliche Giangrisostomo Tovazzi OSF (1731–1806; vgl. hier S. 774) zu nennen. In seinem ungeheuer umfangreichen Œuvre (innerhalb dessen die auf Italienisch verfasste Schriftstellerprosopographie der *Biblioteca Tirolese* zu den wichtigsten Quellen der vorliegenden Literaturgeschichte zählt) sind rund 40 lat. prosopographische Kataloge bezeugt. Von den noch erhaltenen – ein beträchtlicher Teil scheint verschollen – haben einige Eingang in die *Monumenta historiae ecclesiae Tridentinae* von Tovazzis älterem Mitbruder Benedetto Bonelli (vgl. hier S. 772) gefunden, dem er bei dessen historischen Forschungen behilflich war. Andere, die wohl als

1 Das gilt etwa für das von 1790 bis 1819 reichende *Diarium* des Abtes Sebastian Stöckl (Stams, A 11).

Vorarbeiten und Hilfsmittel für Tovazzis eigene Projekte gedacht waren, liegen im Franziskanerkloster in Trient und, in Abschriften aus dem 19. Jh., in der BCT.

Medicaeum und *Parochiale Tridentinum*

Zwei dieser Sammlungen wurden lange nach Tovazzis Tod in Trient ediert: das aus dem Jahr 1785 stammende *Parochiale Tridentinum* („Katalog der Pfarrer Trients") und das 1790 verfasste *Medicaeum Tridentinum* („Katalog der Ärzte Trients"). Das im Druck rund 900 Seiten umfassende *Parochiale* (Ausgabe: Stenico 1970) ist nach Pfarrgemeinden der Diözese Trient gegliedert. Kurzen historisch-topographischen Beschreibungen von Ort und Kirchgemeinde folgen chronologische Aufzählungen der Priester, jeweils mit rudimentären Angaben zur Vita, die fast ausschließlich die klerikale Laufbahn betreffen. Das *Medicaeum* (Ausgabe mit Anmerkungen und Ergänzungen: Morizzo 1889) zählt in chronologischer Reihenfolge rund 550 Ärzte und Chirurgen auf, die vom 12. bis zum Ende des 18. Jhs. im Trentino praktizierten. Tovazzi stützt sich neben Archivalien öfters auch auf Grabinschriften, gibt für seine Quellen jedoch keine Belegstellen an. Zuweilen sind zwischen biographischen Einträgen Katastrophen wie z.B. Epidemien notiert. Bei Ärzten, die schriftstellerisch hervorgetreten sind, werden die Werke genannt, manchmal auch eine Wertung von dritter Seite angeführt. Zitiert Tovazzi Sekundärliteratur, dann v.a. seine eigene *Biblioteca Tirolese*. Die Einträge sind oft sehr kurz, bisweilen umfassen sie nur die Erwähnung des Arztes mit einer Jahreszahl, doch ohne weitere biographische Angaben.

Käsbacher, *Litterae funerales*

Der bedeutende Kirchenhistoriker Jeremias Käsbacher OFMCap (1739–1814; vgl. hier S. 969–970) stellte gegen Ende seines Lebens mit den *Litterae funerales* („Aufzeichnungen über Verstorbene") einen umfangreichen Nekrolog der Kapuziner der Tiroler Provinz und anderer für die Ordensgeschichte bedeutender Persönlichkeiten zusammen, der sich hs. erhalten hat (Cap BX, 18). Die Einträge in den zwei Bänden der Hs., welche die Jahre 1534–1740 bzw. 1740–1812 umfassen, sind chronologisch aufsteigend nach Jahren geordnet und in ihrem Umfang sehr unterschiedlich: Kurze Erwähnungen biographischer Daten stehen neben ausführlicheren Lebensläufen. Sie beginnen schon vor der Gründung der Provinz Tirol im Jahr 1593 mit dem Todesjahr von Kardinal Andrea della Valle, der bei der Ordensgründung eine wichtige Rolle spielte, und Papst Clemens VII. Erst für das Jahr 1597 wird der erste unter den Toten der Provinz vermerkt, denen in der Folge ein Numerus Currens vorangestellt wird. Bis in das 18. Jh. hinein sind auch die Sterbefälle der bayerischen Provinz aufgenommen, die 1668 aus der Teilung der ursprünglichen Provinz Tirol hervorgegangen war, allerdings nur mit rudimentären Daten wie Geburtstag, Datum des Ordenseintrittes, Sterbedatum und -ort.

biographische Nachrufe der Agiati

Die umfangreichste und zugleich in sich geschlossenste Gruppe biographischen Schrifttums kommt in dieser Epoche aus dem Kreis der Accademia degli Agiati in Rovereto. Dass die betreffenden Texte praktisch alle Intellektuellen gewidmet sind,

ist kein Zufall, sondern setzt eine Tendenz fort, die sich bereits in der vorangehenden Epoche angedeutet hat (vgl. hier S. 779): Was einen Mann erinnerungswürdig macht, sind nun nicht mehr seine Frömmigkeit und christliche Tugend, sondern seine geistigen Leistungen. (Bezeichnenderweise gilt das nicht für Frauen: Wenn sie zum Gegenstand biographischen Interesses werden, dann gerade aufgrund ihres heiligmäßigen Lebens.)[2] In den meisten Fällen handelt es sich dabei um Nachrufe, die in der Regel verstorbenen Mitgliedern der Agiati gelten. Insofern sie, was auf einige von Clementino Vannetti und alle von Giovanni P. Beltrami verfassten Beispiele zutrifft, in den Sitzungen der Accademia verlesen wurden, sind sie bereits im Kapitel „Beredsamkeit" behandelt worden (vgl. hier S. 948–952).

Vannetti-Biographien

Für einige weitere lat. Biographien Vannettis – er hat auch eine Reihe italienischer verfasst – ist eine Verlesung vor der Accademia nicht bezeugt. Zwei leiten Gedichtausgaben von Giovanni Battista Graser und Giulio Turrati ein (vgl. hier S. 821, 655), eine dritte, 1787 in Verona publizierte (Ndr.: Opere, Bd. 7, 59–78), ist dem Trentiner Maler Adamo da Chiusole gewidmet. Ihnen kann hier mit einer bloßen Erwähnung Genüge getan werden, da sie im Wesentlichen demselben suetonischen Schema wie die als Reden vorgetragenen Nachrufe folgen. Das gilt grundsätzlich auch für die 1779 in Siena erschienene Biographie des aus Venedig stammenden, jung verstorbenen Theologen und Literaten Alessandro Zorzi SJ (1747–1779), die Vannetti unmittelbar nach dessen Tod verfasste (Opere, Bd. 7, 91–124). Doch da es sich hier um einen engen Freund handelt, ist die ihm gewidmete Lebensbeschreibung umfangreicher und uneingeschränkt enkomiastisch: Zorzis Charakter, seine Lebensweise, seine literarischen Unternehmungen und nicht zuletzt sein Stil werden rückhaltlos gepriesen.

Vita Ciceros

Ähnliches gilt auch für Vannettis einzige lat. Biographie einer historischen Persönlichkeit, die kurze Cicero-Vita, mit der er seine 1777 in Rovereto erschienene Ausgabe von 50 Cicerobriefen (vgl. hier S. 798) für das dortige Gymnasium einleitete (7–16; vgl. auch Opere, Bd. 7, 37–45). Cicero als Ausbund aller denkbaren Tugenden zu preisen, war im 18. Jh. – vor dem Schlag, den das 19. Jh. seiner moralischen Reputation versetzte – noch kein Problem und angesichts des pädagogischen Verwendungszweckes der Anthologie geradezu geboten. Darüber hinaus bereitet es Vannetti ein offensichtliches Vergnügen, *das* Vorbild in lat. Prosa schlechthin in einem Stil zu preisen, den er diesem selbst abgelauscht hat. Zwar bedingt das Genus

2 Dismas Tuzer (vgl. hier S. 963–964) integriert in seine Chronik eine Kurzbiographie der Maria von Mörl. Giovanni Pietro Beltrami schreibt 1840 eine Vita der Roveretaner Ekstatikerin Johanna Maria vom Kreuz aus dem 17. Jh. (BCR, ms. 235; BCT, ms. 1185). Diese Texte werden hier nicht näher besprochen, da in der nächsten Epoche mit Gaudentius Guggenbichlers großer Biographie der Maria von Mörl das bei Weitem wichtigste Werk dieser Art im Tirol des 19. Jhs. ausführlich behandelt wird (vgl. hier S. 1145–1148).

Biographie bei Vannetti mitunter nicht nur suetonischen Aufbau, sondern auch suetonischen Stil, doch sobald der Inhalt es zulässt, rollen die Perioden dahin. So wird etwa in § VI (Opere, Bd. 7, 40) Ciceros Ermordung geschildert:

> *Quum autem ibi neminem reperisset cognovissetque eum lectica ab servis ad mare ferri, insequutus deprehendit ac iugulum fortissime praebenti caput et dexteram abscidit atque ad Antonium retulit, qui pro rostris, unde ille toties divine peroraverat, poni iussit. Ita periit M. Tullius annum agens LXIV, cuius nece misceri omnia et ruere coeperunt; etenim nec sine republica Cicero nec sine Cicerone stare poterat respublica.*

> Als er [der Militärtribun, der Cicero ermorden sollte] aber dort [in Caieta] niemanden vorfand und erfuhr, er [Cicero] lasse sich von Sklaven in einer Sänfte zum Meer tragen, nahm er die Verfolgung auf, holte ihn ein, hackte ihm, der ihm mit äußerster Tapferkeit die Kehle darbot, Kopf und Rechte ab und brachte sie zu Antonius, der sie vor den Rostra, von denen aus jener so viele Male seine göttlichen Schlussplädoyers gehalten hatte, ausstellen ließ. So kam M. Tullius in seinem 64. Jahr ums Leben, er, durch dessen Tod alles ins Chaos zu stürzen begann – weder konnte nämlich ohne den Staat Cicero, noch ohne Cicero der Staat bestehen.

biographische Inschriften

Schließlich finden sich unter den *Inscriptiones*, die Vannetti zu verschiedenen Anlässen verfasst hat, eine fiktive (Opere, Bd. 7, 319–322 [Nr. 55]) und eine Reihe tatsächlich angebrachter Inschriften (299–311, 318 [Nr. 12–34, 54]) auf Verstorbene. In ihnen werden jeweils auch einige Daten und Fakten zum Leben der Betreffenden präsentiert, doch das enkomiastische Interesse und die gebotene Kürze lassen es nicht zu einer kohärenten Darstellung des Lebenslaufes kommen.

Lorenzi über Vannetti

Nach seinem frühen Tod wurde Vannetti sogleich ein Nachruf in der Art seiner eigenen, wenn auch in schlichterem Stil, gewidmet: Costantino Lorenzi (vgl. hier S. 944) verfasste auf ihn das *Commentariolum de Clementino Vannetti equite* („Kleine Schrift über den Ritter Clementino Vannetti“), das 1795 in Pavia erschien. Der Widmung an Vannettis Mutter Bianca Laura Saibante ist zu entnehmen, dass sich Lorenzi aus Dankbarkeit gegenüber seinem Freund und Förderer zur Abfassung gedrängt fühlte.

De vita Hieronymi Tartarotti

Darüber hinaus verdanken wir Lorenzi aber auch das einzige lat. biographische Werk aus dem Umkreis der Agiati, welches das von Vannetti inaugurierte Nachruf-Format sprengt und sich als voll ausgeführte Biographie einer Persönlichkeit präsentiert, die auch aus einem Abstand von mehreren Jahrzehnten noch als historisch bedeutsam erschien: Seine 1805 in Rovereto publizierten, den Bürgern dieser Stadt gewidmeten *De vita Hieronymi Tartarotti libri III* („Drei Bücher über das Leben des Girolamo Tartarotti“) setzen einem der wichtigsten Intellektuellen Tirols im 18. Jh.

(vgl. hier S. 767) ein würdiges Denkmal (vgl. Abb. 160). Mit ihnen führte Lorenzi eine Aufgabe zu Ende, die man in Rovereto gleich nach Tartarottis Tod im Jahr 1761 als Verpflichtung empfunden und zunächst Giovanni B. Graser (vgl. hier S. 821) übertragen hatte, der damit aber nie recht weitergekommen war.[3] Indem er ihnen als Anhang nochmals seine eben erwähnte Vannetti-Vita beigab, schuf Lorenzi zugleich ein Diptychon mit den beiden bedeutendsten Gestalten im geistigen Leben Roveretos.

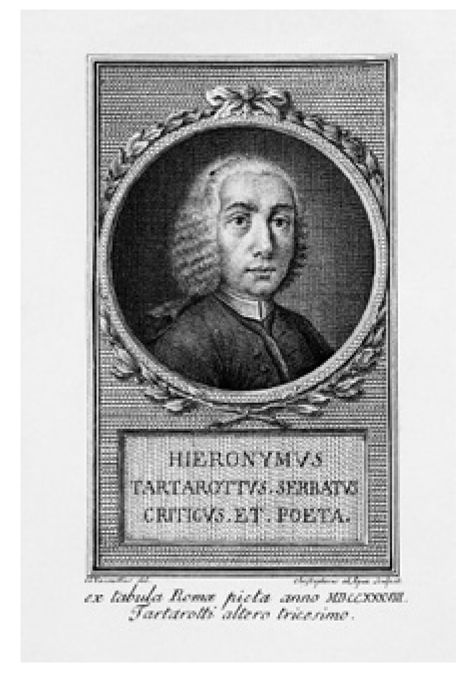


Abb. 160: Porträt Girolamo Tartarottis aus der Vita von Costantino Lorenzi, Rovereto 1805.

Aufbau und Inhalt

Lorenzi behält den suetonischen Grundgedanken einer Teilung in eine chronologisch und eine thematisch gegliederte Partie bei, der auch allen anderen Biographien aus dem Umkreis der Agiati zugrunde liegt, führt ihn aber in größerem Maßstab durch: Ganze zwei Bücher (1–67, 69–128) schildern Tartarottis Lebenslauf, das dritte (129–179) ist einzelnen Aspekten seiner Persönlichkeit gewidmet. Dabei steht stets der Schriftsteller Tartarotti im Vordergrund: Die Erzählung der eigentlichen Vita entwickelt sich hauptsächlich anhand der von Tartarotti publizierten Schriften sowie der zahlreichen Kontroversen, zu denen diese Anlass gaben, und auch die Kapitel des dritten Buches tragen zum größten Teil Titel wie *De patriae et latinae linguae studio* („Über seine Bemühungen um die Mutter- und die lat. Sprache"; Kap. I) oder *Eius poetica facultas* („Seine Fähigkeiten als Dichter"; Kap. IV). Voran gehen dem Werk Einleitung (III–XVI) und Inhaltsverzeichnis, ein umfangreicher Index (181–194) und eine Bibliographie Tartarottis (195–207) bilden den Abschluss.

Intention

Die erwähnte Widmung an die Bürger Roveretos bringt bündig die Grundintention der Vita zum Ausdruck: Wie Lorenzi in der Einleitung erklärt, geht es ihm in erster Linie darum, in Tartarotti einen großen Sohn Roveretos zu preisen. Er habe seine Biographie verfasst *talem civem ornandi celebrandique causa* (VI; „um einen

3 Luzzi 2004b, 35–39. Lorenzi nennt Grasers auf Italienisch verfasstes Konvolut im Vorwort (X–XI) unter seinen Quellen. Eine weitere italienische Tartarotti-Vita aus der Feder Clementino Vannettis erschien erst 1889 in Neapel.

solchen Bürger zu preisen und zu feiern"). Dementsprechend erscheint Tartarotti durchwegs als große, heroische Gestalt, die dem in voraufklärerischer Finsternis befangenen Rovereto das Licht wahrer Bildung, Gelehrsamkeit und Wissenschaft gebracht und diesem dadurch zugleich zu unsterblichem Ruhm verholfen hat. Lorenzis Absicht, seine enkomiastisch-aufklärerisch-lokalpatriotische Botschaft auch dem deutschsprachigen Europa zu Gehör zu bringen, gibt auch den Ausschlag dafür, dass er sich bei der Sprache nicht für das Italienische, sondern für das Lat. entscheidet (XIV).

Biographie und Historiographie

Lorenzi ist sich der Bedeutung seines Werkes wohl bewusst. Das kommt nicht zuletzt darin zum Ausdruck, dass er sich in mancher Hinsicht weniger als Biograph gibt als vielmehr das anspruchsvollere Amt des Geschichtsschreibers zu übernehmen scheint. So gibt er in der Einleitung (VIII–XIV) ausführlich Auskunft über seine Quellen – v.a. Roveretaner Intellektuelle, die Tartarotti noch selbst gekannt haben, sowie dessen Schriften – und bedient sich streckenweise eines eher historischen als suetonisch-biographischen Stils. Schön kann man das etwa an den ersten Sätzen der Biographie erkennen (die im Übrigen auch schon das inhaltliche Grundanliegen zum Ausdruck bringen). Das Werk beginnt nämlich nicht gleich mit Tartarotti selbst, sondern schickt eine getragene Ekphrasis Roveretos voraus (1):

> *Roboretum parva quidem, sed doctorum praecipue virorum, quos superiori saeculo protulit, celebritate insignis urbs est in Italiae finibus sita Tridentum inter et Veronam. Eam Lenus amnis interfluit, qui e montibus defluens ac longo tractu inter saxa rupesque percurrens non minus ad serica opera, quae ibi maxime vigent et celebrantur, quam ad alios vitae usus magno incolis est emolumento. In hac Hieronymus Tartarottus, is, quem Roboretana civitas omnium laudandarum artium instauratorem et parentem agnoscit, cuius de vita et moribus, quae nobis cognita fuerint, litteris mandare decrevimus, anno a partu Virginis MDCCVI postridie Cal. Ianuar. natus est.*
>
> Rovereto ist eine zwar kleine, doch insbesondere durch die Berühmtheit der gelehrten Männer, die sie im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat, ausgezeichnete Stadt, die auf dem Boden Italiens zwischen Trient und Verona liegt. Sie durchfließt der Leno, der, von den Bergen herabfließend und über eine weite Strecke rasch zwischen Felsen und Klippen dahinlaufend, den Einwohnern nicht weniger bei der Seidenherstellung, die dort in höchster Blüte steht und Ruhm genießt, als bei den übrigen Verrichtungen des Lebens von Nutzen ist. In ihr wurde Girolamo Tartarotti, er, den die Bürgerschaft von Rovereto als Einführer und Vater aller löblichen Künste anerkennt und von dessen Leben und Charakter ich das, was mir bekannt geworden ist, schriftlich niederzulegen beschlossen habe, im Jahr 1706 nach der Niederkunft der Jungfrau am 2. Januar geboren.

Tatsächlich ist Lorenzis Biographie nicht nur unsere wohl beste Quelle zu Girolamo Tartarotti selbst, sondern bietet auch eine Fülle wertvoller Einblicke in die literarische Kultur seiner Zeit insgesamt.

Vannetti: *Liber memorialis de Caleostro*

Vom 6. 9. bis zum 22. 10. 1788 hielt sich der damals in ganz Europa berühmte Wunderheiler, Alchimist und Trickbetrüger Alessandro di Cagliostro (eigentlich Giuseppe Balsamo, 1743–1795) gemeinsam mit seiner schönen Frau Lorenza in Rovereto auf. Wie überall, wo er hinkam, schieden sich an ihm auch in der Welschtiroler Kleinstadt die Geister: Die einen hielten ihn für einen echten Wundertäter, die anderen für einen gerissenen Betrüger. Clementino Vannetti veranlasste das Aufsehen, das Cagliostro erregte, zwar nicht dazu, seine Bekanntschaft zu machen, wohl aber zur Abfassung des *Liber memorialis de Caleostro*, *quum esset Roboreti* („Buch der Aufzeichnungen über Cagliostro, als er in Rovereto war").[4] Das Buch entstand zuerst als Serie von Briefen an Vannettis Veroneser Freund Giuseppe Pederzani (vgl. Opere, Bd. 7, iv) und zirkulierte dann hs. in Italien und Deutschland. Schließlich wurde es 1789 ohne Angabe von Autor, Verleger und Druckort durch Stefano Tetoldini in Mori gedruckt (Ndr.: Opere, Bd. 7, 3–32). Wie der Verleger im Vorwort (3–4) angibt, geschah das auch mit dem Ziel, der Entstellung des Werkes durch Abschreibefehler und willkürliche Änderungen einen Riegel vorzuschieben.

Vannetti teilt seinen Bericht, ähnlich wie er das auch in seinen Leichenreden und sonstigen biographischen Werken tut, in – insgesamt 16 – Paragraphen ein (die im Wesentlichen den einzelnen Briefen entsprechen). Der erste und letzte schildern Cagliostros Ankunft bzw. Abreise. Dazwischen erzählt Vannetti in im Wesentlichen chronologischer Folge vom Aufsehen, das der Wundermann hervorruft, vom Zustrom Kranker zu ihm, von seinen mehr oder weniger geglückten Heilungen, seinen Auftritten in Gesellschaft, den autobiographischen Geschichten, die er zum Besten gibt, und von den aufgeregten Diskussionen, die sich an seiner Tätigkeit als Arzt, seinem Freimaurertum und seiner Person insgesamt entzünden.

Neutralität

Zwei Charakteristika sind es, die bei der Lektüre von Vannettis Bericht sofort ins Auge springen. Das erste deutet sich schon im nüchtern-dokumentarisch klingenden Titel an: Vannetti wahrt durchgehend strengste Neutralität und enthält sich, was Cagliostros Person betrifft, jeder Wertung. Er berichtet von Wunderheilungen und von Mirakeln wie dem gleichzeitigen Auftreten eines zweiten Cagliostro in Mailand (§ V) ebenso wie von Fehlschlägen und überlässt das Wort im Übrigen ganz

4 Der folgende Überblick stützt sich neben dem Text selbst auf Romagnani 1998, 220–228, der das Umfeld des *Liber memorialis* schön ausleuchtet (dort auch die ältere Literatur). Dass Vannetti Cagliostro nicht persönlich kennengelernt hat, sagt er selbst im *Liber memorialis* (Opere, Bd. 7, 28).

Cagliostro selbst und der in sich gespaltenen Stimme des Volkes. Mehrfach bekennt er sich ausdrücklich zu dieser Neutralität: In § XII verwahrt er sich gegen den Vorwurf der Ironie, der ihm offenbar den Zorn mancher Mitbürger zugezogen hat. In § XIII berichtet er, wie er einem Bekannten, der ihn nach seiner Meinung fragt, antwortet: *Non est meum iudicare hominem, de quo tot iudicia sunt, quot homines, et non sunt duo, qui consentiant in idem.* („Es ist nicht meine Sache, über einen Menschen zu urteilen, über den es so viele Urteile gibt wie Menschen und dabei nicht zwei, die miteinander übereinstimmen.") In Anlehnung an Tacitus' berühmten Grundsatz *sine ira et studio* (ann. 1,1,3; „ohne Zorn und Gunst") will er selbst *sine odio et amore* („ohne Hass und Liebe") geschrieben haben (§ XV, zugleich Motto zu Beginn). Noch der Schlusssatz, den er „vernünftigen, gescheiten Menschen" aus Rovereto in den Mund legt, unterstreicht diese Haltung: *Ambiguitates magnae et contradictiones multae; vere aenigma est iste, de quo non licet iudicare, donec finis eius revelaverit eum.* („Groß ist die Unsicherheit und zahlreich die Widersprüche: Er ist wahrlich ein Rätsel, und man darf über ihn nicht urteilen, bis sein Ende ihn enthüllt hat.") Schließlich ist noch hervorzuheben, dass Vannetti an den wenigen Stellen, wo er selbst auftritt, von sich in der 3. Person spricht – ein spätestens seit Caesars *Bellum Gallicum* wohlbekannter Kunstgriff, um Objektivität zu suggerieren.

biblische Sprache

Das zweite auffällige Charakteristikum des *Liber memorialis* ist seine biblische Sprache. Der Text erinnert schon auf den ersten Blick an die *Vulgata*, indem er einige ihrer auffälligsten grammatischen und stilistischen Merkmale kopiert, z.B. den Satzbeginn mit *Et*, den Ersatz des AcI durch einen *quod*-Satz, die Einleitung direkter Rede mit *quia* und den finalen Infinitiv. Vokabular und Idiomatik tun ein Übriges. Ein Beispiel vom Beginn des § XII mag den resultierenden Effekt veranschaulichen:

> *Et in una dierum interrogavit quendam, si vellet et ipse coniungi cum iis, qui dicuntur Illuminati. Et homo ille negavit dicens, quia malo manere in his tenebris exiguum videns, quam in tali lumine fiere plane caecus. Et alios sermones dicebat plenos sale. Quidam autem audientes haec loquebantur invicem: Hic de Synedrio est fratrum muralium (quod interpretatum est liberorum structorum) et fortasse ab iis missus est curare infirmos, qui sunt in mundo, et de arca et gazophylacio sectae eorum largitur. Dicunt enim quod primum praeceptum habent benefacere omnibus.*

> Und an einem der Tage fragte er [Cagliostro] jemanden, ob er sich auch selbst denen anschließen wolle, die Illuminaten genannt werden. Und jener Mensch lehnte ab, indem er sagte: „Ich möchte lieber in meiner jetzigen Finsternis bleiben und ein klein wenig sehen, als in einem solchen Licht ganz blind werden." Und er gab noch andere Aussprüche voller Witz von sich. Gewisse Leute aber, die das hörten, sprachen zueinander: „Dieser ist von

der Vereinigung der Mauerbrüder“ (ein Ausdruck, den sie für „Freimaurer“ gebrauchten) „und ist vielleicht von ihnen gesandt, die Kranken zu pflegen, die in der Welt sind, und spendet aus ihrer Kasse und ihrem Schatz. Sie sagen nämlich, dass sie als erste Vorschrift haben, allen Gutes zu tun.“

präventive Verteidigung des Stils

Wie seine Unparteilichkeit verteidigt Vannetti auch seinen Stil gegen potenzielle Kritiker: In § XV zeigt er sich selbst (als *iuvenis scribens haec*, „junger Mann, der dies hier schreibt“) im Gespräch mit einem Bekannten, der den Verdacht äußert, er profaniere auf diese Art die Evangelien. Er antwortet ihm, er plagiiere ja nicht, und die Worte selbst seien gemeinfrei; der Stil der Evangelien passe zu jemandem, der so hohe Ansprüche erhebe wie Cagliostro; er sei ja nicht nur auf Jesus, sondern (in den Apokryphen) auch auf Scharlatane wie Simon Magus angewandt worden; schließlich komme er auch in anderen Texten zur Anwendung, z.B. in Äsopfabeln. Der Herausgeber verweist im Vorwort auf diese Argumentation und fügt für den Fall, dass sie nicht überzeugen sollte, hinzu, es könne auch sein, dass Vannetti mit seinem stilistischen Experiment einfach spielerisch die eigenen sprachlichen Fähigkeiten austesten wollte (Opere, Bd. 7, 3).

Rezeption: Kritik und Erfolg

Vannettis Vorsicht nützte wenig: Sein Buch sah sich von Anfang an heftiger Kritik ausgesetzt. Die lokale und regionale Aristokratie, v.a. insofern sie zum Freimaurertum tendierte, sah sich bloßgestellt, Geistliche fanden den Stil blasphemisch (Opere, Bd. 7, v–vi).[5] Gleichzeitig jedoch bescherten sein Faktenreichtum, seine Entscheidung, das Mysterium Cagliostro als solches anzuerkennen, und die zwischen Heiligkeit und Blasphemie changierende Aura, mit der gerade sein Stil den Wundertäter umgab, dem *Liber memorialis* großen, auch internationalen, Erfolg. Er wurde vielerorts rezensiert, zweimal ins Italienische und einmal ins Deutsche übersetzt und bis Anfang des 20. Jhs. mehrfach als der objektivste und wertvollste Bericht gewürdigt, den wir über Cagliostro besitzen. Dass man dabei allen Beteuerungen Vannettis zum Trotz hartnäckig an der Vorstellung festhielt, dieser stehe Cagliostro im Grunde ironisch gegenüber,[6] ist wohl darauf zurückzuführen, dass man sich sträubte, den soliden Gelehrten in allzu große Nähe zum anrüchigen Wundermann zu rücken.

5 Vannetti antwortete auf den zweiten Punkt nochmals in den *Riflessioni sopra la Cronaca del Cagliostro* (Opere, Bd. 7, 33–36) in ähnlicher Weise, aber ausführlicher als im *Liber memorialis* selbst.

6 Vgl. neben Romagnani 1998, 220–228 und den von ihm angeführten Zeugnissen (221 Anm. 42) etwa noch den Anonymus 1790, der dem Autor zwar bescheinigt: „Vielleicht ist nichts unparteyischeres über Cagliostro geschrieben, als diese Broschüre“, dann aber im *Liber memorialis* trotzdem „schalkhaft[e] […] Absicht“ und „feinste[n] Sarkasmus“ erkennen will.

Wolfgang Kofler

Brief

Publikation von Briefsammlungen

Der in dieser Epoche generell spürbare Rückgang des lat. Schrifttums zeigt sich auch in der Epistolographie: So kann etwa der in der Tradition des Humanistenbriefs stehende Gelehrtenbrief zu vorwiegend (alt-)philologischen und historischen Fragen nur mehr in den ersten Dezennien der Epoche mit einigen nennenswerten Beispielen aufwarten. Zu ihnen gehören zwei im Druck erschienene Briefsammlungen – ein Phänomen, das wir in dieser Form für den Tiroler Raum noch nicht kennengelernt haben.

Sperges, *Centuria literarum*

Die *Centuria literarum ad Italos cum appendice III. decadum ad varios. Carmina iuvenilia. Inscriptiones* („100 Briefe an Italiener, mit einem Anhang von 30 an verschiedene Adressaten. Gedichte aus der Jugendzeit. Inschriften"; Wien 1793) geben einen Überblick über die Korrespondenz, die Josef Freiherr von Sperges (1725–1791; vgl. Farbtafel 19) in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens führte. Der gebürtige Innsbrucker hatte eine beeindruckende Karriere durchlaufen, die ihn bis an den Hof nach Wien führte, wo er hohe Posten in der Verwaltung innehatte und im diplomatischen Verkehr mit den italienischen Gebieten der Monarchie aktiv war. Die Sporen hierfür hatte er sich zwischen 1748 und 1751 in Trient und Rovereto verdient, wo er sein umfangreiches historisches und geographisches Wissen – er erstellte die erste Karte des südlichen Teils von Tirol (vgl. Abb. 161) – erfolgreich zur Schlichtung von Grenzstreitigkeiten mit Venedig einsetzen konnte (vgl. Pascher 1966).

Inhalt, Entstehungsgeschichte

Die Briefsammlung, deren postume Publikation Sperges durch den an der k.k. Staatskanzlei in Wien tätigen Andreas Cremes *per testamentum* verfügt hatte, vermittelt dem Leser eine Vorstellung von den weitgespannten Netzwerken, in denen sich der Autor bewegte, und generiert ganz bewusst ein aussagekräftiges Bild von seiner öffentlichen und – mit Abstrichen – privaten Persönlichkeit, zu dessen Vervollständigung eine auch vom Herausgeber im Vorwort platzierte Biographie, das in die Publikation aufgenommene dichterische Jugendwerk sowie die ebenfalls beigegebenen Inschriften beitragen. Es ist nicht klar, ob dieses Konzept auf Sperges oder Cremes zurückgeht, der Umstand, dass der Autor das Projekt testamentarisch erwähnt, lässt jedoch die Vermutung zu, dass er durchaus Einfluss auf Inhalt und Aufbau des uns vorliegenden Buches genommen hat – sei es auch nur indirekt, etwa durch eine rudimentäre Ordnung, in der die Materialien in seinem Nachlass zu finden waren.



Abb. 161: Ausschnitt aus *Tyrolis pars meridionalis*, der Karte des südlichen Tirol von Josef von Sperges.

Sperges und Italien

Die im Titel des Bandes getroffene Unterscheidung zwischen 100 italienischen und 30 Adressaten vermischter Herkunft ist ein wenig irreführend, lässt sie doch zwei Abschnitte erwarten, in denen Briefe aus demselben Zeitraum versammelt sind. Tatsächlich findet die chronologische Anordnung der die Schreiben an die Italiener enthaltenden *centuria* (Briefe von 1770 bis 1780) in der *appendix* (1780 bis 1791) eine nahtlose Fortsetzung. Auch spielen die italienischen Adressaten in Letzterer immer noch eine wichtige Rolle, was zweifellos dem Umstand geschuldet ist, dass die berufliche und intellektuelle Orientierung Sperges' auch im letzten Jahrzehnt seines Lebens immer noch auf Italien ausgerichtet war. Dies zeigt sich besonders in seiner Anteilnahme an den Geschicken befreundeter Gelehrter und von ihm geförderter Organisationen wie der Akademie der Wissenschaften in Mantua, für die er sich in Wien immer wieder zu verwenden wusste. Gerade in diesem Zusammenhang ist natürlich auch der Gebrauch der lat. Sprache von Bedeutung: Da Sperges des Italienischen mächtig war, ist sie nun weniger als in der Zeit des Humanistenbriefs Medium einer internationalen Kommunikation, sondern Ausdruck eines in

der Wahrung gemeinsamer Interessen begründeten Zusammengehörigkeitsgefühls, das sich auch und besonders im Austausch über literarische Themen, zumal klassischen Zuschnitts, manifestiert.

Sperges und Bozzoli

Dies zeigt sich besonders schön in dem die *centuria* der Italienbriefe abschließenden Schreiben vom 10. Juli 1780, in dem Sperges Giuseppe Bozzoli aus Mantua für die Übersendung einer von diesem angefertigten – italienischen! – Homer-Übersetzung dankt (196):

> *Est aliquid profecto Homerum tam multis ingeniis tentatum adgredi et feliciter perficere divinique poetae spiritum et indolem, quantum vernaculo sermone numeris adstricto fieri potest, reddere atque exprimere: qua in re etsi meo iudicio minimum tribuo, aliis quam maxime satisfecisti. Neque vero etiam de Italicae dictionis, qua usus es, proprietate et elegantia ego Germanicus homo iudicare ausim, quae mihi quidem videtur facilis, rotunda, aequabilis et quasi prono et illimi alveo atque soluto cursu sponte defluere: mira in versibus tuis suavitas, sed quae, ut in heroico genere necesse est, robore et nervis non caret.*
>
> In der Tat, es ist schon etwas dabei, den Homer, an dem sich schon so viele Talente versucht haben, anzugehen und glücklich zu Ende zu führen, den Geist und die natürliche Kraft des göttlichen Dichters, soweit es die Volkssprache und die Restriktionen des Metrums zulassen, wiederzugeben und auszudrücken. Auch wenn ich in dieser Sache meinem Urteil die geringste Bedeutung beimesse, hast du andere in höchstmöglichem Ausmaß zufriedengestellt. Auch über die Angemessenheit und Eleganz der von dir verwendeten italienischen Sprache darf ich mir als Deutscher kein Urteil erlauben: Dennoch scheint sie mir geschmeidig, rund und ebenmäßig zu sein und wie in einem sanft geneigten und schlammfreien Flussbett in unbeschwertem Lauf von selbst herabzufließen. Deinen Versen wohnt eine bewundernswerte Anmut inne, ohne jedoch Kraft und Stärke, wie sie im Heldenepos nötig sind, vermissen zu lassen.

Mit seinem Buchgeschenk wollte Bozzoli Sperges übrigens dazu veranlassen, sich bei Hof für eine Erhöhung der der Mantuaner Akademie zugedachten Mittel einzusetzen. Die Antwort des Diplomaten fiel vorsichtig aus (197):

> *Me autem morem gerere oportet temporis non admodum propitii conditioni, quam, qui longe a nobis absunt, non satis liquide perspectam habent. Nulla tamen ratione desiderari in me quidquam sinam, quod si minus splendidae expectationi vestrae, certe amicae de me opinioni respondeat.*
>
> Ich muss aber den Beschränkungen einer nicht sehr günstigen Zeit Rechnung tragen, über die jene nicht genau genug Bescheid wissen, die weit von uns entfernt leben. Auf keine

Weise werde ich es aber zulassen, dass man an mir irgendetwas vermisst, das, wenn schon nicht Euren glänzenden Erwartungen, so zumindest Eurer freundschaftlichen Meinung über mich angemessen ist.

Vannetti, *Epistularum libri quinque*

Eine ähnliche Zurückhaltung hatte Sperges übrigens in einem am 31. Januar 1771 verfassten Schreiben an Clementino Vannetti (vgl. hier S. 694) geübt (6–7), der – obwohl erst 16-jährig – um eine Erhöhung der Zuwendungen für die Accademia degli Agiati in Rovereto gebeten hatte. Damit sind wir bei unserem zweiten Beispiel für eine im Druck erschienene Briefsammlung angelangt, die ebenfalls unmittelbar nach dem Tod ihres Autors realisiert und zusammen mit einer Kurzbiographie herausgegeben wurde, den *Clementini Vannetti equitis epistularum libri quinque* („Briefe des Ritters Clementino Vannetti in fünf Büchern"; Pavia 1795).[1] Dass das Schreiben, auf das Sperges reagiert hatte, in der von dem Gymnasialprofessor Costantino Lorenzi (vgl. hier S. 944) veranstalteten Ausgabe nicht enthalten ist, liegt daran, dass die Sammlung erst mit dem Jahr 1775 einsetzt.

Adressaten; Inhalt

Die Vannetti-Briefe präsentieren sich inhaltlich und, was die Adressaten betrifft, bunter als die Schreiben von Sperges, die insgesamt doch selten über das Bild des in der Hauptstadt sitzenden Kultur-Lobbyisten hinausgehen: In der Sammlung des Roveretaners scheinen auch intimere Empfänger wie Familienmitglieder, nahe Freunde und sonstige Bekannte auf, ja die ersten beiden Bücher der Zusammenstellung sind ausschließlich dieser Adressatengruppe vorbehalten. Dass dabei eine auffällig große Zahl von Briefen an den Herausgeber selbst gerichtet ist, dürfte nicht nur dem Umstand zu verdanken sein, dass dieser die an ihn gerichteten Texte bereits vorab gesammelt hatte, sondern auch seinem Bestreben, sich in den Freundeskreis des berühmteren Kollegen einzuschreiben. Den Anlass vieler Briefe bilden Ereignisse des täglichen Lebens, die im Laufe der Diskussion manchmal – hier macht sich der Einfluss der *Epistolae morales* Senecas d.J. bemerkbar – auf eine philosophische Ebene gehoben werden. Allerdings erfolgt dies in einem angenehmen Plauderton, der mehr an die Korrespondenz Plinius' d.J. als an jene des Stoikers erinnert. Dass Themen der Klassischen Philologie in besonderem Maße präsent sind (vgl. etwa die Erklärungen zu schwierigen Stellen der Terenzischen *Adelphoe* im Brief vom 14. November 1775), ist angesichts der einschlägigen Interessen Vannettis nicht weiter verwunderlich. In diesem Zusammenhang betätigt sich der Roveretaner auch als Literaturkritiker, so z.B. in einem Schreiben, das er am 1. Januar 1791 an Giuseppe Pellegrini richtet, der bis dato lediglich als Verfasser italienischer Gedichte in Erscheinung getreten ist, nun aber offenbar Vannettis Meinung über

1 Briefe von Vannetti wurden später immer wieder herausgeben oder in Sammlungen zusammengestellt, so z.B. 1831 in Venedig von Bartolommeo Gamba.

seine lat. Poesie erbeten hat. Das Urteil des Agiato fällt uneingeschränkt positiv aus. Allerdings mischt sich in seinen Enthusiasmus ein wenig Trauer über den Niedergang der lat. Dichtung, den seiner Meinung nach auch Pellegrini nicht aufzuhalten imstande sein wird. Interessant dabei ist, dass er die Gründe für diese Krise – wohl nicht zu Unrecht – auf Tendenzen zurückführt, die sich ideengeschichtlich unschwer in der zu dieser Zeit immer mehr um sich greifenden Romantik verorten lassen (255–256).

> *Quod quidem tribus de causis faciendum tibi esse statuo, primum quia venustissima sunt, deinde quod ea lingua optime scripta, in qua iam minus minusque homines excellere videmus, postremo quia quum a Latine scribendo ob id ipsum Itali nostri deterreantur, quod et frigidissimum quemque maximeque ieiunum scriptorem ad huius sermonis potissimum speciosam quasi latebram confugere animadvertant, et vero non alia quam patria lingua solute atque expresse animi sensus poetico praesertim furore incitatos declarari posse arbitrentur; exemplum tuum, hoc est summi oratoris et eiusdem poetae iamque Etruscae elegantiae subtilitate celebratissimi, haud leve vulnus perversae huic haeresi et veteris nostrae laudis inimicissimae est allaturum, ac si minus saluti, magno certe Latinis litteris pereuntibus futurum solatio.*

> Dies [sc. zur Publikation schreiten] musst Du meines Erachtens aus drei Gründen, erstens weil sie [deine Gedichte] wunderschön sind, zweitens weil sie sehr gut in einer Sprache verfasst sind, in der – wie wir sehen – die Menschen immer seltener herausragende Leistungen erbringen, drittens weil unsere italienischen Autoren vor dem Dichten auf Lat. v.a. deshalb zurückschrecken, weil sie sehen, dass gerade die frostigsten und kraftlosesten Autoren am ehesten bei dieser Sprache wie in einem selten schönen Schlupfwinkel Zuflucht suchen. Darüber hinaus glauben sie, dass Seelenregungen, und zwar besonders jene, die auf eine poetische Inspiration zurückgehen, in keiner anderen als der Muttersprache frei und deutlich zum Ausdruck gebracht werden können. Dein Beispiel, d.h. das eines Mannes, der zugleich ein bedeutender Redner und Dichter ist und gerade für die Ausdruckskraft und die Eleganz seines Italienisch großen Ruhm erntet, wird diesem verrückten und unserem alten Ruhm höchst feindlichen Irrglauben keine leichte Wunde zufügen und, wenn nicht für die Rettung der dahinsiechenden lat. Dichtung, zumindest für ihre Tröstung sorgen.

Vannetti, *De M. Valerii Martialis poesi epistola*

Mit dem latinistischen Œuvre Vanettis scheint das Genus Brief übrigens in bevorzugter Weise verknüpft zu sein. 1776 goss er eine in Ferrara gedruckte Monographie über Martial in diese Form (*De M. Valerii Martialis poesi epistola*, „Brief über die Dichtkunst Martials"), ein Jahr später stellte er eine Auswahl aus der Korrespondenz Ciceros für den Schulgebrauch zusammen (vgl. hier S. 798), später folgten die aus verschiedenen Sendschreiben bestehenden *Osservazioni intorno*

ad Orazio (Rovereto 1792). Wenden wir uns als Beispiel der Martial-Epistel zu! Der an die 100 Druckseiten lange Text steht natürlich in der Tradition längerer wissenschaftlicher Traktate in Briefform. Aufgrund seines klassischen Sujets ist er gleichzeitig aber auch ein schönes Beispiel für den Humanistenbrief bzw. für die Länge, die dieser unter bestimmten Voraussetzungen erreichen konnte. Der Anlass für das Schreiben war folgender: Vannetti hatte sich – über den aus dem Trentino stammenden Mathematiker Gianfrancesco Malfatti als Mittelsmann – danach erkundigt, wie der bekannte spanische Jesuit Tomás Serrano das Urteil aufgenommen hatte, das der von ihm selbst hochgeschätzte Girolamo Tiraboschi in seiner 13-bändigen italienischen Literaturgeschichte *Storia della letteratura italiana* (Modena 1772–1782) über Serranos ‚Landsmann' Martial gefällt hatte. Der Spanier reagierte mit einem Schreiben an Vannetti, in dem er Tiraboschis eher negative Darstellung zu entkräften versuchte. Dies motivierte den Gelehrten aus Rovereto seinerseits dazu, Tiraboschis Position in einem viel längeren Brief zu verteidigen. Seine Argumentation bietet uns wertvolle Einblicke in die Art, wie man in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. über Literaturgeschichte diskutierte: Sie dokumentiert nicht nur die immer noch verbreitete Gültigkeit klassizistischer Ideale, sondern nimmt in der Kritik am ‚spanischen' Martial bereits nationalistische Tendenzen vorweg. Ebenfalls auffällig ist, dass häufig von einer wirkungsästhetischen Warte aus geurteilt wird (236):

> *Tu interea pergis ac Tiraboschium ignorantiae arguis, quod dixerit toto saeculo XVI. Martialem apud Italos nullo in honore fuisse. Quam quidem sententiam vide, ne tu paulo durius converteris, quam ab eo est elata. Illud enim Horatii „nec verbum verbo curabis reddere fidus interpres" ibi demum quadrat, ubi neque interpres ullam habet supicionem, neque is, cuius verba vertuntur, in invidiam ob dictum vocari potest. Si igitur diligentius Tiraboschium inspexeris, videbis eum non quidem plane nullo in honore Martialem eo saeculuo fuisse dicere, sed exiguo vixque dignum habitum, qui cum Catullo conferretur* […]. *Quae ita elata quanto mitiora sint, vides. Nam ego quidem hoc ipsum isti poetae honorificum arbitror, quod cuiquam in mentem venerit dubitare, an posset cum Catullo comparari.*

> Du fährst indessen fort und beschuldigst Tiraboschi der Ignoranz, weil er behauptet habe, dass Martial während des ganzen 16. Jhs. in Italien keinerlei Wertschätzung genossen habe. Sieh dich aber vor, dass du dieses Urteil nicht ein wenig härter wiedergibst, als er es formuliert hatte. Denn jenes berühmte Wort des Horaz „und wenn du etwas treu wiedergibst, brauchst du es nicht wortwörtlich zu übernehmen" passt nur dort, wo der Übersetzer keinen Argwohn erregt, und der, dessen Worte wiedergegeben werden, wegen des Gesagten keinen Hass hervorrufen kann. Wenn du dir den Tiraboschi also sorgfältiger anschaust, wirst du sehen, dass er nicht behauptet, dass Martial in besagtem Jahrhundert gar keine

> Wertschätzung erfahren habe, sondern geringe und kaum eines Vergleichs mit Catull für würdig befunden worden sei […]. Du siehst, um wie viel milder das Urteil in dieser Formulierung ausfällt. Ich jedenfalls halte bereits das für ein Kompliment für diesen Dichter, dass es jemandem in den Sinn gekommen ist zu erwägen, ob er mit Catull verglichen werden könne.

Briefsteller aus kirchlichem Kontext

Insgesamt sind, wie bereits betont, Sperges' und Vannettis Beiträge zur lat. Briefliteratur Tirols nur mehr der Schwanengesang einer zum Untergang bestimmten Gattung. Dem war v.a. deshalb so, weil die Schließung der Klöster in der napoleonischen Zeit dem Lateinischen einen wichtigen Lebensraum entzog, den es auch nach ihrer Wiedereröffnung nie mehr vollständig zurückgewinnen konnte. Zudem hatte die Sprache auch in den Schulen und besonders in den Universitäten zunehmend einen schwierigen Stand. Deshalb ist davon auszugehen, dass man in den immer seltener werdenden Fällen, in denen man auf Latein korrespondierte, aus Gründen der fehlenden Ausbildung und Übung verstärkt auf Briefsteller zurückgriff. Ein schönes Beispiel aus dem kirchlichen Bereich haben wir in einem auf das Ende des 18. Jhs. zu datierenden Manuskript, das aus dem Kapuzinerkloster Bregenz in das diesem traditionell sehr eng verbundene Ordenshaus in Innsbruck gelangte (Cap IBK, Panzerschrank). Der titellose Band ist 110 Seiten stark und bietet Musterbriefe, die nach verschiedenen Kategorien geordnet sind, z.B. Antworten auf Empfehlungsschreiben (*Responsiones ad recommendatitias*; hier gibt es drei Typen: *supensivae*, „hinhaltende", 1–7; *negativae*, „ablehnende", 10–18; und *affirmativae*, „zustimmende", 21–23), Stellungnahmen für Personen, die dem Protestantentum abschwören (*Testimoniales pro aliquo haeresin abiurante*; 31–34), Kondolenzschreiben (*Condolentiae in funere*; 43–44), Abschiedsbriefe an Freunde (*Valedictoria ad amicum*; 49), Glückwünsche zum Geburtstag, zu Neujahr oder anderen festlichen Anlässen (*Apprecatoriae ad natalicia, novum annum et alia festa*; 64–69) samt Antwortschreiben (*Responsoria ad priores*; 69–71) und verschiedene Danksagungen (*Gratiarum actiones variae*; 91–92). Trotz der in der Natur eines Briefstellers liegenden Tendenz zur Stereotypisierung zeichnet die Sammlung ein buntes Bild der offiziellen Anlässe, die das Klosterleben um 1800 bestimmen.

Rundbrief aus der Krisenzeit

Dieses einsprachige lat. Zeugnis ist aber nur mit Vorbehalt repräsentativ: Selbst innerhalb der Kirche lassen sich nun immer mehr Fälle beobachten, in denen das Lat. und die Volkssprachen auch im offiziellen Bereich koexistieren. Ein schönes Beispiel hierfür ist eine im TLMF (Dip. 781) vorliegende Sammlung von *Epistulae encyclicae* („Rundbriefe"; vgl. hier S. 794–796), die zwischen 1807 und 1810 aus der bischöflichen Kanzlei von Trient hervorgegangen sind: Insgesamt acht lat. stehen sechs italienischen Beispielen gegenüber, von einem italienischen Schreiben (vom 31. Januar 1810) gibt es sogar eine deutsche Version. Die Sammlung ist

noch aus einem anderen Grund von Interesse: Die Briefe legen Zeugnis von den unsicheren Zeiten ab, in denen sie entstanden sind, denn der Kanzler Peter Joseph Cloch verfasste sie nicht im Namen des damaligen Trientner Bischofs Emanuele Maria Thun. Diesen hatten die Bayern nämlich wegen seines Widerstands gegen ihre kirchenfeindlichen Maßnahmen 1807 ins Exil geschickt und seine Geschäfte dem linientreuen Johannes Franz Graf von Spaur übertragen, den sie zu diesem Zweck zum Generalvikar ernannt hatten (vgl. Gelmi 2001, 272). Nach einigem Hin und Her wurde dieser durch Thun in seinem Amt zwar bestätigt, blieb aber stets Marionette der Bayern und stand hinsichtlich seiner – in den Augen von Volk und Klerus usurpierten – Stellung unter stetem Rechtfertigungszwang. Vor diesem Hintergrund sind auch die Rundbriefe zu sehen, die er an die Geistlichkeit seiner Diözese aussandte und als deren Unterzeichner er in die Rolle des eigentlichen Bischofs schlüpfen konnte. Betrachten wir kurz das Schreiben vom 6. April 1809, das bereits von der düsteren Atmosphäre überschattet wird, die in der unmittelbar darauffolgenden Woche in Innsbruck zur ersten offenen Revolte gegen die Bayern und zur ersten Bergiselschlacht führen sollte. Es beginnt folgendermaßen (13):

> *Quum praesens politicarum rerum status eiusmodi sit, ut novum inter Galliarum Imperium eiusque confoederatos ex una parte et Imperium Austriacum ex alia bellum iam imminens ac fere inevitabile videatur, varia sunt eademque gravissimi momenti, quae pro populi nobis commissi spirituali et temporali salute in tanto discrimine tuenda vobis paterne inculcare muneris nostri gravitate compellimur.*

> Da die gegenwärtige politische Situation von der Art ist, dass ein neuer Krieg zwischen Frankreich und seinen Verbündeten auf der einen Seite und Österreich auf der anderen unmittelbar bevorzustehen, ja unvermeidbar zu sein scheint, gibt es verschiedene und besonders dringende Dinge, die ich euch – das Gewicht meines Amtes zwingt mich dazu – wie ein Vater nachdrücklich einschärfen muss, wenn wir das geistliche und weltliche Heil des uns anvertrauten Volkes in einer so großen Gefahr bewahren wollen.

rhetorische Strategie

Im Sinne einer *captatio benevolentiae* versucht Spaur von Beginn an Gemeinschaft zu stiften: Er selbst steht wie ein Vater *(paterne)* zu den Adressaten, mit ihnen zusammen wacht er über das in ihrer beider Schutz (*nobis*) gestellte *(commissi)* Volk. Der bischöfliche Fürsorgejargon zieht sich durch den ganzen Brief und etabliert den Generalvikar nicht nur in seiner Eigenschaft als Absender des Briefes, sondern auch sprachlich als vollwertigen Ersatz für den exilierten Bischof. Interessant wird diese Strategie besonders dort, wo sie mit dem Versuch einhergeht, für den Fall eines Sieges der Gegenpartei Vorsichtsmaßnahmen für die eigene Situation zu treffen. Spaur bereitet diesen Schwenk unmittelbar nach der oben zitierten Einleitung vor,

indem er auf den Topos von der Wechselhaftigkeit des Kriegs zurückgreift: *Nostis, dilecti in Christo fratres, heu nimium nostis bellorum funestos effectus, varios exitus volubilemque Fortunam* („Ihr kennt, geliebte Brüder in Christus, ach, ihr kennt nur allzu gut die traurigen Folgen der Kriege, ihren verschiedenartigen Ausgang und das wandelbare Schicksal"). Einige Sätze später konkretisiert er, was die Unberechenbarkeit der Fortuna mit sich bringen kann, und gibt an, wie sich die Bürger dann verhalten sollen (14):

> *Sciant populi, quid etiam inimicis patriam vi armorum forte occupantibus debeatur. Nam et tunc tranquille, submisse et pacifice se habere debent cives. Imo (salva semper fide erga legitimum principem, qua non nisi per successivam pacis conclusionem coram Deo et hominibus possunt liberari) hostibus ea omnia prompte et alacriter praestanda sunt, quae iure belli possunt exigere, veluti annonas pro exercitus subsistentia et similia.*
>
> Das Volk möge wissen, was man den Feinden schuldet, sollten diese die Heimat zufällig mit Waffengewalt besetzen. Denn auch dann müssen sich die Bürger ruhig, unterwürfig und friedlich verhalten. Es ist sogar unter fortwährender Einhaltung der Treue dem gesetzmäßigen Herrscher gegenüber – von der sie nur durch einen nachfolgenden Friedensschluss vor Gott und den Menschen entbunden werden können – den Feinden alles schnell und willig zur Verfügung zu stellen, was sie nach dem Kriegsrecht fordern dürfen, wie Getreidevorräte zur Versorgung des Heers oder Ähnliches.

verschiedene Adressaten

Dem roten Teppich, den Spaur hier prophylaktisch vor den Feinden ausrollt, entspricht die Halbherzigkeit seiner Loyalitätsbezeugung dem bayerischen König Max I. Joseph (reg. 1806–1825) gegenüber, ja man gewinnt den Eindruck, dass die Priester der Diözese Trient nicht die einzigen Adressaten des Schreibens sind, sondern auch die im Falle einer Niederlage der Bayern zu erwartenden neuen Souveräne als intendierte Leser in Frage kommen. Diese ‚versteckten' Empfänger lassen sich auch in folgender Passage entdecken, die mit einem Treuebekenntnis für Max Joseph beginnt und mit einem Hinweis auf die moralische Integrität der Gegenseite endet (13):

> *Fides, oboedientia et filialis amor, quem legitimo Nostro Regi debemus, ne umquam deficiat: nam infideles populos et Deus et homines, quin vel hostis ipse detestatur.*
>
> Die Treue, der Gehorsam und die Liebe, die wir unserem rechtmäßigen König als Kinder schulden, mögen niemals enden. Denn untreue Völker hassen sowohl Gott als auch die Menschen, ja sogar der Feind selbst.

Erika Kustatscher/Martin Korenjak

Theologie

Überblick

Zwar gewinnen in dieser Epoche die Volkssprachen auch in der Theologie allmählich an Boden und die Masse des auf Lat. verfassten theologischen Schrifttums nimmt im Vergleich zur vorhergehenden etwas ab; die Zahl der erhaltenen Texte ist aber nach wie vor imposant. Angesichts des teilweise rasanten Rückgangs der Latinität auf anderen Feldern kristallisiert sich die Kirche allmählich als eine ihrer letzten Bastionen heraus. Überblickt man das erhaltene Material chronologisch, so zerfällt der vorliegende Zeitraum in zwei recht unterschiedliche Abschnitte: eine bis etwa 1790 reichende Frühzeit, in der sich die geradezu fieberhafte Produktivität der vorigen Epoche ungebrochen fortsetzt, die Universität Innsbruck die Hauptrolle spielt und sich neben konservativen auch aufklärerische Stimmen zu Wort melden; und die sich anschließenden Jahrzehnte bis 1848, in denen deutlich weniger geschrieben wird und der Schwerpunkt sich in die Hauslehranstalten der Klöster und die Priesterseminare (insbesondere Brixen) verlagert, wo der Konservatismus nahezu unumschränkt regiert. Die Ursachen sind nicht schwer zu erkennen: Zum einen hatte die theologische Fakultät nach der Umwandlung der Universität in ein Lyzeum 1782 gegen die Konkurrenz der bischöflichen und klösterlichen Ausbildungsstätten einen immer schwereren Stand, bis sie 1822 ganz aufgehoben wurde (Oberkofler/Goller 1996, 125–132). Zum anderen wurden Aufklärung und Josephinismus unter Franz I. von gesellschaftlicher und religiöser Restauration abgelöst. Insgesamt rezipierte man die theologische Aufklärung verglichen mit anderen Regionen in Tirol bestenfalls halbherzig (Coreth 1947, 11–18). Die Aufhebung des Jesuitenordens zeitigte diesbezüglich ebenso wenig nachhaltige Wirkung wie die Einrichtung des kurzlebigen Innsbrucker Generalseminars (1783–1790).

Gliederung

Der folgende, wie schon in den vorhergehenden Epochen ausgesprochen selektive Durchgang durch die erhaltenen lat. Texte ist nach theologischen Teildisziplinen gegliedert und geht innerhalb dieser im Wesentlichen chronologisch vor. Den Anfang macht ein propädeutisches Werk, es folgt die Dogmatik, an die sich die Moraltheologie anschließt. Danach werden einige Texte behandelt, die sich der Pastoral zurechnen lassen. Den Schluss macht wie im letzten Theologiekapitel die Exegese, die gegen Ende der Epoche mit zwei bemerkenswerten Werken aufwartet.

Michael Simon Staffler

1774 wurde in Innsbruck als neues theologisches Fach die Literarwissenschaft eingeführt, die den Studenten einen Überblick über die wichtigsten schriftlichen Quellen des Christentums vermitteln sollte (Haidacher 1952, 329–331; Brandl

1969, 133). Erster Inhaber der betreffenden Lehrkanzel wurde 1775 der Weltpriester Michael Simon Staffler aus Kastelruth (1730–1805). Da er jedoch wegen seines angeblich schlechten Vortrags den Anforderungen der Studienhofkommission nicht entsprach, wurde er bereits nach einem Jahr der Lehre enthoben und erhielt das bei der Kirche St. Leonhard in Mühlau bestehende Benefizium (Tinkhauser/Rapp 1855–1891, Bd. 2, 477–478; Gasser 3, 300–301; Coreth 1947, 51).

Historia litteraria theologiae

Nach seiner Entlassung begann Staffler damit, den Inhalt seiner Vorlesungen unter dem Titel *Historia litteraria theologiae* („Literargeschichte der Theologie") zusammenzufassen. Der erste, 160 Seiten starke Abschnitt, der sich dem Studium und der Methode der Theologie i.A. widmet, erschien 1779 in Innsbruck. Der Rest des Gesamtwerks, das die Einleitung ankündigt – Teil 1,2: natürliche und übernatürliche Theologie, Teil 2,1–3: die übrigen Theologien (sic, im Plural), Teil 3: Irrlehren – kam dagegen nie heraus. Der Titel ist, wie ebenfalls in der Einleitung konzediert wird, irreführend: Es geht weder im tatsächlich erschienenen Teil noch im geplanten Ganzen um theologische Literargeschichte im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr um Wesen und Methode des Theologiestudiums. Mit Blick auf das recht breite Bedeutungsspektrum des Terminus *historia litteraria* im 18. Jh. (vgl. Šubarić 2001, 5–7) könnte man die Überschrift allenfalls mit „Propädeutik der Theologie" wiedergeben. Propädeutisch wirkt jedenfalls bereits die typographische Gestaltung: Der Band ist sinnfällig in Kapitel, Artikel und Absätze gegliedert, die Hauptaussagen sind durch Großdruck hervorgehoben, weniger Wichtiges erscheint in Petitdruck – ideal für ein Publikum von Anfängern, das sich einen ersten Überblick verschaffen möchte.

zwischen Aufklärung und Konservatismus

In Stafflers Denken gehen wie bei vielen Theologen seiner Zeit aufklärerische und konservative Tendenzen eine nicht immer harmonische Verbindung ein. Was Ersteres betrifft, so kritisiert er etwa die Scholastik: *Studium theologiae vertebatur potius in ostentationem ingeniorum quam in corroborationem fidei ac utilitatem ecclesiae.* (S. 33; „Das Studium der Theologie diente eher der Demonstration des eigenen Scharfsinns als der Festigung des Glaubens und dem Nutzen der Kirche.")[1] Damit einher geht (Kap. 1,1,2) ein Lob der Universitätspolitik Maria Theresias und Josephs II. mit besonderer Würdigung der aktuellen Studienordnung, die folgende Fächer vorsah: Dogmatik, Moraltheologie, Pastoraltheologie, Exegese, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, Patristik, Polemik, theologische Literarwissenschaft und außertheologische Fächer (vgl. Haidacher 1952, 328; Brandl 1969, 40–50). Auch in pädagogischer Hinsicht ist Staffler der Aufklärung verpflichtet, indem er ältere Methoden, die auf freudlosem Pauken beruhten, zurückweist, jedoch ein breites methodisches Spektrum gelten lässt; am wichtigsten ist ihm, dass die Methode

1 Brandl 1969, 133 verkennt dies, wenn er Staffler einen Vertreter des Scholastik nennt.

im Verhältnis zum Inhalt nur *ancilla* („Magd"), nicht *domina* („Herrin") sein darf (Kap. 2,1; Kap. 2,3,1–2). Andererseits mahnt er, die Lehre müsse stets der offiziellen kirchlichen Ansicht entsprechen, der sicherste Weg zur Erkenntnis sei der Glaube (Kap. 2,4,1) und der Lehrer dürfe nicht zu sehr auf die geistige Selbständigkeit der Schüler vertrauen: *Plures sunt hebetioris quam acutioris ingenii, praecipue si iudicium in inferioribus scholis nondum fuerit satis limatum et ingenium excitatum.* (S. 129; „Die Mehrzahl besitzt eher einen stumpfen als einen scharfen Verstand, v.a. wenn ihr Urteil in den unteren Schulstufen noch nicht genügend zurechtgefeilt und ihr Verstand nicht genügend angeregt worden ist.") Dementsprechend wird der Schüler vor eigenem Denken gewarnt und zu Disziplin und Unterordnung unter die kirchlichen Autoritäten und den Lehrer angehalten: *Totus ab ore pendeat docentis.* (S. 149; „Ganz hänge er an den Lippen des Lehrenden.")

Karl von Güntherode

Ein prominenter Vertreter der theologischen Aufklärung in Innsbruck war der gallikanisch-febronianisch gesonnene Karl von Güntherode OSM (1740–1795). Der aus der Lombardei Gebürtige trat 1758 in Innsbruck in den Servitenorden ein, wo er 1766 Lektor der Philosophie, 1769 der Theologie wurde. 1773 erhielt er an der Universität den Lehrstuhl der Logik und Metaphysik, 1774 den der Dogmatik und Polemik, 1779 jenen der Kirchengeschichte. 1783 wurde er wegen der Publikation von 17 allzu freigeistigen Thesen aus dem Lehramt entlassen und ging nach Wien, wo er sich u.a. um die Bibliothek des Fürsten von Esterhazy kümmerte.[2]

Theologiae naturalis institutio

Güntherode verfasste neben (auch deutschen) satirisch-polemischen Schriften eine Reihe theologischer Monographien, über die jeweils an der Universität disputiert wurde. Hier sei er mit seinem einzigen Lehrbuch vorgestellt, mit dem er sich dem Ideal einer Dogmatik „im bloß fingerdicken Büchlein" (Brandl 1969, 18) näherte, der *Theologiae naturalis institutio* („Unterricht in der natürlichen Theologie"; Innsbruck 1774). Dieses Werk behandelt auf 212 Seiten ungefähr denselben Stoff, für den etwa Albert Prack (vgl. hier S. 817) fast viermal so viel Raum gebraucht hatte. Der vollständige Titel erklärt, Güntherode habe es für die Kandidaten der Philosophie ausgearbeitet, die er ja an der Universität zu unterrichten hatte. Folgerichtig spricht er, ähnlich wie Casimir Grustner (vgl. hier S. 814–815), primär als Philosoph, nicht als Theologe.

Der Aufbau des in 13 Kapitel gegliederten Buches entspricht einem damals weit verbreiteten Muster: Güntherode behandelt nach einem wissenschaftsgeschichtlichen Vorspann zunächst den Namen Gottes und die Wege der Gotteserkenntnis (Kap. 1). Danach setzt er sich mit dem Atheismus auseinander (Kap. 2), erörtert, ob man Gottes Existenz ohne

2 Gasser 2,70–71; Coreth 1947, 76–78, 89–91; Haidacher 1952, 316; Coreth 1995, 45–46.

> Schuld ignorieren könne (Kap. 3), und diskutiert Polytheismus und Idolatrie (Kap. 4). Anschließend werden das Konzept des einen und dreieinigen Gottes (Kap. 5–6) sowie Gottes *simplicitas* („Einfachheit", d.h. rein geistige Ganzheit ohne Teile; Kap. 7) erläutert. Weitere Aspekte von Gottes Wesen sind Ewigkeit, Unveränderlichkeit und Unermesslichkeit (Kap. 8). Die letzten Kapitel widmen sich Gottes eigener Erkenntnisweise (Kap. 9), seinem Willen (Kap. 10), seinen moralischen Attributen (Kap. 11), seinem Verhältnis zu den Geschöpfen (Kap. 12) und der göttlichen Vorsehung unter besonderer Berücksichtigung der Theodizee (Kap. 13).

gemäßigter Rationalismus

Als Lehrbuchautor gibt Güntherode sich verglichen mit seinem sonstigen Auftreten moderat: Sein Buch lässt einen recht gemäßigten Rationalismus erkennen. So klingen z.B. die Ausführungen zu Zeit und Ewigkeit im Zusammenhang mit dem Schöpfungsprozess (Kap. 12) zwar an Descartes an; gleichzeitig geht Güntherode aber auch auf Distanz zum großen Rationalisten, etwa wenn er betont, alles Geschaffene sei auch nach der Schöpfung noch auf den Schöpfer angewiesen, dessen permanentes Mitwirken darin bestehe, dass er dem Menschen seine Kräfte erhalte – einschließlich jener, die ihm das Sündigen ermöglichten (Kap. 12, §§ 4–5). Typisch aufklärerisch wirken allerdings die abschließenden Gedanken zur Theodizee, die der Idee der Glückseligkeit, wie das für diese Epoche charakteristisch ist, einen hohen Stellenwert einräumen.

Dogmatik für Anfänger

Dass Güntherode sich in der Tat an Philosophiestudenten wendet, die das Theologiestudium noch vor sich haben, zeigt die Einfachheit seiner Ausführungen. Ein gutes Beispiel hierfür bietet Kap. 9 über die göttliche Erkenntnis: Güntherode erläutert dort die im Gnadenstreit relevanten Begriffe *scientia simplicis intelligentiae* und *scientia visionis* in einer Klarheit, für die man ihm nach Autoren wie Casimir Grustner, Cajetan Franck und Albert Prack (vgl. hier S. 814–817) dankbar ist. Auf viel mehr als Definitionen lässt er sich dabei allerdings von vornherein nicht ein. Sobald er sich den schwierigen Problemen der *scientia media* nähert, stellt er lapidar fest: *Cuius litis decisionem aliis in altiori theologia constitutis peramanter relinquo*. (S. 133; „Die Entscheidung in diesem Streit überlasse ich sehr gerne anderen, die in der höheren Theologie zuhause sind.")

Anton Alderik Jäger

Ein vehementer Gegner von Aufklärung und Josephinismus war der aus Innichen stammende Wiltener Chorherr Anton Alderik Jäger OPraem (1746–1819), der 1770–1800 an der Universität den Lehrstuhl für Dogmatik innehatte sowie diverse Leitungs- und Verwaltungsfunktionen bekleidete. Er war schon als Student mit einer Verteidigung des Immaculata-Eides gegen Vorbehalte Lodovico Antonio Muratoris hervorgetreten und war 1781 in dieser Sache der Wortführer der Gegner Karl Schwarzels (s.u.), weshalb er zwischenzeitlich sogar seiner Professur enthoben wurde. 1788 erhielt er vom Brixner Ordinariat den Auftrag, die Vorlesungen der

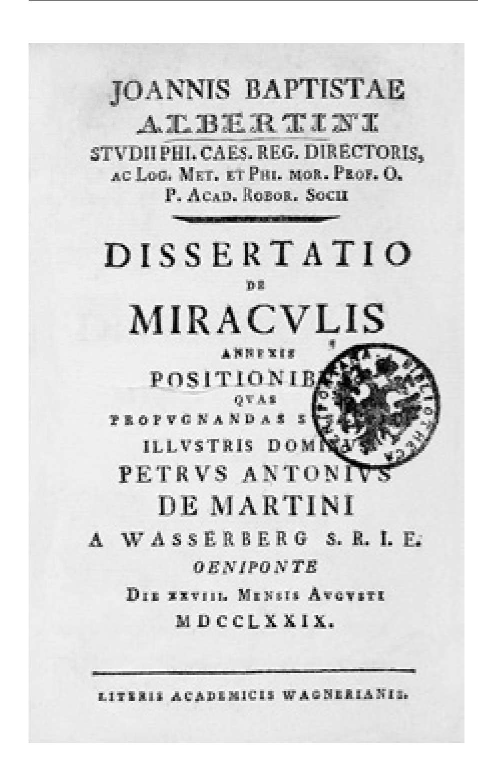
übrigen Professoren auf ihre Orthodoxie zu überwachen. Bei seinem Tod hinterließ er ein vielseitiges wissenschaftliches Œuvre.[3]

Dissertatio de iure territorii

Aus diesem sei eine Schrift vorgestellt, die in der Spätphase der weltlichen Herrschaft der Kirche nochmals versucht, diese auf eine feste dogmatische Grundlage zu stellen, nämlich die *Dissertatio de iure territorii praesulum ecclesiasticorum* („Erörterung über das Territorialrecht geistlicher Fürsten"; Innsbruck 1776). Das Ignaz von Spaur (vgl. Farbtafel 20), dem Koadjutor des Bischofs von Brixen, gewidmete Werk befasst sich mit dem Verhältnis der Kirche zu Macht und Besitz und verteidigt die Rechte geistlicher Fürsten gegen die Säkularisierungsbestrebungen der Zeit.

Jägers Ziel ist es, wie er einleitend erklärt, aufzuzeigen, dass die territoriale Gewalt geistlicher Fürsten der Kirche nicht nur nicht schadet, sondern sogar sehr nützt. Zwischen geistlicher und weltlicher Macht besteht für ihn kein Gegensatz, vielmehr bedingen sich spirituelles und weltliches Glück gegenseitig (§§ 1–3). Diese Thesen versucht er anhand historischer, v.a. aber biblischer Exempel zu beweisen. Am Beginn stehen Beispiele für die Vereinigung der Gewalten aus dem AT, etwa Moses als weltlicher Richter (Ex 18) und zugleich als Priester (Ex 40; Lev 8). Es folgt die Erläuterung ausgewählter Stellen aus dem NT, wobei sich Jäger hier darauf konzentriert, mögliche Gegenargumente zu entkräften. So wird z.B. Lk 14,33 („So kann auch keiner von euch, der nicht allem entsagt, was er hat, mein Jünger sein.") so gedeutet, dass nicht der sofortige Verzicht auf weltliche Güter, sondern nur die Bereitschaft gefordert sei, im Ernstfall die geistlichen höher zu schätzen. Christus habe nicht das Wesen, sondern nur bestimmte Arten der Herrschaft verurteilt (§§ 4–6). Zu ähnlichen Ergebnissen führen Zitate aus den Kirchenvätern, aus denen Jäger schließt, weltliche Macht sei im Priestertum zwar nicht enthalten, begleite dieses jedoch (§§ 7–8). Auch eine Erklärung, die Papst Nikolaus I. (reg. 858–867) dem byzantinischen Kaiser Michael III. (reg. 842–867) gegeben habe, dass nämlich dem Papst seine weltlichen Rechte zwar nicht von Christus selbst übertragen worden seien, es aber seinem Amt nicht widerspreche, sie rechtmäßig auszuüben, weist in dieselbe Richtung (§ 9). Da Gott nicht verhindert habe, dass die Kirche Reichtum ansammelt, könne dies ihrem Wesen nicht grundsätzlich widersprechen, auch wenn es an und für sich besser wäre, die Geistlichen könnten sich ganz den spirituellen Angelegenheiten widmen (§ 10). Im Übrigen gälten materielle Gaben stets der Kirche als ganzer, nicht ihren Vertretern. Ein gewisser Aufwand für kultische Handlungen, wie er v.a. im AT an vielen Stellen belegt sei, erhöhe deren Attraktivität. Um mit Papst Pius II. zu sprechen: *Ecclesiam qui nunc pauperem esse cupiunt, extinctam religionem volunt.* (S. 95; „Jene, die wünschen, dass die Kirche jetzt arm sei, wollen die Religion erloschen wissen.") Fazit: Die Gemeinsamkeit von weltlicher und

3 Probst 1869, 212–214; Hurter 5, 658; Haidacher 1952, 320–321, 384, 405–409; Mitterbacher 1962, 225; Brandl 1969, 99–103; Coreth 1995, 27, 39–40.



JOANNIS BAPTISTAE
ALBERTINI
STVDII PHI. CAES. REG. DIRECTORIS,
AC LOG. MET. ET PHI. MOR. PROF. O.
P. ACAD. ROBOR. SOCII

DISSERTATIO
DE
MIRACVLIS
ANNEXIS
POSITIONIB
QVAS
PROPVGNANDAS S
ILLVSTRIS DOM
PETRVS ANTONIVS
DE MARTINI
A WASSERBERG S. R. I. E.
OENIPONTE
DIE XXVIII. MENSIS AVGVSTI
MDCCLXXIX.

LITERIS ACADEMICIS WAGNERIANIS.

Abb. 162: Titelblatt der *Dissertatio de miraculis* des Giovanni Battista Albertini, Innsbruck 1779.

geistlicher Macht sei aus praktischen Gründen die Bedingung für das Gedeihen beider (§§ 11–12).

Charakteristik

Jäger kämpft für seine Ansicht mit weltanschaulich-philosophischen, geschichtlichen und theologischen Argumenten, wogegen er juristische Begründungen kaum verwendet. Seine Darstellung mutet vielfach polemisch an: Pro und Contra prallen hart aufeinander. Insbesondere stellt er sich bewusst gegen Autoritäten des josephinischen Kirchenrechts wie Paul Josef Riegger (vgl. hier S. 752–753) oder Johann Nepomuk Pehem. Der aufgeklärte Kirchenrechtler Franz Xaver Jellenz beschwerte sich deshalb über das Werk, doch Jägers gute Kontakte zum Gubernium bewahrten ihn vor Folgen (Coreth 1947, 25–26; Haidacher 1952, 385).

Giovanni Battista Albertini

Der aus Brez stammende Weltgeistliche Giovanni Battista Albertini (1742–1820) wurde in Trient, Innsbruck und Wien ausgebildet und lehrte seit 1774 in Innsbruck als Karl von Güntherodes (s.o.) Nachfolger Logik, Metaphysik und Ethik. Er war wie sein Vorgänger aufklärerisch gesinnt, durchlief aber im Gegensatz zu diesem in den folgenden Jahren eine steile akademische Karriere: 1779 wurde er zum Direktor der philosophischen Fakultät und zum Mitglied der Studienhofkommission ernannt, 1783 avancierte er zum Direktor des neu errichteten Generalseminars (Brandl 1969, 72–79; Gelmi 1986, 128; Coreth 1995, 49).

Dissertatio de miraculis

Eines von mehreren Werken, die Albertini als Professor in Innsbruck verfasste, ist die einem kleinen Teilbereich der Dogmatik gewidmete *Dissertatio de miraculis* („Erörterung über Wunder"; Innsbruck 1779; vgl. Abb. 162). Sie gliedert sich in 14 Paragraphen, wobei Passagen in Normaldruck, in denen der Autor seinen grundsätzlichen Standpunkt festhält, mit spezielleren Erörterungen, häufig Diskussionen anderer Gelehrtenmeinungen, in Petitdruck abwechseln. Seiner Stellung als Philosophieprofessor entsprechend verzichtet Albertini auf Schrift- und Klassikerzitate und entwickelt seine Überlegungen in logischer Deduktion.

> Der Gedankengang geht vom Begriff der Natur als Prinzip der Bewegung aus (§§ 1–2). Die Ordnung ihrer Wirkungen sind die Naturgesetze, die Gott erlassen hat (§ 3). Im Gegensatz zu natürlichen Wirkungen bezeichnet man übernatürliche als Wunder (§§ 4–5). Als Urheber der Naturgesetze kann Gott diese nämlich im Einzelfall auch aufheben, um eine besondere Wirkung zu erreichen (§§ 6–8). Solches zu tun, ist seiner auch nicht unwürdig (§§ 9–11). Daher sind Wunder möglich (§ 12), doch nur Gott kann sie bewirken (§ 13). Wir müssen nicht um alle Naturgesetze wissen, um Wunder mit hinreichender Sicherheit als solche zu erkennen (§ 14).

rationalistischer Wunderglaube

Trotz Albertinis grundsätzlichem Glauben an Wunder kann man seine Position insgesamt als rationalistisch bezeichnen. Sein vernunftbetonter Zugang zeigt sich neben der in sich schlüssigen Argumentation der Schrift insgesamt beispielsweise in seiner präzisen Klassifikation der Wunder (§ 4): Nachdem er das Wunder insgesamt als *effectus supernaturalis* („übernatürliche Wirkung") definiert hat, unterscheidet er zwischen *effectus contranaturalis* („widernatürliche Wirkung", z.B. ein ins Feuer geworfener Körper, der unversehrt bleibt) und *effectus praeternaturalis* („paranatürliche Wirkung", z.B. Getreide, das wächst, ohne dass ein Samen ausgestreut wurde); bei der letztgenannten Variante trennt er noch einmal auf natürlichem Weg absolut unerklärliche Wirkungen als *quoad substantiam* („das Wesen [des Ereignisses selbst] betreffend", z.B. Auferstehung eines Toten) von Fällen *quoad modum* („die Art und Weise betreffend", z.B. plötzliche Heilung von schwerer Krankheit). Auch sein Eingeständnis, es gebe viele ‚Wunder', die sich bei genauerer Betrachtung als leeres Gerede entpuppten, und seine Berufung auf Lodovico Muratori, der einen Mittelweg zwischen Leicht- und Ungläubigkeit empfiehlt (§ 12), klingen rationalistisch. Schließlich verneint Albertini aufgrund seiner Ansicht, einzig Gott könne Wunder wirken, auch die Möglichkeit der Magie, die Autoren wie Giovanni di Dio Staidel und Alexius Planch noch kurz zuvor bejaht hatten (§ 13; vgl. hier S. 823–824).

Karl Schwarzel

In noch höherem Grade der Aufklärung verpflichtet war der 1779–1782 an der Universität Innsbruck Patristik, Polemik und theologische Literaturgeschichte, 1782–1783 am Lyzeum Dogmatik und Polemik lehrende, später nach Freiburg i.B. berufene Karl Schwarzel (1746–1809; Müller 1959, v.a. 31–53) aus dem niederösterreichischen Eggendorf, ein Schüler des bekannten Jansenisten Markus Anton Wittola (1736–1797). Seine Haltung trat besonders deutlich 1781 zu Tage, als er den für die Innsbrucker Professoren seit 1677 vorgeschriebenen Eid auf die unbefleckte Empfängnis Marias (Mraz 1968, 123) eigenmächtig abänderte, was schließlich sogar zu dessen Abschaffung in der ganzen Monarchie führte. Unter seinen großteils schon auf Deutsch verfassten Schriften (Müller 1959, 7–9) sind aus seinen Innsbrucker Jahren v.a. seine zweibändigen, insgesamt über 700 Seiten starken *Praelectiones theologiae polemicae* („Vorlesungen über polemische Theologie"; Wien

1781–1783) hervorzuheben (vgl. Müller 1959, 31–32). Breitenwirksamer als sie war allerdings wohl das programmatische *Initium solenne* („Feierlicher Beginn"; Innsbruck 1782), mit dem er im Herbst 1782 seine Dogmatikvorlesungen einleitete. In mustergültigen ciceronianischen Perioden entwickelt Schwarzel dort seine Auffassung von Gegenstand, Aufbau und Methode der Dogmatik, wobei er sich, wie er im Vorwort erklärt, nicht nur an seine Studenten, sondern an die ganze gebildete Welt wendet. Er plädiert für eine Dogmatik als *historia Dei* (26; „Geschichte Gottes"), die nicht in Traktate, d.h. Teilgebiete, sondern nur in geschichtliche Epochen eingeteilt werden könne (31). Sein erklärtes Feindbild ist die scholastische Theologie in der Ausprägung, die ihr die Jesuiten gegeben haben (z.B. 24). Der Aufriss des Faches, den er im Anschluss an diese Grundsatzerklärungen bietet – Allgemeines zur Religion, Gott, Trinität, Schöpfung, Erbsünde, Christo- und Soteriologie, Gnaden- und Sakramentenlehre, Eschatologie (31–44) –, unterscheidet sich dann allerdings *de facto* kaum von scholastischen Mustern.[4]

Hilarion Staffler

Ein konservativer Fachvertreter war Franz Xaver, mit Ordensnamen Hilarion Staffler OFM (1736–1792), ein jüngerer Bruder des schon genannten Michael Simon Staffler; er stritt sich insbesondere mit Güntherode wegen dessen gallikanisch-febronianischer Ansichten zur Stellung des Papstes (Coreth 1947, 35; Brandl 1969, 23). Er legte 1757 die Profess ab und studierte Theologie an den franziskanischen Hauslehranstalten in Freiburg i.B. und Kaltern, wo Herkulan Oberrauch (s.u.) sein Lehrer war. 1760 empfing er die Priesterweihe. Seit 1766 wirkte er als Lektor der Theologie in Kaltern, Innsbruck und Bozen. 1773 übernahm er an der Universität Innsbruck den Lehrstuhl für biblische Sprachen und Exegese. 1787 wurde er Guardian in Hall.[5]

Adsertiones

Hier sei er mit einer noch in seiner Zeit als Lektor entstandenen, von Studenten im Bozner Kloster bestrittenen Disputation vorgestellt, die den komplizierten Titel *Adsertiones theologicae scholastico-dogmatico-criticae itidemque critico-chronologico-historicae de* […] *Christo Iesu* […] *seu de ineffabili incarnationis dominicae mysterio* („Scholastisch-dogmatisch-kritische und zugleich kritisch-chronologisch-historische theologische Behauptungen über […] Jesus Christus […] oder Abhandlung über das unaussprechliche Geheimnis der Inkarnation des Herrn"; Bozen 1773) trägt. Die quellen- und zitatgesättigte Arbeit (v.a. die Kirchenväter werden laufend zitiert) gliedert sich, wie der Titel andeutet, in einen dogmatischen (Bl. a2^{r}–[c4]^{v}) und einen historischen Teil (d^{r}–[e4]^{r}), der sich im Wesentlichen auf eine Darstellung des Lebens Jesu in enger Anlehnung an die Evangelien beschränkt.

4 Vgl. Coreth 1947, 52–58, 68–74; Haidacher 1952, 376; Müller 1959, 39–41; Coreth 1995, 39–41.

5 Gasser 3, 297; Hurter 5, 37; Coreth 1947, 34; Amort 1967, 18–19; Brandl 1969, 131–132; Kustatscher 1992, 52.

Inkarnation

Interessanter ist der erste Teil: Er greift mit der Frage der Inkarnation nicht nur ein für die Aufklärung anstößiges Thema (HdK 5, 400) auf, sondern behandelt es auch in einer Weise, die keinen Zweifel daran lässt, dass Staffler sich dem traditionalistischen Lager verpflichtet fühlt. Bereits in den vorangestellten Motti zitiert er u.a. den Kirchenvater Kyrill von Alexandria (375/80–444) mit einer Warnung vor rationaler Annäherung an den Glauben. Er selbst tritt konsequent für das Gottmenschentum Christi ein (vgl. etwa § 12,10 *in ter admirando nostro DEO-virili composito CHRISTO*, „in unserem dreifach bewundernswerten GOTT-menschlich zusammengesetzten CHRISTUS") und weist abweichende Ansichten vehement zurück. So ist der Standpunkt, den Juden und andere Ungläubige zur Inkarnation einnehmen, für ihn nichts als *ridicula theosophia* (§ 1,4; „lächerliche Wissenschaft von Gott"). Als besondere Hassfigur aus der älteren Kirchengeschichte erscheint in diesem Zusammenhang Nestorius, der in Christus eine göttliche und eine menschliche Person unterschied (z.B. §§ 9,7, 12,3).

Erlösungstod

Einen zentralen Stellenwert nimmt in Stafflers Denken der Erlösungstod Christi ein. Er betont ausdrücklich, dieser sei für die gesamte Menschheit gestorben, und setzt sich dabei nicht nur von Calvinisten und Jansenisten ab, die das Erlösungswerk auf den erwählten Teil der Menschheit beschränken (§ 24,4–5), sondern bricht auch eine Lanze für die Frauen (§ 24,1–4): Christus ist

> […] *totius prolapsi generis nostri proindeque non, quod cum maxima sane devoti alias sexus iniuria insulse nuper Horatius aliquis Plata tradidit, solum masculorum, sed quoque abs dubio femellarum*[6] […] *REPARATOR atque REDEMPTOR* […].

> […] der WIEDERHERSTELLER und ERLÖSER […] unseres ganzen gefallenen Stammes und folglich nicht, wie das ein gewisser Horatius Plata neulich geschmacklos behauptet und womit er dem im Übrigen durchaus frommen Geschlecht gewaltiges Unrecht angetan hat, nur der Männer, sondern ohne Zweifel auch der Frauen […].

Andexer, *Series positionum*

Wenigstens kurz erwähnt sei die *Series positionum ex sanctissima theologia dogmatica* („Reihe von Standpunkten aus der allerheiligsten dogmatischen Theologie"; Innsbruck 1805) des Fiechter Benediktinermönchs Jakob Andexer (1757–1818), der in seinem Stift u.a. Lektor der Theologie, Bibliothekar und Prior war (Gasser 1, 26; Nöhrer 1984, 58–59). Zwar handelt es sich bei diesen 120 *positiones* nur um den etwas längeren Thesenzettel zu einer Disputation im Stift, doch können sie einen guten Eindruck davon vermitteln, in welch konservativem Geist die Dogmatik an der dortigen Hauslehranstalt unterrichtet wurde: Wir lesen da beispielsweise, maß-

6 Der Druck hat *femellorum*.

geblich für die richtige Auslegung der Bibel sei das Urteil der katholischen Kirche (§ 12), Atheismus sei für den Staat verderblicher als Götzendienst oder Aberglaube (§ 17), die Ansichten der *novatores* („Neuerer") zur Transsubstantiation seien abzulehnen (§ 104) und die im 19. Jh. wieder zunehmende Heiligenverehrung (HdK 6,1, 662–663) zu begrüßen (§ 118).

Ploder, *Brevis institutio dogmatica*

Von aufklärungsfeindlichem Geist getragen war der Dogmatikunterricht auch bei den Franziskanern in Kaltern, wie die 1841 verfasste *Brevis institutio dogmatica* („Kurze dogmatische Unterweisung") des aus Bozen stammenden Roman Ploder (1816–1855) bezeugt, die sich zusammen mit Angaben zu seiner Person hs. in seinem Personalakt im Provinzarchiv der Franziskaner erhalten hat. Ploder wurde 1835 in den Orden aufgenommen, legte 1838 die Profess ab und empfing ein Jahr später die Priesterweihe. Er wirkte in verschiedenen Klöstern seines Ordens, darunter eben auch in Kaltern.

Sein trotz des Titels 396 eng beschriebene Seiten umfassendes Kompendium ist nach einem spirituell gefärbten Prolog (1) und einem definitorisch-fundamentaltheologischen Vorspann (2–37) auf damals gebräuchliche Weise in eine *pars generalis* und eine *pars specialis* („allgemeiner" bzw. „spezieller Teil") unterteilt. Auch innerhalb dieser Teile entspricht die Gliederung in vielem derjenigen anderer Handbücher der Epoche (vgl. z.B. den Aufriss Karl Schwarzels im *Initium solenne*, s.o.): Der allgemeine Teil (37–140) handelt von der Offenbarung (37–65), der Richtschnur des Glaubens (65–105: Bibel, Tradition, Kirche) und der katholischen Kirche als der einzig wahren (105–140). Im speziellen Teil (141–396) traktieren vier Großkapitel die Einrichtung des Gottesreiches (141–222: Gott in sich/in Beziehung zur Natur, der Eine/der Dreifaltige, Kosmologie/Pneumatologie/Anthropologie, Vorsehung), seine Wiederherstellung durch Christus (223–264: Christologie/Soteriologie), seine Leitung bzw. die Herrschaft der Gnade (264–370: Charitologie samt Rechtfertigungs- und Sakramentenlehre) und seine Vollendung nach dem Tod (371–396: Eschatologie, mit praxisorientierten Überlegungen zu Heiligenverehrung und Reliquienkult).

Gegenaufklärung

Die *Brevis institutio* trägt ein gegenaufklärerisches Gepräge: Ploder lobt zwar die Ratio als Mittel, Einsicht in das Wirken Gottes zu gewinnen, hat aber Angst davor, in eine lediglich natürliche Religion abzugleiten, und streicht die Bedeutung der Offenbarung heraus. Erst diese vollende das vernunftmäßig Erkennbare, werde, indem sie Gott nicht nur als Herrscher, sondern auch als liebenden Vater verstehe, moralischen Bedürfnissen gerecht und nehme auf den Menschen in seiner Schwäche Rücksicht (17–18, 39). In den sie betreffenden Ausführungen räumt Ploder äußerlichen Mitteln der Beglaubigung wie Wundern und Prophezeiungen breiten Raum ein. Was die Quellen des Glaubens betrifft, so tritt neben die Schrift selbst-

verständlich die Tradition, als deren Trägerin die Kirche erscheint (75). Deren Heiligkeit, Katholizität im Sinne eines universalen Verkündigungsauftrags und Apostolizität als Ausdruck ihrer hierarchischen Struktur werden stark betont. Das Wesen ihrer Hierarchie ergebe sich aus ihren Aufgaben (80–82): *magisterium* („Lehramt"), *ministerium* („Weiheamt"), *imperium* („Leitungsamt"). Aus der Sonderstellung Petri leitet Ploder den Primat des Bischofs von Rom ab (84–92). Was das Lehramt betrifft, stehen Autorität und Unfehlbarkeit der Kirche für ihn außer Zweifel (93–114). Sein Bestreben, das Kirchenvolk zu disziplinieren, kann ihn sogar zu unerwarteten Allianzen verleiten: Wenn er abschließend betont, die Bösen müssten durch die Androhung jenseitiger Strafen im Zaum gehalten werden, untermauert er das mit einem Zitat aus Kants *Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft* (zweites Stück, erster Abschnitt, Anm. 25): „Würde gelehrt, dass die Höllenstrafen endliche Strafen sein werden, so ist zu befürchten, dass manche sagen würden, so werde ich es aushalten können" (395).

Steger, *Epitome*

Ähnlich wie in den Klöstern wurde die Glaubenslehre in der ersten Hälfte des 19. Jhs. auch am Priesterseminar in Brixen präsentiert, wie ein Werk des Johann Steger (1807–1881) aus St. Martin in Gsies zeigt. Der 1831 zum Priester geweihte Steger war am Brixner Seminar zunächst von 1833 bis 1837 Präfekt, ehe er dort die Professur für Dogmatik übernahm. Dieses Fach lehrte er bis 1848, als er Dekan von Flaurling wurde. 1858 erhielt er ein Kanonikat in Brixen. Bei seinem Tod war er Dekan des Domkapitels (Gelmi 2007, 186). Seine Lehrtätigkeit in Brixen schlug sich in einer 1839–1842 entstandenen vierteiligen Hs. mit dem Titel *Epitome theologiae dogmaticae publicis praelectionibus accommodata* („Für öffentliche Vorlesungen zurechtgemachter Auszug aus der dogmatischen Theologie"; SEM, 8 Dogm 307–1–2) nieder. Das Opus ähnelt stark demjenigen Ploders und muss hier deshalb nicht mehr als Ganzes vorgestellt werden. Es seien nur kurz die einleitenden Passagen betrachtet, die gut zeigen, wie Steger Dogmatik versteht und unterrichtet: Der Versuch, den Begriff „Theologie" zu definieren, mündet in didaktischer Reduktion in die prägnante Formulierung *cognitio religionis erudita seu illius scientia* (2; „gelehrtes Erkennen der Religion oder Wissenschaft von ihr"). Einteilen lasse sich die Theologie in einen theoretischen (Dogmatik) und einen praktischen Teil (Moral, wozu Steger auch Aszetik, Mystik, Pastoral und Kirchenrecht zählt; 3). Während Dogmatik und Moral vormals wegen ihrer engen Verbindung gemeinsam behandelt worden seien, pflege man sie nunmehr getrennt darzustellen. Die vornehmste theologische Subdisziplin sei die Dogmatik. Die Vernunft sei zwar als systembildende Kraft für den Theologen durchaus von Bedeutung, doch Grundvoraussetzungen für eine sinnvolle Beschäftigung mit der Dogmatik seien in erster Linie Fleiß und Liebe zu Gott. Dazu komme jene Demut, die sich in einer angemessenen Einschätzung der Rolle der Kirche für das Verständnis der Offenbarung

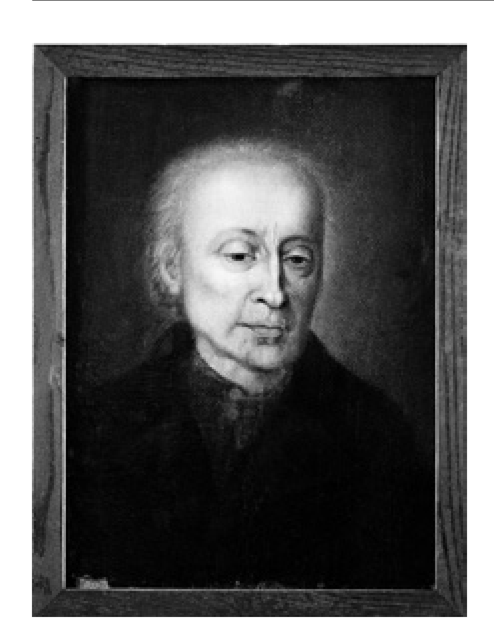


Abb. 163: Porträt Herkulan Oberrauchs (Gemälde von Josef Schöpf, um 1805).

äußere: *Ecclesia adest infallibilis revelationis conservatrix et magistra.* (8; „Die Kirche ist zur Stelle als unfehlbare Hüterin und Lehrerin der Offenbarung.") Die Möglichkeit, der Geist des 18. Jhs. könnte wieder aufleben, erfüllt Steger mit Besorgnis.

Moral: Herkulan Oberrauch

Den Reigen der hier zu behandelnden Moraltheologen soll Herkulan Oberrauch OFM (1728–1808; vgl. Abb. 163) eröffnen, dessen Biographie gut die damalige Diskrepanz zwischen den staatlichen Vorstellungen und dem Empfinden breiter Kreise der Bevölkerung, auch vieler Akademiker, in religiösen Fragen illustriert. Oberrauch, der aus Sarnthein stammte, trat 1750 in den Franziskanerorden ein, studierte in Bozen Philosophie und Theologie, wurde 1753 in Trient zum Priester geweiht und unterrichtete in der Folge an verschiedenen Klöstern Theologie und Kirchenrecht. 1766 folgte er Flavian Ricci (vgl. hier S. 828) auf den Innsbrucker Lehrstuhl für Moraltheologie nach. Er war bei den Studenten sehr beliebt und zudem ein eifriger Seelsorger mit großer Breitenwirkung, doch da aus Wien aufgrund seiner konservativen Haltung schon bald Argwohn gegen ihn laut wurde, pensionierte man ihn bei der Umwandlung der Universität in ein Lyzeum 1782. Als Beichtvater der Erzherzogin Maria Elisabeth konnte er jedoch selbst nach der 1785 erfolgten Auflösung des Innsbrucker Franziskanerkonvents in Innsbruck bleiben. Nach dem Tod Josephs II. 1790 trug er wesentlich zur Aufhebung der Generalseminare bei.[7]

Institutiones

Oberrauch war ein fruchtbarer Schriftsteller, der seinen Gedanken in einer Fülle lat. sowie einigen deutschsprachigen Arbeiten Ausdruck verlieh. Sein Hauptwerk sind die 1774–1775 in vier Bänden in Innsbruck publizierten *Institutiones iustitiae christianae seu theologia moralis* („Unterweisungen in christlicher Gerechtigkeit oder Moraltheologie"; vgl. Amort 1967, 67–70; Kleber 1982, 143–151). Eine achtbändige Neuausgabe, die zusätzlich sechs einzelne Kapitel vertiefende *dissertationes* („Erörterungen") enthält, erschien 1797–1798 als *Theologia moralis* in Bamberg und Nürnberg. Oberrauch bietet in den *Institutiones* eine systematische

7 Hurter 5, 812–813; Amort 1967, 10–21, 37–54; Brandl 1969, 107–115; Kleber 1982, 15–33.

Darlegung der Moraltheologie, die er zur höchsten und umfassendsten Wissenschaft erklärt und selbst über die Dogmatik stellt. Er baut sie auf dem Prinzip der Gerechtigkeit auf und erkennt in allen Sittengeboten eine rechtliche Pflicht. Auf diese führt er auch die Kardinaltugenden zurück, wobei die Gerechtigkeit mit der Liebe, der für ihn wichtigsten theologischen Tugend, zusammenfällt, die in vollendeter Form jedoch nur von Gott verkörpert wird. Mit seiner absoluten Theozentrik steht Oberrauch in der scotistischen Tradition seines Ordens: Dem Voluntarismus des Duns Scotus, der Vorschriften aus der willkürlichen Setzung Gottes ableitet, entspricht die Überzeugung, Gott zu lieben, bedeute zu tun, was er wolle und weil er es wolle. Die Vernunft, so Oberrauch, vermittle dem Menschen die Erkenntnis der göttlichen Gesetze, die Gnade verleihe ihm den Antrieb, sie zu befolgen, durch die Willensfreiheit erhalte er die Möglichkeit einer Entscheidung. Gleichzeitig ist Oberrauch auch dem Denken des Augustinus verpflichtet. Neu an seinem System ist die Gleichsetzung der Moral, die er in positiver Form, nicht als Kasuistik lehrt, mit jener spirituell geprägten Reflexion über christliche Vollkommenheit, die damals als Aszetik bezeichnet wurde (LThK 1, 1120). In seinem Sohn habe Gott dem Menschen nach dem Sündenfall eine weitere Chance gegeben, diese Vollkommenheit zu erreichen. Hiernach müsse der Mensch aus Liebe zu Jesus auch gegen den Widerstand seiner eigenen Natur streben. Es sei seine Pflicht, sein Leben durch bedingungslosen Gehorsam Gott zu weihen; was ihn ans Leben binde und am Gehorsam hindere, müsse er abstreifen (Coreth 1947, 27–32; Brandl 1969, 128). Dabei helfe ihm insbesondere das Gebet, dem nicht zufällig eines der längsten Kapitel der *Institutiones* gewidmet wird (Bd. 2, Kap. 7). Allerdings äußert sich Oberrauch trotz seiner Betonung des Vollkommenheitsgedankens mitunter auch auf eine Weise, die ihm von jansenistischer Seite den Vorwurf des Laxismus einbrachte. Restlos schlüssig erscheint sein Denken deshalb nicht (Kleber 1982, 181–188; Coreth 1995, 27–29).

Gegner der Aufklärung; Indizierung

Wiewohl die Vernunft als Führerin zum Glauben bei Oberrauch eine wichtige Rolle spielt, lehnt er ihre schrankenlose Herrschaft ab: Gerade wo die Vernunft sich irre, sei die Offenbarung vonnöten. Auch den naturgesetzlichen Vorstellungen der Aufklärung und ihrer anthropozentrischen Didaktik vermag er nichts abzugewinnen. Kant ist in seinen Augen ein kurzlebiger Modephilosoph, dem er Selbstanbetung des Menschen vorwirft; den kategorischen Imperativ lässt er nur für die Beziehungen der Menschen untereinander, nicht aber für ihr Verhältnis zu Gott gelten. Kein Wunder, dass das Werk von aufklärerischen Kreisen heftig angegriffen und 1776 von der Wiener Zensur indiziert wurde.[8]

8 Amort 1967, 11–22, 31–33, 47–49, 60–67, 71–81; Brandl 1969, 118–125; Kleber 1982, 34–48, 52–67, 71–108, 125–127, 175–179; Coreth 1995, 27–29.

Albertini, *De conscientia dubia*

Der bereits genannte Giovanni Battista Albertini publizierte auch auf dem Gebiet der Moraltheologie: 1775 erschien in Innsbruck seine *De conscientia dubia dissertatio* („Erörterung über Gewissenszweifel"). Das wie die Wunderschrift logisch und klar argumentierende Werk vertritt inhaltlich einen gemäßigt aufklärerischen Standpunkt. Zwar erteilt Albertini der radikalaufklärerischen Auffassung Christian Wolffs (1679–1754), das Gewissen bestehe getrennt von der Seele, eine Absage (§ 1), doch ersetzt er den jesuitischen Probabilismus durch den strengeren Probabiliorismus (vgl. hier S. 810 und 829). Konkret unterscheidet er dabei drei Formen des Zweifels, die einem angesichts einer Handlungsoption kommen können: Ist die betreffende Handlung vorgeschrieben oder erlaubt? Ist sie verboten oder erlaubt? Ist sie vorgeschrieben oder verboten? (§ 3). Im ersten Fall ist die Tat jedenfalls zu setzen, im zweiten zu unterlassen, im dritten ist auf die Entscheidung vorläufig zu verzichten (§ 15). Den Maximen einer aufgeklärten Gesellschaft entspricht es auch, wenn er dazu aufruft, das öffentliche Wohl dem privaten überzuordnen (§ 4) und grundsätzlich nicht mit Gemeinplätzen wie *In dubio pro reo* („Im Zweifel für den Angeklagten") zu operieren (§ 7).

Moral und Dogmatik: Stapf

Galt die Moral in der Aufklärung primär als praktische Disziplin, so verknüpfte man sie im 19. Jh. wieder enger mit der Dogmatik. Eine Vorreiterrolle spielte hierbei Joseph Ambros Stapf (1785–1844) aus Fließ im Oberinntal. Der Weltpriester, der nur in seiner Jugend für einige Jahre Mitglied des Franziskanerordens war, studierte Theologie in Innsbruck, wo ihn Herkulan Oberrauch tief beeindruckte. 1821 erhielt er den dortigen Lehrstuhl für Moral; als man 1823 in Innsbruck nicht mehr Theologie studieren konnte, wurde er ans Brixner Seminar berufen.[9] Überregionale Bedeutung erlangte er als einer der Theologen, welche die Restauration der Moraltheologie in Deutschland einleiteten (Kleber 1982, 13); sein Name fand auch in internationale Standardwerke Eingang (HdK 6,1, 443–445).

Theologia moralis

Stapf publizierte wie viele seiner Zeitgenossen sowohl auf Deutsch als auch auf Lat. (Gasser 4, 3–5; Hurter 5, 1379; Albs 1941, 24–25). Sein Hauptwerk ist die vierbändige *Theologia moralis in compendium redacta* („Kurzgefasste Moraltheologie"; Innsbruck 1827–1831), die bis 1855 sieben Auflagen erlebte. Das aus Stapfs Innsbrucker und Brixner Vorlesungen hervorgegangene Opus wurde gleich bei seinem Erscheinen durch kaiserliches Dekret an allen österreichischen theologischen Lehranstalten als Vorlesungsgrundlage vorgeschrieben; auch im Ausland benutzte man es. Einen zweibändigen Auszug, der ebenfalls mehrmals nachgedruckt wurde, legte Stapf unter dem Titel *Epitome theologiae moralis* („Auszug aus der Moraltheologie"; Innsbruck 1832) vor.

9 Albs 1941, 9–21; Mitterbacher 1962, 226–227; Brandl 1969, 129; Baur 1975, 26; Gelmi 2007, 164–165, 177.

Vernunft im Dienst der Offenbarung

Stapfs wichtigstes Anliegen in der *Theologia moralis* ist es, sein Fach aus der damaligen Gebundenheit an die Zeitphilosophie zu lösen, es also nicht aus der natürlichen Vernunft mit ihrer autonomen Ethik zu begründen. Aus dieser Haltung heraus wendet er sich gegen Hermesianismus und Güntherianismus, theologische Schulen, die gerade eine tiefere Durchdringung des christlichen Offenbarungsgutes mithilfe der zeitgenössischen Philosophie erstrebten (Albs 1941, 35–36; HdK 6,1, 448–456). An Kants Ethik stört ihn der Rigorismus, der dem Gedanken der Freiwilligkeit keinen Raum gewähre, der Deutsche Idealismus erscheint ihm als pantheistischer Rationalismus, der mit der absoluten Freiheit und Unabhängigkeit Gottes unvereinbar sei. Er selbst weist der Vernunft nur eine dienende Rolle zu: Sie könne nicht denselben Stellenwert haben wie die Offenbarung, sondern sei dieser untergeordnet. Ihre Aufgabe bestehe darin, das Offenbarungsgut in seinem Inhalt zu erfassen und auf die Erfordernisse des menschlichen Lebens anzuwenden (Albs 1941, 120–123). Diese ihre praktische Notwendigkeit betont Stapf, indem er Christus selbst als Zeugen anführt: *Christus ipse frequenter ad dictamen sanae rationis provocat, e.g. utrum sabbato hominem sanare liceat etc.* (Bd. 1, 64; „Christus selbst beruft sich häufig auf die Forderungen der gesunden Vernunft, z.B. in der Frage, ob man am Sabbat einen Menschen heilen dürfe usw.")

Liebe statt Gesetz

Als Prinzip des sittlichen Lebens hält Stapf die *caritas* („christliche Liebe") für ungleich wichtiger als Gesetz und Pflicht. Ihre Umdeutung in bloße Achtung vor dem Sittengesetz weist er zurück; vielmehr bestimmt er sie positiv als Grundakt der Seele, der die Menschen mit Gott verbinde und die menschliche Gemeinschaft zu einem lebendigen Organismus gestalte. Im Menschen des Paradieses habe sie in vollendeter Form bestanden, d.h. als gänzliche Übereinstimmung des Herzens mit dem göttlichen Willen. Im erbsündlich gewordenen Menschen sei sie das ständige Bemühen um die Wiederherstellung dieses Zustandes. Hieraus leitet Stapf ihre zwei Hauptziele ab: Sie solle die Triebe zügeln und die *superbia* („Hochmut") überwinden, durch die der Mensch sich selbst als Endzweck setze. Erbsünde und Erlösung durch Christus werden dabei stärker akzentuiert als die sittlichen Anlagen des Menschen (Albs 1941, 44, 83, 126, 130).

Gnade

Entsprechend große Bedeutung komme der Gnade zu, durch die der sündig gewordene Mensch mit Gott wiedervereinigt werde. Dabei betont Stapf im Sinne der kirchlichen Lehrtradition den Unterschied zwischen heiligmachender und helfender Gnade: Jene sei Teilhabe am göttlichen Leben Christi, worin die Würde des christlichen Menschen liege; seine Einzelhandlungen seien so schon wurzelhaft geheiligt. Die helfende Gnade sei notwendig, weil die sittlichen Kräfte eines übernatürlichen Prinzips bedürften. Auf diese Weise wird die Nachfolge Christi für Stapf zum umfassenden Inhalt des christlichen Lebens (Albs 1941, 80–86, 107–108).

Quellen

Stapf ist kein eigenständiger Denker: Er schließt sich eng an die kirchliche Tradition an und bedient sich darüber hinaus eklektizistisch bei vielen anderen Autoren (Albs 1941, 38–42, 90). Unter diesen ist an erster Stelle sein Lehrer Herkulan Oberrauch (s.o.) zu nennen, auch wenn Stapf dessen Gleichsetzung von Liebe und allgemeiner Gerechtigkeit als im Willen Gottes wurzelnder Ordnung nicht nachvollzieht. Für ihn bleibt die *caritas* eine theologische Tugend unter anderen, auch wenn sie sozusagen deren Seele darstelle (Albs 1941, 71, 116–117, 127–128). Deutliche Affinitäten sind auch zu Johann Michael Sailer (1751–1832) erkennbar, der versuchte, den theologischen Rationalismus der Aufklärung zugunsten eines erneuerten lebendigen Christentums zu überwinden und eine Synthese von spekulativer und historischer Theologie zu schaffen (HdK 6,1, 432; BBKL 8, 1182–1197). Stapf ist ihm in der Bestimmung der Aufgabe der Vernunft und in seinem Bild des Sittlichen verpflichtet (Albs 1941, 38–39, 113–116). Weitere Einflüsse gehen von der Gefühlsphilosophie Friedrich Heinrich Jacobis (1743–1819) aus, der dem logisch-kalten Deismus eine lebendige Gotteserfahrung entgegenstellte (Albs 1941, 71; BBKL 2, 1400–1402). Dogmatisch ist Stapf v.a. Bruno Franz Leopold Liebermann (1759–1844) und Johann Adam Möhler (1796–1838) verpflichtet (Albs 1941, 109; BBKL 5, 37–39; Wagner 2002, 62–63). Im Bereich der Aszetik beruft er sich häufig auf den Mystiker Franz von Sales (1567–1622; Albs 1941, 53–55).

Moraltheologie bei den Kapuzinern: Peintner

Eine für das seit 1802 bestehende Hausstudium der Tiroler Kapuziner prägende Persönlichkeit war Benedikt Peintner aus Mühlbach (1758–1839). Peintner trat 1774 in den Orden ein und war in der Folge verschiedenenorts als Pfarrprediger und Beichtvater sowie in Leitungsämtern im jeweiligen Konvent tätig. Vor allem jedoch unterrichtete er, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung unter der bayerischen Regierung, ab 1802 fast vier Jahrzehnte hindurch Philosophie und Theologie: Bei seinem Tod lebten in der Provinz nur drei Priester, die nicht seine Schüler gewesen waren (Oberkofler 1974, Nr. 98).

Compendium theologiae moralis

Von Peintners Werken, die sämtlich ungedruckt blieben, hat sich heute nur mehr ein 1836 abgeschlossenes, auf zwei Manuskriptbände verteiltes *Compendium theologiae moralis* („Kurzfassung der Moraltheologie"; Cap M) erhalten (verlorene Schriften bei Hohenegger, Bd. 2, 470–471). Es handelt sich um eine übersichtliche Gesamtdarstellung des Faches mit kurzen, einprägsamen Definitionen, die den Studenten als Repetitorium gedient haben dürfte.

Auf eine Einleitung folgen drei Hauptteile mit jeweils eigener Paragraphenzählung. Der erste hat das Wesen des Menschen zum Gegenstand; er behandelt dessen sittliche Natur und Würde, die Richtlinien seines Handelns unter besonderer Berücksichtigung von Freiheit und Gewissen sowie Pflichten, Tugenden und Laster. Der zweite Teil schlüsselt die Pflichten genauer auf, teils nach dem Objekt in solche gegen Gott, gegen einen selbst

und gegen den Nächsten, teils nach dem Subjekt, indem die Obliegenheiten bestimmter Stände behandelt werden.[10] Im dritten Teil geht es darum, was die Tugend hemmt und was sie fördert, wobei unter die zweite Kategorie einerseits die Sakramente, andererseits weitere Hilfsmittel wie z.B. Gebet und Meditation fallen.

Inhalte

Inhaltlich entspricht das Gebotene in vielem dem, was sich in Stapfs fast titelgleichem *opus magnum* findet. Hier können nur einige Schlaglichter auf besonders interessante Aspekte fallen. Besonders deutlich ist die Übereinstimmung mit Stapf etwa in Peintners explizitem Bekenntnis zur geoffenbarten Religion (Teil 1, § 11) sowie in seinem Unbehagen über die Ende des 18. Jhs. verschwimmenden Grenzen zwischen Philosophie und Theologie (Teil 1, § 26). Auch Stapfs Schwierigkeiten mit Kant und dessen ethischem Rigorismus finden sich in ähnlicher Form bei Peintner wieder (Teil 1, § 60); Peintner selbst räumt der Idee der Billigkeit und der *clementia* („nachsichtige Güte") große Bedeutung ein (Teil 1, § 57; Teil 2, § 116). Überhaupt sieht er im geistigen Leben seiner Zeit viele Gefahren lauern, so z.B. Epikureismus, Deismus, Naturalismus und religiösen Libertinismus (Teil 3, § 4). Recht modern mutet dagegen seine positive Einstellung zur Selbstliebe an, die er nicht als Egoismus, sondern als Ansporn versteht, an der eigenen Vervollkommnung zu arbeiten (Teil 2, § 39). Diese ist nicht nur in seelischer (§§ 41–44) und sozialer (§§ 54–55), sondern auch in körperlicher Hinsicht anzustreben (§§ 45–53). Bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang v.a. die Ausführungen zur gesunden Ernährung und zur Sündhaftigkeit eines gesundheitsschädlichen Lebensstils, z.B. des Alkoholmissbrauchs (§§ 45–46). An manchen Stellen finden sich sogar kirchenkritische Ansätze. So kommt Peintner etwa auf fingierte Wunder und falsche Reliquien zu sprechen (Teil 2, § 34) und weist der Kirche eine Teilschuld an vielen zeittypischen Übeln zu, weil ihre Gesetze mitunter unklar seien oder nicht angemessen exekutiert würden; auch komme es vor, dass unwürdige Personen steile kirchliche Karrieren durchliefen (Teil 3, § 12). Ein interessantes Dokument der Gesellschaftsgeschichte des 19. Jhs. sind schließlich die Ausführungen über die Pflichten verschiedener Personengruppen: Peintner behandelt in diesem Sinne die Ehe (Teil 2, §§ 136–140), die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern (§§ 141–142), Herren und Dienern (§§ 143–144) und Vorgesetzten und Untergebenen (§§ 145–146) sowie die Pflichten der Kleriker (§§ 147–150).

---

10 In diesen Teil sind am Ende des ersten Bandes auf 1835 datierte *Adnotationes in tractatum De iure et iustitia iuxta reverendum patrem Theodorum theologiae moralis lectorem Jos. Amb. Stapf* („Anmerkungen zum Traktat *Über Recht und Gerechtigkeit* des Joseph Ambros Stapf nach dem ehrwürdigen Pater Theodor, Lektor der Moraltheologie" [?]) eingeschoben. Der Grund für den Einschub liegt ebenso im Dunkeln wie die Identität des Pater Theodor und des anscheinend kanonistischen Werkes, das er kommentiert; auch ob dieses wirklich von Stapf stammt, ist unklar, da man sich den Autornamen eigentlich direkt nach dem Werktitel erwarten würde.



Abb. 164: Joseph von Spaur (Öl auf Leinwand, 18. Jh.).

ein jansenistischer Bischof: Joseph von Spaur

Eine kirchenpolitisch bedeutende Persönlichkeit war gegen Ende des 18. Jhs. der 1718 in Innsbruck geborene und am Germanicum in Rom ausgebildete Joseph von Spaur, der 1779–1791 in Brixen als Fürstbischof regierte (vgl. Gelmi 1984, 206–215; s. Abb. 164). Spaur bekannte sich offen zu Jansen und Febronius und stand dem josephinischen Reformprogramm grundsätzlich aufgeschlossen gegenüber (Gelmi 2007, 142). Eine interessante kleine Abhandlung aus seiner Feder trägt den Titel *Iansenismi spectrum detectum* („Das Gespenst des Jansenismus enthüllt"; Wien o.J. [ca. 1772]; vgl. Müller 1959, 46 Anm. 138). In diesem Werk, das auch ins Deutsche und Italienische übersetzt wurde, versucht er nachzuweisen, dass manche Aussagen zur Gnadenlehre, deren Vertreter als Jansenisten verketzert würden, in Wahrheit altes christliches Erbe seien (Gelmi 1984, 207).

Regula cleri

Wirkmächtiger war indes seine über 300 Seiten starke *Regula cleri ex sacris litteris, sanctorum patrum monumentis ecclesiasticisque sanctionibus excerpta* („Richtlinie für den Klerus, der Heiligen Schrift, den Zeugnissen der heiligen Väter und den kirchlichen Vorschriften entnommen"; o.O. 1784). Ihre Entstehung hängt mit der Einrichtung der Generalseminare durch Joseph II. zusammen. Als Spaur, dem die Seelsorge und die Ausbildung der dazu Bestellten ein großes Anliegen waren, in einem Erlass vom 30. März 1783 jeglicher Einfluss auf das Innsbrucker Generalseminar genommen wurde, setzte er stattdessen durch, dass die angehenden Kleriker danach eine Zeit in einem Diözesanpriesterhaus in Brixen verbringen durften (Gelmi 2007, 146). Was ihm dabei wichtig erschien, hielt er in der *Regula* fest, die in zehn Kapiteln folgende Themen abhandelt: Zugang zum geistlichen Stand, dessen Ziel, mögliche Hindernisse, für alle Kleriker verbindliche Pflichten und Übungen, besondere Pflichten verschiedener geistlicher Funktionsträger, Mittel zur persönlichen Vervollkommnung und zum ewigen Heil, tägliche, monatliche und jährliche Exerzitien, die richtige Art, Gottes würdig zu leben.

zwischen Tridentinum und Aufklärung

Inhaltliche Grundlage der *Regula* ist ein tridentinisches Priesterbild, das in erster Linie Frömmigkeit und Vorbildwirkung des Geistlichen betont. In diesem Sinne übt Spaur etwa Kritik an der großen Zahl von Theologiestudenten, die für



Abb. 165: Porträt Pietro Vigilio Thun.

den geistlichen Stand eigentlich nicht geeignet seien, und fordert, dass die Entscheidung für diesen nur einer Berufung durch Gott, nicht weltlichen Überlegungen entspringen dürfe. Auch die Aufgaben des Klerikers liegen für ihn nicht im weltlich-administrativen Bereich, sondern sind ausschließlich geistlicher Natur. Unter seinen Pflichten nennt er u.a. Studium und Wissenschaft, doch nicht ohne deren notwendige Verbindung mit *caritas* („christliche Liebe“) zu unterstreichen, *nam doctrina sine vita arrogantem reddit, vita sine doctrina inutilem facit* (120; „denn Bildung ohne Leben macht anmaßend, Leben ohne Bildung nutzlos“). In manchen Bereichen vertritt Spaur jedoch auch dezidiert aufklärerische Positionen, so z.B. hinsichtlich der Predigt: Diese müsse kurz und anschaulich sein sowie mit Beispielen und Parabeln arbeiten. Der seelsorglich Betreute wird dabei in josephinischer Manier nicht als Dialogpartner, sondern als Untertan betrachtet, wie etwa die Empfehlungen zur Nachbereitung zeigen, bei der sich der Kleriker nicht um das Urteil seiner Hörer kümmern solle: *Illud est etiam vanitatis iudicium aut proditorium ad eam incitamentum.* (153; „Jenes ist auch ein Urteil der Eitelkeit oder ein verräterischer Ansporn zu dieser.“)

Dringlichkeit

Insgesamt fallen an der *Regula* eine emotionale Sprache und ein imperativischer Ton auf. Kennzeichnende Stilmittel sind z.B. rhetorische Fragen, Akkusative des Ausrufs und die häufige Anrede *frater* („Bruder“). Man bekommt den Eindruck, der Bischof gehe von prinzipieller Anfälligkeit für das Negative aus und mache seinen Lesern mit erhobenem Zeigefinger Vorwürfe, wofür ihm die Praxis ständig neue Anlässe zu liefern scheint. Entsprechend nachdrücklich endet das Buch: *Comedite ergo istud volumen!* (313; „Verleibt euch also diesen Band ein!“)

Pietro Vigilio Thun, Hirtenbrief

Wie Spaur nahm auch sein Amtskollege, der letzte Trientner Fürstbischof Pietro Vigilio Thun (reg. 1776–1800; vgl. Costa 1977, 202–211; Gelmi 1990; s. Abb. 165) zu Zeitgeist und Zeitgeschehen eine ambivalente Haltung ein. Während er sich den Initiativen Josephs II. gegenüber z.T. durchaus aufgeschlossen zeigte, verurteilte er die Französische Revolution scharf, wie ein von seinem Kanzler Peter Joseph

Cloch (vgl. hier S. 996) verfasster Rundbrief vom 30. November 1792 veranschaulicht, den Thun auch ins Italienische übersetzt und von der Kanzel verlesen wissen wollte (16). Das Schreiben ereifert sich durchgehend über die gottlosen *libertini* („Freigeister"), die das Unheil in Frankreich zu verantworten hätten, schimpft über die *Deistarum* […] *impia secta* (10; „gottlose Sekte […] der Deisten") und nennt die Revolution mit schneidender Ironie und pointiertem Oxymoron *philosophicae lucis, qua saeculum nostrum affusum est, tenebricosissimus exitus* (13; „stockfinsteres Ergebnis des philosophischen Lichtes, von dem unser Jahrhundert überströmt ist"). Seine Priester ruft Thun mit Eph 6,11 zur Wachsamkeit und zum Kampf *adversus insidias diaboli* (13; „gegen die Listen des Teufels") auf.

Michael Feichter

Einer der Brixner Weggefährten des schon erwähnten Joseph Ambros Stapf, die gemeinsam mit diesem das dortige Priesterseminar prägten, war Michael Feichter (1766–1832) aus Mühlen in Taufers. Er wurde selbst in Brixen sowie am Innsbrucker Generalseminar ausgebildet, empfing 1790 die Priesterweihe und lehrte dann in Brixen Exegese und orientalische Sprachen, bis ihn die Bayern bei der Auflösung des Seminars 1807 wegen seiner streng kirchlichen Gesinnung nach Lienz verbannten. 1815 durfte er zurückkehren, 1820 wurde er Konsistorialrat, 1823 erhielt er seine Professur zurück, 1827 wurde er zum Regens des Brixner Seminars ernannt. Besonders in der letztgenannten Funktion wurde er zu einer für die junge Priestergeneration prägenden Gestalt.[11] Er hob wie Stapf den Nexus zwischen Dogmatik und Moral hervor und trug so zur Überwindung des aufklärerischen Geistes bei (Albs 1941, 18–19; Innerhofer 1982, 173).

Manuale sacrum

Der *vir columbinae simplicitatis* (Hurter 5, 1061; „Mann von der Einfalt einer Taube") wirkte durch seine Person nachhaltiger als durch seine Schriften, doch zumindest sein *Manuale sacrum ad usum sacerdotum dioecesis Brixinensis* („Geistliches Handbuch zum Gebrauch der Priester der Diözese Brixen"; Brixen 1811) war ein einflussreiches Buch: Es wurde bis 1906 mehrmals nachgedruckt.[12] Das im Wesentlichen nach den Sakramenten gegliederte Werk ist weitgehend technischer Natur und regelt auf fast 300 Seiten detailliert geistliche Abläufe und Verrichtungen. An einigen Stellen gewährt es interessante Einblicke in die moral- und pastoraltheologische Einstellung seines Verfassers. So betont Feichter etwa gegenüber dem aufklärerischen Vertrauen in die menschliche Vernunft, Seelsorger hätten zum größten Teil *rudes* (2; „Ungebildete") zu betreuen, die ausführlicher, geduldiger Erklärungen bedürften (154). Da moralischer Rigorismus sie überfordern und ihre moralische Geneigtheit überhaupt gefährden könnte (Albs 1941, 19), empfiehlt er eine nur mäßige Strenge: Die Beichtväter sollen eine *via inter rigorem et laxitatem quasi media* (35;

11 Gasser 1, 215–216; Baur 1975, 19–20; BBKL 20, 479–480; Gelmi 2007, 147–150.

12 Hier wird die zweite Auflage von 1827 herangezogen.

„sozusagen ein Mittelweg zwischen starrer Strenge und übertriebener Nachsicht") beschreiten. Von hoher politischer Relevanz sind Feichters Anmerkungen zur Ehe (182–186): Sie betonen nicht nur ihren sakramentalen Charakter, sondern beziehen auch jene Überlegungen ein, aufgrund derer 1820 in Tirol der sogenannte politische Ehekonsens eingeführt wurde, durch den die Obrigkeit die Entstehung proletarischer Familien zu verhindern suchte (Mantl 1997, 9). So mahnt Feichter etwa: *Ne meditentur matrimonium, si non habent solidam spem fore, ut familiam possint alere, quin cogatur proles mendicare.* (184; „Sie [d.h. die jungen Leute] sollen nicht an die Ehe denken, wenn sie nicht begründete Hoffnung haben, eine Familie ernähren zu können, ohne dass die Kinder betteln gehen müssen.") Dass Feichter auch ein Menschkenner mit großer Lebenserfahrung war, verraten beispielsweise seine zahlreichen Vorschläge für Gesprächsthemen bei Krankenbesuchen (106–128).

Exegese: Unterkircher, *Hermeneutica*

Als letzte theologische Subdisziplin sei die Bibelwissenschaft besprochen. In der 20er- und 30er-Jahren des 19. Jhs. wurde dieses Fach am Trientner Priesterseminar durch Kaspar Unterkircher (1775–1836) aus Prad am Stilfserjoch vertreten, der in Innsbruck studiert, 1799 die Priesterweihe empfangen und 1817 das Doktorat der Philosophie erworben hatte (Wurzbach 49, 49–50; Gasser 4, 121–122). 1831 publizierte er in Innsbruck seine *Hermeneutica biblica generalis iuxta formam studii theologici in imperio Austriaco praescriptam* („Allgemeine biblische Hermeneutik gemäß der in Österreich vorgeschriebenen Form des Theologiestudiums"). Wie er selbst im Vorwort angibt, basiert das Buch auf Altmann Ariglers *Hermeneutica biblica generalis* (Wien 1813); die Vorlage ist aber so stark erweitert und umgearbeitet, dass das Ergebnis durchaus als Werk *sui iuris* gelten kann. Es weist eine durchlaufende Paragraphenzählung auf und gliedert sich, wie dem Inhaltsverzeichnis und einer Übersicht in § 29 zu entnehmen ist, in eine Einleitung (§§ 1–29), die, beginnend mit der Definition der Hermeneutik als *ars vel scientia declarandi cogitatuum indicia qualiacumque* (§ 1; „Kunst oder Wissenschaft, jede beliebige Art von Bezeichnungen für Gedanken zu erklären"), eine Reihe von Präliminarien behandelt, sowie zwei Hauptteile zu je vier Abschnitten. Der erste (§§ 30–158) spricht *de sensu inveniendo* („über das Herausfinden des Sinns"), was mithilfe des Sprachgebrauchs (§§ 30–64) und der geistigen Physiognomie des Autors (§§ 65–93), des *nexus* („Verknüpfung", d.h. Kontext einerseits, Gedankengang andererseits; §§ 94–114) und der Werkintention (§§ 115–158) geschieht. Der zweite (§§ 159–181) handelt *de sensu invento rite exponendo* („über den richtigen Vortrag des herausgefundenen Sinns") mittels Übersetzung (§§ 162–167), Paraphrase (§§ 168–171), Glossierung (§§ 172–175) und Kommentar (§§ 176–181). Diese Zweiteilung reflektiert wohl nicht zufällig die Struktur eines frühen Klassikers der Bibelhermeneutik: Augustinus' *De doctrina Christiana* besteht ebenfalls aus einem im eigentlichen Sinne hermeneutischen (Bücher 1–3) und einem rhetorischen Teil (Buch 4).

das NT keine Dogmatik

Unterkirchers Argumentation ist stets durchdacht, differenziert und schlüssig. Sie demonstriert anschaulich, auf welch hohem theoretischen Niveau die Bibelwissenschaft in der ersten Hälfte des 19. Jhs. betrieben und gelehrt wurde. Hier sei nur ein Aspekt herausgegriffen, auf den Unterkircher schon in der Einleitung als neu und potenziell anstößig hinweist, nämlich seine Ausführungen zur Intention (*consilium*) der Heiligen Schrift, v.a. des NT. Die betreffenden Paragraphen (§§ 116–125) sind insofern höchst bemerkenswert, als sie in konsequenter historisch-philologischer Analyse das protestantische *sola scriptura*-Prinzip aushebeln und die Autorität der kirchlichen Lehrtradition begründen: Um mit den Protestanten die Schrift zur alleinigen Grundlage des Glaubens zu machen, so Unterkircher, muss man wie sie im NT ein vollständiges Dogmengebäude (*systema dogmatum*) des Christentums sehen – etwas, das es nicht ist und nicht sein will (§ 118). Das NT ist kein Lehrbuch, sondern möchte nur Informationen zum Ursprung des Christentums und zur Gründung der Kirche sowie erbauliche Geschichten bieten (§ 125). Diese These wird mit einer Reihe von Argumenten untermauert: Das NT selbst verweist wiederholt auf eine ihm vorausliegende mündliche Lehrtradition, die den Ursprung der kirchlichen Tradition darstellt (§ 120). Seine Bestandteile sind als Gelegenheitsschriften (*scripta occasionalia*) gedacht; als Lehrgebäude wären sie in ihrer Heterogenität und Situationsgebundenheit absurd (§ 121). Das wird noch klarer, wenn man Anlage und Thema der einzelnen Schriften betrachtet (§ 122). Und hätte Gott in einer Zeit, in der die meisten Menschen Analphabeten waren, seine Lehre Büchern anvertrauen sollen (§ 123)?

> *Qui Deum ipsum religionis et Ecclesiae Christianae auctorem venerantur, non possunt aliam dispositionem ad conservationem religionis et Ecclesiae a divino auctore exspectare quam talem, quae convenit cum conditione hominum, qui ad illam vocati sunt quique secure et sincere scire volunt, quid ipsis sit credendum et agendum. – Iam vero Biblia sola in sensu acatholicorum fidelibus tradita ad hunc finem prorsus inepta esse etiam ex conditione hominum liquet, qui quoad maiorem partem neque linguam vernaculam legere sciunt, quos tamen Dominus non minus quam litteratos et philosophos ad religionem suam et salutem aeternam vocavit.*

> Diejenigen, die Gott selbst als Urheber der Religion und der christlichen Kirche verehren, können vom göttlichen Urheber keine anderen Vorkehrungen zur Bewahrung von Religion und Kirche erwarten als solche, die zur Lage der Menschen passen, die zu jener gerufen sind und die sicher und unverfälscht wissen wollen, was sie glauben und tun müssen. – Doch dass die Bibel, die nach Ansicht der Unkatholischen den Gläubigen als Einziges übergeben ist, zu diesem Zweck schlichtweg eine Torheit wäre, das wird auch aus der [damaligen] Lage der Menschen klar, die größtenteils nicht einmal die Volkssprache lesen

> können, die aber Gott dennoch nicht weniger als die Gelehrten und Philosophen zu seiner Religion und zum ewigen Heil gerufen hat.

Noch dazu ist die Bibel erfahrungsgemäß vieldeutig, weshalb Gott die Überlieferung der Dogmatik vielmehr der offiziellen Kirche unter Petrus und seinen Nachfolgern anvertraut hat (§ 123). Schließlich waren die Autoren des NT selbst hinsichtlich ihrer Schriften offenbar recht sorglos. Diese wurden eher zufällig überliefert und später aus Pietät und historischem Interesse gesammelt. Ihr vielfach verderbter Text bezeugt, wie nachlässig man in den ersten Jahrhunderten mit ihnen umging. Deshalb erkannten die Väter von Anfang an auch Kirche und Tradition an, während viele Häretiker sich ausschließlich auf die Bibel stützten (§ 124).

Modernität

Unterkirchers philologisch-historischer Blick auf die Bibel wirkt völlig modern, und die Argumentation, die er hiervon ausgehend entwickelt, scheint in ihrer Stringenz zumindest in seiner Zeit durchaus innovativ. Dass damit ausgerechnet er als Bibelwissenschaftler die Bedeutung seines eigenen Gegenstandes für das Christentum minimiert, wirkt ironisch, demonstriert dabei jedoch exemplarisch eine umfassendere geistesgeschichtliche Ironie: Letztlich hat gerade die intensive historische Auseinandersetzung mit der Heiligen Schrift, die sich im Rahmen der Bibelexegese entwickelte, dazu geführt, dass diese, überspitzt formuliert, zu einem Buch wie andere wurde.[13]

Scheth zum Matthäusevangelium

Ein gewichtiges Dokument exegetischer Praxis legte schließlich gegen Ende der Epoche Josef Scheth Ritter von Bohuslav (1764–1854) mit seinen fast 1000 Seiten starken *Praelectiones in evangelium Sancti Matthaei* („Vorlesungen über das Matthäusevangelium"; Innsbruck 1847) vor. Die Eckdaten zu seiner Biographie teilt er im Vorwort mit: Geboren in Tessenberg (Osttirol), studierte er in Innsbruck, wurde 1792 zum Priester geweiht und war nach Jahren als Seelsorger und Gymnasiallehrer von 1801 bis 1806 an der Universität Innsbruck für die Heilige Schrift zuständig. Danach ging er an die Universität Olmütz und wurde später zum Gubernialrat und zum Domherrn in Brünn, schließlich zum Domherrn und Dompropst in Brixen ernannt.[14] Seine innere Entwicklung, die er ebenfalls im Vorwort schildert, wirkt typisch für einen Theologen zwischen Aufklärung und katholischer Restauration: Zum einen nennt er in kantisch anmutender Manier als Anstoß, den geistlichen Stand zu wählen, die Faszination sternklarer Nächte, die ihn zur Frage nach dem Schöpfer veranlasst habe (II); zum anderen sei er bald zur Überzeugung gelangt, *cavendum esse a* […] *novandi tunc grassante febri* (X; „man müsse sich vor

13 Vgl. Gadamer 1975, 256: „Indem sie [die Bibel] als ein historisches Dokument verstanden wird, gefährdet die Bibelkritik ihren dogmatischen Anspruch." S. auch sein Register s.v. Bibelkritik.

14 Vgl. Probst 1869, 250, 271; Gasser 3, 234; Gelmi 1986, 218; 2007, 181–182.

[…] dem damals um sich greifenden Neuerungsfieber hüten“). Der Titel *Praelectiones* weist, wie Scheth erklärt, nicht auf einen Zusammenhang mit dem Lehrbetrieb im engeren Sinne hin, sondern nur darauf, dass er sich primär an Lernende, v.a. an angehende Seelsorger wendet (XXII). In der Approbation durch das Brixner Konsistorium wird das Werk neben Geistlichen auch gebildeten Laien empfohlen. Dementsprechend erheben Scheths Erläuterungen bei aller Ausführlichkeit nicht den Anspruch, den Text im eigentlichen Sinne zu interpretieren, sondern nur den, ein gewisses Grundverständnis zu sichern. Dass seine Wahl unter den Evangelien gerade auf Matthäus fiel, mag mit der besonderen Bedeutung zusammenhängen, welche die kirchliche Tradition diesem zuschrieb (vgl. hier S. 830–831).

Bergpredigt

Als Beispiele für Scheths Art, den Text zu kommentieren, seien im Folgenden einige seiner Anmerkungen zum Beginn der Bergpredigt (Mt 5–7) referiert. Zunächst geht es ihm um eine gründliche Kontextualisierung der Predigt: Er erinnert zu Mt 5,1 an die vorhergehenden Ereignisse aus dem Leben Jesu und weist auf später berichtete Wunder hin. Großes Interesse zeigt er am semantischen Spektrum einzelner Begriffe, etwa wenn er *paupertas* („Armut“) einerseits als Benachteiligung im weitesten Sinne, andererseits als Offenheit für die Lehre deutet (zu Mt 5,3) oder Gerechtigkeit nicht nur juristisch, sondern auch sittlich versteht, indem er sie mit *probitas* (Mt 5,6; „Redlichkeit“) gleichsetzt. Akribisches Bemühen um das Verständnis des Wortsinns bezeugt der Vergleich von Mt 5,1 mit Lk 6,17, wo der Weg Jesu und seiner Jünger einmal als Auf-, einmal als Abstieg beschrieben wird: Es liege hier kein Widerspruch vor; Jesus sei es einfach um das Finden eines geeigneten Platzes zum Sprechen gegangen. Dass manchen von Scheths Überlegungen auch theologische Bedeutung zukommt, zeigt etwa seine Frage, wen man denn eigentlich zu den Jüngern zu zählen habe. Die Antwort lautet: nicht nur die Apostel, wie manche behaupten, sondern auch andere, sogar *totus sexus foemineus* (zu Mt 5,3; „das gesamte weibliche Geschlecht“). Schließlich tragen seine Ausführungen mitunter auch durchaus appellativen Charakter und scheuen sich dabei nicht, Bezüge zur Gegenwart herzustellen. Zu Mt 5,7 mahnt er etwa, man möge Barmherzigkeit nicht nur als Geisteshaltung, sondern auch als vorbehaltlose Einsatzbereitschaft verstehen, die sich in Taten niederschlagen müsse. Zu Mt 5,10 ruft er dazu auf, für die Sache Christi Opfer zu bringen, und erwähnt gleich darauf zu Mt 5,11 Missionare, *in Galliae provinciis qui de novo rudes et ignorantes in Christi religione instruunt* („die in den Regionen Frankreichs rohe und unwissende Menschen erneut in der christlichen Religion unterweisen“). Dies spielt auf die im 19. Jh. zunächst in Frankreich aufgekommene, dann auf ganz Europa ausgedehnte Missionsbewegung an, die als Reaktion auf die Französische Revolution und ihre Folgeerscheinungen einsetzte und von den restaurativen Monarchien als Mittel zur Revolutionsprävention gefördert wurde (Weichlein 2005, 93–100).

Stefan Tilg/Martin Korenjak

Philosophie und Naturwissenschaft

Bildungsgeschichtlicher Kontext

Die Epoche von 1773–1848 bringt für Tirol nicht nur große ereignisgeschichtliche, sondern auch bildungspolitische Umwälzungen, die letztlich zu einem Ende der institutionell verankerten lat. Philosophie führen. Der Umbau der Curricula trägt einerseits dem Fortschritt der Wissenschaften, andererseits dem aufgeklärten Nützlichkeitsdenken Rechnung. Die Stellung des Lat. wird in diesem Zusammenhang zunehmend problematisiert.

Gliederung

Ähnlich wie schon in der letzten Epoche lässt sich auch das in dieser Zeit entstandene philosophisch-naturwissenschaftliche Schrifttum lat. Sprache (zur Kombination von Philosophie und Naturwissenschaft vgl. hier S. 833) grob in zwei Kategorien einteilen. Die erste Kategorie bilden zur Naturwissenschaft tendierende Werke aus der philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck sowie einigen Gymnasien und Klöstern. An erster Stelle stehen unter ihnen wieder die philosophischen Dissertationen, obwohl diese aus einem noch zu besprechenden Grund relativ bald abbrechen. Als Beispiel für die Ausdifferenzierung der universitären ‚Philosophie' in dieser Zeit und für den Einfluss der österreichischen Aufklärung wird eine Übersicht über Innsbrucker Abhandlungen zur Landwirtschaft gegeben. Danach kommen kurz Vorlesungsbücher, -skripten und -mitschriften zur Sprache. Schließlich wird anhangweise die Botanik erwähnt, eine Disziplin, die mit dem Universitätsbetrieb in loserem Zusammenhang steht, in der aber das Lat. noch lange eine wichtige Stellung behauptet. Die zweite Kategorie macht das philosophische Werk des Johann Georg Lechleitner aus. Sein umfangreiches Œuvre ist zwar ein bewusst konservativer Rückgriff, stellt aber die historisch bedeutendste philosophische Leistung in unserer Epoche dar. Sie ist nicht zuletzt deshalb interessant, weil sie eine philosophie- und kulturgeschichtliche Diskussion in Gang setzte und Anlass zur Prägung des Begriffs einer „Tiroler Schule" christlicher Philosophie gab.

philosophische Fakultät: Statistik

Eine Statistik der im weiteren Sinn philosophischen Dissertationen aus Tirol von 1773 bis 1848 ergibt Folgendes: Insgesamt sind 31 Werke erhalten, was nur etwa ein Drittel der Überlieferung aus der vorigen Epoche, aber immer noch deutlich mehr als in den Epochen vor der Universitätsgründung ist. Daraus fallen auf die Universität Innsbruck 21 Titel, auf das fürstbischöfliche Gymnasium in Trient – die Nachfolgeinstitution des Jesuitengymnasiums – fünf, auf die Franziskanerklöster in Innsbruck und Innichen drei und auf das Dominikanerkloster in Bozen

zwei Titel.[1] Die Universität Innsbruck ist also, wie zu erwarten, der institutionelle Hauptproduzent philosophischer Dissertationen. Überraschender ist die zeitliche Verteilung. Die letzte erhaltene Dissertation, aus dem Franziskanerkloster Innichen, stammt aus dem Jahr 1806; die zweitletzte, aus dem Gymnasium in Trient, aus dem Jahr 1794. Sämtliche von der Universität erhaltenen Titel entstandenen im ersten Jahrzehnt unserer Epoche, also von 1773 bis 1784; danach hört die Überlieferung, ähnlich wie wir das auch in der Medizin und im Recht beobachten können (vgl. hier S. 1049 und 1055), plötzlich auf. Während der Befund in den Klöstern und im Gymnasium Trient vielleicht ein allmähliches Erliegen des – allerdings schon vorher nicht sehr frequenten – Dissertationswesens nahe legen könnte, weist das schlagartige Ende der bis dahin intensiven Produktion an der Universität auf ein einschneidendes Ereignis. Was ist passiert?

zwei Dekrete …

Für das Ende des lat. Dissertationswesen an der Innsbrucker philosophischen Fakultät spielt nicht die Aufhebung des Jesuitenordens 1773 und nicht die Herabstufung der Universität zu einem Lyzeum 1782 eine Rolle. Der Grund scheint vielmehr jenes bestimmte Dekret Kaiser Josephs II. vom 12. Juli 1784 zu sein, in dem er anordnete, dass von nun an in den deutschsprachigen Gebieten des Habsburgerreiches die akademische Lehre an allen Fakultäten außer der theologischen auf Deutsch statt wie bisher auf Lat. zu erfolgen habe.[2] Gemäß diesem Dekret waren auf Deutsch auch „die Prüfungen für das Doktorat vorzunehmen, die öffentlichen Disputationen abzuhalten, und die Abhandlungen für den Gradus zu

1 Werke ähnlichen Zuschnitts und mit ähnlichen Titeln, die aber nicht im Zusammenhang einer Promotion stehen, wurden, vermutlich in Nachahmung universitärer Usancen, auch den Akademien vorgelegt. Das AA besitzt etwa eine Reihe solcher Texte, z.B. Franz Seraphin von Zallingers auf 1815 datierte Abhandlung *De invenienda locorum altitudine ope barometri* („Über die Feststellung der Höhe von Orten mithilfe des Barometers"; AA, sc. 26, 139), die in der Abschrift TLMF, Dip. 1382/3 als *dissertatio Accademiae Roboretanae dicata* („der Akademie von Rovereto gewidmete Dissertation") bezeichnet wird. Überhaupt nicht institutionell verankert, sondern einer Privatinitiative zu verdanken scheint Gaspare Savoys (vgl. hier S. 837) *Dissertatio canonico-physico-historica aequitatem iuxta ac necessitatem demonstrans mortuos extra urbes et oppida sepeliendi* („Kanonisch-physikalisch-historische Dissertation, welche die Billigkeit und Notwendigkeit beweist, Tote außerhalb von Städten und Ortschaften zu begraben"; Trient 1784). Diese Abhandlung schließt aber an die Form gedruckter Disputationsschriften an, zumal an Savoys eigene, die er – damals noch als Jesuit und Lehrer am Trientner Gymnasium – in den Jahren 1770 und 1772 vorlegte.

2 Abgedruckt bei Engelbrecht 1982–1988, Bd. 3, 510. Für die Motivation dieser Verfügung aus dem Bestreben, die Universität zu einer Ausbildungsstätte für Staatsbeamte statt für Gelehrte zu machen, vgl. die Resolution Josephs II. zum Vortrag der Studienhofkommission vom 25. November 1782, Studienhofkommission, F. 4, Einrichtung, 110 ex 1783 (abgedruckt bei Wangermann 1978, 25–26). Vgl. allgemein zu dem in Engelbrechts Worten „säkularen Ereignis" der Abschaffung des Lat. als universitäre Unterrichtssprache Wangermann 1978, 25–27; Engelbrecht 1982–1988, Bd. 3, 198–199.

verfassen". Diese Bestimmungen wurden nach dem Tod Josephs II. zwar von Kaiser Leopold II. wieder teilweise zurückgenommen – an jeder Fakultät wurden einige Gegenstände auf Lat. gelehrt und Lat. blieb schlussendlich bis 1824 die hauptsächliche Unterrichtssprache an den österreichischen Universitäten –, doch kehrte man zumindest an der Innsbrucker philosophischen Fakultät nicht mehr zum alten Usus der gedruckten Disputationsschriften zurück. Dazu mag auch die 1786 dekretierte neue Prüfungsordnung beigetragen haben, in der Joseph II. das stets als Propädeutikum für die „höheren" Fakultäten (Theologie, Jus und Medizin) angesehene Philosophiestudium weiter schwächte: Für den Besuch der höheren Fakultäten war nun kein akademischer Grad in Philosophie mehr nötig, sondern nur kumulierte Einzelzeugnisse über den Besuch von philosophischen Lehrveranstaltungen. Wer freiwillig einen philosophischen Grad erwerben wollte, konnte nun einen Doktor machen – der ohnehin oft synonym mit dem Doktortitel gebrauchte Magistertitel wurde abgeschafft. Dazu war aber keine besondere wissenschaftliche Qualifikation und keine schriftliche Abhandlung vorgesehen, sondern eine allgemeinbildende Prüfung aus drei Gebieten, etwa in der Art einer heutigen Matura. Diese Prüfungsordnung blieb im Wesentlichen bis zur Neuordnung des philosophischen Doktorats 1872 bestehen. Erst damals wurde u.a. auch zwingend eine schriftliche wissenschaftliche Abhandlung von den Kandidaten gefordert, die in etwa einer heutigen Dissertation entsprach (vgl. Meister 1958, 49 und 114–115; Engelbrecht 1982–1988, Bd. 3, 227–228).

… und ihre Nebenwirkungen

Die Standardwerke zum österreichischen Studienwesen (z.B. Engelbrecht 1982–1988; Meister 1958, v.a. 38–40) beschäftigen sich nicht mit der Praxis universitärer Dissertationen und geben also auch keine Auskunft darüber, wie deren praktisches Schicksal mit der Theorie der josephinischen Reformen verknüpft ist. Tatsächlich ist diese Praxis in einem ungeregelten Raum angesiedelt, über den sich nur durch empirische Untersuchungen ein Überblick gewinnen lässt. Verboten war eine schriftliche Abhandlung durch die neue Prüfungsordnung von 1786 ja nicht, und einen Zwang zum Verfassen von Dissertationen gab es vorher auch nicht. Es wäre also theoretisch möglich gewesen, dass weiterhin deutsche – und nach der teilweisen Wiedereinführung des Lat. als universitäre Unterrichtssprache auch lat. – Dissertationen geschrieben werden. Zur Beantwortung der Frage, warum das in der Praxis nicht geschah, sei hier folgende Hypothese gewagt: Eine gedruckte Dissertation war traditionell etwas Repräsentatives und ein Statussymbol sowohl für den Anwärter auf den akademischen Grad als auch für den der Disputation vorsitzenden Professor, der ja in der Regel der Verfasser der als Festgabe verstandenen gedruckten Disputationsschrift war. Ein solcher repräsentativer Charakter war aber nach den genannten Reformen nicht gegeben. Zuerst verhinderte ihn die ‚gewöhnliche' deutsche Sprache, dann der gesunkene Status eines Abschlusses des

Philosophiestudiums, bei dem es um das Sammeln von Einzelzeugnissen und eine vergleichsweise schlichte Prüfung am Ende ging. Wenn auch weiterhin eine Möglichkeit zum Druck von Dissertationen bestand, so war diese Option durch die neuen Umstände einfach unattraktiv geworden. Insofern kann man sagen, dass das Ende der philosophischen Dissertationen zwar nicht direkt von den josephinischen Reformen bestimmt wurde, aber doch zu ihren Nebenwirkungen gehörte.

universitäre Kontinuität bis 1784

Was nun das philosophische Dissertationswesen an der Universität bis zu seinem Ende 1784 angeht, so hat sich gegenüber der Jesuitenzeit nicht viel geändert. Die Physik hatte sich schon vorher so stark von der ursprünglich aristotelischen Naturbetrachtung entfernt, dass sie nach heutigen Begriffen nicht mehr unter die Philosophie fiel. Philosophie im engeren Sinn wurde nur noch von der Lehrkanzel für Logik und Metaphysik abgedeckt, in der 1774 auch die kurzzeitig als eigenes Fach unterrichtete Ethik aufging. Unter der Bezeichnung „Logik und Metaphysik“ wurde Philosophie aber nur mehr ein Jahrzehnt unterrichtet – genau jenes Jahrzehnt, in dem noch Dissertationen gedruckt wurden. Die entsprechende Lehrkanzel war zu dieser Zeit mit zwei aufgeklärten Theologen besetzt, zunächst 1773/74 mit Karl von Güntherode, dann von 1774 bis 1783 mit Giovanni Battista Albertini (s. hier S. 1000 und 1003). Die von ihnen verfassten Dissertationen führen philosophiegeschichtlich gesehen bekannte Muster fort, ohne einen besonderen Akzent zu setzen. Zwei interessantere Beispiele für Dissertationen Albertinis sind im Kapitel zur Theologie dieser Epoche vorgestellt (vgl. hier S. 1003–1004 und 1011). Als Albertini 1783 zum Direktor des Innsbrucker Generalseminars ernannt wurde und der aus Prag gerufene Franz Zinner seine Lehrkanzel übernahm, wurde sie schon nicht mehr „Logik und Metaphysik“, sondern schlicht „Philosophie“ genannt – ein deutliches Zeichen, dass Philosophie innerhalb der philosophischen Fakultät nun nicht mehr der Inbegriff des darin Gelehrten, sondern nur mehr ein Fach unter anderen war. Zinner war es dann auch, der 1784 die letzte erhaltene lat. Thesenschrift der Innsbrucker philosophischen Fakultät veröffentlichte: *Positiones ex philosophia theoretica et practica* („Positionen aus der theoretischen und praktischen Philosophie“; Innsbruck 1784). Alle weiteren Innsbrucker Philosophieprofessoren verfassten ihre Werke – soweit sie überhaupt solche verfassten – auf Deutsch. Damit wurde insbesondere der etwa zeitgleich erfolgte philosophische Paradigmenwechsel durch Kant – die *Kritik der reinen Vernunft* erschien 1781 – und den Deutschen Idealismus von den lat. Dissertationen nicht mehr rezipiert.

abseits der Universität: ein leises Ende

Das Ende lat. Dissertationen in Institutionen abseits der Universität kommt leise, weil dort schon vorher nur sehr wenige Disputationsschriften verfasst wurden und sich in unserer Epoche mit abnehmender Tendenz nur noch ein paar Zufallstreffer finden. Von den insgesamt zehn außeruniversitären Dissertationen, die sich erhalten haben, stammen sieben aus der Zeit von 1773 bis 1784. Danach sind

nur noch drei Exemplare erhalten, die einerseits sämtlich nicht der Philosophie im engeren Sinn zuzuordnen sind, andererseits auch keinen eigenständigen Werkcharakter haben: Die *Positiones ex universa philosophia* („Positionen aus der gesamten Philosophie"; Trient 1792) des am Gymnasium Trient lehrenden Maurizio da Borgo OFM (vgl. hier S. 941) haben zwar einen lat. Titel und einen Anhang lat. Thesen, verbergen aber im Hauptteil eine italienische „Anleitung zur Wiederbelebung von Ertränkten, Erwürgten und Erstickten" (*Instruzione per ravvivare gli annegati*, *strozzati*, *e soffocati*), die aus einer medizinischen Schrift des Vorstands der Wiener Klinik Anton de Haen (1704–1776) exzerpiert ist. Der ebenfalls in Trient lehrende Ferdinando Marzani di Steinhoff veröffentlichte ebendort 1794 eine *Theoriae Franklinianae de electricitate epitome* („Kurzfassung der Franklin'schen Theorie über die Elektrizität"), welche die einschlägigen Erkenntnisse Benjamin Franklins (1706–1790) resümiert, die seit der Mitte des 18. Jhs. für großes Aufsehen gesorgt hatten. Die *Positiones ex physica* („Positionen aus der Physik"; Brixen 1806) des damals in Innichen tätigen Franziskaners Arsenius Schöpfer (1775–1845) sind schließlich reine Prüfungsthesen zur neueren Physik nach Newton. Es lässt sich angesichts dieser Überlieferungslage vielleicht argumentieren, dass das außeruniversitäre Dissertationswesen lose – zumindest was Prestige und eine gewisse Ausstrahlungskraft betrifft – an das universitäre gekoppelt war, sodass das plötzliche Ende des Letzteren das leise Verschwinden des Ersteren mitverursachte.

neue Prioritäten an der philosophischen Fakultät

Hand in Hand mit der Neudefinition von „Philosophie" als *einem* Fach der philosophischen Fakultät geht die Aufwertung anderer Fächer, besonders der Naturwissenschaften und der Technik. Diese ‚nützlichen' Fächer wurden von staatlicher Seite besonders gefördert – der schon in der ersten Hälfte des 18. Jhs. einsetzende aufgeklärte Utilitarismus erreichte in unserer Epoche seinen Höhepunkt. Als besonders augenfälliges Beispiel für diese Verschiebung der Prioritäten sollen hier die gewöhnlich an den ‚philosophischen' Lehrkanzeln für Physik oder Naturgeschichte entstandenen lat. Dissertationen und andere Abhandlungen zu einem Paradethema der österreichischen Aufklärung, der Landwirtschaft, vorgestellt werden. Diese Schriften setzen bereits gegen Ende der vorigen Epoche ein (vgl. hier S. 721, 847), sie werden im Zusammenhang der gegenwärtigen aber klarer verständlich.

Physiokratismus und Schriften zur Landwirtschaft

Ein allgemeiner Hintergrund für die Landwirtschaftsschriften ist die von Maria Theresia und Joseph II. zur volkswirtschaftlichen Staatsdoktrin erhobene Lehre des Physiokratismus. Gemäß diesem besonders von dem Franzosen François Quesnay (1694–1774) entwickelten Denkansatz ist die landwirtschaftliche Produktion die einzige wahre Quelle des Reichtums eines Staates; Wertschöpfung erfolgt ausschließlich in diesem Sektor. Dementsprechend war für die Anhänger des Physiokratismus die Förderung der Landwirtschaft und die optimale Nutzung von Böden ein nationales Anliegen, an dem sich alle gesellschaftlichen Gruppen zum Wohl

des Gemeinwesens zu beteiligen hatten. Joseph II. ging mit einem symbolträchtigen Beispiel voran, als er 1769 auf einer Reise durch Böhmen einem auf dem Feld arbeitenden Knecht den Pflug abnahm und selbst ein paar Furchen zog (vgl. Haushofer 1967). Schon vorher aber war Landwirtschaft in den höheren Schichten ein attraktives Thema geworden. Auf die Initiative von Maria Theresia hin wurden quer durchs Habsburgerreich eine ganze Reihe von intellektuellen „Ackerbaugesellschaften" gegründet, die sich u.a. der Publikation von Schriften zur Förderung der Landwirtschaft widmeten. Tatsächlich spielt auch die 1766 in Innsbruck gegründete Gesellschaft für Ackerbau und freie Künste in Tirol in unserem Zusammenhang eine wichtige Rolle.

Innsbrucker Landwirtschaftsschriften

Als Pionier der Landwirtschaftsschriften kann nach Adrian Kemter (vgl. hier S. 721–723) der aus Borgo di Valsugana stammende Nicolaus Sette (1728–1782; vgl. Bonomi 1930) gelten. Als Professor der Physik veröffentlichte er 1764 in Innsbruck eine bemerkenswert lebendige und allgemein verständliche Festrede zur Verleihung des Bakkalaureats (vgl. hier S. 947–948) an eine Reihe von Studenten der Philosophie. Sie trägt den Titel: *Quanta sit philosophiae cum praecipuo florentis commercii fundamento seu patrii soli cultura societas* („Wie eng die Philosophie mit dem hauptsächlichen Fundament einer blühenden Wirtschaft, d.h. der Kultivierung des Heimatbodens, verbunden ist"). Wie aus der Vorrede hervorgeht, will Sette die damals weit verbreiteten Vorurteile gegenüber der Philosophie als nutzloser Wissenschaft mit der These entkräften, dass eine starke Wirtschaft ohne Philosophie unmöglich ist. Er identifiziert eine produktive Landwirtschaft als einen wesentlichen Faktor in einer aktiven Handelsbilanz und preist im Hauptteil seiner Rede die Errungenschaften der Philosophie auf drei Gebieten: der Kultivierung der Äcker, dem Abbau von Bodenschätzen und der Nutzung von Wasserläufen. Freilich sind mit „Philosophie" hier v.a. Naturwissenschaften und Technik gemeint, die mittlerweile den Lehrstoff in der Physik beherrschten. In der Folge nahm eine ganze Reihe von Schriften das Thema der nützlichen Landwirtschaft auf. Sette selbst publizierte 1767 in Innsbruck noch eine *De cursu fluminum tractatio physico-hydraulica* („Physikalisch-hydraulische Abhandlung über den Lauf der Flüsse"). Dann war es v.a. der bereits in der vorhergehenden Epoche erwähnte Johann Baptist von Zallinger SJ (vgl. hier S. 847), der einschlägige Werke veröffentlichte (vgl. Abb. 166). An seinen Schriften können wir auch ein bisher unbekanntes Phänomen im ‚philosophischen' Dissertationswesen beobachten: Erstmals werden Dissertationen – unter Weglassung des akademischen Festapparats – ins Deutsche übersetzt. Angesichts des gerade beim Thema der Landwirtschaft zentralen Imperativs der breiten praktischen Anwendbarkeit ist das eine konsequente Entwicklung. Zallinger brachte von 1769 bis 1773 drei einschlägige Dissertationen in lat. Sprache heraus. Sie handeln vom Ursprung und Wachstum der Früchte sowie von Pflanzenkrankheiten. Alle drei

wurden 1779–1781 von Graf Johann von Auersperg (1745–1816; vgl. Bosl 1983) ins Deutsche übersetzt.[3] Auersperg hatte in Wien studiert und war zur Zeit seiner Übersetzungen u.a. Domherr und geistlicher Rat in Passau. Als Anhänger der österreichischen Aufklärung und Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Berlin war ihm das Thema der Landwirtschaft und seine weitere Verbreitung ein Anliegen. Die Verwendung der deutschen Sprache in den Schriften zur Landwirtschaft wurde auch von der Innsbrucker Gesellschaft für Ackerbau gefördert. Sie publizierte 1769 in Wien eine abseits der Universität entstandene deutsche Abhandlung von Johann Baptist von Zallinger zur Verbesserung des Tiroler Ackerbaus.[4] 1779 veranlasste sie Johanns jüngeren Bruder, den damaligen Physikprofessor Franz Seraphin von Zallinger (s.u.), seine im Vorjahr erschienene Dissertation zu Überschwemmungen in Tirol gleich selbst ins Deutsche zu übersetzen.[5]

Stadler, *De satione*

All diese Schriften kennzeichnet eine programmatische Schlichtheit des Stils, der Verzicht auf einen gelehrten Apparat, das Bemühen, konkrete Handlungsanweisungen zu geben, und das Bewusstsein, mit all dem etwas für das Gemeinwohl Nützliches zu tun. Diese Charakteristika treten besonders deutlich im letzten erhaltenen Beispiel einer ‚Landwirtschaftsdissertation' hervor, der 1781 vom Physikprofessors Joseph Stadler (1739–1799; Tovazzi, Nr. 913; Gasser 3, 295–296) verfassten Schrift „Über die Saat" *(De satione).* Sie wurde vom damals 20-jährigen Andreas di Pauli (vgl. hier S. 1058) verteidigt, welcher sie seinem Schutzherrn *(patrono suo),* dem venezianischen Senator Graf Verità Zenobio widmete, dem als Herrn einer Reihe von Südtiroler Liegenschaften auch die Rechtsprechung in di Paulis Geburtsort Aldein bei Bozen oblag. Interessant ist in unserem Zusammenhang, dass di Pauli der Schrift Neuheit *(novitas)* und Anmut *(gratia)* ausdrücklich abspricht, sie aber wegen ihrer unbestreitbaren Nützlichkeit *(utilitas)* empfiehlt ([III]). In der eigentlichen Abhandlung wird dann die Saat in vier Kapiteln unter vier Aspekten diskutiert: Auswahl des Samens; der für den jeweiligen Samen passende Boden;

---

3 Die Titel von Zallingers Originalen und Auerspergs Übersetzungen lauten: *De ortu frugum dissertatio* (Innsbruck 1769) – *Abhandlung von dem Ursprung der Früchte* (Augsburg 1780); *De incremento frugum dissertatio* (Innsbruck 1771) – *Abhandlung von dem Wachsthum der Früchte* (Augsburg 1781); *De morbis plantarum cognoscendis et curandis dissertatio* (Innsbruck 1773) – *Abhandlung über die Krankheiten der Pflanzen, ihrer Kenntniß und Heilung* (Augsburg 1779). Im Rahmen des Bemühens um eine weite Verbreitung ebenfalls verständlich, aber ganz untypisch für das Genre der Promotionsschrift ist übrigens der Druck einer zweiten Auflage, wie sie Zallingers lat. Dissertation von 1771 über das Wachstum der Früchte 1772 in Graz erlebte.

4 *Abhandlung von den schleunig- und zuverläßlichsten Hülfsmitteln den Ackerbau im Lande Tyrol zu verbessern, und zu vermehren, wie auch dem anscheinenden Holzmangel durch Beförderung des Nachwachses werkthätig zu steuern* (Wien 1769).

5 *De causis et remediis inundationum in Tyroli dissertatio* (Innsbruck 1778) – *Abhandlung von den Überschwemmungen in Tyrol* (Innsbruck 1779).

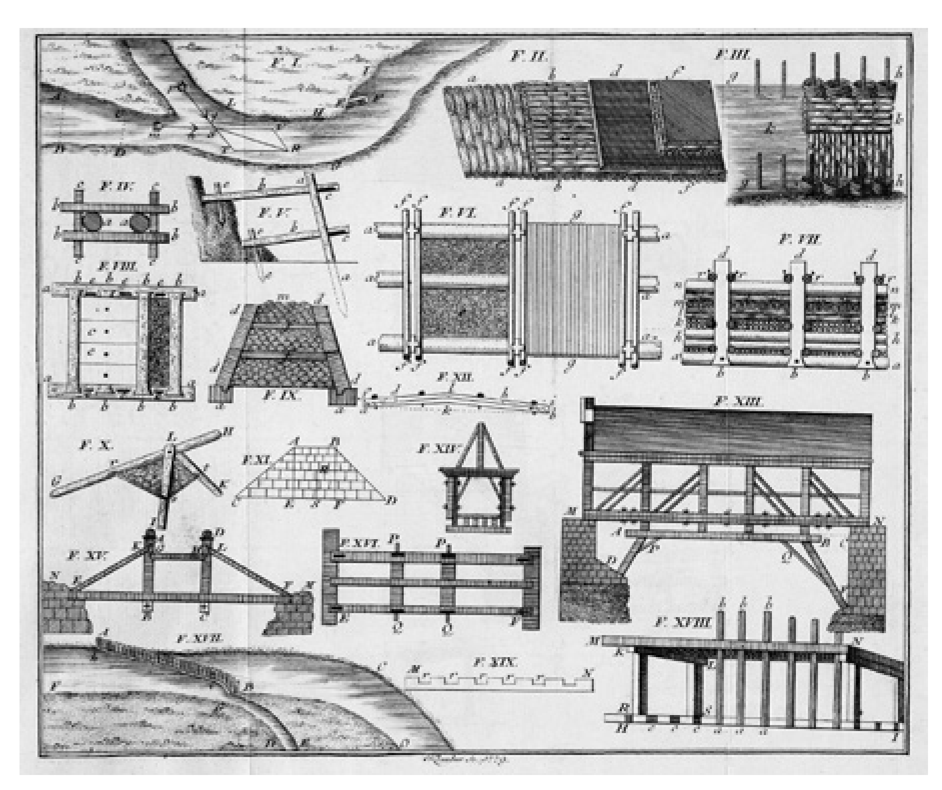


Abb. 166: Illustration zur *Abhandlung von den Überschwemmungen in Tyrol* Johann Baptist von Zallingers, Innsbruck 1779.

Art und Weise des Säens; Zeit des Säens. Wir haben hier keine Forschung, sondern einen praktischen Leitfaden vor uns. Der Stil ist beispielhaft einfach: kurze Sätze, Parataxe oder ganz einfach gebaute Hypotaxe herrschen vor; starke Interpunktion, Nummerierungen und Kursivdruck streichen parallele syntaktische und gedankliche Strukturen heraus; auch die Schlüsselwörter und -phrasen neu eingeführter Themen erscheinen in Kursive, was regelmäßig v.a. den Beginn der einzelnen Paragraphen betrifft. Die Darstellung ist insgesamt sehr schematisch, was einerseits der leichten Verständlichkeit zugutekommt, andererseits aber in Verbindung mit dem zuweilen trivialen Inhalt repetitiv und kleinlich wirken kann. Dazu ein Textbeispiel. Es stammt aus dem zweiten Paragraphen des zweiten Kapitels (S. 20–21):

> *Non omne solum est iaciendo semini aeque opportunum: nam semen ut exeat et crescat, requirit 1) Nutrimentum seu succum alimentarium: quis ergo illud solo macilento et effaeto inferat? 2) Iustam caloris et frigoris mediocritatem: quis ergo illud terrae aut nimis calidae aut nimis*

frigidae immittat? 3) Humorem iusto neque parciorem neque copiosorem: quis ergo solum aut nimis humidum aut nimis siccum conserat? 4) Solum neque spissius neque laxius: quis ergo semen glebae aut constrictae aut laxae admodum inferat etc.?

Nicht jeder Boden ist für die Aussaat gleich geeignet: Denn damit der Samen herauskommt und wächst, braucht er 1) Nahrung oder nährenden Saft: Wer würde ihn schon in einen mageren oder erschöpften Boden geben? 2) Die richtige Mitte zwischen Hitze und Kälte: Wer würde ihn schon in eine allzu heiße oder allzu kalte Erde werfen? 3) Feuchtigkeit, die das rechte Maß weder unter- noch überschreitet: Wer würde schon auf einem entweder zu feuchten oder zu trockenen Boden säen? 4) Einen weder zu dichten noch zu lockeren Boden: Wer würde den Samen schon in eine zu kompakte oder eine zu lockere Scholle geben usw.?

Vorlesungsbücher und -skripten: Joseph Stapf

Ganz kurz noch zu einem anderen Typ universitären Schrifttums auf Lat., Vorlesungsbüchern und -skripten. Diese Schriften werden nicht regelmäßig produziert und nur wenige Beispiele sind überliefert. Das letzte stammt aus dem Jahr 1805 (s.u.). Sie unterscheiden sich in der Behandlung der Gegenstände, einmal abgesehen von einem insgesamt komplexeren und systematischeren Aufbau, nicht wesentlich von längeren Dissertationen. Es lässt sich aber an zwei Beispielen zeigen, dass die lat. Sprache auch in diesem Bereich mittlerweile problematisch geworden ist. Das erste Beispiel sind die lat. Vorlesungsmanuskripte, die Joseph Stapf (1762–1809; vgl. Attlmayr 1969), ein Schüler des gleich zu erwähnenden Franz Seraphin von Zallinger und der Inhaber der 1792 eigens für ihn geschaffenen Lehrkanzel für praktische Mathematik, hinterlassen hat (TLMF, FB 20107). Statt „praktischer Mathematik" würden wir heute eher „Technik" oder „Ingenieurswissenschaft" sagen, und so gilt Stapf als Begründer der technischen Studienrichtungen an der Universität Innsbruck, wenn seine Lehrkanzel auch mit seinem Tod vorläufig einging. Seine Skripten gliedern sich in zivile und militärische Architektur, Astronomie, Differential- und Infinitesimalrechnung, Geometrie, Hydrostatik und Hydraulik, allgemeine und spezielle Physik, Distanzmessung von Gestirnen und Sonnenuhren. Dem Inhalt dieser Manuskripte gerecht zu werden, ist hier nicht der Ort. Hingewiesen sei nur auf das Paradox, dass der ganz dem Utilitarismus der Aufklärung anhängende Stapf sie zwar nach der Wiedereinführung des Lat. als Unterrichtssprache durch Leopold II. auf Lat. verfassen und vortragen musste, dabei aber ein erklärter Feind dieser Praxis war. Als er sich 1806 von der bayerischen Administration größere Reformbereitschaft versprach, veröffentlichte er *Freimüthige Gedanken über Verbesserung der philosophischen Lehranstalt*, in denen er u.a. das „unvergessliche Beispiel" Josephs II. hervorhebt und die vollständige Wiedereinführung der deutschen Unterrichtssprache fordert, „um

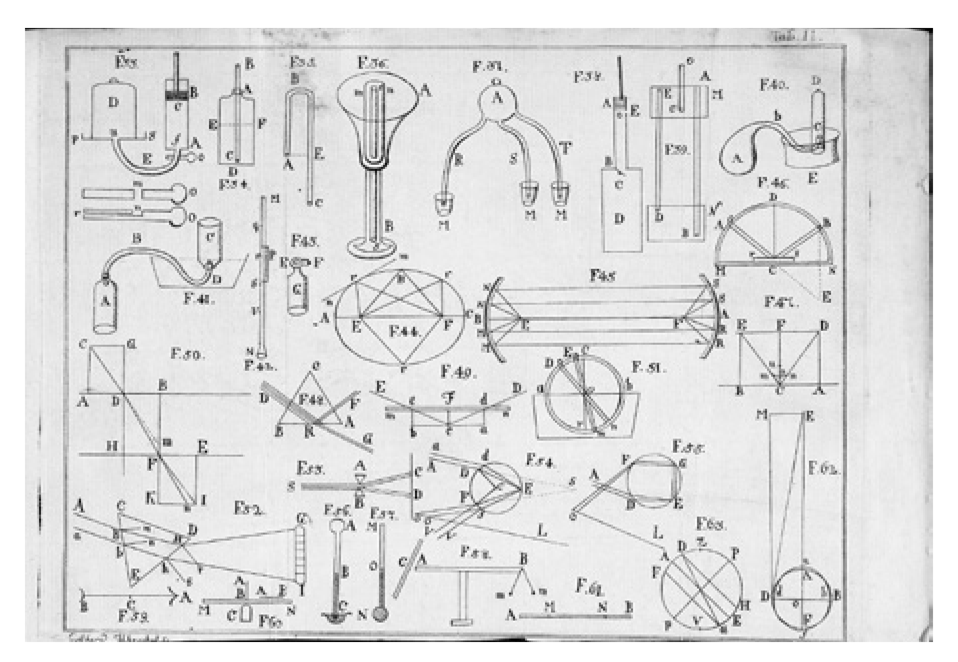


Abb. 167: Tafel aus den Vorlesungen über theoretische und experimentelle Physik des Franz Seraphin von Zallinger, Innsbruck 1805.

die Barbarey der todten Sprache zu beseitigen“ (zitiert nach Oberkofler/Goller 1996, 88).

Zallinger, *Praelectiones*

Ein zweites, anders gelagertes Sprachparadox begegnet uns in den 1805 in Innsbruck gedruckten *Praelectiones ex physica theoretica et experimentali* („Vorlesungen aus der theoretischen und experimentellen Physik“; vgl. Abb. 167) von Franz Seraphin von Zallinger SJ (1743–1828), dem jüngeren Bruder des schon mehrfach erwähnten Johann Baptist (vgl. hier S. 847), der 1777–1815 in Innsbruck Professor für Physik war, die dortigen meteorologischen Messreihen begründete und eine Fülle von Schriften meist naturwissenschaftlichen, daneben auch theologischen Inhalts hinterließ (Gasser 4, 192–194; Oberkofler/Goller 1996, 122–123). Das Problem war hier nicht, dass Zallinger nicht Lat. schreiben wollte – als ehemaliger Jesuit fühlte er sich in dieser Sprache zweifellos zuhause. Vielmehr bestand die Schwierigkeit, wie er in der Vorrede seines Werkes mitteilt, darin, dass für den nach einer kurzfristigen Lehrplanänderung gewünschten Stoff kein lat. Vorlesungsbuch auf dem Markt war und er deshalb in aller Eile knapp vor Semesterbeginn noch eines schreiben musste. Um weiterhin lat. Vorlesungen geben zu können, musste man nun also schon auf eine ‚Sonderanfertigung‘ zurückgreifen.

Mitschriften

Dennoch wurden Vorlesungen noch zu dieser Zeit nicht nur lat. gehalten, sondern von den Studenten auch so mitnotiert. Das zeigen etwa die auf 1803 datierten Mitschriften eines Josef Renn mit dem Titel *Mathesis adplicata. Ex praelectionibus Domini professoris de Zallinger* („Angewandte Mathematik. Nach den Vorlesungen des Herrn Professor von Zallinger"; TLMF, W 586).

Botanik: Laicharding

Schließlich soll mit der Botanik noch kurz eine Disziplin zu Sprache kommen, die, zumindest was die ihr gewidmeten Schriften angeht, mit dem Universitätsbetrieb eher indirekt zu tun hat. Im vorliegenden Zusammenhang ist sie v.a. insofern interessant, als ihre lat. Fachsprache sich erst im 18. und frühen 19. Jh. voll ausbildete (wobei Carl von Linné eine entscheidende Rolle spielte; vgl. Stearn 1966, 14–50); selbst im 20. Jh. erschienen noch wichtige botanische Werke auf Lat. (vgl. hier S. 1153–1154). Als Fach wurde die Botanik in Innsbruck seit 1775 an der medizinischen, seit 1792 im Rahmen der Naturgeschichte an der philosophischen Fakultät gelehrt. Auch der wichtigste Botaniker dieser Epoche war ein Professor der Naturgeschichte: Es handelt sich um Johann Nepomuk von Laicharding (1754–1797), der auf dem betreffenden Lehrstuhl, den er 1792–1797 innehatte, 1793 den ersten botanischen Garten in Innsbruck anlegen ließ; daneben war er auch ein bedeutender Entomologe (vgl. di Pauli 1834). Seine botanischen Schriften hängen jedoch nicht unmittelbar mit dem universitären Unterricht zusammen. Sein Hauptwerk sind die zwei Bände und über 1300 Seiten umfassenden *Vegetabilia Europaea in commodum botanicorum per Europam peregrinantium ex systemate plantarum Caroli a Linné collecta et novis plantis ac descriptionibus adaucta* („Gewächse Europas, zum Nutzen durch Europa reisender Botaniker auf Basis des Pflanzensystems des Carl von Linné gesammelt und durch neue Pflanzen und Beschreibungen erweitert"), die 1790–1791 in Innsbruck erschienen. Wie schon der Titel erklärt, bauen sie in damals nicht unüblicher Manier auf dem großen Lehrgebäude Linnés auf und bieten Ergänzungen dazu. Die einzelnen Pflanzen werden streng nach der Linnéschen Systematik aufgelistet und beschrieben. Es spricht für den Erfolg der *Vegetabilia*, dass drei Jahre später in Innsbruck und Leipzig eine (immer noch gut 600 Seiten starke) Kurzfassung mit dem Titel *Manuale botanicum* („Botanisches Handbuch") erscheinen konnte. Dass Laicharding sich auch für die lokale und regionale Flora interessierte, bezeugen seine nur hs. erhaltenen *Plantae in rupibus, montibus et alpibus Austriae crescentes* („Pflanzen, die auf den Klippen, Bergen und Almen Österreichs wachsen"; TLMF, FB 20818) aus dem Jahr 1797.

Lechleitner und die „Tiroler Schule"

Die akademische Philosophie in Tirol rezipierte und akzeptierte neue Trends i.A. zwar oft verzögert, aber schlussendlich doch. In den Klöstern war das z.T. ähnlich, aber nicht immer so selbstverständlich. Mit dem Kapuziner Iuvenalis Annaniensis (vgl. hier S. 848) haben wir in der letzten Epoche ein Beispiel kennen gelernt, wie man ein bedeutendes philosophisches Werk unter Ignorierung der neuen Philoso-

phie seit Descartes schreiben kann. Ähnliches geschah in unserer Epoche, als die Aufklärung i.A., Kant und der Deutsche Idealismus im Besonderen die traditionellen Begriffe von Subjekt und Wahrheit ins Wanken brachten. Angesichts dieses neuen Relativismus setzten einige konservativ gesinnte Ordensmänner zu einer platonisch-augustinisch geprägten Behauptung christlicher Philosophie an, die von der späteren Philosophiegeschichte in eine Entwicklungslinie mit dem Ontologismus (vgl. hier S. 853) gestellt wurde. Johann Georg Lechleitner war der letzte dieser Ordensmänner, die gelegentlich auch unter dem Begriff einer „Tiroler Schule“ zusammengefasst werden. Es empfiehlt sich, den Begriff der „Tiroler Schule“ von Lechleitner her aufzurollen, da er in der Rezeption seines Werks geprägt wurde.[6]

Leben und Werk

Johann Georg Lechleitner wurde 1764 in Serfaus geboren – sein Taufname war Georg Franz, sein später angenommener Ordensname Johann Baptist; die übliche Form Johann Georg ist also eine Mischung aus diesen beiden Namen. Er besuchte das Gymnasium in Innsbruck und studierte dort anschließend Philosophie und Theologie. Lechleitners konservative Haltung kam schon während seines Philosophiestudiums zum Ausdruck, als er sich mit sieben Mitstudenten bei der Universitätsleitung gegen die Freigeistigkeit des 1784 auf die neue Kanzel für Philosophie berufenen Franz Zinner beschwerte (vgl. Probst 1869, 228, 237 Anm. 1). Als Zögling des Innsbrucker Generalseminars studierte Lechleitner dann unter dem aufgeklärten Direktor Giovanni Battista Albertini, auf den eine ganze Reihe von Studenten mit der Entwicklung ultramontaner Ansichten reagierte (vgl. Gelmi 1986, 136). Nach seiner Priesterweihe 1790 wirkte Lechleitner zunächst an verschiedenen Orten als Seelsorger und unterhielt schließlich eine Privatschule in Pfunds, in der er – als Alternative zur öffentlichen Gymnasial- und Universitätsbildung – v.a. zukünftigen Priestern Unterricht in Grammatik, Rhetorik und Philosophie erteilte. Die Tatsache, dass Lechleitner an dieser von den Diözesen Brixen und Trient geförderten Schule 60–70 Schüler pro Jahr hatte, zeigt, dass er ein begabter Lehrer gewesen sein muss. Andererseits zog ihm der Betrieb dieser Anstalt 1797 aber auch eine Anzeige des sogenannten Studien-Consesses der Universität Innsbruck zu, der sie als „Winkelschule“ bezeichnete und Missstände in der Ausbildung ortete (vgl. Probst 1869, 267–268). Lechleitners Entgegnung wurde 1798 vom Studien-Consess entkräftet. Das scheint bei der zuständigen Stelle der Landesregierung Erfolg gehabt zu haben, denn im selben Jahr sehen wir Lechleitner von Pfunds als Präfekt des Gymnasiums nach Hall wechseln. Diese Position hatte er bis 1807 inne, wobei er bis 1804 zusätzlich Rhetorik unterrichtete. Als das Gymnasium unter der bayerischen Verwaltung

6 Vgl. zu Lechleitner Werner 1866, 340–341; ADB 18, 105; Album Stamsense 81–82; ÖBL 5, 74. Die von Probst 1869 gegebenen und im Folgenden eingearbeiteten Hinweise blieben bisher unberücksichtigt.

aufgehoben wurde, erhielt er eine Stelle als Hofkaplan in Brixen. In dieser Zeit waren auch die Tiroler Klöster aufgehoben. Als sie nach dem Ende der bayerischen Herrschaft wiederrichtet wurden, war Lechleitner 1816 – damals bereits 52-jährig – unter den ersten fünf Novizen, die in das Zisterzienserstift Stams eintraten. 1817 legte er die Ordensgelübde ab und widmete sich in den folgenden Jahren wieder der Seelsorge. 1824 lehrte er aushilfsweise Religionswissenschaft an der Universität Innsbruck, 1826 Moraltheologie im Stift Wilten. Darüber hinaus fand er nun Zeit, sich als Schriftsteller zu betätigen. 1820 ließ er den ersten Band seiner *Philosophia theoretica* („Theoretische Philosophie") in Bozen drucken, von 1824 bis 1829 die weiteren drei Bände des Werkes in Innsbruck. Die Abfassung einer ebenso umfangreichen *Philosophia practica* („Praktische Philosophie") wurde durch die Gebrechlichkeit seines Alters verhindert. Er konnte aber 1838 noch einen zusammenfassenden Band in Innsbruck veröffentlichen: *Philosophia practica – Ius naturae* („Praktische Philosophie – Naturrecht"). Lechleitner stand mit zwei führenden konservativen Denkern seiner Zeit in brieflichem Kontakt, dem katholischen Publizisten und Universitätsprofessor Joseph Görres (1776–1848) sowie dem Vordenker der politischen Restauration Karl Ludwig von Haller (1768–1854).[7] Görres trug durch seine Anregung einer deutschen Teilübersetzung der *Philosophia theoretica* und durch seine ausführliche Einleitung zu dieser Übersetzung auch maßgeblich zu einer breiteren Wahrnehmung von Lechleitners Werk bei. Lechleitner starb 1840 im Stift Stams.

Die vier Bände der *Philosophia theoretica* sind der Logik (Bd. 1) und der Metaphysik (Bd. 2–4) gewidmet. Der schlicht *Logica* („Logik") betitelte erste Band soll die Grundlagen für Lechleitners eigentliches Anliegen, die als höchstes Ziel der Metaphysik geltende philosophische Gotteserkenntnis, schaffen. In Lechleitners spezifischer Fragestellung mündet die Erkenntnislehre, die die *Logik* darstellt, schon in einem Vorverständnis seines Begriffs von Gott als letzter und die Erkenntnis selbst begründender Denkregel. Eine allgemeine Einleitung bringt eine Definition von Wissenschaft und Philosophie sowie eine Vorstellung von Grundbegriffen wie z.B. den aristotelischen Kategorien. Dann folgen sechs Sektionen zu folgenden Themen: 1. allgemeine Kraft und Möglichkeit menschlicher Erkenntnis; niedrigere und höhere Erkenntniskräfte; 2. Arten der Erkenntnis: intuitiv, sinnlich, allgemein-ideenhaft; 3. Bezeichnung allgemeiner Ideen, ihre Aussprache und ihre Fassung in logische Argumente (z.B. Syllogismen); 4. Hilfsmittel der Erkenntnis: innerer Sinn (*sensus intimus*), Erfahrung, begründeter Glaube, Evidenz, gesunder Menschenverstand, Analogie und Hypothese; 5. erste und absolute Regel des Denkens, von der alles abhänge: Gott; 6. Reaktionen des Geistes auf die Wahrheit: Gewissheit, Wahrscheinlichkeit, Zweifel.

7 Zu Lechleitner und Görres s.u.; zu Lechleitner und Haller vgl. Roggen 1999, 142–144, sowie hier Anm. 8.

Auch der zweite Band, *De universalibus* („Über die Universalien") ist noch ein Propädeutikum. In drei Sektionen geht es 1. um das Universale und Eine; Materie und Form; Zahl und Figur; 2. um die geschaffene Substanz und ihre Einteilung; Grade der Subsistenz; 3. um die affizierte Substanz bzw. die unter ihr auftretenden Relationen. Der dritte Band ist der eigentliche Kern von Lechleitners Werk. Hier geht er aufs Ganze, wie schon der Titel zeigt: *De Deo rerum omnium principio et fine ultimo* („Über Gott als Grundlage und Endzweck aller Dinge"). Fünf Kapitel behandeln 1. den Ursprung der Dinge und ihre notwendige Herkunft aus einem Schöpfungsakt; 2. den Urheber der Dinge; 3. die Vollkommenheiten bzw. Attribute Gottes; 4. die Taten bzw. Werke Gottes; 5) die göttliche Vorsehung. Der Tenor ist, dass Gott der erste Erkenntnisgrund und die bedingende Denkregel aller fühlenden und denkenden Geschöpfe ist. Er hat die Welt durch eine freie und unhinterfragbare Willensbewegung aus der Anschauung seiner selbst geschaffen. Gott ist das höchstes Gut und das Endziel alles Geschaffenen. Die Teilhabe an diesem Gut erfolgt durch Übung der Tugenden. Der Mensch ist in seinem Geist und Willen immer vollständig auf Gott bezogen: Dem Geist ist Gott als Wahrheit, dem Willen als moralisches Gesetz gegenwärtig. Der vierte Band vertieft die Bezogenheit des Menschen auf Gott durch eine Untersuchung der menschlichen Seele: *De animae humanae natura seu Psychologia* („Über die Natur der menschlichen Seele, oder Psychologie"). Teilweise überschneiden sich die fünf Sektionen dieses Bandes mit dem schon in der *Logica* behandelten Stoff: 1. Seelenkräfte i.A.; niedrige sinnliche Erkenntnis; Einbildungskraft; Gedächtnis, Vorstellungsvermögen, Reflexion, Abstraktion, reine Vernunft usw.; 2. Ursprung der Ideen und Kritik einschlägiger Lehren; Entgegnung auf Lockes Empirismus; Zusammenhang zwischen Seele und Körper und Kritik einschlägiger Lehren; 3. Begehrungsvermögen und Affekte; 4. höhere Seelenvermögen und geistige Natur des Menschen; Wesen der Seele; Willensfreiheit und Unsterblichkeit; 5. der menschlicher Geist als Ebenbild Gottes.

Lechleitners Spätwerk trägt einen Doppeltitel: *Philosophia practica – Ius naturae* („Praktische Philosophie – Naturrecht"). Den Inhalt dieses Bandes könnte man mit heutigen Begriffen als Kombination einer Pflichtenlehre und einer Gesellschafts- und Staatstheorie bezeichnen (insofern ist auch der Doppeltitel als Unterstreichung beider Aspekte sinnvoll). Der Zusammenhang zwischen den beiden Aspekten ergibt sich dadurch, dass sich die Pflichten des Einzelnen ebenso wie jene der Gemeinschaft aus Gott als dem obersten Prinzip ableiten und in wechselseitiger Abhängigkeit stehen. In seinem Vorwort verweist Lechleitner auf die vom Hl. Augustinus (civ. 8,4) vorgenommene Unterteilung der Philosophie in einen theoretischen, der Erkenntnis der Wahrheit, und einen praktischen, dem richtigen Handeln, gewidmeten Teil. Diese Einteilung habe auch dem Plan zu seinem Gesamtwerk zugrunde gelegen, doch sein Alter verhindere nun, dass zur praktischen Philosophie mehr als ein Band erscheine. Eine Einleitung stellt in 21 knappen, durchnummerierten Sätzen den Zusammenhang zwischen Metaphysik und praktischer Philosophie bzw. Naturrecht dar und fungiert so als Scharnier zwischen Lechleitners *Philosophia theoretica* und

Philosophia practica. Da der Mensch theoretisch im Sein und Dasein ganz von Gott abhängt, ist er auch praktisch verpflichtet, allein nach Gottes Willen zu handeln. Von dieser göttlichen Daseinsbegründung des Menschen leitet sich das Naturrecht im Gegensatz zum positiven Recht ab. Der eigentliche Hauptteil folgt in sechs Abteilungen: 1. Ursprung des Naturrechts: Hauptmeinungen; erstes Prinzip und höchstes Gesetz; menschliche Macht der Gesetzgebung. Gott ist der metaphysische Ursprung des Naturgesetzes, und dieses ist das Fundament aller Zivilisation. Wie Karl Ludwig von Haller[8] gezeigt hat, entspringt die weltliche Manifestation des göttlichen Gesetzes der „väterlichen Gewalt" *(patria potestas)* und der Familie; 2. Das menschliche Gesetz, seine Einteilung und seine Auslegung; Gewissensurteile nach katholischen Moralsystemen (Probabilismus, Probabiliorismus etc.); 3. Pflichten des Menschen gegenüber Gott (Kult und Opfer); 4. Pflichten des Menschen gegenüber Mitmenschen (Menschlichkeit, besonders Nächstenliebe; Pietät; Gebrauch der Dinge gemäß ihrer Geschaffenheit durch Gott; Pflichten der Freundschaft und gegenüber Wohlverdienten); 5. Vertragspflichten: Begriff des Vertrags; aus Angst und Irrtum eingegangene Bündnisse; Herrschaft und Herrschaftserwerb; Schaden und Kompensation; 6. Ehebund und Familie: göttliches Institut der Ehe; Ehestand; Elternpflichten, Kinderpflichten und -rechte; Ursprung der Naturgesellschaft aus der Ehe.

Grundcharakter

Für den christlichen Philosophen ist Philosophie zwar vom Glauben *(fides),* der aus der Offenbarung lernt, verschieden (Bd. 1, § 15), aber letztlich doch selbstverständlich Wissenschaft von Gott. Theoretisch lehrt sie die Erkenntnis Gottes und damit der Wahrheit, praktisch Gott als höchstes Gut und als Quelle guter Handlungen. Alle anderen Bereiche der Philosophie sind in diesen Grundaspekten eingeschlossen (§ 17). Dabei wird angenommen, dass Gott als erste Wahrheit dem menschlichen Geist intuitiv zugänglich ist. Die Kategorien des menschlichen Denkens wie Form, Zahl und Allgemeinbegriffe sind nicht subjektive Beschränkungen im Zugang zum Sein, sondern von Gott gegebene Möglichkeiten, objektiv an der Ideenhaftigkeit des Seins und damit an Gott selbst als höchster Idee teilzuhaben. Lechleitner fasst diese Grundgedanken in ein von seinen Interessen geprägtes Kompendium traditioneller christlicher Philosophie mit platonischem Einschlag. Seine Leistung ist dabei nicht in einem originellen System oder einer neuen Entdeckung zu sehen. Aus Lechleitners Perspektive galt es vielmehr, die unveränderlichen alten Wahrheiten in einer neuen Vermittlung wieder zur Sprache zu bringen. Einmal abgesehen von dem

8 Karl Ludwig von Haller wird mit seinem Hauptwerk *Restauration der Staats-Wissenschaft* (6 Bde., Winterthur 1816–1834), mehrfach von Lechleitner zitiert (vgl. z.B. §§ 2, 15, 27, 29, 195) und hat großen Einfluss auf seine Vorstellungen vom Naturrecht ausgeübt. Vielleicht ist es Haller zu verdanken, dass Lechleitner seine Abhandlung mit dem Naturrecht beginnt und es sogar in den Titel aufnimmt.



Abb. 168: Karl Franz von Lodron (Öl auf Leinwand, 18. Jh.).

zeitbedingten kulturkämpferischen Anliegen, das hinter dieser Intention steht und das weiter unten besprochen wird, besteht sein eigener Beitrag deshalb v.a. in der didaktischen Darstellung.

Zielpublikum, Didaktik und Stil

Lechleitners Werke tragen den Stempel seiner jahrzehntelangen Tätigkeit als Lehrer und Erzieher. Schon aus seinen Widmungen und Vorreden geht hervor, dass seine Schriften in erster Linie für die studierende Jugend gedacht sind. Die Widmung zum ersten Band der *Philosophia theoretica* von 1820 lautet schlicht: *litterariae iuventuti*, *spei patriae* („der literarischen Jugend, der Hoffnung des Vaterlands"). Der zweite Band trägt keine Widmung; der dritte und vierte sind dem Brixner Bischof Karl II. Franz von Lodron (reg. 1791–1828; vgl. Abb. 168) bzw. dem Trientner Bischof Franz Xaver Luschin (reg. 1823–1834) gewidmet. Dabei hebt Lechleitner an beiden Bischöfen besonders ihre Förderung der literarischen Jugend hervor. Dementsprechend sind seine philosophischen Abhandlungen in didaktischer Absicht geschrieben. Sie schreiten in kurzen, systematisch aufeinander aufbauenden Paragraphen voran. Der Band zur Logik umfasst z.B. 407 solcher Paragraphen. Es finden sich zwar des Öfteren Referenzen auf Autoritäten aus der antiken und mittelalterlichen – ganz selten auch der neuzeitlichen – Philosophie, doch verzichtet Lechleitner auf einen gelehrten Apparat. Gelegentlich finden sich weiterführende Anmerkungen in Kleindruck nach dem Haupttext von Paragraphen. Fußnoten werden höchst sparsam verwendet. Das Lat. ist schlicht, unprätentiös und gut verständlich; der Ton meist lebendig dozierend, oft das fiktive Du des Lesers ansprechend, teilweise Einwände vorwegnehmend und Antworten in den Mund legend. Lechleitner scheint – vielleicht auch durch die recht häufigen Zitate aus platonischen Dialogen – zunehmend Gefallen an der Fiktion eines Gesprächs zwischen Lehrer und Schüler gefunden zu haben. In den ersten beiden Bänden seiner *Philosophia theoretica* bleibt die Gesprächssituation weitgehend abstrakt, ganz selten entwickelt sich daraus eine Dialogform (z.B. Bd. 1, § 194), in der erst noch die Dialogzeilen nicht abgesetzt sind. In den zwei späteren Bänden kommt dann streckenweise das Dialogische stärker zum Tragen (z.B. Bd. 3, §§ 29, 48–49, 54, 69–79,

82). Im dritten Band scheint zudem das erhabene Thema der Gotteserkenntnis den sonst nüchterneren Stil zu beflügeln. Dazu ein Beispiel, in dem die Begeisterung des Schülers über seine neu gewonnenen Einsichten über Gott als Urheber der Dinge inszeniert wird. Der Lehrer unterlegt den in Kap. 2 ausgebreiteten Stoff von der klaren und sicheren Erkenntnis Gottes als Ursprung und Ziel aller Dinge mit zwei Zitaten aus Jesaias. Der Schüler ist daraufhin so überwältigt, dass er sich eine kleine Verschnaufpause ausbedingt, worauf der Lehrer wieder eine Weile allein doziert. Am Ende des Kapitels steht der Schüler schließlich zitternd am Gipfel seiner Bewunderung (§§ 53, 82).

> *Haec summi momenti veritas supra memetipsum me rapuisse videtur: sed rogo, permitte modo, ut paululum respirem, quo vegetior dein dicta de novo recolam atque recolligam. – Respires utique per me licet et ego illud impetrare a te velim, ut hanc dissertationem inter nos habitam ita denuo recolligas, quo eam penitus digeras, et ut solent dicere, in succum et sanguinem vertas.*
> […]
> *Heu! In quam excelsum altissimi montis cacumen me duxisti trementem! Nam summa me corripit admiratio et nescio quo pavore concutit. – Bene tecum agitur, amice! Nam tanta est summi boni maiestas, ut eam, siquidem per rimulam videre nobis detur, non nisi stupentes atque tremebundi contueri valeamus.*
>
> Diese äußerst schwerwiegende Wahrheit scheint mich über mich selbst emporgerissen zu haben. Doch bitte, erlaube mir, dass ich ein wenig durchatme, damit ich das Gesagte dann umso frischer wieder neu überlegen und durchgehen kann. – Von mir aus atme nur durch! Ich möchte ja von dir erlangen, dass du unsere Unterredung derart aufs Neue durchgehst, dass du sie gründlich verdaust und dass sie dir, wie man zu sagen pflegt, in Fleisch und Blut übergeht.
> […]
> Ah, wie ich zittere! Auf welch erhabenen Gipfel des höchsten Berges hast du mich geführt! Höchste Bewunderung ergreift mich, und ein bisher nicht gekanntes Schaudern schüttelt mich. – Dir ist wohl, mein Freund! Denn so groß ist die Majestät des höchsten Gutes, dass wir sie, auch wenn wir sie nur durch einen kleinen Spalt sehen, nur staunend und zitternd schauen können.

pädagogische Theorie und Praxis

Diese Passagen setzen u.a. auch eine pädagogische Theorie, die Lechleitner in der Vorrede zum zweiten Band von 1824 gibt, in die literarische Praxis um:[9] Dort rühmt er sich, den schwierigen Stoff der Metaphysik erfolgreich durch die sokrati-

9 Lechleitners Vorreden sind nicht paginiert. Sie umfassen aber nur wenige Seiten und entsprechend leicht können die hier diskutierten Stellen gefunden werden.

sche Methode unterrichtet, also die Schüler durch gezielte Fragen statt durch Frontalunterricht zur Erkenntnis geführt zu haben. Dieser Erkenntnisprozess sei nicht zuletzt auch deshalb wertvoll, weil er die Schüler ganz besonders motiviere und zur Bewunderung der Wahrheit ansporne.

‚Schulstunden'

In der Seelenlehre von 1829 werden dann in den dialogischen Passagen erstmals auch die Rollen von Lehrer und Schüler formal bezeichnet, und zwar durch die Initialen M und D, die zweifellos für *magister* („Lehrer") und *discipulus* („Schüler") stehen.[10] Die Unterrichtssituation ist nun bisweilen so konkret, dass man von einer regelrechten ‚Schulstunde' sprechen kann, so z.B. in § 21, wo der Aufbau der Welt aus Zahlen und Zahlenverhältnissen diskutiert wird und der Lehrer dem Schüler u.a. die Lektüre von Augustinus aufträgt (vgl. weitere ‚Schulstunden' in §§ 75–97).

eine *querelle des anciens et des modernes*

Lechleitners didaktisches Anliegen war allerdings kein bildungsimmanenter Selbstzweck. Seine Werke waren zwar v.a. für die studierende Jugend gedacht, aber nicht als Schulbuch, sondern als intellektuelles Rüstzeug gegen Zeittendenzen, die er als dekadent und gerade für die Jugend verderblich ansah. Der unmittelbare Stein des Anstoßes war die neue deutsche Philosophie seit Kant. Wir müssen uns gegenwärtig halten, dass die Veröffentlichung von Kants *Kritiken* in Lechleitners Studienzeit fiel und dass er ein Zeitgenosse der auf Kant folgenden Generation der deutschen Idealisten war: Johann Gottlieb Fichte lebte von 1762 bis 1814, Georg Wilhelm Friedrich Hegel von 1770 bis 1831, Friedrich Wilhelm Schelling von 1775 bis 1854. Die allen diesen Philosophen gemeinsame Problematisierung des Subjekts und seiner Erkenntnisfähigkeit war für den von einem gottgegebenen objektiven Sein und Bewusstsein überzeugten Lechleitner ein Skandal, der dem Relativismus aller Werte Tür und Tor öffnete. Im Übrigen stammten die ‚modernen' deutschen Philosophen alle aus protestantischem Milieu, und obwohl konfessionelle Aspekte in Lechleitners Werk keine besondere Rolle spielen, ist der Zusammenstoß zwischen ‚neuer' und ‚alter' Philosophie unterschwellig auch einer zwischen Protestantismus und Katholizismus. Dass dieser Gesichtspunkt zumindest in der Diskussion über Lechleitner zum Tragen kommt, wird in den unten noch zu besprechenden Äußerungen von Joseph Görres deutlich.

gegen Kant

Ein expliziter Angriff auf Kant findet sich am Beginn der *Philosophia practica* (§ 2): Während sich Protestanten und Katholiken vor Kant einig gewesen seien, dass die Moralprinzipien letztlich in Gott begründet seien, setze Kant in unerhörter Weise den Menschen als „Selbst-Zweck" (wie Lechleitner selbst die von ihm gebrauchte Wendung *sui ipsius finis* übersetzt). Damit sei der Weg für die ver-

10 Hier lehnt sich Lechleitner vielleicht an Ciceros *Tuskulanen* an, deren Dialogsprecher in der Überlieferung durch die Initialen M (für *magister* oder „Marcus" nach Ciceros Vornamen) und A (für *adulescens*, „Jüngling", oder *auditor*, „Hörer") gekennzeichnet wurden.

schiedenen Apotheosen des Menschen im gegenwärtigen Zeitalter geebnet worden. Lechleitners Kritik bezieht sich auf Kants Rede vom Menschen als „Zweck an sich selbst“, im Gegensatz freilich nicht zu Gott, sondern zu seiner Instrumentalisierung „als Mittel zum beliebigen Gebrauche für diesen oder jenen Willen“ (vgl. *Grundlegung der Metaphysik der Sitten*, zweiter Abschnitt). Diese Definition ermöglichte Kant eine klare Unterscheidung zwischen Personen und Sachen und gilt heute meist als ein Meilenstein in der philosophisch-juristischen Bestimmung von Menschenwürde und Menschenrecht. Lechleitner war aber nicht der einzige konservativ-christliche Denker, dem die Vorstellung einer Selbstzweckhaftigkeit des Menschen atheistisch erschien.[11]

gegen die modernen „Sophisten“

Weitere programmatische Frontstellungen gegen die neue deutsche Philosophie finden sich in den Vorreden zu den Bänden der *Philosophia theoretica*. Dort werden Kant und die Proponenten des deutschen Idealismus zwar nicht namentlich erwähnt, aber deutlich genug als „Sophisten“ *(sophistae)* angesprochen, die mit ihren Lehren klare Begriffe verwirren. Besonders scharf äußert sich Lechleitner in der Vorrede zum dritten Band der *Philosophia theoretica* von 1825, in dem er die „Sophisten“ beschuldigt, die Kriegsverwüstungen der Epoche – gemeint sind höchstwahrscheinlich die napoleonischen Kriege – mitverursacht und mit ihren neuen Lehren die Jugend verdorben zu haben. Denn diese Lehren besagten,

> *nullam veritatem esse nisi subiectivam, i.e. fictitiam, nullam dari iustitiam nisi ab hominum arbitrio dependentem atque oriundam, nullam denique religionem, quam non ipsi plebis infacetae ergo finxissent.*
>
> dass es keine Wahrheit außer einer subjektiven, d.h. erfundenen, gibt, keine Gerechtigkeit außer einer von menschlicher Willkür abhängenden und herkommenden, schließlich auch keine Religion, die nicht die Menschen selbst um des abgeschmackten Pöbels willen erdichtet hätten.

Gelegentliche Seitenhiebe auf die „Sophisten“ finden sich auch im laufenden Text (vgl. z.B. *Philosophia theoretica*, Bd. 3, § 54, eine Stelle, die an den oben zitierten § 53 anschließt und in der Lechleitner seinem Schüler verspricht, er werde durch das gründliche Studium der „alten“ Philosophie besser gegen die „neue“ gewappnet sein). Auf eine Auseinandersetzung auf der sachlichen Ebene lässt sich Lechleitner allerdings nicht ein. Er beschränkt sich darauf, die Systeme der „Sophisten“ als absurd und widersprüchlich zu bezeichnen, und macht gar nicht den Versuch, ihnen

11 Wenzel 1995, 560–564; vgl. mit Lechleitners Kritik dort (561) das Zitat des katholischen Theologen und Philosophen Franz Xaver von Baader (1765–1841), der geltend macht, dass „nur Gott“ ein Selbstzweck sei, und fortfährt: Die „Vorstellung des Menschen als Selbstzweck ist atheistisch“.

argumentativ zu begegnen. Das wäre in Lechleitners Augen wohl schon zu viel Anerkennung gewesen. Stattdessen will er den Übeln der „neuen" Philosophie durch seine klare Darstellung der „alten" begegnen. Dabei vergleicht er sich ausdrücklich mit den Kirchenvätern, die ebenfalls mit den Waffen der Philosophie gegen die damaligen Sophisten zu Felde zogen.

Latein

In diesem Zusammenhang ist auch die gegen Ende unserer Epoche keineswegs mehr selbstverständliche Wahl der lat. Sprache einsichtig. Was Lechleitner explizit dazu sagt, beschränkt sich auf folgenden trockenen Satz in der Vorrede zur *Logica* von 1820: *Stylo autem Latino usus sum, ut facilius intelligerer.* („Ich habe auf Lat. geschrieben, damit ich leichter verstanden werde.") Wenn das auf einer allgemeinen Ebene so wäre, müsste man sich wundern, wieso die offensichtlich erfolgreich die Jugend verderbenden „neuen" Philosophen ebenso wie Lechleitners geistesverwandter Vorgänger in Tirol, Philibert Gruber von Zurglburg (s.u.), auf Deutsch geschrieben haben. Auch die von Görres angeregte Teilübersetzung (s.u.) und sein einleitendes Urteil, dass die lat. Sprache die Rezeption von Lechleitners Werk behindere (XXIV, XLI), wären unverständlich. Diese Umstände werden auch Lechleitner nicht entgangen sein. Sein Anspruch auf „leichtere Verständlichkeit" ist deshalb wohl in einem spezielleren Sinn zu deuten. Einen wichtigen Hinweis darauf gibt ein weiterer Angriff auf die „Sophisten" in der Vorrede zum dritten Band der *Philosophia theoretica*:

> *Hinc sophistarum turba novam linguam, novam non tantum omni retro antiquitati, sed toti generi humano peregrinam sophiam profiteri, in singulos vix non annos nova systemata procudere, novos certe scientificis terminis significatus annuatim subrogare, donec ea linguae teutonicae induceretur confusio, quae a Babelica parum distaret.*

> Und so trägt der Haufen der Sophisten eine neue Sprache und eine neue Weisheit zur Schau, die nicht nur der gesamten alten Zeit, sondern dem ganzen menschlichen Geschlecht fremd ist: Beinahe jedes Jahr schmieden sie ein neues System, und bestimmt jährlich unterlegen sie den wissenschaftlichen Begriffen neue Bedeutungen, bis sie eine solche Verwirrung in die deutsche Sprache gebracht haben, dass sie sich wenig von jener zu Babel unterscheidet.

Vor diesem Hintergrund lässt sich vermuten, dass Lechleitner die ‚alte' lat. Sprache wählte, weil er der ‚neudeutschen' Konfusion der modernen Philosophie entgehen wollte. Gleichzeitig enthebt diese Entscheidung den Autor auch bis zu einem gewissen Grad der Pflicht, eine direkte argumentative Konfrontation mit seinen Gegnern zu suchen: Er spricht ja weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinn dieselbe Sprache. Übrigens war Lechleitner mit seiner Kritik an der babylonischen

Begriffsverwirrung der neuen deutschen Philosophie bei weitem nicht allein. Zum einen hören wir, wenig überraschend, Ähnliches von Männern, die seine grundsätzliche Weltanschauung teilen. So spricht etwa Görres in seiner Einleitung zur Übersetzung wiederholt von der „heutigen Begriffsverwirrung", und der Tiroler Historiker Ludwig Rapp erklärte 1867 die Geisteszerrüttung des späten Giovanni Battista Albertini – des ungeliebten ehemaligen Lehrers Lechleitners – ernstlich durch sein „Studium der damaligen transcendentalen deutschen Philosophie": Denn diese „verwirrte dergestalt seinen an klare, deutliche Begriffe, an richtige Urtheile und bindende Schlüsse gewöhnten Verstand, daß er in Wahnsinn verfiel und seinen Amtspflichten [als Direktor des Lyzeums in Trient] enthoben werden mußte" (Rapp 1867, 94). Ähnliche Vorwürfe an die neue deutsche Philosophie kamen aber auch von ideologisch durchaus nicht Gleichgesinnten, so z.B. von Johann Gottfried Herder, Friedrich Nicolai und Christoph Martin Wieland (Gimpl 1992, 324–325). Der Aufklärer Nicolai fürchtete gar wie Lechleitner, dass durch die neue Philosophie „die Jugend verderbt würde", freilich nicht, weil sie dadurch von Gott abfalle, sondern weil sie „den Sinn für nützliche Wissenschaften allzu früh verliert" (zitiert nach: Gimpl 1992, 325).

Wirkung

Lechleitners Werk hat zwar keine breite Wirkung entfaltet, fand aber in Joseph Görres einen prominenten Fürsprecher. Es war Görres' langjähriger Freund und Briefpartner, der Südtiroler Adelige Joseph von Giovanelli (1784–1845), der den Kontakt herstellte. Auf seine Anregung schickte Lechleitner 1832 ein Exemplar der *Philosophia theoretica* an Görres.[12] Der Dankesbrief von Görres an Lechleitner ist in der Ausgabe von Görres' gesammelten Briefen nicht enthalten, wohl aber sein Schreiben an Giovanelli, in dem er die Lektüre des Werks anspricht. Neben seinem grundsätzlichen Gefallen drückt Görres darin auch seinen Unwillen über die (protestantischen) „Nordischen" aus, die das Werk nicht zur Kenntnis genommen haben (Görres 1858–1874, Bd. 3, 408): „Ich habe die vier Bände mit vieler Freude vom Anfang bis zum Ende durchgelesen, und habe Manches aus ihnen zugelernt, während der Hochmuth der Nordischen keine Notiz davon genommen." Damit zeigt sich bereits hier das – auch – religionspolitische Anliegen, das Görres mit seiner Verwendung für Lechleitner verfolgte. Da Görres aber der Ansicht war, dass die *Philosophia theoretica* in deutscher Sprache bessere Werbung für die katholische Sache machen könnte, regte er Lechleitners Stamser Ordensbruder Caspar Sonnerer (1806–1862; vgl. Album Stamsense 86) zu einer Übersetzung des als Höhepunkt konzipierten dritten Bandes über die Gotteserkenntnis an. Nachdem offenbar Görres selbst diese Übersetzung noch leicht überarbeitet hatte (vgl. XLI), erschien sie

12 Zu Giovanelli und Görres vgl. Grass/Hochenegg 1976 (mit weiterer Literatur), zu ihrer Korrespondenz über Lechleitner s. dort 229–231.

unter dem Titel *Von dem Urgrunde und letzten Zwecke aller Dinge* 1839 in Regensburg. Görres steuerte eine gut vierzigseitige Einleitung bei, in der er eine Reihe von Aspekten behandelt: Unter anderem ordnet er Lechleitner in eine Tiroler Tradition des Philosophierens ein – dazu gleich mehr; er versteht die *Philosophia theoretica* als einen bewussten Rückgriff angesichts der gegenwärtigen Verwirrung der Begriffe und Ideen, kritisiert aber auch ihre fehlende Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen deutschen Philosophie; er gesteht dem Werk schließlich einen eigenen Maßstab zu und verteidigt es wegen seiner gedanklichen Reife und seiner geschickten didaktischen Vermittlung; eben deshalb sei es eigentlich ein philosophisches „Volksbuch" (XXIV) für das katholische Deutschland, von dessen Verbreitung in Übersetzung eine verstärkte Zuwendung zur christlichen Philosophie und eine Hebung der Frömmigkeit zu erwarten sei (XLI–XLII). Die erhoffte Breitenwirkung als philosophisches „Volksbuch" stellte sich zwar auch durch diese Übersetzung nicht ein, doch immerhin fand sie in weiteren katholischen Kreisen Aufmerksamkeit und in Tirol sogar ein Echo in der Tagespresse: Der amtliche *Bothe von und für Tirol und Vorarlberg* vom 11. November 1839 nahm die Publikation der Übersetzung zum Anlass für eine Würdigung von Görres und seiner Verdienste, wozu auch und gerade die Bekanntmachung von Lechleitners Werk gehöre, „indem er einen bescheidenen frommen Denker aus der Zurückgezogenheit unserer Thale freundlich zu sich auf den Standpunkt seiner Celebrität empor zog, und dem großen Publikum mit der wärmsten, nachdrücklichsten Empfehlung vorstellte" (360; Fortsetzungen 364, 368, 372, 376 und 380).

„Tiroler Schule"

Görres hat zwar den unmittelbaren Zweck, den er mit seiner Einleitung verfolgte, nicht erreicht, aber nebenbei eine bleibende philosophiehistorische Ordnungsleistung vollbracht: Durch die Zusammenstellung Lechleitners mit seinen Tiroler ‚Vorläufern', den Franziskanern Herkulan Oberrauch (1728–1808) und Philibert Gruber (1761–1799), hat er nämlich – was bis heute nicht gewürdigt ist – das Konzept einer „Tiroler Schule" platonisch-christlicher Philosophie begründet. Tatsächlich teilt Lechleitner mit den genannten Denkern wesentliche Grundannahmen, in der *Philosophia theoretica* v.a. jene Grubers, in der *Philosophia practica* v.a. jene Oberrauchs. Grubers achtbändiges Hauptwerk, *Philosophie der ältesten für denkende Philosophen der neuesten Zeiten* (Nürnberg 1792–1798), entwickelt einen christlichen Ontologismus und lässt schon im Titel die auch für Lechleitner programmatische Affirmation der guten „alten" Philosophie erkennen.[13] Oberrauch argumentiert in seiner Moraltheologie wie Lechleitner in der *Philosophia practica* für eine vollständige Bezogenheit des Menschen auf Gott. Lechleitner verweist in seinem Werk zwar nicht auf Oberrauch und Gruber, doch war er mit einiger Wahrscheinlichkeit mit

13 Vgl. Näheres zu Gruber bei Waibel 1833; Wurzbach 5, 385; Werner 1866, 334–340; ADB 10, 5.

beiden persönlich bekannt. Oberrauch wirkte während Lechleitners Studienzeit in Innsbruck, der in Bozen tätige Gruber kann als Freund und Schützling Oberrauchs, später als philosophischer Schriftsteller nicht unbekannt geblieben sein. Ein persönlicher gedanklicher Austausch ist also ebenso anzunehmen wie ein Einfluss durch die Lektüre der Werke der jeweiligen Vorgänger. Die philosophiehistorische Zusammenstellung der drei Männer ist also durchaus sinnvoll. Das wird nicht zuletzt dadurch bestätigt, dass wir schon neun Jahre vor Görres eine erste, weiter nach hinten orientierte Konstruktion einer „Tiroler Schule" finden, die allerdings ohne Wirkung blieb. Wie bereits im Kapitel zur Philosophie der vorigen Epoche diskutiert (vgl. hier S. 853–854), hat sich 1830 kein geringerer als Alessandro Manzoni brieflich bei Antonio Rosmini über „quel platonismo che è sparso in Tirolo" erkundigt. Rosmini verwies ihn in seinem Antwortbrief auf Oberrauch und Gruber und führte den Ursprung des Tiroler Platonismus versuchsweise auf den in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. wirkenden Kapuziner Iuvenalis Annaniensis zurück – eine schwer haltbare These, da ein direkter Einfluss hier nicht wahrscheinlich gemacht werden kann. Rosminis Auskunft blieb aufgrund ihrer privaten Natur in einem Briefwechsel ohne Konsequenzen für die zeitgenössische Öffentlichkeit,[14] zeigt aber, dass die damals schon vor einer Generation verstorbenen Franziskaner Oberrauch und Gruber zumindest regionale Berühmtheiten waren. Ein nach wie vor lebendiges Interesse an ihnen beweisen auch die mit Auszügen aus ihren Werken vermischten Biographien, die der bayerische Franziskaner Alois Adalbert Waibel (1787–1852) etwa zur selben Zeit veröffentlichte.[15] Lechleitners Werk ist selbst teilweise als Produkt dieses zeitgenössischen Interesses an Oberrauch und Gruber deutbar, und so hat es Görres auch verstanden, als er 1839 die zweite, folgenreichere Konstruktion einer „Tiroler Schule" vornahm. Iuvenalis war Görres schwerlich bekannt, und da er Lechleitner in der Hand hielt, leuchtet es ein, dass er nicht jenen, sondern diesen mit Oberrauch und Gruber verband. So blieb es dann auch in der weiteren Literatur. Die Prägung des Begriffes „Tiroler Schule" wird in der Regel Karl Werner, dem Verfasser der *Geschichte der Katholischen Theologie* zugeschrieben, der Oberrauch, Gruber und Lechleitner unter der Überschrift „Die christlich-theologische Metaphysik der Tiroler Schule" zusammenfasst (Werner 1866, 334–341;

14 Vielleicht ist davon aber die Vorgeschichte des Ontologismus beeinflusst, die Rudolf Malter und Friedrich Pfurtscheller in HWPh 6, 1203 schreiben. In dieser Vorgeschichte nennen sie nämlich den „Kapuziner-Ontologismus" des 17. Jhs. (wofür Iuvenalis ein, vielleicht sogar *der* Hauptvertreter ist) und die „Tiroler Schule" des 18. Jhs.

15 Vgl. Waibel 1829 und 1833. Zu dem auch unter den Pseudonymen „Theophilus Nelk" und „A.M. Veilch" publizierenden Waibel vgl. ADB 40, 596–597. Waibel war u.a. über zehn Jahre lang Lektor der Philosophie im Franziskanerkloster Schwaz. Schon 1820 veröffentlichte er eine gekürzte Bearbeitung von Grubers *Philosophie der ältesten Zeiten.*

vgl. 263–264). Doch verweist Werner am Ende auf Görres' „Charakteristik der Tiroler Schule" (341), und schon vor Werner hat der Philosophiehistoriker Victor Philipp Gumposch in seinem Werk *Die philosophische Literatur der Deutschen von 1400 bis auf unsere Tage* unter Verweis auf Görres von der „Tyroler Schule" gesprochen (Gumposch 1851, 515–516). Görres hat zwar den Ausdruck „Tiroler Schule" nicht verwendet, die Vorstellung dieses Begriffs aber geprägt, indem er Oberrauch, Gruber und Lechleitner nicht nur *de facto* zu einer Denkschule verband, sondern ihr Denken auch auf die Natur des Tiroler Landes und Wesens zurückführte – dass das problematisch ist, braucht hier nicht weiter diskutiert zu werden. Angesichts der beachtlichen Wirkung, welche die „Tiroler Schule" im 19. Jh. und teilweise darüber hinaus entfaltete, ist es zu bedauern, dass es keine vergleichende Studie zu ihren Vertretern gibt. Zu den Aufgaben einer solchen Studie würden z.B. die Feststellung und Konkretisierung von gegenseitigen Abhängigkeiten im Detail und die Einbettung der jeweiligen Philosophie in den aufklärerischen bzw. restaurativen Diskurs der Zeit gehören.

Lav Šubarić

Medizin

medizinische Fakultät

Die Entwicklung der lat. medizinischen Literatur dieser Epoche ist eng mit dem Schicksal der medizinischen Fakultät der Innsbrucker Universität verknüpft, da die meisten Werke im universitären Kontext entstanden. Die ersten zehn Jahre nach der Aufhebung des Jesuitenordens, in denen die Universitätsreformen der Jahrzehnte zuvor erst zu voller Geltung kamen, waren für die Literaturproduktion an den österreichischen Universitäten sehr günstig, da die Behörden von den Professoren mit Nachdruck Publikationstätigkeit verlangten und schreibfaulen Lehrstuhlinhabern mitunter Gehaltserhöhungen verweigerten (vgl. Probst 1869, 215).

Menghin

Die zentrale Figur der Innsbrucker medizinischen Fakultät gegen Ende des 18. Jhs. war Johann Michael Menghin (1738–1789; vgl. Wurzbach 17, 343–345; Rogenhofer 1975, 140–147). Der gebürtige Nonstaler besuchte das Trientner Jesuitengymnasium und studierte danach Philosophie und Medizin in Innsbruck und Wien, wo er ein begeisterter Schüler des berühmten Anton von Störck (1731–1803) wurde, der Gerard van Swieten (1700–1772) im Amt des Protomedicus nachfolgte. 1764 wurde Menghin zum Professor der Institutionen und der *materia medica* an der Innsbrucker Universität ernannt, im Jahr danach auch zum Leiter des Innsbrucker Bürgerspitals. Bald spielte er eine führende Rolle an der Universität und setzte sich mit Nachdruck für Reformen im Sinne van Swietens ein. Von 1769 bis 1774 war er Direktor der philosophischen, von 1774 bis zur Aufhebung der Universität Direktor der medizinischen Fakultät. Bei der Obrigkeit fand seine Tätigkeit große Zustimmung: 1769 wurde er wegen seiner Verdienste geadelt, 1775 als Sanitätsrat zum Mitglied des Guberniums ernannt und 1777 schließlich in den Ritterstand erhoben. In der Gelehrtenwelt fand er ebenfalls breite Anerkennung und wurde in die Accademia degli Agiati, in die Kaiserliche Akademie der Naturforscher und in die Bayerische Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Auch nach der Aufhebung der Universität behielt man Menghin als Leiter des chirurgischen Studiums am Lyzeum, wo er bis zu seinem Tod weiter unterrichtete.

Œuvre; *Exercitationes*

Menghin hat ein umfangreiches Corpus hinterlassen. Neben gedruckten Werken hat sich auch eine Reihe von Hs. mit seinen Vorlesungen erhalten, z.B. über Chemie, Kinderkrankheiten oder Physiologie (vgl. Renner 1993, 262, der viele zurzeit unauffindbare Schriften Menghins nennt). Am wenigsten technisch und daher am leichtesten zu verstehen ist die *Exercitatio physiologica* („Physiologische Übung"; Innsbruck 1776), eine Einführung in die Medizin und Physiologie, die

er vom Roveretaner Bartolomeo Battisti, einem Medizinstudenten im ersten Jahr, verteidigen ließ. Im ersten Teil (1–49) wird zunächst der Ursprung der Medizin behandelt, dann ihre Geschichte und schließlich die Ursachen des medizinischen Fortschritts, im zweiten (49–71) wird die Einteilung der Medizin in verschiedene Teildisziplinen dargestellt; außerdem werden die Prinzipien der Heilkunst erklärt. Dabei erhebt Menghin die Forderung, dass ein Arzt auch Philosoph sein müsse, der sich allerdings nicht in metaphysischen Feinheiten verlieren dürfe, da diese die Medizin mehr trübten als erhellten. Stattdessen solle sich ein Arzt in Anatomie, Physik, Hydraulik, Hydrostatik, Optik, Chemie u.Ä. auskennen. Im dritten und letzten Teil (71–97) erörtert Menghin die Grundsätze der Physiologie und legt somit die Grundlage für die weiteren *Exercitationes*, die in den nächsten Jahren folgen sollten: *Exercitatio physiologica altera de praeparatione alimentorum* („Zweite physiologische Übung über die Zubereitung der Speisen"; Innsbruck 1777), *Exercitatio physiologica de manducatione et deglutitione* („Physiologische Übung über das Kauen und Schlucken"; Innsbruck 1779) und *Exercitatio physiologica quarta de prima ingestorum mutatione* („Vierte physiologische Übung über die erste Umwandlung der eingenommenen Nahrung"; Innsbruck 1781). In seinen Ansichten orientierte sich Menghin stark an Herman Boerhaave, Albrecht von Haller, Gerard van Swieten und Anton von Störck und konnte deren Thesen zu einer anschaulichen und systematischen Darstellung verarbeiten.

Dissertationen; Thesen

Nicht nur Professoren, sondern auch Studenten schrieben und veröffentlichten lat. Dissertationen. Die Dissertationsdrucke werden in dieser Epoche viel nüchterner, als sie es etwa noch um die Mitte des 18. Jhs. waren: Lange vorgelagerte Widmungsepisteln werden immer seltener, oft sind sie durch ein einziges Widmungsblatt ersetzt; Gratulationsgedichte verschwinden gänzlich. Ein fester Bestandteil bleibt hingegen, auch noch in späterer Zeit, ein Verzeichnis der Thesen, üblicherweise 20 bis 30 an der Zahl, die der Kandidat verteidigen sollte. Darin finden sich immer wieder auch Thesen, welche allgemeine Erziehungs-, Rechts- und Sanitätsfragen betreffen. Joseph Schotter behandelt in der 25. These seines *Specimen inaugurale de motu chyli* („Antrittsdissertation über den Kreislauf der Lymphflüssigkeit"; Innsbruck 1782) die nur scheinbar angeschlagene Gesundheit von Gebärenden, die sich dadurch vom Stillen ihrer Kinder nicht abhalten lassen dürften, v.a. da das Stillen positive Auswirkungen auf ihren Zustand haben könne. Frauenkrankheiten sind auch ein Thema in Franz Widmayrsfelds (s.u.) *Dissertatio inauguralis medica de temperamentis* („Medizinische Inauguraldissertation über die Temperamente"; Innsbruck 1777); die vierte These lautet hier beispielsweise, dass gesundheitliche Probleme der Frau infolge der Geburt kein Grund für eine Eheauflösung seien. Als letztes Beispiel sei der Vorschlag von Josef Renn (s.u.) in seiner *Dissertatio inauguralis medica de urina* („Medizinische Inauguraldissertation

über den Harn"; TLMF, FB 2469) genannt, Impfungen gesetzlich vorzuschreiben (zehnte These). Aus der großen Zahl von Dissertationen, die im Stil der eben angesprochenen verfasst wurden, sollen im Folgenden stellvertretend einige wenige etwas genauer vorgestellt werden.

Tonelli

Carlo Tonelli aus Levico (Marizzo 1889, 149, 163), ein späterer Anhänger Alessandro Cagliostros (vgl. hier S. 986–988), veröffentlichte 1780 in Innsbruck seine polemische *Dissertatio inauguralis medica de necessitate deligandi funiculum umbilicalem in neo-natis* („Medizinische Inauguraldissertation über die Notwendigkeit, die Nabelschnur bei Neugeborenen abzubinden"). Darin wendet er sich gegen die Ansicht, dass eine Abbindung der Nabelschnur nicht absolut notwendig sei, die in einer Haller Dissertation aus dem Jahr 1733 Johann Heinrich Schulze (1687–1744) und sein Defendent Johann Karl Dehmel vertraten (3). Nachdem Tonelli die anatomischen Grundlagen für die weitere Behandlung der Frage besprochen hat (4–6), widerlegt er die einzelnen Argumente Schulzes unter Zuhilfenahme zahlreicher Zitate aus der medizinischen Literatur seiner Zeit (6–37) und endet mit der Schlussfolgerung, auch wenn manchmal aus einer offenen Nabelschnur kein Blut austrete, sollte eine Abbindung nicht nur vorsichtshalber durchgeführt werden, sondern sei notwendig (37–38).

Widmayrsfeld

Der spätere landschaftliche Physicus in St. Veit, Franz Widmayrsfeld (Rudel 1925, 327; Oberkofler 1980, Nr. 1416), verfasste seine *Dissertatio inauguralis* (s.o.) zur Darlegung der Grundlagen der Lehre von den vier Temperamenten, welche sich noch als Überbleibsel aus der mittlerweile längst veralteten Humoralpathologie halten konnte. Den Temperamenten und der Idiosynkrasie, d.h. der jedem einzelnen Menschen eigenen Mischung derselben, schrieb man immer noch größten Einfluss auf die Gesundheit zu. Auffallend ist, dass Widmayrsfeld im Unterschied zu Tonelli und den meisten anderen Dissertanten keine medizinischen Autoritäten als Zeugen anruft, dafür aber reichlich Horaz, Vergil und Lukrez zitiert.

De usu medico

Eine Mittelstellung zwischen einer eigenen Dissertation eines Studenten und der Schrift eines Professors, die von einem Studenten bloß auf eigene Kosten gedruckt und im Rahmen eines feierlichen Aktes verteidigt wird, nimmt die *Dissertatio inauguralis medica de usu medico glandis quercinae* („Medizinische Inauguraldissertation über den medizinischen Gebrauch von Eicheln"; Innsbruck 1781) ein. Der Defendent, Johannes Florian Ritter aus Altstätten im St. Galler Rheintal, hatte, wie er im Vorwort erklärt, von seinem Lehrer Alois Paul Trabucco (1744–1782; Wurzbach 46, 256–257) ein Thema für eine Dissertation erbeten. Trabucco, der zwischen 1780 und 1782 in Innsbruck Anatomie lehrte und u.a. der Meister der Innsbrucker Freimaurerloge „Zu den drei Bergen" war, gab Ritter einen vor einigen Jahren an einen Freund geschickten Brief, in dem die ungeahnten Vorzüge von Eicheln bei der Bekämpfung verschiedener Verdauungskrankheiten geschildert werden. Diesen

Brief, der seinerseits zum Großteil aus einem *in extenso* zitierten Brief des Marburger Professors und Rosenkreuzers Friedrich Schröder (1733–1778) an Trabucco besteht, ergänzte Ritter mit ausführlichen Anmerkungen.

erste Aufhebung der Fakultät

Mit der Aufhebung der medizinischen Fakultät durch Kaiser Joseph II. im Jahr 1782 kam auch die Produktion lat. Schriften vorläufig zum Erliegen. In dem ersatzweise eingerichteten chirurgischen Studium wurde auf Deutsch unterrichtet, und weder von Professoren noch von Studenten erwartete man eigene Publikationen oder Qualifikationsschriften.

Wiedererrichtung

Die Wiedererrichtung der Universität im Jahr 1791 änderte an dieser Situation kaum etwas. Aus den Jahren unter österreichischer und den ersten Jahren unter bayerischer Herrschaft sind nur eine hs. Kompilation des Innsbrucker Studenten Josef Renn (vgl. Goller 1992, 574) mit dem Titel *Splanchologia*, *id est doctrina de visceribus* („Splanchologie, d.h. Lehre von den Eingeweiden"; TLMF, FB 2469) und einige Mitschriften von Vorlesungen der Professoren Johannes Käsbacher (TLMF, FB 2469) und Johann Michael von Lutzenberg[1] (TLMF, W 586) erhalten. Zur Erlangung des Doktorgrades wurde keine Dissertation mehr verlangt (vgl. die Einträge der Doktoren der Medizin bei Goller 1992), und erst das Eingreifen des Münchner Ministeriums im Jahr 1810 bewirkte, dass wieder mehr wissenschaftliche Werke geschrieben wurden (Probst 1869, 286).

Hegele

Die Dissertationen der Folgezeit erheben z.T. keinen Anspruch auf wissenschaftliche Originalität. So bringt z.B. die *De tetano traumatico dissertatio inauguralis medica* („Medizinische Inauguraldissertation über den Wundstarrkrampf"; Innsbruck 1810) des Württembergers Anton Hegele, die sich in die Bereiche Definition und Arten der Krankheit (3–4), Symptome (4–6), Ursachen (6–8), Prognose (8–9) und Therapie (9–17) gliedert, nur im letzten Teil eigene Gedanken des Autors: Es handelt sich dabei um Fallschilderungen von Verletzten aus den Kämpfen des Jahres 1809, welche Hegele im Innsbrucker Spital gesehen hat.

Renn

Nicht gedruckt wurde Josef Renns *Dissertatio de urina* (TLMF, BF 2469) aus dem Jahre 1810 (vgl. Abb. 169). Besonders interessant an dieser von Lutzenberg approbierten Arbeit ist die angehängte dreiseitige *Oratiuncula ex quaestione inaugurali: Non est in medico semper relevetur ut aeger/ inderdum docta plus valet arte malum* („Kurze Rede über die Inauguralfrage: Nicht immer ist es dem Arzt vergönnt, einem Kranken zu helfen, manchmal siegt die Pest über die ärztliche Kunst"). Auch der Zettel mit der Aufgabenstellung ist erhalten: Lutzenberg ließ dem Kandidaten die Wahl, eine Rede entweder über die eben zitierten Verse aus Ovid (Pont. 1,3,17–18) oder über das Thema *De morte subitanea praecavenda* („Wie man sich vor einem

1 Lutzenbergs deutschsprachige Rechtfertigungsschrift mit dem Titel *Biographie* (Innsbruck 1812) gewährt interessante Einblicke in den Betrieb der und die Lehrmeinungen an der Fakultät.

plötzlichen Tod schützen kann“) halten. Am Anfang der Rede beklagt Renn, dass die Medizin trotz aller Fortschritte noch weit von jeglicher Perfektion entfernt sei, und zählt dann innere Krankheiten und Verletzungen auf, bei denen sie versagt. Die Rede schließt mit dem Wunsch, dass jüngere Ärzte in ihrer Überheblichkeit auch an diese Krankheiten denken sollten, und betont, dass sich ein rechtschaffener und gebildeter Arzt nie entmutigen lassen dürfe, auch wenn er oft seine Ohnmacht eingestehen müsse.

Abb. 169: Titelseite von Josef Renns *Dissertatio inauguralis medica de urina.*

zweite Aufhebung

Nachdem die Universität in Folge des Tiroler Aufstandes und der anschließenden Teilung des Landes im Jahr 1810 zum zweiten Mal aufgehoben worden war, hörte das lat. Literaturschaffen auf dem Gebiet der Medizin für längere Zeit gänzlich auf, da die neu eingerichtete, auf medizinische Grundversorgung der Landbevölkerung durch Wundärzte und Geburtshelfer ausgerichtete medizinisch-chirurgische Lehranstalt bei der baldigen Wiederherstellung der Universität im Jahr 1816 aus Spargründen nicht in eine medizinische Fakultät zurückverwandelt wurde. Aus dieser Zeit gibt es zahlreiche Dissertationen von Tiroler Studenten an anderen Universitäten des Habsburgerreiches, z.B. aus Padua, wohin diese zum Medizinstudium auswichen.

Wattmann

Ein einsames Zeugnis des lat. Medizinschrifttums aus Tirol in dieser Zeit ist ein kleines Werk Joseph Wattmanns (1789–1866) aus dem Jahr 1823. Der aus Oberösterreich stammende Wattmann hatte am Wiener chirurgischen Operationsinstitut studiert und wurde 1818 zum Professor der theoretischen, praktischen und klinischen Chirurgie und zugleich zum Primar am Heilig-Geist-Spital in Innsbruck ernannt. Hier unterrichtete er bis 1824, als er zur Leitung seiner einstigen Ausbildungsstätte nach Wien zurückberufen wurde. In Wien sollte er später als bedeutender Chirurg auch die Stellung eines kaiserlichen Leibchirurgen erlangen, zum Hofrat ernannt und zum Freiherrn erhoben werden (Wurzbach 53, 153–158; Westhoff 1978, 187–195).

Descriptio nexus

Seine kurze *Descriptio nexus sceleti ad luxationum demonstrationem pathologicam et therapeuticam inservientis adinstar pupae obstetriciae a Gallis fantome vocatae* („Beschreibung der Verbindungsweise des Skeletts zur pathologischen und therapeuti-

schen Darstellung der Verrenkungen nach Art der geburtshilflichen Puppe, die von den Franzosen *phantome* genannt wird"; Wien 1823) wurde gleichzeitig auf Lat., offensichtlich v.a. für ein internationales Publikum, und auf Deutsch veröffentlicht. Sie stellt eine Erfindung Wattmanns vor, die er für seine Studenten am Innsbrucker Spital entworfen hatte. Da diese im Spital im Laufe ihrer Ausbildung nicht alle Verrenkungen zu sehen bekamen, und auch die, welche vorkamen, nur von außen betrachten konnten, konstruierte Wattmann ein Skelett, bei dem die Knochen durch mit Alaunleder verkleidete Spiralfedern miteinander verbunden waren. Die Federn ermöglichten es, die gängigen Verrenkungen nachzustellen und die Richtigstellung der Gelenke zu üben. Zusätzlich sah Wattmann noch Gelenküberzüge aus Leder vor, die den Blick auf die Verrenkungen bei der Einübung der Richtigstellung verdecken und dadurch für mehr Realismus sorgen sollten. Nacheinander erklärt Wattmann die Konstruktion des Skeletts, seinen Gebrauch bei der Demonstration der Verrenkungen und bei den Übungen mit und ohne Überzüge.

Marcabruni über Typhus

Außerhalb des Universitätskontextes sind medizinische Schriften in lat. Sprache in dieser Epoche selten. Die meisten der wenigen einschlägigen Texte entstehen aus Anlass grassierender Seuchen: Der Arzt Gaetano de Marcabruni veröffentlichte einen Bericht über die Typhusepidemie, die Tirol während der Kriegshandlungen der Jahre 1796–1797 heimsuchte (vgl. Fontana 1998, 172–173). Marcabruni stammte aus Arco, verbrachte in seiner Jugend zehn Jahre am Salzburger Rupertinum und erwarb das medizinische Doktorat 1788 an der Universität Pavia. Er praktizierte in Welschtirol, später in Belluno, und wurde in den 30er- und 40er-Jahren des 19. Jhs. Mitglied des Tiroler Landtags für die Welschen Konfinien (vgl. ULBT, Cod. 981, Bl. 46^{v}; Morizzo 1889, Nr. 482). Schockiert von den Ausmaßen der Seuche, die weit mehr Opfer als die Kampfhandlungen forderte, und im Glauben, dass Berichte darüber für die Nachwelt nützlich seien, veröffentlichte er *Observationes de febri putrido-contagiosa grassante ad confines Italiae annis 1796 et 1797* („Beobachtungen zum ansteckenden Faulfieber, welches im Grenzgebiet zu Italien in den Jahren 1796 und 1797 wütete"; Trient 1798).

Nachdem er die Umstände, unter denen die Seuche stattgefunden hatte, nämlich den Krieg gegen die Franzosen und die Truppenbewegungen im Süden Tirols, kurz beschrieben hat (5), behandelt Marcabruni zunächst die Symptome und den Krankheitsverlauf (6–8) sowie die Prognose (8–9). Danach kommt er auf die Ursachen für die Epidemie zu sprechen und analysiert die Fehler, die zur Ausbreitung der Seuche, besonders in den Städten Trient und Rovereto, geführt haben. Diese sieht er hauptsächlich im Versäumnis, die Kranken von den Gesunden zu trennen, die Toten schnell zu begraben und Lazarette an Ort und Stelle zu errichten, dadurch Krankentransporte und somit auch die Verbreitung der Krankheit zu vermeiden. Die Bekämpfung von Epidemien sieht er schließlich eher als

Aufgabe der Magistrate und weniger der Ärzte (9–12). Nach der Erörterung der Ursachen folgt die Therapie, welche Marcabruni nach Indikationen zu ordnen versucht. Zur Kur, die nach eigenen Angaben nicht durchwegs erfolgreich war, gehören v.a. Aderlässe und Brechmittel (12–16). Das Werk schließt mit einer Zusammenschau der Ansichten berühmter Ärzte über Typhus und einer Bekräftigung der Nützlichkeit von Krankheitsgeschichten und Beobachtungen (16–18).

Polemik

Noch im selben Jahr wurde in Trient anonym eine scharfe Kritik an den *Observationes* auf Italienisch veröffentlicht *(Riflessioni sopra l'opuscolo intitolato Observationes de febri),* worauf Marcabruni seinerseits, noch immer im selben Jahr, mit *Osservazioni del medico Gaetano Marcabruni sopra le Riflessioni di G.G.C. ad un suo opuscolo* replizierte.

Comini

Bei der Wiederkehr der Typhusepidemie zu Beginn des neuen Jahrhunderts verarbeitete der damalige Stadtphysicus von Brixen, Michael Ulrich Comini (1766–1842), seine Erfahrungen bei der Bekämpfung der Seuche in der Schrift *Historia febris putrido-contagiosae Lisenensis anno 1801 et 1802* („Geschichte des ansteckenden Faulfiebers in Lüsen im Jahr 1801 und 1802"; Brixen 1807). Der aus Sulzberg stammende Comini studierte nach dem Besuch des Benediktinergymnasiums in Meran zunächst Philosophie in Innsbruck, anschließend Medizin in Padua und Pavia. Nach der Rückkehr in die Heimat arbeitete er als Physicus zunächst im Fleimstal, dann in verschiedenen Teilen des Hochstifts Brixen, bevor er 1799 zum Leibarzt des Fürstbischofs und zum Hofrat ernannt wurde. In Brixen veröffentlichte er 1801 auch seine erste Schrift mit dem Titel *Specimen observationum medico-practicarum, quas methodo Chiarentiana instituit Michael Udalricus Comini de Sonnenberg pauculis in calce adiectis ad internam nosocomii Brixinensis constructionem spectantibus* („Probe der medizinisch-praktischen Beobachtungen, welche Michael Ulrich Comini von Sonnenberg nach der Methode Chiarentis[2] machte, mit wenigen angehängten Anmerkungen betreffend die innere Einrichtung des Brixner Spitals"; Brixen 1801). Nach der Säkularisation des Hochstiftes wurde er Kreisphysicus von Brixen, 1811 schließlich wurde er zum Medizinalrat ernannt und übersiedelte nach Innsbruck, wo ihm verschiedene verantwortungsvolle Aufgaben übertragen wurden (vgl. Stotter 1844).

Historia febris

Seine *Historia febris* ist ein Brief an den Herausgeber des venezianischen *Giornale per servire alla storia ragionata della medicina di questo secolo*. Schon nach einer früheren Epidemie hatte Comini seine im Fleimstal gemachten Beobachtungen in diesem *Giornale* (Bd. 11, 158) veröffentlicht.

2 Es handelt sich um den bekannten Arzt, Agronomen und Politiker Francesco Chiarenti aus Montaione (1766–1828).

> Hier beschreibt er am Anfang die Einschleppung der Seuche durch zwei Bettler und ihre Verbreitung im Lüsener Tal (III–IV), um dann die Symptome und den Krankheitsverlauf zu charakterisieren (IV–VII). Danach setzt er sich mit den Faktoren auseinander, die zur raschen Verbreitung der Seuche im Tal führten (VII–VIII). Diese erkennt er in der Armut der Bevölkerung und den schlechten hygienischen Verhältnissen. Den Schluss der Schrift bildet der nach Indikationen geordnete Bericht über die Therapiemaßnahmen, bei denen Comini, im Unterschied zu Marcabruni, auf Aderlässe verzichtet hatte (VIII–XI).

Canestrini

Außerhalb der Universität schrieb auch Anton Canestrini (1743–1807; vgl. Wurzbach 2, 250). Aus Nonsberg gebürtig, studierte Canestrini Philosophie und Medizin in Innsbruck, wo er 1768 mit einer *Dissertatio inauguralis chemico-medica de mercurio* („Chemisch-medizinische Inauguraldissertation über das Quecksilber") promovierte. Nach dem Abschluss seiner Studien verließ er Tirol und erwarb sich bei der Bekämpfung der Pestepidemien in den Grenzregionen des Habsburgerreichs einen hervorragenden Ruf als Arzt. Später wurde er mit wichtigen Aufgaben im öffentlichen Gesundheitswesen betraut. So führte ihn 1785 die Anstellung als Bergkameralphysicus von Schwaz zurück nach Tirol. Hier wurde er v.a. durch seine Bemühungen um die Pockenimpfung bekannt; er veröffentlichte mehrere Abhandlungen auf Deutsch, welche die Impfung popularisieren sollten.

Pestschriften

Seine unter Lebensgefahr gewonnenen Erfahrungen mit der Pest verarbeitete Canestrini in einer *Dissertatio historica de peste annorum 1771 et 1772* („Historische Abhandlung über die Pest in den Jahren 1771 und 1772"; Kaschau 1777) und der in Tirol verfassten *Pestis diagnosis maxime ex eius contagio haurienda* („Die Pest lässt sich am besten an ihrer ansteckenden Natur erkennen"; Salzburg 1795). Diese Schriften propagieren die Ansicht, Epidemien würden durch Ansteckung und nicht durch Verpestung der Luft, des Wassers und der Nahrung verbreitet, die nur das erste Entstehen der Seuchen erklären könnten.

Onanismus

Ein anderes Werk Canestrinis aus seiner zweiten Tiroler Zeit ist die alarmistische Schrift *Onanismus medice*, *politice et moraliter consideratus* („Onanie, medizinisch, politisch und moralisch betrachtet"; Innsbruck 1801). Er widmete sie dem Tiroler Klerus, weil die Priester in ihrem Kampf gegen die Sünde auch politische und medizinische Kenntnisse benötigten. Durch die Verhinderung der durch Onanie verursachten Krankheiten erwiesen sie dem Staat einen großen Dienst (I–IV).

> Im Vorwort erklärt Canestrini seine Motivation, den Kampf gegen diese Seuche aufzunehmen, die nicht nur ein moralisches, durch Religiosität zu bekämpfendes Problem darstelle, sondern eben auch eine medizinische und gesellschaftliche Dimension habe und daher als weit gefährlicher als die Pest eingeschätzt werden müsse. Während Pestepidemien nur von kurzer Dauer seien, sei die Onanie ein beständiges Übel, das alle Al-

tersgruppen und Klassen befiele, Menschen arbeitsunfähig mache und sie dem Staat zur Last fallen lasse. Schon zwölf Jahre lang zögere er, das Werk überhaupt zu schreiben, da er unsicher sei, ob in der Gegenwart ein lat. Buch veröffentlicht werden sollte. Sich aus Nächstenliebe und Pflichtgefühl endlich zur Veröffentlichung entschließend, sehe er sein primäres Ziel darin, die große, von vielen ignorierte oder verkannte Gefahr, die von der Selbstbefriedigung ausgehe, für diejenigen offenzulegen, die sie verhindern könnten (I–IX).

Im ersten Teil der Schrift (1–51) beschreibt Canestrini zunächst anhand einiger erschreckender Beispiele die Auswirkungen des fraglichen Lasters, wozu er auch einige an ihn gerichtete Briefe von Onanisten zitiert. Daraufhin kommt er auf die zwar auch schlimmen, jedoch nicht so gravierenden Folgen des exzessiven Beischlafs zu sprechen. Dieser Teil der Schrift wird mit einem Exkurs über die Masturbation bei Frauen beschlossen, die weniger verbreitet und mit weniger unheilvollen Konsequenzen behaftet sei und daher von Canestrini nicht weiter behandelt werden müsse.

Im zweiten Teil (51–67), in dem es um Heilung und Vorsorge geht, gibt der Autor hilfreiche diätetische Vorschriften (viel Bewegung und kalte Bäder; Kaffee sei schlecht, Schokolade hingegen gut usw.), bleibt aber bei den Medikamenten zurückhaltend, damit seine Leser nicht, anstatt einen Arzt aufzusuchen, zu vergeblichen Versuchen der Selbstheilung griffen. Das Wichtigste sei die Prävention bei der Jugend, um die sich nicht Ärzte, sondern Erzieher kümmern müssten. Diese sollten an körperlichen Zeichen das Übel erkennen (Blässe, Faulheit, trübe Augen, keine Lust zum Lernen, Appetitmangel und Kälteempfindlichkeit), aber auch Kleider und Bettwäsche kontrollieren, ja ihren Zöglingen sogar auf der Toilette nachspionieren. Besonders Priester, bei denen man moralische Festigkeit annehmen könne, sollten sich engagieren, da viele junge Leute von hohem Stand heutzutage in einem Alter, in dem sie noch nicht religiös gefestigt seien, gefährliche Literatur läsen und dem Relativismus und Libertinismus verfielen.

In den abschließenden Bemerkungen (67–76) bringt Canestrini als Heilmittelvorschlag eine Rezeptparodie (67):

R. Rad. Hellebor. Nigr. unc. ii
pulv. mementomori Dr.
Cardinal. de Polignac
extract. Theologiae revelat. aa unc. I
tinctur. prudentiae quantum satis
ut fiant pil. gr. III.

Nimm zwei Unzen Schneerosenwurzel [als Mittel gegen Wahnsinn geschätzt], das Pulver des Sterblichkeitsbewusstseins des Doktors Kardinal de Polignac [der in seinem lat. Lehrgedicht *Anti-Lucretius* von 1745 den Epikureismus bekämpfte], eine Unze des Of-

fenbarungstheologieextrakts, so viel Weisheitstinktur wie nötig, zu Pillen der Größe drei verarbeiten.

Danach kehrt Canestrini zum Libertinismus und der moralischen Dimension der Onanie zurück und wendet sich erneut der Rolle der Priester bei der Bekämpfung der Selbstbefriedigung zu. Den Predigten traut er wenig zu, da die meisten Priester über das Ehebruchsverbot im Dekalog nur allgemein, nicht *in specie* predigten und dieses auch nicht kommentierten. Mehr Hilfe verspricht er sich von der Beichte und den anderen Sakramenten. Das Werk schließt mit einem Horrorbeispiel eines Jugendlichen, der durch seine Kameraden zur Masturbation verleitet wurde, und einer Beschreibung seiner daraus resultierenden schweren Leiden.

Einordnung

Canestrinis *Onanismus* steht in der Tradition der moralisch-medizinischen Schriften gegen die Selbstbefriedigung, die um die Mitte des 18. Jhs. einsetzte. Die Bekämpfung der Onanie, die seit Anfang des 18. Jhs. v.a. in volkstümlichen Pamphleten geführt worden war, wurde durch die von Canestrini reichlich zitierte Schrift *Tentamen de morbis ex manustupratione* („Versuch über Krankheiten in Folge von Selbstbefriedigung"; Lausanne 1758) des Schweizer Arztes Samuel Auguste Tissot (1728–1797) verwissenschaftlicht. Tissots Werk, das ein bisher hauptsächlich als moralisches Manko gesehenes Phänomen zu einem medizinischen Problem machte, wurde in volkssprachlichen Übersetzungen ein Bestseller. Zusammen mit unzähligen Büchern, die ihm folgten, prägte es die Ansichten der meisten Mediziner bis ins späte 19. Jh. hinein und führte zu panischer Angst vor Selbstbefriedigung (vgl. z.B. Stengers/Van Neck 1984).

Christine Lehne

Rechtswissenschaft

Übersicht Betrachtet man das lat. juristische Schrifttum der Jahre zwischen 1773 und 1848, so fällt v.a. ein steiler quantitativer Abfall im Lauf der Epoche auf: Gut die Hälfte der einschlägigen Texte wurde in ihren ersten zehn Jahren verfasst, weniger als 10 Prozent stammen aus den fast 50 Jahren nach der Jahrhundertwende. Der Grund hierfür liegt zum einen im allgemeinen Vordringen der Volkssprachen – im Jahr 1812 stellte die Einführung des ABGB das gesamte österreichische Rechtswesen auf eine neue, volkssprachliche Grundlage –, zum anderen in der Entwicklung der Innsbrucker juristischen Fakultät: Bis 1782 wurden dort noch in großer Zahl juristische Lehrbücher, Monographien und Thesensammlungen auf Lat. produziert, doch mit der Umwandlung der Universität in ein Lyzeum und der Einführung von Deutsch als Vorlesungssprache für fast alle Gegenstände fand diese Blüte ein jähes Ende. Einzig die (mittlerweile von der juristischen zur theologischen Fakultät übersiedelten) Kanonisten verfassten in Tirol noch bis ins 20. Jh. rechtswissenschaftliche Schriften auf Lat. Nach dem vorläufigen Ende der Innsbrucker Universität kam der überwiegende Teil der lat. juristischen Literatur aus Welschtirol, wo man in Trient seit 1758 die Rechte studieren konnte (vgl. hier S. 618) und Einrichtungen wie die Accademia degli Agiati generell für ein lebendiges intellektuelles Klima sorgten. Es dürfte kein Zufall sein, dass der Süden des Landes in dieser Zeit neben dem bereits erwähnten Carlantonio Pilati (vgl. hier S. 893) noch zwei weitere Juristen von überregionaler Bedeutung hervorbrachte. Von ihnen wirkte Karl Anton von Martini (1726–1800), einer der Väter des ABGB, außerhalb der Landesgrenzen; Francesco Vigilio Barbacovi hat dagegen in Tirol selbst Wichtiges geleistet. Neben der juristischen Theorie schlug sich auch die Praxis in Welschtirol noch in einer großen Menge lat. Schriften nieder: Prozessakten, anwaltliche Schriftsätze, Beschwerdeschreiben und dergleichen haben sich in beträchtlicher Zahl erhalten. Neben privaten Prozessen sorgten die Spannungen zwischen den Trientner Bischöfen mit ihren Zentralisierungsbestrebungen auf der einen, dem Domkapitel, der Stadt und den Gemeinden des Bistums auf der anderen Seite (vgl. z.B. Rossi 2005, v.a. 276–279) dafür, dass die Flut der Schriften nicht versiegte.

Gliederung Der folgende Abriss greift aus der immer noch großen Masse des Erhaltenen einige Beispiele heraus, bei deren Auswahl versucht wird, die wichtigsten Autoren wenigstens kurz zu behandeln und räumliche, generische und thematische Schwer-

punkte angemessen zu berücksichtigen. Zunächst werden die Schriften zum weltlichen Recht, dann die kanonistischen Texte besprochen. Innerhalb jedes dieser Gebiete orientiert sich der Überblick an den beiden großen Zentren Innsbruck und Trient. Nach dem eingangs Gesagten verwundert es nicht, dass die behandelten Texte fast ausnahmslos aus der Zeit vor der Jahrhundertwende stammen und im Wesentlichen wie gegen Ende der vorhergehenden Epoche im Zeichen von Aufklärung und Josephinismus stehen.

Banniza, *Disquisitiones*

Die dominierende Gestalt und der weitaus fruchtbarste Schriftsteller unter den Innsbrucker Rechtsprofessoren zu Beginn dieser Epoche war der bereits im vorigen Kapitel mit zwei Werken vorgestellte Joseph Leonhard Banniza (s. hier S. 888). Bis 1782 ließ er an der Universität rund 25 kürzere Monographien defendieren und in Innsbruck drucken. Viele davon finden sich in seinen dreibändigen *Disquisitiones iuris plani ac controversi Pandectarum* („Untersuchungen zum sicheren und umstrittenen Recht der Pandekten"; Innsbruck 1780–1781) wieder. Diese bemerkenswerte Sammlung ist in ihrem Aufbau von Johann Gottlieb Heineccius' *Elementa iuris civilis secundum ordinem Pandectarum* („Grundlagen des bürgerlichen Rechts nach der Ordnung der Pandekten"; Amsterdam 1728), einem der innovativsten Zivilrechtslehrbücher des 18. Jhs., inspiriert. Sie bietet aber selbst keine systematische Gesamtdarstellung des Zivilrechts, sondern behandelt vielmehr in insgesamt knapp 30 *disquisitiones* ausgewählte Spezialgebiete, wobei das Hauptaugenmerk auf dem Zivilprozessrecht liegt. Die Untersuchungen sind stets klar und übersichtlich aufgebaut, neigen zur Redundanz, verwenden einen leicht verständlichen Stil und verzichten weitgehend auf Fußnoten – Indizien dafür, dass Banniza sich trotz seines selektiven Zugangs in erster Linie an eine studentische Leserschaft wendet. Viel Raum wird der Widerlegung von Argumenten gewidmet, die Bannizas Ansichten widersprechen; die jeweiligen *adversarii* („Gegner") bleiben dabei anonym, was in akademischen Werken dieser Zeit – anders als z.B. in Prozessschriften – eine Ausnahme darstellt.[1]

Tiroler Statut; Wörndle

Das schon in früheren Jahrhunderten intensiv traktierte Tiroler Statut (vgl. hier S. 880–881) blieb bis zur Einführung des ABGB im Jahr 1812 in Geltung und war während dieser Zeit auch noch Gegenstand juristischer Arbeiten, wie z.B. ein über 250 Seiten starker Band mit anonymen *Adnotationes ad ius statutarium Tyrolense* („Anmerkungen zum Recht des Tiroler Statuts"; TLA, Hs. 713) aus dem Jahr 1807 zeigt. Dies galt besonders für sein Erbrecht, das sich am deutlichsten von den Normen des *ius commune* unterschied, wie etwa Andreas Aloys Höllrigl in seiner *Dissertatio de differentia successionis ab intestato* („Erörterung über den Unterschied in der

1 Singulär ist es aber nicht, wie etwa Peter Modestis *De iustitia poenae mortis dissertatio* („Abhandlung über die Gerechtigkeit der Todesstrafe"; Innsbruck 1778) zeigt.

Erbfolge bei Fehlen eines Testamentes"; Innsbruck 1780) analysiert. Ein weiterer Autor, der sich diesem Thema noch während seines Jurastudiums in Innsbruck widmete, war Philipp Wörndle (1755–1818), der später Berühmtheit erlangen sollte, als er als Landessturmhauptmann in der Schlacht von Spinges am 2. April 1797 die napoleonische Armee schlug (Wörndle 1894; Hirn 1909).

Dissertatio de repraesentationis iure

Wörndles *Dissertatio de repraesentationis iure circa successionem universam* („Erörterung über das Repräsentationsrecht für Universalerbfolge"; Innsbruck 1779) behandelt das Recht von Kindern bereits verstorbener Geschwister eines Erblassers, anstelle ihrer Eltern als Erben aufzutreten, nach dem Tiroler Statut. Wörndle beginnt mit einem allgemeinen Überblick über das Thema, bei dem er besonders die Unterschiede zwischen legitimen und illegitimen Kindern sowie zwischen dem Erbrecht für Frauen und für Männer darstellt. Im Anschluss daran wird das *ius repraesentationis* in den Bereichen Patronatsrecht, fideikommissarische Substitution und Lehensrecht behandelt. Wörndle setzt sich mit der komplizierten Materie gründlich, wenn auch manchmal nicht sehr übersichtlich auseinander. Das Niveau seines Werkes ist deutlich höher als das vergleichbarer studentischer Arbeiten aus dieser Zeit.

Andreas Alois di Pauli

Eine für das Tiroler Geistesleben der Epoche prägende Erscheinung außerhalb der Universität war Andreas Alois di Pauli. Di Pauli wurde 1761 in Innsbruck geboren, studierte ebendort Rechtswissenschaften und andere Fächer und erwarb in Pavia das juristische Doktorat. 1786 wurde er Magistratsrat in Bozen. Ab 1790 nahm er als Vertreter am offenen Landtag teil und wurde mehrmals erfolgreich zu Verhandlungen an den Wiener Hof entsandt. 1797 erhob man ihn in den Adelsstand. Er wurde 1822 zum Landrechtspräsidenten der Steiermark ernannt, kehrte aber 1824 als Präsident des Appellationsgerichtes nach Tirol zurück und wurde zu einem großen Förderer des 1823 gegründeten Landesmuseums, das heute seine 1400 Bände umfassende Tirolensiensammlung, die Dipauliana, beherbergt. 1839 starb er in Innsbruck (Gasser 1, 80–83; di Pauli 1931).

Inquisitio criminalis

Zu di Paulis weitgespannten Interessen – er verfasste u.a. auf Deutsch zahlreiche landesgeschichtliche Werke – zählte auch die Rechtsgeschichte. Seine wichtigste und dabei eine recht ungewöhnliche Arbeit auf diesem Gebiet ist die *Inquisitio criminalis contra Dominum Gulielmum Bienner* […] *ex actis originalibus in compendium redacta cum sylloge documentorum* („Kriminalprozess gegen Herrn Wilhelm Biener […] auf Basis der Originalakten zu einer Kurzdarstellung zusammengefasst, nebst einer Sammlung von Dokumenten"; TLMF, Dip. 971/7): Es handelt sich um eine 29 Paragraphen und 98 Seiten umfassende Rekonstruktion des Prozesses gegen den ‚Märtyrer' unter den Tiroler Juristen, nämlich den Tiroler Kanzler Wilhelm Biener, der 1651 wegen angeblicher Unterschlagung und Hochverrats zum Tode verurteilt worden war (s. hier S. 590–591). Wie der Titel ankündigt, folgt di Pauli

dabei nach Möglichkeit den Prozessakten selbst, von denen er die wichtigsten auch als Anhang beigibt.

Zu Beginn werden Vorwürfe gegen Biener anlässlich des Verlustes im Herzogtum Württemberg eroberter Gebiete und des Verbleibs von Geldmitteln während der Auseinandersetzungen behandelt (§§ 1–4). Danach wendet sich di Pauli einem bei Biener gefundenen lat. Epigramm sowie einigen deutschen Schmähgedichten zu, die gegen ihn verwendet wurden (§§ 5–7). In § 8 werden die Ereignisse kurz vor dem Prozess geschildert, während § 9 den Verkauf der Tiroler Rechte im Unterengadin an Graubünden, für den Biener verantwortlich gemacht wurde, und § 10 seine Rolle in einem Inzestprozess gegen Georg Fugger behandelt. Außerdem wurde Biener wegen Unregelmäßigkeiten beim Verkauf einiger weiterer Herrschaften belangt (§§ 11–12). Weiters sagte man ihm nach, Claudia de' Medici durch gezielte Falschinformationen beeinflusst und Briefe an sie abgefangen zu haben (§§ 13–16). Die §§ 17–20 befassen sich mit Vorwürfen, die persönliche Geschäfte Bieners betreffen, etwa den Erwerb der Herrschaft Neunegg oder den Kauf eines Weinbergs. Die §§ 21–22 rekapitulieren bereits behandelte Themen. In den §§ 23–24 geht es um Bieners Entlohnung durch Claudia de' Medici. Die Darstellung schließt mit der Urteilsverkündung, einer Anklage gegen Bieners Sohn (§§ 25–27) und Bieners Exekution (§§ 28–29).

lebendige Darstellung

Die *Inquisitio* ist zum größten Teil in indirekter Rede verfasst. Di Pauli gelingt es trotz der notwendigen Kürzungen, nicht nur den Ablauf des Prozesses wiederzugeben, sondern auch die Stimmung während der Verhöre zu vermitteln. Als Beispiel diene ein Passus, in dem es um den Vorwurf geht, Biener habe auf der Basis eines panegyrischen Epigramms ein Schmähgedicht gegen Claudia de' Medici verfasst. Das Original, das als Inschrift auf einem Bildnis der Erzherzogin angebracht war, lautete folgendermaßen (S. 18):

„Austriaco-Medicaea, tuos sic, Claudia, vultus / reddidit artificis ingeniosa manus. / Si dotes animi potuisset pingere, toto / pulchrior in mundo nulla tabella foret." Fatetur se scripsisse hanc antithesin: „Si sordes animi potuisset pingere pictor, / foedior in mundo nulla tabella foret." Bienerius ait se imaginem hanc numquam vidisse, de ea tantum a Domino Malaspina, Domino Gravenegg et infinitis aliis audiisse, sed hoc se scripsisse sine ulla reflexione ad personam Serenissimae Claudiae, sed solum ad plagium poetae. Si illud voluisset, necesse fuisset etiam nomen Serenissimae exprimere, ita ut suum distichum corresponderet toti imaginis epigrammati; se autem respondisse tantum in abstracto ad ultimum distichum poetae, partim ut eius plagium exploderet, partim ut ipsi monstraret, qua facilitate vera poetica hyperbolica eius adulatio inverti posset; hinc se suprascriptionem posuisse „antithesis", non „antihypothesis".

„Claudia von Österreich und Medici, deine Züge hat die begabte Hand des Künstlers so

wiedergegeben. Wenn er die Vorzüge deines Geistes hätte malen können, wäre kein Bild auf der ganzen Welt schöner gewesen.“ Er gesteht, folgende Antithese geschrieben zu haben: „Wenn der Maler den Schmutz deines Geistes hätte malen können, wäre kein Bild auf der Welt hässlicher gewesen.“ Biener sagt, er habe das betreffende Bild niemals gesehen, sondern davon nur von den Herren Malaspina, Gravenegg und unzähligen anderen gehört, doch er habe dieses Gedicht ohne jeden Gedanken an die Person der durchlauchtigsten Claudia geschrieben, sondern nur an das Abkupfern des Dichters [nämlich von Mart. 10,32,5–6]. Hätte er jenes gewollt, hätte er auch den Namen der Durchlauchtigsten hinzusetzen müssen, so dass sein Distichon dem ganzen Epigramm zum Bild entsprochen hätte. Er habe aber nur allgemein auf das letzte Distichon des Dichters geantwortet, teils um sein Abkupfern bloßzustellen, teils um ihm zu zeigen, mit welcher Leichtigkeit seine übertriebene Schmeichelei durch wahre Dichtkunst ins Gegenteil verkehrt werden könne; und deshalb habe er als Überschrift „Antithese“ und nicht „Antihypothese“ gewählt.[2]

Francesco Vigilio Barbacovi

Der dominierende Jurist dieser Epoche in Trient war Francesco Vigilio Barbacovi (1738–1821; Simone 1992). Barbacovi stammte aus einer alteingesessenen Cleser Juristenfamilie und begann nach dem Abschluss seiner Schullaufbahn selbst eine juristische Karriere. Nach einigen Jahren als Anwalt in Trient übernahm er 1767 von Carlantonio Pilati (vgl. hier S. 893) den dortigen Lehrstuhl für Zivilrecht, wo er die Studenten wie sein Vorgänger in aufklärerischem Geist unterrichtete. 1772 nahm er eine Stelle beim Rat des Kirchentribunals an. Im Auftrag des Fürstbischofs Pietro Vigilio Thun erarbeitete er für das Bistum eine neue zweibändige Gerichtsordnung (*Progetto d'un nuovo codice giudiciario nelle cause civili*; Trient 1785). 1792 ernannte ihn Thun zum Kanzler, setzte ihn jedoch schon 1796 aufgrund diverser Differenzen wieder ab. Er musste für zehn Jahre nach Wien gehen und konnte auch nach seiner Heimkehr nicht wieder an seine frühere Karriere anknüpfen.

Prozessschriften

Barbacovi war ein produktiver Literat, der neben Schriften zu seinem eigentlichen Tätigkeitsfeld auch kleinere Geschichtswerke in italienischer Sprache sowie Inschriften verfasste. Seine knapp 20 lat. juristischen Werke zerfallen in zwei Klassen: Prozessschriften und Monographien zum Strafrecht. Bei den Erstgenannten handelt es sich um dicht und technisch argumentierende, dabei aber stets um rhetorische Effizienz bemühte Schriften zu in der Regel bedeutenden Fällen. Beispielshalber seien etwa das Konsil *De iure succedendi in feudo castri et comitatus Numii* („Über das Recht der Nachfolge in das Lehen der Burg und Grafschaft Nomi“; o.O. o.J.) und die Allegation *Pro celsissimo Tridentino principe diatriba in causa, quae contra illum agitur coram supremo imperii consilio aulico nomine ordinis municipalis*

2 Die betreffenden Ausdrücke sind der Terminologie der Rhetorik entnommen: Eine *thesis* ist dort eine allgemein gehaltene Rede, bei einer *hypothesis* geht es um einen konkreten Fall.

oppidi Rivae („Vortrag für den allerhöchsten Fürsten von Trient in der Angelegenheit, die gegen ihn vor dem höchsten kaiserlichen Reichs-Hofrat im Namen des Stadtrates von Riva betrieben wird"; o.O. 1801) genannt.

Verteidigung des Fürstbischofs

Auch seine wohl bedeutendste Stellungnahme verfasste Barbacovi wie die *Diatriba* in seiner Eigenschaft als Rechtsberater des Trientner Fürstbischofs, in diesem Falle Cristoforo Sizzos, der sich, was häufig vorkam, gegen Anschuldigen des Stadtmagistrates zu verteidigen hatte. Es handelt sich um die *Vindiciae celsissimi Tridentinorum principis adversus magistratum municipalem Tridentinum* („Verteidigung des allerhöchsten Fürsten der Trientner gegen den Stadtmagistrat von Trient"), die 1774 in Trient gedruckt wurden. Im Folgejahr erschien ebendort noch eine *Epitome* („Kurzfassung") der Schrift.

Civitatis Tridentinae libellus

Vorausgegangen war Barbacovis Eingreifen ein *Civitatis Tridentinae libellus ad Iosephum II. imperatorem* („Klageschrift der Stadt Trient an Kaiser Joseph II."; o.O. o.J.). Diese Schrift, in welcher sich der Stadtrat über den Fürstbischof beklagt, zählt zu der schon seit dem Spätmittelalter weit verbreiteten Gattung der *gravamina* („Beschwerdebriefe"). Solche wurden typischerweise von Ständen, Gemeinden, Gerichten oder vergleichbaren Institutionen in Auftrag gegeben, hatten Probleme und Missstände von allgemeinem Interesse zum Thema und waren an den Souverän, d.h. den Landesfürsten oder den Kaiser, gerichtet (Nubola 2005; Schennach 2010, 392–446). Bereits der Beginn des *Libellus* macht dessen Stoßrichtung deutlich (S. 1):

Quum ius Tridentinae civitatis in dies violari eiusque statum Celsissimi Episcopi nomine non uno vulnere affligi videremus, diu multumque, IMPERATOR, cogitavimus, quemadmodum huic malo occurrere possemus.

Da wir sehen, dass das Recht der Stadt Trient Tag für Tag verletzt und ihr Zustand im Namen des höchsten Bischofs durch nicht nur eine Wunde versehrt wird, haben wir, oh KAISER, viel und lange darüber nachgedacht, wie wir diesem Übel entgegenwirken könnten.

Im Anschluss hieran werden in vier Kapiteln drei Anschuldigungen des Fürstbischofs aufgezählt. Das erste (Kap. 1–2) betrifft die Regelungshoheit für Bauten auf öffentlichen Plätzen und Straßen sowie die dafür zu entrichtenden Abgaben. Anlass war ein Fall aus dem Jahr 1772, als der Magistrat ohne Absprache mit dem Bischof ein Gebäude auf einer öffentlichen Straße errichten ließ, das in der Folge von diesem niedergerissen wurde. Der Magistrat begründet seine Kompetenz mit dem Gewohnheitsrecht und legt die Bestimmung im Trientner Statut, wonach die Konsuln niemandem *Domino Episcopo inconsulto* („ohne Beiziehung des Herrn Bischof") eine Baugenehmigung erteilen dürfen, so aus, dass der Bischof lediglich benachrichtigt werden muss. Es folgen allgemeine Erwägungen zum

Hoheitsrecht, wonach Straßen und Plätze grundsätzlich in die Kompetenz des Stadtrates fallen können. Untermauert wird dies u.a. mit der Zuständigkeit der Ädilen in der Antike sowie mit dem Verweis auf bedeutende Autoren zum öffentlichen Recht wie Caspar Klock (1583–1655) und Samuel Stryk (1640–1710). Der zweite Beschwerdepunkt (Kap. 3) betrifft die Zuständigkeit für das Strafrecht: Ein Hochstapler hatte die Stadt um viel Geld geprellt; obwohl der Magistrat fand, er sei für die Bestrafung zuständig, ließ der Bischof den Mann ins Gefängnis werfen und alle einschlägigen Akten vernichten. Der Stadtrat beruft sich auf Präjudizien sowie bekannte Autoritäten und klagt (S. 22):

Tametsi haec omnia, quae sit Consulum potestas, luculentissime demonstrent, tamen qui pro Celsissimo Episcopo scripserunt, non uti desiere vulgari illa declamatione, qua contendunt precarium veluti esse Consulum officium, nudam notionem ipsis competere eamque a principe esse commendatam.

Wenn auch dies alles glasklar zeigt, welche Macht die Konsuln haben, haben dennoch diejenigen, die für den höchsten Bischof geschrieben haben, nicht aufgehört, jenen abgedroschenen Gemeinplatz in Anspruch zu nehmen, mit dem sie behaupten, das Amt der Konsuln sei gleichsam eine Bittleihe; ihnen komme nur der nackte Titel zu, und selbst dieser sei ihnen vom Fürstbischof zugestanden.

Das dritte Vergehen des Bischofs (Kap. 4) ist ein statutenwidriger Erlass *(edictum):* Laut Statuten musste sich jeder Fremde binnen acht Tagen bei den Konsuln melden. Der Erlass verkürzte diese Frist auf einen Tag und nannte als zuständige Behörde den vom Bischof ernannten Prätor.

Barbacovis *Vindiciae*

Barbacovis *Vindiciae* entsprechen dem *Libellus* schon in ihrer Gliederung in ebenfalls vier Kapitel und antworten auf die dort erhobenen Vorwürfe Punkt für Punkt:

In der Einleitung wird betont, die Rechte des Bischofs seien im Laufe der Zeit ständig angewachsen und sein Prätor sei dem Magistrat stets übergeordnet. Kap. 1 antwortet auf die Behauptung, die Kompetenz für öffentliche Bauten liege beim Magistrat, unter Verweis auf den Wortlaut der statutarischen Bestimmung und das Gewohnheitsrecht. Zudem habe der Verfasser des *Libellus* die von ihm zitierten Rechtsgelehrten falsch verstanden. Kap. 2 wehrt sich gegen das Ansinnen des Magistrats, in diesem Zusammenhang auch für die Einhebung der Abgaben zuständig zu sein. Das Steuerwesen sei außer in reichsfreien Städten immer Sache des Fürsten. In Kap. 3 kann Barbacovi auch in der Einkerkerung des erwähnten Hochstaplers durch den Bischof keinen Rechtsbruch erkennen: Der Stadtrat habe nur das Recht, kleine Strafen zu verhängen, und sei keineswegs für die Rechtsprechung insgesamt zuständig. Kap. 4 befasst sich mit dem bischöflichen Fremdenedikt:

Zwar sei der Magistrat grundsätzlich für Einwanderungsfragen zuständig, doch bei dem betreffenden Edikt handle es sich um eine *lex specialis* („Sondergesetz"), und die legislative Kompetenz des Bischofs sei unumstritten.

Erfolg

Wie aus der im Anhang abgedruckten Entscheidung Josephs II. ersichtlich ist, war Barbacovi mit seiner Stellungnahme erfolgreich: Die Beschwerde des Magistrats wurde abgewiesen.

Strafrecht

Während seiner Jahre als bischöflicher Kanzler sah sich Barbacovi täglich mit praktischen Fragen des Strafrechts konfrontiert. Dass ihm die Reform dieses Bereiches ein großes Anliegen war, zeigt eine ganze Serie von Traktaten, die in rascher Folge um die Mitte der 1790er-Jahre erschienen und sich fast alle mit Problemen des Strafmaßes und der Verbrechensverhütung beschäftigen. Eher allgemein gehalten sind dabei *De mensura poenarum* („Über das Strafmaß"; Trient 1795), *De poenis pecuniariis* („Über Geldstrafen"; Trient 1796), *De poena publicationis bonorum* („Über die Strafe der Güterkonfiskation"; Trient 1796) und *De criminibus avertendis* („Über Verbrechensverhütung"; Trient 1796, [2]1815 [gemeinsam mit *De perduellionis crimine avertendo*, s.u.]). Zu den Traktaten, die sich mit einzelnen Delikten beschäftigen, zählen *De litigatorum mendaciis et temerariis litibus coercendis* („Über die Einschränkung der Lügen der Streitparteien und der mutwilligen Prozesse"; Trient 1793), *De singulari certamine coercendo diatriba novaeque legis rogatio* („Vortrag über die Einschränkung des Duells und Vorschlag für ein neues Gesetz"; Trient 1796) und *De perduellionis crimine avertendo* („Über die Verhütung des Verbrechens des Hochverrats"; Trient 1798, [2]1815).

De criminibus avertendis

Im Folgenden seien exemplarisch die zwei Bücher *De criminibus avertendis* (nach der Ausgabe von 1815) besprochen. Dieser allgemein verständlich gehaltene, in schönem, klarem Lat. verfasste Traktat basiert auf der Idee, dass Vorbeugen wichtiger und besser ist als Strafen. Wie Barbacovi selbst im Vorwort anerkennt, ist das ein alter rechtsphilosophischer Gemeinplatz; doch der Versuch, hiervon ausgehend das Thema Verbrechensprävention monographisch zu behandeln, ist seines Wissens noch nie unternommen worden (S. 3–4). Des Weiteren nennt er einleitend zwei Arten von einschlägigen Maßnahmen, nämlich die Beseitigung der Ursachen der Kriminalität und eine Gesetzgebung, welche die Rechtschaffenheit fördert, und kündigt an, jedem dieser Aspekte ein Buch zu widmen (S. 5–6). Diese Einteilung wird dann allerdings nicht streng durchgehalten.

Das erste Buch plädiert zunächst, da ein großer Anreiz zum Verbrechen in der Hoffnung auf Straflosigkeit bestehe, für konsequente Bestrafung (§ 1). Ein weiterer verbrechensfördernder Übelstand, den es zu beheben gilt, sind schlechte Gesetze (§ 2). Auch die Unsitte des Waffentragens ist zu bekämpfen (§ 3), wie das Barbacovi selbst in seinem Codex (s.o.)

getan hat: *Itaque auctor ego fui, ut vetere sublato edicto novum conderetur, quo armorum usus iterum vetitur.* (S. 12; „Daher sorgte ich dafür, dass die alte Verordnung aufgehoben und eine neue erlassen wurde, durch die das Waffentragen wieder verboten wird.") Wirtshäuser sind als Brutstätten des Sittenverfalls ebenfalls einzuschränken (§ 4), ebenso Glücksspiel (§ 5), nächtliches Herumtreiben (§ 6), Schauspielwesen und Gauklerei (§ 7). Prozesswut ist durch klare Gesetzgebung zu bekämpfen (§ 8), Meineide vor Gericht durch restriktiven Umgang mit dem Eid (§ 9). Weiters sind auch unmäßiger Luxus, daraus erwachsende Armut (§ 10) und Müßiggang zu unterdrücken (§ 11). Schließlich soll man durch internationale Abkommen (§ 12) und Einzug des Vermögens (§ 13) verhindern, dass Verbrecher sich ins Ausland absetzen.

Das zweite Buch befasst sich zunächst mit der Verhinderung einzelner Delikte: Testamentsfälschung (§ 1), Notzucht (§ 2), Abtreibung, Kindstötung und -aussetzung (§ 3). Was die strafrechtlichen Rahmenbedingungen betrifft, werden leicht verständliche Kodifikation in der Muttersprache (§ 4), leistungsabhängiges Gehalt für Richter (§ 5), Publikation der Urteile, möglichst schmerzloser, aber abschreckender Vollzug von Todesstrafen in der Öffentlichkeit (§ 6) und Thematisierung von Verbrechen und Strafen in der Sonntagspredigt empfohlen (§ 7). Danach wendet Barbacovi sich dem öffentlichen Rechtsverständnis und der öffentlichen Moral zu: Um allgemein akzeptiert zu werden, müssen Gesetze mit dem Naturrecht übereinstimmen und zum betreffenden Volk passen. Dieses kann man u.a. mithilfe des Buchdrucks (§ 8) sowie durch das Vorbild der Herrschenden (§ 9) und der Beamten lenken (§ 10). Besonders wichtig wäre aber die richtige Erziehung der Jugend (§ 11) – auch der Mädchen, da die Männer sich dann tugendhaft verhalten würden, um den Frauen zu gefallen (S. 64):

Quot autem et quam praeclara facinora facturi essent multi, ut gratia apud foeminas et auctoritate valerent, si hoc quoque incitamento leges, ut ad virtutem accendantur homines, uterentur!

Wie viele hochberühmte Taten würden viele vollbringen, um bei den Frauen beliebt zu sein und in ihrem Ansehen zu steigen, wenn die Gesetze auch diesen Anreiz nützten, um die Menschen für die Tugend zu entflammen!

Des Weiteren sollte man einen *morum codex* („Sittenkodex") zusammenstellen (§ 12) und eine *morum censura* („Sittenzensur") einführen (§ 13). Auch Literatur (§ 14), Musik und Tanz (§ 15) sollten sittlichen Zielen dienen. Besonders der Adel sollte sich, um gefährlichen Müßiggang zu vermeiden, mit Wissenschaften und Literatur beschäftigen (§ 16, mit Anhang auf S. 111–117 über den Nutzen der genannten Gegenstände). Dabei ist eine Bücherzensur unabdingbar (§ 17), *nam vel unus liber malus intra paucos dies urbes ac provincias peragrat hominumque animos inficit* (S. 80; „denn selbst ein einziges schlechtes Buch durchwandert in wenigen Tagen Städte und Länder und steckt den Geist der Menschen

an“). Ruhm bei der Nachwelt ist ein starker Leistungsanreiz; deshalb sollten Statuen und Bilder verdienter Bürger aufgestellt werden (§ 18). Ein exzellentes Mittel zur Verbrechensprävention ist schließlich die Religion, weshalb philosophische Gottesleugner Barbacovi ein Greuel sind (§ 19). Von gut ausgebildeten Priestern vermittelt (§ 20), spornt sie darüber hinaus auch zu positiven Tugendleistungen an (§ 21). Zum Schluss distanziert Barbacovi sich von utopischen Schriftstellern und betont, er strebe realistische Ziele an (§ 22).

Josephinismus

Der Traktat atmet in jeder Zeile den Geist des Josephinismus. Er versucht im Zeichen von Vernunft und Nützlichkeitsdenken mit seltener Konsequenz, das Volk durch eine Fülle von Vorschriften so zu gängeln, dass es letzten Endes mehr oder weniger freiwillig nach dem allgemeinen Besten strebt. Das klingt in manchen Fällen ausgesprochen human, so etwa, wenn das Problem der Kindstötung durch die Einrichtung von Waisenhäusern mit der Möglichkeit, Kinder anonym abzugeben, gelöst wird (S. 44):

> *Huiusmodi autem crimina antevertuntur, si orphanotrophia ubique instituantur, in quae infantes extra nuptias procreati recipiantur alanturque, nihil autem ii, qui illos deferunt, de illorum ortu aut parentibus profiteri debent.*
>
> Derartigen Verbrechen wird jedoch vorgebeugt, wenn überall Waisenhäuser errichtet werden, wo uneheliche Kinder aufgenommen und aufgezogen werden, diejenigen aber, die sie hinbringen, nichts über ihre Herkunft oder ihre Eltern zu Protokoll geben müssen.

Aus demselben Utilitarismus heraus hat Barbacovi aber andererseits keine Scheu vor Maßnahmen wie der, Zwangsarbeiter regelmäßig zur Abschreckung durch die Straßen führen zu lassen (S. 51):

> *Sint igitur operti catenis, promissa barba, tonso capite, sordida veste induti, ut aspectum sui quam maxime luctuosum miserandumque praebeant, tabellam autem omnes appensam gerant, in qua grandibus litteris scriptum sit: „Hic finis atque exitus criminum est.“*
>
> Sie sollen also ganz von Ketten bedeckt, langbärtig, geschorenen Hauptes, mit schmutzigem Gewand bekleidet sein, um einen möglichst traurigen und erbärmlichen Anblick zu bieten, alle aber sollen eine Tafel um den Hals tragen, auf der in großen Buchstaben geschrieben steht: „Dies ist Ziel und Ende der Verbrechen.“

Religion, Sprachenfrage

Ebenso josephinisch ist Barbacovis – wenn auch mit wohlklingenden Floskeln verbrämte – Reduktion von Religion und Kirche auf das, was Joseph von Sonnenfels „eine Abteilung der Polizei“ nannte: *Utile id autem esse quis neget, cum intelligat,*

quam multos divini supplicii metus a scelere revocet. (S. 91; „Wer wird aber leugnen, dass dies [die Förderung der Religion] nützlich ist, wenn er begreift, wie viele Menschen die Angst vor göttlicher Strafe vom Verbrechen abhält.") Und schließlich macht der gelehrte Jurist auch vor der Sprache nicht halt, die er selbst noch meisterhaft handhabt, wenn er dafür plädiert, Gesetzbücher müssten in der Volkssprache verfasst sein. Das Wichtigste an Gesetzen sei nämlich ihre allgemeine Verständlichkeit: *Non intellegentur autem ab omnibus, si Latine scriptae sint.* (S. 45–46; „Sie werden aber nicht von allen verstanden werden, wenn sie in Lat. verfasst sind.")

Staatskirchentum; Kanonistik an der Universität

Barbacovis eben erwähnte Einstellung zur Kirche bietet eine gute Überleitung zum Kirchenrecht, stand dieses doch während der Aufklärung generell im Zeichen des Staatskirchentums. Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche wurde im 18. und 19. Jh. in seltener Intensität diskutiert (Feine 1972, 573–592), wobei in Österreich der Josephinismus zunehmend „die Staatshoheit zur Kirchenhoheit" (Feine 1972, 574) ausdehnte: Erstmals griff nun der Staat in Bereiche wie Besteuerung des Klerus, kirchliche Jurisdiktion und Vermögensverwaltung ein. Nicht zuletzt verschaffte sich die Obrigkeit auch die Kontrolle über die akademische Lehre der Theologie und der Kanonistik. Was diese betraf, hatte an der Universität Innsbruck die Gesellschaft Jesu schon durch eine Entschließung vom 26. Juli 1749 erheblich an Einfluss verloren (Probst 1869, 150–153), ab 1770 wurde die Lehrkanzel dann überhaupt mit Laien besetzt. Der erste von ihnen war Georg Lakicz, der jedoch nur ein Jahr blieb (Probst 1869, 176).

Joseph Johann Pehem

Sein Nachfolger Joseph Johann Pehem (1740–1799) hatte in Konstanz, Wien und Innsbruck studiert. Als Professor in Innsbruck leitete er seit 1775 nebenher auch das dortige Adelige Kollegium. 1779 trat er in Wien die Nachfolge des Kirchenrechtsprofessors Franz Eybl an. Pehem war ein überzeugter Vertreter der josephinischen Kirchenpolitik und wurde als solcher sogar von Pius VI. exkommuniziert, doch widersetzte sich Wien diesem Schritt (Grass 1951, 169–170; BBKL 7, 136–138).

Disquisitio de consensu parentum

Pehems einzige in Innsbruck entstandene Schrift ist die *Disquisitio historico-iuridica de consensu parentum in nuptiis filiorum filiarumque familias* („Historisch-juristische Erörterung über die Zustimmung der Eltern zur Heirat ihrer Söhne und Töchter"; Innsbruck 1777). Es handelt sich um eine rund 300 Seiten umfassende, stark historisch geprägte Gesamtdarstellung des Rechtes der Eltern, d.h. konkret v.a. des Vaters, gegenüber seinen Kindern, insbesondere bei deren Heirat. In sieben Kapiteln wird die Sachlage im Naturrecht, im hebräischen, römischen, germanischen, im Kirchenrecht und im aktuellen Zivilrecht behandelt.

Im Vorwort entkräftet Pehem den möglichen Vorwurf, er ernte die Früchte fremder Arbeit: Jeder kenne die einschlägigen Meinungen der Gelehrten, eine Gesamtdarstellung sei

jedoch ein Desiderat. Zum Naturrecht fasst er sich kurz: Die Zustimmung der Eltern zu einer Ehe sei nur bis zur Volljährigkeit zwingend erforderlich, danach sei ihr Fehlen zwar bedauerlich, aber kein Hinderungsgrund (Kap. 1). Was das hebräische Recht betrifft, wird die starke Stellung des Familienvaters betont und durch zahlreiche Beispiele aus der Bibel belegt (Kap. 2). Eingeschränkt wurde die Machtfülle des *paterfamilias* dagegen mit der Zeit im römischen Recht (Kap. 3). Anders verhielt es sich im germanischen, wo der Vater, wenn er einer Ehe nicht zugestimmt hatte, sogar seine verheiratete Tochter wieder zurückholen konnte. Allerdings teilte er seine Machtstellung mit der Mutter (Kap. 4). Auch im älteren Kirchenrecht war eine Ehe ohne Zustimmung der Eltern nichtig – der Grundsatz *Matrimonia sunt libera* („Ehen sind frei") hatte sich noch nicht durchgesetzt. Ein Exkurs behandelt die Heirat zwischen Räuber und Geraubter, die kontrovers diskutiert wurde; für Pehem ist auch sie nichtig (Kap. 5). Das neuere Kirchenrecht neigte, laut Pehem deshalb, weil die Kirchenväter nicht mehr richtig verstanden wurden, dazu, Ehen auch ohne Zustimmung der Eltern zuzulassen, wie päpstliche Reskripte zeigen. Auf dem Konzil von Trient konnte ein Mittelweg gefunden werden (Kap. 6). Zum Schluss behandelt Pehem die Macht der Kaiser in Ehefragen und rechtfertigt sie mithilfe der Kirchenväter, päpstlicher Bullen und des CIC. Die diesbezügliche Macht der Kirche hält er für ein Relikt aus den Zeiten des Verfalls des Römischen Reichs (Kap. 7).

Charakteristik

Insgesamt spricht Pehem sich für eine starke Stellung der Eltern aus und tritt für eine Politik der Einmischung seitens der weltlichen Autoritäten ein. Seine Argumentation verrät eine beachtliche Kenntnis der einschlägigen Rechtsquellen sowie der historischen Hintergründe. Im Übrigen kann er sich auf gleichgesinnte Autoren wie Stephan Rautenstrauch (1734–1785) und Paul Josef Riegger (vgl. hier S. 752–753) stützen, die er beide häufig zitiert.

außeruniversitäre Kanonistik: Vogelsanger, *Iurisdictio*

Zu den relativ wenigen Kanonisten, die außerhalb der Universität noch auf Lat. publizierten, gehört Ambrosius Vogelsanger OSM (1750–1826). Der Innsbrucker trat 1770 in den Servitenorden ein, in dessen Innsbrucker Kloster er später Kirchenrecht, Dogmatik und Pastoraltheologie lehrte (an der Universität supplierte er nur gelegentlich Kirchenrecht). Im Jahr 1818 wurde er zum Ordensprovinzial gewählt (Oberkofler 1974, 81). Sein einziges erhaltenes lat. Werk ist die *Iurisdictio episcoporum proxime a deo deducta* („Direkt von Gott abgeleitete Hoheitsgewalt der Bischöfe"; Innsbruck 1779), eine in 67 Paragraphen gegliederte Monographie über die weltliche Macht der Bischöfe.

Nach einer Definition der *iurisdictio episcoporum* (§§ 1–3) befasst sich Vogelsanger zunächst allgemein mit der von der weltlichen Hierarchie getrennten *civitas Dei* („Gottesstaat"; §§ 4–11). Anschließend erklärt er, die Macht Christi sei auf die Apostel – und damit auf die Bischöfe – nicht nach deren eigenem Ermessen, sondern durch den Heiligen

Geist übertragen worden (§§ 12–16), und belegt dies durch Bibel- und Kirchenväterzitate (§§ 17–19). Dann widmet er sich der viel diskutierten Frage nach der Rolle des Petrus im Kreise der Apostel. Vogelsanger glaubt, dass die Nachfolge Christi allen Aposteln gemeinsam verliehen wurde, was er allerdings für mit dem Primat des Papstes vereinbar hält (§§ 20–25). In den §§ 26–27 wird die Dauer des Reiches Christi diskutiert, die §§ 28–30 beinhalten Nachweise für das Ansehen der Bischöfe in Antike und Mittelalter. Es folgt eine Polemik gegen jene Fürsten, die sich nach dem Passauer Vertrag von 1552 zwischen Kaiser Ferdinand I. und den protestantischen Reichsfürsten die ehemaligen Kompetenzen der Bischöfe anmaßten (§ 31). Nachdem Vogelsanger sich in den §§ 32–34 mit Argumenten für die Trennung von *res spirituales* („geistliche Angelegenheiten") und *res temporales* („weltliche Angelegenheiten") auseinandergesetzt hat, kehrt er mit § 35 zu seinem Hauptanliegen zurück, das er bis § 47 verfolgt: der unmittelbaren Übertragung der Macht Christi auf die Apostel und deren Nachfolger. Nach einer Definition der Bischofsweihe (§ 48) wird erklärt, weshalb der Papst hierbei möglichst wenig Kompetenzen haben sollte (§ 49), und die Entwicklung der Bischofswahl von der Antike bis zur Neuzeit dargestellt (§§ 50–54). Im Folgenden werden bereits behandelte Themen wieder aufgegriffen: Die Bischöfe seien durch Christus bestellt (§ 55), vom Papst würden sie nur bestätigt (§ 56). Dieser sei ‚nur' ein Bischof (§§ 58–59), genieße jedoch, u.a. was die Absolution für bestimmte schwere Delikte (*casus reservati*; s. hier S. 584–586) betreffe, eine gewisse Vorrangstellung (§§ 60–64). Die §§ 65–67 rekapitulieren nochmals die in den vorhergehenden Paragraphen angeführten Argumente.

Episkopalismus

Die *Iurisdictio* stellt ein juristisches Gegenstück zu Anton Alderik Jägers wenige Jahre zuvor erschienener, stärker theologisch argumentierender Schrift zu fast demselben Thema (vgl. hier S. 1001–1003) dar. Allerdings ist Vogelsanger nicht so papalistisch eingestellt wie Jäger, sondern trifft sich in der eingeschränkten Rolle, die er dem Papst zuweist, vielmehr mit dem damals einflussreichen Febronianismus. Anders als dieser scheint er jedoch die Vorstellung eines Staatskirchentums im Sinne Josephs II., der die kirchlichen Würdenträger am liebsten zu Religionsbeamten degradiert hätte, abzulehnen. Sein Eintreten für ein starkes, von Rom wie von der weltlichen Macht weitgehend unabhängiges Bischofstum lässt sich am besten als episkopalistisch charakterisieren.

Joseph Anton von Eyrle

Der kirchenrechtlichen Praxis entstammt schließlich eine Schrift des Joseph Anton von Eyrle (Bozen 1759–Trient 1820). Eyrle, der in Innsbruck und Rom Theologie studierte, wurde 1794 zum Domherrn von Trient ernannt. Neben seinem dortigen Kanonikat hatte er später auch eines in Regensburg inne. Zudem unterrichtete er am bischöflichen Seminar in Trient (Oberkofler 1980, Nr. 502).

Humillima expositio

Ende 1789 ließ Eyrle (oder ein von ihm beauftragter Rechtsgelehrter) eine an Joseph II. gerichtete Eingabe drucken: die *Humillima expositio in causa implorantis*

Bartholomaei comitis de Lodron provisi capitularis contra imploratum sacerdotem ab Eyrle provisum apostolicum („Demütigste Darlegung im Falle des Bittstellers Graf Bartholomäus von Lodron, der vom Kapitel belehnt wurde, gegen den belangten Priester von Eyrle, der vom Heiligen Stuhl belehnt wurde"; TLMF, Dip. 411). Diese Eingabe lässt sich der den *gravamina* nahe stehenden Gattung der *supplicationes* („Bittschriften"; vgl. Schennach 2010, 447–481) zurechnen und ist so gewissermaßen ein kanonistisches Gegenstück zum oben besprochenen Schreiben des Trientner Stadtrats an Joseph II. Inhaltlich geht es um die Besetzung eines vakanten Kanonikats in Trient. Eyrles im Titel genannter Konkurrent um diese Pfründe hatte sich an den Kaiser gewandt, der sie ihm in einem Reskript vom 19. Oktober 1789 zusprach. Eyrle versucht nun, den Kaiser zum Widerruf seiner Antwort zu bewegen – offenbar ohne Erfolg: Wie erwähnt, erhielt er sein Trientner Kanonikat erst 1794.

Die Schrift beginnt mit einer ausführlichen Sachverhaltsdarstellung: Der vorherige Besitzer des betreffenden Kanonikates war Karl von Lodron. Als dieser schwer erkrankte, übertrug er die Pfründe auf Widerruf seinem Neffen Bartholomäus. Dieser ignorierte die Vorläufigkeit seiner Position, nahm das Benefiziat schon vor der sich anschließenden endgültigen Wahl des neuen Domherren in Besitz und verweigerte Eyrle, der sich auch darum beworben hatte und vom Papst ernannt worden war, die Einsichtnahme in die Unterlagen. Schließlich wurde er vom Kapitel gewählt, und der Kaiser sprach ihm das Kanonikat zu (1–13). Anschließend werden die rechtlichen Argumente für die Nichtigkeit der Wahl des Grafen aufgezählt. Am wichtigsten ist der Verstoß gegen die sogenannte *regula de viginti* („Regel der 20 [Tage]"), die besagt, dass ein Kanonikat vakant ist, wenn der vorige Inhaber früher als 20 Tage nach seinem Verzicht darauf stirbt. Zudem, so Eyrle, sei dies schon Lodrons drittes Benefiziat, obwohl dieser für ein solches Amt eigentlich noch viel zu jung sei (13–33). Den Schluss macht eine Widerlegung der gegnerischen Argumente, unter denen v.a. die Tatsache schwer wiegt, dass Lodron vom Kapitel mit Stimmenmehrheit gewählt wurde (33–39). Als Anhang folgt noch eine Abschrift des päpstlichen Briefes vom August 1789 (39–43).

Josephinismus

Die Schrift ist v.a. insofern von Interesse, als sie Einblick in die Praxis der Pfründenbesetzung Ende des 18. Jhs. und in das Agieren der beteiligten Instanzen gewährt. Dabei wird klar, wie energisch der josephinische Staat in kirchliche Angelegenheiten hineinregiert: Der Kaiser entscheidet den Streit um das Kanonikat nicht nur kurzerhand per Reskript, er zeigt sich auch gänzlich unbeeindruckt von der Tatsache, dass er sich damit in diametrale Opposition zum Papst begibt.

Von der Revolution 1848 bis heute

Karlheinz Töchterle

Epochenbild

Lat. im Unterricht

Der Einschnitt der Märzrevolution bedeutete auch für den produktiven Umgang mit der lat. Sprache eine gewisse Zäsur. Der österreichische Organisationsentwurf für das Gymnasium aus dem Jahre 1849 von Hermann Bonitz und Franz Exner, mit dem die letzten Reste des alten Jesuitengymnasiums getilgt wurden und der Neuhumanismus auch in Österreichs Schulen, wenn auch verspätet und abgeschwächt, Einzug hielt, verzichtete erstmals explizit auf die aktive Sprachbeherrschung als Hauptziel des Lateinunterrichts und setzte die Kenntnis bedeutender römischer Leistungen auf den Gebieten von Literatur und Politik an seine Stelle. Damit eilte man der Entwicklung in den deutschen Ländern nun sogar voraus, denn dort blieb z.B. in Preußen der lat. Prüfungsaufsatz im Abitur, der in der Hauptsache das Lateinschreiben in der Schule zementierte, noch bis 1890/91 erhalten.[1]

Lat. in bildungspolitischen Diskussionen

Dieser Wandel einer schulischen Zielsetzung ist einerseits Symptom, andererseits aber auch Katalysator einer nun endgültigen Abkehr vom letztlich althumanistischen Ideal lat. Sprachmächtigkeit, der eigentlichen Triebfeder der nlat. Literatur insgesamt. Im Verlauf der hier skizzierten Epoche gerät das Lat. zudem verstärkt in den Sog bildungspolitischer Diskussionen, wobei es bis in die Gegenwart hauptsächlich von konservativen Kräften vereinnahmt wird. Diese konservative Vereinnahmung sicherte ihm seine Dominanz gegenüber dem Griechischen zu Beginn des neuhumanistischen Aufschwungs, spielte eine zentrale Rolle in der Frage der Hochschulberechtigung und damit in der Ausdifferenzierung des Sekundarschulwesens und ist in Österreich bis heute ein taktisches Kalkül in der Diskussion um eine gemeinsame Schule der 10- bis 14-Jährigen. Insofern ist das Lat. in die diese Epoche prägenden und ihr Geistesleben mitbestimmenden ideologischen Gegensätze fast immer zumindest mittelbar involviert, wobei es stets auf der Seite des Hergekommenen und also gegen das Neue steht. An ihm stößt sich v.a. der aufkommende Liberalismus, zu dessen Wesenszügen ganz allgemein das Antiklerikale gehört. Im Speziellen sind für Tirol antikatholische und antijesuitische Strömungen relevant, die sich z.B. am 1855 abgeschlossenen (und 1870 gekündigten) Konkordat reiben konnten. Rom blieb nichts schuldig und legte etwa gegen das kirchlichen Einfluss zurückdrängende Reichsvolksschulgesetz von 1869 Protest ein. Der Liberalismus

1 Vgl. zu den folgenden Ausführungen v.a. Engelbrecht 1982–1988, Bd. 4 und 5; Fontana u.a. 1987; Fontana u.a. 1988.

zeitigte bald eine immer stärker werdende nationale Spielart, die dem Lat. ebenfalls stark zusetzte, am explizitesten vielleicht bei der preußischen Schulkonferenz von 1890, wo Kaiser Wilhelm II. von der Erziehung „junge Deutsche [...] und nicht junge Griechen und Römer" forderte.

Tirol

Viele dieser Strömungen erreichten Tirol allerdings abgeschwächt und verspätet; der Nationalismus erfuhr zudem an dieser Nahtstelle zwischen deutscher und italienischer Kultur spezielle Ausprägungen. Schon die Ereignisse des Frühjahrs 1848 fanden in Tirol nur mäßige Resonanz, am ehesten im intellektuellen Bürgertum. Es ist nur bezeichnend, dass der Kaiser in Innsbruck Schutz suchte und fand. Verstärkend kam hier die Nähe des italienischen Kriegsschauplatzes hinzu, wo die Erfolge Radetzkys ohnehin die kaiserliche Sache stützten, wo sich aber auch der revolutionäre Impetus vornehmlich nationalistisch äußerte und zu Angriffen italienischer Insurgenten auf den Süden Tirols führte, die von den Tiroler Schützen und regulärem österreichischen Militär abgewehrt werden konnten. Erneute Angriffe auf Welschtirol im Gefolge der Kriege von 1859 und 1866 blieben ebenfalls erfolglos, die österreichischen Niederlagen allerdings wirkten sich nachhaltig auf die innere Lage aus, denn sie führten nach einer kurzen neoabsolutistischen Phase erneut und nun auf Dauer zu Verfassungsdiskussionen mit den üblichen Parteiungen und Ideologien.

Kulturkampf

Im Tiroler Landtag behielten, anders als im Wiener Reichsrat, die katholisch-konservativen Kräfte lange ein Übergewicht über die liberal-progressiven, was sich kulturpolitisch besonders deutlich im Widerstand gegen die Toleranz gegenüber den Protestanten und gegen das erwähnte Reichsvolksschulgesetz äußerte. Dieser reichte bis zu Handgreiflichkeiten gegen Organe staatlicher Schulaufsicht in verschiedenen Tiroler Gemeinden; erst 1892 konnte ein entsprechendes Landesschulgesetz verabschiedet werden. So hatte denn auch Tirol seinen Kulturkampf, der etwa 1876 in einer Selbstauflösung des Landtags als Reaktion auf die ministerielle Genehmigung zweier protestantischer Kirchengemeinden in Innsbruck und Meran gipfelte. Herausragende Proponenten dieses Kulturkampfes, der natürlich auch vor der Innsbrucker Universität nicht haltmachte, waren der Brixner Fürstbischof Vinzenz Gasser (1809–1879) auf konservativer und der Bozner Bürgermeister Joseph Streiter (1804–1873) auf liberaler Seite.

Gegen Ende des 19. Jhs. verschoben sich die Fronten, auch durch innere Veränderungen in beiden Lagern. Den starren Klerikalkonservativismus unterwanderten christlich-soziale Strömungen, der Liberalismus andererseits färbte sich zunehmend nationalistisch, blieb dabei aber antiklerikal bzw. antirömisch. Die andernorts erstarkende Arbeiterbewegung fand in Tirol hingegen wenig Resonanz. Wichtigste Folge eines nun freieren und ausgeglicheneren politischen Klimas, als dessen bedeutendster Repräsentant der langjährige Landeshauptmann Theodor Kathrein

(1842–1916) gelten kann, war die Öffnung des Landes mit positiven Wirkungen für seine Kultur und Wirtschaft. Diese Öffnung erfolgte konkret durch neue Verkehrswege in Form von Straßen und Eisenbahnen, aber auch durch den Tourismus, der fremde Menschen und neue Perspektiven ins Land brachte. Reformen in der Landwirtschaft und verstärkte Industrialisierung führten zu einem Wirtschaftsaufschwung, der auch im geistigen Bereich nach der Stagnation des Kulturkampfes neue Kräfte frei machte.

Bildungswesen

Rasch erstarkte das Bildungswesen, die Innsbrucker Universität, die ab 1869 nach Wiedereinrichtung der medizinischen wieder über die vier klassischen Fakultäten verfügte, zog nun Gelehrte und – besonders in der wieder von den Jesuiten geführten Theologie – auch Studierende von weither an, für die Mediziner wurden neue Gebäude geschaffen, und zwischen 1914 und 1924 entstand auch das neue Hauptgebäude am Innrain. In den Gymnasien setzten die Behörden die Anstellung geprüfter Lehrpersonen und damit eine beträchtliche Qualitätssteigerung durch.

Literatur, Kunst

Auch Literatur und Kunst fanden Anschluss an die internationale Entwicklung. Ein Pionier war der liberale Adolf Pichler (1819–1900), in dessen Nachfolge sich um die Jahrhundertwende der Dichterkreis „Jung-Tirol“ herausbildete. Franz Kranewitter und Karl Schönherr lieferten bedeutende Beiträge zum deutschen Drama, die 1902 in Innsbruck gegründete „Exl-Bühne“ wirkte beispielgebend und befruchtend auf ein niveauvolles Volksschauspiel. Ganz dicht am Puls neuer geistiger Strömungen befand sich Ludwig von Ficker, der ab 1910 die *Halbmonatsschrift für Kunst und Kultur*, den *Brenner*, herausgab, in dem er u.a. auch die avantgardistischen Gedichte Georg Trakls publizierte. Auch die bildende Kunst, die sich v.a. nach München ausrichtete, stand hier nicht nach, wobei sich analog zur dramatischen Kunst ein fließender Übergang zu populären und kunsthandwerklichen Zweigen ergab. Schöne Belege hierfür liefern etwa bis heute ansprechende Plakate und Prospekte für die Tiroler Tourismuswerbung.

Lat. auf dem Rückzug

Es versteht sich fast von selbst, dass in dieser allgemeinen und breit gefächerten Aufbruchsstimmung das Verfassen lat. Texte als nicht mehr zeitgemäß empfunden wurde. Das Lat. zog sich daher noch mehr in Residuen zurück, zu Vertretern der katholischen Kirche und in einige Winkel der Wissenschaft, auch hier vornehmlich in solche der Theologie. Dort blieb etwa in der Dogmatik Lat. noch bis in die späten 1960er-Jahre Vorlesungssprache, während es in den meisten anderen Disziplinen schon seit der josephinischen Ära zunehmend durch Deutsch ersetzt worden war.

Erster Weltkrieg, Teilung Tirols

Die Katastrophe des Ersten Weltkrieges zerstörte nicht nur die Monarchie, sondern auch das über mehr als ein halbes Jahrtausend gewachsene regionale Gebilde Tirols. Die längst erhobene Forderung der Trentiner nach Autonomie hatte um 1900 einer Teilerfüllung nahe geschienen, als man an eine italienische Sektion der

Landesregierung in Trient dachte, entsprechende Pläne aber scheiterten, sodass die Radikalisierung auf beiden Seiten voranschritt. Sie führte auf italienischer Seite bei einigen Extremisten zur Forderung nach der Brennergrenze, die Italien dann im Londoner Vertrag von 1915 für seinen Kriegseintritt zugesagt wurde. Man hoffte in Deutschtirol zwar noch auf den neunten der 14 Punkte umfassenden Erklärung des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, wonach die Grenze zu Italien den „klar erkennbaren Linien der Nationalität" folgen solle, der Staatsvertrag von St. Germain schrieb die Abtrennung Südtirols dann aber fest.

Lat. in der Ersten Republik und im Ständestaat

Die Bildungspolitik der Ersten Republik war einerseits – wie schon in der ausgehenden Monarchie – von der deutschen Reformpädagogik, andererseits von der aufstrebenden sozialdemokratischen Schulpolitik bestimmt. Beide waren (auch) gegen den Neuhumanismus und den Primat der Alten Sprachen gerichtet. Führender Kopf der Reformbewegungen war der Sozialdemokrat Otto Glöckel (1847–1935), der in seinen politischen Funktionen auch die nötigen Machtmittel in Händen hielt. Er fand v.a. in Richard Meister (1881–1964), einem Klassischen Philologen und Erziehungswissenschaftler und für Jahrzehnte bestimmenden Teilnehmer am pädagogischen Diskurs in Österreich, einen mächtigen Gegenspieler. Glöckels Bemühungen um eine einheitliche Unterstufe im Sekundarbereich (noch heute Thema und Zankapfel der österreichischen Bildungspolitik) führten in den auf das Mittelschulgesetz von 1927 hin im Jahre 1928 erlassenen Lehrplänen erstmals zu lateinlosen Anfangsjahren im Gymnasium sowie zu einer Ausweitung der mit weniger Lateinstunden ausgestatteten Formen des Realgymnasiums. Einiges davon wurde im Ständestaat ab 1934 revidiert, wobei ein verstärkter Sprachunterricht und in ihm eine Aufwertung des Lat. ganz explizit als Mittel der Auslese dienen sollten. Auch das 1934 mit Rom abgeschlossene Konkordat war dem Lat. förderlich.

Anschluss

Der Anschluss an das nationalsozialistische Deutschland beendete diesen kurzen, für die lat. Literatur Tirols praktisch bedeutungslos gebliebenen Versuch, die ehemalige Stellung des Lat. zumindest im Kanon der Schule zu retten. In Deutschland war das humanistische Gymnasium 1936 abgeschafft worden, die Lehrpläne des Jahres 1938 brachten eine generelle Politisierung des Unterrichts und verstärkten die schon seit langem wirkenden nationalistischen (und damit jedenfalls auch gegen das Schulfach Lat. gerichteten) Tendenzen nochmals erheblich. Verschärfend traten antisemitische, antiintellektuelle und in Tirol speziell auch antiklerikale Züge hinzu.

Italianisierung im Süden

In den italienischen Teilen des Landes Tirol begann der Faschismus bereits bald nach der Eingliederung in das Königreich Italien zu wirken: 1922 ergriff Mussolini die Macht. Die durchgehende und überaus brutale Italianisierung, die sich zudem nicht selten antik-römischer Versatzstücke und sogar römischer Dichterworte bediente, war einem lateinfreundlichen Klima auf Seite der Unterdrückten



Abb. 170: Siegesdenkmal auf dem Siegesplatz in Bozen mit lat. Inschrift.

nicht förderlich, zumal mit dem Bündnis mit Nazideutschland ab 1936 und den Umsiedlungsmaßnahmen ab 1939 der nationalistische Druck noch verstärkt wurde (vgl. Abb. 170).

Nachkriegszeit

Nach 1945 schloss man in den verschiedenen Besatzungszonen Österreichs an unterschiedliche Vorkriegszustände an, z.T. wirkten erstaunlicherweise aber auch Lehrpläne und Stundentafeln aus der NS-Zeit nach. So begann in Ostösterreich der Lateinunterricht wie in der nationalsozialistischen „Oberschule für Jungen" erst in der dritten Klasse des Gymnasiums, Griechisch in der fünften, während man in Westösterreich sogar im Realgymnasium zum grundständigen Lat. des Ständestaates zurückkehrte. Eine Vereinheitlichung erfolgte erst durch das Schulgesetzeswerk von 1962, das als längste Form den sechsjährigen Lateinunterricht im Gymnasium sowie verschiedene Kurzformen einrichtete. Da stehen wir noch heute, wenn auch mit immer wieder erfolgten Kürzungen der Wochenstundenanzahl.

die letzten Jahrzehnte

Ab den 60er-Jahren des 20. Jhs. lässt sich eine verstärkte Kritik am humanistischen Bildungsideal feststellen, die von verschiedenen Quellen gespeist wurde. Sie drängte die Alten Sprachen immer weiter zurück, sodass sie ihre Rolle als typenbildendes Element eines humanistischen Gymnasiums verloren. Auch der Ersatz des Lat. durch die Volkssprachen in der katholischen Liturgie im Zuge des Zweiten Vaticanums kann als Erscheinungsform einer generellen Tendenz der Lateinfeind-

lichkeit verstanden werden. Es handelt sich hier um Symptome eines allgemeinen Bedeutungsverlustes, den das antike Erbe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlitt. Dessen Hüter reagierten mit Gegenmaßnahmen: einmal mit einer Ausweitung, ja Aufhebung des Kanons klassischer Literatur und dem verstärkten Einbezug der mittelalterlichen und neuzeitlichen Latinität, dem auch diese Literaturgeschichte ihre Entstehung verdankt, dann mit der Hinwendung zu den vielfältigen Rezeptionsprozessen der antiken Kulturen, die auch im modernen Kulturbetrieb nicht abrissen. Im schulischen Bereich treten als Argumente neuerdings die Basisfunktion des Lat. als Kulturfach und seine guten Dienste für die angestrebte Mehrsprachigkeit im europäischen Bildungsraum hinzu. Vielleicht führt auch eine gewisse Sehnsucht sozial aufsteigender Schichten nach den alten Bildungsgütern des Bürgertums zum Wunsch, sich wieder mit dem lat. Erbe zu beschäftigen. Auch die Reaktion auf unübersehbare Ökonomisierungstendenzen in der Bildung verhilft scheinbar zweckfreien und daher ‚reinen' Bildungs- und Kulturelementen, unter denen das Lat. heute firmiert, zur Möglichkeit des Fortbestehens.

Stefan Tilg

Dichtung

Übersicht

Lat. Dichtung wird in Tirol weit über das Revolutionsjahr 1848 hinaus verfasst, ja es gibt Beispiele bis in die unmittelbare Gegenwart. Es ist offenbar der ästhetische Wert, der das Lat. als Möglichkeit gelehrter Dichtung auch noch in der Moderne bewahrt hat. Dabei zeichnet sich allerdings eine Zäsur zwischen dem 19. und dem 20. Jh. ab. Zum einen sinken Quantität und teilweise auch Qualität der Produktion seit ca. 1900 beträchtlich. Zum anderen ist in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. insofern noch eine ungleich größere gesellschaftliche Relevanz der lat. Dichtung gegeben, als sie hier meist von Personen verfasst wird, die *nicht* hauptberufliche ‚Lateiner' sind: Die zu besprechenden Beispiele umfassen einen Juristen und Privatgelehrten, eine Schriftstellerin sowie drei Priester. Die Beispiele des 20. Jhs. beschränken sich dagegen auf einen Lateinfachmann des Vatikans, zwei Lateinlehrer und einen ehemaligen Lateinstudenten. Aus all diesen Gründen kann das 20. Jh. hier vergleichsweise kurz behandelt werden. Geographisch fällt auf, dass sämtliche Autoren bis auf einen südlich des Brenners beheimatet sind. Die nach dem weitgehenden Verlust institutioneller Bedeutung auf ihre private Pflege verwiesene lat. Schriftstellerei hatte in der italienischen Kultur und dem deutschen Grenzbereich zu dieser offenbar noch einen größeren Stellenwert als im Norden Tirols.

Gelegenheitsdichtung von Francesco Moar

Der erste hier zu besprechende Autor ist der Trientner Francesco Moar (1817–1893), von dessen Jugendwerken bereits die Rede war (vgl. hier S. 922–923). In dieser Epoche schrieb er Gelegenheitsgedichte zu verschiedenen Anlässen, z.B. auf die neu erbauten Wasserleitungen Trients (*De aquaeductibus Tridenti*; o.O. 1850) oder auf die Hochzeit seiner Nichte Aloisia Moar (*Doctori Paulo Ballardini et Aloisiae Moar sponsis*, „Für die Brautleute Dr. Paolo Ballardini und Aloisia Moar"; Trient 1884). Auch das Familiengrab in Trient schmücken zwei religiöse Gedichte aus seiner Feder. Hier sei als Beispiel eine kleine Elegie vorgestellt, die Patriotismus, Zeitgeschichte und individuelles Empfinden reizvoll verbindet. Das Gedicht entstand anlässlich der Umleitung der Etsch 1858, die bis dahin mitten durch Trient floss und nun um die Stadt herumgeführt wurde. Damit wurde einerseits Platz für die moderne urbane Entwicklung Trients geschaffen – es wurden u.a. der Bahnhof der 1859 neu erbauten Brennerbahn, Palazzi der Stadtverwaltung und große Hotels gebaut; andererseits verloren die Trientner aber auch ein Stück ihrer alten Identität. Dieses Gefühl bringt Moar dadurch zum Ausdruck, dass er in seinem *Athesi supremum Tridenti vale* („Lebewohl Trients an die Etsch"; Trient 1858) die Stadt Trient

selbst über ihren Verlust sprechen lässt. Sie leitet das eigentliche Lebewohl an die Etsch mit einer düsteren Ausmalung ihres Niedergangs über die Jahrhunderte ein und endet mit einer Klage, die eigentlich jene des Dichters ist:

Urbs praeclara fui, sed iam iam sidus iniqua
Fulgens luce mihi tristia fata parat.
Arcem habui et turres triginta exsurgere vidi,
Splendoris testes et monumenta mei.
Diruta nunc atris squallent mea castra ruinis,
Iamque minax pendet moenibus excidium.
Quodque mihi argentum montes aurumque ferebant,
Visceribus tellus celat avara suis.
Tu quoque fraternis, Athesis, divulsus ab ulnis,
Tramite mutato, moenia nostra fugis!
Sic voluit fatum, ut prisco viduata decore,
Amplexu caream, frater amate, tuo.
Haec, Athesis, suprema tibi soror oscula mittit
Moesta, vale heu cari fluminis unda, vale!
Vosque valete meos, fluctus, qui saepe dolores
Murmure lenistis mellifluentis aquae!

Ich war eine herrliche Stadt, doch schon bereitet mir ein feindlich schimmernder Stern ein trauriges Schicksal. Eine Burg hatte ich und dreißig Türme[1] sah ich aufsteigen, Zeugen und Denkmäler meines Glanzes. Nun starren meine eingefallenen Festungen in schwarzen Ruinen, schon hängt über den Mauern drohender Untergang. Was die Berge mir früher an Gold und Silber brachten, verbirgt die Erde geizig in ihrem Leib. Auch du, Etsch, aus meinen Schwesterarmen gerissen, hast deinen Lauf geändert und fliehst meine Mauern! Das Schicksal wollte, dass ich meiner alten Zierde beraubt werde und deiner Umarmung, geliebter Bruder, entbehre. Dies, Etsch, sind die letzten, traurigen Küsse, die dir deine Schwester schickt. Leb wohl, ach, Wasser des teuren Flusses, leb wohl! Lebt wohl, Wellen, die ihr so oft meinen Schmerz mit dem Rauschen eures süß fließenden Wassers gelindert habt.

Der einleitende Hintergrund allgemeinen Verfalls ist zwar stark übertrieben, um den Abschied von der Etsch noch trauriger wirken zu lassen, aber ein bisschen Wahrheit steckt schon dahinter: mit der *arx* („Burg") ist wahrscheinlich die dahin-

1 Trient soll der Legend nach 30 Türme („trenta torri") besessen haben, wovon manchmal auch der Name der Stadt abgeleitet wurde.

gegangene weltliche Macht der Fürstbischöfe von Trient angesprochen (vgl. *arx* im Sinn von „Herrschersitz" z.B. bei Nep. Tim. 3,3), und der im Mittelalter bedeutende Bergbau um Trient (vgl. z.B. Hägermann/Ludwig 1986, 13–14; Pfiffer 1990) war auch schon längst Vergangenheit. Die Vermenschlichung und Verschwisterung von Trient und Etsch (gemäß dem lat. Genus von *Athesis* ist sie im Gedicht ein „Bruder") wirken im Zusammenspiel mit dem der Klage angemessenen elegischen Distichon rührend. Zu beachten ist, dass diese Elegie, wie auch die übrigen Gelegenheitsgedichte Moars, nicht nur eine Privatsache des Autors war, sondern durch Ein- und Zweiblattdrucke zumindest in Trient weitere Verbreitung fand. Das Stadtbürgertum bildete damals noch ein Publikum für zeitgenössische lat. Dichtung.

Luisa Anzoletti

Ein ähnliches Publikum ist auch für Luisa Anzolettis (1863–1925) hexametrisches Kleinepos über den Patron Trients, den Hl. Vigilius, anzunehmen. Anzoletti (vgl. Ambrosi 1894, 304–306; Bandini Buti 1941, 41–42), wohl die einzige Dichter*in*, die einen Beitrag zur lat. Literatur auf dem Gebiet des historischen Tirol geleistet hat, stammte aus einer Trientner Musikerfamilie und interessierte sich von Kind an für verschiedene Künste, v.a. die Literatur. In ihrer Jugend begann sie, sich selbst der schönen und der kritischen Schriftstellerei zu widmen. 1889 zog sie mit ihrer Familie nach Mailand, wo sie neben ihrer literarischen Tätigkeit auch ehrenamtlich als Helferin in Kranken- und Waisenhäusern arbeitete. Sie schrieb neben italienischer und – v.a. zu Beginn ihrer Laufbahn – lat. Dichtung kritisch über Geschichte, Frauenbewegung, Kunst, Religion und Philosophie. Darüber hinaus arbeitete sie an zahlreichen literarischen Zeitschriften mit. Zu ihrer Zeit war sie eine der geachtetsten Schriftstellerinnen Italiens. Sie war u.a. Ehrenmitglied der Accademia dell'Arcadia in Rom. Zu ihren literarischen Freunden gehörten Größen der italienischen Literatur wie z.B. Giovanni Verga.

In Sanctum Vigilium

Das Werk, um das es hier geht, stammt aus Anzolettis Trientner Zeit, in die auch die Hauptphase ihrer lat. Dichtung fällt. Anzoletti lernte Lat. im Privatunterricht bei ihrem gelehrten Onkel Emanuele Bazzanella. Ihre Lieblingsautoren sollen Vergil und Horaz gewesen sein, und zumindest auf ihre Vergilkenntnis werden wir noch zurückkommen. Mit 21 Jahren schrieb sie eine lat. Elegie (*In mortem Reverendissimi Ioannis Baptistae Zanellae*; Trient 1884, zitiert nach Ambrosi 1894, 304) auf den Ende 1883 verstorbenen Erzpriester von S. Maria Maggiore in Trient, Giovanni Battista Zanella – der übrigens eine eindrucksvolle Gestalt gewesen sein muss, denn auch der unten besprochene Cristoforo Cattani hat ihm zwei Gedichte gewidmet. Im folgenden Jahr veröffentlichte Anzoletti ebenfalls in Trient mit dem hier vorzustellenden Kleinepos auf den Hl. Vigilius in 561 Hexametern ihr lat. Hauptwerk, eine außerordentliche Leistung einer hochbegabten 22-Jährigen. Der Anlass war das 1500-jährige Jubiläum der auf das Jahr 385 festgesetzten Wahl von Vigilius zum Bischof von Trient. Darauf bezieht sich auch der Titel: *Per il XV cen-*

tenario (385–1885) della elezione di S. Vigilio alla sede episcopale di Trento. Versi latini e italiani (Trient [1885]). Dem Werk ist eine italienische Paraphrase im Endecasillabo beigegeben, der dank Dante als heroisches Äquivalent zum lat. Hexameter gelten kann. Mit 978 Versen ist diese freie Übersetzung trotz der relativen Kürze des Endecasillabo wesentlich länger als das Original, was die Erzählung zerdehnt und dem literarischen Wert eher abträglich ist. Der Haupttext ist aber ohnehin der lat., und nur dieser steht hier zur Diskussion. Am Ende des insgesamt 70 Seiten umfassenden Büchleins finden sich noch acht Seiten Anmerkungen mit diversen Erklärungen zu Geschichte und Legende. Hier wird zu Beginn auch das angenommene Datum der Bischofswahl von Vigilius, 385, ausführlich gegen andere Vorschläge verteidigt. Das Epos selbst dramatisiert das legendenhafte Leben des Hl. Vigilius, auf dessen Nacherzählung an dieser Stelle verzichtet werden kann, weil Vigilius mit seinen Briefen an Simplicianus und Johannes Chrysostomos in dieser Literaturgeschichte schon gewürdigt wurde (vgl. hier S. 31–32). Kommen wir also gleich zum Inhalt von Anzolettis Werk. Der Stoff macht es der Dichterin nicht leicht, weil die Legende keinen elaborierten narrativen Faden bietet. Dementsprechend springt die Erzählung oft von Szene zu Szene und von Vigilius-Preisung zu Vigilius-Preisung. Andererseits kann diese Unstetigkeit auch als Reiz verstanden werden. Eine gewisse Buntheit und Diskontinuität lag schon in der Antike in der Natur des Kleinepos. Aufbaumäßig lässt sich grob sagen, dass der im letzten Drittel erzählte Kern von Vigilius' Martyrium im ersten Drittel durch das Martyrium der ‚Nonsberger' Märtyrer präfiguriert wird. Dazwischen steht die Szene von Vigilius' Besuch bei seiner Mutter, über die noch mehr zu sagen sein wird.

Vigilius zieht von Rom nach Trient. Wo immer er sich hinwendet, tritt er als Sieger ohne Waffen und Blutvergießen auf. Er siegt durch das Kreuz und die Botschaft Christi (V. 1–21). So missioniert er auch das Trentino: Die alten verderblichen Kulte und ihre Anhänger werden vertrieben; das befreite Land atmet auf (V. 22–50). Das schwere Schicksal der Trentiner Heimat: Sie trägt die Last der Kriege gegen die Germanen; auch die Pest hat sie heimgesucht (V. 51–61). Vigilius heilt alle Wunden und seine Herde vermehrt sich stetig; seine Mission erstreckt sich bis zum Gardasee; er kommt wie die Morgenröte. Auch das Nonstal bewundert ihn, als er die Leichen seiner Märtyrergenossen (die ‚Nonsberger Märtyrer' Sisinnius, Martyrius und Alexander) birgt. Über diese wird mehr erzählt (V. 62–97). Eher stürzt die Welt zusammen, als dass die Genossen des Vigilius in Vergessenheit geraten. Was trieb diese Märtyrer an (V. 98–118)? Die Wildheit des damaligen Nonstals; das Staunen der Natur über die Taten der Märtyrer. Sisinnius trägt als ältester die Verantwortung. Satan empört sich über den von Sisinnius errichteten Altar Christi und holt zum Gegenschlag aus. Am Beginn des Frühlings veranstaltet die heidnische Bevölkerung des Nonstals ein Fest zu Ehren der Getreidegöttin Ceres. Die

Christen nehmen daran nicht teil, worauf Stimmen aus der Hölle die Heiden vor dem Zorn der Ceres warnen. Sie drängen die Christen zum Opfer, doch diese weigern sich weiter. Die Heiden misshandeln Sisinnius, der sich schützend vor seine Gemeinde stellt, und knüppeln ihn und seine zwei jugendlichen Begleiter zu Tode (V. 119–198). Keine Mutter und keine Schwester steht den Märtyrern bei, nur eine Verräterin ist zugegen (V. 199–209). Ein Sturm zeugt von Gottes Zorn und flößt den Heiden Furcht ein. Auftritt von Vigilius im Nonstal, der sich auf die Suche nach den Märtyrern gemacht hat. Er beklagt ihren Tod, preist ihren Triumph im Jenseits und prophezeit ihre Hilfe für die lombardische Liga in der Schlacht von Legnano 1176 gegen Kaiser Friedrich Barbarossa (V. 210–251).[2] Die Volksmenge zeigt sich von Vigilius' Rede beeindruckt. Vigilius birgt die Gebeine der Märtyrer und begründet ihre Verehrung. Er kehrt nach Trient zurück, wo er weiterhin segensreich wirkt (V. 252–265). Schließlich nimmt Vigilius Abschied von Trient, um „heimzugehen" und selbst das Martyrium zu erleiden. In einer Ansprache an die trauernde Stadt ruft er zu Gottvertrauen in den bevorstehenden schwierigen Zeiten auf. Die deutsche Reformation wird großes Unglück bringen, aber das Konzil von Trient ein segensreicher Neubeginn sein (V. 266–293). Als Vigilius Trient verlässt und durch die Wildnis zieht, veranlasst ihn seine Frömmigkeit, vorher noch ein letztes Mal seine Mutter Maxentia zu besuchen. Diese lebt als Einsiedlerin in einem später nach ihr benannten Ort (Santa Massenza) am Tobliner See (im Text *lacus Maianus*), unweit von Trient: ein *locus amoenus*. Maxentia kommt ihm entgegen und freut sich über das Wiedersehen. Sie ahnt offenbar schon Vigilius' Entschluss, da sie auf seinen Eingang ins Himmelreich anspielt. Vigilius tröstet sie und verweist auf die Freuden, die ihm bald zuteilwerden. Maxentia ist betrübt, doch zeigt sie Verständnis: Gottes Wille soll geschehen (V. 294–373). Nun erscheinen plötzlich auch die zwei jüngeren Brüder des Vigilius, die mit ihm gezogen sind und ebenfalls das Martyrium erleiden möchten. Maxentia prophezeit ihnen, dass ihre Zeit noch nicht gekommen ist: Sie werden Vigilius dadurch helfen, dass sie seinen Leichnam bergen und zurückbringen (V. 374–398). Was vermag die himmlische Liebe – und wie nichtig ist die irdische (V. 399–411)! Vigilius steht auf einem Joch, von dem er in das von

2 Die historische Erklärung dazu wird in einer Anmerkung gegeben. Sie folgt dem Mailänder Chronisten Galvano Fiamma (1283–1344): Das Kriegsglück neigte sich schon Barbarossa zu, als 900 junge Mailänder heldenhaft schworen, eher zu sterben als das Kriegsheiligtum (den „Carroccio") der lombardischen Liga preiszugeben. Zum selben Zeitpunkt wurde gesehen, wie vom Grab der Nonstaler Märtyrer drei Tauben aufstiegen und sich auf dem Carroccio niederließen (wie die Beobachter dieses Mirakels die Tauben auf den knapp 200 km Luftlinie zwischen dem Nonstal und Legnano verfolgen konnten, bleibt unklar). Vielleicht enthält diese Passage auch einen nationalistischen Unterton. Die Schlacht von Legnano galt im Risorgimento nämlich als Symbol italienischen Widerstands. Die 1847 als Kampflied der italienischen Freiheitsbewegung entstandene heutige Nationalhymne Italiens, *Fratelli d'Italia*, bezieht sich in der vierten Strophe auf diese Schlacht („Dovunque è Legnano").

allen Seiten abgeschottete Rendenatal (Val Rendena) hinunterschaut. Als er sieht, wie die Bevölkerung den heidnischen Kult des Saturn feiert, erfasst ihn großer Schmerz. Er eilt herab, stürmt durch die verdutzte Volksmenge und reißt die Saturnstatue von ihrem Sockel, sodass sie in den nahen Fluss fällt. Daraufhin stellt er sich selbst auf den Sockel und verkündet die Botschaft Christi. Das Volk empört sich nach anfänglichem Zögern. Es attackiert Vigilius und steinigt ihn (V. 412–475). Die Kunde seines Todes erreicht Trient, das in Klage und Trauer ausbricht. Vigilius' jüngere Brüder ziehen ins Rendenatal und bergen seinen Leichnam, der in der Dunkelheit der Nacht hell leuchtet. Das Volk zerstreut sich reumütig. Ein von Flammen umstrahlter Engelchor erscheint beim Aufheben des Leichnams. Vigilius wird im Trientner Dom bestattet, wo er auch heute, 1500 Jahre später, noch liegt und über seine Herde wacht (V. 476–503). Die Nachlässigkeit der Trientner hat zu Beschädigung und Verfall des – zum Zeitpunkt der Abfassung wegen Renovierungsarbeiten geschlossenen – Doms geführt. Vigilius soll zu einer schnellen Wiedereröffnung anspornen (V. 504–526). Vigilius, der Patron Trients: So oft hat er schon geholfen; möge er es auch weiterhin tun (V. 527–561)!

Quellen und Freiheiten

Die Frage nach den Quellen dieses Werks ist im Einzelnen nicht leicht zu beantworten – vielleicht, weil Anzoletti einiges auch frei erfindet. In ihren Anmerkungen (63) nennt sie die *Acta Sanctorum* (Jun. V, 163A–168B), die eine Version der im 6.–9. Jh. entstandenen *Passio Sancti Vigilii* (s. hier S. 32) wiedergeben, die oben genannten Briefe von Vigilius und Trientner Heimathistoriker, von denen Giuseppe Frapporti (*Della storia e della condizione del Trentino nell'antico e nel medio evo*, 3 Bde.; Trient 1840–1841) und der ebenfalls schon genannte Giovanni Battista Zanella, der auch als Autor in Erscheinung trat (*Orazione in onore di San Vigilio* [Trient 1845]; *La festa di San Vigilio* [Trient 1853]), namentlich erwähnt werden. Dazu kann man wohl auch mit der Kenntnis weiterer, auf der *Passio* beruhender, Versionen der Vigiliuslegende rechnen, z.B. jener in der *Legenda aurea* und im *Liber epilogorum* des Bartholomäus von Trient (vgl. Gentilini 2000; Gobbi 2000, jeweils mit Editionen; vgl. hier S. 33–34. All das gibt aber letztlich nur ein paar Grunddaten der Legende vor. Anzolettis Erzählung dichtet viel Eigenes hinzu und scheint aus den bekannten Quellen nicht einfach ableitbar zu sein. Aufschlussreich zu Anzolettis freier Arbeitsweise ist z.B., wie aus der dürren Bemerkung *instigante hoste antiquo* („der alte Feind stachelte dazu an") der *Acta Sanctorum* (165A) die Beschreibung des sich empörenden Satan gemacht wird. Dazu kommt – dem epischen Medium gemäß – ein gehöriges Maß an Dramatisierung und Szenenschilderung. In der *Passio* hört Vigilius z.B. noch in Trient vom Saturnkult im Rendenatal und sieht ihn nicht erst von einer Anhöhe herab. Eine Reihe von anderen Elementen ist in der *Passio* nicht einmal angedeutet, so z.B. das Taubenwunder oder die zentrale Szene des Besuchs von Vigilius bei seiner Mutter. Zwar kennt die Legende diese

grundsätzlich (vgl. *Acta Sanctorum* Apr. III, 772B–773E), doch trägt sie zu unserer Szene nicht mehr als ihren Wohnort bei.

Vigilius' Besuch bei seiner Mutter

Wenn man in einer dicken Literaturgeschichte nur eine einzige Autorin hat, ist man versucht, in ihrem Schreiben ein feminines Element zu suchen. Vielleicht kann man ein solches tatsächlich in der hervorgehobenen Rolle der Mütter in Anzolettis Kleinepos finden. In der Erörterung, was die Nonstaler Märtyrer antrieb (V. 106–118) heißt es u.a., dass ein „heftiges Begehren" *(vehemens ardor)* die Knaben „aus den Armen ihrer Mütter riss" *(maternis abstulit ulnis);* bei ihrem Martyrium wird dann betont, dass weder Mutter noch Schwester zugegen waren (V. 199: *Sed nec mater ibi fuit, heu, neque ibi soror ulla*; vielleicht nach Tib. 3,5–7), was ihren Tod noch grausamer machte. Und schließlich haben wir nach der Erzählung von den Nonstaler Märtyrern, gewissermaßen den zweiten Teil des Werks einleitend, die lange (V. 294–373) und offenbar frei erfundene Szene von Vigilius' Besuch bei seiner Mutter, die vor seinem eigenen Martyrium eingeschaltet ist. Diese Szene gehört zu den stärksten des Gedichts, und wenn tatsächlich ein feminines Schreiben die eine Seite der Erklärung dafür ist, zeigt die gelehrte Intertextualität auch eine andere, die zum Gelingen des ganzen Konzepts maßgeblich beiträgt. Dazu aber mehr im Anschluss an die zwei Ausschnitte, die Anfang und Ende des Besuchs zeigen, die Freude der Mutter über das Wiedersehen einerseits und den zwiespältigen Abschied andererseits (V. 305–321; 359–371):

Est in secessu laeto lacus: ardua crebris
Hinc pendet scopulis rupes, patet inde sub alpe
Late arvum, silvis clivorum ac scena coruscis,
Caeruleaque lacus devexo margine lympha;
Maianus nomen, Maiae de nomine dictus.
Hic ubi florentes ripas viva alluit unda,
Glauca domos circum sepitque ubi tegmine oliva,
Afflictam magnos postquam suscepit honores
Filius, hic vitam genitrix in pace trahebat.
Ergo quum ille viam per opaca crepuscula carpit,
Ipsa propinquanti subito fuit obvia mater:
Restitit, atque oculos lacrimis suffusa nitentes,
Bracchia protendit, coepitque hanc fundere vocem:
„Non ego, nate, equidem tam laeto in sole putabam
Hanc nobis surrexe diem: quum sidera coeli,
Quum loca nota preces me solam iterare videbant,
Unquam tanta mihi lux non arrisit in orbe.
Venisti tandem! nec me spes cara fefellit!"

[…]
Sic memorat largoque humectat flumine vultum.
Ast contra genitrix oculos demissa profatur:
„Omnipotens Pater, alme Deus, superum atque hominum rex,
Num ne unquam dura est nobis tua facta voluntas?
Unquam ausi sumus anne tuam praenoscere mentem?“
Conticuit simul et trepidante obmutuit ore
Cunctaque mirifice per noctem in luce refulsit.
Dein breviter magna illum voce affata tuentem:
„Vade“, ait, „o felix coeli pietate! – quid ergo
Martyris ardentem fando nunc demoror aestum?
Vade, age, et aeternum moriens fer ad astra triumphum.
Sic tibi quae arridet ne me via fallat euntem
Neve animus, nec spes, iam nunc tua praemia, nate!“
Haec ait illacrimans digressu invicta supremo,
Pallentem in tenebris conversa ad sidera vultum.

Es gibt einen See in beglückender Einsamkeit: Auf der einen Seite hängt eine steile Felswand mit zahlreichen Klippen, auf der andern öffnet sich unter der Alpenhöhe eine weite Flur, ein Schauplatz von Hängen mit wiegenden Wäldern und der See voll bläulichem Nass an seinem abschüssigen Saum. Sein Name kommt von Maia und ist Maianus. Hier, wo muntere Wellen die blühenden Ufer bespülen, wo grüngraue Olivenbäume mit ihrem Dach die Häuser rings umschließen, hier fristete Vigilius’ Mutter in Frieden ihr missliches Leben, nachdem ihr Sohn große Ehren empfangen hatte. Als dieser sich nun seinen Weg durch die tiefe Dämmerung bahnte, kam ihm die Mutter gleich selbst entgegen: Sie blieb stehen, ihre Augen glänzten von Tränen, sie streckte ihre Arme aus und begann so zu sprechen: „Niemals hätte ich gedacht, mein Sohn, dass mir dieser Tag mit einer so freudigen Sonne aufsteigt! Als die Sterne am Himmel, als diese vertrauten Orte mich allein meine Gebete wiederholen sahen, hat mir niemals ein so helles Licht auf der Welt gelacht. Endlich bist du gekommen! Meine innige Hoffnung hat mich nicht getäuscht!“
[…]
So mahnt er und benetzt sein Antlitz mit einem Strom von Tränen. Aber dagegen spricht die Mutter, indem sie die Augen zu Boden schlägt: „Allmächtiger Vater, gnädiger Gott, König der Himmlischen und der Menschen: Fiel es mir jemals zu schwer, wenn dein Wille geschah? Oder habe ich jemals gewagt, deiner Einsicht zuvorzukommen?“ Da schwieg sie und verstummte mit zitternden Lippen. Ihr ganzer Leib strahlte auf wundersame Weise durch die Nacht. Dann sprach sie ihn, der sie anblickte, kurz und mit lauter Stimme an: „Geh“, sagte sie, „o du durch die Gnade des Himmels Glücklicher! – Was halte ich denn den brennenden Eifer des Märtyrers durch meine Worte zurück? Auf, geh und trage durch

deinen Tod einen ewigen Triumph zu den Sternen! Bleibe es auch mir nicht versagt, den Weg zu beschreiten, der dir zulacht, nicht der Mut, nicht die Hoffnung und die Belohnung, die dir, mein Sohn, schon jetzt sicher ist!“ Dies sprach sie unter Tränen, vom letzten Abschied nicht besiegt, und in der Dunkelheit wandte sie ihr blasses Antlitz zum gestirnten Himmel.

Imitation und Originalität; klassische Haltung

Der *locus amoenus* am Tobliner See, das Wechselbad der Gefühle der Mutter und die Ruhe vor dem Sturm des Martyriums, all das macht diese Szene eindrucksvoll. All das ist aber auch klassischen Mustern verpflichtet. Vergil ist Anzolettis Hauptvorbild, gelegentlich inspiriert sie sich auch an den neronisch-flavischen Epikern. Obwohl es im Einzelnen nur wenige Verse gibt, die nicht teilweise von klassischen Modellen angeregt sind,[3] ist das Ganze Anzolettis eigene Erfindung – ein schönes Beispiel für eine gelungene Verbindung von Traditionsgebundenheit und Originalität. Besonders interessant ist diese Verbindung, wenn es nicht nur um die Adaption von Phrasen, sondern von Szenen und Motiven geht. So sind Züge der Alpenkulisse am Tobliner See nach der libyschen Küste gezeichnet, an die es Aeneas und seine Gefährten am Beginn von Vergils *Aeneis* verschlägt (vgl. V. 305–308 mit Aen. 1,159–166). An Land trifft Aeneas später dann tatsächlich auch seine Mutter Venus (Aen. 1,314–417), die er in ihrer Verkleidung als Jägerin freilich erst erkennt, als sie schon verschwunden ist. Das Wiedersehen von Mutter und Sohn in Anzolettis Erzählung verdankt mehr – vielleicht sogar seine Grundidee – dem Wiedersehen von Vater Anchises und Sohn Aeneas in der Unterwelt von Aen. 6 (vgl. die Erleichterung über das lang ersehnte Kommen in V. 321 mit Aen. 6,687 und 6,691; dazu noch das Ausstrecken der Arme in V. 316 mit Aen. 6,685). Vor diesem Hintergrund nimmt es nicht wunder, dass das kleine Epos trotz seines christlichen Inhalts in vielem eine klassische Haltung einnimmt, die mit der prosaischen Legende vom Hl. Vigilius wenig zu tun hat. Unsere Beispielszene, in der ein *pius Vigilius* nach dem Muster des *pius Aeneas* hervortritt, fehlt in der Legende ganz. Eine Abweichung im

3 V. 305–308: Verg. Aen. 1,159–166 *est in secessu longo locus* […]; V. 308: Ov. met. 9,334 *est lacus adclivis devexo margine formam*; V. 311–312: Verg. Aen. 2,92 *adflictus vitam in tenebris luctuque trahebam*; V. 313: Ov. met. 14,122 *dumque iter horrendum per opaca crepuscula carpit*; V. 315: Verg. Aen. 1,228 *et lacrimis oculos suffusa nitentis*; V. 316: Verg. Aen. 6,685: *palmas utrasque tetendit*; V. 321: Verg. Aen. 6,687 *venisti tandem*; 6,691 *nec me mea cura fefellit*; V. 359: Verg. Aen. 1,631; 8,79; 9,324 *sic memorat*; Verg. Aen. 1,465 *largoque umectat flumine vultum*; V. 360: Verg. Aen. 1,561 *Dido vultum demissa profatur*; V. 361: Verg. Aen. 1,65; 2,648; 10,2; 10,743 *divum pater atque hominum rex*; V. 363: Stat. Silv. 1,2,178 *praenoscere mentem*; V. 364: Verg. Aen. 6,141 *obmutuit ore*; V. 367: Verg. Aen. 3,466 *vade, ait, o felix nati pietate*; V. 371: Verg. Aen. 9,271 *iam nunc tua praemia, Nise*; V. 372: Verg. Aen. 9,303; 11,29 *sic ait inlacrimans*; V. 373: Sil. 9,168 *tum iuvenis maestum attollens ad sidera vultum*.

Detail ist das „missliche Leben“ (V. 311–312: *afflictam* […] *vitam*), das Maxentia in der Idylle des Tobliner Sees führt: in ihrer Vita in den *Acta Sanctorum* (s.o.) ist Maxentia eine glückliche Einsiedlerin; ihr Leid ist offenbar vermittelt durch das Modell von Anchises in der Unterwelt, vielleicht auch durch Odysseus’ elenden Vater Laertes aus dem letzten Buch der *Odyssee*.

Cristoforo Cattani

Vom bürgerlichen ins geistliche Milieu führt uns eine Sammlung von Gedichten aus der Feder von Cristoforo Cattani (1811–1887; vgl. Ambrosi 1894, 175–176). Der aus Denno im Nonstal stammende Cattani studierte am Priesterseminar Trient und wurde 1835 zum Priester geweiht. Dies und seine 1862 erfolgte Ernennung zum Dekan von Ala erklären das Zustandekommen des hier vorgestellten Büchleins. Zu Cattanis 50-jährigem Priesterjubiläum (ein gern bedichteter Anlass, wie Cattanis eigene Gedichte und die unten besprochene Vita Papst Leos XIII. von Mathias Missi beweisen) tat der ihm untergebene Klerus des Dekanats nämlich etwas, was auch heute noch als Alternative zu einer Festschrift gilt: Er veröffentlichte die „Kleinen Schriften“ oder in diesem Fall vielmehr die kleinen lat. Gedichte, die Cattani in den Jahren zuvor zu verschiedenen Anlässen geschrieben und als Ein- oder Zweiblattdrucke publiziert hatte. Dieser Kontext ist auch im etwas umständlichen Titel der 1886 in Ala erschienenen Sammlung festgehalten: *Reverendissimo Domino Domino Cristophoro Cattani decurioni Alensi faustum quinquagesimum sacerdotii annum peragenti eius nonnulla carmina pignus amoris et reverentiae subiectus clerus laetus edit et offert* („Dem Ehrwürdigen Herrn, Herrn Cristoforo Cattani, Dekan von Ala, der das 50. Jahr seines Priesteramts glücklich vollendet, einige seiner Gedichte, die als Beweis der Liebe und Verehrung der untergebene Klerus herausgibt und darbringt“).

Metrik; Entstehungszeitraum

In dem 66-seitigen Bändchen sind insgesamt 33 Gedichte Cattanis versammelt, eingeleitet von einem (nicht weiter interessanten) Gratulationsgedicht an ihn im elegischen Distichon. Cattani selbst verwendet drei verschiedene metrische Formen: die von ihm besonders geschätzte sapphische Strophe (17 Mal), das elegische Distichon (elfmal) und die alkäische Strophe (fünfmal). Die meisten der Gedichte sind also Oden, und diese tragen in der Regel auch die Bezeichnung *ode*. Nur gelegentlich ist stattdessen von einem *hymnus* oder einem *carmen* („Lied“) die Rede. Das formale Vorbild für die Gedichte im hohen Odenton ist natürlich Horaz. Aus den Anlässen und Datierungen geht hervor, dass die einzelnen Stücke im Zeitraum von 1872 bis 1886 entstanden sind, mit einer Konzentration in den 80er-Jahren, also im hohen Alter des Autors.

Inhalt, Aufbau

Sämtliche Gedichte haben Personen zum Gegenstand. Die Sammlung lässt sich insofern auch als eine dichterische Prosopographie verstehen. Die meisten Personen sind irgendwie mit der Diözese Trient verbunden, eine Reihe sogar mit Cattanis engerer Heimat Ala. Der Sitz im Leben ist in den Titeln der Gedichte klar durch

den jeweiligen Anlass bezeichnet, die meisten sind überdies datiert. Das einzige Beispiel ohne unmittelbaren Anlass ist die Auftaktode über den Besuch des Hl. Karl Borromäus in Ala, übrigens auch das einzige Beispiel für eine nicht-zeitgenössische Person als Thema eines Gedichts. Diese Ode wurde wohl an den Beginn der Sammlung gestellt, um Ala durch die Präsenz eines Heiligen zu schmeicheln und der dort erschienenen Sammlung eine höhere Weihe zu verleihen. Insgesamt folgt die Anordnung der Gedichte dem Prinzip absteigender geistlicher Würde: von einem Heiligen und einem Papst am Beginn zu fünf Nicht-Geistlichen am Ende, wobei ein dreijähriges Kleinkind den Abschluss macht. Nur die Bischöfe von Trient scheinen aus lokalpatriotischen Gründen vor dem Kardinals- und dem Erzbischofsstand eingereiht worden zu sein. Die folgende Auflistung enthält alle Personen bzw. Anlässe in der Reihenfolge der Sammlung:

1. Besuch des Hl. Karl Borromäus in Ala 1565. – 2. Tod von Papst Pius IX. 1878. – 3. Tod des Trientner Bischofs Benedikt von Riccabona (reg. 1861–1879). – 4. Wahl von Giovanni Giacomo della Bona zum Bischof von Trient (reg. 1879–1885). – 5. Amtsantritt von Bischof Giovanni Giacomo della Bona 1880. – 6. 70. Geburtstag von Bischof Giovanni Giacomo della Bona. – 7. Tod von Bischof Giovanni Giacomo della Bona 1885. – 8. 25. Jahrestag des Todes von Bischof Johann Nepomuk von Tschiderer zu Gleifheim (reg. 1834–1860) 1860. – 9. Tod von Kardinal Friedrich zu Schwarzenberg, Erzbischof von Salzburg (reg. 1835–1849) und Prag (reg. 1849–1885) 1885. – 10. 50-jähriges Priesterjubiläum des Mailänder Erzbischofs Luigi Nazari di Calabiana 1881. – 11. Einweihung des Denkmals für Antonio Rosmini (1792–1855) in Rovereto 1879. – 12. Besuch am Grab des einstigen Generalvikars der Diözese Trient Giacomo Freinadimetz (1794–1860) in Arco 1885. – 13. Tod von Cattanis ehemaligem Lehrer am Priesterseminar Trient, Peter Paul Rigler (1796–1873).[4] – 14. 25-jähriges Jubiläum der Ernennung des apostolischen Protonotars und Ehrenprälaten Andrea Strosio (1812–1882) zum Erzpriester von San Marco in Rovereto 1876. – 15. Tod von Andrea Strosio. – 16. Gegen den postumen Vorwurf häretischen Gedankenguts bei Andrea Strosio 1883. – 17. Erster Jahrestag des Todes von Andrea Strosio. – 18. Tod von Domenico Amech (1818–1880), dem zweiten Direktor (1851–1880) des 1842 gegründeten fürstbischöflichen Instituts für Taubstumme in Trient. – 19. 50-jähriges Priesterjubiläum von Giovanni Bertanza (1810–1889), Lehrer am Gymnasium Rovereto, später Direktor der Biblioteca cittadina 1884. – 20. 50-jähriges Priesterjubiläum von Giovanni Battista Zanella (1808–1883), Erzpriester von Santa Maria Maggiore in Trient und Gründer des ersten Kindergartens von Trient 1882. – 21. Tod von Giovanni Battista Zanella. – 22. Einweihung des Denkmals des Trentiner Bildhauers Andrea Malfatti (1832–1912) für

4 Entgegen allen übrigen Quellen haben die *Nonnulla carmina* das Todesdatum 1875. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Druckfehler.

den Erzpriester von Riva Giuseppe Ciolli da Stenico (1824–1877) an der Piazza San Rocco in Riva. – 23. 50-jähriges Priesterjubiläum von Luigi Gentilini (1812–1900), Erzpriester und Dekan von Calavino. – 24. Tod des 102-jährigen Priesters Donato Malossini da Pranzo (1783–1885). – 25. 50-jähriges Priesterjubiläum eines Franziskanerbruders Giuliano aus Alessandria 1883. – 26. Primiz von Luigi Oggioni und Domenico Camponovo, Sodalen der Kongregation der Figli di Maria immacolata, in Monza 1881. – 27. Primiz von Giovanni Mauro aus Monza, Sodale der Kongregation der Figli di Maria immacolata, 1882. – 28. Primiz von Giuseppe Simonini 1886 in Ala. – 29. Erster Jahrestag des Todes des Trientner Barons Simone Cresseri (1800–1880) auf seinem „Castello alla Pietra". – 30. Erster Jahrestag des Todes der Gräfin Antonia Marzani 1882. – 31. Tod des Nonstaler Politikers Giovanni de Pretis (1799–1872) aus Cagnò. – 32. 25. Jahrestag des Todes des Arztes Luigi de Pretis aus Cagnò 1886. – 33. Tod der dreijährigen Teodorina Valero, Tochter von Vittorio Valero und Teodora Valero aus der Adelsfamilie der Gresti di Ala 1876.

häufige Anlässe, beliebte Personen und Personengruppen

Die größte Gruppe von Anlässen bilden mit 16 Beispielen Todesfälle und Gedenken an solche. Verwandt damit sind drei Gedichte über Denk- und Grabmäler. Eine deutlich hervortretende Gruppe bilden sonst nur noch Jubiläen und Feste im Leben von Priestern: siebenmal lesen wir von Priesterjubiläen, dreimal von einer Primiz. Mehrere Personen werden mehrfach bedichtet, aber niemand so oft wie zwei jeweils viermal gerühmte: einerseits der Trientner Bischof Giovanni Giacomo della Bona, in dessen Amtszeit die Entstehung der meisten Gedichte fällt; andererseits der apostolische Protonotar und Ehrenprälat Andrea Strosio (1812–1882), ein Anhänger Rosminis und enger Freund Cattanis (vgl. Ciresola 1955). Überhaupt sind Antonio Rosmini (1792–1855) und der Kreis seiner späteren Freunde und Verehrer in Cattanis Sammlung sehr präsent: ersterer in der Ode auf Rosminis Denkmal in Rovereto (Nr. 11); letztere nicht nur durch die Gedichte auf Andrea Strosio (Nr. 14–17), sondern z.B. auch durch jene auf Peter Paul Rigler (Nr. 13), der in Trient Mitglied des von Rosmini gegründeten Istituto della Carità wurde und dieser Kongregation bis 1835 vorstand, oder auf Giovanni Bertanza (Nr. 19), der wie Strosio die philosophische Lehre Rosminis verbreitete und verteidigte. Der enorme geistesgeschichtliche Einfluss Rosminis im Trentino des 19. Jhs. lässt sich auch an Cattanis Gedichtsammlung ablesen.

Beispiel 1: Einladung zum Besuch am Grab

Als Beispiel greife ich hier eines der originellsten Stücke heraus, nämlich Nr. 12: Darin lädt Cattani den ihm untergebenen Klerus an einem bestimmten Termin zum gemeinsamen Besuch des Grabes des einstigen Generalvikars der Diözese Trient, Giacomo Freinadimetz (1794–1860), in Arco ein. Die Einladung zu einer gemeinsamen Unternehmung mutet zunächst beinahe neoterisch-catullisch an (vgl. z.B. Catulls Einladung zum Essen in carm. 13), doch der hohe Ton und die Art der Unternehmung weisen von Anfang an auf ein geistliches Anliegen:

Cantius nobis lacrymata quinque
Lustra post mortem genii stupendi
Ducet: ut supra tumulum precemur
Ibimus Arcum.

Cantius[5] führt uns die tränenreichen fünf Lustren herauf, die seit dem Tod des erstaunlichen Genius vergangen sind: wir werden nach Arco gehen, um über seinem Grab zu beten.

Andere mögen freudige Ereignisse feiern, so Cattani sinngemäß weiter, wir aber wollen andächtig darum bitten, dass Freinadimetz einen Platz im Himmel erhält:

[…] *misero benignus*
Quisquis in flammas precibus tremendas
Ingerit lympham reseratque portam
Carceris atri!

[…] wohltätig erweist sich dem Beklagenswerten jeder, der mit seinen Gebeten Wasser in die schrecklichen Flammen schüttet und die Pforte des schwarzen Kerkers öffnet!

Formulierung und Wortwahl suggerieren hier, dass Freinadimetz' Seele jetzt noch in den Flammen schmort und dass Gebete ihn davon befreien können – eine poetische Variation aufs Fegefeuer, die theologisch deshalb nicht ganz ernst zu nehmen ist, weil sie im Zusammenhang einer zunehmend grotesken Bildlichkeit in diesem Gedicht steht. Weiter heißt es, dass böse Zungen (üble Nachrede ist ein öfter wiederkehrendes Thema bei Cattani) dem Grab fernbleiben sollen. Dann macht die Vorstellung des Dichters einen Zeitsprung und versetzt sich in den letzten Strophen direkt ans Grab, wo die plötzlich sprechenden Gebeine des Verstorbenen dem eingeschüchterten Klerus seine Pflichten einschärfen:

„Diligat clerus pudibunda, vitet
Otium, incumbat studiis, dolenda
Perferat fortis, speciem dolosam
Horreat asper.“

5 Johannes von Krakau, nach seinem Geburtsort Kęty auch „Cantius“ genannt. Sein Gedenktag war damals der 20. Oktober (Freinadimetz' Todestag). Erst seit der Kalenderreform von 1969 ist es der 23. Dezember.

Dixerant: bustum tremuit; per ossa
Pallidus currit timor, ac suave
Gaudium invadit docilis profunda
Viscera cordis.

„Der Klerus schätze das Schickliche, er meide Müßigkeit und obliege den Studien. Was zu erleiden ist, ertrage er tapfer, und jeder Anschein von Trug sei ihm verhasst." So sprachen die Gebeine, und das Grab zitterte. Ein bleicher Schrecken durchläuft die Knochen; süße Freude dringt in die Tiefen des gelehrigen Herzens.

Die Ode nimmt also einen unerwarteten Verlauf. Sie beginnt als scheinbar harmlose Einladungsnote und endet mit einer poetischen Nekromantie, in der der Dichter den einstigen Generalvikar aus dem Grab heraus seinen Klerus ermahnen lässt. Starke Bilder und freier Flug der Gedanken vereinen sich hier mit Witz und eleganter Diktion.

Erfolg; Auftragsdichtung

Cattanis literarische Fähigkeiten und sein Erfolg lassen sich nicht zuletzt daran ablesen, dass er in seinem Wirkungsbereich auch zu einem gefragten Auftragsdichter wurde. Eine Reihe von Gedichten des Sammelbandes ist nicht in seinem, sondern im Namen anderer verfasst: In Nr. 13 unterzeichnen die Schüler von Peter Paul Rigler am Trientner Priesterseminar; in Nr. 18 die Gemeinschaft der Taubstummen in Trient; in Nr. 23 der Luigi Gentilini untergebene Klerus; in Nr. 25 der Provinzial der Franziskaner; in Nr. 26 und 27 die Kongregation der Figli di Maria immacolata; schließlich in Nr. 33 die Eltern des verstorbenen Mädchens.

Beispiel 2: Tod eines Mädchens

Das letztgenannte kurze Gedicht ist ein außergewöhnlicher Abschluss der Sammlung und zeigt, dass Cattani ganz verschiedene Register beherrscht. Am Ende eines Büchleins meist hochtönender und optimistischer Preisungen verdienter Männer überrascht es durch seinen Gegenstand, seine Schlichtheit und seine offene Thematisierung von Schmerz und Verlust. Vielleicht ist es gerade deshalb eines der eindrucksvollsten Gedichte der Sammlung:

Parvula coelestis divis socianda choreis
Dum terram linquis, pectora nostra secas!
Si Christo placuit Divinum tollere Donum,
Ipse, rogant miseri, tristia corda levet.
Parentes

Du Kleine im Himmel, die du jetzt mit den göttlichen Scharen verkehren sollst: Während du die Erde verlässt, zerschneidest du unsere Brust! Wenn es Christus gefiel, das göttliche Geschenk wegzunehmen, möge er selbst – darum bitten wir Elende – auch die traurigen Herzen erleichtern.

Die Eltern

Cattanis literarische Leistung

Cattani hatte vielleicht nie eine Sammlung seiner Gedichte geplant, doch das vorliegende Werk ist wohlgeordnet und der oder die Herausgeber haben Cattanis Dichtungen zu einem Gesamtwerk gemacht. So entstand eine originelle Sammlung von Momenten aus dem Leben einer überwiegend regional begrenzten und geistlich definierten Personengruppe. Vielleicht kann die weitere Forschung zeigen, dass es eine Reihe von Werken mit diesen Charakteristika gibt. Bis dahin darf man zumindest damit spekulieren, dass Cattani und seine Redakteure mit den *Nonnulla carmina* einen innovativen Beitrag zur nlat. Literaturgeschichte geleistet haben.

Frömmigkeitsdichtung: Oberkofler und Missi

Eine andere Art geistlicher Dichtung repräsentieren die Werke der Südtiroler Priester Anton Oberkofler (1828–1912) und Mathias Missi (1815–1894). Beide wirkten v.a. in Bozen, Oberkofler seit 1862 als Gründer und verantwortlicher Redakteur des konservativ-katholischen *Südtiroler Volksblattes* (später *Tiroler Volksblatt*), Missi seit 1873 als Spitalpfarrer (vgl. ÖLB 7, 186–187 bzw. Gasser 4, 259–260). Eine gemeinsame Neigung zu kirchlicher Dichtung und das Bestreben, damit die Frömmigkeit der Jugend zu heben, machten sie zu Koautoren von drei teils umfangreichen lat. Werken, nachdem Oberkofler allein mit einem schmalen Bändchen den Anfang gemacht hatte. Abgesehen vom ersten Teil eines Gratulationsbandes zum 50-jährigen Priesterjubiläum von Papst Leo XIII. (s.u.) kann das lat. Lebenswerk von Oberkofler und Missi als eine fortlaufende dichterische Frömmigkeitsvermittlung gesehen werden. Die Entwicklung und Abhängigkeit der Hauptwerke sieht wie folgt aus: 1866 veröffentlichte Anton Oberkofler in Salzburg einen *Libellus precum rhythmicus* („Rhythmisches Gebetsbüchlein"), der 1869 in Bozen eine zweite Auflage erlebte. Dieses Büchlein von fast ausschließlich trochäischen (aber nicht immer quantitierenden) christlichen Hymnen zum Tages- und Jahreslauf wurde später vollständig in den ersten Teil des von Oberkofler und Missi gemeinsam verfassten, 1883 in Bozen erschienenen *Florale poeseos Christianae* („Blumengarten christlicher Dichtung")[6] inkorporiert. Das *Florale* lässt sich als *opus magnum* und als eine Synthese des Gesamtwerks der beiden Dichter verstehen: Der erste Teil weist zurück, indem er das von Oberkofler 1866 erprobte Konzept, den Ablauf der Zeit durch Dichtung zu gliedern, fortführt und erweitert. Der zweite Teil, ein versifizierter Katechismus, bringt das zentrale religionspädagogische Anliegen der Autoren auf den Punkt. Der dritte Teil, ein metrischer Heiligenkalender, weist insofern voraus, als er seinerseits in die letzte gemeinsame Publikation von Oberkofler und Missi, das 1890 in Innsbruck erschienene *Calendarium poeticum* („Poetischer Kalender") inkorporiert wurde. Vorher erschien 1887 in Innsbruck noch die oben erwähnte Gratulationsschrift Oberkoflers und Missis für Papst Leo

6 Das Substantiv *florale*, klassisch nicht belegt, ist eine Rückbildung aus dem Plural *floralia* (z.B. bei Varro rust. 1,23,4), „Blumengarten".

XIII. *Memoriale iubilaei sacerdotalis summi pontificis Leonis XIII.* („Denkschrift zum Priesterjubiläum des höchsten Papstes Leo XIII.“), deren zweiter Teil neue Gedichte über fromme Themen enthält. Schließlich wurde das *Calendarium* 1912 noch einmal neu aufgelegt, sodass sich die gesamte dichterische Produktion der beiden Autoren über fast 50 Jahre erstreckt. Oberkofler und Missi sind damit dank ihres religionspädagogischen Eifers die konstantesten und emsigsten lat. Dichter unserer Epoche. Im Lauf der Zeit ist auch ihr dichterisches Selbstbewusstsein gewachsen: Auf dem Titelblatt des *Memoriale* von 1887 stellen sie sich als Dichter des *Florale* vor; auf jenem des *Calendarium* von 1890 als Dichter des *Florale* und des *Memoriale*. Dieses Selbstbewusstsein drückt sich auch in den repräsentativen Drucken seit dem *Florale* aus. Während Oberkoflers 1866 publizierter *Libellus* noch ein wenig sorgsam gestaltetes Heftchen war, bieten das *Florale* und seine Nachfolger auch dem Auge etwas: Die Texte sind schön gesetzt, in Seitenumrahmungen eingeschlossen, mit Initialen geschmückt, durch Vignetten gegliedert etc. Ein Grund für das zunehmende Selbstbewusstsein könnte neben der schieren Arbeitsleistung zumindest z.T. auch die ‚Nobilitierung‘ der Metrik sein: Oberkofler hatte in seinem dichterischen Erstling nach dem Vorbild christlicher Hymnen noch ausschließlich trochäische Maße bzw. einmal ein jambisches Maß verwendet. Im entsprechenden Teil des *Florale* finden sich daneben bereits auch Hexameter und elegische Distichen. Ab dem zweiten Teil des *Florale* verwenden die Autoren dann nur noch Hexameter (oft mit leoninischem Binnenreim) und Distichen.

Florale poeseos Christianae

Für eine Charakterisierung der lat. Dichtung von Oberkofler und Missi ist es vorteilhaft, vom 1883 erschienenen *Florale* auszugehen. Oberkoflers *Libellus* braucht hier erst gar nicht behandelt zu werden, weil er ganz im *Florale* aufgegangen ist. Der dritte Teil des *Florale* leitet zum *Calendarium* von 1890 über. Danach werden einige zusätzliche Bemerkungen zur Anlassdichtung des *Memoriale* genügen, um einen Eindruck vom Schaffen der beiden Dichter zu gewinnen. Der Titel *Florale poeseos Christianae* wird in einem Vorwort an den „geschätzten Jüngling“ (*Dilecte iuvenis*) durch ein Motto aus dem Hohelied (6,1) illustriert und anschließend erklärt. Das Motto lautet: *Dilectus meus descendit in hortum suum ad areolam aromatum, ut in hortis pascatur et lilia colligat.* („In seinen Garten ging mein Geliebter, zu den Balsambeeten, um in den Gartengründen zu weiden, um Lilien zu pflücken.“) Der Garten, von dem hier die Rede ist, wird mit dem „Blumengarten der Seele“ des Lesers gleichgesetzt (*florale animae tuae*). Die einzelnen Blumen sind die christlichen Tugenden, die für den Bräutigam der Seele, Jesus Christus, gepflegt werden müssen, damit er sich an ihnen erfreuen und sie dereinst pflücken kann. Diesem Ziel entsprechend ist das Werk in drei Teile gegliedert: Aus den Quellen von Hymnen, Gesängen und frommen Gebeten (*hymnis, canticis et precibus*) soll das göttliche Wasser zum Wachsen gespendet werden (Teil 1); ein Katechismus soll

die Samen der christlichen Lehre in die Beete pflanzen, damit sie prächtig aufgehen und schlussendlich ins Paradies verpflanzt werden können (Teil 2); schließlich sollen in einem Heiligenkalender Beispiele besonders erfolgreicher ‚Gärtner' zur Nachahmung gegeben werden (Teil 3). Die drei Teile haben jeweils ihre eigene Seitenzählung (272 + 207 + 128 Seiten) und ein eigenes Titelblatt.

Divi modulamina cantus precesque piae

Der erste Teil heißt *Divi modulamina cantus precesque piae* („Melodien göttlichen Gesangs und fromme Gebete"). Er ist der Frömmigkeitsübung gemäß dem Ablauf der christlich gegliederten Zeit gewidmet und in die Sektionen Tag, Woche, Monat und Jahr unterteilt. Die Sektionen zum Tages- und Jahreslauf folgen in ihrer Grundstruktur einem Stundenbuch bzw. den Festen des Kirchenjahrs (letztere weiter geordnet nach der Anbetung Gottes, der Verehrung Marias und der Verehrung der Heiligen). Diese Sektionen inkorporieren, manchmal leicht verändert, das Material von Oberkoflers *Libellus.* Der erste Hymnus im *Libellus* beginnt z.B. mit der Strophe *Solis luce veni! / Stilla ros de coelis / In zephyro leni / Advolare velis!* („Aus dem Licht der Sonne komme, lass Tau aus dem Himmel tropfen. In einem sanften Westwind mögest du heranfliegen!") und ist allgemein für die Adventszeit vorgesehen. Im *Florale* finden wir den Hymnus mit anderer Zeilenanordnung – jeweils zwei Kurzzeilen sind zu einer Langzeile zusammengezogen – unter dem 2. Adventsonntag des Jahreslaufs eingeordnet (171). Darüber hinaus fügt das *Florale* aber noch viel Neues hinzu, neben Dichtung auch Prosaabschnitte, die dem Leser Gebete und geistliche Meditationen vorgeben. Fast zur Gänze in Prosa ist die Sektion zum Monatslauf, in der für jeden Tag eine Meditation über ein durch einen Bibelvers eingeleitetes Thema ausgeführt wird; nur am Ende finden sich Aperçus zur Passion Christi in elegischen Distichen. Die Sektion zur Einteilung der Woche folgt einer der in der christlichen Tradition wechselnden Zuordnungen heilsgeschichtlicher Themen (meist Personen) zu den einzelnen Wochentagen (vgl. dazu z.B. Jungmann 1957; Schreiber 1959). Das hier verwendete Schema – Sonntag: Trinität; Montag: Hl. Geist; Dienstag: Schutzengel; Mittwoch: Hl. Joseph; Donnerstag: Hl. Sakrament; Freitag: Passion Christi; Samstag: Maria – stimmt vielleicht nicht zufällig genau mit jenem des (deutschen) Volkslieds *Ave Maria* überein, das in Ludwig Erks populären *Deutschen Liederhort* aus dem Jahr 1856 eingegangen ist (Nr. 203). Insgesamt ergibt sich so ein buntes Prosimetrum, in dem einerseits Anleitungen, traditionelle Gebete (z.B. die Lauretanische Litanei S. 97–98) und meditative Übungen in Prosa, andererseits Gebete, Hymnen und Meditationen in Versen stehen. Als Vorbilder sind u.a. das den Priestern wohlvertraute *Breviarium Romanum* und die darin enthaltenen Hymnen (vgl. dazu z.B. Schulte 1920), die christliche Hymnik i.A., Meditationsliteratur vom Typ der ignatianischen Exerzitien sowie diverse volkstümliche Gebetbücher zu nennen – von Letzteren scheint übrigens auch der Titel *Florale* inspiriert, denn ‚blumige' Titel

sind ein Kennzeichen dieser Tradition: Man denke z.B. an den *Hortulus animae* („Gärtlein der Seele"; Nürnberg 1505) oder an Wilhelm Nakatenus' *Himmlisch Palm-Gärtlein* (Köln 1662), das populärste jesuitische Gebetbuch, das bis ins 20. Jh. neu aufgelegt wurde. Gerade die jesuitische Tradition des Gebetbuchs setzte in hohem Maße das Element der Meditation ein (vgl. Schrott 1937, 228–229), das wir auch bei Oberkofler und Missi wiederfinden.

Catechismus poeticus

Der zweite Teil des *Florale* trägt den Titel *Catechismus poeticus iuxta Catechismum Beati Petri Canisii elaboratus* („Poetischer Katechismus, nach dem Katechismus des Seligen Petrus Canisius ausgearbeitet"). Die Wahl von Canisius' Katechismus bedarf keiner besonderen Erklärung. Er war im deutschen Sprachraum so populär, dass „Canisius" zu einem Synonym von „Katechismus" werden konnte. Darüber hinaus kommt von Canisius vielleicht auch die Anregung, dem gebetbuchartigen ersten Teil des *Florale* einen katechetischen zweiten Teil hinzuzufügen. Canisius selbst verfasste nämlich neben seinen berühmten Katechismen auch Gebetbücher, und er war der erste, der diese beiden Typen von Texten breitenwirksam miteinander verband (vgl. Schrott 1937, 211–217). Der poetische Katechismus von Oberkofler und Missi ist durchgängig im elegischen Distichon verfasst. Er ist jedoch keine Versifikation von Canisius' Text, sondern folgt dem Vorbild nur im grundsätzlichen Aufbau: I. *De fide* („Über den Glauben"), II. *De spe* („Über die Hoffnung"), III. *De charitate* („Über die Liebe"), IV. *De sanctis sacramentis* („Über die heiligen Sakramente"), V. *De iustitia Christiana* („Über die christliche Gerechtigkeit"), mit einer Appendix *De quatuor novissimis* („Über die vier letzten Dinge"). Innerhalb dieses Schemas wird zwar die katechetische Frage- und Antwortform eingehalten, doch sind die einzelnen Fragen und Antworten andere als bei Canisius. Im Grunde haben Oberkofler und Missi ein neues Werk nach Canisius' Schema gedichtet. Die Fragen bilden die Überschriften bzw. Themenvorgaben für Abschnitte in Distichen von variierender Länge, in denen die ‚Antwort' gegeben bzw. das Thema ausgeführt wird. Dabei wird zwar wie bei Canisius viel gelehrt, doch in den dichterischen Variationen des Themas geht der Inhalt oft auch über nüchterne Dogmatik hinaus. Manchmal haben die einzelnen Stücke epigrammatischen Charakter – was durch die relative Kürze der Abschnitte und das Versmaß nahe liegt –, manchmal auch erzählerischen, z.B. in den Ausführungen zum vierten Artikel des Glaubensbekenntnisses („Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben"): Die Antwort wird hier für eine ausführliche und dramatische Erzählung der Passionsgeschichte verwendet (36–62), die sich zu einem autonomen Werkteil verselbständigt. Man vergleiche nur den Spannungsaufbau durch die Ausmalung der Szenerie am Beginn des Letzten Abendmahls (37):

Ante Parasceven, dum feria quinta recedit,
Ad mensam Iesus discipulique sedent.
Adsidet et pariter Iudas, qui prodere Iesum
Proposuit Domino cuncta sciente suo.

Vor dem Rüsttag, als der fünfte Tag zu Ende geht, sitzt Jesus mit den Jüngern bei Tisch. Auch Judas sitzt da, der sich vorgenommen hat, Jesus zu verraten. Sein Herr weiß bereits alles.

Hauptlaster

Auch wo mehr oder weniger gelehrt wird, entsteht durch das gekonnt gehandhabte Metrum ein gewisser Reiz, so z.B. in der in zwei Distichen gegebenen Antwort auf die Frage, was die sieben Hauptlaster sind (171):

Dira recensentur capitalia crimina septem:
1. Fastus, 2. avarities, 3. luxuriaeque lues,
4. Invidiae rabies, 5. usus vinique cibique
Immoderatus, 6. atrox ira, 7. quiesque pigra.

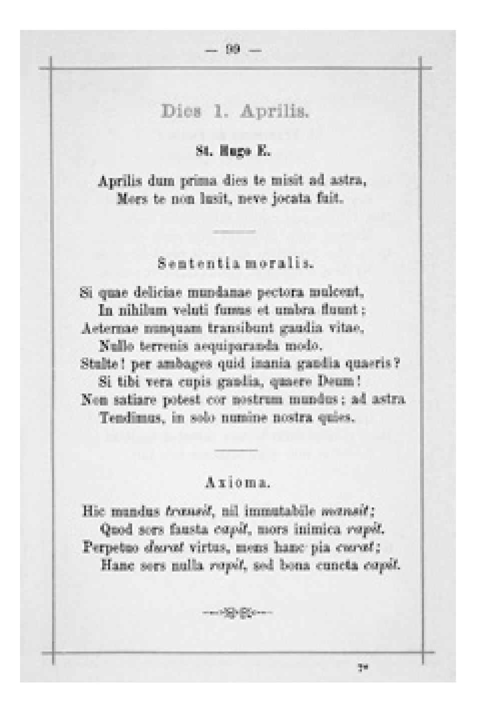
Man zählt sieben grässliche Hauptlaster: 1. Hochmut, 2. Geiz, 3. die Seuche der Genusssucht, 4. das Wüten des Neides, 5. den unmäßigen Gebrauch von Wein und Speise, 6. grimmigen Zorn, 7. und träge Ruhe.

Die üblichen lat. Bezeichnungen der Hauptlaster – *superbia* („Hochmut"), *avaritia* („Geiz"), *luxuria* („Genusssucht"), *invidia* („Neid"), *gula* („Völlerei"), *ira* („Zorn"), *acedia* („Trägheit") – müssen variiert werden, um sich ins Metrum zu fügen. So entsteht eine Spannung gegenüber dem Üblichen und ein formaler Mehrwert, der die Lehre versüßen soll.

Calendarium epigrammaticum; Calendarium poeticum

Der dritte Teil des *Florale*, das *Calendarium epigrammaticum* („Epigrammatischer Kalender") bringt für jeden Kalendertag ein – überwiegend aus nur einem Distichon bestehendes – Epigramm auf den oder die jeweiligen Heiligen des Tages. Eine Appendix mit Prosagebeten an diverse Heilige braucht uns hier nicht weiter zu interessieren. Wie oben erwähnt, haben Oberkofler und Missi diesen Teil des *Florale* später wesentlich erweitert und 1890 unter dem Titel *Calendarium poeticum* als eigenes Werk herausgegeben. Die Liste der behandelten Heiligen ist praktisch identisch, nur ganz vereinzelt gibt es zusätzliche (vgl. z.B. Albinus, Clarus, Vitus). Die einzelnen Einträge zu den Heiligen sind im *Calendarium poeticum* aber viel umfangreicher, sodass jedem Heiligen ein bis zwei Seiten gewidmet sind (vgl. Abb. 171, 172). Dabei kommt ein festes dreiteiliges Schema zur Anwendung. Der erste Teil ist der Person der Heiligen selbst gewidmet – dafür wird das Material des





— 99 —

Dies 1. Aprilis.

St. Hugo E.

Aprilis dum prima dies te misit ad astra,
Mors te non lusit, neve jocata fuit.

Sententia moralis.

Si quae deliciae mundanae pectora mulcent,
In nihilum veluti fumus et umbra fluunt;
Aeternae nunquam transibunt gaudia vitae,
Nullo terrenis aequiparanda modo.
Stulte! per ambages quid inania gaudia quaeris?
Si tibi vera cupis gaudia, quaere Deum!
Non satiare potest cor nostrum mundus; ad astra
Tendimus, in solo numine nostra quies.

Axioma.

Hic mundus *transit*, nil immutabile *mansit*;
Quod sors fausta *capit*, mors inimica *rapit*.
Perpetuo *durat* virtus, mens hanc pia *curat*;
Hanc sors nulla *rapit*, sed bona cuncta *capit*.

7*

Abb. 171, 172: Auferstehung Christi und Ausführungen zum 1. April aus dem *Calendarium poeticum* von Anton Oberkofler und Mathias Missi, Innsbruck 1890.

Calendarium epigrammaticum meistens unverändert oder nur wenig variiert inkorporiert. Die weiteren Teile sind neu. Der zweite bringt – wieder in Distichen – weiterführende Gedanken, die bis in den Monat Mai hinein meist mit allgemeinen Überschriften wie *Sententia moralis* („Moralische Sentenz“), *Applicatio moralis* („Moralische Anwendung“), *Doctrina moralis* („Moralische Lehre“) o.Ä. eingeleitet sind; ab dem Monat Mai dient dann in der Regel ein aus dem jeweiligen Heiligenleben abgeleitetes spezifisches Thema als Überschrift. Der dritte Teil beendet den Kalendereintrag schließlich mit einem *Axioma* („Grundsatz“) in leoninischen Hexametern. Dabei handelt es sich um einen Leitgedanken für den Leser, der auch konkrete Handlungsanweisungen enthalten kann. Das Beispiel des ‚Kalenderblattes‘ für den 25. Januar, den Tag der Konversion des Hl. Paulus, soll hier der Illustration dienen:

Dies 25. Ianuarii.
Conversio Sancti Pauli.
Quem tu persequeris, sequitur; quem spernis, ab illo
Sterneris; insidias cui struis, inde ruis.

Applicatio moralis
Saepe tibi veniunt inopino tristia casu,
Quae reprimunt animum teque timore replent.
Fulmina de coelis haec sunt, quibus admonearis,
Plangere contrito crimina corde tua.
Vox sunt de coelis clamantis: Desine bellum
Ferre Deo, pravas cede meare vias.

Axioma
Si timeas bellum, facias cum carne duellum;
Pax in corde perit, dominatum si caro quaerit.

25. Januar
Die Bekehrung des Hl. Paulus
Der, den du verfolgst, folgt dir; den du verachtest, von dem wirst du niedergeworfen; dem du eine Falle stellst, durch den stürzt du.

Moralische Anwendung
Oft erleidest du traurige Dinge durch einen unerwarteten Unglücksfall. Diese bedrücken dich und erfüllen dich mit Furcht. Das sind Blitze aus dem Himmel, durch die du ermahnt wirst, deine Verfehlungen in zerknirschtem Herzen zu beklagen. Sie sind die Stimme dessen, der aus dem Himmel ruft: Hör auf, Krieg gegen Gott zu führen, lass ab, auf krummen Wegen zu gehen!

Grundsatz
Wenn du den Krieg fürchtest, dann trag einen Kampf mit dem Fleisch aus! Der Frieden geht im Herzen zugrunde, wenn das Fleisch nach der Herrschaft strebt.

Stil und Sprache

Der Form des Epigramms gemäß zeichnet sich der Stil von Oberkofler und Missi in ihrer Kalenderdichtung durch formales Spiel, inhaltliche Pointiertheit und mehr oder weniger geistreiche Einfälle aus. In unserem Beispiel etwa wird Paulus' Doppelrolle als Verfolger und Verfolgter prägnant abgebildet durch eine Reihe ähnlich klingender, aber semantisch gegensätzlicher Verben: *persequeris – sequitur; spernis – sterneris; struis – ruis*. Die *Applicatio moralis* beinhaltet das Paradoxon, dass der Frieden Suchende auch eine Art Krieg führen muss, und spielt dabei u.a. mit der *vox propria* für Krieg, *bellum*, und der entsprechenden altlateinischen Form, *duellum*. Der Rezensent der Zeitschrift *La Civiltà cattolica* (41 [1890], 603–604) schreibt zu Recht: „concettosi sono spesso gli epigrammi e felici le applicazioni." In der Tradition des christlichen Humanismus äußert er sich im Weiteren auch kritisch über den „uso ecclesiastico", der sich bei Oberkofler und Missi ab und zu statt des „puro gusto dell'aurea latinità" einschleiche. Es ist zwar richtig, dass die Autoren gelegent-

lich vor unklassischem Sprachgebrauch nicht zurückschrecken (so findet sich z.B. das Reflexivpronomen *sibi* anstelle des Demonstrativpronomens im Dativ), doch im Großen und Ganzen fällt das kaum ins Gewicht. Gerade in ihrer elegischen und hexametrischen Dichtung nehmen Oberkofler und Missi ganz selbstverständlich auch humanistische Haltungen und Formen an. In ihrem poetischen Katechismus etwa machen sie sich Gedanken dazu, wie das nicht in den Hexameter und Pentameter passende *Christianus* umschrieben werden kann (166); an einer anderen Stelle sprechen sie vom *Tartarus*, wenn sie die christliche Hölle meinen (194).

Memoriale iubilaei sacerdotalis summi pontificis Leonis XIII.

Abschließend noch einige Hinweise zu der etwas aus dem Rahmen fallenden Gratulationsschrift zum 50-jährigen Priesterjubiläum Papst Leos XIII. (reg. 1878–1903). In diesem 1887 in Innsbruck erschienenen Werk haben sich die Autoren die Kompetenzen klar aufgeteilt: der erste Teil, eine Vita Leos XIII. in 305 Distichen, stammt von Missi; der zweite Teil, *Adminicula pietatis* („Stützen der Frömmigkeit“), ist von Oberkofler verfasst und besteht aus kleineren Gedichten über geistliche Themen, die keinen erkennbaren Bezug zu Leo XIII. haben. Der zweite Teil soll uns hier nicht länger beschäftigen, weil er in Konzept und Ausführung an Teile des schon besprochenen *Florale* erinnert. Interessant ist höchstens die Tatsache, dass alle Stücke im leoninischen Hexameter geschrieben sind, was eine Huldigung an den Adressaten Leo XIII. sein könnte – thematisiert wird das allerdings nicht. Das Metrum kommt in diesem Fall dem Inhalt nicht zugute: Oft hantelt sich Oberkofler von Reimwort zu Reimwort, ohne viel auf den Gedankengang oder die Verständlichkeit zu achten. Die versifizierte Vita Missis ist dagegen beachtenswert, weil sie dem Gesamtwerk der beiden Dichter eine weitere Facette hinzufügt und ihrem konservativ-kämpferischen Katholizismus vergleichsweise direkt Ausdruck verleiht. Zentrale Themen der Vita sind nämlich die jüngsten Auseinandersetzungen des Papsttums mit den weltlichen Mächten, besonders der Verlust des Kirchenstaates an das Königreich Italien und der Kulturkampf mit dem Deutschen Reich. Die vom Papst abgewandten weltlichen Mächte und die von ihnen geförderten säkularen Entwicklungen, z.B. die Institution der Zivilehe, werden pauschal als dekadent und dämonisch verdammt. Die historische Rolle von Leo XIII. als Papst des Friedens und des Ausgleichs wird zwar anerkannt und gepriesen, doch gleichzeitig der politisch-moralische Führungsanspruch des Papstes bekräftigt und eine Rückkehr zum *status quo ante* gefordert. Zu diesem Zweck wird Leo XIII. als ein in allen Belangen herausragendes und respektheischendes Individuum gezeichnet, was freilich ohnehin panegyrische Sitte ist. Die Majestät Leos XIII. ist übrigens auch Thema des zwanzig Jahre später entstandenen Gedichts *Leo XIII.* von Stefan George (in *Der Siebente Ring*, Berlin 1907). Wenn man die beiden Zugänge zur Gestalt dieses großen Papstes vergleicht, erkennt man sehr schnell, was ein Dichter im emphatischen Sinn und was ein fleißiger Verseschmied ist. Man muss aber auch im Auge behalten,

dass Dichtung für Missi (und Oberkofler) letztlich nur ein Mittel zur Hebung der Frömmigkeit oder, wie hier, zur Vermittlung kirchenpolitischer Botschaften war.

Würdigung des Gesamtwerks

Dennoch ist dem Gesamtwerk von Oberkofler und Missi eine gewisse Originalität nicht abzusprechen. Sie liegt v.a. in der Versifizierung bisher nicht oder nicht in diesem Ausmaß bzw. Stil versifizierter Textgattungen. Der erste Teil des *Florale* mag von den Hymnen des Breviers und Verseinlagen in diversen Gebetbüchern inspiriert sein, doch ein so programmatischer und weitreichender Einsatz von Dichtung ist für ein Gebetbuch offenbar eine Innovation. Für die Versifizierung eines Katechismus gibt es vor Oberkofler und Missi nur sehr wenige Beispiele, etwa die *Catechesis metrica* („Metrische Katechese"; Ülsen 1602) des Lüneburger Konrektors Paul Blocius oder Gotthard Friederich Stenders *Katechismus in Versen, zu einem erleichterten Religionsunterricht für die Jugend auf dem Lande* (Mitau 1781). Beide Beispiele sind in Konzept und Ausführung aber deutlich von Oberkoflers und Missis Katechismus unterschieden. Außerdem haben sie so wenig Verbreitung gefunden, dass eine Kenntnis seitens unserer Autoren zweifelhaft erscheint. Was die metrischen Heiligenkalender betrifft, lässt sich zumindest *ein* Modell klar ausmachen: der *Annus sacer poeticus* („Heiliges dichterisches Jahr") des französischen Jesuiten Pierre-Juste Sautel (1613–1662).[7] Dieser erstmals 1665 in Paris erschienene epigrammatische Heiligenkalender war zu seiner Zeit ein großer Erfolg und wurde bis ins 18. Jh. immer wieder neu aufgelegt. Oberkofler und Missi erweisen sich als späte Kenner Sautels, indem sie nicht selten – aber keineswegs immer – ihr Epigramm auf den jeweiligen Tagesheiligen wörtlich einer Passage des *Annus sacer poeticus* entnehmen (was nicht gekennzeichnet wird). Zumindest in der 1912 veröffentlichten erweiterten Form ihres Kalenders betrifft dies allerdings nur den ersten Teil ihres dreigliedrigen Schemas, das bei Sautel nicht vorgebildet ist.

Erfolg

Die ungewöhnliche Form, die Oberkofler und Missi ihrer Frömmigkeitsvermittlung gaben, bescherte dieser einen gewissen Erfolg. Die Hymnen im ersten Teil des *Florale* wurden in den letzten drei Bänden des großen *Repertorium hymnologicum* (Löwen/Brüssel 1892–1921) von Ulysse Chevalier berücksichtigt. Oberkoflers kleines Hymnenbändchen von 1866 und das *Calendarium poeticum* von 1890 erlebten zweite Auflagen. Das *Calendarium* wurde, wie schon erwähnt, in der einflussreichen

7 Eine andere, für Oberkofler und Missi wohl irrelevante Form mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Kalenderdichtung ist das Lehrgedicht; vgl. für das (Früh-)Mittelalter die Übersicht bei Stokes 1905, xxxix, für den primär neuzeitlichen Strang christianisierter Fastendichtung im Anschluss an Ovid Miller 2003. Vergleichbar mit Sautel und Oberkofler/Missi sind die 1674 in Paris erschienenen *Fasti sacri* („Heilige Fasten") des Benediktiners Hugues Vaillant, die sich mit ihrem epigrammatischen Konzept nur dem Titel nach an die Fastendichtung, der Sache nach an den *Annus sacer poeticus* anlehnen. Vaillant hatte aber weit weniger Erfolg als Sautel und scheint von Oberkofler und Missi nicht benutzt worden zu sein.

Civiltà cattolica rezensiert. Das *Florale* fand u.a. eine Besprechung in der *Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland* (9 [1883], 519–521). Allerdings besteht diese Besprechung hauptsächlich in einer bitteren Klage über den desolaten Stand der Lateinkenntnisse bei einem breiteren Publikum, und damit ist auch ein Grund genannt, warum der Erfolg von Oberkoflers und Missis Dichtungen nur ein bescheidener, wohl hauptsächlich auf Studenten (der Theologie) begrenzter, sein konnte. Diese Zielgruppe ist auch in der Approbation des *Florale* von Franz Albert Eder angesprochen, der von 1876 bis 1890 Erzbischof von Salzburg war: „[wir] empfehlen es allen, die Latein verstehen und insbesondere den Studirenden." Im Übrigen wurde die Privatfrömmigkeit, um deren Hebung es Oberkofler und Missi v.a. zu tun war, am Beginn des 20. Jhs. vielfach nicht mehr als zukunftsweisendes Modell gesehen. Die sogenannte liturgische Bewegung propagierte stattdessen die Einbindung des Individuums in die öffentlich gefeierte Liturgie, und dazu brauchte man keine neuen Seelengärtlein, sondern z.B. „Volksmessbücher" wie das 1884 von Anselm Schott herausgegebene *Messbuch für Laien*. Eine Geschichte der Studentenfrömmigkeit im späten 19. und frühen 20. Jh. ist freilich noch nicht geschrieben, und da könnten Oberkofler und Missi zumindest auf regionaler Ebene eine gewichtige Rolle spielen.

Karl Egger

Der Südtiroler ‚Vatikanlateiner' Karl Egger (1914–2003; vgl. hier S. 1154) soll als Schüler ein – nicht weiter bekanntes – lat. Gedicht für Papst Pius XI. (reg. 1922–1939) geschrieben haben (vgl. Maso/Caruana 2005). Später, in seiner Zeit als Latinist des päpstlichen Staatssekretariats, ist er fast ausschließlich als lat. Prosaschriftsteller hervorgetreten. Als Auftakt zu seinem literarischen Tribut an seine alte Heimat, dem Band *Tirolensia Latina* (vgl. hier S. 1154–1157), findet sich jedoch eine kurze Elegie auf ein Gipfelkreuz, die an dieser Stelle nicht übergangen werden soll. Es handelt sich nämlich um ein ebenso charmantes wie für Eggers religiöse Weltanschauung charakteristisches Stück über das, was ihm Tirol und dessen Gebirgslandschaft bedeutete:

Crux Alpina
Saxea qua moles praerupti verticis horret
    Et iuga perpetua tecta micant glacie,
Stat crux in vacuum miserantia bracchia tendens,
    Quam larice effinxit relligiosa manus.
Sive canis sitiens montana cacumina adurit,
    Sive nivis cumulis acrius urget hiems,
Sive feri vexant rapido impete flamina venti,
    Crux immota manet, spesque salusque hominum.
Celsi cum rutilant sub prima crepuscula colles,
    Sistit ibi auricomus Raeticus opilio;

Candidulas stellas, munuscula florea, figit,
Audens quas scopulo legit in aërio;
Et petasum ante tenens, humili prece Numen adorat:
„Per noctem serva meque pecusque meum!
Hos niveos montes, haec pinguia frugibus arva,
Has placidas sedes usque tuere, Deus!"

Das Gipfelkreuz
Wo die steinerne Masse des Höhenkamms starrt und die Joche in ewigem Eis funkeln, da steht ein Kreuz, von einer frommen Hand aus einer Lärche gezimmert, und streckt seine barmherzigen Arme in den leeren Raum aus. Sei es, dass der dürstende Hundsstern die Gipfel der Berge versengt oder der Winter sie mit Schneehaufen heftig bedrängt oder das Wehen wilden Windes ihnen mit seinem Ansturm zusetzt: das Kreuz, die Hoffnung und das Heil der Menschen, steht unbewegt. Wenn die hohen Hänge im Abendrot aufleuchten, bleibt dort ein goldhaariger rätischer Schafhirt stehen: Er steckt die weißen Sternchen,[8] ein Blumengebinde, an das Kreuz, die er wagemutig auf himmelhohen Felsen gesammelt hat; und indem er seinen Hut vor sich in der Hand hält, verehrt er die Gottheit mit einem bescheidenen Gebet: „Beschütze mich und mein Vieh in der Nacht! Behüte weiterhin, Gott, diese verschneiten Berge, diese fruchtschweren Fluren und diese friedlichen Häuser!"

Das Gedicht wirkt dank seiner sprachlichen Eleganz, seiner evokativen Bilder und eines geschickten ‚Kameraschwenks': von der Hochgebirgslandschaft und dem Gipfelkreuz als Symbol erhabener Gottesnähe zu einem Individuum, das diese Nähe in seinen bescheidenen Alltag aufnimmt und fromm anerkennt. Gleichzeitig ist damit gewissermaßen auch das Programm für Eggers *Tirolensia Latina* gegeben, mit denen er seiner Heimat zur größeren Ehre Gottes ein Lob darbringen möchte.

lat. Gedichte von Josef Mall

Josef Mall (1914–2001) aus Graun im Vinschgau wanderte 1957 nach Baden-Württemberg aus, wo er sich in der Gemeinde Altbach niederließ und bis zu seiner Pensionierung im Raum Stuttgart als Lateinlehrer wirkte (vgl. den im unten genannten Band abgedruckten Nachruf). Als Auslandstiroler ist er streng genommen kein Gegenstand dieser Literaturgeschichte. Ebenso wie im Fall Karl Eggers blieb Mall seiner Heimat aber eng verbunden, was sich z.T. auch in seinem Werk widerspiegelt. Er soll deshalb zumindest kurz besprochen werden. Malls lat. Gedichte sind in den Jahren 1975 bis 1998 entstanden, v.a. aber um das Jahr 1980, aus dem allein 23 von insgesamt 34 Beispielen stammen. Sie sind gesammelt in dem postum

8 Gemeint ist Edelweiß.

erschienenen und privat verlegten Band *Lateinische Gedichte. Mit Essays zur Metrik* (Altbach 2001). Der Hinweis auf Metrik im Untertitel ist wichtig, weil er auf den Entstehungskontext der Gedichte hinweist. Wie Mall selbst schreibt, hat er zu dichten begonnen, um tiefer in das Wesen der lat. Metrik einzudringen. Seine dem Band beigegebenen, großteils lat., *Essays zur Metrik* – in der Regel Wiederabdrucke von früheren Beiträgen – sind im Ton hitzigen Disputs verfasst und zeugen von einem gerüttelten Maß an Streitlust. Zum Inhalt genügt es zu sagen, dass Mall einerseits spondeenreiche Hexameter und andererseits den Versakzent (Iktus) beim Lesen lat. Verse verteidigt. Während das erste letztlich Geschmackssache ist, widerspricht das zweite modernem Forschungsstand. Die Leidenschaftlichkeit, mit der sich Mall auf diese Themen versteift, ist z.T. auch durch Kritik an seinen Versen motiviert, die viele Spondeen aufweisen (relevant in 21 von 34 Stücken, die in Hexametern geschrieben sind) und es manchmal mit den Quantitäten nicht so genau nehmen. Aus literaturgeschichtlicher Sicht ist das alles ziemlich bedeutungslos, weil Malls Verse in den allermeisten Fällen solcher Art sind, dass sich weder Kritik noch Verteidigung besonders lohnt. Fast alle Stücke geben sich als Epigramme, doch ist die Gedankenführung flach und die Pointe wenig pointiert. Die Gedichte lesen sich in der Regel wie die Alltagsprosa eines Schulmeisters, die zufällig einmal in Verse gefasst wurde. Das meistbehandelte Thema ist die lat. Sprache und Metrik selbst (Nr. 2–7, 11, 12, 15, 19, 22, 30). Abgesehen von der Fortführung der metrischen Streitereien ist hier vielleicht Nr. 2 erwähnenswert, wo mit der für die lat. Sprache stehenden und unter einer Eisdecke eingeschlossenen Najade der seltene Versuch gemacht wird, ein poetisches Bild zu finden. An zweiter Stelle liegt das Thema Politik (Nr. 5, 8, 14, 17, 18, 20, 25). In Nr. 17 findet es der Dichter witzig, sich Karl Marx mit einem Bocksfuß vorzustellen; in Nr. 20 klagt er die Deutschen des Undanks an, weil sie Konrad Adenauer abgewählt haben. Am dritthäufigsten wird das Thema Heimat bedichtet (Nr. 1, 9, 10, 21, 26). Nr. 9 ist eine lat. Übersetzung des als inoffizielle Südtiroler Landeshymne geltenden *Südtirollieds* von Karl Felderer (1895–1989); Nr. 21 behandelt den Untergang von Malls altem Heimatdorf Graun im 1950 angelegten Reschenstausee (das heutige Graun wurde weiter östlich neu errichtet; vgl. Farbtafel 21). Dieses Gedicht steht weit über allen anderen der Sammlung, vielleicht deshalb, weil Mall hier ein Thema gefunden hat, für das er kein poetisches Vorstellungsvermögen brauchte, um eine lebhafte Anschauung zu erhalten. Aufgrund seiner Qualität fand es sogar Eingang in eine für Schüler zusammengestellte Sammlung lat. Texte über Südtirol (Ausserhofer 2000, 131). Mall kämpfte Ende der 40er-Jahre vergeblich gegen die Realisierung des Stauseeprojekts, und die Dinge, die er in seiner Erinnerung beschreibt, haben sich so oder so ähnlich wohl wirklich zugetragen:

Anni iam abhinc sunt, vice amate, triginta
Ex quo lacu demersus, heu in aeternum
Peristi. Maior qui dolor? Viros duros
Video senes et lacrimare linquentes
Domos, canem latrare in astra sublato
Ore et trahentes morsibus repulsare.
Anusque – „nigra" ab incolis vocabatur –
Recalcitrans debebat abstrahi vique.
Sonare campanasque ego audio turri
O ultimum. Vae! sanguinata erant corda.

30 Jahre sind vergangen, geliebtes Dorf, seitdem du im See versunken, weh, für immer untergegangen bist. Was gibt es für einen größeren Schmerz? Harte Männer und Greise sehe ich weinen, wie sie ihre Häuser verlassen. Ein Hund bellt mit erhobener Schnauze zu den Sternen und treibt jene mit Bissen zurück, die ihn ziehen. Eine alte Frau – „die Schwarze" wurde sie von den Einwohnern genannt – sträubte sich und musste mit Gewalt fortgeschleppt werden. Die Glocken auf dem Kirchturm höre ich ein letztes Mal schlagen. Ach! Blutig war mein Herz.

Idee und Inhalt des Gedichts erinnern an Francesco Moars eingangs vorgestellte Abschiedselegie an die Etsch. Die Ähnlichkeiten sind aber nicht durch eine Abhängigkeit Malls von Moar zu erklären, sondern zeigen vielmehr, dass sich gerade angesichts radikaler Veränderungen des menschlichen Lebensraums in der Moderne das „ewige" Lat. hier und da als Sprache für heimatverbundene Dichtung anbot. Ungewöhnlich im vorliegenden Beispiel ist der mit dem elegischen Inhalt kontrastierende Hinkjambus, der gewöhnlich für Satiren und Epigramme verwendet wird. Vielleicht wollte Mall einfach mit dem Metrum experimentieren. Der offensive Nachdruck, der durch das Zusammenschlagen der Längen am Ende dieses Verses entsteht, könnte aber auch als eine implizite *Anklage* verstanden werden, die zur *Klage* über den Untergang Alt-Grauns hinzukommt.

Manfred Stiegs Epigramme

Was über die pointenarmen Epigramme Malls gesagt wurde, gilt in noch stärkerem Ausmaß für das seltsame Büchlein, das Manfred Stieg 1999 publiziert hat: *Epigrammaton libellus I. Lateinische Epigramme, deutsche Pendants* (Reith i.A. 1999). Der 1960 in Innsbruck geborene Stieg, ein ehemaliger Lateinstudent, charakterisiert sich im Autorenporträt am Ende des Bandes wie folgt: Er „lebt als Philosoph, der nach jugendlich-anfänglicher Hingabe an das Dasein und seine Freuden jetzt von der Unzulänglichkeit und dem zweifelhaften Wert alles Irdischen überzeugt ist und das Leben bloß als mühsames Durchgangsstadium betrachtet". In einem „Proömium" erklärt der Autor, dass er in seinen Epigrammen bewusst auf die Versform verzichtet habe, um so seine Inhalte besser ausdrücken zu können. Er verwende allerdings

durchaus sogenannte Tropen und Figuren, von denen er in einem Anhang (89–91) eine Auflistung gibt – ohne Bezug zu seinen Epigrammen; so ähnlich, wie man sie in einer lat. Grammatik findet. Außerdem verwende er die ganze Bandbreite der lat. Sprache von der Archaik bis zum Mittellatein, ja sogar „sprachwissenschaftlich erschlossene Formen“. Die „syntaktische Komposition“ weise ihr „eigenes Gepräge“ auf. Die Sammlung insgesamt habe „philosophischen, elegischen und satirischen Charakter“. Es folgt der eigentliche Haupttext, jeweils ein Epigramm pro schwach gefüllter Seite, links das lat. Original und rechts eine deutsche Übersetzung. Der wuchtig ganz in Kapitälchen geschriebene Text ist in Zierrahmen eingefasst, jedem Stück geht eine Vignette mit einer antiken Personendarstellung voraus. Zwischen größeren Blöcken von Epigrammen sind Fotos von antiken Ruinen eingeschaltet.

Charakteristik

Das Problem mit diesem offenbar für ein breiteres Publikum gedachten Band ist nicht, dass auf das Metrum verzichtet wird – es spricht an sich nichts dagegen, den freien Vers moderner Lyrik auch im Lat. zu versuchen (vgl. etwa CNLS, Bd. 2, 134–135) – oder dass er sprachlich ‚unklassisch‘ ist. Das Problem ist, dass Form (auch freie Verse haben eine Form) und Inhalt in einem peinlichen Missverhältnis zur evokativen Aufmachung und dem in Einleitung und Autorenporträt beschworenen Selbstbild des Dichterphilosophen stehen. Die Sprache ist primitivst, ein Stil nicht erkennbar, der angeblich so bedeutende Inhalt beschränkt sich auf die Verbreitung von trübseligen Lebensweisheiten (oder was der Autor dafür hält). Stieg wählt sich als Motto Zitate von Cicero über den Witz (de orat. 2,255) und von Lessing über das „Sinngedicht“ (aus *Anmerkungen über das Epigramm*; 1771). Damit will er offenbar das Wesen seiner eigenen Epigramme umschreiben. Diesen geht in der Regel aber jede epigrammatische Qualität ab. Man vergleiche das folgende Beispiel (18–19):

Capita ovilla et lupi
Post hominum memoriam
tot capita ovilla et lupi
suam aetatem inter nos sustentant
ut semper rebus suis metuendum sit:
Iam Seneca sciebat
ingenium et rem bestiolas has capere.

Schafsköpfe und Wölfe
Seit Menschengedenken fristen
So viele Schafsköpfe und Wölfe
ihr Dasein unter uns,
So dass man immerzu um
Seine eigenen Belange fürchten muss:

Schon Seneca wusste, dass dieses
Ungeziefer Geist und Sache befällt.

Der ‚Witz' soll hier vielleicht im Germanismus *capita ovilla* („Schafsköpfe") liegen, vielleicht auch darin, dass Schaf und Wolf irgendwie in einen Topf geworfen werden. „Schafsköpfe", also dumme Menschen, und „Wölfe", also aggressive und räuberische Menschen, sind dem Weltweisen ein Gräuel. Um dieser Einsicht Gewicht zu verleihen, bestätigt sie am Ende der Philosoph Seneca. Und wo in einem guten Epigramm jetzt der Leser noch irgendetwas zu verarbeiten und gedanklich zu ergänzen hätte, bleibt bei Stieg einfach ein Punkt und Leere. Lat., so scheint es, wird in dem vorliegenden Band dazu verwendet, literarische Ausdruckslosigkeit durch einen exotischen Anstrich zu legitimieren. Auch das ist eine Funktion, die Lat. in einer weitgehend lateinlosen Gesellschaft erfüllen kann.

Mauro Pisini, *Catullus*

Um abschließend noch zu unterstreichen, dass es auch zeitgenössische lat. Dichtung von hoher literarischer Qualität gibt, sei auf den ebenfalls 1999 präsentierten Beitrag von Mauro Pisini zum Bozner Wettbewerb *Certamen Francisco Moggio Dicatum* hingewiesen. Pisini wurde 1962 in Arezzo geboren und lehrt lat. liturgische Literatur am päpstlichen Institut für Sakralmusik in Rom. Er dichtet sowohl in italienischer als auch in lat. Sprache. Mittlerweile hat er schon drei lat. Gedichtbände veröffentlicht: *Murmura noctis* (Cortona 1993), *Album* (Cortona 2006) und *Meteora (Stelle brevi)* (Rom 2008). Als einer der besten lat. Dichter der Gegenwart ist er ein Dauergewinner bei diversen Wettbewerben für lat. Literatur. Ein solcher Wettbewerb ist auch das Kernstück des *Certamen Francisco Moggio dicatum*, das Ende der 1990er-Jahre zweimal von der Stadt Bozen in Erinnerung an den Bozner Griechisch- und Lateinlehrer Francesco Moggio veranstaltet wurde. Pisini nahm an der zweiten Auflage des Wettbewerbs 1999 teil und gewann mit seinem Hexametergedicht *Catullus* den Hauptpreis.[9] Dieses genau 100 Verse umfassende Gedicht zeichnet sich u.a. durch meisterhafte Sprachbeherrschung und einen expressionistischen Stil aus. Von allen hier besprochenen Autoren ist Pisini trotz seines Festhaltens an der gebundenen Versform jener, der einem emphatisch modernen Ideal von Dichtung am nächsten kommt. Die Metrik erweist sich in diesem Fall nicht als Hemmschuh, denn gerade die Spannung von traditioneller Form und moderner lyrischer Qualität macht einen besonderen Reiz seines Werkes aus (wobei zu sagen ist, dass das größte Skandalon moderner Poesie, der Reim, in der klassischen antiken Dichtung ohnehin keine Rolle spielt). Im *Catullus* wird diese Spannung insofern auch auf den Inhalt übertragen, als einem antiken Dichter in einem an Pascoli erinnernden Stil moderne Züge gegeben werden. Es geht nämlich um den titelgebenden Catull, der von seiner

9 Die preisgekrönten Beiträge sind publiziert in der Broschüre: Certamen 2000.

Gelieben Lesbia schreibt, tagträumt und fantasiert und zwischendurch immer wieder auf die Realität zurückgeworfen wird. Statt mit einer linearen Erzählung wird der Leser mit einer assoziativen Kette von Catulls Vorstellungen und Befindlichkeiten konfrontiert. Als Beispiel hier der Eingang des Gedichts:

> *Alter abit, fugit altera, amat pueri ora tenere*
> *In teneris digitis et amoris rite susurris,*
> *Donec in amplexu timida cum voce Catulli*
> *Se recipit sese atque cito super oscula mittit …*
> *Tum vates manibus deponit lumina, vultus*
> *Haeret imaginibus multis nullisque propinquat,*
> *At volucrum sequitur nitido sub vespere rixas*
> *Quae loca muta domus variis cum lusibus implent*
> *Ac modo gaudet eis, modo fluxa in amygdala quaerit*
> *Quod chorus ille canit: tacitam scrutatus amicam,*
> *Non valet esse quod est* […].

> Der eine geht, die andre flieht, sie liebt es, das Gesicht des Burschen in ihren zarten Fingern zu halten und im Säuseln der Liebe, bis sie sich mit ängstlicher Stimme in die Umarmung Catulls zurückzieht und sich gleich auf Küsse verlegt… Da nimmt der Dichter die Hände von seinen Augen, das Antlitz hängt an vielen Bildern und nähert sich keinem, doch den Streitereien der Vögel folgt er im glänzenden Abend, die die stummen Orte des Hauses mit mancherlei Tändeln füllen, und bald freut er sich an ihnen, bald fragt er sich, was dieser Chor ins weich herabhängende Laub der Mandelbäume singt: Er hat seiner stummen Freundin nachgeforscht, er vermag nicht zu sein, was er ist […].

Der Einstieg erfolgt so abrupt, dass sich der Leser erst nach einer Weile orientieren kann. Nach den drei Punkten – sie stehen schon im Originaltext so, um den Sprung bzw. Szenenwechsel anzudeuten – sehen wir Catull, der sich gerade ausgemalt hat, wie Lesbia in seinem Arm liegt und ihn küsst. Allein in seinem Haus schreibend bzw. dichtend – wie der Leser später noch genauer erfährt – kann und will er Realität und Fantasie nicht auseinanderhalten (darauf spielt es wohl an, dass er nicht zu sein vermag, was er ist). So wechseln sich im Gedicht immer Catulls Vorstellungsbilder mit Szenen seiner raum-zeitlichen Befindlichkeit ab – hier z.B. beobachtet er die Vögel in der Abenddämmerung. Die Grundidee lässt sich natürlich auch auf *den* Dichter generell übertragen, der zwischen der Welt der Vorstellung und jener der Realität lebt. Pisini macht es dem Leser nicht immer einfach: Sein Wortschatz ist exquisit, sein Ausdruck kühn, sein Gedankengang sprunghaft. Genau das sind in diesem Fall aber Qualitäten, für deren Erschließung sich etwas Mühe lohnt.

Erika Kustatscher/Martin Korenjak

Prosa

Anders, als man vielleicht erwarten könnte, werden in dieser letzten Epoche, insbesondere an ihrem Beginn, nach wie vor gewaltige Mengen lat. Prosa produziert. Allerdings sind es dabei im Wesentlichen nur noch zwei Instanzen, die sich weiterhin gewohnheitsmäßig des Lat. bedienen: die katholische Kirche und der Wissenschaftsbetrieb. Im Schnittfeld dieser beiden Bereiche liegt die Theologie. Hier nimmt Lat. bis weit ins 20. Jh. hinein eine dominierende Stellung ein. Das einschlägige Schrifttum bildet ein umfangreiches, thematisch geschlossenes Corpus, das sprachlich wie inhaltlich auf hohem Niveau steht und z.T. internationale Bedeutung besitzt. Seine Behandlung wird das vorliegende Kapitel eröffnen und gleichzeitig (obwohl sie wie in den vorhergehenden Epochen ausgesprochen selektiv ausfallen muss) dessen größten Teil ausmachen. Ausgehend hiervon wird dann zum einen weiteres kirchliches Schrifttum besprochen, zum anderen werden einige Beispiele für Lat. in den übrigen Wissenschaften behandelt. Den Abschluss macht mit Karl Egger der einzige Schriftsteller dieser Zeit, der sich auch auf dem Gebiet der belletristischen Prosa versucht hat.

Überblick

Wenn Albert Knoll im Vorwort seiner 1852 in Innsbruck erschienenen *Institutiones theologiae dogmaticae generalis seu fundamentalis* („Unterweisungen in allgemeiner Dogmatik oder Fundamentaltheologie"; s.u.) ausdrücklich hervorheben musste, dass Lat. die klassische Sprache der Theologie sei, dass es den Vorzug einer präzisen, verbindlichen Terminologie besitze und die Disziplin dadurch international mache, so zeigt das, dass dieser Tatsache ihre bisherige Selbstverständlichkeit allmählich abhanden zu kommen drohte. Doch noch behauptete Lat. seine Vorrangstellung: Der nachmalige Brixner Bischof Vinzenz Gasser verzichtete um 1850 auf die Veröffentlichung eines auf Deutsch verfassten Manuskriptes, weil er überzeugt war, dass für die Theologie die lat. Sprache besser geeignet sei (vgl. Baur 1975, 30). Aufgrund der Nachfrage im theologischen Lehrbetrieb wurde sogar noch eine eigene lat. Stenographie erfunden (s.u.).

Lat. als Sprache der Theologie

Nach den Ereignissen von 1848 wurden Kirche und Liberalismus durch das den reaktionären Staat kennzeichnende Bündnis von Thron und Altar zu Antithesen (vgl. HdK 6,1, 534–535). Der prägende Papst dieser Zeit, der zunächst als liberal begrüßte Pius IX. (reg. 1846–1878), kollaborierte bald politisch mit den reaktionären Mächten Europas und setzte auf Abgrenzung ausgerichtete Maßnahmen wie die Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariens 1854 oder

Kirche und Welt; Überblick über die Theologie

die Auflistung zentraler Irrtümer der Zeit, die zum katholischen Glauben in Gegensatz stünden, so z.B. Pantheismus, Rationalismus, Indifferentismus, Sozialismus, Gallikanismus, Etatismus und Naturalismus (HdK 6,1, 752–753): Der *Syllabus errorum* von 1864 gilt als „Kriegserklärung des Papstes an die moderne Kultur" (Gelmi 1989, 267). So belastend die eben genannten Themen in der allgemeinen und in der Kirchengeschichte wirkten, so sehr befruchteten sie das theologische Schrifttum der zweiten Hälfte des 19. Jhs. Zumal die Dogmatiker fühlten sich zu Stellungnahmen herausgefordert – auch in Tirol. Die Darstellung der Dogmatik wird deshalb im Folgenden an erster Stelle stehen und den breitesten Raum einnehmen. Danach werden Moral- und Pastoraltheologie, Exegese sowie schließlich Liturgik und Kirchenrecht zur Sprache kommen, die in ihrer Praxisnähe zum nichttheologischen kirchlichen Schrifttum überleiten.

Albert Knoll

Die Chronologie gebietet es, den Reigen der Dogmatiker mit Albert Knoll (1796–1863) aus Bozen zu eröffnen. Der in seiner Heimatstadt sowie in Trient und Innsbruck theologisch ausgebildete Kaufmannssohn trat 1818, im Jahr seiner Primiz, in den Kapuzinerorden ein. Seit 1820 war er als Lektor der Dogmatik in Bozen und Meran tätig. Die 1847 erfolgte Wahl zum zweiten Generaldefinitor seines Ordens führte ihn für sechs Jahre nach Rom. 1853 kehrte er nach Bozen zurück (Hohenegger, Bd. 2, 472–475).

Institutiones theologiae dogmaticae

Bereits ein Jahr vor Knolls Heimkehr nach Tirol erschienen in Innsbruck seine einleitend erwähnten *Institutiones theologiae dogmaticae generalis seu fundamentalis*, die besonders im Ausland gut aufgenommen wurden und mehrere Auflagen erlebten. Sie behandeln im Wesentlichen die Themen, die bereits Jakob Andexer und Johann Steger (vgl. hier S. 1006 und 1008) traktiert hatten, gehen dabei jedoch viel differenzierter und subtiler vor und beziehen v.a. auch die Geschichte der Theologie ein. Überzeugt vom überragenden Stellenwert der Dogmatik innerhalb der theologischen Disziplinen, lobt Knoll die in Österreich 1843 getroffene Verfügung, die allgemeine Dogmatik von der besonderen zu trennen.[1] Im Vorwort zur zweiten und dritten Auflage (1861 bzw. 1864) erklärt er zudem, er wolle jenen zahlreichen Autoren antworten, die falsche Dogmen verbreiteten bzw. die Grundfesten der christlichen Religion und der katholischen Kirche zu erschüttern trachteten. Er strebe eine solide Beweisführung an und wolle v.a. auf die Einwände der Gegner vorbereitet sein. Tatsächlich ist die direkte Auseinandersetzung mit entgegengesetzten Meinungen an vielen Stellen zu konstatieren. Knoll folgt somit der Praxis zahlreicher Theologen nach 1850, die wieder verstärkt apologetisch vorgingen (HdK 6,1, 680–681).

1 Letztere behandelte er in den sechsbändigen *Institutiones theologiae theoreticae* („Unterweisungen in theoretischer Theologie"; Turin 1853–1859), die später von Gottfried Noggler OCap neu bearbeitet wurden (s.u.). Sämtliche Werke Knolls listet Neuner 1929, 18–19 auf.

Philosophie und Religion

In seinem Kampf gegen den Atheismus nimmt sich Knoll im allgemeinen Teil zunächst des beliebten Themas der Gottesbeweise an. Über die Möglichkeiten der Vernunft, insbesondere über schlussfolgerndes Vorgehen, äußert er sich zurückhaltend. Zumal wenn Philosophie oberflächlich betrieben werde, könne sie zum Atheismus führen. Seine besondere Kritik gilt Kant mit dessen Vorstellung von der autonomen praktischen Vernunft, die Gott nicht beweisen, sondern nur an ihn glauben könne (32). Außerdem weist er dessen Auffassung zurück, die Religion sei nur ein Mittel zur Beförderung der Moral (46).

Sittlichkeit

Ungeachtet dieser Kritik – und der Ablehnung der Standpunkte der sogenannten Eudaimonisten (Religion zur Erfüllung eines Glücksbedürfnisses) sowie Machiavellis (Religion im Dienst der Stabilität im zivilen Leben, 46) – weiß jedoch auch Knoll um die Zusammenhänge zwischen Religion und Gesellschaft: *Qui ergo religionem spernit et multo magis, qui illam persequitur, non solum in se ipsum, sed in universum genus humanum crudelis est.* (51; „Wer also die Religion verachtet und noch mehr, wer sie verfolgt, ist nicht nur gegen sich selbst, sondern gegen das ganze Menschengeschlecht grausam.“) Denn die Religion sei dazu angetan, *regnum divinum morale* (51; „ein göttliches Reich der Sittlichkeit“) zu begründen, auf dessen Bedeutung mit großem wissenschaftlichem Aufwand v.a. der Brixner Bischof Bernhard Galura (reg. 1829–1856) hingewiesen habe (52). So stellt letztlich auch der Kapuzinertheologe die Dogmatik in den Dienst von Moral und Pastoral.

Kirche

Zum gleichsam eisernen Bestand aller Dogmatiken des 19. Jhs. gehören ausführliche Abschnitte über die Kirche. Für Knoll hat sie einen mindestens ebenso hohen Stellenwert wie für Roman Ploder (vgl. hier S. 1007). Seine Ausführungen gipfeln in der Hervorhebung des exklusiven Heilsanspruchs der katholischen Kirche, den er aus der Offenbarung und aus dem Wesen Gottes herleitet (353–504). Auch in diesem Zusammenhang nimmt er die Erörterung des Verhältnisses zwischen Vernunft und Glauben wieder auf, wobei er für einen maßvollen Einsatz der Ratio plädiert (511).

Neuthomismus: Stock, *Compendium*

Eine Generation nach Knoll versuchte Papst Leo XIII. (reg. 1878–1903), die Einheit des kirchlichen Denkens und des Glaubens wiederherzustellen, indem er auf die Lehre des Hl. Thomas von Aquin zurückgriff: Mit dem Rundschreiben *Aeterni Patris* von 1879, in welchem er diese als Richtschnur in philosophischen und theologischen Fragen empfahl, leitete er eine regelrechte Thomas-Renaissance ein (Gelmi 1989, 275; Berger 2005, 127–130). Vor diesem Hintergrund ist es zu verstehen, dass Knolls Ordensbruder Norbert Stock ihm im Vorwort seines 1890–1891 in Brixen gedruckten zweibändigen *Compendium theologiae fundamentalis* („Zusammenfassende Darstellung der Fundamentaltheologie“) zu geringe Vertrautheit mit dem Denken des Aquinaten attestierte, weshalb sein Werk veraltet sei. Außerdem seien die Ergebnisse des Vatikanischen Konzils zu berücksichtigen. Der Ordensge-

neral habe ihm daher den Auftrag erteilt, Knolls Werk zu überarbeiten; dem wolle er sich stellen – es sei aber nicht seine Absicht, ein neues System vorzulegen.

Biographie

Norbert Stock aus Tux im Zillertal (1840–1907) trat 1860 in den Kapuzinerorden ein. Nach Abschluss seiner theologischen Studien kam er 1865 ins Kloster zu Brixen, wo er bis zu seinem Tod blieb und 25 Jahre lang als Lektor der Fundamentaltheologie tätig war. 1880 wurde er zum Prosynodalexaminator der Diözese ernannt. Seine patriotische Gesinnung zeigte sich 1896 anlässlich der Gedenkfeier des Herz-Jesu-Gelöbnisses, bei der er großes Engagement an den Tag legte (vgl. Hohenegger, Bd. 2, 633–638). Neben dem *Compendium* verfasste er in deutscher Sprache eine Monographie zur Dogmatik, eine populäre Abhandlung über die Unfehlbarkeit des Papstes und zahlreiche kleinere Schriften (Hagiographie, Legenden, Dichtung, Predigten, Flugblätter für den katholisch-konservativen Volksverein in Bozen; vgl. Neuner 1929, 111–113).

Charakter des *Compendium*

Stil und Methode des *Compendium* wollen aus der Zielsetzung des Werkes heraus beurteilt sein: Ausdrücklich erklärt Stock, es solle den Studenten als erste Einführung dienen. Entsprechend anschaulich ist die Argumentation. In der Disposition orientiert sich Stock am mittlerweile üblichen, auch von Knoll eingehaltenen Standard. Er behandelt folglich zunächst die Existenz Gottes und damit verbundene Probleme. Dass Stock Theologie in hohem Maße als Antwort auf die Herausforderungen der Zeit versteht, wird besonders in den Kapiteln über die Kirche evident, deren Unfehlbarkeit er aus dem Satz *Ecclesia est alter Ego Christi* (9; „Die Kirche ist Christi zweites Ich") ableitet.

Glaube und Vernunft

Als Anhang fügt Stock dem Werk Überlegungen zum Verhältnis zwischen Glauben und Vernunft bei. Die Sünde der Stammeltern habe den Menschen an die Grenzen seiner Vernunft geführt: Dadurch sei ihm die Fähigkeit abhanden gekommen, das Natürliche noch hinreichend zu erkennen (73–74). In dieser Situation helfe die Vernunft dem Gläubigen, die Präambeln des Glaubens zu erkennen und argumentativ zu untermauern. Breiten Raum widmet Stock der Kritik des Traditionalismus, einer als Reaktion auf den Rationalismus entstandenen Strömung (Grabmann 1933, 219; HdK 6,1, 678–679), wobei er eine gute Kenntnis zeitgenössischer Autoren unter Beweis stellt.

„Fundamentaltheologie" als Apologetik

Stocks Ausführungen, die er unter dem Titel „Fundamentaltheologie" präsentiert, weisen wie diejenigen Knolls an vielen Stellen einen unverkennbar apologetischen Ton auf: Stock war einer jener Theologen aus der Zeit nach dem Vatikanischen Konzil, die diesen Begriff synonym mit „Apologetik" verwendeten (vgl. Berger 2005, 229–231). Spätere Tiroler Dogmatiker, zumal Franz Egger und Ludwig Lercher (s.u.), gingen diesbezüglich differenzierter vor.

Noggler, *Compendium*

Was Albert Knoll zur speziellen Dogmatik erarbeitet hatte (s.o. S. 1110 Anm. 1), wurde Ende des 19. Jhs. ebenfalls von einem seiner Ordensbrüder ajourniert,

nämlich von Gottfried Noggler (1837–1909) aus Graun. Noggler war 1853 in den Kapuzinerorden eingetreten, wirkte 46 Jahre lang als Lektor seines Faches in Innsbruck und war auch öfters Guardian sowie zweimal Definitor. Er galt als guter Prediger und war ein fruchtbarer populärer und wissenschaftlicher Schriftsteller (Hohenegger, Bd. 2, 620; Neuner 1929, 67–68). In den Jahren 1893–1896 veröffentlichte er in Innsbruck unter dem Titel *Institutiones theologiae dogmaticae specialis* („Unterweisungen in spezieller Dogmatik"; vgl. Hohenegger, Bd. 2, 660) eine dreibändige Neubearbeitung von Knolls *Institutiones theologiae theoreticae*. Wenig später komprimierte er den dort gebotenen Stoff in einem *Compendium theologiae dogmaticae specialis* („Zusammenfassende Darstellung der speziellen Dogmatik"; Innsbruck 1899). Im Vorwort zu diesem stellt er fest, die *Institutiones* seien für Kandidaten der Theologie zu ausführlich und anspruchsvoll, weswegen er eine kürzere, in einem Jahr zu bewältigende Darstellung vorlege (VI). Trotz dieser Zielsetzung kam eine Stoffmenge zusammen, die in einem 22 Seiten umfassenden, auf mehreren Ebenen gegliederten Inhaltsverzeichnis erschlossen ist. Inhaltlich lehnt Noggler sich erklärtermaßen eng an die gängige Lehre der Kirche an. In der Regel beschränkt er sich darauf, alle bekannten Standpunkte zu zitieren, seinen eigenen artikuliert er nur selten und dann eher zaghaft. Bemerkenswert ist sein exegetisches Wissen einschließlich einer guten Kenntnis des Hebräischen. An vielen Stellen fügt er wörtliche Thomas-Zitate in seine Darstellung ein.

aktuelle Themen

Wie Stock stellt Noggler, wo immer sich eine Gelegenheit bietet, die Dogmatik in die Zeit hinein, und auch in seinem Fall bedeutet dies die – teilweise polemische – Auseinandersetzung mit entgegengesetzten Standpunkten. So nennt er etwa im Kapitel über die Erschaffung der Welt als Beispiel für eine irrige Auffassung den Materialismus, am Rande auch den Pantheismus und dualistische Systeme. Der Materialismus sei gerade in der Gegenwart besonders gefährlich, weil er nicht nur vorgebe, den Ursprung der Welt zu erklären, sondern auch bei der Definition der Ziele des Menschen zum Tragen komme. Das zur Zeit der Abfassung des Werkes ebenfalls sehr aktuelle Thema der Herz-Jesu-Verehrung stellt Noggler in den Kontext der Erlösungslehre (304–307). Über die als Hauptveranlassung dieses auch öffentlich praktizierten Kultes geltenden Visionen der französischen Salesianerin Marguerite-Marie Alacoque (1647–1690; vgl. Busch 1997, 38) weiß er gut Bescheid (134–136).

Menschlichkeit

Bei aller Gebundenheit an die offizielle Lehre lassen manche Stellen ein höheres Maß an persönlicher Anteilnahme erkennen als andere. Dies gilt etwa für die – freilich auch von anderen Theologen diskutierte – Frage nach der Situation ungetauft verstorbener Kinder. Nach dem Referat verschiedener Standpunkte (430–433) gibt Noggler eine sehr human wirkende persönliche Meinung zu erkennen, indem er

diesen Kindern eine gleichsam natürliche Seligkeit zuschreibt; keiner könne wegen der Erbsünde ewiger Verdammnis unterworfen sein (432–433). In dieselbe Richtung weist auch, was Noggler zur schwierigen Problematik der Prädestination denkt: In der Gnadenlehre eine gewisse Sympathie für den Molinismus ausdrückend, in dessen System freier Wille, Gnade, göttliches Vorauswissen und Prädestination zusammenwirken (vgl. hier S. 813), aber auch der eklektischen Vorgangsweise der sogenannten Synkretisten manches abgewinnend (442–445), weist er bei der Auseinandersetzung mit der *reprobatio* („Verurteilung der nicht Erwählten") mit seltener Entschiedenheit die Position zurück, Gott habe die betreffenden Personen vom Heil ausgeschlossen, bevor er ein Vergehen vorausgesehen habe (500). Auch bemüht er sich zu betonen, dass Gott niemandem das ewige Heil aus bloßem Gutdünken vorenthalten habe (502–504). Nicht die Erbsünde, nur die von den einzelnen Menschen begangenen Sünden schlügen in dieser Hinsicht negativ zu Buche (504).

Johann Baptist Franzelin

Unter den Autoren, die Norbert Stock ausdrücklich als Bürgen für das zeitgenössische, den Studenten zu vermittelnde Theologieverständnis nennt (*Compendium,* V–VI), begegnet auch Johann Baptist Franzelin SJ (1816–1886). Mit diesem aus Aldein stammenden Theologen erwähnt er einen der bedeutendsten Dogmatiker der Zeit, der durch seine Ekklesiologie auch auf dem Vatikanischen Konzil eine wichtige Rolle spielte (vgl. Walter 1987; BBKL 2, 112–113). Als sein bedeutendstes Werk gilt der *Tractatus de divina traditione et scriptura* („Abhandlung über die göttliche Tradition und die Heilige Schrift"; Rom 1870), in welchem er die Kirche als entscheidende Richtschnur für die Auslegung der Heiligen Schrift bezeichnet. Unter der Kirche versteht er dabei nicht nur die Institution, sondern auch das gelebte Glaubenszeugnis.

Franz Schmid

Am Brixner Priesterseminar wurde Franzelins Gedankengut noch zu seinen Lebzeiten intensiv rezipiert, so beispielsweise von Franz Schmid (1844–1922) aus Terenten. Schmid wurde am Germanicum in Rom ausgebildet und 1872 zum Priester geweiht. Am Brixner Priesterseminar dozierte er seit 1880 Dogmatik, seit 1883 philosophische Propädeutik. Nach dem Tod von Bischof Franz Egger wurde er 1918 zum Kapitelvikar gewählt (Baur 1975, 58–59; Gelmi 1986, 228; 2007, 296).

Inspiration der Bibel

Im Jahr 1885 veröffentlichte er in Brixen die Studie *De inspirationis bibliorum vi et ratione* („Autorität und Art der Inspiration der Bibel").[2] Im Vorwort zu diesem Werk, das die Form eines Dialoges zwischen einem Gaius und einem Sempronius aufweist, erklärt Schmid, er reagiere damit auf Unschärfen, die in theologischen Arbeiten über die Autorität und Inspiration der Heiligen Schrift

2 Daneben sind von ihm noch zwei *Solutiones casuum conferentialium* („Lösungen von Konferentialfällen") zu erwähnen, die 1887 und 1894 in Brixen gedruckt wurden.

zu finden seien; eine einschlägige Monographie kenne er nicht. Dabei sei das Thema nicht nur für die Dogmatik wichtig, sondern auch für Aszetik und Recht; selbst weltliche Wissenschaften wie Geschichte und Geographie kämen nicht ohne ein entsprechendes Problembewusstsein aus (III–IV). In sieben Kapiteln, die teilweise als Kurzfassungen entsprechender Passagen aus Franzelins *Tractatus* gelten können, werden folgende Themen behandelt: die Lehre der Kirche über die Schrift, Wirkungsweise und Probleme der Inspiration, deren Zusammenhang mit dem Schriftsinn, ihre Grenzen, schließlich die Kriterien, an denen man sie erkenne. Schmid erklärt die Inspiration als den Einfluss, den der Autor auf einen Text nehme, dessen Niederschrift seinem *amanuensis* (62; „Sekretär", auch „Ghostwriter") obliege. Dieser sei lediglich das Medium – das freilich bei allem Bemühen die eigene Person nicht völlig zurückzudrängen vermöge. In diesem Zusammenhang kommen außer Überlegungen zur persönlichen Situation des Schreibers auch die spezifischen Merkmale verschiedener Textsorten zur Sprache, schließlich der simple Hinweis, dass kein Text grundsätzlich gegen unscharfe Formulierungen gefeit sei. Gott lasse dies zu, weil es sein Wunsch sei, dass die Schrift auch menschliche Züge trage (150–157). Gaius und Sempronius entsprächen dem, was Franzelin als die formale bzw. die materiale Komponente der Schrift darstelle (309). Bei einer gültigen Interpretation gehe es um die Unterscheidung des nicht Austauschbaren vom Akzidentiellen, und diese könne nur mit Blick auf den Gesamtsinn erfolgen. Einen tieferen Sinn verleiht Schmid dem Akzidentiellen, indem er es zu einem Signal macht, das den Menschen zeigen soll, dass sie durch die Heilige Schrift eine Hilfe in jeder Situation haben (313–315). Als Methode, die Grenzen der Inspiration zu überwinden, empfiehlt er den hermeneutischen Zugriff (317):

> *Aliis verbis sacer textus ubique ita comparatus esse debet, ut adhibitis sanae hermeneutices regulis nemo ex eo cogatur haurire sententiam, quae non sit ea ipsa, quae a Deo intenta fuit; imo talis sit oportet, ut inde ille ipse sensus erui possit, quem Deus intendit et inspiratum dicimus.*
>
> Mit anderen Worten: Der heilige Text muss überall so beschaffen sein, dass sich nach Anwendung der Regeln einer gesunden Hermeneutik niemand gezwungen sieht, aus ihm eine Bedeutung zu schöpfen, die nicht die von Gott gemeinte wäre; vielmehr muss er so sein, dass aus ihm genau der Sinn gewonnen werden kann, den Gott gemeint hat und den wir als inspiriert bezeichnen.

Franz Egger

Große Aufmerksamkeit gebührt dem bereits erwähnten Franz Egger (1836–1918; vgl. Abb. 173) aus Hippach im Zillertal. Der 1860 zum Priester geweihte Zögling des Germanicums lehrte 1868–1882 philosophisch-theologische Propä-



Abb. 173: Franz Egger (Gemälde von Orazio Gaigher, 1914, Öl auf Leinwand).

deutik und Dogmatik am Priesterseminar in Brixen,[3] das er danach bis 1909 selbst leitete. Zugleich war er Domherr, schließlich Domdekan und Dompropst. 1908 wurde er Brixner Weihbischof und Generalvikar mit Sitz in Feldkirch. Von 1912 bis zu seinem Tod war er Fürstbischof von Brixen, wobei er sich große Verdienste um die Versöhnung der beiden katholischen Parteien der Konservativen und der Christlichsozialen erwarb. Egger verfasste mehrere Lehrbücher der Dogmatik in lat. Sprache, die sich durch große Klarheit auszeichnen und bis in die 30er-Jahre des 20. Jhs. zahlreiche Neuauflagen erlebten, dazu deutsche Schriften, etwa über die Unfehlbarkeit des Papstes.[4] Zudem initiierte er das *Priester-Konferenzblatt*, für das er viele Artikel schrieb und das er bis 1900 herausgab.

Enchiridion theologiae dogmaticae generalis

Im 1893 in Brixen erschienenen *Enchiridion theologiae dogmaticae generalis* („Handbuch der allgemeinen Dogmatik") publizierte Egger in erweiterter Form seine am Seminar gehaltenen Vorlesungen. Als eines seiner zentralen Anliegen ist der Wunsch hervorzuheben, auf die Fragen der Zeit sensibel zu reagieren und den gesamtkirchlichen Entwicklungen Rechnung zu tragen; daher ajournierte er das Werk im Rhythmus von wenigen Jahren. Außerdem bemühte er sich darum, sein Wissen auch über den Horizont der Theologie hinaus zu erweitern, wie die fallweise Einbeziehung von Themen ethnographischer und landeskundlicher Art beweist (45–57). Gleich seinen Zeitgenossen aus dem Kapuzinerorden vertrat er ein Weltverständnis im Sinn des *Syllabus*, bemühte sich um die Umsetzung der Beschlüsse des Vatikanischen Konzils und war ein Anhänger des Neuthomismus. Die Dogmatik sei gerade „in der jetzigen Zeit" besonders wichtig, weil private Meinungen so viel zählten, was eine Schwächung des Glaubens bedeute, ja die

3 Aus dieser Zeit stammt sein oft nachgedrucktes zweibändiges Werk *Propaedeutica philosophica-theologica* („Philosophisch-theologische Propädeutik"; Brixen 1878–1880).

4 Vgl. Baur 1975, 45–46; Gelmi 1984, 256–260; BBKL 16, 432–433; Gelmi 2007, 220–221.

Grundfesten der menschlichen Gesellschaft zum Einsturz zu bringen drohe (III–IV).

Philosophie und Theologie

Besondere Beachtung verdient das Vorwort zur dritten Auflage von 1899, in welchem Egger aus der Unterscheidung zwischen dem philosophischen und dem theologischen Zugriff auf den Glauben die von ihm intendierte Schwerpunktsetzung innerhalb der Dogmatik ableitet. Jener sei insbesondere bei der Bekehrung Ungläubiger angebracht und bereite die angehenden Geistlichen auf ihre apologetischen Aufgaben vor, dieser diene der Festigung des Glaubens und behandle im Rahmen der Fundamentaltheologie gleichsam dessen Prämissen. Sowohl Apologetik als auch Fundamentaltheologie müssten zu festen Bestandteilen der Dogmatik werden (VII–IX).

Enchiridion theologiae dogmaticae specialis

Wichtiger ist ihm allerdings die Fundamentaltheologie, wie besonders die Einleitung zum 1887 in Brixen erschienenen *Enchiridion theologiae dogmaticae specialis* („Handbuch der speziellen Dogmatik") erkennen lässt: Gleich Franzelin betrachtet er in Anlehnung an Anselm von Canterbury ausdrücklich den Glauben als Hilfe für das rationale Verstehen, und programmatisch hält er fest, er wolle Erklärungen mehr Raum widmen als Beweisen, denn seine Studenten stünden später eher vor der Aufgabe, gläubige Seelen zu trösten als Gegner zu überzeugen. Man möge ihn aber nicht in dem Sinn missverstehen, dass er die natürliche Vernunft der Autorität vorziehe (IV) – eine wohl nicht von ungefähr kommende Aussage aus dem Mund eines Theologen, dessen Vater sich dem Protestantismus verschrieben hatte und aus diesem Grund 1837 seine Heimat, das Zillertal, verlassen musste (Gelmi 1984, 256).

Hugo von Hurter

An der Universität Innsbruck lag die Dogmatik in diesen Jahren in der Hand von Professoren, die nicht aus Tirol stammten. Zu nennen ist etwa Hugo von Hurter (1832–1914) aus Schaffhausen, der 1845 zum katholischen Glauben konvertiert war und danach am Germanicum studierte. 1857 trat er in den Jesuitenorden ein, ab 1858 lehrte er Dogmatik in Innsbruck. Außer durch seine der Neuscholastik verpflichteten Arbeiten in diesem Fach machte er sich als Verfasser eines mehrbändigen bio-bibliographischen Werkes über sämtliche katholische Theologen seit dem Konzil von Trient verdient, das auch für die vorliegende Literaturgeschichte ein wichtiges Referenzwerk darstellt. Eigenart und Stärke seiner dogmatischen Lehrbücher ist nicht so sehr die Spekulation als vielmehr die klare und übersichtliche Zusammenstellung und v.a. die Ausrichtung auf die Brauchbarkeit des dogmatischen Stoffes in der Seelsorge.[5]

---

5 Vgl. Lakner 1958, 112. Neben dem gleich zu besprechenden Werk sei aus seinen Arbeiten noch das dreibändige *Theologiae dogmaticae compendium in usum studiosorum theologiae* („Zusammenfassung der theologischen Dogmatik zur Verwendung durch Theologiestudenten"; Innsbruck 1876–1878) erwähnt.

Medulla theologiae dogmaticae

Die 1880 in Innsbruck und Paris erschienene *Medulla theologiae dogmaticae* („Herzstück der dogmatischen Theologie“) bestätigt dieses Urteil schon durch ihre äußere Aufmachung. Die meisten Kapitel bestehen aus einer fett gedruckten *thesis* („Behauptung“), auf die eine mit Zitaten reich ausgestattete, doch kaum eigenständige Ansichten enthaltende *demonstratio* („Darlegung“) folgt. Dabei betont der Konvertit eindringlich die Wichtigkeit des Glaubens als Voraussetzung dafür, Theologie zu betreiben.

Ferdinand Stentrup

Seit 1867 unterrichtete auch Ferdinand Stentrup (1831–1898) aus Münster in Westfalen in Innsbruck Dogmatik. Auch er bewegte sich im Rahmen der wieder aufkommenden Scholastik, wodurch er auch die spätere Tradition der Innsbrucker Theologie nachhaltig prägte. Das Hauptwerk des Germanikers und Schülers von Carlo Passaglia SJ (1812–1887) sind seine insgesamt über 6000 Seiten umfassenden Vorlesungen zur Dogmatik, die 1879–1889 in Innsbruck erschienen. Als besonders vollendet gelten unter ihnen die *Praelectiones dogmaticae de verbo incarnato* („Dogmatische Vorlesungen über das fleischgewordene Wort“; Innsbruck 1882–1889), die eine je zweibändige Christologie und Soteriologie umfassen. Zum Verhältnis zwischen Wissen und Glauben, einem der vielbearbeiteten Kernthemen im Umfeld des Vatikanischen Konzils, äußert er sich in Gestalt einer ausführlichen Analyse scholastischer Versuche, einen rationalen Zugang zum Glaubensakt zu finden; Traditionalismus und Ontologismus kommen eher am Rande zur Sprache (vgl. Lakner 1958, 112–113, 122–124; Coreth 1995, 76). Ungeachtet seines grundsätzlich positiven Zugangs zur Dogmatik ermöglicht ihm ein apologetischer Ansatz mitunter scharfe Formulierungen. Sein besonderes Missfallen erregt das Erlösungsverständnis der Protestanten, mit dem er sich, wie die genaue Kenntnis der einschlägigen Arbeiten von Albrecht Ritschl, Adolf von Harnack und anderen zeigt, gründlich auseinandergesetzt hat und von dem er das der Katholiken v.a. dadurch abgrenzt, dass er bei diesen ein nicht in erster Linie juridisches, sondern historisches Verständnis ortet (Teil 2, Bd. 1, 248).

Straub, *De ecclesia Christi*

1879 übernahm Anton Straub (1852–1931) aus Großbrockenheim (Rheinpfalz) eine Innsbrucker Lehrkanzel für Dogmatik, auch er ein Germaniker und seit 1878 Mitglied des Jesuitenordens. Einige wichtige lat. Veröffentlichungen, z.B. eine vielbeachtete Studie über den Glaubensakt (vgl. Lercher 1922), fallen in die Zeit nach 1901, als er Innsbruck wieder verlassen hatte, und sind daher an dieser Stelle nicht zu berücksichtigen (vgl. Lakner 1958, 125; Coreth 1995, 88; BBKL 11, 24). Ein direktes Zeugnis von Straubs Innsbrucker Lehre zum Thema Ekklesiologie sind jedoch die zwei Bände *De ecclesia Christi* („Über die Kirche Christi“; Innsbruck 1912).[6] Behandelt werden alle einschlägigen Fragen über die Kirche und über den

6 Vorarbeiten zu diesem Werk aus den Jahren 1890–1895 haben sich in der Hs. Gries, D 8° 117–1/2

Papst, beginnend mit einer Nominaldefinition und endend mit einer Realdefinition, in der die gewonnenen Resultate zusammengefasst werden. Straubs Bild der vollkommenen und wahren Kirche Christi ist das der römisch-katholischen, wobei auch ein gewisses persönliches Unbehagen des Verfassers an den allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen der Zeit nicht verborgen bleibt, etwa im ausdrücklichen Rekurs auf den *Syllabus* von Pius IX. mit seinen Stellungnahmen gegen den Indifferentismus (Bd. 1, 158). In manchen Formulierungen sind Spitzen gegen die Protestanten versteckt, etwa bei der Beschreibung der bischöflichen Aufgaben, der Straub hinzufügt: *independenter prorsus ab omni laicorum arbitrio* (Bd. 1, 171; „durchaus unabhängig von jeglichem Urteil der Laien"). Straubs streng syllogistische Argumentation verleiht der weit ausholenden, gründlichen Arbeit Übersichtlichkeit und ist der Beweiskraft förderlich. Dem Werk wurde von der Kritik bescheinigt, viele Fragen definitiv gelöst und zu anderen wichtige Anregungen gegeben zu haben (vgl. Spácil 1913).

Johann Stufler

1908 ging ein Innsbrucker Lehrstuhl für Dogmatik an Johann Stufler (1865–1952) aus Hirnstetten (Bayern), der ihn bis 1935 innehatte. Der am Priesterseminar zu Eichstätt und später an der Universität Innsbruck Ausgebildete war 1892 in die österreichische Provinz der Gesellschaft Jesu eingetreten. Er vertrat eine Theologie, die sich in zentralen Punkten mit den Vorstellungen des Heiligen Stuhles deckte, was etwa in seiner Kontroverse mit dem Würzburger Apologeten Hermann Schell, dessen Werke 1889 indiziert worden waren, zum Ausdruck kam (vgl. Gelmi 1989, 276). Seit 1917 galt sein wissenschaftliches Bemühen v.a. der Theologie des Thomas von Aquin, namentlich im Bereich der Gnadenlehre. Dieses Interesse stellt einen Berührungspunkt zu den bereits behandelten Tiroler Autoren des späten 19. Jhs. dar, und auch im Detail sind durchaus Parallelen feststellbar (vgl. Coreth 1958, 160; 1995, 93; BBKL 11, 119–120), zumal hinsichtlich Stuflers Nähe zum Molinismus.

Eingreifen Gottes in die Welt

Mit dem 1923 in Innsbruck erschienenen Werk *Divi Thomae Aquinatis doctrina de Deo operante* („Die Lehre des Hl. Thomas von Aquin über das Eingreifen Gottes") widmete Stufler einem von anderen Theologen nur am Rande bzw. in propädeutischer Absicht erwähnten Thema eine eigene Monographie. Er reagierte damit wohl auch auf eine gesamtkirchliche Entwicklung, die unter dem Pontifikat von Benedikt XV. (reg. 1914–1922) einen weiteren mächtigen Schub bekommen hatte: 1917 war der Kanon 1366 des *Codex iuris canonici* promulgiert worden, der den

erhalten. Ein weiteres von Straub bereits in Innsbruck ausführlich behandeltes Thema ist die Gnadenlehre, wozu 21 Thesen auf 336 ebenfalls hs. Seiten aus dem Jahr 1891 vorliegen (*De voluntate Dei salvifica et de praedestinatione*, „Über den heilbringenden Willen Gottes und über die Prädestination"; Gries, D 8° 924).

Dozenten der Philosophie und Theologie ausdrücklich vorschrieb, die Lehre des Aquinaten heilig zu halten (Berger 2005, 142–143). Stufler tritt mit dem Anspruch auf, Klarheit in die kontroverse Thomas-Interpretation zu bringen (4). Dabei lässt er sich von folgendem Prinzip leiten (33):

> *Unusquisque enim facile videbit ea, quae sanctus Thomas de operatione Dei in intellectu et voluntate docuit, logica necessitate ex principiis eius generalibus fluere, quatenus videlicet haec ad speciales materias applicantur.*
>
> Ein jeder nämlich wird leicht erkennen, dass sich das, was der Hl. Thomas über das Wirken Gottes im Intellekt und im Willen lehrt, logisch notwendig aus seinen allgemeinen Prinzipien ergibt, soweit diese auf besondere Gegenstände angewandt werden.

göttlicher und menschlicher Wille

Der Gegenstand, der Stufler am meisten beschäftigt, ist dabei, wie erwähnt, die Gnadenlehre. Entschieden weist er die im 19. Jh. als Thomismus bezeichnete Vorstellung von Dominikus Banez OP (vgl. hier S. 813) zurück, Gott nähme durch die sogenannte *praemotio physica* (5; „vorgängige physische Einwirkung“) direkten Einfluss auf das Handeln des Menschen (Coreth 1988, 397), um stattdessen sein Konzept des *concursus* (175; „Zusammenwirken [von Gott und Mensch]“) zu entwickeln, innerhalb dessen er die *inclinatio naturalis in bonum et finem ultimum* (177; „natürliche Neigung [des Menschen] zum Guten und zum letzten Ziel“) zum Schlüsselbegriff erhebt. Der Part Gottes bestehe darin, dem Menschen das rechte Ziel vor Augen zu führen, welches dann zum Motor des Handelns werde; das Handeln selbst sei aber frei (241–253). Das letzte Ziel, von dem Stufler spricht, ist dabei der unmittelbare Anblick Gottes. Erreichbar sei es nur für den, der sich im irdischen Leben mithilfe der Gnade in die überirdische Ordnung zu erheben vermöge: Ein solcher Mensch *quasi deificatur* (325; „wird gleichsam wie Gott“). In Gestalt der theologischen Tugenden verfüge er über angeborene Haltungen, die zwischen ihm und Gott vermittelten. Allerdings sei das Leben, auch das des Gerechten, ein ständiger Kampf gegen innere und äußere Feinde des Heils, und diesen bestehe nicht jeder in derselben Weise (327–333).

‚Thomismus‘ versus Molinismus

Stufler rückt die am meisten ins Gewicht fallende Schwäche der ‚thomistischen‘ *praemotio physica* in den Blick, nämlich die Missachtung des Wesens des jeweiligen Gegenstandes, über den sie sich einfach erhebe. Thomas aber, so Stufler, unterscheide zwischen Gott als *prima causa efficiens* und der den Geschöpfen von ihm verliehenen *virtus causandi* (401; „erste Ursache, die [das Sein] bewirkt“ bzw. „Fähigkeit, [von sich aus Dinge] zu bewirken“); der Schöpfer bewege alle Dinge *secundum modum et conditionem eorum* (413; „gemäß ihrer jeweiligen Art und Beschaffenheit“). Einen – wenngleich nicht so gravierenden – Einwand hat er jedoch auch

gegen die Molinisten, nämlich gegen deren Annahme eines *concursus simultaneus* (414; „gleichzeitiges Zusammenwirken [von Mensch und Gott]"). Als letztes Wort hält Stufler daher beiden Schulen entgegen *Aquinatem necessitatem concursus immediati specialis negare* (417; „dass der Aquinate die Notwendigkeit eines unmittelbaren und speziellen Zusammenwirkens leugnet"). Wegen dieser Sichtweise wurde er zunächst scharf angegriffen, spätere Forschungen gaben ihm aber Recht (Lakner 1958, 127–130; Coreth 1995, 94). Wichtig ist auch die Feststellung, dass er das dem Begriff „Thomismus" im 19. Jh. gerade im deutschen Sprachraum anhaftende semantische Problem klar auf den Punkt bringt, nämlich den Umstand, dass damit nicht die Philosophie und Theologie des Hl. Thomas, sondern die Rezeptionstradition gemeint war (Berger 2005, 11).

Johann Baptist Umberg

Ein weiterer Innsbrucker Theologe war der 1925 an die dortige Universität berufene Johann Baptist Umberg (1875–1959) aus Flums im schweizerischen Kanton St. Gallen. Seine Zuständigkeit als außerordentlicher Professor lag bis zur Aufhebung der Fakultät durch die Nationalsozialisten im Jahr 1938 im Bereich der Moral und der Sakramentenlehre. Diesen Gebieten galt das Hauptinteresse des 1892 in die Deutsche Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu Eingetretenen, der seine Ausbildung in der Schweiz erhalten hatte. 1947 kehrte er nach Innsbruck zurück, wo ihm am Canisianum die Sorge für die praktische Liturgie übertragen wurde (Anonymus 1959; BBKL 12, 903–904).

Sakramentenlehre

Neben mehreren, z.T. volkstümlichen Schriften in deutscher Sprache verfasste Umberg mit dem 1930 in Innsbruck erschienenen *Systema sacramentarium* („System der Sakramente") eine lat. Monographie, die in der theologischen Forschung durchaus ernst genommen wurde. Im Vorwort erklärt er, es handle sich um die Zusammenfassung mehrerer kleiner Schriften und des Inhaltes öffentlicher Vorlesungen; die Arbeit berühre die Dogmatik gleichermaßen wie die Moraltheologie. Lange Beweisführungen halte er für entbehrlich; er berufe sich lieber auf die Lehre der Kirche und der Väter und wolle vornehmlich Meinungen wiedergeben, die theologisches Gemeingut seien (VII–VIII). Das 122 Seiten starke Werk ist in vier Hauptteile gegliedert, die sich mit dem Wesen, der Notwendigkeit, dem Empfang und der Spendung der Sakramente befassen. Jeder Hauptteil besteht aus drei bis sieben Unterabschnitten, die ihrerseits mit der Gliederung in „Behauptung" und „Erläuterung" einen einheitlichen Aufbau besitzen. Die einzelnen Abschnitte sind kurz, klar und übersichtlich, klingen aber auch sehr apodiktisch. Das Werk zeichnet sich durch hohe begriffliche Präzision und eine außerordentlich spekulative Durchdringung der Probleme aus und arbeitet auf dieser Basis in gleichsam syllogistischer Manier.[7]

7 Für Karl Rahner ging Umberg hierin einen Schritt zu weit: Er warf ihm „Begriffsklopferei" vor, vgl. Anonymus 1959; BBKL 12, 903–904.

Notwendigkeit der Sakramente

Der zweite Hauptteil darf als Paradebeispiel für die beschriebene Arbeitsweise gelten. Auf eine Reihe von Vorbemerkungen, in denen Begriffe geklärt und in Systeme gebracht werden, folgt je ein Abschnitt über die Notwendigkeit der Sakramente für den Einzelnen und für die Kirche insgesamt. Als wesentliche Grundaussage sei Umbergs Sichtweise der Sakramente auf der Ebene der persönlichen Intention hervorgehoben. Die Rolle der Kirche wird auf die einer Verwalterin reduziert, die mehr Pflichten als Rechte hat.

Lercher, *Institutiones theologiae dogmaticae*

Von 1917 bis 1937 war Ludwig Lercher SJ (1864–1937; vgl. NDB 14, 315; Coreth 1995, 104–107) aus Hall Professor für Dogmatik an der Innsbrucker theologischen Fakultät. Vor der Übertragung dieser Lehrkanzel war er für die philosophische Propädeutik zuständig gewesen, ein Hinweis, der deshalb von Belang ist, weil der Grenzbereich zwischen Philosophie und Theologie zeitlebens sein Denken bestimmte. Sein Hauptwerk sind die 1924–1930 in vier Bänden in Innsbruck veröffentlichten *Institutiones theologiae dogmaticae* („Unterweisungen in dogmatischer Theologie"), die zu einem grundlegenden Behelf für das Theologiestudium wurden. Die Darstellung, die scholastische Philosophie in Thesenform bietet, zeichnet sich durch Klarheit und durch Verbindung von spekulativer Theologie und Geschichte aus. Laut Emerich Coreth gab es durch Jahrzehnte kein anderes so gutes Lehrbuch (Coreth 1958, 153–155; vgl. auch Lakner 1958, 133). Dass es nicht nur in seinem Entstehungskontext, sondern weltweit rezipiert wurde, mag auch an der Verwendung der lat. Sprache gelegen haben. Dies sei hier ausdrücklich hervorgehoben, denn seit den 50er-Jahren des 20. Jhs. verlor Lat. auch in der akademischen Theologie allmählich sein Monopol. In Innsbruck war nunmehr die Zeit der Vorlesungen, Skripten und Prüfungen in dieser Sprache vorbei; in den 60er-Jahren hörte selbst die Verwendung lat. Lehrbücher auf (Coreth 1995, 104–105, 139). Umso bemerkenswerter ist es, dass Lerchers Werk noch 1951 in fünfter Auflage erscheinen konnte.

Vorrede

Die Vorrede, deren Gegenstand die Fundamentaltheologie und ihre Beziehung zur speziellen Dogmatik ist, verdient Beachtung als Zeugnis einer Annäherung an den Glauben, deren hohes Niveau nicht zuletzt durch einen Paradigmenwechsel in der Terminologie begründet ist und gegenüber den Darstellungen vom Ende des 19. Jhs., auch jener von Franz Egger (s.o.), einen deutlichen Qualitätssprung markiert.

Aufgabe der Fundamentaltheologie ist es nach Lercher, mit den Mitteln der Vernunft auf methodisch sichere wissenschaftliche Art zu rechtfertigen, dass der Glaube notwendig ist. Da dessen Grundlage nicht eine innere, mit der Vernunft erfasste Wahrheit, sondern die Autorität des offenbarenden Gottes sei, müsse der Mensch vorab das *factum revelationis* (Bd. 1, V; „die Tatsache der Offenbarung") anerkennen. Dies sei aber nur auf mittelbare

Weise möglich, durch *motiva credibilitatis* (VI; „Gründe für die Glaubwürdigkeit"). Als solche kämen Wunder und das Zeugnis der Kirche in Frage. Angesichts des Umstands, dass nicht alles, was geglaubt werden könne, auch geglaubt werden müsse, bedürfe es außerdem des *iudicium credenditatis* (VI; „Einsicht, dass der Glaube notwendig ist"). Dazu könne man auf vorwissenschaftliche, vulgäre Art gelangen wie Kinder, die gewohnheitsmäßig und gedankenlos dem Beispiel ihrer Eltern folgten, oder theologisch Ungebildete, aber auch auf wissenschaftlichem Weg durch philosophische Erkenntnis. Dieser Weg sei der bessere, weil nur wissenschaftliche Erkenntnis auch Gegenargumenten gewachsen sei und verschiedene Wahrheiten in ein System bringen könne. Gleichwohl weist Lercher auch den vorwissenschaftlichen Zugang zum Glauben nicht völlig zurück, denn immerhin ermögliche er die Erfahrung des *influxus sanctificans* (VII; „heiligender Einfluss") der Kirche an der eigenen Person. Besser sei es indes, wenn das Studium der *motiva credibilitatis* zur Einsicht führe, dass der Glaube notwendig sei.

Die zuletzt ausgesprochene Erkenntnis ist die des Philosophen. Lercher betont aber auch, dass die Glaubensfrage nicht mit einem Syllogismus lösbar sei, der lauten würde: Das von Gott Geoffenbarte ist wahr, die Kirche ist als Hüterin dieser Wahrheit unfehlbar, also ist das von der Kirche Vertretene wahr. Denn der Mensch habe die Freiheit, die Prämissen auch nicht anzunehmen. Zum Glauben gehöre auch ein Akt des Willens, wobei unterstützend die Gnade dazukomme. Nur das Studium der Theologie allein stärke den Glauben nicht, es müsse eine entsprechende ethische Disposition gegeben sein. Außerdem gehöre es zur Verkündigung, die Qualität des Glaubens durch die Tat zu beweisen (VII–VIII).

Der Begriff „Apologie" ist für Lercher nicht synonym mit „Verteidigung", sondern er ist ein Aspekt der Fundamentaltheologie, also der mit der Vernunft arbeitenden Wissenschaft; er ist positiv besetzt und bedeutet nicht die Zurückweisung von Gegenargumenten (VIII). Die spezielle Dogmatik hingegen arbeite mit dem Glauben, und zwar unabhängig von der Fundamentaltheologie. Den Idealfall stelle die parallele Beschreitung beider Wege dar (IX).

Dander, *Summarium*

Ein wenngleich viel jüngerer Weggefährte Ludwig Lerchers war Franz Dander (1901–1991) aus Mies (Westböhmen). 1924 in Innsbruck zum Priester geweiht und 1925 ebendort zum Doktor der Theologie promoviert, trat er im selben Jahr in den Jesuitenorden ein. 1927–1932 hielt er an der Universität Innsbruck Vorlesungen aus Ethik und Theodizee sowie über Thomas von Aquin. 1932–1968 leitete er – mit einer Unterbrechung während des Zweiten Weltkrieges, als die Innsbrucker theologische Fakultät nach Sion im schweizerischen Wallis ausweichen musste (vgl. Coreth 1995, 116) – das Theologenkonvikt Canisianum. Als akademischer Lehrer war er 1935–1967 für die Dogmatik zuständig. Seine Bedeutung für Theologie und Kirche liegt in seinem Versuch, die scholastische Schultheologie für die Verkün-

digung aufzubereiten. Dieser Aspekt kann hier jedoch nicht vertieft werden, weil Dander für das einschlägige 1939 erschienene Buch – und für viele andere – die deutsche Sprache gewählt hat. Des Lat. bediente er sich als Mitarbeiter an Lerchers *Institutiones* und als Verfasser des 1949–1954 in neun Faszikeln in Innsbruck publizierten *Summarium theologiae dogmaticae* („Zusammenfassende Darstellung der Dogmatik"), das in den Jahren 1960–1964 eine Zweitauflage erlebte (vgl. Felderer 1991; BBKL 14, 908–910).

Beispiel: Mariologie

Exemplarisch sei hier kurz die Synthese eines Teilbereiches aus dem letztgenannten Werk vorgestellt, nämlich das 1952 erschienene *Summarium tractatus dogmatici de matre-socia salvatoris* („Zusammenfassung des dogmatischen Traktats über die Mutter und Gefährtin des Erlösers"). In einer einleitenden Anmerkung erläutert Dander die Zielsetzung der knapp 30 Seiten umfassenden Broschüre: Sie solle den Hörern der Dogmatik an den Priesterseminaren als Leitfaden dienen und ihnen unter Ausklammerung subtilerer Fragen das Verständnis des Stoffes der betreffenden Vorlesung erleichtern. Ausdrücklich erklärt er, das Werk könne nicht als Ersatz für gründliche dogmatische Darstellungen gelten; als eine solche zitiert er den dritten Band von Lerchers *Institutiones*. In diesem Sinne bietet die nun folgende Vorstellung zugleich eine Kostprobe davon, wie Dander Lerchers dogmatisches Programm umgesetzt hat.

> Kern der Mariologie ist die Deutung Marias als einer neuen Eva, die Christus, dem neuen Adam, beigesellt sei. Die Dogmatik müsse daher Christus als Erlöser in seinem engen Nexus mit Maria sehen. Maria sei auch die Mutter des Erlösers, weshalb sich als ihr innerster Charakter die *maternitas corredemptrix* (5; „miterlösende Mutterschaft") erschließe. Als edelste Frucht der Erlösung sei sie zugleich als *typus ecclesiae* („Urbild der Kirche") zu begreifen, und zwar der Kirche als Gemeinschaft der Erlösten und als Einrichtung zum Heil der Menschen (27–29). Als Königin könne Maria in uneigentlichem, metaphorischem Sinn bezeichnet werden, insofern nämlich, als sie durch ihre Eigenschaften über andere Geschöpfe hinausrage (29). Aufgrund dieser Eigenschaften gebühre Maria nicht bloß *latria* („Verehrung"), sondern *hyperdulia* („besondere Anbetung"); ihre *dulia* („Anbetung") müsse eine höhere Qualität haben als die der übrigen Heiligen (30–31).

Herz-Jesu-Kult

Schließlich soll noch ein Spezialthema der Dogmatik zur Sprache kommen, das in Tirol besondere Bedeutung besitzt, nämlich die Herz-Jesu-Verehrung. Nachdem Papst Pius IX. 1856 mit der Ausdehnung des betreffenden Festes auf die gesamte Kirche eine augenfällige liturgische Rangerhöhung vorgenommen hatte, wurde 1864, im Jahr der Seligsprechung der Marguerite-Marie Alacoque (s.o.), eine deutsche Sektion des sogenannten Gebetsapostolats gegründet, die in der Öffentlichkeit auf große Resonanz stieß, v.a. in Tirol: Über 36% der aggregierten Pfarreien



Abb. 174: Fronleichnamsfest aus dem *Kalendarium manuale utriusque Ecclesiae Orientalis et Occidentalis* des Nikolaus Nilles, Innsbruck 1879–1885.

Abb. 175: Chaldäisches Kalenderblatt in Nilles' *Kalendarium manuale.*

stammten aus den Diözesen Brixen und Trient (HdK 6,1, 666–668; Busch 1997, 65–69).

Nikolaus Nilles

Nikolaus Nilles (1828–1907) aus Rippweiler (Luxemburg), der am Germanicum ausgebildet und 1852 zum Priester geweiht worden war, trat 1858 in den Jesuitenorden ein. Im selben Jahr erhielt er die Lehrkanzel für Kirchenrecht an der theologischen Fakultät der Universität Innsbruck (Grass 1951, 206–207). 1860–1875 leitete er als Regens das Nikolaihaus.[8] 1866 gründete er den „Priesterverein unter dem Schutz des göttlichen Herzens Jesu" und 1869 das *Correspondenzblatt* dieses Vereins (Hofmann 1908, 45–54; Busch 1997, 71). Nilles ist in erster Linie als bedeutender Vertreter der Liturgik und des Kirchenrechtes bekannt, wofür er im Vatikan und weltweit als Autorität galt. Sein Hauptwerk ist ein 1879–1885 in Innsbruck erschie-

8 In diesem Zusammenhang entstand seine Schrift *Historia domus Sancti Nicolai Oeniponte* („Geschichte des Sankt Nikolai-Hauses in Innsbruck"; Innsbruck 1870).

nenes dreibändiges Kalendarium der West- und Ostkirchen (*Kalendarium manuale utriusque Ecclesiae Orientalis et Occidentalis*; vgl. Abb. 174, 175), eine für die damalige Zeit herausragende Leistung, die auch der Annäherung zwischen den Kirchen des Orients bzw. der slawischen Länder und Rom diente (Lakner 1958, 114–117; Coreth 1995, 77; BBKL 14, 1314–1322). Daneben galt sein besonderes Interesse jedoch zeitlebens der Verehrung des Herzen Jesu, die er historisch, theologisch und kirchenrechtlich zu begründen bemüht war. Er machte sie zu einem seiner Hauptarbeitsgebiete und stiftete an der Innsbrucker Hohen Schule eine entsprechende Tradition (Busch 1997, 167–171).

Cor Jesu

Stellvertretend für zahlreiche weitere Veröffentlichungen Nilles' zum Herz-Jesu-Kult soll die 1872 in Innsbruck erschienene, für die Alumnen des Nikolaihauses verfasste Schrift *Cor Jesu divini redemptoris nostri caritatis symbolum* („Das Herz Jesu als Symbol der Liebe unseres göttlichen Erlösers") vorgestellt werden. Der Verfasser widmet sie Pius IX. zum 25. Jahrestag seines Pontifikats mit der Bitte, das Herz-Jesu-Fest für die gesamte Kirche zu einem Fest erster Klasse zu erheben (III–IV). Als Begründung für seinen Wunsch führt Nilles an, man lebe in einer politisch unruhigen Zeit. Damit verlieh er der für seinen Orden bezeichnenden pessimistischen Wahrnehmung der zeitgenössischen Wirklichkeit Ausdruck. In der Herz-Jesu-Frömmigkeit sahen die Jesuiten eine Möglichkeit, Krisenerfahrungen zu kompensieren, denn sie stand in dem Ruf, ein Trost der leidenden Kirche zu sein (Busch 1997, 192–195).

Herz Christi als Realsymbol

Die dogmatische Grundlage des von Nilles vermittelten Verständnisses bildet die gesamte Christologie (Meschler 1910, 52). Er versteht das Herz im physischen Sinn, also als Körperteil Christi, das wegen der hypostatischen Union mit dem Wort Verehrung verdiene und als Realsymbol der unbegrenzten Liebe Christi den Menschen das Erkennen derselben durch Analogie ermögliche. Die Entsprechung zwischen dem menschlichen Herzen und der Liebe besteht für Nilles darin, dass das Lieben zu dessen Natur gehöre (11–15; vgl. Meschler 1910, 33–35). Zum besseren Verständnis darf auf Karl Rahners Theologie des Symbols verwiesen werden, nach der jedes Seiende plural und folglich Ausdruck eines anderen ist. Das Symbol entspringt somit nicht einem nachträglichen Verhältnis zwischen zwei verschiedenen Seienden, sondern ist Ausdruck einer ursprünglichen Einheit (Rahner 1959, 468–473).

Moral: Hilarius Gatterer, *Compendium*

Der Kapuzinerorden war gegen Ende des 19. Jhs. nicht nur, wie bereits aufgezeigt, auf dem Gebiet der Dogmatik, sondern auch in der Moraltheologie sehr produktiv. Dies gilt z.B. für Hilarius Gatterer (1839–1899) aus Sexten, der 1872 als Lektor der Moraltheologie nach Meran kam. 1883 ernannte ihn der Trientner Bischof zum Examinator für Beichtväter, von 1889 bis 1892 war er Provinzoberer. Gatterer verfasste Traktate über die Sakramente und über kirchliche Strafen, meh-

rere Aufsätze für die *Linzer Quartalschrift* sowie Kasuslösungen (Hohenegger, Bd. 2, 515, 655–656; Neuner 1929, 74–75). Sein Hauptwerk ist jedoch das zweibändige, über 800 Seiten umfassende *Compendium theologiae moralis* („Zusammenfassende Darstellung der Moraltheologie"; Meran 1889). Im Untertitel und im Vorwort erklärt er, sein Werk sei eine Kompilation aus anerkannten Autoren; neue Gedanken wolle er nicht entwickeln. Aussparen wolle er auch, was an den bischöflichen Seminaren Österreichs in den Fächern Pastoraltheologie und Kirchenrecht gelehrt werde. Aufmerksam registriert er rezente Forschungsergebnisse: Von rund 40 in einem Literaturverzeichnis aufgelisteten Arbeiten, darunter auch deutschen, gehören mehrere dem 18., die meisten dem 19. Jh. an; neben Theologica scheinen auch Studien zu profanen Wissenschaften, z.B. zur Medizin, auf. Gatterer räumt der Moraltheologie zumal für Beichtväter einen hohen Stellenwert ein, während andere theologische Fächer für diese von nachgeordneter Bedeutung seien.

> Im allgemeinen Teil des *Compendium* (Bd. 1) behandelt Gatterer als das Subjekt der Moraltheologie den Menschen, als deren Objekt das Gesetz, als Bindeglied zwischen beiden das Gewissen, schließlich Tugenden und gute Taten als Ausdruck der Harmonie zwischen Subjekt und Objekt sowie Sünden als Zeichen der Störung dieser Harmonie. Die spezielle Moraltheologie (Bd. 2) ist zweigeteilt: Als „Gemeinpflichten" bezeichnet Gatterer Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen den Nächsten, als „Socialpflichten" (diese Termini sind den lat. als Übersetzung beigegeben) solche, die dem Verhältnis des Einzelnen zu Institutionen wie Ehe, Familie, Herrschaft, Berufsständen, Zivilgesellschaft und Verwaltung entspringen.

Thomismus

Mit dieser Disposition lehnt sich Gatterer eng an seinen älteren Ordensbruder Benedikt Peintner (vgl. hier S. 1013) an. Die Absteckung des wissenschaftstheoretischen Rahmens erfolgt bei ihm indes viel tiefschürfender, zumal in Gestalt der zeittypischen Reflexion über das Verhältnis von Glaube und Vernunft und über die Rolle der Kirche. Gleich Norbert Stock (s.o.) legt er ein Bekenntnis zu Thomas von Aquin ab und betont, dass die Religion ohne die Vernunft nicht auskomme (Bd. 1, XX–XXII).

Mensch und Gesetz

Gatterer besitzt eine tiefe Vertrautheit mit der Tugendlehre. Als deren Fundament haben in seinen Augen die Aussagen zum Gesetz und dessen Auslegung zu gelten. Deutlicher als Peintner erläutert er die *aequitas* („Billigkeit"), mit der *lenitas* („Milde") einhergehe. In der Auseinandersetzung mit dem Begriff des Gesetzes im AT und im NT erreicht die Arbeit auch dogmatisch ein hohes Niveau. Zeittypisch sind apologetische Ansätze gegenüber den Protestanten (Bd. 1, 130–134).

Pflichten gegen Gott

Wie bei Peintner kommen auch die theologischen Tugenden zur Sprache. Zumal die Ausführungen über den Glauben, in dessen Rahmen auch Fragen der religiösen

Toleranz und des Kultes fallen, sind von weit mehr als nur moraltheologischer Relevanz (Bd. 2, 18–155).

Pflichten gegen uns selbst

Auch hinsichtlich dessen, was Gatterer zur Sorge des Menschen für sich selbst darstellt (Bd. 2, 232–273), kann weitgehend auf Peintner verwiesen werden. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Denkanstöße zur Ethik in der Medizin und zur Frage nach der Rechtmäßigkeit des Privateigentums. Diesbezüglich nimmt das Buch den Geist der Sozialenzyklika *Rerum novarum* von 1891 vorweg, die zwar den Staat bei der Lösung sozialer Probleme in die Pflicht nimmt, die sozialistische Eigentumslehre jedoch verwirft (Gelmi 1989, 275). Auch Gatterer tut dies sehr deutlich: Materielle Sicherheit dürfe zwar nicht zum Selbstzweck werden, sie schaffe jedoch geistige Freiheit und rege das Tugendstreben an, während Armut die Ursache für viele Laster darstelle (Bd. 2, 272–273).

Pflichten gegen den Nächsten

Gatterers Erörterung zwischenmenschlicher Beziehungen hat insgesamt eine stark juridische Färbung. Dennoch ist auch diese Passage ein bemerkenswertes sozial- und mentalitätsgeschichtliches Dokument, etwa wenn er im Spenden von Almosen (wozu auch unentgeltliche ärztliche Leistungen und Rechtsbeistand gehören) einen gültigen Ersatz für öffentliche Sozialleistungen sieht (Bd. 2, 325–328).

Pflichten der Stände

Was Gatterer zu den „Socialpflichten" zu sagen hat, deckt sich ebenfalls weitgehend mit Peintners einschlägigen Ausführungen, die er jedoch im Sinn der gesamtkirchlichen Entwicklung ajourniert. Besondere Genugtuung bereitet es dem christlichen Verfechter der integren Familie, darauf verweisen zu können, dass es Pius IX. in seiner Enzyklika von 1864 als großen Fehler des Sozialismus und des Kommunismus bezeichnet habe, dass diese Systeme Elternrechte beschnitten (Bd. 2, 510–512).

Staller, *Epitome theologiae moralis*

Dem Tenor von Gatterers Arbeit entsprach – bis hin zur Gliederung – der Stoff, der damals von den Studenten des Brixner Priesterseminars verlangt wurde. Diesen fasste Joseph Staller (1828–1899) aus Windisch-Matrei, 1852 zum Priester geweiht, an der Anima in Rom zum Theologen ausgebildet, 1862 in Wien promoviert und 1863 mit dem Lehrstuhl für Moraltheologie betraut, einer der namhaftesten Vertreter dieses Faches in Brixen (vgl. Baur 1975, 45; Gelmi 2007, 210), in zwei Bänden unter dem Titel *Epitome theologiae moralis* („Auszug der Moraltheologie"; Brixen 1883) zusammen. Im Vorwort zum zweiten Band nennt er als Zielgruppe außer den Studenten auch erfahrene Seelsorger, die bereits ausführlichere Darstellungen kennen. Als Quellen gibt er außer Thomas von Aquin, Alphons von Liguori und anderen v.a. *clarissimum Stapf* (Bd. 2, III; „der hochberühmte Stapf"; vgl. hier S. 1011) an.

Kirchentreue

Das Werk ruht fest auf der Ende des 19. Jhs. von der Kirche vertretenen Doktrin. Dies zeigen zumal die Ausführungen über die Beziehung zwischen Glauben und Vernunft, über Offenbarung, Kirche, Tradition, Unterschiede zwischen Katholiken

und Protestanten, über die Rolle des Gesetzes im AT und im NT und über die notwendige Verankerung der Moraltheologie in der Dogmatik (Bd. 1, 4–9).

Standesdenken

Gleich Gatterer baut Staller in sein Werk zahlreiche Elemente ein, die mentalitätsgeschichtlich von mindestens ebenso hoher Relevanz sind wie theologisch. Stellvertretend für viele andere sei aus dem speziellen Teil ein für seinen gesellschaftspolitischen Konservatismus charakteristischer Standpunkt zum Thema Ehre erwähnt: *Certe ad nostra officia pertinet, ut unicuique honorem personae et statui convenientem verbis factisque exhibeamus.* (Bd. 2, 199; „Zweifelsohne gehört es zu unseren Pflichten, dass wir einem jeden in Worten und Taten die Ehre erweisen, die seiner Person und seinem Stand gebührt.“) Ein ausgeprägtes Standesdenken unter dem Paradigma der sozialen Ungleichheit legt er auch z.B. bei der Beschreibung der Pflichten von Kindern gegenüber ihren Eltern an den Tag.

Delama, *Institutiones*

Den Trientner Seminaristen wurde die Moraltheologie Ende des 19. Jhs. auf der Grundlage der 1893–1895 erschienenen zweibändigen *Institutiones theologiae moralis in usum seminarii Tridentini* („Unterweisungen in Moraltheologie für den Gebrauch des Trientner Seminars“) des Dionysius Delama (1841–1896) aus Altspaur vermittelt. Der 1868 zum Priester Geweihte hatte den Lehrstuhl dieses Faches 1871–1896 inne.[9] Im Vorwort des genannten Werkes erklärt Delama, er habe es, auch auf Betreiben seiner Vorgesetzten, aufgrund der in letzter Zeit erzielten Fortschritte in der Moraltheologie verfasst und wolle den zeitbedingten neuen Ansichten Rechnung tragen. Ausdrücklich beruft auch er sich auf Alphons von Liguori und auf die unter Leo XIII. eingeleitete Thomas-Renaissance, die auch der Bischof begrüße (V–VI).

Geschichte der Moral

In den allgemeinen Prämissen die Ansichten Stallers teilend (Bd. 1, 1–4) und auch in der Gesamtstruktur der Arbeit sehr ähnlich wie dieser vorgehend, nimmt Delama die Verortung der eigenen Position im historischen Kontext jedoch ernster. Den Rahmen hierfür schafft er sich durch einen Abriss der Geschichte seines Faches, deren dritte, mit dem Tridentinum beginnende Hauptepoche er differenziert darstellt und dabei auch kommentiert: Der bis zum Jansenismus reichenden Phase zollt er Lob, weil sie in fruchtbarer Weise die Probabilismusdebatte geführt habe; den Jansenismus und die Zeit der Aufklärung kritisiert er harsch, weil sie die Kraft der Sakramente geleugnet und viele Autoren negativ beeinflusst habe. Mit dem Hl. Alphons von Liguori (1696–1787), dem es gelungen sei, den rechten Mittelweg zwischen allzu großer Strenge und allzu viel Milde zu finden, habe wiederum eine glücklichere Epoche eingesetzt. Delamas besondere Hochachtung gilt Joseph Ambros Stapf (Bd. 1, 6; vgl. hier S. 1011).

9 Vgl. CCDT. An weiteren lat. Werken sind ein *Tractatus de iustitia et iure* („Traktat über Gerechtigkeit und Recht“; Trient 1877) und ein *Tractatus de conscientia* („Traktat über das Gewissen“; Trient 1890) zu nennen.

Noldin, *Summa theologiae moralis*

Mitten in den Alltag führt, wie übrigens auch weite Teile der Moraltheologie Gatterers und Stallers, die 1901 in Innsbruck erstveröffentlichte dreibändige *Summa theologiae moralis* („Gesamtdarstellung der Moraltheologie") des Hieronymus Noldin (1838–1922) aus Salurn. Der in Bozen, Trient und Innsbruck Ausgebildete und 1861 in Freising zum Priester Geweihte trat 1865 in den Jesuitenorden ein. Mit der Ernennung zum Regens im theologischen Konvikt Innsbruck im Jahr 1875 begann sein eigentliches Lebenswerk, die praktische Bildung und Schulung der Priesteramtskandidaten. 1885–1890 Dozent für philosophische Propädeutik in Innsbruck, erhielt er 1890 den Lehrstuhl für Moral- und Pastoraltheologie, den er bis 1909 innehatte. Die aus den Innsbrucker Vorlesungen hervorgegangene *Summa* wurde wegen ihrer Klarheit und Gründlichkeit, der Orientierung an der Praxis und des ausgewogenen Urteils zu einem hochgeschätzten, in aller Welt verwendeten Lehrbuch (Coreth 1958, 159–160). 1917 bearbeitete Noldin die 15. Auflage, die er dem neuen Kirchenrecht anpasste; bis 1923 wurden über 70000 Exemplare abgesetzt (vgl. Heinzel 1958, 207; Gelmi 1986, 205). In deutscher Sprache publizierte er zur Herz-Jesu-Thematik. Außerdem machte er sich durch Arbeiten zum Eherecht verdient.[10]

Charakteristik

Die Vorstellung der *Summa* kann sich an eine prägnante Würdigung durch Gottfried Heinzel (Heinzel 1958, 206–209) anlehnen. Das in einfachem, klar verständlichem Lat. verfasste Werk ist in erster Linie praktisch orientiert; Ergebnisse sind wichtiger als deren Ableitung und Begründung. Einem Verständnis von Moraltheologie als Normwissenschaft verpflichtet, legt der Verfasser die Prinzipien eindeutig dar, bezieht auch zu strittigen Punkten Stellung und klammert selbst die Kasuistik nicht ganz aus. Die – von Hilarius Gatterer (s.o.; *Compendium theologiae moralis*, Bd. 2, 1) ausdrücklich abgelehnte – Einteilung des Stoffes nach den zehn Geboten und den sieben Sakramenten ist dem Finden rascher, unzweideutiger Antworten förderlich. Das Werk ist daher ein leicht handhabbarer Studienbehelf und kann zudem vielbeschäftigten Seelsorgern und Beichtvätern zum raschen Nachschlagen dienen. Ein abgeschlossenes, vollständiges System der wissenschaftlichen Moraltheologie bietet es jedoch nicht.

Kritik

In der eben beschriebenen Eigenart blieb der *Summa* die Anerkennung durch neuscholastisch geprägte Theologen versagt, weil sie die übernatürliche Grundlage der sittlichen Persönlichkeit vernachlässige. Zu Noldins Verständnis der Moral als Normwissenschaft wurde angemerkt, dass er sich zu eng an das Kirchenrecht anlehne und weitere Motive schuldig bleibe. Diese Kritik ist jedoch nicht zur Gänze

10 Vgl. Grass 1951, 208. Aus dem umfangreichen weiteren Œuvre Noldins sei die *Epitome theologiae moralis universae* („Auszug aus der gesamten Moraltheologie"; Innsbruck 1912) herausgegriffen, die ebenfalls zahlreiche weitere Auflagen erlebte.

berechtigt, weil Noldin die Notwendigkeit einer spekulativ-systematischen Moral keineswegs zurückwies und am Primat der theoretischen wissenschaftlichen Prinzipien nicht grundsätzlich rüttelte. Er wusste auch um die Notwendigkeit dogmatischer Vertiefung und verstand seine Disziplin keineswegs nur als Lehre von Geboten und Pflichten, sondern auch als Tugendlehre (vgl. Heinzel 1958, 203–209).

Neuauflagen: Albert Schmitt

Noldins Nachfolge auf der Innsbrucker Lehrkanzel für Moraltheologie trat 1917 Albert Schmitt SJ (1871–1948) aus Gissigheim (Baden) an. Er verdient eine kurze Erwähnung, weil er die *Summa* durch Aufnahme aktueller Zeitfragen weitergestaltete und das Werk bis in die 29. Auflage führte. Diese Tätigkeit verhalf ihm zu weltweiter Bekanntheit (BBKL 9, 485–486).

Pastoral: Rigler, *Praecepta*

Die Pastoraltheologie sollte in Österreich bereits nach dem Studienplan von 1774 in der Volkssprache vorgetragen werden (Brandl 1969, 49). Deshalb begründete Peter Paul Rigler (1796–1873) in seinen 1847 und 1853 in Brescia und Trient erschienenen *Praecepta pastoralis didacticae seu regula Christianae doctrinae e summo pastorali principio fideliter deducta neoclericis Tridentinae dioecesis* („Vorgaben für die Ausbildung der Seelsorger oder Richtschnur der christlichen Lehre, in gläubiger Haltung abgeleitet aus dem obersten seelsorglichen Prinzip, für junge Kleriker der Diözese Trient“) die Wahl des Lat. eigens damit, dass seine Diözese *binationalis* (Bd. 2, 409; „zwei Nationen umfassend“) sei. Ein lat. Werk dürfe unter diesen Umständen auf bessere Verwendbarkeit hoffen als ein volkssprachliches.

Biographie

Der aus Bozen stammende Verfasser, der am Trientner Priesterseminar und an der Universität Innsbruck studiert hatte und von dem noch weitere lat. Werke erhalten sind (Gasser 1989–1993, 165–169), ist eine für die Tiroler Kirchengeschichte des 19. Jhs. zentrale Persönlichkeit. Nach der 1818 in Trient empfangenen Priesterweihe lehrte er am dortigen Seminar Moraltheologie und bemühte sich mit selbst in Rom wahrgenommenem Engagement um die spirituelle Ausbildung der Zöglinge. 1842 wurde er in den Deutschen Orden aufgenommen; dort setzte er die Wiedereinführung des gemeinschaftlichen Lebens in Priesterkonventen durch, was zum Fortbestand des als Adelsinstitut geltenden Ordens nach dem Untergang der Habsburgermonarchie beitragen sollte. Rigler stand schon zu Lebzeiten im Ruf der Heiligkeit; der Deutsche Orden bemüht sich seit einiger Zeit um seine Seligsprechung (Innerhofer 1982, 139–140; Gasser 1989–1993; BBKL 8, 354–355).

Hervorstechendstes Merkmal der *Praecepta* ist ein Verständnis von Seelsorge als Didaktik, wobei Katechese der Kinder und Jugendlichen und geistliche Begleitung der Erwachsenen nur Varianten ein und derselben Aufgabe seien. Die beiden formal und inhaltlich in engem Zusammenhang stehenden Bände decken ein breites Spektrum an Themen ab. Die 14 Kapitel der allgemeinen Didaktik (Bd. 1) sind im Wesentlichen um den Begriff der Klugheit gruppiert. In den 16 Kapiteln der speziellen Didaktik (Bd. 2) stehen verschiedene

Gruppen von zu Unterweisenden im Blickpunkt. Sie sind nach folgenden Kriterien definiert, die einander mehrfach überlagern: intellektuelles Niveau, psychische Befindlichkeit, Geschlecht, Alter, Familienstand, gesellschaftlicher Stand, wirtschaftliche Situation und Beruf. Für Rigler können Moral- und Pastoraltheologie nur auf sicherem dogmatischem Fundament betrieben werden. Mehrfach beruft er sich auf den Mystiker Franz von Sales (1567–1622) und den Hl. Alphons von Liguori (1696–1787). Das Werk endet mit je einem Abschnitt über die Predigt und über geistliche Exerzitien.

doctor

Vom *doctor* („Lehrer") erwartet Rigler absolute Kirchentreue, weshalb sich dieser in allem, was er tue, am Katechismus zu orientieren habe. Er müsse v.a. Güte an den Tag legen, dazu eine distinguierte Lebensweise, aber auch Bescheidenheit, einen streng geregelten Tagesablauf und – so in Anlehnung an den Hl. Karl Borromäus (1538–1584) – die Übereinstimmung von Tun und Lehre sowie innere Anteilnahme am Stoff, den er vermittle (Bd. 1, 18–20, 37–40, 114–116).

Anpassung ans Zielpublikum

Als versierter Seelsorger schert Rigler nicht alle Menschen über denselben Kamm. In der Unterweisung gebildeter und kultivierter Menschen sieht er, hierin von zeitgenössischen Fachkollegen abweichend (vgl. HdK 6,1, 444–445), eine keineswegs geringere Herausforderung als in derjenigen der Ungebildeten: Jene befänden sich in Fragen des Seelenheils häufig in schwerer Not, weil sie ihren Intellekt zur Beruhigung des Gewissens missbrauchten (Bd. 2, 1–2). Bei Predigten vor gemischtem Publikum empfiehlt Rigler, auf die Zusammensetzung der Gruppe zu achten und kein allzu spezielles Thema zu wählen; insgesamt sei das Niveau eher den Schwächeren anzupassen (Bd. 2, 198–203).

Zeitbezüge

Zwar erschienen die *Praecepta* noch vor dem *Syllabus errorum*, man kann aber mit Fug und Recht behaupten, dass sie diesen gleichsam präludieren: So warnt Rigler vor Philosophen, die sich mit von der Kirche nicht approbierten Inhalten beschäftigen, spricht die Lehrer der Grammatik, die in den Elementarschulen tätigen und die Hauslehrer auf ihre christliche Verantwortung an und warnt vor Büchern nicht konformen Inhaltes (Bd. 2, 172–174). Selbst im Fächerkanon der Gymnasien, insbesondere im Studium der Klassiker, ortet er mögliche Keimzellen des Deismus und des Atheismus (Bd. 2, 256–261).

Pastoral im Studium

Rigler legt Wert darauf, dass die Theologiestudenten sein Buch nicht erst im letzten Jahr ihres Studiums lesen (Bd. 2, 408). Sie sollen vielmehr möglichst früh lernen, dass in ihrer Ausbildung Dogmatik und als Aszetik verstandene Moraltheologie alleine zu wenig wären.

Depeder, *Enchiridion theologiae pastoralis*

Den hiermit ausgesprochenen Auftrag nahm einer der Nachfolger Riglers als Professor der Pastoraltheologie am diözesanen Seminar sehr ernst: Johann Baptist Depeder (1839–1934) aus Brez (Nonsberg), der 1867 zum Priester geweihte Inhaber des Lehrstuhls von 1888 bis 1908 und Prosynodalexaminator (vgl. CCDT).

Er beruft sich im Vorwort seines 1894 zu Unterrichtszwecken verfassten, in Trient erschienenen *Enchiridion theologiae pastoralis* („Handbuch der Pastoraltheologie"; vgl. Flabbi 1907, 92) ausdrücklich auf Rigler, in dessen Nachfolge er die eigene Arbeit sieht – bis hin zur Begründung der Wahl des Lat. (7–8) –, entwirft jedoch ein Bild des Priesters, das Rigler in seiner Demut wohl so nicht formuliert hätte. Es klingt wie die Umlegung des damals stark betonten Bildes der souveränen Kirche als ganzer auf den einzelnen Geistlichen, der als geradezu konstitutives Element im Streben der Menschen nach Erlösung gesehen wird: Er rufe sie in Ausübung seines prophetischen oder Lehramtes, heilige sie durch das Priester- oder Weiheamt, steuere sie durch das königliche oder Leitungsamt (9).

Der erste Teil des *Enchiridion* hat Grundsätzliches zum Inhalt: das Hirtenamt i.A., Christus als Vorbild, die geistliche Berufung und ihre Zeichen, die Weihe und die Sendung des Hirten, seine Tugenden, seinen Gehorsam, die Verbindung mit Christus durch das Gebet, die Keuschheit und den Eifer. Im zweiten Teil wird der Seelsorger nach Riglers Muster als *doctor* bezeichnet. Er erhält nun gleichsam ‚technische' Anweisungen zum Predigen (einschließlich mehrerer Grundelemente der Rhetorik) und zur Gestaltung der Liturgie.

Pastoral als *ars artium*

Die übrigen theologischen Disziplinen bezeichnet Depeder als Hilfswissenschaften der Pastoraltheologie und weist ihnen lediglich propädeutische Funktion zu. Die Menschen so zu führen, dass sie das ewige Heil der Seele nicht verlören, sei, so leitet er aus dem Vergleich des Priesteramtes mit demjenigen Christi ab, die *ars artium* (10; „Kunst der Künste"). In diesem Zusammenhang lobt er die von mehreren Päpsten, darunter auch Pius IX., verordneten diözesanen Priesterkonferenzen als wichtige Gelegenheiten zu Weiterbildung und Gedankenaustausch, was zumal angesichts der schwierigen Zeitumstände notwendig sei.

Exegese: Messmer, *Introductio*

Nicht fehlen darf in diesem Überblick jene theologische Subdisziplin, die allen übrigen die Grundlage liefert, die Exegese. Als frühestes Beispiel sei die postum 1859 in Innsbruck erschienene *Introductio in libros Novi Testamenti* („Einführung in die Bücher des NT") von Alois Messmer (1822–1857) aus Nassereith genannt. Der am Brixner Seminar Ausgebildete empfing 1847 die Priesterweihe. 1848–1856 lehrte er neutestamentliche Exegese am Seminar zu Brixen (Baur 1975, 27–28; Gelmi 2007, 189). Außer dem genannten Werk verfasste er auch monographische Arbeiten zu einzelnen Büchern der Bibel.

Exegese-Verständnis

In einem Vorwort zur *Introductio* erklärt Johannes Chrysostomus Mitterrutzner CR, Professor am Neustifter Stiftsgymnasium in Brixen (Gelmi 1992, 269–271; vgl. hier S. 1144), die Bibel sei ein den Priestern anvertrautes Buch, in welchem sie Nahrung für ihre Seele finden sollten. Er nennt die Exegese ein Mittel gegen die Feinde des Christentums und vergleicht sie mit einem Schlüssel, den Christus der vom

Heiligen Geist unterstützten Kirche anvertraut habe. Andere seien dieses Schlüssels nicht würdig (IX). Messmer selbst erklärt in der Folge, er wolle v.a. die inneren Zusammenhänge der einzelnen Teile des NT aufzeigen (X). Mit diesem Anliegen steht er in der Tradition des Pariser Oratorianers Richard Simon (1638–1712), den er in einem Abriss der Geschichte seiner Disziplin auch besonders würdigt. Was ihn mit diesem Begründer der Bibelkritik außerdem verbindet, ist das Anliegen, die Schrift gegen falsche Folgerungen rationalistischer Gelehrter zu verteidigen (vgl. BBKL 10, 424–428). Bei der Darstellung der Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten ist er jedoch um Objektivität bemüht (4). Gleich Kaspar Unterkircher (vgl. hier S. 1018), auf den er sich ebenfalls beruft, sieht Messmer den Aufgabenbereich der Exegese sehr breit gefächert und räumt daher ein, er könne nicht mehr als eine *adductio* („Hinführung") bieten. Mit seinem Konzept der Einführung als Geschichte der Offenbarung, mit dem er auch die Kapiteleinteilung (Evangelien, Apostelgeschichte und Apostelbriefe, Apokalypse) begründet, und mit der Forderung, der Exeget müsse dem Niveau des ursprünglichen Zielpublikums sowie zeitlichen und räumlichen Gegebenheiten Rechnung tragen, folgt er wiederum dem Beispiel Simons. Deutlicher als dieser betont er allerdings die dogmatischen Implikationen der Exegese, etwa durch eine starke Akzentuierung der Inspiration (5–7).

Exegese in Trient: Wieser über Paulus

Joseph Wieser (1828–1899) aus Völlan studierte in Meran, Brixen und Trient und empfing 1854 die Priesterweihe. Anschließend war er in der Seelsorge tätig, ehe er 1857 als Professor für neutestamentliche Exegese und Fundamentaltheologie ans Seminar zu Trient berufen wurde. Als solcher wirkte er bis zu seiner Ernennung zum Stadtdekan und infulierten Propst in Bozen im Jahr 1872. Außer theologischen Fachpublikationen liegen von ihm auch literarische Arbeiten vor (Flabbi 1907, 91; Lantschner 1980, 528–529). In seiner 1874 in Trient publizierten Monographie *Pauli apostoli doctrina de iustificatione* („Die Lehre des Apostels Paulus über die Rechtfertigung") legte er ein schönes Beispiel für die praktische Nutzbarkeit der Exegese und die Kontextualisierung ihrer Ergebnisse vor, ganz im Sinn der von ihm für notwendig erachteten Unterscheidung zwischen Exegese als erster Stufe und biblischer Theologie als zweiter (2). Die Wahl der lat. Sprache begründete er mit dem Wunsch, dem Werk zu internationaler Verbreitung zu verhelfen, obwohl er persönlich das Deutsche bevorzugt hätte (VI).

Glaube und Werke

Der Untertitel besagter Schrift hält fest, dass sich ihr Verfasser der Thematik auch mit einem dogmatischen Ansatz nähert, v.a. aber lässt er keinen Zweifel aufkommen, welch brisantes Thema dieser gewählt hat: Es ist die Frage, die schon für Martin Luther zum Stein des Anstoßes geworden war, nämlich die nach dem Verhältnis von reinem Glauben und guten Werken als Voraussetzungen der Rechtfertigung. Es dürfte daher mehr als ein Bescheidenheitstopos sein, wenn Wieser einleitend erklärt, er sehe der Aufnahme des Buches mit Sorge entgegen (VI). Zwei

Hauptteile haben – nach der Auseinandersetzung mit entgegengesetzten Ansichten – eine ausführliche Erörterung der theologischen Tugenden, auch in ihrem wechselseitigen Verhältnis, und die Abgrenzung der Begriffe *iustificatio* („Rechtfertigung") und *iustitia* („Gerechtigkeit") zum Thema. In strenger Deduktion gelangt Wieser schließlich zu einem eindeutigen Ergebnis (223): Der Glaube müsse zu etwas werden, das sich im Handeln niederschlage. Er entfalte sich zwischen Röm 3,28 („Wir sind der Überzeugung, dass der Mensch nur durch den Glauben gerecht wird, unabhängig von den Werken.") und Röm 2,13 („Nicht die sind vor Gott gerecht, die das Gesetz hören, sondern die werden gerecht gesprochen werden, die das Gesetz tun.").

Exegese in Innsbruck: Holzmeister, *Summa introductionis*

Lat. war auch noch ein halbes Jahrhundert nach Wieser die Sprache der Bibelwissenschaft, so z.B. bei Urban Holzmeister (1877–1953) aus Fulpmes. Der an der Universität Innsbruck ausgebildete Halbbruder des bekannten Architekten Clemens, seit 1895 Jesuit, lehrte an seiner Stammhochschule seit 1907 NT. 1918/19 und 1926/27 war er Dekan der theologischen Fakultät. 1929 wechselte er ans päpstliche Bibelinstitut in Rom. Holzmeister verfasste eine ganze Reihe von Monographien sowie rund 125 Zeitschriftenbeiträge. Seine Werke zeichnen sich durch Materialreichtum und ausführliche Quellenangaben aus, wobei er besonders die patristische Literatur ausgiebig heranzieht (vgl. Gaechter 1953, 506–507; BBKL 2, 1016; Coreth 1995, 106). Er bedient sich in ihnen der lat. Sprache – ungeachtet der Tatsache, dass er bei ihrem mündlichen Gebrauch mitunter durch *lapsus linguae* in seinem Auditorium Heiterkeit erregte (vgl. BBKL 2, 1016). Dies gilt auch für die 1924 in Innsbruck erschienene *Summa introductionis in Novum Testamentum. Liber ad privatum auditorum usum editus* („Umfassende Einführung ins NT. Ein Studienbuch für den privaten Gebrauch der Hörer"). Seine Sprachwahl begründet er dort im Proömium mit einer Vorgabe von Papst Pius XI., der 1922 mit Bezug auf das theologische Studium erklärt hatte: *Maiores disciplinae* […] *Latine tradendae et percipiendae sunt.* („Die bedeutenderen Fachbereiche […] sind in lat. Sprache zu vermitteln und zu erfassen.") In manchen Fällen fügt Holzmeister den lat. Begriffen allerdings in Klammern deutsche Entsprechungen bei.

Charakteristik

Das Vorwort enthält neben Festlegungen methodischer Art und diversen Einteilungen insbesondere Bemerkungen zur Inspiration, die von einem nicht nur exegetischen, sondern auch dogmatischen Ansatz zeugen, und ein klares Bekenntnis zur Autorität der Kirche. Danach decken acht Hauptteile folgende Themen ab: die synoptischen Evangelien, das Johannesevangelium, die Apostelgeschichte, das Leben und die Briefe des Hl. Paulus, die übrigen Briefe, die Apokalypse, die Geschichte des Kanons und die Textgeschichte i.A. Diese Teile sind in insgesamt 240 durchnummerierte Kurzkapitel gegliedert, in denen Einzelfragen mit historischer und philologischer Akribie abgehandelt werden; zahlreiche Fußnoten geben Zeug-

nis vom streng wissenschaftlichen Anspruch des Verfassers. Insgesamt handelt es sich im Wesentlichen um eine deskriptive Aufbereitung des Materials; mitunter kommen durch die Wahl der Fragestellung indirekt aber auch interpretatorische Ansätze zum Vorschein, etwa wenn Holzmeister mehrfach kurz auch auf den *finis* („Zweck") des betreffenden Textes eingeht. Dies erfolgt dann jeweils in sehr anschaulicher, unmittelbar fasslicher Weise.

Exegese in Wilten: Kortleitner

An der Hauslehranstalt des Stiftes Wilten lag die Zuständigkeit für die Exegese seit 1888 beim Brixner Franz Xaver Kortleitner (1863–1939), der sich seine diesbezüglichen Kenntnisse weitgehend als Autodidakt erworben hatte. Umso bemerkenswerter ist es, dass er 1935 aufgrund seiner Verdienste um die Auslegung des AT sogar zum Konsultor der päpstlichen Bibelkommission berufen wurde (Grill/Holzmann 1969; BBKL 6, 527–528).

Werke

Das Verzeichnis von Kortleitners lat. Werken umfasst rund 35 Titel, in der Mehrzahl Monographien. Seine Arbeiten, die meist spezielle Themen aufgreifen und auf profunder Kenntnis der zeitgenössischen Fachliteratur und älterer Exegeten beruhen, zeichnen sich durch großen Materialreichtum aus und beziehen auch Nachbarwissenschaften der Exegese wie Geschichte, Archäologie, Philologie und Symbolik ein. Thematisch decken sie das gesamte Spektrum der Fragen ab, die zwischen 1890 und 1939 in der Exegese des AT auftauchten. Die katholische Bibelwissenschaft betrachtete es damals als ihre wesentliche Aufgabe, Hypothesen, die auf die Zerstörung der Autorität der Bibel abzielten, kritisch zu prüfen. Kortleitner tat dies aus einer konservativen Grundeinstellung heraus, doch ohne engstirnige Apologetik. Seine Werke fanden große Beachtung; in Fachzeitschriften wurden sie eingehend und fast durchwegs lobend besprochen. Viele Untersuchungen kreisen um Mono- und Polytheismus, Kultgesetze und Sittlichkeit. Besonderen Beifall erhielt seine *Hermeneutica biblica* („Biblische Hermeneutik"; Innsbruck 1923). Angesichts der politischen Zeitumstände bemerkenswert ist eine 1937 erschienene Untersuchung mit dem Titel *Religio Veteris Testamenti habitu et nationali et universali eminuit* („Die Religion des AT zeichnete sich durch zugleich nationalen und universalen Charakter aus"; Innsbruck 1937; vgl. Grill/Holzmann 1969, 279–290). Nach Kortleitner hatte die Religion des AT ihrer Natur nach universalen Charakter und war für alle Völker der Erde bestimmt. Es habe aber bestimmter Rücksichtnahmen auf das Volk Israel bedurft, das bei ihrer Vermittlung als Werkzeug dienen sollte.

Heiligkeit im AT

Von besonderem Interesse ist daneben noch Kortleitners vorletztes Werk, die 1939 in Innsbruck erschienene Untersuchung *Quid sanctitas in Vetere Testamento valeat* („Zur Bedeutung des Begriffes der Heiligkeit im AT"). Die Studie ist gekennzeichnet von einem mühsamen, doch mit subtilen Mitteln erfolgenden Ringen um eine angemessene Definition, wobei zumal die einleitenden Bemerkungen zum Tabu in asiatischen Kulturen überzeugen (9–10). Der Kernpunkt im Begriff göttli-

cher Heiligkeit komme im AT nirgends klar zum Ausdruck, Kortleitner beschreibt ihn jedoch anhand seiner Folgeerscheinungen: Das Heilige sei sittlich makellos, gesetzestreu, fest im Guten, jenseitsgerichtet, unirdisch. Man müsse unterscheiden zwischen der Heiligkeit Gottes und jener der Menschen. Bei Gott bestehe sie in Einzigartigkeit, Unvergleichlichkeit, Unbegreiflichkeit, Ewigkeit, Allgegenwärtigkeit, Barmherzigkeit, Herablassung zu den Geschöpfen und Gnade, auch darin, dass alles andere auf ihn bezogen, ihm geweiht werden müsse. Bei den Menschen sei heilig, was sich Gott in Ehrfurcht nähere und dadurch Heil bringe (vgl. Hofbauer 1940; Grill/Holzmann 1969, 292). Kortleitner hält es nicht für möglich, dass der Mensch ins Geheimnis der Heiligkeit ganz einzudringen vermöchte.

Sprache

Kortleitners Lat. gilt als schön und leicht verständlich (Grill/Holzmann 1969, 294). Er setzt die Möglichkeiten dieser Sprache auch in subtiler Manier ein, etwa wenn er beim Referat von Standpunkten, die er teilt, vom obliquen Konjunktiv in den Indikativ wechselt. Häufig sind es Überlegungen zu Fragen der Semantik und der Etymologie, die ihn zu wichtigen Ergebnissen gelangen lassen.

Liturgik: Michael Gatterer

Der Liturgik widmen sich mehrere lat. Werke von Michael Gatterer SJ (1862–1944) aus Oberrasen. An der Universität Innsbruck ausgebildet – und besonders geprägt von Hieronymus Noldin (s.o.) –, empfing Gatterer 1885 die Priesterweihe. 1904 wurde er Ordinarius für Homiletik und Liturgik sowie Dekan der Fakultät. 1911 kam er als Professor an das Priesterseminar nach Klagenfurt, dann wurde er Spiritual in Tanzenberg und kehrte 1919 wieder als ordentlicher Professor für Homiletik, Katechetik, Liturgik und Pädagogik nach Innsbruck zurück. In zahlreichen deutschsprachigen Werken griff er auch aktuelle Themen der Zeit auf (vgl. Gelmi 1986, 235; Anger).

Annus liturgicus

Stellvertretend für Gatterers lat. Arbeiten sei das 1912 in dritter Auflage in Klagenfurt erschienene Werk *Annus liturgicus* („Das liturgische Jahr") genannt, das, so Gatterer in dessen Vorwort, ursprünglich für die Studenten der Universität Innsbruck verfasst worden war.[11] Nach dem Erscheinen der zweiten Auflage erlassene kirchliche Gesetze hätten eine Überarbeitung notwendig gemacht. Das Werk ist zweigeteilt: Auf eine Einleitung mit grundsätzlichen Aussagen zur Liturgie folgt ein Hauptteil mit ausführlicher Darstellung der Perioden des Kirchenjahres. Beide Teile zusammen umfassen 16 Kapitel, die in jeder Hinsicht Lehrbuchcharakter tragen. Geboten wird eine gründliche Zusammenfassung des liturgischen Grundwissens, wobei auch Historisches, außerdem die östlichen Kirchen Betreffendes einfließt.

11 Vgl. ansonsten etwa noch die *Liturgica generalis* („Allgemeine Liturgie"; Innsbruck 1904) und die *Praxis celebrandi functiones ordinarias sacerdotales* („Praxis der feierlichen Ausübung der ordentlichen Priestertätigkeiten"; Innsbruck 1910).

Kirchenrecht: Simon Aichner

Ein prominenter Vertreter des Kirchenrechts war Simon Aichner (1816–1910; vgl. Farbtafel 22) aus Terenten. Der an der Universität Innsbruck und am Brixner Seminar Ausgebildete und 1840 zum Priester Geweihte wurde 1852 als Professor für Kirchenrecht ans Priesterseminar berufen. 1882 wurde er Weihbischof und Generalvikar in Vorarlberg, 1884–1904 leitete er die Diözese Brixen als Fürstbischof (Grass 1951, 211; Baur 1975, 34–41; Gelmi 1984, 248–253).

Compendium iuris ecclesiastici

Aichner verfasste u.a. ein *Compendium iuris ecclesiastici* („Zusammenfassende Darstellung des Kirchenrechtes"; Brixen 1862), das an der Universität Innsbruck als Studienbehelf sehr verbreitet war. In diesem Werk, in dessen Untertitel er als Zielgruppe v.a. den im Kaiserreich Österreich in der Seelsorge tätigen Klerus anführt, betont er nachdrücklich die Rechte der Kirche gegenüber dem Staat (vgl. Gelmi 2007, 190). Im Vorwort zur vierten Auflage 1874 schreibt er, das Buch sei nicht nur ein Lehrmittel, sondern solle auch erfahrenen Geistlichen als Nachschlagewerk dienen. Er weist deutlich, u.a. durch die Zitation einschlägiger Äußerungen von Pius IX., darauf hin, dass sein kirchenrechtliches Interesse durch die Sorge über die Zeitumstände, z.B. über die liberalem Geist entsprungenen konfessionellen Gesetze von 1868 (vgl. HdK 6,1, 539), mitbedingt ist. Gründliche Kenntnisse in diesem Bereich seien wichtig, um eine weitere Beschneidung der Rechte der Kirche zu verhindern (III–IV). Das *Compendium*, für das Aichner 1865 das theologische Ehrendoktorat der Universität Wien erhielt, erlebte zwölf Auflagen und fand bis nach Amerika Verbreitung.[12]

Albert Mitterer

Als praxisorientierter Leitfaden, der in erster Linie liturgische und kirchenrechtliche Gegenstände zum Inhalt hat, sei schließlich noch die *Instructio pro ordinandis examen praevium circa ordinem suscipiendum subituris* („Anleitung für Weihekandidaten, welche die der Weihe vorausgehende Prüfung zu bestehen haben"; Brixen 1921) von Albert Mitterer (1887–1966) aus Schwaz genannt. Nach dem theologischen Studium in Brixen und Wien (Promotion 1919) lehrte Mitterer 1916–1920 philosophisch-theologische Propädeutik, 1920–1923 Fundamentaltheologie, 1925–1940 christliche Philosophie in Brixen. Seit 1940 war er Professor für Fundamentaltheologie und Apologetik an der Universität Wien. In seinem Hauptarbeitsgebiet, der Thomas-Forschung, publizierte er größtenteils in deutscher Sprache (Baur 1975, 71–72). Mit der *Instructio pro ordinandis* legte er der Öffentlichkeit den Inhalt mehrerer Vorlesungen vor, mit denen er auf eine Bestimmung des *Codex iuris canonici* 1917 über die Zulassungsvoraussetzungen zur Weihe reagiert hatte. Im Vorwort zur zweiten Auflage von 1929 verweist er auf die große Akzeptanz des

12 Baur 1975, 36–37. Noch in seinem Todesjahr ergänzte es der Autor durch die in Zusammenarbeit mit einem Arcangelo Carbonari publizierten *Adnotationes in compendium iuris ecclesiastici* („Anmerkungen zur zusammenfassenden Darstellung des Kirchenrechtes"; Trient 1910).

Werkes in Seminaren und Klöstern in Österreich, Großbritannien, Spanien, Holland, Deutschland und Italien. Für Rat dankt er dem Brixner Kirchenrechtsprofessor Alois Pompanin (3–4).

> Teil 1 der *Instructio* befasst sich mit dem geistlichen Stand i.A. (Wohnung, Rechte, Privilegien, Pflichten, Tugenden, Kleidung, Laisierung) und den verschiedenen Weihegraden, Teil 2 mit der Weihe selbst, Teil 3 mit den dabei einzuhaltenden Riten und Zeremonien. Quellen sind die Akten des Apostolischen Stuhls, das *Breviarium Romanum*, der *Codex iuris canonici*, die Brixner Synodalstatuten von 1900, Dekrete der römischen Ritenkongregation aus den Jahren 1898–1901, das *Missale Romanum*, das *Pontificale Romanum* und das *Rituale Romanum*. Zusätzlich zieht Mitterer theologische Fachliteratur heran, darunter Noldins Moraltheologie (s.o.).

Charakteristik

Der Zielsetzung entsprechend, handelt es sich nicht um ein Werk, in welchem markante theologische Standpunkte festgehalten wären, sondern um eine neutrale Lernunterlage, in deren Zentrum formale Aspekte stehen. Gleichwohl setzt der Verfasser auch eigenständige Akzente. Am ergiebigsten ist diesbezüglich der zweite Teil, der eine gewisse philosophische Vertiefung der Rechtstermini erkennen lässt, etwa wenn auf diverse Facetten des Willens eingegangen wird, wenn Berufung oder Eignung für den geistlichen Stand zum Thema werden oder wenn die innere Entwicklung der Kandidaten in der Zeit zwischen der niedersten und der letzten Weihe angesprochen wird.

nichttheologisches kirchliches Schrifttum

Im Folgenden sei nun dasjenige kirchliche Schrifttum behandelt, das sich nicht mehr als theologisch ansprechen lässt. Hier begibt man sich auf ein weites, kaum erschlossenes Feld. Auf der einen Seite findet man große Massen von rein pragmatischen Texten, die formal weitgehend standardisiert und vielfach tralatizischer Natur sind: Messordnungen und andere Liturgica, Gebetsbücher, Kirchenkalender, Jahresberichte von Orden usw. Sie können nicht im Einzelnen diskutiert, sondern nur pauschal erwähnt werden.[13] Andererseits werden auch zahlreiche Werke verfasst,

---

13 Messordnungen: vgl. etwa die *Officia ministrorum ad functiones solemnes, ut haberi solent in ecclesia parochiali Sancti Jacobi et in ecclesia Sanctissimae Trinitatis Oeniponte* („Aufgaben der Ministranten beim Zelebrieren der Messe, wie sie in der Pfarrkirche St. Jakob und in der Kirche der heiligsten Dreifaltigkeit in Innsbruck gebräuchlich sind"; Innsbruck ^{3}1880). Gebetsbücher: *Libellus precum pro studiosa iuventute* („Gebetsbuch für die studierende Jugend"; Brixen 1896). Kirchenkalender: *Calendarium perpetuum una cum notis et precibus. Ad usum fratrum minorum Sancti Francisci Capucinorum provinciae Tirolis septentrionalis* („Ewiger Kalender mit Anmerkungen und Gebeten. Zum Gebrauch der Minderbrüder des Hl. Franziskus, der Kapuziner der Nordtiroler Provinz"; Innsbruck 1897; zu einem poetischen Kirchenkalender vgl. hier S. 1097–1100). Zu den *Litterae annuae* der Jesuiten s. Heiss, G. 2004.

die bei vielfach ebenfalls pragmatischer Ausrichtung einen individuelleren Charakter tragen: aszetische Schriften, Ordensgeschichten, prosopographische Werke und Biographien. Im Folgenden seien diese Textsorten jeweils mit ein bis zwei Beispielen vorgestellt.

aszetisches Schrifttum

Den Anfang soll das aszetische Schrifttum machen, das der eigentlichen Theologie insofern noch recht nahe steht, als die Aszetik auch eine (historisch aus der Moraltheologie hervorgegangene) theologische Teildisziplin ist. Allerdings tragen derartige Schriften im Tirol des ausgehenden 19. Jhs. kaum wissenschaftlichen, sondern vielmehr erbaulichen Charakter. Sie treten in verschiedenen Spielarten auf und versuchen als Anleitungen zu einem christlichen, möglichst sogar heiligmäßigen Lebenswandel, zu Andacht, Meditation und Exerzitien, den Alltag ihrer Leser mit katholischer Spiritualität zu erfüllen. Dabei richten sie sich in erster Linie an Kleriker und solche, die es werden wollen.[14]

Guggenbichler, *Manuductio spiritualis*

Zu den umfassendsten unter diesen Werken zählt die fast 600 Seiten starke *Manuductio spiritualis per vitam quotidianam* („Geistliche Handleitung durch das tägliche Leben"; vgl. Abb. 176, 177), die ein Frater Gaudentius OFM für seine Ordensbrüder verfasste bzw. kompilierte und 1874 in Innsbruck zum Druck brachte. Wir können ihn wahrscheinlich mit dem aus Jenbach stammenden Franziskaner Gaudentius Guggenbichler (1829–1901) identifizieren, der auch sonst als Autor erbaulicher Schriften hervorgetreten ist (s.u.).[15]

Vorwort

Das unpaginierte Vorwort an den wohlwollenden Leser ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Es spricht zunächst von der Fülle an aszetischem Schrifttum, das bereits auf dem Markt sei (*passim existentibus praeclaris asceseos voluminibus*), und rechtfertigt dann die Existenz eines neuen Produkts dieser Art, indem es kurz die Entstehungsgeschichte der *Manuductio* erläutert: Die Oberen der Ordensprovinz hätten den Autor mit der Abfassung beauftragt, um insbesondere für die jungen Ordensmitglieder einen einheitlichen Leitfaden zur Hand zu haben. Im Übrigen sei das Buch eher eine Kompilation aus diversen Manuskripten anderer Tiroler Franziskaner als ein eigenständiges Werk. Schließlich kündigt Guggenbichler an, er werde sich den weniger Gebildeten unter seinen Lesern zuliebe eines schlichten Stils bedienen – ein Versprechen, das er hält, wie ein kurzer Auszug bald zeigen wird. Zunächst aber ein Überblick über den Inhalt:

---

14 Vgl. neben dem gleich zu besprechenden Beispiel etwa noch den *Conviator viatori fidelis sive preces et exercitia in usum et commoditatem sacerdotum* […] *selectae* („Treuer Wandergefährte oder Gebete und Exerzitien, ausgesucht zum Gebrauch und Nutzen der […] Priester"; Innsbruck 1849) und die *Octo dies exercitiorum spiritualium ex textu et iuxta methodum Sancti Patris Ignatii* („Acht Tage geistliche Exerzitien auf Basis des Textes und nach der Methode des heiligen Vaters Ignatius"; Trient 1890).

15 Eine eigentliche Biographie seiner Person fehlt. Zahlreiche einschlägige Notizen enthält Priesching 2007, vgl. ihren Index 314 s.v.



MANUDUCTIO SPIRITUALIS
PER VITAM QUOTIDIANAM
seu
VIA AD PERFECTIONEM RELIGIOSAM
PER QUOTIDIANA EXERCITIA
NOVITIIS ET CLERICIS ORD. S. FRANC.
REFORM. PROVINC. TIROL. S. LEOPOLDI DEMONSTRATA.

Collegit, disposuit et edidit
Fr. Gaudentius
Ordinis Fratrum Minorum Reformatorum Prov. Tirol. S. Leopoldi.

Superioribus approbantibus.

ŒNIPONTE.
TYPIS FELICIANI RAUCH.
1874.



Abb. 176, 177: Titelseite und Frontispiz mit Abbildung des Hl. Franz von Assisi, aus Gaudentius Guggenbichlers *Manuductio spiritualis*, Innsbruck 1874.

Nach einer *praefatio*, die Auszüge aus den Schriften des Hl. Franz von Assisi (vgl. Abb. 178), die franziskanische Ordensregel und weitere einleitende Texte enthält (I–XXVI), gliedert sich der Hauptteil in fünf Abschnitte: Die ersten drei behandeln das Verhalten morgens (1–33), untertags (34–69) und abends (70–107), der vierte Beichte und Kommunion (108–164), der fünfte, besonders ausführliche, gibt Anleitungen für die tägliche Meditation (166–278). Im Anhang folgt eine Reihe weiterer Texte, abgesehen vom zweitgenannten von anderen Autoren: ein aszetischer Traktat (279–379), Regeln für angehende Seelsorger (380–463), dann – nun ausdrücklich als Appendizes bezeichnet – Regeln über die Aufnahme von Novizen (464–483), ein Stück über die notwendigen Qualitäten von Missionaren (484–493) sowie – im Original deutsch – eine *Unterweisung und Erklärung des innerlichen Gebetes* (494–511) und *Der Geist des Hl. Leonard von Portu Mauritio* (512–576).

penibel geregeltes Leben

Die Schrift ist ein eindrückliches Beispiel für die Akribie, mit der sich der Franziskanerorden damals bemühte, den Lebenswandel seiner Mitglieder bis ins kleinste Detail zu regeln. Welcher Fülle an Vorschriften ein guter Franziskaner im Laufe

des Tages Genüge zu leisten hatte, lässt der folgende Ausschnitt erahnen, der dem morgendlichen Ankleiden gewidmet ist (7):

> *Calepodia induens dic: „Dirige, Domine Deus meus, in conspectu tui viam meam." (Ps. 5.) Aptando habitum religiosum dic: „Ordina, Deus meus, in me charitatem" et osculando eundem: „Induit me Dominus vestimentis salutis" (Is. 61.), „O suavis et misericors Dominus." Constringens te cingulo dic: „Praecinge me, Domine, cingulo puritatis et continentiae et extingue in lumbis meis humorem libidinis, ut in me maneat virtus continentiae et castitatis."*
>
> Wenn du die Sandalen anziehst, sag: „Lenke, Herr, mein Gott, meinen Weg in deinem Anblick (Ps 5)". Indem du den Ordenshabit anlegst, sag: „Richte, mein Gott, auf mich deine Liebe", und indem du ihn küsst, „Der Herr hat mich angezogen mit Kleidern des Heils" (Jes 61), „O süßer und mitleidsvoller Gott!" Wenn du dir den Gürtel umbindest, sag: „Gürte mich, Herr, mit dem Gürtel der Reinheit und Beherrschung und lass in meinen Lenden den Saft der Lust vertrocknen, damit in mir die Tugend der Beherrschung und der Keuschheit bleibe."

Scintillae asceticae

Ein ganz auf einen bestimmten Teilbereich der Aszetik, die Meditation, konzentriertes Beispiel sind die 1891 in zweiter Auflage[16] in Brixen erschienenen *Scintillae asceticae ad excitandum spiritus incendium, accomodatae in singulos anni dies* („Aszetische Funken, um den Geistesbrand zu entfachen, passend zu den einzelnen Tagen des Jahres"). Wie der Titel schon andeutet, enthält das in winzigem Format gedruckte Büchlein (neben zwei längeren Gebeten am Schluss, 134–142) 365 erbauliche Texte, einen für jeden Tag des Jahres, die in einfachem Lat. verfasst und in der Regel nur wenige Zeilen lang sind. Meist handelt es sich um religiöse Betrachtungen, seltener um allgemeine Lebensweisheiten. Mitunter wird auf den jeweiligen Tagesheiligen Bezug genommen. Das Gros der Einträge scheint vom anonymen Verfasser selbst zu stammen, v.a. gegen Ende des Jahres finden sich aber auch zahlreiche Zitate aus den Kirchenvätern und anderen autoritativen Quellen. In den meisten Fällen wird eine Anredesituation hergestellt: Das Leser-Ich wendet sich an Gott oder wird selbst vom Verfasser angesprochen. Gedacht waren diese Texte dazu, ihren Lesern, wohl in erster Linie dem Klerus der Diözese Brixen,[17] zündende Gedanken für die tägliche Andacht und Versenkung zu liefern. Die Vorrede (3–4),

16 Die erste Auflage scheint verschollen.

17 Der Eintrag zum 1. Dezember (120) beginnt: *Non existimes alium ob finem te ad monasterium venisse* […], „Glaub nicht, du seist zu einem anderen Zweck ins Kloster gekommen […]". Doch da es sich um ein Zitat des Hl. Johannes vom Kreuz handelt, darf man hieraus nicht unbesehen schließen, das Zielpublikum der *Scintillae* bestehe ausschließlich aus Mönchen und Klosterschülern.

welche die Feuermetaphorik des Titels ausspinnt, vergleicht das Werk deshalb mit einem Feuerzeug, das man aufgrund seiner Kleinheit jederzeit zur Hand haben könne: *Quapropter opusculum hoc ignitabulo non est absimile, quod ob molis exilitatem nullo non tempore ad manum esse potest.* Es richtig zu gebrauchen, sei jedoch Aufgabe des Lesers, die ihm nicht abgenommen werden könne: *Tuum erit, Lector benevole, manum admovere et chalybe silicem irritare.* („Deine Sache wird es sein, wohlwollender Leser, es zur Hand zu nehmen und mit dem Stahl den Feuerstein zu reizen.“) Vom Duktus der einzelnen Einträge mag derjenige zum 15. Juli eine Vorstellung geben (69):

> *Quo magis excideris ex animo rerum transeuntium affectum, hoc uberius videbis excrescere amorem rerum caelestium. Corruptio illarum est harum generatio. Corruptio autem est prior.*

> Je mehr du aus deinem Geist die Leidenschaft für die vergänglichen Dinge ausrottest, desto üppiger wirst du die Liebe zu den geistigen Dingen emporwachsen sehen. Die Vernichtung der einen ist die Erzeugung der anderen. Die Vernichtung aber kommt zuerst.

Lat. als Sprache der Begegnung mit Gott

Das vielleicht Interessanteste an Werken wie der *Manuductio* und den *Scintillae* ist das Licht, das sie auf einen in der Regel kaum beachteten Aspekt der kirchlichen Latinität werfen: Lat. war für einen katholischen Geistlichen noch gegen 1900 nicht nur die Sprache der Bibel, der Tradition und der Liturgie, sondern auch die seines persönlichen Umgangs mit Gott. Sein Alltag war geradezu damit durchtränkt: Er war gehalten, von früh bis spät in Vulgata-Versen, Kirchenväter-Zitaten und anderen lat. Floskeln zu denken, zu beten und zu meditieren. Ein Leben im Angesicht Gottes war ein Leben auf Lat.

Ordenshistoriographie: eine Franziskanerchronik

Ein anderer Teilbereich kirchlichen Schrifttums, in dem Lat. im späteren 19. Jh. noch gelegentlich zum Einsatz kam, war die Geschichtsschreibung der Orden. Ein Beispiel hierfür bietet eine im Jahr 1856 abgefasste Franziskanerchronik mit dem Titel *Provincia Tirolensis Sancti Leopoldi* („Tiroler Provinz des Hl. Leopold“), die sich hs. als Cod. 155 im Provinzarchiv der Franziskaner erhalten hat.[18] Als Verfasser des 40 Seiten starken, durch ein vorangestelltes Inhaltsverzeichnis erschlossenen Textes firmiert auf der letzten Seite ein Frater Josephus, dessen Familienname nicht mehr zu entziffern ist.

18 Hohenegger 1898, VII–VIII bezeugt in einer Liste seiner eigenen Werke eine *Brevis historia Capucinorum sub regimine Mariae Theresiae et Josephi II.* („Kurze Geschichte der Kapuziner unter der Regierung Maria Theresias und Josephs II.“) sowie eine zweibändige *Collectio rerum Capucinicarum* („Sammlung kapuzinischer Angelegenheiten“), die jedoch beide verschollen sind.

Der Text besteht aus drei Teilen, von denen der erste (1–19) sich mit dem Schicksal der vorderösterreichischen Ordensprovinz seit dem Jahr 1768, insbesondere mit der Schließung von Klöstern und der Änderung der Provinzgrenzen, beschäftigt. Der zweite (19–28) zerfällt in drei Appendizes zum ersten, die über die zwei anderen österreichischen Ordensprovinzen sowie über die Geschicke des Dritten Ordens berichten. Auch der dritte Teil (28–40) ist wiederum dreigeteilt. Er präsentiert sich als Fortsetzung des ersten Teils und behandelt drei Einzelaspekte der Zustände in Tirol: repressive Maßnahmen des Guberniums gegen die Klöster sowie die Aufnahme von Novizen und das Bildungswesen.

Charakteristik

Das Werk präsentiert sich nicht als Ordensgeschichte im eigentlichen Sinn, sondern als Chronik, als Serie klar voneinander abgesetzter Einzeleinträge zu bestimmten am Rand notierten Daten. Inhaltlich liest es sich, obwohl der Autor sich mit ausdrücklichen Klagen und Anklagen zurückhält, wie eine Leidensgeschichte der Franziskaner im 18. und 19. Jh.: Klosteraufhebungen, Provinzteilungen, Verbote, Novizen aufzunehmen, und Schikanen im Bildungswesen nehmen den größten Teil der Darstellung ein. Dieser düstere Gesamteindruck ist allerdings maßgeblich dadurch mitbedingt, dass der Verfasser sich stark auf die schwierigen Jahrzehnte von Joseph II. bis zu den Napoleonischen Kriegen konzentriert.

Prosopographie: Mitterrutzner, *Catalogus*

Auch prosopographische Werke wurden noch länger auf Lat. verfasst, schlichte Schematismen ebenso wie anspruchsvollere thematische Nachschlagewerke.[19] Manche Klöster ließen prosopographische Arbeiten zu festlichen Anlässen anfertigen und mitunter auch drucken. Eine solche Festgabe ist der anonyme, nach dem Katalog der ULBT von Johannes Chrysostomus Mitterrutzner (1818–1903; vgl. BBKL 20, 1035–1037) verfasste *Catalogus* von Neustift, der zum Fünfzigjahrjubiläum der Primiz des Propstes Dominik Ischara 1878 in Brixen erschien.[20] Er besteht nach einer Aufzählung der Gründer des Klosters (2) aus drei Teilen: einer chronologisch nach dem Zeitpunkt des Eintritts ins Kloster geordneten Liste der gegenwärtig dort beheimateten Mönche, die jeweils mit Namen, Herkunft, Titeln und Funktionen sowie stichwortartigem Lebenslauf aufgeführt werden (2–16); einer Aufzählung aller Pröpste, deren Würdigung mit ihrer Gliederung in Herkunft, Geburt, Lebensweg samt besonderen Taten, Tugenden und Tod immer noch enkomiastische

19 Schematismen: vgl. etwa den *Schematismus patrum et fratrum ordinis minorum reformatorum Sancti Francisci provinciae Tirolensis Divi Leopoldi* („Schematismus der Väter und Brüder des reformierten Franziskanerordens für die Tiroler Provinz des Hl. Leopold"; Innsbruck 1859). Nachschlagewerke: Hugo Hurter, *Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae* („Schriftstellerlexikon der neueren katholischen Theologie"; Innsbruck 1871–1899; vgl. BBKL 2, 1192–1193).

20 Vgl. weiters etwa noch den zum goldenen Professjubiläum des Grieser Abtes Ambrosius II. Steinegger verfassten *Catalogus monachorum ordinis sancti patris Benedicti exempti monasterii Muro-Griesensis* („Katalog der Mönche des exemten Benediktinerklosters Muri-Gries"; Bozen 1904).

und suetonische Vorbilder reflektiert (17–38; vgl. hier S. 949); und einem tabellarischen Totenverzeichnis für die letzten hundert Jahre (39–46).

Biographie: *De Pantaleone Bortio syntagma*

Von den zwei Biographien bedeutender Persönlichkeiten der Tiroler Kirche, die diese Epoche hervorgebracht hat, ist die erste das *De Pantaleone Bortio patricio Tridentino syntagma* („Traktat über den Trientner Patrizier Pantaleone Borzi"), das die Mitglieder des Trientner Kapitels im Jahr 1861 von einem anonymen Autor zusammenstellen ließen, um es dem neuen Fürstbischof Benedikt von Riccabona zu dessen Amtsantritt als Festschrift zuzueignen.

Nach einem Widmungsschreiben an den Fürstbischof (III–IX) besteht das eigentliche *Syntagma* aus zwei ungleichen Teilen: Der erste, kürzere (3–38) ist eine Biographie des Trientner Kirchenmannes, Rechtsgelehrten, Historikers und Literaten Pantaleone Borzi (1697–1748). Nach einem Überblick über die Quellenlage (3–5) werden zuerst Herkunft, Kindheit und herausragende Begabung Borzis beschrieben (6–7). Seine Studien führen ihn in jungen Jahren immer wieder nach Rom, bis er nach dem Tod seines Vaters nach Trient zurückkehrt und dort zunächst v.a. wissenschaftlich und literarisch tätig ist (7–14). An dieser Stelle wird eine Aufzählung seiner Freundschaften mit bedeutenden Zeitgenossen eingeschaltet (14–17). Der Rest der Vita ist v.a. den Diensten gewidmet, die Borzi der Trientner Kirche erweist (17–28): Er wird u.a. Kanonikus, amtiert als Generalvikar der Fürstbischöfe Dominik Anton Thun und Leopold Ernst von Firmian, fördert die lokale Kirchengeschichtsschreibung und das Priesterseminar. Krankheit und Tod bilden den Schluss (28–30), als Anhang folgen Zeugnisse und Dokumente zu seiner Person (31–38).

Der zweite und längere Teil (39–223) ist eine Sammlung verschiedener, großteils noch unpublizierter Schriften Borzis: ein im Namen Thuns abgefasster Bericht an das römische Kardinalskollegium über den Zustand der Diözese Trient (41–69), Auszüge aus kirchengeschichtlichen Arbeiten (73–82), ein im Namen Firmians verfasster Hirtenbrief (83–90), vermischte Gedichte (93–148), Briefe (151–218) und Inschriften (219–223).

Charakteristik

Der Autor bemüht sich sichtlich, Borzi als vollkommene Synthese von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit darzustellen. Ob er damit eine genauer zu umreißende Absicht verfolgt, etwa die, Riccabona ein Vorbild vor Augen zu stellen oder ihn auf den Wert tüchtiger Mitarbeiter vor Ort hinzuweisen, ist schwer zu sagen. Er schreibt ein oft geschraubtes, mühseliges Lat. Als biographisches Dokument über einen bedeutenden Trientner Kleriker, über den sonst nicht viel bekannt ist, verdient das *Syntagma* aber allemal Beachtung.

Guggenbichler, Biographie der Maria von Mörl

Einer der interessantesten Texte dieser Epoche ist schließlich die *Brevis descriptio vitae et obitus piae ac venerabilis virginis Mariae de Mörl a Caldario* („Kurze Beschreibung des Lebens und Todes der frommen, verehrungswürdigen Jungfrau Maria von Mörl aus Kaltern"). Sie hat sich hs. in zwei Exemplaren, Konzept und

Reinschrift, im Franziskanerkloster Schwaz erhalten und liegt jetzt auch in deutscher Übersetzung mit Einleitung und Anmerkungen vor.[21]

der Fall Maria von Mörl

Maria von Mörl (16. Oktober 1812–11. November 1868; vgl. Farbtafel 23) gilt als die bekannteste unter den zahlreichen Tiroler Ekstatikerinnen des 19. Jhs. Von Kindheit an äußerst fromm, verfiel sie seit Anfang der 1830er-Jahre häufig in religiöse Ekstase, wurde einige Zeit hindurch von Dämonen gequält und zeigte ab 1834 Stigmata. Sie vertraute sich ganz der geistlichen Leitung ihres Beichtvaters, des Franziskaners Johannes Kapistran Soyers († 1865), an und übersiedelte 1841 ins Kloster der Tertiarschwestern in Kaltern, wo sie, meist bettlägerig, den Rest ihres Lebens verbrachte. Schon bald wurde sie zu einer Berühmtheit: Tausende pilgerten zu ihr, darunter hochrangige Persönlichkeiten und Zelebritäten wie Clemens Brentano und Joseph Görres. Die Bemühungen um ihre Seligsprechung, die nach ihrem Tod einsetzten, blieben allerdings aufgrund von Zwistigkeiten unter ihren Verehrern erfolglos (Priesching 2004 und 2007).

Dokument für Marias Seligsprechung

Die Biographie der Ekstatikerin (vgl. Abb. 178), die der bereits erwähnte Gaudentius Guggenbichler auf Geheiß seines Provinzials Eugen Schönherr bald nach ihrem Tod zu verfassen begann und am 19. April 1868 abschloss,[22] hätte eigentlich ihre Seligsprechung unterstützen sollen, doch unterblieb eine Publikation aus den eben genannten Gründen (Priesching 2007, 9–13). Die Zweckbestimmung des Textes schlägt sich zunächst in der Sprachwahl nieder: Sein Lat. sollte in erster Linie die gebildeten kirchlichen Entscheidungsträger ansprechen. Des Weiteren wird großes Gewicht auf die Wahrheit und Genauigkeit des Berichteten gelegt: Häufig finden sich (auch deutschsprachige) Briefe und andere Dokumente zitiert, und den Schluss des autographen Konzepts bilden ein Verzeichnis der verwendeten Quellen (Aufzeichnungen Kapistrans, Akten, Aussagen mit Maria gut bekannter Personen, ein schon 1838 nach Rom geschickter Bericht) sowie eine Beglaubigung samt Siegel durch den Kalterer Pfarrer und Dekan Anton Mayrhofer.[23] Schließlich soll auch die übersichtliche Disposition zur Überzeugungskraft der Biographie beitragen.

Die *Descriptio* gliedert sich in drei große Teile, die ihrerseits in kleinere Einheiten zerfallen. Der erste Teil berichtet zunächst über den ersten, unspektakulären Teil von Marias Leben *(Ordinarius vitae status),* dann über den Beginn ihrer Karriere als Ekstatikerin, etwa

21 Priesching 2007. Die beiden Exemplare der Vita sind Nr. 10 und 11 in ihrem Quellenverzeichnis (305).

22 Zwei Jahre später schrieb Guggenbichler noch einen deutschsprachigen Vorspann, in dem er in das Phänomen der religiösen Ekstase i.A. einführt (Priesching 2007, 47–109).

23 In der zwei Tage später vollendeten Ab- und Reinschrift eines Joachim Schroffenegger ist dieser Apparat durch eine Genauigkeitsbeteuerung des Kopisten und ein zusätzliches Zeugnis Mayrhofers ergänzt, der Original und Kopie verglichen und für übereinstimmend befunden hat.

bis 1833 *(Extraordinarius vitae status).* An diesem Punkt unterbricht sich der Erzähler und überlässt, abgesehen von wenigen Einschüben, das Wort Kapistran, indem er (anscheinend vollständig) die Tagebucheinträge zitiert, die dieser von 1832 bis 1842 über seine Schutzbefohlene angelegt hat. Der dritte Teil behandelt summarisch den Rest von Marias Leben (Kap. 1), ihre Tugenden und die Art ihrer Kontemplation (Kap. 2), ekstatisches Gebet und Meditation (Kap. 3), ihre Körperhaltungen dabei (Kap. 4) sowie ihre Vergnügungen und Zerstreuungen (Kap. 5); am Schluss antwortet er auf einige Fragen, die ein kritischer Leser stellen könnte (Kap. 6).

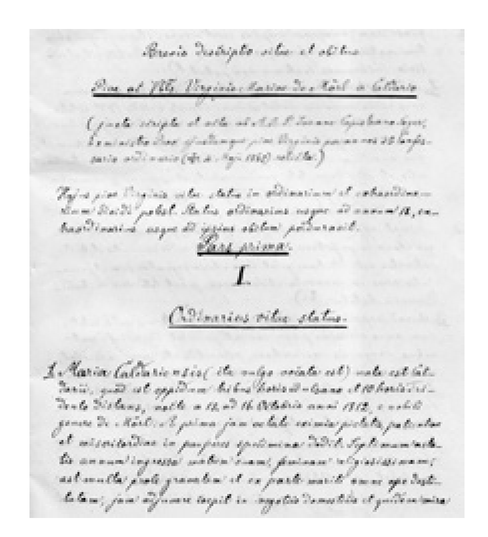


Abb. 178: Titelseite der Lebensbeschreibung der Maria von Mörl.

sensationell und dennoch glaubwürdig

Das folgende Beispiel[24] veranschaulicht die Art, in der Guggenbichler das Spektakuläre und Eindrucksvolle an den Geschehnissen um Maria herausstreicht. Gleichzeitig erweckt er jedoch den Eindruck, diese seien gegen Marias Willen an die Öffentlichkeit gedrungen: So entzieht er dem Verdacht, der Fall sei künstlich aufgebauscht worden, die Grundlage und lässt seinen Bericht besonders glaubwürdig erscheinen.

Haec signacula virgo omni, quo poterat, modo occultabat neque confessarius palam faciebat; verumtamen Deus Ipse revelabat ea. Die autem quadam multis praesentibus extasis ordinaria subito transibat in iubilantem extasin et Maria exultanti Angelo similis elevabatur ita, ut extremis solummodo pedum digitis lectum tangeret sicque diutius expansis brachiis in summo gaudii affectu stabat in lecto vel potius supra lectum pendere videbatur, ita ut omnes, qui aderant, stigmata in manibus conspicerent.

Diese Zeichen [Stigmata] verbarg die Jungfrau auf jede ihr mögliche Weise, und auch ihr Beichtvater hielt sie geheim – doch Gott selbst enthüllte sie. An einem bestimmten Tag, als viele Besucher anwesend waren, ging ihre gewöhnliche Ekstase plötzlich in eine jubelnde

24 Es handelt sich um das Zitat eines Berichtes, dessen Herkunft Guggenbichler allerdings nicht angibt (Autograph: zweite Seite nach 13, Abschrift: Bl. [24]^{v}; die hier gegebene Übersetzung unterscheidet sich in einigen Details von derjenigen bei Priesching 2007, 178).

Ekstase über, und Maria wurde einem triumphierenden Engel gleich in die Höhe gehoben, so dass sie nur mehr mit den Zehenspitzen das Bett berührte. So stand sie längere Zeit, ergriffen von höchster Freude, mit ausgebreiteten Armen im Bett oder schien vielmehr über dem Bett zu schweben, so dass alle Anwesenden die Stigmata an ihren Händen erblickten.

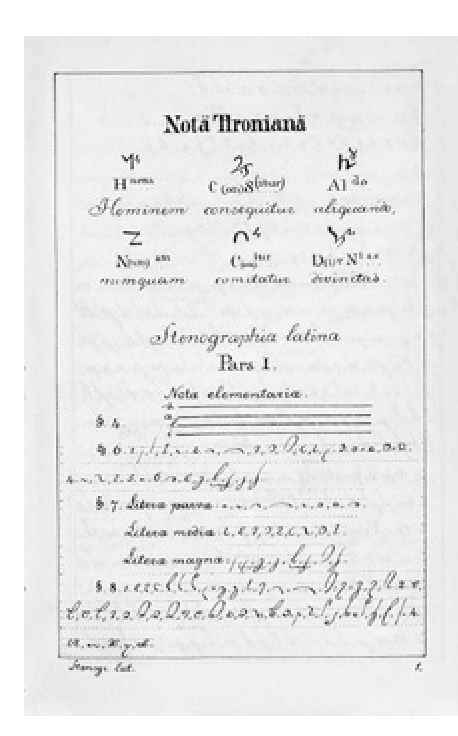
Stenographie für Theologen: Plasellers *Compendium*

Zum Abschluss dieser Behandlung des kirchlichen Schrifttums sei kurz ein Buch besprochen, das anschaulich vor Augen führt, in welchem Ausmaß die Theologen um 1900 noch lat. diktierten und schrieben: Joseph Plaseller (Brixen 1812–Innsbruck 1877), der 1851 als Bezirksarzt nach Innsbruck kam, dort ab 1855 das Allgemeine Krankenhaus leitete und nebenbei dem 1861 gegründeten Tirolischen Stenographenverein vorstand, kommt das Verdienst zu, die von Franz Xaver Gabelsberger (1789–1849) erfundene moderne Stenographie für die lat. Sprache adaptiert zu haben. Sein *Compendium stenographiae Latinae secundum systema Gabelsbergeri* („Handbuch der lat. Stenographie nach dem System von Gabelsberger"), das erstmals 1868 in Innsbruck erschien, kam zwar beim Ersten Vaticanum, für das es ursprünglich bestimmt gewesen war, nicht zur Anwendung, wurde jedoch an theologischen Fakultäten und Priesterseminaren gerne verwendet. Dass es dort ein echtes Bedürfnis erfüllte, bezeugt nicht zuletzt eine zweite, überarbeitete Auflage, die Caspar Suter 1902 wieder in Innsbruck publizierte (und deren Vorwort, S. III–VII, die eben referierten Informationen zu Autor und Werk entnommen sind). Die Darstellung gliedert sich nach einer kurzen Einleitung (§§ 1–2) in drei Teile. Der erste (§§ 3–58) befasst sich mit den *notae elementariae*, d.h. den normalen Kürzeln für Buchstaben und Silben, der zweite (§§ 59–80) ist den *notae etymologicae* gewidmet, mit denen Wörter, z.B. durch Weglassen der Endungen, zusätzlich abgekürzt werden können, der dritte (§§ 81–91) den noch knapperen *notae syntacticae*, deren Bedeutung nur mehr aus dem Satzzusammenhang zu erschließen ist. Verständlich und praktisch verwertbar wird die ganze Darlegung erst durch einen Anhang, der sie Paragraph für Paragraph mit Schriftproben illustriert (vgl. Abb. 179).

weitere Wissenschaften

Von der lateinischsprachigen Theologie der Zeit führen v.a. zwei Verbindungslinien zu anderen Wissenschaften: Zum einen interessieren sich die Theologen aus kirchengeschichtlichen und exegetischen Gründen für die Philologie der klassischen und orientalischen Sprachen, zum anderen setzt sich die Kirche mit den modernen Naturwissenschaften auseinander. Mit Philologie (und Altertumswissenschaft) und Naturwissenschaften sind gleichzeitig diejenigen Disziplinen genannt, in denen auch sonst noch am häufigsten auf Lat. publiziert wird.[25] Im Folgenden

25 Ein weiteres Fach, das daneben noch zu erwähnen wäre, ist die Historiographie. Vgl. etwa Reinhold Röhrichts zweibändige *Regesta regni Hierosolymitani. 1097–1291* („Regesten des Königreichs Jerusalem. 1097–1291"; Innsbruck 1893–1904).


Notä Tironianä

Hominem consequitur aliquando,

numquam comitatur divinitas.

Stenographia latina

Pars I.

Nota elementaria.

Litera parva

Litera media

Litera magna

Abb. 179: Schriftproben aus dem *Compendium stenographiae Latinae* Joseph Plasellers, Innsbruck 1868.

seien aus dem auf beiden Gebieten recht umfangreichen Material je zwei Beispiele herausgegriffen. Das eine davon ist jeweils noch an ein theologisches Interesse rückgebunden, das andere repräsentiert ‚reine' Wissenschaft.

Johann Baptist Wenig

Auf philologischem Gebiet ist als bedeutender Gelehrter Johann Baptist Wenig SJ zu erwähnen. Wenig, 1826 im böhmischen Neudorf geboren, wurde 1857 Professor für AT und Orientalische Sprachen an der Universität Innsbruck, der er später auch als Rektor vorstand. Er starb 1875 in Innsbruck (Coreth 1995, 73–74, 78–80, 82–83). Zu seinen Hauptarbeitsgebieten zählten das Syrische und das Arabische. Er bediente sich für seine wichtigeren Publikationen[26] des Lat. und stellte sich damit in eine lange Tradition lat. Grammatiken und anderer sprachwissenschaftlicher Arbeiten v.a. zu außereuropäischen Sprachen (CNLS 2, 274–281).

Schola Syriaca

Das wohl bedeutendste unter seinen Werken ist die 1866 publizierte *Schola Syriaca* („Schule des Syrischen"), die nach Ausweis ihrer Druckorte – neben Innsbruck Paris, London und Rom – in ganz Europa Beachtung fand. Leider ist von dem auf zwei Bände angelegten Werk der zweite Band, ein Lexikon, nie erschienen. Der erste besteht aus drei separat paginierten Teilen: einer Einführung in die syrische Sprache und Literatur, einer Grammatik und einer Chrestomathie syrischer Prosa und Poesie (die der Schriftrichtung des Syrischen entsprechend von hinten nach vorne gedruckt und paginiert ist). Wie die Einleitung (V–VIII) erklärt, richtet sich das Werk in erster Linie an Theologiestudenten, denen es als Begleitlektüre zum Studium sowie als Anleitung zum Selbststudium dienen soll; darüber hinaus erhebt es aber auch einen wissenschaftlichen Anspruch. Wenig disponiert und schreibt klar und leicht verständlich. Sein Lat. ist dabei aber nicht immer die technische,

26 Neben dem gleich zu besprechenden Werk seien noch seine 1870 in Innsbruck erschienenen *Regulae de tono vocum Arabicarum* („Regeln zur Betonung der Wörter im Arabischen") genannt.

farblose Prosa, die wir heute mit Werken dieser Art verbinden. Hier klagt er etwa über das traurige Los der Syrer und den Verfall ihrer Sprache (XXVII):

> *In tantis regni vicissitudinibus, in tam gravibus populi Syrorum calamitatibus, quibus post Christum natum dissidia dissensionesque ab haereticis commotae accesserunt, non fieri non potuit, ut lingua Syriaca maturissime a puritate primigenia degeneraret, ut flos eius laetissimus, quem religio Christana aurae suae afflatu explicuerat, post pauca saecula flaccesceret ac tandem decideret.*

> Bei so häufigen Herrschaftswechseln, so schweren Nöten des syrischen Volkes, zu denen nach der Geburt Christi von den Häretikern verschuldete Zwistigkeiten und Meinungsverschiedenheiten hinzutraten, war es unausweichlich, dass die syrische Sprache schon sehr früh ihre ursprüngliche edle Reinheit verlor, dass ihre heiterste Blüte, welche die christliche Religion, als sie sie mit ihrem Hauch anwehte, entfaltet hatte, nach wenigen Jahrhunderten welkte und schließlich abfiel.

Stil

Eine syntaktisch reich gegliederte ciceronianische Periode, belebt von botanischer Metaphorik, Anaphern, Alliterationen, Homoiarcha, Homoioteleuta und einer Fülle weiterer Stilfiguren: poetische Wissenschaftsprosa!

Schulprogramme

In der Donaumonarchie war es im Anschluss an das Vorbild Deutschlands bis zum Ersten Weltkrieg üblich, dass die Gymnasien jährlich ein Schulprogramm drucken ließen, welches einen Rückblick auf das verflossene Schuljahr enthielt, gleichzeitig aber auch durch eine wissenschaftliche Arbeit das hohe Niveau der Anstalt dokumentieren sollte. Die betreffenden Untersuchungen entstammten nicht selten den wichtigsten Schulfächern, nämlich den Alten Sprachen, und wurden in diesem Fall auch gerne lat. verfasst (Baumbach 2002, 116–125). Zwei Beispiele aus Tirol – neben vielen anderen, die sich zweifellos finden ließen – sind die 1870 erschienene *De libro qui Alcibiadis secundi nomen in fronte gerit Platoni abiudicando disputatio* („Abhandlung darüber, dass das *Zweiter Alkibiades* betitelte Buch Platon abzusprechen ist") eines Beniamino Andreatta vom Gymnasium Trient und Aldobrand Weissteiners 1888 am k.k. Gymnasium Brixen entstandene Schrift *De nonnullis stili C. Taciti proprietatibus* („Über einige Eigentümlichkeiten des Stils des C. Tacitus"). Mit Echtheitskritik und Stiluntersuchungen wählten beide Autoren Themen, die für Arbeiten dieser Art generell beliebt waren. Typisch ist jeweils auch die Art der Darstellung: Die Schriften weisen eine klare Gliederung auf und handeln ihre Themen höchst systematisch, um nicht zu sagen schulmäßig, ab. Ihr wissenschaftlicher Wert ist dabei ganz unterschiedlich zu veranschlagen: Weissteiners Untersuchung ist heutzutage allenfalls noch als Materialsammlung von Interesse. Dagegen hat sich Andreattas Nachweis der Unechtheit des *Zweiten Alkibiades* als schlagend erwiesen

und die heutige *communis opinio* begründet (Leisegang 1950, 2366). Seine philosophiegeschichtlichen, strukturellen, sprachlichen und historischen Argumente überzeugen nach wie vor.

Neuthomismus und Naturwissenschaft

Auf naturwissenschaftlichem Gebiet sei als erstes ein Komplex von Arbeiten besprochen, der in Tirol zwar nur gedruckt wurde, aber aufgrund des Schlaglichts, das er auf die Auseinandersetzung der Kirche mit den neuen Erkenntnissen der Moderne während der Zwischenkriegszeit wirft, besonderes Interesse beanspruchen darf. Im Oktober 1924 fand in Rom ein *conventus cosmologorum* („Kongress der Naturwissenschaftler") statt: Jesuitische Wissenschaftler aus ganz Europa – Österreich, England, Irland, Niederlande, Frankreich, Spanien, Italien, Polen – und den USA trafen sich, um über das Verhältnis zwischen den modernen Naturwissenschaften und der eigenen neuthomistischen Philosophie zu diskutieren. Dass diese Diskussion auf Lat. erfolgte, war damals angesichts der ausgezeichneten Lateinkenntnisse der Jesuiten und der vielen verschiedenen Muttersprachen der Teilnehmer wohl noch eine Selbstverständlichkeit. Die Akten dieses Kongresses erschienen 1927 in Rom. Aus unklaren Gründen kamen aber die über zwanzig Vorträge schon zuvor, noch im Jahr 1924, als schmale Einzelbändchen bei Felician Rauch in Innsbruck heraus.

Themen

Dem Generalthema des Kongresses entsprechend geht es in praktisch allen Beiträgen um die Frage, inwieweit eine bestimmte moderne Theorie oder Methode sich mit dem katholischen Neuthomismus in Einklang bringen lässt. Ein Teil der Aufsätze behandelt grundsätzliche Probleme; so schreibt z.B. ein Theodor Wulf SJ *De relatione inter scientias experimentales et philosophiam naturalem* („Über das Verhältnis zwischen den experimentellen Wissenschaften und der Naturphilosophie"). Doch vielfach werden spezifischere Themen aus den Einzeldisziplinen traktiert, insbesondere aus der Mathematik (z.B. A.D. Steele SJ, *De numeris irrationalibus in continuo arithmetico*, „Über die irrationalen Zahlen im arithmetischen Kontinuum"), der Physik (Leslie J. Walker SJ, *De spatio secundum theoriam Aristotelis et secundum theoriam relativitatis* und *De theoria „quantorum" (Planck)*, „Über den Raum nach der Theorie des Aristoteles und der Relativitätstheorie" und „Über die Theorie der Quanten nach Planck") sowie der Biologie (Giulio Monetti SJ, *De teleologia viventium*, „Über die Teleologie der Lebewesen").

Charakteristik

Die Autoren erweisen sich im guten Sinne als Erben einer alten, letztlich auf die Scholastik zurückgehenden Wissenschaftskultur. Der Aufbau ihrer Beiträge ist von exemplarischer Klarheit. Sie beginnen in mehreren Fällen mit einem Inhaltsverzeichnis, fast immer mit einer Themenangabe, und schließen mit einer Konklusion. Der Hauptteil ist in kleinen, gut nachvollziehbaren Argumentationsschritten aufgebaut, die öfters noch zusätzlich durch Nummerierung oder Marginalien gekennzeichnet sind. Sachlich enthält er häufig eine knappe, allgemeinverständliche

Zusammenfassung der betreffenden modernen Theorie (angesichts der Komplexität des Stoffes keine geringe Leistung), eine Übersicht über die verschiedenen Meinungen zum Thema, die Deklaration des Standpunkts, den der Autor einnimmt, eine Reihe von Argumenten für diesen sowie mögliche Einwände samt Widerlegung. Die inhaltliche Tendenz ist dabei harmonisierend. Fast immer gelangen die Autoren zu dem Schluss, zwischen Aristoteles und Thomas auf der einen, den modernen Naturwissenschaften auf der anderen Seite bestehe kein echter Widerspruch. So fasst etwa Walker seine Diskussion des aristotelischen und des relativistischen Raumbegriffs mit den Worten zusammen: *Ut mihi videtur ergo, theoria moderna Relativitatis, theoria Thermodynamica, et theoria Quantorum ad mentem Aristotelis magis et magis accedunt.* (*De spatio,* 8; „Meinem Dafürhalten nach nähern sich also die moderne Relativitätstheorie, die Theorie der Thermodynamik und die Quantentheorie mehr und mehr dem Geiste des Aristoteles an.“)

pragmatisches Wissenschaftslatein

Sprachlich führen die Autoren eine Tradition fort, die neben dem Humanistenlatein, das wir meist mit Nlat. *tout court* gleichsetzen, immer auch existiert hat und die man als pragmatisches Wissenschaftslatein bezeichnen könnte (vgl. Leonhardt 2009, 218–219, 239–242). Sachliche Klarheit und Kürze des Ausdrucks haben Priorität, klassische Normen sind zweitrangig. So werden z.B. moderne Fachausdrücke auch dort in einem Wort übersetzt oder neugebildet, wo sich der Sachverhalt mithilfe einer längeren Phrase ciceronianisch umschreiben ließe. Manchmal bleiben sogar Modusregeln und *consecutio temporum* (die den Autoren bestimmt bestens bekannt waren) außer Betracht. Dass sich in diesem Lat. höchst komplexe naturwissenschaftliche Erkenntnisse so gut wiedergeben lassen wie in jeder modernen Fremdsprache, zeigt etwa der Beginn von Walkers Referat des Planck’schen Strahlungsgesetzes (*De theoria,* 9):

> *Is pro fundamento hanc thesim posuit: corpuscula radiantia esse oscillatoria, quae lineari modo oscillant, energiamque habere inter se distributam, non autem aequaliter, sed minutatim, quae minuta elementa energetica vocantur quanta. Quod si cognoveris, qua ratione P quanta possint inter N oscillatoria distribui, cognosces, quam sit probabile hanc potius quam illam distributionem obtinere. Quae enim minus probabiles distributiones, cedunt probabilioribus, et quae probabiliores, iam factae, sunt etiam inter se constantiores et stabiliores.*

> Er [Max Planck] legte folgende These zugrunde: Es gebe in Schwingung befindliche strahlende Körperchen, die linear schwingen, und sie hätten ihre [Gesamt-]Energie untereinander aufgeteilt, jedoch nicht gleichmäßig, sondern in kleinen Portionen; diese winzigen energetischen Einheiten heißen Quanten. Wenn man in Erfahrung bringt, auf welche Weise P Quanten sich auf N Schwingungskörper verteilen können, wird man [auch] in Erfahrung bringen, wie wahrscheinlich es ist, dass eher diese als jene Verteilung eintritt.

Die weniger wahrscheinlichen Verteilungen sind nämlich weniger häufig als die wahrscheinlicheren und die wahrscheinlicheren sind, einmal eingetreten, auch beständiger und dauerhafter.

Giacomo Bresadola

Das bedeutendste naturwissenschaftliche Œuvre dieser Epoche in lat. Sprache aus Tirol dürfte der große Mykologe Giacomo Bresadola (1847–1929) hinterlassen haben. Der gebürtige Trientner wurde 1870 zum Priester geweiht und betreute in der Folge verschiedene Pfarreien im Trentino, bevor er 1885 zum Administrator des Trientner Domkapitels ernannt wurde. 1910 trat er in den Ruhestand (Traverso 1933). Von den späten 1870er-Jahren bis zu seinem Tod schuf er ein gewaltiges Lebenswerk, wobei unter zahllosen Zeitschriftenbeiträgen und anderen kleineren Arbeiten zwei Publikationen herausragen: zum einen die 1881–1900 in Trient erschienenen, 1976 nachgedruckten *Fungi Tridentini novi vel nondum delineati* („Neue oder noch nicht beschriebene Pilze aus dem Trentino") mit Beschreibungen und Zeichnungen von 281 einheimischen Arten, zum anderen die monumentale, zum größten Teil postum herausgegebene *Iconographia mycologica* („Mykologische Zeichnungen"; Mailand 1929–1933) in 26 Bänden mit 1250 Bildtafeln.

Fachsprache der Mykologie

Obwohl Pilze eigentlich keine Pflanzen sind, gilt die Mykologie traditionell als Teildisziplin der Botanik, in der Lat. bis heute eine wichtige Funktion erfüllt: Nicht nur die Namensgebung, auch die Erstbeschreibung neuer Arten muss nach wie vor in dieser Sprache erfolgen. Die Fachsprache, die sich dazu seit der Renaissance, insbesondere seit Carl von Linné entwickelt hat, ist noch weit technischer und subtiler als das nach Bedarf zurechtgemachte Wissenschaftslatein der *cosmologi* und im Gegensatz zu diesem sorgfältig kodifiziert (vgl. z.B. Stearn 1966). Bresadolas Œuvre ist zum größten Teil, einschließlich der beiden Hauptwerke, in diesem sehr speziellen Lat. verfasst. Seine Pilzbeschreibungen sind stereotyp aufgebaut – Schirmkappe, Lamellen, Stiel, Fleisch, Sporen, Sporenständer, Zellstruktur, Ort und Zeit des Auftretens, Verwechslungsmöglichkeiten – und von exemplarischer Präzision.[27] Ihr Vokabular ist so technisch, dass sie sich nur schwer in einer modernen Sprache wiedergeben lassen. Sie stellen ein ausgezeichnetes Beispiel für den fortdauernden Nutzen des Lat. als Wissenschaftssprache und für die fachsprachliche Weiterentwicklung dar, die es dabei erfahren kann. Als Beispiel sei ein kurzer Auszug aus der Beschreibung der Russula elegans Bresadola, des Eleganten Täublings, zitiert (*Fungi Tridentini,* 21, vgl. Farbtafel 24):

Pileus carnosus, tenuis, e convexo subdepressus, margine aetate tuberculoso-striatus, viscidus, laete roseo-carneus, mox ambitu ochraceo-suffusus, totus dense granulatus, 3–5 cm. latus, […];

27 Stearn 1966, 170 zitiert eine Beschreibung aus der *Iconographia* als Musterbeispiel.

stipes e spongioso-farcto lacunoso-cavus, basi subincrassatus, albus, postea deorsum ochraceus, subrugulosus,[28] *3–5 cm. longus, 1 cm. circ. crassus.*

Hut fleischig, dünn, zunächst konvex, dann leicht eingedellt, am Rand mit zunehmendem Alter mit kleinen Beulen und Haarrissen, klebrig, lebhaft rosig-fleischfarben, bald darauf nach außen zu ockerfarben anlaufend, zur Gänze dicht mit Körnchen bedeckt, 3–5 cm breit, [...]; Stiel zunächst schwammig-feist, dann löchrig-hohl, an der Basis leicht verdickt, weiß, später unten ockerfarben, von schwach ausgeprägten, kleinen Furchen durchzogen, 3–5 cm lang, ungefähr 1 cm dick.

Viele der hier verwendeten Ausdrücke, und zwar nicht nur die zahlreichen Doppeladjektive, sondern auch Wörter wie *subincrassatus* und *subrugulosus*, wird man zwar bei Stearn 1966 finden, doch in einem normalen Lexikon des Nlat. vergeblich suchen. Dabei ist dieser Auszug noch verhältnismäßig leicht verständlich: Wenn Bresadola wenig später zu den Sporen kommt und diese als *sphaeroideae*, *eximie echinulatae*, *I guttulatae*, *in cumulo albida*, *sub micr. chlorino-hyalinae* charakterisiert, muss der Philologe wohl endgültig die Segel streichen und das Feld dem lateinkundigen Mykologen überlassen.

Karl Egger

Als herausragende Einzelpersönlichkeit soll Karl Egger diese Geschichte der lat. Literatur in Tirol beschließen. Egger, am 10. Februar 1914 in Sterzing geboren, besuchte das Gymnasium in Brixen und wurde 1937 zum Priester geweiht. Nach dem Studium der Theologie und Philologie in Rom sowie vielfältiger pastoraler Tätigkeit wurde er 1949 an das Ufficio Latino, die Abteilung für das lat. Schriftwesen, der päpstlichen Kanzlei berufen und 1971 zu dessen Leiter befördert. 1976 ernannte ihn der Papst zum Präsidenten der neugeschaffenen Stiftung *Latinitas* zur Förderung der lat. Sprache, ein Amt, das er bis 1998 innehatte. Egger kämpfte bis zu seinem Tod am 1. September 2003 im bayerischen Paring hartnäckig für den Gebrauch des Lat. in der katholischen Kirche, aber auch in anderen Bereichen. Er hat eine Fülle lat. Schriften hinterlassen und sich insbesondere als Herausgeber der Zeitschrift *Latinitas* und des erfolgreichen *Lexicon recentis Latinitatis* einen Namen gemacht (vgl. Maso/Caruana 2005).

Tirolensia Latina

Eggers einziges Werk, in dem seine Heimat Tirol eine Rolle spielt, die 1960 in Innsbruck erschienene Sammlung *Tirolensia Latina*,[29] ist zugleich das einzige lat. Prosabuch aus der Zeit nach 1848, das man als belletristisch bezeichnen kann, zu-

28 Der Druck hat *sabrugulosus*.

29 Der Titel hat für denjenigen einer Serie wissenschaftlicher Monographien zur Tiroler Latinität Pate gestanden (*Tirolensia Latina*, Innsbruck 1997–). Zum Eröffnungsgedicht der *Tirolensia Latina* vgl. hier S. 1102–1103.

mindest in einem weiteren Sinne: um selbsterfundene fiktionale Texte handelt es sich dabei nicht.

> Auf ein kurzes Vorwort (7–8) und das schon besprochene Eröffnungsgedicht (9) folgt als erstes eine freie Übersetzung der Geschichte von den Bleichen Bergen aus Auguste Lechners *Dolomitensagen* (10–26). Ein kurzer Erlebnisbericht über eine Bergtour im Rosengarten samt eingelegter Erzählung vom König Laurin schließt sich passend an (27–33). In einen Brief an einen Freund integriert ist die Abhandlung *Quid homines illustres de Tiroli senserint* („Was berühmte Menschen über Tirol gedacht haben"), die in Form einer kommentierten Zitatenkette von der Antike bis Heinrich Heine führt (34–76). Als nächstes wird ein Ausflug nach Innsbruck beschrieben (77–90). Es folgt wieder eine Übertragung einer Tiroler Erzählung: *Tuto pedibus ire praestat quam incommode vehi* bringt Reimmichls *Gut 'gangen ist besser als schlecht gefahren* ins Lat. (91–106). Das vorletzte Stück berichtet von den siebten Olympischen Winterspielen in Cortina d'Ampezzo (107–125), das letzte geht den Spuren nach, die Tiroler in Rom hinterlassen haben (126–143).

Religion, Tirol, Lat.

Drei Konstanten prägen die *Tirolensia Latina*: Eggers Katholizismus, seine Liebe zu Tirol, das er immer wieder dem lärmigen und hektischen Rom gegenüberstellt, und seine Liebe zur lat. Sprache. Die folgenden Bemerkungen konzentrieren sich auf den letztgenannten Aspekt. Bereits im Vorwort rechtfertigt Egger emphatisch seine Entscheidung für das Lat. (7–8):

> *Est autem prae nobis ferendum linguam Latinam in toto terrarum orbe a multis hominibus doctrina excultis intellegi, quibus tam praeclarum est scire Latine quam turpe nescire; praeterea eam tali praestare convenientia et concinnitate, tali granditate verborum et sententiarum vi, quali e sermonibus, qui nunc sunt, polleat nullus.*

> Wir müssen aber betonen, dass die lat. Sprache auf der ganzen Welt von vielen gebildeten Menschen verstanden wird, für die es ebenso ein Ruhmesblatt ist, Lat. zu können, wie eine Schande, es nicht zu können, und dass sie sich darüber hinaus durch solch stimmige Fügung und Harmonie, solche Erhabenheit der Worte und Kraft der Sätze auszeichnet wie keine unter den modernen Sprachen.

Meister der lat. Sprache

Der Satz führt selbst vor Augen, was er behauptet. Tatsächlich erweist Egger sich in den *Tirolensia Latina* als ein lat. Schriftsteller ersten Ranges. Abgesehen von seinen stilistischen Fähigkeiten, wie sie in einer ausladenden, klar gegliederten und pointiert schließenden Periode wie der vorliegenden zum Ausdruck kommen, fällt v.a. der ungeheure Wortschatz des großen Lexikographen ins Auge, dessen Credo lautete *Omnia dici possunt Latine* („Man kann alles auf Lat. sagen", Titel einer 2001 er-

schienenen Artikelsammlung). Egger findet für jeden Sachverhalt seiner Gegenwart das treffende Wort oder die passende Umschreibung, wenn möglich aus der klassischen Latinität, andernfalls aus der vor- oder nachklassischen, der mittelalterlichen oder neuzeitlichen – oder er bildet selbst eines: So wird aus der Gämse unter Berufung auf Plin. nat. 8,214 die *rupicapra* (85), aus der Seiser Alm nach einer Karte des 10. Jhs. das *pascuum montanum Siusense* (27), aus Stahlbeton nach Antonio Baccis Lexikon der modernen Latinität *lithocolla ferro durata* (110), aus „bügeln" schlicht *complanare* (93) und aus der Sprungschanze der *suggestus desultorius* (109–110). Manchmal ist dieses Bestreben, noch das Unrömischste lat. auszudrücken, geradezu das Hauptmotiv hinter Eggers Schreiben: Seinen Beitrag über die Olympiade von Cortina verfasst er eingestandenermaßen *maxime, ut res Romanis plane incognitas eorum lingua redderem ad communem utilitatem ac delectationem* (107; „in erster Linie, um Dinge, die den Römern völlig unbekannt waren, zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen in ihrer Sprache wiederzugeben").

Beispiele

Eggers sprachliche wie literarische Fähigkeiten gestatten es ihm, eine Sagenszene auf einem weltentrückten Dolomitengipfel (24–25) ebenso treffend wiederzugeben wie eine Passage aus Goethes *Italienischer Reise* (66–73). Genau so wenig Schwierigkeiten bereitet es ihm, die schifahrerische Überlegenheit Toni Sailers (117–118) oder das touristische Treiben zu beschreiben, das schon in den 1950er-Jahren auf der Seegrube bei Innsbruck herrschte (88):

> *Magnus est visentium concursus et peregrinorum sermonum varietas; sunt qui cummi mandentes machinula photographica, quidquid obviam habent, statim in pellicula imprimant; sunt quibus nihil antiquius esse videatur, quam ut plurimas chartulas salutatorias, hospitii eius signo notatas, conscribillent; vir quidam ore rubicundo atque tumido gutture ad mensulam sedens, postquam tria cervisiae pocula siccavit, puerum cauponium advocat, a quo aliud poscat; negat enim homo sibi umquam aridius fuisse, dum superioris labri pilos albida spuma aspersos manu deterget.*

> Groß sind das Gedränge der Touristen und die Vielfalt der Fremdsprachen. Manche kauen Kaugummi und bannen mit ihrem kleinen Fotoapparat sofort auf Zelluloid, was immer ihnen vor die Linse kommt. Manchen scheint nichts wichtiger als eine Unzahl von Ansichtskarten vollzukritzeln, die den Stempel der Hütte tragen. Ein rotgesichtiger Mann mit dickem Hals, der an seinem Tischchen schon drei Gläser Bier geleert hat, ruft den Kellner, um noch eines zu bestellen; noch nie, so behauptet er, während er sich mit der Hand den weißen Schaum aus dem Schnurrbart wischt, habe er sich so ausgedörrt gefühlt!

mehr als Virtuosentum

Mitunter mag den Leser bei so viel sprachlicher Brillanz der Eindruck eines Virtuosentums beschleichen, das in erster Linie das eigene Können zur Schau stellt und im

Übrigen auf den exotischen Reiz setzt, der dem Kontrast zwischen alter Sprache und moderner Welt entspringt. Doch auch wenn Egger den eigenen Aplomb sichtlich genießt, wäre es ungerecht zu meinen, seine Beziehung zur lat. Sprache erschöpfe sich hierin: Sein Glaube an ihre universelle Bedeutung und ihre Unersetzlichkeit ist nicht zu bezweifeln. Über die tatsächliche Sprachkompetenz seiner potenziellen Leser gibt er sich freilich keinen Illusionen hin: Eine Fülle von Fußnoten bietet die volkssprachlichen Originale übersetzter Passagen und erklärt seltene und neugebildete Ausdrücke. Aus diesen Hilfestellungen spricht aber nicht primär Resignation, sondern v.a. ein didaktischer Impetus: Egger möchte nicht nur demonstrieren, dass man tatsächlich alles auf Lat. sagen kann, sondern auch zeigen, wie man das anstellt, und so zur Nachahmung ermuntern. Am Vorabend des Zweiten Vaticanum standen die Aussichten, mit einem lat. Buch eine gebildete, insbesondere geistliche, internationale Leserschaft zu erreichen und dem Lat. eine wenn auch bescheidene Rolle im Konzert der Sprachen zu erhalten, noch besser als heute. Doch dass auch die nachfolgenden Entwicklungen Eggers Hoffnungen nicht erstickt haben, davon zeugt sein imposantes Lebenswerk als Ganzes.

Johanna Luggin

Abkürzungsverzeichnis

Ordensbezeichnungen werden nach <www.orden-online-de/akronyme.php> (25. 6. 2012) abgekürzt.

*	geboren
†	gestorben
a.M.	am Main
Abb.	Abbildung
ABGB	Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch
Abs.	Absatz
Abschn.	Abschnitt
AcI	Accusativus cum infinitivo
Anm.	Anmerkung
AT	Altes Testament
Bl.	Blatt
carm.	carmen
CIC	Corpus iuris canonici
CICiv	Corpus iuris civilis
Cod.	Codex
Dipl.	Diplomarbeit
Diss.	Dissertation
Ed.	Edition
eleg.	Elegie
Hg./hg.	Herausgeber/herausgegeben
Hl.	Heiliger
Hs./hs.	Handschrift/handschriftlich
i.B.	im Breisgau
i.T.	in Tirol
i.Th.	im Thale
Kap.	Kapitel
Lat./lat.	Latein/lateinisch
lyr.	lyrica
Ndr.	Nachdruck
Nlat./nlat.	Neulatein/neulateinisch

NT	Neues Testament
o.J.	ohne Jahr
o.O.	ohne Ort
reg.	regiert
S.	Santa, Santo, San; Seite
serm.	sermo
Str.	Strophe
sc.	scilicet
V.	Vers
vs.	versus

Johanna Luggin

Bibliothekssiglen

AA	Rovereto, Accademia degli Agiati
AST	Trient, Archivio di Stato di Trento
BAV	Bibliotheca Apostolica Vaticana
BCR	Rovereto, Biblioteca civica
BCT	Trento, Biblioteca civica
BHStA	München, Bayerisches Hauptstaatsarchiv
Brixen	Brixen, Diözesanmuseum
BSB	München, Bayerische Staatsbibliothek
Cap BX	Brixen, Kapuzinerkloster
Cap IBK	Innsbruck, Kapuzinerkloster
Cap M	Meran, Kapuzinerkloster
Fiecht	Fiecht, Benediktinerabtei
Gries	Bozen, Benediktinerabtei Gries
Innichen	Innichen, Kollegiatstift
MB	Marienberg, Benediktinerabtei
Meran	Meran, Museum
Neustift	Neustift, Chorherrenstift
OFM H	Hall, Franziskanerkloster
OFM K	Kaltern, Franziskanerkloster
OFM PA	Archiv der Tiroler Franziskanerprovinz
OFM SW	Schwaz, Franziskanerkloster
OFM TR	Trento, Franziskanerkloster
ÖNB	Wien, Österreichische Nationalbibliothek
ULBT, Cod. Serv.	Innsbruck, Servitenkloster
PBBZ	Bozen, Propsteibibliothek
SEM	Brixen, Priesterseminar
SJHB	Innsbruck, Jesuitenkolleg
Stams	Stams, Zisterzienserstift
TLA	Innsbruck, Tiroler Landesarchiv
TLMF	Innsbruck, Landesmuseum Ferdinandeum
UBA	Augsburg, Universitätsbibliothek
UBF	Freiburg, Universitätsbibliothek
ULBT	Innsbruck, Universitäts- und Landesbibliothek Tirol
Wilten	Innsbruck, Archiv des Prämonstratenserstiftes

Johanna Luggin

Bibliographie

Die Bibliographie teilt sich in 1. Abgekürzt zitierte Werke, 2. Quellen und 3. Forschungsliteratur. Antike Autoren und Werke werden nach dem System des *Neuen Pauly* (DNP) zitiert (vgl. DNP 3 [1997], XII–XLIV).

1. Abgekürzt zitierte Werke

ADB: Allgemeine deutsche Biographie, 56 Bde., Leipzig 1875–1912.

Album Stamsense: Album Stamsense seu Catalogus Religiosorum sacri et exempti Ordinis Cisterciensis archiducalis Monasterii Beatae Virginis Mariae et Sancti Johannis Baptistae in Stams 1272–1898, Salzburg 1898.

AS: Acta Sanctorum, Antwerpen u.a. 1643–.

BBKL: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Hamm 1975–.

BHL: Biblioteca hagiografica Latina antiquae et mediae aetatis, 2 Bde., Brüssel 1898–1901.

BS: Backer, Augustin de/Sommervogel, Carlos: Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, 10 Bde., Brüssel/Paris 1890–1932.

CCDT: Trientner Diözesanschematismen: Catalogus cleri dioecesis Tridentinae, Trient 1833–1925.

CE: The Catholic Encyclopedia, 15 Bde., New York 1907–1912.

CIL: Corpus Inscriptionum Latinarum, Berlin 1862–.

CNLS: IJsewijn, Jozef/Sacré, Dirk: Companion to neo-latin studies, 2 Bde., Löwen ²1990–1998.

DIH: Cosenza, Mario Emilio: Biographical and bibliographical dictionary of the Italian humanists, 6 Bde., Boston (MA) ²1962–1967.

DNP: Cancik, Hubert u.a. (Hg.): Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike, 16 Bde., Stuttgart u.a. 1996–2003.

Gasser: Gasser, Vinzenz: Erstes biographisch-literarisches Schriftsteller-Lexicon von Tirol (1896), TLMF, W 5522–5525.

Goovaerts: Goovaerts, André-Léon: Dictionnaire bio-bibliographique des écrivains, artistes et savants de l'Ordre de Prémontré, 4 Bde., Brüssel 1899–1909.

Hain: Hain, Ludwig: Repertorium bibliographicum, in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD. typis expressi ordine alphabetico

vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur, 2 Bde., Stuttgart 1826–1838.

HdK: Jedin, Hubert (Hg.): Handbuch der Kirchengeschichte, 7 Bde., Freiburg i.B. u.a. 1962–1985.

HWRh: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Tübingen u.a. 1992–.

Hohenegger: Hohenegger, Agapit/Zierler, Peter Baptist: Geschichte der Tirolischen Kapuziner-Ordensprovinz (1593–1893), 2 Bde., Innsbruck 1913–1915.

Hurter: Hurter, Hugo von: Nomenclator literarius theologicae catholicae, Innsbruck ^{3}1903–1913.

Jöcher: Jöcher, Christian Gottlieb: Allgemeines Gelehrten-Lexicon, 4 Bde., Leipzig 1750–1751.

KHUI: Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek Innsbruck, Wien 1987–.

Killy: Killy, Walther (Hg.): Literaturlexikon: Autoren und Werke deutscher Sprache, 15 Bde., München 1988–1992.

LMA: Lexikon des Mittelalters, 10 Bde., München u.a. 1980–1999.

LThK: Höfer, Josef/Rahner, Karl (Hg.): Lexikon für Theologie und Kirche, 14 Bde., ^{2}1957–1986.

MIÖG: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung.

NDB: Neue Deutsche Biographie, Berlin 1953–.

ÖBL: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950, Wien 1957–.

Reg. Imp.: Regesta Imperii, Köln u.a. 1893–.

Tartarotti: Tartarotti, Giacopo: Saggio della Biblioteca Tirolese, o sia notizie istoriche degli scrittori della provincia del Tirolo, Venedig ^{2}1777.

Tovazzi: Tovazzi, Giangrisostomo OFM: Biblioteca Tirolese o sia memorie istoriche degli scrittori della contea del Tirolo, hg. von Stenico, Remo/Franceschini, Italo, Trient 2006.

TRE: Theologische Realenzyklopädie, 36 Bde., Berlin/New York 1977–2004.

Überweg: Überweg, Friedrich: Grundriss der Geschichte der Philosophie, völlig neubearbeitete Ausgabe, hg. von Holzhey, Helmut, Basel 1983–.

Valentin: Valentin, Jean-Marie: Le théâtre des Jesuites dans les pays de langue allemande: répertoire chronologique des pièces représentées et des documents conservés (1555–1773), 2 Bde., Stuttgart 1983–1984.

VD 16: Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des 16. Jhs., zugänglich unter: <http://www.vd16.de/> (25. 6. 2012).

VD 17: Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jhs., zugänglich unter: <http://www.vd17.de/> (25. 6. 2012).

VL: Stammler, Wolfgang u.a. (Hg.), Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 14 Bde., [2]1978–2008.
Wurzbach: Wurzbach, Constant von: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben, 60 Bde., Wien 1856–1891.
ZKTh: Zeitschrift für Katholische Theologie.

2. Quellen

Das Quellenverzeichnis enthält lediglich diejenigen Werke, die zumindest kurz diskutiert werden. Nur beiläufig Genanntes bleibt unberücksichtigt.

Abundius, Claudius: Theoremata ex logica, philosophia nec non ex ipsa medicina desumpta, Venedig 1587.
Acta conventus cosmologiae habiti Romae 1924, Rom 1927 (vorher in einzelnen Faszikeln: Innsbruck 1924).
Adam, Melchior: Vitae Germanorum medicorum, Heidelberg 1620.
Adnotationes ad ius statutarium Tyrolense, TLA, Hs. 713.
Adnotationes regularum utriusque iuris in compendium collectae, BCT, ms. 1758.
Aemilianus, Johannes Stephanus u.a.: Historia Beati Simonis Tridentini, Wien [1493].
Aggratulatio, SEM, E 23, Bl. 452[r].
Aggratulatorius applausus, SEM, E 23, Bl. 453[rv].
Agricola, Hieronymus Otto: Deiparae virginis tutela, ΔΙΑΛΟΓΙΚΩΣ concinnata super verbis Refove flebiles – quicunque celebrant tuam sanctam commemorationem, Innsbruck 1592.
Agricola, Ignatius/Flottus, Adamus/Kropf, Franciscus Xaverius: Historia provinciae Societatis Jesu superioris, 5 Bde., Augsburg u.a. 1727–1754.
Aichner, Simon: Compendium iuris ecclesiastici, Brixen 1862, [4]1874.
Aichner, Simon/Carbonari, Arcangelo: Adnotationes in compendium iuris ecclesiastici, Trient 1910.
Alber, Matthias: […] Oratio nuptialis Angelipoli in nuptiis Iacobi Loccher Philomusi habita, Ingolstadt 1519.
Albert von Neustift: Ave cella nova legis, ULBT, Cod. 710.
Albertini, Giovanni Battista: Dissertatio de miraculis, Innsbruck 1774.
Albertini, Giovanni Battista: De conscientia dubia dissertatio, Innsbruck 1775.

Alessandrini, Giulio: Paedotrophia sive de puerorum educatione […] eiusdem carmina aliquot alia, Trient 1586 (vorher: Venedig 1547, Zürich 1559).

Alessandrini, Giulio/Mattioli, Pietro Andrea: Consilium medicum, ÖNB, Cod. 11155, Bl. 27^{r}–35^{r}.

Alessandrino, Giovanni Francesco Maria: Tridentinae felicitatis argumentum ex eo desumptum, quod celsitudo sua reverendissima Dominicus Antonius comes de Thun etc. etc. Tridenti princeps eiusdem civitatis episcopus consecratur. Gratulatoria oratio, Rovereto 1731.

Alexander von Masowien: Statuta et ordinamenta communis Tridenti, AST, Codici, Nr. 1.

Aliprandi, Biagio: In trigesimo illustris ac piissimae matronae Euphemiae baronissae a Madrutio oratio, BCT, ms. 299.

Aliprandi, Biagio: Carmina […] ad varios sibique arctissimo necessitudinis vinculo coniunctissimos viros conscripta, Pavia 1600.

Aliprandi, Biagio: Ecloga […] ubi laudes commemorantur […] Germaniae ad […] Ferdinandum et Otthomanum a Chiepoch etc., Trient 1603.

Aliquae adnotationes in iure civili, BCT, ms. 1607.

Amandus von Freising: Relatio synoptica tristissimorum eventuum, quae anno 1809 strepente bello Gallo-Bavarico in Tiroli, praesertim Suazii, contigere, OFM PA, Cod. 110.

Amantius, Bartholomäus: In nobilis domini Iacobi a Gless […] exequias carmen extemporaneum, BCT, ms. 1679, Bl. 22^{r}–23^{v}.

Andexer, Jakob: Series positionum ex sanctissima theologia dogmatica, Innsbruck 1805.

Andreatta, Beniamino: De libro qui Alcibiadis secundi nomen in fronte gerit Platoni abiudicando disputatio, in: Programma dell' I.R. Ginnasio Superiore di Trento alla fine dell'anno scolastico 1870, Trient 1870, 3–26.

Antinus Burgensis: Oratio de instauratione studiorum, BCR, ms. 56.16

Anton, Thomas: Casus conscientiae, PBBZ, I 44.

Anzoletti, Luisa: In mortem Reverendissimi Ioannis Baptistae Zanellae,Trient 1884.

Anzoletti, Luisa: Per il XV centenario (385–1885) della elezione di S. Vigilio alla sede episcopale di Trento. Versi latini e italiani, Trient [1885].

Applausi poetici a […] Francesco Felice conte de Alberti di Enno, Verona 1756.

Applausus ad principem Eugenium, SEM, E 23, Bl. 400^{rv}.

Applausus poetici […], dum in […] Universitate Oenipontana […] doctorali ex saluberrima medicina laurea […] condecoraretur […] Hieronymus Leopoldus Bacchetoni, Innsbruck 1726.

Aquila Tyrolensis exemplo antiquorum patrum et virtute propria in totius subditae provinciae conspectu gloriosissime evolans, TLMF, FB 49930.

Arcionus, Curtius: Ad maiorem Dei gloriam. Heroicum poema de sublimi ascensione Domini Nostri Iesu Christi, BCR, ms. 14.9.

Argumenta sacrarum meditationum tempore quadragesimae in congregatione potissimum maiori Oenipontana ab anno 1745 ad annum 1780, TLMF, Dip. 671/7.

Arsenius, Ulrich: Centum syllogismi, Innsbruck 1624.

Augustinus von Siena: [Drei Rhetorik-Traktate], BCT, ms. 1809, 11–54, 55–60, 67–102.

Augustinus de Tridento: [Gutachten für Nikolaus von Brünn], BSB, Clm 276, Bl. 87r–91r; Clm 647, Bl. 1r–20v.

Bagatini, Nicolaus Antonius: All'augustissimo e gloriosissimo sole Austriaco Carlo VI. eletto Imperator, Trient 1711.

Bagatta, Girolamo: Tempestas, BCR, ms. 7.14.

Bagatta, Girolamo: In mortem clarissimi equitis Clementini Vannettii […] elegia, Verona 1795.

Balde, Jakob: Opera poetica omnia, 8 Bde., München 1729 (Ndr. Frankfurt a.M. 1990).

Balista, Quintilio: Balistationes in quaestiones de officiis, 2 Bde., Rovereto 1693.

Balneoregio, Sylvester de: Conclusiones cum earum declarationibus edite a reverendo Sacrae theologiae magistro Silvestro de Balneoregio ordinis fratrum heremitarum Sancti Augustini super canonizacione Beati Simonis, Trient 1475.

Banholzer, Johann: Sermones breves de officio hominis Christiani et Mariani clientis, Innsbruck 1715.

Banniza, Joseph Leonhard: Delineatio iuris criminalis secundum constitutionem Theresianam ac Carolinam, 2 Bde., Innsbruck 1771–1773.

Banniza, Joseph Leonhard: Disquisitio de tortura nec ex integro reprobata, nec ex integro adprobata, Innsbruck 1774.

Banniza, Joseph Leonhard: Disquisitiones iuris plani ac controversi pandectarum, 3 Bde., Innsbruck 1780–1781.

Barbacovi, Francesco Vigilio: De iure succedendi in feudo castri et comitatus Numii, o.O. o.J.

Barbacovi, Francesco Vigilio: Vindiciae celsissimi Tridentinorum principis adversus magistratum municipalem Tridentinum, Trient 1774.

Barbacovi, Francesco Vigilio: De litigatorum mendaciis et temerariis litibus coercendis, Trient 1793.

Barbacovi, Francesco Vigilio: De mensura poenarum, Trient 1795.

Barbacovi, Francesco Vigilio: De poena publicationis bonorum, Trient 1796.

Barbacovi, Francesco Vigilio: De poenis pecuniariis, Trient 1796.

Barbacovi, Francesco Vigilio: De singulari certamine coercendo diatriba novaeque legis rogatio, Trient 1796.
Barbacovi, Francesco Vigilio: De criminibus avertendis, Trient 1796, ²1815.
Barbacovi, Francesco Vigilio: De perduellionis crimine avertendo, Trient 1798, ²1815.
Barbacovi, Francesco Vigilio: Pro celsissimo Tridentino principe diatriba in causa, quae contra illum agitur coram supremo imperii consilio aulico nomine ordinis municipalis oppidi Rivae, o.O. 1801.
Baronius, Caesar: Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198, 12 Bde., Rom 1588–1593.
Bartholomäus von Trient: [Brief an Bischof Egno von Brixen], ULBT, Cod. 187, Bl. 6ᵛ–7ʳ.
Bartholomäus von Trient: Liber miraculorum Beatae Mariae Virginis, Bologna, Biblioteca Universitaria, Cod. 1794, Bl. 70ᵛ–108ʳ.
Bartolomei, Simon Pietro d.Ä.: Idaea sapientiae et fortitudinis expressa in diva Catherina partheno-martyre, Padua 1682.
Bartolomei, Simon Pietro d.J.: De antiquo iure Tridentinae civitatis dissertatio, TLMF, Dip. 1047/1.
Bartolomei, Simon Pietro d.J.: De orientalium Tyrolensium praecipue Alpinorum originibus libellus, TLMF, FB 2117.
Bartolomei, Simon Pietro d.J.: De Tridentinarum, Veronensium Meranensiumque monetarum speciebus et valore cum hodiernis monetis Austriacis et Venetis comparato dissertatio, Trient 1749.
Barzaeus, Johannes: Hymnus Beatae Virginis Mariae, quem a […] Sancto Casimiro eleganti prosa compositum versibus latino-germanicis conscripsit J.B., Luzern 1648.
Bayer, Johannes Michael: Epistola admonitoria ad Franciscum Cimam medicum Venetum, Padua 1662.
Begnudelli-Basso, Francesco Antonio: Bibliotheca iuris canonico-civilis practica, Freising 1712.
Bellono, Giovanni Francesco: […] Domino Thomae Fato Trilaco […] aurata […] militia decoratissimo salutem, BCT, ms. 4966.
Bellono, Giovanni Francesco: [Gedichte], BCT, ms. 4967.
Beltrami, Giovanni Pietro: Commentarium de vita Joannae Mariae a Cruce […] anno domini MDCCCXL, BCR, ms. 235; BCT, ms. 1185.
Beltrami, Giovanni Pietro: Sermo habitus in conventu sodalium litteratorum Lentorum calendis Martis anni MDCCCXX, AA, sc. 26, 138.5.
Beltrami, Giovanni Pietro: Carolus Bernardi filius Tacchius domo Roboreto [sic] sacerdos, [Rovereto] 1813.
Beltrami, Giovanni Pietro: Elogium Constantini Lorenzii, Rovereto 1822.

Beltrami, Giovanni Pietro: Caroli Telanii patricii Roboretani laudatio, Rovereto 1828.

Beltrami, Giovanni Pietro: Specimen fastorum ecclesiae Roboretanae, Rovereto 1836.

Benedictis, Anton Ferdinand de: [Kabbalistisch-chronogrammatische Texte], TLMF, FB 3588/13.

Benedikt XIV.: Ad Antonium Roschmannum epistulae tres, TLMF, Dip. 1261/2.

Bernardelli, Pietro: Breve compendio della prosodia, BCT, ms. 3631.

Biagi, Giovanni Maria: De laudibus litterarum, BCR, ms. 14.9.

Biagi, Giovanni Maria: In funere […] Jacobi Saibante […] naenia, BCR, ms. 14.8.23.

Biagi, Giovanni Maria: Oratio academica habita V. Kal. Augusti 1758 super illud: Poetae nascuntur, BCR, ms. 14.12.

Biecheler, Rudolf/Clement, Johann Franz: Mutatio triplex ad substantiam, qualitatem et quantitatem, Innsbruck 1636.

Biener, Wilhelm: Deductiones historico-legales concernentes nexum episcopatuum Tridentini et Brixinensis cum provincia Tyrolensi et ius Augustae domui competens collectandi terras his episcopatibus subiectas, TLMF, W 931.

Biner, Josef: Apparatus eruditionis ad iurisprudentiam, praesertim ecclesiasticam, Freiburg i.B./Augsburg 1747.

Biner, Josef: Dissertatio iuridica de iure beneficiali, Augsburg 1750.

Binswang, Ulrich von: Vita et miracula beati fratris Udalrici eremitae, Augsburg 1621.

Biographische Nachrichten von P. Rogerius Schranzhofer, Zisterzienser zu Stams, gewesenem Abbé Commendataire zu Gries, TLMF, Dip. 1078/3.

Blacque, Jean: Ad Maximilianum […] Tridentum ingressum gratulatio, Venedig 1552.

Bliemel, Wilhelm: Origo et antiquitas coenobii Wilthinensis, TLMF, FB 1457.

Bliemel, Wilhelm: Casus reservati summo pontifici, episcopis, praecipue Brixinensi et Tridentino, aliisque regularium praelatis, Innsbruck 1649.

Bliemel, Wilhelm: CXV controversiae philosophicae, Innsbruck 1655.

Blumenau, Laurentius von: [Bericht über seine Behandlung in Rom], BSB, Cod. 215, Bl. 327[v].

Bocenago, Ioannes Petrus de Albertis de: Collectanea ad historiam Tridentinam, TLMF, Dip. 457/1.

Bonelli, Benedetto Francesco: Brevis narratio martyrii Beati Laurentii pueri a Iudaeis Bassanensibus in odium Christi interfecti, OFM TR, ms. 236, 1–28.

Bonelli, Benedetto Francesco: Dissertatiuncula de gesta Sancti Vigilii Tridentini episcopi et martyris, TLMF, Dip. 1230/1.

Bonelli, Benedetto Francesco: Dissertazione apologetica sul martyrio del Beato Simone da Trento nell'anno 1475 dagli Ebrei ucciso, Trient 1747.

Bonelli, Benedetto Francesco: De sanctitate vitae et miraculorum servi Dei Petri Regalati, Venedig 1748.
Bonelli, Benedetto Francesco: Vindiciae Romani Martyrologii XIII. Augusti Sancti Cassiani Foro-Corneliensis Martyris, V. Februarii Sanctorum Brixinensium Episcoporum Ingenuini et Albuini memoriam recolentis, Verona 1751.
Bonelli, Benedetto Francesco: Notizie istorico-critiche al beato martyre Adalpreto, 2 Bde., Trient 1760–1761.
Bonelli, Benedetto Francesco: Monumenta ecclesiae Tridentinae, 4 Bde., Trient 1760–1765.
Bonelli, Benedetto Francesco: Notizie istorico-critiche della chiesa di Trento, Trient 1762.
Bonomo, Pietro (Hg.): Complurium eruditorum vatum carmina ad magnificum virum dominum Blasium Hoelcelium, Augsburg 1518.
Bononi, Girolamo: [Dank an Simon von Trient für die Errettung aus schwerer Krankheit], Padua, Biblioteca del Seminario, ms. 19, Bl. 82v–83v.
Borgo, Maurizio da: Oratio pro seminario, in: Raccolta di varie composizioni, Trient 1776, 53–67.
Borgo, Maurizio da: Positiones ex universa philosophia, Trient 1792.
Boroi, Lodovico: De divina civium civitatis Dei praedestinatione deque civium civitatis satanae praescientia et reprobatione. Opus sane pium, catholicum et doctum dialogistico more ordinatum et in tres libros digestum, Verona 1612.
Botsch, Theodor/Lintner, Johann: Disputatio logica de selectis difficultatibus, Innsbruck 1636.
Brandis, Franz Adam von: Quomodo sine aerarii foenere mellificandum, Bozen 1686.
Brassavola, Renato: Consilium medicum pro archiduce Ferdinando Tirolensi, ÖNB, Cod. 11155, Bl. 1v–24v.
Brausi, Giovanni: De Hierosolymorum excidio poemation, Trient 1828.
Bresadola, Giacomo: Fungi Tridentini novi vel nondum delineati, 2 Bde., Trient 1881–1900 (Ndr. Trient 1976).
Bresadola, Giacomo: Iconographia mycologica, 26 Bde., Mailand 1929–1933.
Brunelli, Domenico: Oratio genethliaca, quam in solennitate publica nati serenissimi regii Hungariae et Bohemiae principis, Austriae archiducis et comitis Tyroleos etc. Josephi Benedicti Augusti Michaelis Joannis Antonii Adami ante sacrum festivum et hymnum sub eo Ambrosianum ad senatum populumque academicum devotissimae almae Caesareo-Leopoldinae universitatis Oenipontanae […] dixit D.B […], Innsbruck 1741.
Brunner, Andreas: [Chronik des Spitals zu Klausen], Brixen, Domkapitelarchiv, Series hospitaliorum Clunensium.

Brunner, Andreas SJ: Annales virtutis et fortunae Boiorum, 3 Bde., München 1626–1637.

Bruti, Giuseppe: Celsissimo ac reverendissimo domino Emanueli Mariae episcopo, [Trient] 1806.

Bucelin, Gabriel: Ephemeris Bucelini, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, HB V 15.

Buffa, Antonio: Suprema Augustissimae domus Austriacae in comitatum dominosque comites Arcenses iurisdictio, Innsbruck 1679.

Buffa, Antonio/Alberti, Francesco Antonio: Deductiones pro et contra circa iura serenissimae domus Austriacae qua comitis Tyrolis in episcopatu Tridentino, TLMF, Dip. 815.

Burgklechner, Matthias: Assertiones Aristotelicae de rebus naturalibus, Ingolstadt 1593.

Burgklechner, Matthias: Thesaurus historiarum, 2 Bde., Innsbruck 1602–1604.

Calapini, Calapino de: Consilia, in: Ziletti, Giambattista: Criminalium consiliorum atque responsorum secundum volumen, Venedig 1562, 95–102.

Calendarium perpetuum una cum notis et precibus. Ad usum fratrum minorum Sancti Francisci Capucinorum provinciae Tirolis septentrionalis, Innsbruck 1897.

Calfurnio, Giovanni: Catulli Tibulli Propertii carmina, Vicenza 1481.

Calfurnio, Giovanni/Zovenzoni, Raffaele: [Fünf Gedichte], o.O. [1480], Trient ^{2}1482.

Canestrini, Anton: Dissertatio inauguralis chemico-medica de mercurio, Innsbruck 1768.

Canestrini, Anton: Dissertatio historica de peste annorum 1771 et 1772, Kaschau 1777.

Canestrini, Anton: Pestis diagnosis maxime ex eius contagio haurienda, Salzburg 1795.

Canestrini, Anton: Onanismus medice, politice et moraliter consideratus, Innsbruck 1801.

Carli, Gianvigilio: Tridentinorum Laetitiae sacrum, Trient 1808.

Carli, Gianvigilio: Francisco I. Austriae imperatori Tyroli vindicata et in fidem accepta carmen, Trient 1814.

Casletano, Andrea: Carmen salutatorium ad omnes coelestis Hierusalem cives et in memoriam diei ipsis dedicati conscriptum, Brixen 1570.

Castner, Andreas: Liber carminum et orationum, PBBZ, T 42.

Castner, Thobias: [Gedichte], PBBZ, T 44.

Catalogus dominorum sub titulo sancti Salvatoris in monte transfigurati in dioecesi Brixinensi confoederatorum, Brixen 1777.

Catalogus monachorum OSP Benedicti exempti monasterii Muro-Griesensis congregationis Helveticae: editus ad iubilaeum aureum professionis reverendissimi et illustrissimi domini domini abbatis Ambrosii II., Bozen 1904.

Catalogus personarum ecclesiasticarum dioecesis Brixinensis, Brixen 1812.

Catalogus studiosorum in Collegio Jesuitico Tridentino ab anno 1742 ad 1778 et in Lyceo Tridentino ab anno 1779 ad 1807, BCT, ms. 398.

Cavalieri, Giovanni Battista de: Oratio habita Tridenti in exequiis Romanorum imperatoris Ferdinandi die 30. Augusti, BCT, ms. 2223, Bl. 31^{r}–33^{r}.

Cepo, Coriolanus: Coriolani Ceponis Dalmatae de Petri Mocenici Imperatoris gestis libri tres, Basel 1544.

Civitatis Tridentinae libellus ad Iosephum II. imperatorem, o.O. o.J.

Claus, Anton: Tragoediae ludis autumnalibus datae, Würzburg 1753.

Clauß, Matthäus: Oenohydromachia sive vini et aquae certamen, Innsbruck 1638.

Clesio, Antonio Arcangelo a: Prolegomena in universam theologiam, BCT, ms. 1720.

Cobelli, Clemente: Oratio habita de more 9 Kal. Septembris 1770 in solemni praemiorum distributione, BCR, ms. 14.2.

Codex Fuchsmagen, ULBT, 664.

Colombo, Alessandro: Opinio ac praxis Columba in variolarum curatione, ÖNB, Cod. 11162.

Comini, Michael Ulrich: Specimen observationum medico-practicarum, quas methodo Chiarentiana instituit Michael Udalricus Comini de Sonnenberg pauculis in calce adiectis ad internam nosocomii Brixinensis constructionem spectantibus, Brixen 1801.

Comini, Michael Ulrich: Historia febris putrido-contagiosae Lisenensis anno 1801 et 1802, Brixen 1807.

Componimenti poetici consecrati al merito di […] Francesco Felice Conte degli Alberti di Enno, Trient 1757.

Conviator viatori fidelis sive preces et exercitia in usum et commoditatem sacerdotum […] selectae, Innsbruck 1849.

Corsetto, Bartolomeo: Lodronii leonis vetustatis ac virtutis inclitae monumenta, Brescia 1683.

Cresseri, Gian Giacomo: Inscriptiones Romanae in agro Tridentino eiusque vicinia repertae, BCT, ms. 210.

Crosini, Anton von: [Dankesbrief an Benedikt Herschl vom 22. 9. 1652], ULBT, 21061 (Beilage zu Herschls Athos Georgianus).

Crosini, Anton von/Stier, Georg: Euthynon seu synoptica instructio omnibus animarum curam habentibus in praxi utilissima, Brixen 1679.

Custos, Dominicus: Tirolensium principum comitum genuinae eicones, Augsburg 1599.

Custos, Dominicus: Atrium heroicum Caesarum, regum […] imaginibus […] illustratum, 4 Bde., Augsburg 1600–1602.

DalMaino, Giasone: Oratio […] nitidissima in sanctissimum matrimonium foelicissimasque nuptias Maximiliani regis et Blance Marie, [Basel 1494].

Dander, Franz: Summarium theologiae dogmaticae, 9 Faszikel, Innsbruck 1949–1954.

Dander, Franz: Summarium tractatus dogmatici de matre-socia salvatoris, Innsbruck 1952.

Danner, Albert: Disputatio theologica de conscientia, Innsbruck 1607.

Dardanio, Paride: Ad praestantissimum iureconsultum Paulum Trilacaeum […] carmen, BCT, ms. 4953.

De controverso Imperii Pomo, SEM, E 23, Bl. 401^{r}.

De Francisco Xaverio Luschinio principe pontificatum apud Tridentum capessente, Trient 1824.

De initio et progressu collegii Oenipontani Societatis Iesu, Jesuitenarchiv Innsbruck, ohne Signatur.

De Pantaleone Bortio patricio Tridentino syntagma episcopo principi Benedicto de Riccabona […] a collegio canonicorum Tridentinorum […] oblatum, Trient 1861.

De praeservatione a calculo et arenulis consilium medicum principi cuidam, ut videtur Austriae archiduci Tirolensi, datum, ÖNB, Cod. 11083.

De sacramentis, Innichen, VIII d 5.

Delama, Dionysius: Tractatus de iustitia et iure, Trient 1877.

Delama, Dionysius: Tractatus de conscientia, Trient 1890.

Delama, Dionysius: Institutiones theologiae moralis in usum seminarii Tridentini, 2 Bde., Trient 1893–1895.

Delay, Leo: Prospectus chronologicus historico-ecclesiasticus omnium temporum (seu chronologicae tabellae parallelae) novi generis ad unam successivam lineam omnia facta coaetanea reducens, perutilis ad Sacrarum Scripturarum, historiae generalis, praecipue ecclesiasticae, cognitionem suis annotationibus illustratus, PBBZ, E 1 (dazu: Repertorium prospectus chronologici, PBBZ, E 17a).

Depeder, Johann Baptist: Enchiridion theologiae pastoralis, Trient 1894.

de Roo, Gerhard: Sapientia Salomonis carmine elegiaco reddita, cui accesserunt variorum carminum libri duo, Innsbruck 1572.

de Roo, Gerhard: Ad Ferdinandum archiducem Austriae ob natam prolem gratulatio, Innsbruck 1583.

de Roo, Gerhard: Annales rerum belli domique ab Austriacis Habsburgicae gentis principibus gestarum, Innsbruck 1592.

Dick, Leopold: Adversus impios anabapthistarum errores longe omnium pestilentissimos Leopoldi Dickii LL. Doctoris, Sacri Romani Imperialis consistorii ab advocationibus et procurato iudicium, Hagenau 1530.

di Pauli, Andreas Alois: Inquisitio criminalis contra dominum Gulielmum Bienner, consiliarium intimum et cancellarium aulicum Oeniponte, instituta in castro Rattenberg anno 1651, ex actis originalibus in compendium redacta, cum sylloge documentorum, TLMF, Dip. 971.

Donauer, Christoph (Hg.): Martini a Baumgarten in Braitenbach equitis Germani nobilissimi et fortissimi peregrinatio in Aegyptum, Arabiam, Palaestinam et Syriam, Nürnberg 1594.

Drexel, Jeremias: Aloe amari sed salubris succi, ieiunium, München 1637.

Eclipsis solaris Oeniponti […] die 30. Martii ante meridiem anno 1661 […] a serenissimo principe Ferdinando Carolo […] observata et Serenitati suae ab eo, qui observationi simul interfuit, […] dedicata, Innsbruck 1661.

Ecstasis poetica […], ubi in […] Universitate Oenipontana […] suprema doctoratus lauro […] redimitus est Ioannes Baptista Besenella, Innsbruck 1722.

Egger, Franz: Propaedeutica philosophica-theologica, 2 Bde., Brixen 1878–1880.

Egger, Franz: Enchiridion theologiae dogmaticae specialis, Brixen 1887.

Egger, Franz: Enchiridion theologiae dogmaticae generalis, Brixen 1893, ^{3}1899.

Egger, Karl: Tirolensia Latina, Innsbruck 1960.

Egger, Karl: Lexicon recentis Latinitatis, 2 Bde., Vatikan 1992–1997.

Egger, Karl: Omnia dici possunt Latine, Vatikan 2001.

Egloff von Staadthoff, Franz Karl Anton: Oratio inauguralis sive moderni bellicosi Europae status adumbratio, Innsbruck 1734.

Egloff von Staadthoff, Franz Karl Anton/Bacchetoni, Hieronymus Leopold: Anthropologia anatomike sive sermocinatio de corpore humano, Innsbruck 1726.

Elegia, in qua subitam mortem […] imperatoris Francisci urbs Oenipontum […] deplorat, Altdorf 1765.

[Elegie auf Bernhard von Cles oder Cristoforo Madruzzo], BCT, ms. 299.

Elogia virorum illustrium Societatis Iesu in superiori Germania ab anno 1646, BCT, ms. 389.

Emericus, Franziscus: Consilium pro archiduce Ferdinando Tirolensi, ÖNB, Cod. 11207, Bl. 38^{rv}.

Engerd, Johann/Fischer, Jakob: Madruciados libri tres […] poema paraeneticum ad inclytum […] Carolum Gaudentium liberum baronem Madrucium, Ingolstadt 1583.

[Epigramm auf Cristoforo Madruzzo], BCT, ms. 2204.

Epigramma in Rudolphum, SEM, E 23, Bl. 405^{v}.

Epigrammata composita ab auditoribus rhetorices Oeniponti annis 1610, 1611, 1612 et 1613, TLMF, Dip. 437/2.

Epistola prioris Carthusiensis in Schnals castro Tirolensi, qua de damnis in obsidione anno 1466 perpessis conqueritur, TMLF, Dip. 747/7; ÖNB, Cod. 5497.

Epistolarium in quo continentur epistolae, tum quae a Romana curia, cum quae a superioribus nostris maioribus emanarunt, Tomus 1: 1683–1739/Tomus 2: 1739–1853, OFM PA, Cod. 120–121.

Epistulae encyclicae 1698–1827, OFM K, ohne Signatur.

[Epitaphien auf Simone Butalosso], BCT, ms. 4956.

Erndlin, Ignaz Maria: Oratio mentalis, Innsbruck 1643.

Extractum de rebus gestis nobilissimorum duorum fratrum Roboretorum circa annum 1162 ex historia manuscripta Arcensi Ambrosii Franci, TLMF, Dip. 1236.

Eyrle, Joseph Anton von: Humillima expositio in causa implorantis Bartholomaei comitis de Lodron provisi capitularis contra imploratum sacerdotem ab Eyrle provisum apostolicum, TLMF, Dip. 411.

Fabricius, Paulus: Genesis serenissimi principis ac domini domini Ferdinandi illustrissimi archiducis Austriae et clementissimi ac potentissimi Romanorum regis filii nati anno salutis 1529, mense Iunio, die XIIII, hora intra 2 et 3 pomeridianam, TLMF, FB 32089, Bl. [1]^{r}–[14]^{v}.

Fatis Trilaco, Paolo de: [Konzeptbuch], BCT, ms. 4952, Bl. [0a]^{r}–41^{v}.

Fatis Trilaco, Tommaso Tabarelli de: Familiae Fatorum prosapia quare Tabarella nuncupata sit, BCT, ms. 4955.

Fatis Trilaco, Tommaso Tabarelli de: Illustrissimo et excellentissimo consilio […] gratiarum actio, BCT, ms. 4972.

Fatis Trilaco, Tommaso Tabarelli de: Oratio parentalis […] in funus Magdalene matris optime, BCT, ms. 1037.

Feichter, Michael: Manuale sacrum ad usum sacerdotum dioecesis Brixinensis, Brixen 1827.

Feilmoser, Andreas Benedikt: Animadversiones in historiam ecclesiasticam, Innsbruck 1803.

Fent, Possidius: Conspectus historiae ecclesiasticae nova methodo elaboratae, Innsbruck 1782.

Ferdinand II., Erzherzog: Instruction unnd Ordnung, wie sich fürohin die teutsche, so wol auch die lateinische Schuelmaister, welche die Kinder im teutschen Lesen und Schreiben zu underweisen pflegen, auch die Schuelkinder verhalten sollen, Innsbruck 1586.

Ferklehen, Hans Jakob Leopardt von: Deß durchleichtigisten Großmechtigen

Fürsten, und herrn, Herrn Leopolden […] mit der auch durchleichtigisten firstin und frawen Claudia […] hochfirstliche hochzeit verlaufs, TLMF, Dip. 803.
Festi, Giambattista: Epigramma: Pyramidis consurgit opus, BCR, ms. 48.21.
Festi, Giovanni Innocenzo: Iuris et facti deductio pro illustrissimo domino Caietano, Wien 1773.
Fitterer, Joseph: Ars proficiendi in conscientia et scientia, Innsbruck 1738.
Flasch, Sebastian: Professio catholica M. Sebastiani Flaschii Mansfeldensis non vulgaris eruditionis et authoritatis viri, ubi Lutheranam haeresin, in qua et natus et a pueris institutus fuerat, libere abiurat, Brixen 1578.
Flosse, Valerien: Oratio de calamitatibus nostri seculi, Romae cum funestissimus de Maximiliani II. obitu nuncius allatus est, Brixen 1578.
Flosse, Valerien: Oratio funebris in exequiis illustrissimi et reverendissimi domini domini Christophori Madrutii […] Brixinae in summo templo habita, Brixen 1578.
Fonseca, Pedro da: Institutionum dialecticarum libri octo, Lissabon 1564.
Fonseca, Pedro da: Isagoge philosophica, Lissabon 1591.
Forer, Laurenz: Anti-Melander, München 1633.
Forer, Laurenz: Anatomia Anatomiae Societatis Jesu sive Ant-Anatomia, Innsbruck 1634.
Forer, Laurenz: Mantissa Ant-Anatomiae Jesuiticae, Köln/Innsbruck 1635.
Forer, Laurenz: Grammaticus Proteus, Ingolstadt 1636.
Forer, Laurenz: Appendix ad Grammaticum Proteum, Ingolstadt 1636.
Forer, Valentin: Fragmentum poeticum Valentini Forer autobiographicum, hg. von Mitterrutzner, Johannes Chrysostomus, in: XXVII. Programm des k.k. Gymnasiums zu Brixen, Brixen 1877, I–XVI.
Franck, Cajetan: Manuale theologicum synoptice complectens praecipuas quaestiones ex quatuor tractatibus, nempe de Deo, de angelis, beatitudine et actibus humanis, de peccatis et gratia, de virtutibus theologicis, Innsbruck 1724.
Franco, Ambrogio: Antiquissima illustrissimorum comitum Arci prosapia atque ipsius origo privilegiorum, diplomatum, investiturarum et aliorum iurium in tempora digestorum,TLMF, Dip. 849.
Franco, Ambrogio: Arcensis comitatus descriptio, TLMF, Dip. 1154.
Franco, Ambrogio: De Arcensis castri fundatione et qua ex gente coaluerint Tridentini historia, BCT, ms. 28.
Franco, Ambrogio: Privilegia et diplomata et quas investituras vocant olim a divis Romanorum imperatoribus, regibus, ducibus ac aliis principibus illustrissimis comitibus de Arco irrogata et concessa, Arco 1584.
Franzelin, Johann Baptist: Tractatus de divina traditione et scriptura, Rom/Turin 1870.
Franzoni, Joseph Anton: Disquisitio inauguralis de torturae repetitione, Innsbruck 1769.

Freher, Marquard (Hg.): Rerum Germanicarum scriptores, 3 Bde., Straßburg 1717.
Friburgk, Ludwig von: Pro Sigismundo Austrie duce illustrissimo ad Sixtum quartum pontificem maximum, OFM SW, Q I/2.27, Bl. 363v–365v.
Fröhlich von Frölichburg, Johann Christoph: Praecipuae differentiae statutarii iuris Tyrolensis a iure communi, TLMF, W 1149.
Fröhlich von Frölichburg, Johann Christoph: Tractatus iuridicus de diversis ac temporalibus praescriptionibus statutariis Tirolensibus, Kempten 1702.
Furnio, Giovanni Battista [?]: [Elegien und Epigramme], BCR, ms. 14.9.7, [9]–[21].

Gassmayr, Sebastian: Tabulae sacrae ac profanae eloquentiae ex optimis auctoribus collectae et quaestiones oratoriae in Alma Caesareo-Leopoldina Universitate Oenipontana publicis praelectionibus explicatae, Innsbruck 1756.
Gassmayr, Sebastian: Argumenta evangelica ex notis venerandi patris Petri Canisii SJ cum appendicibus conceptuum, quos in alma universitate Oenipontana dominis eloquentiae sacrae auditoribus pro exercitatione privata et publica subministravit, Augsburg 1758.
Gatterer, Hilarius: Compendium theologiae moralis. Iuxta probatissimos auctores ad confratrum theologorum III. anni usum concinnatum, 2 Bde., Meran 1889.
Gatterer, Michael: Liturgica generalis, Innsbruck 1904.
Gatterer, Michael: Praxis celebrandi functiones ordinarias sacerdotales, Innsbruck 1910.
Gatterer, Michael: Annus liturgicus, Klagenfurt ³1912.
Gattrer, Christoph: Theoremata ex tota ac universa medicina, Padua 1606.
Gaun, Franz: Iter per salinas Tyrolenses, Innsbruck 1707.
Gay, Paul: Historia Stambsensis, Stams, D 17 (vgl. auch A 1, C 9, D 10, D 16).
Geizkofler, Lucas: De miseriis studiosorum declamatio, TLMF, 1117, Bl. 337r–368v.
Geizkofler, Lucas: Historia Vnd beschreibung Lucasen Geizkoflers von Reiffenegg Tyrolensis herkomen, geburt, leben, studieren, raisen, diensten, fürnembliche verrichtung thuen und wesen, biß auf sein in Augspurg 1590 beschechene verheuratung und folgends weiter, biß auf das 1600. Jar, TLMF, Dip. 1117, Bl. 1r–372v.
Geizkofler, Lucas: Ioannis Geizkofleri et Barbarae Kuglerin eius uxoris progenies, TLMF, Dip. 1117, Bl. 369r–374v.
Genethliacum carmen in ortu […] Ferdinandi Caroli, Innsbruck 1628.
Geräuter, Peter: Summa de ecclesiastica potestate, ULBT, Cod. 22 und 548.
Gerloni, Bartolomeo Carlo: Auspicante Caesaris apud Tridentinos imperio carmen, Rovereto 1803.

Gerstner, Karl: Dissertatio medica inauguralis de salubritate aquae purae ad longaevitatem, Innsbruck 1756.
Giovanelli, Antonio: Defensa pro Dominico Slop in causa cambii ad avertendam actionem criminalem, TLMF, Dip. 788.
Gislimbertus, Joseph: Brevis tractatus, quo pulvis viperinus a quadam contracta calumnia liberatur, Regensburg [2]1660 (zuerst Osnabrück 1657).
Giudici, Giovanni Battista de: Apologia Iudaeorum, in: Quaglioni 1987a, 140–155.
Givanni, Giuseppe: De bello Fulgaritano, BCR, ms. 5.28.1.
Gobat, Georges: Sensus et consensus doctorum de iubileo duplici, Innsbruck 1649.
Gobat, Georges: Thesaurus ecclesiasticus indulgentiarum, Innsbruck 1650.
Gottsched, Johann Christoph: Grundlegung einer deutschen Sprachkunst, Leipzig 1748 u.ö.
Grandl, Hyazinth: Philosophia rationalis sive decisiones ex universa logica desumptae, Innsbruck 1650.
Granicher, Vigilius: Diarium 1766–1776, Stams, A 24.
Graser, Giovanni Battista: Ad Mariam Theresiam […] de praestantia logicae carmen, AA, Fondo Graser Giovanni Battista, sc. 23, 132,9; sc. 185, 940; sc. 185, 941; BCR, ms. 15.6.1a und 1b; BCT, ms. 870.
Graser, Giovanni Battista: Descriptio Johannis Baptistae Graserii, BCR, ms. 49.12.4.
Graser, Giovanni Battista: Propugnatio adnotationum criticarum in sermonem de Maria Renata saga adversus responsa patris Georgii Gaar SJ, Venedig 1752.
Graser, Giovanni Battista: De historici studii amoenitate atque utilitate deque historicorum delectu, Innsbruck 1779.
Graser, Giovanni Battista: De presbyterio et in eo sedendi iure disputatio, Trient 1779.
Graser, Giovanni Battista: Ioannis Baptistae Graserii carminum liber, in: Vannetti, Clementino: Commentariolum de Ioanne Baptista Graserio, Modena 1790.
Greiderer, Vigilius: Germania Franciscana, seu chronicon geographo-historicum ordinis Sancti Patris Francisci in Germania, 3 Bde., Innsbruck/Landshut 1777–1964.
Greimbl, Chrysologus Maria: Dissertatio physica de primaria ac ordinaria causa terraemotus, Innsbruck 1757.
Grustner, Casimir: De virtute et gestis reverendissimi, perillustris ac amplissimi praesulis, domini Gregorii, Innsbruck 1719.
Grustner, Casimir: Naturalis theologiae nucleus sive tractatus philosophicus de existentia et essentia entis increati, Innsbruck 1720.

Guarinonius, Hippolytus: Autographa edita et inedita, 4 Bde., ULBT, Cod. 110.
Guarinonius, Hippolytus: Histori der Marter deß Haillig-Vnschuldigen Khindtß Andreae von Rinn, Wilten, Lade 38 A 1–3.
Guarinonius, Hippolytus: Sancto Simoni […] trium medicorum B.S., P.L., H.G. medela […] curato actam medendi methodum de tribus infimus […] vovet, BCT, ms. 1935; Abschrift: TLMF, Dip. 272/1.
Guarinonius, Hippolytus: Illustrissimo ac reverendissimo principi domino domino Augusto Madrutio […] cardinali felicissime inaugurato atque episcopo Tridentino gratulatio, Trient 1604.
Guarinonius, Hippolytus: Die Grewel der Verwüstung Menschlichen Geschlechts, Ingolstadt 1610.
Guarinonius, Hippolytus: Hydroenogamia triumphans, seu aquae vinique connubium vetustum, sanctum, salutare, necessarium, Innsbruck 1640.
Guarinonius, Hippolytus: Chylosophiae academicae artis Aesculapiae […] tomi duo […] primique tomi pars prima, Innsbruck 1648.
Guggenbichler, Gaudentius: Brevis descriptio vitae et obitus piae ac venerabilis virginis Mariae de Mörl a Caldario, OFM PA, Cista Maria von Mörl (zwei Exemplare: Autograph und Reinschrift von anderer Hand).
[Guggenbichler], Gaudentius: Manuductio spiritualis per vitam quotidianam seu via ad perfectionem religiosam per quotidiana exercitia novitiis et clericis ordinis Sancti Francisci, Innsbruck 1874.
Guidelli, Paolo: […] oratio protreptica in novatores ad patres concilii Tridentini habita anno Domini MDLXI, Brescia 1562.
Guillimannus, Franciscus: De principum Habsburgi-Austriacorum vita, moribus, rebus gestis, coniugiis, liberis et variis dominiis acquisitis, TLMF, Dip. 1349–1350.
Guillimannus, Franciscus: De rebus Helveticis […] libri quinque, Fribourg 1598.
Guillimannus, Franciscus: Habsburgiaca, Mailand 1605.
Güntherode, Karl von: Theologiae naturalis institutio, Innsbruck 1774.
Gymnasium Brixen: […] principi et episcopo Brixinensi Casparo Ignatio […] ab episcopali gymnasio Brixinensi 1747, SEM, E 23, Bl. 436r–441v.

Haas, Augustin: Diarium, Stams F 10.
Halden, Johann Baptist: Cassandra seu divinatio theologica de causis, remediis et fine nostratis aevi calamitatum, Innsbruck 1699.
Handsch, Georg: Diarium medicum de archiduce Ferdinando Tirolensi, eiusdem coniuge Philippina Welser et Andrea et Carolo filiis, ÖNB, Cod. 11204.
Handsch, Georg: ΡΑΨΩΔΙΑΙ sive epigrammata Georgii Handscii Lippensis, ÖNB, Cod. 9821.
Hausman, Georg: Itinerarium Georgii Hausman a Stetten Tyrolensis presbyteri per

Galliam, Angliam, Belgium, Helvetiam, Burgundiam ad sui memoriam et honorem nobilitatis Germanicae descriptum, Innsbruck 1675.
Hebdomas prima exercitiorum sancti patris Ignatii, Innsbruck 1680.
Hegele, Anton: De tetano traumatico dissertatio inauguralis medica, Innsbruck 1810.
Heimburg, Gregor von: Apologia Gregorii Heimburg, contra detractiones et blasphemias Theodori Laelii Feltrensis episcopi, 1461, in: Freher, Rerum Germanicarum scriptores, Bd. 2, 228–255.
Heimburg, Gregor von: Appellatio Gregorii Heimburg a Papa variis modis ad concilium futurum, 1461, in: Freher, Rerum Germanicarum scriptores, Bd. 2, 211–214.
Heimburg, Gregor von: Invectiva Gregorii Heimburg utriusque iuris doctoris in reverendissimum patrem dominum Nicolaum de Cusa, 1461, in: Freher, Rerum Germanicarum scriptores, Bd. 2, 255–265.
Heimburg, Gregor von: Sigismundi ducis Austriae appellatio a censura Pii pp. II, 1458, in: Freher, Rerum Germanicarum scriptores, Bd. 2, 203–206.
Heizman, Johann Georg: Conflictus iuridicus de iure belli et pacis, Innsbruck 1679.
Helicon Oenipontanus advenienti […] reginae Wilhellminae Ameliae […], Innsbruck 1699.
Hell, Maximilian: Ephemerides astronomicae anni 1767 ad meridianum Vindobonensem, Wien 1767.
Hell, Maximilian/[Weinhart, Ignaz von]: Elogium rustici Tyrolensis celeberrimi Petri Anich Oberperfussensis, Innsbruck [2]1768.
Hermanin, Thomas: Commentarium theorico-politico-practicum in ius statutarium Tyrolense, Innsbruck 1716.
Herschl, Benedikt: Athos Georgianus, Innsbruck 1652.
Herschl, Benedikt: [Widmungsbrief an Anton von Crosini vom 17. 9. 1652], ULBT, 21.061 (Beilage zu Herschls Athos Georgianus).
Heuffler, Maximilian: Vita Beati Hartmanni episcopi Brixinensis conscripta carmine, Neustift, Cod. 38.
Hevelius, Johannes: Eclipsis solis observata Gedani anno a nato Christo 1649 die 4. Novembris, o.O. o.J.
Hinderbach, Johannes: Collectanea in Iudaeos beati Simonis interemptores, in: Bonelli, Monumenta ecclesiae Tridentinae, Bd. 3,2, 419–462.
Hinderbach, Johannes: Informatio facti, in: Quaglioni 1987a, 140–155.
Hinderbach, Johannes: Responsiones ad obiecta domini comissarii Vigintimiliensis, in: Quaglioni 1987a, 155–161.
Hippoliti, Baldassare: De circumforaneis medicorum vanitatibus declamatio, BCT, ms. 629.

Hippoliti, Joseph Anton: Phisica reverendi patris Schilcher SJ mihi Josepho Antonio Hippoliti dictata atque explanata in archiducali academia Oenipontana, BCT, ms. 4101.

Historia Caesarei Regii Archiducalis Gymnasii primarii Oenipontani, SJHB, ohne Signatur.

Historia Collegii Oenipontis Societatis Iesu, 3 Bde.: I: 1561–1685, II: 1703–1747, III: 1747–1773, SJHB, ohne Signatur.

Historia Collegii Societatis Iesu Oeniponti. Zomi III, ex libris originalibus manuscriptis a domino Philippo Nerio de Aigner Exiesuita asservatis fideliter excerpta, TLMF, Dip. 596.

Hittaler, Johann Baptist: Das Wunder in Seefeld. Festpredigt gehalten am 31. August 1884 bei der 500jährigen Erinnerungsfeier an das große Wunder im Jahre 1384, Innsbruck 1884.

Hocher, Johann Paul: Apparatus quaestionum practicarum doctoris Hocheri cum decisionibus doctissimisque allegationibus clarissimi doctoris et consiliarii regiminalis Domini Christophori Frölichii a Frölichpurg, TLMF, FB 3681.

Holler, Franz: Usus chocolatae, thee, caffe et tabaci, abusus vitae longae et sanitati contrarius, Innsbruck 1698.

Holler, Franz: Epistola ad medicos Germaniae de mala et bona educatione infantium et puerorum, München 1701.

Höllrigl, Andreas Aloys: Dissertatio de differentia successionis ab intestato, Innsbruck 1780.

Holzer, Johann Nepomuk Joseph: Solenne pignus amoris, TLMF, FB 307/4.

Holzhauser, Bartholomäus: Epistola fundamentalis, Rovereto/Mainz o.J.

Holzhauser, Bartholomäus: Instructiones de via perfectionis, Rom 1682.

Holzhauser, Bartholomäus: Interpretatio Apocalypsis, Bamberg/Würzburg 1784.

Holzhauser, Bartholomäus: Visiones venerabilis servi Dei Bartholomaei Holzhauser, Bamberg/Würzburg 1793.

Holzmeister, Urban: Summa introductionis in Novum Testamentum. Liber ad privatum auditorum usum editus, Innsbruck 1924.

Horst, Hermann: Praelectiones philosophicae et theologicae, Innichen, VIII d 6.

Huntpichler, Leonhard: Tractatus de auctoritate ecclesiastica, BAV, Ottobon. lat. 872, Bl. 5ʳ–131ᵛ.

Hurter, Hugo von: Theologiae dogmaticae compendium in usum studiosorum theologiae, 3 Bde., Innsbruck 1876–1878.

Hurter, Hugo von: Medulla theologiae dogmaticae, Innsbruck/Paris 1880.

Hyemales Flores nova in efflorescente veneratione Sigismundi Caroli de Castro Barco Chimiensium episcopi reverendissimi ac Sacri Romani Imperii principis celsissimi, Rovereto 1697.

Hymnus de sancto Simone innocente Tridentino, Trient 1727.

Inama, Nicolao: Illustrissimi ac reverendissimi […] Ludovici Madrutii […] laudatio funebris, Trient 1600.
Inama, Nicolao: Carmen panegyricon […] ad […] Christophorum Andream baronem a Spauro, episcopum Brixinensem, Trient 1603.
Inama, Peter: Ortus et progressus iuris anteiustinianei, Innsbruck 1747.
Inama, Peter: Synopsis historiae iuris Iustinianei, Innsbruck 1749.
Instructio pro concionatore Sancti Iacobi apostoli parochiae Oenipontanae, SJHB, ohne Signatur.
Introductio in logica Aristotelis, PBBZ, X 40.
Invidia triumphata sive Iosephus patriarcha a fratribus olim recognitus, TLMF, Dip. 647/1; Perioche: TLMF, W 3519/7.
Iuvenalis Annaniensis: Solis intelligentiae, cui non succedit nox, lumen indeficiens ac inextinguibile, illuminans omnem hominem venientem in hunc mundum, Augsburg 1686.
Iuvenalis Annaniensis: Artis magnae sciendi brevissima synopsis seu mentis humanae foecundum commonitorium ad inveniendum et discurrendum ordinatum, quo sine magno labore de quocunque dato scibili innumeri conceptus et argumenta reperiri possunt, ac proinde Dei praeconibus ac scientiarum studiosis profuturum, Salzburg 1689.

Jäger, Anton Alderik: Dissertatio de iure territorii praesulum ecclesiasticorum, Innsbruck 1776.
Jesuitenkolleg Innsbruck: Ferdinando Carolo […] nato et renato in solemnibus baptismi, Innsbruck 1628.
Jesuitenkolleg Innsbruck: Regulus ab aquila exaltatus seu hymenaeus sacer Casparo Ignatio […] Kinigl […] episcopo Brixinensi recens inaugurato cantatus, Innsbruck 1703.
Jesuitenkolleg Trient: Ad […] Carolum Emmanuelem Madrutium Tridenti episcopum principemque electum et episcopum Aureopolitanum inauguratum […] gratulatio, Trient 1626.
Jesuitenkolleg Trient: In Hoc Signo id est in Iesu nomine felicissimum iter et prosperrimum hymenaeum apprecatur […] Elisabethae Christinae […] collegium Societatis Jesu Tridenti, Trient 1708.
Jesuitenkolleg Trient: Plausus Apollineus, quem […] Mariannae […] et […] Ferdinando […] dederunt Musae Tridentinae, Trient 1648
…, Josephus: Provincia Tirolensis Sancti Leopoldi, OFM PA, Cod. 155.

Kalchschmidt, Leopold Karl/Grustner, Casimir/Franck, Cajetan: Innocentia praemotionis Thomisticae, Augsburg 1710.

Kaltprunner, Justin: Causa Martiniana Svazensis, OFM PA, Cod. 74.

Kaltprunner, Justin: Enarratio itineris, quod anno Domini 1685 reverendissimus P.F. Petrus Marinus Sormannus […] instituit peregitque, OFM PA, Cod. 56.

Kaltprunner, Justin: Opinio […] de introducenda in Leopoldinam Tyrolensem provinciam […] recollectione, OFM PA, Cod. 57 und 58.

Kappler, Wolfgang: Practica pro menbris corporis humani a capite usque ad pedes, ÖNB, Cod. 11410.

Karoch von Lichtenberg, Samuel: [Gedicht über Simon von Trient], Bibliothek der Benediktiner-Abtei Ottobeuren, O. 76, Bl. 131r–143v.

Käsbacher, Jeremias: Catalogus fratrum minorum Capucinorum provinciae Tyrolensis adiunctis quibusdam aliis memorabilibus religionem et provinciam concernentibus, Cap IBK.

Käsbacher, Jeremias: Historia ecclesiastica Brixinensis compendiose relata ex annalibus Sabionensibus et manuscriptis relictis clarissimi domini Josephi Resch cum appendice historiae Franciscanae a plantatione ordinis usque ad reformationem Capucinorum, quibus accedunt varia memorabilia concernentia historiam Tyrolensem, 5 Bde., Cap BX, 18/1–5.

Käsbacher, Jeremias: Jeremias, in: Historia ecclesiastica Brixinensis, Bd. 5, 193–202.

Käsbacher, Jeremias: Litterae funerales omnium FF. Capucinorum provinciae Tyrolensis P.M., quibus accedunt alii, quorum ad aras meminisse decet, 2 Bde., Cap BX, 18/6.

Käsbacher, Jeremias: Rituale seu liber de caeremoniis et ritibus, Cap BX, 18/7.

Käsbacher, Jeremias: Tabulae succinctae historico-chronologicae, Cap BX, 18/8–9.

Käsbacher, Jeremias: Calendarium ecclesiasticum et ritus celebrandi festa per annum in ordine fratrum Capucinorum in provincia Tyrolensi, Bozen 1781.

Kemter, Adrian: Dissertatio academica de draconibus, TLMF, Dip. 1230/5.

Kemter, Adrian: Dissertatio academica de Haymone gigante, TLMF, Dip. 1230/4.

Kemter, Adrian: Vita domini Hippolyti Guarinonii, TLMF, Dip. 684/2.

Kemter, Adrian: Prima et praevia iurisprudentiae sacrae principia, Innsbruck 1741.

Kemter, Adrian: Acta pro veritate martyrii corporis et cultus publici beati Andreae Rinnensis pueruli, Innsbruck 1745.

Kemter, Adrian: Veterum scriptorum de re rustica praecepta in dialogos collecta, Augsburg 1760; 2. Auflage: Veterum disciplina in re rustica, Mailand 1770.

Kircher, Athanasius: Mundus Subterraneus, 2 Bde., Amsterdam ²1678.

Kirchmair, Georg: Liber testamentorum, Neustift, Cod. 1.

Knoll, Albert: Expositio regulae Fratrum Minorum, Innsbruck 1850.

Knoll, Albert: Institutiones theologiae dogmaticae generalis seu fundamentalis, Innsbruck 1852, Turin [2]1861, [3]1864.
Knoll, Albert: Institutiones theologiae theoreticae seu dogmatico-polemicae, 6 Bde., Turin 1853–1859.
Koegl, Johann Abraham: Dissertatio inauguralis medica de usu et abusu nicotinae, vulgo tabaci, Innsbruck 1772.
Kofler, Georg: Sapientia victrix sive oratio in honorem divae Catharinae virginis et martyris, Padua 1672.
Kolb, Pius: Epistolae varii argumenti a compluribus viris doctis atque eruditis ad me t.t. bibliotecarium datae. Aliquot epistolae germanicae. Aliquot ex meis epistolis, Stiftbibliothek St. Gallen, Cod. 1283.
Koler, Dominicus: De medicinae laudibus, Padua 1713.
Koler, Dominik: Epitome de gestis praelatorum Novacellensium et rebus memorabilibus, Neustift, Cod. 931.
Koler, Dominik: Epitome de prima fundatione collegii Novacellensis canonicorum regularium Lateranensium Sancti Augustini, Neustift, Cod. 27.
Kon, Hieronymus: Rerum Neocellensium […] chronologica enarratio, Neustift, Cod. 533.
Kopf, Ferdinand: Tyrocinium Sacrae Scripturae, Augsburg/Innsbruck 1763.
Kortleitner, Franz Xaver: Hermeneutica biblica, Innsbruck 1923.
Kortleitner, Franz Xaver: Religio Veteris Testamenti habitu et nationali et universali eminuit, Innsbruck 1937.
Kortleitner, Franz Xaver: Quid sanctitas in Vetere Testamento valeat, Innsbruck 1939.
Küfner, Johannes: Congratulatio cessantis interregni, Augsburg 1520.
Küfner, Johannes: Oratiuncula parenetica ad pueros in symposio et coepulatione a puero recitata, [Sigmundslust bei Vomp] 1521.

Lachemayr, Franz: Diarium P.F. Francisci Lachemayr Professi in Stams conscriptum ab eodem, dum Romae procurabat negotia eiusdem monasterii contra Episcopatum Brixinensem anno 1687, Stams, F 6.
Lachemayr, Franz: Diarium 1699–1713, Stams, A 25.
Laicharding, Johann Nepomuk von: Plantae in rupibus, montibus et alpibus Austriae crescentes, TLMF, FB 20818.
Laicharding, Johann Nepomuk von: Vegetabilia Europaea in commodum botanicorum per Europam peregrinantium ex systemate plantarum Caroli a Linné collecta et novis plantis ac descriptionibus adaucta, 2 Bde., Innsbruck 1790–1791.
Laicharding, Johann Nepomuk von: Manuale botanicum sistens plantarum Euro-

paearum characteres, generum, specierum differentias nec non earum loca natalia, Innsbruck/Leipzig 1794.

Lapicida, Erasmus: Sacerdos et pontifex: mottetto a quattro voci, Rovereto 1519.

Lebersorg, Wolfgang: Chronica monasterii sancti Iohannis Baptistae in Stambs, Stams, Cod. D 40.

Lechleitner, Georg Johann: Philosophia theoretica, 4 Bde., Bozen/Innsbruck 1820–1829.

Lechleitner, Georg Johann: Philosophia practica – Ius naturae, Innsbruck 1838.

Lechleitner, Georg Johann: Von dem Urgrunde und letzten Zwecke aller Dinge, aus dem Lateinischen übersetzt von P. Caspar Sonnerer, mit einer Einleitung von Joseph Görres, Regensburg 1839.

Leopold, Christoph: Philosophia historica de montibus, Innsbruck 1713.

Leovitius, Cyprianus: [Horoskop für Ferdinand II.], TLMF, FB 32089, Bl. 16v–[51]r.

Lequile, Diego Tafuri de: Anthippolithus seu calamus apologeticus, o.O. 1652.

Lequile, Diego Tafuri de: Festiva receptio virginis Christinae Suetorum, Gothorum, Wandalorum reginae in hac celebri Oeniponti provinciae Tirolis urbe, [Innsbruck?] 1655.

Lequile, Diego Tafuri de: Pietas Austriaca septies sibi fortuna ac totidem suae fortunata posteritati, Innsbruck 1655.

Lequile, Diego Tafuri de: Colossus angelicus Austriacus sive Austriae sobolis admiranda moles apocalypsea, religione constans, maiestate rara, matrimoniis ingens, Innsbruck 1655–1656.

Lequile, Diego Tafuri de: Piissima atque augustissima Domus Austriaca, splendore coniugiorum ingenua, Innsbruck 1656.

Lercher, Ludwig: Institutiones theologiae dogmaticae in usum scholarum, 4 Bde., Innsbruck 1924–1930.

Leucht, Johannes: Epithalamium heroicum in nuptias serenissimi principis [...] Ferdinandi, ÖNB, Cod. ser. nov. 2666.

Libellus precum pro studiosa iuventute, Brixen 1896.

Litterae annuae provinciae Germaniae superioris Societatis Jesu, BHStA, Jes. 114.

Litterarium pro guardianatu Oenipontano OFM, Bd. 1: 1761–1842, OFM PA, Cod. 64.

Locher, Jakob: Nenia de obitu et laude illustrissimi principis Sigismundi archiducis Austrie, [Freiburg i.B. 1496 oder 1497].

Logus, Albericus: Athesis fluminis vaticinium ad serenissimam Boemiae reginam Tridentum ingredientem, ÖNB, Cod. 9919/2.

[Lorenzi, Costantino]: Oratio ad Academicos, quos vocant Lentos, de amicitia studiosis hominibus necessaria, BCR, ms. 14.3.15.

Lorenzi, Costantino: […] oratio de elegantia sermonis habita ad divi Marci in solemni praemiorum distributione, Rovereto 1792.
Lorenzi, Costantino: Commentariolum de Clementino Vannettio equite, Pavia 1795.
Lorenzi, Costantino: […] oratio de litteratorum hominum amicitia colenda habita ad divi Marci in solemni praemiorum distributione, Rovereto 1798.
Lorenzi, Costantino: De vita Hieronymi Tartarotti libri III. Accedit commentariolum de Clementino Vannettio, Rovereto 1805.
Luceanni, Francescantonio: […] Francisco Felice de Albertis de Enno […] summam episcopatus […] administrationem ineunte eclogam hanc, Trient 1756.
Luceanni, Francescantonio: Elegia in laudem […] Christophori Sizzo […] in episcopum […] recens electi, Trient 1763.

Madlener, Johann Michael: Specimen inaugurale medicum de usu et abusu potus caffé, Innsbruck 1772.
Madruzzo, Cristoforo: [Korrespondenz], AST, ohne Signatur.
Maffiolus, Caelius: Flosculi […] Caroli cardinalis Madrutii […] comas ambientes […] comiti domino Hieronymo a Veritate dicantur, Verona 1608.
Mahlknecht, Franz: Isagoge scientiarum seu universalia in genere et in specie, Trient 1652.
Malanotti, Bernardin Anton: Historia Tyrolensis, TLMF, Dip. 1198.
Mall, Josef: Lateinische Gedichte. Mit Essays zur Metrik, Altbach 2001.
Malpaga, Martino: Magnifico et clarissimo equiti aurato Thomae de Fato Trilaceo, BCT, ms. 4968.
Maming, Johannes Nikolaus Ludwig von: Haec correcta […], Meran, Inv.-Nr. 8990.
Manincor, Anton: Disputatio philosophica de terraemotibus anni 1670, Innsbruck 1671.
Marcabruni, Gaetano de: Observationes de febri putrido-contagiosa grassante ad confines Italiae annis 1796 et 1797, Trient 1798.
Marcabruni, Gaetano de: Osservazioni del medico Gaetano Marcabruni sopra le Riflessioni di G.G.C. ad un suo opuscolo, Trient 1798.
Martin, Johann: Ehrengedicht, Dem Hochwürdigsten, Durchleuchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Sigismundo Francisco […] in Underthenigkeit offerirt, Innsbruck 1659.
Martini, Martino: De bello Tartarico historia, Antwerpen 1654.
Martini, Martino: Novus Atlas Sinensis, Amsterdam 1655.
Martini, Martino: Sinicae historiae decas prima, München 1658.
Marzani di Steinhoff, Ferdinando: Theoriae Franklinianae de electricitate epitome, Trient 1794.

Mattioli, Pietro Andrea: Il Magno palazzo del cardinale di Trento, descritto in ottavarima, Venedig 1539.
Mattioli, Pietro Andrea: Pedacii Dioscoridis de materia medica libri VI interprete Petro Andrea Mattheolo cum eiusdem commentariis, Venedig 1554.
Mattioli, Pietro Andrea: Opusculum de simplicium medicamentorum facultatibus, Venedig 1569.
Mattioli, Pietro Andrea: Compendium de plantis omnibus, Venedig 1571.
Mauretus, Claudius/Verpffe de Vandia, Guilielmus: In nuptiis celeberrimis serenissimae Claudiae, Innsbruck 1626.
Mayer, Sebastian: Conflictus iuridicus inter maritum et uxorem, de iure utrique in dote competenti, Innsbruck 1683.
Mayr, Benitius: fIDa natIo tIroLensIs franCIsCo I. IMperatorI LIberatorI sVo, Innsbruck 1816.
Mayrhofen, Stefan von: Supplementum ad monumenta Brixinensia edita Brixinae 1765 unacum epitaphiis et inscriptionibus in ecclesiis conterminis et vallis Pustrissae dioecesis Brixinensis adiectum, Brixen 1776.
Mazzetti, Antonio: Carmen elegiacum, in: Francesco I. in Trento il dì 28 Ottobre 1815. Carmi raccolti dal municipio, Trient [1815], 48.
Mazzetti, Antonio: Carmen, in: Francesco I. in Trento nelle feste di natale del 1822, Trient 1823, 57–58.
Mazzetti, Antonio: Imperatori et regi Ferdinando I. […] gratulatio, Mailand 1838.
Meconi, Giovanni Angelo: Laudatio funebris Benedicti Bonelli nobilis Tyrolensis, Montefalco 1787.
Meditatio de gratia salutis recuperandae accusata, BCT, ms. 1719.
Menghin, Johann Michael von: Exercitatio physiologica, Innsbruck 1776.
Menghin, Johann Michael von: Exercitatio physiologica altera de praeparatione alimentorum, Innsbruck 1777.
Menghin, Johann Michael von: Exercitatio physiologica de manducatione et deglutitione, Innsbruck 1779.
Menghin, Johann Michael von: Exercitatio physiologica quarta de prima ingestorum mutatione, Innsbruck 1781.
Merenda, Giovanni Pietro: Commentarius de alimentorum differentiis; De ratione victus in morbis; Commentarius de differentiis signorum; De evacuandi ratione, ULBT, Cod. 543.
Messmer, Alois: Introductio in libros Novi Testamenti, Innsbruck 1859.
Meteorologia quaestionibus continuis illustrata, BCT, ms. 2494.
Michaeler, Karl Joseph: Breviarium historiae universalis Schloetzerianae succinctius excerptae, Innsbruck 1780.

Migazzi, Christoph Anton von: Oratio in funere Caroli VI. imperatoris ad Mariam Theresiam, Hungariae et Bohemiae reginam, Rom 1741.
Milensio, Felice: De quantitate hostiae contra errorem Oswaldi, Trient 1604.
Missale speciale, TLMF, FB 28410.
Mitterer, Albert: Instructio pro ordinandis examen praevium circa ordinem suscipiendum subituris, Brixen 1921, [2]1929.
[Mitterrutzner, Johannes Chrysostomus:] Catalogus canonicorum Sancti Augustini [...] Neocellae prope Brixinam in Tiroli, Brixen 1878.
Moar, Francesco: In mortem Christi versus hexametri, Trient 1837.
Moar, Francesco: De aquaeductibus Tridenti novissime extructis, o.O. 1850.
Moar, Francesco: Athesi supremum Tridenti vale, Trient 1858.
Moar, Francesco: Ad Napoleonem III. imperatorem, Mailand 1859.
Moar, Francesco: Mors iter est homines meliora ad littora ducens, Trient 1870.
Moar, Francesco: Mors ianua coeli, o.O. 1882.
Moar, Francesco: Doctori Paulo Ballardini et Aloisiae Moar sponsis, Trient 1884.
Modesti, Peter: De iustitia poenae mortis dissertatio, Innsbruck 1778.
Molari, Stefano Antonio: Universum ius canonicum, Trient 1747.
Molari, Stefano Antonio: Universum ius Iustinianeum, Trient 1751.
Molitoris, Ulrich: De lamiis [auch: laniis] et phitonicis mulieribus, Köln 1489.
Monetti, Giulio: De teleologia viventium, Innsbruck 1924.
Monitorium, TLA, O.ö. Kammer-Kopialbuch, Bd. 1505, Reihe Geschäft von Hof, Nr. 276, Jahr 1774, Bl. 164^r–165^v.
Monti, Gaetano Lorenzo: Sermo habitus [...], quum Iosephus Theodoricus Borsierius Tridentinus medicinae laurea donaretur, Bologna 1775, [2]1827.
Mosca, Giuseppe Sigismondo: Ad villam Custozam profectio, AA, sc. 46, 285.3.
Mosca, Giuseppe Sigismondo: Armestis Pelopidis tumulus, AA, sc. 46, 285.3.
Mosca, Giuseppe Sigismondo: Tridentinis civibus constituti praesidii diem anniversarium celebrantibus, Trient 1802.
Mosca, Giuseppe Sigismondo: Lectissimo viro Ioanni Dominico Romagnosio patricio Placentino ad explanandas in Parmensi Athenaeo iuris universi publici disciplinas proficiscenti, Trient 1803.
Mosca, Giuseppe Sigismondo: Borinum, Verona 1810.
Moser, Johann Baptist: Annotationes, TLMF, Dip. 559.

Nadal, Hieronymus: Evangelicae historiae imagines, Antwerpen 1593.
Nadal, Hieronymus: Adnotationes et meditationes ad Evangelia, Antwerpen 1594.
Necrologium provinciae, OFM PA, Cod. 46.
Nella [...] esaltazione di [...] monsignore Cristoforo Sizzo al vescovato, Rovereto 1764.

Nenning, Christoph: Ad […] Ferdinandum […] de duplici nobilitate diasaphesis, ÖNB, Cod. 10105.
Niedermühlbichler, Bernhard: Epigrammata novi ex parte generis, Innsbruck 1844.
Niederweger, Josef Valentin: Series plebanorum ecclesiae parochialis in Imst, TLMF, Dip. 212/4.
Nies, Johannes: Capita sex de antiquitatibus Romanorum, Fiecht, Cod. 187,5, 1–19.
Nilles, Nikolaus: Historia domus Sancti Nicolai Oeniponte, Innsbruck 1870.
Nilles, Nikolaus: Cor Jesu divini redemptoris nostri caritatis symbolum, Innsbruck 1872.
Nilles, Nikolaus: Kalendarium manuale utriusque Ecclesiae Orientalis et Occidentalis, 4 Bde., Innsbruck 1879–1885.
Noggler, Gottfried: Institutiones theologiae dogmaticae specialis, 3 Bde., Innsbruck 1893–1896.
Noggler, Gottfried: Compendium theologiae dogmaticae specialis, Innsbruck 1899.
Noldin, Hieronymus: Summa theologiae moralis, 3 Bde., Innsbruck 1901.
Noldin, Hieronymus: Epitome theologiae moralis universae, Innsbruck 1912.
Nomina reverendissimorum collegii nostri prepositorum et eorum series, Neustift, Cod. 930.
Notariatus Tridentinus sive Register omnium notariorum, qui in principatu Tridentino litteras patentes tabellionati aut notariati obtinuerunt ab anno 1552 ad 1785, BCT, ms. 1879.
Nunc tandem vobis mellificatis apes, o.O. 1816.
Nuptialis panegyris, Innsbruck 1673.

O'Connor, Bonaventura: Helicon theologicus sacra concinens vena de Deo Uno, Trient 1658.
O'Connor, Bonaventura: Quintuplex pentekaedekyris Mariana, Trient 1658.
O'Connor, Bonaventura: Threnodia Hiberno-Catholica sive planctus universalis totius cleri et populi regni Hiberniae, Innsbruck 1659.
O'Connor, Bonaventura: Elenchus encomiorum utriusque ecclesiae, triumphantis et militantis, de Ioanne Scoto, Bozen 1660.
O'Dale, Cherubin Maria: Historia vitae ac rerum gestarum beati patris Philippi Benitii, patritii Florentini, ordinis Servorum beatae Mariae virginis generalis, Innsbruck 1643.
O'Dale, Cherubin Maria: Vita et gesta reverendissimae […] Annae Iulianae archiducissae Austriae, Innsbruck 1672.
Oberkofler, Anton: Libellus precum rhythmicus, Salzburg 1866.
Oberkofler, Anton/Missi, Mathias: Florale poeseos Christianae, Bozen 1883.

Oberkofler, Anton/Missi, Mathias: Memoriale iubilaei sacerdotalis summi pontificis Leonis XIII., Innsbruck 1887.
Oberkofler, Anton/Missi, Mathias: Calendarium poeticum, Innsbruck 1890.
Obermayr, Wolfgang: Quaestiones canonico-civiles de natalium defectu, Innsbruck 1680.
Oberrauch, Herkulan: Institutiones iustitiae christianae seu theologia moralis, 4 Bde., Innsbruck 1774–1775.
Octo dies exercitiorum spiritualium ex textu et iuxta methodum Sancti Patris Ignatii, Trient 1890.
Odoricus de Arco: [Regimen pestilenciale], Fiecht, Cod. 167, Bl. 139v–140r.
Officia ministrorum ad functiones solemnes ut haberi solent in ecclesia parochiali Sancti Jacobi et in ecclesia sanctissimae trinitatis Oeniponte, Innsbruck ³1880.
Officium sanctissimorum martyrum Sisinnii, Martyrii et Alexandri, Trient 1746, ²1750.
Opusculum succinctum continens diversas elegias variarum meditationum, Innsbruck 1722.
Ordo administrandi sacramenta iuxta ritum dioecesis Brixinensis, Innsbruck 1610, ²1650.
Ott, Christoph: Historia nova saeculi nostri decimi septimi, ferreo-aurei, Innsbruck 1682.
Ottenthaler, Paul: Cyri Theodori Prodromi tetrasticha iambica et heroica in vitas Sanctorum Gregorii Nazianzeni, Basilii Magni, Ioannis Chrysostomi, Innsbruck 1557.
Ottenthaler, Paul: Palaemon, aegloga heroico carmine conscripta. Historia pentecostes elegiacis versibus reddita, Innsbruck 1557.
Ottenthaler, Paul: In honorem electionis […] Ioannis Iacobi Kuen archiepiscopi Salisburgensis […] carmen, Innbruck 1560.
Ottenthaler, Paul/Putsch, Christoph Wilhelm: De Haymone gygante et origine monasterii huius Wilthinensis, Augsburg 1601.
Ovinius Gallicanus, ÖNB, Cod. 13348.

Pactum minus dominorum sodalium, qui in congregatione maiore academica Oenipontana enituntur mortuis confoederatis aeternam vitam, Innsbruck 1764.
Panzoldi, Leonardo: Promptuarium medicum sive praxis compendiosa, BCR, ms. 53.1.
Parallela serenissimorum principum lumina […] ad nuptiales taedas […] Leopoldi et Claudiae, [Rovereto] 1626.
Passamani-Rosanelli, Balthasar: In solemni studiorum instauratione, Trient 1764.

Pastorelle in diem consecrationis Leopoldi episcopi Brixinensis, SEM E 23, Bl. 259r–262v.

Pastoritia Europaea, SEM E 23, Bl. 309r–313v.

Paumgartner, Laurentius: Notata variarum rerum ecclesiasticarum et saecularium, Meran, Inv.-Nr. 8589 und 8590.

Pavini, Giovanni Francesco: Votum contra Iudaeos Tridentinos, Rom 1478.

Payr zum Thurn, Franz Friedrich: Apologia inter Sarcophibum et Sarcophilum cum crisi Theophili Veronensis, Innsbruck 1741.

Payr zum Thurn, Franz Friedrich: Dissertatio de diaeta litteratorum, Innsbruck 1743.

Pehem, Joseph Johann: Disquisitio historico-iuridica de consensu parentum in nuptiis filiorum filiarumque familias, Innsbruck 1777.

Peintner, Benedikt: Compendium theologiae moralis, Cap M.

Perierus, Johannes: Acta sanctae Notburgae ancillae virginis, Antwerpen 1753.

Perkhofer, Johann Baptist: Benno […] monasterii Beatae Mariae Virginis ad Scotos dicti abbas LVII., Wien 1795.

Permatin, Simon von: Collectio diplomatum dominiae Rodenegg et Wolkenstein, TLMF, FB 1215.

Perotti, Giulio: […] Alexii […] gesta sacrosancta mixtis poematibus exposita […] Carolo de Castro Barco […] sacrata, Trient 1666.

Pesce, Giangasparo del: Arcus triumphanti super sidera Christo positus, Innsbruck 1725.

Pettena, Christian: Pollux redimens Castora seu […] chrono-metra […] Philippo Carolo […], Innsbruck 1716.

Pez, Bernhard: De irruptione Bavarica et Gallica […] in Tyrolim facta libri tres, Wien 1709.

Pez, Bernhard: Thesaurus anecdotorum novissimus, 6 Bde., Augsburg 1721–1729.

Pez, Bernhard: Pothonis liber de miraculis S. Dei genitricis Mariae, Wien 1731 (Ndr. Ithaca [NY] 1925).

Pichler von Rungg, Karl: Fratrum nobilium unio Tirolensis triplici dissertatione […] exposita, Innsbruck 1758.

Pilati, Carlantonio: Confutatio deductionis a successoribus ab intestato contra testamentum Marzanium et heredem in eo scriptum editae, TLMF, FB 446.

Pilati, Carlantonio: Exercitationes in titulos de iustitia et iure et de origine iuris, Bruneck 1760.

Pilati, Carlantonio: Dissertatio de servitutibus realibus, Venedig 1762.

Pilati, Carlantonio: Iudicium de duobus patris Ioannis de Deo Steidelii libris, Lugano 1766.

Pilati, Leopoldo: Origines iuris pontificii, Trient 1739.

Pincio, Giano Pirro: De vitis Pontificum Tridentinorum libri XII, Mantua 1546.

Pisini, Mauro: Murmura noctis, Cortona 1993.
Pisini, Mauro: Catullus, in: Certamen Francisco Moggio dicatum. Scripta praemio cohonestata, Bozen 2000.
Pisini, Mauro: Album, Cortona 2006.
Pisini, Mauro: Meteora (Stelle brevi), Rom 2008.
Pizzini, Bartolomeo: Ad perillustrem et reverendissimum dominum Ferdinandum Aurificaeum, Salisburgensem canonicum ad Nives et Roboretani gymnasii fundatorem oratio, BCR, ms. 14.10.8.
Placidus: [...] Benedicto montis ad Sanctum Georgium abbati [...] gratulatur [...] in Christo filius, Fiecht, L 49, 17.
Planch, Alexius Maria: Dissertatio critico-scripturistica de magia diabolica et magorum prodigiis Exod. 7. coram Pharaone patratis, Innsbruck 1767.
Plaseller, Joseph/Suter, Caspar: Compendium stenographiae Latinae iuxta systema Gabelsbergerianum. Editio revisa [...] additis 55 tabulis stenographicis, Innsbruck 1902.
Plattner, Joachim: Dissertationes historico-criticae in universos theologiae tractatus, Innsbruck 1766.
Ploder, Roman: Brevis institutio dogmatica in simplicem usum, OFM PA, Q II/3 153.
Pol, Nikolaus: Tractatus de modo curandi corpora Alemanorum a morbo gallico infecta cum ligno indico Guaicanun appellato, Venedig 1535.
Poli, Simone: Praeclaro academiae nostrae Mecenati Joanni de Strobl Caesareo praesidis munere viriliter perfuncto cives Tridentini gratulantur. Epigramma, Trient 1804.
Prack, Albert Martin: Praelectiones theologicae in primum Sententiarum librum de Deo uno et trino, Bozen 1750.
Prato, Innozenz von: Tridentinae civitatis commendabilia totiusque episcopatus historia, BCT, ms. 4.
Prato, Tommaso: [Zwei Gedichte über Simon von Trient], Tarvis 1475.
Praun, Jakob: Diarium itineris ad capitulum generale Mantuanum 1762, OFM PA, Cod. 532.
Primisser, Cassian: Annales Stamsenses, Stams, B 1/1–6.
Primisser, Cassian: Additiones documentorum et scholiorum ad Annales Stamsenses, Stams, B 2/1–9.
Primisser, Cassian: De difficillimo genere epistolarum, Stams, Primisser-Nachlass.
Primisser, Cassian: Germanicae linguae institutiones, Stams, Primisser-Nachlass.
Primisser, Cassian: Grammatica, Stams, Primisser-Nachlass.
Primisser, Cassian: Inscriptiones abbatum Stamsensium, Stams, Primisser-Nachlass.

Primisser, Cassian: Itinerarium fratris Cassiani ad Athesin etc., Stams, Primisser-Nachlass.

Primisser, Cassian: Notitia Stamsii compendiaria, Stams, B 8; Abschriften: Stams, B 3/2; SEM, C 3.

Primisser, Cassian: Officium de sanctissimo sanguine Jesu Christi, Stams, Primisser-Nachlass.

Primisser, Cassian: [Poetische Aufsätze], Stams, Primisser-Nachlass.

Primisser, Cassian: Principatus comitatus Tyrolis, ULBT, Cod. 1035.

Primisser, Cassian: Scripta philosophica, Stams, Primisser-Nachlass.

Primisser, Cassian: Tempus. Chronologia historiae sacrae, Stams, Primisser-Nachlass.

Primisser, Cassian: Theologia dogmatica cum prolegomenis in universam theologiam, Stams, Primisser-Nachlass.

Primisser, Cassian: Rythmus in laudem […] patris Joannis Campidonensis, Innsbruck 1766.

Prognosticon augurale ex gentilitiis avibus ad cunas serenissimi principis Leopoldi Josephi […] in communi patriae plausu fausto omine explicatum, Innsbruck 1679.

Propempticon serenissimo ac potentissimo Carolo Philippo […], Innsbruck 1717.

Protocollum provinciae Tyrolensis OFM, OFM PA, Cod. 4a.

Prudeker, Michael: Oraculum seu augurium poeticum, ÖNB, Cod. 9886.

Pruner, Giuseppe: De partu virginis, Trient 1744.

Psalterium adiectis canticis biblicis in usum Sigisimundi archiducis Austriae, cuius et uxoris Eleonorae scuta folium primum gestat, ÖNB, Cod. 1852.

Puell, Philipp Nerius: Catalogus praepositorum, decanorum et canonicorum cathedralis ecclesiae Brixinensis in monumentis Neocellensibus occurrentium, TLMF, Dip. 1326/8.

Puell, Philipp Nerius: Historia Tirolensis profana et ecclesiastica ordine chronologico per indefessum multorum annorum laborem congesta, 4 Bde., TLMF, Dip. 1320–1323.

Puell, Philipp Nerius: Heiligmäßiger Lebenswandel des seligen Hartmanni Bischofen zu Brixen in Tirol, Brixen 1768.

Pusculus, Ubertinus: […] duo libri Symonidos, de Iudaeorum perfidia, quo modo Iesum Christum crucifixerunt, divos Ricardum Parisiensem Symonem Tridentinum afflixere martyrio supliciaque dedere, Augsburg 1511.

Putsch, Christoph Wilhelm: Annotationes ad calendarium Germanicum 1565 impressum Oeniponti, ÖNB, Cod. 8306.

Putsch, Christoph Wilhelm: Brevis et indubitata assertio de iis principibus, qui a Christi nativitate ad haec nostra usque tempora dominio integre potiti sunt civitatis Tridentinae, TLMF, Dip. 1197.

Putsch, Christoph Wilhelm: Collectanea rerum memorabilium Tirolensium, ULBT, Cod. 825–826.
Putsch, Christoph Wilhelm, In honorem nuptiarum nobilis et praeclari viri domini Petri Obernburgeri Caesarei secretarii, […] et Annae Müllerin Ingolstadianae virginis castissimae etc. Christophori Gulielmi Putschii Aenicolae Tyrolensis elegia, Ingolstadt 1563.
Putsch, Christoph Wilhelm: Historia divi Iacobi maioris apostoli elegiaco carmine descripta, Innsbruck 1565.
Putsch, Ulrich: Diarium, Staatsarchiv Bozen, Abteilung Hochstift Brixen, Lade 3, n. 1, lit. C.
Putsch, Ulrich: Manuale simplicium sacerdotum libros non habencium, BSB, Clm. 18505, Bl. 165–204; Clm. 5199, Bl. 197–224; Clm. 5667, Bl. 1–58.
Putsch, Ulrich: Perutilis modus orandi sub celebratione missarum cuique observandus, Clm. 14902, Bl. 104–121.

Quetta, Antonio: Centum consilia sive responsa iuris, Frankfurt a.M. 1601.
Quetta, Antonio: Centum consilia circa ius publicum et privatum, Hamburg 1609.
[Quetta, Antonio/Cles, Bernhard von], Bernardus Dei gratia episcopus Tridentinus, Trient 1528.
Quietanus, Johannes Remus/Helbling, Johannes Caspar/Metz, Johann Jacob/Schaller, Johannes: Historia morbi cuiusdam gravissimi, quo reverendissimus, serenissimus ac potentissimus archidux Austriae Leopoldus Princeps noster clementissimus et cetera fuit affectus, ÖNB, Cod. 11156.

Raccolta di componimenti per la nuova elezione di […] monsignor Leopoldo Ernesto Barone di Firmian, Trient 1748.
Raccolta di poetici componimenti […] per la gloriosissima coronazione in Regina di Boemia […] di Maria Teresa, Rovereto 1743.
Rader, Matthäus: Bavaria Sancta, 3 Bde., München 1615.
Ramhardt, Tobias: Applausus in […] iuris utriusque licentiatum […] Francisci Antonii Reinhardt a Thurnfels […] Oenipontani Tyrolensis, Padua 1689.
Rast, Bernhard: Sermones, OFM SW, QI/3-082–QI/3-087.
Recordin, Bernhard von: Dissertatio academica de dignitate atque utilitate historices, TLMF, Dip. 1230/2.
Reineccius, Felix: Tractatus de ortu et progressu conventus Sanctae Crucis Oeniponti, OFM PA, Cod. 115a.
Reineccius, Felix: Sapientia Franciscana, Innsbruck 1649–1661.
Reineccius, Felix: Biblia pauperum a seraphico doctore […] Bonaventura […] inventa […], 3 Bde., Innsbruck 1658.

Reinthaler, Simon Joseph: Ecloga gratulatoria, SEM, E 23, Bl. 459r–463v.
Renn, Josef: Dissertatio inauguralis medica de urina, TLMF, FB 2469.
Renn, Josef: Mathesis adplicata. Ex praelectionibus Domini professoris de Zallinger, TLMF, W 586.
Renn, Josef: Splanchologia, id est doctrina de visceribus, TLMF, FB 2469.
Repertorium prospectus chronologici, PBBZ, E 17a.
Resch, Joseph: Calendarium Wintherianum saeculi XIII. cum notis Iosephi Reschii autographis (fragmentum typis impressum), TLMF, Dip. 1196/2.
Resch, Joseph: Catalogus capitularis episcoporum Brixinensium in pergameno manuscripto saeculi XV, TLMF, Dip. 998/3.
Resch, Joseph: Fasti Tyrolenses, TLMF, Dip. 603/2 und 604/1.
Resch, Joseph: Metricus applausus, SEM, E 23, Bl. 442r–451r.
Resch, Joseph: Praemia Aureliani aurea, non aurea, SEM, F 18.
Resch, Joseph: Rhetorica locum invenit in locis rhetoricis, SEM, F 17.
Resch, Joseph: Ars metrica ad stylum elegiacum P. Ovidii Nasonis, plurimis exemplis et scholiis illustrata, Augsburg 1748.
Resch, Joseph: Gloria filiorum patres eorum (Prov. 17,6), id est series et continuata successio Episcoporum Sabionensium hodie Brixinensium una cum historia eiusdem ecclesiae cathedralis, Brixen 1748.
Resch, Joseph: Phraseologia poetica ad stylum P. Ovidii Nasonis in supplementum novissimae artis metricae congesta, Linz 1749.
Resch, Joseph: Compendium prosodiae latinae universae, Venedig 1750.
Resch, Joseph: Sacrae meditationes, Venedig 1751.
Resch, Joseph: Annales Ecclesiae Sabionensis nunc Brixinensis, 2 Bde., Augsburg 1755–1767.
Resch, Joseph: Monumenta veteris Ecclesiae Brixinensis, Brixen 1765.
Resch, Joseph: Annales Ecclesiae Curiensis, Brixen 1770.
Resch, Joseph: Beata Virgo Maria ab angelo salutata, o.O. 1770.
Resch, Joseph: Harmonia Sanctorum evangeliorum una cum interpretationibus et homiliis Sanctorum patrum ex breviario Romano indicatis, Brixen 1771.
Resch, Joseph: Aetas millenaria Ecclesiae Aguntinae in Norico sive Inticensis in Tyroli insignis collegiatae ad Sanctos Candidum et Corbinianum, Brixen 1772.
Resch, Joseph: Supplementum ad monumenta, Brixen 1776.
Reverendissimo domino domino Cristophoro Cattani decurioni Alensi faustum quinquagesimum sacerdotii annum peragenti eius nonnulla carmina pignus amoris et reverentiae subiectus clerus laetus edit et offert, Ala 1886.
[Reydax, Ignaz]: Epitome rerum Oenovallensium MDCCIII, o.O. o.J.
Rhythmi veteres de antiquo et moderno Ordinis Cisterciensis statu, in: Gay, Historia Stambsensis, Stams, D 17, [98].

Ricci, Flavian: Praelectio in Oenipontana universitate habita, dum theologiae Christianae dogmatico-moralis schola aperiretur, TLMF, FB 458/5.
Ricius, Hieronymus: Tractatus singularis de epidimiae morbo, Augsburg 1518.
Ricius, Paulus: In cabalistarum seu allegorizantium eruditionem isagogae, Pavia 1509, Augsburg ³1515.
Ricius, Paulus: In apostolorum simbolum iuxta peripateticorum dogma, Augsburg 1514, Pavia ²1517.
Ricius, Paulus: Epistola defensoria contra obtrectatorem Cabalae, Augsburg 1515.
Ricius, Paulus: Portae lucis, Augsburg 1516.
Ricius, Paulus: Talmudica novissime in Latinum versa periocunda commentariola, o.O. 1519.
Ricius, Paulus: De coelesti agricultura, Augsburg 1541.
Riegger, Paul Josef: De origine quatuor facultatum academicarum, TLMF, Dip. 1230/13.
Riegger, Paul Josef: Imago Caroli VI. imperatoris ex V Carolis imperatoribus adumbrata, dum augustis illius manibus in templo sanctissimae trinitatis SJ devotissima et afflictissima regio-archiducalis academia Oenipontana parentaret, Kempten 1741.
Riegger, Paul Josef: Dissertatio historico-iuridica de ordine equitum hospitalariorum domus Teutonicae in Ierusalem, Innsbruck 1742.
Riegger, Paul Josef: Systema iurisprudentiae naturalis seu universalis, Innsbruck 1744.
Riegger, Paul Josef: Systema historiae romano-germanicae in tabulas contractum et in certas periodos distinctum, 2 Bde. Innsbruck 1745–1747.
Riegger, Paul Josef: Historia Imperii Romano-Germanici, Wien 1753.
Riflessioni sopra l'opuscolo intitolato Observationes de febri, Trient 1798.
Rigler, Joseph Anton: Elogia eorum, qui in Societate Jesu per superiorem Germaniam cum existimatione perfectionis et sanctitatis religiose vixerunt et obierunt ab anno 1618, BCT, ms. 389.
Rigler, Joseph Anton: Ode in solemni distributione numismatum viris fortibus a provincia Tirolensi decretorum, o.O. 1798.
Rigler, Joseph Anton: Oratio eucharistica Francisco II. Caesari dicta, Innsbruck 1798.
Rigler, Peter Paul: Praecepta pastoralis didacticae seu regula christianae doctrinae e summo pastorali principio fideliter deducta neoclericis Tridentinae dioecesis, 2 Bde., Brescia/Trient 1847–1853.
Röhricht, Reinhold: Regesta regni Hierosolymitani. 1097–1291, 2 Bde., Innsbruck 1893–1904.
Romer, Augustinus Maria: Servitus Mariana auspiciis Austriacis in Germaniae,

Hungariae et Boemiae Regnis reparata seu Historia ordinis servorum Beatae Mariae Virginis medium seculum a sui reductione continens, Wien 1667.
Roner, Georg: Austria carmine illustrata, o.O. [1553], TLMF, Dip. 1375/8.
Roner, Georg: Oratio funebris in obitum serenissimae principis ac dominae dominae Philipinae, Augsburg 1582.
Roschmann, Anton: Acta Sanctae Nothburgae, ULBT, Cod. 814.
Roschmann, Anton: Bartholomaei Tridentini Praefatio et Legendae de Sanctis Tirolensibus, TLMF, Dip. 1110/2.
Roschmann, Anton: Bella Romanorum in Rhaetia vel eius vicinia, praesertim illud Rhaetico-Vindelicum a Claudio Nerone Druso Augusti privigno gestum. Totius geographiae Rhaeticae seu Tyrolensis antiquae fundamenta. Tractatus rerum Tyrolensium prodromus, TLMF, Dip. 927.
Roschmann, Anton: Bibliotheca pro comparanda litteraturae elegantioris, etiam Tyrolensis, notitia, TLMF, Dip. 930/7.
Roschmann, Anton: Causae defectus historiae sacrae in hoc ac vicinis regionum atque dioecesium tractibus, TLMF, Dip. 935/7.
Roschmann, Anton: Collectanea pro historia litteraria Tyrolensi, TLMF, Dip. 1106/2, Bl. 11r–153r.
Roschmann, Anton: De antiquissima Firmianorum familia, Verona, Biblioteca Capitolare, Cod. CCCXLVI.
Roschmann, Anton: De claris viris Tyrolensibus, TLMF, Dip. 1106, Bl. 156r–166v.
Roschmann, Anton: De cursu publico veterum, ULBT, Cod. 556.
Roschmann, Anton: Dissertatio de Mose et veterum gentilium de eo testimonia, TLMF, Dip. 1230/8.
Roschmann, Anton: Dissertatio de venerabili Abbate Secundo, TLMF, Dip. 929/2.
Roschmann, Anton: Domitiopolis, urbis episcopalis Ciliciae sub archiepiscopatu Seleuciae Asperae Asiae Minoris, notitia, TLMF, Dip. 933/4.
Roschmann, Anton: Historia litteraria Tyrolensis, ULBT, Cod. 850.
Roschmann, Anton: Inscriptiones et alia diversi generis Romana per omnem Tirolim monumenta, TLMF, Dip. 1333/1.
Roschmann, Anton: Iter Bulsanense 1740 confectum, integre descriptum 1743, TLMF, Dip. 1167/8.
Roschmann, Anton: Oratio academica de vinculo inter nationes Austriacam et Tirolensem, TLMF, Dip. 972/8.
Roschmann, Anton: Reliquiae aedificii Romani ad oppidum Tyrolense Lienz detectae vulgo das Zwergengebäu, TLMF, Dip. 935/14.
Roschmann, Anton: Schema Tyrolis illustratae, ÖNB, Cod. 8217.
Roschmann, Anton: Tyrolis illustrata, TLMF, Dip. 951–953.

Roschmann, Anton: Variorum litteratorum ad Antonium Roschmannum epistulae, TLMF, Dip. 945/1.
Roschmann, Anton: Vita Sancti Corbiniani, primi episcopi Frisingensis, ab Aribone, quarto eiusdem sedis episcopo, conscripta, ex vetusto codice Benedictoburano manu, ut videtur, saeculi XI. exarato, TLMF, Dip. 1110/1.
Roschmann, Anton: Ursprung und Merckwürdigkeiten der Kayserlich, Königlichen [...] Stadt Ynsbrugg im Tyrol, Innsbruck o.J.
Roschmann, Anton: Regnum animale, vegetabile et minerale medicum Tyrolense, Innsbruck 1738.
Roschmann, Anton: Kurze Beschreibung der Fürstlichen Grafschaft Tirol, Innsbruck 1740.
Roschmann, Anton: Veldidena urbs antiquissima Augusti colonia totius Rhaetiae princeps, Ulm 1744.
Roschmann, Anton: Glaubwürdige Nachrichten über das Leben und vormahlig berühmte Grabstatt zu Mays in Tyrol des Heiligen Valentini, Ulm 1746.
Roschmann, Anton: Coniecturae pro asserendo episcopatu Sabionensi Sancti Cassiani martyris Imolensis, Brixen 1748.
Roschmann, Anton: Hieronymi Tartarotti Roboretani ad Antonium Roschmannum epistolae disquisitio, Ulm 1751.
Röttel, Johannes: Missale Brixinense, SEM, C 1.
Röttel, Johannes: Stella clericorum, SEM, K 5.
Rottenpuecher, Hieronymus II./Warell, Martin: Giganthaeam vobis sistimus pugnam, Neustift 1677.
Rottenpuecher, Hieronymus II./Warell, Martin: Inexpectatus plane mortis nuntius, Neustift 1677.
Rottenpuecher, Hieronymus II./Warell, Martin: Vix tumulo intulimus, Neustift 1677.
Rovereti, Ottaviano: De peticulari febre, Trient 1592.
Rozonus, Marcus Antonius: Compendium de levitate vaticinantium futuros rerum eventus et vanitate pronosticantium diluvium, Nürnberg 1524.
Rudimenta geographica et astronomica nec non brevis et facilis methodus conficiendi horologia solaria, BCT, ms. 1618.
Rudolf von Stams: Miracula, que in Stams a domino per beatum Iohannem perpetrantur, Stams, Cod. 67, Bl. 109^{r}–128^{v}.
Rudolphi, Johann Ulrich: Centuria Palladis togatae, Innsbruck 1704; Neuausgabe: Centuria controversarum quaestionum, Innsbruck 1725.
Rudolphi, Johann Ulrich: Tribunal iuridicum, Innsbruck 1710.
Rudolphi, Johann Ulrich: Quaestiones selectae ex universo iure publico, Innsbruck 1714.

Rudolphus Habspurgicus, TLMF, FB 95441/2.

Sabinus, Georg: Itineris Italici hodoeporicon, o.O. 1535.
Sadis, Giuseppe: Elogium Caroli Antonii de Pilatis a Thassulo, TLMF, Dip. 882/6.
Saeculum 19, OFM PA, Cod. 1019.
Sanctus Severinus Boetius, Innsbruck 1726.
Santoni, Francesco: De studiorum instauratione a celsissimo viro Christophoro Sizzo Tridentinorum episcopo et principe oratio, Trient 1773.
Santorio, Santorio: Methodi vitandorum errorum omnium, qui in arte medica contingunt, libri quindecim, Venedig 1602.
Sardagna, Hieronymus Ignatius Bonavent: Vita et gesta Hugonis Candidi Cardinalis Tridentini ad usum suum ex diversis auctoribus conscripta, BCT, ms. 318.
Sartore, Giovanni Domenico: Vigiliae sacrae […] sacro-sanctae et individuae trinitati et Iesu Christi humanitati dicatae, Trient 1754.
Savioli, Giovanni: Flammulae divini amoris carmine adumbratae, Trient 1638.
Savioli, Giovanni: Epigrammatum sacrorum liber primus, Trient 1640.
Scarpari, Giovanni Battista: Oratio pro solemni studiorum instauratione, Padua 1757.
Schedel, Hartmann: Index librorum, Nürnberg 1498.
Scheiner, Christoph: Sol ellipticus, Ingolstadt 1615.
Scheiner, Christoph: Refractiones coelestes sive solis elliptici phaenomenon illustratum, Ingolstadt 1617.
Scheiner, Christoph: Oculus, hoc est fundamentum opticum, Innsbruck 1619.
Scheiner, Christoph/Schönperger, Johann Georg: Exegeses fundamentorum gnomonicorum, Ingolstadt 1615.
Schematismus patrum et fratrum ordinis Minorum reformatorum Sancti Francisci provinciae Tirolensis Divi Leopoldi, Innsbruck 1859.
Scherer, Heinrich Michael: Ode sapphica iuris defensori dicata […] Gallo Plazer, Trient 1710.
Scheth Ritter von Bohuslav, Josef: Praelectiones in evangelium Sancti Matthaei, Innsbruck 1847.
Schiller, Leomann: Psalterii Davidici […] explicatio, Innsbruck 1600, ^{2}1609.
Schmid, Franz: De inspirationis bibliorum vi et ratione, Brixen 1885.
Schmid, Franz: Solutio casuum conferentialium ex directorio anni 1886, Brixen 1887.
Schmid, Franz: Solutio casuum conferentialium ex directorio anni 1893, Brixen 1894.
Schmidt, Ignatius: Iubila in adventum […] Iosephi Vincentii de Zobel, Innsbruck 1805.

Scholastica Oenipontana publice exhibita a gymnasio collegii societatis Jesu Oeniponti ab anno MDLXXXI usque ad annum <MDLXXXVI>, SEM, B 18.
Schöpfer, Arsenius: Positiones ex physica, Brixen 1806.
Schoppe, Caspar [Sanctius Galindus]: Anatomia Societatis Jesu, Frankfurt a.M. u.a. 1633.
Schotter, Joseph: Specimen inaugurale de motu chyli, Innsbruck 1782.
Schranzhofer, Roger: Selecta historiae Stamsensis sive compendiosa descriptio abbatum, qui ab anno 1272 usque ad annum 1797 Stamsio praefuerunt, earumque rerum, quae sub ipsis acciderunt, Stams, A 17.
Schranzhofer, Roger: Kanzel-Rede an dem Festtage des Bischofs und Märtyrers Vigilii, Bozen 1791.
Schranzhofer, Rudolf: Verbum theologicum abbreviatum seu theoremata ex universa theologia scripturistico-scholastico-polemico-dogmatico-historica, Bozen 1769.
Schrenck von Notzing, Jakob: Historia ordinis equestris hospitalis Sanctae Mariae Theutonicorum in Hierusalem, Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB V 77.
Schrenck von Notzing, Jakob: Augustissimorum imperatorum, serenissimorum regum atque archiducum, illustrissimorum principum necnon comitum, baronum nobilium, aliorumque clarissimorum virorum […] verissimae imagines et rerum ab ipsis […] gestarum succinctae descriptiones, Innsbruck 1601.
Schwarzel, Karl: Praelectiones theologiae polemicae in usum auditorum elaboratae, 2 Bde., Wien 1781–1783.
Schwarzel, Karl: Initium solenne, Innsbruck 1782.
Schwenninger, Florian: Laus sancti Laurentii ex sanctis patribus, Fiecht, Cod. 144.
Schwenninger, Florian: [Versuche], Fiecht, Cod. 103.
Scientia, J.B.: Panegyrica ode, quam […] Carolo Madrutio Tridenti episcopo consacrato accinebat, Trient 1626.
Scintillae asceticae ad excitandum spiritus incendium accomodatae in singulos anni dies, Brixen [2]1891.
Segala, Giovanbattista: Poesie italiane e latine raccolte in occasione che fa la sua professa […] Francesca Marianna Malfatti de Vannetti, Rovereto 1735.
Seiser, Georg: Calendarium politico-christianum, in quo ex selectis auctoribus succincte docetur, quid agendum, sperandum, timendum cunctis mortalibus, qui beatam caeli aeternitatem sectantur, calamitosam Orci aversantur, Innsbruck 1657, [2]1659.
Sembenati, Domenico (Hg.): Poeticum floriferium […] in utriusque iuris laurea […] Quintilii Balistae de Brentonico, Bologna 1670.

Sette, Nicolaus: Quanta sit philosophiae cum praecipuo florentis commercii fundamento seu patrii soli cultura societas, Innsbruck 1764.
Sette, Nicolaus: De cursu fluminum tractatio physico-hydraulica, Innsbruck 1767.
Seuse, Heinrich: Horologium sapientiae, SEM, K 4; Neustift, Cod. 183; ULBT, Cod. 522.
Seybold, Joseph: Dicaeomachia sive erotemata iuridico-polemica de iure et iustitia certaminum et bellorum, Innsbruck 1714.
Seybold, Joseph: De republica christiana, Innsbruck 1718.
Siauve, Étienne Marie: De antiquis Norici viis et urbibus quaestiones, Verona 1812.
Sicher, S.: Tirolis Austriacae ditioni iterum adiecta, Trient 1814.
Sistis, Johannes Sylvester: Hymnus novus de sancto Lucano, Wien 1713.
Sizzo, Cristoforo: Bullae Pii VI. concedentes iubilaeum anni 1776, cum encyclica Christophori Sizzo episcopi et principis Tridenti super eodem argumento, TLMF, Dip. 816/2.
Sizzo, Cristoforo: Litterae pastorales ad clerum populumque suae dioecesis, d.d. 23 Dec. 1763, TLMF, Dip. 1283/4.
Söll, Anton: Tractatus singulares de legibus, praescriptionibus, iudiciis causarum civilium, decimis novalium, tributis et immunitate ecclesiastica, Augsburg 1742.
Spaur, Johannes Franz von: Epistolae encyclicae ad clerum [und drei hs. Seiten], [Trient] 1807–1810, TLMF, Dip. 781/8.
Spaur, Joseph von: Iansenismi spectrum detectum, Wien o.J. [ca. 1772].
Spaur, Joseph von: Regula cleri ex sacris litteris, sanctorum patrum monumentis ecclesiasticisque sanctionibus excerpta, o.O. 1784.
Sperges, Josef von: Serenissimo archiduci Iosepho Augusto Austriaco […] genethliacum, o.O. 1743.
Sperges, Josef von: Centuria literarum ad Italos cum appendice III. decadum ad varios. Carmina iuvenilia. Inscriptiones, Wien 1793.
Stadler, Joseph: De satione dissertatio, Innsbruck 1781.
Staffler, Hilarion: Adsertiones theologicae scholastico-dogmatico-criticae itidemque critico-chronologico-historicae de militantis ecclesiae ipso supremo capite Christo Iesu vero Dei simul et hominis filio seu de ineffabili incarnationis dominicae mysterio, Bozen 1773.
Staffler, Michael Simon: Historia litteraria theologiae, Innsbruck 1779.
Staidel, Giovanni di Dio: Ars magica adserta, Trient 1750.
Staidel, Giovanni di Dio: Lex naturae propugnata, Trient 1765.
Stainer, Johannes: Fasciculus myrrhae, Innsbruck 1722, ²1746.
Stainer, Rupert: Catalogus conventus monasterii sancti Benedicti ad pedem montis sancti Georgii in Fiecht prope Schwazium in Tyroli, Fiecht, L 53.
Staller, Joseph: Epitome theologiae moralis, 2 Bde., Brixen 1883–1885.

Stämpfle, Martin: Vita et miracula sancti Magni apostoli Almangaviae, accessit vita et miracula beati fratris Udalrici eremitae, Augsburg 1621.

Stapf, Joseph Ambros: Theologia moralis in compendium redacta, 4 Bde., Innsbruck 1827–1831.

Stapf, Joseph Ambros: Epitome theologiae moralis publicis praelectionibus accomodata et iteratis curis recognita, Innsbruck 1832.

Stattler, Benedikt: Mineralogiae et metallurgiae chemicae principia physica, Innsbruck 1765.

Stattler, Benedikt: Mineralogia specialis, Innsbruck 1766.

Stauder, Andreas: [Brief in Distichen an Joseph Resch], SEM, E 23, Bl. 458rv.

Steele, A.D.: De numeris irrationalibus in continuo arithmetico, Innsbruck 1924.

Steger, Johann: Epitome theologiae dogmaticae publicis praelectionibus accommodata, 4 Teile, SEM, 8° Dogm 307-1-2.

Stellimaurus, Hieronymus: De bello rustico, TLMF, Dip. 834.

Stentrup, Ferdinand: Praelectiones dogmaticae de verbo incarnato, 2 Teile, je 2 Bde., Innsbruck 1882–1889.

Stephani, Benedikt: Copiae litterarum ad diversos ab anno Christi 1640, Stams, D 24.

Sternbach, Franz Xaver von: Genethliacon […] neo-nato Josepho […], Innsbruck 1741.

Stieg, Manfred: Epigrammaton libellus I. Lateinische Epigramme, deutsche Pendants, Reith i.A. 1999.

Stock, Norbert: Compendium theologiae fundamentalis, 2 Bde., Brixen 1890–1891.

Stöckl, Sebastian: Diarium 1790–1819, Stams, A 11.

Stoefflerinus, Joannes/Pflaum, Jacobus: Almanach nova plurimis annis venturis inservientia, Ulm 1499.

Straub, Anton: De ecclesia Christi. Synopsis praelectionum habitarum in Universitate Oenipontana, Gries, D 8° 117-1/2.

Straub, Anton: De voluntate Dei salvifica et de praedestinatione. Synopsis praelectionum, quas in C.R. Universitate Oenipontana habuit, Gries, D 8° 924.

Straub, Anton: De ecclesia Christi, 2 Bde., Innsbruck 1912.

Stufler, Johann: Divi Thomae Aquinatis doctrina de Deo operante in omni operatione naturae creatae praesertim liberi arbitrii, Innsbruck 1923.

Tartarotti, Girolamo: De origine ecclesiae Tridentinae et primis eius episcopis dissertatio, Venedig 1743.

Tartarotti, Girolamo: De versione Rufiniana Historiae Ecclesiasticae Eusebii Caesariensis dissertatio, Trient 1748.

Tartarotti, Girolamo: De episcopatu Sabionensi […] ad Antonium Roschmannum […] epistola, Venedig 1750.

Tartarotti, Girolamo: De auctoribus ab Andrea Dandolo laudatis in Chronico Veneto, in: Muratori, Lodovico: Rerum Italicarum Scriptores, Bd. 25, Mailand 1751, I–XXVIII.

Tartarotti, Girolamo: Memorie antiche di Rovereto, Venedig 1754.

Terzio, Francesco: Austriacae gentis imagines, Innsbruck 1558.

[Tevini, Simon Michael]: [Ellogium für Franz Xaver Luschin], Trient 1834.

Theatrum amoris et doloris, Innsbruck 1757.

Thun, Pietro Vigilio: [Hirtenbrief vom 30. November 1792], [Trient] 1792.

Tiberinus, Johannes Matthias: [Brief an die Einwohner von Brescia], Rom 1475.

Tiberinus, Johannes Matthias: Hystoria completa ad […] Iohannem Hinderbach […] de passione et obitu beati pueri Simonis innocentis martiris Tridentini, Trient 1476.

Tiberinus, Johannes Matthias: [Gedichtsammlung], Trient 1482.

Tognis, Pietro Angelo: […] Stephano Antonio Molari iuris utriusque doctori […] elegiacum carmen, Trient 1733.

Toledo, Francisco de: Introductio in dialecticam Aristotelis, Rom 1560.

Toledo, Francisco de: Commentaria una cum quaestionibus in universam Aristotelis logicam, Rom 1572.

Tomeo da Trento: Epistola missa Antonio de Romagno per quendam iuvenem Tridentinum, BAV, cod. Lat. 5223, Bl. 22^{v}–24^{r}.

Tonelli, Carlo: Dissertatio inauguralis medica de necessitate deligandi funiculum umbilicalem in neo-natis, Innsbruck 1780.

Tovazzi, Giangrisostomo: Familiarium Tridentinum, OFM TR, ms. 30.

Tractatus de trinitate, BCR, ms. 53.68.

Tragicum epicinium in nuperum Halae incendium, SEM, E 23, Bl. 428^{r}–431^{v}.

Triangi, Ascensio: Historiarum novissimi belli Germanici, Turcici, Gallici Mahometis IV. Turcarum Sultani, Ludovici XIV. regis Galliarum adversus Leopoldum I. imperatorem semper augustum ab anno MDCLXXXIII usque ad annum MDCXCI tomus primus, Augsburg 1693.

Triangi, Francesco: De Imperatore tractatus historico-politico-iuridicus duas per dissertationes sex in partes divisus, TLMF, FB 3578.

Triangi, Francesco: Historia Caesaris Leopoldi Magni, TLMF, FB 1359; ÖNB, Cod. 7336; BCT, ms. 1024.

Triangi, Francesco: Observationes historico-morales in librum I. Regum pro principe et subdito, TLMF, FB 1342; ÖNB, Cod. 9772.

Triangi, Francesco: Opus annotationum indicantium materiam historiae gloriosissimorum Caesarum Iosephi I. et Caroli VI. ordine alphabetico digestum cum

notis pro eruditione morali, phileologa, politica, militari, camerali, statistica, hinc inde sparsim per sententias monitaque praenarratae historiae inserendis, TLMF, FB 1360.

Triangi, Francesco: Relatio pro panegyrico in vitam gloriosissimi Josephi I. Caesaris Austriaci Pii optimi, semper Augusti posteritati scribenda, TLMF, FB 3578.

Triangi, Francesco: Concinnatio historico-politica de et pro arcanis imperantium, Wien 1700.

Tritonius, Petrus: Melopoiae sive harmoniae tetracenticae super xxii genera carminum Heroicorum Elegiacorum Lyricorum et ecclesiasticorum hymnorum, Augsburg 1507.

Tritonius, Petrus: Hoc enchiridio continentur versus quidam, quibus tenera puerorum memoria potissimum exercenda est, [Sigmundslust bei Vomp 1521].

Troyer, Ferdinand: Exercitia spiritualia, Innsbruck 1645.

Troyer, Fortunatus: Fasciculus duodecim millium sententiarum theologicarum, philosophicarum, ethicarum etc., Innsbruck 1682.

Troyer, Fortunatus/Vogelmayr, Maximilianus: Quoniam calamus noster terrore mortis […], Neustift 1678.

Troyer, Fortunatus/Vogelmayr, Maximilianus: Migravit ex hac mortali ad vitam immortalem […] Felix Wildt, Neustift 1681.

Troyer, Fortunatus/Vogelmayr, Maximilianus: Migravit ex hac mortali vita […] Severinus Rolandinus, Neustift 1683.

Tschaveller, Adalbert: Tractatus theologico-moralis de casibus reservatis, Innsbruck 1712, ^{2}1747.

Tschiderer, Johann Baptist: Officium iudicis deficiente actione resolutionibus selectioribus illustratum, Innsbruck 1682.

Turrati, Giulio: Iulii Turati […] orationes et carmina, BCR, ms. 58.27.

Turrati, Giulio: […] sermones duo. Accedit Clementini Vannettii de eodem commentariolum, Modena 1790.

Turrati, Giulio: […] sermones quattuor selecti addita Italica versione, Rovereto 1851.

Tuzer, Dismas: Chronicon provinciae Tyrolensis Fratrum Minorum, OFM PA, Cod. 108.

Tuzer, Dismas: Relatio annuorum eventuum, quos in vita sua vel expertus est vel vidit vel audivit, OFM PA, Cod. 99.

Udalricus de Tridento: [Regimen pestilenciale], Fiecht, Cod. 150, Bl. 181^{r}–185^{v}.

Ulrich von Lichtenstein: Statutum Tridentinum episcopi Udalrici die XV. Iunii 1504, Trient 1504.

Umberg, Johann Baptist: Systema sacramentarium, Innsbruck 1930.
Unterkircher, Kaspar: Hermeneutica biblica generalis iuxta formam studii theologici in imperio Austriaco praescriptam, Innsbruck 1831.
Unterrichter, Joseph: De aestu Lacus Lucii in Tyroli dialogus, Innsbruck 1761.

Vannetti, Clementino: De narratione, BCR, ms. 8.32, Bl. 47^r–48^v.
Vannetti, Clementino: Hieronymi Federicotti laudatio ad Academicos Roboretanos, TLMF, Dip. 791.7; BCR, ms. 8.32.
Vannetti, Clementino: Lampadaria, BCR, ms. 5.31; ms. 5.32.
Vannetti, Clementino: De M. Valerii Martialis poesi epistola, Ferrara 1776.
Vannetti, Clementino: M. Tullii Ciceronis epistolae L in usum gymnasii Roboretani selectae cum scholiis Clementini Vannettii, Rovereto 1777, Trient ^{2}1791.
Vannetti, Clementino: Commentarius de vita Alexandri Georgii, Siena 1779.
Vannetti, Clementino: Commentariolum de Adamo Clusolo, Verona 1787.
Vannetti, Clementino: De Ioanne Maria Deblasio commentariolum, Modena 1789.
[Vannetti, Clementino:] Liber memorialis de Caleostro, quum esset Roboreti, [Mori 1789].
Vannetti, Clementino: Commentariolum de Ioanne Baptista Graserio, Modena 1790.
Vannetti, Clementino: Osservazioni intorno ad Orazio, 3 Bde., Rovereto 1792.
Vannetti, Clementino: Sermones habiti […] apud sodales litterarios Roboretanos, Pavia 1792.
Vannetti, Clementino: Epistularum libri quinque, accedit Constantini Laurentii commentariolum de eodem Vannettio, Pavia 1795.
Vannetti, Clementino: Opere italiane e latine, 8 Bde., Venedig 1826–1831.
Vannetti, Clementino: Epistolario scelto, hg. von Gamba, Bartolommeo, Venedig 1831.
Vannetti, Clementino: Vita di Girolamo Tartarotti, Neapel 1889.
Vargnano, Jacopo: Ad reverentissimum […] Christophorum episcopum ac principem Tridentensem […] Quotlibetum, BCT, ms. 1973.
Vaschetta, Giovanni Antonio: Allegaciones factae contra citationem domini episcopi Vintimiliensis, Trient 1475.
Vaschetta, Giovanni Antonio: Allegaciones in iure et in facto super competentia domini potestatis et super publicacione bonorum tam ex forma iuris communis quam ex forma statutorum, Trient 1477.
Venusti, Antonio Maria: Balneorum Burmiensium descriptio, natura et virtus, Innsbruck 1584.
Vereinigte Freuden-Stimm Der allerunterthänigst-Getreuen Landschafft Tyrol […]

Bey Höchsterwünschter und glückseeligster Geburt Des […] Josephi, Innsbruck 1741.

Vescovi, Johannes Nepomuk Anton: [Inclitam Madruciorum familiam], BCT, ms. 2204.

Vescovi, Virgilio: [Biographien der vier Madruzzo-Bischöfe], BCT, ms. 30.

Vescovi, Virgilio: Caroli Emmanuelis Madrutii comitis de Challant episcopi Tridentini vita, BCT, ms. 1631.

Vescovi, Virgilio: Posthumae memoriae illustrissimorum heroum spectatissimae Madruzziae familiae, in: Bettini, Mario: Aerarium philosophiae mathematicae, Bd. 2, Bologna 1648, Bl. b^r–c^v.

Vesling, Johannes: Observationes anatomicae et epistolae medicae ex schedis posthumis selectae et editae a Th. Bartholino, Kopenhagen 1664.

Vita et mors ac miracula Sancti Romedii, TLA, 92.

Vogelsanger, Ambrosius: Iurisdictio episcoporum proxime a deo deducta, Innsbruck 1779.

Vogelsanger, Thomas: Ephemerides Seminarii Stamsensis, Stams, E 3/1.

Von dem hoch un weitberhuempten Wunderzeichen, Dillingen 1580.

Vorhauser, Johann Nepomuk: Prima artis metricae elementa ad componendos praecipue elegicaos versus accomodata, quibus carmina elegiaca cum sacra tum profana accedunt, Brixen 1798.

Walker, Leslie J.: De spatio secundum theoriam Aristotelis et secundum theoriam relativitatis, Innsbruck 1924.

Walker, Leslie J.: De theoria „quantorum“ (Planck), Innsbruck 1924.

Walter, Friedrich Ludwig: De Romanensibus Helvetiae et Teriolis gentibus, Berlin 1832.

Warell, Martin: Vitae nostrae dies ceu comoediam aut tragoediam esse, Neustift 1678.

Warell, Martin/Remich, Kaspar: Annales Neocellenses, Neustift, Cod. 18.

Wattmann, Joseph: Descriptio nexus sceleti ad luxationum demonstrationem pathologicam et therapeuticam inservientis adinstar pupae obstetriciae a Gallis fantome vocatae, Wien 1823.

Weggler, Christoph Theodor: Panegyris in festivitate divae Catharinae virginis et martyris, Padua 1677.

Weinhart, Ferdinand Karl: Conflictus medicus inter merophilum et hydroenobibum, Innsbruck 1706.

Weinhart, Ignaz von: Relatio historica de Petri Anich natalibus et artium, quas callet, initiis, progressibus, praestantia, praxi, effectu etc., TLMF, Dip. 1056/10.

Weinhart, Ignaz von: Sermo dictus in promulgatione statutorum academicorum Oeniponti, TLMF, Dip. 978/10, 1–14.
Weinhart, Ignaz von: Vita Petri Anich, TMLF, Dip. 1019/5.
Weinhart, Ignaz von: Quaestiones et responsa ex arithmetica vulgari, algebra et geometria in lectionibus et collegiis mathematicis pertractanda, Innsbruck 1765, ²1770, ³1776.
Weinhart, Kaspar: Relatio historica anatomica fatalis morbi, quo Sigismundus Franciscus Archidux Austriae et Comes Tyrolis die 25. Iunii anno 1665 est extinctus, TLMF, Dip. 882/2.
Weinhart, Kaspar/Weinhart, Paul d.J.: Propositiones logicae ex prolegomenis, praedicabilibus, praedicamentis, Innsbruck 1641.
Weinzierlin, Franz Xaver: Scientia Dei media contra innocentiam praemotionis Thomisticae publicatam et propugnatam, Innsbruck 1711.
Weissteiner, Aldobrand: De nonnullis stili C. Taciti proprietatibus ex collatione libri I. Ab excessu divi Augusti et libri I. Historiarum maxime desumptis, in: XXXVIII. Programm des k.k. Gymnasiums zu Brixen, Brixen 1888, 3–28.
Weitenauer, Ignaz von: De difficillimo genere epistolarum, sive ratio officiosas epistolas facile, pure et eleganter scribendi, Augsburg/Freiburg i.B. 1756.
Weitenauer, Ignaz von: Modus addiscendi intra brevissimum tempus linguas Gallicam, Italicam, Hispanicam, Graecam, Hebraicam et Chaldaicam, ut ope lexici explicare queas, Frankfurt a.M. 1756.
Weitenauer, Ignaz von: Nova grammaticae biblicae methodus, Ulm 1756.
Weitenauer, Ignaz von: Orationes academicae, Augsburg 1756.
Weitenauer, Ignaz von: Q. Horatii Flacci Ars Poetica. Ad omne genus eloquentiae ligatae, solutae, etiam sacrae accommodata et exemplis plurimis illustrata, Augsburg/Freiburg i.B. 1757.
Weitenauer, Ignaz von: Lexicon biblicum, Freiburg i.B. 1758 u.ö.
Weitenauer, Ignaz von: Theses de linguis sacris, Hebraica, Chaldaica, Syriaca et Graeca […] Defendentibus P. Antonio Haysdorf, P. Ignatio Zanner et P. Joanne Helfenzrieder, Innsbruck 1758.
Weitenauer, Ignaz von: Hierolexicon linguarum orientalium Hebraicae, Chaldaicae et Syriacae, Augsburg/Freiburg i.B. 1759.
Weitenauer, Ignaz von: Hexaglotton geminum docens linguas Gallicam, Italicam, Hispanicam, Graecam, Hebraicam, Chaldaicam, Anglicam, Germanicam, Belgicam, Latinam, Lusitanicam, Syriacam: ut intra brevissimum tempus ope lexici omnia explicare discas, Augsburg/Freiburg i.B. 1762.
Weitenauer, Ignaz von: Zweifel von der deutschen Sprache, vorgetragen, aufgelöset, oder andern aufzulösen überlassen. Samt einem orthographischen Lexikon, Augsburg u.a. 1764 u.ö.

Weitenauer, Ignaz von: Subsidia eloquentiae sacrae, 19 Bde., Augsburg 1764–1769.
[Weitenauer, Ignaz von]: Poesis Hebraica publicae disputationi submissa a P.F. Casimiro Mezger, Augsburg 1765, Rom ²1774.
Weitenauer, Ignaz von: Biblia sacra utriusque testamenti, 6 Bde., Augsburg 1768–1773.
Weitenauer, Ignaz von: Sancta IV evangelia et acta apostolorum e Syriacis Graecisque fontibus ad mentem vulgatae et Latini sermonis consuetudinem sensu literali dilucide explicata, Innsbruck 1769.
Wenig, Johann Baptist: Schola Syriaca complectens chrestomathiam cum apparatu grammatico et lexicon chrestomathiae accomodatum. Pars prior: Chrestomathia Syriaca cum apparatu grammatico, Innsbruck/Paris/London/Rom 1866.
Wenig, Johann Baptist: Regulae de tono vocum arabicarum, Innsbruck 1870.
Wex, Jakob: Manipulus decimarum sive quaestiones X canonicae et plures controversiae de decimis, Innsbruck 1692.
Wex, Jakob: Ariadne Carolino-canonica seu doctrina theorico-practica Sanctissimorum Canonum, 5 Bde., Dillingen 1708.
Widl, Adam: Lyricorum libri III. Epodon liber unus, Ingolstadt 1674.
Widmayrsfeld, Franz: Dissertatio inauguralis medica de temperamentis, Innsbruck 1777.
Widmayrsfeld, Franz: Dissertatio inauguralis medica de usu medico glandis quercinae, Innsbruck 1781.
Widmont, Georg von: Tractatus iuridicus de transactionibus, 2 Bde., Innsbruck 1674–1675.
Wieser, Joseph: Pauli apostoli doctrina de iustificatione, Trient 1874.
Winepacher, Michael: Historia Mariae a solatio dictae, Augsburg 1729.
Wolff, Joseph: Nativitas Petri Leopoldi atque natalis Theresiae, Innsbruck 1747.
Wolff, Joseph: Triumphus Marianus, Innsbruck 1750.
Woller, Franz Ignaz: Discursus iuridicus de restitutione in integrum minorum, Innsbruck 1687.
Wopfner, Juniper: Hymnus totus devotus, orbi notus, Innsbruck [1745 oder 1746].
Wörndle, Philipp: Dissertatio de repraesentationis iure circa successionem universam, Innsbruck 1779.
Wulf, Theodor: De relatione inter scientias experimentales et philosophiam naturalem, Innsbruck 1924.

Zallinger, Franz Seraphin von: De invenienda locorum altitudine ope barometri, AA, sc. 26, 139; unter etwas anderem Titel in TLMF, Dip. 1382/3.
Zallinger, Franz Seraphin von: De causis et remediis inundationum in Tyroli dissertatio, Innsbruck 1778.

Zallinger, Franz Seraphin von: Abhandlung von den Überschwemmungen in Tyrol, Innsbruck 1779.
Zallinger, Franz Seraphin von: Praelectiones ex physica theoretica et experimentali, Innsbruck 1805.
Zallinger, Jakob Anton von (Hg.): Bernardi Zamagnae Echo, libri duo, Dillingen 1773.
Zallinger, Johann Baptist von: De systemate et motu macularum solis, TLMF, W 5816.
Zallinger, Johann Baptist von: Abhandlung von den schleunig- und zuverläßlichsten Hülfsmitteln den Ackerbau im Lande Tyrol zu verbessern, und zu vermehren, wie auch dem anscheinenden Holzmangel durch Beförderung des Nachwachses werkthätig zu steuern, Wien 1769.
Zallinger, Johann Baptist von: De ortu frugum dissertatio, Innsbruck 1769.
Zallinger, Johann Baptist von: De incremento frugum dissertatio, Innsbruck 1771.
Zallinger, Johann Baptist von: De morbis plantarum cognoscendis et curandis dissertatio, Innsbruck 1773.
Zendron, Petrus: Ratio anima legum, Innsbruck 1686.
Zendron, Petrus: Quaestiones ex iure pontificio de consuetudine, Innsbruck 1687.
Zendron, Petrus: Fons sacer e Parnasso saliens in bonum iuventutis, Dillingen 1695, Innsbruck ^{2}1697, Dillingen ^{3}1713.
Zeno, Antonio: Praeclarissimo et excellentissimo domino Antonio Mariae Leurio nob. Tridentino in utraque lege laureato […] dicebat elogium, Padua 1687.
Zeno von Dannhaus, Franz Joseph: Gloria Austrasiae seu compendium genealogico-historicum de serenissima domo Lotharingica, Innsbruck 1718.
Zigl, Tobias: Pharetra ex praecipuis difficultatibus universae philosophiae repleta, Innsbruck 1664.
Zigl, Tobias: Iurisdictio quasi episcopalis, Wettingen 1671.
Ziletti, Giambattista: Criminalium consiliorum atque responsorum secundum volumen, Venedig 1562.
Zingnis, Paul: Disputatio theologica de regula morum sive actuum humanorum, Innsbruck 1690.

3. Forschungsliteratur

Abert 1920: Abert, Hermann: W.A. Mozart, Leipzig 1920 (Ndr. New Haven u.a. 2007).
Albertoni 1986: Albertoni, Giuseppe: Vita economica e sociale nella Val Venosta medioevale attraverso la Cronaca e l'Urbario del Monastero di Monte Maria (sec.

XII–XIV), in: Congresso: La Regione Trentino-Alto Adige nel Medio Evo, Bd. 2, Rovereto 1986, 209–235.

Albs 1941: Albs, Wilhelm: Josef Ambrosius Stapf (1785–1844) und seine theologische Grundlegung der Sittenlehre, Diss. Freiburg i.B. 1941.

Allegri 2002: Allegri, Mario: La produzione letteraria, in: Bellabarba/Olmi 2002, 555–596.

Allegri 2004: Allegri, Mario: Giovanni Battista Graser poeta, in: Luzzi 2004a, 151–174.

Allen 1906–1958: Allen, Percy S. (Hg.): Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami, 12 Bde., Oxford 1906–1958.

Ambrosi 1894: Ambrosi, Francesco: Scrittori ed artisti trentini, Trient ^{2}1894.

Amort 1967: Amort, Christiane: Pater Herkulan Oberrauch OFM. Eine Monographie, Diss. Innsbruck 1967.

Angenendt 2000: Angenendt, Arnold: Frömmigkeit im Spätmittelalter, in: Circa 1500, 2000, 231–236.

Anger: Anger, Gunnar: Gatterer, Michael, in: BBKL, <http://www.bautz.de/bbkl/g/gatterer_m1.shtml> (25. 6. 2012).

Anonymus 1790: Anonymus: Rez. Liber Memorialis, in: Allgemeine Literatur-Zeitung 2 (1790), 438–440.

Anonymus 1829: Anonymus: Litteratur, in: Bote für Tirol und Vorarlberg 1829, 76.

Anonymus 1838: Anonymus: Besprechung der Gratulatio von Antonio Mazzetti, in: Tiroler Bote 1838, 344.

Anonymus 1848: Anonymus: [Nachruf auf Stefan von Mayrhofen], in: Katholische Blätter aus Tirol 6 (1848), 309–310.

Anonymus 1856: Anonymus: [Nachruf auf Dismas Tuzer], in: Katholische Blätter aus Tirol 14 (1856), 982.

Anonymus 1959: Anonymus: P. Johann Bapt. Umberg, in: ZKTh 81 (1959), 391–392.

Antenhofer 2005: Antenhofer, Christina: Letters across the borders. Strategies of communication in an italian-german renaissance correspondence, in: Couchman, Jane/Crabb, Ann (Hg.): Women's letters across Europe 1400–1700. Form and persuasion, Aldershot 2005, 103–122.

Antenhofer 2007: Antenhofer, Christina: Briefe zwischen Süd und Nord. Die Hochzeit und Ehe von Paula de Gonzaga und Leonhard von Görz im Spiegel der fürstlichen Kommunikation (1473–1500), Innsbruck 2007.

Antenhofer/Müller 2008: Antenhofer, Christina/Müller, Mario (Hg.): Briefe in politischer Kommunikation vom Alten Orient bis ins 20. Jahrhundert, Göttingen 2008.

Arbenz/Wartmann 1890–1913: Arbenz, Emil/Wartmann, Hermann (Hg.): Die vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St. Gallen, 7 Bde., St. Gallen 1890–1913.

Arneth 1993: Arneth, Michael: Seelsorge am Seelsorger: Bartholomäus Holzhauser, 1613–1658. Leben und Werk, Trier 1993.

Ascheri 1976: Ascheri, Mario: Rechtsprechungs- und Konsiliensammlungen. Italien, in: Coing, Helmut (Hg.): Handbuch der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte 2,2, München 1976, 1114–1221.

Assion 1982: Assion, Peter: Der Hof Herzog Siegmunds von Tirol als Zentrum spätmittelalterlicher Fachliteratur, in: Keil, Gundolf (Hg.): Fachprosa-Studien. Beiträge zur mittelalterlichen Wissenschafts- und Geistesgeschichte, Berlin 1982, 36–75.

Assion 1987: Assion, Peter: Molitoris, Ulrich, in: VL 6 (1987), 637–645.

Attlmayr 1969: Attlmayr, Ernst: Joseph Stapf, der Begründer der ersten technischen Lehrkanzel an der Innsbrucker Universität (1762–1809), in: Beiträge zur Technikgeschichte Tirols 1 (1969), 40–44.

Attlmayr 1970: Attlmayr, Ernst: Die fünf gelehrten Naturwissenschaftler von Zallinger aus Bozen, in: Beiträge zur Technikgeschichte Tirols 2 (1970), 36–43.

Atz/Schatz 1903–1910: Atz, Karl/Schatz, Adelgott: Der deutsche Anteil des Bistums Trient, 4 Bde., Bozen 1903–1910.

Auer 1979: Auer, Alfred: Anton Roschmann 1694–1760. Aspekte eines Polyhistors – Leben und Werk, Diss. Innsbruck 1979.

Auer/Irblich 1995: Auer, Alfred/Irblich, Eva (Hg.): Natur und Kunst, Innsbruck 1995.

Auer u.a. 1998: Auer, Alfred/Rauch, Margot/Sandbichler, Veronika/Seidl, Katharina: Philippine Welser & Anna Caterina Gonzaga. Die Gemahlinnen Erzherzog Ferdinands II. Schloss Ambras Innsbruck, 24. Juni bis 31. Oktober 1998, Innsbruck 1998.

Ausserhofer 2000: Ausserhofer, Maria: Südtirol, München 2000.

Babinger 1956: Babinger, Franz: Le estreme vicende di Paola di Gonzaga, in: Studi Goriziani 20 (1956), 7–19.

Babl 1973: Babl, Karl: Emmeram von Regensburg. Kult und Legende, Kallmünz 1973.

Bachmann 1946/49: Bachmann, Hanns: Dr. Nikolaus Poll, Hofarzt zu Innsbruck, in: Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum 26/29 (1946/49), 409–418.

Bachmann 1953: Bachmann, Hanns: Dr. Johann Peter Merenda. Aus dem Leben eines Innsbrucker Hofarztes, 1542 bis 1567, in: Tiroler Heimatblätter 28 (1953), 5–10.

Bader 1909: Bader, Meinrad: Seefeld und seine Wallfahrtsstätten, Innsbruck 1909.
Baesecke 1930: Baesecke, Georg: Der deutsche Abrogans und die Herkunft des deutschen Schrifttums, Halle 1930.
Baltl/Kocher 2004: Baltl, Hermann/Kocher, Gernot: Österreichische Rechtsgeschichte, unter Einschluss sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Grundzüge. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Graz [10]2004.
Bampi 1883: Bampi, Giambattista: Cenni sulla vita e sulle opere di Ascensio e Francesco Guglielmo Triangi, in: Archivio Trentino 2 (1883), 33–53.
Bandini Buti 1941: Bandini Buti, Maria (Hg.): Poetesse e scrittrici, Bd. 1, Rom 1941.
Basevi 1904: Basevi, Gilda: Profili di educatori, Verona 1904.
Bauer 1984: Bauer, Barbara: Jacob Pontanus SJ, ein oberdeutscher Lipsius. Ein Augsburger Schulmann zwischen italienischer Renaissancegelehrsamkeit und jesuitischer Dichtungstradition, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 47 (1984), 77–120.
Bauer 1986: Bauer, Barbara: Jesuitische ‚ars rhetorica' im Zeitalter der Glaubenskämpfe, Frankfurt a.M./Bern/New York 1986.
Bauer 1994: Bauer, Barbara: Multimediales Theater. Ansätze zu einer Poetik der Synästhesie bei den Jesuiten, in: Plett, Heinrich F. (Hg.): Renaissance-Poetik, Berlin/New York 1994, 197–238.
Baum 1983: Baum, Wilhelm: Nikolaus Cusanus in Tirol. Das Werden des Philosophen und Reformators als Fürstbischof von Brixen, Bozen 1983.
Baum/Senoner 1998: Baum, Wilhelm/Senoner, Raimund: Kues, Nikolaus von. Briefe und Dokumente zum Brixner Streit, Bd. 1: Kontroverse um die Mystik und Anfänge in Brixen (1450–1455), Wien 1998.
Baumann 1905: Baumann, Franz Ludwig: Dioeceses Brixinensis, Frisingensis, Ratisbonensis, Berlin 1905 (Ndr. 2001).
Baumbach 2002: Baumbach, Manuel: Lehrer oder Gelehrter? Der Schulmann in der deutschen Altertumswissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in: Most, Glenn W. (Hg.): Disciplining Classics – Altertumswissenschaften als Beruf, Göttingen 2002, 115–141.
Bäumer 1976: Bäumer, Remigius (Hg.): Die Entwicklung des Konziliarismus. Werden und Nachwirken der konziliaren Idee, Darmstadt 1976.
Baumstark 1997: Baumstark, Reinhold (Hg.): Rom in Bayern. Kunst und Spiritualität der ersten Jesuiten. Katalog zur Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums München, 30. April bis 20. Juli 1997, München 1997.
Baur 1950: Baur, Johannes: Brixner Synoden von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, in: Der Schlern 24 (1950), 305–317.
Baur 1951: Baur, Johannes: Die Brixner Synode von 1318 in ihrer liturgiege-

schichtlichen Bedeutung, in: Santifaller, Leo (Hg.): Festschrift zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Bd. 2, Wien 1951, 124–151.

Baur 1975: Baur, Johannes: Das Brixner Priesterseminar. Ein Blick in die Geschichte, Brixen 1975.

Bellabarba/Olmi 2002: Bellabarba, Marco/Olmi, Giuseppe (Hg.): Storia del Trentino. L'età moderna, Bologna 2002.

Bellus/Boronkai 1993–1994: Bellus, Ibolya/Boronkai, Iván (Hg.): Pii Secundi Pontificis Maximi Commentarii, 2 Bde., Budapest 1993–1994.

Benedikt u.a. 1996–2010: Benedikt, Michael u.a. (Hg.): Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Philosophie in Österreich von 1400 bis heute, 6 Bde., Wien 1996–2010.

Benvenuti 1994–1998: Benvenuti, Sergio (Hg.): Storia del Trentino, 4 Bde., Trient 1994–1998.

Bergdolt 1999: Bergdolt, Klaus: Leib und Seele. Eine Kulturgeschichte des gesunden Lebens, München 1999.

Berger 2005: Berger, David: In der Schule des hl. Thomas von Aquin. Studien zur Geschichte des Thomismus, Bonn 2005.

Bergfeld 1977: Bergfeld, Christoph: Katholische Moraltheologie und Naturrechtslehre, in: Coing, Helmut (Hg.): Handbuch der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte 2,1, München 1977, 999–1033.

Bergmann 1861: Bergmann, Joseph: Die fünf gelehrten Primisser, Wien 1861.

Bernardinello 1986: Bernardinello, Silvio: Le orazioni per i santi protettori dell'Università di Padova, in: Quaderni per la storia dell'Università di Padova 19 (1986), 17–86.

Berschin 1991: Berschin, Walter: Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter, Bd. 3: Karolingische Biographie 750–920 n.Chr., Stuttgart 1991.

Bettanini 1876: Bettanini, Anatalone: Prospetto dei fatti più importanti relativi alla Chiesa roveretana. Specimen fastorum Ecclesiae Roboretanae, Rovereto 1876.

Bickell 1880: Bickell, Gustav (Hg.): Synodi Brixinenses saeculi XV., Innsbruck 1880.

Bietenholz 1985–1987: Bietenholz, Peter G. (Hg.): Contemporaries of Erasmus. A biographical register of the Renaissance and Reformation, 3 Bde., Toronto u.a. 1985–1987.

Billo 1934: Billo, Luisa: Le nozze di Paola Gonzaga a Bolzano, in: Studi Trentini di Scienze Storiche 15 (1934), 3–22.

Bischoff 1953: Bischoff, Bernhard (Hg.): Arbeo: Vita et passio Sancti Haimhrammi Martyris. Leben und Leiden des hl. Emmeram, München 1953.

Bischoff 1967: Bischoff, Bernhard: Carmina Burana. Einleitung zur Faksimile-Ausgabe der Benediktbeurer Liederhandschrift, München 1967.

Bitterauf 1905: Bitterauf, Theodor (Hg.): Die Traditionen des Hochstifts Freising, Bd. 1, München 1905.

Blum 1993: Blum, Paul Richard: Jacob Pontanus SJ, in: Füssel, Stephan (Hg.): Deutsche Dichter der frühen Neuzeit (1450–1600). Ihr Leben und Werk, Berlin 1993, 626–635.

Blum 1998: Blum, Paul Richard: Philosophenphilosophie und Schulphilosophie. Typen des Philosophierens in der Neuzeit, Stuttgart 1998.

Bobeth 2006: Bobeth, Gundula: Tritonius, Petrus, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart, Personenteil 16 ([2]2006), 1053–1054.

Boeheim 1894: Boeheim, Wendelin: Philippine Welser. Eine Schilderung ihres Lebens und ihres Charakters, Leipzig 1894.

Bonapace 1974/75: Bonapace, Diego: Note per la biografia di Giovampietro Beltrami roveretano (1780–1843), Dipl. Padua 1974/75.

Bonapace 1991: Bonapace, Diego (Hg.): Giovampietro Beltrami: figura singolare di prete e letterato del primo ottocento roveretano, Rovereto 1991.

Bonazza 1999: Bonazza, Marcello (Hg.): Accademia Roveretana degli Agiati. Inventario dell'archivio (secoli XVI–XX), Trient 1999.

Bonola 1901: Bonola, Giulio (Hg.): Carteggio fra Alessandro Manzoni e Antonio Rosmini, Mailand 1901.

Bonomi 1930: Bonomi, Lino: Naturalisti, medici e tecnici trentini: Museo di storia naturale della Venezia tridentina. Contributo alla storia della scienza in Italia, Trient 1930.

Boockmann 1965: Boockmann, Hartmut: Laurentius Blumenau. Fürstlicher Rat, Jurist, Humanist (ca. 1415–1484), Göttingen u.a. 1965.

Borrelli 1994: Borrelli, Luciano: Studi antiquari in Trentino. Appunti biobibliographici (sec. XV–XIX), in: Stenico, Remo (Hg.): Giangrisostomo Tovazzi, Variae inscriptiones Tridentinae, Trient 1994, 47–112.

Borst 1990: Borst, Arno: Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas, Berlin 1990.

Borzaga 1952: Borzaga, Rinaldo: Un precursore di Rosmini: Giovenale Ruffini, in: Rivista Rosminiana 46 (1952), 132–139, 169–179.

Brandl 1969: Brandl, Manfred: Die theologische Fakultät Innsbruck 1773–1790 im Rahmen der kirchlichen Landesgeschichte, Innsbruck 1969.

Brandstätter 2001: Brandstätter, Klaus: Nikolaus Cusanus in der Tiroler Landesgeschichte, in: Der Schlern 75 (2001), 151–164.

Brazzano 2005: Brazzano, Stefano di: Pietro Bonomo (1458–1546). Diplomatico, umanista e vescovo di Trieste. La vita e l'opera letteraria, Triest 2005.

Brecht 1986: Brecht, Martin: Luther und die Probleme seiner Zeit, in: Press/Stievermann 1986, 58–74.

Briesemeister 1999: Briesemeister, Dietrich: Totentanz, in: LMA 8 (1999), 898–901.

Brincken 2000: Brincken, Anna-Dorothee von den: Historische Chronologie des Abendlandes. Kalenderreformen und Jahrtausendrechnungen. Eine Einführung, Stuttgart 2000.

Brizzi 1980: Brizzi, Gian Paolo: Educare il principe, formare le élites. I Gesuiti e Ranuccio I. Farnese, in: ders./d'Alessandro, Alessandro/del Fante, Alessandra: Università, principe, gesuiti. La politica farnesiana dell'istruzione a Parma e Piacenza (1545–1622), Rom 1980, 133–211.

Broll 1901: Broll, Enrico: Studi su Girolamo Tartarotti, Rovereto 1901.

Brunhölzl 1983: Brunhölzl, Franz (Hg.): Bischof Arbeo von Freising. Das Leben des heiligen Korbinian, in: Glaser, Hubert/Brunhölzl, Franz/Benker, Sigmund (Hg.): Vita Corbiniani. Bischof Arbeo von Freising und die Lebensgeschichte des hl. Korbinian, München u.a. 1983, 77–159.

Brunner 1881: Brunner, Sebastian: Ein Zisterzienserbuch, Würzburg 1881.

Büchner 1976: Büchner, Robert: Ignaz Weinhart/Maximilian Hell, Elogium rustici Tyrolensis celeberrimi Petri Anich Oberperfussensis. Aus dem Lateinischen übersetzt, kommentiert und eingeleitet, in: Kinzl 1976, 241–344.

Bücking 1972: Bücking, Jürgen: Frühabsolutismus und Kirchenreform in Tirol (1565–1665). Ein Beitrag zum Ringen zwischen ‚Staat' und ‚Kirche' in der frühen Neuzeit, Wiesbaden 1972.

Burg 1990: Burg, Engelina von: Die schriftliche Arbeitssprache der Medizin. Eine linguistische Untersuchung am Beispiel der Krankengeschichte, Bern 1990.

Busch 1997: Busch, Norbert: Katholische Frömmigkeit und Moderne. Die Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Herz-Jesu-Kultes in Deutschland zwischen Kulturkampf und Erstem Weltkrieg, Gütersloh 1997.

Butzer 2001: Butzer, Günter: Meditation, in: HWRh 5 (2001), 1016–1023.

Callegari 1907: Callegari, Guido: Le idee sulla pluralità dei mondi di G.A. Widmann di Coredo (Val di Non), in: Atti dell'imperial regia Accademia Roveretana 13 (1907), 249–267.

Calveras/Dalmases 1969: Calveras, Iosephus/Dalmases, Candidus de (Hg.): Sancti Ignatii de Loyola Exercitia spiritualia, Rom 1969.

Carlen 1986: Carlen, Louis: Das kanonistische Werk eines Innsbrucker Professors des 18. Jahrhunderts, in: Ebert, Kurt (Hg.): Festschrift Nikolaus Grass zum 70. Geburtstag, Innsbruck 1986, 49–59.

Carlen/Steinegger 1975: Carlen, Louis/Steinegger, Fritz (Hg.): Festschrift Nikolaus Grass zum 60. Geburtstag, Bd. 2, Innsbruck/München 1975.
Carlini 1905: Carlini, Lamberto: Girolamo Verità, filosofo e poeta veronese del secolo XVI, Verona 1905.
Ceccon 1996: Ceccon, Silvio: Per il Corpus delle opere di Bartolomeo da Trento, in: Gobbi, Domenico (Hg.): Florentissima proles ecclesiae, Trient 1996, 79–93.
Černík 1905: Černík, Berthold O.: Die Schriftsteller der noch bestehenden Augustiner-Chorherrenstifte Österreichs von 1600 bis auf den heutigen Tag, Wien 1905.
Certamen 2000: Certamen Francisco Moggio dicatum. Scripta praemio cohonestata, Bozen 2000.
Cescutti 1997: Cescutti, Marjan (Hg.): Franz Huter: Ausgewählte Aufsätze zur Geschichte Tirols, Innsbruck 1997.
Chemelli 1983: Chemelli, Aldo: Trento e le sue stampe, Trient 1983.
Chiocchetti 1910: Chiocchetti, Emilio: Per una monografia sopra il P. Giovenale Ruffini, in: Rivista Tridentina 10 (1910), 1–16.
Chiocchetti 1923: Chiocchetti, Emilio: Un filosofo poco noto: il P. Giovenale Ruffini, in: Atti dell'Accademia Roveretana degli Agiati 6 (1923), 13–54.
Chiusole 1987: Chiusole, Pio (Hg.): La guerra veneto-tirolese del 1487 in Vallagarina. Fonti narrative del XV e XVI secolo raccolte e tradotte da Pio Chiusole, Rovereto/Calliano 1987.
Chronica 1894: Chronica reformatae provinciae sancti Leopoldi Tyrolensis ex opere Germania Franciscana P. Vigilii Greiderer, Quaracchi 1894.
Circa 1500, 2000: Circa 1500: Leonhard und Paula. Ein ungleiches Paar. De ludo globi. Vom Spiel der Welt. An der Grenze des Reiches. Katalog zur Tiroler Landesausstellung 2000, Innsbruck/Mailand 2000.
Ciresola 1955: Ciresola, Teodoro: Un difensore di Rosmini: Andrea Strosio, in: Atti dell'Accademia Roveretana degli Agiati 4 (1955), 77–111.
Cobelli 1896: Cobelli, Giovanni de: Materiali per una bibliografia roveretana, in: XXXVII. Programma dell'I.R. Scuola Reale Superiore Elisabettina di Rovereto, Rovereto 1896, 17–52.
Codroico/Gobbi 2000: Codroico, Roberto/Gobbi, Domenico (Hg.): Vigilio vescovo di Trento tra storia romana e tradizione europea. Atti del convegno, Trento 12–13 ottobre 2000, Trient 2000.
Cohrs 1898: Cohrs, Ferdinand: Der humanistische Schulmeister Petrus Tritonius Athesinus, in: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 8 (1898), 261–271.

Convegno Tartarotti 1997: Convegno Girolamo Tartarotti (1706–1761). Un intellettuale roveretano nella cultura europea del settecento, Rovereto 1997.

Convegno Vannetti 1998: Convegno Clementino Vannetti (1754–1795). La cultura Roveretana verso le ‚patrie lettere'. Rovereto, 23–24–25 ottobre 1996, Rovereto 1998.

Coreth 1950: Coreth, Anna: Österreichische Geschichtschreibung in der Barockzeit (1620–1749), Wien 1950.

Coreth 1965: Coreth, Anna: Die ersten Sodalitäten der Jesuiten in Österreich. Geistigkeit und Entwicklung, in: Jahrbuch für mystische Theologie 11 (1965), 7–65.

Coreth 1947: Coreth, Emerich: Die Anfänge der Aufklärungstheologie in Innsbruck. Zur Geistesgeschichte der Innsbrucker Theologischen Fakultät 1773–1783, Diss. Innsbruck 1947.

Coreth 1958: Coreth, Emerich: Die Philosophie an der Theologischen Fakultät Innsbruck, in: ZKTh 80 (1958), 142–183.

Coreth 1988: Coreth, Emerich: Schulrichtungen neuscholastischer Philosophie, in: ders. u.a. (Hg.): Christliche Philosophie im katholischen Denken des 19. und 20. Jahrhunderts, Graz 1988, 397–410.

Coreth 1995: Coreth, Emerich: Die theologische Fakultät in Innsbruck. Ihre Geschichte und wissenschaftliche Arbeit von den Anfängen bis zur Gegenwart, Innsbruck 1995.

Coreth 1996: Coreth, Emerich: Philosophisches Denken in Österreich, in: Benedikt u.a. 1996–2010, Bd. 1,1, 31–53.

Costa 1975: Costa, Armando: San Vigilio, vescovo e patrono di Trento, Trient 1975.

Costa 1977: Costa, Armando: I vescovi di Trento. Notizie – Profili, Trient 1977.

Curzel 2001: Curzel, Emanuele: I canonici e il capitolo della cattedrale di Trento dal XII al XV secolo, Bologna 2001.

Curzel 2007: Curzel, Emanuele (Hg.): Codex Wangianus. I cartulari della chiesa tridentina (secoli XII–XIV), Bologna 2007.

Curzel/Pamato/Varanini 2001: Curzel, Emanuele/Pamato, Lorenza/Varanini, Gian Maria: Giovanni da Parma, canonico della cattedrale di Trento, e la sua cronaca (1348–1377), in: Studi Trentini di Scienze Storiche 80 (2001), 211–239.

Czapla 2005: Czapla, Beate: Die Progymnasmata des Aphthonios in Übersetzungen und Kommentaren vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Ihre Rezeption im Spannungsfeld von Theorie und Praxis, von Dialektik und Rhetorik, in: Kofler, Wolfgang/Töchterle, Karlheinz (Hg.): Die antike Rhetorik in der europäischen Geistesgeschichte, Innsbruck u.a. 2005, 214–234.

Dal Prà 1993: Dal Prà, Laura (Hg.): I Madruzzo e l'Europa. 1539–1658, Mailand/Florenz 1993.
Dammer/Jeßing 2007: Dammer, Raphael/Jeßing, Benedikt: Der Jedermann im 16. Jahrhundert. Die Hecastus-Dramen von Georgius Macropedius und Hans Sachs, Berlin 2007.
Daxecker 1995: Daxecker, Franz (Hg.): Briefe des Naturwissenschaftlers Christoph Scheiner SJ an Erzherzog Leopold V. von Österreich-Tirol 1620–1632, Innsbruck 1995.
Daxecker 2000: Daxecker, Franz: Frontispize in den Werken P. Christoph Scheiners SJ, in: Daly, Peter M./Dimler, Richard G./Haub, Rita (Hg.): Emblematik und Kunst der Jesuiten in Bayern. Einfluß und Wirkung, Turnhout 2000, 133–144.
Daxecker 2004: Daxecker, Franz: The physicist and astronomer Christopher Scheiner. Biography, letters, works, Innsbruck 2004.
Daxecker/Šubarić 1998 (Hg.): Daxecker, Franz/Šubarić, Lav: Christoph Scheiners „Sol ellipticus", Innsbruck 1998.
De Finis 1983–1984: De Finis, Lia: Dai maestri di grammatica al ginnasio liceo di via S. Trinità in Trento, in: Studi Trentini di Scienze Storiche 62 (1983), 1–76, 233–301; 63 (1984), 3–53, 119–155.
De Finis 2002: De Finis, Lia: Le strutture scolastiche, in: Bellabarba/Olmi 2002, 619–651.
De Luca 1782: De Luca, Ignaz: Journal der Literatur und Statistik, Innsbruck 1782.
Decuble 2002: Decuble, Gabriel H.: Die hagiographische Konvention. Zur Konstituierung der Heiligenlegende als literarische Gattung unter besonderer Berücksichtigung der Alexius-Legende, Konstanz 2002.
Dell'Antonio 1920: Dell'Antonio, Orazio: Alfonso Widmann o Gaspare Savoy?, in: Studi Trentini 1 (1920), 223–229.
Dell'Antonio 1929: Dell'Antonio, Orazio: Chi è il traduttore del Pincio?, in: Studi Trentini di Scienze Storiche 10 (1929), 262–267.
Demerson 1987: Demerson, Genevieve: Historiens, in: Bamforth, Stephen u.a. (Hg.): Prosateurs Latins en France au XVIe siècle, Paris 1987, 359–431.
Diepolder 2001: Diepolder, Gertrud: Vom „historischen Quellenwert" der Vita Corbiniani. Zum Umgang Lothar Vogels mit Bischof Arbeo von Freising als Historiograph, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 64 (2001), 3–38.
Dinzelbacher 1994: Dinzelbacher, Peter: Christliche Mystik im Abendland. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters, Paderborn u.a. 1994.
Dinzelbacher 1999: Dinzelbacher, Peter: Meditation, in: LMA 6 (1999), 450–452.
di Pauli 1825: [di Pauli, Andreas Alois]: Literärgeschichte, in: Tiroler Bote 1825, 32, 36, 40.

di Pauli 1826: di Pauli, Andreas Alois: Anton Roschmann und seine Schriften, in: Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg 2 (1826), 1–184.

di Pauli 1834: di Pauli, Andreas Alois: Biographische Nachrichten von dem Naturforscher Laicharding, in: Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg 8 (1834), 186–224.

di Pauli 1931: di Pauli, Johann N.: Anton Freiherr Di Pauli. Ein Lebensbild als Beitrag zur Geschichte Österreichs und Tirols in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Innsbruck 1931.

Domergue 1975: Domergue, J.: 86. Fabre d'Envieu, in: Dictionnaire de biographie française 13 (1975), 421–422.

Donati 1975: Donati, Claudio: Ecclesiastici e laici nel Trentino del settecento (1748–1763), Rom 1975.

Dondaine 1975: Dondaine, Antoine: Barthélemy de Trente OP, in: Archivum Fratrum Praedicatorum 45 (1975), 79–105.

Dörner/Dall'Asta 1999: Dörner, Gerald/Dall'Asta, Matthias (Hg.): Johannes Reuchlin. Briefwechsel, Bd. 1 (1477–1505), Stuttgart/Bad Cannstadt 1999.

Dörrer 1932: Dörrer, Anton: Etschländer Buchwesen und Geistesleben, in: Der Schlern 13 (1932), 306–325.

Dörrer 1933: Dörrer, Anton: Etschländer Buchwesen und Geistesleben, in: Der Schlern 14 (1933), 21–30, 71–79.

Dörrer 1941: Dörrer, Anton: Bozner Bürgerspiele. Alpendeutsche Prang- und Kranzfeste, Bd. 1, Leipzig 1941.

Dörrer 1943: Dörrer, Anton: Mynner, Bartlmä, in: VL 3 (1943), 468–498.

Dörrer 1954: Dörrer, Anton (Hg.): Hippolytus Guarinonius (1571–1654). Zur 300. Wiederkehr seines Todestages, Innsbruck 1954.

Dörrer 1955: Dörrer, Anton: Albert von Neustift (Albertus Novacellensis), in: VL 5 (1955), 21–22.

Dörrie 1968: Dörrie, Heinrich: Der heroische Brief. Bestandsaufnahme, Geschichte, Kritik einer humanistisch-barocken Literaturgattung, Berlin 1968.

Drexel/Fink 2001: Drexel, Kurt/Fink, Monika (Hg.): Musikgeschichte Tirols, Bd. 1, Innsbruck 2001.

Drumbl 2003: Drumbl, Johann: Studien zum Codex Buranus, in: Aevum 77,2 (2003), 323–356.

Duft 1965/66: Duft, Johannes: Sebastian Reinald († 1558) und die reformatorischen Tendenzen zu Hall in Tirol, in: Tiroler Heimat 29/30 (1965/66), 47–55.

Duft 1975: Duft, Johannes: Anton Roschmanns Briefwechsel mit Pius Kolb. Eine historiographische Beziehung zwischen Innsbruck und St. Gallen im 18. Jhdt., in: Carlen/Steinegger 1975, 261–286.

Duhr 1896: Duhr, Bernhard: Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. Mit einer Einleitung, Freiburg i.B. 1896.

Duhr 1907–1913: Duhr, Bernhard: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, 2 Bde., Freiburg i.B. 1907–1913.

Dünninger 1967: Dünninger, Eberhard: Andreas Brunner, in: ders./Kiesselbach, Dorothee (Hg.): Bayerische Literaturgeschichte in ausgewählten Beispielen: Neuzeit, München 1967, 111–123.

Dürrwächter 1896: Dürrwächter, Anton: Aus der Frühzeit des Jesuitendramas. Nach Dillinger Manuskripten, in: Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen 9 (1896), 1–54.

Eckert 1991: Eckert, Willehad Paul: Antisemitismus im Mittelalter. Angst – Verteufelung – Habgier: „Das Gift, das die Juden tötete“, in: Ginzel, Günther B. (Hg.): Antisemitismus. Erscheinungsformen der Judenfeindschaft gestern und heute, Bielefeld 1991, 71–99.

Egg/Amman 1980: Egg, Erich/Amman, Gert (Hg.): Barock in Innsbruck. Ausstellung zum Jubiläum 800 Jahre Innsbruck, 20. Juni bis 28. September 1980, Innsbruck 1980.

Egger 1867: Egger, Joseph: Die ältesten Geschichtsschreiber, Geographen und Alterthumsforscher Tirols, Innsbruck 1867.

Ehrenberger 1861/62: Ehrenberger, Johann Paul: Herkulan Oberrauch. Franziskaner und Universitätsprofessor zu Innsbruck 1728–1808, in: XII. Programm des k.k. Gymnasium zu Bozen, Bozen 1861/62, 3–35.

Eiden 1992: Eiden, Ingrid: Thesenblätter und Gratulationsblattdrucke als Spiegel jesuitischen Lebens an der Universität und im Kolleg Ingolstadt, in: Batz, Karl/Ettelt, Beatrix (Hg.): Die Jesuiten in Ingolstadt. 1549–1773, Ingolstadt 1992, 182–186.

Eisler 1912: Eisler, Rudolf: Philosophen-Lexikon. Leben, Werke und Lehren der Denker, Berlin 1912.

Emmert 1913: Emmert, Bruno: Rappresentazioni fatte nel collegio dei Gesuiti, nel liceo ecc. in Trento, in: Atti della I.R. Accademia degli Agiati 4,1 (1913), 233–243.

Engelbrecht 1982–1988: Engelbrecht, Helmut: Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs, 5 Bde., Wien 1982–1988.

Engelhardt 1991: Engelhardt, Dietrich von: Medizin in der Literatur der Neuzeit, Bd. 1: Darstellung und Deutung, Hürtgenwald 1991.

Engemann 1991: Engemann, Josef: Hirt, in: Reallexikon für Antike und Christentum 15 (1991), 577–607.

Entner 1968: Entner, Heinz: Frühhumanismus und Schultradition in Leben und Werk des Wanderpoeten Samuel Karoch von Lichtenberg, Berlin 1968.

Enzinger 1929: Enzinger, Moriz: Die deutsche Tiroler Literatur bis 1900, Innsbruck 1929.

Eppacher 1956: Eppacher, Wilhelm: Ein Ehrenkranz für Bruneck, in: Stemberger, Hubert (Hg.): Brunecker Buch. Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Stadterhebung, Innsbruck 1956, 179–191.

Ernst 1973: Ernst, Josef: Die Wallfahrt zum Hl. Johannes dem Täufer in Stams, in: 700 Jahre Stift Stams, Stams 1973, 147–158.

Esposito/Quaglioni 1990: Esposito, Anna/Quaglioni, Diego: I processi contro gli Ebrei di Trento, Padua 1990.

Euler 1995: Euler, Walter Andreas: Die beiden Schriften De pace fidei und De visione Dei aus dem Jahre 1453, in: Mitteilungen und Forschungsbeiträge der Cusanus-Gesellschaft 22 (1995), 187–203.

Euler/Kerger 2010: Euler, Walter Andreas/Kerger, Tom (Hg.): Cusanus und der Islam, Trier 2010.

Eybl 1998: Eybl, Franz M.: Jesuitenrhetorik, in: HWRh 4 (1998), 717–729.

Eybl 2001: Eybl, Franz M.: Leichenrede, in: HWRh 5 (2001), 145–151.

Falk 2006: Falk, Ulrich: Consilia. Studien zur Praxis der Rechtsgutachten in der frühen Neuzeit, Frankfurt a.M. 2006.

Falkner 1969: Falkner, Andreas: Geschichte der Theologischen Fakultät Innsbruck unter Maria Theresia bis zur Aufhebung des Jesuitenordens, Innsbruck 1969.

Feine 1972: Feine, Hans Erich: Kirchliche Rechtsgeschichte, Weimar u.a. [5]1972.

Felder 1817–1822: Felder, Franz Karl: Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen Katholischen Geistlichkeit und der Schweiz, 3 Bde., Landshut 1817–1822.

Felderer 1991: Felderer, J.: In memoriam P. Franz Dander SJ, in: ZKTh 113 (1991), 433–434.

Fellin 2000: Fellin, Vittorino: La figura di Giulio Alessandrini, in: Atti del convegno „Giulio Alessandrini, personaggio illustre del Cinquecento tridentino“, Pergine 2000, 7–17.

Felmayer 1964: Felmayer, Johanna: Ritter Blasius Hölzl. Eine markante Persönlichkeit aus dem Pustertal am Hofe Kaiser Maximilians, in: Osttiroler Heimatblätter 32,2 (1964), [1]–[3].

Ferrari/Romagnani 2005: Ferrari, Stefano/Romagnani, Gian Paolo (Hg.): Carlantonio Pilati. Un intellettuale trentino nell'Europa dei lumi, Rovereto 2005.

Ferri 1997: Ferri, Sara (Hg.): Pietro Andrea Mattioli, Siena 1501–Trento 1578. La vita. Le opere. Con l'identificazione delle piante, Perugia 1997.

Feßler 2003: Feßler, Remo (Hg.): Adrian Kemter: Dissertatio academica de Heymone gigante. Dissertatio academica de draconibus et de dracone Wiltiniensi, Dipl. Innsbruck 2003.

Festi, 1983: Festi, Cesare Agostino: Genealogia e cenni storico-genealogici della nobil casa di Lodrone nel Trentino sino al secolo XV, Mori 1983.

Filzi 1910–1912: Filzi, Mario: Il ‚Catalogus' del Bartolomei, in: Tridentum 12 (1910), 325–333, 381–386; 13 (1911), 420–426; 14 (1912), 164–169, 292–297, 450–456.

Fisch 1947: Fisch, Max H.: Nicolaus Pol, doctor 1494. With a critical text of his guaiac tract edited with a translation by Dorothy M. Schullian, New York 1947.

Fischer 1962: Fischer, Hanns: Zu Johannes Hartliebs Bäderbuch, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 84 (1962), 296–300.

Flabbi 1907: Flabbi, Graziano: Il Seminario Pr. Vescovile di Trento. Memorie, Trient 1907.

Flasch 1998: Flasch, Kurt: Nikolaus von Kues. Geschichte einer Entwicklung. Vorlesungen zur Einführung in seine Philosophie, Frankfurt a.M. 1998.

Floßmann 2001: Floßmann, Ursula: Österreichische Privatrechtsgeschichte, Wien ^{4}2001.

Flür 1934: Flür, Isidor: Totenbuch der nordtirolischen Kapuzinerprovinz, Innsbruck 1934.

Fontana u.a. 1987: Fontana, Josef u.a. (Hg.): Geschichte des Landes Tirol, Bd. 3, Bozen/Innsbruck/Wien 1987.

Fontana u.a. 1988: Fontana, Josef u.a. (Hg.): Geschichte des Landes Tirol, Bd. 4,2, Bozen/Innsbruck/Wien 1988.

Fontana u.a. 1998: Fontana, Josef u.a. (Hg.): Geschichte des Landes Tirol, Bd. 2, Bozen/Innsbruck/Wien ^{2}1998.

Fontana 1998: Fontana, Josef: Von der Restauration bis zur Revolution, in: Fontana u.a. 1998, 581–760.

Forscher-Weiss 2001: Forscher-Weiss, Susan: Erasmus Lapicida, in: The new Grove dictionary of music and musicians 14 (2001), 267.

Forster 2006: Forster, Ellinor: Streit um das Erbe der Stifterin. Ein Kräftemessen zwischen Serviten und Regelfrauen in Innsbruck, 1621–1672, verfügbar unter: <http://www.ruendal.de/aim/tagung06/pdfs/forster.pdf> (25. 6. 2012).

Fracassi 1906: Fracassi, Egidio: Girolamo Tartarotti. Vita e opere, Feltre 1906.

Frank 1976: Frank, Isnard Wilhelm: Der antikonziliaristische Dominikaner Leonhard Huntpichler. Ein Beitrag zum Konziliarismus der Wiener Universität im 15. Jahrhundert, Wien 1976.

Freeman 1996: Freeman, Robert N.: The applausus musicus, or Singgedicht. A

neglected genre of eighteenth-century musical theatre, in: Jones, David Wyn (Hg.): Music in eighteenth-century Austria, Cambridge 1996, 197–209.

Frei 1960: Frei, Mathias: Das Memoriale benefactorum des Augustiner-Chorherrenstiftes Neustift verfasst von Johannes Librarius, Diss. Wien 1960.

Füssel 1987: Füssel, Stephan: Riccardus Bartholinus Perusinus. Humanistische Panegyrik am Hofe Kaiser Maximilians I., Baden-Baden 1987.

Fußenegger o.J.: Fußenegger, Gerold: Die Schriftsteller der Tiroler Franziskanerprovinz vom hl. Leopold, 3 Bde., OFM SW, Cod. 149 a–c.

Fußenegger 1939: Fußenegger, Gerold: P. Pietro Marino Sormano, Ministro Generale, ed il suo viaggio in Germania, in: Studi Francescani 36 (1939), 51–88.

Fußenegger 1964: Fußenegger, Gerold (Hg.): P. Vigilius Greiderer OFM, Germania Franciscana, Tomus III: Capita selecta de Provinciae Argentinensium Fratrum Minorum domibus tam virorum quam sororum tractantia, Landshut 1964.

Gadamer 1975: Gadamer, Hans-Georg: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen ⁴1975.

Gaechter 1953: Gaechter, Paul: P. Urban Holzmeister SJ, in: ZKTh 75 (1953), 506–507.

Galante 1911: Galante, Andrea: La corrispondenza del Card. Cristoforo Madruzzo nell'Archivio di Stato di Innsbruck, Innsbruck 1911.

Ganz-Blättler 1990: Ganz-Blättler, Ursula: Andacht und Abenteuer. Berichte europäischer Jerusalem- und Santiago-Pilger (1320–1520), Tübingen 1990.

Garbari 2003: Garbari, Maria: Aspetti politico-istituzionali di una regione di frontiera, in: dies./Leonardi, Andrea (Hg.): Storia del Trentino, Bd. 5: L'età contemporanea 1803–1918, Bologna 2003, 13–164.

Gasser 1989–1993: Gasser, Ulrich: Der Diener Gottes Peter Rigler (1796–1873), in: Konferenzblatt für Theologie und Seelsorge 100 (1989); 101 (1990); 104 (1993).

Gassler 1783: Gassler, Franz: Abhandlung über Guillimanns Leben und Schriften, Wien 1783.

Gavigan 1970: Gavigan, Jean Joseph: Felice Milensio, OSA, Mitbegründer des Müllner Klosters – sein Lebensweg bis 1608, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 110/111 (1970/71), 199–254.

Gavigan 1972: Gavigan, Jean Joseph: Felice Milensio, O.S.A., Mitgründer des Müllner Klosters – sein Lebensweg vom Jahre 1608 bis zum Tode 1646, in: Beck, Karl u.a. (Hg.): Sacerdos et pastor semper ubique. Festschrift Franz Loidl, Wien 1972, 235–282.

Gebhardt/Siller 1996: Gebhardt, Michael/Siller, Max (Hg.): Literatur und Sprache in Tirol. Von den Anfängen bis zum 16. Jahrhundert, Innsbruck 1996.

Gehrke 1974: Gehrke, Heinrich: Die privatrechtliche Entscheidungsliteratur Deutschlands. Charakteristik und Bibliografie der Rechtsprechungs- und Konsiliensammlungen vom 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 1974.

Geiger 1875: Ludwig Geiger (Hg.): Johann Reuchlins Briefwechsel, Stuttgart 1875 (Ndr. Hildesheim 1972).

Gelmi 1984: Gelmi, Josef: Die Brixner Bischöfe in der Geschichte Tirols, Bozen 1984.

Gelmi 1986: Gelmi, Josef: Kirchengeschichte Tirols, Innsbruck/Wien/Bozen 1986.

Gelmi 1989: Gelmi, Josef: Die Päpste in Lebensbildern, Graz/Wien/Köln 1989.

Gelmi 1990: Gelmi, Josef: Thun und Hohenstein, Peter Michael Vigil Reichsgraf von (1724–1800), in: Gatz, Erwin (Hg.): Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1648–1803. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1990, 513–514.

Gelmi 1992: Gelmi, Josef: Bedeutende Neustifter Chorherren aus neuerer Zeit, in: 850 Jahre Augustiner Chorherrenstift Neustift, Brixen 1992, 267–279.

Gelmi 2001: Gelmi, Josef: Geschichte der Kirche in Tirol. Nord-, Ost- und Südtirol, Innsbruck/Wien u.a. 2001.

Gelmi 2007: Gelmi, Josef: „Pietas et Scientia". 400 Jahre Priesterseminar Brixen 1607–2007, Brixen 2007.

Gentilini 2000: Gentilini, Maurizio: Una storia di san Vigilio quattrocentesca in un volgarizzamento della Legenda aurea, in: Codroico/Gobbi 2000, 351–362.

Gerl 1968: Gerl, Herbert: Catalogus generalis provinciae Germaniae superioris et Bavariae Societatis Jesu 1556–1773, München 1968.

Gerloni 1959: Gerloni, Bartolomeo Carlo: Un sonnetto dell'Abate Gerloni, in: Studi Trentini di Scienze Storiche 38 (1959), 301–302.

Gesaro 1988: Gesaro, Pinuccia di: Streghe. L'ossessione del diavolo, il repertorio dei malefizî, la repressione, Bozen 1988.

Giacomoni 1991: Giacomoni, Fabio (Hg.): Carte di regola e statuti delle comunità rurali Trentine, 3 Bde., Mailand 1991.

Giblin 1984: Giblin, Cathaldus: Bonaventure O'Connor Derry: A seventeenth-century Franciscan abroad, in: Journal of the Kerry Archaeological and Historical Society 17 (1984), 37–60.

Gilly 1994: Gilly, Carlos: Adam Haslmayr: der erste Verkünder der Manifeste der Rosenkreuzer, Amsterdam 1994.

Gimpl 1992: Gimpl, Georg: Die wahre Philosophie. Zum Paradigmenwechsel der österreichischen Philosophie im Maria-Theresianischen Reformkatholizismus, in: Benedikt u.a. 1996–2010, Bd. 2, 279–327.

Giner 1942: Giner, Ambros: Festschrift zum 800jährigen Jubiläum des Stiftes Novacella, Brixen [1942].

Glaser 1983: Glaser, Hubert: Bischof Arbeo von Freising als Gegenstand der neueren Forschung, in: Glaser, Hubert/Brunhölzl, Franz/Benker, Sigmund (Hg.): Vita Corbiniani. Bischof Arbeo von Freising und die Lebensgeschichte des hl. Korbinian, München u.a. 1983, 11–76.

Glei/Seidel 2008: Glei, Reinhold F./Seidel, Robert (Hg.): Das lateinische Drama der Frühen Neuzeit. Exemplarische Einsichten in Praxis und Theorie, Tübingen 2008.

Gnesotto 1891: Gnesotto, Attilio: La dottrina del P. Giovenale nelle sue relazioni con quella del P.N. Malebranche, in: Rivista italiana di filosofia 6 (1891), 339–389.

Gobbi 1990a: Gobbi, Domenico (Hg.): Bartolomeo da Trento domenicano e agiografo medievale, Trient 1990.

Gobbi 1990b: Gobbi, Domenico: Bartolomeo da Trento: la sua vita e il suo apostolato, in: Gobbi 1990a, 87–108.

Gobbi 2000: Gobbi, Domenico: Vigilius, amator pacis, in: Codroico/Gobbi 2000, 393–409.

Goller 1992: Goller, Peter (Hg.): Die Matrikel der Universität Innsbruck, Abteilung 3: Matricula universitatis, Bd. 5: 1792/93–1809/10, Teil 2, Innsbruck 1992.

Görres 1858–1874: Görres, Marie (Hg.): Joseph Görres. Gesammelte Briefe, 3 Bde., München 1858–1874.

Goswin 1996: Goswin. Sammlung von Dokumenten und Urkunden des Klosters Marienberg von der Gründung bis 1390, Bozen 1996.

Gozzi 1986: Gozzi, Marco (Hg.): Erasmo Lapicida, Sacerdos et Pontifex, motetto a quattro voci, Rovereto 1986.

Gozzi 2001: Gozzi, Marco: Musikgeschichte der Region Trient bis 1600, in: Drexel/Fink 2001, 411–423.

Grabmann 1933: Grabmann, Martin: Die Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit, Freiburg i.B. 1933.

Graesse 1972: Graesse, Johann G.T.: Orbis Latinus. Lexikon lateinischer geographischer Namen des Mittelalters und der Neuzeit, Braunschweig 1972.

Grant 1965: Grant, William Leonart: Neo-Latin literature and the pastoral, Chapel Hill 1965.

Grass 1954: Grass, Franz: Hyppolytus Guarinonius zu Hoffberg und Volderthurn, in: Dörrer 1954, 9–17.

Grass 1962: Grass, Franz: Der Brixner Geschichtsforscher Dr. Joseph Resch und seine Innsbrucker Antrittsvorlesung von 1761. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte Tirols, in: ders. (Hg.): Festschrift Hans Gamper zur Vollendung seines 65. Lebensjahres, Bd. 3, Innsbruck 1962, 167–194.

Grass 1948: Grass, Nikolaus: Die Innsbrucker Gelehrtenakademie des 18. Jahrhunderts und das Stift Wilten, in: Tiroler Heimatblätter 23 (1948), 13–19.

Grass 1951: Grass, Nikolaus: Die Kirchenrechtslehrer der Innsbrucker Universität von 1672 bis zur Gegenwart, in: Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum 31 (1951), 157–212.

Grass 1953: Grass, Nikolaus: Namhafte Haller, in: Haller Buch, Innsbruck 1953, 508–534.

Grass 1970: Grass, Nikolaus: Cusanus als Rechtshistoriker, Quellenkritiker und Jurist, in: ders. (Hg.): Cusanus-Gedächtnisschrift, Innsbruck/München 1970, 101–210.

Grass/Hochenegg 1976: Grass, Nikolaus/Hochenegg, Hans: Joseph Görres und Tirol, in: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 96 (1976), 213–236.

Grégoire 1997: Grégoire, Réginald (Hg.): L'Anaunia e i suoi martiri. XVI centenario dei martiri d'Anaunia 397–1997, Trient 1997.

Grégoire 2000: Grégoire, Réginald: Vigilio di Trento, agiografo dei Martiri d'Anaunia, in: Codroico/Gobbi 2000, 155–182.

Grill/Holzmann 1969: Grill, Severin/Holzmann, Hermann: Stiftschorherr Franz X. Kortleitner (1863–1939). Ein Religionshistoriker und Exeget im Bergland Tirol, in: Grass, Nikolaus/Ogris, Werner (Hg.), Festschrift Hans Lentze zum 60. Geburtstag, Innsbruck/München 1969, 269–294.

Grimm 1987: Grimm, Gerald: Die Schulreform Maria Theresias 1747–1775. Das österreichische Gymnasium zwischen Standesschule und allgemeinbildender Lehranstalt im Spannungsfeld von Ordensschulwesen, theresianischem Reformabsolutismus und Aufklärungspädagogik, Frankfurt a.M. 1987.

Grimm/Grimm 1854–1971: Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (Hg.): Deutsches Wörterbuch, 33 Bde., Stuttgart 1854–1971 (Ndr. München 1991).

Gritsch 1978: Gritsch, Helmut: Zur Gründungsgeschichte des Dominikanerklosters in Bozen, in: Der Schlern 52 (1978), 271–279.

Gritsch 1998: Gritsch, Helmut: Jakob von Cles – ein Opfer der Bauernunruhen im Trentino (1525), in: Innsbrucker Historische Studien 10/11 (1988), 43–76.

Grosse 1994: Grosse, Sven: Heilsungewissheit und Scrupulositas im späten Mittelalter. Studien zu Johannes Gerson und Gattungen der Frömmigkeitstheologie seiner Zeit, Tübingen 1994.

Größing 1992: Größing, Sigrid-Maria: Kaufmannstochter im Kaiserhaus. Philippine Welser und ihre Heilkunst, Wien 1992.

Gruber u.a. 1983: Gruber, Joachim u.a.: Brief, Briefliteratur, Briefsammlungen, in: LMA 2 (1983), 648–682.

Gschließer 1938: Gschließer, Oswald: Wie Kaiser, Erzherzöge und Bischof um einen Bozner Advokaten kämpften, Bozen 1938.

Gschließer 1956: Gschließer, Oswald: P. Dismas Tuzer zu seinem 100. Todestag, in: Dolomiten, 10. August 1956, 11.

Gschließer 1957: Gschließer, Oswald: P. Dismas Tuzer, in: Tiroler Heimatblätter 32 (1957), 33–34.

Gschließer 1965: Gschließer, Oswald: P. Dismas Tuzer, ein verdienstvoller Schul- und Ordensmann, in: ders.: Tirol – Österreich. Gesammelte Aufsätze zu deren Geschichte, Innsbruck 1965, 218–222.

Gstach 1983: Gstach, Ruth: Leben des Barockdichters Laurentius von Schnifis nach den derzeit bekannten Quellen, in: Vonbank, Elmar/Swozilek, Helmut (Hg.): Laurentius von Schnifis, 1633–1702. Zum 350. Geburtstag des Dichters und Musikers, Dornbirn 1983, 13–33.

Gstach 2003: Gstach, Ruth: Mirant. Komödiant und Mönch, Graz/Feldkirch 2003.

Gumposch 1851: Gumposch, Victor Philipp: Die philosophische Literatur der Deutschen von 1400 bis auf unsere Tage, Regensburg 1851.

Haarländer 2001: Haarländer, Stephanie: Von der „Destruktion" eines Heiligen. Zum Umgang Lothar Vogels mit Hagiographie, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 64 (2001), 39–57.

Hägermann/Ludwig 1986: Hägermann, Dieter/Ludwig, Karl-Heinz (Hg.): Europäisches Montanwesen im Hochmittelalter. Das Trienter Bergrecht 1185–1214, Köln/Wien 1986.

Haggenmiller 1904: Haggenmiller, Franz Seraph (Hg.): Der goldene Zirkel. Eine praktische Denkmethode, wodurch über jeden Gegenstand einer Wissenschaft zahlreiches Gedanken- und Beweismaterial gefunden werden kann. Für Redner und alle Freunde der Wissenschaft zusammengestellt von R.P. Iuvenalis von Nonsberg, Augsburg 1904.

Hahn 1983: Hahn, Ferdinand: Das Verständnis des Opfers im Neuen Testament, in: Lehmann/Schlink 1983, 51–91.

Hahn 1990: Hahn, Reinhard: ‚Von frantzosischer zungen in teütsch'. Das literarische Leben am Innsbrucker Hof des späteren 15. Jahrhunderts und der Prosaroman ‚Pontus und Sidonia (A)', Frankfurt a.M. 1990.

Haid 1995: Haid, Elisabeth: Der Streit um die Hofkaplanwürde zwischen den Äbten von Wilten, Stams und St. Georgenberg, Innsbruck 1995.

Haidacher 1952: Haidacher, Anton: Das Stift Wilten und die Universität Innsbruck 1670–1782. Ein Beitrag zur Geistes- und Kulturgeschichte Tirols im 17. und 18. Jahrhundert, Diss. Innsbruck 1952.

Haidacher 1955: Haidacher, Anton: Ein Gnadenstreit zwischen dem Stifte Wilten und der Universität Innsbruck aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts, in: Analecta Praemonstratensia 31 (1955), 100–135, 193–226.

Haidacher 1956–1962: Haidacher, Anton: Studium und Wissenschaft im Stift Wilten in Mittelalter und Neuzeit, 3 Bde., Innsbruck 1956–1962.

Haidacher 1961: Haidacher, Anton (Hg.): Die Matrikel der Universität Innsbruck, Bd. 1: Matricula philosophica, Teil 3: 1736–1754, Innsbruck 1961.

Haidacher 2000: Haidacher, Christoph (Hg.): Pater Wolfgang Lebersorgs Chronik des Klosters Stams (Stiftsarchiv Stams, Codex D 40), Innsbruck 2000.

Haidacher 2010: Haidacher, Christoph: „vive ac vince, gloriosissime imperator". Die Oratio ad augustissimum principem Maximilianum des Pandulphus Collenucius als Beispiel panegyrischer Literatur am Hof Maximilians I. zu Innsbruck, in: Latein Forum 72 (2010), 1–23.

Hallauer 2002: Hallauer, Hermann J.: Nikolaus von Kues, Bischof von Brixen 1450–1464. Gesammelte Aufsätze, Brixen 2002.

Hammer 1935: Hammer, Heinrich: Zur Baugeschichte des Zisterzienserstiftes Stams, in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 10 (1935), 24–42.

Hammermayer 1955: Hammermayer, Ludwig: Sammlung, Edition und Kritik der Monumenta Boica. Zur Frühgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1765–1768), in: Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 20 (1955), 1–44.

Hamster 1991: Hamster, Frank: Primärliteratur zu Simon von Trient. Drucke und Handschriften von 1475 bis 1500 mit Standortnachweisen, in: Bibliotheca Comunale (Hg.): Per Padre Frumenzio Ghetta, Trient 1991, 307–333.

Harris 2007: Harris, Nigel: The Light of the soul: the Lumen anime C and Ulrich Putsch's Das Liecht der sel, critical edition with introduction, Bern 2007.

Hastaba 1995/96: Hastaba, Ellen: Theater in Tirol – Spielbelege in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, in: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 75/76 (1995/96), 233–343.

Hastaba 1997: Hastaba, Ellen: Vom Lied zum Spiel. Das Anderl-von-Rinn-Lied des Hippolyt Guarinoni als Vorlage für Anderl-von-Rinn-Spiele, in: Holzner u.a. 1997, 273–288.

Haushofer 1967: Haushofer, Heinz: Das kaiserliche Pflügen, in: ders./Boelcke, Willi A. (Hg.): Wege und Forschungen der Agrargeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Günther Franz, Frankfurt a.M. 1967, 171–180.

Hawlik-van de Water 1989: Hawlik-van de Water, Magdalena: Der schöne Tod. Zeremonialstrukturen des Wiener Hofes bei Tod und Begräbnis zwischen 1640 und 1740, Wien/Freiburg i.B./Basel 1989.

Heer 1938: Heer, Gall: Johannes Mabillon und die Schweizer Benediktiner. Ein Beitrag zur Geschichte der historischen Quellenforschung im 17. und 18. Jahrhundert, St. Gallen 1938.

Heger 1970: Heger, Hedwig: Das Lebenszeugnis Walthers von der Vogelweide. Die Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger von Erla, Wien 1970.

Heidloff 1975: Heidloff, Günter: Untersuchungen zu Leben und Werk des Humanisten Jakob Philomusus Locher (1471–1528), Münster 1975.

Heilingsetzer 1993: Heilingsetzer, Georg: Die Benediktiner im 18. Jahrhundert. Wissenschaft und Gelehrsamkeit im süddeutsch-österreichischen Raum, in: Klueting, Harm u.a. (Hg.): Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland, Hamburg 1993, 208–224.

Heim 1992: Heim, Manfred: Bischof und Archidiakon. Geistliche Kompetenzen im Bistum Chiemsee (1215–1817), St. Ottilien 1992.

Heimann u.a. 1998: Heimann, Heinz-Dieter u.a. (Hg.): Kommunikationspraxis und Korrespondenzwesen im Mittelalter und in der Renaissance, München/Wien/Zürich 1998.

Heinzel 1958: Heinzel, Gottfried: Hieronymus Noldin und sein Werk, in: ZKTh 80 (1958), 200–210.

Heiss, G. 2004: Heiss, Gernot: Die „Litterae annuae“ und die „Historiae“ der Jesuiten, in: Pauser/Scheutz/Winkelbauer 2004, 663–674.

Heiss, H. 2004: Heiss, Hans: Il precettore e il bibliofilo. Giovanni Battista Graser nella Bolzano di metà settecento, in: Luzzi 2004a, 93–110.

Helas 1999: Helas, Philine: Festkultur/Trionfi, in: DNP 13 (1999), 1105–1115.

Henke 2007: Henke, Rainer: Brief des Sidonius Apollinaris an Burgundio (epist. 9, 14) und seine versteckte Zeitkritik, in: Hermes 135 (2007), 216–227.

Hennig 1972: Hennig, Ursula: Zu dem sog. Osterspiel-Fragment von Innichen, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 101 (1972), 358–368.

Herold 2002: Herold, Jürgen: Der Aufenthalt des Markgrafen Gianfrancesco Gonzaga zur Erziehung an den Höfen der fränkischen Markgrafen von Brandenburg 1455–1459. Zur Funktionsweise und zu den Medien der Kommunikation zwischen Mantua und Franken im Spätmittelalter, in: Nolte, Cordula/Spieß, Karl-Heinz/Werlich, Ralf-Gunnar (Hg.): Principes. Dynastien und Höfe im späten Mittelalter, Stuttgart 2002, 199–234.

Herrmann-Schneider 2008: Herrmann-Schneider, Hildegard: Wolfgang Amadé Mozart im Dienst der Tiroler Schützen, in: Der Schlern 82 (2008), 4–17.

Hess 1994: Hess, Peter: Dichtkunst, in: HWRh 2 (1994), 643–668.

Hilka/Schumann/Bischoff 1941–1970: Hilka, Alfons/Schumann, Otto/Bischoff, Bernhard (Hg.): Carmina Burana. Mit Benutzung der Vorarbeiten Wilhelm Meyers, 2 Bde., Heidelberg 1941–1970.

Hirn 1885–1888: Hirn, Josef: Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 2 Bde., Innsbruck 1885–1888.

Hirn 1898: Hirn, Josef: Kanzler Bienner und sein Prozeß, Innsbruck 1898.

Hirn 1909: Hirn, Josef: Tirols Erhebung im Jahre 1809, Innsbruck 1909.
Hirn 1915: Hirn, Josef: Erzherzog Maximilian der Deutschmeister, Bd. 1, Innsbruck 1915.
Hirsch 1929–1935: Hirsch, August (Hg.): Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker (vor 1880), 2 Bde., Berlin/Wien 1929–1935.
Hochenegg/Hochenegg 1975: Hochenegg, Annemarie/Hochenegg, Hans: Die Burgklehner (Burglechner) zu Thierburg und Vollandsegg. Geschichte eines Tiroler Geschlechtes 1390–1807, in: Carlen/Steinegger 1975, 395–462.
Hochenegg 1974: Hochenegg, Hans: Johann Christoph Froelich von Froelichsburg, ein menschlich fühlender Strafjurist, in: Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte 10 (1974), 61–65.
Hochenegg 1977: Hochenegg, Hans: Tiroler Ärzte und Pharmazeuten als Künstler und Schriftsteller, Forscher und Volksvertreter, in: Tiroler Heimat 40 (1977), 135–162.
Hofbauer 1940: Hofbauer, Josef: Rezension zu Kortleitner, Franz Xaver: Quid sanctitas in Vetere Testamento valeat, Innsbruck 1939, in: ZKTh 64 (1940), 39.
Höfer 1893: Höfer, August: Die Reiserechnungen des Bischofs Wolfger von Passau, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 17 (1893), 441–549.
Hofmann 2001: Hofmann, Heinz: Von Africa über Bethlehem nach America: das Epos in der neulateinischen Literatur, in: Rüpke, Jörg (Hg.): Von Göttern und Menschen erzählen. Formkonstanzen und Funktionswandel vormoderner Epik, Stuttgart 2001, 130–182.
Hofmann 1908: Hofmann, Michael: Das Nikolaihaus zu Innsbruck einst und jetzt, Innsbruck 1908.
Hohenegger 1898: Hohenegger, Agapit: Das Kapuziner-Kloster zu Meran, Innsbruck 1898.
Holaus 1873/74: Holaus, Maximilian: Kurze Geschichte des k.k. Gymnasiums zu Hall von seiner Entstehung bis auf die Gegenwart, in: Programm des k.k. Obergymnasiums zu Hall 1873/74, 3–25.
Holder-Egger 1896: Holder-Egger, Oswald: Monumenta Germaniae historica. Sriptorum tomus XXX, pars I: Supplementa tomorum XVI–XXV, Berlin 1896 (Ndr. 1976).
Holthoefer 1969: Holthoefer, Ernst: Literaturtypen des mos italicus in der europäischen Literatur der frühen Neuzeit, in: Ius commune 2 (1969), 130–166.
Holtzmann 1903: Holtzmann, Robert: Kaiser Maximilian II. bis zu seiner Thronbesteigung (1527–1564), Berlin 1903.

Holzapfel 1909: Holzapfel, Heribert: Handbuch der Geschichte des Franziskanerordens, Freiburg i.B. 1909.

Holzapfel 2008: Holzapfel, Julian: Kanzleikorrespondenz des späten Mittelalters in Bayern: Schriftlichkeit, Sprache und politische Rhetorik, München 2008.

Holzberg 1983: Holzberg, Niklas (Hg.): Willibald Pirckheimer: Eckius dedolatus/Der enteckte Eck, Stuttgart 1983.

Holzner u.a. 1997: Holzner, Johann u.a. (Hg.): Literatur und Sprachkultur in Tirol, Innsbruck 1997.

Holzner/Walde 2005: Holzner, Johann/Walde, Elisabeth (Hg.): Brüche und Brücken. Kulturtransfer im Alpenraum von der Steinzeit bis zur Gegenwart, Wien/Bozen 2005.

Hormayr zu Hortenburg, Joseph von: Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tirol, 2 Bde., Tübingen 1806–1808.

Hsia 1992: Hsia, Ronnie Po-Chia: Trent 1475. Stories of a ritual murder trial, New Haven 1992.

Huber 2009: Huber, Michael: Anton Roschmanns Inscriptiones. Text, Übersetzung, Kommentar, Innsbruck/Wien 2009.

Huber 2010: Huber, Michael: In unum corpus colligamus! Dokumentation, Interpretation und Präsentation archäologischer Funde in Anton Roschmanns Inscriptiones, in: Müller/Schaffenrath 2010, 143–148.

Hueber 1932: Hueber, Hans: Stefan von Mayrhofen zu Koburg und Anger, in: Der Schlern 13 (1932), 300–305.

Huter 1937: Huter, Franz: Wilhelm Putsch. Versuch einer Lebensskizze, in: Historische Blätter 7 (1937), 89–96; wieder abgedruckt in: Cescutti 1997, 60–65.

Huter 1954: Huter, Franz (Hg.): Die Matrikel der Universität Innsbruck, Bd. 1: Matricula philosophica, Teil 2: 1701–1735, Innsbruck 1954.

Hye 1970: Hye, Franz-Heinz: Die Innsbrucker Familie Weinhart im Tiroler Geistesleben (1600–1833), Innsbruck/München 1970.

Hye u.a. 1980: Hye, Franz Heinz u.a.: Die Städte Tirols, Teil 1: Bundesland Tirol, Wien 1980.

IJsewijn 1983: IJsewijn, Jozef: Die humanistische Biographie, in: Buck, August (Hg.): Biographie und Autobiographie in der Renaissance. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 1. bis 3. November 1982, Wiesbaden 1983, 1–20.

Inama-Sternegg 1978: Inama-Sternegg, Hanns: Geschichte aller Familien Inama, Innsbruck 1978.

Innerhofer 1982: Innerhofer, Josef: Die Kirche in Südtirol – gestern und heute, Bozen 1982.

Iserloh 1979: Iserloh, Erwin: Das tridentinische Messopferdekret in seinen Beziehungen zu der Kontroverstheologie der Zeit, in: Bäumer, Remigius (Hg.): Concilium Tridentinum, Darmstadt 1979, 341–381.

Jacobsen 1965: Jacobsen, Peter Christian: Die Quirinalien des Metellus von Tegernsee. Untersuchungen zur Dichtkunst und kritische Textausgabe, Leiden/Köln 1965.

Jäger 1861: Jäger, Albert: Der Streit des Nicolaus von Cusa mit dem Herzoge Sigmund von Österreich als Grafen von Tirol, Bd. 2, Innsbruck 1861.

Jaumann 1998: Jaumann, Herbert (Hg.): Kaspar Schoppe (1576–1649). Philologe im Dienste der Gegenreformation, Frankfurt a.M. 1998.

Jax 1938: Jax, Karl: Johannes Putschius. Ein Tiroler Humanistendichter (1516–1542), in: Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum 18 (1938), 333–347.

Johanek 1987: Johanek, Peter: Weltchronistik und regionale Geschichtsschreibung im Spätmittelalter, in: Patze, Hans (Hg.): Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im Spätmittelalter, Sigmaringen 1987, 287–330.

Jordan 1917: Jordan, Hermann: Reformation und gelehrte Bildung in der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth. Eine Vorgeschichte der Universität Erlangen, Teil 1 (bis gegen 1560), Leipzig 1917.

Jungmann 1957: Jungmann, Josef Andreas: Der liturgische Wochenzyklus, in: ZKTh 79 (1957), 45–68.

Jütte 2001: Jütte, Robert: Das große Buch des menschlichen Körpers. Zur Sozialgeschichte der Anatomie, 1500–1800, in: Dietrich-Daum, Elisabeth/Matt, Werner/Platzgummer, Hanno (Hg.), Geschichte der Medizin, Dornbirn 2001, 99–110.

Kagerer 2010: Kagerer, Katharina: Die Jesuiten und der Hof. Matthäus Rader, Andreas Brunner und Jacob Balde als Landesgeschichtsschreiber im 17. Jahrhundert, in: Oswald, Julius/Selbmann, Rolf/Wiener, Claudia (Hg.): Serenissimi Gymnasium. 450 Jahre bayerische Bildungspolitik vom Jesuitenkolleg zum Wilhelmsgymnasium München, Regensburg/Rom 2010, 43–59.

Kantzenbach 1972: Kantzenbach, Friedrich Wilhelm: Martin Luther. Der bürgerliche Reformator, Göttingen/Zürich/Frankfurt a.M. 1972.

Kastner 1974: Kastner, Jörg: Historiae fundationum monasteriorum. Frühformen monastischer Institutionengeschichtsschreibung im Mittelalter, München 1974.

Kemmler 2002: Kemmler, Rolf: Das Hexaglotton (1762) von Ignaz Weitenauer: die erste Beschreibung der portugiesischen Sprache in Deutschland?, in: Große, Sybille/Schönberger, Axel (Hg.): Ex oriente lux. Festschrift für Eberhard Gärtner zu seinem 60. Geburtstag, Frankfurt a.M. 2002, 257–275.

Kemper 1984: Kemper, Raimund: Gregor Heimburgs Manifest in der Auseinandersetzung mit Pius II., Mannheim 1984.

Kepper 1999: Kepper, Martina: Hellenistische Bildung im Buch der Weisheit. Studien zur Sprachgestalt und Theologie der Sapientia Salomonis, Berlin/New York 1999.

Kiby 1995: Kiby, Ulrika: Bäder und Badekultur in Orient und Okzident. Antike bis Spätbarock, Köln 1995.

Kimmich 1999: Kimmich, Dorothee: Epikureismus, in: DNP 13 (1999), 985–996.

Kink 1852: Kink, Rudolf (Hg.): Codex Wangianus. Urkundenbuch des Stiftes Trient, begonnen unter Friedrich von Wangen, Bischofe von Trient und Kaiser Friedrichs II. Reichsvicar für Italien, fortgesetzt von seinen Nachfolgern, Wien 1852.

Kinzl 1976: Kinzl, Hans (Hg.): Peter Anich, 1723–1766. Der erste „Bauernkartograph“ von Tirol. Beiträge zur Kenntnis seines Lebenswerkes, Innsbruck 1976.

Kirmeier u.a. 2002: Kirmeier, Josef/Schneidmüller, Bernd/Weinfurter, Stefan/Brockhoff, Evamaria (Hg.): Kaiser Heinrich II. 1002–1024. Begleitband zur Bayerischen Landesausstellung 2002, Bamberg, 9. Juli bis 20. Oktober 2002, Stuttgart 2002.

Kisser 1994: Kisser, Regina: Lateinische Epithalamien auf die Hochzeit Maximilians I. mit Bianca Maria Sforza, Dipl. Wien 1994.

Klaar 1928: Klaar, Karl: Die Herren- und Bürgerkongregation in Innsbruck 1578–1928. Festschrift zu ihrem 350jährigen Bestehen, Innsbruck [1928].

Kleber 1982: Kleber, Karl-Heinz: Gerechtigkeit als Liebe. Die Moraltheologie Herkulan Oberrauchs OFM (1728–1808), Düsseldorf 1982.

Klomps 1963: Klomps, Heinrich: Tradition und Fortschritt in der Moraltheologie. Die grundsätzliche Bedeutung der Kontroverse zwischen Jansenismus und Probabilismus, Köln 1963.

Knape 1994: Knape, Joachim: Elocutio, in: HWRh 2 (1994), 1022–1083.

Knape 1996: Knape, Joachim: Figurenlehre, in: HWRh 3 (1996), 289–342.

Knapp 1994: Knapp, Fritz Peter: Die Literatur des Früh- und Hochmittelalters in den Bistümern Passau, Salzburg, Brixen und Trient von den Anfängen bis zum Jahre 1273, Graz 1994.

Knapp 1996: Knapp, Fritz Peter: Carmina Burana. Europäische Lyrik in Südtirol, in: Gebhardt/Siller 1996, 129–140.

Knapp 1999: Knapp, Fritz Peter: Die Literatur des Spätmittelalters in den Ländern Österreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg und Tirol von 1273 bis 1439, Halbband 1: Die Literatur in der Zeit der frühen Habsburger bis zum Tod Albrechts II. 1358, Graz 1999.

Knapp 2000: Knapp, Fritz Peter: Ein vergessener Autor des Spätmittelalters: Rudolf von Stams († 1294), in: Plangg, Guntram A./Thurnher, Eugen (Hg.): Sprache und Dichtung in Vorderösterreich: Elsass, Schweiz, Schwaben, Vorarlberg, Tirol. Ein Symposion für Achim Masser zum 65. Geburtstag am 12. Mai 1998, Innsbruck 2000, 99–110.

Knapp 2004: Knapp, Fritz Peter: Die Literatur des Spätmittelalters in den Ländern Österreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg und Tirol von 1273 bis 1439, Halbband 2: Die Literatur in der Zeit der habsburgischen Herzöge von Rudolf IV. bis Albrecht V. (1358–1439), Graz 2004.

Koch 1934: Koch, Ludwig: Jesuiten-Lexikon, Paderborn 1934.

Köfler 1978: Köfler, Werner (Hg.): Die ältesten Urbare des Zisterzienserstiftes Stams von dessen Gründung bis 1336, Innsbruck 1978.

Köfler 1995: Köfler, Werner: Die Gründungsausstattung des Stiftes Stams, in: Riedmann, Josef u.a. (Hg.): Eines Fürsten Traum. Meinhard II. – Das Werden Tirols. Tiroler Landesausstellung 1995. Schloß Tirol – Stift Stams, Dorf Tirol/Innsbruck 1995, 367–370.

Kofler/Schaffenrath/Tilg 2008: Kofler, Wolfgang/Schaffenrath, Florian/Tilg, Stefan: Eine Musentravestie an der Universität. Der Helicon Oenipontanus für Prinzessin Amalia Wilhelmine von Braunschweig-Lüneburg, in: Gastgeber, Christian/Klecker, Elisabeth (Hg.): Neulatein an der Universität Wien. Ein literarischer Streifzug, Wien 2008, 319–346.

Kohlschmidt 1958: Werner Kohlschmidt, Festspiel, in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte 1 (²1958), 458–461.

Koller 1986: Koller, Heinrich: Eine deutsche Fassung der kleinen Stamser Chronik, in: Römische Historische Mitteilungen 28 (1986), 169–183.

Kollman 1965: Kollmann, Johann: Die Matrikel der Universität Innsbruck, Bd. 2: Matricula theologica, Teil 1: 1671–1701, Innsbruck 1965.

Kollmann 1972: Kollmann, Johann: Die Matrikel der Universität Innsbruck, Bd. 2: Matricula theologica, Teil 2: 1701–1735, Innsbruck 1972.

König 1923: König, Erich (Hg.): Konrad Peutingers Briefwechsel, München 1923.

Korenjak 2002: Korenjak, Martin: Johannes Leucht, Epithalamium Heroicum. Ein lateinisches Hochzeitsgedicht für Erzherzog Ferdinand II. und Anna Caterina Gonzaga, Innsbruck 2002.

Korenjak 2008: Korenjak, Martin: Applausus ad Principem Eugenium. Ein neulateinisches Ereignislied, in: Neulateinisches Jahrbuch 10 (2008), 177–194.

Korenjak 2010: Korenjak, Martin: Latin poetry about Simon of Trento, in: Schnur, Rhoda (Hg.): Acta conventus Neo-Latini Budapestinensis. Proceedings of the thirteenth international congress of Neo-Latin studies, Tempe (AZ) 2010, 397–406.

Korenjak/Schaffenrath 2010: Korenjak, Martin/Schaffenrath, Florian (Hg.): Der Altsprachliche Unterricht in der Frühen Neuzeit, Innsbruck u.a. 2010.

Korsch 1997: Korsch, Dietrich: Martin Luther zur Einführung, Hamburg 1997.

Kristeller 1993: Kristeller, Paul Oscar: The alleged ritual murder of Simon of Trent (1475) and its literary repercussions. A bibliographical study, in: Proceedings of the American Academy for Jewish Research 59 (1993), 103–115.

Krusch 1920: Krusch, Bruno (Hg.): Arbeonis episcopi Frisingensis vitae sanctorum Haimhrammi et Corbiniani, Hannover 1920.

Kucera/Truc 1968: Kucera, Karel/Truc, Miroslav: Matricula facultatis medicae universitatis Pragensis 1657–1783, Prag 1968.

Kugler 1965: Kugler, Georg (Hg.): Urkunden des Augustiner-Chorherrenstiftes Neustift bei Brixen, Graz/Wien 1965.

Kühebacher 1982: Kühebacher, Egon: Joseph Resch. Zum 200. Todestag des großen Tiroler Historikers, in: Der Schlern 56 (1982), 435–440.

Kühlmann/Niehl 2009: Kühlmann, Wilhelm/Niehl, Rüdiger: Locher (Philomusus), Jakob, in: Worstbrock, Franz Josef (Hg.): Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon, Bd. 2, Berlin/New York 2009, 62–86.

Kühlmann u.a. 1997: Kühlmann, Wilhelm/Seidel, Robert/Wiegand, Hermann (Hg.): Humanistische Lyrik des 16. Jahrhunderts. Lateinisch und deutsch, Frankfurt a.M. 1997.

Künzle 1977: Künzle, Pius: Heinrich Seuses Horologium sapientiae. Erste kritische Ausgabe unter Benützung der Vorarbeiten von Dominikus Planzer OP, Freiburg i.B. 1977.

Kustatscher 1992: Kustatscher, Erika: Die Staffler von Siffian. Eine Rittner Familie zwischen Bauerntum und Bürgerlichkeit (1334–1914), Innsbruck 1992.

Kustatscher 2007: Kustatscher, Erika: Virtus in medio consistit. Klugheit und Gerechtigkeit in moraltheologischen Arbeiten aus Tirol vom 17. bis ins frühe 20. Jahrhundert, in: Mühlberger, Georg/Blaas, Mercedes (Hg.): Grafschaft Tirol – Terra Venusta, Innsbruck 2007, 367–382.

Laimer u.a. 1994: Laimer, Martin u.a.: 500 Jahre Stamser in Mais, Lana 1994.

Lakner 1958: Lakner, Franz: Die dogmatische Theologie in Innsbruck 1857–1957, in: ZKTh 80 (1958), 101–141.

Lammers 2000: Lammers, Heike Sigrid: Carmina Burana. Musik und Aufzeichnung, München 2000.

Lantschner 1980: Lantschner, Rudolf: Der blinde Propst aus Völlan (1828–1899), in: Der Schlern 54 (1980), 528–532.

Lausberg 1960: Lausberg, Heinrich: Handbuch der literarischen Rhetorik, 2 Bde., München [2]1960.

Lazzarini 1996: Lazzarini, Isabella: Fra un principe e altri stati. Relazioni di potere e forme di servizio a Mantova nell'età di Ludovico Gonzaga, Rom 1996.

Lechner 1907–1914: Lechner, Karl: Geschichte des Gymnasiums, in: Programm des k.k. Staats-Gymnasiums in Innsbruck 58 (1907)–65 (1914) [durchlaufend paginiert].

Lecore 1941: Lecore, Torquatus da: Il divino nella gnoseologia del P. Giovenale Ruffini, Diss. Rom 1941.

Lehmann/Schlink 1983: Lehmann, Karl/Schlink, Edmund (Hg.): Das Opfer Jesu Christi und seine Gegenwart in der Kirche. Klärungen zum Opfercharakter des Herrenmahles, Freiburg i.B./Göttingen 1983.

Leinsle 2006a: Leinsle, Ulrich Gottfried: Dichtungen Jacob Pontanus' in der Handschrift Studienbibliothek Dillingen XV 399, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen 107 (2006), 259–324.

Leinsle 2006b: Leinsle, Ulrich Gottfried: Dilinganae Disputationes. Der Lehrinhalt der gedruckten Disputationen an der Philosophischen Fakultät der Universität Dillingen 1555–1648, Regensburg 2006.

Leisegang 1950: Leisegang, Hans: Platon, in: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft 40 (1950), 2342–2537.

Lentner 1897: Lentner, Ferdinand: Die Franzosen in Brixen. 24. März–6. April 1799. Denkwürdigkeiten des Völkerrechts, Innsbruck 1897.

Lentze 1957: Lentze, Hans Hermann: Die St. Jakobskirche im Lichte der Rechtsgeschichte, in: Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Innsbruck 12 (1957), 1–18.

Lentze 1964: Lentze, Hans Hermann: Studia Wiltinensia. Studien zur Geschichte des Stiftes Wilten, Innsbruck 1964.

Leonhardt 1989: Leonhardt, Jürgen: Dimensio syllabarum. Studien zur lateinischen Prosodie- und Verslehre von der Spätantike bis zur frühen Renaissance, Göttingen 1989.

Leonhardt 2009: Leonhardt, Jürgen: Latein: Geschichte einer Weltsprache, München 2009.

Lercher 1922: Lercher, Ludwig: De Analysi Fidei, in: ZKTh 46 (1922), 423–431.

Leutenstorfer 1998: Leutenstorfer, Peter (Hg.): P. Simon Scharl SJ: Misologus resipiscens, St. Blasien 1998 (privat vervielfältigtes Typoskript).

Leutenstorfer 2001: Leutenstorfer, Peter: Vier lateinische Jesuiten-Theaterstücke aus Hall in Tirol, in: Oswald, Julius/Haub, Rita (Hg.): Jesuitica. Forschungen zur Geschichte des Jesuitenordens in Bayern bis zur Aufhebung 1773, München 2001, 531–549.

Lhotsky 1941/45: Lhotsky, Alphons: Die Geschichte der Sammlungen, in: ders. (Hg.): Festschrift des Kunsthistorischen Museums zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes, Bd. 2,1, Wien 1941/45.

Lhotsky 1962: Lhotsky, Alphons: Österreichische Historiographie, Wien 1962.

Lhotsky 1963: Lhotsky, Alphons: Quellenkunde zur mittelalterlichen Geschichte Österreichs, Wien 1963.

Lindner 1886: Lindner, Pirmin: Die Aufhebung der Klöster in Deutschtirol 1782–1787, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg 30 (1886), 9–278.

Linke 1967: Linke, Karin: Beamtenschematismus der drei o.ö. Wesen unter Karl VI., Diss. Innsbruck 1967.

Lo Preiato 2003: Lo Preiato, Maria Teresa: La civitas Tridenti nel Cinquecento, in: Studi Trentini di Scienze Storiche 82 (2003), 795–815.

Locher 1995: Locher, Elmar (Hg.): Hippolytus Guarinonius im interkulturellen Kontext seiner Zeit. Acta der Tagung Neustift 1993, Bozen/Innsbruck 1995.

Löfstedt 2000: Löfstedt, Bengt: Zu Arbeos Latein, in: ders.: Ausgewählte Aufsätze zur lateinischen Sprachgeschichte und Philologie, hg. von Berschin, Walter, Stuttgart 2000, 238–260.

Lohse 1981: Lohse, Bernhard: Martin Luther. Eine Einführung in sein Leben und Werk, München 1981.

Longo 2000: Longo, Caterina: Kat.-Nr. 2-10-1 bis 2-10-3, in: Circa 1500, 2000, 354.

Löwe 1951: Löwe, Heinz: Ein literarischer Widersacher des Bonifatius. Virgil von Salzburg und die Kosmographie des Aethicus Ister, in: Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Geistes- und sozialwissenschaftliche Klasse 11 (1951), 903–988.

Löwe 1973: Löwe, Heinz: Arbeo von Freising. Eine Studie zu Religiosität und Bildung im 8. Jahrhundert (1951), in: ders.: Von Cassiodor zu Dante. Ausgewählte Aufsätze zur Geschichtsschreibung und politischen Ideenwelt des Mittelalters, Berlin u.a. 1973, 75–110.

Ludwig 1982: Ludwig, Walther: Neulateinische Lehrgedichte und Vergils Georgica, in: Green, Dennis Howard (Hg.): From Wolfram and Petrarch to Goethe and Grass. Studies in literature in honour of Leonard Forster, Baden-Baden 1982, 151–180.

Lühr 1986: Lühr, Rosemarie: Deutsche Sprache, in: LMA 3 (1986), 758–766.

Lukács 1965–1992: Lukács, Ladislaus (Hg.): Monumenta Paedagogica Societatis Iesu. Nova editio ex integro refecta, 7 Bde., Rom 1965–1992.

Lunelli 1949: Lunelli, Renato: Contributi trentini alle relazioni musicali fra l'Italia e la Germania nel Rinascimento, in: Acta musicologica 21 (1949), 41–70.

Luzzi 2004a: Luzzi, Serena (Hg.): Aufklärung cattolica ed età delle riforme. Giovanni Battista Graser nella cultura Europea del settecento, Rovereto 2004.

Luzzi 2004b: Luzzi, Serena: Itinerari incerti di un inflessibile muratoriano. Giovanni Battista Graser (1718–1786), in: Luzzi 2004a, 9–91.
Luzzi 2005: Luzzi, Serena (Hg.): Lettere inedite di Carlantonio Pilati, aspirante professore a Padova, all'abate Calogerà e al consultore „in jure" Trifone Wrachien (1764), in: Ferrari/Romagnani 2005, 343–363.

Maass 1969: Maass, Ferdinand: Der Frühjosephinismus, Wien/München 1969.
Maggioni 1990: Maggioni, Giovanni Paolo: Aspetti originali della Legenda aurea di Iacopo da Varazze, in: Medioevo e Rinascimento 4,1 (1990), 143–201.
Mairhofer 2002/03: Mairhofer, Daniela (Hg.): Johannes Küfner, Oratiuncula parenetica. Einleitung, Text, Übersetzung und Kommentar, Dipl. Innsbruck 2002/03.
Mairhofer 1867: Mairhofer, Theodor: Das Todtenbuch oder Memoriale Benefactorum des Chorherren-Stiftes Neustift bei Brixen, in: Der Geschichtsfreund 2 (1867), 1–343, I–XV.
Mantl 1997: Mantl, Elisabeth: Heirat als Privileg. Obrigkeitliche Heiratsbeschränkungen in Tirol und Vorarlberg 1820 bis 1920, Wien/München 1997.
Marchisello 2008: Marchisello, Andrea: La ragione del diritto. Carlantonio Pilati tra cattedra e foro nel trentino del tardo settecento, Mailand 2008.
Margreiter 1937: Margreiter, Hans: Tiroler Anonymen- und Pseudonymenlexikon, Innsbruck 1937.
Martin 1906: Martin, Alfred: Deutsches Badewesen, Jena 1906.
Maso/Caruana 2005: Maso, Dario di/Caruana, Edmondo: L'abate Carlo Egger: Latinista di cinque pontifici, Osservatore Romano, 3. September 2005, 5.
Mauz 1992: Mauz, Jörg: Ulrich Molitoris. Ein süddeutscher Humanist und Rechtsgelehrter, Wien 1992.
Mauz 1997: Mauz, Jörg (Hg.): Ulrich Molitoris. Schriften, Konstanz 1997.
Mayer 1931: Mayer, Matthias: Die Reise Ritter Martin Baumgartners von Breitenbach ins heilige Land 1507 und sein Lebensbild, Kufstein 1931.
Maylender 1926–1930: Maylender, Michele: Storia delle Accademie d'Italia, 5 Bde., Bologna 1926–1929.
Mazzuchelli 1753–1756: Mazzuchelli, Giammaria: Gli scrittori d'Italia, cioè notizie storiche, e critiche intorno alle vite, e agli scritti dei leterati Italiani, 2 Bde. zu 2 bzw. 4 Teilen, Brescia 1753–1756.
McManamon 1989: McManamon, John M.: Funeral oratory and the cultural ideals of Italian humanism, Chapel Hill/London 1989.
Medizinische Fakultät 1992: Die Medizinische Fakultät der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Innsbruck 1992.
Meier-Oeser 1989: Meier-Oeser, Stephan: Die Präsenz des Vergessenen. Zur Re-

zeption der Philosophie des Nicolaus Cusanus vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, Münster 1989.

Meisner 1969: Meisner, Heinrich Otto: Archivalienkunde vom 16. Jahrhundert bis 1918, Göttingen 1969.

Meister 1958: Meister, Richard: Geschichte des Doktorates der Philosophie an der Universität Wien, Wien 1958.

Menestò 1985: Menestò, Enrico: Le lettere di s. Vigilio, in: Quacquarelli, Antonio/Rogger, Iginio (Hg.): I martiri della Val di Non e la reazione pagana alla fine del IV secolo. Atti del convegno tenuto a Trento il 27–28 marzo 1984, Trient 1985, 151–170.

Menke 1980: Menke, Karl-Heinz: Vernunft und Offenbarung nach Antonio Rosmini. Der apologetische Plan einer christlichen Enzyklopädie, Innsbruck 1980.

Menta 1993: Menta, Liliana: Nr. 9–106, in: Dal Prà 1993, 337–343.

Meschler 1910: Meschler, Moritz: Die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu, Freiburg i.B. 1910.

Messina 2003: Messina, Gaetano (Hg.): Antonio Rosmini-Serbato. Nuovo saggio sull'origine delle idee, Rom 2003.

Meuthen 2003: Meuthen, Erich: Nikolaus von Kues. 1401–2001, in: Mitteilungen und Forschungsbeiträge der Cusanus-Gesellschaft 28 (2003), 3–25.

Meyer/Unterforcher 1908: Meyer, Adolf Bernhard/Unterforcher, August: Die Römerstadt Agunt bei Lienz in Tirol. Eine Vorarbeit zu ihrer Ausgrabung, Berlin 1908.

Mierau/Sander-Berke/Studt 1996: Mierau, Heike Johanna/Sander-Berke, Antje/Studt, Birgit: Studien zur Überlieferung der Flores temporum, Hannover 1996.

Miller 2003: Miller, John F.: Ovid's Fasti and the Neo-Latin Christian calendar poem, in: International Journal of the Classical Tradition 10 (2003), 173–186.

Minoncio 2000: Minoncio, Franco: Incunaboli e cinquecentine del Fondo trentino della Biblioteca comunale di Trento, in: Biblioteche oggi 10 (2000), 68–72.

Mitterbacher 1962: Mitterbacher, Andreas: Der Einfluss der Aufklärung an der Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck (1790–1823), Innsbruck 1962.

Mitterrutzner 1882: Mitterrutzner, Johann Chrysostomus: Ein Blatt der Erinnerung an Dr. Joseph Resch, Gymnasial-Präfect zu Brixen und Geschichtschreiber, in: XXXII. Programm des k.k. Gymnasiums zu Brixen, Brixen 1882, 24–32.

Mitterstiller 1933: Mitterstiller, Sepp (Hg.): Guarinonius, Hippolytus: Thomas von Bergamo, Kapuzinerlaienbruder, Innsbruck 1933.

Morizzo 1889: Morizzo, Marco (Hg.): Medicaeum Tridentinum, id est syllabus medicorum civitatis et dioecesis Tridentinae interiectis etiam chirurgis omnis

aevi ac meriti, collectum cura et labore P. Ioannis Chrysostomi Tovazzi, Trient 1889.

Moser 1996: Moser, Heinz: Von Apothekern, Ärzten, Badern und Hebammen. Zur Geschichte des Gesundheitswesens der Stadt Hall in Tirol, Hall 1996.

Moss 1986: Moss, Ann: The counter-reformation Latin hymn, in: McFarlane, Ian D. (Hg.): Acta conventus Neo-Latini Sanctandreani, Binghamton, New York 1986, 371–378.

Mraz 1968: Mraz, Gottfried: Geschichte der theologischen Fakultät der Universität Innsbruck von ihrer Gründung bis zum Jahre 1740, Innsbruck 1968.

Mühlberger 1998: Mühlberger, Georg: Absolutismus und Freiheitskämpfe, in: Fontana u.a. 1998, 289–579.

Müller 1994: Müller, Christian: Zur Geschichte der Krankengeschichte, in: Janz, Dieter (Hg.): Krankengeschichte. Biographie – Geschichte – Dokumentation, Würzburg 1999.

Müller/Schaffenrath 2007: Müller, Florian/Schaffenrath, Florian (Hg.): Anton Roschmanns lateinische Beschreibung der Ruinen von Aguntum, Innsbruck 2007.

Müller/Schaffenrath 2010: Müller, Florian/Schaffenrath, Florian (Hg.): Anton Roschmann (1694–1760). Aspekte zu Leben und Wirken des Tiroler Polyhistors, Innsbruck 2010.

Müller 1982: Müller, Jan-Dirk: Gedechtnus. Literatur und Hofgesellschaft um Kaiser Maximilian I., München 1982.

Müller 1999: Müller, Jan-Dirk (Hg.): Mittelalter. Neue Wege durch einen alten Kontinent, Stuttgart 1999.

Müller 1959: Müller, Josef: Der Freiburger Pastoraltheologe Carl Schwarzel (1746–1809). Unter besonderer Berücksichtigung seiner Stellung zu Jansenismus und Aufklärung, Diss. Freiburg i.B. 1959.

Müller 1981: Müller, Ulrich: Mehrsprachigkeit und Sprachmischung als poetische Technik: Barbarolexis in den Carmina Burana, in: Pöckl, Wolfgang (Hg.): Europäische Mehrsprachigkeit. Festschrift zum 70. Geburtstag von Mario Wandruszka, Tübingen 1981, 87–104.

Münch-Kienast 2000: Münch-Kienast, Barbara: Philothea von Johannes Paullin. Das Jesuitendrama und die Geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola, Aachen 2000.

Murray 1996: Murray, Penelope: Plato on poetry, Cambridge 1996.

Mutschlechner 1975/76: Das Jesuitentheater in Brixen im 18. Jahrhundert, Diss. Padua 1975/76.

Nägele 1938: Nägele, Anton: Ulrich Putsch aus Donauwörth, Kanzler von Tirol,

Bischof von Brixen, Verfasser lateinischer und deutscher Schriften, in: Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum 18 (1938), 281–332.

Naimer 1990: Naimer, Erwin: Das Bistum Chiemsee in der Neuzeit, Rosenheim 1990.

Natali 1949: Natali, Giulio: Tartarotti, Girolamo, in: Enciclopedia Italiana di scienze, lettere ed arti 33 (1949), 289.

Naupp 1988: Naupp, Thomas: Präventivmaßnahmen gegen die Pest. Ein Schreiben des Odoricus de Arccho [sic] an Heinrich (IV.) von Rottenburg im Georgenberger Codex HS 167 aus dem Jahr 1399, in: Der Schlern 62 (1988), 59–68.

Naupp 1989: Naupp, Thomas: „Udalricus de Tridento“, Arzt in Innsbruck berät den Klosterapotheker von St. Georgenberg, in: Der Schlern 63 (1989), 420–435.

Naupp/Reiter/Ruggenthaler 2009: Naupp, Thomas/Reiter, Martin/Ruggenthaler, Oliver: 1809. Der Freiheitskampf im Unterinntal. Schwaz – Achental – Zillertal – Rattenberg, Reith im Alpbachtal 2009.

Neuber 1996: Neuber, Wolfgang: Gymnasialrede, in: HWRh 3 (1996), 1249–1262.

Neuhauser 1988: Neuhauser, Walter: Bibliotheca Wilthinensis. Die Wiltener Stiftsbibliothek in Vergangenheit und Gegenwart, Innsbruck 1988.

Neuhauser 2001: Neuhauser, Walter: Musikgeschichtliche Quellen in Klöstern, Bibliotheken und Archiven, in: Drexel/Fink 2001, 145–219.

Neuhauser 2002: Neuhauser, Walter: Comparatus Ingolstadii. Die Bücherkäufe des Tirolers Christoph Wilhem Putsch in Ingolstadt als Hilfe zur Lokalisierung des Meisters B.H. (Haebler I 165), in: Einband-Forschung 10 (2002), 54–60.

Neuhauser 2008: Neuhauser, Walter: Die Überlieferung der Schriften des Hippolyt Guarinoni unter besonderer Berücksichtigung der hs. Überlieferung in der Universitätsbibliothek Innsbruck, in: Amann, Klaus/Siller, Max (Hg.): Hippolytus Guaroninus. Akten des 5. Symposiums der Sterzinger Osterspiele (5.–7. 4. 2004), Innsbruck 2008, 185–213

Neuhauser 2010: Neuhauser, Walter: In libris. Beiträge zur Buch- und Bibliotheksgeschichte Tirols, hg. von Schretter, Claudia/Zerlauth, Peter, Innsbruck 2010.

Neuner 1929: Neuner, Cassian: Literarische Tätigkeit in der Nordtiroler Kapuzinerprovinz. Bio-bibliographische Notizen, Innsbruck 1929.

Niederkofler 1964: Niederkofler, Peter: Über die Predigtweise des Kardinals Nikolaus von Cues, in: Priester-Konferenzblatt 75 (1964), 119–125.

Nocker 1996: Nocker, Gisela: Fürstenhof und Humanismus. Lateinische Hofpoesie am Beispiel des „Codex Fuchsmagen“ (ULBT, Cod. 664), in: Gebhardt/Siller 1996, 181–192.

Nöhrer 1984: Nöhrer, Michaela: Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte der Benediktinerabtei St. Georgenberg-Fiecht von der ersten bis zur zweiten Aufgebung, Diss. Innsbruck 1984.

Norden 1913: Norden, Eduard: Agnostos Theos. Untersuchungen zur Formengeschichte religiöser Rede, Stuttgart/Leipzig 1913 (Ndr. 1996).
Nössing 1984: Nössing, Josef (Hg.): Bozen zur Franzosenzeit 1797–1814. Katalog zur Ausstellung, Bozen 1984.
Nothegger 1936: Nothegger, Florentin: Das religiöse und kulturelle Wirken der Franziskaner in Deutsch-Tirol vom 13. bis zum 17. Jahrhundert, Diss. Innsbruck 1936.
Nothegger 1950: Nothegger, Florentin: Die Tiroler Franziskanerprovinz, Wien 1950.
Nothegger 1991: Nothegger, Florentin: Kurze Geschichte der Tiroler Franziskanerprovinz, in: Tiroler Heimat 55 (1991), 153–166.
Nubola 2005: Nubola, Cecilia (Hg.): Bittschriften und Gravamina. Politik, Verwaltung und Justiz in Europa (14.–18. Jahrhundert), Berlin 2005.
Nussbaumer 2001: Nussbaumer, Josef: „Opferreiche Naturkatastrophen“ in Tirol. Ein historischer Rückblick in Fragmenten, in: Tiroler Heimat 65 (2001), 259–285.

Oberhofer 1974: Oberhofer, August: Die Feier der Eucharistie und die eucharistische Frömmigkeit im Bistum Brixen, Diss. Salzburg 1974.
Oberkofler 1974: Oberkofler, Gerhard: Die Matrikel der Universität Innsbruck, Abteilung 3: Matricula universitatis, Bd. 2: 1764/65–1772/73, Innsbruck 1974.
Oberkofler 1977: Oberkofler, Gerhard: Die Lehrkanzeln für Strafrecht und für Gerichtliches Verfahren, in: Tiroler Heimat 41 (1977), 81–90.
Oberkofler 1980: Oberkofler, Gerhard: Die Matrikel der Universität Innsbruck, Abteilung 3: Matricula universitatis, Bd. 3: 1773/74–1781/82, Innsbruck 1980.
Oberkofler 1984: Oberkofler, Gerhard: Die Matrikel der Universität Innsbruck, Abteilung 3: Matricula universitatis, Bd. 4: 1782/83–1791/92, Innsbruck 1984.
Oberkofler/Goller 1996: Oberkofler, Gerhard/Goller, Peter: Geschichte der Universität Innsbruck (1669–1945), Frankfurt a.M. u.a. 1996.
Obermair 1999: Obermair, Hannes: Putsch, Ulrich, in: VL 7 ([2]1999), 924–928.
Oberrauch 2006: Oberrauch, Lukas: Der Mord am letzten Tiroler Habsburger Sigismund Franz – eine Legende mit historischem Kern, in: Malsiner, Wolfgang (Hg.): Jahresbericht 2005/2006 des Franziskanergymnasiums Bozen, Bozen 2006, 3–8.
Oertel 2009: Oertel, Ludwig: De carminibus Friderici Schiller Latine versis, in: Vox Latina 45 (2009), 537–544.
Oeser 1992: Oeser, Erhard: Historical earthquake theories from Aristotle to Kant, in: Gutdeutsch, Rudolf/Grünthal, Gottfried/Musson, Roger (Hg.): Historical earthquakes in central Europe, Wien 1992, 11–31.

Oestmann 2001: Oestmann, Peter: Böse Nachbarn – gute Juristen? Rechtshistorische Anmerkungen zur neueren Hexenforschung, in: Zeitschrift für neuere Rechtsgeschichte 23 (2001), 254–284.

Onorati 1984: Onorati, Eliseo: P. Benedetto Bonelli francescano, storico trentino, critico bonaventuriano (1704–1783), Trient 1984.

Opera omnia 1932–2010: Nicolai de Cusa opera omnia iussu et auctoritate academiae Heidelbergensis ad codicum fidem edita, 20 Bde., Leipzig/Hamburg 1932–2010.

Orbán 1992: Orbán, Árpád P. (Hg.): Vitae Sanctae Katharinae, 2 Bde., Turnhout 1992.

Orgler 1881: Orgler, Flavian: P. Dismas Tuzer, in: Programm des k.k. Ober-Gymnasiums der Franciscaner zu Hall 1880/81, Innsbruck 1881, 3–33.

Oro/Rogger 1983–1988: Dell'Oro, Ferdinando/Rogger, Iginio: Monumenta liturgica ecclesiae tridentinae saeculo XIII antiquiora, 3 Bde., Trient 1983–1988.

Pachtler 1894: Pachtler, Georg: Ratio studiorum et institutiones scholasticae Societatis Jesu per Germaniam olim vigentes collectae concinnatae dilucidatae, Bd. 4, Berlin 1894.

Padoan 1969: Padoan, Giorgio (Hg.): Sicco Polenton, Catinia, Venedig 1969.

Palme 1970: Palme, Rudolf: Nikolaus von Kues, in: Brauneder, Wilhelm (Hg.): Juristen in Österreich 1200–1980, Wien 1987, 28–32.

Palme 1998: Palme, Rudolf: Frühe Neuzeit, in: Fontana u.a. 1998, 1–287.

Paltrinieri/Sangalli 1950: Paltrinieri, Ivo/Sangalli, Giovanni: Un'opera finora sconosciuta: il „Liber miraculorum B.M.V." di fra Bartolomeo Tridentino, in: Salesianum 12 (1950), 372–397.

Panizza 1884: Panizza, Augusto: Jacopo Vargnano di Arco, in: Archivio Trentino 3 (1884), 157–190.

Paoli 1997: Paoli, Emore: L'agiografia di fronte a Federico II.: il caso di Bartolomeo da Trento, in: ders. (Hg.): Agiografia e strategie politico-religiose, Spoleto 1997, 125–153.

Paoli 2001: Paoli, Emore (Hg.): Bartolomeo da Trento, Liber epilogorum in gesta sanctorum, Tavarnuzze 2001.

Papaleone 1886: Papaleone, Giuseppe: Giovanni Lagarino, in: Archivio Trentino 5 (1886), 79–112.

Parente 1981: Parente, James A.: Counter-reformation polemic and Senecan tragedy. The dramas of Gregorius Holonius (1531?–1594), in: Humanistica Lovaniensia 30 (1981), 156–180.

Pascher 2001: Pascher, Franz: Joseph Freiherr von Sperges auf Palenz und Reisdorf (1725–1791), in: Österreich in Geschichte und Literatur 10 (1966), 539–549.

Patrucco Forlin 1986: Patrucco Forlin, Marcella: Agiografia nel Trentino altomedievale. La passio sancti Vigilii episcopi et martyris, in: La regione Trentino-Alto Adige nel Medio Evo. Congresso, Rovereto, 14–15–16 settembre 1984, Rovereto 1986, 155–165.

Patrucco Forlin 1997: Patrucco Forlin, Marcella: Echi di un antico dibattito: le lettere di Vigilio e il problema del martirio „recente“, in: Grégoire 1997, 91–102.

Pattis 1985: Pattis, Elmar: Albert Martin Prack als Propst des Augustinerchorherrenstiftes Gries bei Bozen und seine Zeit (1753–1781), Diss. Innsbruck 1985.

Pauli 1995: Pauli, Heinrich: Die geistige Welt der Brixener Predigten des Nikolaus von Kues, in: Mitteilungen und Forschungsbeiträge der Cusanus-Gesellschaft 22 (1995), 163–186.

Paulsen 1919–1921: Paulsen, Friedrich: Geschichte des gelehrten Unterrichts, 2 Bde., Leipzig [3]1919–1921.

Pauser/Scheutz/Winkelbauer 2004: Pauser, Josef/Scheutz, Martin/Winkelbauer, Thomas (Hg.): Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, Wien 2004

Pecher 2007: Pecher, Claudia Maria: Das Weltkonzil von Trient in franziskanischer Vermittlung. Eine Studie über das Werk De civitate et civibus Dei ac de civitate civibusque Satanae des Südtiroler Franziskanergelehrten Ludovicus Boroius (OFM), München 2007.

Peintner 1984: Peintner, Martin: Neustifter Buchmalerei. Klosterschule und Schreibstube des Augustiner-Chorherrenstiftes, Bozen 1984.

Peintner 1992: Peintner, Martin: Die geistesgeschichtliche Bedeutung der Stiftsbibliothek, in: 850 Jahre Augustiner Chorherrenstift Neustift, Brixen 1992, 112–133.

Peintner 1997: Peintner, Martin: Neustift, in: Röhrig, Floridus (Hg.): Die bestehenden Stifte der Augustiner-Chorherren in Österreich, Südtirol und Polen, Klosterneuburg/Wien 1997, 195–260.

Peintner 2001: Peintner, Martin: Schreibkunst, Studium und Musikleben im mittelalterlichen Kloster. Eine Darstellung am Beispiel der Musikgeschichte des Augustiner-Chorherrenstiftes Neustift, in: Drexel/Fink 2001, 353–380.

Perini 1906: Perini, Quintilio: La famiglia Pizzini di Rovereto, Rovereto 1906.

Perini 1907: Perini, Quintilio: La famiglia Savioli di Rovereto, Rovereto 1907.

Perini 1908: Perini, Quintilio: La famiglia Panzoldi di Sacco e Rovereto, Rovereto 1908.

Pernthaler 1930: Pernthaler, Anselm: Das ‚Zwelfapostelhospital‘ auf der Insel in der Au bei Chiusa, in: Der Schlern 11 (1930), 4–15.

Perosa 1965: Perosa, Alessandro: Teatro umanistico, Mailand 1965.

Pertoll 2003: Pertoll, Christine: Festivus adventus virginis Christinae Suetorum,

Gothorum, Vandalorum reginae (Diego Tafuri de Lequile) oder Festliche Ankunft der Jungfrau Christina Königin der Schweden, Goten und Vandalen. Einleitung, Text, Übersetzung und Kommentar, Dipl. Innsbruck 2003.

Peuckert 1936: Peuckert, Will-Erich: Ritualmord, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 7 (1936), 727–739.

Pezzana 1837: Pezzana, Angelo: Storia della città di Parma, Bd. 1, Parma 1837.

Pfaundler 1961: Pfaundler, Wolfgang von: Sankt Romedius. Ein Heiliger aus Tirol, Wien/München 1961.

Pfiffer 1990: Pfiffer, Stefano: Geschichtliche Notizen über die Bergwerkstätigkeit im Trentino, in: Ammann, Gert (Hg.): Silber, Erz und weißes Gold. Bergbau in Tirol, Katalog zur Tiroler Landesausstellung 1990, Innsbruck 1990, 267–271.

Picard 1988: Picard, Jean-Charles: Le souvenir des évêques. Sépultures, listes épiscopales et culte des évêques en Italie du Nord des origines au X[e] siècle, Rom 1988.

Pichler 2010: Pichler, Reinhard: Sprichwörter und Redensarten in einer Schülerhandschrift des frühen 17. Jhs. aus dem Jesuitengymnasium von Hall in Tirol, in: Korenjak/Schaffenrath 2010, 191–205.

Pieper 2004: Pieper, Josef: Über die Tugenden. Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Maß, München 2004.

Pilati 1874: Pilati, Giuseppe: Cenni su la vita e su le opere di Carlo Antonio Pilati, stesi per la prima volta coll'aiuto di documenti, Rovereto 1874.

Pisa 1991: Pisa, Karl: Paracelsus in Österreich. Eine Spurensuche, St. Pölten/Wien 1991.

Pistone 1990: Pistone, Rosario: Citazioni bibliche e costruzione narrativa nell' „Epilogus" di Bartolomeo da Trento, in: Gobbi 1990a, 155–205.

Pizzinini 1975: Pizzinini, Meinrad: Tirol im Kartenbild bis 1800, Innsbruck 1975.

Pizzolato 2000: Pizzolato, Luigi F.: Vigilio di Trento e l'elaborazione delle fonti, in: Codroico/Gobbi 2000, 49–75.

Pizzolato 2002: Pizzolato, Luigi F.: Studi su Vigilio di Trento, Mailand 2002.

Pockstaller 1874: [Pockstaller, Pirmin]: Chronik der Benediktiner-Abtei St. Georgenberg nun Fiecht in Tirol, Innsbruck 1874.

Polenz 1991–1997: Polenz, Peter von: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, 3 Bde., Berlin 1991–1997.

Pölnitz 1937–1939: Pölnitz, Götz: Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt – Landshut – München, Teil 1: Ingolstadt, 2 Bde., München 1937–1939.

Porter 2003: Porter, Roy: Die Kunst des Heilens. Eine medizinische Geschichte der Menschheit von der Antike bis heute, Heidelberg/Berlin 2003.

Pötscher 2001: Pötscher, Augustin Maria: Geschichte des Servitenordens, Salzburg 2001.

Prandi 2001: Prandi, Stefano (Hg.): Jacopo Sannazaro, De partu Virginis. Il parto della Vergine, volgarizzamento di Giovanni Giolito de' Ferrari (1588), Rom 2001.

Prast 1953: Prast, Firmin S.: Neocellensia I, in: Der Schlern 27 (1953), 220–223.

Prem 1922: Prem, Simon M.: Geschichte der neueren deutschen Literatur in Tirol, 1. Abteilung: Vom Beginn des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Innsbruck 1922.

Press 1986: Press, Volker: Reformatorische Bewegung und Reichsverfassung. Zum Durchbruch der Reformation – soziale, politische und religiöse Faktoren, in: Press/Stievermann 1986, 11–42.

Press/Stievermann 1986: Press, Volker/Stievermann, Dieter (Hg.): Martin Luther. Probleme seiner Zeit, Stuttgart 1986.

Priesching 2004: Priesching, Nicole: Maria von Mörl (1812–1868). Leben und Bedeutung einer „stigmatisierten Jungfrau" aus Tirol im Kontext ultramontaner Frömmigkeit, Brixen 2004.

Priesching 2007: Priesching, Nicole: Unter der Geißel Gottes. Das Leiden der stigmatisierten Maria von Mörl (1812–1868) im Urteil ihres Beichtvaters, Brixen 2007.

Probst 1858: Probst, Jakob: Beiträge zur Geschichte der Gymnasien in Tirol, Innsbruck 1858.

Probst 1869: Probst, Jakob: Geschichte der Universität in Innsbruck seit ihrer Entstehung bis zum Jahre 1860, Innsbruck 1869.

Proner 1959: Proner, Luigi: Medaglioni di illustri trentini in un popolare compendio di storia patria, Trient 1959.

Quaglioni 1987a: Quaglioni, Diego (Hg.): Apologia Iudaeorum. Invectiva contra Platinam, Rom 1987.

Quaglioni 1987b: Quaglioni, Diego: I giuristi medievali e gli ebrei. Due consultationes di G.F. Pavini, in: Quaderni storici 64,1 (1987), 7–18.

Quaglioni 1992: Quaglioni, Diego: Giustizia criminale e cultura giuridica. I giuristi trentini e i processi contro gli ebrei, in: Rogger/Bellabarba 1992, 395–406.

Quaglioni 1995: Quaglioni, Diego: Gli ebrei nei consilia del quattrocento veneto, in: Baumgärtner, Ingrid (Hg.): Consilia im späten Mittelalter, Sigmaringen 1995, 177–204.

Quaresima 1914: Quaresima, Heinrich: Das Tagebuch des Anton Quetta über seine Reise nach Rom zur Bestätigung der Wahl des Bischofs Bernhard, in: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 11 (1914), 138–143, 203–226.

Rabanser 2005: Rabanser, Hansjörg: Sagenhafte Hexer und ihre historische Fassbarkeit: „Kachler Hans" – „Pfeifer Huisele" – „Maiser Student", in: Tiroler Heimat 69 (2005), 177–198.

Rädle 1979: Rädle, Fidel: Lateinische Ordensdramen des XVI. Jahrhunderts, Berlin u.a. 1979.

Rädle 1983: Rädle, Fidel (Hg.): Jacobus Pontanus, ‚Dialogus de connubii miseriis'. Kritische Edition und Kommentar, in: Strelka, Joseph P./Jungmayr, Jörg (Hg.): Virtus et fortuna. Zur deutschen Literatur zwischen 1400 und 1720, Bern u.a. 1983, 290–314.

Rädle 1999: Rädle, Fidel: De miseriis studiosorum saeculo XVI° in Italia vel Gallia peregrinantium, in: Blänsdorf, Jürgen (Hg.): Loquela vivida. Donum natalicium Nicolao Sallmann sexagesimum quintum annum agenti a fautoribus linguae Latinae vivae oblatum, Würzburg 1999, 147–152.

Rädle 2004: Rädle, Fidel: Mord und Totschlag in Frankreich und Italien: von den Gefahren des Auslandsstudiums in Lucas Geizkoflers De miseriis studiosorum declamatio (1576), in: Retour aux sources. Textes, études et documents d'histoire médiévale offerts à Michel Parisse, Paris 2004, 835–841.

Raff 1924: Raff, Helene: Tiroler Legenden, Innsbruck 1924.

Raffeiner 2007: Raffeiner, Herbert (Hg.): Noderbuch. Notariatsimbreviaturen des Jakob von Laas 1390–1392, Laas 2007.

Rahner 1959: Rahner, Karl: Zur Theologie des Symbols, in: Bea, Agostino (Hg.): Cor Iesu. Commentationes in Litteras Encyclicas Pii PP. XII „Haurietis aquas", Bd. 1: Pars theologica, Rom 1959, 463–505.

Rando 2003: Rando, Daniela: Dai margini la memoria. Johannes Hinderbach (1418–1486), Bologna 2003.

Rando/Motter 1997: Rando, Daniela/Motter, Monica (Hg.): Il „Quaternus Rogacionum" del notaio Bongiovanni di Bonandrea (1308–1320), Bologna 1997.

Rangger 1906–1907: Rangger, Lukas: Matthias Burgklechner, in: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 3 (1906), 185–221; 4 (1907), 54–107.

Ranieri 1987: Ranieri, Filippo: Antonio Quetta e gli statuti clesiani del 1528, un capitolo poco noto della storia del diritto comune di Trento, in: Prodi, Paolo (Hg.): Bernardo Clesio e il suo tempo, Rom 1987, 275–314.

Rapp 1867: Rapp, Ludwig: Freimaurerei in Tirol, Innsbruck 1867.

Rebitsch 2002: Rebitsch, Robert F.: Der Aufenthalt Martin von Baumgartners auf Zypern während seiner Pilgerreise ins Heilige Land 1508, in: Thurnher, Eugen (Hg.): Tirol zwischen Zeiten und Völkern, Innsbruck 2002, 111–124.

Redlich 1886: Redlich, Oswald (Hg.): Die Traditionsbücher des Hochstifts Brixen

vom zehnten bis in das vierzehnte Jahrhundert, Innsbruck 1886 (Ndr. Aalen 1973).

Redlich 1903: Redlich, Oswald: Tirolische Geschichtsquellen des Mittelalters, in: Festschrift des Akademischen Historiker-Klubs in Innsbruck, Innsbruck 1903, 3–10.

Resch 1932: Resch, Joseph: Dr. Joseph Resch. Biographische Skizze zum 150. Todestag des berühmten vaterländischen Historikers, in: Der Schlern 13 (1932), 170–177.

Rheinbay 1995: Rheinbay, Paul: Biblische Bilder für den inneren Weg. Das Betrachtungsbuch des Ignatius-Gefährten Hieronymus Nadal (1507–1580), Egelsbach 1995.

Riccadonna 1999: Riccadonna, Graziano: Il mito dell'università, Trient 1999.

Riedmann 1970: Riedmann, Josef: Die Fortsetzung der flores temporum durch Johann Spies, Prior der Augustiner-Eremiten in Rattenberg, Wien 1970.

Riedmann 1978: Riedmann, Josef: Brunner, Andreas, in: VL 2 (²1978), 1061–1062.

Riedmann 1981: Riedmann, Josef: Goswin von Marienberg, in: VL 3 (²1981), 110–112.

Riedmann 1990: Riedmann, Josef: Mittelalter, in: Fontana, Josef u.a. (Hg.): Geschichte des Landes Tirol, Bd. 1, Bozen/Innsbruck/Wien ²1990, 293–667.

Riedmann 1993: Riedmann, Josef: Der Chronist Goswin von Marienberg, in: Loose, Rainer (Hg.): Der Vinschgau und seine Nachbarräume. Vorträge des landeskundlichen Symposiums veranstaltet vom Südtiroler Kulturinstitut in Verbindung mit dem Bildungshaus Goldrain, Bozen 1993, 149–163.

Riedmann 1996: Riedmann, Josef: Goswin von Marienberg – Persönlichkeit und Werk, in: Roilo/Senoner 1996, XV–XXXVIII.

Riedmann 2001: Riedmann, Josef: Geschichte Tirols, Wien u.a. ³2001.

Riedmann 2007: Riedmann, Josef: Weihnachten im Heiligen Land – vor 500 Jahren. Die Erlebnisse einer Kufsteiner Reisegesellschaft auf der Pilgerreise in den Vorderen Orient in den Jahren 1507/08, in: Beilage zum Wildschönauer Gemeindeblatt, Ausgabe Dezember 2007.

Rief 1904: Rief, P. Josef C.: Beiträge zur Geschichte des ehemaligen Kartäuserklosters Allerengelberg in Schnals II, in: Programm des öffentlichen Obergymnasiums der Franziskaner in Bozen. Veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1903/04, Bozen 1904.

Rigatti 1923: Rigatti, Maria: Un illuminista trentino del secolo XVIII: Carlo Antonio Pilati, Florenz 1923.

Riggenbach 1877: Bernhard Riggenbach (Hg.): Das Chronikon des Konrad Pellikan, Basel 1877.

Rindi/Violani 1991: Rindi, Gianguido/Violani, Carlo (Hg.): Dissertatio de diaeta litteratorum, Mailand 1991.

Röd 2000: Röd, Wolfgang: Der Weg der Philosophie. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Bd. 1: Altertum Mittelalter Renaissance, Nördlingen 2000.

Rogenhofer 1975: Rogenhofer, Gert: Medicina Oenipontana. Magistri annorum 1673–1810, München 1975.

Roggen 1999: Roggen, Ronald: „Restauration“ – Kampfruf und Schimpfwort. Eine Kommunikationsanalyse zum Hauptwerk des Staatstheoretikers Karl Ludwig von Haller (1768–1854), Fribourg 1999.

Rogger 1967: Rogger, Iginio: Scavi e ricerche sotto la cattedrale di Trento, in: Studi Trentini di Scienze Storiche 46 (1967), 202–209.

Rogger 1977: Rogger, Iginio: Vita, morte e miracoli del Beato Adelpreto (1156–1172) nella narrazione dell'agiografo Bartolomeo da Trento, in: Studi Trentini di Scienze Storiche 56 (1977), 331–384.

Rogger 1992: Rogger, Iginio: Interessi agiografici del vescovo Hinderbach, con particolare riguardo al santorale trentino, in: Rogger/Bellabarba 1992, 319–382.

Rogger/Bellabarba 1992: Rogger, Iginio/Bellabarba, Marco (Hg.): Il principe vescovo Johannes Hinderbach (1465–1486) fra tardo Medioevo e Umanesimo, Bologna 1992.

Rohr 1919: Rohr, Moritz von (Hg.): Ausgewählte Stücke aus Christoph Scheiners Augenbuch, in: Zeitschrift für ophthalmologische Optik 7 (1919), 35–44, 53–64, 76–91, 101–113, 121–133.

Rohr 1920: Rohr, Moritz von: Zur Würdigung von Scheiners Augenstudie, in: Archiv für Augenheilkunde 86 (1920), 247–263.

Roilo/Senoner 1996: Roilo, Christine/Senoner, Raimund (Hg.): Das Registrum Goswins von Marienberg. Mit Beiträgen von Josef Riedmann und Gustav Pfeifer, Innsbruck 1996.

Roling 2007: Roling, Bernd: Aristotelische Naturphilosophie und christliche Kabbalah im Werk des Paulus Ritius, Tübingen 2007.

Romagnani 1998: Romagnani, Gian Paolo: Clementino Vannetti e la cultura dei lumi, in: Convegno Vannetti 1998, 203–245.

Romagnani 1999: Romagnani, Gian Paolo: „Sotto la bandiera dell'istoria“. Eruditi e uomini di lettere nell'Italia del Settecento: Maffei, Muratori, Tartarotti, Sommacampagna 1999.

Romstöck 1898: Romstöck, Franz Sales: Die Jesuitennullen Prantl's an der Universität Dillingen und ihre Leidensgenossen. Eine biobibliographische Studie, Eichstätt 1898.

Rosati 1905: Rosati, Luigi: S. Vigilio nella leggenda di S. Romedio, in: Scritti di

storia e d'arte per il XV centenario della morte di S. Vigilio vescovo e martire, Trient 1905, 315–377.
Rosbichler 1808: Rosbichler, Johann: Joseph Resch, in: Der Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol 3 (1808), 39–58.
Rossi 2005: Rossi, Giovanni: Le „Eccezioni della Comunità di Fiemme contro il nuovo Statuto…" di C.A. Pilati: riforme illuministiche e difesa della tradizione giuridica nel '700 trentino, in: Ferrari/Romagnani 2005, 274–297.
Roth 2000: Roth, Harriet: Der Anfang der Museumslehre in Deutschland. Das Traktat „Inscriptiones vel tituli theatri amplissimi" von Samuel Quiccheberg, Berlin 2000.
Rudel 1925: Rudel, Otto (Hg.): Beiträge zur Geschichte der Medizin in Tirol, Bozen 1925.
Ruf 1877: Ruf, Sebastian: Dr. Johannes Fuchsmagen (1469–1510), in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg 21 (1877), 93–119.
Ruggenthaler 2005: Ruggenthaler, Oliver: Die ehemalige Karmeliter-Bibliothek in Lienz, in: Tiroler Heimatblätter 80 (2005), 106–109.
Ruh 1996: Ruh, Kurt: Geschichte der abendländischen Mystik, Bd. 3: Die Mystik des deutschen Predigerordens und ihre Grundlegung durch die Hochscholastik, München 1996.
Rupprich 1934: Rupprich, Hans (Hg): Der Briefwechsel des Conrad Celtis, München 1934.
Ruzersdorfer 1962: Ruzersdorfer, Franz: Geschichte des Gymnasiums zu Innsbruck, in: Murr, Josef (Hg.): Festschrift zum 400jährigen Jubiläum des Gymnasiums Innsbruck, Innsbruck 1962, 11–86.

Sacken 1885: Sacken, Eduard von: Die k.k. Ambraser-Sammlung, 2 Bde., Wien 1885.
Sandstede 1994: Sandstede, Jutta: Deklamation 1. Rhetorische Deklamation, in: HWRh 2 (1994), 481–507.
Santarelli 1996: Santarelli, Luigi: Un giurista nel Quattrocento trentino: Calepino de Calepini, in: Studi Trentini di Scienze Storiche 75 (1996), 245–266.
Santifaller 1923: Santifaller, Leo: Calendarium Wintheri. Il più antico calendario, necrologio ed urbario del capitolo della cattedrale di Bressanone, in: Archivio per l'Alto Adige 18 (1923), 1–647.
Santifaller 1924: Santifaller, Leo: Das Brixner Domkapitel in seiner persönlichen Zusammensetzung im Mittelalter, Innsbruck 1924.
Santifaller 1926: Santifaller, Leo: Der Kalender des Brixner Dompropstes Winther aus dem 13. Jahrhundert, in: Der Schlern 7 (1926), 426–432.
Santifaller 1949/50: Santifaller, Leo: Über die schriftlich überlieferten Geschichts-

quellen Tirols. Von den Anfängen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, in: Tiroler Heimat 13/14 (1949/50), 119–142.

Santifaller 2000: Santifaller, Leo: Das Trientner Domkapitel in seiner persönlichen Zusammensetzung im späten Mittelalter, Bozen 2000.

Saracino 2000: Saracino, Francesco: Historia completa Simonis pueri (Kat.-Nr. 2-20-9), in: Circa 1500, 2000, 403.

Sardagna 1889: Sardagna, Giambattista: La guerra rustica nel Trentino (1525). Documenti e note, Venedig 1889.

Sartori-Montecroce 1895: Sartori-Montecroce, Tullio: Beiträge zur österreichischen Reichs- und Rechtsgeschichte, Innsbruck 1895.

Sattler 1890: Sattler, Markus: Colectaneen-Blätter zur Geschichte der ehemaligen Benedictiner-Universität Salzburg, Kempten 1890.

Sawilla 2009: Sawilla, Jan Marco: Antiquarianismus, Hagiographie und Historie im 17. Jahrhundert. Zum Werk der Bollandisten. Ein wissenschaftshistorischer Versuch, Tübingen 2009.

Sayce 1992: Sayce, Olive: Plurilingualism in the Carmina Burana. A study of the linguistic and literary influences on the codex, Göppingen 1992.

Schadelbauer 1932: Schadelbauer, Karl: Die Lehren des Rolandinus Passagerii im Vinschgauer Notariat, in: Der Schlern 13 (1932), 216–219.

Schadelbauer 1948: Schadelbauer, Karl: Hof-Leibärzte Kaiser Maximilians I. zu Innsbruck, in: Berghoff, Emanuel (Hg.): Festschrift zum 80. Geburtstag Max Neuburgers, Wien 1948, 420–427.

Schäfer 1976: Schäfer, Eckart: Deutscher Horaz, Wiesbaden 1976.

Schaffenrath 2001: Freunde der Notburgakirche in Eben am Achensee (Hg.): Acta der Hl. Notburga von Johannes Perierus, aus dem Lateinischen übersetzt von Florian Schaffenrath, Innsbruck 2001.

Schaffenrath 2004: Schaffenrath, Florian: Franziskanische Kolosse und Jesuitische Neue Welten. Bekehrung Königin Christines von Schweden in Innsbruck 1655 – die lateinischen Quellen aus Tirol, in: Neulateinisches Jahrbuch 6 (2004), 203–223.

Schaffenrath 2005a: Schaffenrath, Florian: Ein Prinz reist durch Tirol. Stephanus Vinandus Pighius, Hercules Prodicius (1587), in: Holzner/Walde 2005, 168–182.

Schaffenrath 2005b: Schaffenrath, Florian: Gegen Eunuchen und Antichristen. Christoph Wilhelm Putschs Beitrag zum Streit um das Hochstift Trient zwischen Bischof und Tiroler Landesfürst, in: Tiroler Heimat 69 (2005), 143–176.

Schaffenrath 2006: Schaffenrath, Florian (Hg.): Die Briefe des Priors Benedikt Stephani aus Stams (1640–1671), Innsbruck 2006.

Schaffenrath 2007: Schaffenrath, Florian: Lucas Geizkoflers poetisches Schaffen.

Die Familie Geizkofler zwischen Sterzing und Augsburg, in: Der Schlern 81,9 (2007), 4–15.

Schaffenrath 2010: Schaffenrath, Florian: Anton Roschmanns Rede de claris viris Tyrolensibus (1728), in: Müller/Schaffenrath 2010, 35–53.

Schaffenrath 2012: Schaffenrath, Florian: Karl Joseph Pruner, De partu virginis (1744), in: Grazer Beiträge 28 (2012), 148–221.

Schaffenrath/Tilg 2004: Schaffenrath, Florian/Tilg, Stefan (Hg.): Achilles in Tirol. Der „bayerische Rummel" 1703 in der „Epitome rerum Oenovallensium", Innsbruck 2004.

Schaffenrath/Tilg 2005: Schaffenrath, Florian/Tilg, Stefan: Achilles in Tirol. Die Epitome rerum Oenovallensium 1703, in: Schennach, Martin/Schober, Richard (Hg.): 1703. Der „Bayerische Rummel" in Tirol. Akten des Symposiums des Tiroler Landesarchivs Innsbruck, 28.–29. November 2003, Innsbruck 2005, 99–107.

Schaller 1980: Schaller, Hans M.: Ars dictaminis, Ars dictandi, in: LMA 1 (1980), 1034–1039.

Schaller 1892: Schaller, Victor: Ulrich II. Putsch, Bischof von Brixen, und sein Tagebuch, in: Zeitschrift des Ferdinandeums 36 (1892), 225–322, 568–572.

Scheiber 2000: Scheiber, Eduard: Kat.-Nr. 2-16-10 bis 2-16-13, in: Circa 1500, 2000, 375–376.

Scheiber 1959: Scheiber, Georg: Die Wochentage im Erlebnis der Ostkirche und des christlichen Abendlandes, Köln/Opladen 1959.

Scheicher 1983: Scheicher, Elisabeth: Die Imagines gentis Austriacae des Francesco Terzio, in: Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen in Wien 79 (1983), 43–92.

Schennach 2010: Schennach, Martin: Gesetz und Herrschaft. Die Entstehung des Gesetzgebungsstaates am Beispiel Tirols, Köln u.a. 2010.

Schimitschek/Werner 1985: Schimitschek, Erwin/Werner, Günther T.: Malaria. Fleckfieber. Pest, Stuttgart 1985.

Schlosser 1908: Schlosser, Julius von: Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance. Ein Beitrag zur Geschichte des Sammelwesens, Leipzig 1908.

Schmid 1971: Schmid, Manfred: Behörden- und Verwaltungsorganisation Tirols unter Erzherzog Ferdinand II. in den Jahren 1564–1585. Beamtenschematismus der drei oö Wesen, Diss. Innsbruck 1971.

Schmid 1954: Schmid, Wolfgang: Bukolik, in: Reallexikon für Antike und Christentum 2 (1954), 786–800.

Schmidt 1984: Schmidt, Peter: Das Collegium Germanicum in Rom und die Germaniker. Zur Funktion eines römischen Ausländerseminars 1552–1914, Tübingen 1984.

Schmidt-Biggemann 1999: Schmidt-Biggemann, Wilhelm: Christian Kabbala: Joseph Gikatilla (1247–1305), Johannes Reuchlin (1455–1522), Paulus Ricius (d. 1541), and Jacob Böhme (1575–1624), in: Coudert, Allison P. (Hg.): The language of Adam. Die Sprache Adams, Wiesbaden 1999, 81–121.

Schmitt 2000: Schmitt, Eberhard: Die „Ritter vom güldenen Sporn": eine Leistungselite der Zeit Karls V., in: Diller, Stephan (Hg.): Kaiser Karl V. und seine Zeit, Bamberg 2000, 136–147.

Schmolinsky 1999: Schmolinsky, Sabine: Himmelsbrief, in: LMA 5 (1999), 26–27.

Schnalke 1998: Schnalke, Thomas: Zwischen den Zeilen. Medizinische Briefwechsel im 18. Jahrhundert, in: ders./Wiesemann, Claudia (Hg.): Die Grenzen des Anderen. Medizingeschichte aus postmoderner Perspektive, Köln/Weimar/Berlin 1998, 143–167.

Schneider 1983: Schneider, Theodor: Opfer Jesu Christi und der Kirche. Zum Verständnis der Aussagen des Konzils von Trient, in: Lehmann/Schlink 1983, 176–195.

Schönach 1909: Schönach, Ludwig: Genealogische Aufzeichnungen über die Görzer Grafen in der ehemaligen Karthause Schnals, in: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 6 (1909), 159–161.

Schorn 1902: Schorn, Josef: Die Erdbeben von Tirol und Vorarlberg, in: Zeitschrift des Ferdinandeums 46 (1902), 97–282.

Schretter 2010: Schretter, Claudia: Anton Roschmann, De Cursu Romanorum Publico. Ein bisher unbekanntes Autograph Roschmanns und die Erbpostmeister Thurn und Taxis (Innsbruck, ULBT Cod. 556), in: Müller/Schaffenrath 2010, 55–67.

Schröder 1979: Schröder, Jan: Wissenschaftstheorie und Lehre der „praktischen Jurisprudenz" auf deutschen Universitäten an der Wende zum 19. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1979.

Schrott 1937: Schrott, Alois: Das Gebetbuch in der Zeit der katholischen Restauration, in: ZKTh 61 (1937), 1–28, 211–257.

Schrott 1938: Schrott, Massimiliano: Gli avvenimenti storici della Prepositura dei Canonici Regolari di Novacella, in: Archivio per l'Alto Adige 33 (1938), 5–153.

Schroubek 1985: Schroubek, Georg R.: Zur Frage der Historizität des Andreas von Rinn, in: Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift 19 (1985), 3766–3774.

Schroubek 1986: Schroubek, Georg R.: Zur Verehrungsgeschichte des Anderl von Rinn, in: Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift 20 (1986), 3845–3855.

Schubart-Fikentscher 1970: Schubart-Fikentscher, Gertrud: Untersuchungen zur Autorschaft von Dissertationen im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 1970.

Schubert 2010: Schubert, Werner: Terque quater felix nunc o Germania tellus, que graio et lacio carmina more canit! Zu Vertonungen lateinischer Dichtungen

und zu ihrer Verwendung im Unterricht seit der Frühen Neuzeit, in: Korenjak/ Schaffenrath 2010, 147–159.
Schulte 1920: Schulte, Adalbert (Hg.): Die Hymnen des Breviers nebst den Sequenzen des Missale, Paderborn [4]1920.
Schulte 1880: Schulte, Friedrich Johann: Die Geschichte der Quellen und Literatur des canonischen Rechts, Bd. 3, Stuttgart 1880 (Ndr. Graz 1956).
Schwarz 1998: Schwarz, Reinhard: Luther. Studienausgabe, Göttingen [2]1998.
Schweizer 1976: Schweizer, Alois: Lucas Geizkofler (1550–1620). Bildungsweg, Berufstätigkeit und soziale Umwelt eines Augsburger Juristen und Späthumanisten, Diss. Tübingen 1976.
Schwitzer 1880: Schwitzer, Basilius (Hg.): Die Chronik des Stiftes Marienberg, verfaßt von P. Goswin, Innsbruck 1880.
Schwitzer 1891: Schwitzer, Basilius (Hg.): Urbare der Stifte Marienberg und Münster, Peters von Liebenberg-Hohenwart und Hansens von Annenberg, der Pfarrkirche von Meran und Sarnthein, Innsbruck 1891.
Secret 1960: Secret, François: Notes sur Paulus Ricius et la Kabbale Chrétienne en Italie, in: Rinascimento 11 (1960), 169–192.
Secret 1976: Secret, François: Aristote et les Kabbalistes Chrétiens de la Renaissance, in: Margolin, Jean-Claude/Gandillac, Maurice de (Hg.): Platon et Aristote à la Renaissance, Paris 1976, 277–291.
Seeber 1997: Seeber, Norbert: Enea Vergilianus. Vergilisches in den „Kommentaren" des Enea Silvio Piccolomini (Pius II.), Innsbruck 1997.
Segarizzi 1922: Segarizzi, Arnaldo: Versi di Tomeo da Trento e risposta di Antonio da Romagno, in: Studi Trentini 3 (1922), 83–87.
Seifert 1973: Seifert, Eckhart: Paul Joseph Riegger (1705–1775). Ein Beitrag zur theoretischen Grundlegung des josephinischen Staatskirchenrechts, Berlin 1973.
Senn 1954: Senn, Walter: Musik und Theater am Hof zu Innsbruck, Innsbruck 1954.
Senoner 2003: Senoner, Raimund (Hg.): Die Annalen von Mais, Untermais 2003.
Sette 1905: Sette, Luigi: Fra' Bartolomeo da Trento e alcuni codici a lui attribuiti, in: Tridentum 8 (1905), 22–39.
Severidt 1998: Severidt, Ebba: Struktur und Entfaltung von Verwandtschaft im Spätmittelalter: Die Beziehungen der Gonzaga, Markgrafen von Mantua, zu den mit ihnen verwandten deutschen Fürsten (1444–1519), Diss. Freiburg i.B. 1998.
Sieghardt 1940: Sieghardt, August: Die Herren von Mayrhofen und ihre Stammburg im Zillertal, in: Tiroler Heimatblätter 18 (1940), 105–107.
Simone 1992: Simone, Maria Rosa di: Legislazione e riforme nel Trentino del settecento. Francesco Vigilio Barbacovi tra assolutismo e illuminismo, Bologna 1992.

Sinnacher 1821–1835: Sinnacher, Franz Anton (Hg.): Beyträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol, 9 Bde., Brixen 1821–1835.
Sironi 1989: Sironi, Enrico M.: Dall'Oriente in Occidente: I Santi Sisinio, Martirio e Alessandro Martiri in Anaunia, Sanzeno 1989.
Skiles 1938: Skiles, Jonah W.D.: The Latinity of Arbeo's vita Sancti Corbiniani and of the revised vita et actus beati Corbiniani Episcopi frigisingensis aecclesiae, Diss. Chicago 1938.
Smend 1989: Smend, Rudolf: Deutsche Alttestamentler in drei Jahrhunderten, Göttingen 1989.
Smolak 2006: Smolak, Kurt (Hg.): Erasmus von Rotterdam, De conscribendis epistolis. Anleitung zum Briefschreiben (Auswahl), Darmstadt 2006.
Sonkowsky 1958: Sonkowsky, Robert Paul: An edition of Gasparino Barzizzas De compositione, Diss. Chapel Hill 1958.
Sosio 1985: Sosio, Dante: I bagni di Bormio nel corso dei secoli, Sondrio 1985.
Spácil 1913: Spácil, Theophil: De ecclesia Christi, in: ZKTh 37 (1913), 143–149.
Sparber 1940: Sparber, Anselm (Hg.): Vita Beati Hartmanni Episcopi Brixinensis (1140–1164), Innsbruck 1940.
Sparber 1942: Sparber, Anselm: Das Bistum Sabiona in seiner geschichtlichen Entwicklung, Brixen 1942.
Sparber 1947: Sparber, Anselm: Quellen zur Lebensgeschichte des Brixener Bischofs Hartmann (1140–1164), in: Festschrift zu Ehren Hermann Wopfners, Bd. 1: Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde Tirols, Innsbruck 1947, 229–246.
Sparber 1953: Sparber, Anselm: Das Chorherrenstift Neustift in seiner geschichtlichen Entwicklung, Brixen [1953].
Sparber 1957: Sparber, Anselm: Leben und Wirken des seligen Hartmann Bischofs von Brixen (1140–1164), Wien 1957.
Sparber 1968: Sparber, Anselm: Die Brixner Fürstbischöfe im Mittelalter, Bozen 1968.
Spieß 2003: Spieß, Karl-Heinz (Hg.): Medien der Kommunikation im Mittelalter, Stuttgart 2003.
Spindler 1959: Spindler, Max (Hg.): Electoralis academiae scientiarum Boicae primordia. Briefe aus der Gründungszeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 1959.
Splett 1978: Splett, Jochen: Abrogans deutsch, in: VL 1 (²1978), 12–15.
Sporer 1995: Sporer, Michael (Hg.): Roner, Georg: Austria carmine illustrata, in: Pizzinini, Meinrad (Hg.): Tirol-Edition, [Wien 1995], Nr. 6.
Sporer-Heis/Sporer 2006: Sporer-Heis, Claudia/Sporer, Michael: „De Haymone Gygante". Ein frühneuzeitliches Gedicht über die sagenhafte Gründung des Stiftes Wilten durch den Riesen Haymon, in: Latein Forum 60 (2006), 59–73.

Spörr 1892: Spörr, Bernhard: Lebensbilder aus dem Servitenorden, Innsbruck 1892.

Sprengel 1987: Sprengel, Peter: Der Spieler-Zuschauer im Jesuitentheater. Beobachtungen an frühen oberdeutschen Ordensdramen, in: Daphnis 16 (1987), 47–106.

Spreti 1982: Spreti, Vittorio: Enciclopedia storico-nobilitare italiana, Bd. 6, Mailand 1982.

Sprung 1904: Sprung, Ludwig: Die Rechtshandschriften der Universitätsbibliothek in Innsbruck, Innsbruck 1904.

Staffler 1847: Staffler, Johann Jacob: Das deutsche Tirol und Vorarlberg. Topographisch mit geschichtlichen Bemerkungen, 2 Bde., Innsbruck 1847.

Staudinger 1968: Staudinger, Helga: Beamtenschematismus der drei o.ö. Wesen in den Jahren 1679–1710, Diss. Innsbruck 1968.

Stearn 1966: Stearn, William T.: Botanical Latin. History, grammar, syntax, terminology, and vocabulary, London u.a. 1966.

Steer 1983: Steer, Georg: Carmina Burana in Südtirol. Zur Herkunft des clm 4660, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 112 (1983), 1–37.

Steidle 1963: Steidle, Wolf: Sueton und die antike Biographie, München 1963.

Steinhausen 1889: Steinhausen, Georg: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, Bd. 1, Berlin 1889.

Steinmayr 1935: Carmi latini in lode di Bernardo Clesio, in: Annuario del R. Liceo scientifico „Galileo Galilei" per gli anni scolastici 1932–1933 e 1933–1934, Trient 1935, 103–143.

Steixner 2009: Steixner, Roland (Hg.): Philosophia historica de montibus: eine Dissertationsschrift der Universität Innsbruck aus dem Jahr 1713. Text, Übersetzung, Kommentar, Wien 2009.

Stengers/Van Neck 1984: Stengers, Jean/Van Neck, Anne: Histoire d'une grande peur: la masturbation, Brüssel 1984.

Stenico 1970: Stenico, Remo: Tovazzi, Giangrisostomo, Parochiale Tridentinum, Trient 1970.

Stenico 1994: Stenico, Remo (Hg.): Tovazzi, Giangrisostomo, Variae inscriptiones Tridentinae, Trient 1994.

Stenico 2000: Stenico, Remo: Sacerdoti della Diocesi di Trento dalla sua esistenza fino all'anno 2000. Indice onomastico, Trient 2000.

Stickel 1852: Stickel, Johann Gustav: Münzlegende des Sefiden-Schah Ismael I. in einem heiligen Reisebuch, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 6 (1852), 521–525.

Stintzing 1867: Stintzing, Johann August Roderich von: Geschichte der populären Literatur des römisch-kanonischen Rechts in Deutschland am Ende des fünfzehnten und im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, Leipzig 1867.

Stokes 1905: Stokes, Whitley (Hg.): Félire Óengusso Céli de = The martyrology of Oengus, the Culdee, London 1905.

Stolz 1953: Stolz, Otto: Geschichte des Zollwesens, Verkehrs und Handels in Tirol und Vorarlberg von den Anfängen bis in das XX. Jahrhundert, Innsbruck 1953.

Stolz 1955: Stolz, Otto: Geschichte des Landes Tirol, Bd. 1, Innsbruck/Wien/München 1955.

Straganz 1907: Straganz, Max: Gerhard von Roos österreichische Annalen untersucht nach ihren Quellen und ihrem Werte, in: Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs 4 (1907), 273–306.

Straganz 1926–1927: Straganz, Max: Aus der Chronik unseres Klosters in Bozen, in: Spiritus et vita. Anregungen und Mitteilungen der Nordtiroler Franziskanerprovinz 6 (1926), 17–28, 80–86, 151–164; 7 (1927), 20–34.

Stroh 2004: Stroh, Wilfried: Balde auf der Bühne: zum dramatischen Werk des Jesuitendichters, in: ders.: Baldeana. Untersuchungen zum Lebenswerk von Bayerns größtem Dichter, hg. von Schröder, Bianca-Jeanette, München 2004, 241–308.

Stroh 2008: Stroh, Wilfried: Vom Kasperletheater zum Märtyrerdrama. Jacobus Baldes Innsbrucker Schulkomödie Iocus serius (1629), in: Glei/Seidel 2008, 255–285.

Strosetzki 1998: Strosetzki, Christoph: Schoppes Auseinandersetzung mit den Jesuiten, in: Jaumann 1998, 345–360.

Studt 1995: Studt, Birgit: Spies, Johannes OESA, in: VL 9 ([2]1995), 138–142.

Studt 2001: Studt, Birgit: Die Badenfahrt. Ein neues Muster der Badenfahrt und Badegeselligkeit, in: Matheus, Michael (Hg.): Badeorte und Bäderreisen in Antike, Mittelalter und Neuzeit, Stuttgart 2001, 33–53.

Stump 1966: Stump, Thomas: Gabriel Bucelins Reise nach Südtirol vor 300 Jahren, in: Der Schlern 40 (1966), 461–469.

Šubarić 2001: Šubarić, Lav: Historia Litteraria Tyrolensis. Anton Roschmanns Geschichte der Gelehrsamkeit in Tirol, Diss. Innsbruck 2001.

Šubarić 2008: Šubarić, Lav: Der Streit um Wasser und Wein und Guarinonius' eristische Vorgangsweise, in: Amann, Klaus/Siller, Max (Hg.): Hippolytus Guarinonius. Akten des 5. Symposiums der Sterzinger Osterspiele (5.–7. 4. 2004). „Die Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts". Zur 350. Wiederkehr des Todesjahres von Hippolytus Guarinonius (1571–1654), Innsbruck 2008, 271–278.

Szarota 1974: Szarota, Elida Maria: Versuch einer neuen Periodisierung des Jesuitendramas. Das Jesuitendrama der oberdeutschen Ordensprovinz, in: Daphnis 3 (1974), 158–177.

Szarota 1975: Szarota, Elida Maria: Das Jesuitentheater als Vorläufer der modernen Massenmedien, in: Daphnis 4 (1975), 129–143.
Szarota 1979–1987: Szarota, Elida Maria (Hg.): Das Jesuitendrama im deutschen Sprachgebiet. Eine Periochen-Edition. Texte und Kommentare, 3 Bde. zu je 2 Teilen und ein Index, München 1979–1987.
Szarota 1981: Szarota, Elida Maria: Der Einfluss der Frühaufklärung auf das Jesuitendrama, in: Humanistica Lovaniensia 30 (1981), 197–213.

Talkenberg 1990: Talkenberg, Heike: Sintflut. Prophetie und Zeitgeschehen in Texten und Holzschnitten astrologischer Flugschriften 1488–1528, Tübingen 1990.
Tanner 1993: Tanner, Marie: The last descendant of Aeneas. The Hapsburgs and the mythic image of the emperor, New Haven/London 1993.
Tedoldi 2005: Tedoldi, Leonida: Carlantonio Pilati consulente legale, in: Ferrari/Romagnani 2005, 298–309.
Tersch 1998: Tersch, Harald: Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (1400–1650). Eine Darstellung in Einzelbeiträgen, Wien u.a. 1998.
Thaler 1866: Thaler, Joseph: Der deutsche Antheil des Bisthums Trient, Brixen 1866.
Thorndike 1959: Thorndike, Lynn: A history of magic and experimental science, Bd. 5, New York [3]1959.
Thorndike 1960: Thorndike, Lynn: A history of magic and experimental science, Bd. 3, New York [3]1960.
Thurnher 1949: Thurnher, Eugen: Laurentius' von Schnifis Frühzeit, in: Montfort. Zeitschrift für Geschichte, Heimat- und Volkskunde Vorarlbergs 4 (1949), 106–120.
Thurnher 1960: Thurnher, Eugen: Laurentius von Schnifis. Philoteus oder des Miranten Weg, Bregenz 1960.
Tilg 2002: Tilg, Stefan: Spes aurei saeculi, Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter oder Tyrolis pacifica. Ein Innsbrucker Jesuitenschauspiel zur Hochzeit Erzherzog Ferdinand Karls mit Anna von Medici (1646), Innsbruck 2002.
Tilg 2004: Tilg, Stefan: Die Popularisierung einer Ritualmordlegende im Anderl-von-Rinn-Drama der Haller Jesuiten (1621), in: Daphnis 33 (2004), 623–640.
Tilg 2005a: Tilg, Stefan: Claudia de' Medici und ihre Innsbrucker Familie in der höfischen lateinischen Panegyrik, in: Tiroler Heimat 69 (2005), 17–25.
Tilg 2005b: Tilg, Stefan: Die Hl. Katharina von Alexandria auf der Jesuitenbühne. Drei Innsbrucker Dramen aus den Jahren 1576, 1577 und 1606, Tübingen 2005.
Tilg 2005c: Tilg, Stefan: Tyrolis pacifica – Tirol als Insel der Seligen für die Floren-

tiner Braut Anna von Medici in einem lateinischen Musikdrama, in: Holzner/Walde 2005, 183–199.

Tilg 2006a: Tilg, Stefan: Der Ludus de instauratione studiorum von Jakob Pontanus. Eine Edition, in: Neulateinisches Jahrbuch 8 (2006), 267–292.

Tilg 2006b: Tilg, Stefan: Zu Paulus Ricius (ca. 1480–1541/42): eine außergewöhnliche Karriere in der Zeit des Humanismus, in: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 16 (2006), 561–582.

Tilg 2008: Tilg, Stefan: Die Entwicklung des Jesuitendramas vom 16.–18. Jahrhundert. Eine Fallstudie am Beispiel Innsbruck, in: Glei/Seidel 2008, 183–200.

Tinkhauser/Rapp 1855–1891: Tinkhauser, Georg/Rapp, Ludwig: Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Diöcese Brixen, 3 Bde., Brixen 1855–1891.

Tisot 1985: Tisot, Renato: Bernhard Cles. 500-Jahrfeier seiner Geburt, in: 1485–1985. Bernardo Clesio. Celebrazioni per il V° centenario della nascita, Trient/Cles 1985 [ohne Paginierung].

Töchterle 1997: Töchterle, Karlheinz: Zur Hölle in Schwaz, gen Himmel in Hall: Jacob Balde und Tirol, in: Holzner u.a. 1997, 303–338.

Töchterle 2001: Töchterle, Karlheinz: Das Gebirge Tirols in der „Italienischen Reise“ des Georgius Sabinus, in: Latein-Forum 44 (2001), 1–7.

Töchterle 2002: Töchterle, Karlheinz: Jesuitischer Redeschwall. Zu Balde Lyr. 3,8, in: Lefèvre, Ekkehard (Hg.): Balde und Horaz, Tübingen 2002, 183–194.

Töchterle 2006: Töchterle, Karlheinz: Kraftvolle Keime. Zu Jacob Baldes Jugendwerk Maximilianus Primus Austriacus, in: Burkard, Thorsten u.a. (Hg.): Jacob Balde im kulturellen Kontext seiner Epoche, Regensburg 2006, 27–37.

Toussaint 1886: Toussaint, Johann: Leben des heiligen Philippus Benitius aus dem Servitenorden, Dülmen 1886.

Traverso 1933: Traverso, J.B.: De vita et operibus Jacobi Bresadolae, in: Bresadola, Giacomo: Iconographia mycologica, Bd. 26, Mailand 1933, v–xii.

Trenkwalder 1984: Trenkwalder, Alois: Zur Geschichte der Predigt in der Diözese Brixen. Vom Hochmittelalter bis zum Konzil von Trient, in: Konferenzblatt für Theologie und Seelsorge 95 (1984), 147–165.

Trenkwalder 2003: Trenkwalder, Alois: Der Seelsorgeklerus der Diözese Brixen im 16. Jahrhundert, Brixen 2003.

Treue 1996: Treue, Wolfgang: Der Trienter Judenprozeß. Voraussetzungen – Abläufe – Auswirkungen (1475–1588), Hannover 1996.

Troje 1993: Troje, Hans Erich: Humanistische Jurisprudenz, Goldbach 1993.

Trusen 1987: Trusen, Winfried: Johannes Reuchlin und die Fakultäten. Voraussetzungen und Hintergründe des Prozesses gegen den ‚Augenspiegel‘, in: Keil,

Gundolf u.a. (Hg.): Der Humanismus und die oberen Fakultäten, Weinheim 1987, 115–157.

Tuzer 1939: Tuzer, Dismas: Chronik der Tiroler Franziskanerprovinz 1765 bis 1837, in: Spiritus et Vita 19 (1939), 58–66.

Überbacher 1972: Überbacher, Margret: Beamtenschematismus der drei oberösterreichischen Wesen in den Jahren 1586 bis 1602, Diss. Innsbruck 1972.

Uiblein 1982: Uiblein, Paul: Die Quellen des Spätmittelalters, in: Zöllner, Erich (Hg.): Die Quellen der Geschichte Österreichs, Wien 1982, 50–113.

Unterkircher 1924: Unterkircher, Franz: Lappach in lateinischen Distichen, in: Der Schlern 5 (1924), 121–122.

Unterkircher 1989: Unterkircher, Franz: Kinderjahre in Lappach 1775–1787. Autobiographisches Fragment in lateinischen Distichen von Valentin Forer, in: Das Fenster 23, Heft 45 (1989), 4399–4406.

Valentin 1972a: Valentin, Jean-Marie: Jakob Baldes Jocus serius theatralis (1629), in: Euphorion 66 (1972), 412–436.

Valentin 1972b: Valentin, Jean-Marie: Aux origines du théâtre néo-latin de la réforme catholique: L'Euripus (1549) de Livinus Brechtus, in: Humanistica Lovaniensia 21 (1972), 81–188.

Valentin 1972c: Valentin, Jean-Marie: La diffusion de Corneille en Allemagne au XVIIIe s. à travers les poétiques jésuites, in: Arcadia 7 (1972), 171–199.

Valentin 1978: Valentin, Jean-Marie: Le Théâtre des Jésuites dans les pays de langue allemande (1554–1680). Salut des âmes et ordre des cités, 3 Bde., Bern 1978.

Valentin 2001: Valentin, Jean-Marie: Les jésuites et le théâtre (1554–1680). Contribution à l'histoire culturelle du monde catholique dans le Saint-Empire romain germanique, Paris 2001.

Vareschi 1996a: Vareschi, Severino: Aliprandi, Biagio di, in: Gatz, Erwin (Hg.): Die Bischöfe des Hl. Römischen Reichs 1448–1648, Berlin 1996, 18–19.

Vareschi 1996b: Vareschi, Severino: Le rivisitazioni storico-agiografiche di Girolamo Tartarotti: progetto, temi, metodo, Teil 1, in: Atti dell'Accademia Roveretana degli Agiati A 246 (1996), 17–43.

Vareschi 1998: Vareschi, Severino: Le rivisitazioni storico-agiografiche di Girolamo Tartarotti: progetto, temi, metodo, Teil 2, in: Atti dell'Accademia Roveretana degli Agiati A 248 (1998), 37–73.

Vareschi 1999: Vareschi, Severino: Le rivisitazioni storico-agiografiche di Girolamo Tartarotti: progetto, temi, metodo, Teil 3, in: Atti dell'Accademia Roveretana degli Agiati A 249 (1999), 121–146.

Vareschi 2000: Vareschi, Severino: Storia, tradizione, leggenda nella passio sancti Vigilii. Studio di una fonte agiografica, in: Codroico/Gobbi 2000, 235–257.

Venturi 1976: Venturi, Franco: Settecento riformatore, Bd. 2: La chiesa e la repubblica dentro i loro limiti (1758–1774), Turin 1976.

Verrando 2000: Verrando, Giovanni: La trasmissione manoscritta per una nuova edizione della Passio sancti Vigilii episcopi, in: Codroico/Gobbi 2000, 291–328.

Vigi Fior 1993: Vigi Fior, Alessandra: Étienne Marie Siauve, in: Centro di antichità altoadriatiche (Hg.): Gli scavi di Aquileia. Uomini e opere e indici dal vol. XXXI al XL, Udine 1993, 83–101.

Violani 1991: Violani, Carlo: Giovanni Antonio Scopoli (1723–1788) dalla „Dieta litteratorum“ alle „Deliciae“, in: Rindi/Violani 1991, 75–137.

Vocelka 2001: Vocelka, Karl: Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat, Wien 2001.

Vogel 2000: Vogel, Lothar: Vom Werden eines Heiligen. Eine Untersuchung der Vita Corbiniani des Bischofs Arbeo von Freising, Berlin u.a. 2000.

Vollmann 1987: Vollmann, Benedikt Konrad (Hg.): Carmina Burana. Texte und Übersetzungen. Mit den Miniaturen aus der Handschrift und einem Aufsatz von Peter und Dorothee Diemer, Frankfurt a.M. 1987.

Vollmann-Profe 1981: Vollmann-Profe, Gisela (Hg.): Ludus de Antichristo, Göppingen 1981.

Voltelini 1902: Voltelini, Hans von: Die ältesten Statuten von Trient und ihre Überlieferung, Wien 1902.

Voltelini/Huter 1899–1951: Voltelini, Hans von/Huter, Franz (Hg.): Die Südtiroler Notariats-Imbreviaturen des dreizehnten Jahrhunderts, 2 Bde., Innsbruck 1899–1951.

Wachinger 1985: Wachinger, Burghart: Deutsche und lateinische Liebeslieder. Zu den deutschen Strophen der Carmina Burana, in: Fromm, Hans (Hg.): Der deutsche Minnesang. Aufsätze zu seiner Erforschung, Bd. 2, Darmstadt 1985, 275–308.

Wagner 1954: Wagner, Hans (Hg.): Das Traditionsbuch des Augustiner-Chorherrenstiftes Neustift bei Brixen, Wien 1954.

Wagner 2002: Wagner, Harald: Johann Adam Möhler. Die Kirche als Organ der Inkarnation, in: Neuner, Peter/Wenz, Gunther (Hg.): Theologen des 19. Jahrhunderts. Eine Einführung, Darmstadt 2002, 59–74.

Waibel 1829: Waibel, Alois Adalbert: Herkulan Oberrauch. Eine merkwürdige Lebensgeschichte, München 1829.

Waibel 1833: Waibel, Alois Adalbert: Philiberts Leben, Weisheit und Lied, Augsburg 1833.

Waldner 1888: Waldner, Friedrich: Quellenstudie zur Geschichte der Typographie

in Tirol bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur tirolischen Culturgeschichte, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg 32 (1888), 1–122.

Waldner 1890: Waldner, Friedrich: Quellenstudie zur Geschichte der Typographie in Tirol bis zum Beginne des XVII. Jahrhunderts, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg 34 (1890), 168–255.

Waldner 1893: Waldner, Friedrich: Über den Riesen Haymon und die Gründung des Klosters Wilten, in: Zeitschrift des Ferdinandeums 37 (1893), 382–395.

Waldner 1903: Waldner, Friedrich: Petrus Tritonius Athesinus, recte Treibenraiff, als Humanist, Musiker und Schulmann, in: Zeitschrift des Ferdinandeums 47 (1903), 185–230.

Wallnig 2004: Wallnig, Thomas: Gelehrtenkorrespondenz und Gelehrtenbriefe, in: Pauser/Scheut/Winkelbauer 2004, 813–827.

Walser 2004: Walser, Gaudentius: Bedeutende Kapuziner von und in Brixen, in: Der Schlern 78 (2/2004), 49–56.

Walser 2011: Walser, Isabella (Hg.): Giovanni Battista Graser – De praestantia logicae. Einleitung, Text, Übersetzung, Kommentar, Dipl. Innsbruck 2011.

Walsh 1973: Walsh, Katherine: Von der scholastischen Literatur zur Pastoraltheologie. Die „Augustinerschule" im Spiegel der Stamser Handschriften, in: Innsbrucker Historische Studien 6 (1973), 27–44.

Walsh 1987: Walsh, Katherine: Augustinismus und Konziliarismus in Tirol. Entstehungsgeschichte und ekklesiologischer Stellenwert einer Brixner Handschrift, in: Nössing, Josef/Stampfer, Helmut (Hg.): Kunst und Kirche in Tirol. Festschrift zum 70. Geburtstag von Karl Wolfsgruber, Bozen 1987, 47–56.

Walsh 1990: Walsh, Katherine: Die Wiederbelebung des Bernhardi-Kultes im Fürstbistum Trient. Ein Beispiel pastoralen Engagements in „friderizianischer Zeit", in: Innsbrucker Historische Studien 12/13 (1990), 11–40.

Walsh 1997: Walsh, Katherine: Stift Stams und die Universität Heidelberg: Zur akademischen Tätigkeit von Bernhard Wälsch, 15. Abt der Zisterze Stams 1484–1501, in: Innsbrucker Historische Studien 16/17 (1997), 67–112.

Walsh 2002: Walsh, Katherine: Narcissus Herz von Berching. Zur Handschriftenüberlieferung eines spätmittelalterlichen Theologen in Tirol, in: Thurnher, Eugen (Hg.): Tirol zwischen Zeiten und Völkern. Festschrift für Helmut Gritsch zum 60. Geburtstag am 20. Juni 2002, Innsbruck 2002, 77–92.

Walter 1987: Walter, Peter: Johann Baptist Franzelin (1816–1886). Jesuit, Theologe, Kardinal. Ein Lebensbild, Bozen 1987.

Walton 1992: Walton, Douglas: The place of emotion in argument, Pennsylvania 1992.

Walz 2000: Walz, Dorothea: Das Leben des hl. Magnus nach der ältesten Biogra-

phie, in: Michelbach, Ruth (Hg.): Magnus. Drache, Bär und Pilgerstab. 1250 Jahre Apostel des Allgäus, Lindenberg 2000, 6–31.

Wangermann 1978: Wangermann, Ernst: Aufklärung und staatsbürgerliche Erziehung. Gottfried van Swieten als Reformator des österreichischen Unterrichtswesens 1781–1791, Wien 1978.

Wear 1995: Wear, Andrew: Medicine in early modern Europe, 1500–1700, in: Conrad, Lawrence I. u.a. (Hg.): The western medical tradition, Cambridge 1995, 215–363.

Weber-Kellermann 1997: Weber-Kellermann, Ingeborg: Die Kindheit. Eine Kulturgeschichte, Frankfurt a.M. 1997.

Weichlein 2005: Weichlein, Siegfried: Mission und Ultramontanismus im frühen 19. Jahrhundert, in: Fleckenstein, Gisela/Schmidl, Joachim (Hg.): Ultramontanismus. Tendenzen der Forschung, Paderborn 2005, 93–109.

Weidmann 1841: Weidmann, Franz: Geschichte der Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung um das Jahr 830 bis auf 1841, aus den Quellen bearbeitet auf die tausendjährige Jubelfeier, St. Gallen 1841.

Weiler 1968: Weiler, Edith (Hg.): Die Matrikel der Universität Innsbruck, Abteilung 3: Matricula universitatis, Bd. 1: 1755/56–1763/64, Innsbruck 1968.

Weingartner 1952: Weingartner, Josef: Die letzten Grafen von Görz, in: Klebelsberg zu Thumburg, Raimund von (Hg.): Lienzer Buch: Beiträge zur Heimatkunde von Lienz und Umgebung, Innsbruck 1952.

Weis 1946: Weis, Norbert Karl: Das Franziskanerkloster in Bozen in seiner geschichtlichen Entwicklung, Brixen 1946.

Weiss 2002: Weiss, Sabine: Erzherzog Leopold V. – Ritter des Ordens vom goldenen Vlies. Biographische Notizen zu Karriere und Lebenswelt eines frühbarocken Tiroler Landesfürsten, in: Tiroler Heimat 66 (2002), 29–80.

Weiss 2004: Weiss, Sabine: Claudia de' Medici. Eine italienische Prinzessin als Landesfürstin von Tirol (1604–1648), Innsbruck/Wien 2004.

Welber 1987: Welber, Mariano (Hg.): Burcardo di Andwil, Bellum Venetum, Rovereto 1987.

Welber 1996: Welber, Mariano (Hg.): I numeri di Nicolò d'Arco, Trient 1996.

Wenzel 1997: Wenzel, Horst (Hg.): Gespräche – Boten – Briefe. Körpergedächtnis und Schriftgedächtnis im Mittelalter, Berlin 1997.

Wenzel 1995: Wenzel, Uwe Justus: Selbstzweck, in: HWdPh 9, 560–564.

Werner 1866: Werner, Karl: Geschichte der katholischen Theologie: Seit dem Trienter Konzil bis zur Gegenwart, München 1866.

Werthman-Haas/Keil 1991: Werthman-Haas, Gloria/Keil, Gundolf: ‚Sendebrief'-Anteile im St. Georgenberger Pest-Konsilium des Ulrich von Trient, in: Der Schlern 65 (1991), 67–76.

Wesel 2000: Wesel, Uwe: Geschichte des Rechtes, München ²2000.
Westermayer 1868: Westermayer, Georg: Jacobus Balde (1604–1668), sein Leben und seine Werke, München 1868 (Ndr. Amsterdam 1998).
Wieacker 1967: Wieacker, Franz: Privatrechtsgeschichte der Neuzeit, Göttingen ²1967.
Wiegand 1984: Wiegand, Hermann: Hodoeporica. Studien zur neulateinischen Reisedichtung des deutschen Kulturraums im 16. Jahrhundert, Baden-Baden 1984.
Wiesflecker 1971–1986: Wiesflecker, Hermann: Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit, 5 Bde., München 1971–1986.
Wiesflecker 1998: Wiesflecker, Hermann: Die Grafschaft Görz und die Herrschaft Lienz, ihre Entwicklung und ihr Erbfall an Österreich (1500), in: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 78 (1998), 131–149.
Wiesflecker/Rainer 1952: Wiesflecker, Hermann/Rainer, Johann (Hg.): Regesten Meinhards II. (I.) 1271–1295, Innsbruck 1952.
Wimmer 1974: Wimmer, Ruprecht: Deutsch und Latein im Osterspiel. Untersuchungen zu den volkssprachlichen Entsprechungstexten der lateinischen Strophenlieder, München 1974.
Wimmer 1982: Wimmer, Ruprecht: Jesuitentheater. Didaktik und Fest. Das Exemplum des ägyptischen Joseph auf den deutschen Bühnen der Gesellschaft Jesu, Frankfurt a.M. 1982.
Wimmer 2000: Wimmer, Ruprecht: Jesuitendrama, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft 2 (2000), 196–199.
Wittmer-Butsch/Rendtel 2003: Wittmer-Butsch, Maria/Rendtel, Constanze: Miracula – Wunderheilungen im Mittelalter. Eine historisch-psychologische Annäherung, Köln 2003.
Wohlmuth 2002: Wohlmuth, Josef: Eucharistie als liturgische Feier der Gegenwart Jesu Christi. Realpräsenz und Transsubstantiation im Verständnis katholischer Theologie, in: Söding, Thomas (Hg.): Eucharistie. Positionen katholischer Theologie, Regensburg 2002, 87–119.
Wolf 1873: Wolf, Adam: Lucas Geizkofler und seine Selbstbiographie, Wien 1873.
Wolfsgruber 1897: Wolfsgruber, Cölestin: Christoph Anton Kard. Migazzi, Ravensburg 1897.
Wolfsgruber 1951: Wolfsgruber, Karl: Das Brixner Domkapitel in seiner persönlichen Zusammensetzung in der Neuzeit (1500–1803), Innsbruck 1951.
Wolkan 1925: Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetenländern, Augsburg 1925.
Wörndle 1894: Wörndle, Heinrich von: Dr. Philipp von Wörndle zu Adelsfried

und Weierburg, Tiroler Schützenmajor und Landsturmhauptmann. Ein Lebensbild aus der Kriegsgeschichte Tirols, Brixen 1894.

Worstbrock 1999: Worstbrock, Franz Joseph: Wenger, Konrad, in: VL 10 (^{2}1999), 852–855.

Wright 1981: Wright, Gabriele (Hg.): Simon Pietro Bartolomei: Sechs einführende Aufsätze zur „Frühgeschichte Tirols“, Gerbrunn bei Würzburg 1981.

Wundt 1939: Wundt, Max: Die deutsche Schulmetaphysik des 17. Jahrhunderts, Tübingen 1939.

Zahrnt 1986: Zahrnt, Heinz: Martin Luther. Reformator wider Willen, München 1986.

Zanetti 1906: Zanetti, Arcangelo: Ricordi storici sulla vita e sulle opere del padre Giangrisostomo Tovazzi da Volano, Cavalese 1906.

Zani 1985: Zani, Karl Franz: Neues zu Predigten des Kardinals Cusanus, „ettlich zu teutsch“, in: Der Schlern 59 (1985), 111–115.

Zedler 1732–1754: Zedler, Johann Heinrich: Großes vollständiges Universal-Lexikon, Halle/Leipzig 1732–1754 (Ndr. Graz 1993–1999).

Zelzer 2000: Zelzer, Michaela: Ambrosius Vigilio, in: Codroico/Gobbi 2000, 41–48.

Zeman 1986: Zeman, Herbert: Der Weg der österreichischen Literaturforschung. Ein wissenschaftsgeschichtlicher Abriß, in: ders. (Hg.): Die österreichische Literatur. Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert, Teil 1, Graz 1986, 1–47.

Zingerle 1880: Zingerle, Anton: De carminibus Latinis saeculi XV. et XVI. ineditis, Innsbruck 1880.

Zinkl 1907: Zinkl, Gregor Maria: Erzherzogin Anna Juliana von Gonzaga, die Wunderblume von Tirol, Innsbruck 1907.

Zlabinger 1970: Zlabinger, Eleonore: Lodovico Antonio Muratori und Österreich, Innsbruck 1970.

Zorndorf 1843: Zorndorf, F.: P. Vigilius Greiderer. Biographisch-literarische Skizze, in: Tiroler Bote 60/61 (1843), 240, 244.

Zwanowetz 1981: Zwanowetz, Günter: Das Jesuitentheater in Innsbruck und Hall von den Anfängen bis zur Aufhebung des Ordens, Diss. Wien 1981.

Johanna Luggin

Abbildungsverzeichnis

Farbtafeln

Abbildungen

Abb. 1: TLMF, FB 2125, Bl. F^{r}.
Abb. 2: ULBT, 20.255, Bd. 1, zwischen S. 80 und 81, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 3: ULBT, 20.255, Bd. 1, zwischen S. 448 und 449, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 4: Cap BX, 18, zwischen S. 8 und 9.
Abb. 5: ULBT, 20.254, Tafel 4, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 6, 7: ULBT, Liederhandschrift B, Frontispiz und S. 1, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 8: ULBT, Cod. 422, Bl. 18^{r}, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 9: TLMF, FB 5074, Bl. C2^{r}.
Abb. 10: TMLF, Dip. 579/1, Frontispiz.
Abb. 11: ULBT, 30.323, Titelblatt, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 12: BCT, ms. 4967, S. 1.
Abb. 13, 14: ULBT, 20.006, S. [59], [60], Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 15: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Innsbruck_1_260.jpg?uselang=de> (25. 6. 2012).
Abb. 16: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Innsbruck_1_242.jpg&filetimestamp=20080320174043> (25. 6. 2012).
Abb. 17: TLMF, Dip. 1319/1, Bl. 28^{v}.
Abb. 18, 19: ULBT, 20.006, S. [157], [158], Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 20: TLMF, Dip. 786/2, zwischen S. 138 und 139.
Abb. 21: TLA, Sigm 4a.029.043.
Abb. 22: BSB, Rar. 291, Bl. 137^{r}.
Abb. 23: BSB, Rar. 291, Bl. 137^{v}.
Abb. 24: BSB, 4 Inc.s.a. 1299 b, Titelblatt.
Abb. 25: BSB, 4 Inc.s.a. 1299 b, Bl. 5^{v}.
Abb. 26: Nicolai Cusae cardinalis operae, Paris 1514, Ndr. Frankfurt a.M. 1962, Bl. 184^{v}.
Abb. 27: ULBT, S 221.235, Titelblatt, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 28: BSB, Clm 647, Bl. 19^{r}.
Abb. 29: TLMF, FB 2091, Bl. 29^{r}.
Abb. 30: ULBT, 20.006, S. [3], Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 31: SEM, B 18, Bl. 11^{v}.
Abb. 32: TLMF, FB 7208.
Abb. 33: Schema: Wolfgang Kofler.
Abb. 34: TLMF, Historische Sammlungen, K 5/84.
Abb. 35: ULBT, 22.954, Bl. b1^{v}, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 36: Foto: Urban Kirchler.
Abb. 37: Foto: Johanna Luggin.

Abb. 129: Stams, Primisser-Nachlass.
Abb. 130: ULBT, 214.213, Titelblatt, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 131, 132: OFM PA, Cod. 57 / 58, Frontispiz, Titelblatt.
Abb. 133: OFM PA, Cod. 74, Titelblatt.
Abb. 134: Neustift, Vorraum II 3102.
Abb. 135: TLMF, Dip. 411/3, Frontispiz.
Abb. 136: TLMF, Dip. 807/5, zwischen S. 40 und 41.
Abb. 137: Foto: Urban Kirchler.
Abb. 138: BSB, 4 Dogm. 308, Frontispiz.
Abb. 139: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:9350_-_Milano_-_Giardini_Pubblici_-_Monumento_ad_Antonio_Rosmini_-_Foto_Giovanni_Dall%27Orto_22-Apr-2007.jpg?uselang=de>, Foto: Giovanni Dall'Orto (25. 6. 2012).
Abb. 140: ULBT, 186 D 59 / Adl. 3, Frontispiz, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 141: TLMF, FB 3415, Titelblatt.
Abb. 142: TLMF, W 2165, Frontispiz.
Abb. 143: ULBT, 30.313, Titelblatt, Foto: Peter Zerlauth.
Abb. 144: ULBT, 30.392, eingelegt nach S. 134, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 145: <http://de.wikipedia.org/wiki/Hofkirche_(Innsbruck)>, Foto: Hafelekar (25. 6. 2012).
Abb. 146: TLMF, W 5226, S. 47.
Abb. 147: Foto: Urban Kirchler.
Abb. 148: Foto: Jack Schropp.
Abb. 149: Garbari 2003, 39.
Abb. 150: TLMF, W 4953, Frontispiz.
Abb. 151: Cap BX, 18, Bd. 5, S. 193.
Abb. 152: TLMF, Dip. 882/6, S. 1.
Abb. 153: BCT, at-T-I-op-b-113, Titelblatt.
Abb. 154: TLMF, FB 55893–95, Kat.nr. 65, Original: Bildarchiv ÖNB.
Abb. 155: TLMF, W 5233.
Abb. 156: TLMF, W 626, Frontispiz.
Abb. 157: Cap BX, 18, zwischen S. 16 und 17.
Abb. 158: Der Schlern 72 (1998), 397, Abb. IV.
Abb. 159: Der Schlern 72 (1998), 398, Abb. V.
Abb. 160: ULBT, 30.326, Frontispiz, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 161: TLMF, FB 7637a.
Abb. 162: ULBT, 26.445, Titelblatt, Foto: Gerhard Watzek.
Abb. 163: TLMF, Inv. Nr. Gem. 321.
Abb. 164: Diözesanmuseum Hofburg Brixen, Foto: Josef Rotter.
Abb. 165: TLMF, Dip. 1372, S. 363.

Johanna Luggin

Index nominum

Eigennamen sind in der jeweils gebräuchlichsten Form – deutsch, lat. oder italienisch – erfasst, der Familienname wird dabei vorangestellt, wenn er klar als solcher erkennbar ist. Von den im Text erwähnten rein literarischen Personen wurden nur bekannte bzw. wirkungsmächtige in den Index aufgenommen.



Johanna Luggin/Simon Wirthensohn

Index geographicus

Die Einträge sind in der Regel in der gebräuchlichen deutschen Form aufgenommen, wenn eine solche existiert, zur eindeutigen Identifizierung in einigen Fällen ergänzt durch die moderne Bezeichnung in der Landessprache. Druckorte und Ethnika sind nicht aufgenommen.

Johanna Luggin

Index rerum

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Christina Antenhofer (*1973, Bruneck) studierte in Innsbruck und Paris Geschichte, Deutsch und Französisch und arbeitete von 1998 bis 2003 als Projektassistentin am Institut für Germanistik der Universität Innsbruck. Von 2004 bis 2010 war sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte tätig, seit 2010 ist sie Assistenzprofessorin mit Schwerpunkt Geschichte des Mittelalters und der Renaissance ebenda. 2011 lehrte sie als Visiting Professor an der University of New Orleans. Sie ist assoziiertes Mitglied des Internationalen Graduiertenkollegs „Politische Kommunikation von der Antike bis ins 20. Jahrhundert" (Frankfurt, Innsbruck, Bologna, Pavia, Trento).

Patrik Kennel (*1964, Genf) absolvierte Studien in Betriebswirtschaft (Lausanne), Latein und Geschichte (Innsbruck) sowie Information und Dokumentation (FH Chur). Am Projekt „Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol" arbeitete er von 2004 bis 2007 mit. Seit 2008 ist er an der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol beschäftigt.

Wolfgang Kofler (*1970, Bozen) studierte in Innsbruck und Tübingen Klassische Philologie und arbeitete dann als Lehrer für Latein, Griechisch und Deutsch an verschiedenen Südtiroler Gymnasien. Ab 2001 war er als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck tätig, 2009 wechselte er als Professor für Klassische Philologie (Latinistik) an die Universität Freiburg. Seine Forschungsschwerpunkte sind die hellenistische Dichtung, die Literatur zur Zeit des Augustus, das Epos, das Epigramm, die Rezeptionsgeschichte der Antike, Neulatein und die Didaktik der alten Sprachen.

Gabriela Kompatscher (*1968, Brixen) studierte in Innsbruck die Fächer Latein und Geschichte, um sich dann der Erschließung mittelalterlicher Handschriften im Prämonstratenserstift Wilten und – im Rahmen eines FWF-Projektes – an der Universitäts- und Landesbibliothek Innsbruck zu widmen. Seit 1996 ist sie an der Universität Innsbruck in Wissenschaft und Lehre tätig, 2003 erfolgte die Habilitation für Latinistik. Ihre Forschung konzentriert sich hauptsächlich auf lateinische Texte des Mittelalters (Edition der Exempelsammlung *Gesta Romanorum* und der Mirakelsammlung des Herbert von Clairvaux). Einen besonderen Forschungsschwer-

punkt bildet dabei der Themenkomplex „Mensch und Tier im Mittelalter" („Tiere als Freunde im Mittelalter", 2010, zusammen mit A. Classen und P. Dinzelbacher).

Martin Korenjak (*1971, Wels) studierte in Innsbruck und Heidelberg Klassische Philologie und Sprachwissenschaft, absolvierte in Salzburg das Unterrichtspraktikum und war danach als Assistent am Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck tätig. Von 2003 bis 2009 war er Professor für Klassische Philologie (Schwerpunkt Latinistik) an der Universität Bern. Seit 2009 lehrt er als Professor für Klassische Philologie – Neulatein an der Universität Innsbruck. Seit 2011 arbeitet er zusätzlich am Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien in Innsbruck mit.

Erika Kustatscher (*1963, Brixen) studierte in Innsbruck Geschichte, Germanistik und Latein und absolvierte einen zweijährigen Kurs in Paläographie, Diplomatik und Archivkunde am Staatsarchiv Bozen. Neben der Tätigkeit als Gymnasiallehrerin in Bozen widmet sie sich seit vielen Jahren der wissenschaftlichen Erforschung von Themen der Tiroler Landeskunde und der Österreichischen Geschichte mit Schwerpunkten in den Bereichen Kirchengeschichte, Sozialgeschichte und Quellenedition.

Christine Lehne (*1984, Innsbruck) studierte in Berlin und Innsbruck Klassische Philologie (Latein) und Rechtswissenschaften. 2012 dissertierte sie mit einer Arbeit zur römischen Rechtswissenschaft der Republik. Seit 2008 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Römisches Recht und Rechtsgeschichte der Universität Innsbruck tätig.

Johanna Luggin (*1986, Schlanders) studierte Latein, Geschichte und Alte Geschichte in Innsbruck. Nach ihrem Abschluss arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Projekt „Neulatein" des Instituts für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck. Seit Januar 2012 ist sie als Junior Researcher am Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien in Innsbruck tätig.

Lukas Oberrauch (*1978, Bozen) studierte in Innsbruck Klassische Philologie und Germanistik und unterrichtet seit 2001 am Franziskanergymnasium Bozen die Fächer Griechisch, Latein und Deutsch.

Josef Riedmann (*1940, Wörgl) studierte Geschichte und Geographie in Innsbruck, Marburg/Lahn und Wien. Er absolvierte den Ausbildungskurs am Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien und wurde später Universi-

tätsassistent in Wien und Innsbruck. Forschungsaufenthalte in Rom und Venedig schlossen sich an. 1982 wurde er ordentlicher Universitätsprofessor für Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften an der Universität Innsbruck, 2006 wurde er emeritiert. Er ist wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, zu seinen Forschungsschwerpunkten zählt u.a. die Geschichte des Hochmittelalters.

Florian Schaffenrath (*1978, Innsbruck) studierte in Heidelberg, Innsbruck und Siena Klassische Philologie und dissertierte mit einer Arbeit zum Epos *Columbus* (1715) des Ubertino Carrara SJ. Am Institut für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck arbeitete er zunächst als Projektassistent im Projekt „Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol“, bevor er 2010 zum Assistenzprofessor wurde. Seit 2011 ist er stellvertretender Leiter des Ludwig Boltzmann Instituts für Neulateinische Studien in Innsbruck.

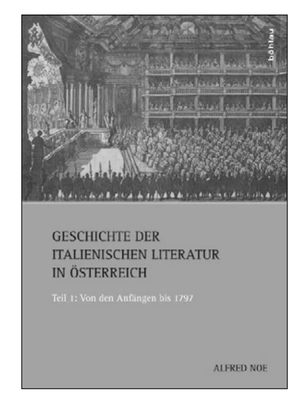
Lav Šubarić (*1971, Zagreb) studierte Klassische Philologie in Innsbruck mit kürzeren Aufenthalten in London und Hamburg. Seit 2000 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Innsbruck und forscht auf den Gebieten Handschriftenkunde, Mittel- und Neulatein. Der Schwerpunkt seiner Projekte liegt auf der Kultur- und Literaturgeschichte des historischen Tiroler Raumes sowie auf den Prozessen der nationalen Identitätsbildung im 18. und 19. Jahrhundert. Seit 2011 forscht er auch im Rahmen des Ludwig Boltzmann Instituts für Neulateinische Studien.

Stefan Tilg (*1976, Zams) studierte in Innsbruck und Siena Klassische Philologie und Germanistik. Nach seiner Promotion 2003 war er bis 2006 Assistent am Institut für Klassische Philologie der Universität Bern. Ende 2006 bis Anfang 2009 forschte er mit Stipendien des Schweizerischen Nationalfonds und des Center for Hellenic Studies in Oxford (Corpus Christi College) und Washington DC. Von März 2009 bis 2010 war er als Ambizione-Stipendiat Gast am Klassisch-Philologischen Seminar der Universität Zürich, wo er sich mit einer Monographie zur Entstehung des griechischen Romans habilitierte. Seit 2011 ist er Direktor des Ludwig Boltzmann Instituts für Neulateinische Studien in Innsbruck.

Karlheinz Töchterle (*1949, Brixlegg) studierte in Innsbruck, Konstanz und Padua Klassische Philologie und Germanistik, promovierte mit einer Arbeit zu Ciceros *De re publica* und habilitierte sich mit einem Kommentar zu Senecas Ödipus für Klassische Philologie. Nach Gastprofessuren in Graz und München war er von 1997 bis 2007 Professor für Klassische Philologie an der Universität Innsbruck, anschließend

dort Rektor. Seit April 2011 ist er österreichischer Bundesminister für Wissenschaft und Forschung.

Simon Wirthensohn (*1987, Bregenz) studiert Klassische Philologie, Germanistik und Italienisch in Innsbruck. Im Rahmen seines Studiums arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Projekt „Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol" des Instituts für Sprachen und Literaturen der Universität Innsbruck mit.



ALFRED NOE

GESCHICHTE DER ITALIENISCHEN LITERATUR IN ÖSTERREICH

TEIL 1: VON DEN ANFÄNGEN BIS 1797

GESCHICHTE DER ITALIENISCHEN LITERATUR IN ÖSTERREICH, BAND 1

In diesem philologischen und buchgeschichtlichen Grundlagenwerk wird die reichhaltige Produktion von italienischer Literatur in den Ländern der österreichischen Monarchie bis 1797 dokumentiert und die außergewöhnliche Position des Wiener Hofes bezüglich der Verbreitung italienischer Sprache und Kultur in Österreich dargestellt. Der Band enthält ein vollständiges Verzeichnis der über 2300 in Österreich gedruckten Werke in italienischer Sprache.

2011. 774 S. 10 S/W ABB. GB. 170 X 240 MM.
ISBN 978-3-205-78730-3

Die vorliegende Geschichte der lateinischen Literatur im historischen Tirol stellt den ersten Versuch dar, das lateinische Schrifttum einer Region von den Anfängen bis zur Gegenwart vollständig zu erfassen und aufzuarbeiten. Neben Belletristik werden auch wissenschaftliche Werke sowie Gebrauchstexte aller Art behandelt. Sämtliche lateinische Textbeispiele sind übersetzt. Das Werk ist dadurch für Vertreter zahlreicher historischer Disziplinen von Interesse.



ISBN 978-3-205-78868-3 | WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM